4° Per. 7 lh (1849

Inhaltsverz. beschädigt
(unvollst.)

Digitized by Google

<36636677960018

<36636677960018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Erheiterungen.

Ein Unterhaltungsblatt.

Jahrgang 1849.

Aschaffenburg.

Verlegt bei Wailandt's Wittib.

Digitized by Google

4. — Winterlied.
ließe dich. 27. —
iche Kaiserlein. 47.
wort des deutschen
3. — Einem Ver-
helden. 71. —
— Oesterreich.
ichene Bauer.
te von einem
rnfall. 114.
gionen des
Die drei
n Karl
rzher-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Erzählungen.

Herr und Knecht. 1. — Hochmuth und Demuth. 15. — Das Mailehen. 23. — Das alte Schloß. 31. — Der Bilderstürmer und seine Braut. 37. — Die Tochter des Reichskanzlers. 43. — Nach Stürmen Ruhe. 51. — Der Mutter Grab. 74. — Vier Stockwerk. 86. — Die Wahrsagerin. 97. — Das erlogene Kind. 104. — Der Enkel des Herrschers. 105. — So ward die Ehre gerettet. 127. — Der Strumpfkrämer. 134. — Ein Geheimniß. 138. — Lydia. 138. — Egeria. 168. — Alles ist möglich. 170. — Valeska Carolyi. 185. — Herzensräthsel. 191. — Abu Obaida, der Arzt der Wüste 199. — Der Schiffskobold. 206.

Vermischte Aufsätze und kleine Erzählungen.

Louis Napoleon Bonaparte. 1. — Robert Blum. 7. — Geistesgegenwart. 17. — Joseph Graf von Radetzky und die italienische Armee. 29. — Sitzungslokal der beiden Kammern in Berlin. 38. — Anekdote von Johann Jakob Engel. 40. — Die Paulskirche. 41. — Windischgrätz und Kossuth. 41. — Rückert zu Hohenschwangau. 55. — Eisenbahnen in Deutschland. 55. — Schilderung aus der preußischen Kammer. 59. — Verhandlungen des Schwurgerichts von Unterfranken und Aschaffenburg. 63. — Bruchstücke einer im katholischen Vereine dahier am 22. April gehaltenen Rede. 70. — Der Volksverein zu Aschaffenburg. 71. — General Bem. 77. — Rede eines unterfränkischen Abgeordneten bei der Nationalversammlung. 78. — Ludwig Kossuth. 80. — Heinrich v. Gagern. 87. — Der Russe Bakunin und die deutsche Revolution. 91. — Rede des Ministers v. d. Pfor[illegible] über die deutsch[illegible] 99. — Drei russische [illegible] briefe des Erzherzogs Reichsverweser [illegible] Ueberfall von Friderizia. 118. — [illegible] in der Times. 125. — Aus Ungarn. 126. — Aus Italien. 127. — Von der Tann. 128. — Arthur Görgey. 130. — Einige Mittheilungen für deutsche Auswanderer nach Nordamerika. 140. — Rede bei der Preisvertheilung der Landwirthschafts- und Gewerbschule dahier. 143. — Haynau. 149. — Luftschiffer Arban. 151. — Ueber den Geschäftsbetrieb der Auswanderungs-Agenten. 155. — Theaterrezensionen 158, 162, 166, 169. — Der Stiefel Napoleons. 161. — Die Pennypost. 167. — Hinrichtungen in Arad. 181. — Prozeß des Manningschen Ehepaares in London. 187. — Ein Brief Charles Dickens über die Todesstrafe. 188. — Der 4. Januar 1805 auf dem Schloß zu St. Cloud. 189. — Die Einquartirung. 191. — Tacitus' Germania in einer neuen Lesart. 192. — Ein Brief aus Highland. 193. — Leitung aus Appenzell zur Geschichte der Hinrichtungen. 198. — Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung. 201. — Die Belagerung von Temeswar. 203.

Humoristisches.

Eine unvorhergesehene Begegnung. 10. — Deutsche Zöpfe. 16. — Heulerspiegelungen. 37. — Akademisch-naturhistorische Vorlesung über die Ehe. 84. — Der überlistete Listige. 85. — Karten. 86. — Eigenthum ist Diebstahl. 86. — Der widergenesene Saphir. 89. — Der Schlachter und der Advokat. 95. — Versuch zur Ansiedelung. 123.

4. — Winterlied.
hließe dich. 27. —
iche Kaiserlein. 47.
wort des deutschen
3. — Einem Ver-
Helden. 71. —
— Oesterreich.
iedene Bauer.
hte von einem
rnfall. 114.
gionen des
Die drei
n Karl
rzher-

Skiz-
zösischen Re-

und Völkerkunde.

Statistische Uebersicht d österreichischen Monarchie. 15. — Reise nach Kafornien. 17. — Bilder aus Rußland. 31. — Di österreichische Armee. 46. — Aus dem Bande. 51. — Ein Besuch auf Alsen. 68. — gram. 82. — Rimnik und der rothe Thurmpaß. 83. — Befestigungen von Rom. 98. — Skizzen aus Schleswig-Holstein. 100. — Preußisches Militärwesen. 104. — Vier Monate unter den Goldfindern in Oberkalifornien. 146. — Adelaide in Australien. 207.

, 2, 3, 4,
22, 23, 25, 30, 3
42, 44, 45, 46, 48,
66, 67, 70, 72, 73, 75, 76, 77, 79,
89, 90, 91, 92, 94, 95, 97, 99, 100, 102, 103,
104, 105, 106, 108, 110, 120, 121, 124, 127,
128, 130, 136, 139, 141, 142, 145, 146, 147,
148, 150, 152, 153, 156, 160, 161, 164, 165,
168, 172, 173, 174, 175, 176, 182, 183, 184,
185, 186, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 200,
204, 205, 206, 208.

Räthsel.

1, 3, 5, 8, 10, 16, 22, 24, 28, 41, 44, 46, 48, 51, 53, 57, 60, 62, 64, 67, 69, 72, 74, 77, 82, 86, 89, 92, 96, 98, 100, 109, 113, 115, 119.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erheiterungen.

Dienstag № 1 2. Januar 1849.

Herr und Knecht.

Novelle von Anton Langer. *)

1.

Die leisen Klänge einer kleinen Kirchenglocke riefen die Bewohner eines ziemlich unbedeutenden ungarischen Dorfes zur Erfüllung einer traurigen Pflicht. Eine Braut war gestorben; ihren schlicht gezimmerten Sarg, den sechs Mädchen trugen, hatten sie geschmückt mit jungfräulichem Rosmarin, mit der bräutlichen Myrthe; wohl all des Dorfes Bewohner schritten hinter der Leiche drein, als diese von der Kirche weg, wo der Priester den letzten Segen über sie gesprochen und die Asche auf sie gestreut, hinausgetragen wurde zum stillen Friedhofe. Es war ein ernster, wehmüthiger und doch schöner Anblick, als sie sich dort um das Grab reihten in schweigender Bekümmerniß. Der Abend schwamm in rosenfarbner Gluth über den Rebenhügeln des Hegy-Allya-Gebirges, hinter welches so eben die Sonne hinabgestiegen war; einzelne Sterne, silberblinkende Vorläufer des großen, nachziehenden Heeres, tauchten bereits am tiefblauen, der untergehenden Sonne entgegengesetzten Ende des Firmamentes auf, Silberthränen in einem schönen Auge; und über das ganze herrliche Weinland, dem inmitten der stille Acker des Todes lag, war jener süße abendliche Duft, jene milde Verklärung ausgegossen, die, der scheidenden Sonne Begleiterin, das Menschenherz mit stillem Ernste, mit heiliger Wehmuth erfüllt; hier aber war der Eindruck noch tiefer, noch wehmüthiger; inmitten all der Herrlichkeit der Natur gähnte ein Grab und in dieses verschloß unerbittliche Nothwendigkeit eine Jungfrau in der Blüthe ihrer Jugend, prangend mit allen Reizen, welche die Natur ihren bevorzugten Lieblingen ertheilt; manch ein Greis kniete an des Grabes Rand, dessen spärliche Locken, dessen zitternde Hand, dessen wankender Fuß den Schritt in das unbekannte Land wohl leichter gemacht hätte, und er lebte, indeß die dunkle Locke mit dem Todtenkranz aus weißen Rosen umflochten, um die Hand, die kleine, süße Hand, bestimmt das Erdenglück eines wackern Mannes zu gründen, erstarrt war im Tode. Männer, Weiber und Kinder knieten um das Grab, leise flüsternd bewegten sich ihre Lippen im brünstigen Gebete, nur manchmal unterbrach ein etwas lauteres Schluchzen die Stille; endlich aber erhob sich einer von den betenden Greisen und stand hoch aufgerichtet, eine stolze kräftige Gestalt in der stattlichen Tracht der Magyaren; der letzte Strahl der Abendsonne schien die Silberlocken seines schönen, entblößten Hauptes in Gold verwandeln zu wollen, und goß über sein bleiches Antlitz einen warmen, wohlthätigen Hauch; aus den dunkeln Augen rann noch eine bittere Thräne in den grauen Schnurrbart; dann aber sagte er mit fester Stimme: „Seyd bedankt, Freunde und Nachbarn, für den letzten Liebesdienst, den Ihr meinem armen Kinde erwiesen. Der Herr lasse sie ruhen im Frieden!“ Und eine segnende Bewegung machte der Vater über das Grab hin, während es leise im Chore „Amen! klang, und die alten Erdschollen hinabwarfen, die Jungen aber zahllose Blumen, als sollte der Jungfrau Leiche nicht mit Erde bedeckt werden, sondern mit Rosen und Vergißmeinnicht.

Nach und nach schritten die Leichenbegleiter von hinnen, so daß es immer leerer und leerer ward auf dem Kirchhofe. Der Vater hatte sich vor ein schlichtes Kreuz gekniet das inmitten der Gräber stand, als ein Sinnbild der Ewigkeit und der Auferstehung zwischen den Hügeln des Todes; er blickte betend hinauf zu dem Mittler, und das bleiche, schmerzvolle, dornengekrönte Antlitz des Heilandes war nicht trauriger als das seine.

Während nun der Vater dort am Kreuze im leisen Gebete für das Seelenheil seines Kindes sich an den Ewigen wendete, ging im Friedhofe eine Scene eigener Art vor. Es trat nämlich zwischen den Fliederbüschen, die am Eingange des Friedhofes hoch und dicht standen und durch deren vergelbendes Laub der Herbstwind bereits mit leisem Hauche flüsterte, plötzlich ein junger Mann hervor, blickte rasch nach allen Seiten um, und da er Niemand mehr erblickte, weil das Gebüsch ihm den betenden Alten verbarg, so war er mit einem Sprunge am Grabe des Mädchens, dort aber warf er sich nieder, drückte sein schönes Antlitz gegen den Boden, daß seine dunklen glänzenden Locken der Staub der Erde befleckte und die Schollen des Grabes seine Thränen

*) Aus dem Taschenbuche „Gedenke mein!“ für 1849. Wien, bei Pfautsch und Voß.

Digitized by Google

tranken; während er sich ganz jener wilden Leidenschaftlichkeit hingab, die den Völkern des Orients eigen, auch bei den Magyaren in Momenten hervortritt, wo bitterer Schmerz oder tolle Lust zum Durchbruche kömmt.

„Rosi, mein süßes Bräutchen,“ klagte er, „Stern meiner Nacht, warum bist du verwelkt und entblättert, Rose meines Lebens, Blume meiner Liebe, du bist verrauscht und verklungen, wie ein süßes Lied, das, in stiller Nacht in der Ferne gesungen, an uns vorüberzieht in wehmüthiger Liebessehnsucht; keiner weiß, woher es klingt, wohin es fliegt, aber die Melodie hängt sich an unser Herz, und wir reihen uns drum und finden sie doch nicht mehr; wie ein süßer Traum einer Mainacht schwandest du, noch zittert das Herz vor Freude, noch breiten sich sehnsüchtig die Arme nach dem Wahngebild, aber der Traum ist aus und das Bild entschwunden; dein Auge war der Blitz, der mir leuchtete im Sturm des Lebens, dein Mund war gleich dem duftigen Alpenröslein, das zuerst herausblickt zwischen dem Schnee; dein Haar war gleich der dunkeln Wolke, die über den Himmel fliegt, wenn es um deine weiße Stirn sich schmeichelnd bog; wenn die Schwäne gegen den Süden ziehen, so wissen wir, daß der Winter kommt, aber wenn sie heimwärts fliegen, wenn wir sie wiedersehen mit den großen breiten Schwingen, dann wissen wir, daß es Lenz wird im Lande; so auch bist du fortgeflogen, schöner, glänzender Schwan, und der Winter ist eingezogen in meine Seele; wann aber wirst du wiederkehren? Ach, ich darf keinen Frühling hoffen, denn du kehrst nimmer wieder, mein Frühling ist Herbst; mein Stern erloschen, mein Schwan verflogen, meine Blum entblättert; o Rosi, mein süßes Lieb, meine süße Braut warum bist du todt?“

So klagte der Ungarjüngling in jener wilden, blüthenreichen Bilderpracht, die der magyarischen Sprache, als einer orientalischen eigen, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte, und eine tiefe Stimme ihm die Worte zurief: „Wimmre nicht wie ein Kind, Janko, sey ein Mann.“

Der Kniende richtete sich auf; es war der Vater des todten Mädchens, der vor ihm stand. Janko ergriff seine Hand und mit überströmenden Augen rief er: „Ich bin Mann; ich habe es bewiesen in manchem Türkenkampf, an deiner Seite, Vater Turok; du hast es gesehen mit deinen eigenen Augen, wie ich gekämpft, du kannst nicht zweifeln, ob ich ein Mann; aber hier ist genug um eine Mannheit zu brechen und aus einem Auge, das nie geweint, die ersten Thränen zu pressen,“ und schmerzvoll deutete er nieder in das Grab.

„Janko,“ sagte der alte Turok ernst, „Gott ist der Allweise und weiß es besser als wir, warum er diese Blüthe gebrochen und einen Engel mehr gemacht für sein ewiges Reich; siehe ich habe mit dem Kinde Alles verloren, aber wir sind Männer, Ungarn; laß das Weinen und die feige Klage den Weibern, füge dich in das Unvermeidliche, sey ein Mann, Janko.“

Der schöne Jüngling senkte das Haupt, es war ihm schwer diese Lehre zu begreifen, doch that er sich Gewalt an und trocknete die Thränen, die noch immer mit Macht herabströmten über das schöne bleiche Antlitz.

Der alte Turok warf einen tief bekümmerten Blick auf den armen Jungen, der so ganz gebrochen schien, dann sprach er: „Wie kommt es, Janko, daß ich dich nicht gesehen in der Kirche, als der Priester den Segen über deine todte Braut sprach; wie kommt es, daß du dem Leichenzuge nicht beiwohntest?“

„Ich konnte nicht,“ versetzte Janko dumpf.

„Und warum nicht?“ fragte der Alte.

„Des Grafen Sohn ist angekommen so eben mit seiner Braut; der Herr hat seinen Liebling empfangen mit wahnsinniger Freude; schnell mußte ein Imbiß für sie bereitet werden und der Herr verlangte, daß ich sie bedienen sollte.“

„Hat er nicht Diener genug,“ fragte der Alte, die Brauen finster zusammenziehend, „daß er gerade dich wählen mußte; doch du hast ihm wohl nicht gesagt, daß dich ein Liebesdienst rufe, ein Todtendienst, der noch vor dem Herrendienst geht?“

„Ich wollte,“ versetzte der Jüngling, „allein er ließ mich nicht zu Worte kommen; er duldet keinen Widerspruch, und was er will, muß geschehen.“

„Ja so ist er, der Tyrann!“ brauste der alte Turok auf.

„Er ist mein Herr,“ sprach der Jüngling, dem Alten einen stolzen Blick zuwerfend, ich habe ihm Gehorsam geschworen und Eidespflicht halte ich, bei meinem Säbel. Oder denkst du, ich sollte mein Wort brechen, wie ein wandernder Jude oder ein Zigeuner?“

„In rechten und guten Dingen ja,“ versetzte Turok düster, „wäre der Türke vor den Mauern von Schloß Uvar und bedürfte der alte Graf meines Säbels, ich ginge selbst weg vom Todtenbette meiner Mutter, meines Weibes, meines Kindes; aber in einem Schlosse, wo es von Dienerschaft wimmelt, gerade den zum Tafeldienst zu wählen, dem man die Braut zu Grabe trägt, ist Sünde, ist Tyrannei.“

Es ist nicht zu verkennen, daß des alten Turok Rede einen leisen Stachel in Janko's Brust zurückließ, doch vertheidigte er muthig seinen Herrn und sprach: „Du thust ihm Unrecht, Vater Turok, der Herr läßt sich am liebsten von mir bedienen, so auch der junge Graf; sollte nun der Alte in seiner Gewohnheit gestört werden, sollte der junge Herr, der eben erst angekommen, ein fremdes Gesicht sehen, statt meinem treubewährten, das ihm bekannt ist aus mancher Türkenschlacht? Nein, nein, du thust dem alten Uvar Unrecht, Vater Turok.“

„Nun, wie du meinst,“ brummte der Alte in den Bart, „doch ich glaube, es wird eine Zeit kommen, wo du auf meine Reden denken wirst.“

„Laß uns nicht streiten hier an diesem Grabe,“ sprach der Jüngling, seine Hand schüttelnd, denn der Schmerz der todten Liebe, der einen Augenblick vor der jedem Ungar heiligen Pflicht seinen Herrn zu vertei-

Digitized by Google

digen, unterdrückt worden war, gewann in seiner Seele wieder die Oberhand; „laß uns lieber vereint um sie klagen, die wir nimmer wieder sehen, nimmer wieder in unsere Arme pressen sollen. O Turok, wir haben Alles verloren!“

„Alles, nur nicht die Hoffnung auf das Wiedersehen jenseits.“

„Du hast Recht. Laß uns gehen, hier ist unseres Bleibens nicht.“

Mit diesen Worten suchte sich der Arme die unerbittliche Nothwendigkeit gefüger zu machen; in diesem Augenblicke trat auch der Todtengräber mit der Schaufel heran, um die letzte Decke, die kühle Erde, über ein Herz zu breiten, das noch vor Kurzem liebend nnd glücklich geschlagen. Janko warf noch einen Blick in das Grab, einen langen, schmerzlichen Blick, der mehr sagte, als es Worte vermögen, dann ergriff er des alten Turok's Hand und sagte entschlossen: „Komm', Vater, gehen wir.“

Arm in Arm verließen die beiden Männer den Kirchhof; der Abend hatte sich indessen tiefer gesenkt und als sie vor das Thor des Gottesackers traten, stieg eben langsam der Mond über die Weinberge herauf und versilberte mit seinen Strahlen die Zinnen des alten Schlosses Uvar, das hoch und stattlich auf grünem Hügel sich in die Wolken hob. Die Fenster des alten Feudalsitzes waren festlich erleuchtet und lustige Musik schallte ins Thal herab. Aufmerksam horchte Janko auf die Klänge; eine gewisse Unruhe schien sich seiner zu bemächtigen.

„Was bedeutet diese Musik?“ fragte Turok.

„Der Graf hat ein Bankett veranstaltet,“ versetzte Janko, „und rasch nach allen Seiten reitende Boten entsendet, die Edelleute der Nachbarschaft zu laden; ich sollte nach Combascza zum Vicegespan; aber der braune Mischko ist für mich geritten; nun scheint es, hat das Fest begonnen, ich muß eilen; lebt wohl, Vater Turok.“

„Ich dachte,“ antwortete der Alte bitter, „du würdest den heutigen Abend bei mir zubringen. Sieh, Janko, wenn ich nun nach Hause komme, da wird keine liebe bekannte Gestalt mir entgegen treten, kein süßer Mund mir guten Abend bieten, keine weiche Hand mir die Mütze von dem grauen Haupte nehmen und den Krug mit Erlauer vor mich hinstellen; es wird recht einsam seyn bei mir zu Hause.“

„Ja wohl einsam,“ seufzte Janko.

„Und da meinte ich denn,“ fuhr Turak wehmüthig fort, „du, der mir der Nächste und Liebste auf der Welt, du solltest dich zu mir setzen und mit mir plaudern von meiner armen Rosi —“

„O Vater —“

„Ja, ja von meinem armen Kinde; es würde uns beiden das Herz leichter machen. Und wenn wir gar zu weibisch würden, so wollten wir uns erinnern an die Tage der Gefahr, wie wir zusammenstanden in der Schlacht von Zentha, wie du den Türkenhieb von meinem Haupte abgewendet, und wir wieder zusammen ziehen wollen, wenns von Neuem losgeht.“

„Aber Vater, man bedarf meiner im Schlosse —“

„Ah pah, jeder von den Gästen bringt drei, vier Diener und Heiduken mit, sie werden deine Abwesenheit nicht vermissen; hat doch der Graf über hundert Burschen im Schlosse, was kann's ihm schaden, wenn der einzige Janko bei seinem alten Freunde bleibt.“

Unschlüssig schwankte Janko. Sie waren indessen langsamen Schrittes bis ans Dorf gelangt und standen vor des alten Turok's Hause; treuherzig faßte dieser den Jüngling am Arme und sprach: „Tritt ein, Janko, geh nicht vorüber; laß die oben im Schlosse thun und treiben, was sie wollen, das laute Fest taugt nicht für ein gramgebeugtes Herz und ihre Lustigkeit würde dich doppelt traurig machen; tritt ein, Janko, laß uns von meiner — von deiner Rosi plaudern.“

Der arme Bursche konnte den milden Worten des Alten nicht länger Widerstand leisten; noch einen Blick warf er hinauf auf die funkelnden Fenster des Schlosses, dann reichte er dem alten Turok die Hand und trat mit ihm ins Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Aus der Kölner Zeitung.)

Als Ludwig Philipp die Asche Napoleon's dem Felsen von St. Helena — dem einzigen ihrer würdigen Grabmale — entriß, gleichsam um Europa zu zeigen, daß seine Dynastie es sogar wagen könnte, mit Napoleon's Asche ungestraft in Berührung zu kommen, dachte der Mann, der für den Sturz des zehnten Karl keine Thräne des Mitleids gefunden, in seinem Uebermuthe wenig daran, daß ein Neffe des großen Kaisers, ein Mann ohne alle persönlichen Vorzüge, ohne Vergangenheit, ohne Ruhm, der Erbe einer Revolution seyn würde, die ihn nach achtzehn Jahren einer Regierung, über welche die Fürsehung das Füllhorn ihrer Gunst ausgeschüttet zu haben schien, von dem mächtigsten Throne der Welt vertreiben sollte. Ludwig Philipp muß es erleben, wie der unbesonnene Held von Straßburg durch Millionen Franzosen an die Spitze des Staates gestellt wird, während der edle Herzog von Orleans vergessen ist, während der einsichtsvolle Nemours, der tapfere Joinville, der begabte Aumale in der Verbannung leben, während er selber seine letzten Tage in einem **Otium sino dignitate** zubringt.

Bevor wir untersuchen, wie dieß gekommen, wie Ludwig Napoleon möglich wurde, wollen wir erforschen, wer der Mann ist, dem die Gunst oder — das Un-

Digitized by Google

glück zu Theil wurde, von der französischen Nation zum Kurtius der Februar-Revolution auserwählt zu werden.

Als Napoleon die Fehler, wie die großen Thaten der französischen Revolution zu der Stufenleiter gemacht, auf welcher er zu der Weltherrschaft emporsteigen sollte, als er, auf dem Gipfel angelangt, sein Werk unerschütterlich begründen, den Grundbau seiner Schöpfung in die Zukunft senken wollte, versammelte er alle diejenigen, die seinen Namen trugen, um sich und machte sie zu Satrapen seines unermeßlichen Reiches, und ihre Kinder sollten mit den seinigen seine Dynastie verewigen. Als er Josephinen geheirathet, deren Kinder er wahrhaft väterlich liebte, suchte er zwischen dieser Familie, die er adoptirte, und der seinigen durch die Heirath seines Bruders Ludwig mit Hortense, der Tochter Josephinens und des Grafen von Beauharnais, ein noch engeres Band zu knüpfen. Ludwig's erster Sohn wurde allgemein als der Erbe des kinderlosen Konsuls Bonaparte betrachtet, und letzterer schloß sich, sobald er Kaiser geworden, der Ansicht des Publikums an, indem er durch das Senatus-Konsultum vom 18. Mai 1805 feststellte, daß bei Mangel an Erben seines ältesten Bruders Joseph die Kaiserwürde auf seinen Bruder Ludwig und dessen männliche Erben übergehen sollte.

Der jetzige Ludwig Napoleon Bonaparte besitzt also neben der ihm zu Theil gewordenen Volksgunst noch einen Rechtstitel, den er geltend machen kann, sobald die Umstände ihm angemessen erscheinen sollten, um als Erbe der Napoleonischen Dynastie aufzutreten. Denn er ist der dritte Sohn des oben erwähnten Ludwig ehemaligen Königs von Holland, der später unter dem Namen eines Grafen von St. Leu verscholl. Napoleon sagte von seinem Bruder Ludwig, er habe Geist, sey eben kein böser Mann, aber ein Mensch könne bei diesen Eigenschaften manche Thorheit begehen. Ludwig's Geist, meinte er, sey von Natur aus verkehrt und dem Wunderlichen zugethan. Die Briefe von Rousseau hätten ihn verdorben. Er sey außer Stande, aus sich selbst große Plane zu fassen, und höchstens fähig, Lokal-Einzelheiten zu behandeln. So sprach Napoleon von seinem Bruder Ludwig in Worten, welche auf unseren Helden, seinen Sohn, vielfache Anwendung finden.

Der jetzige Präsident der französischen Republik wurde am 20. April 1808 zu Paris geboren und am 4. Nov. 1810 zu Fontainebleau von dem Kaiser und Marie Louisen über die Taufe gehalten, welche Kardinal Fesch vollzog. Der junge Ludwig stand bei dem Kaiser in besonderer Gunst und erwiederte dieselbe durch unerschütterliche Anhänglichkeit. Als der Kaiser nach seiner Rückkehr von Elba und den glorreichen hundert Tagen abermals die Verbannung antreten sollte, war Ludwig kaum davon abzuhalten, dem Kaiser zu folgen. Aus Frankreich verwiesen, brachte Ludwig einige Jahre in Augsburg zu, wo er sich, wie uns Augenzeugen aus damaliger Zeit versichern, mehr durch Gemüth als durch glänzende Geistesgaben auszeichnete. Bald finden wir ihn in der Schweiz, wo er unter andern den Militär-Studien, sey es aus Neigung oder auf den Rath seiner Umgebung, obliegt. Auch aus dieser Zeit schildern ihn Augenzeugen, welche sich in seiner unmittelbaren Nähe bewegten, als einen Mann, der bestimmt schien, sein Leben in unbrachteter Mittelmäßigkeit zuzubringen. Die Juli-Revolution nährte in den Napoleoniden Hoffnungen auf eine Wiederherstellung ihrer Dynastie, welchen mit Feuer anzuhangen, Ludwig, der damals auf der Kriegsschule zu Thun studirte, nicht der Letzte war. Diese Hoffnungen scheiterten nicht bloß, sondern es vergönnte die argwöhnische Politik Ludwig Philipps den Napoleoniden nicht einmal, in ihr Vaterland zurück zu kehren. In diese Zeit fällt die erste thätige Theilnahme Ludwig's an den Weltereignissen: wir finden ihn mit seinem Bruder unter den Insurgenten der Romagna. Als aber letzterer zu Forli gestorben war, kehrte Ludwig nach einer Reise nach England zu seiner Mutter auf das Schloß Arenenberg bei Thurgau zurück, ohne aus seiner Theilnahme an dem italienischen Aufstande sonderlichen Nutzen für seinen öffentlichen Charakter gezogen zu haben. In Arenenberg schreibt er eine Broschüre unter dem Titel: „Rêveries politiques“, und die „Considérations politiques et militaires sur la Suisse“, auch gibt er sein „Manuel sur l'Artillerie“ heraus, nachdem er 1834 in Bern zum Artillerie-Hauptmann ernannt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Leipziger Zeitung wird für ein Landgut in der Umgegend von Dresden ein gesinnungstüchtiger Kuhjunge gesucht. Er muß ein Junge des Fortschrittes seyn, da die ihm anvertraute Heerde ohne Peitsche gehütet werden soll. Um demselben auch die Errungenschaften der Neuzeit genießen zu lassen, wird er von seinem Dienstherrn mit „Sie“ angeredet werden. Vorausgesetzt wird, daß sein Zeitbewußtseyn ihm selbst sagt, daß Lohn und Kost nur spärlich gereicht werden kann. Geneigte Offerten unter Chiffre: H. H. H. poste restante Dresden.

Logogryph.

Mit B ist jeder bied're Mann,
Und ohne B ist's Jedermann.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 2 4. Januar 1849.

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

2.

Das alte Schloß Uvar, eines von jenen Felsennestern, welche kühne Männer des Mittelalters sich erbaut hatten zu Schutz und Trutz, bot dem Beschauer einen eigenthümlichen Anblick. Das Gebirge, das mit grünen Reben bedeckt einem fortlaufenden Weingarten glich, aus dem nur hie und da ein weitästiger Kirsch- oder Pflaumenbaum oder die im Abendroth schimmernde Thurmspitze einer Dorfkirche hervorragte, hob sich auf einem einzigen Punkte rasch empor, eine kegelförmige Spitze bildend, auf welcher der alte Feudalsitz Uvar lag, eingeklemmt zwischen den Felsenspalten, wie das Nest der Rauchschwalbe zwischen den Fugen eines verwetterten Schornsteins. Der linke Flügel des stattlichen Herrensitzes war neu erbaut und die großen viereckigen Fenster in der weißblinkenden Mauer gaben diesem Theile des Baues etwas Frisches, Zierliches, was man vielleicht heut zu Tage sogar elegant nennen würde; in jenen Tagen, das heißt, zur Zeit, als die Reformationsstreitigkeiten ausgetobt und durch Eugen's Siege der Türke gedemüthigt Frieden geboten hatte, waren derlei französische Benennungen Sitte unter dem Ungarvolke, das eben damals tiefaufathmend von Türkenkampf und Jesuitendruck die ersten Schritte that, um ein frisches, junges Leben zu beginnen, das auf nationales Bewußtseyn gebaut, unter der milden Aegide des Friedens sich immer mehr und mehr entwickelnd, allmälig heranreifte, zum echten Magyarenthum, zum stolzen Selbstgefühl unserer Tage. Den Neubau des linken Flügels trennte ein gewaltiger Thurm, der Mittelpunkt des ganzen Gebäudes vom rechten. Wohl der älteste Theil des ganzen Schlosses mochte es seyn; seine massiven Quadern, seine unregelmäßig angebrachten Fenster, die eigentlich nichts anderes waren als Löcher, mit dicken Eisenstäben vergittert, seine zahllosen Schießscharten, die seltsamen Zacken der Brustwehr verriethen ein hohes Alter; der Sage nach sollte der heilige Stephan auf diesem Thurm gestanden seyn, seine Blicke weit entsendend in das schöne Land zu seinen Füßen; auf demselben Flecke, erzählt die Sage, stand er, wo später die Herren von Uvar ihr Banner aufpflanzten in Zeiten der Bedrängniß und wo es auch heute wehte, jedoch nicht um die Nachbarschaft zu Hülf um Aufgebot zu rufen, sondern zum Zeichen, daß ein fröhlich Fest gefeiert werde in den alten Mauern des Schlosses. Der rechte Flügel, wenn auch nicht im Alter hinanreichend an den Stephansthurm, wie man ihn nannte, verrieth dennoch seine spitzzulaufenden Fenster, deren Kreuz aus einer schlanken Säule bestehend in feinen Adern sich vertheilend in Blum und Arrabeske endete, gothische Baukunst und mittelalterliche Meister, die Kapelle, die sich in diesem Theile befand, und welche frommer Glaube und der Stolz, nicht zurückzustehen hinter andern Herren des Landes, geschmückt, ja überladen hatte mit unzähligen Schätzen der Malerei und Bildhauerkunst und mit hochwerthvollen Kleinoden, war gleichfalls in jenem mystisch-heiligen minneschwärmenden Style erbaut, den die Neuzeit wieder nachzuahmen versucht, und der ihr nicht recht gelingen will, weil sie zwar mehr Geschmack, vielleicht auch mehr technische Kenntnisse besitzen, als jene simplen Männer des Mittelalters, weil aber ihrem Herzen die echte und rechte Kunstliebe, die heilige Gottesbegeisterung fehlt, ohne die man keinen Tempel dem Ewigen baut, wenn man auch recht hübsche Zinshäuser und Kasernen anfertigt. An den Wänden standen zahlreiche Denkmäler, in grober zierlicher Schrift je nach dem Zeitalter, die Thaten der Schloßherren verkündend, denn die Sitte wollte es, daß alle Grafen von Uvar hier bestattet wurden, so wie die Söhne am Hochaltare sich trauen ließen nach einer alten heiligen Gewohnheit, welche auch heute Graf Emmerich beobachtet hatte, als er der schönen Helena, der Erbin von Sereth-Falva seine Hand gereicht.

Solch eine Gelegenheit konnte in dem alten gastfreien Schlosse nicht vorübergehen, ohne auf das festlichste begangen zu werden, und so war es auch dießmal. Von Nah und Fern waren Gäste angelangt, stattlich geputzt und mit zahlreichem Dienertroß. Während die Herren sich oben gütlich thaten im Prunksaale des Hauses, lagen die Knechte im Hofe. Da der Herbst denn doch schon ziemlich vorgerückt und die Nacht etwas kühl war, so hatte man im Schloßhofe ein gewaltiges Feuer angezündet, so gewaltig, daß an demselben ein ganzer Ochs gebraten werden konnte, ein Festgeschenk des Hausherrn an die jubelnden Knechte.

Diese, gekleidet in alle Farben nach den Wappen ihrer Gebieter, hatten mit den Dienern des Hauses rasch Freundschaft geschlossen. Ueber die Quadern des Hofraums hatten sie die Bunda geworfen und lagen darauf in fröhlicher Eintracht; die Becher kreisten, und Wein und Braten ward geboten in so reichlicher Verschwendung, als es nur die Gastfreiheit des Ungars thut. Der Schenk dieses Hauses zapfte ein Faß nach dem andern an, und gab dessen goldenen Inhalt der jubelnden Schaar preis, nicht etwa mit süßsaurer Miene, wie es in manchem andern Land die Diener thun, wenn einmal unausweichliche Nothwendigkeit die Herrschaft zwingt, ein Gastgelage zu geben, sondern mit dem freudigen Bewußtseyn, auch etwas zur Verherrlichung des Hauses beizutragen. Eine Zigeunerbande hatte sich in einer Ecke breit gemacht und in den Jubel der Zecher mischte sich der melancholisch-schwärmende Ton der Geige, die bald weint, wie ein liebesieches Mädchen in einer Mainacht, bald auffubelt wie der trunkene Zecher, dem ein neues Glas gereicht wird. Darein flüsterte das Zimbal seine weichen, wehmüthigen Klagen und der Brummbaß schnurrte darein, wie ein übervoller Trinker, der bereits unter den Tisch gesunken auch noch ein Wort darein reden möchte in die allgemeine Lust, aber nur mehr von unten darein brummen kann. Wo aber Zigeunermusik klingt, da beginnt der Magyaren feurig Blut zu wallen und es läßt ihn nicht ruhig mehr, ob er nun auf dem weichen Sammtpfuhl des Edelmannes oder auf dem dreibeinigen Holzstuhl der Csarda sitzt; so auch diese Burschen; obwohl sie Tag' über geritten und gelaufen waren im Dienste ihrer Herren, daß man hätte meinen sollen, es gäbe keine größere Wohlthat für sie, als die müden Glieder auszuraften, so sprangen sie doch in die Höhe bei den Klängen dieser Weisen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen; ein Paar Glückliche erwischten eine und andere von den schlanken Mägden des Hauses mit braunen Gesichtern, feuriggluhenden Augen und dunklen über den Rücken hängenden Flechten; die meisten aber gingen leer aus und mußten, wie es des Magyarentanzes Weise erlaubt, genügsam unter sich die abenteuerlichen Sprünge und Wendungen aufführen, die der Csardas erfordert; dazu klangen im Takte die Sporen und erscholl jener seltsame Ruf der Freude, den der Ungar ausstößt in seiner Lust und den man vergebens durch Buchstaben auszudrücken versuchen würde, oder auch ein jubelndes Eljen, ausgestoßen von den ältern Dienern, welche den Becher mit duftigem Erlauer dem Tanze vorgezogen hatten und beisammensitzend von früheren Zeiten, von Türkenkrieg und Schlachten, vom königlichen Korvinus, von der Bärenjagd und von den Kobolden plauderten, die der Sage nach in den Felsenklüften des Krywan hausen sollen.

„Hollah! da geht's lustig her," rief plötzlich eine kräftige Männerstimme in den lärmenden Haufen hinein, „wußt' ich's doch, wenn man zu Leich oder Hochzeit kommt, auf Schloß Uvar, so klingt es von Bechern; den Schmerz schwemmen sie hinunter mit einem Glas Tokaier, und die süße Freude machen sie noch süßer mit dem Rebenblut von Hegy-Allay, und so ist's Recht, Gott mag's nicht anders."

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Fortsetzung.)

Ludwig Napoleon ist weder für die Fehler dieser Werke, verantwortlich, noch können ihm deren Vorzüge angerechnet werden, zumal in den Augen derjenigen, welche wissen, wie er den Mentoren gehorcht, die ihm auf Schritt und Tritt seit seiner Jugend folgen. In seinen „Reveries politiques" stellt er den Satz auf, Frankreich könne nur durch die Napoleoniden wiedergeboren werden, diese allein seyen im Stande, die Ideen der Republikaner mit den Anforderungen des kriegerischen Geistes der Nation zu verbinden. Diese Broschüre trägt mit Recht den Namen „Reveries" und verdient ihn heute mehr als je; denn trotz des Erfolges Ludwig Napoleon's bei den letzten Wahlen gehört jene Behauptung in das Reich der Träumereien.

Der Tod des Herzogs von Reichstadt eröffnet Ludwig Napoleon ein neues Feld, auf welchem er sich auch bald, dann auf diesem, dann auf jenem Steckenpferde, herumtummelt. Er wirft sich nunmehr zum höchsten Träger und Fortsetzer der Napoleonischen Dynastie, der Napoleonischen Ideen auf, und sucht seinen Rechten durch die abenteuerlichsten Unternehmungen Geltung zu verschaffen.

Die erste war das Attentat von Straßburg, welches am 30. Oktober 1836 erfolgte. Dieser tollkühne Streich findet heute vor den Augen der Schmeichler des neuen Gewalthabers nicht bloß Gnade, sondern wird als eine Handlung großer Klugheit gerühmt. Ludwig Napoleon hätte nämlich durch dieselbe gegen die Proskribirung seiner Rechte Protest einlegen wollen.

Wir wollen in kurzen Zügen jenes Ereigniß in das Gedächtniß unserer Leser zurückführen. Es war seit einiger Zeit eine ungewöhnliche Bewegung unter den Napoleoniden bemerkt worden. Der Graf Survillers war aus Amerika zurückgekommen und hatte sich die Erlaubniß erwirkt, die Hälfte des Jahres auf Gütern, die er in Korsika besaß, zuzubringen. Mehrere Getreue waren nach Arenenberg einberufen worden, andere reisten unaufhörlich zwischen diesem Orte, Straßburg und Paris. Plötzlich brach in Straßburg am 30. Oktober, des Morgens um 4 Uhr, die Verschwörung aus, für welche man den Obersten Vaudrey zu gewinnen gesucht hatte, so wie das 4. Artillerie-Regiment, das er befehligte. Nachdem in der Kaserne der als Napoleon verkleidete

Ludwig (damals 23 Jahre alt) zum Kaiser unter dem Namen Napoleon II. ausgerufen worden war, ging er zum Präfekten, welcher noch im Bette lag, und zum Kommandanten der Stadt, General Voirol, der gleichfalls noch schlief. An der Entschlossenheit des letzteren scheiterte die tolle Unternehmung. Voirol warf in den bittersten Worten Vaudrey seine Treulosigkeit vor, und stieß Ludwig Napoleon zurück, als dieser ihn umarmen wollte. Die Verschwornen hatten sich in dem Geiste des Heeres geirrt, denn nur 200 Mann vom oben erwähnten Artillerie-Regiment wankten, während das 46. Infanterieregiment die Aufforderung des Prinzen nicht allein zurückwies, sondern denselben mit seinen Gefährten verhaftete. Der um 4 Uhr Morgens begonnene Aufstand war um 6 Uhr bereits beendigt. Die Entrüstung war allgemein in Straßburg wie in Frankreich. Die Zahl der Verschwornen war so gering und ihre Person so bedeutungslos, daß man nicht begreifen kann, wie selbst Ludwig Napoleon auf so schwache Elemente hin es wagen konnte, die konsolidirte Regierung Ludwig Philipp's anzugreifen. Unter den Verhafteten befanden sich unter Anderen der Oberst Pauquin, Eskadrons-Chef der Pariser Munizipalgarde, der eben genannte Vaudrey, so wie der Lieutenant Laity, der sich auch jetzt bei der Person Ludwig Napoleon's befindet. Das „Journal des Debats" von damals schrieb in Bezug auf diesen Vorfall: „Sie sind gekommen (die Napoleoniden), ihren Einfluß auf unsere Soldaten zu versuchen; sie sind gekommen, unsere Armee mit einem Namen anzugreifen, der an den glänzendsten Ruhm unserer Zeit erinnert, und den sie sich nicht scheuten, verächtlich zu machen und zu den geheimen Intriguen einer Verschwörung und den Gewaltsamkeiten eines hinterlistigen Streiches zu mißbrauchen; sie haben sich unseren Soldaten mit jener Uniform und jenem Hute des Sieges gezeigt, der zu einer anderen Zeit sie dem großen Heerführer überall nachriß. Was haben sie geerntet? Die traurige Berühmtheit von Verschwörern, die ohne Kampf besiegt, ohne Ruhm gefangen wurden und an der Ergebenheit, welche sie zu verführen suchten, scheiterten." Das war am 2. November des Jahres 1836 die Sprache der „Debats" über den jetzigen Präsidenten der französischen Republik. Durch ein seltsames Zusammentreffen reiste am Tage des Straßburger Attentats der greise General Bertrand an Bord des Dreimasters „Belisaire" nach Martinique ab.

Der Versuch, die Truppen von ihrem, der bestehenden Ordnung der Dinge geleisteten Eide abzubringen war übrigens kein vereinzelter. Auch in Vendome fand am 30. Oktober eine Militär-Insurrektion statt, welche trotz ihres republikanischen Charakters auf Rechnung der Umtriebe der Napoleoniden geschrieben wurde. Beachtenswerth ist ein Artikel, der in damaliger Zeit in den amerikanischen Blättern erschien, des Inhaltes: „Alle Prinzen der Familie Bonaparte sind bereit, nach Frankreich zurückzukehren. So wird Joseph, der sich gewöhnlich zu London aufhält, nöthigen Falls bald in Paris seyn, Luzian wird nicht zögern, ihm zu folgen, Ludwig und Hieronymus sind auf dem Kontinent. Von allen Brüdern hat der Aelteste die heftigste Stimmung gezeigt, als Karl X. nach Schottland gesandt wurde und Ludwig Philipp den Thron einnahm; man hat den von ihm zu jener Zeit veröffentlichten Brief nicht vergessen. Er behauptete, daß der Herzog von Reichstadt, österreichischer Gefangener, auf Frankreichs Thron berufen werden müsse; gleich nach dem Tode des jungen Prinzen verließ er schleunigst Amerika, wo er über zwanzig Jahre sich aufgehalten hatte, und zu London angekommen, sah man ihn häufig Konferenzen mit allen Mitgliedern seiner Familie halten."

Von Parquin, dem bedeutendsten Mitgliede der Verschwörung nach Vaudrey, erzählte man zur Entschuldigung seiner Ergebenheit für die Napoleonische Dynastie Folgendes: Bei einer Musterung Napoleon's stieg ein junger Kavallerie-Lieutenant nach beendigter Inspektion seines Regimentes vom Pferde und stellte sich an das Ende der Fronte. Dem Kaiser fiel die stattliche Figur des Offiziers auf, dessen martialisches Aussehen durch eine Wunde an der Oberlippe noch erhöht wurde. Der Kaiser fand ihn zum zweiten, dann zum dritten Mal auf seinem Wege. Ungeduldig hierüber, rief er ihm barsch zu: Wer bist du? Was willst du? — Neunundzwanzig Jahre alt, eilf Dienstjahre, eilf Feldzüge, fünf Wunden, einem Marschall das Leben gerettet, und dem Feinde drei Fahnen genommen — ich verlange das Kreuz. Er erhielt es. Es war Charles Parquin, der seitdem seinen Enthusiasmus für Napoleon unverhohlen äußerte. Parquin hatte sich auch dem Prätendenten ohne Hoffnung auf Gewinn angeschlossen, denn er war ein sehr vermögender Mann. Vaudrey war vielmehr ein Glücksritter, der im Jahre 1830 zum Obersten befördert worden, weil er sich seinem Regiments-Chef widersetzt hatte. Man hatte später Mühe gehabt, ihn bei der Armee unterzubringen. Voirol, der Mann, der den Aufstand unterdrückte, war einer der ausgezeichnetsten Generäle Frankreichs, ein Mann, der sich als Gouverneur von Algerien die wesentlichsten Verdienste um die Kolonie erworben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen zu einem politischen Kurblatt für das Jahr 1848.

(Aus der Nassauischen allgemeinen Zeitung.)

1. Im März wagten es mehrere patriotische Männer, unter den schwarz-roth-goldenen Fahnen, mit welchen das badische Volk zur Offenburger Versammlung zog, auch eine mit dem deutschen Reichsadler gezierte mitzunehmen. Man erklärte es aber für Reaktion, auch

nur an das deutsche Reich symbolisch zu erinnern, und die Fahne ward unterdrückt.

Wenige Monate später gab es offiziell ein deutsches Reich, einen Reichsverweser, einen Reichstag, welcher dekretirte, daß der Reichsadler das deutsche Reichsbanner zieren solle.

II. Im März kam die Volkswehr auf, im Mai tauste man sie zur Bürgerwehr um, im Juli kamen — die „Reichstruppen.“

III. Im März beschloß man die Verminderung, ja gänzliche Aufhebung der stehenden Heere; im Juni jubelte man, daß der Reichstag sie — um 2 Prozent vermehrt hatte!

IV. Im März erfand man die Sicherheitsausschüsse, im Juni — den Belagerungszustand.

V. Vom März bis November petitionirten die Hessen-Darmstädter um einen „konstituirenden“ Landtag, im November ward ein solcher zusammenberufen, und im Dezember petitioniren sie, daß man — um Gotteswillen den konstituirenden Landtag wieder von ihnen nehmen möge.

VI. Im März verhießen die Volksfreunde in Nassau, welche zum Landtage gewählt werden wollten, Befreiung von möglichst allen Steuern, unerhörte Verminderung der Staatsausgaben, silberne Knöpfe wieder ꝛc.; im Dezember präsentiren die Landstände eine neue — Anleihe, und ein um Hunderttausende vermehrtes Staatsbüdget.

VII. Im März galt bei uns für einen Volksfreund, wer die Einkommensteuer anzugreifen gewagt hätte, und jetzt gilt für einen Volksfeind, wer dieselbe vertheidigt.

VIII. Im März schrieb man Adressen an den König von Preußen, in welchen man denselben im Styl eines Höckerweibes herunterputzte, weil er gewagt hatte, zu erklären, daß er sich an die Spitze von Deutschland stellen wolle, und daß Preußen von nun an aufgehe in Deutschland; im Dezbr. hätte man den König von Preußen in den Himmel erhoben, wenn er nur Das noch hätte thun mögen, worüber man ihn im März so kannibalisch gescholten.

IX. Im März galt es für höchst reaktionär, von einem deutschen Kaiser zu sprechen; im Dezember gilt Dasselbe, den Sonderbündlereien gegenüber, für liberal, ja Angesichts der Stellung, welche Oesterreich und Preußen gegenüber dem Reichstag eingenommen haben, für phantastisch-liberal.

X. Im Juni löste man den reformirten Bundestag auf, weil ein Staatenhaus neben dem souveränen Reichstag höchst verwerflich seyn würde; im Dezember schafft man ausdrücklich ein neues Staatenhaus, welches sich von dem reformirten Bundestage blitzwenig unterscheidet.

XI. Im April beging der hessische Gesandte Lepel ein todeswürdiges Verbrechen, weil er von Vereinbarung des Fünfzigerausschusses mit den Regierungen sprach. Im Dezember wäre man herzensfroh, wenn sich einige Regierungen nur überhaupt mit Frankfurt vereinbaren wollten.

XII. In Wallensteins Lager sagt der Kapuziner:

Auf das U folgt gleich das — W,
Das ist die Ordnung im A-B-C.

Mannigfaltigkeiten.

Sonderbares Bittgesuch. — In Berlin erschien neulich eine Frau bei einem Beamten mit einem ganz eigenthümlichen Anliegen. Sie redete ihn folgendermaßen an: „Jnädigster Herr Konservativ! Erbarmen Se sich eener jedrückten Frau mit acht Kinderchen; es jeht uns man jar nit jut; der Vadder is zwar een Schenie un eene jesinnungstüchtige Natur von Fortschritt un Volksherrschaftlichkeit, alleene abersch det bringt ken Brod nich in det Haus! Ick habe mir schon jemolden bei die Herrn Dimokraten und se haben jesagt: „o Weib!“ haben se jesagt, „euer Mann det is eene Säule vor det Vadderland, denn er is doch een Mann von der Volksmajested, abersch,“ haben se jesagt, die jemeensame Kasse hat nur mehre vier Dahler neun Groschen zwee Fenninge, un det muß man ufsparen vor die Noth,“ haben se zu mich jesagt. Also thäte ich Se anjelejentlich bitten thun, jnädigster Herr Konservativ; verwenden Se Jhne bei Jhre Jenossen, daß se meenem jeliebten Mann eene kleene Verfolgung machen oder sonst was von eener unanjenehmen Jeschichte, damit er in det allgemeene Mitleiden kommen thut und damit die Jesinnungstüchtigen vor ihn eene europäidsche Sammlung machen können. Ach Jotte, Herr Konservativ! det würde uns vor allem Elend helfen; ick bitte jehorsamst!“

Kardinal Lambruschini ist aus Rom als Dragoner verkleidet entflohen. Die Schlösser seiner Wohnung hatte man mit Musketenschüssen geöffnet. Die übrigen Kardinäle sind ebenfalls entflohen. — Dieser Umstand erinnert an einen als Bürger verkleideten Jesuiten, dem ein römischer Weltgeistlicher seine Freude über die Vertreibung der Jesuiten aus Rom ausdrückte. Der verkleidete Jesuit fragte den Geistlichen, ob er eine Prozession mit angesehen habe. Als der Geistliche ihn über diese Frage verwundert ansah, erinnerte der Jesuit denselben daran, daß die Klostergeistlichen vorauszugehen pflegten, daß aber die Weltgeistlichen allezeit nachfolgten. So ist es nun auch gekommen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 3 6. Januar 1849.

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

Das Erscheinen und die derbe Rede des Mannes hatte ein allgemeines Jubeln im ganzen Hause zu Folge; die Trinker erhoben sich vom Boden, die Tanzenden hielten mitten im gewagtesten Sprunge still und beeilten sich, dem Angekommenen zu nahen und ihm die Hand zu drücken. Es war aber dieser ein stattlich, hochragender Gesell; seine Tracht die des gemeinen Ungars, Bunda und Gattje fehlte nicht, doch auf seiner Mütze prangte eine schmucke Reiherfeder in edelsteinbesetzter Agraffe, die Knöpfe seines Wammses waren von Gold und sein ganzes Aussehen zeigte, daß sein Leben ein lustiges, sorgenfreies sey. Man hieß ihn im Lande nicht anders als den schwarzen Andreas, seinen Stand zeigte die Fiedel, die er über die Schulter trug, er war nichts mehr als ein Spielmann, aber einer, den das ganze Ungarland kannte und liebte, denn er war es, der zuerst jene berühmte Weise gefunden, welche man den Marsch des Rakoczy nennt; als der kühne Rebelle auf der Flucht im Walde saß mit gebrochener Kraft und verzweifelndem Herren von Niemand begleitet als seinem treuen Leibknappen und Geiger, eben jenem schwarzen Andreas, da stimmte der jenes tolle Schlachtenlied an, daß dem Rakoczy die Augen kühn erblitzten, und er aufsprang zu einem Wagniß und neuen trotzigen Thaten; die gelehrten Herren haben, weiß Gott was, gefabelt, wie der Rakoczymarsch entstanden sey, es hat sogar so eine gelehrte Perrücke beweisen wollen, daß ein Böhme zuerst den Marsch gezeigt, als ob ein Anderer, als ein Ungar solch tolle, wilde Ungarmusik machen könnte; da sieht man, daß das Volk richtiger urtheilt als die Herren in den Doktorhüten, es hat jene alte Sage, wie der Rakoczymarsch entstand, sorgfältig gehegt und gepflegt; mir hat sie ein alter Zigeuner erzäht, als ich einstmals, ein wondernder Student, an einem grauen Septembertage über die Puszta marschirte, und der mußte es doch wissen, denn er erzählte mir auch, — doch wohin verirr' ich mich, ich wollte nur noch sagen, daß der schwarze Andreas in jenen Tagen, als er den Marsch erfand, seinen Namen mit Recht geführt haben mochte, denn damals war sein Antlitz so braun wie das Marienbild zu Schloßberg, seine Locken, sein Schnurrbart und seine Augen waren so dunkel, daß sie die Feder des Raben beschämt hätten, der auf der Schneefläche am liebsten sich niederläßt, damit die Menschen desto besser sehen sollen, wie schwarz sein Gefieder sey; jetzt aber hatte der Spätherbst bereits dem Spielmann eine Handvoll Reif in Haar und Bart geworfen, daß sie weißlich zu schimmern begannen, aber sein Antlitz war noch immer so braun wie ausgetrocknetes Nußholz und wie zwei Kohlen funkelten die lustigen Augen in die Welt hinein.

„Gott zum Gruß!" schallte es ihm entgegen und Hand auf Hand schlug in die seine.

„Woher des Weges?" fragte der Schenk von Uvar.

„Von Saros-Patak," entgegnete der Gefragte, die Fiedel ablegend.

„Das ist ein gut Stück Weg," meinte einer von den Jüngern.

„Für dich wohl zu viel, Gelbschnabel," höhnte Andreas, „bist wohl noch nicht weiter gekommen, mein Junge, als von Mütterleins Suppenschüssel bis zu der Liebsten Fenster?"

Die Andern lachten, der Bursche mit, indeß der Schwarze fortfuhr: „Was kümmert mich des Weges Länge; meine Beine tragen mich noch so gut als ehemals, da ich das Land gemessen vom Leithafluß bis ans eiserne Thor, und von den Karpathen bis hinab wo sich die Have wälzt. Ich war gut eingelagert in Saros-Patak, aber sobald ich gehört, daß es auf Uvar Hochzeit gebe, da litt es mich nicht länger und ich lud meine Fiedel auf den Rücken — und da bin ich, Gott mag's nicht anders."

„Also bleibst du hier?" riefen viele zugleich.

„Versteht sich," schmunzelte Andreas, „oder glaubt Ihr, ich sey gekommen, um wieder fortzugehen? Aber he da, Schenk von Uvar, lassest du nicht einen alten Bekannten stehen wie einen Meilenzeiger und sperrst das Maul auf, so weit wie Euer Schloßthor, statt zu sehen, daß mein eigenes vertrocknetes angefeuchtet würde, mit einem Tropfen aus Eurem Keller, den der Himmel segne."

Der Schenk von Uvar beeilte sich den Wunsch des durstigen Spielmannes zu befriedigen; nachdem dieser einen langen, langen Zug gethan und darauf behaglich mit der Zunge geschnalzt hatte, lüftete er ein wenig die

Mütze und sprach: „Gott segne das Haus, wo ein Durstiger findet solchen Trank und ein Müder einen Platz, sein Haupt hinzulegen. Es ist ein echtes und gutes Geschlecht diese Herren von Uvar, ihre Herzen sind so fest und treu wie ihre Burg, und so unverfälscht wie ihr Wein. Gott mag's nicht anders."

„Spiel uns was, schwarzer Andreas," riefen Einige, denen die Tanzlust in den Gliedern zuckte.

„Geduld, meine Jungen," versetzte der Schwarze, „laßt mich nur erst zu Athem kommen; so's mir beliebt, werde ichs wohl thun, jetzt aber erlaubt, daß ich mir die Hände wärme, denn die Abende sind verteufelt kühl, und meine Geige läßt sich von keinem steifen Finger berühren, sondern will gestrichen seyn mit warmer, weicher Hand, wie ein sechzehnjährig Jungferlein."

„Was giebts sonst Neues im Lande?" fragte der Schenk, denn in jenen Zeiten unregelmäßigen Verkehres waren es wandernde Spielleute und Hausirer, von denen nicht bloß das Volk, sondern selbst manch ein Edelmann auf einsamem Landsitz seinen Vorrath an Neuigkeiten bezog.

„Nichts," antwortete Andreas achselzuckend, „nichts von Bedeutung; eine Hochzeit, eine Kindstaufe sind heut zu Tage wichtige Ereignisse, von denen man auf zwanzig Meilen in der Runde spricht. Freilich zu meiner Zeit, da vernahm man bald, daß die Türken eingebrochen, oder daß die Kaiserlichen einen Platz mit Sturm genommen oder sonst dergleichen. Seit ein Paar Jahren aber will gar kein ordentlicher Türkenkrieg mehr zu Stande kommen und es ist, als ob Kaiser und Sultan bei einem Glas Wein sich ausgesöhnt hätten in Lieb und Freundschaft. Nun meinethalben, ich kann doch nicht mehr so mitmachen, wie ehedem, und so gönne ichs den armen Hunden, den Bauern, daß sie einmal ihr Korn unter Dach bringen, ohne daß es die Husarenpferde zusammenstampfen oder die Spahis niederbrennen, und wo sollte denn der Wein herkommen, wenn Jahr aus, Jahr ein die Traube von Freund und Feind gestohlen wird vom Stocke weg, noch ehe sie recht zur Reife gekommen."

Nachdem der Geiger dergestalt seine Ansicht über Krieg und Frieden zum Besten gegeben, that er abermals einen langen Zug aus dem Kelchglase, nach dessen Beendigung er von den jüngern Leuten abermals aufgefordert wurde, seine Fiedel ertönen zu lassen.

„Ei, so laßt ihn doch, Ihr Galgenbrut," donnerte ein alter bärtiger Heiduk, „laßt ihn doch verschnaufen, habt Ihr nicht Eure Zigeuner, laßt Euch aufmachen von denen, so viel Ihr wollt, und tanzt nach Eurem Gelüste; den schwarzen Andreas aber laßt bei uns; nicht wahr, Alter, du setzt dich hieher, zündest deine Pfeife an und plauderst eins mit deinen alten Kriegsgefährten?"

„Wohlgesprochen, Laszlo," meinte der Spielmann und zog aus der Ledertasche, die er neben dem seidenen Schnupftuche am Gürtel trug, eine kleine, rothe Thonpfeife, füllte sie und behaglich den duftigen Inhalt anbrennend, nahm er neben den Alten Platz am Feuer.

„Ei Andreas," meinte der Heiduk, „du bist ja auf einmal ganz still geworden."

„Nur Geduld, nur Geduld," brummte der Geiger, „bis die Pfeife gehörig im Zuge, brauche ich meinen Mund zu was Besseren als zum Plaudern; dann aber soll mir das Maulwerk wieder gehen nach Herzenslust, Gott mag's nicht anders. Ich habe keinen Sinn, so still zu sitzen und zu schweigen, wie die Schloßfrau von Tisza-Ujlak."

„Die Schloßfrau von Tisza-Ujlak? was ist's mit der?" fragten Einige.

„Was mit der ist?" meinte der Geiger, „das habt Ihr nie gehört?"

„Nie," betheuerten Alle.

„Nun, da sieht man," brummte der Schwarze, „daß Ihr nie weit herumgekommen seyd im Lande und nichts von dem wißt, was vor Euch geschehen und o' ist doch eine seltsame Geschichte, die Geschichte von der Schloßfrau zu Tisza-Ujlak."

„Gib sie uns zum Besten, Andreas!" drängte der Haufe, der sich dicht um den Sprechenden geschaart hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Fortsetzung.)

Die Regierung hatte ein solches Zutrauen zu der öffentlichen Meinung gefaßt, daß sie die Schuldigen nicht vor ein Kriegsgericht stellte, sondern sie vor die Assisen verweisen ließ. Indessen entzog sie den Prätendenten der gewöhnlichen Jurisdiktion, und bereits am 13. November stand im „Moniteur" zu lesen: „Den Ansichten des Königs gemäß ist Napoleon Ludwig Bonaparte aus dem Arresthause zu Straßburg, wo er verhaftet war, am 10. November abgeführt worden, um an Bord eines Staatsschiffes nach Amerika gebracht zu werden." Der „Courrier français" schrieb in Bezug hierauf: „Der junge Napoleon hat sein Wort gehalten, nichts mehr gegen die jetzige Dynastie zu versuchen, und mehrere Mitglieder seiner Familie haben sich für sein Wort verbürgt." Als aber die Mitschuldigen des Prätendenten vor ihren Richtern erschienen, nahmen die Geschwornen als das Volk das Recht in Anspruch, von welchem der König Gebrauch gemacht, und begnadigte sie gleichfalls durch fast einstimmige Freisprechung.

Schon im nächsten Jahre suchte Ludwig Napoleon in der Krankheit seiner Mutter einen Vorwand, um nach Europa heimzukehren. Als die Königin Hortense

aber am 5. Oktober 1837 gestorben war, fand sich der Prinz dennoch nicht veranlaßt, nach Amerika zurück zu reisen, und als Ludwig Philipp auf seiner Ausweisung aus der Schweiz bestand, da verließ er dieselbe mit der Erklärung, er wolle um seinetwillen ein Land nicht in einen Krieg verwickeln, das ihm die Gastfreiheit geschenkt, und begab sich nach England. Hier schrieb er seine „Idées Napoléoniennes", deren Inhalt gerade aus den letzten Ereignissen seine größte Bedeutung schöpft. Der Kaiser Napoleon wurde in dieser Schrift als der Vollzieher des letzten Willens der französischen Revolution bezeichnet, dessen Pflicht und Sendung es gewesen, die Herrschaft des Gesetzes wieder herzustellen, die Verschiedenheiten auszusöhnen, welche jene große Umwälzung in der Gesellschaft verursacht, die Rechte des Bauers zu begründen und seine Lage zu verbessern, die Fabriken zu beschützen, kurz, eine Regierung zu gründen, welche die demokratischen Neigungen der Franzosen berücksichtigen sollte, während sie für sich selbst die Autorität behielt, die erforderlich ist, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und den Staat zu regieren. Frankreich sey im Jahre 1789 demokratisch geworden, es sey aber schwer, in irgend einem europäischen Staate an eine Republik zu denken ohne Aristokratie. Ferner meinte der Verfasser: obschon aristokratische Regierungen am besten ohne Oberhaupt bestehen und in einer republikanischen Form große Thaten verrichten könnten, so verlange eine demokratische Gesellschaft doch nothwendig, durch eine erbliche Regierung einer Familie vertreten zu werden, deren Interessen mit denen des Volkes innig verwachsen seyen und die im Stande, jene Beständigkeit und Kraft zu verleihen, welche der Demokratie nicht inne wohne. Das sey der Grund, warum das französische Volk mit drei und einer halben Million Stimmen Napoleon im Jahre 1804 die erbliche Kaiserwürde übertragen habe. Diese Kundgebung des Volkswillens ist die Grundlage, auf welcher die Bonaparte die Hoffnungen und die Ansprüche ihrer Dynastie schon damals begründeten. Sie brüsteten sich damit, daß diese Dynastie selber aus dem Herzen des Volkes hervorging, und daß sie allein aufrecht und populär blieb, während seit sechzig Jahren jede andere Regierung von den Franzosen selber über den Haufen geworfen wurde; von der Sympathie aber zwischen dem Volke und ihrem Namen leiteten sie es her, daß selbst ihre Irrthümer und Fehler bei der Nation Nachsicht fanden, während jede Handlung eines weniger populären Geschlechtes eine harte und feindselige Deutung fand. Von diesem Grundplane ausgehend, behauptete Ludwig Napoleon, daß Freiheit und Friede die zwei großen Elemente seyen, durch welche die Plane der kaiserlichen Regierung in Erfüllung gehen sollten. Der Prinz behauptete ferner, daß keine andere Gewalt der Ausübung des unbedingen politischen Stimmrechtes günstiger seyn könnte, weil sie dem allgemeinen Stimmrechte der Nation ihren Ursprung schuldig sey und ihre Stärke nicht in den Ueberbleibseln der Aristokratie liege, wie die Heinreich's V., oder in den oberen und mittleren Klassen, wie die der Orleans, sondern in den Massen des Volkes und in den Bewohnern des Landes mehr, als in denen der Städte — eine Behauptung, welche sich in der That als wunderbar begründet erwiesen hat. — Der Prinz erklärte sich übrigens für einen aufrichtigen Freund des Friedens, gegründet auf die gemeinsamen Interessen der Nationen, und für einen Gegner jener Konflikte, welche oft aus Feindseligkeiten rivaler Fürsten und Dynastieen entstehen, zum größten Nachtheile der europäischen Familie.

Eine verständigere Sprache läßt sich kaum wünschen; leider zeigen uns die Unternehmungen von Straßburg und Bologne, daß der Prinz nur der unverantwortliche Herausgeber dieser Ideen war. Die eben ewähnte Schrift sollte als Einleitung zur Boulogner Komödie dienen, welche am 6. August des Jahres 1840 aufgeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Arbeiterfrage.

* Vom Main, 1. Januar. Mehr als je scheint es nothwendig, daß die Lage der arbeitenden Klassen in Betracht gezogen werde: denn so lange hier keine gründliche Abhülfe gefunden wird, können zwar unsere Verhältnisse auf einige Zeit lang wieder in ein ruhigeres Bett zurückgeführt werden, aber die Urquelle des aufgeregten Zustandes ist damit noch nicht verstopft, und nach kurzer Frist wird der Strom der Revolution und Anarchie um so verheerender ausbrechen. Wir glauben deßhalb das neue Jahr nicht besser beginnen zu können, als wenn wir diese Frage in eine kurze Erwägung zu ziehen versuchen. Bekanntlich hat auch Bayerns König einen Preis ausgesetzt für die gelungendste Bearbeitung der Frage: „Durch welche Mittel kann „der materiellen Noth der untern Klassen der Bevölkerung Deutschlands und insonderheit Bayerns am zweckmäßigsten und nachhaltigsten abgeholfen werden?" — In die Schlagworte der Gegenwart eingekleidet heißt das ganz einfach: es ist ein Preis ausgesetzt worden auf die gelungendste Lösung der sozialen Frage. So Viele sich daran bis jetzt versucht haben, so Wenigen ist die Beantwortung gelungen, weil sie alle ohne Ausnahme einen falschen Weg eingeschlagen haben. Diese soziale Frage läßt sich nicht von oben herab und von Außen hinein, sondern einzig und allein von unten hinauf und von innen hinaus lösen: Assoziation der Arbeiter, Erhöhung der Arbeitslöhne, Arbeitsbeschaffung von Staatswegen, wenn Privatarbeiten in ausreichender Weise nicht vorhanden sind, das sind so unter den bisher vorgeschlagenen Medikamenten wenigstens die unverwerflichsten. Die Unausführbarkeit des Letzteren haben die gänzlich mißlungenen Versuche in Frankreich bewie-

sen; das zweite Mittel richtet sich durch sich selbst, und hat sich bereits gerichtet, weil eine Erhöhung der Arbeitslöhne eine angemessene Erhöhung des Preises nicht allein des Fabrikates, sondern auch der nothwendigsten Naturprodukte zur unausbleiblichen Folge haben muß, der Arbeiter in seiner Lage Nichts gebessert wird, da die Vermehrung seiner Einnahmen durch die damit Schritthaltende Vermehrung oder gar unverhältnißweise Erhöhung der Ausgabe wett gemacht wird. Es bleibt sonach nur die Assoziation als Heilmittel übrig. Diese aber konnte sich bis dahin nicht bewähren, weil sie fast ausschließlich auf Erhöhung der Arbeitslöhne und auf Arbeitserpressung vom Staate gerichtet war. — Wohin soll denn aber die Assoziation ihre Richtung nehmen? Die Beantwortung dieser Frage scheint uns nicht gar schwierig zu seyn. Nämlich ganz einfach dahin, wo ganz allein der Grund der unglücklichen Verhältnisse zu suchen ist. Die Urquelle alles Unglückes der Zeit ist in dem falschen Ehrgeize in der Eitelkeit Aller zu suchen, welche den einzelnen seines Ursprungs vergessen machte und ein unbegränztes Streben nach Applanirung aller Standes- und Lebensverhältnisse hervorgerufen hat. Den Ladendiener, den Arbeiter verlangt nach einem Ministerposten, um da aus für sich zu sorgen und nebenbei die Welt zu reformiren. Ein von oder gar noch mehr vor dem Namen stachelt alle, die es nicht führen dürfen, zu glühendem Hasse gegen die Bevorzugten; von Gottes Gnaden ist etwas ganz Unsühnbares, denn wir sind Einer so viel als der Andere von Gottes Gnaden. Wie sehr und wie oft man sich auch bemüht hat, diese Dinge als die nebensächlichen Aeußerlichkeiten der Bewegung der Gegenwart darzustellen, wir müssen dem widersprechen. Sie sind der eigentliche Kern, der Lebensnerv. Man sehe sich einmal das Leben der untern Klassen der Gesellschaft an. Was sie nicht seyn können, wollen sie wenigstens scheinen. Was der Geist nicht kann, soll wenigstens der Rock machen. Und gerade dieser Rock, dieser sogenannte Sonntagsrock der niedern Stände ist zumeist das Unglück derselben. Denn er soll nicht allein getragen werden, er soll auch gesehen werden, und da geht nun der Arbeiter nicht allein Sonntags, nein auch an den Wochenabenden aus und setzt sich und zecht mit Leuten zusammen, die über Thaler zu gebieten haben, während er nur Groschen oder zu diesem Zweck nur Pfennige kommandiren kann. Da kann natürlich der Arbeitslohn nicht ausreichen, und wie viele andere überflüssige Bedürfnisse hängen noch mit dem Sonntagsrocke zusammen? Weib und Kinder wollen nicht minder bedacht seyn, oder sind es schon vor dem Vater und noch mehr als er. Also lehrt den Arbeiter seine Bedürfnisse beschränken, und ihr sogenannten Vornehmen, geht ihm mit gutem Beispiele voran, nicht daß ihr weniger verbraucht, also weniger arbeiten laßt, nein dadurch, daß ihr dem Arbeiter durch die That beweist, daß ihr den bezahlten Kittel am Leibe eines ehrlichen Mannes mehr ehrt, als den geborgten oder erschwindelten Frack, der die herzlose Unehrlichkeit nur halb bedeckt. Schämt euch nicht mit einem Kittelträger an einem Tische zu sitzen und euer Glas Wein an seinem Glase schlechten Bieres klingen zu lassen. Diese echteste aller sozialen Revolutionen aber wird nur zu bewirken seyn durch Auffrischung des einerseits durch die Heuchelei des Pietismus andererseits durch den Unglauben des Rationalismus bis zum Tode erdrückten religiösen Gefühls. Daher glauben wir, daß die Lösung der sozialen Frage nicht durch den Staat, sondern durch die Kirche zu erwarten ist.

Mannigfaltigkeiten.

Als Kossuth von einem seiner vertrauten Freunde gefragt wurde, was er anfangen werde, wenn sich seine Pläne nicht realisiren, — erwiederte er selbstgefällig: „Dann werde ich Schnellläufer, und besuche Metternich.“

Revolution unter der Erde. — Nach den Berichten aus Chili sind dort in 16 Monaten 140 Erderschütterungen wahrgenommen worden. Also in der Unterwelt auch Krawall! Nicht einmal unter der Erde soll man jetzt Ruhe finden?

Harte Räthsel-Nuß.

In meiner ersten Sylbe — weh! wie ärmlich! —
Wird nur ein halber Dichter Dir genannt;
Die zweite, wohl nicht weniger erbärmlich,
Benennt nur eine halbe Frau von Stand;
Die dritte, gleich den beiden ersten ärmlich,
Macht eine halbe Charis dir bekannt:
Und dieses Kleeblatt von Erbärmlichkeiten
Vermag Dir eine Hölle zu bereiten.

Auflösung des Logogriphs in Nro: 1:

Lieder — Jeder.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 4 7. Januar 1849.

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

Der schwarze Spielmann paffte den Rauch seiner Pfeife ein Paarmal gemüthlich langsam in die Luft hinaus, dann sagte er: „Wer weiß, ob es Euch interessirt, obwohl, wie gesagt, die Geschichte eine höchst seltsame ist.“

Erst nach wiederholten Versicherungen, daß die Geschichte von höchstem Interesse für sie sey, was auch durch die lebhaft blitzenden Augen und die deutlich erkennbare Spannung auf allen Gesichtern hinlänglich bestätigt wurde, begann der schwarze Andreas, der wie alle Erzähler manchmal die Laune hatte, sich ein wenig bitten zu lassen, nachfolgende Erzählung, die nun von Zeit zu Zeit durch einen Zug an der Pfeife und durch einen sich Luft machenden Ausruf der Zuhörerschaft unterbrochen wurde.

„Im Jahre 1670 war es, als der Palatin Wesselenyi sich zusammengethan mit dem Banus von Kroatien Peter Zrinyi und dem Nadasdy und auch den Frangipany und den steirischen Herrn von Tattenbach in das Komplot gezogen, um der christlichen Religion den Gnadenstoß zu geben im Ungarland und des Königs Majestät zu betrügen um Land und Leute und selbe zu verkaufen an den türkischen Erbfeind, wofür sie sich theilen sollten in die Fetzen des zerrissenen Landes, so daß jeder seinen Theil bekommen sollte, als ein türkisches Paschalik. Aber nach des Palatins Tode, der mit weiser Fürsicht gewacht hatte über die Bewahrung des Verschwörungsgeheimnisses, wendeten die Andern nicht mehr so viel Sorgfalt daran, waren lustig und guter Dinge und meinten, es könne ihnen gar nicht mißglücken mit ihrem Plane. Aber diese Sorglosigkeit stürzte sie ins Verderben; vom türkischen Hofe aus berichteten Späher nach Wien, und der Hauptmann Csolnics erhielt zu Tersatz selbst schriftlich von Frangipany den Schlüssel des Geheimnisses; worauf vom kaiserlichen Hofe sogleich rasche Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden, so daß noch vor dem eigentlichen Ausbruche der Verschwörung die Häupter der Verschwornen in Gefangenschaft geriethen, und nach Urtheil und Richterspruch Zrinyi und Frangipany zu Neustadt, Nadasdy zu Wien, Tattenbach aber in Gratz enthauptet wurden. Letzteres Schicksal sollten noch einige theilen, die bei dem vorgehabten Aufstande eine bedeutende Rolle gespielt hatten; unter diesen befand sich auch Stephan von Tisza-Ujlak, ein zwanzigjähriger Tollkopf, der einzige Sohn der Herrin von Tisza-Ujlak, deren Gemahl bei St. Gotthardt gefallen. Die Mutter hatte den Liebling verhätschelt und verzogen, daß dieser ein wildes, ungeberdiges Blut geworden war, dem nichts lieber als Kampf und Gefahr; darum er sich auch heimlich betheiligt hatte an dem landverrätherischen Plane der Verschwornen, nicht aus Liebe für deren Partei, sondern, weil das tolle Wagestück seinem trotzigen Sinne zusagte. Als er nun zu Preßburg verhaftet wurde, wehrte er sich wie ein Rasender und hieb den kaiserlichen Hauptmann nebst einigen Soldaten nieder, bis man seiner habhaft werden konnte. Ihr mögt Euch denken, daß dieser Umstand seinem Prozesse eine schlimme Wendung gab, und er durch kaiserliches Reskript verurtheilt wurde, in Preßburg auf öffentlichem Platze geköpft zu werden. Wie die Mutter auf Tisza-Ujlak das erfährt, läßt sie Alles schwarz umhängen, Dienerschaft und Schloßkaplan müssen Tag und Nacht in der Schloßkapelle beten um Rettung des Unglücklichen aus der Todesgefahr. Sie selbst aber steigt zu Rosse, denn sie war ein echtes Ungarweib und gewohnt den Zügel zu führen und im Bügel sich zu halten, hatte sie doch oft genug mit Bär und Wolf gekämpft in den Wäldern; wie gesagt, die Schloßfrau von Tisza-Ujlak steigt zu Rosse, nur von zwei Dienern begleitet; so reiten sie Tag und Nacht und erreichen in kurzer Zeit Preßburg, wo bereits die ganze Stadt voll Gerede wegen der nahen Hinrichtung; die Männer bedauerten den muthigen Jüngling, die Weiber aber weinten, denn es war ein bildhübscher Junge, und da man von Seite des kaiserlichen Hofes beschlossen hatte ein für allemal ein abschreckendes Exempel zu geben, so war schwerlich zu hoffen, dem jungen Mann im Wege der Gnade das Leben zu erhalten.

Die Mutter, mit dem Tod im Herzen, läuft von einer Stelle zur andern, von einem gnädigen Herrn Richter zum zweiten und erlangt endlich nach langem vergeblichen Bitten die Erlaubniß ihren Einzigen sehen und sprechen zu dürfen, jedoch nur für ein einzig Mal. Als sie nun zusammen kömmt mit ihrem Lieblinge, da bemerkte sie mit Entsetzen, daß die Haft und die Angst seine männliche Kraft gebrochen und daß der,

Digitized by Google

welcher sich mit Lust den Säbeln der Feinde entgegengestürzt hatte, jetzt im tiefsten Mark erbebte bei dem Gedanken unter dem Schwerte des Henkers sterben zu müssen. Zu dem Schmerze, den Liebling zu verlieren, kam auch der Gedanke, die Ehre des alten Heldengeschlechtes zu brandmarken, wenn dessen letzter Sprosse sterben würde als ein Feigling, denn der arme Stephan warf sich laut jammernd an die Brust seiner bleichen Mutter und rief: „Rette mich, o Mütterlein! ich kann nicht sterben, so jung, in der Fülle meiner Kraft, rette mich, o Mütterlein! sonst werde ich am Henkerblocke um mein Leben bitten wie ein feiger Knecht, und wenn sie mir's nicht gewähren, laut jammern vor allem Volke, daß die Schande auf ewig haften wird an unserm alten Namen; rette, o rette mich, mein Mütterlein!“ Da dachte das heldenmüthige Weib, daß, wenn schon das eiserne Geschick des Stammes letzten hinwegraffe, dieser denn doch nicht entehrt in die Grube fahren sollte, und so baute sie einen Plan, wie er nur in der Brust eines heldenmüthigen Ungarweibes reifen kann. Sie versprach dem Herzgeliebten Aufschub seiner Hinrichtung um jeden Preis zu erwirken, sie selbst wolle nach Wien zum Kaiser, um Gnade und Pardon zu erflehen; da es aber wahrscheinlich sey, daß man sie nicht mehr mit dem Sohne sprechen lassen, und noch wahrscheinlicher, daß man ihm Gnade und Pardon erst im letzten Augenblicke verkünden würde, so verabredete sie folgendes Zeichen: Wenn die Mutter am Tage seiner Hinrichtung am Fenster gegenüber des Rathhauses erscheinen würde, die Brust mit einer rothen Rose geschmückt, dann solle er fest und getrost den Weg bis zum Hochgerichte gehen, denn dann habe sie beim Kaiser Pardon erwirkt und seine Rettung sey verbürgt. Nachdem sie nun viel tausendmal sich geherzt und geküßt und die Mutter nochmal den bangen Sohn versichert, daß sie Alles aufbieten würde, um Wort zu halten: scheidet sie aus dem Kerker. Wirklich erlangte sie auch, mag es nun durch ihre Bitten und Thränen, oder durch ihr gutes Gold geschehen seyn, Aufschub der Hinrichtung auf drei Tage, bis sie vom Kaiser zurück seyn würde. Die drei Tage vergehen dem Armen im Gefängnisse in tödtlicher Ungewißheit; endlich am dritten Tage wird ihm bekannt gemacht, daß er sich für morgen zur Hinrichtung möge bereit halten; zugleich aber steckt ihm heimlich der Gefangenwärter, daß seine Mutter bereits angekommen, und wenn sich auch sein Blut eiskalt zum Herzen drängte, so schöpfte er doch neue Hoffnung, denn er kannte seiner Mutter Herz und wußte, daß sie nicht an dem Orte würde zugegen seyn wollen, wo ihr Liebling das Leben verlöre. Als nun die letzte unselige Nacht vorbei und die Morgensonne herauf war im Ost, da tritt er im vollen Edelmannsstaat den Armensündergang an. Aber kaum zum Thore des Rathhauses hinaus fliegt ein Blick der Verzweiflung hinüber nach der andern Seite, doch, wie Balsam sinkt es in sein Herz, denn am Fenster des ersten Stockwerkes steht seine Mutter, bleich zwar — aber an ihrer Brust prangt die rothe Rose, ja sie lächelt sogar ernst auf ihn herüber. Darob erwacht in des Jünglings Brust der alte Muth, die alte Kraft; er weiß ja, daß eine Mutter nicht lügen kann, wo es das Leben des einzigen Kindes gilt; er weiß, daß sein Pardon gewiß ist und geht darum zum Hochgericht wie in die Brautkammer, das Haupt stolz erhoben, mit blitzenden Augen und leichtem, freien Schritt, daß Jung und Alt in den menschenvollen Straßen ausbrach in Bewunderung seines Muthes und in Bedauerniß um den kühnen Jüngling und der Beichtvater an seiner Seite hocherstaunt über die plötzliche Aenderung seiner Gesinnung und seinen Muth, es einem Wunder des Himmels zuschrieb; so erreicht der Jüngling das Hochgericht, mit festem Schritte steigt er die Stufen hinan, doch oben wendet er noch einmal den Blick nach dem Hause, wo die Mutter weilt. Noch steht sie oben, mit derselben geisterbleichen Ruhe, mit der rechten Hand auf die Rose ihrer Brust deutend. Lächelnd sieht es der Jüngling, lächelnd weist er den Dienst des Henkers, der ihm die Binde um die Augen legen will, zurück, und bindet sie sich mit fester Hand selbst um, lächelnd kniet er nieder auf das rothe Tuch, lächelnd legt er sein Haupt auf den Block und — im nächsten Augenblicke fällt sein blutiges Haupt.“

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage langten in Paris zwei telegraphische Depeschen folgenden Inhalts an: „Boulogne, 6. August, 8½ Uhr Morgens. Der Unterpräfekt an den Herrn Minister des Innern. Ludwig Bonaparte hat soeben einen Versuch auf Boulogne gemacht. Er wird verfolgt, und schon sind mehrere der Seinigen verhaftet.“ — „Boulogne, 9¼ Uhr Morgens. Der Unterpräfekt an den Herrn Minister des Innern. Ludwig Bonaparte ist verhaftet. Er ist soeben ins Schloß gebracht worden, wo er gut bewacht werden wird. Das Benehmen der Bevölkerung, der Nationalgarde und der Linientruppen ist bewundernswerth gewesen.“ „Galignani's Messenger“ brachte die ersten Einzelheiten mit dem Bemerken, der Prinz müsse toll seyn. Am 8. August erschien in ministeriellen Zeitungen der offizielle Bericht des Unterpräfekten von Boulogne, welcher im Wesentlichen lautet: „Boulogne, 6. August, Abends. Ludwig Napoleon und sein Gefolge scheinen diesen Morgen um 3 oder 4 Uhr zu Vimereux, einem kleinen, eine Meile von der Stadt Boulogne gelegenen Hafen, durch das englische Paketboot „City of Edinburgh“ ausgeschifft worden zu seyn, das sich hierauf auf der Rhede von

Boulogne vor Anker gelegt hat. Sie haben sich vor Allem eines Douanier-Postens bemächtigt, welchen sie zwangen, sie nach der Stadt zu führen. Auf dem Marsche haben sie Halt gemacht, um zu trinken, und sind gegen 5 Uhr in der Militär-Kaserne angekommen; dort haben sie, unterstützt durch einen Lieutenant vom 48. Regiment, sich bestrebt, die Soldaten hinzureißen, die, auf die Stimme ihres tapferen und ergebenen kommandirenden Kapitän, sämmtlich in der Richtschnur der Pflicht beharrten. In dem Augenblicke, wo der Kapitän in die Mitte seiner Soldaten zu dringen und zu ihnen zu reden suchte, richtete Ludwig Bonaparte ein Pistol auf ihn, dessen Kugel einem Grenadier in den Hals drang; man fürchtete für sein Leben. Aus der Kaserne zurückgeworfen, wollten Ludwig Bonaparte und etwa 30 Mann Offiziere und Soldaten, die ihn begleiteten, die Stadt durchziehen, indem sie Proklamationen verbreiteten und Geld vertheilten. Sie nahmen ihre Richtung nach der oberen Stadt, und als sie vor der Unterpräfektur angekommen waren, rückte ich gegen sie und forderte sie im Namen des Königs auf, sich zu nennen und ihre Fahne niederzulegen. Sie machten einen Augenblick Halt, aber Ludwig Napoleon befahl ihnen, mich zurück zu treiben, worauf ich mich zum Stadtposten begab, wo die Nationalgarde sich bereits versammelte. Ich marschirte an der Spitze einiger Mannschaft nach der Napoleon-Säule, wohin sich die Insurgenten begeben hatten, nachdem sie vergebens versucht, in die obere Stadt zu dringen. Dieselben flohen beim Anblick unserer Kolonne. Bald wurden Ludwig Bonaparte und seine Helfershelfer umzingelt, von allen Seiten verfolgt und mehrere zu Gefangenen gemacht. Indessen wollte der Prinz mit einigen Anderen ein letztes Mittel der Rettung versuchen und durch Schwimmen die Boote erreichen; allein der Hafen-Kapitän wachte, und ihrer sieben, unter welcher Zahl Ludwig Bonaparte war, wurden durch ihn verhaftet und auf das Schloß gebracht. Zwei Insurgenten sind umgekommen, der Eine durch Ertrinken (er ist unbekannt), der Andere, Herr Faure, Unter-Militär-Intendant, durch einen Flintenschuß. Zwei verwundet; ein Pole durch einen Flintenschuß in der Schulter; er mußte amputirt werden, und sein Zustand ist verzweifelt; der Andere, der Oberst Voisin, durch zwei Kugeln in der Lende und in der Brust.“ Das Dampfboot, auf welchem Napoleon gelandet war, wurde mit Beschlag belegt. Man fand auf demselben neun Pferde, zwei Equipagen und einen lebenden Adler. Die Zahl der mit Napoleon Verhafteten betrug 52, unter welchen sich der General Montholon und der in der Straßburger Emeute bereits genannte Parquin befanden.

Charakteristisch und für unsere Zeit noch immer vom größten Interesse ist das Dekret, welches Ludwig Napoleon erlassen hatte, und zwar des Inhaltes:

„Der Prinz Napoleon dekretirt im Namen des französischen Volkes, was folgt: Die Dynastie der Bourbonen von Orleans hat zu regieren aufgehört. — Das französische Volk ist wieder in seine Rechte getreten. — Die Truppen sind des Eides der Treue entbunden. — Die Pairskammer und die Deputirtenkammer sind aufgelöst. — Ein National-Kongreß wird gleich bei der Ankunft des Prinzen Napoleon zu Paris zusammen berufen werden. — Herr Thiers, Präsident des Konseils, wird zum Präsidenten der provisorischen Regierung zu Paris ernannt. Der Marschall Klauzel wird zum Ober-Befehlshaber der zu Paris versammelten Truppen ernannt. — Der General Pajol behält das Kommando der ersten Militär-Division. — Alle Korps-Chef, die nicht auf der Stelle diesen Befehlen nachkommen werden, sollen entsetzt werden. — Alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die kraftvoll ihre Sympathieen für die Nationalsache zeigen werden, sollen auf eine eklatante Weise im Namen des Vaterlandes belohnt werden. — Gott schütze Frankreich!

„(Unterz.) Napoleon.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vier Burschе waren vom Statisten-Direktor gemiethet, die Elephantenbeine beim Aufzuge der großen Oper vorzustellen. Als der Elephant langsam und gravitätisch vorn über die Scene schritt, fing es im linken Hinterfuße sich seltsam zu regen und zu gebehrden an. Der rechte Hinderfuß, welchem dieß auffiel, sprach zu dem unruhigen: „Du! was machst Du denn für Spektakel?“ — Der linke Hinterfuß erwiederte: „Drüben ist meine Liebste auf der Gallerie, und die soll mich spielen sehen.“

Louis Napoleon Bonaparte.

Im weichen Lehnstuhl saß der Greis, der lebensmüde,
Und um ihn spielte seiner Enkel Schaar,
Auf seinem Antlitz thront ein stiller, heil'ger Friede,
Er wußte nichts von drohender Gefahr.
Durch's Hüttenfenster lächelte die Sonne,
Dezember war's, doch wahre Frühlingswonne
Schien ausgegossen über Wald und Flur,
Kaum noch vom Winter eine schwache Spur!

Die Welt hat sich verkehrt, so murmelte der Alte,
War's damals so — gewiß Er lebte noch,
Der unbarmherz'ge Nord, der unerbittlich kalte
Warf über'n Nacken uns sein strenges Joch.
Das war's allein, was unsre Macht bezwungen,
Die blut'gen Früchte all uns abgerungen:

Wer hätte jenen stolzen Thron gefällt?
Der Bereſina Eis hat ihn zerſchellt! —

Und ſinnend lehnte er das Haupt in ſeine Kiſſen,
Der Jugend Bild ſtand vor der Seele Blick.
Wie manchem ſchönen Traum hat er entſagen müſſen, —
Wie kurz war manches ſchwererrung'ne Glück!
Der Liebe Kranz, wie bald war er zerknittert!
Des Ruhmes Glanz, wie bald war er verwittert!
Verwittert? Nein! Zu hart iſt dieſes Wort:
Er wird getrübt, doch ewig lebt er fort! —

So ſieht er endlich aus dem Grab entſchwund'ner Zeiten
In das ſein tiefes Sinnen ſich verlor,
Den Mann im grauen Rock und kleinem Hütlein ſchreiten,
Den er zu ſeinem Abgott ſich erkor!
Sein Herz jauchzt auf, er fühlt ſich neugeboren,
Die alte Zeit ſieht er heraufbeſchworen,
Die Adler ſieht er fliegen vor ſich her,
Mit ſtolzem Jubel ruft er vive l,empereur; —

Von dieſem Ruf erſchreckt, naht ſich dem Veteranen
Mit flehender Geberd' der einz'ge Sohn, —
„Verzagter Knabe, willſt den Vater du ermahnen?“
Schallt's ihm entgegen in des Zornes Ton,
„Was kümmert mich der Neuzeit tolle Händel?
Dieß Volk ſchwankt hin und her, gleich einem Pendel,
A bas! mit dieſer Schattenrepublik!
Sie fällt vor einem einz'gen Kaiſerblick! —

„Ja, fallen wird ſie! Wahr iſt eu'rer Worte Schrecken,
Mein Vater — einen Kaiſer ſollt ihr ſeh'n
Zum Zweitenmal. Man will die alte Hyder wecken,
Verderbend ſoll ſie durch Europa geh'n.
Die Freiheit flieht vor einem Bonaparte,
Zum alten Spiele miſcht man ſchon die Karte —
Ein Name hat das halbe Land bethört —
Und bald vielleicht iſt es mit ihm entehrt!

Dieß Wort entflammt den Greis, die Augen ſprühen Flammen,
„Entehrt?“ ſo rief er, „ein Napoleon?!“ —
Bei meinem Ehrenkreuz, den möge Gott verdammen,
Der alſo denkt, und wär' er ſelbſt mein Sohn!

Doch ſprich, erkläre mir die Räthſelkunde,
Mir dünkt, ein Mährlein kommt aus deinem Munde:
Ein Mährlein, das von einem Kaiſer ſpricht,
Von ihm? Doch nein! Der meine iſt es nicht! —

Er iſt es nicht. Es iſt ſein Schatten nur, ſein Name!
Mein Vater, Frankreichs Glück ſteht auf dem Spiel,
Wie gern vergeb' ich doch des alten Kriegers Grame
Das harte Wort, das ſeinem Mund entfiel.
Der Adler wird die Fahnen Frankreich's krönen —
Die alten Siegesklänge werden tönen,
Doch ach, ſie haben Eines nicht gezählt:
Der alte Geiſt, die alte Größe fehlt!

Fragt mich nicht mehr, laßt euch an meinem Wort genügen,
Es iſt ein Wahn, dem Frankreich ſich ergibt.
Träumt fort von eurer Zeit, träumt fort von euren Siegen,
Es bleibe ihr Gedächtniß ungetrübt.
Die neue Zeit verſchlingt den Ruhm der alten,
Unſel'ger Hader wird das Land zerſpalten,
Ein Schwächling ſtrebt nach einem Kaiſerthron,
Und an den Stufen wird er ſtraucheln ſchon! —

Den ſtolzen Namen, den die ganze Welt geächtet
Sucht man hervor zum alten Gaukelſpiel,
Auf's Neue wird das Land betrogen und geknechtet,
Denn rückwärts liegt ja dieſer Ränke Ziel.
O, daß ſie ſelber doch ins Netz gegangen,
In ihren Stricken ſelber ſich gefangen!
Daß er ein Brutus wäre! — Doch ſein Rom
Liegt ja verſenkt im Invalidendom! —

Da ſinkt der müde Greis mit Zittern in die Kniee,
O Herr, die Welt iſt nicht die meine mehr!
Ich fühls, o gieb, daß ich zu andern Räumen ziehe,
Dort, wo er weilt, — dahin verlangt mich ſehr!
Soll mir den Namen, den die Helden preiſen,
Die Schmach der Neuzeit aus dem Herzen reißen
Soll ich entkleidet ihn vom Ruhme ſeh'n?
O, laß mich früher doch von hinnen geh'n!

J. Priem.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 5 9. Januar 1849.

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

Der schwarze Andreas machte hier eine Pause; mit schweigender Theilnahme sahen die Zuhörer auf seinen Mund, wohl mochten die meisten den Zusammenhang ahnen, nur der alte Heiduk, der wie alle seiner Gattung von der Natur mit einer nicht geringen Begriffsstützigkeit gesegnet war, rief mit funkelnden Augen, den grauen Schnurrbart drehend: „Erdök, das ist ja eine Rabenmutter, wie kann's ihr einfallen, das eigene Kind im Tode noch zu betrügen?“

„Aber Alter,“ lächelte der Spielmann, „du hast mich ja nicht zu Ende erzählen lassen. Die Schloßfrau von Tisza-Ujlak war wirklich in Wien gewesen vor des Kaisers Thron und hatte um Gnade und Pardon gebeten für ihren Liebling; da man aber alldort beschlossen hatte ein abschreckendes Beispiel zu statuiren für alle Zeiten, so hatte sie nichts ausgerichtet, und mußte mit gebrochenem Herzen rückkehren in die gute Stadt Preßburg. Weil sie also des Lieblings Leben nicht hatte retten können, so wollte sie wenigstens seine und des Hauses Ehre bewahren, daher faßte sie den Entschluß, den Jüngling zu täuschen und ihm die Lebensgewißheit zu verkünden, damit er fest und muthig zum Tode ginge. Deßhalb trug sie die rothe Rose an der Brust, deßhalb lächelte sie ihm zu, wenn sie auch wußte im verzagenden Herzen, daß im nächsten Augenblicke ihres Einzigen Haupt fallen würde; sieh Alter, wir sind schon zusammen gestanden in mancher Türkenschlacht, wo die Säbel tüchtig blitzten und die Kugeln regneten wie Hagelkörner im April, aber in unserem ganzen Heere war kein Herz, das heldenkühner gewesen wäre als jenes Weib.“

Der Heiduk riß die Augen auf, als ob sie aus ihren Angeln gehen sollten, nach einer Pause aber fragte er etwas kleinlaut: „Ich glaube du hast Recht, schwarzer Andreas.“

In diesem Augenblicke trat ein Diener des Grafen zu der Gruppe und fragte: „Ist's wahr, wie man im Saale erzählt, daß der schwarze Andreas angekommen?“

„Hier steht er,“ sagte der Schenk von Uvar.

„Was beliebt?“ fragte der Spielmann.

„Der Herr will seinen Gästen eine besondere Freude machen und entbietet dich sammt deiner Geige in den Saal. Graf Vilagby hat behauptet, der Geiger von Combacsa sey ein besserer Spielmann als du, unser Graf dagegen hat deine Partei genommen, und nun will man sehen, wer von Beiden Recht hat. Komm also, schwarzer Andreas.“

„Gleich, gleich,“ sprach der Geiger, dem bei dieser Anerkennung seiner Kunst die Augen vor Freude blitzten, „laßt mich nur erst meine Geschichte vollenden.“

„So macht schnell,“ meinte der Diener, „man erwartet Euch mit Ungeduld.“

„Also, daß ich Euch noch rasch das Ende sage,“ wendete sich der Spielmann an die Gruppe der Zuhörer, „nach jenem blutigen Tage kehrte die Schloßfrau auf ihr Schloß nach Tisza-Ujlak zurück. Aber es war mit der Frau eine mächtige Veränderung vorgegangen. Sonst war sie ein blühendes Weib gewesen, jetzt hatte die Vernichtung ihre Hand auf sie gelegt. Es giebt im Schlosse Tisza-Ujlak ein Fenster, das hinausgeht gegen die Preßburger Seite; dort saß die Schloßfrau Jahr aus Jahr ein, von Morgen bis Abend, mit Ausnahme der wenigen Stunden, die sie in der Schloßkapelle zubrachte. Immer sah sie starr hinüber gegen Preßburg, wo Ihres Einzigen Grab. Ich habe sie selbst noch sitzen gesehen, als ein junger Kerl. Ihre Züge waren wie von Stein, so still und auch so marmorbleich, ihre Augen, obwohl sie nie weinte, trüb und erloschen, ihr Haar ergraut vor der Zeit aus Kummer. Vor ihr lag Etwas was ich nicht ausnehmen konnte, nachträglich erfuhr ich, daß es die rothe Rose, verdorrt und verwelkt, und eine Locke vom Haupte ihres Lieblings war. So saß sie, wie gesagt, in tiefer Trauer viele Jahre lang ohne zu sprechen, und darum sagt man: Still wie die Schloßfrau von Tisza-Ujlak. Als sie starb, haben sie ihr Rose und Locke mit in den Sarg gelegt. Und nun bin ich fertig mit der Geschichte der Schloßfrau von Tisza-Ujlak.“

„Seyd bedankt, schwarzer Andreas!“ rief der ganze Haufe.

„Nicht vonnöthen,“ meinte der Geiger sich aufraffend und die Fiedel zur Hand nehmend, „setzt aber gute Nacht einstweilen, meine wackern Burschen; macht mir

Digitized by Google

in einem Winkel ein warmes Nest für die Nacht zurecht; ich will jetzt dem Herrn Grafen Vilaghy, der sich so heiß um den Andern annimmt, zeigen, daß der Spielmann, der dem Rakoczy Recht gethan, wohl ein Bischen besser streicht als der Gevatter Geiger von Combacsa."

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Fortsetzung.)

Die Proklamation des Prinzen an das französische Volk lautete:

"Franzosen! Die Asche des Kaisers wird neugeboren nach Frankreich zurückkehren. Die Manen des großen Mannes sollen nicht durch unreine und heuchlerische Ehrerbietung besudelt werden. Ruhm und Freiheit müssen frei stehen neben dem Sarge von Napolen, während die Verräther an ihrem Lande verschwunden sind. Obwohl aus meiner Heimath verbannt, würde ich nicht klagen, wäre ich der einzige Leidende; aber Frankreichs Ehre und Ruhm sind mit mir verbannt, und, Franzosen, sie sollen mit mir zurückkehren. An diesem Tage, wie vor drei Jahren, komme ich, um mich der Sache des Volkes zu weihen. Obwohl der Zufall mich in Straßburg scheitern ließ, so bewieß die Jury im Elsaß doch, daß ich mich nicht betrogen hatte. Was haben Eure jetzigen Beherrscher gethan? Sie versprachen Euch Frieden, und sie erregten den Bürgerkrieg und den verderblichen Krieg in Afrika. Sie versprachen Euch eine Abgabe-Verminderung, und dennoch genügt alles Gold, das Ihr besitzt, nicht zur Sättigung ihrer Habgier. Sie versprachen Euch eine geradsinnige Regierung, und sie regieren bloß durch Bestechung. Sie versprachen Euch Freiheit, und sie beschützen nichts als Privilegien und Mißbräuche. Kurz, sie versprachen gewissenhafte Vertheidigung unserer Ehre, unserer Rechte und unserer Interessen; aber sie haben unsere Ehre verkauft, unsere Rechte Preis gegeben und unsere Interessen verrathen. Es ist Zeit, daß so viele Unbilden ihr Ende finden, es ist Zeit, sie zur Rechenschaft zu ziehen über alles, was sie diesem Frankreich zugefügt haben, das im Jahre 1830 so groß, so hochherzig, so einstimmig war. Ackerbauer! sie haben Euch während einer Zeit des Friedens mit schweren Abgaben belastet, als Napoleon während einer Zeit des Krieges erhob. Fabrikanten und Kaufleute! Eure Interessen sind den Forderungen der Ausländer hingeopfert, sie verwenden das Geld zur Bestechung, das der Kaiser dazu brauchte, Eure Bestrebungen zu ermuthigen und Euch zu bereichern. Endlich, Ihr alle, Ihr arbeitenden und armen Klassen, die in Frankreich die Bewahrer jeder edlen Gesinnung sind, erinnert Euch, daß aus Euch Napoleon seine Lieutenants, seine Marschälle, seine Minister, seine Fürsten, seine Freunde wählte. Unterstützt mich durch Euren Beistand und zeigt der Welt, daß weder Ihr noch ich ausgeartet sind. Ich hegte, gleich Euch, die Hoffnung, daß wir ohne eine Revolution den schlimmen Einfluß der Gewalt hemmen könnten; aber diese Hoffnung ist jetzt dahin. Während zehn Jahre haben zehn Ministerwechsel Statt gehabt — sollte aber das Kabinet auch noch zehn Mal geändert werden, so würden dennoch die Leiden und das Elend des Landes unverändert seyn. Wenn ein Mann die Ehre hat, an der Spitze eines solchen Volkes, wie die Franzosen, zu stehen, so giebt es nur ein unfehlbares Mittel, große Handlungen zu vollbringen, und dieses besteht darin, daß man den Willen hat. In Frankreich ist gegenwärtig nur Unordnung und Gewaltthat auf der einen, und Zügellosigkeit auf der anderen Seite. Mein Wunsch geht dahin, Ordnung und Freiheit herzustellen. Ich wünsche mich mit allen, die im Lande hervorragen, ohne Ausnahme zu umgeben und dadurch, daß ich bloß auf den Willen und die Interessen der großen Masse des Volkes fuße, ein Gebäude zu errichten, das nie erschütterlich werden kann. Ich wünsche Frankreich aufrichtige Bündnisse, dauerhaften Frieden zu geben und es nicht in alle Gefahren eines allgemeinen Krieges hineinzuschleudern. Franzosen! Ich sehe in der Ferne eine glänzende Zukunft für unser Land. Ich fühle, daß ich den Schatten des Kaisers hinter mir habe, der mich vorwärts zu gehen drängt, und ich werde nicht Halt machen, bis ich den Degen von Austerlitz wieder aufnehmen kann, bis ich die Adler wieder auf unsere Fahnen gesetzt und dem Volke seine Rechte zurückgegeben habe. Es lebe Frankreich!"

(Fortsetzung folgt.)

David Strauß' Motive zum Austritt aus der württembergischen Kammer der Abgeordneten.

Wir haben unsern Lesern neulich den Austritt von David Strauß aus der württembergischen Kammer der Abgeordneten mitgetheilt. Indessen setzt Hr. Strauß seine Beweggründe dazu in einem Schreiben an seine Mitbürger in Ludwigsburg, welche ihn in die Kammer gesendet hatten, in einer Weise auseinander, die auch für das größere Publikum außerhalb Württemberg von Interesse seyn dürfte. Wir glauben daher sein Schreiben, vollständig mittheilen zu sollen. Es lautet: Stuttgart, 23. Dez. (An meine Mitbürger in Ludwigsburg.) Wozu ich mich vor vier Wochen für den Fall erboten

hatte, daß die Mehrheit von Ihnen sich der Mißfallensäußerung anschließen wurde, welche von einer Minderheit gegen den Standpunkt meines ständischen Wirkens gerichtet worden war, das habe ich nun freiwillig gethan: ich bin aus der Kammer der Abgeordneten ausgetreten. Nach jenen Vorgängen werden Sie von selbst nicht geglaubt haben, daß meine Austrittserklärung nur in schneller Hitze über den Ordnungsruf des Präsidenten in der letzten Sitzung gegeben worden sey: im Gegentheil, hätte nicht, wie meine Freunde wissen, mein Entschluß zum Rücktritt schon vorher bei mir festgestanden, so würde ich es in jener Sitzung nicht bis zum Bruche haben kommen lassen. Eben so wenig dürfen Sie jedoch glauben, nachwirkender Verdruß über jene Mißfallensadresse aus Ihrer Mitte habe ich mir mein ständisches Wirken entleidet. Entleidet war es mir allerdings; aber nicht weil es vielseitig mißfiel, sondern weil ich täglich mehr einsah, in dieser Kammer kein Feld für ersprießlich Wirksamkeit zu finden. Als ich im Frühjahr Ihre Wahl annahm, welche mich durch die Feierlichkeit, die Ihr Wohlwollen für mich derselben gab, jetzt in der Erinnerung doppelt beschämt, da hatte, wie Sie von meiner Fähigkeit, so ich von dem Kreise meiner künftigen Wirksamkeit sanguinische Hoffnungen, welche sich, wie gewöhnlich, nicht erfüllen sollten. Ich freute mich, in eine Kammer einzutreten, welche, wie ich mir vorstellte, auf der Grundlage dessen, was der deutschen Nation von Seiten der Nationalversammlung gegeben werden würde, und im Anschluß an ein aus dem Vertrauen des Volkes hervorgegangenes Ministerium, unsere Verhältnisse neu gestalten, die Früchte der französisch-deutschen Revolution im friedlichen Wege der Reform auch unserem engern Vaterlande zuführen würde. Allein, wie in ganz Deutschland, so giebt es auch in Württemberg, und zeigten sich bald auch in der Kammer nicht wenige, denen die Revolution des März nur als ein halber Schritt erscheint, die jedes Versuches friedlicher Umbildung als eines eiteln Flickwerks spotten und einen zweiten gründlicheren Umsturz als das einzige Heilmittel in Aussicht stellen, demnach auch unser jetziges Ministerium zwar gern aufkommen sahen, weil es doch wenigstens A sagte, noch lieber jedoch es wieder fort hätten, weil es in ihrem Sinne nicht auch B sagen will. Daher wurden die Arbeiten der Kammer von Anfang an bei jeder Gelegenheit durch Interpellationen unterbrochen; das Ministerium sollte sich wegen jedes ungeduldigen Briefes, der von einem politischen Gefangenen einlief, wegen jeden Wirthshausgeredes über Truppensendungen und Einberufungen verantworten; in der Regel gelang dieß zwar so gut, daß am Ende die Interpellationen selbst sich genöthigt sahen, dem Ministerium ihr Kompliment zu machen; doch das schreckte sie nicht ab, bei der nächsten Gelegenheit wieder zu kommen. Auch mit der Nationalversammlung in Frankfurt war man von dieser Seite immer weniger zufrieden, je mehr in ihr die gemäßigte Partei die Oberhand bekam. Daher wurde in unserem Ständesaale auch die große Politik zur Hand genommen: die Verhältnisse an der Spree und Donau zu bestimmen, wozu man am Main sich zu schwach fühlte, wurden am Nesenbach wiederholte Versuche gemacht. Nach der unbedingten Unterwerfungserklärung in der Antwortsadresse erst Bitten, dann Monitorien, zuletzt eine Verwahrung, die ein wahres Mißtrauensvotum war, und der nur noch die Form zur wirklichen Lossagung von den Beschlüssen der Nationalversammlung fehlte. Dazwischen hinein wurden die Gesetzvorlagen, welche größtentheils schon im Entwurfe der Regierung das Aeußerste bezeichneten, was gewährt werden konnte, ohne bestehende Rechte allzu empfindlich zu verletzen, oder der Staatskasse allzugroße Ausfälle zu bereiten — diese Gesetzentwürfe wurden theils schon von den einseitig zusammengesetzten Kommmissionen in einem Sinne begutachtet, theils von der Kammermehrheit mit Zusätzen und Abänderungen angenommen, welche die bedenklichsten Folgen für das öffentliche und Privatwohl in Aussicht stellen. So war es nicht genug, durch das Zehntablösungsgesetz zu Gunsten einer einzelnen, allerdings der Erleichterung bedürftigen Klasse von Staatsbürgern anderen Einzelnen nicht nur, sondern auch frommen Stiftungen und der Staatskasse, mithin der Gesammtheit der Steuerpflichtigen, Millionen an Kapital zu entziehen: man mußte durch willkürliche Erniedrigung des Zinfußes den Ausfall noch um Hunderttausende vermehren. Es war nicht genug, die Befreiung der Privat- und Staatsdomänen von den Gemeinde-Abgaben vom nächsten Etatsjahr an aufhören zu lassen: man mußte, um ja nicht im ordentlichen Wege der Gesetzgebung zu bleiben, dem Gesetz rückwirkende Kraft bis zum 1. Juli des nun bald abgelaufenen Jahres geben. Um solches und ähnliches Uebermaß zu verhindern, sah ich und meine Gesinnungsgenossen uns oft, obwohl meist vergeblich genöthigt, uns an die Ritter- und Prälatenbank anzuschließen: man hat mir dieß zum Vorwurf gemacht, unerachtet es auf der Hand liegt, daß ich mit den Vorrechten und Sonderinteressen dieser Stände keinerlei Sympathien haben kann, sondern nur nothgedrungen hie und da ihr Bündniß suchte, weil der moderirenden Elemente unter den bürgerlichen Abgeordneten zu wenige waren, und diese täglich mehr zusammenschmelzen. Jede neue Kommissionswahl, fast jede folgende Abstimmung zeigt die steigende Majorität einer Richtung, welche ohne Hemmschuh den Abhang hinunter jagen möchte, in der ausgesprochenen Absicht, den alten Staatswagen umzuwerfen und zu zertrümmern, möge es den Passagieren dabei gehen wie es wolle; einer Richtung, die mit knabenhaftem Muthwillen über jedes Loch jubelte, das ihr in den bisherigen Rechtsboden zu stoßen gelungen war, ohne zu bedenken, auf welchem Boden dann als dem des Rechts und der Achtung vor dem Recht ein künftiger Staat begründet werden solle. Auf solche Weise meistens fruchtlos mit der Minorität zu stimmen, und gleichsam nur meine Ver-

wahrung gegen die zu Stande kommenden Beschlüsse zu Protokoll zu geben, das war eine Stellung, aus der ich ausscheiden zu dürfen glaubte. Ich erkenne wohl, was sich für die Verpflichtung sagen läßt, auch in solchem Falle ohne äußeren Erfolg, sein Prinzip und wäre es als der letzte Mann, zu vertheidigen. Allein es wird doch Alles darauf ankommen, ob einer in der Politik seine Lebensaufgabe erkennt, oder ob ihm auch noch für ein anderes Thätigkeitsgebiet Pflichten obliegen, deren er nur so lang und unter der Bedingung entlassen war, daß er im Augenblick auf dem politischen Felde mehr und ersprießlicher wirken könne. Letzteres ist nun mein Fall: ich betrachte mich in erster Linie als Dienstmann der Literatur, welche mir nur in obiger Voraussetzung auf eine Zeit lang Urlaub gegeben und mich der Politik abgetreten hat, mich aber nun wieder einberuft, da jene Voraussetzung nicht mehr zutrifft. Mag auch im jetzigen Augenblicke der Zeitpunkt für literarische Produktionen noch nicht wiedergekehrt seyn, so wird sich doch im Stillen Manches vorbereiten lassen, was zu seiner Zeit willkommen ans Licht treten mag. — Diese Erklärungen über den von mir gethanen Schritt hielt ich für nothwendig, um nicht von Ihnen mißkannt zu werden, deren Urtheil mir niemals gleichgültig seyn wird, und deren Wohlwollen ich immer nur schmerzlich entbehren würde.

Strauß.

Mannigfaltigkeiten.

Ein italienischer Fürst stand eines Tages mit einem fremden Minister auf einem Balkon und sagte nach seiner sarkastigen Art zu ihm: „Von diesem Balkon warf Einer meiner Vorfahren einen Gesandten auf die Straße.“ — „Wahrscheinlich trugen damals die Gesandten keinen Degen!“ versetzte der Minister ganz trocken.

In Rußland giebt es im Ganzen etwa 15 Millionen Pferde, davon allein 1 Mill. 407,600 Stück im Gouvernement Orenburg und 1 Mill. 131,000 Stück im Gouvernement Woronesh. Die wenigsten giebt es in dem Gouvernement Esthland, nämlich nur 34,000 Stück.

Ein alter ehrsamer Pariser Gewürzkrämer wurde im Kaffeehause aufgefordert, auch einmal seine Ansicht über die beste Regierungsform darzulegen. Er räusperte sich und sprach: „Ich habe nun in Frankreich bereits verschiedene Republiken und Monarchien erlebt; nach meiner Erfahrung hat man sich weder bei dem Einen noch bei dem Andern besonders wohl befunden und es wäre auch langweilig, wenn man über gar nichts mehr zu klagen hätte. Geschäftsverkehr, viel Einnahme und wenig Ausgabe ist aber immer das Beste. Um viel einzunehmen, bedürfen wir Pariser einen König und einen üppigen Hof, der im Ueberfluß verbraucht und im Ueberfluß ausgibt, wonach sich dann die Reichen auch der Ausgaben befleißigen. Um wenig auszugeben, bedürfen wir einer Republik, die endlich einmal darin Wort hält, daß die Abgaben aufhören. Ich würde also für Monarchie und Republik zugleich stimmen, mit dem Vorbehalt, daß jene und diese ihr Verfahren nach den von mir erwähnten Eigenschaften einrichten.“ — Die Rede, von einem französischen Abendblatt mitgetheilt, klingt etwas fabelhaft; doch ist nicht zu läugnen, daß unter den Millionen jetziger Staatsverbesserer sich ähnliche Gewürzkrämer vernehmen lassen.

In der Nähe von Montpellier wurde kürzlich ein Herr im mittleren Alter auf seinem Landhause vom Schlage getroffen. Der herbeigerufene Arzt erklärte ihn für todt, und nachdem der Entseelte noch mehrere Stunden unberührt auf seinem Lager blieb, wurden die üblichen Anstalten zur Beerdigung u. s. w. getroffen. Sie sollte am zweiten Tage darauf, Nachmittags um 4 Uhr stattfinden. Alles war in Bereitschaft und die Familie erwartete in tiefer Trauer den Leichenkondukt. Nachmittags 3 Uhr, ehe der Sarg geschlossen wurde, wollte man aber plötzlich eine Veränderung an der Leiche bemerken; alles ward angewendet und man hatte das unbeschreibliche Glück, den Scheintodten dem Leben wieder zu geben. Eine Stunde später und der Unglückliche wäre lebendig begraben worden. Man sieht daraus wie allgemeine Vorsicht in solchen Fällen nothwendig ist.

Charade.

Die erst' und zweite Sylb' such' auf Adressen,
Die dritte such im Kartenspiel dir,
Das Ganze ist sehr gut zum essen —
Ist eine Frucht — doch selten hier.

Auflösung der harten Räthsel-Nuß in Nro: 3:

Podagra.
(Poet — Dame — Grazie.)

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 6 11. Januar 1849.

Uebersicht der Haupt-Ereignisse des Jahres 1848.

Januar.

1. Jan. Verbot des norddeutschen Sängerfestes in Eutin. — Verbot der Preisvertheilung des Schillervereins in Leipzig. — Ankunft Abd-el-Kaders in Toulon.

2. Jan. Die Holtzendorffsche Adresse an den König von Preußen. — Widerruf der Unterzeichner.

5. Jan. Unruhige Auftritte in Mailand.

6. Jan. Unruhen in Livorno.

9. Jan. Kaiserliche Proklamation an die Lombarden.

10. Jan. Gährung in Mailand. — Zentralkongregation der lombardisch-venetianischen Provinzen.

12. Jan. Ausschließung Stüve's aus der hannov. Kammer. — Der Kaiser von Oesterreich erklärt die Lombardei als im revolutionären Zustand befindlich. — Aufstand in Palermo. — Provisorische Regierung. — Ankunft der neapolitanischen Truppen in Palermo.

15. Jan. Verbot des Turn- und des Sängerfestes in Frankfurt. — Aufstand in Calabrien.

17. Jan. Eröffnung des Vereinigten Ausschusses in Preußen. Verwahrung desselben gegen alle Vorlagen außer dem Strafgesetzbuch.

18. Jan. Wichtige Konzessionen des Königs von Neapel. — Einsetzung einer ständischen Konsulta und eines sizilianischen Ministeriums. — Preßfreiheit.

19. Jan. Die Bundesversammlung über die Schweizer-Frage. — Die Note der drei Mächte gegen die Bundesreform.

20. Jan. Verbot des Reformbankets in Paris. — Tod des Königs Christian VIII. von Dänemark. Frederick VII. — Verhaftungen in Mailand.

21. Jan. Zwei weltliche Minister in Rom angestellt.

22. Jan. Adreßdebatte der Pariser Deputirtenkammer.

23. Jan. Verhaftung Mamiani's und Tommaseo's in Venedig.

24. Jan. Erfolglosigkeit der Konzessionen des Königs von Neapel. — Aufstand in Neapel. Vertreibung Del-Carrettos. — Erste Erlasse des Königs von Dänemark. Niederschlagung aller politischen Prozesse. Die Annahme von Adressen verweigert. — Der christlichen Gemeinde in Magdeburg ihre Religionsübung gestattet.

26. Jan. Säkularisation der geistlichen Güter in Waadt.

28. Jan. Verfassungsreskript des Königs von Dänemark, die Gesammtmonarchie. Versammlung der schleswig-holsteinischen Abgeordneten in Kiel. Dem Verfassungs-Ausschuß in Berlin wird auch noch der Finanzetat vorgelegt. — Debatte der franz. Deputirtenkammer über die Korruption.

29. Jan. Bewilligung einer Konstitution in Neapel.

Februar.

1. Febr. Traurige Rückkehr der neapolitanischen Truppen aus Palermo nach Neapel.

2. Febr. Amnestie für alle politisch Verurtheilten in Neapel.

3. Febr. Bewilligung der Konstitution von 1812 und eines eigenen Parlaments für Sizilien.

4. Febr. Konstitution für Toskana.

5. Febr. Rußland suspendirt seine Garantie der Neutralität der Schweiz.

7. Febr. Eröffnung der Debatten der französischen Deputirtenkammer über die Reformbankette. — Provisorische Regierung in Palermo.

8. Febr. Konstitution für Sardinien.

10. Febr. Die französische Deputirtenkammer nimmt bei der Adreßdebatte den Reformparagraphen (feindselige Leidenschaften und Verirrungen) an. — Lolaskandal in München. Schließung der Universität daselbst bis zum Oktober. — Rücktritt des geistlichen Ministeriums in Rom. — Die Universität Padua, wegen der Gährung in der Lombardei geschlossen.

11. Febr. Gräfin Landsfeld von der Polizei aus München vertrieben. Die Schließung der Universität zurückgenommen.

12. Febr. Das brittische Unterhaus beschließt die Emanzipation der Juden.

Bassermann's Antrag in der badischen Kammer auf eine Vertretung der deutschen Kammern am Bundestage.

13. Febr. Veröffentlichung des zwischen Oesterreich, Modena und Parma abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses.

Digitized by Google

14. Febr. Antwort der Schweizer Tagsatzung auf die Note der 4 Großmächte gegen die Bundesreform.

15. Febr. Errichtung der lombardischen Staatskanzlei in Wien. — Kommission zur Berathung einer Konstitution in Rom. — Die Sizilianer lehnen die Konstitution von 1812 ab.

16. Febr. Zurüstungen zum Reformbanket in Paris.

17. Febr. Die Versammlung der schleswig-holsteinischen Abgeordneten erklärt sich für die Wahl der erfahrenen Männer zur Ablehnung der gemeinsamen Verfassung.

21. Febr. Berathungen über Reformvorschläge in der Wiener Staatskanzlei. Truppen nach Italien.

22. Febr. Verbot des Reformbanketts durch das Ministerium Guizot. Die Opposition erklärt das Ministerium in Anklagestand. — In der Lombardei das Standrecht erklärt.

23. Febr. Ausbruch der Unruhen in Paris. Das Ministerium Guizot tritt zurück. Molé mit der Bildung des Ministeriums beauftragt.

24. Febr. Revolution in Paris. — Thiers und Odilon-Barrot zur Bildung des Ministeriums berufen. Louis Philipp legt zu Gunsten des Grafen von Paris die Krone nieder. — Flucht des Königs und der Minister. — Sturz der Julidynastie. Erklärung der Republik. — Provisorische Regierung. (Dupont d'l'Eure. — Lamartine, Arago, Ledru-Rollin, Marrast, Flocon.)

25. Febr. Erste Proklamationen im Namen der Republik.

26. Febr. Zustimmung der Provinzen zur Republik. Anklageprozeß gegen die Minister L. Philipps.

27. Febr. Antrag auf ein deutsches Palament in der Hessen-Darmstädtischen Kammer. — Schwarz-roth-goldene Farben. Abschaffung der Todesstrafe in Paris. Anerkennung der Republik durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

28. Febr. Bürgerversammlung in Mannheim. Aufregung in den rheinischen Staaten. — Sendung des Hrn. v. Radowitz von Berlin nach Wien.

29. Febr. Konzessionen der bayerischen Regierung. Preßfreiheit. Geschwornengerichte. — Deputationen aus allen Theilen des Landes nach Karlsruhe.

29. Febr. Reformbewegung in Sachsen. Erste Adresse der Stadtverordneten in Leipzig.

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

3.

Nach diesen Worten folgte der schwarze Andreas seinem Führer und stand im Verlaufe von wenigen Minuten in dem Prunksale des Schlosses Uvar, der angefüllt mit Gästen aus nah und fern ein glänzendes Bild ungarischen Reichthums und ungarischer Schönheit bot, denn die Pracht, die sich hier an Kleid und Müze der Männer durch Federn, Gold und Edelsteine, so wie durch das herrlichste Geschmeide an den Damen kund gab, konnte nur überboten werden von der Schönheit dieser Männer, dieser Frauen selbst; doch die schönste von Allen war unstreitig Helene von Sareth-Falvar, des jungen Grafen angetraute Braut, die soeben die bräutliche Myrthe mit dem rothen goldgestickten Häubchen vertauscht hatte, und in diesem doppelt lieblich, doppelt reizend aussah. Der junge Bräutigam, nichts wissend von jener Konvenienz, die heut zu Tage dem Bräutigam noch am Hochzeitstage verbietet, gegen die Wahl seines Herzens so sich zu benehmen, wie ihm des Herzens Stimme gebeut, hatte den Arm um ihren schlanken Leib gelegt und drückte sie manchmal zärtlich an seine Brust. Zu ihrer Linken saß der alte Graf von Uvar, eine hohe trotzige Gestalt; man sah es ihm an, daß er gewohnt sey zu gebieten, und daß Widerspruch ein Wort, das seinem stolzen hochfahrenden Sinne fremd. Er stieß soeben mit dem Grafen Vilagby an, als der Geiger in den Saal trat.

Manch fröhlicher Gruß, manch schallender Handschlag, manch freundlicher Blick aus dunklem Frauenauge flog dem Geiger entgegen.

„Woher des Weges, Andreas?" rief ihm der alte Graf entgegen.

„Von Saros-Patak, hoher Herr!"

Der Graf von Uvar füllte den Becher, der aus schwerem Golde getrieben vor ihm stand und ihn dem Spielmann darbietend, sprach er: „Trink, mein schwarzer Bursche, und lasse die alte Zeit leben, die Zeit, wo wir zusammen an der Maros lagen, denkst du noch daran?"

Lächelnd nickte der Alte, dann sprach er, dem Grafen einen pfiffigen Blick zuwerfend: „Ei, Herr, was soll ich leben lassen, die alte Zeit von der Maros? Damals waren wir beide ein Paar junge frisch aufblühende Bäumchen, jetzt sind wir alte dürre Stämme, ich denke, so Ihr's erlaubt, so bringe ich die Gesundheit aus auf das junge Reis, das sich an Eurem Stamme ansetzt, ich meine das glückliche Paar, das an Eurer Seite sitzt."

Lachend nahm der alte Graf, fröhlich jubelnd die übrige Gesellschaft des Spielmannes rohe Galanterie auf. Neuer Vorrath von Wein und Speisen ward ge-

bracht, und während die Diener geschäftig hin und wieder eilten, um jeden Einzelnen mit einem riesigen Antheil zu versorgen, wendete sich der alte Graf mit folgenden Worten an den Spielmann: „Du bist doch noch immer derselbe, Andreas, gerade so wie damals, als ich dich vor dreißig Jahren kennen lernte.“

„Immer derselbe,“ versetzte der Geiger, „geradezu und ohne Umschweife, mein eigener Herr, keines Menschen Knecht; lustig wie ein junger Springinsfeld und eisenfest wie ein alter Karpathenfelsen, wenns gilt, mein Recht zu wahren!“

„Bravo, Alter!“ schmunzelte der Graf, ihm die Hand reichend, „ich hoffe, du wirst mit deiner Fiedel langes Einlager halten auf Schloß Uvar?“

„So Ihr mich nicht hinauswerft —“

„Nun, wenn du früher nicht gehst, so möchtest du wahrscheinlich bleiben, bis sie dich hinauslegten in unseren grünen Friedhof unten, wo sie heute ein Jüngferlein beerdigt, an demselben Tage, wo meine Kinder Hochzeit machen.“

„Das ist ein alter Brauch im Menschenleben,“ philosophirte der Geiger, „daß Hand in Hand der Pfarrer geht, der die Liebenden traut, und der Todtengräber, der die Müden zudeckt. Was Ihr übrigens vom Hierbleiben sagt, nehme ich an, s'thut meinen alten Knochen wohl, wenn sie sich ein bischen ausrasten können; so Euch's genehm, halte ich hier Einlager auf lange, lange Zeit. Will mit der Fiedel ehrlich abspielen, was Ihr mir an Brod und Obdach gebt.“

„Hat's nicht Noth,“ rief der Graf lachend, „Schloß Uvar hat des Raums genug, und hinlänglichen Vorrath, Speisekammer und Keller, um einen alten Kriegsgefährten zu versorgen. Also, ohne weiters viel Worte zu verlieren, du bleibst der Unsere, gehst nicht fort.“

„Nein, gnädiger Herr, ich bleibe.“

„Topp, angenommen,“ rief der Graf, ihm die Rechte hinhaltend, in die der schwarze Andreas einschlug, zur Bekräftigung seines Versprechens.

„Nun, Spielmann,“ rief plötzlich Graf Vilagby, „hast du nicht Lust, uns etwas zum Besten zu geben auf deiner Fiedel?“

„Das will ich, gnädiger Herr,“ versetzte Andreas rasch, „und etwas Besseres obendrein, als es der Geiger von Combacsa in seinem ganzen Leben gestrichen hat.“

Die Andern lachten, Vilagby biß sich auf die Lippen, der schwarze Andreas aber ergriff seine Geige, prüfte einige Male mit Finger und Bogen die Saiten, und setzte sich dann zurecht. Lautlos ward es in dem Saale, denn all diese hohen Herren und Damen brannten vor Interesse, die wilden Weisen des Geigers kennen zu lernen, so wie sie heut zu Tage im Konzertsaale die Produktion eines großen Virtuosen mit dem innigsten Antheil verfolgen. Der Geiger begann. Wie soll ich das Wunderbare dieser Musik schildern? In Tönen geht es wohl nicht, nur in Bildern vielleicht vermag ich es. Das Ungarlied begann, wie Schwärmen der Liebe, wie süßes Gekose, das im zitternden Lichte des Mondes aus einer Frühlingslaube klingt, wie Geflöte einer lieblichen Jungfernstimme, wie sehnsüchtiges Lispeln der Wonne, das zwischen Blumen und Blüthen erstirbt in treuverschwiegener Nacht. Allmälig aber verklang der glückliche Laut der Freude, der in dem Tone lag, und ein Hauch des Schmerzes scholl hindurch, es war dieselbe Weise noch, aber schmerzvoll, unendlich schmerzvoll, wie die Träume eines Mannes, er sich Knecht fühlt unter Knechten und dem der Freiheitsdrang in der mächtigen Brust pocht; süß lockt ihn der Liebe Glück, doch bitter ergreift ihn des Vaterlandes Schmach und Unterdrückung und was die Hand nicht bezeugen darf durch Thaten, seine Liebe zur Heimath, zur heiligen Freiheit strömt er aus in schmerzvoll unmuthigen Liedern. Also schlangen sich hier im Tone, wie Rosen und Eichenlaub zwei Gefühle in einander; plötzlich ein rascher Griff und der Ton war geändert, die Weise umgewandelt; das weich träumerische Moll schwieg, und das feurige Dur erklang wie die Stimme eines Feuergeistes, der den liebesiechen Träumer aufruft aus den Armen der Liebe, aus den Träumen des Schmerzes, mit kühner Werbung zur männlichen That. Durcheinander zuckten und jubelten die Töne, wie Schwerter, die eben geschliffen worden, wie Fackeln, die die Rache schwingt, wie Gläser aneinander klirren, aus denen Helden Verbrüderung trinken, wie Sporenklang kampflustiger Reiter, und aus diesen verworrenen tollen Tönen hob sich plötzlich mit Macht das Triumphlied des Rakoczy, daß all die Zuhörer, die früher mit athemloser Spannung gelauscht, in lauten wilden Jubel ausbrachen, der donnernd in die stille Nacht aufstieg.

Graf Vilagby trat an den schwarzen Andreas heran, reichte ihm die Hand und sprach: „Du hast Recht, Alter, so etwas hat der Geiger von Combacsa in seinem ganzen Leben nicht gestrichen.“

„Ist auch begreiflich, gnädiger Herr,“ versetzte Andreas geschmeichelt, indem er mit der Hand behaglich seinen langen Schnurrbart liebkoste, „man muß dabei gewesen seyn und mitgethan haben, sonst begreift man das Ding nicht, wie man es ausdrücken soll auf der Fiedel in Tönen.“

„Hast uns Ehre gemacht,“ rief der alte Graf von Uvar, „will's dir auch nicht vergessen, schwarzer Andreas, daß du mir den Streit gewonnen hast mit meinem Gevatter Vilagby. Sollst darum auch eine Bitte frei haben bei meinem Worte, fordere, wenn's in meiner Macht ist, sollst du's haben.

„Ei, ich habe Euer Wort,“ versetzte der schwarze Andreas lachend, „vor der Hand genügt mir das. Ich brauche eben nichts, doch seyd überzeugt, daß, wenn ich einst etwas bedarf, ich Euch ganz gewiß an Euer Versprechen mahnen werde. Vielleicht komm ich einmal einen Auerhahn oder sonstig Wild mit Euch zu schießen in den Wald von Uvar.“

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Fortsetzung.)

Herr Thiers also war vom Prinzen Napoleon damals schon zu einem wichtigen Posten auserlesen! Wie sehr aber der Präsident des Minister-Konseils in jener Zeit von der Idee entfernt war, sich den Napoleoniden anzuschließen, mag folgender Artikel des „Constitutionnel“ vom 7. August 1840, über das Unternehmen von Bologne beweisen:

„Das tolle Unternehmen des Prinzen Ludwig Bonaparte kann nicht zu streng bezeichnet werden. Dieser junge Mann, der so viel Lärm von dem Namen macht, den er trägt, hat sehr wenig Gefühl von den Pflichten, welche dieser Name auflegt. Napoleon hat nichts Lächerliches gethan; Napoleon hat nie die Emigration nachgeäfft. Adel verpflichtet, sagte man ehemals: verpflichten die Ueberlieferungen Napoleons, sein heiliger Kultus des Vaterlandes nicht seine Familie? Der Sohn der Königin Hortense war unsinnig zu Straßburg gewesen; jetzt ist er verhaßt. Ueber seine Prätendenten-Monomanie zuckte man die Schultern; jetzt wird sie alle rechtlichen Herzen entrüsten. In dem Augenblick, wo sich das Land in der schwierigsten Lage befindet, will er uns mit seinen Tollheiten in die Quere kommen. Berathen oder nicht in seiner Narrheit, er verdient keine Entschuldigung. Was will uns dieser junge Mann, und was ist er uns? Das französische Volk umgibt mit seiner Achtung und Liebe das Andenken seines Kaisers, heißt dieß, daß alles, was sich Bonaparte nennt, das Recht hat, die Ruhe Frankreichs stören zu können? Herr Ludwig hat sich in den Kopf gesetzt, er habe Recht auf die Krone. Auf diesen Anspruch hin, den 33 Millionen Franzosen sich eben so gut anmaßen könnten wie er, rafft er einige Mißvergnügte zusammen und kommt, Frankreich selbst anzugreifen. Er hält sich für einen Helden, und er ist nur zum Erbarmen lächerlich; er nennt sich einen Patrioten, und er dient, freilich nur auf eine elende Weise, der Sache der Todfeinde des Landes. In allem diesen liegt nicht einmal Muth. In unseren Zeiten, wo die Menschlichkeit mit so lauter Stimme spricht, gibt es wenig Lebensgefahren für den Prätendenten. Die Politik hat ihre alten, schrecklichen Waffen abgelegt. Gott verhüte, daß wir uns darüber beklagen! Allein wenn die Milde unserer öffentlichen Sitten Achtung der Personen befiehlt, so muß die öffentliche Meinung wenigstens alle strafbaren Handlungen brandmarken, und ihre strengen Urtheile müssen deren Rückkehr verhüten. Frankreich hat sich eine Dynastie gegeben, es will sie behalten, weil diese Dynastie ihm alle Bürgschaften der Freiheit, der Ordnung, der Stabilität darbietet, wie es sich durch seine Revolution hat sichern wollen. Es will diese Dynastie in der Gegenwart und in der Zukunft, und Niemanden ist es, weder im Innern noch auswärts, gegeben, das umzustürzen, was Frankreich errichtet hat. Die Dynastie Napoleons hat mit ihm geendet, sein Ruhm gehört ganz Frankreich an. Er verdunkelt den Juli-Thron nicht, der sich durch die Huldigungen, die er diesem großen Andenken leistete, geehrt und gekräftigt hat. Was die Familie Napoleons betrifft, so hatte Frankreich und die Juli-Revolution ein Unrecht gegen sie. Man mußte ihrer Verbannung ein Ziel setzen. Aber der Prinz Ludwig hat es übernommen, dieses Unrecht zu verwischen. Man darf keine Bürger ächten — aber Prätendenten, wie lächerlich sie auch seyen, müssen vom Boden des Vaterlandes ausgeschlossen werden.“

Allein die Zeiten werden anders und reißen die Personen in ihren Strudel mit. Herr Thiers hatte damals erst die Geschichte der Revolution geschrieben, seitdem verfaßte er auch die des Konsulats und des Kaiserreichs. Herr Thiers war am 6. August 1840 Minister-Präsident, während er sich im Jahre 1848 bei Ludwig Philipp in Ungnade befand. Herr Thiers hat seitdem zu der Fahne der Napoleoniden geschworen, weil diese es sind, welche er dazu auserlesen hat, ihm die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Wie kann er sich da noch des strengen Verdammungs-Urtheils erinnern, welches er über Ludwig Napoleon damals ausgesprochen hat?

Das Lächerliche der Boulogner Unternehmung wurde vielfach in Wort und Bild, sowohl auf dem Kontinent als in England ausgebeutet, von Niemand aber so glücklich, als von Cruikshank in seinem „Comic almanac“ für 1841. In demselben kam eine Radirung vor, welche das Thor von Boulogne in der Form einer Mausefalle vorstellte, in der die französische Krone den Köder bildete. Napoleon und seine Gefährten hüpften derselben entgegen, lauter abgemagerte Gestalten, welche Körbe mit Flaschen trugen, auf denen geschrieben stand: Imperial pop. Das Bild trug die Ueberschrift: Idées Napoléoniennes.

Ludwig Napoleon büßte, nachdem er durch die Jury zu lebenslänglicher Haft verurtheilt worden, seinen Leichtsinn im Schlosse Ham, auf halbem Wege von Paris nach Brüssel, zwischen den Straßen von Lille und Valenciennes, bis zum Jahre 1846, wo es ihm gelang, am 25. Mai aus der Gefangenschaft zu entkommen. Als am Morgen dieses Tages Arbeiter mit einigen Ausbesserungen im Inneren des Forts in der Nähe des Zimmers des Gefangenen beschäftigt waren, erhob sich der Prinz aus seinem Bette, und legte einen Strohmann in dasselbe, so daß man vermuthen konnte, er selbst liege darin. Hierauf zog er die Kleider eines Arbeiters an und verließ das Fort durch das gewöhnliche Thor. Erst Abends gewahrte man die Entweichung.

(Schluß folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 7 13. Januar 1849.

Ueberſicht der Haupt-Ereigniſſe des Jahres 1848.

(Fortſetzung.)

März.

1. März. Manifeſt der Bundesverſammlung an das deutſche Volk. — Reformbewegungen in den ſüddeutſchen und rheiniſchen Staaten. Bürgerverſammlungen. Die 4 Forderungen um Preßfreiheit, freies Vereinsrecht, allgemeine Volksbewaffnung, Vertretung des Volkes am Bundestage.

Konſolidirung der franzöſiſchen Republik. Wiederkehr der Ruhe. Freundſchaftliches Verhältniß zu England.

2. März. Ankunft der Herzogin von Orleans in Koblenz. — Konzeſſionen in Heſſendarmſtadt. — Rathloſigkeit in Wien. — Losreißung Neuſchatels von Preußen.

3. März. Rücktritt mehrerer Miniſter in Karlsruhe. — Petition des Bürgervorſteherkollegs in Hannover. — Petition des Bürgervereins in Braunſchweig. Aufruf des Königs von Württemberg und Großherzogs von Baden. — Vorläufige Bewilligung der Volksforderungen in Naſſau. — Unruhen in München: Rücktritt des Miniſters von Berks. Volksforderungen in Bayern. — Marburger Deputation nach Kaſſel.

Landung Louis Philipps und Guizot's in England.

4. März. Abſchaffung verſchiedener Stempel und Abgaben in Frankreich. Todtenfeier in Paris. — Bürgerverſammlung in Frankfurt o. M. — Mainzer Sturmadreſſe. — Erſte Konzeſſionen in Darmſtadt. — Fortdauer der Unruhe in München. — Schreiben des Kölner Gemeinderaths an den Verfaſſungs-Ausſchuß in Berlin. — Verſammlung der rhein. Abgeordneten in Köln.

5. März. Lamartine's Manifeſt an die Staaten Europas. — Parlamentariſche Zuſammenkunft von 51 deutſchen Ständemitgliedern in Heidelberg. — Ernennung des Erbgroßherzogs von Heſſen-Darmſtadt zum Mitregenten, und Gagern's zum Miniſter. Bewilligung der Nationalvertretung. Gerichtsreform u. ſ. w. in Darmſtadt. — Militäriſche Anordnungen des Bundes. — Erſte Zugeſtändniſſe in Braunſchweig.

6. März. Schlußſitzung des Verfaſſungs-Ausſchuſſes in Berlin. Rede des Königs. Bewilligung der Periodizität des Landtages. Erſte Adreſſe der ſtädtiſchen Behörden Kaſſels an den Kurfürſten. Aenderungen im Miniſterium. Bewilligung der Volksforderung in München. — Bürgerbewaffnung in Hanau. — Einberufung der Reſerven in Rheinpreußen.

7. März. Bewegung in Wien. Adreſſe des Gewerbevereines und der niederöſterreichiſchen Stände. — Bewegung in Hannover. Adreſſe des Magiſtrats und des Bürgervorſteher-Kollegs zu Hannover an den König. Erſte abſchlägliche Antwort deſſelben. — Deputationen von Hanau und Marburg in Kaſſel. Weitere Zugeſtändniſſe des Kurfürſten. — Unruhige Auftritte in London und Glasgow.

8. März. „Zenſurfreiheit“ in Berlin. Adreſſen der Berliner und Breslauer Stadtverordneten. Unruhen in Breslau. — In Oldenburg eine ſtändiſche Verfaſſung in Ausſicht geſtellt. — Verfaſſungs-Reform in Bremen.

9. März. Berathung der Bundesverſammlung über eine Nationalrepräſentation. — Neues Miniſterium in Württemberg (Duvernoy. P. Pfizer. Römer.) — Energiſche Forderungen der Volkskommiſſion zu Hanau. Umfaſſender Miniſterwechſel in Kaſſel. — Zugeſtändniſſe in Gotha und Detmold. — Adreſſe der ſtädtiſchen Behörden von Berlin an den König von Preußen. — Anträge des Hamburger Senats auf Verfaſſungsreform.

10. März. Eröffnung der Arbeiterverſammlung in Paris durch L. Blanc. Bauernunruhe im Odenwald und in Franken. — Bewilligung der ſtändiſchen Verfaſſung in Oldenburg.

11. März. Berufung deutſcher Vertrauensmänner zur Bundesreform. Adreſſe des Handelsſtandes in Wien. Petitionen aus Böhmen. — Die Hanauer Deputation in Kaſſel. — Vollſtändige Zugeſtändniſſe des Kurfürſten. — Reform in Weimar.

12. März. Miſſion Gagern's an mehrere deutſche Höfe in Betreff der Bundesreform. — Vorbereitungen zum Fürſtenkongreß. — Verſammlung der ſächſiſchen Abgeordneten in Leipzig. — Preußiſches Beobachtungskorps an der ſächſiſchen Gränze. — Studentenbewegung in Göttingen. — Bauernunruhen in Württemberg und Baden. — Entlaſſung des Hrn. v. Blittersdorf als

Bundesgesandten. Berufung Welkers. Anfang der Epuration der Bundesversammlung.

13. März. Eröffnung des niederösterreichischen Landtags. Unruhen in Wien. Bewaffnung der Studirenden. Ein Bürgerkomite vom Kaiser berufen. — Einigung der süddeutschen Regierungen in Bezug auf die Bundesreform.

Zug von Leipzig nach Dresden. — Erste republikanische Regungen in Konstanz. Reform in Meiningen, Bückeburg, Arolsen. Berufung der Rath- und Bürgerdeputation in Hamburg.

14. März. Abdankung des Fürsten Metternich. Graf Colowrat und Montecuculi berufen. — Nationalgarde, Preßfreiheit in Wien.

Einberufung des preuß. Vereinigten Landtags. — Ankündigung des Dresdener Kongresses. — Adresse der Stadt Berlin an den König. — Auflauf in Berlin. — Ausschreiben des Vorparlaments in Frankfurt. — Rücktritt des sächsischen Ministeriums. — Entlassung des Ministers Fürsten Wallerstein in München — Bürgerkonvent in Bremen.

13. März. Unruhen in Berlin. Ernstlicher Widerstand der Truppen. Barrikadenanfänge. — Unruhige Auftritte in Königsberg und Magdeburg. — Verein. Landtag für Oesterreich. — Ausrufung der Republik in Konstanz. — Proklamation des Königs von Hannover gegen die Volksvertretung am Bunde. Deputationen und Adressen.

16. März. Verleihung einer Konstitution für Oesterreich. — Fortdauer der Unruhen in Berlin. Errichtung der Bürgerschutzkommissionen. Militärisches Einschreiten. Bewegung in Hannover. Petition der Bürgerschaft von Hannover. Auszug der Studenten aus Göttingen.

17. März. Adressen der preußischen Provinzen. Die Deputation des Kölnischen Gemeinderathes in Berlin. — Theilweise Bewilligungen des Königs von Hannover. Unruhige Auftritte. Neue Adresse der städtischen Behörden.

18. März. Aufruf des Königs von Preußen an das preuß. und deutsche Volk (wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtags). Patent über die Presse. Rücktritt Bodelschwingh's. Unerwartete Wendung. Revolution in Berlin. Dreizehnstündiges Blutvergießen.

Grundzüge der Oldenburger Verfassung.

19. März. Proklamation des Königs von Preußen (an meine lieben Berliner). Auszug der Truppen aus Berlin. Bürgergarden. Studentenbewaffnung. Graf Arnim. Schwerin und Auerswald Minister. Rücktritt des Geheimen Rathes Falcke und sämmtlicher Minister in Hannover.

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

„Wie's dir beliebt, doch jetzt trink, und wenn's dir behagt, so spiele weiter.“

Das ließ sich der schwarze Andreas nicht zweimal sagen, trinken und die Fiedel streichen war ja seine Lieblingsbeschäftigung; kaum hatte er daher den Becher mit Tokayer um ein bedeutendes leerer gemacht, so griff er abermals nach seinem Instrumente und spielte mit der ihm eigenen Ausdauer zahllose Volkslieder und Nationalweisen, wie sie gesungen werden all überall im schönen Ungarlande, von den Bergleuten, die in den Karpathen die Schätze der Erde zu Tage fördern, von der Spinnerin in der Stube des fleißigen Flachlandes, von dem Schafhirten, der im Walde die Heerde bewacht, oder von dem tollen Czikos, wenn er nach seinem Fluge über die Puszta einkehrt in der einsamen Csarda und den Zigeuner antrifft mit Fiedel und Zymbal.

Plötzlich aber zog ein neues Schauspiel die Aufmerksamkeit der Gäste von dem Geiger und seinem Spiele ab. Es gingen nämlich die Fenster des Saales, wo die zur Hochzeit Geladenen vereint waren, hinaus auf den Wall und die Felsen, deren Erhöhung den Schloßgraben bildete, und Uvar unüberwindlich machte. Die Felsen blitzten im klaren, stillen Lichte des Mondes, als ob sie nicht schlichter, gauer Granit, sondern eitel Silber wären. Hoch aber über den Felsen, in einsamer majestätischer Ruhe, schwebte ein Adler mit ausgebreiteten Fittichen.

Mit staunender Freude sahen die Gäste den Königsvogel, der hoch, sehr hoch über den Thürmen von Uvar, seine Schwingen ausbreitete.

„Ahoi!“ riefen sie ihm zu.

So wenig als der Mond, zu dem ein Hund empor bellt, kümmerte den Adler der Ruf der Gäste. Wie mit Verachtung sah er herab auf sie.

„Stolzes Thier!“ brummte Vilagby.

„Bei Gott, so gefällt er mir!“ antwortete der alte Uvar.

„Ein wahres Wappenbild,“ meinte der schwarze Andreas, „dort der Halbmond, hier der Adler.“

„Eine gute Vorbedeutung für das Brautpaar,“ sprach eine alte Dame.

„Die beste die 's giebt.“

„Viele, glückliche Jahre.“

„Viele Kinder.“

„Oho!“ lachte der Bräutigam und drückte die erröthende Braut fester an seine Brust; „nur nicht zu viele!“

„Ei, je mehr desto besser,“ rief der alte Uvar, „ich werde mich schon zu benehmen wissen als Großvater.“

Diese etwas unzarte Scherze brachten die Braut dazu, daß sie in das Nebenzimmer flüchtete, gefolgt von den über und über erröthenden Brautjungfern und den

älteren Damen, während die Herren mit dem Becher in der Hand am Fenster gruppirt blieben und mit Blicken, die von Jagdlust funkelten, dem einsamen Schwebeflug des Adlers folgten.

„Ein gutes Zeichen," wiederholte Vilaghy.

„Doch ging es recht," meinte der Vizegespann von Kombacza, „so sollte der Adler herunter geholt werden aus der Luft, ausgestopft und in den Hof gesetzt werden, Kindern und Enkeln zum Gedächtnisse des heutigen Tages."

„Den Adler schießen?" fragte Einer erstaunt.

„Warum nicht?"

„Er steht viel zu hoch."

„Ein guter Schütze wagt es."

„Der Schütze nicht, die Büchse entscheidet hier."

„Eine gute Büchse trägt so weit."

„Und sicher?"

„Kein zweiter Schuß ist möglich —"

„Der erste gefehlt fliegt der Aar davon!"

„So ist's."

„Und wenn ich nun," sprach der alte Graf lächelnd, nachdem er die ganze Debatte mit behaglichem Händereiben angehört, „und wenn ich nun Euch Schütz und Büchse stellte —"

„Auf Schloß Uvar?" fragte der Vizegespann ungläubig.

Auf Schloß Uvar," wiederholte der Graf etwas gereizt, „und fünfzig Kemnitzer wette ich, beim ersten Schuß liegt der Aar im Schloßhofe."

„Angenommen!" rief der Vizegespann.

„Halbpart!" lachte Vilaghy, „du verlierst, Herr Bruder."

„Ich gewinne!" entgegnete siegesbewußt der alte Graf.

Kopfschüttelnd bemerkte der Geiger:

„Ich wüßte wohl ein Paar Karpathenschützen, die gegen guten Lohn auf solchen Schuß ihre Schützenehre wagen würden, allein hier —"

„Gibt es auch Einen," antwortete Uvar.

„So meint Ihr den Janko."

„Getroffen, mein Alter; der Janko ist ein Schütze, wie zwanzig Meilen im Umkreis keiner zu finden. Es gab da einmal einen Uhu, der sich immer Nachts jenseits des Schloßgrabens auf den alten Nußbaum setzte und mir die Ohren voll krächzte. Nun hasse ich die Galgenvögel wie den Tod, und des Käuzleins nächtliche Musik hat mich ganz krank und tiefsinnig gemacht. Da bietet sich der Janko an, den Vogel aus meinem Fenster zu schießen, und gethan hat er es bei meiner armen Seele, ohne einen andern Zielpunkt zu haben in stockfinsterer Nacht als des Schuhu rothleuchtende Augen, gethan hat er's und den Kauz mitten durchgeschossen."

„Bravo, bravo!" klang's im Chore, „laßt den Burschen kommen."

„Holt ihn herauf," herrschte der Graf.

Während über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit noch viel hin und her gesprochen wurde, enteilten die Diener um den Janko zu suchen.

Nach einer Zögerung von etwa zehn Minuten, während welcher der Graf wiederholt sich in die Lippen gebissen, erschien ein Heiduke und berichtete mit verlegener Miene, der Janko sey nicht im Schlosse.

„Nicht im Schlosse?" donnerte der Graf und seine Stirnadern schwollen an, „wo steckt der Hund?"

„Die Andern glauben," versetzte der Heiduk, „er werde im Dorfe seyn beim alten Turok —"

„Ich laß' ihn todt prügeln —"

„S'ist seine Braut begraben worden," wagte der Heiduk einzuwerfen.

„Was kümmert's mich, wenn solche Bestien verrecken," zürnte der Graf, dessen Wuth nach echt ungarischer Weise, wenn sie einmal entfesselt war, keine Schranken kannte; „hier soll er seyn, hier ist sein Platz; weh ihm, wenn er kömmt; zuerst soll er seinen Schuß thun, dann macht mir den Dere*) zurecht."

„Ho ho! Herr Bruder!" rief Vilaghy, „nicht so hitzig —"

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Schluß.)

Der Prinz soll sich in der Gefangenschaft mit der Abfassung einer Broschüre über den Pauperismus beschäftigt haben, welche jedoch erst später erschien. Der Prinz verweilte von der Zeit an unbeachtet in England, bis die Revolution vom Februar und deren Folgen die Hoffnungen der Napoleoniden abermals rege machten. Ludwig Napoleon erschien in Paris, um der provisorischen Regierung seine Dienste anzubieten; als man aber dieselben ablehnte, kehrte er nach England zurück, ließ sich indessen durch seine Freunde als Kandidat für die National-Versammlung melden, und wurde auch wirklich mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Als aber seine Freunde merkten, daß die Zeit zum Auftreten noch nicht gekommen war und die geringste Unvorsichtigkeit auf einem noch brennenden Boden gefährlich hätte werden können, riethen sie ihm, auf die Wahl zu verzichten, und es wurden die Herren Laity und Sertigny abgesandt, jener beim Straßburger, dieser beim Boulogner Attentat kompromittirt, um ihm diesen Rath zu überbringen, welchen er denn auch willig und zu seinem größten Vortheile befolgte. Hätte er die Wahl angenommen, so wäre er vielleicht wie seine beiden Verwandten in der National-Versammlung verschollen; jetzt

*) Die Prügelbank, die in der ungarischen Justizpflege wenigstens ehemals eine bedeutende Rolle spielte.

reizten die Hindernisse, welche sich seiner Kandidatur in den Weg stellten, das Volk und vermehrten seine Anhänger dermaßen, daß er an mehreren Orten zugleich mit überwiegender Stimmenmehrheit aufs Neue gewählt wurde. Seitdem stieg die Gunst, welche sich seinem Namen zugewendet hatte, mit jedem Tage, und wir sehen in der Thatsache, daß Girardin und Thiers sich als Vorkämpfer dieser Kandidatur aufwarfen, eher einen Beweis von der Gewandtheit dieser Männner, den Luftstrom zu erkennen, welcher durch die Zeit geht, als die Absicht, ihren Einfluß für dieselbe in die Wagschale zu werfen.

Die Massen haben Ludwig Napoleon gewählt, und zwar aus Dankbarkeit für seinen großen Oheim. Das Volk konnte Ludwig Philipp ohne Theilnahme fallen sehen, denn er hatte scheinbar nichts für dasselbe gethan, denn sein System war ein System des Egoismus, während Napoleon mit dem Volke seinen Ruhm und seine Beute theilte. Es war das Volk, welches er zum Könige und Marschalle gemacht, nachdem er die Welt mit demselben erobert hatte. Er war durch das Volk Kaiser geworden, für dessen edeln Instinkt er einen so merkwürdigen Takt besaß; Beranger, der Dichter des Volkes, hatte ihn zu seinem Helden gemacht, Viktor Hugo ihm den Tribut seiner begeisterten Gedichte gebracht. Wie hätte sich da vor dem Volke ein Anderer mit demjenigen messen können, der seinen Namen trug?

Die Sozialisten, welche durch die Abstimmung über die Präsidenten-Wahl eine so großartige Niederlage erhalten haben, sollen sich mit den vielen Tausenden von Wählern trösten, welche sich in Paris der Abstimmung enthalten haben, und behaupten, daß diese alle für Raspail gestimmt haben würden, wenn sie gestimmt hätten! Das erinnert, sagt ein französisches Blatt an die Logik Odry's in „Les Saltimbanques“:

Wem gehört der Koffer?

Ich weiß nicht!

Dann gehört er uns!

Robert Blum.

Ueber Robert Blum's Ende liegt uns eine Darstellung vor, die wir mittheilen, ohne ihre Wahrheit indeß verbürgen zu wollen: Das in Paderborn erscheinende „Westphälische Kirchenblatt“ berichtet nämlich nach einem Schreiben des k. k. Hofrathes Dr. F. Hurter in Wien an einen demselben befreundeten Pfarrer, daß Robert Blum sich vor seiner Hinrichtung mit der Kirche ausgesöhnt habe und als Katholik gestorben sey. In dem Schreiben heißt es wörtlich: Der Ruf, am 9. Nov. des Morgens um 5 Uhr in dem Gefängnisse sich einzufinden, war an den Geistlichen Tages zuvor kurz vor Mitternacht ergangen. Zu wem er sich zu verfügen habe, wußte er nicht, er vernahm es erst beim Eintritt. Wie er zu Blum kam, sagte dieser: Wer hat sie gerufen? Ich bin Deutschkatholik! (Bei dem Verhör jedoch hatte er sich nicht als solchen, sondern rundweg als Katholik angegeben, wie solches in den Akten steht.) Der Geistliche erwiederte, das weiß ich, aber den Rath eines Freundes werden Sie doch in so bitteren Augenblicken nicht verschmähen! Blum kam nun auf seine Familie, und bejammerte, von derselben getrennt zu werden, ohne Abschied nehmen zu können; wenn ihm doch nur der Trost zu Theil würde, sie hier in seinem Gefängniß zu sehen und einige Worte des Abschiedes zu ihr zu sprechen. — Der Geistliche bemerkte, das würde seine letzten Augenblicke nur noch schwerer machen; und wies ihn dabei auf das Beispiel des Sokrates, der die Seinigen fortgeschickt habe, um nicht durch deren Klagen in den Unterredungen mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit gestört zu werden. Während der Unterredung schien in Blum's Innerem eine große Veränderung vorgegangen zu seyn; er faltete die Hände, fiel auf die Kniee und bat inbrünstig, der Geistliche möchte ihm das heilige Sakrament reichen. Herr P. Raimund bemerkte: er müsse wohl wissen, daß dieß nur dann geschehen könne, wenn er zuvor durch aufrichtige Beichte mit Gott sich versöhnt habe. Auch dazu erwies sich Blum willfährig. Der Profos verließ das Zimmer, der Verurtheilte beichtete und empfing darauf mit gebührender Andacht den Leib des Herrn. Diesen aber dürfen wir preisen, daß er ihn der Gnade zugänglich und empfänglich gemacht habe, und müssen es allen Einwendungen und absichtlichen Entstellungen als unbestreitbare Wahrheit verkünden: daß Robert Blum vor seinem Ende den deutsch-katholischen Irrthum verlassen und mit der Kirche sich ausgesöhnt habe. Auf dem Wege aus dem Gefängniß nach der Brigittenau, wo das Urtheil vollzogen ward, wurde in einer Kaserne Halt gemacht. Blum mußte dort seinen Wagen verlassen, aber bald darauf wieder einsteigen und weiter fahren. Einen Augenblick schien in ihm die Hoffnung aufzutauchen, er könne begnadigt werden. In meinem Kopfe, sagte er, ruhen noch so viele Entwürfe; sollen diese alle unter die Erde gehen? Unterwegs schallte der Ton eines Glöckleins herüber; dieß erinnerte ihn an seine Knabenjahre in Köln, wo er bei den Benediktinern so oft ministrirt hatte, an seine alte Mutter, die ihn immer mit der Aufforderung, nie von der Gottesfurcht zu weichen, zu der Kirche gesendet.

(Köln. Ztg.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 8 14. Januar 1849.

Uebersicht der Haupt-Ereignisse des Jahres 1848.

(Fortsetzung.)

20. März. König Ludwig von Bayern verzichtet zu Gunsten seines Sohnes, des Kronprinzen Maximilian II., auf die Krone. — Proklamation des Königs von Hannover: Die Aufhebung der Zensur, Oeffentlichkeit der Ständeversammlung, das Assoziationsrecht anerkannt. — Beschluß der deutschen Bundesversammlung wegen des Wappens und der Farben des Bundes. — Aufstand in Parma und Piacenza; der Herzog von Parma flüchtet und setzt eine Regentschaft (Graf San-Vital, Graf Cantelli, Adv. Mestri, Adv. Giola und Prof. Pelligrini) ein.

21. März. Einsetzung eines k. k. verantwortlichen Ministerrathes in Wien. — Versammlung der Bürger-Repräsentanten zu Kopenhagen; Beschluß einer Adresse an den König, welche die Entlassung der bisherigen Minister und die Aufrechthaltung des Anrechts der dänischen Monarchie auf das Herzogthum Schleswig verlangt. — In Rom das Wappen der österreichischen Gesandtschaft abgerissen. — Rückzug des österreichischen Feldmarschall-Lieut. Radetzky von Mailand auf Lodi.

22. März. Feierliche Beerdigung der in der Nacht vom 18. zum 19. zu Berlin Gefallenen. — Eröffnung der bayerischen Ständeversammlung. — Maßregeln zur Einigung Deutschland, Verbesserung der Gerichtsverfassung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen ꝛc. — Eine provisorische Regierung (Giovanni Correr, Luigi Michiel ꝛc.) in Venedig; der österreichische Kommandant, Feldmarschall-Lieut. Graf Zichy kapitulirt und räumt Venedig. — Proklamation des Königs von Neapel in Beziehung auf Sizilien: Protestation gegen jeden Akt, der nicht in vollständigem Einklang mit dem Dekrete vom 6. März, den Fundamental-Statuten und der Konstitution der Monarchie ist.

23. März. Ernennung eines eigenen ungarischen Ministeriums unter dem Premierminister Grafen Ludwig Batthyany. — Proklamation des Königs von Sardinien an die Lombarden und Venetianer; Anerbieten seines Beistandes und Ankündigung, daß er mit seinem Heere zu ihrer Unterstützung die Gränze überschreite. — Aufstand in Modena; der Herzog flüchtig. — Verabredung Preußens mit mehreren süddeutschen Bundesstaaten wegen einer Reorganisation der deutschen Bundesverfassung.

24. März. Königl. preußischer Erlaß: Kommission zur nationalen Reorganisation des Großherzogthums Posen. — Proklamation der provisorischen schleswig-holsteinischen Regierung (Beseler, Friedrich Prinz zu Schleswig-Holstein, F. Reventlow und M. T. Schmidt), betreffend die Uebernahme der Regierung, da der König in Kopenhagen nicht frei sey. — Die Festung Rendsburg, Sitz der provisorischen Regierung. — Antwort des Königs von Dänemark an die schleswig-holsteinische Deputation mit dem Versprechen einer freien Verfassung ꝛc. für Holstein und des Anschlusses an ein deutsches Parlament; was jedoch Schleswig betreffe, so habe der König dazu weder das Recht noch die Macht und den Willen, wogegen Schleswigs Selbstständigkeit durch eine gemeinsame Verfassung mit Dänemark bekräftigt werden solle. Schreiben des Königs von Preußen an den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg mit der Verheißung seiner Verwendung für Holstein-Schleswig beim Bundestage und seines Schutzes.

25. März. Einzug von 5000 Piemontesen in Mailand. — Eine Kolonne belgischer und französischer Arbeiter bei Quiedrain in dem Versuche republikanischer Umwälzung in Belgien gehindert. Eröffnung des sizilianischen General-Parlaments zu Palermo. — Die deutsche Bundesversammlung beschließt, die Einladung vom 10. d. M. zu erneuern, damit die Berathung über die Revision der Bundesverfassug sofort beginnen könne.

26. März. Unruhen in Madrid; die gesetzgebende Versammlung von 1847 geschlossen; Madrid in Belagerungszustand erklärt; in ganz Spanien die verfassungsmäßigen Bürgschaften aufgehoben. — Kaiserlich russisches Manifest: In Frankreich ausbrechend habe Aufruhr und Anarchie Deutschland und selbst die verbündeten österreichischen und preußischen Staaten ergriffen; der Frevel bedrohte jetzt sogar Rußland, aber man werde, kein Opfer scheuend, die Ehre des russischen Namens und die Gränzen des Reiches schirmen.

27. März. In Pontremoli wird (im Abfall von

Parma) Großherzog Leopold von Toskana zum Fürsten ausgerufen; Fivizzano (modenesisch) verlangt seine Einverleibung zu Toskana.

28. März. Eröffnung der hannöverschen Ständeversammlung. — Der k. k. österreichische Gesandte Fürst Schwarzenberg verläßt Neapel, nachdem am 25. das kaiserl. Wappen herabgerissen und öffentlich verbrannt worden.

28. März. Dänische Truppen rücken in Hadersleben ein. — Erlaß des Regierungsrathes des Großherzogthums Luxemburg, wodurch dessen Bewohnern in Gemäßheit eines königlichen Beschlusses die Absonderung ihrer bisherigen Verfassung mit Bezeichnung der dabei beabsichtigten Grundlagen verkündigt wird. — Eine Kolonne belgischer und französischer Arbeiter, mit bewaffneter Hand von Neuville auf das belgische Gebiet rückend, wird von Truppen empfangen und zurückgeschlagen. — Beschluß der Entfernung der Jesuiten aus Rom.

30. März. Die Bundesversammlung, unter Zuziehung von Männern des öffentlichen Vertrauens beschließt, die Bundesregierungen zur Verfügung der Wahlen von National-Vertretern, nach dem Maßstabe von 1 auf 700,000 aufzufordern. — Die seit 1815 von österreichischen Truppen besetzt gehaltene Festung Comachio im Kirchenstaate, wird durch Kapitulation den päpstlichen Truppen übergeben.

31. März. Versammlung der Fünfhundert zur Vorberathung über ein deutsches Parlament im Kaisersaale des Römers zu Frankfurt a. M.; Präsident: Mittermaier; Vizepräsidenten: Dahlmann, v. Itzstein, Robert Blum und Jordan. Der Antrag, zunächst einen Wahlmodus festzusetzen, wird angenommen, die Aufnahme Schleswig in den deutschen Bund und dessen Vertretung, wie die Vertretung von Ost- und Westpreußen im Parlament, proklamirt, die Verpflichtung Deutschlands, auf Polens Herstellung hinzuwirken, anerkannt, der Vertretungsmaßstab zu 1 Abgeordneten auf 50,000 Seelen angenommen. — Proklamation des Königs von Sardinien aus seinem Hauptquartier zu Lodi. — Königliches Reskript wegen Bildung eines unabhängigen verantwortlichen ungarischen Ministeriums; verhältnißmäßige Beisteuer zu den Staatsausgaben für die Gesammtmonarchie, Verwendung des ungarischen Militärs außerhalb der Reichsgränzen. — Die Ausfuhr von Baarschaften aus Rußland nach Westen verboten.

April.

1. April. Beschluß des vorberathenden deutschen Parlaments: Ein Ausschuß von 50 Mitgliedern soll gewählt und beauftragt werden, die Bundesversammlung zur Wahrung der Interessen der Nation und bei Verwaltung der Bundes-Angelegenheiten bis zur Berufung der konstituirenden Versammlung zuberathen. Die konstituirende Nationalversammlung soll bis zum 1. Mai in Frankfurt zusammentreten. — Die Regentschaft von Parma macht die Grundlagen einer Konstitution bekannt; sie verkündigt ein Schreiben des Herzogs, daß er seine Geschicke von jetzt an in die Hände von Pius IX., Karl Albert und Leopold II. lege.

2. April. Eröffnung des 2. vereinigten Landtags zu Berlin durch den Landtags-Kommissarius, Vorsitzenden des Staatsministeriums, Camphausen, im Namen des Königs. — Die Bundesversammlung erklärt — in Folge der im Vorparlament heute gefaßten Beschlüsse — die Ausnahmegesetze für aufgehoben und diejenigen Gesandten geben ihre Entlassung, auf welche die Kundgebung ihrer Unzuträglichkeit bezogen werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

„Aber Vater —“ versuchte schüchtern der junge Graf zu besänftigen.

„Laßt mich,“ grollte der Alte, nicht mehr so laut, aber sichtlich mit verbissener innerer Wuth, „laßt mich; er soll mir's büßen, mir den heutigen Freudentag so zu verbittern. Gott's Donner! wenn mir der Adler davon fliegt, so laß ich ihn hängen, so wahr ich Uvar heiße. Sind Pferde gesattelt?“

„Der Solnok und der ‚Pizla,‘“ antwortete der Heiduk.

„Gut, sitz auf, reit hinunter zum alten Turok, pack mir den Janko bei den Haaren und schleif' ihn herauf. Bringst du mir ihn, bevor der Adler davon fliegt, so bekommst du einen Dukaten; fliegt er davon, dann laß' ich dich hauen, daß die Sonne dich durchscheint.“

Der Heiduk strich seinen pechschwarzen Bart und meinte, unter solchen Umständen sey es wohl kein Zweifel, daß er den Janko bringen werde. Dann eilte er wie der Blitz davon.

Eine Pause der Erwartung trat ein, die wir dazu benützen wollen, um unsern Lesern das, was in dieser Scene oder in der folgenden ihnen unnatürlich scheinen könnte, aufzuklären. Das Verhältniß zwischen Herr und Knecht war in Ungarn bis weit hinauf in die neueste Zeit beinahe dasselbe wie zwischen Herr und Sklave. Unmenschliche Herren machten sich kein Gewissen daraus einen Knecht zu erschießen, hängen oder todtprügeln zu lassen. Nichts destoweniger bestand auch eine gewisse Anhänglichkeit zwischen Herrn und Knecht, denn der Herr besann sich keinen Augenblick, in einer Türkenschlacht einen bedrohten Knecht, der des Hauses Rock trug, mit Gefahr des eigenen Lebens zu retten. Auch war es der Stolz des Adels, ihren Leuten nichts abgehen zu lassen, und der unterste Knecht eines Herren-

hauses lebte in einem Ueberflusse, von dem sich mancher deutsche Bürger keinen Begriff macht und die ungarischen Leibeigenen hätten sich, was materielles Wohlseyn betrifft, nicht zu beklagen gehabt, wenn sie nicht den Zornausbrüchen und Sultanslaunen ihrer Gebieter ausgesetzt gewesen wären.

Eine Viertelstunde war verflossen, während welcher Uvar herumging wie ein angeschossener Eber, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt, die Hände auf den Rücken gelegt und von Zeit zu Zeit Flüche ausstoßend, an denen die ungarische Sprache bekanntlich sehr reich ist. Von Zeit zu Zeit versuchte es der junge Graf sich ihm zu nähern, allein der Alte wies ihn zurück und der Respekt des Sohnes vor dem Vater war nach altungarischer Sitte viel zu groß, als daß er nach dieser Zurückweisung es gewagt hätte, in ihn zu dringen. Uebrigens schien es, als ob sich der Adler den Spaß machte, den alten Grafen und die Gesellschaft zu necken; denn mit einigen Stößen seines gewaltigen Flügelpaares schwang er sich zu wiederholten Malen aus dem Gesichtskreise der Harrenden; dann entfuhr ein leiser Schrei jeder Brust, das Auge des alten Grafen blitzte vor Zorn und sein Gesicht wurde weiß wie die Felsen im Mondenlicht; aber nach wenigen Augenblicken schon erschien der Königsvogel wieder und nahm in stolzer Ruhe seinen Platz über den Felsengipfeln ein.

Endlich vernahm man im Hofe Roßgetrabe, der Graf fuhr auf, als ob ihm eine schwere Last vom Herzen gefallen wäre; wenige Augenblicke darauf trat der Heiduk mit Janko in den Saal. Janko war bleich, sein Auge verdüstert und roth vom Weinen.

„Da ist der Janko," rief der Heiduk.

Der Graf warf ihm einen Dukaten zu; dann trat er hart vor Janko und mit den Worten: „Bist du endlich hier, Hund!" schlug er ihn ins Gesicht, daß der arme Bursche zurück taumelte.

Die Gäste sahen gleichgültig zu, war's doch nur ein Knecht, der geschlagen wurde.

„Wo warst du?" donnerte der Graf.

„Beim alten Turok," antwortete der Janko finster, indem er sich mit dem Aermel das Blut aus dem Gesichte wischte.

„Solltest du nicht hier seyn?"

„Ja, Herr."

„Was kann dich vom Dienste deines Herrn abhalten."

„Man hat meine Braut begraben."

„Kein Schade um die Dirne."

Der Janko zuckte zusammen, als ob man ihm eine Nadel durch das Herz gestoßen, doch bezähmte er sich und schwieg.

„Siehst du den Adler dort?" fragte der Graf wieder.

„Ja, Herr."

„Den sollst du mir herunterschießen."

„Das wird nicht gehen."

„Und warum nicht, verfluchter Knecht?"

Janko maß mit den trüben Augen den Standpunkt des Adlers und versetzte dann: „Der Vogel steht zu hoch, Herr."

„War der Habicht nicht höher, den du am Sündenkreuz geschossen?"

„Ja, Herr, doch das war ein leichterer Schuß."

„Und warum?"

„Weil damals Herz und Hand ruhig waren," versetzte Janko bitter, indeß ein Paar Thränen über seine braunen Wangen rollten, „doch heute ist der Kof mir wüst von dem Schlage, den Ihr mir gegeben, und mein Auge trübe vom Weinen um meine arme Braut. Ich werd' den Vogel fehlen."

Der Graf ward roth vor Zorn, und mit einem Blicke der furchtbarsten Verachtung ausspuckend, rief er:

„Hund und Sohn eines Hundes! Weiberknecht, elender Feigling!"

Bei jedem dieser Worte wechselte der Janko die Farbe, zuletzt blieb er leichenblaß und die purpurnen Flecken des Blutes sahen schauerlich aus dem bleichen Gesichte hervor.

„Willst du nicht schießen, Memme?" fragte der Graf noch einmal.

„Ich will," sagte der Janko dumpf.

„Bringt ihm die Büchse."

Die Büchse ward gebracht.

„Da nimm und triff," grollte der Graf, „sonst, bei meines Vaters Seelenheil —"

Er vollendete seinen Satz nicht, aber das flammende Auge, die zuckende Lippe sagte mehr als jede Ergänzung im Stande gewesen wäre.

Der Janko nahm mechanisch die Büchse in die Hand, prüfte das Schloß, dann die Ladung in dem Laufe und spannte den Hahn mit todtenbleichem Gesichte und so gleichgültigem Ausdruck, als ob nichts vorgefallen wäre; nur ein leises Zucken der Mundwinkel ließ errathen, daß es in seinem Innern stürmte.

„Nun wird's?" donnerte der Graf.

Janko legte an.

Eine Todtenstille, erzeugt durch die größte Spannung, trat ein. Die Gäste waren durch die vorausgegangene Scene aufgeregt worden; sie kannten die Wildheit des alten Grafen und wenn es auch keinem einfiel, etwas darnach zu fragen, wenn der Graf den Janko erschlagen hätte, so war ihnen die Sache doch unangenehm, weil die Freuden des Gelages durch das Todes des alten Uvar-Grafen unterbrochen worden wären. Der Vizegespann hatte noch das Privatinteresse seiner Wette.

Janko zielte noch immer.

„Schieß' Hund!" brüllte der Graf.

Der Schuß fiel.

Einen Augenblick raubte der Rauch — der Janko hatte aus dem Fenster geschossen — den Gästen die Aussicht. Als sich aber der blaue Nebel verzogen hatte, und die neugierigen Blicke freien Spielraum erhielten, da zeigte es sich, wie der Adler, durch den Schuß er-

schreckt, seine ruhige Stellung aufgegeben hatte. Er stieg mit einem gewaltigen Stoß hoch hinauf, dort blieb er einige Augenblicke ruhig stehen, als ob er aus seiner sichern Höhe verächtlich auf die kleinen Menschen herabblicken wollte; dann machte er zwei- oder dreimal in immer weiteren Kreisen die Runde um das Schloß und verschwand endlich in der Ferne.

Jonko hatte seinen Schützenruhm eingebüßt und gefehlt.

Der Anblick der Gruppe nach dem Schusse war seltsam.

Jonko hielt die entladene Büchse in seiner Hand und stierte dem davonfliegenden Adler nach.

(Fortsetzung folgt.)

Personalverhältnisse der europäischen Souveräne.

Das eben abgelaufene Jahr 1848 hat in den Personalverhältnissen der europäischen Souveräne noch weit größere Veränderungen herbeigeführt, als selbst das Jahr 1830. Die Zahl jener Souveräne hat sich durch die Verwandlung Frankreichs in eine Republik und durch die Abdankung des Fürsten von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf auf 47 vermindert; zu denen aber seiner Dynastie wegen noch der Kaiser von Brasilien gerechnet werden kann. Mit Einschluß desselben ergeben sich demnach 48 Souveräne (von denen 33 auf Deutschland kommen); hierbei ist jedoch auch der Herzog von Parma mitgerechnet.

In den „souveränen Fürstenhäusern“ haben sich im verflossenen Jahre, so viel bis jetzt bekannt, nachstehende Personalveränderungen zugetragen: Sechs regierende Fürsten legten die Regierung nieder: Ludwig Philipp, König der Franzosen, am 24. Febr.; König Ludwig von Bayern am 21. März; Fürst Karl von Hohenzollern-Sigmaringen am 29. Aug.; Fürst Heinrich LXXII. von Reuß-Lobenstein-Eberdorf am 1. Okt.; Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg am 30. Nov.; Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich am 2. Dezbr. Außerdem wurden auch die Herzoge von Modena und Parma von ihren rebellischen Unterthanen zur Abdankung genöthigt; doch hat die Restauration des Ersteren bereits stattgefunden und der Letztere lebt zwar zur Zeit noch im Auslande, doch wird das Herzogthum in seinem Namen von den Oesterreichern verwaltet. Gestorben sind drei regierende Fürsten: der König Christian VIII. von Dänemark am 20. Jan.; der Großherzog Ludwig II. von Hessen-Darmstadt am 16. Juni und der Landgraf Gustav von Hessen-Homburg am 8. September; ein Erbprinz; Friedrich von Hessen-Homburg; die regierende Herzogin Amalie von Sachsen-Altenburg; fünf Wittwen regierender Fürsten; die Königin Maria Isabella v. Neapel (geb. Infantin von Spanien); die Kurfürstin Leopoldine von Bayern, die Herzogin Karoline von Sachsen-Gotha-Altenburg und Julie von Anhalt-Köthen, die Fürstin Josephine von Liechtenstein; außerdem Alexander, Prinz der Niederlande, 30 Jahre alt: Erzherzog Karl Albert von Oesterreich, 1½ Jahr alt; Prinz Rudolph von Liechtenstein, 32 Jahre alt; Prinzessin Sophie von Großbritannien, 70½ Jahre alt, und Prinzessin Louise von Schwarzburg-Sondershausen, vermählte v. Götz, 35 Jahre alt, was zusammen fünfzehn Todesfälle gibt. Von Kardinälen starb dießmal nur ein einziger, der Fürst Massimo. — Von Geburten sind 15 bekannt geworden; darunter Söhne des Kaisers von Brasilien, der Könige beider Sizilien und von Bayern, des Fürsten von Reuß-Greiz, der Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, Parma und Schaumburg-Lippe, der Prinzen Friedrich von Württemberg und Peter von Oldenburg, des Grafen Heinrich II. von Reuß-Köstritz; ferner Töchter der Königin von Großbritannien, des Kronprinzen von Hannover, des Herzogs von Modena und des Herzogs von Montpensier. — Endlich hat, so viel bekannt, in den souveränen Häusern nur eine einzige Vermählung stattgefunden: Großfürst Konstantin von Rußland vermählte sich mit Prinzessin Alexandrine von Sachsen-Altenburg. (D. A. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Fremder, der kürzlich in Leipzig übernachtete, als gerade Generalmarsch geschlagen wurde, hört, als er schon im Bette liegt, das melodische Blasen der Nachtwächter und der Signalisten vom Schützenbataillon. Am anderen Morgen fragt er das Dienstmädchen, welches ihm den Kaffee bringt: Was war denn gestern Abend los? — Sie thaten tuten! erwiederte befremdet über solche Frage die Kaffeespenderin. — Ja, was ist denn das? fragte kopfschüttelnd der Fremde. — Nu, sie thaten tuten, wie sie schon vorige Woche tuten thaten!

Homonyme.

Was ist den Wolken Brod,
Und vieler Vögel Tod?

Auflösung der Charade in Nro: 5:

Ananas.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 9 16. Januar 1849.

Uebersicht der Haupt-Ereignisse des Jahres 1848.

(Fortsetzung.)

3. April. Die Festung Posen in Belagerungszustand erklärt. Abgeordnete des beim Großherzogthum Posen verbliebenen Theils des ehemaligen Netzdistrikts, so wie der Kreise Birnbaum, Meseritz, Bomst, Fraustadt und des westlichen Gränzstreifens des Kröbener Kreises erklären der preußischen Regierung, daß sie die Einverleibung dieser Bezirke zu dem deutschen Bunde verlangen. — Eröffnung der braunschweigischen Stände. — Eröffnung des ersten schleswig-holsteinischen Landtages zu Rendsburg. — Der Antrag auf Aufnahme des Herzogthums Schleswig in den deutschen Bund mit 74 gegen 2 Stimmen genehmigt. — Bekanntmachung der vom Vorparlamente gefaßten Beschlüsse durch den Fünfziger-Ausschuß. — Ein Zug Savoyarden (700 — 800 Mann), von Lyon nach Chambery kommend, setzt eine provisorische Regierung ein, wird aber am andern Tage von den Einwohnern der Stadt und des Landes gefangen genommen. — Programm des neuen neapolitanischen Ministeriums (Carlo Troja, Präsident und Minister des Auswärtigen): Der König gestattet den beiden Kammern des Parlaments die Befugniß, im Einverständnisse mit dem Könige das Statut zu ändern.

4. April. Beschluß des deutschen Bundestages: Preußen wird ersucht, Namens des deutschen Bundes das Vermittelungsgeschäft auf der Basis der unverkürzten Rechte Holsteins, namentlich der staatsrechtlichen Verbindung mit Schleswig, zu führen.

5. April. Der Radschah von Satarah (mediatisirter Staat in der vorderindischen Provinz Berar) stirbt ohne Leibeserben und der Staat fällt an die brittische Regierung.

6. April. Botschaft an die Stände der Provinz Preußen: Ihrem Wunsche gemäß habe der König das Staatsministerium beauftragt, schleunigst die zur Aufnahme der Provinz in den deutschen Bund erforderlichen Einleitungen zu treffen. Preußische Verordnung über einige Grundlagen der künftigen preußischen Verfassung. — Aufruf des Fünfziger-Ausschusses an das deutsche Volk zur Wahl seiner Vertreter in die Nationalversammlung.

7. April. Wahlausschreiben der Bundesversammlung für die konstituirende deutsche Versammlung. — Der Erbprinz von Parma bei Cremona gefangen genommen und nach Mailand gebracht.

8. April. Die französische Regierung nimmt die ausländischen Arbeitern in Frankreich in ihren Schutz. Kaiserlich österreichisches Kabinetsschreiben an den Minister des Innern, Frhrn. v. Pillersdorf, mit der Kundgebung über die künftige Gestaltung Böhmens. — Gefechte der Oesterreicher zu Goito am Mincio gegen die von Marcaria anziehenden Sardinier und bei Sorio gegen Aufständische. — Königl. preußische Note (L. v. Wildenbruch, in außerordentlicher Sendung an den kgl. dänischen Minister der auswärtigen Angelegenheit) mit dem Zwecke, dem Könige von Dänemark die Ansichten der preußischen Regierung über die schleswig-holsteinische Frage vorzulegen.

9. April. Die Dänen, bei Holnis gelandet, nöthigen die Schleswig-Holsteiner zum Rückzuge von Flensburg. — Das provisorische Gouvernement von Modena und Reggio konstituirt sich aus den Delegirten für Modena Joseph Malmusi und Johann Minghelli; für Reggio Ludwig Peretti und Jakob Ferrari. — Proklamation des Herzogs von Parma. Er stellt dem Herzogthume frei, sich ein provisorisches Gouvernement zu wählen; der Staat möge unter dem Schutze und der Vormundschaft des Königs Karl Albert von Sardinien bleiben.

10. April. Geschäftsordnung des Fünfziger-Ausschusses zu Frankfurt a. M. Eintritt der österreichischen Abgeordneten. — Chartistenzug in London mit der Petition an das Parlament. — Zurückweisende Antwort des Herzogs von Soto-Mayor auf die Note vom 7. April. — Verhaftung vieler Bojaren im Hause des Bojoren Aleko Maurokordato und anderer, welche vom Hospodaren der Moldau Michalaki Sturdza die Auflösung der Kammer und Errichtung der Nationalgarde verlangen.

11. April. Die Dänen rücken in Schleswig ein. — Von dem Rathe der Alten zu Parma (100 Mitglieder) wird eine provisorische Regierung gebildet; ihr Präsident Pellegrini. — Die schwedischen Stände bewil-

Digitized by Google

ligen 2 Mill. Rthlr. zur Deckung der Rüstungen zu Gunsten Dänemarks.

12. April. Bekanntmachung des Generalmajors von Willisen, königl. preuß. Kommissärs im Großherzogthum Posen, über die bisherigen Zugeständnisse zur Reorganisation des Großherzogthums, unter der Voraussetzung der Auflösung der bewaffneten Versammlungen im Lande. — Ein dänisches Korps landet bei Eckernförde. — Aufruf Friedrich Hecker's und Gustav Struve's, zu Konstanz die Republik zu verwirklichen.

13. April. Das sizilische Parlament beschließt: „Ferdinand Bourbon“ und seine Dynastie sind für immer des sizilischen Thrones verlustig.

16. April. Eine Absicht, die provisorische Regierung Frankreichs durch einen Wohlfahrts-Ausschuß zu ersetzen, scheitert vor dem Versuche ihrer Verwirklichung an dem allgemeinen Beistande der bewaffneten Bürger. — Aufstand zu Port-au-Prince (Hayti) in Folge der Anklage des Generals Ardouin durch den Präsidenten Soulouque.

17. April. Die Unabsetzbarkeit des Richterstandes in Frankreich aufgehoben.

18. April. Der König Ferdinand II. protestirt gegen den Beschluß des sizilianischen Parlaments vom 13. d. M.

19. April. Die dänische Regierung ordnet die Beschlagnahme aller in dänischen Häfen befindlichen deutschen Schiffe an und ertheilt ihren Kriegsschiffen Befehl zum Aufbringen preußischer Handelsschiffe.

20. April. Badische und hessische Truppen unter dem General v. Gagern und mit dem Zivilkommissär Regierungsrath Stephani treffen bei Kandern auf die Hecker-Struve'schen Republikaner; v. Gagern, an der Spitze der Kolonne, wird erschossen. — Fest der Brüderlichkeit und der Versöhnung zu Paris. — Zwei brittische Agenten, von Lahore aus Khan Singh, den designirten Nachfolger des bisherigen Statthalters Mulradsch nach Multan begleitend, werden am 18. angegriffen und nach ihrem Rückzuge in ein Fort außerhalb der Stadt dort ermordet.

22. April. Die deutsche Bundesversammlung entspricht dem Antrage Preußens, einen Theil des Großherzogthums Posens mit 593.000 Einwohnern in den deutschen Bund aufzunehmen. — Im Fünfziger-Ausschuß wird dem Vorbehalte der Bundesversammlung, die Eröffnung der konstituirenden Versammlung bis zum 18. Mai aufzuschieben, beigetreten.

23. April. Angriff der Preußen unter dem General der Kavallerie von Wrangel auf die Dänen und Einnahme der Stadt Schleswig. — Der badische Seekreis und Oberrheinkreis in Kriegszustand erklärt. — Aufstand der raizischen Bevölkerung zu Kikinda (Ungarn.)

24. April. General Hoffmann nimmt Freiburg mit Gewalt.

25. April. Die Preußen nehmen die Stadt Flensburg. — Die Verfassungs-Urkunde des österreichischen Kaiserstaates wird proklamirt. — Ein siebzehnter Planet (Metis), der neunte der kleinen Planeten, von Graham auf der Sternwarte von Markree entdeckt.

26. April. Die 17 Männer des öffentlichen Vertrauens überreichen der deutschen Bundesversammlung den Entwurf eines deutschen Reichsgrundgesetzes. — Aufstand in Krakau, die Stadt wird beschossen und kapitulirt. — Eröffnung des großherzoglich mecklenburgischen Landtags zu Schwerin.

27. Gefecht bei Schopfheim im badischen Oberrheinkreise; württembergische Truppen schlagen und zersprengen die Herwegh'sche Freischaar. — Der Fünfziger-Ausschuß beschließt: Die Bundesversammlung soll durch 3 Mitglieder verstärkt werden, welchen die Wahl des Bundes-Oberfeldherrn, der diplomatische Verkehr zwischen Deutschland und den auswärtigen Mächten, sowie die exekutive Gewalt in eilenden Fällen unter eigener Verantwortlichkeit, in allen andern Fällen aber nach dem Rathe der Bundesversammlung übertragen wird. — Dekret der provisorischen französischen Regierung: Aufhebung der Sklaverei in allen französischen Kolonien zwei Monat nach der Promulgation des Dekrets an Ort und Stelle. — Plötzliche Aenderung des türkischen Ministeriums: anstatt Mustapha Reschid Paschas, Sarim Pascha Großvezier.

28. April. Blutige Scene in Rouen am 27. und 28.

29. April. Die Stadt Xions (Provinz Posen), nach vergeblicher Aufforderung des daselbst unter Leo Dabrowski versammelten Insurgentenkorps, erstürmt. — Mannheim (Großherzogthum Baden) in Kriegszustand erklärt; Entwaffnung. — Der König von Dänemark erklärt die Häfen, Küsten und Flußmündungen von Preußen, Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, wie der freien Hansestädte in Blokadezustand. — Proklamation des Lord-Lieutenants von Irland: Verbot der beabsichtigten Wahl einer irischen Repräsentativ-Verfassung und der Einrichtung einer Nationalgarde mit deren Vorbereitungen. — Allokution des Papstes im geheimen Konsistorium: Krieg gegen Deutschland zu unternehmen, erklärt er, daß dieß gegen seine Gesinnungen streite.

30. April. Der preußische General v. Blumen marschirt von Schroda gegen pol. Insurgenten unter Mieroslawski; er besetzt Winagora und Miloslav, wird aber mit bedeutendem Verluste zum Rückzuge genöthigt.

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

Der Vizegespann rieb sich seelenvergnügt die Hände und machte ein Gesicht, als ob er bereits im Geiste seine Kremnitzer überzählte.

Die übrigen Gäste sahen neugierig, Braut und Bräutigam mit Besorgniß auf den alten Grafen.

Dieser selbst hätte jedem Maler als Modell für die Personifizirung des Zornes dienen können. Sein todtenbleiches Antlitz, seine tiefliegenden rollenden Augen, seine gesträubten Haare, die bläulichen zuckenden Lippen, das Beben der ganzen Gestalt gaben ihm das Ansehen eines gereizten Tigers.

Seine erste Bewegung war, daß er ein Paar Schritte auf den unglücklichen Schützen zutrat, während er die Hand aufs Schwert legte. Allein, als ob er sich besinne, als ob es ihm zu schlecht dünkte, mit eines Edelmanns Schwert den armen Sohn der Haide niederzuhauen, zog er die Rechte von dem Säbelgriffe weg, ballte die Faust und führte damit einen Streich nach Janko's Schädel, der einen Stier würde zu Boden geschmettert haben, allein Janko's Haupt war um ein gutes Stück fester als der Schädel eines Stieres und hielt den Streich aus, ohne zerschmettert zu werden. Wohl aber taumelte der arme Bursche hin und her wie ein Betrunkener und das Blut schoß ihm zu Mund und Nase heraus.

Aber er sagte kein Wort, nur ein glühender Blick verhaltenen Grolles zuckte nach dem Tyrannen.

„Tüchtiger Streich!“ bemerkte lachend ein Gast.

„Ein anderes Mal wird er besser zielen,“ meinte ein Anderer.

„Gratulor, Herr Vizegespann,“ riefen hier ein Paar im Chorus, während Andere, ohne sich weiter um den blutriefenden Knecht zu kümmern, nach ihren Weingläsern langten und selbst die Damen ihre unterbrochenen Gespräche über neue Stoffe, Kleider, Federn, und was dergleichen wichtige Sachen mehr sind, so gleichgültig fortsetzten, als ob nichts vorgefallen wäre.

Es war ja nur ein Knecht — ein Mann aus dem Volke, der hier so elend behandelt wurde, wie es auf Schloß Uvar den Hunden nicht geschah.

Allein der alte Graf war mit dem, was er dem armen Janko angethan, noch nicht zufrieden, sondern mit der rechten Hand ihn am Genicke fassend, schleifte er ihn bis zur Thüre des Saales; dort angelangt schleuderte er ihn den versammelten Knechten und Heiduken zu und rief: Auf den Deres mit dem Hunde und fünfzig Stockprügel aufgezählt, so derb, als Eure Arme zu hauen vermögen!“

Die Heiduken sahen verwundert darein; die Prügelexekution, obwohl eben nichts Seltsames im Ungarlande, kam ihnen bei dem Hochzeitsfeste doch etwas sonderbar vor.

„Ich will ihn lehren, Acht zu haben beim Zielen, wenn sein Herr auf den Schuß gewettet; der Schuft hat die Augen trüb und verweint, weil die Hundebrut, seine Metze unten im Dorfe verreckt ist.“

Der Janko, der schweigend jede Mißhandlung bis jetzt geduldet, ohne anders als durch sein bleiches Gesicht und die rollenden Augen das Leiden seiner Seele zu erkennen zu geben, stieß bei des alten Grafen letzten Worten einen jener gräßlichen Flüche aus, die nur der Sprache des Ungars eigen, in keiner andern Sprache sich wieder geben lassen.

Der Graf war purpurroth vor Zorn.

„Hundert Prügel!“ donnerte er.

Vergebens waren Janko's Anstrengungen, vergebens die zähneknirschende Wuth des Unglücklichen, die handfesten Heiduken hatten ihn alsbald überwältigt, in den Hof geschleppt und auf den Deres geschnallt, und wäre nicht im Saale oben das Gespräch zwischen den feinen Herren und zarten Damen zu eifrig, das Klirren der Becher und Eljenrufen zu laut gewesen, so hätte man das taktmäßige Fallen der Hiebe hören können, welche den Leib eines Menschen zerfleischten, der keinen andern Fehler begangen hatte, als daß er der Knecht eines Menschen war.

Der alte Graf trat in den Saal zu seinen Gästen zurück bereits etwas ruhiger, denn durch die diktirte Strafe hatte sich sein feudaler Zorn etwas verzogen; auch war die Sache an und für sich viel zu geringfügig, um seine hohe Seele lange in Anspruch zu nehmen, was sich am Besten dadurch bewieß, daß er dem Vizegespann versprach, der schwarze Geiger sollte ihm ein Lied spielen, das die Kaiserlichen nach der Schlacht bei Zentha auf den großen Eugen verfaßt und das sich getrost neben jede ungarische Weise stellen könnte.

„Nun so laß hören!“ meinte der Vizegespann.

„He, schwarzer Spielmann!“ rief der Graf.

Keine Antwort.

„Wo ist der Geiger hingekommen?“ rief der Graf nochmal.

Niemand wußte es zu sagen.

Des Uvar-Grafen Stirnader schwoll mächtig an, allein es half ihm wenig, Niemand wußte ihm Auskunft zu geben, wo der Spielmann hingekommen sey.

Endlich humpelte der Schenk von Uvar heran und meinte, er wäre wohl im Stande ein Näheres über den Schwarzen mitzutheilen, wenn es der Graf nicht übel nehmen würde.

„Heraus, heraus!“ drängte der Graf.

„Je nun,“ meinte der Alte, „der schwarze Geiger kam hinab in den Hof, als eben der Janko auf den Deres gelegt wurde, und redete den Heiduken zu, inne zu halten mit der Strafe; die aber meinten, mit des Herrn Grafen Befehle sey nicht zu spassen und was der Graf einmal befohlen, das müsse geschehen, sey es nun recht oder nicht recht. Darum hätten sie auch gar nicht zu fragen, denn sie seyen nur Knechte — und der Knecht müsse thun was der Herr ihm befehle und somit —“

„Zur Sache, zur Sache, alter Einfaltspinsel, zürnte der Graf, „ich will nicht meiner Heiduken Ansicht wissen, sondern wo der Schwarze hingekommen ist.“

„Verzeiht hoher Herr,“ fuhr der Schenk von Uvar fort, „als der Geiger sah, daß nichts mit den Heiduken anzufangen sey, da fluchte er gotteslästerlich, packte seinen Bündel, den er mir aufzuheben gegeben,

auf den Rücken, und die Fiedel dazu und wanderte zum Thore hinaus.

„Wie? in so später Nacht, ohne einen Grund anzugeben?“

„Ich bot ihm, als er fortging,“ endete der Alte seinen Bericht, „einen Becher Wein, er nahm ihn und schüttete ihn auf die Erde und rief: So möge mir jeder Tropfen zu Gift werden, den ich auf Schloß Uvar fürder trinke. Sag' das deinem Grafen, und damit trollte er sich.“

Der alte Graf biß sich in die Lippen, kehrte dem Schenken den Rücken und trat zu seinen Gästen, ohne fortan mit einer Sylbe mehr des schwarzen Geigers Erwähnung zu thun.

4.

In einem einsamen Gemache seitab von dem Lärmen des Festes, das spät in die Nacht hineindauerte, lag der arme Janko auf schlechtem Heu, das sich blutig gefärbt hatte von den Wunden. Zum Tode erschöpft von der entsetzlichen Züchtigung, in der tiefsten Seele gebrochen von Wuth und Rachedurst über die Tyrannei seines Peinigers, lehnte er das bleiche Haupt gegen die Wand und knirschte mit den Zähnen, wenn der Elfenruf der Gäste oder das Klingen ihrer Gläser bis in seinen einsamen Aufenthalt drang.

Es war nicht mehr weit von Mitternacht, als sich die Thür öffnete und ein Mann in weiter Bunda hereintrat.

Er blieb vor Janko stehen.

Dieser sah ihn finster an.

„Janko,“ sagte der Mann leise.

„Was soll's?“ fragte der Unglückliche ohne aufzustehen.

„Gott segne dich und stärke dich in deinem Leiden.“

„Gott hat mich verflucht,“ antwortete Janko dumpf.

„Lästre nicht,“ warnte der Alte.

„Und was soll ich anders glauben?“ eiferte Janko mit jener plötzlich losbrechenden Wildheit, die den echten Magyaren charakterisirt; „was soll ich anders glauben, als daß mich Gott verflucht hat, daß der Herrgott in übler Laune ist, und da er eben Einen brauchte um seinen Grimm auszulassen, mich dazu gewählt hat. Was habe ich dem Herrgott gethan, daß er die oben jubeln und mich hier verschmachten läßt in Schmerz, Wuth und Verzweiflung. O der Herrgott hats leicht in seinem Himmel oben, ihm stirbt nichts Liebes — aber ich — ich —“

„Armer Janko,“ sagte der alte Mann, der, wie wir unsern Lesern zu sagen vergessen, Turok, der Bauer aus dem Dorfe war.

„Geh,“ sagte Janko auf diesen mitleidigen Ruf.

„Ich will nicht von dir gehen.“

„Was willst du denn?“

„Hier bleiben.“

„Was soll mir's nützen?“

„Es wird dir leichter, wenn du deiner Seele Luft machst im Gespräche.“

(Fortsetzung folgt.)

Winterlied.

Nur nicht ängstlich, nur nicht zagen
Bei des Winters Noth und Qual!
Heut' ist Winter noch auf Erden,
Morgen muß es Frühling werden,
Frühling wird es doch einmal.

Frühling wird es immer wieder:
Nur getrost! er kommt so bald.
Niemand kann's dem Frühling wehren,
Jährlich bei uns einzukehren —
Welch ein Trost für Jung und Alt!

Welch ein Trost, daß Eins noch bleibet,
Daß uns noch der Frühling bleibt;
Daß man nicht, wie Kontrebande,
Ihn in unserm Vaterlande
Streng verbietet und vertreibt.

Frühling, du von Gottes Gnaden
Aus dem Himmel hergesandt,
Frühling, komm mit Lust und Scherzen,
Frühling, komm in unsre Herzen,
Komm in unser Vaterland!

Frühling, treib die Nacht von hinnen,
Die uns jetzt noch hüllet ein!
Bring' uns alles Gutes wieder,
Freud' und Hoffnung, frohe Lieder,
Frische Luft und Sonnenschein!

Frühling lebe, unser Frühling
Hoch beim Sang und Festpokal!
Laßt das Jammern und das Zagen!
Muth gefaßt in trüben Tagen!
Frühling wird es doch einmal.

Hoffmann von Fallersleben.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 10 18. Januar 1849.

Uebersicht der Haupt-Ereignisse des Jahres 1848.

(Fortsetzung.)

1. Mai. Bestallung Gagern's. Erster Anfang der Nationalversammlung. Proklamation Wrangel's an die Jütländer. — Biertumult in München. — Aufruf des Tschechenkomites an alle Slaven Oesterreichs.

2. Mai. Bürgerkrieg im Großherzogthum Posen. Blutige Gefechte bei Xcions und Mieloslaw. Sieg der preußischen Truppen. Hannover'sche Wahlen zur Nationalversammlung. Abschiedsproklamation der provisorischen Regierung.

3. Mai. Blockade-Erklärung Dänemarks gegen die deutschen Seestaaten. Bundesbeschluß in Betreff der Exekutivgewalt. Zerwürfniß mit dem Fünfziger-Ausschuß. Das Lepel'sche Promemoria. Die Bundesversammlung spricht Wrangel den Dank des Vaterlandes aus. Venedig in Blockadezustand. — Eröffnung der französischen Nationalversammlung.

4. Mai. Dänische Fregatte bei Helgoland. — Barrikadennachahmung in Trier. — Verhandlung der deutschen Nationalversammlung. Eröffnung von Friedensunterhandlungen mit Dänemark.

5. Mai. Einnahme der Festung Friedericia durch die Bundestruppen. Sturz des Ministers Grafen Fiquelmont in Wien.

6. Mai. Errichtung der franz. Alpenarmee. — Kriegerisch gesinntes Ministerium in Rom. Tschechische Umtriebe gegen die deutschen. — Wahlen in Berlin. — Einmischung Schwedens in den dänischen Krieg. — Sieg der Oesterreicher in Verona.

7. Mai. Wirren in Posen. Hr. v. Pfuel als königl. Kommissarius. Aufruf im Namen der polnischen Republik. Entwaffnung in Posen. Mieroslawski bei Wreschen umzingelt. — Abreise des päpstlichen Nuntius von Wien. — Waffenruhe mit Dänemark. — Rechenschaftsablage der französischen provisorischen Regierung. — Patriotische Bemühungen in Bremen und Hamburg für die deutsche Marine.

8. Mai. Sistirung der Elb- und Weserblockade.

9. Mai. Briefwechsel zwischen dem General Wrangel und dem Oberbefehlshaber der dänischen Flotte.

10. Mai. Ernennung der interimistischen Regierung in Paris. Niederlage L. Blanc's in der Arbeiterfrage.

11. Mai. Aufruf des Fünfziger-Ausschusses in Betreff der Kriegsmarine. — Streit der kurhessischen Regierung mit den Ständen wegen der Domänen. — Vereinigung Radetzki's mit Nugent.

12. Mai. Antrag des preuß. Staatsministeriums auf Rückberufung des Prinzen von Preußen. Aufregung in Berlin. — Beschluß des Fünfziger-Ausschusses gegen das Separat-Protokoll der Bundesversammlung. — Ernennung des Ministeriums in Paris.

13. Mai. Die Pfuel'sche Demarkationslinie in Paris.

14. Mai. Einberufung der preußischen Versammlung zur Vereinbarung der Verfassung. — Demonstrationen in Berlin und den Provinzen wegen der Rückberufung des Prinzen von Preußen. — Zerwürfniß in der hannoverschen Verfassungs-Kommission wegen der ersten Kammer. — Einberufung des 10. Armeekorps durch den General Wrangel. — Reorganisation Posens. Gefangennehmung Mieroslawski's. — Aufregung in Paris wegen der polnischen Sache.

15. Mai. Vertagung der Rückkehr des Prinzen von Preußen. — Konflikte in Limburg. — Ein Bundestagsgesandter in London. — Aufstand der Ultra-Republikaner (Barbés, Raspail, Blanqui) in Paris. Sprengung der Nationalversammlung. — Aufstand in Neapel. Unterdrückung desselben durch die königl. Truppen und die Lazzaroni's. — Bewegung in Wien.

16. Mai. Unterdrückung des Aufstandes in Paris. — Lamartine in der National-Versammlung. Verhaftung der Rädelsführer. — Vorberathungen zur Nationalversammlung in Frankfurt. — Vorschläge des brittischen Ministeriums über die Abänderung der Schifffahrtsgesetze. — Bewilligung einer konstituirenden Versammlung für Oesterreich. Auflösung des Hofkriegsraths.

17. Mai. Abreise des Kaisers von Oesterreich aus Wien in Folge der demokratischen Umgestaltung des Wahlgesetzes. — Aufkommen der Aula.

18. Mai. Eröffnung der deutschen Nationalversammlung. Bewillkommnung durch die Bundesversammlung. — Erklärung Stüve's in der hannov. Kammer über die Lage in Frankfurt. — Wrangel's Prokla-

Digitized by Google

mationen in Jütland. — Abreise des englischen Gesandten aus Madrid.

19. Mai. Verfassungsentwurf in Hannover — Gagern zum Präsidenten der deutschen Nationalversammlung gewählt. — Berufung einer Kommission zur Berathung über ein einheitliches Zoll- und Handelssystem, durch die Bundesversammlung. — Bruch Jellachich's mit Ungarn. — Handschreiben des Kaisers gegen Jellachich.

20. Mai. Der österreichische Kaiser in Insbruck. — Provisorische Fortdauer des Ministeriums Pillersdorf.

21. Mai. Konspiration des tschechischen Adels. — Eintrachtsfest in Paris. — Unruhen in London. — Waffenstillstandsverhandlungen mit Dänemark. — Blutige Herrschaft der Kontrerevolution in Neapel.

22. Mai. Eröffnung des preußischen Landtags zur Vereinbarung der Verfassung. Konstitut. Thronrede des Königs. Ministerieller Verfassungs-Entwurf. — Raveaux's Antrag wegen der konstituirenden Versammlungen der Einzelstaaten. — Erklärung der hannoverschen Abgeordneten gegen Stüve. — Entscheidung der zweiten hannoverschen Kammer über die Zusammensetzung der ersten. — Unruhen zwischen den Bürgern und dem preußischen Militär in Mainz.

23. Mai. Debatte der deutschen National-Versammlung über die Mainzer Unruhen. — Blockade von Triest durch das neapol.-sar.-venetianische Geschwader. — Unterwerfung des Banus von Kroatien unter das ungarische Ministerium.

24. Mai. Neuwahl zur National-Vers. für Hecker. — Entscheidung der hannoverschen Stände für das Zweikammersystem.

25. Mai. Ungarische Gesandtschaft in Frankfurt. — Unruhen in Wien wegen Auflösung der akademischen Legion.

26. Mai. Beschluß der National-Versammlung in Betreff der Mainzer Unruhen. (Uebergang zur Tagesordnung.) — Tschechisch-deutsches Vereinigungsfest in Prag.

27. Mai. Beschluß der deutschen Nationalvers., daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen nur nach Maßgabe der allgemeinen Verfassung gültig seyen. — Gewährung aller Volksforderungen in Wien. Der Befehl zur Auflösung der akademischen Legion zurückgenommen. Alle früheren Konzessionen bestätigt. — Dringendes Ansuchen der Minister an den Kaiser zur Rückkehr. — Verhaftung Blanqui's in Paris.

29. Mai. Rückzug der deutschen Truppen unter General Wrangel aus Jütland. — Provisorische Regierung in Böhmen.

30. Mai. Angriff der Dänen bei Sündewitt und Düppel, (statt des erwarteten Waffenstillstandes). — Unruhige Vorgänge in Hannover, veranlaßt durch die Gewerbeordnung. — Erklärung des preußischen Ministeriums über die Märzrevolution. — Anträge wegen des reaktionären Geistes im Militär.

31. Mai. Einmarsch der Dänen in Hadersleben. Fortdauer der Friedensunterhandlungen. — Flüchtlinge aus Nordschleswig. — Arbeiter-Unruhen in Berlin. — Antrag auf die Verhaftung L. Blanc's in Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

„Ach ja," seufzte der arme Bursche bitterlich. „Sieh, Vater Turok, für mich ist's aus in dieser Welt. Vor wenig Tagen war ich noch einer der Glücklichsten; ich hatte meine süße Braut noch — meinen Augenstern; aber der Herrgott hat sie hinauf genommen zu seinen schönen Engeln, wo sie hingehört und ich bin allein geblieben; ach Gott, Gott! warum hast du mir das gethan, ich bin doch ein guter Christ, bete meinen Rosenkranz alle Tage, bin gewallfahrtet so oft schon, habe keinem heidnischen Türken jemals Pardon gegeben und nie Umgang gepflogen mit den verfluchten Ketzern, die oben in Saros-Patak *) gebildet werden."

„Sie ist todt," sagte der alte Mann resignirt, „denk auf was Anders."

„Auf was soll ich denken, mein Kopf ist wüst."

„Auf deine Rache."

„Ich denke," antwortete Janko und kehrte sich gegen die Wand.

„Höre, Janko," fuhr der Alte fort, indem er sich zu dem Unglücklichen auf das Heu setzte, „höre mich an, du bist aufgewachsen und erzogen in der Ansicht, daß es nächst Gott und seiner lieben Mutter nichts Heiligeres auf Erden gäbe, als den Herrn, dem du dienst; dem ist nicht so —"

„Wer sagt das?"

„Ich will dir's beweisen."

„Ich weiß es —"

„Wie?" fragte der Alte überrascht.

„Er gehört mir," antwortete der Janko dumpf.

„Recht so, aber sey vorsichtig."

„Wozu?"

„Ich will dir's sagen. In meiner Jugend war ich im Dienste des Baron Poethi zu Ofen; der gab einst einem Diener eine Ohrfeige. Der Bursche sagte kein Wort, aber am nächsten Morgen lag der Baron in seinem Bette mit abgeschnittenem Halse, und der Diener war über alle Berge —"

„Meuchelmörder!" murrte Janko.

„Ei nun, ein Einzelner kann es nicht aufnehmen mit Zwanzigen. Schlimm genug, wenn Einer, dem

---

*) In Saros-Patak ist eines der vorzüglichsten Gymnasien der Reformirten.

Zwanzig zu Gebote stehen, seine Macht mißbraucht, um gegen einen Einzigen zu schlagen; ist es doch als ob man ein Weib oder einen wehrlos Gebundenen schlagen wollte; pfui, pfui, dreimal pfui! ich mags Keinem verdenken, wenn er da seine Zuflucht zum Dolche nimmt und seinen Feind in den Rücken stößt, da ihm hundert feile Knechte die Brust versperren.

Der Janko wandte sich von der Mauer ab, gegen den alten Turok, und erst jetzt hatte dieser Gelegenheit, die Veränderung zu beobachten, die in dem Gesichte des armen Burschen vorgegangen war. Das war nicht mehr das schöne blühende Jünglingsantlitz, auf dem das Auge der Verstorbenen so oft mit Entzücken geweilt. Die Züge waren verzerrt, eine tiefe Furche lief quer über die Stirne, die Augen lagen tief und waren mit Blut unterlaufen, die Zähne zusammengepreßt, und über das ganze Gesicht, um das die wirren Haare wie Schlangen flatterten, zog sich jene düstere Leidenschaft kündende Bläße, die mich an die grauen Wolken mahnt, welche dem Sturme vorangehen.

„Vater Turok," sagte er nach einer Pause, „hört mich an. Ihr könnt mirs nicht verargen, wenn ich an dem Hause gehangen bin, in dem ich geboren, wo mein Vater und meine Mutter glücklich gelebt, wo ihre Leichen aufgebahrt waren und im Friedhof liegen. Als wir gegen die Türken zogen, hab ich so manche Stadt gesehen mit schönnen Häusern und Thürmen; s'ist mir aber keine vorgekommen wie das graue Felsennest Uvar mit seinen Schießscharten und Schwalbennestern."

„Ubi bene, ibi patria, auf gut ung'risch: wo's gut ist, da bau' dich an," sagte der Alte, der als echter Ungar, obwohl nur ein Bauer, in der Jugend sein Latein absolvirt hatte.

Janko schüttelte düster den Kopf.

„Wo es gut ist," meinte er, „ei, Vater Turok, für mich ist's nirgends mehr gut, als unten im Grabe."

„Pfui," warnte Turok, „was redest du da! sey ein Mann."

„Ein Mann? ich bin es," rief der Unglückliche und sein Antlitz flammte unheimlich auf, „ich will es dem Herrn von Uvar beweisen, daß ich ein Mann bin. Seht, Vater Turok, er hat mich schlecht gehalten, mich schlechter behandelt als einen Hund. Er hat Unmögliches von mir verlangt und begehrt, daß ich einen Adler fünfzehn Klafter hoch aus der Luft holen sollte mit dem vom Weinen getrübten Auge, mit der vom Schmerze zitternden Hand, und weil ich's nicht im Stande war, schlug er mich; ich wollt's ihm verzeihen, aber daß er mein süßes Bräutlein, meinen Stern, mein Lieb eine Metze genannt —"

„Hat er das?" fuhr der Alte auf und griff nach dem Czakan *).

„Ruhig, Alter, er gehört mir," sprach Janko fest, „daß er es gethan, hat ihm den Gnadenstoß gegeben. O wir wollen ja sehen Graf von Uvar. Du hast mich einen feigen Hund genannt, wir wollen sehen, wer von uns Beiden der Feige ist."

„Nieder mit ihm!" rief der Alte.

„Nieder mit ihm!" wiederholte Janko.

„Morgen, gleich heute —"

„Nein."

„Willst du ihn schonen?"

Janko lächelte, wenn man anders die grimmige Verzerrung seines schmerzdurchwütheten Antlitzes ein Lächeln nennen konnte.

„Beim Freudenfeste fassen wir ihn," redete ihm der Alte zu.

Janko schüttelte den Kopf.

„Wenn er vom Weine berauscht sein Lager sucht, stoß ihm den Dolch ins Herz.

Janko versuchte sich aufzurichten, allein der wüthende physische Schmerz hatte die Kraft des starken Burschen gebrochen, er fiel erschöpft auf sein Lager zurück.

„Du siehst, alter Turok," sagte er mit gebrochener Stimme, „daß ich nicht vermöchte, ihm etwas anzuhaben; sie haben mich geschlagen wie einen Hund, daß Alle im Hofe sich abwandten von dieser Wolfsbrut, diesen Heiduken, und das Blut wie ein Bach von dem Deres floß. Wart' nur, wart', meine Zeit kommt.

„Du verschiebst die Rache."

„Ja, ich verschiebe sie, denn ich brauche meine ganze Kraft dazu. Wenn ich ihm den Dolch in die Brust stoße, so würde er in seinen letzten Augenblicken mich anglotzen mit seinen grauen, bösen Augen und sein sterbender Mund mir zuröcheln: Feiger Meuchelmörder! Und ich will ihm zeigen, daß ich kein Feiger bin, ich will ihm zeigen, daß ich dort noch ruhig stehe, wo er zittert. Und wenn ich ihn zittern gesehen, dann will ich ihm den Todesstoß geben, das soll meine Rache seyn, und diese Rache will ich haben, ich schwör's bei dem Geiste meines Vaters, bei dem Herzen meiner Mutter; mögen sie im Grabe keine Ruhe haben und herum wandeln als trostlose Geister, wenn ich mein Wort nicht halte; ich schwör's bei meinem Leben, bei dem Lichte meiner Augen, mein Gebein soll auf dem Schindanger verbleichen und mein Geist in den Leib eines räudigen Hundes fahren, wenn ich nicht mein Wort halte."

Erschöpft fiel der Unglückliche auf sein Lager zurück und murmelte noch unverständlich einige jener gräßlichen Betheuerungen, die dem Ungar so geläufig und von denen wir hier ein Paar der gelindesten angeführt haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein schwerer Stock mit einem Eisenhaken.

Eine unvorhergesehene Begegnung.

Der österreichische Kurier erzählt nachstehenden Vorfall, den wir für einen sehr geeigneten Stoff zu einem modernen Lustspiel halten und daher Dichtern, welche nicht selten um Erfindung und Anlagen einer pikanten Intrigue verlegen sind, empfehlen.

Vor ungefähr zwei Monaten — so erzählt genanntes Blatt — beschloß ein junger Pariser, Monsieur N., welcher ein sehr hübsches Vermögen besitzt, zu heirathen. Die junge Person, welche er heirathete, war bildhübsch — er betete sie an, und um sein Glück besser und ungestörter genießen zu können, beschloß der junge Ehemann, die Frau zwanzig Meilen von Paris auf das Land zu führen, und den Winter daselbst zuzubringen. Einen Monat ging es gut, aber nach ungefähr sechs Wochen wurde dieser Aufenthalt für den verliebten Gemahl so langweilig und unerträglich, daß er beschloß, um jeden Preis nach Paris zu entfliehen, und dem bevorstehenden Spleen auf jede Weise zu entgehen. Allein der brave Ehemann konnte seiner Frau unmöglich sagen: „Ich ennuyire mich bei Dir", daher nahm er zu einer andern Kriegslist seine Zuflucht. Eines Tages erhielt er einen Brief eines verbindlichen Freundes aus Brüssel. — Liebe Frau, sprach er mit der verdrießlichsten Miene der Welt, indem er der armen Getäuschten den Brief hinhielt, eine sehr wichtige Angelegenheit ruft mich nach Belgien; ich reise, um Dich längstens in vierzehn Tagen wieder zu umarmen. Und unter dem Vorwand, mit der Dilegence nach Brüssel zu fahren, reiste der Schlaue direkt nach Paris. — Dessen ungeachtet erhielt die junge Frau nach vierzehn Tagen einen Brief aus Brüssel, mit dem gehörigen Postzeichen versehen, in welchem er der theuren Gemahlin ankündigte, daß trotz seines Wunsches, bald zurückzukehren, die Angelegenheit sich so verwickelt habe, daß er noch wenigstens drei Monate in Brüssel zubringen müsse. Die junge Frau war darüber Anfangs ganz trostlos, sie weinte und — da man aber nicht immer weinen kann, so dachte sie, es könne nicht schaden, wenn sie vierzehn Tage in Paris zubringen würde, ohne ihren Gatten davon zu benachrichtigen. Am nächsten Sonntag ließ sich Madame N. auf den Ball im Saale Valentio führen. Kaum eingetreten sieht sie ihren Gatten von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Dieser konnte seinen Augen nicht trauen, glaubte, er sey im Traume, und indem er sich heftig die Augen rieb, packte er die junge Frau am Arm und schrie mit Wuth:

Was machst Du hier? Die Frau erblaßte, hatte jedoch den Muth, sich schnell zu fassen und ihre Rolle durchzuspielen.

Was wollen Sie, mein Herr, sagte sie, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Was, Du unterstehst Dich, Nichtswürdige!

Mein Herr, sagte der Begleiter der Madame N., mit welchem Rechte beleidigen Sie diese Dame, ich dulde es nicht — —

Zum Geier, diese Dame ist meine Frau!

Infamer Lügner! rief Mad. N. voll Entrüstung.

Aus der Scene war ein völliger Aufstand geworden, die Polizei mischt sich darein, und Herr und Madame N. wurden vor den Kommissär geführt. Mein Herr, sprach Madame N. zum Magistratsbeamten, schützen Sie mich, ich verstehe die Scene nicht, welche ein Fremder mit mir spielen will. Mein Mann ist in Belgien, und ich bin so glücklich, es Ihnen sogleich beweisen zu können, denn ich habe einen Brief bei mir, welchen ich aus Brüssel empfangen habe. Und die junge Frau wies den Brief vor. Hr. N. gebärdete sich wie ein rasender Teufel, allein da er keine Papiere bei sich hatte, so wurde er der Verleumdung und des Betruges angeklagt und provisorisch ins Loch gesteckt. In der Nacht nahm Madame N. die Post und kehrte in die eheliche Behausung auf's Land zurück, in welche ihr der Gatte sehr bald nachfolgte, und der Rosenmond der Liebe hat sich in einen Dezembersturm umgewandelt und — Beide haben auf Scheidung geklagt. Sollten sich die Ehegatten jedoch auf eine gute und freimüthige Weise versöhnt haben, so werden wir es seiner Zeit unseren Lesern mittheilen.

Räthsel.

Manch' Mädchen liebt mich sehr
Und will mich doch nicht haben;
Ich bin der Wunsch und die Sehnsucht des Knaben.
Und hat er mich, will er mein Bleiben verwehren;
Er reizt mich dadurch, nur wiederzukehren.

Auflösung der Homonyme in Nro: 8:

Dunst.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 11 20. Januar 1849.

Uebersicht der Haupt-Ereignisse des Jahres 1848.

(Fortsetzung.)

Juni.

1. Juni. Marine-Kongreß in Hamburg. — Erlaß eines Wahlgesetzes für Oesterreich. Amnestie für die gefangenen Polen in Wien. Niederlage der Oesterreicher bei Goito. Welden's Streifzug gegen die Crociati. — Aufregung in Irland. Verurtheilung Mitchells. — Russisches Armeekorps in den Donaufürstenthümern.

2. Juni. Eröffnung des Slavenkongresses in Prag. — Umtriebe der Südslaven unter Jellachich.

3. Juni. Eröffnung der Konsulta zu Rom. — Die deutsche Nationalversammlung über die Limburger Verhältnisse. — Die französische Nationalversammlung verwirft den Antrag auf L. Blanc's Verhaftung.

4. Juni. Einberufung der konstituirenden Versammlung in Wien. Wessenberg, Minister des Auswärtigen. Verbindung Siebenbürgens mit Ungarn. — Gewerbekongreß in Hamburg. — Zug zum Grabe der Gefallenen in Berlin. Antrag in der deutschen Nationalversammlung auf Bildung einer Zentralgewalt. Kondemnirung deutscher Schiffe in Kopenhagen.

5. Juni. Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England. Die Bundesversammlung ermächtigt Wrangel zur Wiederbesetzung Jütlands.

6. Juni. Gefechte bei Sonderburg. Rückzug der Dänen. Antrag Dahlmann's auf die Exekutiv-Gewalt.

7. Juni. Erklärung Stüve's zu Gunsten der Nationalversammlung. — Manifest des Prager Zentral-Komites an die deutsche Nationalversammlung.

8. Juni. Der Prinz von Preußen in der Berliner Nationalversammlung. — Verminderung der Dotation des Kurfürsten von Hessen. — Umformung der Nationalwerkstätten in Paris. — Gesetz gegen Volksaufläufe daselbst.

9. Juni. Beschluß der Nationalversammlung über Schleswig-Holstein. — Der Berliner Landtag über die Anerkennung der Revolution. — Tumult der Berliner Bevölkerung gegen die Abgeordneten der Rechten. — Adresse der siebenbürgischen Sachsen an die deutsche Nationalversammlung.

10. Juni. Erklärung Karl Albert's, über die Vereinigung der Lombardei mit Sardinien. — Schwedische Truppen auf Fühnen.

11. Juni. Abstimmung des englischen Unterhauses gegen die Schifffahrtsgesetze. — Aufhebung des Kriegsgesetzes in Posen.

12. Juni. Tschechischer Aufstand in Prag. Die Fürstin Windischgrätz erschossen. Kampf in den Straßen. — Studentenversammlung in Eisenach.

13. Juni. Anerkennung L. Bonaparte's als Deputirten der franz. N.-V. — Uebereinkunft zwischen dem Könige von Sardinien und der prov. Regierung der Lombardei über die Vereinigung beider Staaten.

14. Juni. Die N.-V. bewilligt 6 Millionen für die deutsche Flotte. — Eröffnung der schlesw.-holst. Ständeversammlung zu Rendsburg. — Buchdrucker-Versammlung in Mainz. — Zeughaussturm in Berlin. — L. Napoleons Schreiben an den Präsidenten der franz. Nationalversammlung. — Bombardement und Besetzung Treviso's durch F.-M.-L. Welden. Uebergabe Paduas an F.-M.-L. d'Aspre.

15. Juni. Drohende Stellung des Fürsten Windischgrätz auf dem Hradschin. Unterwerfung der Stadt. — Demokratischer Kongreß in Frankfurt, Antrag desselben zur Einberufung Hecker's in die Nationalvers. — Entwurf der deutschen Grundrechte.

16. Juni. Ernennung des Erzherzogs Johann zum Stellvertreter des Kaisers von Oesterreich.

18. Juni. Unruhen in Altenburg. Besetzung der Stadt durch sächsische Truppen.

19. Juni. Beginn der Debatte in der Nationalversammlung über die Einsetzung einer prov. Regierung. — Entwurf der franz. Verfassung. — Audienz des Banus von Kroatien, Jellachich, bei dem Kaiser von Oesterreich. Die Vermittlung der ungarisch-kroatischen Wirren dem Erzherzog Johann übertragen. — Herstellung der Ruhe in Altenburg. Abzug des Militärs. Amnestie.

20. Juni. Rücktritt des Ministers Camphausen in Berlin. — Erklärung der deutschen National-Versammlung, daß sie jede Feindseligkeit gegen Triest als Kriegserklärung betrachten werde.

21. Juni. Einigung der hannv. Kammer in der Verfassungsfrage. — Cholera in Petersburg.

22. Juni. Arbeiter Unruhen in Paris wegen der Abführung von Arbeitern in die Departements. — Aufstand in Bucarest. Mordversuch gegen den Fürsten Bibesko.

23. Juni. Aufstand in Paris. Barrikaden. Kampf zwischen den Truppen und der Arbeiterbevölkerung in den Straßen.

24. Juni. Paris in Belagerungszustand. Die französische Nationalversammlung erklärt sich für permanent. Uebertragung der Exekutivgewalt an General Cavaignac. — Rücktritt der Exekutiv-Kommission (Lamartine, Ledru-Rollin, Arago, Garnier-Pages und Marie.) — Palmanuova von den Oesterreichern genommen. — Einfall Cabrera's in Spanien. — Eröffnung der konstituirenden Versammlung in Anhalt-Köthen.

26. Juni. Entscheidende Maßregeln des Generals Cavaignac in Paris. Entwaffnung der Nationalgardisten. Räumung der Straßen. Einschreiten gegen die Klubs und gegen die Journale. Tödtliche Verwundung des Erzbischofs von Paris. Beschießung der Vorstadt St. Antoine. Bezwingung des Aufstandes. — Prov. Regierung in der Wallachei.

25. Juni. Fortdauer des Kampfes gegen die rothe Republik in Paris. — Das Ministerium Auerswald in Berlin. — Sieg der Begegnung in der Wallachei. — Fürst Bibesco verläßt das Land.

27. Juni. Beschlüsse der deutschen Nationalvers. über die Zentralgewalt und über die Aufhebung des Bundestags. — Heinrich Zschokke †. — Tumult im „Schiff" zu Ulm. — Schluß der schweizerischen Tagsatzung. — Die sardinische Kammer beschließt die Vereinigung Piemonts, der Lombardei und Venedigs. — Beschluß der franz. Nationalvers. über die Transportirung der Gefangenen.

28. Juni. Vorrücken der deutschen Truppen in Schleswig. — General Cavaignac legt seine Diktatur nieder und wird zum Ministerpräsidenten ernannt. Neues Ministerium (Senard, Goudchaux, Lamoricière, Bastie, Carnot, Bethmont, Tourret). — Krawall in Köln.

29. Juni. Wahl des Erzherzogs Johann zum deutschen unverantwortlichen Reichsverweser (436 Stimmen für den Erzherzog, 52 für Gagern, 32 für Itzstein.) Die deutsche Bundesversammlung erkennt ihn an. Deputation der Nationalvers. nach Wien. Das bayerische Militär legt die deutsche Farbe an.

30. Juni. Gagern abermals Präsident der Nationalversammlung. — Einnahme von Hadersleben durch das Tann'sche Freikorps. — Dreihundertjähriges Jubiläum der Universität Jena.

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

Schweigend stand der alte Turok vor ihm.

Plötzlich vernahm man draußen ein Geräusch von Tritten.

„Horch, wer kommt?" sagte der Alte.

„Wer soll zu mir kommen?" antwortete Janko bitter.

„S' ist der Tritt eines Mannes und eines Weibes," sprach Turok, welcher die den Natursöhnen eigene Schärfe der Sinne hatte.

„Sonderbar."

„Und doch ist es so."

„Wer kann das seyn?"

„Tritt dort hinter den Heurechen und warte, die Lampe brennt düster im Gemache und kein Mensch vermag dich zu sehen; 's soll mich doch wundern, wer zu dem armen Janko kömmt."

Der alte Turok, selbst neugierig, welcher Art der Besuch seyn möchte, der so spät in der Nacht zu Janko käme, trat hinter den Heurechen. Wir haben vergessen, zu sagen, daß das Gemach, in welchem der unglückliche Janko lag, in dem Erdgeschoße eines der Uvarer Thürme angebracht war und als Vorrathszimmer für Heu und Klee, nebstbei auch als Schlafgemach für Janko diente. Eine Lampe brannte auf einem Schemel neben dem Lager des armen Burschen und warf ihr trübes Licht auf das ärmliche Gemach. In der Mitte derselben stand der Heurechen, hinter welchen sich der alte Turok gestellt hatte, um die nächtlichen Gäste zu beobachten.

Gleich darauf öffnete sich leise die plumpe Thüre der Wohnung, und herein trat ein stattliches Paar, der junge Graf Emmerich, an seinem Arme die junge reizende Braut, die schöne Helena.

Ein Schrei der Ueberraschung, der hinter dem Heurechen sein Echo fand, entfuhr dem armen Burschen bei diesem unerwarteten Besuche.

Der Graf trat mit seiner holden Braut, die sich an seinen Arm schmiegte, an das Lager des armen Burschen und rief leise:

„Janko!"

„Herr!" sagte dieser.

„Wie geht's dir?" fragte Emmerich.

„Wie dem Hunde, der gezüchtigt wird, weil er seinem Herrn zu treu war."

„Armer Janko!" lispelte die schöne Helena.

Bei diesen Worten, die so süß klangen, erbebte der arme Bursche am ganzen Leibe; ach! diese süßen Klänge mahnten ihn an Eine, die nicht mehr unter den Lebenden wandelte.

„Armer Janko!" wiederholte die Gräfin.

„Ja wohl arm," murmelte der Bursche, „ärmer als der Hund, ärmer als das Thier des Waldes."

Der Graf faßte seine Hand.

„Janko," sprach er, „mein Vater war zu hitzig, doch du kennst ihn ja und weißt, daß er eben so schnell wieder sich versöhnt —"

„Und du wirst auch ihm wieder gut werden," setzte die Gräfin bei.

„Nie," murmelte Janko zwischen den Zähnen.

„Sieh, der Vater ist ein alter schroffer Mann," fuhr Emmerich fort, „er war gereizt, erbittert; er rechnete auf deine Geschicklichkeit, ja er hatte mit dem Vizegespann von Combacsa auf deine sichere Hand gewettet, und du weißt, daß er gegen den Vizegespann nicht gern den Kürzeren zieht."

Man müßte lügen, wollte man behaupten, Janko sey durch diese auszeichnende Herablassung nicht einiger Maßen freundlich ergriffen gewesen, doch tief in seiner Brust pochte die Rache und er versetzte:

„Ei, er hätte mich schlagen können, doch er nannte mich einen Feigling."

„Das bist du nicht, ich weiß es."

„Und mein süßes Lieb' eine Metze," und dabei glühte sein Auge wieder blutig.

„Er kannte sie nicht," begütigte die schöne Helena, „ich aber habe sie gekannt, und weiß, daß sie den Namen nicht verdient. Der édes apa (liebe Vater) redet in seinem Zorne so manches, woran er gar nicht denkt. Dein Mädchen war das schönste Kind im Komitate, die Blume von Uvar, das lieblichste Geschöpf, das ich je gekannt."

„Nicht wahr, nicht wahr?" schluchzte Janko.

„So ist's," seufzte der alte Turok hinter dem Heu.

„Und darum verschmerz', was heute geschehen, mein Bursch, und sey guten Muthes, 's ist noch keiner gestorben, weil er auf der Deres lag, und du wirst's auch überstehen, damit du aber deine Schmerzen leichter überwinden könnest; hatte dir meine edes galamb (süße Taube) eine kleine Herzstärkung mitgebracht, iß und trink, alter Janko, und in acht Tagen denkst du nicht mehr an heute."

Und dabei zog Helena unter dem leichten Mantel, den sie umgeworfen, Fleisch, Backwerk und ein Fläschchen jenes köstlichen Weines hervor, der auf dem Gebirge Hegy-Ally wächst zum Troste der Menschheit.

„Da trink," sagte der Graf, ihm die Flasche reichend.

„Denk 's wär deine Rosi," setzte Helena hinzu.

Dem konnte der arme Bursche nicht widerstehen, er trank aus der Flasche, ergriff dann des Grafen und der Gräfin Hände, und küßte sie weinend, während er fortwährend murmelte: „Gott segne Sie! Gott segne Sie!"

„Nun schlaf, mein Junge," sagte der Graf.

„Gute Nacht!" flüsterte Helena.

„Gott segne Sie! Gott segne Sie!" war des armen Burschen einzige Antwort.

Emmerich entfernte sich mit seiner holden Braut mit dem süßen Bewußtseyn, schon am ersten Tage ihrer Verbindung etwas Gutes gethan zu haben. Es ist so wahr, daß glückliche Menschen wieder gerne glückliche machen. Emmerich, dem es nie eingefallen wäre, sich auf diese Art zu einem Knechte herabzulassen, that es ihr zu Liebe und sie war so glücklich, den Geliebten ihres Herzens ihr Eigen nennen zu dürfen, daß sie, um dem Himmel einen neuen Beweis ihrer Dankbarkeit zu geben, auch ein größeres Opfer gern und freudig gebracht hätte.

Kaum waren die Beiden zur Thüre hinaus, trat der alte Turok hinter dem Heurechen hervor und stellte sich mit finstern Blicken vor Janko's Lager.

Dieser lag zurückgebeugt, mit geschlossenen Augen.

„Janko," sagte der alte Mann nach einer Pause.

„Was ist's?"

„Du bist ein Kind."

„Das bin ich nicht."

„So zeige daß du ein Mann bist."

„Ich werde es zeigen."

„Und laß dich nicht irre machen von glatten Worten und freundlichen Gesichtern; können Worte Wunden gut machen?"

Der Janko richtete sich auf, sah den alten fest an und antwortete: „Was geschehen ist, bleibt ihm gemerkt. Der junge Graf, die holde Gräfin haben mir nichts zu Leide gethan und waren sanft und gut gegen mich. Der alte aber hat's mit mir zu thun, und ich schwöre es, meiner Rache entgeht er nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht des Papstes.

Ueber die mannigfach besprochenen Umstände, welche die Flucht des heiligen Vaters bezeichneten, ist uns folgendes Privatschreiben zugegangen, welches aus dem diplomatischen Kreise herrührt, der sich in Gaeta um Pius IX. gebildet hat, und welches die bisherigen Berichte durch Genauigkeit der Darstellung, sowie durch die Lebendigkeit seiner Lokal-Farbe weit übertrifft. Dasselbe lautet:

Gaeta am 20. Dez. 1848.

Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen alles zu erzählen, was sich dieser Tage zwischen Rom und Gaeta begeben hat, denn die Episoden sind traurig und mannigfach. Und jeder Auswanderer aus Rom, welcher hier ankommt, könnte Bücher über das schreiben, was ihm Alles auf dieser kurzen Strecke zugestoßen ist.

Ich habe den Kardinal Altieri zu Pferde in Gaeta ankommen sehen. Und so hatte er auch Rom verlassen und war gezwungen, seinen Weg über die Gebirge zu nehmen und die Hälfte der Reise zu Fuß zurückzulegen. Der Kardinal Antonelli war nicht allein verkleidet, sondern auf die drolligste Weise angethan (fagotté); er

trug weite grüne Hosen, einen braunen Paletot und eine gelbe Halsbinde. Der alte Kardinal Lambruschini hatte große Gendarmen-Stiefel und einen Dragoner-Mantel angelegt. Der Kardinal Barromeo war als Jäger verkleidet. Kurz, wenn die Sache ihre ernste Seite hatte, so fehlte, wie bei den meisten menschlichen Dingen, auch die komische nicht.

Doch lassen Sie mich vor Allem vom heiligen Vater sprechen. Er war lange unentschlossen, ob er in Rom bleiben oder die Stadt verlassen sollte, und traf erst seine Maßregeln zur Abreise, als er die unwiderlegbaren Beweise in der Hand hatte, daß man damit umging, ihn der weltlichen Regierung zu entsetzen und ihm nur die geistliche Macht und die geistliche Würde zu lassen, so wie ihn unter strenger Wache — es sey im Lateran oder in der Engelsburg — gefangen zu halten. Der heilige Vater war bei der Wahl des Ortes, wohin er sich begeben sollte, im höchsten Grade verlegen, um so mehr, als er ganz von Baarschaft entblößt war und nichts von der nöthigen Ausrüstung zu einer langen Reise besaß. Im Augenblicke seiner größten Besorgnisse empfing er ein Päckchen vom Bischofe von Valenzia, welches eine von Pius VI. geweihte Hostie enthielt, die dieser Kirchenfürst seit seiner Abreise aus Rom bis zu seinem Tode bei sich getragen hatte. Der Brief des Bischofs enthielt folgende Worte: „Die jetzigen Umstände dürften Ew. Heiligkeit in dieselbe Lage versetzen, in welcher Ihr Vorgänger sich befunden hat. Durch diese Worte wie aufgeklärt, und durch das kostbare Geschenk gekräftigt, empfing Pius die Sendung und den Rath, als ob sie ihm vom Himmel zugegangen wären. Er legte sich die Reliquie auf die Brust und rief laut: „Der menschgewordene lebendige Gott ist mit mir. Ich fürchte forthin kein Unglück mehr, und um meine Unterthanen nicht einem gottvergessenen Attentate auszusetzen, bleibt mir nichts mehr übrig, als daß ich mich auf einige Zeit entferne.“

Die Abreise des Papstes wurde auf folgende Weise vorbereitet: Die Gesandten von Frankreich, Spanien und Portugal begaben sich mit vielen Wagen auf den Weg nach Civita-Vecchia, um der Voraussetzung Raum zu geben, daß der Papst diese Richtung nehmen würde, und die Aufmerksamkeit von seiner eigentlichen Bestimmung abzulenken. Im selben Augenblicke, wo jene Wagen abfuhren, begab sich Seine Heiligkeit, in Begleitung eines einzigen Vertrauten, durch die dunkeln Gänge des Quirinals und gelangte Punkt acht Uhr Abends im Hofe des großen Pavillons an, welcher sich gegenüber der Kirche des heiligen Stanislaus Kosta befindet, und verließ seinen Palast durch das große Thor des Quirinals, wo er, ohne vom Posten der Civica erkannt zu werden, mit seinem Ergebenen in einen Wagen stieg. Auf dem Platze von St. Johannes vom Lateran fand er den Grafen Spaur, welcher seiner, in einem mit seinen eigenen Pferden bespannten Wagen, harrte, und kam ohne Schwierigkeit durch das Thor von San Giovanni, von wo er in aller Eile nach Arricia gelangte. Die Gräfin Spaur, welche in das Geheimniß gezogen worden, erwartete die Ankunft des heiligen Vaters und ihres Gemahls zu Albano, wohin sie mit ihrem Sohne und dessen Hofmeister voran geeilt war. Die Gräfin schwebte in den schrecklichsten Besorgnissen; ihr Gebet wurde oft durch Schluchzen und Nervenanfälle unterbrochen, worüber ihre beiden Begleiter nicht wenig erstaunt waren, da die Gräfin für gut befunden hatte, ihnen nichts zu entdecken. Es war zehn Uhr Abends geworden, da hörte die Gräfin plötzlich Lärm auf der Treppe des Gasthauses. Es war ihr deutscher Jäger Friedrich, welcher ihr zurief: „Der Graf hat einen Umweg über Frascati gemacht, darum sind wir so spät gekommen; er wartet aber auf Sie beim Mausoleum der Horazier.“ Die Gräfin stellte sich zornig und schalt ihren Bedienten. Da sie Postpferde im Voraus bestellt hatte, so waren dieselben bald an den Wagen der Gesandtin angespannt, welcher im vollen Galopp den Weg nach Arricia einschlug. Plötzlich ertönt ein gellendes Pfeifen, zum großen Schrecken der Gräfin, welche sich jedoch nicht außer Fassung bringen läßt: sie läßt muthig voranfahren und gewahrt, trotz der dunkeln Nacht, den Wagen ihres Mannes nebst vier Gendarmen, welche am Wege sich aufhielten. Die Gräfin ist fast außer sich vor Schrecken, aber die Gefahr flößt ihr neuen Muth ein, sie macht mit lauter Stimme ihrem Manne und dem ihm begleitenden angeblichen Arzt (Pius IX.) Vorwürfe darüber, daß sie so lange hätte auf sich warten lassen, und fügt hinzu, daß sie wohl wüßten, wie sehr sie das Nachtreisen hasse. Während sie sich mit den Gendarmen in ein Gespräch einläßt und diese ihre Begleitung anbieten, schließt sich der Wagen des Grafen Spaur dem seiner Gemahlin an, und der angebliche Arzt, auf den Arm des alten Bedienten Friedrich gestützt, steigt in den Wagen der Gräfin und nimmt neben ihr im Hintergrunde Platz, während der Graf von der andern Seite durch das heruntergelassene Kutschenfenster den Mantel, den Hut und die Brevier des Papstes hinein gibt. Die Gräfin breitet den Mantel zu dessen Füßen aus, steckt die Breviere in die Wagentasche, und wie sie sich vorüberneigt, um den Papst zu erkennen, sieht sie, daß er nicht einmal die Vorsorge gebraucht hat, eine Brille aufzusetzen, um den Ausdruck seiner Züge zu verbergen. Sie vernimmt ferner, daß er keine schwarzen Schuhe angelegt habe, was sie völlig außer Fassung bringt; allein der heilige Vater spricht zu ihr: „Fürchten Sie nichts, Frau Gräfin, Gott ist mit uns, er wird uns schützen.“

(Schluß folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 12 21. Januar 1849.

Der bevorstehende bayerische Landtag und die deutsche Verfassungsfrage.

München, 13. Januar. Noch wenige Tage, und die bayerischen Stände werden zusammentreten. Eine große Aufgabe ist in ihre Hand gelegt. Das Schicksal, welches im Laufe der Jahrhunderte dem bayerischen Hause und Volke so viele Gelegenheiten geboten hat, ohne daß das bayerische Haus und Volk sie zu benützen verstand — dieses gütige Schicksal bietet Bayern auch jetzt wieder die größte, die es ihm bieten kann: die Gelegenheit, Deutschlands Einheit zu retten. Und zwar gilt es dießmal nicht eine außerordentliche, schöpferische That, wie sie nur das Genie verwirklichen kann. Nein: eine offene, ehrliche Erklärung der Regierung und der Stände von Bayern kann genügen, um Deutschland vor Zertheilung und Zerrüttung zu bewahren.

Deutschland geht in seinem Verfassungswerk von zwei Seiten her einer Anarchie entgegen, aus der nur Bürgerkrieg oder eine neue Umwälzung entspringen kann. Auf der einen Seite droht der seit Monaten offenkundig schwebende und von beiden Theilen absichtlich in der Schwebe gelassene Zwiespalt zwischen der Nationalversammlung und den Einzelstaaten — der Zwiespalt über Vereinbarung oder Nichtvereinbarung der Verfassungsgesetze — alle Rechtsbegriffe in Deutschland zu untergraben. Die Nationalversammlung, welche ihre Beschlüsse durch den Reichsverweser als Gesetze publiziren läßt, ohne diesen Gesetzen Nachachtung verschaffen zu können, beschwört wider ihren Willen die Anarchie herauf, indem sie den heiligen Begriff „Gesetz" zu einem Spielzeug der Laune oder zum Gespötte der Menge herabsinken läßt. Die Regierungen, welche diese Gesetze in Phrasen anerkennen, in der Wirklichkeit aber mißachten, ohne sie doch offen als ungültig zurückzuweisen, öffnen der Anarchie die Thore, indem sie ihren Völkern in dem Beispiel scheinbarer Unterwürfigkeit und thatsächlichen Widerstrebens gegen die konstituirten Gewalten vorangehen.

Von der andern Seite droht die Anarchie, wenn der Dahlmann-Gagern'sche Entwurf des preußischen Erbkaiserthums von der Nationalversammlung angenommen wird. Vergebens sagt uns Hr. v. Gagern, daß es sich nur um zwei verschiedene Verbindungsweisen innerhalb des einigen Deutschlands (um einen weitern Bund zwischen Oesterreich und dem außeröesterreichischen Deutschland und um einen engeren Bund zwischen den Staaten des letzteren), somit nicht um die Zerreißung des einigen Deutschlands handle. Zwei deutsche Kaiser, der eine zu Berlin oder Erfurt, der andere zu Wien, zwei Träger der kaiserlichen Krone, dieses höchsten Symbols der deutschen Einheit und Macht, welche den Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Protestantismus und Katholizismus repräsentiren und in ihrer Repräsentation verewigen würden, wären nach innen der Tod des seit jetzt eintausend und fünf Jahren bestehenden solidarischen Verbandes der deutschen Stämme, nach außen der Tod der auf den Osten angewiesenen, in diesem Fall aber durch die slavische Majorität unvermeidlich abgeschnittenen Machtentwicklung von Deutschland. Vergebens beschwört man Bayern, der Einheit ein Opfer zu bringen; ein solches Opfer geht über den Willen der Stände und der Regierung hinaus; denn der Bundesstaat ohne Oesterreich wäre der materielle Ruin von Bayern, welches ohne den Eintritt Oesterreichs in den deutschen Zollverband durch den Hunger genöthigt werden würde, einen Verband zu verlassen, den es um der Einigkeit willen mit jahrelangen Opfern erkauft hat. Ja, wir wiederholen es: würden heute Regierung und Stände von Bayern dem Bundesstaat ohne Oesterreich beitreten, der bayerische Gewerbsstand, zur Verzweiflung gereizt, würde sie morgen oder übermorgen wieder zum Austritt zwingen. Und was wäre dann Deutschland — ohne Oesterreich, ohne Bayern? Wir haben darüber kein Wort weiter zu sagen. —

Vor diesen beiden Gefahren nun kann der bevorstehende Landtag das Vaterland behüten, wenn er schlicht und einfach die Sachlage ins Auge faßt und die Meinung des bayerischen Volkes darüber unbemäntelt in Frankfurt kundgibt. Die bayerische Regierung lege den Ständen, oder — sollte sie nicht die Initiative ergreifen wollen — die ständische Majorität lege der Regierung eine „Erklärung Bayerns an die Reichsversammlung und die Zentralgewalt" vor, worüber beide sich einigen — ohngefähr des folgenden Inhalts:

1. „Bayern, in Anbetracht der Unsicherheit, welche die Fortdauer der zwischen den Zentralbehörden und den

Digitized by Google

Einzelstaaten schwebenden Kontroverse über die unbedingte oder bedingte Gültigkeit der von jenen erlassenen Gesetze für den öffentlichen Rechtszustand von Deutschland herbeiführen müßte, erklärt: 1) daß es, sowohl nach der schon im Begriff eines Bundesstaates enthaltenen Voraussetzung, als in Gemäßheit des in allen Einzelstaaten Deutschlands ohne Unterschied der Parteien zu Tag getretenen Volksbedürfnisses, einen gedeihlichen Ausbau des deutschen Verfassungswerkes nur in dem Falle erwarten kann, wenn neben der verfassunggebenden Nationalversammlung eine zweite, aus den Vertretern der Einzelstaaten (sey es nun der betreffenden Regierung und der betreffenden Stände oder seyen es von Regierung und Stände jedes Staates gemeinsam instruirte Vertreter) zusammengesetzte Versammlung konstituirt wird, mit dem Recht, die von der verfassunggebenden Versammlung entworfene Verfassung in ihren einzelnen Bestimmungen zu modifiziren, beziehungsweise zu genehmigen oder zu verwerfen; 2) daß es, so bereit es seyn würde unter der Voraussetzung einer solchen Vertretung, sich den deßfallsigen Beschlüssen der Majorität unbedingt zu unterwerfen, — insolange als dieselbe nicht stattfindet, den im Reichsgesetzblatt publizirten Reichsgesetzen erst von dem Augenblick an und insoweit gesetzliche Geltung geben kann, als dieselben von den verfassungsmäßigen Faktoren der Landesgesetzgebung genehmigt sind."

II. „Bayern, in Anbetracht der hohen Gefahr, welche die Errichtung eines erblichen Kaiserthums, die Uebertragung desselben an Preußen und die damit verknüpfte Ausschließung Oesterreichs aus dem deutschen Bundesstaate für Deutschlands Gegenwart und Zukunft herbeiführen würde, erklärt: 1) daß es in der Stiftung eines erblichen Kaiserthums einen Eingriff in die seit der ersten Einigung Deutschlands bestehende und allezeit unverbrüchlich festgehaltene Wahlfreiheit deutscher Nation erblickt; 2) daß es unter keinen Umständen irgend eine Kaiserwahl als gültig betrachten werde, bei welcher nicht sämmtliche zum deutschen Bunde gehörige Staaten und somit auch Oesterreich in gesetzlicher Stimmenabgabe (sowohl innerhalb der Reichsversammlung als durch ihre Partikularvertreter) mitgewirkt haben; 3) daß es, abgesehen von den unabsehlichen materiellen Folgen, womit der Ausschluß Oesterreichs aus dem deutschen Bundesstaat das bayerische Volk bedrohen würde, im Interesse des tausendjährigen Verbandes der deutschen Stämme sich einem mit Ausschluß Oesterreichs konstituirten Bundesstaat nimmermehr anschließen wird; 4) daß es dagegen, gesetzt den unwahrscheinlichen Fall, daß Oesterreich selbst sich von einer unter der Voraussetzung seines Anschlusses zwischen der Reichsversammlung und den Einzelstaaten in gesetzlicher Majorität vereinbarten Bundesverfassung in gesetzlicher Renitenz ausschließen würde seine ganze Armee der Zentralgewalt zur Verfügung stellen werde, um diese Renitenz im Interesse Deutschlands und Oesterreichs selbst zu überwinden."

Man wird schwerlich bezweifeln, daß eine solche Erklärung von Seite Bayerns genügen würde, um einerseits die Reichsversammlung über ihre Lage von Grund aus aufzuklären und andererseits den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland (möge dieser nun von Frankfurt aus provozirt oder von Oesterreich selbst bezweckt werden) schlechthin zu verhindern. Ihre unmittelbare Folge dürfte seyn, daß die Reichsversammlung, statt die Verfassung allein zu geben und das fertige Werk sodann einer diskretionären Unterhandlung, d. h. dem Zufall oder der Zersplitterung zu überlassen, die Einzelstaaten sofort zur Vereinbarung herbeiziehen, und daß das Ministerium Gagern auf den Dahlmann'schen Plan eines preußischen Erbkaiserthums verzichten müßte.

Wenn man eine solche Erklärung partikularistisch nennt, so haben wir darauf zu erwiedern: daß dieser Partikularismus unter allen Schichten des bayerischen Volkes, vom Thron bis zur Hütte herab, eben besteht und daß er, wenn man ihm sein natürliches Recht abschneidet, sich später um so bitterer geltend machen wird. Alle politischen Notabilitäten in Bayern, ohne Ausnahme, welchem Prinzip sie auch angehören, theilen ihn thatsächlich. Wenn die radikale Partei in Bayern auch von der Regierung als solcher unbedingten Gehorsam gegen die Reichsgesetze fordert, so kann sie doch niemals zugeben, daß die Regierung in Gemäßheit von Reichsbeschlüssen über die bayerischen Finanzen disponirt, ohne die Stände befragt zu haben; ja sie würde, wenn die Regierung es wagen sollte, von sich aus einseitig die kaiserliche Zivilliste zu dotiren oder den bayerischen Antheil an den Zollvereinsgefällen der Reichsgewalt zu übertragen, Dieß als den direktesten Eingriff in die Volkssouveränetät bekämpfen. Was die konstitutionelle Partei betrifft, so erinnert sie sich sehr wohl, daß auf dem letzten Landtage nicht bloß die HH. Thon-Dittmer und von Beisler, sondern auch Hr. v. Lerchenfeld das Vereinbarungsprinzip auf das Entschiedenste festgehalten haben und daß, wenn die bekannte Erklärung Hrn. v. Beisler's in der Paulskirche allenthalben Anstoß erregte, dieser Anstoß weniger dem Vereinbarungsprinzip an sich als dem Umstande zuzuschreiben war, daß Herr v. Beisler die ganze deutsche Verfassungsarbeit in die Gränzlinie der partikularen Verfassungsbestimmungen einschließen zu wollen schien. Wir geben übrigens unbedingt zu, daß zu jener Zeit eine Meinungsverschiedenheit über diese Frage durchaus eben so natürlich war, als sie jetzt kaum mehr erklärlich seyn dürfte. Damals konnte man glauben, daß eine selbstständige Reichsgewalt sich ohne gesetzliche Mitwirkung der Einzelstaaten ausbilden könne; heute kann man Dieß nicht mehr glauben, weil die Thatsachen einen für jeden Unbefangenen unwidersprechlichen Gegenbeweis geliefert haben.

Wenn nun aber Bayern in dem bezeichneten Sinne partikularistisch gesinnt ist: so ist es doch weit entfernt von dem Partikularismus der Herren Dahlmann und v. Gagern. So wenig es sich je einer Majorität unterwerfen kann, welche nicht zugleich die Majorität der Einzelstaaten repräsentirt; so wenig ist es doch geneigt,

gleich dem Ministerium Gagern ein Sonderverhältniß eines Einzelstaates gegen eine aus der Vereinbarung hervorgegangene Majorität anzuerkennen, bloß weil der Staat, der dieses Sonderverhältniß beansprucht, ein mächtiger Staat ist; es würde vielmehr, wenn der Widerstand Oesterreichs über die Vereinbarungsforderung hinausginge, seine ganze Kraft in die Wagschale legen, um Oesterreich, auf dessen Besitz Deutschland ein unveräußerliches Recht hat, für Deutschland zu erhalten.

(Korresp. v. u. f. Deutschland.)

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

5.

Wem ist es nicht begegnet, daß er einen Bekannten, mit dem er gelebt durch Jahre, nach langer Frist wieder getroffen und statt des blühenden Mannes, den er gekannt und geliebt, einen welken Greis gefunden; statt des wogenden Goldhaares um die männliche stolze Stirne zittern graue Locken um die eingesunkenen Schläfe, statt des von Liebe und Freude funkelnden Auges starrt ihn ein trüber, schmerzlicher Blick an, die aufrechte Haltung ist gebeugt und gebrochen, nimmer tritt der Fuß mit kräftigem Schalle den Boden, matt und traurig schleicht er dem Grabe zu, und dennoch ist etwas in dem veralteten Antlitz, in der gebrochenen Gestalt, was an die verklungenen Zeiten mahnt, ein Etwas, das sich nicht verlöschen läßt, das Gepräge der göttlichen Abstammung, der Stempel der menschgewordenen Gottheit.

So wie mit Menschen ist es mit Gegenden: Wie ganz verschieden ist der Eindruck, den eine Landschaft auf uns macht, die wir zum ersten Mal erblicken im Hauche des Sommers, wenn das goldene Sonnenlicht in tausend und tausend Funken durch Strauch und Baum, durch Kron und Weinberg zittert und fluthet und der blaue klare Himmel sich darüber spannt in seiner unendlichen Ruhe, welche der Schwarm silberblitzender Tauben die darunter hinfliegen, so wenig zu stören vermag, als der einsame Raubvogel, der mit schwarzem Fittig im fernen Horizonte segelt; wie ganz anders erscheint uns dieselbe Gegend im grauen Sturme des Herbstes, wenn sich trübes Gewölke um die Spitzen der Berge ballt und der Regen niederströmt, daß sich der Mensch scheu zurückzieht in das Innere seiner Behausung und die wildempörten Geister der Elemente walten läßt in der besiegten Natur; der Waldbach braust über die Klippen, der Sturmwind pfeift durch die knarrenden Tannen und seufzenden Fichten, vom Blitze gespaltet lodert die Eiche auf, erlischt aber schnell wieder unter der Strömung des gewaltigen Regens, der endlos niederfluthet, ein trostloser Anblick, und doch ist es dieselbe Gegend, derselbe Wald, dasselbe Feld, derselbe Bach; und doch wie anders, wie unendlich anders.

Auch Schloß Uvar müssen wir unsern Lesern in gänzlich veränderter Gestalt vorführen. Als wir dasselbe zum letzten Male gesehen, breitete sich der Sommer in seiner wogenden Früchtenpracht; jetzt zieht der Winter seine schneeige Decke darüber. Ueber Thurm und Gemäuer liegt der Schnee fest gefroren, weit hin in den Wald hinein sieht man die Masse des Schnees aufgehäuft, von den Zacken der Wälle, von den Vorsprüngen der Dächer hängen lange blitzende Eiszapfen nieder.

Vor dem Schloßthore saß am frühen Morgen ein Mann, der sich um die Kälte nicht zu kümmern scheint. Der Mann ist eben so verändert wie die Gegend. Wer dieses eingefallene Gesicht, diese gefurchte Stirne, diese trüben Augen ansieht, der sollte es nicht glauben, daß Janko — denn er war es — vor einem halben Jahre noch der schmuckste Busch des ganzen Komitates war.

Die Wintersonne beschien sein bleiches Antlitz mit einem leichten rothen Schein wie ein unheimlicher Rachegedanke.

Janko rauchte schweigend seine Morgenpfeife und starrte in die Winterlandschaft hinaus.

Nach einer Weile trat der alte Istvan, der Majordomus des Schlosses, zu ihm heran, ohne daß es Janko bemerkt hatte.

Der alte Istvan schüttelte den Kopf, während er vor sich hindrummte: „Hm, sonderbarer Kauz, setzt sich heraus vors Thor bei dieser Kälte und starrt die Wolken an. He, Janko!“

Janko hörte nicht.

„Janko, Narr! hörst du nicht?“ rief der Haushofmeister.

Der Bursche fuhr aus seinen Träumen auf und starrte den Majordomus schweigend an, lange Züge aus seiner Pfeife machend.

„Willst du mich verschlingen, Hans Narr?“ fragte der Alte.

Janko schüttelte den Kopf.

„Glaub's wohl,“ lachte Istvan, „ließ es mir auch nicht gefallen; was machst du denn da?“

„Nichts.“

„Schöne Beschäftigung, und wenn man dich braucht, muß man heraus aus der warmen Stube und dich vor dem Thore suchen.“

„Braucht Ihr mich?“

„Ich nicht.“

„Wer also?“

„Der Herr.“

„Der Herr?“

Janko stieß diese Worte mit einer so seltsamen Bedeutung heraus, daß es jedem Andern als dem alten Istvan aufgefallen wäre; doch faßte er sich schnell und fragte ruhig:

„Was verlangt der Herr von mir?“

„Du sollst Mittags den Schlitten anspannen und ihn hinüber fahren zum Vizegespann nach Combacsa.“

„Warum nimmt er nicht seinen Kutscher; seitdem ich den Adler gefehlt, durfte ich ihn nicht mehr fahren und Prokop wurde sein Leibkutscher.“

„Weil du besser mit den Pferden umgehen kannst.“

„So?“ Janko lächelte ironisch.

„Auch glaube ich,“ fuhr Istvan geschwätzig fort, „daß der Herr nicht mit Unrecht sich fürchtet, durch den Combacser Wald zu fahren, die Wölfe heulen, wie es dunkel wird.“

Janko sagte nichts, aber seine Augen blitzten.

„Jetzt ists neun Uhr,“ plauderte Istvan weiter, „um zwei Uhr will der Herr fortfahren, so seyd Ihr bis Nachmittag im Wald, und um die Zeit hat man noch keinen Wolf gesehen.“

„Natürlich,“ meinte Janko.

„Also eingespannt bis Mittag.“

„Gut, gut. Fährt der Herr allein?“

„Ja, ganz allein.“

Ein Strahl wilder Freude zuckte auf Janko's Antlitz, und ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Verlaßt Euch darauf,“ sagte er, „der Herr Graf soll heute fahren, wie er in seinem Leben noch nicht gefahren ist.“

„Schön, Gott befohlen.“

Der Majordomus ging. Janko sah ihm mit einem seltsamen Lächeln nach, während er vor sich hinmurmelte: „Ich sehe nicht ein, warum die Wölfe bis zum Dunkelwerden warten sollten.“

Hierauf begann der Janko ein seltsames Treiben; zuerst ging er in den Stall und suchte vier Rößlein aus, während er vor sich hinmurmelte, dann wieder pfiff und lachte wie ein Verrückter.

Als er damit fertig war, hängte er seine Bunda um die Schulter und steckte ein langes Messer in den Gürtel.

Hierauf eilte er den Schloßberg hinab, klopfte an das Haus des alten Turok und kam nach einer Weile mit einer Flinte heraus.

Festen Schrittes eilte er sodann in den Wald von Combacsa; er rannte wie ein Windhund über den fest gefrornen Schnee, ein lustiges ungarisches Lied summend, bis er die Tiefe des Waldes erreicht hatte; dort schwieg er und lud die Flinte, langsam schritt er dann vorwärts, nicht lange dauerte es und ein schmucker Zehnender-Hirsch stand in Sicht, mit den Schaufeln der Geweihe den Schnee aufwühlend.

Ein Schuß — und der Hirsch lag in seinem Blute.

Janko trat rasch an das gefällte Edelthier, mit seinem Messer brach er den Hirsch auf und begann den zuckenden blutigen Leib zu zerstückeln; sodann schleppte er die blutigen Theile des Thieres fort; ein großes Stück ließ er an dem Platze liegen, wo er den Schuß gethan, etwa hundert Schritte wieder eines und so fort, bis er durch das Dickicht hinaus an die Straße gelangte, die durch den Wald hindurch nach Combacsa führte; diese Stelle merkte er sich genau, und schleppte mitten auf die Straße einen Baumstamm, der jeden Wagen oder Schlitten, welcher gegen denselben fuhr, umstürzen mußte.

Dieß gethan, steckte der Janko sein Messer wieder in den Gürtel, rieb sich vergnügt die Hände und trat mit eiligen Schritten den Rückmarsch nach dem Schlosse Uvar an, indem er zu wiederholtem Male die Worte murmelte, die er bereits einmal gesprochen: „Ich sehe nicht ein, warum die Wölfe bis zum Dukelwerden warten sollten.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Einige Gelehrte auf dem Sterbebette. — Lucan, der vom Nero zum Tode verurtheilt war, ließ sich die Adern öffnen und starb mit den Versen aus einem seiner Gedichte, das den Tod eines verwundeten Soldaten beschreibt.

Gilbert, der unglücklichste unter den Dichtern seiner Zeit, starb, eine heilige Ode stammelnd, die er während des Todeskampfes dichtete.

Metastasio machte kurz vor seinem Tode zwei seiner schönsten Strophen.

Kornelius von Witt starb, indem er die dritte Ode des dritten Buches von Horaz hersagte, während Fanatiker ihn in Stücke rissen.

Chaucer nahm von allen eitlen irdischen Dingen Abschied in einem Gedichte: Ballade, gemacht von G. Chaucer auf seinem Sterbebette.

Malherbes hielt noch im Sterben seinen Dienstleuten ihre schlechte Sprache vor, und machte sie auf Sprachfehler aufmerksam.

Lagny (der Mathematiker), der im Sterben lag und keinen von den Umstehenden an seinem Bette erkannte, wurde in diesem Augenblicke von einem Freunde gefragt, welche Zahl das Quadrat von 12 sey. Lagny antwortete wahrscheinlich ohne zu wissen, was er sagte, „144“ und gab dann seinen Geist auf.

Es ist bemerkt worden, daß Petrarca, obgleich er seine Laura in 320 Sonnetten und 88 Canzonen besungen hat, dennoch nie der Nase seiner Geliebten erwähnt. Deßhalb schrieb ein gewisser Ludoviko Gandini im Jahre 1581 eine Abhandlung darüber, worin er alles auf das Genauste untersuchte und endlich herausfand, Laura habe ein Stumpfnäschen (naso scavezzo) gehabt.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 13 23. Januar 1849.

Uebersicht der Haupt-Ereignisse des Jahres 1848.

(Fortsetzung.)

Juli.

1. Juli. Debatte der Nationalversammlung über die Wahl Heckers in Thiengen. — Fackelzug für die äußerste Linke. — Arbeiteraufzug in Berlin. — Der Landtag giebt den Plan einer Adresse an den König auf. — Annahme der Beeidigung des Militärs auf die Verfassung in Hannover. — Auflösung der Nationalwerkstätten in Paris. — Eröffnung der Kammer in Neapel.

2. Juli. Freudige Stimmung in Wien über die Wahl des Erzherzogs Johann. — Unruhige Bewegungen in Kassel. — Tann'sche Freischärler in Neuwied verhaftet. — Militärische Exzesse in Mainz.

3. Juli. Diskussion über die Berathung der Grundrechte in Frankfurt. — Zustimmung der sächsischen Kammern zu den Frankfurter Beschlüssen. — Gottschalk und Anneke in Köln verhaftet. — Hannover'sche Truppen nach Göttingen zur Dämpfung von Unruhen. — Louis Napoleon in Korsika gewählt. — Eröffnung der Tagsatzung in Bern. — Die Russen in der Moldau.

4. Juli. Austritt des Kultusministers Rodbertus aus dem preußischen Kabinet. — Der Landtag bringt dem Reichsverweser ein Hoch. — Erste Berathung der Grundrechte in Frankfurt. — Welcker als Reichskommissär in Lauenburg. — Chateaubriand †.

5. Juli. Einzug der Frankfurter Deputation in Wien. — Eröffnung des ungarischen Landtags. — Badische Note an den schweizerischen Vorort wegen der Flüchtlinge.

6. Juli. Einmarsch von Truppen in Berlin. — Proklamation des Reichsverwesers an die Oesterreicher. — Trauerfest für die Opfer des Juniaufstandes in Paris. — Russische Note an die Großmächte.

7. Juli. Schreiben des hannover'schen Gesammtministeriums über die Wahl des Reichsverwesers. — Der Berliner Landtag über denselben Gegenstand. — Tumult in Sachsenhausen. — Das englische Unterhaus verwirft den Antrag auf Wahlreform.

8. Juli. Sturz des Ministeriums Pillersdorf in Wien. — Ministerium Dobblhof. Abreise des Erzherzogs Johann nach Frankfurt. — Der König von Schweden in Helsingör. — Türkische Truppen nach der Wallachei.

10. Juli. Debatte in Frankfurt über den angeblich abgeschlossenen dänischen Waffenstillstand. — Reskript des Großherzogs Johann von Oldenburg über die Zivilliste. — Königliche Botschaft wegen einer Zwangsanleihe in Preußen. — Aufruf des demokratischen Zentralausschusses in Berlin. — Exzesse in Regensburg. Der ungarische Landtag bewilligt 200,000 Mann und 47 Mill. Gulden.

11. Juli. Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt. — Exzesse in Mannheim. — Militärischer Waffenstillstand in Schleswig-Holstein.

12. Juli. Der Reichsverweser in der Nationalversammlung. Auflösung der Bundesvers. — Der Berliner Landtag verwirft den Jakoby'schen Antrag in Betreff der Reichsverweserwahl. — Auflösung des demokratischen Vereins in Stuttgart.

13. Juli. Exzesse in Berlin. — Auflösung des Tann'schen Freikorps.

14. Juli. Abreise des Reichsverwesers nach Wien. — Die National-Versammlung gegen die Sonderbündlerei des hannoverschen Ministeriums. — Versöhnungsfeier zwischen Garnison und Nationalgarde in Wien. Ferrara von den Oesterreichern besetzt.

15. Juli. Das Reichsministerium, Schmerling, Heckscher und Peucker ernannt. Aufruf des Reichsverwesers an das deutsche Volk. — Die Nationalvers. beschließt eine Vermehrung der deutschen Streitkräfte auf 2 Prozent der Bevölkerung.

16. Juli. Jaup Ministerpräsident in Hessen-Darmstadt. — Unruhige Bewegung in Irland. Doheny Meagher. — Der König von Neapel protestirt gegen eine sizilianische Königswahl.

17. Juli. Der Reichsverweser kommt in Wien an. — Bildung des österreichischen Ministeriums. Wessenberg, Dobblhof, Bach, Latour, Kraus, Hornbostel, Schwarzer. — Die Heidelberger Studenten wandern nach Neustadt a. d. Haardt aus. — Unruhen in Wiesbaden. — Militärtumult in Freiburg. — Krawall in Straßburg.

18. Juli. Auflösung der demokratischen Vereine in Karlsruhe. — Der Papst protestirt gegen das Einrücken

der Oesterreicher in Ferrara. — Sturz des Ministerums Mamiani in Rom. — Marie, Bastide und Verninac Minister in Paris.

19. Juli. Berufung von Bevollmächtigten deutscher Regierungen bei der Zentralgewalt. — Die Nationalversammlung über die Limburger Frage. — Marrast zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt. — Versammlung der irischen League in Dublin. Smith O'Brien.

20. Juli. Der Reichskriegsminister ordnet die große Huldigunsparade für den 6. August an. — Verlängerung der Waffenruhe in Schleswig. — Der Reichsverweser verzichtet auf die Zivilliste. — Aufhebung des Belagerungszustandes von Prag.

21. Juli. Entwaffnung in Irland. Das englische Unterhaus suspendirt die Habeaskorpusakte. — Die oldenburgische Regierung erkennt die Zentralgewalt an. — Wildschadengesetz in Hannover.

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Knecht.

(Fortsetzung.)

5.

Ein einsamer Schlitten jagte von Schloß Uvar's Thor hinweg auf der Straße von Combacsa dem Walde zu. In dem Schlitten saß Graf Stephan, behaglich in seinen Pelz geschlagen, die Pfeife im Munde, blaue Wölkchen von sich dampfend und die Augen halb geschlossen, um nach dem Mittagsmahle, welches nach ungarischer Sitte ein tüchtiges gewesen war, der Verdauung zu pflegen, und da die Kälte durch die Strahlen der Wintersonne einigermaßen paralisirt wurde, allenfalls ein kleines Schläfchen zu thun. Das Gesicht des Grafen sah so ruhig und in seinen Gott vergnügt aus, als hätte er in seinem ganzen Leben nie Jemanden Unrecht gethan.

Auf dem Bocke saß Janko, in Allem und Jedem das Gegentheil des Grafen; so ruhig und zufrieden der Graf, so unruhig und ängstlich sah Janko aus; sein Antlitz war noch bleicher als gewöhnlich, seine schwarzen Augen funkelten unheimlich und von Zeit zu Zeit strich er mit einem Fluche seinen pechglänzenden Schnurrbart oder hieb nach den Rößlein, welche vier an der Zahl an den Wagen gespannt ausgriffen, als gälte es, die enteilende Zeit einzuholen. Janko sah manchmal nach der Sonne und murmelte dann zwischen den Zähnen: „Die Zeit trifft zu, es wird gehen.“

Plötzlich, als man an die Ecke des Waldes gelangte, wo die Straße zwischen die mit Schnee bedeckten Bäume einlenkte, vernahm man lautes, fröhliches Gelächter, daß der Janko überrascht um sich blickte und der Graf aus seinem Schlummer auffuhr.

„Edes apa!“ rief eine süße Stimme.

„Mußt uns mitnehmen,“ fügte Emmerich hinzu, denn er war es, der mit seiner jungen Frau dem alten Herrn an der Waldecke aufgelauert hatte.

„Teufel!“ lachte der alte Herr, „wie kommt Ihr hierher?“

„Zu Pferde, édes apa.“

„Wo habt Ihr denn die Pferde?“

„Zurückgeschickt.“

„Wie wollt Ihr dann nach Hause kommen?“

„Gar nicht.“

„Was wollt Ihr denn also?“

„Mit dir fahren.“

„Nach Cambacsa?“

„Versteht sich.“

„Da bekommt der Vizegespann tüchtige Einquartierung.“

„O der Vizegespann ist ein gastlicher Mann, er wird uns nicht zum Hause hinauswerfen, nur du willst uns nicht mitnehmen, mein schlimmes Väterchen.“

„Nein, nein, ich bin nicht so schlimm,“ meinte der alte Herr, seiner schönen Schwiegertochter die Wangen streichelnd, „ich bin nicht so schlimm und will dich mitnehmen, du verzogenes Kind.“

„Wirklich?“ rief die Gräfin in die Hände klatschend.

„Ja, ja, steig' nur herein, aber nimm meinen Pelz, daß du warm hast; der Tollkopf denkt nicht einmal daran, daß Winter ist im Lande.“

Helene und Emmerich stiegen in den Wagen.

„Fahr zu, Janko!“ befahl der Graf.

Während dieses kleinen Auftrittes hatte kein Mensch auf den Kutscher Acht gegeben, und doch war es merkwürdig, ihn zu beobachten.

Als er Emmerich und die Gräfin erblickte, fuhr es ihm wie ein Schauer durchs Gebein und er mußte sich festhalten, um nicht vom Bocke zu stürzen.

Da die Beiden zu dem alten Grafen in den Wagen stiegen, rang er leise die Hände und murmelte: „O mein Gott, daran hab' ich nicht gedacht.“

„Fahr zu, Janko!“ wiederholte der Graf.

Ein Blitzstrahl durchzuckte den armen Burschen.

„Vielleicht,“ murmelte er, „vielleicht komm' ich früher nach Combacsa, zum umkehren ist's zu spät; 's ist weiter von hier nach Uvar als zum Vizegespann.“

„Jai!“ hieb er in die Pferde mit gewaltigem Streiche, daß die Thiere sich bäumten und dann auszogen wie Rasende.

„Jai! Jai!“ brüllte der Kutscher.

Die Thiere flogen.

Rund um den Wagen drehte sich der Horizont und der Boden wie eine gläserne Scheibe; ferne stand ein Kreuz im Wege, wie von Zaubermacht gezogen kam es heran, um eben so schnell wieder im Rücken zu verschwinden, der Schnee krachte unter den Hufen der vier

Rosse und vom Schlitten weggerissen flogen flimmernde Krystalle von den vorspringenden Aesten der Eichen.

„Jai! Jai!“

Vorwärts, immer vorwärts ging es; scheu flog ein Schwarm von Raben am Wege auf und krächzend waldeinwärts.

„Weh' die Raben!“ murmelte Janko, „Jai! Jai!“

Der Graf steckte den Kopf aus dem Schlitten.

„Gut gefahren, Janko,“ rief er, „aber fahr' etwas langsamer, sonst kommen wir nach Combacsa, eh' die Frau Vizegespannin den Braten fertig gemacht hat.“

„Thut nichts, Herr Graf,“ sagte Janko lakonisch, „Gott geb's, daß wir nach Combacsa kommen,“ setzte er leise hinzu. „Jai! Jai!“

Und im sausenden Fluge ging's wieder vorwärts.

Mit einem Male spitzten die Pferde die Ohren und schüttelten die Mähnen; Janko horchte rechts in den Wald gegen das Gebirge zu.

„Es ist zu spät,“ murmelte er, „sie kommen.“

Die Schnelligkeit der Pferde verdoppelte sich, wenn dieses anders möglich war; der Bauch der Thiere streifte fast den hart gefrornen Boden; nicht bloß der Peitsche Geknall und des Kutschers wüthendes Jai! Jai! sondern eine innere Angst schien ihren rasenden Flug zu beschleunigen.

Der Graf sah abermals zum Schlitten heraus und fragte:

„He, Janko! was giebt's, plagt dich der Satan?“

Janko neigte sich zu ihm und flüsterte:

„Die Wölfe, Herr, die Wölfe kommen.“

„Jesus, Maria!“ rief der Graf, „fahr zu, Janko fahr zu!“

Und wieder ging es vorwärts im Galopp.

(Schluß folgt.)

Die Flucht des Papstes.

(Schluß.)

Der Sohn der Frau v. Spaur und sein Hofmeister hatten auf dem Vordersitze, der Graf und der treue Jäger Friedrich auf dem Bocke Platz genommen, und so wurde die Reise ohne weiteren Aufenthalt nach Terracina fortgesetzt, wo ein Mann den Papst erkannt zu haben schien und einem Anderen etwas ins Ohr lispelte; allein die Pferde waren bereits angespannt, und es ging im Galopp weiter. Man hatte bald Terracina und die Gränze hinter sich. Als der Papst erfuhr, daß man über die äußere Gränze seiner Staaten gekommen war, fing er an mit lauter Stimme das Te Deum zu singen. Während der Reise nahm er auf dringendes Zureden der Gräfin Spaur eine Erfrischung, was ihn beruhigte und ihm einige Augenblicke Schlaf verschaffte. In Fondi angekommen, ersparte ihnen der Name des bayerischen Gesandten die Unannehmlichkeiten einer Durchsuchung. Außerhalb der Stadt begegnen sie dem Kardinal Antonelli (Major-Domo) in dem oben bezeichneten drolligen Anzuge und mit dem Geheimschreiber der spanischen Gesandtschaft, Arnao. Man reiste zusammen bis Mola, wo der heilige Vater im Albergo di Cicerone abstieg und wo man nur einen Augenblick verweilte, da im Hause nur ein kleines Zimmer frei war, in welchem der heilige Vater einen Brief an den König von Neapel schrieb. Graf Spaur nahm die Bestellung des Briefes auf sich, und da er des Nachts unter seinem eigenen Namen nicht in Neapel ankommen wollte, tauschte er seinen Paß gegen den des Grafen Arnao aus. Graf Spaur kam um Mitternacht in Neapel an und begab sich augenblicklich zum Nuntius, mit welchem er zum Könige ging, den sie aufwecken ließen, um sich der Sendung des Papstes zu entledigen. Der König ließ gleich Silbergeschirr, Möbel, Mundvorrath, Leinwand für die Bedürfnisse Sr. Heiligkeit und Ihrer Begleiter einpacken.

Da indessen der Papst zu Mola kein Unterkommen fand und bis zur Rückkehr des Grafen sein Inkognito wahren wollte, so sah er sich gezwungen, in Gaeta, einer Stadt und Festung, Obdach zu suchen. Er begab sich also dorthin mit dem Kardinal Antonelli, dem Grafen Arnao, der Gräfin Spaur, deren Sohn und Hofmeister. Man stieg in einer unansehnlichen Wirthschaft ab, wo nur drei Zimmer leer standen. Der Papst nahm das hinterste Zimmer ein. Zwei Stunden nach der Ankunft ließ der Befehlshaber der Festung, General Gros, den angeblichen Grafen Spaur (Arnao) auffordern, sich zu ihm zu verfügen. Letzterer beeilte sich in Begleitung des noch immer verkleideten Kardinals Antonelli, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Der Befehlshaber richtete an die beiden Herren einige Fragen in französischer Sprache; als er aber aus dem Passe ersah, daß er der des bayerischen Gesandten sey, fragte er den Arnao auf Deutsch: Was führt Sie hierher, Herr Graf? Allein weder Arnao noch Antonelli (der den Geheimschreiber des Gesandten spielte) verstanden die in einer ihnen wildfremden Sprache an sie gerichtete Frage und mußten die Antwort schuldig bleiben. Der General wiederholte nochmals die Worte. Die Gefragten schweigen. Wie, meine Herren, spricht der Kommandant unwillig, Ihr versteht Eure Sprache nicht? Arnao schützt vor, daß er seit fünfzehn Jahren in Italien lebe, eine Italienerin zur Frau und den Gebrauch seiner Muttersprache verloren habe. — Und Ihr Geheimschreiber? — Gleichfalls! war die Antwort. — Das wäre doch sonderbar, fährt der General fort, es kommt mir sogar verdächtig vor. Wohlan denn, meine Herren, sagen Sie mir, was Sie hieher führt. — Meine Frau ist neugierig, die Festungswerke zu sehen. — Ist Ihre Frau denn hier? — Ja wohl, General! — Und wo befindet sie sich? — In der Gastwirthschaft zum Giardinetto. — Ein garstiges Nest, fällt der General ein, aber ich werde

ihr mit Ihrer Erlaubniß einen Besuch abstatten und ihr in Person die Festungswerke zeigen.

Kaum hat er die beiden Reisenden entlassen, als er den geheimen Befehl ertheilt, gleich an der Nachbarschaft des Giardinetto eine Wache aufzustellen, um alle diejenigen, welche hinein und heraus gingen, zu beobachten. Bald darauf erscheint der Kommandant in Person im Wirthshause, und die Gräfin Spaur tritt ihm unbegleitet entgegen. Den Vorschlag des Generals, ihr die Festungswerke zu zeigen, lehnt sie, unter dem Vorwande übergroßer Ermüdung, ab und bittet, man möge den Spaziergang auf später verschieben. Der General kehrt, in etwas über seinen Verdacht beruhigt, nach Hause zurück. Dieser stellt sich aber stärker als je wieder ein, als er vor dem Hafen ein französisches Kriegs-Dampfschiff und bald darauf zwei neapolitanische Dampfer erblickt, deren einer mit Truppen bemannt ist. Er weiß sich die Sache nicht zu erklären und verliert sich in allerlei Vermuthungen, — als zwei Stunden später der König von Neapel auf einem dritten Schiffe anlangt und, nachdem er mit seiner ganzen Familie ans Land gestiegen, sich beim Kommandanten nach dem Aufenthalte des Papstes erkundigt. Der gute Baron Gros glaubte zu träumen, oder daß man ihn zum Besten habe, bis es sich aufklärte, daß sich unter den geheimnißvollen in der kleinen Wirthschaft zum Giardinetto abgestiegenen Gästen Niemand Geringeres, als der heil. Vater befand.

Von der Menschenmenge, welche sich in und um Gaeta aufhält, kann man sich keinen Begriff machen. Man zählt hier nicht weniger als zwanzig Kardinäle außer den bei dem Papste akkreditirten Gesandten, worunter die von Mexiko und Chili. Alle diese Leute füllen täglich die Vorzimmer Seiner Heiligkeit. Da aber wenige Leute ihre Galakleider bei sich haben, so erscheint Jedermann im Ueberrock, selbst die Kardinäle. Es ist ein fortwährendes Durcheinander, ein Kommen und Gehen von Leuten jedes Ranges. Der König erschien am 7. abermals in Gaeta, um dem Feste der heiligen Jungfrau beizuwohnen, welches am 8. begangen wurde. Der heilige Vater las eine stille Messe, welcher Ferdinand mit seiner Familie beiwohnte, worauf Pius mit eigener Hand an mehr als an zweihundert Personen das heilige Abendmahl austheilte. Als er die Kapelle verlassen, ertheilte er von einem Altan seinen Segen an das ganze Volk. Dieser Altan befand sich gerade dem Hafen gegenüber, wo zwei französische und drei neapolitanische Dampfer, so wie zwei spanische Schiffe sich reichlich mit Flaggen geschmückt hatten. Die zwei spanischen Schiffe sollen durch den Kommandanten von Barcelona abgeschickt worden seyn, auf die erste Nachricht, daß der Papst in Gefahr schwebe.

Es herrscht in Gaeta eine unerhörte Theurung. Der König von Neapel versorgt den Tisch Seiner Heiligkeit, so wie seiner Brüder und der Kardinäle. Alles, was zum diplomatischen Korps gehört, wird zu demselben hinzugezogen; der König bezahlt sogar die Miethe der Wohnungen aller dieser Gäste. Aber wehe dem, der nicht zu dem Kreise gehört! Er ist verurtheilt, auf den Dachstuben irgend eines Wirthshauses dritten Ranges Unterkommen zu suchen und fast vor Hunger umzukommen. Ich habe übrigens aus ganz authentischer Quelle erfahren, daß der Papst durchaus von Baarschaft entblößt war, als er Rom verließ, und nicht einmal hinreichend versehen, um hier acht Tage auf eigene Kosten zu verweilen.

Mannigfaltigkeiten.

Der treue Wolf. — Auf dem herzoglich württembergischen Schloße zu Ludwigsburg befand, oder befindet sich noch unter anderen Gemälden von schönen Pferden und Hunden, auch eines von einem schwarzen Wolf, der Malac hieß und seinen Herrn, den Herzog, überall hin begleitete und wie ein Hund vor seinem Bette schlief. Er folgte ihm auch einmal auf einem Feldzug am Rhein, da derselbe aber zu lange in den Herbst hineindauerte, fand man den Wolf an einem schönen Tag vor der Zimmerthüre des Herzogs zu Ludwigsburg, ohne daß man ausfindig machen konnte, wie er über den Rhein gekommen. Im Jahre 1711 begleitete er seinen Herrn zur Kaiserkrönung nach Frankfurt; da ihm aber das häufige Kanonenfeuer nicht behagte, so machte er sich heimlich fort, und kam glücklich nach Ludwigsburg. Er blieb seinem Herrn getreu bis in den Tod, Fremde durften ihm nicht trauen; so riß er einmal einem Offizier, der ihm zu nahe kam, ohne daß er sich dessen versah, ein Stück aus der Wange.

In Wien ist die Feier des nächsten Karnevals verboten worden. Von den Verlusten, welche die Nichtfeier des Karnevals veranlaßt, wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man erfährt, daß für Handschuhe allein nach einer mäßigen Berechnung in Wien während des Faschings nicht unter 30,000 fl. verausgabt zu werden pflegen. Die Modistinnen und Verfertigerinnen künstlicher Blumen bereiten deßhalb auch eine Bittschrift um Zurücknahmen des Verbotes vor.

Auflösung des Räthsels in Nro: 10:

Part.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Donnerstag № 14 25. Januar 1849.

Uebersicht der Haupt-Ereigniſſe des Jahres 1848.

(Fortſetzung.)

22. Juli. Die Nationalverſammlung über die auswärtige Politik Deutſchlands. — Feierliche Eröffnung des öſterreichiſchen Reichstages durch Erzherzog Johann. — Die hannoverſche Regierung erkennt die Zentralgewalt an.

23. Juli. Eröffnung des konſtitutionellen Kongreſſes in Berlin.

24. Juli. Die Nationalverſammlung über die Polenfrage. — Der König von Preußen erkennt die franzöſiſche Republik an. — Rückkehr der Studenten nach Heidelberg. — Anleihe der franzöſiſchen Republik. L. Napoleon verzichtet auf die Wahl in Korſika. — Mieroslawski nach Paris transportirt.

25. Juli. Die Waffenſtillſtandsunterhandlungen mit Dänemark abgebrochen. — Weinhagen in Hannover ſeiner Haft entlaſſen. — Der König von Württemberg nach Meran. — Sieg Radetzky's bei Caſtelnuovo über Karl Albert.

26. Juli. Roſenkranz tritt in das preußiſche Miniſterium. — Beginn des Aufſtandes in Irland. — Sieg Radetzky's bei Volta.

27. Juli. Die Nationalverſammlung erkennt die Pfuel'ſche Demarkationslinie in Poſen an. — Aufhebung der Kadettenhäuſer in Berlin. — Verhaftungen in Berlin.

28. Juli. Todtenfeier in Wien für die Märzkämpfer. — Jellachich in Wien. — Annahme des Klubsgeſetzes in Paris. — Bunſen verläßt London.

29. Juli. Camphauſen preußiſcher Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt. — Zuſammentreten und Vertagung des braunſchweigiſchen Landtages. — Armeebefehl des Königs von Preußen in Betreff der Zentralgewalt. — Der Herzog von Koburg gegen einen thüringiſchen Geſammtſtaat. — Unruhen in Turin. — Diktatur Karl Alberts.

30. Juli. Der Reichsverweſer verläßt Wien. — Holländiſche Truppen in Limburg. — Unruhen in Bovenden bei Göttingen.

31. Juli. Geſetz über die deutſche Kriegs- und Handelsflotte. — Tumult in Schweidnitz. Mehrere Bürger getödtet. — Eröffnung der Landtage in Deſſau und Bernburg. — Radetzky erobert Cremona.

Auguſt.

1. Aug. Unruhen in Charlottenburg bei Berlin. — Das däniſche Marineminiſterium beſchließt die Blockade der Elbe, Weſer und Jahde.

2. Aug. Allgemeine Wehrpflichtigkeit in Frankfurt beſchloſſen. — Beibehaltung des Adels. — Neues Miniſterium in Oldenburg (Schloifer, Zedelius, Buchholz.)

3. Aug. Unruhen in Berlin. — Der Reichsverweſer trifft in Frankfurt ein. — Der ungariſche Landtag für Anſchluß an Deutſchland.

4. Aug. Der Berliner Landtag und die Nationalverſammlung ſchaffen die Todesſtrafe ab. — Der Deſſauer Landtag hebt den Adel auf.

5. Aug. Verhaftung Smith O'Briens. — Der Kaiſer Ferdinand verſpricht die Rückkehr nach Wien. — Neues Miniſterium in Rom (Fabbri, Campello, Galetti).

6. Aug. Hannover'ſcher Armeebefehl in Betreff des Reichsverweſers. — Parade zur Huldigung für den Reichsverweſer in den meiſten deutſchen Städten. — Radetzky in Mailand. — Sechswöchentlicher Waffenſtillſtand mit Karl Albert.

7. Aug. Stürmiſche Sitzung der Nationalverſ. über Hecker. (Brentano.) — Die Oeſterreicher in Bologna.

8. Aug. Die Nationalverſammlung verwirft den Amneſtie-Antrag. — Aufſtand in Bologna. Beſchießung der Stadt.

9. Aug. Das Reichsminiſterium definitiv gebildet. (Leiningen, Schmerling, Heckſcher, Beckerrath, Mohl, Duckwitz.) — Stein's Antrag auf einen Erlaß gegen die reaktionären Beſtrebungen im Heere vom Berliner Landtage angenommen. Die Errichtung des Konſtablerkorps genehmigt. — Die Oeſterreicher verlaſſen Bologna.

10. Aug. Die Nationalverſammlung erklärt Heckers Wahl für nichtig. — Harburg zum Freihafen erhoben.

11. Aug. Der Kaiſer von Oeſterreich kehrt nach Wien zurück. — Verſammlung deutſcher Flüchtlinge bei

Digitized by Google

Hecker in Muttenz. — Venedig verweigert die Uebergabe an die Oesterreicher.

12. Aug. Reformbewegung in Hamburg. Verhaftungen. Proklamation des Senats. — Die hannover'schen Truppen legen die deutschen Farben an. — Sammlungen für die deutsche Flotte in Bayern überwacht. — Exzesse in Klausthal. — Note des dänischen Ministers des Auswärtigen an die dänischen Gesandten. — Glückwunsch des nordamerikanischen Kongresses an Deutschland.

13. Aug. Beginn des dreitägigen Dombaufestes in Köln. — Andrian, Raumer und Auerswald als deutsche Gesandte nach London, Paris und Petersburg.

14. Aug. Der König von Preußen in Köln. Unruhen in Düsseldorf.

15. Aug. Eröffnung der schleswig-holsteinischen konstituirenden Versammlung. — Aufruf des ungarischen Ministeriums gegen Jellachich. — Schluß des nordamerikanischen Kongresses.

16. Aug. Amnestie in Baden.

17. Aug. Der Hamburger Senat willigt in die Einberufung einer konstituirenden Versammlung. — Pfizer tritt aus dem württembergischen Staatsdienste. — Vertagung der schleswig-holsteinischen Bundesversammlung. — Brand von Albany im Staate New-York.

18. Aug. Verbot der demokratischen Vereine in Baden. — Aufhebung des befreiten Gerichtsstandes in Hannover.

19. Aug. Schluß des Gewerbekongresses in Frankfurt.

20. Aug. Mißhandlungen von Demokraten in Charlottenburg.

21. Aug. Tumult in Berlin. Arbeiterexzesse vor Auerswald's Hause. — Arbeiterunruhen in Wien. — Aufhebung der Oberforstämter in Hannover. — Unruhen in München wegen der Schatzkammer. — Die nordamerikanische Union erkennt die Zentralgewalt an.

22. Aug. Der preußische Landtag über die Exzesse vom 21. Tumultgesetz.

23. Aug. Erneute blutige Unruhen in Wien.

24. Aug. Auflösung des Sicherheitsausschusses in Wien.

25. Aug. Berathung des Berichtes über den Juniaufstand in der Pariser Nationalversammlung. Cauissidière und Louis Blanc entziehen sich durch die Flucht der Verhaftung. — Neues Jagdgesetz in Hannover.

26. Aug. Abschluß des Waffenstillstandes von Malmö. Akademischer Kongreß in Frankfurt.

27. Aug. Annahme der Habeaskorpusakte im preuß. Landtage. — Anwaltversammlung in Dresden.

28. Aug. Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen entsagt der Regierung zu Gunsten seines Sohnes.

29. Aug. Der preuß. Landtag beginnt die Berathung des Bürgerwehrgesetzes. — Freiligrath in Düsseldorf verhaftet. — Erste vorberathende Sitzung des Oldenburger Landtags.

30. Aug. Erlaß des Reichsverwesers zur Feststellung des Verhältnisses der Zentralgewalt gegen die Bevollmächtigten der Einzelstaaten. — Die bremische Bürgerschaft hebt die Thorsperre auf. — Erbitterung in Schleswig-Holstein wegen des Waffenstillstandes.

31. Aug. Verordnung des Reichsministeriums über die Verkündigung der Reichsgesetze.

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Knecht.

(Schluß.)

Man erreichte jene Stelle, wo Janko das letzte Stück des geschossenen Hirsches zur Seite der Straße hingeworfen hatte, das blutige Fleisch lag noch auf demselben Platze, aber das Blut war bereits festgefroren; ein Geier saß daneben und wühlte mit Klaue und Schnabel in dem willkommenen Fraße, als der Schlitten heranstürmte, flog er melancholisch davon.

Aus der Ferne tönte ein dumpfes Geheul.

„Jai! Jai!“

Die Reisenden hatten sich im Schlitten erhoben; Helena lehnte todtenbleich an der Brust ihres Gatten.

Der Graf lud seine Reisepistolen.

Das Geheul kam näher.

„Was ist zu thun?“ fragte der alte Herr den Janko.

„Wir müssen Cambacsa erreichen, sonst sind wir verloren.“

„Jai! Jai!“

Das Geheul kam ganz nahe.

Emmerich schlang unwillkürlich den Arm fester um seine Frau.

Die Straße war in diesem Augenblicke ziemlich gerade durch den Wald geführt, so daß man auf etwa dreitausend Schritte nach rückwärts zu sehen vermochte.

Plötzlich brach aus dem schneebedeckten Buschwerk ein Rudel der gefürchteten Bestien hervor.

Es mochten an hundert seyn.

„Jesus! Jesus!“ seufzte der Graf, „meine Kinder!“

„Jai! Jai!“ brüllte der Kutscher.

Allein die Pferde waren durch den rasenden Flug bereits abgemattet, und so sehr sie auch mit regenden Schweifen die Flanken peitschten und die gesträubte Mähne, die keuchende Brust ihre Angst verrieth, so vermochten sie doch nicht so zu eilen wie vorher.

Die Bestien kamen näher.

Ihr Lauf wiederhallte von dem festgefrornen Boden; sie rannten im Galopp dem Wagen nach; man hörte das Keuchen ihrer Brust und sah das Funkeln ihrer Augen.

„Jai! Jai!“

„Mein Gott,“ betete der alte Graf; „rette uns, rette uns!“

„Gib Feuer!“ rief Emmerich.

Der Graf schoß. Das Blitzen des Feuers hielt die Bestien einen Augenblick in ihrem Laufe auf. Sie steckten die Köpfe zusammen, als ob sie sich beriethen; nach einer kurzen Pause aber, während welcher der Wagen einen geringen Vorsprung gewann, setzten sie mit verdoppelter Hast ihren Lauf fort und kamen heulend hinter dem Wagen drein.

In der Ferne zeigte sich der Kirchthurm von Combacsa.

„Gräßlich, gräßlich!“ murmelte die Gräfin, ihr Haupt an Emmerichs Brust bergend.

„Nie hat man zu so früher Zeit, vor dem Dunkelwerden, Wölfe an der Straße getroffen,“ meinte der Graf.

„Ich habe sie geholt“ sagte Janko dumpf.

„Du,“ schrie der Graf.

„Ja, ich habe den Hirsch geschossen und zerfleischt bis an die Straße in Stücke vertheilt, daß das blutige Aas die Bestien herablocke aus ihren Höhlen; die Wölfe habens gewittert und sind gekommen. Ihr habt mich einen Feigling genannt, ich wollt' Euch zeigen, daß ich es nicht bin; ich wollte den Schlitten umstürzen und mit Euch, Herr Graf, den Kampf mit den Wölfen bestehen, um zu sehen, wer von uns Beiden mehr Muth hat.“

Der alte Graf starrte ihn, keines Wortes mächtig, an.

„Wir sind verloren,“ seufzte Emmerich.

„Noch nicht,“ sagte Janko, „mein Plan ist vereitelt worden; ich glaubte mit Euch allein zu fahren.“

Der alte Graf hob die Pistole, um gegen Janko zu schlagen.

„Laßt das,“ sagte der Knecht, „es ist geschehen, daß der junge Herr und seine süße Frau gekommen und mit uns gefahren sind. Die dürfen nicht sterben, sie haben mir Gutes gethan, sie sind zu einem armen Knechte gekommen in der Stunde seines Schmerzes; sie haben ihn getröstet und bedauert, sie dürfen nicht sterben.“

„Es ist zu spät, die Rettung unmöglich.“

„Noch nicht!“

„Was willst du thun?“

„Ihr werdet es sehen.“

Die Wölfe waren bis auf hundert Schritte heran gekommen.

Der Kirchthurm von Combacsa zeigte sich deutlicher.

„Nehmt die Zügel, Herr Emmerich, und laßt die Rosse laufen was sie vermögen; Ihr werdet nach Combacsa kommen, verlaßt Euch darauf.“

Emmerich nahm die Zügel.

Janko sprang vom Wagen.

„Herr Gott!“ riefen die drei, sein Vorhaben erst jetzt begreifend.

„Für Eure Rettung, Herr Emmerich, Frau Gräfin,“ schrie Janko mit begeistert blitzenden Augen, „opfere ich mein Leben; Ihr aber, Herr Graf, laßt keinen Knecht mehr schlagen wie einen Hund. Fahrt zu.“

Der Schlitten flog davon.

Dreißig Schritte waren noch zwischen Janko und den Wölfen.

Der Knecht blickte mit verschränkten Armen dem enteilenden Schlitten nach.

Die Rosse stürmten, daß der Schnee wie eine Staubwolke den Schlitten umwirbelte.

„Jai! Jai!“

Die Familie des Grafen erreichte wohlbehalten Combacsa und erholte sich im Hause des Vizegespanns von dem Schrecken.

An der Stelle im Walde vom Combacsa, wo der arme Janko von den Wölfen zerrissen wurde, stand lange Jahre nachher noch ein Kreuz mit einer einfachen Inschrift, die deutsch etwa so lauten mochte:

Handle nur recht
Herr oder Knecht,
Kein Mensch ist schlecht.
Gott ist gerecht.

Ansprache an den preußischen Gewerbestand.

Wenn ein schlauer Schwätzer mit dem Bürgersmann ins Wirthshaus geht, dann geschieht es oft, daß der Letztere die Zeche bezahlen muß. Fast alle Tage schaut man solche Exempel; allein kein Mensch nimmt sich ein Beispiel daran, sondern Jeder will durch selbstempfangene Schläge klug werden.

Tritt ein Mann mit der Beredtsamkeit eines Krummacher auf und predigt: „im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen“, so behagt Das wenig Leuten; da heißt es: das ist die alte Melodie, welche unsere Mutter schon gesungen hat. Kommt dagegen ein Abenteurer und will für einen Dukaten einen großen Schatz heben, oder ein Rittergut im Monde anweisen, so sind wir so eilig bei der Hand, als gelte es, eine Erbschaft in Holland einzustreichen.

Wollt Ihr Mücken fangen, so zündet nur ein Licht an: sie versengen sich alle die Flügel; keine wird durch den Schaden der andern klug. Darum sagt ein altes Sprichwort: die Welt will betrogen seyn! Selbst die schlauen Spatzen folgen den Lockvögeln auf die Leimruthe!

Das Jahr 1848 hat in dieser Hinsicht schöne Lehren geliefert. Kletterte so ein Demokrat auf Treppe, Stuhl, oder Tonne, dann schrie er: „Hieher! Geld, Brod, Lustigleben und Müßiggehen, Freiheit und Gleichheit! Schneidet dem Geldbeutel die Nähte auf!“

Da lachte Allen das Herz im Leibe; Jeder glaubte zu spät zu kommen, und lief, als ob er den Doktor holen wollte!

„Gut, daß Ihr da seyd,“ sprach dann der Volksfreund, „macht den Sack auf, ich will Euch eine Verfassung, eine Gemeindeordnung und einige schöne Redensarten hineinstecken, die sind besser wie Gold und tragen sich leichter.“

Das ist an allen Straßenecken geschehen, allein ich habe keinen Arbeiter gesehen, der Brod oder Suppenfleisch heimgebracht hätte!

Da sagen nun die Leute, ich machte vorsätzlich die deutschen Demokraten schlecht. Gut, um nicht anzüglich zu seyn, will ich den Stoff zu meinem Briefe aus Paris holen, wo die hohe Schule ist! Dort befindet sich noch heute der große Demokrat Cabet, dem 1848 das Volkswohl wie Honigseim von den Lippen floß. Der hatte ein Paradies in der Tasche, Ikarien genannt, eine Gegend jenseits des Meeres, im heißen Amerika. Dort sollten alle glüklich werden, denen die Sonne daheim nicht scheinen wollte. Die guten Leute mußten ihr Geld einzahlen und wurden übers Wasser geschickt.

Bei der Ankunft fand sich, daß Alles Lug und Trug war, und Hunderte von Familien sind fern von der Heimath dermaßen im Elend umgekommen, daß der Freund fehlte, um die Augen zuzudrücken!

Gegen Cabet ist nun die Kriminaluntersuchung eingeleitet, zum großen Verdruß der weitläufigen Familie!

Herr Demokrat Raspail und Konsorten schlugen den Arbeitern vor, eine neue französische Revolution zu machen. Das Stück hat richtig ausgespielt und Bonaparte sitzt da, wo König Philipp gesessen hat.

Frankreich ist um 130 Millionen Thaler ärmer, und das Graubrod kostet noch immer einen Groschen; der Vortheil der Arbeiter besteht darin, daß jetzt in Paris 410,000 Menschen aus Armenmitteln leben. Unter 24,000 Todten sind 9000 im Hospital gestorben. Eine schöne Demokratenwirthschaft!

Dessenungeachtet läßt Everbeck den Halsabschneider Robespierre leben, und seine Gesellen trinken auf die „Gesundheit von Jesus Christus“!

Gehts in Deutschland besser? In Köln leben 33,000 Menschen von Almosen. In Wien hungern die Arbeiter; die Stadt verlor vier Millionen schwere Gulden und machte 1½ Mill. Schulden.

Berlin verlor 40 bis 50 Mill. Thaler und im April waren bereits 70,000 Einwohner ausgewandert! Authentischen Listen gemäß ist die Zahl der unbesteuerten Handwerker auf 18,600 gestiegen, und das Gewerbe hat um ⅓ abgenommen.

Nun mögen die Demokraten doch den Fleck zeigen, wo nach ihrer Lehre das Korn im Wein blüht? Die Bibel hat Recht: „im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen.“

Ich sehe immer noch nicht ein, wie wir ohne diesen Spruch über den Berg kommen. Drum wollen wir die Sache noch einmal betrachten.

Arbeit ernährt ihren Freund, allein es muß Gesetz und Ordnung im Lande herrschen; entsteht Auflauf und Unruhe, so trägt der gemeine Mann den Schaden, Das habe ich stets behauptet.

Ohne Mühe ist Das zu erklären, wenn die Leute es nur begreifen wollten. Hier das Exempel.

Zwei rüstige Arbeiter sind gleich stark und gleich geschickt; jeder hat in guter Zeit sein Brod und schläft ohne Sorgen und Kummer. Plötzlich fangen die Demokraten einen Freiheitsschwindel an. Wer Geld hat, spricht: „die Tollheit kann weit gehen,“ schließt den Koffer zu, oder vergräbts im Garten, schränkt sich ein, und läßt Nichts fertigen. Da fehlt die Arbeit. Was nun? Der Erste denkt: „Schmalhans ist Küchenmeister, hast vom Vater 100 Thaler geerbt, du mußt einzehren, und die Umkehr abwarten.“ Der Zweite hat Nichts hinter sich und reibt die Hände: „Könnt' ich den Hobel nur brauchen, wollte schon durchkommen!“ Hülft Nichts: seine kleine Habe wandert ins Leihhaus, und Frau und Kinder hungern. Wenn sechs Monate die Arbeit fehlt, dann ist der Zweite verloren; der Erste aber mit dem kleinen Kapital hats überstanden. Da schreien die Demokraten: Dem Mann muß geholfen werden! Der Minister antwortet: Sehr wohl, allein vorher schafft mir Ruhe im Lande. Nun sprecht: wer trägt die Schuld, daß 1000 brave Familien zu Grunde gingen?

Neulich sah ich in einem Bilderladen ein schönes Stück. Demokrat und Bürger theilen eine Wurst, — Errungenschaft genannt. Der Bürger fast das kleinste Ende, der Demokrat führt das große Messer und schneidet dem armen Teufel den Daumen mit ab. Da dacht ich bei mir: es werden noch Viele seyn, denen die Finger seit den Märztagen bluten.

Die Hauseigenthümer in Berlin sollen jetzt die Brandstiftungen des Märzes bezahlen; das ist auch eine schlechte Salbe für die große Wunde.

Jetzt sind die Wahlen vor der Thür; da haben die Handwerker und Bürger Gelegenheit, abermals mit den Demokraten gute Geschäfte zu machen. Proteste, Vereinbarungstheorien und Geschrei über den verletzten Rechtsboden werden billig zu haben seyn, und Aufregung an allen Enden.

Mich aber will bedünken, daß innerer Zwist weder für den Staat noch für die Familie taugt.

Gesetzt, der jüngere Sohn eines Handwerkers kehrte heim von Paris und glaubte, den Vater und die ältern Brüder zu übersehen. Dürfte er damit anfangen, das Handwerkszeug aus dem Fenster zu werfen und das Leder nach fremder Mode für unbestellte Waare zu verschneiden? Antwort: nein! Man würde den jungen Brausewind den Stuhl vor die Thüre stellen.

Auf den preußischen Staat angewendet, sind die Anhänger der Monarchie und der gegebenen Verfassung die Eltern im Hause, und ich rathe, unter diesen zu wählen, damit das Handwerk und die Kundschaft nicht verloren gehe.

Friedr. Harkort.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 15 26. Januar 1849.

Ueberſicht der Haupt-Ereigniſſe des Jahres 1848.

(Fortſetzung.)

September.

1. Sept. Eröffnung des Oldenburger Landtags. — Antrag auf Verminderung der Zivilliſte in Kaſſel. — Der Malmöer Waffenſtillſtand in Lübeck ratifizirt.

2. Sept. Der öſterreichiſche Reichstag hebt die Roboten auf. — Die Pariſer Nationalverſammlung beſchließt die Fortdauer des Belagerungszuſtandes von Paris.

3. Sept. Programm der hannover'ſchen Regierung. — Todtenfeier in Wien für die bei den Arbeiterexzeſſen Gefallenen. — Rücktritt des öſterreichiſchen Miniſters Schwarzer.

4. Sept. Das preußiſche Miniſterium weigert ſich den Stein'ſchen Antrag auf einen Armeebefehl gegen reaktionäre Beſtrebungen auszuführen. — Große Aufregung in Schleswig-Holſtein. Eröffnung der Landesverſammlung. — Aufhebung der Blockade deutſcher Häfen. — Die franzöſiſche Nationalverſammlung beginnt die Verfaſſungsberathung.

5. Sept. Die Nationalverſammlung beſchließt die Siſtirung des Waffenſtillſtandes von Malmö. Rücktritt des geſammten Reichsminiſteriums. — Rückmarſch der deutſchen Truppen aus Schleswig-Holſtein. — Prorogation des engl. Parlaments.

6. Sept. Dahlmann mit der Bildung eines Reichsminiſteriums beauftragt. — Ungariſche Deputation in Wien. — Neues Miniſterium in Hildburghauſen (Speßhardt).

7. Sept. Rücktritt des preußiſchen Miniſteriums Auerswald - Hanſemann. — Die Hamburger Bürgerſchaft genehmigt die Einberufung einer konſtituirenden Verſammlung. — Dahlmann lehnt die Bildung eines Miniſteriums ab. Die früheren Miniſter bleiben interimiſtiſch.

8. Sept. Der ungariſche Landtag beſchließt Ausgabe eigenen Papiergeldes ohne königl. Sanktion. — Der Landgraf von Heſſen-Homburg †. — Bombardement und Einnahme von Meſſina.

9. Sept. Staatsgrundgeſetz für Schleswig-Holſtein.

10. Sept. Unruhen in Wien. — Der ungariſche Landtag erklärt ſich permanent und ſouverän.

11. Sept. Abdankung des ungariſchen Miniſteriums Koſſuth. — Unruhige Auftritte in Köln. — Empfang des deutſchen Geſandten in Bern.

12. Sept. Proviſoriſches Miniſterium in Ungarn (Batthyany). — Manifeſt des Banus Jellachich. — Soldatenexzeſſe in Potsdam. — Unruhen in Chemnitz. — Die Bundesverfaſſung der Schweiz angenommen. — Graf Roſſi, Präſident des röm. Miniſteriums.

13. Sept. Die hannover'ſche Verfaſſung erſcheint. — Neue Unruhen in Wien. Der Reichstag in Permanenz.

14. Sept. Die Nationalverſammlung beginnt ihre Berathung über den Waffenſtillſtand. — Beckerrath zur Bildung eines Miniſteriums in Berlin. — Tumulte in Naumburg.

15. Sept. Zweiter Tag der Waffenſtillſtandsdebatte. — Bauernunruhen in Schleſien. — Die Ruhe in Wien hergeſtellt.

16. Sept. Die Nationalverſ. genehmigt den Waffenſtillſtand. Unruhige Auftritte am Abend.

17. Sept. Volksverſammlung auf der Pfingſtweide bei Frankfurt. — Armeebefehl des Generals Wrangel. — Däniſche Erklärung des Waffenſtillſtandes. Erſcheinen der Immediat-Kommiſſion.

18. Sept. Aufruhr in Frankfurt, Barrikaden, Ermordung Auerswald's und Lichnowsky's. Belagerungszuſtand. — Neue ungariſche Deputation in Wien; vom Reichstage abgewieſen.

19. Sept. Herſtellung der Ruhe in Frankfurt. Proklamationen.

20. Sept. Die Nationalverſammlung beräth das Geſetz zum Schutze ihrer Mitglieder. — Proklamation des Reichsverweſers an das deutſche Volk. — Eröffnung des württembergiſchen Landtags. — Hecker verläßt Europa. — Manifeſt des Kaiſers von Oeſterreich an die Lombardei.

21. Sept. Neues preußiſches Miniſterium. (Pfuel, Eichmann, Bonin, Kisker.) — Leichenzug für die Opfer des 18. September in Frankfurt. — L. Napoleon in

Digitized by Google

Paris zum Repräsentanten gewählt. — Universitätskongreß in Jena.

22. Sept. Das Ministerium Pfuel vor dem preuß. Landtage. — Einfall Struve's in das badische Oberland. — Proklamationen der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein. Stedmann als Reichskommissär. — Erlaß des Reichsverwesers an die deutschen Regierungen.

23. Sept. Zirkular des preußischen Kriegsministers an die Offiziere der Armee. — Ein Reichskommissär nach dem badischen Oberlande. — Unruhige Bewegungen in Württemberg. — Ungarn sagt sich ganz von Oesterreich los.

24. Sept. Das Ministerium Schmerling definitiv wieder konstituirt. — Unruhen in Köln. — Vernichtung der Struve'schen Freischaaren bei Staufen. — Rundschreiben des Reichsministers wegen der Presse. — Preuß. Habeaskorpusakte.

25. Sept. Abdankung des Palatinus von Ungarn. Samberg als Gouverneur nach Ungarn. Bewaffnung der Ungarn. — Fortgesetzte Unruhen in Köln. — Louis Napoleon trifft in Paris ein. — Struve gefangen genommen.

26. Sept. Köln in Belagerungszustand. — Verhaftung mehrerer Demokraten in München. — Unruhen in Sigmaringen. Der Fürst verläßt das Land.

27. Sept. Freischaarenzug in Württemberg. Rau. — Die franz. Nationalvers. entscheidet sich für das Einkammersystem.

28. Sept. Der Oldenburger Landtag genehmigt das absolute Veto. — Ende des württembergischen Freischaarenputsches. Rau verhaftet. — Smith O'Briens Prozeß beginnt.

29. Sept. Graf Lamberg in Pesth ermordet. — Jellachich vor Stuhlweißenburg. — Freilassung der Gefangenen in München.

30. Sept. Zirkular des österreichischen Kriegsministers gegen reaktionäre Umtriebe im Heere. — Das Standrecht in Müllheim verweist Struve an die ordentlichen Gerichte. — Der König von Württemberg erklärt sich für unbedingte Unterwerfung unter die Beschlüsse der Nationalversammlung.

(Fortsetzung folgt.)

Hochmuth und Demuth.

(Novelle.)

In einem der besuchtesten Galanterieläden der großen Newskystraße zu Petersburg wurden von dem Herrn des Ladens selbst, da eben keine andern Käufer zu bedienen waren, zwei junge Leute umhergeführt, die ihre Uniform als Kadetten oder Offiziere des niedrigsten Grades bei einem der Garnisonregimenter der Hauptstadt bezeichnete. Ihr Benehmen war ein wenig schüchtern und befangen gegenüber dem beweglichen und gewandten Wesen des Kaufmanns, eines Franzosen, der ihnen in der Sprache seines Landes, die er zuweilen mit russischen Worten untermischte, seine Waaren erklärte und anpries, jedoch unerachtet seiner Geschmeidigkeit in Wort und Haltung nicht ganz die Geringschätzung verbergen konnte, welche die Jugend und Schüchternheit dieser beiden Käufer, ihr unscheinbarer Fähndrichsrock und die wenige Aussicht auf reichen Gewinn, den ihre Börse gewähren durfte, ihm einflößte. Man handelte um eine silberne Genfer Repetiruhr und um einen Ring von bunten Steinen, und obgleich die Preise beider Gegenstände nicht eben übermäßig hoch gestellt waren, so zögerten doch die Käufer, sahen einander fragend an und betrachteten die angenehm schimmernde Waare mit lüsternen Blicken, ohne zu einem Entschlusse gelangen zu können. Den Kaufmann machte dieß um so mehr ungeduldig, als er die wahrscheinliche Ursache davon ahnete, die Unzugänglichkeit der Mittel nämlich, über welche die jungen Herren zu verfügen haben mochten. — Er hielt jedoch an sich und überließ sie jetzt ihrer gemächlichen Ueberlegung, denn durch die Glasfenster der Boutique wurde eine glänzende Equipage sichtbar, die vor dem Hause hielt und aus welcher soeben Herrschaften stiegen. Livrebediente waren dabei thätig und schöne Sammetpelze zeigten sich, denn man war im Anfange des kurzen nordischen Herbstes, wo die Tage schon kühl sind. — Zwei Herren und eine junge Dame traten in den Laden des Herrn Daru und wurden von diesem, der sogleich mittelst eines Glockenzugs, seinem Kommis das Zeichen gab, zu erscheinen, auf das ehrerbietigste begrüßt. Er schien die Ankommenden zu kennen, und indem er sie mit vielen höflichen Redensarten in das Innere seiner buntfarbigen und flimmernden Räume führte, deren Hintergrund sich allmälig mit den Ladendienern und Dienerinnen füllte, wandte er sich leichthin an die jungen Soldaten und sagte in fast gebieterischem Tone: „Meine Herren, legen Sie Uhr und Ring wieder an ihren Platz, wenn sie dieselben nicht kaufen wollen. Aber warum wollen Sie nicht — sind beide nicht schön und billig? — Verzeihen Sie, bester Herr Molwo, die Unterbrechung — ich bin sogleich wieder zu Ihren Diensten — nun, meine Herren Fähndriche — nun?“ —

„Die Uhr ist schön und pickt so angenehm — aber . . .“

„Der Ring wäre wohl hübsch . . . allein . . .“

„Wie gut er ihnen stehen würde, junger Herr! — doch jetzt entscheiden Sie sich! schon etwas lange wählen Sie — Sie sehen, daß wir nicht mehr allein sind.“

„Die Uhr ist zu theuer, wenigstens für mich“ — sagte einer von den unschlüssigen Käufern.

„Dasselbe gilt von dem Ring, so sehr er mir gefällt,“ ließ sich der Andere vernehmen. Der Kaufmann lächelte vornehm, fast geringschätzend, zuckte leicht mit

den Achseln und machte eine Art von entlassender Verbeugung gegen die jungen Leute, deren Bedeutung sie jedoch nicht verstanden haben mußten, denn sie verließen das Gewölbe nicht, sondern schritten ein wenig roth geworden, wie vor Beschämung, langsam an den, mit leichteren und kostbareren Galanteriewaaren bedeckten Tischen hin, überwacht von einem der Ladendiener, der ihnen auf Herrn Daru's Zeichen, unter dem Scheine der Dienstbeflissenheit, auf der Ferse folgte. Jener kümmerte sich jetzt nicht um sie, sondern hatte sich ganz seinem reicheren und vornehmeren Besuche zugewendet. Angelegentlich fragte er nach dessen Befehlen, erkundigte sich nach dem Befinden von Monsieur und Madame, welche letztere er lange Zeit nicht gesehen zu haben beklagte, warf einiges Schmeichelhafte für Mademoiselle hin, die nicht auf ihn hörte, sondern sich im Hintergrunde des Prachtgewölbes mit einer der Ladendienerinnen in dessen Herrlichkeiten vertiefte, und erfüllte alle Pflichten eines eleganten Modenhändlers. Der wohlbeleibte ältliche Herr, an den sich hauptsächlich Herrn Daru's Phrasen richteten, trug den feinsten schwarzen Anzug und zeigte in Mienen und Bewegung jenes nachlässige Sichgehen-lassen eines vielgeltenden oder reichen Mannes. In seinen kleinen lebhaften Augen blitzte Verstand, seine Stirn, von sparsamem bleichendem Haar umlockt, war der Sitz des Nachdenkens, der Kombination, während dagegen der untere Theil seines Antlitzes wenig geistiges Leben verrieth und vielmehr in runden, stumpfen Formen eine gewisse Ausdruckslosigkeit kund gab. Gleichgültig sah er über den bunten Flitter, der ihn in Herrn Darus' Laden umgab, hinweg und vergalt dessen Redseligkeit nur mit ziemlich kurzen Antworten, wobei er in der Seitentasche seines Kleides mit Geld spielte, das hell und verführerisch zwischen seinen Fingern ertönte. Er übte damit die Gewohnheit so manches reichen Geldmannes oder Bankier's, eine Gewohnheit, die leichter noch den Spott, als den Neid, für den sie berechnet zu seyn scheint, hervorruft.

Der Andere war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, hoher, schmächtiger Gestalt, die ein bis zu den Fersen reichender Oberrock beinahe ganz verhüllte; sein langes, blasses Antlitz hatte den Ausdruck von Kälte und Verachtung. Er allein von allen Anwesenden behielt im Laden das Haupt bedeckt, und unter dem schmalen Rande seines runden Hutes floß nicht ohne Schönheit sein glänzend schwarzes Haar zu dem Rockkragen nieder.

„Sagen Sie, verehrtester Herr Molwo," fuhr Herr Daru im Laufe seiner Suade fort, „wie gefallen Ihnen diese künstlichen Blumen? scheinen sie nicht wirklich zu blühen, zu leben? Ich habe sie erst kürzlich aus Paris erhalten, denn man bedarf ja hier in diesem werthen Lande mehr als irgend wo anders der künstlichen Blumen. Aber was berichten die neusten Blätter, theuerster Gönner! über den Stand der Politik? Sie haben ja Korrespondenz mit aller Welt und sind durch Privatbriefe immer au fait der Dinge. Die Kurse zum Beispiel in Frankfurt, in Amsterdam, in London? ..." Bevor ihm jedoch Antwort auf diese interessanten Fragen zu Theil, ward, bemerkte er, daß Herr Molwo's Begleiter die Augen mit einem leisen Schimmer von Beobachtung auf einen Schmuck gerichtet hielt, der nicht ohne Werth war, und er wandte sich daher rasch zu Jenem, um die Vorzüge der betrachteten Waaren in das gehörige Licht zu setzen. „Mylord erblickt hier," sagte der schlaue Franzose, „ein Meisterwerk der berühmten Firma Girondet, der ersten Orfevres von Paris. Aus Genf, dem Vaterlande der Uhrmacher und Goldkünstler, ist der große Mann gebürtig, der dieses Geschäft leitet — auch er fertigte Uhren in seiner Jugend und liefert deren jetzt noch aus seinem Komtoir, auch von ihnen besitze ich einige! — hier — ich habe die Ehre ..." Er wies lächelnd mit der Hand auf einen Kasten, in welchem Uhren befindlich waren und dann, plötzlich ernst werdend und sich nach den bereits vergessenen Militärs umschauend, die am Eingange des Ladens die Thüre in der Hand, so eben im Begriffe schienen, sich zu entfernen, rief er ihnen noch zu: „Meine Herren, Sie haben die Uhr gekauft, um welche Sie vorhin handelten?"

„Nicht doch," war die Antwort des Einen, „sie ist mir zu theuer."

„Billiger kann sie nicht abgelassen werden. — Doch sehe ich die Uhr nicht, sie ist nicht auf ihrem Platze."

„Ich legte sie an den Ort zurück, von wo sie genommen war," entgegnete der junge Soldat ein wenig betroffen."

„Ebenso wie ich den Ring," fügte der Andere hinzu.

„So, meine Herren, so! Dennoch sehe ich nichts — weder die Uhr, noch den Ring. Hat vielleicht ein Anderer diese beiden Stücke wieder weggenommen — etwa Sie, Herr Etienne oder Sie, Dufour?"

Er nannte hiermit die beiden Ladendiener, welche versicherten, seit einer Stunde hier nichts angerührt zu haben.

„Das ist doch seltsam," fuhr Daru fort, „recht seltsam — in der That!" Dabei ließ er seine scharfen Blicke über alle Tische gleiten, über jeden Glaskasten und Ort, wo Stücke, wie die vermißten, etwa aus Versehen könnten hingelegt worden seyn, und sagte dann noch einmal in wahrhaft schneidendem Tone: „Uhr und Ring fehlen — das ist doch seltsam, bei meiner Ehre!"

Der junge Mann an der Thüre, welcher die Klinke derselben schon gefaßt hatte, ließ die Hand sinken, und blieb wie festgebannt stehen; sein Begleiter hinter ihm ebenso.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Uebersicht der österreichischen Monarchie.

Die Augsb. Allg. Zeitung bringt folgenden genauen Ueberblick der Bevölkerung der österreichischen Monarchie, nach Volks und Sprachstämmen abgetheilt:

1. Oesterreich unter der Enns zählt 1,501,458 Einwohner, worunter 1,481,023 Deutsche, 11,881 Tschechen, 4,258 Sloveno-Kroaten.
2. Oesterreich ob der Enns und Salzburg 857,007 Deutsche.
3. Steiermark 649,000 Deutsche und 353,041 Slovenen.
4. Kärnthen und Krain 784,685 Einw., wovon 260,700 Deutsche, 506,288 Slovenen, 7,078 Slovenenkroaten, 10,619 Kroatoserben.
5. Küstenland 489,946 Einwohner, wovon 9,385 Deutsche, 172,422 Slovenen, 3,300 Slovenenkroaten, 134,545 Kroatoserben, 116,823 Italiener, 48,426 Furlaner, 1,555 Walachen, 3,490 Juden.
6. Tyrol 859,673 Einw., wovon 320,212 Italiener, 8,642 Ladiner.
7. Böhmen 4,347,444 Einw., wovon 1,727,432 Deutsche, 2,549,975 Tschechen, 70,037 Juden.
8. Mähren und Schlesien 2,263,021 Einw., wovon 756,706 Deutsche, 1,330,213 Tschechen, 135,375 Polen, 663 Slovenokroaten, 40,064 Juden.
9. Galizien und Bukowina (Krakau inbegriffen) 5,255,621 Einw., wovon 131,000 Deutsche, 2,182 Tschechen, 2,005,149 Polen, 2 612,793 Ruthenen, 2,339 Russen, 144,626 Walachen, 5,384 Armenier, 5,446 Albanesen, 346,702 Juden.
10. Dalmatien 404,640 Einw., wovon 374,725 Slovenen, 28,500 Italiener, 1,005 Albanesen, 410 Juden.
11. Lombardei 2 670,833 Italiener.
12. Venedig, 2,257,200 Einw., wovon 12,036 Deutsche, 26,317 Slovenen, 1,873,002 Italiener, 341,085 Furlaner, 4,760 Juden.
13. Ungarn 11 Millionen, wooon 4,500,000 Magyaren, 1 Million Deutsche, 2,300,000 Slaven, 400,000 Ruthenen und Russen, 50,000 Krainer und Wenden, 700,000 Kroaten, 800,000 Serben, Schokazen, Slavonier, Dalmatier und Istrier, 10,000 Bulgaren, 930,000 Walachen, 37,000 Zigeuner und Albanesen, 10,000 Griechen, 3,000 Armenier, 260,000 Juden.
14. Siebenbürgen (mit der siebenbürgischen Militärgränze) 2,383,880 Einwohner, wovon 250,000 Deutsche, 200 Bulgaren, 660,500 Ungarn, 1,397,180 Walachen (Moldauer), 60,000 Zigeuner und Albanesen, 9,000 Armenier, 7,000 Juden.
15. Militärgränze 1,091,748 Einw., wovon 48,229 Deutsche, 9,951 Tschechen, Mähren und Slowaken, 535,736 Kroaten, 354,876 Serben, Schokazen, Slavonier, Dalmatier und Istrier, 136,917 Walachen (Moldauer), 965 Albanesen und Zigeuner, 532 Juden.

Hiezu das k. k. Militär (approximativ) 492,486 Mann, wovon 105,486 Deutsche, 104,000 Tschechen, Mähren und Slowaken, 40,000 Polen, 54,000 Ruthenen und Russen, 20,000 Slovenen, Krainer und Wenden, 24,000 Kroaten, 21,000 Serben, Slavonier, Dalmatier und Istrier, 44,000 Ungarn, 60,000 Italiener, 20,000 Walachen (Moldauer).

Danach stellt sich für den Gesammtstaat folgendes Resultat heraus:

Deutsche	7,819,275	Einw.
Tschechen, Mähren, Slowaken	6,308,202	"
Polen	2,180,524	"
Ruthenen, Russen	3,069,132	"
Slovenen, Krainer, Wenden	1,143,367	"
Kroaten	1,270,355	"
Serben, Schokazen, Slavonier, Dalmatier, Istrier	1,685,146	"
Bulgaren	10,200	"
Ungarn	5,214,047	"
Italiener	5,066,846	"
Furlaner	389,511	"
Ladiner	8,642	"
Walachen (Moldauer)	2,630,278	"
Zigeuner	97,000	"
Albanesen	1,970	"
Griechen	10,000	"
Armenier	17,384	"
Juden	740,256	"
Gesammtbevölkerung	37,662,135	"

Mannigfaltigkeiten.

Auf Lord Byrons Brust fand man nach seinem Tode ein schwarzseidenes Säckchen mit feuerrothen Zaubercharakteren, in dem Säckchen steckte eine Verschreibung des — Teufels, des Inhalts: er wolle dem edlen Lord nie etwas Böses zufügen. Uebrigens war die Verschreibung Seiner infernalischen Hoheit in einer höchst jämmerlichen Orthographie abgefaßt.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 16 28. Januar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte, sehr werthe Herren," fuhr Herr Daru fort, „verweilen Sie noch einen Augenblick — nur eine kurze Minute — Dufour, Etienne! man suche noch einmal; — ich selbst will — es wird sogleich gethan seyn" . . .

Die Kommis und ihr Prinzipal musterten jetzt eifrig alle Tische des nicht zu großen, mit Spiegeln ausgelegten Gewölbes, und dieß Beginnen mußte nothwendig den letzten Rest der theilnahmlosen Gleichgültigkeit der beiden andern Herren verscheuchen, welche die Worte des Kaufmanns: „Uhr und Ring fehlen!" bereits aus dem Schlummer geweckt hatte; sie waren in das Ohr von Kaufleuten gefallen und hatten deren Interesse erregt. Herrn Molwo's Auge begann zu funkeln, aber nicht von Mißfallen oder Unwillen, sondern von erwachendem Antheil an dem, was geschah, vor Freude, beinahe, die Langweiligkeit eines Aktes, wie dieser Ladenbesuch, durch etwas unterbrochen zu sehen, was sein Gefühl als Geschäftsmann aufreizte. Mit Billigung und Zufriedenheit blickte er auf Daru's Beginnen, der, während seine Diener die Tische noch absuchten, sich der Thür näherte, mit einer leichten, kaum merkbaren Bewegung dieselbe durch einen stählernen Riegel verschloß und dann verlegen zu den Anwesenden zurückgewendet, sich die Hände rieb. „Meine Herren, meine sehr geehrten Herren,", hob er an, „es ist — ich muß — Ihnen selbst dürfte . . . bei einem Falle, wie dieser — — es geht mir nahe — indessen — —"

„Pah — Pah, Franzmann!" unterbrach hier Herr Molwo den Stammelnden mit Lachen, „mache Dir nicht soviel unnöthige Mühe bei einer einfachen Sache. — Dir fehlt ein Waarenstück — es ist verschwunden, während Niemand im Gewölbe war als wir, folglich kehren wir unsere Taschen um, das ist Dein Wunsch und ein ganz natürlicher, den Dir Niemand verargen kann, der irgend einen Begriff von Geschäft hat. Ich am wenigsten, der ich selbst Kaufmann bin, wenn auch kein solcher Kleinigkeitskrämer, wie Du da; da, und noch einmal da!" —

Er kehrte lachend die Taschen seines Leibrockes um; er öffnete seine Weste und that mit fröhlicher Miene, jedoch streng in der Ausführung Alles, was nöthig gewesen wäre, den argwöhnischen Untersucher zu überzeugen, daß die vermißten Kleinodien nicht bei ihm verborgen seyen.

„Gott, Herr Molwo — hochverehrter Gönner — vortrefflicher Gospodin," sagte während dem Daru — „ich bin in Verzweiflung, daß Sie — Sie — sich so weit herablassen."

„Hat gar nichts zu sagen, redliche Seele — ich weiß was Brauch ist in solchen Fällen und kenne die Welt; auch zweifle ich nicht, daß Herr Knoxbridge mit Vergnügen zu derselben Gefälligkeit bereit seyn wird . . . Theurer Knoxbridge" — wandte er sich nun zu diesem, „haben Sie wohl verstanden, um was es sich handelt?"

„Yes. Es handelt sich hier darum zu zeigen, ob Keiner oder Einer von uns ein Dieb sey. Coddam! mir ist dieß ganz gleichgültig, aber das ist mir nicht gänzlich gleichgültig, in einer Gesellschaft zu seyn, wo diese Frage überhaupt aufgeworfen werden kann. Von wem, wenn es erlaubt ist zu fragen, sind wir denn eigentlich umgeben, Mr. Molwo?"

Während er diese Frage that, machte der Engländer bereits dasselbe Experiment mit den Taschen seines langen Oberrocks, was soeben Herr Molwo zur Verherrlichung seiner Unschuld ausgeführt hatte, dieser aber nahm ihn beim Arm, zog ihn ein wenig auf die Seite und flüsterte, indem er auf die Kornetten deutete, ziemlich hörbar in sein Ohr: „Sehen Sie die beiden Gelbschnäbel von Soldaten dort? Du lieber Gott, Alles will hier Soldat seyn oder werden und Mancher dieser Buntröcke hat kaum das tägliche Brod. Ihnen und Niemand Anders gilt diese Maßregel. Sie haben die Uhr entwendet, was gilt die Wette?"

„Es thut mir leid, daß ich diese Wette nicht halten kann, denn ich glaube das Nämliche," sagte der Britte. „Ganz gewiß," fuhr Jener fort. „Betrachten Sie nur, wie verlegen die Herren werden. Das böse Gewissen steht ihnen auf der Stirn geschrieben. Ich habe sie gefangen mit dem Umwenden meiner Taschen. Sie sind bestürzt, und wenn sie das Nämliche thun, wird ihnen nichts weiter übrig bleiben, als ihre Schuld zu bekennen und sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben."

„Das wird spaßhaft seyn, Herr Molwo.“

„Sehr unrecht finde ich es, beiläufig gesagt,“ ließ sich der russische Bankier mit nur wenig gedämpfter Stimme weiter vernehmen, „daß man diese Leute zu wenig beaufsichtigt, sie nicht besser in ihren Kasernen oder Schulen zurückhält und sie auf diese Art Versuchungen aussetzt, denen ihre Tugend oder ihr hungriger Magen nicht gewachsen ist. Ha! Ha! Ha!“

„Richtig!“ bestätigte Jener mit umgewendeten, weit aus ihren Hüllen herausgekehrten Taschen, die im rechten Winkel von ihm abstanden und ihm ein seltsames Ansehen verliehen. „Richtig! das ist es! Diesem Mangel der Einrichtung ist es zuzuschreiben, daß Gentlemen, wie Sie und ich, genöthigt sind in Kaufgewölben ihre Taschen umzuwenden. Aber ich verspreche ihnen, daß ich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Gesandten oder Kriegsminister darauf hinwirken will, daß den Zöglingen der Militäranstalten, den Fähndrichen, Kornetten und ähnlichen großen Herren das Ausgehen untersagt oder wenigstens erschwert wird.“

„Ein vortrefflicher Gedanke, Mr. Knoxbridge. Was mich betrifft, so muß ich Ihnen versichern, daß ich äußerst zufrieden mit einer solchen Maßregel seyn würde, denn ich bin eben kein Freund dieser eingebildeten jungen Herren, welche glauben, das Reich gehöre ihnen. Wenn sie das Steinpflaster mit ihren Säbelscheiden schlagen, verachten sie Alles, was zum Zivilstande gehört. Darum kann dieses kleine Exempel von Demüthigung nichts schaden, ich freue mich vielmehr von Herzen darüber.“

Diejenigen, gegen welche eine so abholde Gesinnung zunächst gerichtet war, standen indessen an der verschlossenen Glasthür, die ihnen den Ausgang verwehrte, und hörten fast jedes Wort des indiskreten Gesprächs, das von den beiden befreundeten Herren laut genug geführt ward, um verstanden zu werden; denn warum sollte man Rücksichten der Höflichkeit gegen Leute üben oder sich vor ihnen genieren, die im nächsten Augenblicke genöthigt seyn mußten, Schonung und Mitleid anzuflehen. Herr Daru hatte indessen das Experiment, welches Herr Molwo und sein englischer Freund mit so viel Willfährigkeit ausgeführt hatten, auch an sich und seinen Ladendienern geübt, alle Taschen genossen des seltenen Vergnügens, an das Licht der Sonne gekehrt zu seyn, und blickten stolz auf die Nichtigkeit ihres Inhaltes, schwellend von reinem Gewissen, in die Freiheit und in die ungewohnte Sphäre der Außenwelt. Jetzt nahte sich der Kaufherr den beiden Urhebern dieses Auftrittes, die noch keineswegs Anstalten machten, dasselbe zu thun. Es waren große hübsche Burschе von achtzehn bis zwanzig Jahren und durchaus nicht so knabenhaft, als Herr Molwo und seine Freunde finden wollten. Wenn eine schlanke wohlgewachsene Gestalt, Ebenmaß der Glieder und die volle Frische einer unverdorbenen Jugend, Vorzüge sind, so ließ sich wenigstens nicht läugnen, daß diese Jünglinge sich im Besitz derselben befanden. Ihre knappe soldatische Tracht, das kurze Kollett mit vielen Knöpfen, welches zu einer Tasche fast keinen Raum darbot, der Säbel von Stahl und Messing, der um ihre Hüfte geschnallt war, und das zierlich mit Leder besetzte Beinkleid, welches zu dem bespornten Stiefel herabfiel, alles dieß stand ihnen gar nicht übel und vertrug sich gut mit der Anmuth ihres kräftigen und Wohlgebildeten Wuchses. Widerwärtige Gefühle, Scham und Verlegenheit kämpften aber jetzt sichtbar in den Zügen der jungen Soldaten, indem Herr Daru vor ihnen stand und sie, wiewohl höflich, doch in bestimmten Worten aufforderte, sich eine Durchsuchung ihrer Kleider gefallen zu lassen und dabei auf die glorreichen Beispiele hinwies, welche seine vornehmen Besucher, der reiche Bankier und sein brittischer Freund, in Betreff des Taschenumkehrens bereits gegeben hatten, wie der Augenschein lehrte. Ein leichtes Lächeln überflog bei dieser Demonstration für einen Augenblick das Antlitz des jüngern von den beiden Militärs; er wandte sich zu seinem Kameraden, der um einen halben Kopf größer war als er, flüsterte einige Worte mit ihm und sagte dann in ziemlich gutem Französisch zum Ladenherrn: „Aber mein Herr, selbst für den Fall, daß wir geneigt wären, Ihr Begehren zu erfüllen, was ich noch keineswegs zugebe, was wollen Sie, das wir umkehren? Wo haben wir Taschen? Wie mögen Sie so ungeheure Tiefen bei uns vermuthen, als der Herr dort allerdings herausgekehrt hat?“

„Pah, Pah, mein Herr Kornett!“ entgegnete der Kaufmann, „das wird sich finden. Es ist nicht meine Sache zu wissen, wo Sie Ihre Taschen verbergen. Oeffnen Sie nur gefälligst ihr Kollet, wir wollen schon sehen.“

„Nein,“ erwiderte der junge Mensch sehr bestimmt, „daraus wird nichts!“

„Zeigen Sie uns Ihre Mützen!“

„Das könnte eher geschehen.“

„Herren Ihrer Gattung pflegen ihr Taschentuch und Dinge, die sie außerdem zu verbergen wünschen, nicht selten in einer Brusttasche zu tragen.“

„Heraus mit dieser!“

„Zurück!“

„Bedenken Sie um des Himmels willen, mein werther Herr,“ hub nun der Größere an, der ein so bildschöner Junge war, als man nur irgend einen sehen konnte, „bedenken Sie, lieber Herr, daß Sie uns etwas zumuthen, was uns in den Augen unserer Kameraden entehren könnte. Ich weiß es zwar nicht, denn ich bin noch neu im Regimente und ein ähnlicher Fall ist noch nicht zur Sprache gekommen, seit ich darin diene . . . allein . . .“

„„Allein“ — nahm ihm sein Gefährte das Wort ab, „dem sey, wie ihm wolle, wir unterwerfen uns Ihrer verwünschten Untersuchung nicht, sondern verlangen vielmehr, daß Sie die Thüre entriegeln und uns gehen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutſche Zöpfe.

I.

Der Titelzopf.

Schaudere nicht zurück, beſter Leſer! Denke nicht, daß ich ihn auseinander wickeln werde in ſeine unendlich vielen Stränge, den deutſchen — ach, ſo echt deutſchen, ſo durchaus auf eigenthümlich deutſch-nationaler Entwickelung beruhenden, tauſendfach verfitzten Weichſelzopf der Titulatur. Auch nicht neuen Spott will ich darüber ausgießen. Es hieße Waſſertropfen tragen in das unendliche Meer. Nein! ganz etwas Anderes will ich thun. Ich will „den Frankfurtern“ (wie ſich Herr von Griesheim ausdrückt) „einen Zopf machen“, über die unverantwortliche Art, wie ſie mit unſeren Zöpfen verfahren.

Meine Herren Frankfurter! Sie ſind freilich deßhalb nach Frankfurt geſchickt worden, um deutſche Zöpfe abzuſchneiden, aber wohlgemerkt, Sie haben ihr Mandat nicht dazu erhalten, einem Theil der Nation ſeinen Zopf zu nehmen und ihn dem anderen zu laſſen. Da iſt unſer Titelzopf! Wie ſind Sie mit ihm verfahren? Ihr Beſchluß Art. II, §. 7 der Grundrechte lautet: „Alle Titel, ſo weit ſie nicht mit einem Amte verbunden ſind, ſind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden.“

Meine Herren, dieſer Beſchluß iſt eine ſchreiende Ungerechtigkeit, eine Ungerechtigkeit gegen das hiſtoriſche, wie gegen das Vernunft-Recht, eine Ungerechtigkeit gegen wohlerworbenen Beſitz, ein Eingriff in das Privat-Eigenthum. Ich proteſtire gegen Ihren Beſchluß — und ich hoffe, viele Tauſende meiner deutſchen Brüder thun es mit mir — im Namen aller jener von Ihnen beleidigten und gekränkten Rechte. Ich habe drei Titel zu verlieren durch Ihren ungerechten Beſchluß, und ich werde keinen davon hergeben, es ſey denn gegen billige und genügende Entſchädigung, und das deutſche Volk, das biedere, das gründliche, das Volk des Rechtſinnes, wird mit mir ſeyn und Ihren ungerechten Beſchluß ſo wenig reſpektiren, wie es andere Leute, z. B. Herr Fürſt Windiſchgrätz und Komp., gethan haben. Zur Sache, d. h. zum Beweiſe der Ungerechtigkeit Ihres Beſchluſſes.

Wo Titel beſtehen, beſteht Rang und Rang-Verſchiedenheit. An Rang und Rang-Verſchiedenheit knüpft ſich die geſellſchaftliche Achtung, die z. B. den Geheimen Ober-Kirchenrath als ſolchen über den Konſiſtorial-Aſſeſſor ſtellt. Die deutſche geſellſchaftliche Frage? was iſt er? bezieht ſich auf den Amtsrang oder Titel. Wer keinen ſolchen hat, bei dem lautet die Antwort: er iſt nichts.

Das Streben jedes ordentlichen Menſchen aber geht danach, „etwas zu ſeyn,“ d. h. einen Titel zu haben. Am ausgebildetſten iſt dieſes Streben in Hannover, wo ſogar immer der zweite, höchſtens dritte Schneider, Schuſter, Buchbinder, Seiler, Lichtzieher u. ſ. w. u. ſ. w. den Titel Hof-Schneider, Schuſter, Buchbinder, Seiler, Lichtzieher zu erlangen gewußt hat, wie Sie Sich bei einem Gange durch die Straßen der patriarchaliſchen Reſidenz überzeugen können, wo immer das zweite Haus dieſen Titel nebſt dem königlichen Wappen in Strahlen-Farben aufzeigt.

Nun kann der Staat lange nicht allen ſeinen Kindern Aemter verleihen — aber er kann dieſem traurigen Mangel annähernd abhelfen durch Verleihung von Titeln — natürlich an Würdige. Und er hat es gethan, und zwar gegen Zahlung von Stempel- und Chargen-Gebühren. Haben Sie das bedacht, meine Herren? Haben Sie bedacht, daß Sie den unbeamteten Betitelten ihre Titel ſchon darum nicht nehmen können, weil dieſelben ihr baar bezahltes Eigenthum ſind? Jedenfalls müßten Sie die Kaufſumme zurückzahlen, oder die Regierungen zur Zurückzahlung anhalten. Titel-Patente, meine Herren, waren bisher eine Art Papiergeld. Wollen Sie ſie außer Kurs ſetzen — nun gut, ſo löſen Sie ſie ein. Wenn die Regierungen das nicht thun, ſo ſind ſie betrügeriſche Bankerottirer. Sie werden Millionen brauchen, um alle die Summen zurück zu zahlen.

Ich bin **Doctor philosophiae, rite promotus.** Dieſer Titel und ſein Rang, ſeine Würde war bisher der einzige vom Staate unabhängige. Er war vielleicht auch der einzige leidlich vernünftige, als dazu denn doch der Regel nach immer eine gewiſſe geiſtige Bildungs-Qualifikation erfordert wurde. Die Fakultäten, welche ihn gegen Nachweiſung der geringen Qualifikation für Geld (nur ausgezeichnete Leute zu ehren, auch gratis) verleihen konnten, beſaßen daran eine ſehr bedeutende Quelle von Einnahmen. Dieſe nehmen Sie ihnen durch Ihren Beſchluß, ohne Entſchädigung: erſter Eingriff in das Eigenthum und hiſtoriſche wohlerworbene Rechte. Es giebt in Deutſchland vielleicht 50,000 **Doctores phil., jur. utriusque**, die **Doctores medic.** und **theol.** nicht genannt. Rechnen Sie, daß jedem durchſchnittlich ſein Titel nur zehn Friedrichsd'or koſtet, ſo giebt das eine Entſchädigungs-Summe von drei Millionen, welche die Fakultäten zu zahlen haben. Sie aber nehmen uns unſere Titel ohne Entſchädigung, ohne Erſtattung unſerer baaren Auslagen: zweiter Eingriff in das Privat-Eigenthum.

Und dieſes iſt erſt die materielle Seite der Sache. Nun aber die geiſtige!

Meine Herren! Ihr Beſchluß über den Adel lautet: „Der Adel als Stand iſt abgeſchafft.“ Gut, was heißt das? „Er ſoll keine Privilegien mehr haben!“ Aber iſt denn die Ehre, der Rang, der mit keinem Amte verbundene Titel „Graf“, „Freiherr“, „Baron“, „Herr von“, welche Ränge und Titel Sie alle beſtehen laſſen, kein Privilegium? Ich denke, es iſt ein ſehr wichtiges. Ihr Beſchluß verbietet die Erhebung in den Adel nicht, erlaubt ſie vielmehr. Sonſt hieß es Erhebung in den Adelſtand — und jetzt bleibt

die Sache noch dieselbe. Doch davon will ich jetzt nicht reden. Aber — ich frage Sie: mit welchem Rechte nehmen Sie z. B. mir meinen wohlerworbenen Rang und Titel als Doktor und Professor, die ich nicht nur durch meine Geistesarbeit und Studien (bei denen ich nebenbei auch mein Vermögen zugesetzt habe), sondern auch durch mein baares Geld erworben habe? Besitzt der Herr Baron von Hammel oder der Freiherr von Ochs ein besseres Besitzrecht auf diesen seinen „Rang“ und „Titel“ — denn das ist ja doch jetzt der Adel — als ich auf den meinen? Ich denke, nicht. Meine Herren in Frankfurt! was dem Herrn Freiherrn von Ochs recht ist, das muß dem Dr. philos. (oder juris) Schulze billig seyn. Wenn Sie den einen durch Abschneidung seines Titels zum simplen Herrn Schulze degradiren, so müssen Sie den anderen auch zum einfachen Herrn Ochs machen. Das verlange ich kraft des Rechtsbodens, auf dem hier so gut stehe, wie der Freiherr von Vinke.

Und nun noch Eins: Die selige preußische National-Versammlung hatte ganz einfach die Abschaffung des Adels beschlossen. Ein Paar andere Stände-Versammlungen haben es gleichfalls gethan. Dagegen heißt es in der jetzt durch die Gnade Sr. Maj. des Königs von Preußen verliehenen Verfassung: §. 48. „Dem Könige steht die Verleihung von Orden und andern mit Vorrechten verbundenen Auszeichnungen zu.“ Ich beziehe das Letztere einfach auf den Adel und weiß jetzt offiziell was ich freilich unoffiziell lange gewußt habe), was der Adel auch nach dem Jahre 1848 trotz Ihrer Abschaffung desselben als Stand seyn soll, nämlich: „eine mit Vorrechten verbundene Auszeichnung,“ und die Summe seiner Glieder: „eine mit Vorrrechten versehene Rang-Klasse von Staatsbürgern“, d. h. bei Lichte betrachtet, und ohne Wortklauberei: ein Stand. Dieß beiläufig zur gefälligen Beachtung.

Friedliche Agitation durch Assoziation ist ja wohl noch eine der gebliebenen März-Errungenschaften? Nun denn, so fordere ich allen Ernstes meine deutschen Mitbrüder, die mit mir den Doktorhut und seine Vorrechte (jura immunitates et privilegia) durch geistige Leistungen erworben und nebenbei baar bezahlt haben, auf, an die hohe Frankfurter Versammlung die Petition zu richten:

> Entweder die mit keinem Amte verbundenen Titel (also auch die Adels-Titel) sämmtlich aufzuheben oder, wo nicht, auch uns unsere wohlerworbenen Titel, die unser Privat-Eigenthum sind, zu belassen.
>
> Event.
>
> eine Entschädigung durch Rückerstattung der Kosten (für die Papier-Adeligen der Kosten für ihre Adels-Briefe) zu dekretiren.

Ad. Stahr.

Mannigfaltigkeiten.

In Kampen in Holland wurde am 6. Januar ein großer Schlittschuhwettlauf abgehalten, wo zwanzig fixe Burschen um ein silbernes Schaustück wettliefen. Aehnliche Feste finden auch in Ostfriesland bei Emden, Leer und auf dem Lande statt, doch sind sie weniger allgemeine Volksfeste.

Räthsel Quadrille.

Euch, die Ihr Alles zu enträthseln waget,
Des Blumenstaubs Natur und Sonnenballs,
Für alles einen Zollstab bei Euch traget,
Für das, was ist und seyn könnt' allenfalls;
Euch bitt ich, daß Ihr mir genügend saget:
Meßkünstler, Forscher des gesammten Alls!
Kann sich — und Wie — und zwar in welchen Zwergen
Ein Ries' — und welcher Riese ganz verbergen.

In tausend Punkten, die sich bald verkleinern,
Sich bald vergrößern, steckt er namentlich;
In einem Thierchen, das sich zu den feinern,
Ja, zu den feinsten zählt, verbirgt er sich;
In einem Stein ist er, jedoch nicht steinern;
Nein! fleischern zu erblicken leserlich:
Mit Haut und Haar, sogar auf allen Vieren
Muß ihn dieß Zwergen-Kleeblatt bei sich führen.

In Punkten steckt er, die, jetzt weiß, jetzt röthlich
Bedenklich werden durch zu schnelle Flucht.
In einem Thierchen — sonst zwar sanft, doch schädlich,
Sobald's den Harem eines Hahns besucht;
In einem Steine — den (er ward ihm tödlich!)
Der Schatten Goliaths noch heut verflucht:
In diesen ruht fast lautlos — heut wie morgen! —
Der Riese, wie in einer Gruft verborgen.

Vorerst errathet seine drei Verhüller,
Denn der Verhüllte selbst ist weltbekannt,
Besang bis jetzt auch sein Verdienst kein Schiller,
So preist es doch das ganze Morgenland;
Vielleicht erfragt ihr ihn bei einem Müller,
Es steht mit ihm in traulichem Verband;
Doch jeder kennt den, den schon Jedermann sah —
Er war der Busenfreund von Sancho Pansa.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 17 30. Januar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

„Ja doch," sagte Herr Molwo — „mit Uhr und Ring; und was uns betrifft, so hätten wir uns vergeblich bemüht."

„Großer Gott, Bogatir!" fuhr jetzt der Jüngere der beiden Soldaten auf, „ich muß den Alten in das Antlitz schlagen; ich halte mich nicht mehr." Er machte eine rasche Bewegung, die Herrn Daru, der ihm zunächst stand, veranlaßte, um einen Schritt zurück zu weichen, der Andere aber ergriff des Heftigen Arm. „Ruhig!" sagte er, „ich bitte Dich, bleib' ruhig! Denk' an die Strenge unserer Militärgesetze . . ."

„Welche Umstände!" rief nun der reiche Bankier dazwischen. — „Schicken Sie nach der nächsten Hauptwache — nicht hundert Schritte von hier ist die von Wasili-Ostrow, und lassen Sie diese sauberen Herrn Fähndriche festnehmen. Alles Uebrige und auch die vermißten Dinge werden sich dann schon wieder finden."

„Sie beleidigen uns in der That heftig, mein Herr, sagte der Größere von den jungen Leuten, indem auch über sein Antlitz der Purpur des Zorns flog. Herr Daru aber glaubte die unangenehme Spannung der Lage, in welche Alle und er selbst allmälig zu gerathen anfing nicht besser beseitigen zu können, als wenn er den empfangenen Wink zur Stelle befolgte. „Hurtig, Etienne!" rief er, „springen Sie hinüber in die Wache von Wasili-Ostrow, melden Sie, was hier vorgeht und bitten Sie, die beiden Herren hier einstweilen zu arretiren."

Solches mußte denselben aber ebenfalls ein sehr unerwünschter Ausgang der Sache seyn, denn sie widersetzten sich laut und heftig der Absendung des Ladendieners. Nach kurzer Berathschlagung unter einander erboten sie sich, ihre ganze Baarschaft, die freilich den Preis der vermißten Pretiosen kaum zur Hälfte erreichte, als Pfand hier niederzulegen, wenn man sie ungekränkt entließe; war es nun aber, daß die Herren Molwo und Knoxbridge, welche sich zugleich an ihrer Verlegenheit ergötzten, das Feuer schürten, anstatt es dämpfen zu helfen, Herr Daru ging auf dieses Erbieten nicht ein, sondern wiederholte den seinem Ladendiener gegebenen Befehl noch lauter und bestimmter; jene beiden eiferten immer lebhafter gegen die mangelhafte Disziplin der Kasernen, gegen Soldaten-Hochmuth und Armuth und es entstand im Raume des Gewölbes ein so geräuschvolles Durcheinanderreden und Schwatzen, begleitet von heftigen Geberden, daß der Widerstand, die Vertheidigung, die Klage der armen Verdächtigen fast darin verklangen oder darunter erlagen. Während dieses schlimmen Augenblicks zeigten sich auf den obersten Stufen der Treppe, die aus dem Hintergrund des Ladens nach einem Zimmer emporführte, in welchem eine Niederlage von Damenputzwerk befindlich war, Frauengestalten, und das angenehme Gekose weicher und zarter Stimmen ward über der Sphäre des groben Männerzankes laut, wie zuweilen die Töne der Nachtigall über einen donnernden Wasserſturz. „Ganz gut, Mademoiselle Nicette," sprach eine der niedersteigenden Damen — es war Mademoiselle Molwo, die Tochter des Bankiers, „ich behalte den Shawl zu dem angedeuteten Preise. Senden Sie mir die Note wie gewöhnlich in unser Komptoir — doch welch ein Lärm! man hört sein eigen Wort kaum. Was geht hier vor? Wie? mein Vater im Zorn und Mr. Knoxbridge voller Eifer und Herr Daru und Herr Etienne . . . bei der Mutter Gottes, — was hat das zu bedeuten?"

Sie weilte zweifelhaft und forschend einen Moment lang auf der Treppe, dann stieg sie eilig die Stufen herab, man hätte sagen können, sie schwebe, und stand mitten unter den streitenden Parteien, die sich dessen keineswegs versahen. Das laute, zankartige Reden verstummte vor der unerwarteten Erscheinung, oder erlitt wenigstens eine Störung, die beleidigenden Worte stockten im Munde des Beleidigers, die Drohung erstarrte, die Pfeile boshafter Anspielungen schienen machtlos von der Sehne zu schwirren; es war, als habe sie ein Engel mit seinem diamantenen Schilde entkräftet. Herr Molwo sammelte sich zuerst von der allgemeinen Bestürzung. „Anna!" sagte er, „hatte ich das Mädchen doch ganz vergessen. Wo steckteſt Du? Bei den Shawls? Du hast deren genug und brauchst keine neuen; das aber sage ich und habe ein gutes Recht dazu: es ist höchst unrecht, Unrecht zu thun und sich zu weigern, seine Taschen zu zeigen, wenn solches soeben noch ganz andere Leute gethan haben. Es ist — —"

„Ja! Ja!" erhob sich neu ermuthigt, wieder ein Durcheinander von Stimmen. „Heilloser Hochmuth, der vor dem Fall kommt, Trotz, Soldatendünkel, Mangel

an Disziplin — man muß ein Exempel statuiren.“ Dazwischen ertönte eine bittende Stimme: Meine Herren, hochgeehrteste Herren, wir betheuern . . .“ „Mord, Element!“ rief eine andere — „In die Hölle mit Euch Allen!“

„Nun denn, bei'm Himmel, was geschah hier?“ — Anna Molwo brach gleich darauf in ein lautes Gelächter aus, denn ihre Augen fielen auf die umgekehrten und im rechten Winkel von den Kleidern abstehenden Taschen des englischen Herrn und auf den in ähnlicher Weise verunstalteten Anzug ihres Vaters. „Ach, Sie spielen Komödie, Sir, und auch Du, Väterchen? Das ist lustig, das Kostüm wenigstens sehr drollig.“

„Nichts von Lustigkeit, nichts von Scherz oder Komödie, Mädchen! Hier gilt es, sich vom Verdacht eines ehrlosen Diebstahls zu reinigen, was Du auch wirst thun müssen; sogleich kehre dein Innerstes heraus!“

„Väterchen!“

„Zeige Deine geheimsten Falten, wie ich und Knorbridge!“

Anna sah ihren Vater durchdringend an, ihr Lachen verstummte und sie wandte das Antlitz mit einer Bewegung ab, die etwas Vornehmes und Edles hatte. Ueberhaupt war Mademoiselle Anna Iwanowna Molwo in Haltung und Anstand vornehm, ohne Affektation, und dazu gekleidet, wie eine Fürsten, und schön, wie ein Engel. Die kleine Verwundung ihres Zartgefühls wich jedoch sogleich wieder dem anmuthigsten Lächeln, womit sie sich zu ihrem Vater neigte und fragte: „Nun Väterchen werde ich erfahren, was Dich so in Harnisch gebracht hat?“

„Du sollst's Anaschka! Höre nur!“ — Herr Malwo gab eine kurze aber bündige Erläuterung des hier stattfindenden Auftrittes, wobei er die unglücklichen Veranlassen derselben nicht schonte und Ausdrücke gegen sie schleuderte, welche nicht eben die zartesten waren. Er schien hierin durch das allmälige Verstummen der beiden jungen Leute, das er für ein Bekenntniß ihrer Schuld, für gebrochenen Trotz ansah, bestärkt und ermuthigt zu werden. Anna aber erschrack sichtlich bei der Erzählung ihres Vaters. Wie vorhin das Antlitz des älteren Kornetten zwischen Purpur und Bläße wechselte, so flog jetzt über das ihrige, welches lieblich wie die Morgenröthe war, ein ähnlicher rascher Wechsel der Farben. — Verlegen irrte ihr schönes Auge einige Sekunden lang umher, dann faßte sie des Vaters Hände, näherte ihren Mund seinem Ohr und flüsterte etwas hinein. Dieses Geflüster hatte eine unerwartete Wirkung. Herr Molwo stutzte gewaltig. „Wie? Was?“ fragte er, Anfangs ebenfalls leise, „Anaschka — ich will nicht hoffen — nein, nein — Mädchen — bist Du des Teufels? In welche Verlegenheit bringst Du mich und Dich?“

„Aus Unachtsamkeit, Väterchen — ich hatte über den Shawls die Uhr und Euch Alle vergessen — da ist sie, sammt dem Ring — Beides hier in meinem Ridikul . . .“

„Ach! so muß der Himmel einfallen! Was habe ich gethan!“

Herr Molwo griff mit fast zitternder Hand nach dem seidenen Beutel, den seine schöne Tochter ihm darbot, während sie ihr Antlitz auf seiner Schulter verbarg; er öffnete ihn und seufzte tief, neben dem feinen reichgestickten Taschentuch von Mousselin blinkte und schimmerte es, wie eine Uhr und wie ein mit Steinen besetzter Ring. „Meine Herren“ — stammelte er — „meine Herren — es ist . . . ich bin . . . Ein höchst kurioser Fall — Daru, der Teufel soll Euch holen mit Euerem Eifer — und blind seyd Ihr, wie ein Maulwurf — Ihr seht und hört nichts — Da ist Eure Uhr und da auch der verdammte Ring — da — da — !“

Er hielt beides dem erstarrten Kaufmann entgegen, der in der Perplexion seines Erstaunens eine Zeitlang unbeweglig blieb — eine tiefe Stille trat ein. Niemand redete mehr, man konnte die Athemzüge hören. Plötzlich richtete sich Anna auf und nahm die Pretiosen aus ihres Vaters, weit von sich gestreckter Hand. Ihre Züge drückten Fassung und Ruhe aus, wenn gleich der Glanz einer Thräne noch in ihrem Auge spiegelte. „Gib Väterchen,“ sagte sie, „ich habe den Fehler begangen, ich will ihn auch gestehen und wo möglich gut zu machen suchen. Meine Herren, als ich vorhin eintrat, sah ich zufällig den Handel jener Offiziere um diese Kleinigkeiten. Dann bemerkte ich durch die Spiegelwand den Ort, wohin sie gelegt wurden. Ich wollte doch sehen —“ hier erröthete Anna von Neuem — „sehen wollte ich doch, was ihnen zu hoch im Preise gewesen war, um es zu kaufen. Im Vorbeigehen nahm ich Uhr und Ring, um sie eben im Shawlzimmer zu besichtigen, wo ich es aber über einem persischen Shawl vergaß, was Sie einem Mädchen verzeihen müssen.“

„Mademoiselle,“ stotterte Herr Daru . . . „Vortrefflichste, herrlichste . . . nicht ich —“

„Nicht Sie, das weiß ich; Sie haben nichts zu verzeihen. Auch Sie nicht, Mr. Knorbridge, mit Ihren herausgewendeten Taschen, die ich lächerlich finden könnte,“ sagte Anna stolz, „aber . . .“

Damit näherte sie sich den jungen Soldaten, die noch immer voller Erstaunen über diese unerwartete Lösung sprachlos da standen und die schöne Dame wie eine höhere Erscheinung anstarrten. „Meine Herren,“ fuhr sie fort, „dieser Ring und diese Uhr haben Ihnen Verdruß bereitet, nehmen Sie dieselben von mir zum Geschenk an, um sich nach Willkür an ihnen zu rächen, und vergessen Sie meine Unachtsamkeit und Uebereilung. Möge die Uhr Ihnen nur glückliche Stunden deuten!“

Sie hielt beide Kleinodien den Jünglingen hin, welche zögerten, sie zu empfangen. „Herrin,“ stammelten sie „Sudarina — diese Großmuth — doch ist sie vielleicht eine neue Beschämung und wir sollen von Neuem erniedrigt werden.“

„Erniedrigt?“ fragte Anna rasch und ein wenig scharf, setzte jedoch alsbald mit milderer Stimme hinzu: „Sollte ein Geschenk erniedrigen, das ein unbescholtenes Mädchen in Gegenwart ihres Vaters und ihres . . .“ sie stockte ein wenig — „und ihres Bräutigams er-

theilt?“ Mit diesen Worten deutete sie auf Molwo und den Britten.

„Bogatir,“ flüsterte der kleinere Kornette dem größeren zu, was meinst Du? ich dächte . . .“

Dieser aber warf sich, wie von einem raschen Gefühl überwältigt, auf die Kniee vor Anne nieder.

„Ja,“ rief er in einer Art von Begeisterung, „ja, ich nehme Ihr Geschenk, schöne und erhabene Dame, wenn Sie mir erlauben, Ihre Hand dafür zu küssen.“ Und wie gewiß dieser Erlaubniß erhob er seine Rechte, die ihrige zu fassen, sein Gefährte that in demselben Augenblicke das Nämliche, und die Tochter des Bankiers sah plötzlich beide Jünglinge in demüthiger und flehender Stellung zu ihren Füßen. Aber es war, als ob gerade dieß und die Kühnheit ihrer Bitte die theilnehmende und gütige Gesinnung, die sie so eben geäußert, erkälte, oder vielmehr in ihr Gegentheil verwandle. Der Adel in Anna's Zügen nahm den Ausdruck von Stolz an, womit sie die Geschenke in die ausgestreckten Hände gleiten ließ und sich dann rasch abwandte. „Das ist zu viel,“ sagte sie halb laut, doch verständlich genug, ich „lasse mir die Hand von Ihres Gleichen nicht küssen.“

„Was auch ganz ein Ueberfluß wäre,“ fiel Herr Molwo ein.

„Brav, Miß Anna!“ intonirte der Britte. Welche Anmaßung — welche Kühnheit von diesem . . .“ Er gebrauchte einen Ausdruck, der nicht eben höflich war.

„Wir sind Edelleute, Herr,“ sagte der ältere Kornet, rasch aufstehend.

„Ja doch, aus der vierzehnten Klasse; es giebt deren Viele,“ entgegnete geringschätzend der Bankier, wobei er jedoch einen geringen Seufzer nicht unterdrücken konnte. „Meine Herren,“ fuhr er dann rasch fort, „es ist genug; ich denke, Sie können zufrieden seyn. Sie haben volle Genugthuung für die kleine Kränkung, die Ihnen wiederfahren ist. Zum Ueberfluß nehmen Sie hier noch meine Karte, sie ist ein Einlaßbillet für meine Mittwochs-Soireen, zu denen Sie hierdurch eingeladen sind, wenn sonst Ihr Dienst gestatten wird, sie zu besuchen.“ Er schob bei diesen Worten zwei zierliche Karten, die er aus seinem Portefeuille genommen hatte, den jungen Leuten in die Hand, ungeachtet sein künftiger Schwiegersohn ihn am Rock zupfte. „Stille doch!“ flüsterte er diesem zu, „es sind Edelleute, und ich habe Rücksichten . . . also abgemacht — es nahen andere Besucher, Gott befohlen, Daru! Sie wissen, wo Zahlung für etwa gekaufte Gegenstände zu empfangen ist. Ihr Diener, meine Herren.“

Wirklich trat in diesem Augenblicke ein Schwarn anderer Besucher durch die Ladenthür, die von Herrn Daru längst im Stillen wieder entriegelt war, ein; die Kornetten entfernten sich schnell und bald darauf rollte die Equipage des Herrn Molwo, mit ihrer Herrschaft wieder besetzt, die lange prachtvolle Straße hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Schritte zur deutschen Einheit.

Frankfurt a. M., 20. Jan. Der nach Anhalt-Bernburg abgeordnete Reichskommissär v. Ammon hat in diesen Tagen beim Reichsministerium darum gebeten, abberufen zu werden, da der Hauptzweck seiner Sendung, die Vereinigung der Anhaltischen Länder, durch die in neuester Zeit vom Könige von Preußen geschehenen Schritte vereitelt ist. Anhalt Dessau und Anhalt-Köthen boten bereitwillig die Hand zu einer Vereinigung, auch der Bernburgische Hof war hierzu bereit, und insbesondere die Herzogin war, nachdem sie einmal erkannt hatte, daß eine Vereinigung der drei Länder nothwendig sey, um sie vor gänzlichem Ruin zu schützen, hochherzig und patriotisch genug gesinnt, um selbst für die Entsagung des zur Regierung nicht fähigen Herzogs zu wirken. So war Alles geschehen, um die den Sturz Anhalts abwendende schleunige Vereinigung zu bewirken! das Reichsministerium hatte bereits energische Schritte zu diesem Zwecke gethan, da — schreitet der König von Preußen ein, und zwar unter folgendem Vorwande. Der verstorbene Herzog von Bernburg hat nämlich in seinem Testamente den jetzigen Herzog zum Allodialerben eingesetzt, dabei aber verfügt, daß der Prinzessin Friedrich von Preußen (seiner Tochter), falls sie den eingesetzten Erben überleben sollte, jene Allodialmasse zufallen soll. Der König von Preußen erklärt nun in einem von dem jetzigen Ministerium kontrasignirten Schreiben den jetzigen Zeitpunkt zur Abdikation des Herzogs von Bernburg nicht für geeignet, weil zuvor eine Trennung seines Allodialvermögens vom Stammgute und Wahrung der Rechte der Prinzeß Friedrich von Preußen nothwendig sey. — Es giebt in Deutschland keinen Staatsmann und keinen Juristen, der nicht auf den ersten Blick erkennen sollte, daß es sich hierbei nur um einen an sich völlig gehaltlosen Vorwand handelt, um die Einigung Anhalts zu hintertreiben und so den Ruin desselben herbeizuführen, damit es um desto früher Preußen in die Hände falle. Man hat in Berlin und Potsdam begriffen, daß jene Trennung des Allodiums vom Stammgute, bei der innigen Verbindung, in welcher die Güter des Herzogs und des Staates seit Jahrhunderten standen, Jahre erfordern wird, und daß, wenn der jetzige Zeitpunkt, wo der ganze Staatsorganismus der anhaltischen Länder neu konstituirt werden muß, verfehlt wird, Anhalt nothwendig seiner Auflösung entgegengeht. Richtig ist jener Vorwand Preußens aber, denn die Prinzessin Friedrich hat bei Lebzeiten des Herzogs keine weiteren Rechte an der Allodialmasse, als daß sie eine ausreichende Sicherstellung fordern kann. Mit dieser Sicherstellung hängt die

Abdankung des Herzogs auf die Regierung durchaus nicht zusammen, da sie und eine etwaige Trennung des Allodiums vom Stammgute auch nach der Abdankung des Herzogs nach einer Vereinigung Anhalts eben so gut geschehen kann. Und solcher, auf das Privatintereffe einer preußischen Prinzessin gestützter nichtiger Vorwand vereitelt nun die Vereinigung Anhalts, und das Land wird das Opfer eines mißverstandenen Privatintereffes. Ein Brief des Königs von Preußen lähmt die Hand der Reichsgewalt, die bisher so thätig für jene Vereinigung wirkte.

Sind das die Bestrebungen Preußens für die deutsche Einigung? Wird die Reichsgewalt sich eine solche Handlungsweise gefallen lassen? Wird das deutsche Nationalparlament, wird Deutschland dazu schweigen? Wir hoffen das nicht!

Die Reise nach Kalifornien.

Frankfurt, 26. Jan. Wir entlehnen der Nr. 4 des „Deutschen Auswanderers" folgende genaue Zusammenstellung der bis jetzt eröffneten und zweckmäßigsten Reiserouten nach Kalifornien: „Es giebt vier Wege nach Kalifornien, von denen aber jetzt nur der eine, welcher der schnellste und gefahrloseste ist, vorzugsweise benutzt wird, nämlich die sogenannte Panama-Isthsmus-Route. Diese besteht aus einer Dampfschifffahrtslinie zwischen Neuyork und Chagres, Hafen an der Landenge Darien. Die Passagiere gehen auf eigene Kosten über die Landenge Panama und fahren dann von Panama auf einem anderen Dampfschiffe bis zum Hafen San Francisco. Die ganze Reise dauert 50 bis 60 Tage und die Kosten betragen in der ersten Kajüte 600, in der zweiten 350 und in der dritten 160 Dollare. Diese Linie hat am 1. Januar ihre Fahrten eröffnet. Wer nur einige Mittel besitzt, wird den eben bezeichneten Weg einschlagen, weil er am sichersten und schnellsten zum Ziel führt. Die zweite Reiseroute ist die, welche von dem Emigrantenzuge nach Oregon, namentlich von St. Louis und Independence in Missouri, dem Platt-River entgegen, durch den Südpaß der Felsengebirge eingeschlagen wird. Diese Landreise wird in Karavanen von 40 bis 50 Wagen gemacht, und zwar eben jetzt unter beständiger Lebensgefahr, wegen Angriffe der Indianer, und unter Besiegung unendlicher Schwierigkeiten. Sie dauert 4 bis 5 Monate. Die dritte Linie geht von Louisiana durch Texas und Mexiko. Diese Strecke ist aber sehr unsicher und wird nur von Pferde- und Sklavenhändlern benutzt. Die vierte Linie ist die ungeheure Seereise von 16,000 englischen Meilen von Newyork um das Kap Horn nach der Bay Francisco, eine Reise, auf welcher man ebenfalls bei großen Fährlichkeiten 5 bis 6 Monate zubringt. Von London aus geht man am besten auf den westindischen Dampfern, welche eine monatliche Verbindung mit Chagres unterhalten. Auch die Bremer Rheder haben bereits mehrere Schiffe nach San Francisco bestimmt. Die Preise der Plätze in der Kajüte, Beköstigung vom Tage der Expedition mit eingeschlossen, sind 400 fl., im Zwischendeck 250 fl. Die Reise wird zwischen 5 bis 6 Monate dauern und geht um das Kap Horn."

Geistesgegenwart.

Folgender Vorfall zeugt unseres Bedünkens, von ungemeiner Geistesgegenwart. Montags den 11. Dez. kehrte ein wohlhabender Viktualien-Händler, Namens Beddard aus Brimfield unweit Ludlow (England), von Kidderminster, wo er einige Geldgeschäfte abgemacht, in seinem eigenen Wagen nach Hause zurück. Auf der Landstraße, zwischen Bewdley und Newnhambridge stieß er, als es bereits zu dunkeln begann, auf eine Frau, die einen Korb im Arme trug; sie bat ihn um einen Platz in seinem Wagen und er willigte ohne Umstände in ihr Gesuch. Als sie einstieg, kam er zufällig mit ihrer Hand ihn Berührung, und da ihm diese für eine Frauenhand viel zu groß und zu nervisch erschien, so wurde sein ganzer Argwohn rege; er erinnerte sich an mehrere Raubanfälle, die von Zeit zu Zeit unter ähnlichen Umständen stattgefunden und beschloß daher, sich seiner verdächtigen Begleiterin sobald als möglich zu entledigen. Diesen Entschluß führte er glücklich auf folgende Weise aus: er stieß wie von ungefähr seinen Hut vom Kopfe, so daß er auf die Straße fiel, und ersuchte seine Reisegefährtin, ihm denselben wieder zu holen, weil er sich nicht getraute, die Zügel loszulassen; sie zeigte sich sogleich bereit dazu, so wie sie aber ausgestiegen war, trieb er seine Pferde zum schnellsten Laufe an. Der Wagen flog pfeilschnell davon, die angebliche Frau hinter sich zurücklassend. Etwa eine Viertelstunde Weges weiterhin fand der Reisende abermals Gelegenheit, seinen erfinderischen Geist zu bewähren. Zwei untersetzte Männer, die in einem Graben versteckt gelegen haben mochten, kamen plötzlich an den Wagen und fragten Beddard, ob er nicht unterwegs ein Frauenzimmer mit einem Korbe gesehen. Ohne sich zu besinnen, antwortete der Gefragte: „Ja, etwa eine Viertelstunde von hier, als ich vorüberfuhr, stieg sie gerade in den Gig eines Herrn." Die beiden Männer eilten sogleich weiter; Beddard setzte seine Reise ungestört fort und langte wohlbehalten zu Hause an. Bei Untersuchung des Korbes, welcher in dem Wagen zurückgeblieben war, fand er zwei Pistolen und ein großes Ei[illegible]esser darin.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerſtag № 18 1. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortſetzung.)

Das Theater war beendigt, ſtürmiſcher Beifall hatte die gefeierte Sängerin, die Königin der Bühne vom Anfange der Vorſtellung bis zu deren Schluß umrauſcht. Der Beifall, die Liebe des Publikums, die ſie verdiente und genoß, war um ſo inniger und wärmer, als eine Art von nationellem Stolz ſich darein miſchte. Denn dieſe Nachtigall mit der reinſten und ſüßeſten Stimme, die, was ſie vielleicht an fremder Schule entbehrte, durch die Fülle und natürliche Herrlichkeit ihrer Töne reichlich erſetzte, dieſe Schauſpielerin voller Seele und Ausdruck in Bewegung und Mienenſpiel, prangend in jugendlicher Lieblichkeit, dieſes Mädchen, das die Grazie ſelbſt zu ſeyn ſchien, und deſſen Blicke alle Männerherzen entzündeten, ſie war keine Ausländerin, keine Blume eines glücklicheren Himmels, eine Eingeborne war ſie, eine Ruſſin, der vaterländiſche Boden hatte ſie erzeugt. Als jetzt Axinia Feodorowna im wärmenden Pelzüberwurf an einem der Ausgänge erſchien, durch welche die mitwirkenden Künſtler des großen Theaters das Haus zu betreten und zu verlaſſen pflegten, empfing ſie ein Schwarm von Livreebedienten, welche ſie umringten und Miene machten, ſie in den geöffneten Schlag einer wartenden, vierſpännigen Karoſſe zu heben. Die Sängerin zögerte. „Nicht doch,“ ſagte ſie, „wo iſt mein Wagen?“ — „Es iſt der Deinige, Herrin,“ ward ihr zur Antwort, „erinnere Dich, daß der Graf unſer Gebieter . . .“

„Richtig, Steganow! ſo werde ich ſeine Exzellenz bei mir finden?“

„Du wirſt, ſchöne Axinia.“

Die Sängerin ſtieg ein; auf ſprangen die reichbetreßten Jäger und der Wagen rollte von dannen. Nicht allzuweit von da vor einem beſcheidenen Hauſe, deſſen obere Fenſter ſparſam erleuchtet waren, hielt er ſtill und Axinia befand ſich vor ihrer Wohnung. Sie verließ die Karoſſe und eilte die Treppe hinauf: am Eingang ihres Vorſaals empfing ſie ihr Mädchen, welches den Finger auf den Mund legte und flüſterte: „Herrin, wir ſind nicht allein; im Zimmer iſt Zuſpruch.“

„Ich weiß es, Wianka.“ Ein leiſer Seufzer ſchwellte ihren Buſen, doch ihr Antlitz lächelte freundlich, als ſie jetzt in das Wohngemach trat, das von einer hängenden Lampe erleuchtet war, deren ſanfter Strahl ſich über gemüthlich-heitere Räume verbreitete.

Wärme und Wohlgeruch athmete die Athmoſphäre des Zimmers, in welchem prächtige Geräthſchaften ſchimmerten. Die Blicke der Eintretenden ſuchten den Zuſpruch, der ihr dießmal nicht entgegenkam, wie gewöhnlich, ſeitdem er ſich hier einfand; er ſaß vielmehr in einem Lehnſeſſel, beide Arme auf den Lehnen ruhend und das Haupt tief auf die Bruſt geneigt: ein unruhiger, faſt ſchnarchender Athemzug ließ ſich hören — denn er ſchlief. Die Sängerin winkte Stille, und nachdem die Zoſe ihr den Mantel abgenommen hatte, ſchickte ſie dieſe mit einem Zeichen der Hand fort. Dann trat ſie zu dem Schlummernden und ließ ihre Blicke über ihn gleiten. Sein Schlummer an dieſem Ort, der von einem Andern vielleicht ſie gekränkt haben würde, war ſo verzeihlich, das Alter liebt ja den Schlaf. Und ein Jüngling war es nicht, der hier ausruhte. Es war ein Mann mit grauem Haar, von großer, ſtarknochiger Geſtalt und mächtigem Gliederbau. Er trug einen Pelzrock von grünem Sammt mit Goldſchnüren und dem koſtbarſten Zobel beſetzt; auf ſeiner Bruſt glänzte ein Stern. Sein Antlitz mit den geſchloſſenen Augen zeigte nicht unedle, aber harte Züge, die eingefallenen Wangen waren von einem unnatürlichen Feuer hoch geröthet und bildeten einen faſt ſchauerlichen Kontraſt zu der marmorbleichen Stirn und zu der weit vorragenden Adlernaſe, durch welche der Schlafende heftig athmete. Sein Mund war, wie die Augen, geſchloſſen und wurde nur durch zwei ſchmale blaue Linien, ſeine Lippen, bezeichnet. Die Sängerin ſtand eine Weile über ihm geneigt, in ſeiner Betrachtung verloren. „Dieſer Greis!“ ſprach ſie ſtill vor ſich hin — „warum dulde ich ſeine Beſuche? Warum liebe ich ſie, trotz der Furcht, die er mir einflößt, und trotz dem Geheimniß, das ich ihm daraus machen muß — ihm, dem heimlichen Geliebten, den Angebeteten? — Ach, ſeine theure Geſtalt an dieſer Stelle! — Welch ein Gedanke! Dränge ihn zurück in Deine Seele und küſſe die Hand dieſes Greiſes, der eine ſo ſeltſame Gewalt über Dich übt!“ Wirklich neigte ſie ſich auf ihre Kniee und heftete die Lippen, die dem Kelche der Roſe an Farbe und Aroma glichen, auf die Hand des Schlafenden, der von dieſer ſüßen Berührung plötz-

lich erwachte. Er schlug die Augen auf, deren matter Glanz noch jetzt einstiges Feuer ahnen ließ, streckte die Glieder und kam wieder zu sich. „Ach, sieh da, schöne Arinia!“ sagte er, allmälich erkennend, wo er war, „Du bist es, und ich bin in deinem Zimmer — und erwache soeben — erwache — schlief also! Nun sieh, das macht der verdammt schwere Portwein beim Fürsten Dolgoruki, von dessen Diner ich komme. Man muß dort trinken, mag man wollen oder nicht, der Fürst liebt den Wein und ich will künftig seine Mahlzeiten nicht mehr besuchen.“

„Ich glaube, daß Ew. Exzellenz wohl daran thun würden, Ihrer Gesundheit wegen.“

„Meinst Du, mein Lämmchen?“ Aber bin ich denn etwa krank? oder schwach? Nur heut . . . ich weiß nicht, mir ward so schwer — verzeihe, daß ich hier einschlief. Arinia, ich gestehe, daß das wenig galant war.“ —

„Galant, theurer Graf? Ich wünsche, daß Sie das Wort nicht bei mir gebrauchten.“

„Nenne mich Du, mein Engel, nenne mich mit süßen Schmeichelnamen, ich höre sie von Deinen Lippen so gern. —

„Väterchen, mein Väterchen!“

„Nun, auch das, wenn Du nichts Anderes weißt. Komm her, Arinia, setze Dich hier auf das Fußbänkchen und laß uns Eins plaudern, wie neulich während ich mit Deinem süßen Lockenhaar spielte. Erzähle mir wieder etwas von Deiner Vergangenheit, von Deiner Kindheit, Mädchen, die so nah hinter Dir liegt wie ein Rosengarten, in welchem Du noch jede Knospe zählen kannst. Denn Du bist ein unverschämt-junges Ding, von kurzem und blumigem Lebenslauf. Darin giebt es noch keine Wüsten, noch keine Schneegefilde, noch keine Steppen.“

„Steppen? doch ja, Väterchen, erinnere Dich doch, daß ich in einer Steppe geboren ward, in einer Steppe nahe dem Dnieperstrom, worin prächtige Heerden weideten.“ —

„Weideten sie, mein süßes Mädchen? Wie glänzend und dunkelbraun Deine Locken sind! Und die Heerden waren wohl Eigenthum Deines Vaters?“

(Fortsetzung folgt.)

Die preußische Note.

Frankfurt, 29. Jan. Wir sind nunmehr im Stande, die seit einigen Tagen vielfach erwähnte preuß. Note mitzutheilen. Sie lautet wie folgt:

Die Verhandlungen der im April vergangenen Jahres zum Zweck der Begründung einer neuen Verfassung für Deutschland nach Frankfurt berufenen deutschen Nationalversammlung nähern sich dem Zeitpunkt, in welchem die deutschen Staaten sich über das Resultat der Arbeiten der Versammlung auszusprechen haben werden.

Zur Zeit des Zusammentritts derselben war die begonnene Revision der Bundesverfassung nicht so weit gediehen, daß es den deutschen Regierungen möglich gewesen wäre, einen gemeinsam verabredeten Verfassungsentwurf der Versammlung vorzulegen und vor derselben zu vertreten. Die Versammlung befand sich in der Nothwendigkeit, selbstständig das Verfassungswerk anzugreifen, und sowohl die Passivität der Regierungen, wovon Viele ihre ganze Kraft durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen sahen, — als die greifbare Schwierigkeit der Vereinbarung mit 37 verschiedenen und unabhängigen Staaten mochten dazu mitwirken, die Vorstellungen über den Umfang der staatsrechtlichen Befugnisse der Versammlung hoch zu steigern. Auch die kgl. Regierung hat geglaubt, der Lage, worin sich die deutschen Staaten, gegenüber einer aus der Gesammtheit der Nation auf gesetzlichem Wege erwählten Versammlung befanden, großes Gewicht beilegen zu müssen; sie hat geglaubt, die äußersten Anstrengungen machen zu sollen, um einer Versammlung, der die Regierungen einen positiven Vorschlag nicht vorgelegt hatten, nicht durch Negation entgegenzutreten; sie hat geglaubt, die deutsche Nation sey zu der Forderung berechtigt, daß der Versuch, auf dem von den deutschen Regierungen theils gesetzlich angebahnten, theils zugelassenen Wege zur Einigung zu gelangen, möglichst vor äußeren Hemmungen geschützt werde. Auf diesen Punkt hat die Regierung, nachdem ihr im Monat Juli gemachter Vorschlag zur Gewinnung der Grundlagen einer kollektiven Vertretung der Regierungen gescheitert war, nachdem auch andere Versuche, auf den Weg der Verständigung zu leiten, erfolglos blieben, ihr vorzüglichstes Augenmerk gerichtet, und zugleich, während sie ohne Zögern bereit war, für einige Zeit von der ausführenden Gewalt des Bundes zurückzutreten und deren Uebertragung auf Se. kaiserliche Hoheit den Erzherzog Johann von Oesterreich zu genehmigen, mit nicht geringerer Hingebung und oft mit Selbstverläugnung die Zentralgewalt Deutschlands durch die Macht und die Mittel Preußens gestützt und getragen. Der Zweck ist erreicht worden; die Nationalversammlung zu Frankfurt hat sich beinahe acht Monate hindurch in freier Bewegung ihrer Verfassungsarbeit widmen dürfen, und indem sich diese Arbeit anscheinend ihrem Ende naht, wird jede deutsche Regierung den Beruf fühlen, dahin zu wirken, daß sie zu einem glücklichen Ergebniß führe, und daß ein mögliches Fehlschlagen dieser Hoffnung nicht einem Verschulden der Regierungen beigemessen werden könne. Die preußische Regierung darf sich der Hoffnung überlassen, vor einem solchen Vorwurf gesichert zu seyn; allein sie ist sich sehr wohl bewußt, daß ihre alleinige Zustimmung nicht ausreicht, eine Umgestaltung der deutschen Verfassung in das Leben zu führen, und daß das Scheitern des großen Zweckes nicht minder zu beklagen wäre, wenn auch zweifellos feststände, daß er nicht an Preußen gescheitert ist.

Durch diese Betrachtung bewogen, würde die Regierung vielleicht schon früher dazu übergegangen seyn, die Vorbereitung der in einiger Frist von den Staaten des deutschen Bundes erwarteten Erklärungen in Vorschlag zu bringen. Allein eine bedeutungsvolle Entwickelungsperiode des eigenen Staates traf zusammen mit einer entscheidenden Wendung der inneren Zustände Oesterreichs, welches, als das mächtigste Glied des Bundes, zu einer Initiative um so mehr berufen war, als die europäische Stellung und der hohe Beruf des österreichischen Kaiserstaates, verbunden mit der eingeschlagenen zentral-konstitutionellen Richtung, ihm das Eingehen in manche jener bundesstaatlichen Bestimmungen erschweren mußten, in welchen die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. den Ausdruck eines gemeinsamen Verlangens der deutschen Nation gefunden zu haben glaubte. Der österreichische Staat ist mit alten Banden an Deutschland gekettet, und er hat ihnen in der bewegtesten Zeit des vergangenen Jahres eine neue Innigkeit verliehen, indem ein Fürst des österreichischen Kaiserhauses die Leitung der Angelegenheiten Deutschlands übernahm. Seinerseits kann das übrige Deutschland auf die alte Verbindung mit Oesterreich nicht verzichten, und am wenigsten hätte die preußische Regierung einen auf Ablösung der bisher bestandenen Bande beruhenden Plan bevorworten können; vielmehr war es für sie unerläßlich, die Absichten der kaiserlich österreichischen Regierung in Bezug auf die Verfassung Deutschlands nach der wieder gewonnenen festeren Gestaltung der inneren Zustände im österreichischen Kaiserstaate zu kennen.

Mit hoher Befriedigung sieht die königl. Regierung nunmehr festgestellt, daß Oesterreich, mit uns den deutschen Bund als fortbestehend betrachtend, in demselben beharren und an dessen kräftiger Entwicklung theilnehmen will und zu einer Verständigung darüber mit der Nationalversammlung und den übrigen Regierungen Deutschlands, bereit ist. Diese Verständigung wird jedenfalls der Art seyn müssen, daß in ihr weder die Bestrebungen des Kaiserstaats, in seinem ganzen Länderkomplexe zu einer kräftigen, dem inneren Bedürfniß desselben genügenden Konstituirung zu gelangen, noch die Bestrebungen Deutschlands, die auf die Darstellung eines dem Auslande gegenüber einheitlich verbundenen politischen Körpers, so wie auf die Verschmelzung der kommerziellen und materiellen Interessen, und eine möglichste Ausgleichung der inneren Gesetzgebung gerichtet sind, ein Hinderniß finden. Es ist von der kaiserl. österreichischen Regierung zu erwarten, daß sie auch hierzu nach Kräften die Hand bieten und auch bei der Gestaltung der inneren Verhältnisse jener Monarchie auf die Beziehungen zu Deutschland die möglichste Rücksicht nehmen werde. Wenn sie indessen glauben sollte, an der eben angedeuteten Entwicklung Deutschlands nicht in vollem Maße Antheil nehmen zu können, wenn sie die dazu erforderlichen Beschränkungen der Souveränetätsrechte zu Gunsten einer kräftigen Zentralgewalt des Bundes und die Anwendung der materiellen Verknüpfung der Interessen auf ihre deutschen Länder nicht eintreten lassen könnte, so würde daraus freilich folgen, daß Oesterreich, einerseits, nicht begehren würde, Rechte auszuüben, denen nicht die korrespondirenden Pflichten gegenüber ständen, und daß, andererseits, den übrigen deutschen Staaten nicht anzusinnen wäre, einer aus der Gesammtbevölkerung des Bundes hervorgehenden Vertretung und einer die Angelegenheiten der Gesammtheit leitenden Bundesregierung, in welcher Oesterreich seine Stelle behauptete, Rechte in Beziehung auf die auswärtige allgemeine und kommerzielle Politik, auf die innere Gesetzgebung und Finanzwirthschaft einzuräumen, bei deren Ausübung das österreichische Bundesgebiet nicht in gleichem Umfange den Beschlüssen der Zentralgewalt unterworfen wäre. Es würde aber daraus noch nicht der Schluß zu ziehen seyn, daß Deutschland ausschließlich zu den wesentlichen Grundlagen des Staatenbundes zurückkehren, und daß der mit Begeisterung erfaßte Plan einer bundesstaatlichen Verbindung gänzlich verlassen werden müsse. Vielmehr wird sowohl die Aufrechthaltung und Entwicklung des deutschen Bundes, — Oesterreich, sowie das deutsche Gebiet der Niederlande und Dänemarks eingeschlossen, — als die Erhaltung der dem österreichischen Kaiserhause gebührenden Stellung in Deutschland vollkommen vereinbar seyn mit dem Zusammentritte der übrigen deutschen Staaten zu einem engeren Vereine, zu einem Bundesstaate, innerhalb des Bundes. Sowie innerhalb des Bundes der Zollverband, nicht nur einen engern Verein für Handel, Gewerbfleiß und Verkehr darstellen, sondern auch die Wurzeln zu einer gemeinsamen handels-politischen Vertretung nach Außen in sich tragend, entstehen und bestehen konnte, ohne den Bund selbst und das Verhältniß zwischen den dem Zollverein angehörenden und den demselben nicht angehörenden Bundesgliedern zu stören, so kann auch ein, noch weitere Interessen umfassender Verein unter der Mehrzahl der Bundesglieder geschlossen werden und innerhalb des Bundes bestehen.

Die k. Regierung erkennt nach wie vor die Pflicht, auf dem durch die Berufung der deutschen Nationalversammlung betretenen Wege fortzuschreiten.

Zu dem Ende wird zu geneigter Erwägung der Vorschlag anheimgegeben, daß die deutschen Regierungen der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. durch das Reichsministerium vor der zweiten Berathung über die Theile der entworfenen Verfassung, welche die Titel: „das Reich und die Reichsgewalt," „der Reichstag," „das Reichsoberhaupt," „der Reichsrath" führen, Erklärungen über den Inhalt, wie er nach der ersten Berathung festgestellt worden, zur Erwägung übergeben wollen.

Wir glauben, daß dieser Vorschlag sich sowohl den deutschen Regierungen als der Nationalversammlung empfehlen werde, da wir auf beiden Seiten das ernstliche Bestreben voraussetzen, zu einer redlichen Verständigung zu gelangen. Die Stellung, welche die letztere zu dem Verfassungswerke einnimmt, ist im Eingange angedeutet worden.

Die meisten deutschen Regierungen hingegen haben niemals auf das Recht der Zustimmung verzichtet, und insbesondere ist dieß von Preußen nicht geschehen. Wollte man diesen Gegenstand auf die Spitze treiben, so ist es wohl Niemanden zweifelhaft, daß nicht allein das Verfassungswerk nicht zu Stande kommen, sondern auch das deutsche Vaterland den gefährlichsten Krisen ausgesetzt und in seiner ganzen Entwicklung gehemmt werden würde. Je fester daher ein deutscher Staat entschlossen wäre, an dem Rechte der Zustimmung festzuhalten, je mehr er befürchten könnte, dieselbe versagen zu müssen, um so lebendiger dürfte sich ihm die Verpflichtung aufdringen, sich nicht auf die nachträgliche Negation zu beschränken, sondern die Bedenken und Abänderungsvorschläge rücksichtlich der vorläufigen Beschlüsse zur Kenntniß der Nationalversammlung zu bringen und derselben zu deren reiflicher Erwägung vor der zweiten Beschlußfassung Gelegenheit zu geben. Und wenn wir auf der anderen Seite sehen, wie selbst die das Vereinbarungsrecht im Prinzip am entschiedensten bestreitenden Fraktionen der Nationalversammlung doch die Herbeiführung einer Uebereinstimmung mit den Regierungen als wünschenswerth erkennen: so dürfen wir hoffen, daß die Versammlung selbst, eingedenk ihrer Würde und ihrer Pflicht gegen das gesammte Vaterland, durch ein gleiches freundliches Entgegenkommen, auf dem Wege der Verständigung jenem gefährlichen Gegensatze die Spitze abbrechen werde. Die königliche Regierung glaubt daher mit diesem Vorschlage um so mehr den Wünschen der deutschen Regierungen entgegenzukommen, als sie fest überzeugt ist, daß das wahre Interesse der Regierungen mit den Bedürfnissen und Wünschen des deutschen Volkes Hand in Hand geht. Sie darf daher auch hoffen, daß, wenn auch die Ansichten in einzelnen Punkten aus einander gehen mögen, doch bei dem bei allen Regierungen vorausgesetzten deutschen Sinn und der Gemeinsamkeit der Interessen in den wesentlichsten Stücken Uebereinstimmung herrschen werde. Der Gewinn wird um so größer seyn, je mehr die Staaten sich gleichmäßig aussprechen, und indem die k. Regierung dazu die Hand bietet, erwartet sie ein gleich vertrauensvolles Entgegenkommen von den andern deutschen Regierungen.

Sie hat ihren Bevollmächtigten in Frankfurt a. M. mit umfassenden Instruktionen zu diesem Zwecke versehen, und indem sie der Ansicht ist, daß jener Ort für alle Regierungen den geeignetsten Mittelpunkt der Verständigung bilden werde, so stellt sie das Ersuchen an dieselben, dorthin bald möglichst ihre Bemerkungen und eventuellen Vorschläge auf geeignetem Wege gelangen lassen zu wollen, da sie eine baldige Besprechung und Verständigung im Interesse des gesammten Deutschlands für höchst wünschenswerth halten muß.

Ew . . . . . wollen die hier ausgesprochenen Erwägungen und Vorschläge der . . . . . Regierung vorlegen und zu der, der Wichtigkeit der Sache gemäßen Berücksichtigung empfehlen. Zugleich aber wollen Ew. . . . . nicht unterlassen, die . . . . . Regierung über die wahren Gesinnungen der noch neuerdings vielfach angefochtenen Regierung Sr. Majestät aufzuklären. Preußen strebt nach keiner Machtvergrößerung oder Würde für sich selbst; es begehrt, wie auch die deutsche Verfassung sich gestalte, keinen andern Antheil an der obersten Leitung der Bundesgewalt, als denjenigen, welchen seine Stellung in Deutschland und die Bedeutung der geistigen und materiellen Kräfte, die es dem gemeinsamen Vaterlande zur Verfügung stellen kann, der Natur der Dinge nach, ihm anweist. Es wird keine ihm angebotene Stellung annehmen, als mit freier Zustimmung der verbündeten Regierungen; es hält sich aber verpflichtet, sich bereit zu erklären, Deutschland diejenigen Dienste zu leisten, welche dieses im Interesse der Gesammtheit von ihm verlangen sollte, selbst wenn dieß nicht ohne Opfer von seiner Seite geschehen könnte. Es wird dabei ebenso gern Allem entgegenkommen, was ohne Gefährdung des gemeinsamen Zweckes, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu erhalten geeignet ist. In Folge dieser Gesinnung kann ich es schon jetzt Ew. . . . . aussprechen, daß Se. Majestät der König und Höchstdessen Regierung nicht der Ansicht sind, daß die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaiserwürde zu der Erlangung einer wirklichen und umfassenden deutschen Einigung nothwendig sey; daß wir vielmehr befürchten müssen, daß das ausschließliche Anstreben gerade dieser Form des an und für sich nothwendigen Einheitspunktes der wirklichen Erreichung jenes Zieles der Einigung wesentliche und schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg legen würde. Es dürfte wohl eine andere Form gefunden werden können, unter welcher, ohne Aufopferung irgend eines wesentlichen Bedürfnisses, das dringende und höchst gerechtfertigte Verlangen des deutschen Volkes nach einer wahrhaften Einigung und kräftigen Gesammtentwicklung vollständig befriedigt werden könnte.

Wir glauben im Interesse der Sache einer baldigen Erwiederung der . . . . . Regierung auf diese Mittheilung entgegensehen zu dürfen.

Berlin, 23. Januar 1848.

(gez.) Bülow.

(F. O.-Z.)

Mannigfaltigkeiten.

Der größte bekannte Diamant, der sog. Mogul, bis dahin im Besitz des Radschah's von Lahore, ist von diesem durch seinen letzten Aufstand gegen die Engländer verwirkt worden und wird nunmehr von einer brittischen Fregatte nach Europa gebracht, um als das auserlesenste Prachtstück in das Schmuckkästchen der Königin Viktoria aufgenommen zu werden.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 19 3. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Axinia lachte auf. „Ei nicht doch!“ sagte sie schäkernd — „Du raufst mich, Väterchen — ich wollte aber, dem wäre so gewesen. Nein, ich will mich nicht vornehmer machen, als ich bin. Die Heerden, die um mein Dorf weideten, gehörten dem Sudar (Herrn), und ich glaube das Dorf auch und noch viele Dörfer und große Landstrecken dazu.“

„Und Dein Vater und Deine Mutter und Du wohl auch?“ fragte der Graf weiter.

„Vermuthlich.“ warf Axinia leicht hin. „Ich weiß das eigentlich nicht so recht, edler Graf. Vater und Mutter starben, da ich kaum fünf Jahre alt war, an einer Krankheit, die eben herrschte, an einem Tage glaube ich. Da saß ich eines Morgens auf der Weide bei einer Heerde von Rindern und sang ein Morgenliedchen, wie es die Eltern mich gelehrt hatten. Und das Lied hörte ein Mann, der in der Nähe war und ihm gefiel mein Gesang. Ich mußte in ein großes prächtiges Schloß kommen und wieder singen, wonach ich viel süßes Gebackenes empfing. Dann ward ich in eine Kibitke gesetzt und hieher gefahren in die große Stadt: ein Mann geleitete mich auf der weiten Reise. Er brachte mich in ein Haus, wo man singen lernt für Geld, und in der Musik unterrichtet wird. Es war, Väterchen, was ich Dir kaum zu sagen brauche, das Konservatorium. Anfangs wollte es mir dort gar nicht gefallen. Die Gesetze der Anstalt, das steinerne Haus, die Ordnung und Strenge der Lebensweise, denen die Zöglinge dort unterworfen sind — wie sehnte ich mich nach der Freiheit meiner Weideplätze, wo ich mit den Kälbern um die Wette umhergesprungen war, nach den grünlichen Steppen, nach dem Gebrüll der Rinder. . . . Ich bekam förmlich das Heimweh, solltest Du es glauben?“

„Aber das gab sich und Du gedieheſt, Axinia, und wurdest die Freude und der Stolz Deiner Lehrer.“

„Nun sie wurden nach und nach zufrieden mit mir und meine Stimme bildete sich mehr aus, sie ward gelobt und so gelobt, daß ich den Vorschlag annahm, mich für die Oper zu bilden. Der Mann, der mich hergebracht hatte, erschien in den ersten Jahren einzweimal wieder und bezahlte vermuthlich Kostgeld für mich; nachher blieb er aus und das war kein großes Unglück, denn man verlangte keins mehr und ich fing bereits an, durch Privatkonzerte dann und wann kleine Summen zu verdienen. Jetzt bin ich versorgt, Gott sey Dank, und bedarf keiner fremden Unterstützung mehr, obgleich Du, Väterchen, mir erst neulich durch Deinen Bankier ein bedeutendes Geschenk hast überreichen lassen, was ganz überflüssig gewesen seyn würde, wenn wir Aktricen jemals genug bekommen könnten. Jetzt wissen Sie Alles, Herr Graf; ich bin Eurer Exzellenz unterthänige Dienerin und bitte, das Sie meine Zöpfe loslassen.“

Der Graf gehorchte aber dieser Weisung nicht, sondern hielt sie noch mit einer Hand, die förmlich eisern genannt werden durfte. Es trat eine Stille ein, während welcher Axinia's Haupt auf dem Kniee des vornehmen Greisen festgehalten sich in unbequemer Lage befand, und wohl mochte diese Schuld seyn, daß sie beklommen und schwerer zu athmen begann. „Höre,“ sagte der Graf endlich, „weißt Du wohl — was . . . doch Du wirst es nicht wissen, denn Du lebst abgezogen von der wirklichen Welt, in einer schöneren, aus Harmonie und Ideal gewebten: — doch sage mir, Mädchen, weißt Du vielleicht, was ein Leibeigener ist?“

„Väterchen, wie könnte ich eine Russin seyn und das nicht wissen? Der Leibeigene ist Unterthan und Eigenthum seines Herrn, der mit ihm schalten und walten kann, wie er will. Er kann ihm ein gnädiger Herr seyn, aber auch ihn mißhandeln bis zum Tode. Kaufen, verkaufen und verschenken kann der Herr den Leibeigenen. Ist dem nicht so und bestehe ich mein Examen gut, Väterchen?“

„Vortrefflich. Für den Leibeigenen giebt es kein Recht und keine Zuflucht und kein Daseyn als der Wille seines Herrn. Sprich, Töchterchen, möchtest Du eine Eigene seyn?“

„Welch ein Gedanke, Väterchen! Hu, mich schaudert! Gott des Himmels, nein!“

Der Graf schwieg wieder eine Weile.

„Wenn Du es aber wärest?“ fuhr er nach einer Pause fort, „wenn Du es wärest? Sagtest Du nicht, daß Deine Heerde und Dein Dorf dem Sudar gehört

hätten? Was waren folglich Deine Eltern anders als Eigene und was bist Du? Ja, schöne Arinia, mich däucht, Du seyest eine Leibeigene.“

Der alte Graf sagte das Letztere mit einer Art von erhöhter Stimme; vor welcher Arinia unwillkürlich zusammen bebte.

„Ich habe daran noch nicht gedacht,“ sagte sie fast in Thränen. „Gott sey Dank, noch nicht zu denken Ursache gehabt! Aber jetzt lassen mich Ew. Exzellenz; es wird spät, ich bin ermüdet und wünsche zu ruhen. Unsere heutige Unterhaltung hat mich so wohlthätig angesprochen, wie die letztere, will ich aufrichtig gestehen: weiß ich doch selbst nicht, woran das liegt. Aber jetzt lassen Sie mein Haar los, gnädiger Herr, ich will aufstehen.“

„Nein, nein, bleibe nur noch! Ich will, daß Du noch zu meinen Füßen verharrest. Denn meine Leibeigene bist Du, Arinia Feodorowna! Ich bin der Sudar Deines Dorfes und der Herr, dessen Heerde Du weidetest — ich hörte an jenem Morgen Deinen Gesang, der die Stimme eines betenden Engels war; ich ließ Dich, die kleine, schmutzige, abgerissene Dirne in mein Schloß bringen, wo Du vor vielen Zuhörern singen mußtest, und Dich dann, als sich Jedermann von Deinen trefflichen Anlagen zur Musik überzeugt hatte, hieher in die Hauptstadt schaffen, wo Du wurdest, was Du bist. Du bist nun freilich ein reizendes Mädchen und eine gefeierte Sängerin geworden, aber das zerreißt die Bande noch nicht zwischen Dir und Deinem Herrn. Ihm gehörst Du, ihm allein Deine Stimme, Dein seelenvoller Gesang, Deine Seele gehören ihm. Wenn er befiehlt, daß Du nie einen Laut wieder singest, so mußt Du gehorchen — wenn er, — vielleicht nur aus Laune — und warum sollte ein Mächtiger nicht Launen haben, gebietet, daß Du dieses reiche seidene, üppige Gewand, das Dich jetzt umhüllt, wieder mit dem Kittel der Armuth und Niedrigkeit vertauschest, im vollen Glanze Deiner Schönheit und Deines Künstlerruhmes der Hauptstadt den Rücken wendest und zurückkehrst nach Staniza Kaffa, um dort seine Heerden wieder zu hüten — Du müßtest gehorchen — denn wie er Dich erhoben hat, kann er Dich auch wieder stürzen. —“

Mit diesen Worten ließ der Graf die schönen Haarflechten Arinia's los und weidete sich an dem Blick des Entsetzens, mit dem sie, das Antlitz zu ihm emporgewendet, ihn anstarrte. Ihre schönen Wangen erbleichten trotz des Anflugs von Theaterschminke, die sie noch trugen, und ihre Lippen, eben erst noch so gesprächig, bebten, ohne Worte zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Programm der Rechten in der bayer. Ständeversammlung.

Das gestern im Auszug mitgetheilte Programm der Rechten lautet vollständig wie folgt: „Die Grundsätze, welche die Rechte zu vertheidigen sich zur Aufgabe macht, und in denen ihr politisches Glaubensbekenntniß enthalten ist, finden im Nachstehenden ihren Hauptinbegriff:

1. Die konstitutionelle Monarchie unter unserm uralten bayerischen Regentenhause soll erhalten, die gesammte Gesetzgebung, alle Institutionen und die Form der Ausübung der Staatsgewalt sollen mit dem Wesen der konstitutionellen Monarchie in Einklang gebracht werden. Aber die konstitutionelle Monarchie soll nach allen Richtungen als eine Wahrheit bestehen, und eben deßhalb auch nicht durch Einrichtungen, die ihrem Wesen fremd sind, zu einem Schattenbilde herabgewürdiget werden. Die Rechte will, daß unter dem Deckmantel der konstitutionellen Monarchie weder der Absolutismus noch die Republik sich einschleiche.

2. Alle und jede Willkürherrschaft soll verbannt bleibleiben, sie möge nun von Oben oder von Unten, oder von was immer für einer Seite ausgehen. Wer immer zur Ausübung der Staatsgewalt oder zur Theilnahme an dieser Ausübung berufen ist, hat dabei der Herrschaft der Gesetze zu unterwerfen; auch über der obersten gesetzgebenden Gewalt stehet ein ewiges Gesetz, dem sie sich nicht entziehen darf, das Gesetz der Gerechtigkeit und der Heilighaltung wohlerworbener Rechte. Wo das Gemeinwohl von den Einzelnen das Opfer wohlerworbener Eigenthumsrechte fordert, soll dieses Opfer nur gegen zureichende Entschädigung auferlegt werden. Diese Entschädigung zu leisten, ist Sache der Gesammtheit, soweit sie Denjenigen, welchen die Vortheile des Opfers zu Gute gehen, aus Gründen der Billigkeit oder der höhern Politik, oder in Rücksicht auf ihre Leistungsfähigkeit nicht zur Last gelegt werden kann. Die Vergangenheit soll als eine vollkommen abgeschlossene Sache betrachtet und behandelt werden.

3. Die Rechte will treue und gewissenhafte Aufrechthaltung und Beobachtung der bestehenden Verfassungs-Urkunde und Verfassungs-Gesetze. Nichts kann und darf hieran geändert werden, außer auf dem durch die Staats-Verfassung selbst vorgezeichneten Wege. Dieser Grundsatz aber schließt eine besonnene, den Forderungen der Zeit und des Gemeinwohles volle Rechnung tragende, verbessernde Fortbildung der Verfassungs-Urkunde und der Verfassungsgesetze, sowie aller öffentlichen Institutionen und sonstigen Gesetze nicht aus; vielmehr erkennt die Rechte gerade in einer solchen Fortbildung eine der höchsten und wichtigsten Pflichten und Aufgaben der Regierung und des Landtages.

4. Die seit dem März-Monate vorigen Jahres erworbenen Freiheiten, insbesondere die Freiheit der Presse und der Assoziation, sollen gewissenhaft aufrecht erhalten

und treulich bewahrt, ihr Gebrauch aber soll durch weise und wohlerwogene Gesetze geregelt werden; denn keine Freiheit kann ohne gesetzliche Ordnung bestehen. Der Anarchie, als der gefährlichsten Feindin aller Freiheit, soll mit dem entschiedensten Nachdrucke entgegengetreten, das Ansehen der Gesetze und der Obrigkeit wieder hergestellt und gehandhabt werden.

5. In jeder Reaktion gegen die März-Errungenschaften und März-Verheißungen erkennt die Rechte eine grobe Verletzung der Pflichten gegen König und Vaterland. Sie verwirft aber auch ebenso entschieden jene Provokationen zur Reaktion, die durch Meinungs-Despotismus, Proskriptions-Listen und Spoliations- oder Unterdrückungs-Systeme gegen einzelne Klassen von Staats-Bürgern verübt werden. Wer dafür sorgt, daß in dem neuen Hause jeder Staats-Bürger sein Recht gleichmäßig gewahrt finde, die Freiheit nicht bloß des religiösen Glaubens, sondern auch der politischen Meinungen geachtet sey, und keine Heloten-Klassen geschaffen werden, der allein stellt der Reaktion den festen Damm entgegen und hält den Vorwurf von sich ferne, die Reaktion selbst beigerufen zu haben.

6. Keine Bevorrechtung einzelner Staatsbürger-Klassen soll fürder bestehen; alle sollen vor dem Gesetze gleich seyn, alle in den öffentlichen Lasten gleichmäßigen Antheil nach dem Verhältnisse ihrer Kräfte nehmen.

7. Jeder Gemeinde, der Orts-Gemeinde, wie der Distrikts- und der Kreis-Gemeinde, soll das Recht der Autonomie und der Selbstverwaltung ihres Gemeinde- und Stiftungs-Vermögens mit Befreiung von jeder Bevormundung eingeräumt werden. Die Staats-Aufsicht hat nur insoferne einzutreten, als solches, um Mißbrauch und Uebergriff zu verhüten, die Gesetze aufrecht zu halten und das Verhältniß der Gemeinden als Glieder eines größern organischen Ganzen des Gesammt-Staates zu bewahren, erforderlich ist.

8. Der Landbau bildet eine Grundsäule der Wohlfahrt unseres Vaterlandes. Seine Interessen sollen sorgfältig gepflegt und gefördert werden. Die Rechte will treues Festhalten an dem Ablösungs-Gesetze und an Allem, was zur Entfesselung der freien Benützung des Grundeigenthums geschehen und gesetzlich angeordnet worden ist. Sie nimmt daneben auch für den Landeigenthümer die volle Freiheit bezüglich der Verfügung über sein Grundeigenthum in Anspruch und vindizirt ihm daher auch das Recht, dieses Eigenthum vor der Theilung zu bewahren und im ungetheilten Zustande auf seine Nachkommen überzutragen; ja, sie erkennt gerade in der Bewahrung dieses in Bayern durch vielhundertjährigen Bestand geheiligten Rechtes die unentbehrliche Gewähr für die Erhaltung eines wahren Bauernstandes und in ihm einer der Grundlagen der öffentlichen Wohlfahrt.

9. Es soll der dermal bestehende Maaßstab für Hand- und Spanndienste zu öffentlichen Zwecken, dann für die Vertheilung der Einquartirungslasten einer Revision unterstellt und auf jede mögliche Verminderung der Gemeinde- und Distriktslasten der gebührende Bedacht genommen werden.

10. Nicht minder fordert die Rechte für den vaterländischen Gewerbsstand und für die vaterländische Industrie die sorgfältigste Pflege. Sie will, daß in den Regierungsbezirken diesseits des Rheins die bestehende Gewerbeordnung in ihren Grundlagen bewahrt, den bestehenden Realrechten nicht zu nahe getreten, auch Gewerbs-Innungen das Assoziationsrecht vollständig gewährt und bei Aenderungen der Gewerbeordnung die Vernehmung der Betheiligten nicht umgangen werde. Die Rechte nimmt ferner für die vaterländische Industrie ein wohlerwogenes kräftiges Schutzsystem in Anspruch und erklärt sich als entschiedene Gegnerin des Freihandelssystems, welches die aufblühende vaterländische Industrie fremden Interessen zum Opfer bringen.

11. Auch der Handel endlich soll von der Regierung sorgfältig gepflegt und sein Aufschwung namentlich durch gute Land- und Wasserstraßen und durch möglichst raschen Fortgang aller Eisenbahnbauten gefördert werden.

12. In dem Staatshaushalte soll weise Sparsamkeit gehandhabt und ebenso sehr für Beseitigung unnöthiger Ausgaben, als für zweckmäßige Verwendung der bewilligten Gelder, namentlich im Baufache Sorge getragen werden. Keine Geldwirthschaft bei Bewirthschaftung des Staatsgutes und namentlich bei Verwaltung der Forste Beobachtung des Grundsatzes, daß die Sorge für Erhaltung der Staatsforste mit der der Landwirthschaft und ihren unabweislichen Bedürfnissen gebührenden Rücksicht in Einklang zu bringen sey.

13. Der Pflege der Wissenschaften und Künste, der Anstellung sittlich und wissenschaftlich tüchtiger Lehrer an Universitäten und andern Unterrichtsanstalten, der genügenden Besoldung derselben und insbesondere dem Unterhalte der Volksschullehrer und ihrer Hinterbliebenen werde die gebührende, besondere Fürsorge zugewendet.

14. Jeder Kirchengesellschaft soll die völlige freie und selbstständige Ordnung aller ihrer kirchlichen Angelegenheiten und insbesondere die selbstständige Verwaltung ihres Kirchenvermögens unter gesetzmäßiger Mitwirkung der Kirchengemeinde zustehen, jeder gleiches Recht und keiner ein Vorzug eingeräumt werden.

15. Die möglichste Verbesserung der Zustände der arbeitenden Klassen soll besonders in das Auge genommen und thätigst angestrebt, das Armenwesen von dem tödtenden Tabellenunwesen frei gemacht und die Armenpflege mehr und mehr auf ihre wahren Grundlagen zurückgeführt werden.

16. Die Unterhaltung eines geübten, wohl ausgerüsteten Heeres gehört zu den Pflichten, welche die Bewahrung der deutschen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit und die deßhalb gegen Deutschland übernommenen Verbindlichkeiten, sowie die wohlverstandenen höchsten Interessen des Vaterlandes gebieterisch und unerläßlich erheischen. Diese Pflicht soll jedoch mit Vermeidung alles unnöthigen Aufwandes erfüllt und daneben auch

die Landesbewaffnung nach den deßfalls durch die Verfassungsurkunde gegebenen Bestimmungen, durch eine ihrem Zwecke und den Anforderungen der Zeit vollständig entsprechende Organisation der Landwehr durchgeführt werden.

17. Was endlich das Verhältniß zu dem deutschen Gesammtvaterlande betrifft, so will die Rechte den innigsten Anschluß an dasselbe und die pünktlichste Erfüllung der in dieser Beziehung übernommenen oder noch zu übernehmenden Verpflichtungen. Sie will, daß die deutsche Einheit auf die Eintracht gegründet und daß keinem deutschen Volksstamme durch die künftige deutsche Verfassung jene Unabhängigkeit und Selbstständigkeit und jenes Recht der Autonomie verkümmert werde, ohne welche Deutschlands Freiheit und Einigung nie dauernd bestehen kann. Eben weil die Rechte die Einigung Deutschlands im vollen Wortsinne will, legt sie gegen jeden Versuch der Ausschließung Oesterreichs von dem Gesammtvaterlande den entschiedensten Widerspruch ein. Sie will Bildung einer kräftigen Zentralgewalt, aber nicht einer Zentralgewalt, bei welcher die einzelnen deutsch Volksstämme und ihre Regierungen in dem Gesammtstaate aufgeben und die Einzelnstaaten in Provinzen, die Fürsten in Statthalter umgeschaffen würden. Sie nimmt endlich gegenüber der zu Frankfurt tagenden Nationalversammlung, eben weil ihr die kräftige und dauernde Konstituirung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes und seine Blüthe und sein Glück aufrichtig am Herzen liegen, das Prinzip der Verständigung und Vereinbarung in Anspruch. Während die Rechte die durch die Grundrechte gebotenen Freiheiten, welche Bayern ohnehin schon großentheils besitzt, im Allgemeinen freudig begrüßt, stellt sie daneben den Grundsatz auf, daß diese Grundrechte in Bayern nur auf dem durch die bayerische Staatsverfassung vorgeschriebenen Wege eingeführt werden können und daß, da dieselben einen Bestandtheil der künftigen deutschen Verfassung bilden, die deßfallsige Berathung erst dann an der Zeit sey, wenn das ganze Verfassungsgebäude durch Vereinbarung festgestellt und dadurch — in wie ferne die Grundrechte in allen deutschen Landen gleichförmig werden eingeführt werden — die zur Zeit mangelnde Gewißheit gegeben seyn wird. Endlich fordert die Rechte, daß bei der endlichen Feststellung des künftigen deutschen Verfassungswerkes überhaupt die verfassungsmäßige Mitwirkung des bayerischen Landtags eintrete.

München den 26. Jan. 1848.

Die Abgeordneten: (Oberbayern) Dr. Hopf. Widermann. Kratzeisen. Glink. Kefer. Peter Scheicher. Franz Seraph Mayr. Daxenberger. Ulrich Rieder. Graf La Rosée. Frhr. v. Oberkamp. (Niederbayern) Seelos. Joseph Kremplsetzer. Johann Zöttl. Joseph Ott. Bründl. Dr. Zarbl. (Oberpfalz und Regensburg) W in. v. Abel. Nast. Stautner. Wolfsteiner. (Schwaben und Neuburg) Messerschmid.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Klagenfurt berichtet unterm 17. Januar der „Oesterr. Korrespondent“: „Venedig wird ehestens mit Bomben beschossen werden, die mittelst Luftballonen über die Stadt getragen werden sollen. Halten Sie die Sache für keine Fabel, ich kann deren Wahrheit aus sicherer Quelle verbürgen. In Treviso sind bereits acht solche Luftballone fertig, sie werden ehestens mit Gas gefüllt zur Belagerungs-Armee geführt werden; sie sollen an Drahtzügen aufsteigen, damit sie nach der Operation wieder zurückgezogen werden können; die Bomben können dann mittelst einer Vorrichtung zu beliebiger Zeit vom Ballone losgelassen werden. Das Zweifelhafte an der Sache ist, daß ihre Entzündung durch Auffallen an die Kapsel bewirkt wird, daher der Erfolg ein unsicherer ist, wobei nicht zu übersehen ist, daß bei völligem Mißlingen nichts als eine Lächerlichkeit erzielt würde. Da jetzt Versuche über der Piave damit gemacht werden, so steht zu erwarten, daß nur, wenn diese günstig ausfallen, diese Vorbereitungen vor Venedig in Anwendung kommen.“

Die Universität zu Pedantriä stellt folgende Preisaufgaben:

1) Wie viel Pfund wog Herkules Keule?
2) Aus welchem Holz war das Faß des Diogenes?
3) An welcher Hand hat Diomedes die Venus verwundet?
4) Welchen Namen führte Achill, da er als Mädchen verkleidet zu Skyros unter den Töchtern des Lykomedes lebte?
5) Wie oft hat sich Cicero während des Vortrages seiner Rede für den Roscius Amerinus geräuspert?

In den Pariser Bilderläden ist jetzt eine Karrikatur ausgehängt, auf der Ludwig Philipp, hinter ihm Lamartine, hinter diesem Cavaignac und endlich Ludwig Napoleon abgebildet stehen, von denen Jeder dem betreffenden Vordermann einen Fußtritt vor den Sitztheil des Körpers versetzt, mit der Unterschrift: „Fortsetzung folgt.“

Auflösung der Räthsel-Quadrille in Nro: 16:

Esel — Wi-esel — Fri-esel — Ki-esel.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 20 4. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

„Das nimmt Dich Wunder, Närrchen," fuhr der Graf lächelnd fort, doch mit einem Lächeln, das eher schrecklich, als beruhigend und gutmüthig war, „und ist doch ganz gewöhnlich, ganz einfach. Wir Grundbesitzer lassen zuweilen, wie es uns eben gefällt, unsere Eigenen in den Städten unterrichten, sie Handwerke, Handel und Künste lehren, sie steigen auch wohl zuweilen, von glücklichen Umständen begünstigt empor, und erwerben Reichthum oder Ruhm, wie Du und . . . doch was rede ich — gib mir die blanke Stahlscheere dort, mein Lämmchen, die auf dem Spiegeltisch liegt; wie sie so traulich glänzt!" Arinia zögerte einen Moment lang, aber sie fühlte, daß sie gehorchen müsse, sie fühlte ihre Seele diesem furchtbaren Greise unterworfen, keine Kraft des Widerstandes gegen seine Befehle, gegen die Gewalt, die er über sie übte, lag mehr darin. Sie stand auf und holte die Scheere, welche groß und schneidend war. —

„Ja, Du bist eine gute Dirne," sagte der Graf von diesem Gehorsam erfreut, und streichelte ihre Wangen mit der Linken, während er mit der Rechten das schneidende Instrument erfaßte. „Jetzt neige Dein Haupt, Arinia, in Stanitza Kaffa, wohin ich Dich senden will, brauchst Du des Schmuckes der Flechten und Locken nicht mehr, die von morgenländischem Wohlgeruch dufteten; hier, Mädchen, wären sie die Netze Deines Verderbens geworden; denn welcher Mann könnte ihrem Reize widerstehen?"

Er faßte das schöne volle Haar mit der Linken und öffnete die Scheere.

Arinia fuhr unwillkührlich mit beiden Händen empor, als wolle sie die schreckliche Gewaltthat hindern! aber sie wagte nicht Den damit zu berühren, der sie gefangen hielt, wie der Geier die Taube. „Auf die Kniee, Leibeigene!" donnerte er plötzlich mit so furchtbarer Stimme, daß Arinia's Kniee zusammenbrachen und sie wie eine geknickte Rose vor ihm niedersank. Langsam, gemächlich und grausam wüthete nun das scharfe Instrument in ihrem reichen und lieblichen Haupthaar, von welchem hier eine üppige Flechte, dort eine gerollte Locke herabsank. Das Opfer dauerte einige Minuten, während welcher Arinia kaum athmete. Als es gebracht war, hielt der strenge Gebieter ihr die Hand hin, mit dem Befehl, sie zu küssen, was unter leisem Zittern geschah. „So", sagte er nach empfangenem Handkuß, „jetzt schlafe ruhig, Arinia, zum letzten Mal in Petersburg. Denn Morgen mit dem Frühesten sende ich Pitrow mit der Kibitke, die Dich hergeführt hat, und die Du zum zweiten Male besteigen wirst. Er bringt Dich in die Steppe an Deinen Geburtsort zurück, wo Du von Neuem das schuldlose Glück genießen sollst, Heerden zu hüten. Daß Du es gern thun wirst, hoffe ich, und selbst, wenn dieß nicht wäre, so warne ich Dich, durch Widerstand oder thörichte Fluchtversuche meinen Zorn zu reizen. Das Recht ist auf meiner Seite und mit ihm alle Behörden der Hauptstadt. Uebrigens mein Kind, sollst Du nicht ganz den theatralischen Vergnügen entsagen, in denen Du so sehr geglänzt hast. Ich denke des Nächsten ein kleines Theater in meinem Schlosse am Dnieper einzurichten und bei diesem sollst Du Primadonna werden; meine ich es nicht gut, bin ich nicht ein gnädiger Leibherr zu Dir?"

„O Sudar!" athmete Arinia.

„Jetzt reiche mir die Hand zum Abschied. Warum ist Deine Hand erkaltet, Arinia? Diese schöne Hand! Sie ist freilich ein wenig zu weich geworden für eine Hirtin meiner Heerden. Und welch ein Ring sie schmückt — sieh da! Diesen Ring bemerkte ich früher nicht! Diese bunten Steine bedeuten etwas, ich kenne das, in der Regel Souvenir — der Ring wird also ein Geschenk seyn — ein Geschenk — ja — ja, ist er's Mädchen? Und von wem?"

So bleich Arinia geworden war, so hoch erröthete sie jetzt. „Nicht doch!" entgegnete sie jetzt in sichtlicher Verwirrung, „nicht doch, Sudar... O welche Stunde des Schreckens! Wie Du mich quälst!" rief sie plötzlich und brach in Thränen aus.

„Gib mir den Ring, Arinia!"

„Den Ring . . .?"

„Ich will ihn nicht an Deiner Hand sehen."

„So will ich ihn ablegen und schnell verbergen."

„Nein, nein, mir sollst Du ihn geben; ich erstatte Dir den etwaigen geringen Werth. Du zögerst? Du schwankst, mir zu gehorchen, Leibeigene? Reize mich

nicht! denn bei'm Himmel! so gnädig ich gegen Dich war, ich kann auch streng seyn und ich werde es."

„Ach, Du bist es schon," klagte Arinia. „Grausamer — grausamer Sudar, was that ich Dir, daß Du mich also behandelst? Da unter Deinen Füßen liegt der Schmuck meiner Jugend, mein weiches Haar, auf das ich stolz war — ich bin schon entstellt, entehrt! Wehe mir!"

„Närrchen! Du erscheinst meinen Augen noch schön genug und wirst es doppelt in Stanitza, wohin ich Dir bald nachfolge. Möglich, daß Deine tadellose Schönheit in den Augen junger Leute durch Dein geschorenes Haupt gelitten haben mag; das aber wollte ich eben, denn Du sollst künftig Niemand mehr gefallen als mir und Niemand mehr zu gefallen streben. Ich will es so, ich, Dein Herr. Darum beunruhigt mich dieser Steinring, den ich noch nicht an Deinem Finger sah. Wenn er ein Geschenk wäre, Arinia, das Geschenk eines Mannes eines Anbeters — und das ist dasselbe, einem Wesen, wie Dir, gegenüber."

Arinia schauderte vor dieser Sprache barbarischer Galanterie. Der alte Graf ergriff ihre Hand und suchte sich des Ringes zu bemächtigen, der eine Art wilder Eifersucht in ihm aufzuregen begann. Sie aber entzog ihm die Hand und eilte in den entferntesten Winkel des Zimmers, wo sie auf ihre Kniee stürzte. „Barmherzigkeit!" rief sie hier, „Gnade, Sudar! Ich kann Dir nicht folgen nach Stanitza und diesen Ring Dir nicht geben. Ich kann es nicht, ich kann es nicht!"

„Du kannst es nicht?" fragte verwundert und auflauernd der Graf.

„Nein, Herr."

„Und warum denn nicht, mein Lamm?" fuhr er ein wenig gütiger in Miene und Stimme fort. Dieser gemilderte Ton ermuthigte Arinia soweit, daß sie zu seinen Füßen eilte und diese wie in demüthigem doch herzlichem Zutrauen umfaßte. „Ich will es Dir sagen, Väterchen," rief sie, „ja ich will Muth fassen, und es Dir bekennen; denn Du bist doch wohl gütiger als Du zu seyn scheinst. Ich liebe; das Bild eines Mannes hat sich in meine Seele gestohlen, eines zärtlichen Jünglings, den ich dem Schwarm aller meiner Anbeter, wie Du sie nennst, vorzog; von ihm ist dieser Ring, sein erstes bescheidenes Geschenk und mir doch so theuer und werthvoller, als alle Gaben des Glückes und der Gönnerschaft zusammen. Er ist arm und besitzt wenig mehr als seinen Soldatenrock, aber an Schönheit und Liebe ist er reicher als alle Männer.

„Da haben wir die Aktrice!" lachte der Graf rauh auf — „eine Soldatenliebschaft!"

„Nenne es, wie Du willst, Väterchen!"

„Und wie nennt sich der unvergleichliche Martis-Sohn?"

Das bleibt mein Geheimniß, mein theures Geheimniß. Glaube nicht, daß wir strafbar lieben, wir sind noch rein und makellos. Jetzt hast Du mein Geständniß und nun entscheide, ob ich nach Stanitza geschleppt werden soll und ob Du diesen Ring noch haben willst."

Der Graf machte sich los und schritt einige Mal im Zimmer auf und nieder. Er faßte mit der Hand an seine Stirn, hinter welcher ein aufgeregtes, durch Wein erhitztes Blut schmerzhafte Wirkungen zu äußern begann. Es war als klopfte das Gehirn im Innern seiner Höhlung. „Gut," sagte er endlich, „diese Umstände verändern meinen Plan. Nicht morgen, noch heute mußt Du fort aus der Hauptstadt. Ich gehe jetzt, die nöthigen Befehle zu geben. Zwei von meinen Leuten werden hier bleiben vor Deiner Thür, Dich zu bewachen, bis Petrow mit der Kibitke kommt. Mein Haus-Intendant wird das Uebrige besorgen und Dich beim Theatervorstand abmelden. Gute Nacht!"

Er wandte sich bei diesen Worten zur Thür.

„Großer Gott!" schrie Arinia, sich ihm in den Weg werfend, „Erbarmen! Gnade!"

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

Die kleine politische Kolonie in London bot im vorigen Sommer eine wunderliche Namen-Vereinigung dar. Jeder revolutionäre Schiffbruch hatte dort eine mehr oder weniger reiche Seetrift ausgeworfen. Absolutismus, konstitutionelle Monarchie, Sozialismus, alle besiegten Systeme fanden sich dort vereinigt. Das französische Publikum, zu sehr beschäftigt mit den Trümmern von heute, um sich um die von gestern zu kümmern, sieht sich wenig nach den Verbannten um, welche jenseits des Kanals verweilen, und doch ist es lohnend, ihnen zu dieser letzten Station zu folgen, von wo aus morgen die Einen sich in die Höhen der Geschichte emporschwingen, die Anderen den großen Weg der Vergessenheit einschlagen werden. Will der Leser mich als Führer annehmen auf diesem Streifzuge, so werde ich ihm die Auskunft bieten, die ein dreimonatlicher Aufenthalt in London mir verschafft hat.

Claremont nimmt natürlicher Weise vor Allem die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die königliche Familie, welche neuerdings diese Residenz verlassen hat, um nach Richmond zu ziehen, lebte dort sehr zurückgezogen. Ohne sich hinter einem Zeremoniel zu verschanzen, welches nie in ihrem Geschmacke lag, beobachtete sie doch eine gewisse Zurückhaltung gegen diejenigen Landsleute, deren Namen nicht in den Tuilerieen gekannt war. Sie hatte in ihrer Lage die lästigen Ehrenbezeugungen der Neugierde oder die interessirten Zudringlichkeiten von Planmachern zu befürchten. Die Einrichtung von Claremont war sehr

bescheiden; man sah höchstens fünf oder sechs Bediente. Ludwig Philipp hatte nicht einmal die Equipage beibehalten wollen, welche er bei seiner Ankunft in England gemiethet hatte. Die Familie ging des Sonntags in die verlassenste katholische Kapelle Messe zu hören, und fuhr in einem Fiaker hin. Man speiste zusammen an einem sehr sparsam besetzten Tisch. Es wurde an demselben wie bei dem kleinen Londoner Bürger Bier getrunken, der Wein aber als Luxus-Artikel gewissenhaft für das Dessert aufgehoben. Dieselbe Einfachheit herrschte in Allem. Die Prinzen waren in die gewöhnlichsten Stoffe gekleidet. Sie trugen weder Seide, noch Spitzen, noch Juwelen. Eine ehrenhafte Empfindlichkeit, der Wunsch, der englischen Gastfreiheit, welche sich übrigens für die berühmten Flüchtlinge gern freigebig gezeigt hätte, nicht zur Last zu fallen, erklären diese königliche Armuth, welche, was man auch sagen möge, nichts Affektirtes hatte. Im Gegentheil, die verbannte Familie setzte einen gewissen Stolz darauf, sich jeder Klage zu enthalten, in welcher Uebelwollende vielleicht einen wenig würdigen Aufruf an das Mitleiden der Republik hätten sehen können. Ludwig Philipp, Marie Amalie und der Herzog von Nemours nahmen es sehr übel, daß eine Zeitung ein Schreiben Joinville's an einen Waffenbruder veröffentlichte, in welchem von dem Mangel zu Claremont die Rede war. Außer einigen Streifzügen im Innern oder an dem Meeresufer war das Leben der Verbannten außerordentlich eintönig. Die Fischerei war in Claremont die einzige Zerstreuung der Prinzen, welche derselben ganze Tage widmeten. So oft sie nicht leidend waren, und das ist ihr gewöhnlicher Zustand geworden, gesellte sich die Königin zu ihnen. Der Vater vertheilte die traurigen Mußestunden welche ihm die Revolution verschafft hatte, zwischen das Durchblättern der französischen, englischen und deutschen Zeitungen und die Langweile einer mürrischen Unthätigkeit. Der Schlag, der seine gerechtesten Hoffnungen zerschmetterte, hat ihn noch mehr in seinen Gewohnheiten getroffen, indem sie ihm die Uebung jener erstaunlichen Thätigkeit für das Detail raubt, welches ihn zum beschäftigsten aller reichen Eigenthümer und zum größten Papierkrämer aller Könige machte. Auch ist er sehr niedergeschlagen und sehr gealtert. Der verbannte Karl X. schwieg über die Ereignisse. Ludwig Philipp bespricht sie gern und thut es oft mit einer beachtenswerthen Offenheit des Geistes. Durch eine dem Menschenherzen natürliche Neigung, welche hier von mehr als Einer Seite gerechtfertigt wird, sieht Ludwig Philipp nämlich in jeder der Verrechnungen, der Unordnungen, in jedem der Unglücke, welche die Revolution heraufbeschworen hat, die Vertheitigung seiner Politik. „Hatte ich nicht Recht, die Reform zu verweigern?“ das ist sein Lieblings Kommentar. Und in der That, da er zu lange gewartet hatte, um aus freien Stücken nachzugeben, so wäre es für ihn besser gewesen, bis zum letzten Augenblick zu widerstehen.

Ludwig Philipp fühlt sich sehr geneigt, zu glauben, daß das monarchische Prinzip bei uns seine Zeit ausgelebt habe. Er glaubt Niemanden im Stande, eine Partei zu gewinnen, die er verloren hat. Ludwig Philipp gefällt sich darin, jeder entgegengesetzten Meinung mit einer ungeduldigen oder sogar spöttischen Miene zu begegnen, und unter Mitwirkung des Geistes des Widerspruches verfällt der alte König oft in pikante Reminiszenzen von 1792. Seiner Meinung nach hatte Frankreich bei seinem Gleichheits-Fanatismus tausend Gründe, um die Republik zu wollen, trotzdem, daß es aus tausend anderen guten Gründen die Republikaner fürchtete. Das Unrecht Frankreichs im Februar habe darin bestanden, zu glauben, daß diese vernichtet wären, und daß die Monarchie von 1830, hinter welcher es sich gegen die Nachzügler von 1793 verschanzt hatte, eine forthin überflüssige Brustwehr sey. Die Massen seyen übrigens dießmal disziplinirt genug gewesen, um dem neuen Regimente eine ziemlich regelmäßige Konstituirung zu erlauben; es fehlte dazu Anfangs bloß eine intelligente, ehrliche Leitung. Ludwig Philipp hätte es auf sich genommen, der Bewegung diese Richtung zu geben. „Wenn 1830 bis zum 24. Februar hätte warten können,“ meinte er, „dann würde die Republik mich zum Präsidenten gemacht haben.“ Der beste Beweis, daß die Monarchie in den Gemüthern keine Wurzel gefaßt, liegt nach der Ansicht Ludwig Philipp's darin, daß sie dießmal gefallen ist, ohne aus den Schranken des Gesetzes herauszutreten, ja, was mehr ist, daß sie bis zum letzten Augenblicke innerhalb derselben beharrt ist. Der König hebt den letzten Punkt mit einem gewissen Nachdruck hervor. Darin liegt, nach seiner Meinung, klar die Rehabilitation seiner Niederlage, und er betrachtet dieß wie die Ehrenpforte, durch welche er aus der Geschichte auszuschreiden gedenkt.

Trotzdem, daß Ludwig Philipp die republikanischen Tendenzen des Landes in Betracht zieht, so glaubte er doch, daß sie sich nicht durch eine Revolution kund gegeben hätten ohne die unvorhergesehene Richtung, welche der Pistolenschuß des Boulevard des Capucines der Bewegung verlieh. Auch spricht er nie den Namen des wohlbekannten Urhebers dieses hinterlistigen Streiches aus, ohne demselben ein Beiwort hinzuzufügen, dessen Kraft in seiner Gemeinheit liegt. Der alte König meint, daß der Ort und die Stunde dieser Herausforderung, in einer Weise berechnet, daß Weiber und Kinder unter dem Feuer der Soldaten fallen mußten, daß dieser Karren, welcher im rechten Augenblicke ankam, um die Todten aufzuladen, daß dieses Schauspiel beim Fackellichte herumgetragener Leichen auf den Vorbedacht einer gräßlichen Komödie, deren einzelne Effekte sorgfältig vorbereitet worden, hindeuten.

(Fortsetzung folgt.)

Voranschläge der Staatsausgaben und Staats-Einnahmen für ein Jahr der VI. Finanz-Periode.

München, 30. Jan. Aus der von dem Hrn. Finanzminister heute der Kammer der Abgeordneten mitgetheilten „Generalübersicht des voranschlägigen Betrages des Staatsbedarfes für ein Jahr der VI. Finanzperiode" beeilen wir uns, unsern geehrten Lesern sogleich das Folgende mitzutheilen:

A. Staatsausgaben.

Kap. I. Auf die Staatsschuld 9,612,622 fl. II. Etat des k. Hauses und Hofes 2,992,632 fl. (diese Summe zerfällt in fünf Paragraphen, nämlich 1) permanente Zivilliste Sr. Maj. des Königs 2,350 580 fl.; 2) Unterhalt Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen —; 3) Appanagen 605,000 fl.; 4) Wittwengehalte —; 5) Pensionen a conto heimgefallener Appanagen 37,052 fl.). III. Etat des k. Staatsraths 93,624 fl. IV. Etat der Ständeversammlung und des ständischen Archivs 139,990 fl. V. Etat des k. Staatsministeriums des k. Hauses und des Aeußeren 236,642 fl. VI. Etat des kgl. Staatsministeriums der Justiz 1,305,989 fl. VII. Etat des königl. Staatsministeriums des Inneren 1,063,198 fl. VIII. Gemeinschaftlicher Etat der kgl. Staatsministerien der Justiz und des Innern, resp. der Landgerichte 1,420,778 fl. IX. Etat des kgl. Staatsministeriums des Handels und der öffentlichen Arbeiten 91,777 fl. X. Etat des königl. Staatsministeriums der Finanzen 775,178 fl. XI. Staatsanstalten 5,362.748 fl. (davon treffen auf 1) Erziehung und Bildung 746,065 fl.; 2) Kultus a) katholischer 1,160,085 fl., b) protestantischer 323,081 fl.; 3) Gesundheit 197.000 fl.; 4) Wohlthätigkeit 201,565 fl.; 5) Sicherheit 717.031 fl.; 6) Industrie und Kultus 164,185 fl.; 7) Straßen, Brücken und Wasserbau 1,743,983 fl.; 8) besondere Leistungen des Staatsärars an die Gemeinden 99,403fl.; 9) Münzanstalt 10,350 fl.). XII. Zuschüsse an die Kreisfonds 371,106 fl. XIII. Militär-Etat 8 534,950 fl. (nämlich 1) aktive Armee a) in Geld 7,000 000 fl., b) in Naturalien 792,950 fl.; 2) Gendarmerie 792,950 fl.; 3) topographisches Bureau 50.000 fl.; 4) Zuschuß an den Militär-, Invaliden-, dann Wittwen- und Waisenfond 92.000 fl. und 5) Militärpensionen und Medaillenzulagen 600,000 fl.). XIV Landbau-Etat 344,366 fl. XV. Pensionen der Wittwen und Waisen der Staatsdiener 557,662 fl. Die Gesammtsumma der Staatsausgaben beträgt also im Voranschlage 32,903,262 fl.

B. Staatseinnahmen.

A. „Einnahmen des laufenden Jahres." I. Direkte Staatsauflagen 7,558,061 fl. (Diese Summe vertheilt sich wie folgt: 1) Grundsteuer 4,623,586 fl. 2) Haussteuer 592,011 fl. 3) Dominikalsteuer 262,662 fl. 4) Gewerbesteuer 818,237 fl. 5) Kapitalsteuer 484,032 fl. 6) Einkommensteuer 472,650 fl. 7) Wittwen- u. Waisen-Fondsbeiträge 51,883 fl. 8) Steuerbeischlag der Pfalz 253,000 fl.) II. Indirekte Staatsauflagen 14,136,567 fl. (zerfallen in: 1) Taxen 2,531,809 fl. 2) Stempelgefälle 1,020,622 fl. 3) Aufschlagsgefälle 5,326 062 fl. 4) Zölle 5,257,074 fl.) III. Staatsregalien und Anstalten 3,379,919 fl. (zerfallen in: 1) Salinen- und Bergwerke 2 237,014 fl. 2) Eisenbahnen 689,560 fl. 3) Post 417,482 fl. 4) Gesetz- und Regierungsblatt 14,425 fl. 5) Donau-Dampfschifffahrt 1,065 fl. 6) Uebrige Staatsregalien 20,373 fl. IV. Staatsdomänen 7,330,369 fl. (nämlich: 1) aus Staatsforsten, Jagden und Triften 2,467,485 fl. 2) Aus Oekonomien und Gewerben 227,342 fl. 3) Lehen-, grundgerichts-, zins- und zehentherrliche Gefälle incl. Naturalien 4,441,744 fl. V. Besondere Abgaben 53,173 fl. VI. Uebrige Einnahmen 145,173 fl. (nämlich: 1) Aerarialrente aus der Bank in Nürnberg 40,000 fl. 2) Entschädigung von der Krone Oesterreich 100,000 fl. 3) Erlös aus Mobiliarschaften 826 fl. 4) Zufällige Einnahmen 4,347 fl: Summa A. der Einnahmen des laufenden Jahres 32,603,262 fl.

B. Einnahmen aus dem Bestande der Vorjahre: An Ausständen die sich in jedem Jahre der VI. Finanzperiode ergeben 300 000 fl. Gesammtsumma der Einnahmen 32,903,262 fl.

Der Abschluß am 31. Dezember 1848 ergiebt also vollkommene Gleichstellung der Ausgaben mit den Einnahmen.

Außerordentliches Ausgaben-Budget für ein Jahr der VI. Finanzperiode

I. Etat des Staatsministeriums des königl. Hauses und des Aeußern (Kap. V. des ordentlichen Budgets) 183,903 fl.; II. Etat des Staatsministeriums der Justiz (Kap. VI. des ordentlichen Budgets) 75,941 fl.; III. Etat der Staats-Anstalten (Kap. XI. des ordentlichen Budgets) 2.100 382 fl. nämlich: a) auf Erziehung und Bildung 47,365 fl., b) Kultus und zwar auf den katholischen 3000 fl., f) auf Industrie und Kultur 106,000 fl., g) Straßen-, Brücken- und Wasserbau 1.294,017 fl., h) besondere Leistungen des Staatsärars an die Gemeinden 50,000 fl., i) Steuerkataster 600,000 fl.) IV. Militär-Etat (Kap. XIII. des ordentl. Budgets) 2,229,102 fl.; V. Landbau-Etat (Kap. XIV. des ordentlichen Budgets) 400,634 fl. Summa 4 989,962 fl. Hiezu Reichs-Reservefond 800,000 fl. Gesammtsumme 5,789,962 fl.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 21 6. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Der Graf beachtete sie nicht und verließ das Zimmer, draußen von seinen Dienern empfangen. Zwei derselben, bärtige Leibeigene, auf deren knechtischen Gehorsam er bauen konnte, erhielten bestimmte Befehle rücksichtlich der Bewachung von Arinien's Schwelle, vor welcher sie sich sogleich niederlagerten, als der Gebieter verschwunden war. Dieser bestieg seinen vor dem Hause wartenden Wagen und fuhr nach seinem Palaste zurück, der in einem andern Theile der großen Stadt gelegen war. Die weite Fahrt während der kühlen Nacht schien wohlthätig auf seine Sinne zu wirken; wenigstens betrat er es ruhiger, als er das Haus der armen Arinia verlassen hatte, die weiten und prachtvollen von Dienern wimmelnden Räume des seinigen. Noch auf der Treppe ertheilte er dem herbeigerufenen und mit ihm emporsteigenden Intendanten Befehle und Weisungen, die dieser mit Demuth empfing und sagte dann: „Ist Iwan da?"

„Wie gewöhnlich um diese Stunde, gnädiger Herr. Er harret in Deinem Zimmer."

„Wohl, so richte Alles aus, wie ich es Dir soeben befohlen habe. Hörst Du? Binnen zwei Stunden muß sie jenseits der Barriere von Petersburg seyn und binnen drei Tagen in Stanitza. Geh!"

Ein Handwink entließ den Intendanten und der Herr betrat sein Gemach, dessen Fußboden ein prächtiger Teppich deckte. Nah' an der Thür harrte seiner ein Mann in der Tracht eines leibeigenen Dieners, wie deren vielleicht hundert die unteren Räume des Palastes bevölkerten, und wie sie in den Palästen fast aller Großen des Reiches zu finden sind. Doch war es nur der rund geschnittene, kragenlose, kurze Rock mit dem hellgelben Gürtel, den er trug, und der ihn als einen Diener des Hauses bezeichnete, seine Unterkleider waren anders, als die des gewöhnlichen Haufens, sie waren schwarz und von modischem Zuschnitt, soviel die matte Beleuchtung des Gemachs erkennen ließ. Der Graf beachtete ihn indessen wenig; er erwiederte seinen demüthigen Gruß kaum durch ein leises Neigen des Hauptes und streckte schweigend den Arm aus, um seine Dienste beim Entkleiden zu empfangen. Als die mit Gewandtheit geleistet worden waren und der Graf sich in seinem Nachtkleid befand, blieb er dem eifrigen Diener gegenüber stehen und betrachtete ihn aus kleinen, unheimlich blitzenden Augen. „Sieh da, Iwan!" sprach er. „Was sagst Du, die kleine Schauspielerin hat Liebschaften und ich muß sie fortschicken, fort hier aus Babylon und nach Eurem Dorfe zurück. Diese Blume des Paradieses soll hier nicht entblättert werden, sie ist zu schön, um einem Fähndrich oder Lieutenant in die Hände zu fallen. In zwei Stunden ist sie außerhalb Petersburg. —"

„Ein Wechsel der ihr freilich schwer ankommen wird, Gebieter."

„Immerhin! Man gewöhnt sich an Alles. Ist dem nicht so, Iwan Gregorewitsch? Und Gewohnheiten werden uns lieb mit der Zeit, wie Du und Dein Dienst mir lieb geworden sind. Du bist auch eine alte Gewohnheit von mir . . ."

„Gnädiger Herr . . ."

„Das darfst Du in der That sagen, ich bin und war Dir stets ein gnädiger Herr. Wie alt bist Du jetzt!"

„Beinahe fünfzig, Gebieter."

„Und ich werde sechzig, Gregorewitsch. Ja, ja, Du warst ein Knabe von zehn Jahren, als ich Dich auf die Handelsschule nach Moskau schickte. Ich war ihrer zwanzig und kam zum Erstenmale als Erbe meiner Güter nach Stanitza, ein junger Wildfang von der Garde Katharinens. Ueber eine Wiese sprengte ich einst ein tartarisches Roß und ritt einen Bauernknaben zu Boden, der mir in Lumpen gehüllt, mit einer Gans im Arm in den Weg kam. Es geschah ihm kein Schade, als daß die Gans davon flog. Wie viel war sie werth? fragte ich den Erschrockenen. Der Kleine sammelte sich und rechnete an den Fingern und gab eine kluge und bescheidene Antwort, welche Verstand ahnen ließ. Da beschloß ich, einen Kaufmann aus Dir zu machen, Molwo, und ich denke, es ist mir gelungen. Erinnerst Du Dich der zehntausend Rubel noch, die ich Dir gab, und womit Du Dein Komptoir eröffnetest!" —

„Gewiß, Sudar, sie machten mein Glück. Hundertmal war ich bereit, sie mit allen Zinsen wieder zu Deinen Füßen zu legen, aber Du verschmähtest sie immer."

„Unverschämter! Borge ich meinem Eigenen? Oder ist Alles, was Du besitzest, nicht mein? Doch ich will mich nicht erzürnen, ich will mich vielmehr meiner gelungenen Spekulation erfreuen. Da steht nun der arme Bauerknabe, den ich in der Steppe zu Boden ritt und bewohnt einen Palast in der großen Perspektive, seine Equipage rollt über das Pflaster, und auf der Börse neigen sich die Krämer bis auf den Boden, wenn er erscheint. Ein Freier, ein Fürst ist er den ganzen Tag, das ganze Jahr, ein halbes Jahrhundert, und nur eine Stunde in der Nacht, eine einzige verlange ich von ihm den Tribut seiner Geburt, seiner Knechtschaft, seines Dankes. Ist das nicht gnädig? Antworte Gregorewitsch Molwo!“

„Aber Du könntest noch gnädiger seyn, Gebieter, und willst es auch seyn — schon oft hast Du mir eine goldene Hoffnung erregt. Darf ich reden?“ —

„Rede.“

„Mein Weib, eine stolze Brittin, Du weißt es, ahnet nichts von meiner Knechtschaft, ebensowenig mein Kind, mein ganzes Haus. Meine Besuche in diesem Palast schreiben sie der Freundschaft und kommerziellen Angelegenheiten zu. Sie halten mich für einen Freien — Gebieter — Sudar! Mache endlich, daß sie hierin nicht mehr im Irrthum sind.“

„Deinen Freibrief, meinst Du, Alter, ich kenne die Geschichte schon.“

„Ja, meinen Freibrief!“ rief Molwo, auf beide Kniee fallend, „meinen Freibrief, Herr! Mache mir ihn zum Angebinde meines fünfzigsten Geburtstags, der übermorgen in meinem Hause gefeiert wird, ich flehe Dich darum fußfällig an.“ —

Der Graf wandte sich mürrisch ab. „Du bist ein bescheidener Bittet,“ sagte er, „indem Du wohl weißt, daß dieß der Punkt ist, den ich ungern berührt sehe, und das einzige Gesuch, das ich Dir stets abgeschlagen.“

„Nicht abgeschlagen, Gebieter, nur immer auf eine spätere Zeit vertröstet.“

„Mit Recht! denn was gebricht Dir denn? Ist es eine so lästige Bedingung Deines Daseyns, jeden Abend ein Stündchen mit Deinem Jugendfreund, mit Deinem Wohlthäter zu plaudern? vielleicht ihm, der weniger rüstig mehr ist, als Du, beim Wechsel seines Kleides zu helfen? Drückt Dich dieß zu Boden, Undankbarer? —“

„Nicht das, aber die immerwährende Furcht, daß meine Angehörigen die Natur meines Verhältnisses zu Dir entdecken könnten. Es wäre meiner Tochter Tod. Sie hat von der englischen Mutter den ganzen Stolz Großbritanniens geerbt. Sie ist, wie Du weißt, im Begriff sich mit einem reichen englischen Kaufmann zu vermählen. Welch eine Entdeckung wäre es für sie, daß sie nichts ist, als das Kind eines Leibeigenen und selbst eine Eigene? Und Mr. Knorbridge — ich glaube, — ja, ich weiß gewiß er träte zurück, wenn er es erführe.“

„Das Unglück!“ sagte der Graf ironisch. „Es wäre mir recht. Ich war immer gegen diese Heirath, mit dem aufgeblasenen Stockjobber, aber Du hast mir meine Einwilligung dazu abgebettelt. Dein Mädchen ist schön, Molwo, sehr schön, sie hätte bei Deinem Reichthum und selbst ohne denselben wohl eine ander Parthie gemacht. —“

„Vielleicht, Gebieter, aber Knorbridge's eigener Reichthum — seine Verbindungen in der alten und neuen Welt — dazu die Vorliebe der Mutter für ihn — den Landsmann, und die Neigung meiner Anna endlich . . .?“

„So? liebt sie ihn?“

„Gewiß, gewiß, Sudar! ich weiß es nicht anders.“

„Nun denn, ich will der schönen Anna wohl. An ihrem Hochzeittage werde ich ihr ihren Freibrief als Angebinde schicken.“

„Und den meinigen nicht auch, Gebieter? Doch nein, bis dahin sind noch Monate. Begnadige mich früher damit — Uebermorgen, morgen oder in dieser Stunde noch.“

„Du bist ein Narr, Iwan!“ sagte der Graf hart.

„Bedenke das Loos der Menschen!“ — fuhr Jener dringender fort — „ach ungern mahne ich daran! Wir Alle sind sterblich — auch Du bist es. Liebte ich meine Knechtschaft auch Zeit Deines Lebens, was würde ich, welches Loos würde mir fallen, wenn der Himmel über Dich geböte!“

„Sagte ich Dir nicht hundert Mal, daß Du darüber beruhigt seyn kannst! Ich bin ohne Erben, die Krone ist mein Erbe, und die Milde der Krone gegen ihre Eigenen ist weltbekannt.“

„Herr, Du hattest Brüder . . .“

„Einen, er ist todt, im Auslande.“

„Und ohne männlichen Nachkommen?“

„Ja, ja.“

„Du sagtest es wenigstens oft.“

Der Graf that einen tiefen Athemzug, der fast wie ein Seufzer klang. Plötzlich erbleichte er, seine Kniee brachen zusammen und er sank mit einem furchtbaren Fall auf den Teppich des Zimmers nieder. Molwo sprang erschrocken hinzu und suchte den Gebieter aufzurichten, über dessen Züge und Gestalt sich eine seltsame, grauenhafte Erstarrung verbreitete. „Großer Gott!“ rief er, „was ist Dir? was kommt Dir an?“ Der Graf bewegte die Lippen ohne Worte. „Ich weiß es nicht,“ stöhnte er endlich . . . „eiskalt faßt es mich . . . Das Herz steht mir still . . . der Athem versagt . . . das Licht der Augen wird dunkel; der Tod . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Der König meint, daß die Republik, obschon in der Idee angekommen, noch auf unbestimmte Zeit aus den Einrichtungen hätte wegbleiben können, wenn jene Katastrophe die Nationalgarde nicht außer Fassung gebracht, sie nicht gelähmt hätte. Das Regiment von 1830, meint er, sättigte zur Genüge den Durst der Franzosen nach Freiheit und Gleichheit, um den Namen über die Sache noch lange zu vergessen. Ist es eine Täuschung? Wir glauben es gern, da man nicht auf die Vergangenheit zurück gehen kann; allein man muß gestehen, daß das Wort bis jetzt der Sache nicht viel genützt hat. Was die politische Freiheit anbelangt, so haben wir es kaum zu etwas mehr gebracht, als zur Ehrenrettung des Belagerungs-Zustandes, und was die Gleichheit angeht, so ist das Verfahren tief umgeändert worden, allein ich muß gestehen, so viel ich weiß, sind wir deßwegen weder besser noch schneller vorangekommen. Wie wunderbar rasch auch die Regierung vom Februar die Besitzenden hat verarmen lassen, so verfuhr die Juli-Regierung nicht weniger schnell in der Bereicherung der Nichtbesitzenden. Vergessen wir nicht, daß die Staatseinnahme trotz der Aufhebung oder Verminderung vieler Zölle um mehr als 40 Prozent zugenommen hatte, eine Zunahme, die in gar keinem sichtbaren Verhältnisse zur Zunahme der Bevölkerung steht und folglich einen entsprechenden Fortschritt im Verbrauche bedingt, das heißt in dem Wohlstande der Steuerpflichtigen und in der Produktion, das heißt in dem, was sie besitzen. Nun aber hält es nicht schwer, zu begreifen, daß dieser ungeheuere Fortschritt ganz den untern Klassen zu Gute kommt. Was den Verbrauch anbelangt, so ist es klar, daß die reichen oder wohlhabenden Klassen ein Maximum von Bedürfnissen haben, welches sie, wenn sie auch reicher oder wohlhabender werden, nicht überschreiten, und daß sie in jeder der beiden Lagen fast dieselbe Quantität Wein, Kaffee, Tuch oder Leinwand kaufen. Die ungeheure Entwickelung, welche sich von 1830 bis 1847 im Verbrauche kund gegeben hat, beschränkt sich also fast ganz auf die arbeitende Klasse. Es ist die arbeitende Klasse also während dieser Periode rascher auf der Bahn des Wohlstandes vorangeschritten, als die reichen Klassen, welche beinahe stationär blieben. Was andererseits die Produktion, diesen Thermometer der Privat-Einkünfte, anbelangt, so haben die reichen Klassen in derselben eine ziemlich bemerkbare Fortschritts-Bewegung gemacht; allein auch hier ist der größere Vortheil verhältnißmäßig auf Seiten der Arbeiter-Klasse. Die Produktion bringt mit wenigen Ausnahmen dem Kapitalisten, welcher nur der Urheber derselben, weniger Vortheil ein, als dem Arbeiter, welcher deren Agent ist. Ein Kapitalist schießt zum Beispiel einem Ackerbauer 100 Franken vor, mit welchen dieser ein Grundstück mit Flachs besäet; dieser Urwerth von 100 Franken wird im Laufe des Jahres, durch die Transformation des gewonnenen Flachses in Leinwand, sich mit einem anderen Werth von 1000 bis 1200 Franken vermehren, welcher vertheilt wird unter der Form des Lohnes an die 40 bis 50 Arbeiter, die zur Transformation des Flachses genügen. Alles gerechnet, hat der Kapitalist, welcher die 100 Franken vorgeschossen, bei der fraglichen Operation nur die Zinsen von 3 bis 4 Franken gewonnen, der Arbeiter dagegen im Durchschnitt eine Summe von 24 bis 25 Franken. Die Schlußfolge davon fällt ins Auge. Wie sehr auch der Reiche vor dem Armen voraus seyn mag, wird nicht der Abstand früh oder spät verschwinden, sobald der letztere rascher geht als der erstere? Und führte uns ein Regiment, welches solche Resultate brächte, nicht direkt zur Gleichheit?

Ludwig Philipp hat also, so parteiisch er auch in der Frage seyn mag, einiges Recht, zu behaupten, daß seine Regierung den Gleichheits-Ideen einen breiten Ausweg eröffnete. Diese Regierung, welche man so oft beschuldigt hat, die Geld-Aristokratie auf den Trümmern des Adels gründen zu wollen, demokratisirte wirklich den Reichthum und brachte in der Ordnung der Dinge, ohne irgend einem Interesse zu nahe zu treten, im Gegentheil unter Begünstigung Aller, eine Revolution zu Stande, so tief als diejenige, welche das Jahr 1789 in den Gesetzen verwirklicht hatte. Die Juli-Regierung achtete und beförderte die Initiative des Einzelnen, ohne darum das Grundprinzip des Sozialismus auszuschließen. Der Staat maßte sich nicht das Recht an, den Kapitalisten zum Vortheil der Armen zu berauben, aber er gab diesen das Kapital in die Hand durch die Sparkasse, diese bewundernswürdige Kapitalisation der vertheilten Arbeit. Der Staat verlangte von den Reichen keine tausend Millionen, um sie den Arbeitern auszutheilen, aber er warf den letzteren unter der Form der öffentlichen Arbeiten zweitausend Millionen zu, welche aus den Kassen der Gesellschaften, der Departements, der Gemeinden andere Milliarden hervorlockten. Er rief nicht das Recht auf Arbeit und auf Hülfe aus, aber er gab Arbeit, was noch besser war, und er war im Begriff, die Hülfe für Arbeiter durch eine Errichtung einer Kasse für die Invaliden der Arbeit zur verwirklichen.

Ludwig Philipp rechtfertigt seinen Widerstand gegen eine Reform, welche einer unbestimmten Verringerung des Zensus Thür und Thor öffnen mußte, durch die Haltung der Legitimisten. Seiner Ansicht nach hatten die Legitimisten sich niemals für besiegt erklärt. Waren sie nicht gefährlich als Partei, so waren sie es als Element einer Koalition, welche in einem gegebenen Augenblick mit der Bevölkerung vom platten Lande zu den bereits von den Republikanern gewonnenen Arbeitern stoßen konnte. Darum war es, daß der alte König noch lange Zeit die Wohlthätigkeit auf die Mittelklasse

beschränken zu müssen glaubte, deren Mehrheit eben sowohl die Legitimisten, als Republikaner verstieß. Ludwig Philipp wirft dieser Klasse vor, ihre Rolle nicht verstanden zu haben. Es hat mir nicht gelingen wollen, sagt er, diese Klasse zu einer politischen Partei zu gestalten.

Ludwig Philipp blickt traurig in die Zukunft seiner Söhne. Sobald er auf das Thema zu sprechen kommt, stellt er mit einer gewissen Bitterkeit ihre militärischen Dienste und ihre politische Verantwortlichkeit dem Dekret entgegen, welches über sie eine Art bürgerlichen Todes verhängte. Bald nach den Juni-Tagen wurden bei dem Chef der ausübenden Gewalt Schritte gethan, um die Herausgabe der Güter der Prinzen zu erlangen. Es schadet nichts, soll die Antwort gelautet haben, daß die Fürsten ärmer sind als Jedermann, es ist sogar nützlich, daß sie es sind. Als diese Worte Ludwig Philipp überbracht wurden, riefen sie von seiner Seite Gegenbeschuldigungen hervor, unter welchen der Vorwurf der Undankbarkeit wiederholt vorkam. Von allen afrikanischen Generalen, welche durch die Juni-Ereignisse in den Vordergrund kamen, war nach des Königs Ansicht der Chef der ausübenden Gewalt am wenigsten auf die höchste Rolle vorbereitet. Der König erkennt ihm nur militärische Eigenschaften zweiten Ranges zu und wenig politische Befähigung. Die Herren Bedeau und Changarnier, vorzüglich letzterer, den er mit großer Geschäftskenntniß begabt glaubt, schienen ihm viel mehr fähig, die Lage der Dinge zu bewältigen.

Was die Männer der provisorischen Regierung betrifft, so fand der König dieselben größtentheils unter aller Kritik. Selbst Lamartin fand keine Gnade vor seinen Augen. Die beredten Armseligkeiten des berühmten Dichters waren in der That nicht geeignet, ihn sehr in dem Geiste des alten Königs zu heben, dessen klassischer Positivismus vor mehreren Jahren folgende malerische Ansicht formulirte: „Ich wußte bereits, daß Herr von Lamartine ziemlich mittelmäßige Verse machte, aber ich glaubte nicht, daß er so schwach sey, in der Politik.“ Die rednerischen Exzentrizitäten des Herrn Caussidiere, die Wirthsstuben-Erinnerungen Flocon's und die Hof-Bulletins des Herrn Marrast haben mehr als einmal das Vorrecht gehabt, Ludwig Philipp zu erheitern. Der weibliche Theil der provisorischen Regierung selber stand in Claremont in großer Gunst, und der Ausruf einer großen Dame von 1848, welche zum Erstenmale die Kissen eines königl. Wagens mit den Worten begrüßte: Wir seyn (c'est nous qui sont) jetzt die Prinzessin! besiegte sogar den malerischen Ernst Marie Amaliens.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von Jellachich wird in den „Narodny nowiny“ folgende Anekdote erzählt. Im Februar vorigen Jahres sollte Jellachich, damals noch Obrist, mit seinem Regiment von Karlstadt nach Italien marschieren. Die Truppen standen vor dem Hause des Generals Dahlen und warteten, bis er sie mustern würde. Es war grimmig kalt. Die Truppen standen schon zwei Stunden unter freiem Himmel und der General saß behaglich in seinem Zimmer. Der General kam nicht und Jellachich kommandirte endlich: „Rechtsum! Marsch!“ Der General kommt und schnauzt den verwegenen Obristen an. „Exzellenz,“ erwiederte dieser, „auch ich habe eine Verantwortung auf mir: die arme Mannschaft darf nicht so für Nichts und wieder Nichts unter freiem Himmel frieren.“ Das war ein schweres Subordinationsvergehen und dessen Ursache — Jellachich's gutes Herz. Sogleich wurde nach Wien geschrieben, der Obrist sollte kassirt werden. Der Hof-Kriegsrath erwiederte, Jellachich werde, da er Verdienste habe, nur pensionirt werden. Mittlerweile kamen aber die Märzereignisse und Jellachich wurde Ban.

Die Nassauische allgemeine Zeitung stellt folgende Vergleichung an: Der junge Wein und das deutsche Volk vom Jahr 1848 haben so Vieles miteinander gemein, daß eine Vergleichung derselben wohl zulässig ist. Für beide war nämlich die Gährung unvermeidlich; beide waren in tumultuarischer, wilder Bewegung und bis auf den Grund aufgerührt, trüb, unbändig und erhitzt im stürmischen Drang nach oben. Nun hat der Most schon lange seinen Gährungsprozeß beendigt und sich in Geist und Hefe geschieden; er hat sich geklärt von oben nach unten und man merkt keine Spur von Aufregung mehr bei ihm. Der Geist hat gesiegt über die unreine Hefe, welche nun am Boden liegt, und später, gehörig behandelt, zum Treiben des feinen Backwerks benützt werden kann. Das deutsche Volk hat seine Gährung 7 Monden vor dem Traubensaft begonnen, viele Gährungen seitdem durchgemacht, und noch hat es nicht ausgegohren; noch weiß man nicht, ob der reine, freie, kräftige, deutsche Volksgeist sich aus der Gährung erheben und Alle, die darnach schmachteten, stärken und erquicken, oder ob neuer Gährungsstoff ihn trüben und am Ende gar verderben werde. Trügt jedoch nicht Alles, so muß das in Gährung begriffene Volkselement bald seine Farbe ändern, und, wie der Most, aus dem Lehmigtrüben durchs Weißtrübe, Herbe, und Bittere ins Hellgoldene und Süße übergehen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 22 8. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

„Hülfe! Hülfe!“ schrie Molwo, „Hülfe herbei!“ Die Thür des Vorzimmers ward aufgerissen, Jäger, Bediente, zuletzt der Intendant stürmten herein, der ganze große Palast gerieth in Bewegung. Man schaffte den erkrankten Gebieter auf eine Ottomane: sein herbei geeilter Leibarzt schlug ihm eine Ader, indem er den Krankheitsanfall für einen Schlagfluß und das Leben des Erkrankten in äußerster Gefahr erklärte. Dieser machte, ausgestreckt auf den Polstern liegend verschiedene Versuche zu reden, brachte jedoch nur abgerissene Töne hervor; heulend warf sich Molwo über ihn. „Den Freibrief, den Freibrief!“ schrie er selbstvergessen in seinem Schrecken und Schmerz, und dieser Ruf war es, der noch in das Ohr und in die Seele des Sterbenden drang. Er öffnete die Augen, richtete sich auf und starrte Molwo an. „Betrogen“ — bebte es dann von seinen Lippen, „betrogen hab ich Dich, Gregorewitsch — nicht Kroneigner wirst Du — wenn ich sterbe . . . Mein Bruder hinterließ Söhne . . . die ich haßte — sie wurden in einer fremden Militärkolonie unter fremden Namen erzogen . . . der Kriegsminister weiß Alles und kennt sie . . . ihre Rechte sind gesichert, der Aeltere wird Dein Herr. Geh, Molwo, wirf Dich zu seinen Füßen.“ Mit diesen Worten, die er mühsam hervorstöhnte, sank der Graf zurück; der Inhaber großer Würden und Titel, der Herr weitläufiger Güter in verschiedenen Gouvernements, der oft Großmüthige, oft so Hartherzige, gegen seine nächsten Verwandten Liebloseste — und war nicht mehr — als eine wenig bedauerte Leiche. Noch in derselben Nacht wurden Thüren und Schlösser im Palast versiegelt; die Minister, Kollegen des Verstorbenen, kamen, oder sendeten ihre Abgeordneten, um seine Papiere zu sichern. Die geheimsten dieser Papiere bestätigten das Daseyn zweier Neffen und gaben Zeugniß von den kärglichen Summen, welche der Graf bis jetzt an die Erziehung und Ausbildung dieser Söhne, seines, mit ihm bis zum Tode entzweiten Bruders, die nie vor sein Angesicht kommen durften, gewendet hatte. Nach dem Ausspruche der Aerzte war der Schlagfluß des Grafen eine Folge des Mittagmahles bei'm Fürsten Dolgoruki.

Der Obrist eines Dragoner-Regiments, welches nicht eigentlich zum Elitenkorps der hauptstädtischen Garden gezählt ward, ein Lette von Geburt und etwas wüst und ungeregelt in seinem Lebenswandel, saß in seinem Wohnzimmer und überdachte mit gefurchter Stirn die Geldverluste im Spiel, die er am letzten Abend erlitten hatte. In dieser wenig erfreulichen Betrachtung ward er durch einen Fremden gestört, der ohne vorhergegangene Meldung zu ihm eintrat. Es war ein Herr in langem Oberrock, den Hut auf dem Kopf und beide Hände in den Rocktaschen. Der Obrist fühlte sich eben von keiner freudigen Ueberraschung ergriffen, als er, aufschauend, ihn erblickte, der ihm mit trockenen kalten Zügen gegenüberstand. „Gospodir Knorbridge,“ sagte er, indem er sich bestürzt von seinem Faulbett erhob.

„Der bin ich,“ erwiederte der Britte in französischer Sprache, die dem Obristen geläufig war.

„Wie kommen Sie hierher, mein Herr?“

„In bin in meinem Wagen angekommen.“

„Sie wußten meine Wohnung?“

„Yes.“

„Aber mein Herr Engländer, Sie vergessen, daß ich jetzt noch nicht verbunden bin, zu zahlen. Ich habe tausend Rubel baar an Sie verloren und schulde Ihnen noch tausend — mehr nicht. Alle Gäste des Klubs können das bezeugen.“

„Ganz recht . . .“

„Und wenn ich sagte, ich bezahle Sie morgen — so ist der Termin noch nicht abgelaufen. Wir sind erst am Mittag.

„Obrist Wanken,“ versetzte Mr. Knorbridge, indem er mit einiger Anstrengung seiner Gewohnheit, wenig Worte zu machen, entsagte, „allerdings komme ich dieser Summe wegen zu Ihnen, und daß ich Ihre Wohnung fand, wundere Sie nicht, man sagte sie mir nahe bei der Kaserne Ihrer Soldaten. Aber ich komme in anderer Absicht, als Sie glauben, und muß, bevor ich diese zu erkennen gebe, einige Fragen thun.

„Thun Sie dieselben, sagte der Obrist leichter athmend, indem er seinem Gaste einen Stuhl hinschob, den dieser sogleich in Besitz nahm.

„Erzählten Sie nicht, daß ein Piket von Ihrem

Digitized by Google

Dragonern zur Eskorte eines asiatischen Transportes bis an den Ural bestimmt sey?"

„So ist es."

„Wann wird dieses Piket aufbrechen?"

„Morgen mit Tagesanbruch."

„Und zurückkehren?"

„Das steht auf einem andern Blatt, mein Herr; vielleicht in Monaten."

„Gut, Obrist! gut! Sie haben in Ihrem Regiment zwei Kornetten; ein großer junger Mensch der Eine, mit braunen Augen und Haar, der andere etwas kleiner, sein Bruder, wenn ich nicht irre."

„Ganz recht," sagte der Obrist, der jetzt sehr aufmerksam zuhörte, „das sind die Junker, die ich kürzlich aus der Militär-Kolonie von Tula bekommen, Söhne eines Edelmanns in Kleinrußland, wenn ich nicht irre, Bogatir und Jury, — schöne Jungen — hübsche gute Jungen, und ohne Tadel im Dienst, wie ich bezeugen muß. —"

„Sind sie auch bei der asiatischen Eskorte?"

„Ja, — doch nur Einer. —"

„Welcher?"

Der Obrist stand auf und ging nach dem großen aufgeschlagenen Buch, das auf seinem Schreibtische lag.

„Ich werde Ihnen sogleich dienen — weiß ichs doch selbst nicht so genau — Ja, da steht es, der Jüngere ist kommandirt, der Kleinere, Jury."

„Obrist, ich gebe Ihnen Ihren gestrigen Verlust im Klube baar zurück und erlasse Ihnen die übrige Schuld, wenn Sie auch den ältern Bruder, den Großen, jenem Kommando zutheilen, so daß er für längere Zeit aus der Hauptstadt entfernt wird. Man muß die beiden Brüder nicht trennen."

„Wie sagen Sie?" rief der Obrist freudig, des Britten beide Hände ergreifend. „Wertheſter Mr. Knorbridge, wiederholen Sie noch ein Mal, was Sie eben sagten."

Mr. Knorbridge wiederholte seine Rede buchstäblich, mit starkem Nachdruck der Stimme, indem er zugleich ein Portefeuille, strotzend von Banknoten aus der Brusttasche zog, ein Anblick, der das Herz des stets in Verlegenheit sich befindenden Offiziers mit überwältigender Macht traf. „Es geht," sagte er fröhlich, „nichts geht leichter — ich gebe sogleich den Befehl. Nicht einen — beide Brüder führe das Kommando nach Perm; man muß sie nicht trennen, die guten Burſche — Sie haben ganz Recht, Morgen um diese Stunde sind sie bereits fern von der Hauptstadt, Bogatir, wie Jury."

„Ihr Wort!"

„Wort und Handschlag."

„Und hier Geld, Obrist Wanken. Sehen Sie das Papier nach. Möglich, daß ein Paar hundert Rubel mehr dabei sind, als ich versprach. Kleinigkeit das — ich kümmere mich nicht darum. Unsere Sache ist abgemacht."

„Mann des Heils!" jubelte der Obrist, indem er die dargereichte Brieftasche an sich riß. „Mann des Lebens! So viel Geld für Nichts — für eine Kleinigkeit! O ich sende noch ein Dutzend Kornetten und ein halbes Dutzend Lieutenants mit auf den Weg, wenn Sie es auf solche Art wünschten. Aber, des Scherzes wegen — bloß der Kurzweil wegen, verehrteſter Herr Knorbridge, sagen Sie doch, wodurch jener junge Mensch Ihren Antheil erweckt, Ihre Ungnade sich zugezogen hat, wenn das das rechte Wort ist."

„Das ist ganz das rechte Wort, Obrist. Er hat sich meine Ungnade zugezogen," entgegnete der Britte. „Und wie das geschehen ist, mögen Sie immerhin wissen, ich mache kein Geheimniß daraus. Daß Miß Anna Molwo meine Braut ist, ist Ihnen bekannt, vielleicht aber nicht, daß ich sehr zur Eifersucht geneigt bin — in einem Grade von Eifersucht, Obrist . . . der mich fähig machen könnte . . . doch wozu das? Genug, wir treffen in einem Kaufgewölbe mit Ihren Kornetten zusammen — ein Irrthum des Kaufmanns veranlaßte einen Verdacht gegen sie — der ob er falsch war, wie es späterhin, oder nicht — das will ich nicht entscheiden . . ."

„Falsch, auf Ehre, Herr Knorbridge!" fiel der Obrist ein, „sie erzählten mir davon und zeigten triumphirend die Geschenke der großmüthigen Bankier-Tochter. Lieber Gott, die armen Jungen waren ganz außer sich darüber vor Freude, aber Lust ist Lust und Jury hat das Seinige bereits verkauft, wie der Adjutant versichert. Ein schöner Ring, glaube ich, war es."

„Das ist es," fuhr Knorbridge fort, „das ist es! Dieses Geschenk, diese Beachtung der Knaben von Seiten Miß Anna's, ihr öfteres Erwähnen derselben ist es, was sie mir unerträglich macht. Sie bereut, durch ihre Schuld ihnen eine Kränkung zugezogen zu haben, so vorübergehend diese auch war, sie bereut das ernster und tiefer als nöthig ist, sie hat den Einen hübsch gefunden, den Andern noch hübscher; des Einen rothe Wangen lobt sie und des Andern schöne Augen — kann man das ertragen? Zum Ueberfluß hat der Vater Molwo die Schwachheit begangen, den Burſchen Einladungs-Karten in seine Mittwochs-Abendgesellschaften zu geben — sie wären im Stande, darin zu erscheinen — morgen ist Mittwoch und der Geburtstag des alten Herrn dazu, es wird ein doppeltes Fest seyn — um keinen Preis wünschte ich, daß sie dabei erschienen."

„Seyn Sie ruhig, Herr Knorbridge. Sie sollen nicht . . ."

„Fort müssen sie, fort aus der Hauptstadt, für die Dauer meines Aufenthaltes in derselben, der nur noch wenige Monate dauern wird, dann führe ich meine kleine Frau nach England. —"

„Ich wünsche Glück dazu, Herr Knorbridge. Aber wissen Sie wohl," fuhr der Obrist geheimnißvoll fort, „wissen Sie, was man sich in Betreff Ihres künftigen Schwiegervaters ins Ohr sagt?"

„In Betreff Molwo's? Nein, nichts weiß ich — ich bitte — was sagt man? — doch kein Schwanken seiner Firma? Nein, dazu ist er ein zu guter Kaufmann und ich kenne seine Bücher."

„Man flüstert — es mag Ihnen als Fremder, lächerlich scheinen, aber hier zu Lande . . . doch wie gesagt, es ist lächerlich — man flüstert, Herr Molwo sey . . .“

„Nun was?“ fragte der Dritte ungeduldig.

„Kein selbstständiger Mann — kein Freier, mit einem Wort, ein Leibeigner.“

„Warum nicht gar!“ fuhr Knorbridge auf und stieß seinen Stuhl heftig auf den Boden.“

„Der Eigene irgend eines Großen, der ihn als Knabe die Handelschaft erlernen ließ, in der er sein Glück machte. Nun, dergleichen Fälle sind so unerhört bei uns nicht und kommen wohl vor — doch will ich damit keineswegs gesagt haben, daß ein solcher bei dem reichen Herrn Molwo stattfinden könne. Was geht es mich auch an? Ich bin lettischer Edelmann und habe selbst Leibeigene; doch freilich ist keiner von ihnen ein Molwo — wäre er's aber, ich wollte ihn besser nützen, als dessen etwaiger Herr es gethan zu haben scheint.

Mr. Knorbridge, dem die Verhältnisse des Landes, in welchem er sich als Gast befand, keineswegs unbekannt waren, empfahl sich dem Obristen mit verdüsterten Mienen, und dieser hatte nach seinem Abgange und nochmaliger Durchzählung der empfangenen Summe, wobei sein Antlitz, wie Sonnenschein glänzend, volle Zufriedenheit beurkundete, nichts Eiligeres zu thun, als den gemessenen Befehl, sich auf der Stelle reisefertig zu machen, um morgen sich dem, nach dem Perm'schen Gouvernement aufbrechenden Kommando-Piket anzuschließen, durch eine Ordonnanz auch dem ältern Bruder Metiew — so nannten sich die von Knorbrige gehaßten Kornetten, — fertigen zu lassen, einen Befehl, den der Jüngere bereits früher erhalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Ludwig Philipp erträgt schwer den Widerspruch, aber die Unterwürfigkeit seiner Mitredenden kommt dabei wenig ins Gedränge, da er gern ganz allein die Kosten der Unterhaltung trägt. Er denkt alsdann eher laut, als daß er sich unterhält. Sein immer leichtes, klares Wort hat eine Art betagten Ueberflusses angenommen. Die Jahre, die in den Gewohnheiten des Königs so plötzlich eingetretene Störung, der Schlag des Blitzes, welcher seine bis zum letzten Augenblick getäuschte Sicherheit aus dem Schlaf weckte, haben, ohne sie jedoch zu schwächen, ein wenig die kräftigen Springfedern dieser so allgemeinen und praktischen Intelligenz abgespannt.

Die Haltung der Gräfin von Neuilly ist die der Ergebung, welche zu gleicher Zeit etwas, ich weiß nicht, Sanftmüthiges und doch Stolzes durchblicken läßt, wie im doppelten Widerschein religiöser Demuth und verletzten Stolzes. In Claremont wie in den Tuilerieen schien die Politik eine der geringsten Beschäftigungen Marie Amaliens zu seyn, welche bloß durch Wohlthaten Königin seyn wollte. Man errieth jedoch an einigen mit Mühe zurückgehaltenen Blitzen dieser strengen Seele, daß das Königthum nicht gewichen wäre, ohne den Degen zu ziehen, wenn Marie Amalie über Frankreich geherrscht hätte.

Der Herzog von Nemours ist von allen Mitgliedern der königlichen Familie der Ruhigste. Die Art politischer Isolirung, in welcher er selbst auf den Stufen des Thrones lebte, das Bewußtseyn der ungerechten Parteilichkeit, durch welche er in dem Geiste der Massen zum Vortheil seiner Brüder verdrängt wurde, hatte ihn einiger Maßen für die Traurigkeit der Verbannung vorbereitet. Seine Resignation hat vielleicht noch eine tiefere Ursache. Wenn ich nicht fürchtete, eine sehr zarte Schattirung im Charakter des ehemaligen präsumtiven Regenten zu grob wiederzugeben, so würde ich sagen, daß er der Legitimist der Familie war. Der Herzog von Nemours, das wissen alle diejenigen, welche ihn gekannt haben, hätte lieber einen General-Lieutenant des Kaiserreichs zum Vater gehabt, als einen König der Franzosen, und er sah mit einer Art abergläubischer Ueberzeugung den Untergang einer Existenz voraus, welche auf dem beweglichen Boden des revolutionären Rechtes gegründet war. Daher vielleicht diese Art Kälte, die man ihm vorwarf, und diese beinahe uneigennützige Gleichgültigkeit, mit welcher er es verschmähte, nach Popularität zu jagen. Dieser Gedanke, welcher den Herzog von Nemours verfolgte, hat übrigens nie seine Ergebenheit als Sohn und als Fürst Abbruch gethan. Ludwig Philipp hat immer auf ihn ein gränzenloses Vertrauen gesetzt. — Hatte der alte König etwa jenen Charakterzug gemerkt, und spielte er darauf an, als er neulich zu einem Mitgliede der alten Majorität sagte: „Nemours war von allen meinen Söhnen, ohne selbst meinen armen Orleans auszunehmen, der Fähigste zur Führung der Geschäfte; aber er hätte als Erzherzog auf die Welt kommen sollen!“ Nemours führte, als der Aelteste der Familie, zu Claremont die Herrschaft. Der Prinz von Joinville und der Herzog von Aumale, welche die öffentliche Meinung als ihre Günstlinge behandelte, haben viel mehr zu verschmerzen gehabt. Und doch hatten sie sich ohne zu große Gemüthsbewegung, und wie in eine sehr erklärbare Nothwendigkeit der Revolution, in den Verbannungsbeschluß ergeben, welchen die provisorische Regierung gegen sie schleuderte. Dagegen aber hat die reine und einfache Billigkeit dieser Maßregel durch die National-Versammlung sie tief betrübt. Sie hatten von der unermeßlichen Reaktion, die sich in den Wahlkollegien gegen ausschließliche und gewaltsame Politik der Republikaner von gestern kund gethan, wenn nicht eine

Zurückberufung, doch eine Linderung erwartet. Dieser erste Eindruck, welchen der Herzog von Aumale so ziemlich überwunden hat, ist beim Prinzen von Joinville zu einer Art Heimweh geworden, was sich eben so sehr aus dem Charakter des jungen Admirals, als aus dessen kränklichem Zustand erklärt. Der Herzog von Aumale weiß in sich hineinzuleben, während dem Prinzen von Joinville ein äußeres Leben noth thut; der erstere würde in jeder Lage der Mann des Studiums und des Stillebens seyn; der zweite ist der Mann der glänzenden Abenteuer, und jener Durst nach Glanz, nach aufsehenerregender, ruhmreicher Hingabe, welcher Helden erzeugt, ist, in Unthätigkeit gefallen, leider die Ursache tiefer Herzens-Entmuthigung. Der Prinz von Joinville sucht seiner Stimmung zu entkommen durch tausenderlei Plane, welche bloß dazu dienen, sie zu verrathen. Er hat der Reihe nach vorgehabt, in der Marine der Vereinigten Staaten Dienst nachzusuchen, eine Ackerbau-Unternehmung in Amerika zu gründen, eine Fischerei in Schottland zu pachten. Und die Herzoge von Nemours und Aumale waren in neuerer Zeit geneigt, auf den letzten Plan einzugehen.

Die Herren Guizot, Duchatel und Dumon, die drei Hauptminister des 29. Oktober, welche sich jenseits des Kanals niedergelassen, statteten diesen Sommer monatlich drei oder vier Besuche ab. Herr Guizot bewohnt, wenn er in London ist, in der bald ländlichen Einsamkeit der Vorstadt Broughton ein bescheidenes Häuschen, wo er den Studien die ganze Zeit widmet, die ihm seine ausgedehnten Bekanntschaften übrig lassen. Er fügt in diesem Augenblick der Geschichte der englischen Revolution zwei Bände hinzu, welche ausschließlich der republikanischen Epoche von Cromwell gewidmet sind und uns sehr pikante Verhandlungen über die Begebenheiten des Tages versprechen. Zwei andere Theile werden später das Werk des Herrn Guizot vervollständigen. Er beschränkt sich übrigens nicht auf ein beiläufiges Studium der Februar-Revolution; es ist von ihm bereits eine Arbeit unter der Presse über die Demokratie in Frankreich. Der ehemalige Minister-Präsident erträgt die Langeweile der Verbannung mit einer Heiterkeit, die sich leicht erklären läßt. England ist in der That für ihn eine Art literarisches und religiöses Vaterland, und wollte er dieses auch vergessen, so würden die Willfährigkeitsbezeugungen ihn daran erinnern, mit welchen politischen und gelehrten Notabilitäten ihn in einem Lande umgeben, das so ausschließlich ist in seiner nationalen Eingenommenheit, so argwöhnisch gegen jede fremde Ueberlegenheit. Der gerechte Stolz, welcher sieben Jahre hindurch die Kraft und das Genie des Herrn Guizot war, ist übrigens ausgedehnt genug, um ihm gegen den Kummer einer Niederlage ein Obdach zu bieten. Man schreibt ihm folgende Worte zu: „Wir haben uns zurückgezogen, und des andern Tages gab es eine Revolution!“ Dieses Wort vertritt den ganzen Mann, seinen ganzen politischen Gedanken. Ludwig Philipp erblickt fast die ganze Revolution in dem Pistolenschuß, der vor dem Hotel des Capucines fiel. Für Herrn Guizot war die Revolution von dem Augenblick an vollzogen, wo die Krone mit dem Aufstand kapitulirte. Denn von diesem Augenblicke an war der Aufstand für gesetzmäßig erklärt, das Land mußte diejenigen aufgeben, welche es verließen. Herr Guizot ist übrigens der Ueberzeugung, daß die Revolution gar keinen fundamentalen Grund des Bestehens in sich trug, und findet den Beweis darin, daß sie sich jeder Initiative, jeder eigenen Idee, sowohl für das Gute als für das Böse, entblößt zeigt. Wo sie zerstören will, parodirt sie die forthin leeren Leidenschaften von 1793, und befolgt, wo sie etwas gründen will, die innere und die äußere Politik der gestürzten Regierung. Herr Guizot findet hauptsächlich in letzterer Beziehung die Nachahmung einer unglücklichen Unkunde. Der Einfluß Frankreichs, welcher früher überall hin Ordnung und Freiheit trug, gibt sich heut zu Tage nur unter einer schädlichen Außenseite kund. Wir sind Schuld daran, wenn es in Europa nur noch geschwächte Regierungen, der Anarchie Preis gegebene Völker und unterdrückte Nationalitäten giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin beginnen emanzipirte Frauen eine politische Rolle anzustreben, Klubs werden gehalten, die Parteiintriguen mit zarter Hand gewoben und starke Verhältnisse zu „der Linken“, wo bekanntlich das Herz sitzt, angeknüpft. Die Ehemänner sind ganz in dem Falle, Napoleon's Weisung an Frau von Staël zu zitiren; einstweilen sind diejenigen Männer, deren Ehe von der Politik der Linken noch nicht infizirt ist, in dem Falle ihre Frauen von der Theilnahme an den Damenklubs rein zu waschen und gegen vorkommende Namensverwechselungen zu schützen. So erklärt in öffentlichen Blättern der berühmte Physiker Ries seine Ueberzeugung, daß Frau Dr. Ries, Sprecherin des demokratischen Frauenklubs, nicht seine Ehehälfte, und die Vossische verkündet, daß die Klubistin, Frau Dr. Marheinicke nicht die Wittwe des bekannten Theologen, sondern die Frau eines Thierarztes sey.

*Charade.

Die Erste man gern in den Letzten hätte,
Die Letzten sind der Ersten Sterbebette.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 23 10. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Es war am Abende des nämlichen Tages, als in der Nähe eines kleinen Hauses, unfern vom Theaterplatz, beim matten Scheine der nächtlichen Beleuchtung eine Gestalt sichtbar ward, die auf und niederwandelte, zuweilen stehen blieb und nach den Fenstern des Hauses emporblickte. Sporen und eine Säbelscheide klirrten leise, doch dann und wann hörbarer zu den Schritten des dort Wandelnden; auf seinem Haupte schimmerte der Metallbeschlag eines Kasketts, und der lange hellfarbige Mantel, der ihn umhüllte, zeigte in dem Wurfe seiner Falten das Eigenthümliche, welches dieses Kleidungsstück bei einem Reiter-Soldaten oder Offizier zu haben pflegt. Der hier in der Straße weilte, schien auf etwas zu warten und so war es in der That; er wartete sehnlich auf das Ende der Vorstellung im großen Theater und seine Ungeduld nahm zu, als das vermehrte Geräusch von jener Seite her, das Rollen zahlreicher Equipagen und andere sichere Zeichen jenen gewünschten Schluß verkündeten. „Jetzt muß sie kommen," sagte der Soldat still vor sich hin, „aber warum bleiben ihre Fenster dunkelt? Ist Wianka zu faul, die Kerzen im Zimmer ihrer Gebieterin anzuzünden, um sie mit Licht und Wärme zu empfangen, wie sie es liebt? Warte, du faule Zofe, du sollst gescholten werden, oder besser ich greife in ihr Amt und thue, was sie versäumt. "Er näherte sich schnell dem Hause und zog vorsichtig, daß es nicht zu laut erschalle, den Glockengriff; zwei- dreimal mußte er ihn ziehen, bevor im Innern ein Geräusch sich vernehmen ließ, welches ihm gänzlich fremd war. Eine alte Wittwe, Wianka's Mutter, war Eigenthümerin des Hauses, sie versah das Amt eines Thürwächters und pflegte den Läutenden zu öffenen. Auch jetzt schlargte Pantoffelschritt über den Vorplatz, sie öffnete nur halb die Thüre, aber stürmisch drang, dieselbe gewaltsam zurück drängend, der Soldat zu ihr hinein und sein Antlitz blickte der Alten, die eine Handlaterne hielt und ihn damit beleuchtete, in deren vollem Strahl frisch und rosig entgegen. „Ich bin es, Mütterchen," sagte er, „ich, der arme Kornett, erkenne mich nur, der aber reicher ist, als der Czaar durch Axinia's Freundschaft. Da nimm, Mütterchen, nimm," fuhr er fort und drückte der Alten ein kleines Silberstück in die Hand, „es ist, was ich entbehren kann, viel nicht, denn Geld braucht man immer und bei einem Ausmarsch vollends, wie er mir bevorsteht. Ja, Alte, Abschied zu nehmen komme ich — fort muß ich nach Asien — lange werdet Ihr Ruhe vor mir haben, aber gehen konnte ich nicht, ohne noch einmal zu den Füßen der Holdseligsten gelegen und den Saum ihres Kleides geküßt zu haben. Sie wird mir verzeihen — gewiß sie wird es; aber wo bleibt sie, die Vorstellung im Theater ist geendet und noch kommt sie nicht! Trat sie auf, war sie beschäftigt heute? ich weiß es nicht, die Marschordre nahm meine Zeit gefangen, die Meldungen, die Vorbereitungen — jetzt erst bin ich fertig. Gott grüße Dich, Mütterchen!"

Die Alte machte ein ganz seltsames Gesicht zu der Suade des jungen Soldaten, dessen Uniformskollet mit Gold und hellen Knöpfen geschmückt unter dem aufschlagenden Mantel schimmerte. „Stoi!" sagte sie, als sie endlich zu Worte kommen konnte, „wie das brauset. Nur Geduld, nur Geduld, mein Söhnchen! Fasse Dich nur in Geduld!"

„Führe mich hinauf, Alte, verbirg mich oben. Hörst Du, jetzt rollt ihr Wagen!"

„Er mag schon rollen, aber nicht hier. Für heute würdest Du einsam oben seyn, Sudar. Komme mit mir nach meinem Stübchen. Du findest dort Wianka, die Dir Manches zu erzählen hat."

„Wianka in Deinem Stübchen — nicht oben in Axinia's Gemächern?"

„Das macht, weil sie krank ist; komm nur, Junker Jury, komm nur, Du sollst Alles erfahren."

Die Alte bemächtigte sich seiner Rechten und zog ihn fast gewaltsam mit fort. In der Mitte des Weges aber blieb er wieder stehen und sagte: „Alles erfahren?"

„Was soll ich erfahren? Horch, da kommt sie! Laß mich!" — „Sie kommt nicht — sie trat heute nicht auf im Theater, Sie wird nicht wieder darin auftreten . . . Sie ist nicht hier — nicht im Theater, nicht in der Stadt . . ."

„Wie? was?"

„Komm nur, lieber Herr, wir haben uns auf Dich gefreut, wie auf einen Trost im Leiden."

„Im Leiden? Arinia nicht hier?“ des Jünglings Wangen erbleichten. Er folgte nun der Alten ohne Widerſtreben nach einer Thüre im untern Stockwerke, die zu ihrem Wohnſtübchen führte. Als ſie in daſſelbe eintraten und Jury's Säbelſcheide auf der Schwelle erklang, richtete ſich von einem Bette an der gegenüber liegenden Wand eine Mädchengeſtalt auf, die dem Eintretenden entgegen ſtarrte. „Da, Wanſchka,“ ſagte die Alte, „da iſt er. Verlaß nun Dein Lager, worauf Du den ganzen Tag geweint; komm herbei und erzähle, was ſich geſtern Nachts begab. Aber manierlich, Dirne, denn ſo ein vornehmer Herr will geſchont ſeyn.“

Jene fuhr mit beiden Händen in ihr wild herabhängendes, langes Haar und faßte dieſes zuſammen, als wollte ſie es ordnen; dann aber, dieſen Verſuch aufgebend, erhob ſie ſich raſch, ſprang vom Lager und eilte auf Jury zu, indem ſie ſeine Kniee unter Schluchzen und Thränen umfaßte. Der beſtürzte Soldat beugte ſich zu ihr nieder, riß ſie empor und beſchwor ſie, von ſchlimmen Ahnungen ergriffen, zu reden. Vor Ablauf einer Viertelſtunde wußte er Alles, was ſich ſeit geſtern hier begeben; den Beſuch des alten vornehmen Herrn, Arinia's Verhältniß der Knechtſchaft zu dieſem, ihre Verbannung durch ſeinen Befehl, Petrow's Erſcheinen mit der Kibitke, auf welcher ſie abgereiſt war unter Zurücklaſſung aller Gegenſtände der gewohnten Bequemlichkeit und Pracht, die Auslieferung des Ringes, Jurys Geſchenk, an den grauſamen Herrn, Alles berichtete die troſtloſe Dienerin unter einem Strom von Thränen, womit ſie die Kniee und Hände Deſſen benetzte, wovon ſie wußte, daß er ein Theilnehmer ihres Grams und ihres Schmerzes war. „Und da nun die arme Herrin,“ ſchloß Wianka, „in das Fuhrwerk hinab geſchleppt und ich, die ich ſie umklammert hielt, unter lautem Schreien von ihr weggeriſſen ward, da neigte ſie ſich noch zu mir, küßte mich und ſprach: Sey ruhig, Dirne, ich ergebe mich, das iſt nicht Menſchenwerk, das iſt ein Ruf meines Schickſals, welches mich von einem gefährlichen Boden und aus einer gefährlichen Nähe entfernt. Noch bringe ich mein Herz ſchuldlos hinweg, aber ſtrafbar war ich bereits, daß ich ihm geſtattete, mich hier zu ſehen — Ihm — Du weißt, wen ich meine. Da, Dirne, bringe ihm dieſen Kuß, hauche ihn auf ſeine liebe Hand, die ich nicht wieder berühren werde, bitte ihn um ſein Andenken und um ſein Mitleid für mich, bringe ihm mein Lebewohl. — So ſchied ſie.“

Jury hatte in wortloſem Entſetzen zugehört, er war auf einen Seſſel geſunken und ſaß ohne Bewegung da, Wianka's von Thränen befeuchtetes Antlitz ruhte auf ſeiner Rechten, die ſie mit ihren beiden Händen umfaßt, hielt ohne daß er es fühlte. Jetzt ſprang er auf und ſtürmte fort.

(Fortſetzung folgt.)

Das Mailehen.

Eine Volksgeſchichte aus dem Ahrthale, von W. O. von Horn.

(Aus dem Frankfurter Konverſationsblatt.)

Wenn jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reiſen wählen.

Claudius.

Die Eifel iſt ein wunderſames Land, aber ein armes — das ſagte ich mir noch einmal, als die Bergkuppen des Ahrthales mehr und mehr hervortraten und mir Genüſſe verhießen, wie ich ſie auf meiner Wanderung theilweiſe entbehren mußte. Auch manche herrliche Stelle hatte ich in der Eifel gefunden; aber es war doch am Ende weniger das Landſchaftliche, was meine Theilnahme in Anſpruch nahm und feſſelte; vielmehr war es die Geſchichte der Natur (Naturgeſchichte iſt ein gar ſeltſames Wort für das, was wir damit bezeichnen. Man kann kaum ſich toller ausdrücken, als eine Beſchreibung der ſogenannten drei Naturreiche eine Geſchichte zu nennen, wenn „Geſchehen“ die Wurzel des Wortes iſt), die hier aus uralten Urkunden zu Tage tritt, in Urkunden, die nach Jahrtauſenden in dem Archive der Natur nicht vergilbt, nicht zerfallen ſind. Was ich ſo nenne? O, es ſind die Krater erloſchener Vulkane; es ſind die „Maare“; es ſind die Lavafelder; es ſind die Baſalte und hundert andere Zeugen, daß hier im weiten Bereiche das unterirdiſche Feuer eine Werkſtätte hatte, wie ſie die bekannte Erde nicht mehr aufzuweiſen hat. Wann? Wer könnte antworten? Als die Römer ihre Landſtraßen hier bauten, klang keine Tradition von vulkaniſchen Erſcheinungen mehr im Volke nach. Alſo weit vor aller Geſchichte, weit vor dem Menſchengeſchlechte war es, als hier die Feuergluth tobte, brauſte, rüttelte, verheerte. Schade, daß hier die Steine nicht reden können. Oft wurde es mir unheimlich in dieſem Bereiche einer entſetzlichen Naturgewalt, wenn ſie auch ihre Herrſchaft freiwillig aufgegeben. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß gerade ſeit den letzten dreißig Jahren Erdbeben in dieſen Gegenden häufiger vorkommen. Sollte die Natur ihre verſchütteten Kanäle wieder aufſuchen wollen? Sollten die alten erloſchenen Krater noch einmal ihre Feuergarben in die Nacht leuchten, ihre Dampfwolken zur Himmelsbläue ſenden, ihre Lava aus ihren Eingeweiden hervorbrechen und dem armen Menſchen ſeine mühſam ihr abgerungene Exiſtenz bedrohen wollen? Die Antwort bleibt aus, aber das Ja liegt ſo wenig außerhalb der Gränzen des Möglichen, als das Nein. Jedenfalls aber können die guten Eifler unſerer Tage ruhig ſchlafen. Hier liegt das Wann ebenſo in dunkler Zukunft.

wie das obige in der Vergangenheit, und wenn einst diese Vulkane wieder Arbeiten werden, thut keinem der jetzt Lebenden mehr ein Zahn weh.

Ich war bei dem Tunnel angelangt, den die für das Landeswohl unermüdet sorgende preußische Regierung hier durch das mächtige Gebirge getrieben, um die mühe- und gefahrvolle Landstraße hindurch zu leiten. Aus seinem Dämmerlichte heraustretend, stand ich staunend still. Welch ein überraschender Anblick! Vor mir auf gewaltiger Höhe die mächtigen Burgtrümmer von Altenahr; überall wilde Gebirgsformen, enge Schluchten, herrliche Felsen! Ich war im Ahrthale und begrüßte bald den Fluß, der sich durch die Felsen windet.

Altenahr war erreicht, aber nicht des Tages Ziel. Die Burg Are mußte erstiegen, von dieser Höhe mußte die Aussicht genossen werden, ehe die Sonne hinabsank. Ich hatte zuviel davon gehört, um nicht durch die drohenden Beschwerden schrecken zu lassen. Ein alter, aber noch rüstiger Mann wurde mein Führer.

Traulich mit dem Volke verkehren, gibt reichen Lohn. O wie viel Tüchtiges und Treffliches umschließt das Gemüth des Volkes! Wie viel Poesie liegt da verborgen? Aber unsre Touristen (daß ich mich des Ausdrucks bediene) fürchten, sich zu verunehren, wenn sie sich mit dem Volke einlassen; sie bespötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anschauungsweise, den derben, frischen Ausdruck und scheu zieht sich das Innere zurück und die edle Stufe ist verdeckt. Ich pfleg' es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich, mit den Leuten; ich gehe theilnehmend in ihr Weh und ihre Last, in ihre Hoffnungen und Befürchtungen ein; ich leihe ihren Erzählungen gerne mein Ohr und selten geh' ich ohne reichen Lohn von dannen.

So war es auch jetzt wieder diese meine Weise, die mir das volle Vertrauen meines vielerfahrenen Alten gewann. Er war redselig und hielt nichts hinter dem Berge.

Wir stiegen langsam den alten Burgweg hinan; wir arbeiteten uns durch das Gemäuer hindurch; bald trat der ganze Burgplan mit Hülfe der Nachweisen meines Führers vor mein Auge. Es war eine mächtige Burg, an der Jahrhunderte gebaut. Schon von hier aus war die Aussicht in diese wilde Gebirgswelt herrlich; aber mein Führer ließ mich nicht rasten.

Wir müssen dort auf die Zinne des Berges, sagte er, wenn Sie eigentlich wissen wollen, warum sie hier herauf gestiegen sind. Er deutete auf den Kegel, der über uns sich erhob. Dorngesträuche und Büsche von Hasel, Ahorn und Eiche bedeckten ihn bis zur Kuppe.

Wir stiegen bergan. Der Alte rauchte sein kurzes Klöbchen dabei und plauderte gemüthlich von vormals und heute. Ich folgte ihm horchend und kämpfend mit den Ranken, die mir immer in die Beine schlugen, wenn der Alte hindurch war. Endlich war die Spitze erreicht.

Aber hier legte der Alte die Hand traulich auf meine Schulter und rief: die Augen auf, Herr, denn so was findet Ihr nicht am Rheine und nicht an der Nahe, wo Ihr daheim seyd!

Er hatte Recht!

Abgründe umgähnten mich zu allen Seiten, deren jähabschießende, grauenvolle Tiefe fast mich schwindeln machte. Felszacken starrten überall herauf, schwarz, schroff, diabolisch anzusehen, als wären es Arme des Orkus, die nach dem Recken griffen, der es wagen wollte, da hinabzuschauen. Bergkegel überall. Da unten in der Tiefe rauscht die Ahr durch die zackigen Felsen, bald aufblitzend, bald verschwindend und immer wieder sich um die Felsen windend, wie der Ariadnefaden im Labyrinthe. Vierzehnmal sah ich ihren Silberblick aus diesem dunkeln Felsgeklüfte herausleuchten, ehe sie sich dem Blicke entzog. In einer dunkeln Tiefe liegt der Flecken Altenahr und über ihm schließt des Kreuzbergs Höhe ab. Wendet man sich, so liegen wieder diese wilden Felsen vor dem Auge, nur anders geformt. Flechten hier, dort Buschwerk, bekleiden sie kümmerlich. Dazwischen zeigen sich frischgrüne Reben und in den Schluchten Dörfer und auf den Kuppen ferne Burgtrümmer. Ich war versunken in dieß wundervolle Bild. Mein Alter störte mich nicht im Schauen und Betrachten. War er selber ergriffen von dem, was er tausendmal geschaut, oder war es der im Volke wohnende Takt, mir den Genuß nicht zu verkümmern? — Als die Betglocken heraustönten, zog er stille seine Mütze und ich meinen Hut und — es haben zweie gebetet für sich selbst, für die Brüderwelt, für das zuckende Vaterland so innig, als es in irgend einem Tempel hätte geschehen können.

Die Sonne ging unter und in der Tiefe wurde es dunkel und dunkler, während hier oben es noch so helle war. Die Abendwölkchen schwammen golden im glutigen Himmel. Im Westen lagen dicke Wolken; dunkelgrau, wo sie sich über die Berge hoben; schneeweiß in ihren Spitzen, wie die Alpen in ihrem Schnee! aber in jedem Momente wechselten die Tinten. Das Grau wurde Violett; die dunkleren Stellen Purpur, die Schneepfeiler goldig roth und der Westpunkt war flammendes Gold. In jeder Minute änderten die Wolken ihre Formen.

O, ich hätte hier bleiben mögen, bis die Nacht alles in ihren Schleier gehüllt hätte, aber der Alte sagte: Wir müssen scheiden, wenn wir nicht den Hals brechen wollen!

Der letzte Punkt war bedenklich. Wir brachen auf und nun ging das plaudern wieder an. Er erzählte mir die Sage von der Burg Are, Geschichtliches, alles bunt und mährchenhaft durcheinander. Ich hörte ihm gern zu, denn es lag der ganze Zauber zutraulicher Kindlichkeit auf seinen Erzählungen. Auch auf alte Volksgebräuche und Sitten kamen wir zu reden. Da war es denn die eigenthümliche Sitte des Mailehens, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Was ist denn das? fragte ich, als er den Ausdruck brauchte. Ich dachte mir irgend einen feudalistischen

Rest, der sich in diesen abgeschlossenen Thälern erhalten habe, und äußerte ihm das.

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf die innere Lage ist Herr Guizot ziemlich beruhigt. Die während vier Monate nach allen Winden hin bewegte Gesellschaft hat nach seiner Ansicht im Juli ihren Ballast gefunden. Die Insurgenten, indem sie das Eigenthum und die Familie zur Zielscheibe nahmen, zeigten jener, wo sich eigentlich ihr konservativer Grundsatz befand. Herr Guizot glaubt nicht, daß die jetzige Regierungsform mit ihrer einzigen Kammer sich hinlänglich zur Befestigung jenes Grundsatzes eigne. Er läßt den gouvernementalen Tendenzen des allgemeinen Stimmrechtes Gerechtigkeit widerfahren, er möchte es aber durch eine doppelte Wahl kontrolirt wissen.

Herr Guizot will bloß dann nach Frankreich zurückkehren, wenn man ihn zurückruft — das heißt durch die Thüren der Wahl.

Die Herren Duchatel und Dumon besaßen die praktische Philosophie des Herrn Guizot nicht. Hr. Dumon glaubte, als er die Republik sich mit jedem Tage weiter von den anarchischen Theorieen des Februar entfernen sah, daß die Reaktion in den Ideen auch die Ordnung in die Verhältnisse zurückbringen würde — während die Regierung der Massen, die organisirte Aufregung die administrative Redlichkeit des Hrn. Duchatel erschreckte, welcher sogar den durch die Juli-Revolution den Parteien gewährten Spielraum übertrieben fand. Hr. Guizot setzt ein tiefes Vertrauen in die öffentlichen Erörterungen, Hr. Duchatel betrachtet dieselben als eine unangenehme Nothwendigkeit. Hr. Duchatel schreibt theilweise einer übertriebenen Zentralisation die ungeheuere Leichtigkeit zu, mit welcher die Bewegung vom Februar sich in die Departemente verbreitet hat.

Unter den Schiffbrüchigen von 1848 spielt Fürst Mitternich die größte Rolle. Sein Hotel in Eaton-Square ist während dieses Sommers der beliebte Wallfahrtsort geblieben für alles, was das englische high life an vornehmen und exklusiven Gestalten hat. Der Fürst gab keine Feste. Ich habe nur meine Reise-Einrichtung, sagte er nachlässig, und diese Reise-Einrichtung bestand, beiläufig gesagt, aus einem Heere von Bedienten. Und in der That, die Verbannung sieht für ihn viel eher einer Reise, als einer Abdankung ähnlich. Man vergißt ihn etwas zu sehr bei uns; er bleibt in England wie in Wien der Einflußreichste, der von der monarchischen Politik am meisten zu Rathe gezogene Staatsmann. Er lenkt von seiner Zurückgezogenheit aus den österreichischen Hof, welcher nichts ohne seine Bestimmung thut. Er gibt dem Czaaren, mit welchem er einen regelmäßigen Briefwechsel unterhält, Rathschläge, bestimmt die Tories durch den Herzog von Wellington und übt sogar einen ziemlich großen Einfluß auf die Whigs durch Lord Palmerston, welcher ihn besucht, obschon er keine direkten Beziehungen zu ihm zur Schau trägt.

Metternich nimmt darnach seine Stellung. Er erwiedert die Besuche nicht, welche ihm gemacht werden, und geht von diesem wesentlich germanischen Rigorismus nur für seinen Freund Wellington ab. Die englischen Pairs beugen sich ziemlich gefällig unter diese fürstlichen Manieren, und die Neugierde trägt etwas dazu bei. Jeder möchte ein Wort, ein Geständniß der Sphinx der absolutistischen Diplomatie auffangen, um so mehr, als die Sphinx durch das Alter etwas geschwätzig geworden ist. Metternich sitzt bereits gern für die Biographie oder die Geschichte. Während er noch eine ungeheuere Rolle in der thätigen Politik spielt, beurtheilt er dieselbe beinahe mit der Uneigennützigkeit eines Schauspielers, der sich zurückgezogen hat, und er verschmäht es nicht, den Profanen die Geheimnisse der Koulissen zu verrathen. Man fragte ihn eines Tages, wie es ihm gelungen sey, immer die gewandtesten Staatsmänner in Schach zu halten, und er antwortete: Indem ich immer die Wahrheit sagte. Das Wort — ist nicht sehr schmeichelhaft für die Diplomatie, aber es ist zu viel für den alten Diplomaten. Metternich trug allerdings Sorge, immer die Wahrheit zu sagen, allein er sagte niemals die ganze Wahrheit und verschaffte sich dadurch die Ehre der Aufrichtigkeit und die Vortheile der Diplomatie. Er gebrauchte dieses System der Mental-Reservationen am liebsten gegen die Geschäftsträger gewisser kleiner deutscher Staaten, deren Verwirrung stiftende böse Laune er bei großen europäischen Verwicklungen fürchtete und die er sich doch nicht absprenstig machen wollte, indem er ohne sie zu handeln schiene.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der kleine Thiers, der alle Deutschen im Jahre 1840 auffressen wollte, dem aber unser braver Niklas Becker, Gott hab' ihn selig, mit dem bekannten Rheinlied den Appetit verdarb, sagte neulich in der französischen Nationalversammlung: „Gott behüte mich, daß ich anders als mit Ehrerbietung von Louis Philipp spreche, denn er ist entthront, verbannt und arm!" Das ist edel gedacht!

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 24 11. Februar 1819.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Ein Heer von Rettungsplänen und Racheentwürfen gegen Arinia's grausamen Entführer flammte durch Jury's feuerige, durch das soeben Erfahrene wild aufgeregte Seele, aber diese Pläne und Entwürfe, den bestehenden Verhältnissen und dem, was geschehen war, gegenüber, glichen dem Toben eines Kinderarmes gegen eine von Erz und Stahl aufgerichtete Schranke. Er fühlte das wohl, zudem hatte er nur noch über eine Spanne Zeit zu gebieten und in wenigen Stunden war er selbst außerhalb dem Bereiche dieser großen Stadt, die ihm so theuer geworden war, weil des Jünglings Herz hier zum Erstenmal fühlen gelernt hatte. Selbst des Trostes bedürftig, war er wenig geeignet, Wianka zu trösten, er verließ sie und ihr Haus nach kurzem Abschiede und trat bald darauf bleich und verstört zum Bruder ein, mit dem er in der Kaserne das nämliche Zimmer bewohnte. Bogatir war sein Vertrauter, wie er der Vertraute Bogatir's war; die Brüder, bisher verlassen und vereinzelt in der Welt, ohne außerdem zarte Naturbande zu kennen, als die zwischen ihnen, liebten einander innig. Von früher Kindheit an unter Fremden, aufgewachsen unter soldatischer Disziplin hatten sie zwar der Vater- und Mutterliebe entbehrt, denn die Eltern lebten seit lange nicht mehr, aber dagegen waren sie einer gewissen Verzärtelung entgangen, welche nicht selten die Blüthe glücklicher Kinder vergiftet. Gesundheit und Kraft schmückte ihre Jugend, und die Stärke, die sie bei allen körperlichen Uebungen von jeher entwickelt hatten, war nebst der Freundlichkeit des Betragens Ursache der Achtung und Liebe, deren sie, ihren wenig glänzenden Verhältnissen zum Trotz, bei Vorgesetzten und Kameraden genossen. Bogatir traf jetzt den Bruder unter Mitwirkung ihres gemeinschaftlichen Dentschik oder Dieners, beschäftigt seine Vorbereitungen zur nahen Abreise zu treffen, Mantelsäcke lagen umher und der Anblick der brüderlichen Geräthschaften, wie die Seinigen fertig und gerüstet, erinnerte Jury an die Ordre des Mitaufbruchs, die Bogatir empfangen, und daß er nicht nöthig hatte, auch von ihm sich zu trennen, was seinem zagenden Herzen einigermaßen zum Troste gereichte. Es währte nicht lange, so kannte der Aeltere die Veranlassung des Leidens, welches von des Jüngeren Antlitz den ihm gewöhnlichen Ausdruck der Freude und des Frohsinns hinweggelöscht hatte; er beklagte Arinia's Schicksal und theilte des Bruders Gram, jedoch nur mit halbem Herzen, denn Bogatir hatte selbst Kummer. Er konnte den Auftritt im Laden des französischen Kaufmanns nicht vergessen, diesen Auftritt der peinlichen Verlegenheit und Demüthigung, in welchem dennoch für ihn eine Fülle heimlichen Glückes gelegen hatte. Die Uhr, in deren Besitz er auf so seltsame Weise gelangt war — wie theuer war sie ihm! Noch stand vor den Augen seiner Seele das stolze, herrliche Mädchen, welche sie ihm gab und dem gegenüber er nicht den Muth gehabt hatte, die Annahme eines solchen Geschenkes zu weigern, selbst da die Bankierstochter ihn mit einer Art von Geringschätzung behandelt und ihn fast höhnend abgewiesen, als er dankbar ihre Hand zu küssen begehrt hatte. — Diesen Umstand rief sich der Jüngling mit allen Einzelheiten in das Gedächtniß zurück; auch sein Stolz und sein Zorn wollten davon erregt werden, aber sie wurden es nur insoweit, als die Bewunderung der Schönheit seiner Beleidigerin es zuließ. Ihr Benehmen fand gerade bei ihm Fürsprache, Entschuldigung, Verzeihung, es war sein überraschtes Herz, welches so mild richtete; Jury dagegen, obgleich auch ihr Geschenk angenommen, fühlte sich verletzt, gekränkt, nicht durch die hochfahrende Dame allein, sondern durch Alle, welche in ihrer Umgebung gewesen waren, Herr Daru und seine Kommis nicht ausgeschlossen. Nur aus Rücksicht für den Bruder schalt er weniger auf die ganze Sippschaft, als er wohl innerlich Trieb dazu fühlte. „Morgen ist Mittwoch," sagte Bogatir; „wie hatte ich mich auf diesen Tag gefreut! Ich wäre — ja, Bruder — ich wäre in die Soirée des Herrn Molwo gegangen, wozu die empfangenen Karten uns berechtigen. — Nun muß ich von hinnen und wer weiß — kehre ich jemals wieder!"

Jury schwieg.

„Möglich, daß man mich dort sehr stolz behandelt hätte," fuhr Jener fort — „meinetwegen! Ich hätte es ertragen, nur um des Glückes zu genießen, noch ein Mal in ihrer Nähe zu seyn. Seltsam übrigens, daß der Ordonnanzsoldat, der mir den späten Befehl über-

Digitized by Google

brachte, mich marschfertig zu halten, von einem Fremden erzählte, den er beim Obristen gesehen haben will, und dessen Schilderung so ziemlich jenem englischen Herrn in Daru's Laden gleichkommt — dem Bräutigame der Dame Molwo." —

„Den Gott verdammen möge!" fuhr Jury heraus, „so gut, wie den dicken Bankier, der uns für Diebe hielt!" —

„Er hielt uns nicht geradehin für solche — er vermuthete nur — es giebt Lagen . . . Indessen wenn ich mir denke, daß jener Engländer wirklich bei unserem Obristen war und meine plötzliche, unerwartete Marschordre . . . doch horch! es kommt Jemand."

„Mein Bruder," sagte Jury, „es könnte mir unendliches Vergnügen machen, gewisse Herren durchzuprügeln."

„Im Grunde, mir auch," gestand Bogatir mit leisem Seufzer.

In diesem Augenblicke trat wirklich Jemand in das Zimmer der Brüder, es war der Ordonnanzsoldat, der heute hier zum zweiten Male erschien und jetzt beiden Kornetten den Befehl überbrachte, sich schleunigst zum Obristen zu verfügen, der sie erwarte. So überraschend ein solcher Befehl zu dieser späten Abendstunde war, zögerten sie jedoch nicht, ihm Folge zu leisten, setzten sich rasch in den Stand, vor ihrem Chef zu erscheinen und verließen, von dem Soldaten begleitet, Zimmer und Kaserne. In der nahe gelegenen Wohnung des Obristen angekommen, traten sie mit militärischer Haltung in dessen Gemach, indem sie schweigend seine Befehle erwarteten. Der Obrist befand sich in voller Uniform; ein fremder Offizier war bei ihm. „Ich bin," sagte er, nachdem er durch ein Zeichen mit der Hand den sich Meldenden eine freiere Bewegung gestattet hatte, „ich bin so überrascht, als Ihr, junge Herren, es seyn werdet, betroffen darf ich wohl sagen über den Befehl, den mir soeben der Ordonnanzoffizier aus dem Hotel des Kriegsministeriums von Seiten Sr. Exzellenz des Herrn Ministers bringt. Hochderselbe will, daß ich vor ihm erscheine und zwar mit Euch und in dieser Stunde noch. Eure Namen sind ganz deutlich in der Ordre bemerkt. Es ist kein Zweifel, daß Ihr gemeint seyd, aber was kann der Herr Minister von Euch wollen? Habt Ihr reines Gewissen, junge Herren? Wo nicht so zittert, denn diese Maßregel läßt auf etwas Außerordentliches schließen."

Wer den Herrn Obristen genauer betrachtete, während er diese Anrede hielt, würde bemerkt haben, daß er selbst zitterte, die Farbe seines Antlitzes häufig wechselte und er alle Mühe hatte, seine innere Unruhe zu verbergen. Sein nicht ganz tadelfreier Wandel, seine Schulden, das hohe Spiel, dem er ergeben war, und endlich sein ungesetzlicher Vertrag mit Knorbridge, Kraft dessen er einen dieser jungen Leute gewissermaßen verkauft hatte — zogen jetzt wie drohende Schreckbilder durch seine Seele und warfen ihre unheimlichen Schatten auf sein frühe alterndes Antlitz, das von den Furchen aller Leidenschaften gezeichnet war. Es bildete einen auffallenden Gegensatz zu den blühenden und unschuldigen Antlitzen seiner Kornetten und ihrer gemessenen und ruhigen Haltung. Wie indessen der Gemüthszustand der hier betheiligten Personen auch seyn mochte, es blieb ihnen nichts weiter übrig, als der höheren Weisung zu folgen; sie stiegen mit dem Ordonnanz-Offizier in dessen unten wartende Kutsche und fuhren unter geheimen Herzklopfen, wenn auch aus verschiedenen Ursachen, dem Palaste des Ministers zu.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Behüt' Gott, sagte der Alte. Das ists nicht. Ich sehe wohl, bei Euch zu Hause weiß man davon nichts. So muß ichs Euch sagen. Hier herum haben die Jungen (Bursche, Jünglinge) einen Gebrauch aus uralter Zeit, der Mailinnen, Mailehen, Mädchenlehen heißt, und damit hat's folgende Bewandtniß. Ich wills Euch auslegen! Alle Jungen der Orte, die hier herum im weiten Kreis liegen, haben eine Zunft zusammen, die alle Jahr ihren Schultheiß, ihre Schöffen und ihren Schreiber wählt, dem die Andern willig Folge leisten, und ich wollts keinem gerathen haben, der sich dem Spruche, den sie thun, widersetzen wollte; er wär' von aller Lustbarkeit ausgeschlossen. Thuts auch keiner! Allemal am letzten April, Abends versammeln sie sich entweder auf einem Berge, oder unter einer Dorflinde zum Mailehen. Sind sie alle da, so ruft der Schultheiß, um den die Schöffen und ihre Schreiber sitzen, alle Mädchen der Dörfer, die zu der Zunft gehören, mit Namen auf. Er preiset ihre Schönheit, ihre Tugenden mit vollen Backen und unter Schnaken und Kurzweil. Ist ein Name genannt und sie gepriesen, die ihn trägt, so wird sie versteigert. Wer am meisten bietet, dem ist sie, und er darf sich als ihren Schatz ansehen; sie ist sein Mädchen, tanzt nur mit ihm während des Jahres, und nur dann mit einem andern, wenn er es gestattet. Das Geld, das bei dieser Versteigerung zusammenkommt, wird an der Kirmiß vertanzt, verjubelt und vertrunken. Die Mädchen die übrig blieben, bilden den „Rummel" und werden im „Rummel" an einen Jungen versteigert, der bei ihnen allen das Recht hat, wie der eine, der sein Mailehen ersteigert hat. Ist das vorüber, so eilen die Jungen, die Häuser ihrer Mailehen mit Maien zu schmücken und je reicher und kecker das geschieht, desto lieber hat der Junge sein Mailehen.

Das mag aber oft eine bunte Wirthschaft geben, sagte ich, wenn zweie ein Mädchen lieb haben!

Kommt auch vor, versetzte er, und ich will Euch nachher eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe; allein in der Regel herrscht Ordnung und der Schultheiß versteht sein Amt. Findet einer ein Mädchen und einen Burschen, wenn's dunkel ist, bei einander, so darf er ihm den Hut oder die Kappe nehmen, die dann verkauft wird, zur Schande des Pärchens. Manchmal giebts auch Prügel mit dem „Schnutholz" dem Stocke nämlich, denn „zum Mädchen gehen," heißt hier zu Lande: „auf die Schnut gehen."

Kommt aber, was jedoch gar, gar selten geschieht, ein Fehltritt vor, dann Adieu! dann wird die Dorflinde, unter der sie ersteigert werde, als Maileben — gescheuert; das Pflaster, auf dem sie getanzt, aufgerissen und umgepflastert. Herr, man nimmts scharf bei uns im Thale und Gottlob! es steht gut, was Zucht und Sitte betrifft. In der Kirche ist noch ein Stuhl für gefallene Mädchen und das Häckfel wird ihr zu Neujahr gestreut und der Strohmann steht sicher an ihrer Thüre.

Wir waren unter diesem Gespräche glücklich im Thale angelangt und ich war tüchtig müde. Der Abend war aber so lau und mild; das Mondlicht zitterte so schön durch die Bäume, die Nachtigallen jubelten an den Büschen und die Ahr rauschte so eigenthümlich, daß ich gar keine Lust nach der Wirthsstube fühlte. Ein Felsblock lud zum Sitzen ein. Ich nahm Platz und mein Alter saß rasch an meiner Seite.

Ihr seyd mir noch die Geschichte schuldig, sagte ich. Es ist so wunderhübsch hier, wollt Ihr mir sie nicht erzählen? Morgen bin ich schon wieder über die Berge, weitweg von hier. Ich reichte ihm eine Zigarre: aber er sagte: behaltet das Ding, ich danke Euch. Mein Stümmelchen ist mir lieber und die Geschichte sollt Ihr hören.

Er klopfte das Pfeifchen aus, stopfte aus seinem langen Lederbeutel, der wie er mir sagte, aus einem Katzenfell bereitet war, weil Katzenfell den Tabak feucht halte, und, als es dampfte, begann er die Geschichte zu erzählen, die ich hier wieder gebe, wie er sie mir mittheilte.

1.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran.

Goethe.

Der Frühling war heuer früh gekommen. Es war schon im April wahrer Sommer und der wetterwendische Monat hatte alle die Mucken abgelegt, die ihm seit unvordenklichen Zeiten und mit Recht und Fug zugerechnet werden. Bis tief in die Nacht hinein war's warm und das Wasser der Ahr so lau wie sonst kaum im Juni. Alles war grün und an Weiden waren die weichen Kätzchen längst den Blättern gewichen. Die Nachtigallen waren schon da und jubelten in den Büschen am Ufer und von den Bergen klangen hell der Drosseln Gesängen herab.

Es war Mondschein und eine laue Nacht lag über dem Ahrthal. Unweit Altenahr war eine Stelle am Ufer, die so traulich und einladend war wie kaum eine. Ein dichtes Erlen- und Weidengebüsch begränzte ein kleines, frischgrünes Wisenplätzchen von allen Seiten, daß es nur gegen die Ahr offen war. Das Flußwasser lag drüben und auf der Seite des Plätzchens war das Wasser kaum einige Zoll tief und zarter Sand bildete seine Unterlage. Es war so stille da, daß man das Springen der Ahrrümpchen*) hören konnte, die zu hunderten sich in der warmen Fluth herumtummelten. Ganz nahe an der Stelle saß eine jubilirende Nachtigall; sonst wars stille und die Ahr floß sonst dahin.

An diesem heimlichen Plätzchen saß ein Junge von neunzehn Jahren und flocht eifrig Rumpen für den morgenden Fang, während andere seines Alters schon schliefen oder mit dem Mädchen majeten**) und schäferten oder in Haufen singend durch die Gassen zogen.

Es war ein netter Junge, der so eifrig Rumpen flocht, ein bildhübscher Junge mit frischrothen Wagen, schwarzbraunem Haar und ein Paar Augen, die glänzten, wie zwei Sterne. Gewachsen war er wie die schlanke Erle am Ahrufer und mehr als ein Paar Mädchenaugen sahen dem frischen Hubert nach, wenn er so schnacks vorüberging. Manche dachte bei sich: schade, daß der nette Junge so arm ist!

Das war nun freilich nicht zu läugnen. Hubert war einer armen Wittwe Sohn. Sein Vater, ein Fischer und Winzer wie er, war Anno 1770 ertrunken, als die Ahr durch einen Wolkenbruch angeschwollen ein schrecklich Unheil angerichtet. Er wollte ein Weib retten, das mit den Wellen rang, und ertrank mit ihr, da sie sich, seinen Arm lähmend, an ihn festgeklammert hatte. Unter der Mutter Thränen, unter Entbehren und Noth war er aufgewachsen, hatte betteln und Bettelbrod essen müssen, bis er arbeiten konnte, und ernährte nun seine alte Mutter als treuer Sohn und trug sie auf den Händen. Am Tage arbeitete er im Weinberg und Nachts strickte er Netze, flocht Rumpen für den Fang, wenn die Zeit kam, und Körbe zu allerlei Gebrauch in der Zwischenzeit. Darin war er ein Meister; besonders flocht er zierliche Nähkörbchen und Henkelkörbchen für die Mädchen, wenn sie nach Ahrweiler oder sonsthin zu Kauf oder Besuch gingen. Dazu wußte

---

*) Cyprinus phoxinus, ein kleiner, fetter, gern gegessener Ahrfisch, der in Salzwasser abgekocht, alsdann getrocknet und in kleine Körbchen aus Rinde der Krackweide geflochten, und Rumpen genannt, verpackt und in den Handel gebracht wird. Ihr Fang bildet einen Erwerbszweig armer Fischer.

**) Majen heißt plaudern, kosen.

er die Weiden roth, blau, grün und goldgelb zu färben und damit zierliche Muſter einzuflechten, daß es eine Luſt war, ſie zu ſehen. Daher kam es denn auch, daß die Mädchen alle Körbchen bei ihm kauften. Einen fleißigen Jungen, einen ſtilleren und braveren hatte Altenahr nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Bayerns Einkünfte, nach den Beſchlüſſen der Reichsverſammlung. *)

Wenn die Regierungen in den größeren deutſchen Staaten Bedenken tragen, der Reichsverſammlung zu Frankfurt die Einzig- und Alleinbefugniß zuzugeſtehen, vielmehr das Vereinigungsprinzip feſthalten, ſo iſt man von vielen Seiten mit dem Vorwurfe der Sonderbeſtrebungen, der Verfolgung dynaſtiſcher Intereſſen bei der Hand. Daß es ſich aber hier von den wichtigſten Intereſſen der Volksſtämme handelt, daß insbeſondere die Wohlfahrt der unter der Krone von Bayern vereinigten Stämme auf dem Spiele ſteht, zeigt ein Blick auf die Beſchlüſſe über den Art. VII. des Abſchnittes vom Reich und der Reichsgewalt. Nicht nur die Zollgeſetzgebung iſt der Reichsgewalt zugewieſen, ſondern auch die Geſetzgebung über Verbrauchsſteuern und Produktionsabgaben, welche etwa ein Reichsgeſetz in die Sphäre der Reichsgemeinſchaft ziehen wird. Wie die Zolleinkünfte ſollen auch die für gemeinſchaftlich erklärten Verbrauchsſteuern und Produktionsabgaben zunächſt beſtimmt ſeyn, die Reichsbedürfniſſe zu beſtreiten, und nur der ſich nach dieſer Beſtreitung ergebende Ueberſchuß zu Vertheilungen unter den einzelnen Staaten gelangen. Es iſt kein Geheimniß, daß man es hiebei in erſter Linie auf den bayeriſchen Malzaufſchlag und die Einkünfte aus der Salzregie abgeſehen hat. Jene Dotation der Schuldentilgungsanſtalt des bayeriſchen Staates, jenes Fundament unſeres Staatskredites, ſoll zur Verfügung der Reichsgewalt geſtellt werden. Die jährlichen Einkünfte aus dem Malzaufſchlag betragen 5½ die aus der Salzregie über 2¼ Millionen. Rechnet man dazu das Einkommen aus den Zöllen mit 6 Millionen, ſo würden künftig 14 Mill., beinahe die Hälfte der geſammten Einkünfte des bayeriſchen Staates, zunächſt für Reichsbedürfniſſe (deren Umfang noch unbeſtimmt — man denke an Anſchaffung und Unterhaltung der Reichsmarine) in Anſpruch genommen werden können, ohne Ausgleichung durch eine entſprechende Verminderung der Laſten des bayeriſchen Staates. Die Erhöhung anderer Steuern oder die Einführung neuer Steuern müßte den Ausfall decken. Dabei iſt wohl zu erwägen, daß nach dem Plane Heinrichs von Gagern, Dahlmann's und der andern Anhänger eines preußiſchen Kaiſerthums Oeſterreich aus dem Verbande des deutſchen Bundesſtaates austreten, ſonach Norddeutſchland nicht nur das erbliche Reichsoberhaupt gewinnen, ſondern auch das bleibende Uebergewicht, ſo im Volks- wie im Staatenhauſe erlangen ſoll. Nicht nur die gewerblichen Intereſſen des ſüdlichen Deutſchlands ſtehen in Kolliſion mit den Handelsintereſſen des nördlichen, auch unſere Landwirthſchaft, insbeſondere unſer Weinbau, würde Gefahr laufen, zum Vortheil der von der nördlichen Mehrheit vertretenen Bevölkerungen Druck und Vernachläſſigung zu erfahren. Vergleicht man die Lage der Weinproduzenten in Franken und der Pfalz mit den Verhältniſſen derſelben Klaſſe in den preußiſchen Rheinprovinzen; erlangen die oben angeführten Beſchlüſſe die Kraft von Reichsgeſetzen, ſo läßt ſich mit Gewißheit vorausſagen, daß vexatoriſche Abgaben der Art, wie ſie jetzt in Preußen die Weinproduktion und Konſumtion belaſten, in kurzer Zeit auch Franken und die Pfalz heimſuchen werden. Vorher noch einen Blick auf unſer bayeriſches Gebirge. Der Wohlſtand, ja die Sicherung des Lebensunterhaltes der dortigen Einwohner, hängt weſentlich zuſammen mit Aufrechthaltung des Betriebes der ärarialiſchen Salzwerke. Gehen von der Reichsgewalt Geſetze aus, welche in ihren Wirkungen zum Vortheile der württembergiſchen, heſſiſchen, thüringiſchen Salzproduktion den Abſatz der bayeriſchen Salzwerke in bedeutendem Maß vermindern, ſo wird damit nicht nur der bayeriſchen Staatskaſſe eine bedeutende Einnahme entzogen, ſondern auch den ärmeren Gebirgsbewohnern die Quelle des Lebensunterhaltes, der Verdienſt in den Salinenforſten entzogen. Sind alles dieß dynaſtiſche Intereſſen? Iſt es eine verwerfliche Sonderbeſtrebung, wenn die bayeriſche Regierung Bedenken trägt, den Wohlſtand der Staatsgenoſſen zum Vortheil norddeutſcher Sonderintereſſen preiszugeben?

*) Aus der N. M. Z.

Logogryph.

Kannſt du wohl ein Wort erſinnen
Wo das erſte Zeichen einmal,
Wo das achte Zeichen zweimal,
Wo das dritte Zeichen dreimal
Wo das vierte Zeichen viermal
In ein Bett zuſammenrinnen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

[illegible]

Dienstag № 25 13. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Es war fast Abend, Herr Molwo kam von der Börse er hatte im Gedränge seinen Wagen verfehlt und beschlossen, um nicht zu warten, den nicht all zu großen Weg nach seinem Hause zu Fuß zu machen. Wer ihn zu andern Zeiten gesehen hatte, den klug kombinirenden, ruhigen Geschäftsmann, möchte ihn heute nicht wieder gekannt haben; er war zerstreut, seltsam übereilt im Abschluß von nicht unwichtigen Geschäften, die Antworten, die Bescheide, die er Handelsfreunden oder Mäklern ertheilt hatte, zeigten von einem ungewöhnlichen Zustande seines Innern. Sein künftiger Eidam beobachtete ihn und sein Treiben mit einer Art von argwöhnischer Verwunderung und schüttelte ein wenig den Kopf zu der Bemerkung Anderer, daß es wohl die Trauer um den schnell erfolgten Tod seines alten langjährigen Freundes und Gönners, dessen feierliches Leichenbegängniß gestern stattgefunden hatte, seyn könne, was den guten Herrn Molwo so auffallend verstöre. Bereits den ganzen Tag und selbst im Innern seines Hauses, im Kreise seiner Familie, die heute sein Wiegenfest feierte, hatte er eine gewisse Beklommenheit, ein Beschäftigtseyn seiner Gedanken mit andern Dingen, als die, welche ihn umgaben, nicht verbergen können. Knorbridge's Nähe war ihm zum Erstenmale lästig, dessen schonungslos fragende Augen marterten ihn, er mied das Alleinseyn mit ihm, und sah sich deßhalb nicht ungern im Gewühle der Kaufleute von ihm getrennt, um in der Freiheit den Nachhauseweg ohne seine Begleitung nehmen zu können. Ueber einen der Prachtplätze schreitend, an denen die Hauptstadt so reich ist, warf der Bankier einen scheuen Blick seitwärts und sein Auge spielte an der Façade eines sehr großen Hauses hinauf, dessen Fensterreihen bei der eben beginnenden Abenddämmerung anfing herrlich erleuchtet zu werden. Molwo blieb stehen und blickte mit starrer Verwunderung, unverwandten Auges dahin. Unter dem Portale des Palastes wimmelte es von Gestalten, die sich bunt durcheinander drängten. Gestern drängten sie sich auch zum feierlichen Trauerzuge, Karossen und Fußgänger umwogten den Palaste wie jetzt, aber anders, ganz anders erschien, was sich so eben den Blicken des glücklichen Kaufmanns darbot. Trauer war es nicht mehr, nicht mehr das feierliche Gepränge einer letzten Ehrenbezeugung, sondern der Glanz, der Tumult der Freude, welche hier zu herrschen schienen. Molwo wollte das Antlitz abwenden und seinen Weg fortsetzen, aber ein unwiderstehliches Gefühl erlaubte dieß nicht, sondern zog ihn mit magnetischer Gewalt zu der Schwelle, die er in langen Jahren so oft mit den ungleichsten Empfindungen betreten hatte. Denn nicht allein gefürchtet, auch geliebt hatte hatte er den dahin geschiedenen Herrn dieses Hauses, dessen Härte und Strenge er von Allen, die sie empfinden durften, am wenigsten empfunden hatte. Jetzt näherte sich Molwo der großen Thorfahrt, in welcher Schaaren von leibeigenen Dienern, die er fast alle kannte, unter jubelndem Geräusche lagerten und mit Meth und Branntwein gefüllte Flaschen lustig kreisen ließen. „Höre doch, Nick," redete er einen von ihnen an, indem er ihn bei'm Zipfel seines Kleides ergriff, „höre doch, mein Lieber, welche Veranlassung macht Dich und Deine Genossen lustig; habt Ihr Euern Herrn schon vergessen?"

„Unsern Herrn? Der ist es eben, Väterchen," entgegnete der Bursche, „um dessentwillen wir jubiliren. Er soll leben, — tausendmal hoch!"

„Nick, Du Narr, das thut er freilich, denn er ist im Himmel."

„Narr? Selbst ein Narr Du, wer Du auch seyn magst! Doch verzeihe, Herr," setzte der Knecht hinzu, indem sein schon etwas umflortes Auge den feinen Anzug bemerkte, der ihn angeredet, „siehe, Väterchen, das gilt dem Alten nicht, den sie gestern unter die Erde gebracht haben. Der war gut, aber auch schlimm zuweilen — der neue Herr ists, dem zu Ehren die Fäßlein im Keller fließen, ein Herr oder zwei Herren — ich weiß das nicht so genau — kümmert mich auch nicht, wenn sie mich nur nicht doppelt batoggen — da stoß an, sie sollen hoch leben! — Er soll hoch leben! der neue Sudar!"

„Der neue Sudar?" bebte Molwo zurück — der neue Gebieter?"

„Ja doch! der schöne junge Sudar mit der weichen Hand, die wir vorhin alle geküßt haben.""

„Großer Gott! ein neuer Leibherr — also doch!"

rief Molwo, wie von Schrecken gelähmt — Und er ist hier?“ fragte er Nick weiter.

„Väterchen, vergib, Du bist närrisch. Wie hätten wir ihm denn die Hand küssen können, wenn er nicht hier wäre? Seit drei Stunden ist er oben. Geritten kam er und der andere auch und viele andere blanke und vornehme Herren dazu, doch die meisten sind bereits wieder fort und wenn Du ihm auch die Hand küssen willst — er wird jetzt so ziemlich allein seyn.“

„Zeige mir den Weg — Nick — ich will ihn sehen! Ich muß ihn sehen“ setzte er leiser hinzu, „mein Herz brennt vor Begierde, ihn zu sehen.“

„Da nur hinauf, Väterchen! Da nur hinauf, die große Treppe, dann den Korridor hinab, dann links, dann rechts, dann gerade aus.“

„Schon gut, schon gut.“

Herr Molwo folgte dem angedeuteten jedoch ihm wohlbekannten Weg mit leise bebenden Knieen. Unbeachtet von der Menge der, gleich Nick fast berauschten Diener, schlich er die Treppe aufwärts, um, wo möglich, vor das Angesicht dessen zu gelangen, der ihn nicht kannte, dessen Eigenschaften ihm völlig fremd waren, dessen Namen er kaum ahnete und an den ihn doch ein so enges, noch ungelöstes und in den Augen des Russen heiliges Band knüpfte. So lebte also wirklich ein Erbe des verstorbenen Leibherrn — nicht die Krone war es — sein Anverwandter vielmehr — sein Neffe, und dieser neue Gebieter befand sich bereits hier, bereits im Besitze seines Erbes, dieses Palastes — aller seiner Rechte, auch derer über ihn. Indessen war es nicht geradehin diese letzte Betrachtung, die den Bankier erschütterte, er war durch Geburt und eine lange Reihe von Jahren an das Verhältniß seiner Abhängigkeit gewöhnt, aber die Ungewißheit, wie dasselbe sich jetzt gestalten, welchen Einfluß auf sein Schicksal, auf seine Stellung zur Welt, auf seine Vermögensumstände der Wechsel des Herrn haben werde, das war es, was ihn zittern machte. Allerdings war es nur die nicht gewöhnliche Großmuth des seligen Grafen gewesen, seine Uneigennützigkeit, die es verschmähte, Vortheile aus dem Glücke seines Leibeigenen zu ziehen, sein Darleihen großer Geldmittel zu rechter Zeit, die er niemals zurück verlangte, was Molwo's Reichthum begründet, erhalten hatte; die Folge einer gewissen Vorliebe und Begünstigung, deren sich dieser von Seiten des Herrn erfreuen durfte, zugleich aber auch von dessen Laune von dessen Grille und geschmeichelter Eitelkeit, die sich in dem Gedanken gefiel, einen Leibeigenen zu besitzen, vor dem sich so Viele neigten, während er im Stillen den Fuß des Gebieters auf seinen Nacken setzte. Das Gewicht dieses Joches kannte Molwo, er war daran gewöhnt, und es drückte ihn wenig mehr, obgleich er von Zeit zu Zeit den Grafen um seinen Freibrief anging, weniger um ein entbehrtes Glück dadurch zu erlangen, als wegen seines Weibes und Anna's und der Zukunft, die nun eingetreten war — Ha! der neue Herr! Wie konnte er alle Posten seiner bürgerlichen Existenz erschüttern und umstoßen! — Hatte nicht der verstorbene die Sängerin Arinia nach Stanitza verbannt — was war er mehr als diese und welche Sicherheit hatte er, daß ihm ein ähnliches Loos nicht bevorstand. Solche Gedanken, Zweifel und Befürchtungen bewegten die Seele des armen Molwo, während er durch die erleuchteten Gänge des Palastes hinwandelte, noch ungewiß durch welche der hohen Flügelthüren er in eines der ihm sämmtlich bekannten Gemächer eintreten wollte, als plötzlich eine dieser Thüren sich öffnete und leichten, fast hüpfenden Schrittes zwei junge Leute in Militäruniform auf den Korridor heraustraten, im Begriffe, wie es schien, nach einem andern Zimmer zu gehen. Sie wurden von Mehreren gefolgt, die zur Dienerschaft des Hauses gehörten.

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichische Note.

Frankfurt, 9. Febr. Die „Frankfurter Zeitung theilt den Wortlaut der österreichischen Note vom 4. Februar 1849 mit, wie folgt:

„Als im Frühlinge des verflossenen Jahres das nach engerer politischer Einigung ringende Nationalgefühl der Deutschen in dem Verlangen nach einer zeitgemäßen Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse des Vaterlandes seinen Ausdruck fand, kamen die Fürsten Deutschlands den Wünschen und Bestrebungen ihrer Völker mit Bereitwilligkeit entgegen. Am 30. März beschloß der Bundestag, die Wahlen der Nationalvertreter einzuleiten deren Aufgabe es seyn sollte, zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen. Die Wahlen fanden statt, unbeirrt und ungehemmt, in vollster Freiheit. Bald trat die Nationalversammlung in Frankfurt zusammen und begann das große Unternehmen. Auf ihre Berathungen und Beschlüsse hat Oesterreich nie einen Einfluß zu üben versucht. Der Standpunkt, welchen die kaiserliche Regierung an dem Tage einnahm, an welchem ihr Bevollmächtigter am Bundessitze den obenerwähnten Beschluß unterzeichnete, ist seither unwandelbar derselbe geblieben. Treu der damals durch ganz Deutschland zur Geltung gelangten Ansicht, daß dem Wunsche Deutschlands nach engerer Einigung volle Rechnung zu tragen sey, zugleich aber festhaltend an dem am 30. März in der Bundesversammlung aufgestellten Grundsatze der Vereinbarung zwischen den Fürsten und dem Volke, glaubte die Regierung Sr. Majestät die Ergebnisse der Berathungen der Volksvertreter zu Frankfurt abwarten zu sollen, um im Einklange mit den übrigen deutschen Regierungen das große Werk der Wiedergeburt Deutschlands auf eine nach allen Seiten hin befriedigende Weise zu vollenden. Die Regierung Sr. Majestät, welche immer fortfuhr, ihre Bundespflichten getreulich zu erfüllen, nahm gleich-

falls keinen Anstand, die an die Stelle des Bundestages von der Nationalversammlung geschaffene Zentralgewalt anzuerkennen und dadurch hauptsächlich zu beurkunden, wie bereit sie sey, den durch die gesetzlichen Vertreter der deutschen Nation ausgesprochenen Wünschen zu entsprechen. Die neue Bundesbehörde wird, mit billiger Rücksicht auf die schwierigen inneren Verhältnisse, nicht umhin können, zu bethätigen, daß die Regierung Sr. Majestät selbst unter dem äußersten Drange der Ereignisse beflissen war, allen Anforderungen zu genügen, wenn solche nicht das Gebiet der Gesetzgebung berührten. Aufmerksam verfolgte das kaiserliche Kabinet die Berathungen der Nationalversammlung und gegenüber dem in Deutschland ausgesprochenen Verlangen, sich über seine Ansichten zu erklären, mag es nicht den Schein auf sich laden, als wolle es unter der Hülle einer zweideutigen und zurückhaltenden Politik sich verbergen."

Die kaiserliche Regierung theilt in vollem Maße mit den deutschen Volksstämmen dieß- und jenseits der österreichischen Gränzen das tiefgefühlte Bedürfniß der Wiedergeburt Deutschlands; sie erkennt hierzu mit ihnen in einem engern Verbande der einzelnen Staaten die erste Bedingung. Diesen engern Verband zu begründen, diese nähere Einigung und Verschlingung herbeizuführen, ist, ihrer Ansicht nach, die gemeinsame Aufgabe der Fürsten und Völker Deutschlands. Weit entfernt, sich auszuschließen, ist sie vielmehr bereit zur ernstlichen und aufrichtigen Mitwirkung, vorausgesetzt, daß es sich hier um Einigung, nicht um gänzliche Umschmelzung der bestehenden Verhälnisse handle; um Wahrung der verschiedenen lebenskräftigen organischen Glieder Deutschlands, und nicht um deren Aufhebung und Vernichtung. Die Gestaltung eines unitarischen Staates erscheint dem kaiserlichen Kabinette nicht ausführbar für Oesterreich, nicht wünschenswerth für Deutschland.

Nicht ausführbar für uns, denn die österreichische, Regierung darf über die Stellung Oesterreichs im Bunde die ihr gegenüber den nichtdeutschen Bestandtheilen der Monarchie zustehenden Rechte und Pflichten nicht vergessen. So wie sie das Band, welches die deutschen und nichtdeutschen Lande Oesterreichs seit Jahrhunderten zusammenhält, nicht lösen kann, ebensowenig vermag sie eine einseitige Aufhebung des deutschen Bundesverhältnisses zuzugeben, welches einen wesentlichen Bestandtheil der europäischen Verträge bildet. Aber ein solcher einheitlicher Staat erscheint uns auch nicht wünschenswerth für Deutschland, denn er würde nicht nur die mannichfach gestalteten Bedürfnisse, die nächsten moralischen und materiellen Interessen, die Ueberlieferungen der Vergangenheit und die Ansprüche auf die Zukunft auf das vielfältigste und tiefste verletzen, sondern auch der mit Sehnsucht herbeigewünschten und mit Eifersucht bewachten Entwickelung der staatlichen und persönlichen Freiheit der Deutschen hemmend in den Weg treten. Man wende dagegen nicht ein, daß ein solcher einheitlicher Staat nicht beabsichtigt werde, daß es sich ja um einen Bundesstaat handle. Wir können jene Behauptung und diese Benennung hiefür gleich wenig gelten lassen. Die Majorität der Nationalversammlung hat sich entschieden für das Programm des Hrn. Ministers v. Gagern ausgesprochen. Dieses Programm, sollte es verwirklicht werden können, würde den sogenannten engeren Bundesstaat, d. h. jenen von uns eben angedeuteten einheitlichen Staat begründen, gleichviel, ob der Schwerpunkt in Frankfurt bliebe, oder nach einem andern Theile Deutschlands verlegt würde. Von welchem Standpunkte auch ein solches Unternehmen betrachtet wird, es zeigt nach allen Seiten große, unüberwindliche Schwierigkeiten. Für Deutschland, weil, wenn wir nicht sehr irren, den einzelnen Gliedmaßen, der Geschichte und den Bedürfnissen der Gegenwart entgegen, jedes selbstständige Leben entzogen und nach einem künstlich geschaffenen Brennpunkte übertragen würde; für Oesterreich, weil es uns entweder aus dem neuen Deutschland gänzlich ausschließen oder den Verband zwischen den deutschen Erblanden und den nichtdeutschen Bestandtheilen lösen, d. h. faktisch die §§. 2 und 3 des Verfassungsabschnittes über das Reich ins Leben rufen würde. Man erinnert sich, daß letztere in ganz Oesterreich einschließlich der deutschen Lande mit einem Schrei des Unwillens aufgenommen und in der Paulskirche selbst von vielen österreichischen Rednern, und besonders von dem jetzigen Ministerpräsidenten in der 103. Sitzung die gegen jene Paragraphen sprechenden Gründe und Bedenken hervorgehoben wurden. Also Ausschließung der deutschen Lande Oesterreichs, mit andern Worten Verstümmlung Deutschlands oder aber Lösung der so innig verbundenen und unter einander verwachsenen Bestandtheile Oesterreichs, welche fortan nur mehr der dünne Faden der Personalunion zusammenhalten soll. Dieß sind die beiden Endpunkte, zu welchen die Begründung des sogenannten Bundesstaates — der eben alles andere eher als ein Bundesstaat ist — Deutschland und Oesterreich mit folgerichtiger Nothwendigkeit führen müßte. Die Pflicht der Selbsterhaltung, als Deutsche nicht minder, denn als Oesterreicher, bestimmt uns in gleicher Weise solche Bestimmungen abzulehnen. Wir wiederholen es, Oesterreich und Deutschland würden hierdurch in ihrer Entwickelung nicht gefördert, sondern geschwächt und bloßgestellt, in ihrem innern staatlichen Leben tief, vielleicht unheilbar verwundet; denn wie wir an einem andern Orte zu äußern veranlaßt waren: „nicht in dem Zerreißen der österreichischen Monarchie liegt die Größe, nicht in ihrer Schwächung die Kräftigung Deutschlands; Oesterreichs Fortbestand in staatlicher Einheit ist ein deutsches, wie ein europäisches Bedürfniß.

Von der Ansicht durchdrungen, daß zwischen den so vielfach verschlungenen, wenn auch manchmal scheinbar divergirenden Interessen der deutschen und nichtdeutschen Theile der Monarchie einerseits, und andererseits dieser und des übrigen Deutschlands ein innerer Widerspruch nicht obwaltet, verkennt die Regierung zwar keines-

wegs die Schwierigkeit einer innern Vereinigung, aber sie zweifelt nicht, will man nur unbefangen und ohne Nebenabsicht das Werk vollbringen, an einer glücklichen Lösung der großen Aufgabe. Der kaiserlichen Regierung schwebt ein nach Außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland vor.

Wir gehen hierbei von der Ansicht aus, daß, je schärfer die Scheidelinie gezogen wird zwischen den dem gesammten Deutschland gemeinsamen Interessen und denen der einzelnen Theile, desto sicherer wird einem Vorwalten der Sonderinteressen vorgebeugt, desto weiter die Gränzmarke des großen Reichs ausgesteckt. Auf dem betretenen Wege würde man statt zur Einheit Deutschlands zunächst zur Nothwendigkeit gelangen, Oesterreich, die erste deutsche Macht, auszuschließen und die künftigen Beziehungen zu uns denen zu den Niederlanden und Dänemark gleichzustellen. Auf der von der kaiserlichen Regierung in Aussicht zu stellenden Grundlage finden alle deutschen Staaten und alle ihre außerdeutschen Landestheile Platz. Nicht eine gegenseitige Beeinträchtigung, nicht einen Racenkampf befürchtet die kaiserliche Regierung als die Wirkung der näheren Berührung zwischen Deutschlands und Oesterreichs nichtdeutschen Provinzen; vielmehr erkennt sie hierin nach beiden Seiten hin eine Quelle unermeßlicher Vortheile. Allerdings stehen der Ausführung dieses Gedankens große, aber wie uns scheint, nicht unüberwindliche Hindernisse entgegen. Ein stufenweiser Gang, der beginnt mit dem aufrichtigen Willen, sich anzunähern, und allmälig übergeht zum wirklichen engen Verbande, gehört nicht in das Reich der Träume. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ein wirlich einiges Deutschland nur geschaffen werden kann, wenn Oesterreich und Preußen bei dem Baue Hand in Hand gehen, war unsere erste und vornehmste Sorge, nach Berlin unsere Ansichten mitzutheilen.

Wir gingen hierbei mit voller Aufrichtigkeit und ohne die Absicht voran, Oesterreich an der Leitung der deutschen Angelegenheiten einen größern Antheil zuzuwenden, als ihm seine Stellung als erste deutsche und als europäische Großmacht thatsächlich und vertragsmäßig bisher gesichert hat. Zugleich wurde vorgeschlagen, das Werk der Vereinbarung in Frankfurt gemeinsam mit den Fürsten, und zwar zunächst mit den Königen Deutschlands zu beginnen. Die beabsichtigte vorläufige Verständigung mit der königl. preußischen Regierung konnte jedoch nicht in vollem Maaße erzielt werden. Wir betreten daher, statt, wie wir gewünscht hätten, in Gemeinschaft mit Preußen, nun allein den Weg der Vereinbarung mit Frankfurt. Se. Maj. der Kaiser und allerhöchst dessen Regierung begleiten die der Erstarkung und Einigung Deutschlands gewidmeten Bestrebungen mit ihren aufrichtigen Wünschen. Sie sind hierbei zur Mitwirkung bereit, soweit es die eigenthümlichen Verhältnisse der Monarchie gestatten. Sie hoffen und wünschen, daß die heutige Eröffnung in und außerhalb der Paulskirche günstige Aufnahme finden, und jedenfalls die Aufrichtigkeit und die Bereitwilligkeit Oesterreichs in vollem Maaße gewürdigt werde. Gern geben wir uns der Erwartung hin, daß der Weg der Verständigung nicht abgeschnitten werde durch die jüngsten Beschlüsse der Versammlung, durch jene unter dem Eindrucke erfolgten Abstimmungen, daß es sich eigentlich um mehr und um anderes handle, als die zur Schlußfassung vorgelegten Anträge mit Worten aussprachen. Gerne erwarten wir, daß wenn die von der Versammlung zu beschließende Verfassung der deutschen Regierungen zur Vereinbarung vorliegen wird, eine nach allen Seiten hin befriedigende Verständigung erzielt werden könne. Welche Phasen aber auch das Vereinbarungswerk noch durchlaufen sollte, eines steht hierorts fest, daß Se. Maj. der Kaiser und allerhöchstdessen Regierung in der Begründung eines einheitlichen Zentralstaates den Keim unheilvoller Spaltungen erkennen müßten den Anlaß zur Zersplitterung und nicht zur Einigung Deutschlands.

Gegen eine Unterordnung Sr. Maj. des Kaisers unter die von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Zentralgewalt verwahren sich Se. Maj. der Kaiser und allerhöchstdessen Regierung auf das Feierlichste. Sie sind dieß sich, Sie sind es Oesterreich, Sie sind es Deutschland schuldig.

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin ist das Resultat der Wohnungs- und Miethsveränderungen im vorigen Jahre folgendes gewesen: Am 1. Januar 1848 waren leere Wohnungen vorhanden 2219, am 1. April 2943, am 1. Juli 3800 und am 1. Oktober 4529; hieraus ergibt sich, daß vom Frühjahr des vorigen Jahres ab die Zahl der leer stehenden Wohnungen von Vierteljahr zu Vierteljahr sich vermehrt hat, und daß im vorigen Jahre am 1. Oktober 2310 Wohnungen mehr leer standen, als am 1. Januar. Das Resultat der am 1. Jan. d. J. leer angemeldeten Wohnungen ist noch nicht zusammengestellt; so viel aus den bis jetzt eingegangenen Anmeldungen sich übersehen läßt, hat jedoch die Zahl der leer stehenden Wohnungen am 1. Januar wiederum nicht unbedeutend abgenommen.

Auflösung der Charade in Nro: 22:

Mausfalle.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 26 15. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Herrn Molwo's Blick fiel auf sie und eine ferne Erinnerung regte sich in ihm. Sie kamen ihm entgegen, er faßte sie näher ins Auge und ward jetzt auch von ihnen bemerkt und auf der Stelle erkannt. Einen Moment lang blieben sie stehen, um ihn zu betrachten; dann ließ einer der jungen Männer den Arm des andern los, eilte auf den Kommenden zu und ergriff freudig seine Hand. „Ei, Herr Bankier Molwo," sagte er — „ich irre mich nicht. Sie sind es, dessen Bekanntschaft wir in der Boutique des Herrn Daru zu machen das Vergnügen hatten. Ich grüße Sie höflichst."

„Ja," fiel der Andere ein, „der uns dort für Diebe hielt, der nämliche sind Sie, wahrhaftig!"

„Meine Herren," entgegnete Herr Molwo ein wenig betroffen über die Begegnung dieser längst von ihm vergessenen jungen Leute an diesem Ort, „meine Herren, ich erinnere mich — ja doch, ja — doch mangelt mir jetzt die Zeit. Sie entschuldigen." Er wollte an ihnen vorüber.

„Hoho!" rief Jener, ihn durch einen starken Griff am Arme aufhaltend, „es mangelt Ihnen die Zeit — Ihren Argwohn zu entschuldigen? Nein, Herr — dießmal sollen Sie . . ."

„Jury, ich bitte Dich!" sagte der Größere von den jungen Militärs, welche beide glänzende Offizierkolleis trugen, denn sie waren seit diesem Morgen zu Lieutenants erhoben. „Jury, mäßige Dich! Dieser ehrenwerthe Herr sah ja seinen Irrthum ein und suchte ihn sogleich durch entgegen kommende Güte vergessen zu machen — er gab uns seine Karte und kommt jetzt — ich wette, uns Glück zu wünschen und zu seiner heutigen Soirée einzuladen. O ich habe nicht vergessen, Herr Molwo, daß heute Ihr Abend ist, und werde kommen."

„Abend? Kommen?" fragte der Bankier völlig verwirrt von dem, was sich seinen Sinnen hier aufdrängte. Diese jungen Leute — unmöglich war es, sie nicht wieder zu erkennen, wenn gleich sie hier in durchaus veränderter Lage erschienen — damals zeigten sie sich still, niedergeschlagen, beschämt, in sehr einfachem Kleide, heute glänzte und strahlte Alles an ihnen wie Pracht und Freude, von ihren leuchtenden Augen bis zu dem goldverbrämten Stiefel herab. Was war mit ihnen vorgegangen! Ein Gedanke blitzte durch Molwo's Seele, der ihn zu vernichten drohte, und der sich durch sein Erbleichen wie durch seine wankenden Kniee aussprach...

„Ihr seyd . . ." stammelte er . . . „Sie sind . . .?

„Die glücklichsten Menschen," nahm Bogatir das Wort. „Ja, freuen Sie sich mit uns, Väterchen! Der Tod unsers Oheims kostet uns keine Thräne, denn wir sahen ihn nie und er war gegen uns hart. Doch ruhe er gesegnet unter der Erde! Denn er hatte doch wenigstens Maßregeln getroffen, die unsere Rechte wahrten nach seinem Tode. Ich, als älterer Bruder bin Erbe — denken Sie Väterchen — ich, der ich vor Kurzem eine Genfer Uhr nicht bezahlen konnte, und deßhalb in den Verdacht einer ehrlosen Handlung gerieth."

„Ja durch Sie!" rief Jury wieder drohend dazwischen.

„Doch das ist vergessen," fuhr sein Bruder fort, „hier die Hand der Versöhnung, würdiger Mann, Sie haben den armen Kornetten Metiew erlaubt, Ihre Abendgesellschaft zu besuchen; werden Sie auch den Grafen Scheremetiew diese Erlaubniß nicht weigern?"

„Grafen! . . ." stammelte Molwo an die Wand gelehnt, indem sein Auge den neuen Leibherrn verschlang.

„Ja wir kommen. Jetzt thut es mir leid, Sie nicht, wie es sich gebührt, empfangen zu können, aber uns ruft ein Befehl zum Kaiser, dem wir vorgestellt werden sollen. Auf Wiedersehen, lieber Herr Molwo!"

Bogatir reichte ihm die Hand hin, in welche Molwo, ohne zu wissen, was er that, die seinige fallen ließ; er fühlte sie kräftig gedrückt und sah Jene sich entfernen, ohne daß er im Stande war, seiner Verwirrung Meister zu werden. Sie waren schon lange den Korridor hinab, und auf der Treppe verschwunden, als er ihnen noch immer nachstarrte. „Das war," sagte der Intendant, sein alter Vertrauter, der Einzige, der in seine Verhältnisse zum alten Grafen vollkommen eingeweiht war, indem er vor dem Erstaunten stehen blieb, und ihn stark auf die Schulter klopfte, „das war unser

Herr mit seinem Bruder, Graf Bogatir und Jury Nikolajewitsch.“

„Wirklich und wahrhaftig?“

„So gewiß als, Du und ich, wir sind, und heut Dein fünfzigster Geburtstag ist, wozu ich gratulire. Der hat wohl den zwanzigsten noch nicht einmal gefeiert, und es heißt, der Kriegsminister sey sein Vormund; doch das ist gleich. Er ist unser Herr. Und weißt Du etwas, der Apfel fällt nicht allzuweit vom Stamme. Hatte es der alte Herr schon mit unserer Sängerin Axinia — die jungen sind ebenfalls des Teufels mit ihr. Eilende Boten sind fort, um Petrow einzuholen mit seiner Kibitke. Feuer und Flammen war Graf Jury, als die Rede auf diesen Punkt kam, und wie ich treuherzig erzählte, daß ich es war, der den Petrow abfertigte, hätte nicht viel gefehlt, daß er mich schlug.“

„Wie? Was?“ fragte Molwo, ohne ihn gehört zu haben.

„Alter, geh nach Haus, Du bist zerstreut,“ lachte der Intendant, „und ich kann es Dir im Grund nicht verdenken. Geh, geh, mein Junge und vergiß meiner nicht; ich mache es wieder wett und gedenke Deiner dafür im Guten beim Herrn. Du hast erfahren, was das nützen kann.“

Er verließ ihn mit diesen Worten. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Stille saß Hubert da, weil er nicht wollte gesehen oder gehört und in seiner Arbeit gestört seyn. Während seine Hände die Weidenschalen, die in Riemen neben ihm auf einem Haufen lagen, zu Rumpen flochten, waren seine Gedanken freilich anderwärts hingerathen und gewiß dahin, wohin sie am liebsten sich wendeten. Wers wissen will, dem will ichs sagen.

Des Huberts armes kleines Häuschen lag am Ende von Altenahr, ganz nah am Ufer, und die Weiden desselben, recht künstlich zusammengeflochten, bildeten den Zaun des Gärtchens, das dabei war. Gerade gegenüber lag das Hofhaus des gnädigen Herrn und da dieser in Köln wohnte, so hatte das Haus der Hofbauer inne, der Pächter des gnädigen Herrn von Olbrück, und in dem Hause wohnte bei dem Hofbauer und seiner Frau ein Mädchen, sein Töchterlein. Das hatte hellblonde Haare und himmelblaue Augen, in die man hineinsah, so tief, so tief, bis in das gute Herz hinab, und zu den beiden schönen Augen kam noch die frische Lippe, die schneeweiße Haut, die rothen Bäckchen, die herrliche Gestalt — kurz — das Mädchen war ein Ausbund von Lieblichkeit. Alle Jungen waren närrisch in sie, wie man zu Altenahr sagt für: verliebt seyn, was, glaub' ich, auch nicht weit fehlgeschossen ist anderwärts.

„Sollt's dem stillen Hubert besser gehen? Ja, da hätte er müssen dreißig Meilen weg seyn, und war's doch nicht dreißig Schritte; da hätte er das Annchen niemals sehen dürfen — und sah's alle Tage und wie vielmal? — Da hätte er nicht mit der kleinen Hexe plaudern dürfen — und wer konnt's wehren bei solcher Nachbarschaft? Da hätte er nicht mit Annchen gespielt haben dürfen, wie's Nachbarkinder thun — und das war doch die ganze Jugend hindurch geschehen, bis sie alle beide neunzehn Jahr alt waren. Da hätte das Mädchen nicht, sobald er in dem Gärtchen war, drüben in dem Garten seyn, nicht wenn er seine Kanne an der Ahr füllte, auch drüben die ihre füllen, die Ahr hier keinen Steg haben dürfen, der hinüber und herüber führte und das Mädchen nicht hundertmal am Tage: Hubert! und Hubertchen! rufen dürfen. — Da möchte ich den Jungen gesehen haben, der nicht närrisch in das Mädchen geworden wäre, er müßte denn eine Kartoffel gehabt haben, wo andre das Herz haben, wie man zu Altenahr sprichwörtlich sagt.

Daß aber das Liebhaben nicht bei dem Hubert allein war, wird jeder schon weghaben, der die Mädchenart kennt. Es hätte sich freilich streng genommen manches nicht geschickt und ich wette meinen Kopf, daß das schöne Annchen einem andern, auch wenn es ihn aus dem Fundament lieb gehabt, so nicht begegnet wäre. Man muß nur bedenken, daß das von Kindesbeinen auf so war, so mit ihnen groß geworden war, und daß Annchen und Hubert gar nicht anders gegen einander hätten seyn können, wenn sie es auch gewollt hätten. Nur in einem Betracht war's doch anders geworden. Wenn das Annchen seit etwa vier bis fünf Jahren Hubert! rief, so sah es sich immer rasch hintennach oder auch vorher um, ob's Niemand höre; wenn sie beieinander an der Ahr standen und plauderten, so mußte er unter dem Schutze der Weiden seyn; und wenn er ihre Hand etwa in die seine nahm, wurde Annchen roth. Dennoch waren sie Kinder wie früher, und wenn sie ihn recht erschrecken konnte, war's ihre Lust und wenn sie ihm hintenher die Augen zuhalten konnte und er gleich Annchen rieth, so hüpfte ihr das Herz in der Brust.

Es ist eine recht kuriose Geschichte mit dem Liebhaben! So lange Zweie Kinder sind, fragt kein Mensch darnach, wenn sie den ganzen Tag, die Schule abgerechnet, miteinander spielen; sobald sie aber zum Abendmahl gegangen sind, soll das alles aufhören. Da gucken gleich scharfe Augen darauf; da heißt's: es schickt sich nicht mehr! da sagen die Leute: ihr paßt nicht für einander; du bist reich und der ist arm. Dummes Zeug! was fragen die Herzen, die Kinderherzen, nach dem, was sich in den Augen der alten Narren schickt oder nicht? Was fragen sie nach reich oder arm? die Lieb' ist eine Gewohnheit geworden. Jagt sie einmal fort! — Prosit; sie bleibt! —

Drüben im Hofhause war dem Annchen gesagt worden: es schickt sich nicht! der Hubret ist arm und du bist reich!

Hüben in dem Fischerhäuschen sagte die Mutter: Kind, häng' deine Seele nicht an das herzliebe Annchen. Es ist nicht für dich!

Die beiden meinten: das sey alles tolles Zeug, und kümmerten sich nichts darum; aber die Alten waren schuld, daß sie sich nun heimlich sagten: sie hätten sich lieb. Ob das besser war?

Dort also waren jetzt wieder Huberts Gedanken, während seine Hände Rumpen flochten.

Und warum flocht er so viel eifriger als sonst? Das hatte auch seine zureichende Ursache.

Der letzte April war nahe. — Annchen hatte gestern gesagt, als sie mit ihm bei den Weiden im Garten stand: wirst du mich als Maileben steigern? ich will ja mit keinem Andern tanzen, keines Andern Schatz seyn!"

Er hatte tief aufgeseufzt. Fünf Gulden hatte er sich erspart; aber was waren fünf Gulden? für das bildhübsche Mädchen gab jeder zehn und des Krakels Peter, der so reich war, gab noch mehr; denn er ging ihr auf Schritt und Tritt nach und überall zu Gefallen, sie mochte nun nach ihm sehen oder nicht. Er war kein übler Junge; auch nicht uneben in seinem Thun und Lassen und jedenfalls der reichste Junge im Flecken. Der alte Krakel machte seine zehn Faß Bleichart und in guten Jahren noch mehr, hatte die besten Wiesen und Aecker und fuhr mit zwei Gäulen, während Annchen's Vater nur Ochsen im Joche führte.

Alle Mädchen im Flecken hätten mit beiden Händen nach ihm gegriffen; nur Annchen nicht, weil — weil — Hubert trotz seiner Armuth ihr lieber war. Da lag's!

Die Liebe hat kein Gesetz und folgt auch keinem. Sie macht's eben wie der Pastor von Ahrweiler, sagen die Altenahren, und wenn man weiter fragt: wie macht denn der's? so sagen sie: gerad, wie er will! Das ist so eine Redensart, aber sie sagt eben, daß da kein Gesetz gilt. Aber daß sie blind sey, ist doch eines Wegs dumm, denn das Annchen sah recht wohl, daß der Hubert hübscher war als der Peter oder Pitter, wie sie zu Altenahr sagen. Der Pitter wollte um jeden Preis das herzige Annchen steigern, das hatte er schon gesagt. Da dachte der Hubert: ich will mir Geld verdienen — wer weiß — vielleicht krieg' ich sie doch — denn der Pitter war der Sohn des allerschäbigsten Geizhalses und — der Apfel war nicht weit vom Stamm gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Was dem Herrn von Metternich in seiner diplomatischen Laufbahn am meisten genützt hat, ist sein bewundernswerthes Gedächtniß. Die unbedeutendsten Worte der Menschen, welche er durchschauen will, prägen sich gegenseitig und werfen später ein unerwartetes Licht auf ernstere Aussprüche, deren Bedeutung er ergründen will. Der Fürst besitzt in seinem Kabinet ungeheure Pakete von Handschriften, die mit jener festen, gerundeten und breiten Schrift bedeckt sind, welche der Fürst bis in sein hohes Alter beibehalten hat, und die nichts Anderes sind, als die wörtliche Wiedergabe der zahlreichen Unterredungen, welche er seit vierzig Jahren aufgeschrieben hat. Welche unerschöpfliche Mine für die Biographie! Die umfangreichste dieser Handschriften ist die Erzählung einer siebenstündigen Konferenz, welche Fürst Metternich in Paris mit Napoleon gehabt hat. Der Fürst erzählt mit einer kaum verhehlten Zufriedenheit einen Zwischenfall dieser Zusammenkunft. Die Unterredung, welche von beiden Seiten Anfangs sehr ruhig geführt worden war, nahm bald von Seiten des Kaisers einen Ton an, dessen Gereiztheit sich immer mehr steigerte und durch den ehrfurchtsvollen, aber halsstarrigen Gleichmuth des Diplomaten endlich auf's Aeußerste getrieben wurde. In einem Anfalle von Heftigkeit wirft Napoleon mit Gewalt seinen Hut zu Boden, welcher bis vor die Füße Metternich's rollt. Dieser wirft einen kalten Blick darauf und bückt sich nicht, um ihn aufzunehmen. — Denjenigen, welche ihn hören, wird es klar, daß der deutsche Politiker weniger stolz darauf ist, die Macht Napoleon's zum Wanken gebracht, als sich geweigert zu haben, vor der Eitelkeit eines Kaisers sich zu bücken.

Man hat oft den Herrn von Talleyrand und den Herrn von Metternich miteinander verglichen. Es giebt jedoch wenig oder gar keine Verwandtschaften zwischen Beiden. Herr von Talleyrand war Skeptiker, Herr von Metternich ist überzeugt; wo jener nur Menschen und Dinge sah, erblickte dieser vor Allem Grundsätze. Jener hing von der Gelegenheit ab, der andere hatte die Zeit zum Bundesgenossen. Der erstaunliche plötzliche Stoß, welcher Metternich in die Verbannung getrieben hat, konnte übrigens seinen geduldigen Optimismus nicht erschüttern. „Wenn der Grundsatz falsch ist," meint er, „dann ist dessen Anwendung nothwendig abgeschmackt und machtlos," und da nach seiner Ansicht nur das Prinzip der Autorität richtig ist, so spricht er der revolutionären Bewegung jede Lebensfähigkeit ab. Als man ihm das Gesetz des Fortschrittes entgegenhielt, lächelt er mit einer vollkommen ungläubigen Miene und sagte: „Der politische Fortschritt bildet einen Kreislauf; je mehr er voranschreitet, desto mehr nähert er sich seinem Aus-

gangspunkte.“ Metternich ist der Ansicht, daß die Februar-Revolution bestimmt sey, inmitten der allgemeinen Verkleinerung der Menschen und der Dinge den Cyklus der alten Revolution wiederzugeben; 1848 ist für ihn nichts Anderes als ein 1793, durch das dicke Ende des Operngluckers angesehen. Und da er in der Ferne eine 1814 zu erblicken glaubt, so sieht er gern den Bonaparte einer Revolution erscheinen, welche bereits in Lamartine ihren Mirabeau, in Ledru-Rollin ihren Danton, in Marrast ihren Pethion, in Proudhon ihren Babeuf abgenutzt habe. Die Bewegung, welche Frankreich und Europa erschüttert, ist, nach der Ansicht Metternich's, weiter nichts als die unvermeidliche letzte Schwingung der Gesellschaft, welche, einen Augenblick nur durch das konstitutionelle System aufgehalten, die revolutionäre Erfahrung bis zum Ende durchgemacht, um dann, und dießmal entschieden, zur Lehre von der Autorität zurück zu kehren. Metternich fühlt hier, ohne es zu wissen (?), eine Ahnung de Maistre's mit, dessen providentielle Theorie er vollständig annimmt. De Maistre glaubt, daß die erste Revolution nur die hohen Klassen gezüchtigt habe, daß eine neue Revolution, über kurz oder lang, die Züchtigung und die Heilung von der Illusion auch über das Volk ausdehnen werde, welches von den früheren Erschütterungen nur Nutzen gehabt, damit die ganze Welt einträchtig zum Absolutismus zurückkehre. Metternich meint, daß die Sühne dießmal sowohl die Könige als die Völker treffe. Diese werden in derselben den Geist des Aufstandes verlieren, jene den Geist der Schwäche, denn sie werden um schweren Preis gelernt haben, was es kostet, auf Unterhandlungen einzugehen, wenn es ihre Rechte gilt. Das Papstthum selber, sagte er, lange bevor er die Undankbarkeit der römischen Revolution voraussehen konnte, das Papstthum, welches sich einen Augenblick vor den heuchlerischen und höhnischen Zuvorkommenheiten des Liberalismus beugte, wird stark und geläutert, „vielleicht Martyrer“, aus dieser letzten Prüfung hervorgehen, und es wird ein Tag kommen, meint Metternich, wo die Theokratie aufs Neue der Legitimität die Hand reichen wird auf den zerstreuten Trümmern der europäischen Revolution.

Der Absulotismus ist für Metternich nicht bloß ein Glaubekenntniß, sondern derselbe ist auch in seinen Augen das praktische Regierungs-System, dasjenige, welches sich am leichtesten den Veränderungen der Gesellschaft anpaßt, — ein Vortheil, welchen Regierungen mit geschriebenen Verfassungen, mit vorgefaßten Formeln nicht besitzen. Metternich läßt sich in einem gewissen Maße das Repräsentativ-System gefallen, wenn nur das Prinzip der Autorität unversehrt bleibt. Ist es nicht natürlich, sagt er in seiner bildlichen Sprache, daß der Kranke sagt, wo es ihm weh thut? Allein Metternich liebt die gelehrigen Kranken. Kammern oder Stände mit rein berathender Stimme sind nach ihm die besten aller Vertretungen.

(Fortsetzung folgt.)

An Deutschland.

Nun wird es Frühling wieder werden,
Das erste Veilchen wieder blühn,
Des Landmanns Saat, die Trift der Herden
Sich schmücken mit dem jungen Grün.
Und wenn am auferwachten Haine
Vorüber wallt der Sonne Lauf,
Dann geh auch uns in lichtem Scheine,
Du deutscher Völker-Frühling auf!

Ein Jahr ist hin voll Furcht und Hoffen,
Und hin der heil'ge Frühlingswahn,
Seit wir der Freiheit Pforten offen
Zum großen Völkerfeste sahn.
Der Winter kam — das Laub der Blätter
Fiel ab von unsrem Freiheitsbaum —
Wo bist du, deutscher Volkserretter?
Mach' uns zur Wahrheit unsern Traum!

Bald schwelgt das Herz im Frühlingshauche;
Du deutscher Mann, du armer Mann,
Was soll die Thräne, die vom Auge
Dir auf die Brust herniederrann?
Geduld, es wird die Stunde schlagen,
Wo bis zum fernsten Meeresstrand
Uns keine Stimme mehr wird fragen:
Was ist des deutschen Vaterland?

Hört nur der Zeit gewalt'ge Stimme:
Seyd einig! hört des Sängers Lied,
Daß Euch nicht im gerechten Grimme
Die goldne Freiheit wieder flieht.
Bringt zu dem großen Einheitswerke
Ein ganzes Herz voll Liebe mit;
Herbei und geht mit Muth und Stärke
Fürs Vaterland den letzten Schritt!

Dann wird der Völker-Frühling kommen,
Noch eh' wir's selber uns gedacht,
Der Morgen, feuermeerentglommen,
Er wird verscheuchen unsre Nacht.
Und wieder werden von den Bergen
Die schwarz-roth-goldnen Banner wehn,
Und auerstehn aus ihren Särgen,
Die rothes Freiheitsblut gesehn!

E. O. Sternau.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 27 17. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Vor ihrem Toilettentische saß die schöne Anna und in ihrem kastanienbraunen Haar schimmerten Perlen; ein Halsband von Ural'schen Smaragden wiegte sich auf ihrem Busen und ihre Gestalt ward von Atlas und Spitzen umflossen. Auf silbernen Leuchtern brannten die Wachskerzen, welche zu dem holden Geschäfte ihres Ankleidens geleuchtet hatten; Bequemlichkeit mit feinem Geschmack, ja sogar mit Pracht vereinigt, war der Charakter, der die Möbels und Geräthschaften ihres Zimmers, wie alle ihre Umgebungen bezeichneten. Anna liebte Toilette zu machen und putzte sich gern, denn es gab kein leichteres, süßeres und belohnenderes Geschäftes als dieß. Alles kleidete sie — jedes Gewand, jeder Schmuck fügte sich ihren reizenden und majestätischen Formen harmonisch an und immer war der Preis einer geringen Bemühung etwas Gelungenes, Ganzes, Vollendetes. Heute, als Molwo's Tochter in völlig geordnetem Festanzuge vor dem Spiegel stand und die zu Boden gesenkten Blicke emporrichtete, erschrack sie vor diesen Blicken selbst und vor der Bläße, die ihre Wangen bedeckte. Sie war allein, ihre Zofe war in Folge eines Besuches fortgeschickt worden, der gewünscht hatte, sie allein zu sprechen und hierzu selbst während der Toilettenstunde ein Recht zu haben glaubte, denn ein Bräutigam hat manche Rechte. Herr Knorbridge war während der Dauer einer halben Stunde hier gewesen, doch jetzt, nachdem er sein Herz erleichtert hatte, wieder gegangen, um den Vater der Braut, wo möglich, zu finden oder deren Mutter, seine Landsmännin, die bereits im Salon wartete, und die Wirkung seiner Anwesenheit, seiner Mittheilung war es, welche sich in Anna's verfinstertem Blicke und auf ihren erbleichten Wangen zeigte. Das, was man gewöhnlich Zartgefühl und schonende Rücksicht nennt, galt wenig bei Herrn Knorbridge, der es liebte, sein Inneres rasch zu enthüllen herauszukehren, mochten es in Verdacht gerathene Rocktaschen, Zweifel, beunruhigende oder eifersüchtige Gedanken seyn. Dieser an sich ehrenwerthen Eigenschaft hatte er auch soeben, seiner schönen Braut gegenüber, Spielraum gegeben; ohne Umschreibung hatte er gewisse Entdeckungen eröffnet, die er in Betreff ihres Vaters im Laufe der letzten Tage, der letzten Stunde gemacht hatte; er glaubte jetzt bis zur Ueberzeugung zu wissen, was ihm Anfangs nur in der unsichern Form eines schleichenden Gerüchts zu Ohren gekommen war — er hatte denselben nachgespürt, verschiedene Personen gesprochen, seinen scharfen Geschäftsblick auf die Falte eines Geheimnisses gerichtet, das im Grunde so tief versteckt nicht lag, und es durchschaut. Anna war die Erste, welcher er mittheilte, was er vermuthete, erfahren hatte, unbekümmert darum, daß diese Mittheilung nothwendiger Weise einen heftigen Sturm in der Seele seiner Braut erregen mußte, und so wenig geeignet war, ihre freudige Stimmung zu dem heutigen Feste, zu welchem bereits die Gesellschaftsgemächer erleuchtet waren, zu erhöhen. „Leibeigene!“ rief sie, als Knorbridge gegangen war, um den armen Vater aufzusuchen, den man im Laufe des Tages noch wenig gesehen hatte, und von ihm geradehin Aufklärungen und reine Wahrheit zu fordern — „Leibeigene! Sklavin! Tochter eines Leibeigenen, die ich mich eine Fürstin zu seyn dünke! Es ist unmöglich! Knorbridge täuscht sich und ward getäuscht.“ Sie legte die marmorne Stirne an den Spiegel und seufzte tief. Verschiedene Erinnerungen und Betrachtungen zogen durch ihre Seele. Sie gedachte des Umstandes, daß sie oft den Vater angegangen hatte, sich Grundstücke, Güter, Bauern zu kaufen, ein Vorschlag, den er immer abgelehnt hatte — natürlich — das Gesetz verbietet dem Eigenen, Grundbesitz zu haben und andere Eigene zu kaufen. Aehnliches in den Gewohnheiten, den Aeußerungen des Vaters in seinem Thun und Seyn stellte sie jetzt zusammen und wog es zu den furchtbaren Vermuthungen Knorbridge's ab, die dadurch nicht an Möglichkeit verloren. Wie dem aber auch seyn mochte, so fühlte Anna, daß sie heute und in dieser Stunde solchen Gedanken keinen Raum gönnen dürfte, daß sie genöthigt sey, die Wallung ihres Innern zu beschwichtigen, ihre gestörte Ruhe wenigstens künstlich wieder zu gewinnen und für den Rest des Abends, von heiterer und glänzender Gesellschaft umgeben, mindestens zu scheinen, was sie vielleicht nicht mehr oder nie gewesen war — ein freies, reiches, glückliches Mädchen. Die Stunde der Versammlung hatte bereits geschlagen; Wagen rollten die Straßen herauf in das Haus, Anna legte eilig ein wenig künstliches Roth auf das gestörte, sonst so sanfte und liebliche

Inkarnat ihrer Wangen, rief durch die Glocke ihre Dienerin zurück, welche die letzte Hand an ihren Putz legte, und begab sich nach dem Zimmer ihres Vaters, um den jetzt ihre Seele heimlich zagte. Ihr Schritt war leicht und leise, wie der einer wandelnden Königin; sie schwebten über die Teppiche. Die Thür von Herrn Molwo's Kabinet war nur angelehnt und sie nahte sich derselben, ohne daß man sie im Innern bemerkte. Anna blieb unwillkürlich stehen und legte das Ohr an die Thürspalte. Knorbridge war bei dem Vater. Sie hatten sich unterhalten, doch jetzt schwiegen beide; Stille herrschte. „Gut," sagte endlich der Britte, „ich weiß nun, daß Ihr ein Sklave seyd. Zürnen sollte ich Euch, Elender, daß Ihr mir daraus ein Geheimniß gemacht habt, doch ich will es nicht, ich will sogar mein Verhältniß zu Euch schonen, wenn Ihr mir aufrichtig antwortet. Ist Euer Vermögen von jetzt an gefährdet, leidet es durch Eure Eigenschaft als Leibeigener?"

Anna vernahm die Antwort hierauf nicht, denn der Glockenzug ihrer Mutter, welcher sie herbeirief, ertönte soeben ganz in der Nähe, einer Gewohnheit nach, wenn im Hause Gesellschaft und der Augenblick da war, wo Madame Molwo am Arme ihrer Tochter darin erscheinen wollte. Anna, die an der Schwelle des väterlichen Gemachs beinahe in die Kniee sank, suchte sich zu fassen und ging der Mutter entgegen. Sie neigte sich leise zitternd zu dieser und fragte: „Ist es schon so spät, liebe Mutter? So ist es wohl nicht mehr Zeit, die Gesellschaft aufzusagen, die Soirée zu verschieben?"

„Aufsagen? verschieben? entgegnete die Matrone. „Wo denkst Du hin, mein Kind? Aus welchem Grunde? Bist Du unwohl? ich will nicht hoffen! —"

Nein, es war nur eine flüchtige Anwandlung. Kommen Sie, meine Mutter!"

„Wir wollen den Vater abholen, liebes Kind. Ich hörte vorhin Knorbridge zu ihm gehen; so treffen wir gleich Beide zusammen und erscheinen Alle zugleich, was gerade heute so hübsch ist."

„Liebe Mutter, sagte Anna, „wenn der Vater heute weniger heiter ist, als gewöhnlich, er war schon beim Mittagsmahle verstimmt, so dürfen wir uns darüber nicht wundern — der Tod seines alten, vornehmen Freundes — widrige Börsengeschäfte, forschen wir nicht weiter nach der Ursache seiner Traurigkeit, die so nahe liegt — es könnte ihn noch trauriger machen."

„Gut, mein Kind, wir wollen es thun."

Die Damen gingen in Herrn Molwo's Kabinet und bald darauf erschien die Familie im Salon, der sich bereits von den gewöhnlichen Gästen der Mittwochs-Soirée sich zu füllen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Das beste, was er jetzt thun konnte, war Rumpen flechten und Rümpchen fangen und das Wiesenplätzchen war sein Eigenthum und da waren tausende der kleinen lustigen Schwimmer. Morgen war Freitag und der Freitag galt zu Altenahr für einen Glückstag und zum Fischen extra, weil es ein Fasttag war und Fische kein Fleisch sind nach den Satzungen der Kirche.

Neben Hubert lag schon ein neuer Haufen Rumpen und sein Vorrath von Weiden und Weidenschalen reichte noch weit. Bekam er die alle voll, so war ein reiner Gewinn von zehn Gulden gewiß; dann hatte er fünfzehn Gulden. Das war ein Reichthum und den wollte er gern für Annchen hingeben, wenn sie dafür sein liebes Mailehen werden konnte; auch wenn er hintennach darben mußte!

Der Mond schien hell zu seiner Arbeit. Droben im Flecken wurde es stille. Die Uhr schlug eben zehn.

Da plätscherte es im Wasser, als wenn jemand sachte heranschliche. Hubert horchte.

Es wird ein naschiger Otter seyn, der den Rümpchen nachschleicht, dachte er bei sich, und gleich war der Gedanke da: ich will dir's vertreiben! er warf einen Stein ins Wasser, daß es platschte; es wurde still.

Dem hab' ich's vertrieben! sagte er halblaut und lachte dazu. Aber — da patschte es wieder und näher.

Das ist ein freches Vieh! sagte er und wollte zum Ufer treten; aber wie fuhr er zurück, als er plötzlich die Weiden wegbog und er einen Menschenkopf vor sich sah.

Bst! klang's an sein Ohr.

Er sah schärfer und bald hätte er laut aufgeschrieen — denn mit einem leichten Sprunge stand Annchen vor ihm.

Jessemarjosep! *) rief er, wie kommst du daher! Soll ich meine Kapp' verlieren und du deinen guten Namen! Lieb' Annchen, was denkst du? du weißt, wie ich dich lieb habe — aber —

Eine kleine Hand hielt ihm den Mund zu. Schweig' doch still! sagte sie. Meinst du, ich wollte so etwas wagen, ohne daß ich vollständig sicher wäre? Siehst du, ich hab' ein Licht genommen und bin in meine Kammer gegangen; hab's dann nicht ausgeblasen und gewartet, bis alles still wurde, dann bin ich hergeschlichen, um dir zu helfen, und sie meinen, ich sey in meiner Kammer. Ich wußte ja, wo du warst und — warum du Rumpen machst! Bist du mir bös, Hubert-

*) Jesus, Maria Joseph! Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens und der Freude bei den Bewohnern des Ahrthales.

chen? fragte sie so süß schmeichelnd, daß sie einen Rasenden hätte bändigen können.

Bös? ach du heilige Mutter Gottes, wie sollte ich das anfangen? sagte Hubert. Bange ist mirs ja nur um dich, weil du so gut wie ich weißt, daß der Pitter überall dich belauert. Und wenn der das herausbrächte, so sollten uns alle Heiligen gnädig und barmherzig seyn! Er wär's nicht!

Still, still! rief das liebe Mädchen und saß schon im Grase, hatte Weiden genommen und flocht schon so wacker wie Hubert.

Er blickte, alle Sorge vergessend, auf das liebliche Mädchen und sagte mit einer Stimme, die vor innerer Lust bebte: Nun seh' ich wohl, wie gut du mir bist!

Hast du das noch nicht gewußt? fragte sie schelmisch lachend. Ich weiß es schon lang und ich weiß auch, wer am Annetag die zwei schönen Körbchen, das Nähkörbchen und das Henkelkörbchen, an die Weiden an unsern Wasserschöpfplatz gehängt hat. Du warst's doch nicht wahr?

Hubert lächelte und sagte: Nein!

Du Lügner! rief sie. Es gibt ja nur Einen, der sie machen kann, und das bist du. Nun will ich sie abverdienen mit Rumpenflechten.

Da seh' mal eins! rief Hubert. Sie weiß, daß ich die Rumpenflechterei hier treibe, um sie zum Mailehen zu kriegen, und sagt nun, sie wollte die Körbchen abverdienen?

Du Advokat! scherzte sie. Mit dir komm' ich armes Ding nicht aus. Setz' dich und sey hübsch brav und fleißig, daß wir bald fertig werden.

So ging das näckische Gespräch fort, bis sie endlich auf das Mailehen zu reden kamen und die Pärchen für einander bestimmten und zwar durch's ganze Dorf hinauf.

Sich selbst und ihre zweifelhaften Hoffnungen vergaßen sie ganz. Dabei arbeiteten die Hände so rasch, daß, ehe es halb zwölf schlug, die Weiden alle aufgearbeitet waren. Darauf sprang Annchen auf, schlug Hubert leise auf die Wange, rief: gute Nacht! und war wie der Blitz verschwunden.

Als aber Hubert seine Kappe suchte, war sie fort. Starr vor Entsetzen stand er da. Hat uns Jemand belauscht? fragte er zitternd. Eiskalt rieselte es durch seine Glieder. Er durchsuchte noch einmal rings um Weiden und Gras. Sie war nicht da; sie war entwendet.

Was soll das werden? rief er weinend vor unsäglichem Leid. Ach armes Annchen!

Er schlich endlich durch die Weiden auf den Weg und erreichte mit angstpochendem Herzen sein Häuschen. Da fiel's wie Zentnerlast von seiner Seele; denn auf dem Klopfer hing seine Mütze, die die kleine Hexe, ihn zu necken, ihm weggeputzt hatte und nun hierhin hing.

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Metternich meint, die Franzosen seyen viel eher literarische als revolutionäre Leute. Lasset einen Mann kommen, der ein beredtes oder bloß wunderliches Paradoxon äußert, und die Franzosen adoptiren das Paradoxon und den Menschen. Paris hat die Februar-Revolution gemacht, weil es Lamartine beliebt hat, seinen Roman „Die Girondins“ *) zu schreiben, und den Juni-Aufstand, weil Herr Ludwig Blank eine mittelmäßige Broschüre über die Organisation der Arbeit veröffentlicht hat. Einer jener Versuche, setzt der alte Diplomat hinzu, wie wir alle deren gemacht haben, ehe wir zu denken gelernt hatten. Man hebe die Ursache, die freie Presse, auf, meint Metternich, und die Wirkung verschwindet von selber.

Nach den Juni-Ereignissen äußerte man in der Gegenwart Metternich's, daß Krieg von Seiten Frankreichs drohe. Weniger als je, sagte er, denn Frankreich wird von Generalen regiert. Und in der That, die Gewalt macht unsere Advokaten zu kriegerisch, um nicht unsere Generäle friedlich zu machen. Die französische Regierung fürchtet den Krieg, meint Metternich, weil derselbe Paris von Soldaten entblößt und in die Hände der rothen Republik geliefert hätte. Der alte Staatsmann glaubt übrigens nicht, daß die Erschütterungen, welche heute die europäischen Nationalitäten aus ihren Fugen renken, ohne einen allgemeinen Konflikt zu Ende geführt werden können, einen Konflikt, in welchen Frankreich wieder hineingezogen werden, es möge nun wollen oder nicht, und aus dem es nur mittels einer Restauration oder einer Theilung sich retten könne . . . Monarchisch oder Russisch! Es ist das Wort Napoleon's umgekehrt, und glücklicher Weise bis jetzt nur das Wort.

Metternich glaubt an die absolute politische Einheit weder für Italien, noch für Deutschland. Die Zentralisation ist dort nach seiner Ansicht mit den Sitten und den Jahrhunderte alten Gebräuchen unverträglich. Der Patriotismus sey auf die Gränze der Stadt oder höchstens der Provinz beschränkt. Die Rivalitäten der Städte und Staaten könnten wohl auf einen Augenblick vor einem gemeinsamen Gefühl des Hasses gegen den Fremden verstummen, dieselben würden aber gewaltiger als je hervortreten an dem Tage, wo es sich darum handeln würde, die erkünstelte Einheit, welche aus dem Kriege entstanden, zu regeln und zu befestigen — da jede Stadt, jeder Staat die Oberherrschaft in Anspruch

*) Darin liegt unendlich mehr Wahrheit, als der Verfasser zuzugeben scheint. A. d. R.

nehmen würde. Metternich erblickt in den materiellen Interessen kein geringeres Hinderniß für die italienische Einheit. Mehrere italienische Häfen verdanken ihren Handel bloß der territorialen Zerstückelung, welche einem jeden einen besonderen Mittelpunkt der Produktion und des Konsums anweist. An dem Tage, wo Italien nur Einen Staat bildete, würden Genua, Ankona und Neapel ihre Nebenbuhler Livorno, Venedig und Zivita-Vecchia zu Grunde richten. Die einzige Einheit, nach welcher Italien streben könne, sey seines Erachtens die neue föderative Republik, welche jedem Staat seine Individualität lassen würde, in keinem Fall jedoch die Halbinsel dem fremden Protektorat entziehen dürfte. Das ist der Hauptpunkt für Metternich.

Für Deutschland wie für Italien glaubt Metternich keine Einheit möglich außerhalb eines einfachen, es sey monarchischen oder republikanischen, Staaten-Bundes. Die Bildung einer Zentral-Gewalt in Frankfurt, aus welcher die Ideologie jenseits des Rheines den Eckstein des künftigen deutschen Reiches gemacht haben, hat bei dem alten Diplomaten immer einen spöttischen Unglauben erregt. Die Zentral-Gewalt, meint er, müsse die Prärogative der achtunddreißig Souveränetäten des ehemaligen deutschen Bundes achten, und dann hörte sie auf, zentral und souverän zu seyn, um zu einem lächerlichen Auswuchs herab zu sinken, eine neunundreißigste Souveränetät im Bunde zu werden, oder sie werde versuchen, jene Souveränetäten zu konfisziren, zu absorbiren, und dann laufe das Einheits-Bestreben bloß auf einen Bürgerkrieg hinaus.

Es scheint Thatsache, daß Metternich, als er die Februar-Revolution vernahm, deren friedlichen Ausgang er nicht ahnen konnte, beinahe entschlossen war, die Rheinprovinz Preis zu geben, deren revolutionäre Tendenzen sich schlecht den Sympathieen des alten Diplomaten empfahlen. Oesterreich hätte uns, ohne zu interveniren, die Rheingränze nehmen lassen, unter der Bedingung, daß wir in der italienischen Frage mit unseren Forderungen nicht zu weit gegangen wären. Es wäre der österreichischen Regierung in dieser Weise gelungen, ihre italienischen Besitzungen zu sichern, den deutschen Liberalismus in Schach zu halten, welcher sich alsdann zwischen zwei Feuern befunden hätte, und aus dem nationalen Groll der Deutschen ein Bollwerk gegen den französischen Radikalismus zu bilden.

(Schluß folgt.)

Entschließe Dich.

Die Deutsche Zeitung enthielt kürzlich ein politisches Gedicht, mit der Bemerkung, es sey ihr „von einem Königsschlosse“ eingesandt; die Frankf. Parl. Korresp. nannte am nächsten Tage unumwunden den Prinzen Albert, Gemahl der Königin Viktoria, als dessen Verfasser. Das Gedicht ist überschrieben: „Entschließe Dich“ und Germania richtet darin folgende Worte an Borussia:

Entschließe dich, Kind meiner Kraft und Liebe,
Wirf von der Stirn der falschen Würde Schein,
Und wag' es, deiner Größe wahrem Triebe,
Wag' es, in mir dir selber treu zu seyn:
Als mir das Reich, das größte einst auf Erden,
In Stücke brach, mein alter Stern verblich,
Sandt' ich dich aus, mein neuer Stern zu werden,
Des jungen Reiches Kern — entschließe dich!

Rückwärts gekehrt, nach meiner Thaten Wiege,
Von meinem Stamm ein abgelöstes Reis,
Versammelt um das Szepter ihrer Siege
Dort Austria der Völker bunten Kreis;
In meines Völkerringes ehr'ne Hallen
Tritt du statt ihrer stark und jugendlich,
Der Krone Wucht, die ihrem Haupt entfallen,
Dir biet' ich sie zum Lehn — entschließe dich!

Ich kann von dir, du kannst von mir nicht lassen,
Wohin sich streitend auch dein Schritt gewandt,
Hin all dein Handeln, Irren, Lieben, Hassen
Doch unverrückt an meiner Liebe Band:
Ich lenkte dir das Schwert im Schlachtenspiele,
Dein war der Sieg, du stand'st und fühltest mich;
Nun wink' ich sichtbar heut' am letzten Ziele
Zum schönsten Siege dir — entschließe dich!

Ein Opfer gilt's: des Theiles Dünkel brechen,
Die Knoten lösen, die dein Stolz geschürzt,
Wie sich der Fluß mit allen seinen Bächen
Begeistert an des Stromes Busen stürzt!
Der halbgeachtet, mit erlog'nem Schwalle,
Selbstständig-ängstlich nach der Küste schlich,
Jauchzt nun einher als mächtigster Vasalle
Des ersten Stroms der Welt — entschließe dich!

Auflösung den Logogryphs in Nro: 24:

Mississippi.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 28 18. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Von einer Balustrade herab erklagen die ersten Geigenstriche eines kleinen Orchesters, welches sich für Tanzmusik in Bereitschaft setzte, und die Füße verschiedener junger Herren und Damen, dem Kaufmanns- oder mittleren Beamtenstande angehörig, begannen in raschere Bewegung zu kommen. Der Gesellschaftskreis, der sich in Herrn Molwo's Saal versammelte, war ziemlich gemischter Natur; er war aus Einheimischen und Fremden zusammengesetzt und ganz so prächtig oder anständig, wie es ähnliche Zirkel reicher Kaufleute in der Hauptstadt zu seyn pflegen. Glückwünsche zu seinem heutigen Lebensfeste empfingen den Hausherrn, der Anfangs zerstreut und finster in dem heitern Treiben, in den gewohnten, jetzt noch erhöhten Aufmerksamkeiten, die er von allen Seiten empfing, in anziehenden Gesprächen mit fremden Gästen allmälig die verlorene Ruhe wieder fand, und fast gänzlich vergaß, was diese in der letzten Zeit so bedeutend gestört hatte. Er würde durch nichts daran erinnert worden seyn, wenn es nicht zuweilen durch den Anblick seines künftigen Schwiegersohnes, des werthen Mr. Knorbridge geschehen wäre, dessen beobachtende Augen fortwährend auf ihm ruhten, wenn sie nicht durch einen holderen Gegenstand, durch Anna, die heute vorzüglich reizend erschien, gefesselt und von ihm abgelenkt wurden. Auch Anna's innerer Sturm hatte sich gelegt, die Bilder von Zwang, Leidenschaft, Verbannung, Armuth, die ihre schrecklichen Larven einen Moment lang in den Lichtkreis ihrer Seele gedrängt hatten, wichen der Atmosphäre des Glücks, des Wohlstandes, der Freiheit, welche sie umgaben. Sie tanzte, und wie anmuthig war ihr Tanz! Beifall und Bewunderung folgte ihr jedesmal, wenn sie vom Parket abtrat, und ein Theil der Huldigungen, die sie empfing, schien auch auf ihren Tänzer, der meistens Herr Knorbridge war, überzugehen und ihn mit zu verklären. Eben unterhielt sich Herr Molwo sehr eifrig mit einer Gruppe von Danziger und Moskowitischen Komptoir-Chefs, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, als plötzlich seine Rede stockte und seine Züge, mitten im belebtesten Feuer, einen seltsamen Ausdruck von Schrecken oder Verdutztheit annahmen; seine ausgestreckten Arme schienen durch einen Zauber in ihrer Stellung versteinert und die hervortretenden Augen starrten nach irgend einem Gegenstande des Entsetzens. Ein solcher war aber für Alle, die betroffen der Richtung seiner Blicke folgten, nicht vorhanden. Was sich zeigte war vielmehr geeignet, eine angenehme Ueberraschung und Wohlgefallen zu erregen; zwei junge Offiziere standen unter anständiger Verneigung dem Hausherrn gegenüber und schienen seiner Bewillkommung gewärtig. Sie waren prächtig gekleidet, ihre scharlachene Kollets schimmerten von Goldstickerei, Edelsteine glänzten auf den Scheiden ihrer Säbel, und von den Chapka's, die sie sittig in dem Arm hielten, rollten weiße Federn herab. Und wie jugendlich anmuthig waren ihre Gestalten! wie blühend schön ihre Antlitze! — Statt Schrecken einzuflößen, schien vielmehr die Erscheinung dieser Jünglinge geeignet, überall Wohlgefallen und Liebe zu erregen. Herr Molwo kam indessen aus seiner augenblicklichen Erstarrung rasch wieder zu sich, um in ein anderes Extrem zu verfallen. Mit gebeugtem Haupte trat er den jungen Fremden entgegen, die von dem Kreis, in welchem er sich eben befand, Niemand außer ihm kannte; seine Kniee krümmten sich, und er würde vor ihnen auf den Boden gesunken seyn, wenn es nicht Einer der Jünglinge durch rasches Aufhalten verhindert hätte. Der Andere sah den Kaufmann mit weniger freundlichem Auge an, als sein Genosse; seine Haltung, seine Bewegungen waren minder verbindlich und in seinen Mienen zeigte sich ein Ausdruck von bewußter Ueberlegenheit, Stolz, Zorn und dem schadenfrohen Gefühle der Genugthuung, in welchem allerdings Jury's sonst nicht schlimmes Herz jetzt unter feuriger Wallung schwelgte. Beide Brüder wußten, wer in Molwo vor ihnen stand; sie waren nach der Vorstellung beim Kaiser in ihren angeerbten Palast zurückgekehrt und der Intendant hatte dort seinem Gebieter unter Vorlegung gültiger Beweise das Verhältniß des Kaufmonns zu ihm eröffnet. Zu wildem stürmischem Jubel befeuerte den Einen diese Eröffnung, während sie in dem Andern, den sie eigentlich allein anging, einen bei weitem gemäßigteren Ausdruck hervorbrachte. — Rache für erlittene Kränkung forderte Jury, während in Bogatirs frohlockender Seele die edelmüthigsten Pläne um den Vorrang stritten. In dieser Stimmung begaben sich die Brüder nach Molwo's Haus. Von ihrer Begleitung

der asiatischen Eskorte war, seit dem Besuche, den sie mit ihrem Obristen beim Kriegsminister gemacht hatten, keine Rede mehr und der Reitertrupp, bei welchem sie sich nach Herrn Knorbridge's Wunsch und Berechnung befinden mußten, war bereits weit entfernt von den Thoren der Hauptstadt, als sie, noch ruhig im Zentrum derselben, in den Salon des leibeigenen Kaufmanns traten. „Wer sind sie?" flüsterte man ringsum in den Gruppen der Versammelten, wo man ihrer ansichtig ward, und das verlegene, betroffene, demüthige Wesen des Hausherrn, diesen jungen Dragoneroffizieren gegenüber, bemerkte; die Blicke der Damen wurden zuerst von der schmucken Pracht der Uniformen, der einzigen in diesen Sälen, angezogen, und dann gefesselt von der ungemeinen Schönheit derer, die sie trugen. Die Männer beachteten sie weniger und kehrten nach kurzer Unterbrechung zu den Gesprächen oder Spielen zurück. Molwo aber führte seine hohen Gäste unter heimlichem Zittern durch den Hauptsaal nach einem Nebenzimmer, wo er Gattin oder Tochter zu finden hoffte, um sie diesen vorzustellen, und nebenbei deren Hülfe und Unterstützung bei seiner nicht zu verbergenden Verwirrung in Anspruch zu nehmen. Der trotzige Jury bemerkte dieselbe mit Freuden, und konnte es nicht unterlassen, sie noch zu vermehren. „Leibeigner!" flüsterte er, während sie durch den Saal schritten, dem Hausherrn ins Ohr, „wir wissen, wer Du bist; zu unsern Füßen ist Dein Platz, und Deinen Hochmuth im französischen Laden mit Peitschenhieben zu bestrafen, wäre mir Lust . . ." Der Bankier starrte den Zürnenden an. „Ruhig, mein Bruder!" sagte Bogatir. „Was hast Du mir versprochen? Fürchten Sie nichts, Herr Molwo, wir sind hier nur Ihre Gäste. Wo ist Ihre liebenswürdige Tochter?"

„Dort, dort," stammelte der Kaufmann.

„Wird sie mir wohl einen Tanz nicht abschlagen?"

„Gnädiger Gebieter . . . laß uns in einen Winkel treten, damit ich dort Deine Kniee umfasse!"

„Nicht doch, Alter!" lachte Jury, „das sollst Du öffentlich thun." —

„Jury!" bat Bogatir mit verweisendem Blicke. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Ich Tölpel! rief Hubert aus. Das hätt' ich doch wissen können! wann hat denn das tolle Ding mich einmal ungeneckt gelassen? Aber wart, das sollst du mir schon vergolten kriegen!

Mit den süßesten Rachegedanken im Herzen, schloß er die Thüre auf und da war es ihm, als hörte er halblaut kichern. Wäre nicht eben der Wächter den Flecken herabgekommen, um die Stunde zu blasen und zu singen, ich glaub' er wär' noch einmal über den Steg hinübergeschlüpft.

Früh am folgenden Morgen war Hubert an dem Plätzchen, wo er seine Rumpen geflochten und versteckt hatte. Er trug eine Axt und einige Pfähle, welche er in dem Theile des Bettes der Ahr, wo weniger das strömende Wasser lag und wo ein sandiger Boden das Eintreiben möglich machte, in den Boden einschlug und zwar nahe genug, um oben darauf eine Steinplatte zu legen. Diese war schon in den Weiden verborgen. Sie wurde geholt und darauf gepaßt. Als sie festlag, ging er heim und setzte sich in das Gärtchen, nahe an den dichtgeflochtenen Weidenzaun, um die Netze und Hamen zu untersuchen und auszubessern.

Wohl hatte er sich nach allen Seiten umgesehen, ob er nicht die liebe Gestalt jenseits der Ahr wahrnähme; aber es blieb stille. Sie ist gewiß im Felde! dachte er und leise sein Lieblingslied: „so viel Stern' am Himmel stehen ꝛc." pfeifend, arbeitete er unermüdet und vergaß bald alles, was ihn umgab, in der süßen Hoffnung dessen, was gestern Abend der schönste Mund gesagt.

Plötzlich traf ihn ein Steinchen und wieder eins. Er sah um sich und drüben an der Hecke stand das liebliche Mädchen und schabte ihm ein Rübchen mit leisem Lachen.

Etsch! etsch! rief sie. Gelt, ich hab' dich einmal geängstigt? Aber das war dafür, daß du wie eine alte Großmutter mir vorhieltst, daß ich zu dir kam, du Wüster, und ich wollte dir doch flechten helfen, damit du nicht zwei Nächte dir den Schlaf brächest.

Warte nur! drohte er hinüber.

Komm', wenn du Muth hast! lautete die Gegenrede keck und herausfordernd, indem sie die beiden Hände in die Seite stemmte und mit schelmischen Lachen ihn ansah.

In dem Augenblick lagen Netze und Hamen an der Erde und schneller fliegt nicht der Pfeil, von der Sehne geschnellt, als er über den Steg flog. Als er aber ganz nahe war, klatschte sie in die Hände und war eben so schnell jenseits des Gartenthürchens verschwunden.

Dorthin zu folgen, fehlte ihm allerdings der Muth, denn des Nachbars Fenster gingen in den Hof und wie leicht konnte im Hofhaus jemand zu Hause seyn.

Eine Weile sann er, ob er es wagen sollte; dann aber stellte er sich unter die Weiden, die auch dort als Zaun dienten. Es blieb alles still, bis plötzlich der Staubregen einer Gießkanne, der über sein Haupt herabbrach, ihn belehrte, wo sie sey.

Jetzt reichte ein rascher Sprung hin sie zu haschen und ein Kuß war die schwere Strafe für alle begangenen Frevel. Es war aber ein Glück, daß in demselben Augenblick der Hofbauer mit seiner Bärenstimme: Annchen! rief und sich nun langsam dem Garten näherte.

Von Hubert war keine Spur mehr sichtbar und Annchen jätete so emsig Unkraut aus, daß sie bei dem Beete kniete und den Kopf tief herabbeugte.

Wenn das Unkraut noch so klein ist, daß du dich bücken mußt, sagte er, so laß es größer werden. Sieh doch 'mal! Jessemarjosep, wie dem Kind das Blut in den Kopf geschossen ist! das kommt aber von dem Bücken. Hör' auf, Kind, und geh' in das Haus; Kind, geh!

Während sich das auf dem linken Ufer der Ahr zutrug, saß einer hinter dem Weidenzaun, dem war das Blut nicht in den Kopf gestiegen, sondern aus dem Gesicht gewichen, daß er wie eine Leiche anzusehen war. Erst als er aus des Hofbauers Reden entnahm, daß er ihn nicht gesehen, kam wieder Leben in ihn; das Lachen konnte er aber doch nicht unterdrücken, daß der Hofbauer meinte, das Blut sey dem Kind vom vielen Bücken in den Kopf gestiegen. Er wußte es besser.

Drüben rastete der Alte nicht, bis das Kind ins Haus ging und für heute war die Hoffnung vorüber, sie zu sehen; denn Hubert mußte in die Hecken, der Mutter Holz zu holen und dann an das Fischen denken.

Kaum war der Abend gekommen, als er eine Last dürren Reisigs an sein Wiesenplätzchen trug. Auf der Steinplatte mitten im Wasser wurde das Feuer angezündet, dessen helles Leuchten das Rümpchen lockt und die roth getupfte Forelle und sie sicher in das Netz liefert.

Die Netze wurden gesteckt, das Hebegarn zurecht gelegt und bald begann der Fang.

Das Herz hüpfte in seiner Brust. Jeder Zug war reich und voll. Ganze Bütten voll trug er der Mutter heim, daß sie sie koche im siedenden Salzwasser und sie dann in die Rumpen packte. Wenn er kam mit einer Ladung, war allemal der Vorrath schon gepackt, und er mußte sich wundern über die Thätigkeit der alten Mutter. Er wußte aber nicht, daß eine junge Kraft half. Annchen versteckte sich jedesmal, wenn er kam, und lachte heimlich, wenn er sich über der Mutter Fleiß wunderte. Zeit zum genaueren Forschen, wie das zugehe, blieb ihm nicht, denn es galt und der Fang war reich und manche runde Forelle lag bei den kleinen Rümpchen.

Als er aber zum drittenmale zu dem Ort zurückkehrte, erschrack er heftig. Sein Feuer war ausgelöscht und die Pfähle umgerissen. Als er noch so dastand, über den Streich der Bosheit nachzudenken, flog ein Stein an seinem Kopfe vorüber.

Hubert war wohl eine sanfte Natur, aber sein Blut war heiß. Oft urplötzlich wallte es in ihm auf und dann kannte er sich kaum. Solch ein Augenblick war jetzt gekommen. Das konnte Niemand anders gethan haben als Pitter, der Bösfeind, der ihn haßte, weil er wohl merkte, wie's zwischen Annchen und Hubert stand und jetzt seine Absicht, sich Geld zu erwerben, hintertreiben wollte.

Rasch wie ein Gedanke ergriff Hubert einen der Pfähle und sprang in die Ahr. Am jenseitigen Ufer sprang er durch die Weiden und nicht lange, so stand er ungesehen neben dem langen Pitter, der unermüdet nach der Stelle warf, wo er Hubert vermuthete. Wie ein Löwe warf sich dieser auf ihn und vor Schrecken gelähmt, lag der lange Unhold am Boden. Zwar nahm er seine nicht geringe Kraft schnell zusammen, aber unter Huberts gewichtigen Streichen mußte er die Flucht ergreifen und das Andenken war gesichert für lange Zeit, das er mit sich hinwegnahm.

Ruhig kehrte der Sieger zurück, baute noch einmal seinen lustigen Feuerherd über das Wasser und nach einiger Zeit war der Fang wieder im Gange und fast noch glücklicher, als vorher. Als die Mitternacht kam, waren alle Rumpen voll.

Müde kehrte er heim und setzte sich zu der Mutter, ihr den Streich des bösen Menschen erzählend.

Aber ich habe ihn durchgebläut, rief er und die Hand ballte sich noch im Andenken an den Sieg.

Da sprang das Mädchen aus dem Stübchen heraus, wo sie sich verborgen, und rief: das hast du brav gemacht!

Wie erschreck er! Aber wie selig ruhte sein Auge auf ihr! War sie doch nun sein sicheres Mailehen, da er so reich im Fang an diesem Abend geworden war!

Nur die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, weil sie den Pitter und sein rachsüchtiges Gemüth kannte; aber sie mochte das Glück der Beiden nicht stören und drückte ihre Sorge hinab in das Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Schluß.)

Metternich hat mit Vergnügen gesehen, daß sein intimer Feind an die Spitze der deutschen Revolution trat. Es ist ein harmloses Kind! rief er aus, als er die Wahl des Erzherzogs vernahm, und das sechszigjährige Kind soll, wie man sagt, den Eingebungen das Ohr leihen, welche ihm aus Brighton, der neuen Residenz Metternichs, zugehen *).

Es ist ein Name, welcher ehemals auf diesem Verzeichniß den Verbannten einen Platz ausfüllte, den die Hand des allgemeinen Stimmrechtes aber aus demselben gestrichen hat. Welche Erinnerungen würde ich übrigens

*) Wie einfältig diese Behauptung des Herrn von Alaux ist, brauchen wir nicht hervorzuheben. Jedermann weiß, daß der Erzherzog Johann seit je der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung Metternich's war.

Anm. d. Red.

hier zu sammeln finden! Dieser Name hatte weder für unsere Nachbarn, noch für uns irgend eine ernste politische Bedeutung gehabt bis zu dem Tage, wo an sechs Millionen Stimmen denselben Europa zu einem Räthsel, Frankreich zu einem Unterpfand der Ordnung und der Einheit gemacht haben. Der Prinz Ludwig lebte in England übrigens nicht ganz unbeachtet. Die Londoner Bourgoisie ehrte in ihm den Neffen eines Mannes, welchen die offenherzige Unparteilichkeit der Inselbewohner fast eben so sehr bewundert, wie den Herzog von Wellington. Die Aristokratie tollerirte ihn ihrerseits wie einen Gentleman von gutem Geschmack, sehr sorgfältig nach den englischen Sitten (english manners) dressirt — die Hauptsache in diesem Lande. Man begreift z. B. schwerlich in England, daß der bekannte Konstablerstock Stoff zu einem Epigramm habe werden können, während der Umstand, daß ein Herzog und Pair wie bei uns das Gewehr auf der Schulter die Wache bezieht, das brittische Dekorum im höchsten Grade in Verlegenheit bringen würde. Der Prinz Ludwig erschien der englischen Gesellschaft noch durch eine andere Eigenschaft empfehlenswerth: durch seine ganz Napoleonische Freigebigkeit, welche ihn zu Grunde gerichtet hat. Er hat zwei- oder dreimal, und ohne zu zählen, die Schulden seiner Partei bezahlt. Der Prinz Ludwig ist übrigens der einzige Mann, den seine plötzliche Erhebung nicht gewundert hat. Er hat einen Augenblick an dieser Wiederkehr des Glückes gezweifelt. Und sein fast abergläubisches Vertrauen in die Zukunft entschuldigt die Exzentrizität der Unternehmungen von Straßburg und Boulogne. Dieser vertrauensvolle Fatalismus machte ihn wenig gelehrig für jeden Rath, der nicht vollkommen seinen Gedanken entsprach. Er hat niemals einen Plan angenommen, bevor er ihn nicht nach seinem Sinne umgeändert, und seine Freunde glauben, sein zweimaliges Mißlingen dieser Neigung zur persönlichen Initiative zuschreiben zu müssen. Acht Jahre Gefangenschaft haben die jugendliche Hitze des Prinzen Ludwig gedämpft, sein Unabhängigkeits-Gefühl und seine Raschheit ist aber geblieben. „Ich hörte jeden Rath," sagte er neulich, „ich thue aber, was ich muß, und sogar was ich will. Der Oheim würde den Neffen für dieses Wort gewiß nicht verläugnen.

Die Emigration des Juni hat nur zwei ihrer Notabilitäten nach England geworfen: Caussidiere und Louis Blanc. Die Verbannung wird dem Hrn. Louis Blanc bessere Dienste geleistet haben, als dem Herrn Caussidiere. Der Hannibal in verjüngtem Maßstabe hat jenseits des Kanals einen Tag lag einen rasenden Erfolg gehabt: als er, eben von der Dover Eisenbahn abgestiegen, die Kockney's von London in einem in die „Times" eingerückten Briefe ersuchte, ihm ihre Ovationen zu ersparen. Das finstere England verschwendete an dem Tage zu Ehren des Männchens vom Fußschemel all die Heiterkeit, welche es seit des Königs Harold Zeiten aufgespart hatte. Der Vollblut-Sachse würde vielleicht, wenn ihm aufs Aeußerste zugesetzt würde, anerkennen, daß ein irischer Bettler ein Mensch sey, und daß zehn Franzosen im Stande seyen, einen Engländer durchzuprügeln; aber er wird nie zugeben, daß aus dem Luxembourg Echappirte irgendwo anders hingehören, als nach Bedlam. Kommunist ist er, der aus dem Ich seinen Gott macht, aus dem Gelde seine „Achtbarkeit", aus der Isolirung seinen höchsten Ehrgeiz? er, der in der Mitte der Städte seine Persönlichkeit nicht sicher glaubt, wenn er sie nicht hinter den Gräben und den Gittern eines Häuschens verschanzt hat, welches gerade groß genug ist für ihn allein — der sich im Wirthshause nicht behaglich fühlt, wenn er nicht eine Bretterwand zwischen sich und seinem Nachbar hat? Hr. Louis Blanc besaß nicht einmal das Verdienst, in England mit dem Passe der Exzentrizität zu erscheinen. Der Sozialismus, welchen unsere rothen Republikaner den Griechen abstudirt zu haben glauben, ist in der That nur eine englische, bereits dreißig Jahre alte Alltags-Angelegenheit, welche in Birmingham ihre Vorstadt St. Antoine besaß, welche ihr Luxembourg und ihren 15. Mai in London, ihren Juni in Peterlo erlebt hat. Lange bevor Herr Proudhon das Eigenthum nach seiner Weise auslegte, war es ein chartistischer Gemeinplatz, „die Gesetzmäßigkeit der Staatsschuld", „das Monopol der mechanischen Kraft, des Bodens und der Transportmittel anzugreifen." Lange vor dem Fluche Louis Blanc's hatte ein chartistischer Redner über die englische Bourgoisie die Strafe Sodoma's und Gomorrha's herabbeschworen, während Herr Bronterre O'Brien die Arbeiter aufforderte, „sich in nationaler Weise an dem Leben und dem Eigenthume der mittleren und höheren Klassen zu rächen."

Herr Louis Blanc fand in London also nicht bloß Antipathien, sondern er war abgenutzt. Die Scheidemünze der sozialen Auswanderung fühlte sich noch fremder auf diesem Boden. Unsere jungen Barrikaden-Abenteurer verzweifelten nach einer Woche augenscheinlich an einem Volke, für welches der Konstablerstock noch ein Glaubensartikel ist. Sie trösten sich dadurch, daß sie dem ehrlichen Policemann, welcher sie bewacht, durch den verdächtigen Ueberfluß ihres Bartes Aergerniß geben, — einem Auswuchs, welcher mit der „Respektabilität" ganz unverträglich ist.

---

* Homonyme.

Bin von Holz nnd bin von Wasser, trocken bin ich und auch naß,
Festgeschnürt werd ich, und dennoch lauf ich fort, ei was ist das?

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 29 . . 20. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Fortsetzung.)

Herr Molwo machte sich jetzt los von Beiden und eilte ihnen in ein Nebenzimmer voran, in dessen Tiefe er seine Tochter gewahrte, ausruhend vom Tanze, sitzend mit mehreren Freundinnen. Knorbridge stand hinter ihrem Stuhle. Der bedrängte Hauswirth hatte nicht Zeit, auf dergleichen Nebenumstände zu achten, er sah nichts als die rüstige, immer starke Anna, welche der Schrecken einer raschen Eröffnung, selbst ganz unvorbereitet, wie er sie wähnte, jetzt nicht mehr zu ersparen war, und deren Aufwallungen von Stolz, die ihr, jungen Herren gegenüber, wohl zuweilen ankamen, durchaus vorgebeugt werden mußte. Zeit zur Ueberlegung war auch nicht; er drängte sich daher zu dem Sitze der Tochter, beugte sich über ihre Schulter zu ihrem Ohr und flüsterte Worte hinein, Eröffnungen, Weisungen und Befehle. Anna sah den Vater bestürzt an, sie vernahm seine heftig herausgestoßenen Worte nur zur Hälfte, aber die Erinnerung dessen, was sie von Knorbridge und von ihm an der väterlichen Thür gehört hatte, verbunden mit dem natürlichen Scharfblicke ihrer Seele, ließ sie sogleich fassen, erkennen und durchschauen, was geschehen war und um was es sich handelte. Sie stand rasch auf, und indem sie das schöne Haupt langsam und stolz erhob, folgten unwillkürlich ihre Blicke der Richtung, von welcher Herr Molwo gekommen war, und die seine rückwärts deutenden Hände noch bezeichneten. Auch Knorbridge's Augen fühlten sich dort gefesselt, sie starrten ungläubig und als trauten sie der eigenen bewährten Sehkraft nicht, nach einem Gegenstande, der nichts anderes war, als die beiden, in einiger Entfernung stehen gebliebenen, jetzt sich nähernden Brüder. „Sie sind es nicht," stammelte er selbstvergessen in seiner Muttersprache. „Sie sind es nicht, die verdammten Kornetten. Der Obrist Wonken ist kein Betrüger. Ich wette mit mir selbst, daß sie es nicht sind — zehn Pfund — und doch! — — vielleicht verliere ich die Wette . . ." „Meine Tochter," sprach während dem Herr Molwo laut, „unser gnädiger Herr, Graf Bogatir, wünscht für den nächsten Tanz Deine Hand zu erhalten."

Anna verbeugte sich tief, jedoch mit Würde, vor dem Jünglinge, sie erröthete hoch, denn jetzt erst erkannte sie den armen Kornetten aus Herrn Daru's Laden wieder, den Empfänger der Uhr aus ihrer Hand, und so gefaßt sie war, fühlte sie sich von dieser Entdeckung überwältigt. Vergebens suchte sie Worte, der Ton erstarb auf ihrer Lippe, und sie blieb schweigend.

„Nicht doch," nahm statt ihrer Knorbridge das Wort, „nicht doch, Schwiegervater! Tod und Teufel! Ich will dem Dragoner-Obristen einen Prozeß an den Hals werfen. Es ist der Bursche! Sie sind es beide! Mit dem Tanze aber kann es nichts werden, denn ich habe ältere Rechte, und Mademoiselle ist mit mir engagirt!"

„Schweigt doch!" bat der Hausherr, um Gotteswillen! Ihr tretet einmal zurück, Herr Knorbridge! habt ohnehin das Mädchen nicht losgelassen den ganzen Abend . . ."

„Zurücktreten? Ich will nicht!" sagte der Britte barsch.

Anna warf ihm einen ernsten Blick zu, neigte sich dann noch einmal vor den beiden Lieutenants und reichte ihre, im weißen Glacehandschuh unbemerkbar bebende Hand Bogatir hin, der sie in seinen beiden empfing. Knorbridge prallte vor dieser Entscheidung zurück, aber er wagte nicht, sie zu stören; der Blick seiner schönen Braut war zu ernst, zu gebietend gewesen, um nicht Alles zu dulden, was er begehrte und befahl. Eben begann die Tanzmusik von Neuem im nahen Saale; Bogatir führte, das Haupt empor haltend, stolz, wie ein junger Gott, seine Tänzerin dahin, ihm folgte Jury mit einer von Anna's Freundinnen, die sich nicht gesträubt hatte, seine Hand zu empfangen, denn Jede hätte wohl gern mit den schmucken und prächtigen Offizieren getanzt, deren schnellkräftige Gestalten, lichtbraune Locken und blühende Wangen bereits ihre Würdigung unter den versammelten Mädchen gefunden hatten.

„Anna," sagte Bogatir im Saale, während des Antretens zum Tanze, und indem er sanft ihre Hand drückte, „kennen Sie mich noch, schöne Anna?"

„Mein Herr und Gebieter!" erwiederte sie leise.

„Ich bin es nach unseren Gesetzen, aber ich werde nie Gebrauch von diesem grausamen Rechte machen. Ihnen gegenüber, bin ich nichts, als der arme Kornett, den Sie großmüthig beschenkten, aber zu gleicher Zeit

Digitized by Google

tief demüthigten. Sie versagten mir und dem Bruder eine Gunst, die den Werth Ihrer Güte noch erhöht haben würde — erinnern Sie sich dessen, Anna?"

„Ja, mein Gebieter," athmete sie.

„Sind wir," erhob sich hier eine kräftig-jungendliche Stimme dicht hinter ihr, — es war die Jury's, der mit seiner Tänzerin diesen Platz gewählt hatte — „sind wir Dir noch zu gering, Deine Hand zu küssen, Leibeigene?"

„Jury, ich bitte Dich wiederhol[illegible] Ruhe," sagte der ältere Bruder anmuthig.

„Nein, Bogatir! laß mich — ich will nicht ruhig seyn, ich kann es nicht, ich muß Deine zu große Milde ausgleichen — zu Deinen Füßen will ich sie sehen, ich will Genugthuung haben!" Als Anna diese Worte vernahm, zuckte es, wie ein elektrischer Schlag durch ihre Nerven, durch alle Tiefen ihres Lebens. Mit wahrhaft erhabenem Ausdrucke flog ihr Auge über den Kecken, Trotzigen hin, der so Ungeheueres aussprach und verlangte, dann blieb es auf Bogatir hängen, und ihr Busen hob sich unter einer nie gekannten stürmischen Wallung. Sie tanzte jetzt mit ihm und nie hatte sie schöner getanzt; nie hatte man ein schöneres Paar tanzen gesehen. Es waren die stürmischen und reizenden Bewegungen des bekannten Nationaltanzes Masurka, die durch den Saal rauschten und in denen die Tänzer sich einander flohen und ereilten.

(Schluß folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Ueber's Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz ich grüne Majen dir an's Haus,
Schicke dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstraus.
Kommt er nicht, so magst du denken,
Ich käm' selber ferne her!
Komm' ich nicht, so magst du glauben —
Daß ich auch gestorben wär.

Volkslied.

2.

Nacht war's geworden an dem Tage, als Hubert gefischt und so glücklich über seinen reichen Fang noch der Freude theilhaftig wurde, sein Annchen bei sich zu sehen. Drüben im Hofhause waren Annchens Eltern bereits zu Bette gegangen und meinten, ihr Kind schliefe den tiefen gesunden Schlaf der frischen Jugend droben im Kämmerlein. Das Elternauge schlief nicht. Trine, sagte der Hofbauer zu seiner Frau, ich wittre Unrath. Heute ist mir etwas Bedenkliches vorgekommen. Als ich aus dem Wingert am Kreuz heimkam, stand die Thür auf und Niemand hinten noch vorn. Denk' ich, wo ist das Kind? Ich rufe, alles still. Denk' ich du gehst nach dem Garten, ob's nicht wieder mit dem Hubert plaudert, an den es einmal wie behext ist. Komm ich in den Garten, hockt's da und jätet Unkraut aus. Denk' ich, ein Kastenmännchen gegen einen Thaler! das ist auch nicht ohne Ursache, nehm' mich aber zusammen und komm' näher. Da glüht das Kind vor Verlegenheit und bückte sich tief, daß ich das Erröthen nicht sehen soll. Hab' gute Augen und die Mannstritte im Pfad waren auch nicht von den Ameisen. Mit Wasser backt man keine Pfannkuchen, denk' ich und sag' dem Kind, es soll aufhören, da ihm das Blut so in den Kopf schieße, und soll' das Unkraut größer werden lassen. Sie geht. Stell' dich an den Bienenstand, denk' ich, und wart's mal ab. Steh' ich kaum eine Minute da, so raschelts hinter den Weiden und der Hubert kriecht hervor und schlüpft hinüber. Aha! dacht' ich. Nun weiß ich, wo der Has' im Lager sitzt! Siehst du, so stehts. Die zwei sind ineinander vernarrt und verschamerirt. Was soll daraus werden? Der Hubert ist brav — aber ein Lump und ein Lump soll mein Kind nicht haben und damit holla!

Gewiß nicht! sagte Trine. — Ei so soll dich das Wetter! Wer hätte das denken sollen! rief sie aus und setzte sich im Bette auf.

Ich, Trine, ich; denn ich weiß noch, wie ich's mit dir gemacht habe und du mit mir, bemerkte der Hofbauer.

Man sucht freilich keinen hinter dem Ofen, wenn man nicht selber dahinter gesteckt hat; aber, setzte sie hinzu, laß die Geschichte und rede von heute.

Nehm's dem Hubert nicht übel, denn unser Kind ist ein Staatsding, auch nehm' ichs dem Mädchen nicht übel, denn der Hubert ist ein Prachtjung; aber was hilfts? Der Hacke muß ein Stiel gesucht werden. Was denkst du zu dem Pitter?

Ich denke, sagte die Hoffrau, er ist für das Kind der rechte Jung.

Das denk' ich auch. Gleich und gleich, das klappt, war des Hofbauers Meinung. Man soll keinen zerrissenen Lappen auf ein neues Kleid setzen und nicht Kupfer zu Gold legen und die Mengefrucht kann ich nicht leiden.

Dem Pitter sein Vater hat auch schon angeläutet, sagte sie.

Ja, mit allen Glocken, bemerkte er; aber ich denke, das Kind hat noch Zeit.

Zum Kreuz, fiel sie ein.

Was Kreuz! rief der Hofbauer. Bleib mir mit dem Weibergeschmuse vom Leibe. Wenn das Heirathen so ein Kreuz wär', möchten die Mädchen nicht so gern Männer haben. Halt's Maul davon! Wie denkst du denn, Trinchen, soll ich ja sagen, wenn er nun wirklich Ernst macht?

Wart' erſt 'mal das Mailehen ab, verſetzte ſie. Da muß ſich's ja zeigen.

Still! rief da der Hofbauer und richtete ſich auch im Bette auf. Haſt du nichts gehört? Die Thür iſt gegangen!

Du träumſt mit offenen Augen wie ein Haſe, ſagte ſie lachend.

Du weißt alles beſſer als andere Leute und das Mädel hackt dir das Mus auf dem Kopfe, ehe du's merkſt. Wer doch ſo klug auf die Welt gekommen wär!

Ja, ich hab' auch recht, ſagte hitzig die Frau, und ich weiß, was ich weiß. Du haſt einen Floh im Ohr mit dem Hubert und nun juckt's dich immer. Ihr Mannsleute hört halt das Gras wachſen!

Ein Kaſtenmännchen gegen einen Thaler! rief der Hofbauer aus, ich hab' recht gehört!

Darauf ſtieg er auf, kleidete ſich an und ſchlich ſachte hinaus.

Trine lachte über den Eſel, wie ſie ihn wohl 'mal in Gedanken nannte, und wartete ruhig die Unterſuchung ab.

Endlich kam er wieder, warf die Thüre ins Schloß, daß die Trine im Bette auffuhr, und rief: Nun, Allerweltsklugheit! wie ſteht es denn jetzt? die Hausthür iſt offen. Denk' ich, mußt 'mal ſehen, wie's im Kämmerlein iſt. Geh' hinauf, wenn du willſt, und ſieh, wer mit wachenden Augen träumt! Das Bett iſt leer und das Kind iſt fort!

Was? rief die Mutter und ſprang in einem Ruck aus dem Bette. Du wirſt doch nicht narren?

Du biſt genarrt genug! ſagte lakoniſch der Hofbauer und legte ſich. Such' das Mädl! doch eins rath ich dir, mach' keinen Tumult! du weißt, daß ſonſt des Kindes Ehre hin iſt. Aber ſo geht's, wenn die Henne klüger iſt als der Hahn.

Die Hoffrau verſchluckte die bittre Pille, kleidete ſich raſch an und verließ die Stube.

Sie fand alles, wie's ihr Mann berichtet. Ohne weiteres verließ ſie das Haus, ſchritt durch den Garten und ſachte über den Steg, weil ſie in Huberts Häuschen Licht ſah. Läden waren nicht an den winzig kleinen Fenſterchen. Sie ſchlich an dieſe heran und ſah, wie Annchen der alten Mutter Huberts Rümpchen abkochen und in die Rumpen packen half; Hubert war nicht da. Das beruhigte ſie. Die Hoffrau hatte ein mildes Herz und die alte Wittwe wußte viel von ihren Wohlthaten zu rühmen. Was das Kind hier that, war rühmlich und ſie konnte darauf nicht zürnen. Ihr ſcharfer Verſtand ſetzte ſich gleich die Umſtände zuſammen und ſie traf das Rechte; allein, wenn nun Hubert mit Fiſchen kam? — wie ſtand's dann?

Ei, ich verſtecke mich und warte es ab! ſagte ſie zu ſich. Geſagt gethan. Lange währte es nicht, ſo kam er mit einer Bütte voll Rümpchen. Wie der Blitz war ſie wieder am Fenſter. Annchen war weg, ſo lange er da war. Als er aber weg war, kam ſie wieder zum Vorſchein. Das gefiel ihr.

Wenns ſo ſteht, kann ich gehen, ſagte ſie und ging.

Dem Hofbauer wurde die Zeit ſieben Ellen lang. Um wach zu bleiben, ſtopfte er ſich ſeine Pfeife und rauchte, während tauſenderlei Anſchläge durch ſeinen Kopf gingen.

Endlich kam ſie.

Nun, Allerweltsklugheit! rief er, wie ſtehts?

Sie legte ſich ſtill ins Bett.

Krieg' ich keine Antwort? fragte er barſch.

Du weißt, ſagte ſie, wie du mich mit dem Wort ärgerſt. Nun geb' ich dir keine Antwort.

Trinchen, bat der gute Mann, der längſt die Hoſen nicht mehr hatte, ſey nicht motzig und ſag', wie's ſteht?

Ihr Mannsleute wollt alles beſſer wiſſen, ſagte die Hoffrau mit innerlichem Triumpf, und wittert gleich Unrath. Ich ſag' dir, mir lacht das Herz im Leibe über unſer Kind. Geh' hin und ſieh's. Es ſteht bei der Alten und hilft ihr die Rümpchen kochen und in die Rumpen packen, die der Hubert fängt, und wenn er ſie bringt, dann verbirgt ſie ſich, bis er fort iſt. Siehſt du, ſo iſts, und Gott ſegne das Kind, das einer armen alten Wittwe alſo hilft. Es iſt ein chriſtlich Kind und die Heiligen müſſen ſich darüber freuen.

Wenn's ſo iſt, ſagte der Hofbauer und klopfte die Pfeife aus, ſo haſt du recht. Er legte ſich herum und ſeine Sinne umflorte ſchnell der Schlaf. Ob auch die Mutter ſo ſchnell einſchlief! Als der Hofbauer zu ſchnarchen begann, ſtand ſie wieder auf und ging leiſe hinaus und erſt als Annchen wieder im Hauſe war, ſuchte ſie ihr Lager, aber der Schlaf kam nicht und mancherlei Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. War nicht ihr Gatte auch arm geweſen und ſie reich? war ihr Vater, der alte Erbpächter des Herrn von Olbrück, nicht auch gegen die Verbindung geweſen? hatte nicht Pitters Vater gerade ſo um ſie herumgelöffelt, wie jetzt Pitter um Annchen? Nach langem Sinnen meinte ſie aber doch, es ſey beſſer, wenn ſie den Pitter nähme, und eine Strafpredigt verdiene ſie doch, weil ſie der Hubert heimbegleitet und — ſie geküßt habe.

Armes Annchen!

Die Männer brauchen nicht alles zu wiſſen, ſagte die Hoffrau am andern Morgen zu ſich ſelbſt. Viel Wiſſen bläht auf. Mein Alter iſt recht gut, gehorcht gerne, aber bisweilen lauft ihm die Laus über die Leber und dann macht er dumme Streiche. Ich will das Mädel dazwiſchen nehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Joseph Graf Radetzky und die italienische Armee.

(Biographische Skizze von D. Schönherr. Aus der tyrolischen Schützenzeitung.)

„Die Wellen schäumten; doch mit starken Armen
Sie auf die Seite stoßend, bietet er
Dem Strome seine kampfgewohnte Brust."
(Shakspeare, Jul. Cäsar.)

Unser Held erblickte im Jahr 1766 zu Trebnitz in Böhmen das Licht der Welt, und, merkwürdig genug, Radetzky wurde im Zeichen des Schützen geboren. Wie seine Geburt, so deuteten auch seine Kinderjahre auf seine Zukunft hin. Während unsere Jugend in Städten mit überzuckerten Figuren spielt, hatte sich unser Knabe Radetzky Schild und Speer zu seinen Spielen gewählt, tummelte seine hölzernen Rößchen und exerzirte seine jungen Kameraden. Frühzeitig zeigte er militärischen Ernst, und hörte nichts lieber als von großen Kriegshelden erzählen, deren Thaten er mit hochschlagendem Herzen belauschte. Mit den Thaten eines Eugen, Laudon, eines Marlborough und Friedrichs II. wurde er früh bekannt, und sein jugendliches Gemüth, seine feurige Phantasie schwärmten am liebsten in Festungen und auf Schlachtfeldern. Ein stattlicher Reiter, und stämmiger Grenadier, der Donner einer Kanone, oder wohl gar ein Manöver ergötzten ihn am meisten. Bei diesen seinen Anlagen und seinem jugendlichen Streben war sein Beruf bald entschieden, er war geborner Soldat. Seine militärische Laufbahn begann er am 1. August 1781, wo er beim Kürassierregiment Franz als Kadet eintrat. Seine Heimath verließ er am 26. Julius, am Tag also, an dem er 1848 den glänzenden Sieg bei Custozza erfocht. Wie anders stand Oesterreich in jener Zeit da, wie anders jetzt! Und doch wäre es so leicht, eine vergleichende Parallele zu ziehen zwischen der Zeit Kaiser Josephs II. und unserer heutigen! Freiheit, rief man damals, Freiheit jetzt. Aber die Freiheit jener Zeit hatte ihr Gewand nicht in Blut getaucht, und nicht auf Barrikaden und rauchenden Trümmern stand ihre Wiege. Ein Kaiser rief das große Wort in die Welt, denn in seiner Seele lag ein Ideal der Völker. Die Freiheit aber wurde damals wie jetzt mit ungeschickten Händen gepflanzt, und verwelkte. Mit dem Tode Joseph's schlummerten allmälich auch die Völker wieder ein, vom Sirenengesang der Politik eingelullt, bis sie der Sturm des vergangenen Jahres wieder weckte und mit sich fortriß. In jene erste Zeit fällt des Marschalls Jugend, fallen seine ersten Militärjahre, in diese seine weltkundigen Thaten. Alle verhängnißvollen und gewaltigen Stürme, die von jener bis in diese Zeit über das alte Oesterreich losbrachen, hat Radetzky mitbestanden, und sein greises Haupt ist Zeuge der Geschichte von fast einem Jahrhundert. Das Avancement des jungen Kadeten ging schnell vor sich. Schon im Jahr 1786 wurde er Unterlieutenant, und das Jahr darauf Oberlieutenant. Diesen Rang behielt er aber sieben Jahre lang, worauf er zum zweiten Rittmeister vorrückte, und im Jahre 1796 zum Major beim Pionierkorps befördert wurde. Um diese Zeit heirathete er eine Gräfin Strassoldo. Nach drei Jahren wurde er zum Oberstlieutenant erhoben und zum großen Generalstab versetzt, bald darauf mit dem Rang eines Generaladjutanten betraut und 1799 am 1. Mai zum Oberst des Kürassierregiments Herzog Albert ernannt. Im Jahr 1801 wurde die tapfere Brust des 33jährigen Oberst mit dem Maria-Theresien-Orden geschmückt, und 4 Jahre darnach stieg er zum Grad eines Generalmajors empor.

Das Jahr 1809 war für ihn eines der ruhmreichsten. Unter Erzherzog Karl kämpfte er mit großer Auszeichnung in den Schlachten von Aspern und Eßlingen; und das Schwert mit dem er im vergangenen Jahr die Ehre der Deutschen auf den Schlachtfeldern Italiens rettete, führte er damals, von derselben Idee durchdrungen, die Schmach unseres Vaterlandes im Blute der Franzosen zu tilgen. Da ahnten wohl unsere Väter noch nicht, daß ihre Söhne unter seinem Kommando einst die tyrolischen Fahnen entfalten und an seiner Seite die Macht ihrer sicheren Stutzen wieder erproben würden.

Fünf Tage nach der Schlacht bei Eßlingen, am 27. Mai, wurde Radetzky zum Feldmarschallieutenant und noch in demselben Jahre zum Inhaber des 5ten Husarenregiments ernannt. Dieses Regiment war ihm seitdem mit besonderer Liebe und Anhänglichkeit zugethan.

In den Jahren 1813 bis 1815 erkämpfte sich Radetzky neue Lorbeeren. Bei Kulm und Leipzig sowie auf dem Schlachtfelde von Brienne ragte er mit besonderer Auszeichnung hervor. Die vielen Orden, welche von jetzt an seine Brust überstäeten, sind Zeugen seiner Thaten und anerkannten Verdienste. Das Ritterkreuz des Alexander-Newsky-Ordens, der preußische rothe Adler-Orden erster Klasse, das Großkreuz des bayerischen Max-Joseph-Ordens, das Großkreuz des königl. sardinischen Mauritius-Ordens u. a. m. beweisen zugleich, daß man Radetzky auch im Auslande zu würdigen wußte.

Im Jahre 1829 wurde er General der Kavallerie, und nachdem er in Ofen, Olmütz und Lemberg längere Zeit die Festungskommandantschaft bekleidet hatte, wurde er 1832 zum kommandirenden General im lombardisch-venezianischen Königreich ernannt, und 1836 zum Feldmarschall befördert. . . .

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 30 22. Februar 1849.

Hochmuth und Demuth.

(Schluß.)

Anna ſchien von allen Grazien getragen, ihre Geſtalt ſchwebte mit königlicher Anmuth über den Boden und in ihrem Auge lag ein Ausdruck von Verklärung, die ihre Blicke zu einer Art von lichtvollem Strahle erhob. Alles drängte ſich neugierig herbei, die Männer athmeten kaum, die Frauen und Mädchen ſchauten gleichfalls voller Vergnügen und Wohlgefallen auf den Tanz, in welchem die beiden ſchönen Soldaten zu Knorbridge's unausſprechlichem Verdruße ihre vornehmen und glänzenden Geſtalten bewegten. Der Tanz endigte, der Kreis der Zuſchauenden öffnete ſich und Jener hoffte ſeiner ſchönen Abtrünnigen nunmehr wieder theilhaftig zu werden; er bereitete ſich ſchon auf eine erſchütternde Rede, womit er die an ihm begangene Untreue rückſichtlich des Tanzes zu beſtrafen gedachte, als er etwas gewahrte, das geeignet war, ſeine gährende Galle noch mehr zu reizen. An ihm vorüber ſchritt Anna in Mitte der beiden ihm unerträglichen Burſche, ſie hatte die Rechte des Einen und die Linke des Andern gefaßt und geleitete ſie auf dieſe Art durch den Saal nach der Thüre eines der Nebengemächer; überall trat man zurück, um ihnen freie Bahn zu laſſen; Knorbridge folgte, von Eiferſucht gequält, wider Willen in einiger Entfernung. Durch das erſte Nebenzimmer führte Anna die jungen Herren, durch das zweite, das dritte bis in ein entlegenes Kabinet, welches völlig leer war und wo ſie allein mit ihnen geweſen ſeyn würde, ohne das Auge der Eiferſucht, welches von ferne lauſchte. Molwo's Tochter ließ hier die Hände der Jünglinge los und neigte, ehe ſie ſich deſſen verſahen, ihre herrliche Geſtalt zu ihren Füßen herab. Mit ihren marmorweißen Armen umfaßte ſie Bogatir's Kniee und lehnte ihre Wangen daran. „Gnade!“ flüſterte ſie, „Gnade, Herr, für den Vater und mich! Ich habe Dich in meinem Hochmuth gekränkt, laß es uns nicht entgelten!“ Und zu Jury gewendet fuhr ſie fort, indem ſie auch deſſen Kniee umarmte: Vergieb auch Du, Bruder meines Gebieters! Mehr noch als Er zürneſt Du, aber ich hoffe, daß meine Demuth Dich verſöhne. Dieſelbe Stolze liegt vor Euch im Staube, die Euch einſt verſagte, ihre Hand zu berühren, und bittet um die Gunſt, die Eurige küſſen zu dürfen.“

Ich habe nichts dagegen,“ ſagte Jury. Bogatir ſchwieg. Das Antlitz halb abgewendet und mit der Linken die Augen bedeckend, fühlte er ſeine Rechte ergriffen und an die Lippen des ſchönen Mädchens gezogen, welche glühten; auch ſeine Hand glühte. Der Bruder blickte trotzig auf die Knieende nieder, als ihm dieſelbe Huldigung ward, und durch ſein jugendliches Blut, rieſelte das Wohlgefühl einer vollkommenen Befriedigung. Jetzt hob Bogatir Jene faſt gewaltſam vom Boden auf. „Anna,“ ſagte er, erheben Sie Sich, um nie mehr zu knieen. Es war dieß Ihre erſte Demüthigung ſchönes Mädchen; es ſoll auch Ihre letzte geweſen ſeyn. — Sie ſind keine Eigene mehr — nicht mehr die Tochter eines Eigenen. Hier iſt mein Gegengeſchenk für die Uhr — Ihres Vaters Freibrief. Nehmen Sie ihn freundlich aus meiner Hand an!“

Er holte ein Papier aus ſeiner Briefſtaſche hervor und reichte es Annen. „Das Entwerfen dieſes Briefes,“ fügte er lächelnd hinzu, „iſt Schuld, daß wir ſo ſpät kamen.“

„Ja,“ warf Jury hin, „und das nicht allein; er ſchrieb noch einen zweiten Brief für die Sängerin Arinia, die auch ſeine Eigene war, jetzt iſt ſie die Meinige! — Göttergefühl: die Meinige! Sie aber, Hospoſcha, wären mit mir weniger gut gefahren, als mit dem Bruder, der zu gut iſt. Ich hätte Sie mindeſtens auf ein Jahr in die Steppe nach Stanitza geſendet.“

War Anna vorher voller Faſſung und Würde, ſo verlor ſie dieſelbe faſt jetzt, als Bogatir ihr den verhängnißvollen Brief reichte. Nur wenige Stunden hatte ſie unter dem Bewußtſeyn der Unfreiheit, der Knechtſchaft geathmet, aber ſie reichten hin, um ihrer raſch und tief auffaſſenden Seele allen Druck dieſes Bewußtſeyns empfinden und den Werth des Geſchenkes ahnen zu laſſen, das ihr geboten ward; ein überwältigender Sturm von Gefühlen erhob ſich in ihrem Innern und wirbelte gegen die Stärke ihrer Nerven empor; ihre Lage, dieſen Jünglingen gegenüber, die tödtliche Kränkung ihres Stolzes, in der zugleich tief verborgen eine Fülle von Seligkeit fluthete, des jungen Leibherrn ſchöne milde Hand, auf die ſie den Kuß ihrer Seele gehaucht hatte, und welche, indem ſie eine Kette löſte,

Digitized by Google

die andere unbewußt schmiedete, Knorbridge's Anblick, der plötzlich in der Thüre erschien, Alles dieß siegte über Anna's sonst so starke und unerschütterte Natur, sie sank zum zweiten Male in die Kniee, ihr Haupt neigte sich ohnmächtig nach vorne und sie würde zu Boden gesunken seyn, wenn nicht Bogatir sie aufgehalten hätte. Bewußtlos lag sie in seinen Armen und an seiner Brust. Knorbridge rief um Hülfe. —

Etwa acht Tage mochten nach diesem Vorfall, dessen Kunde die Hauptstadt durchlief, vergangen seyn. Molwo war im Besitze eines mit allen nöthigen Formen ausgestatteten Freibriefes, Arinia aus ihrer kurzen Verbannung zurückgekehrt und Anna stiller und ernster als je. Oft wenn sie allein war, zerdrückte sie eine Thräne in ihrem Auge, und ein stiller Seufzer hob ihren Busen unter Schauern einer süßen und schmerzlichen Erinnerung. Um Bogatir und Jury rauschten immer voller und gewaltiger die Wogen eines von ihrem früher geführten, stillen und schuldlosen Soldatenleben so verschiedenen Daseyns. Ein Meer von Freuden und Genüssen schien die Jünglinge in seine gefährliche Brandung zu locken. Da erhielten sie eines Abends ein Schreiben des Kriegsministers, ihres Vormundes, welches also lautete:

„Meine jungen Freunde, ich glaube mir ein wahres Verdienst um Euch zu erwerben, wenn ich Euch an der Arbeit und an dem Ruhme unserer tapfern Heere im Süden Theil nehmen lasse. Der Kaiser ernennt Euch zu Adjutanten zweier unserer würdigsten Generale im Felde. Ihr werdet in meinem Bureau Eure Diplome erhalten und sogleich zu Eurer neuen Bestimmung abgehen. Der ernste Beruf, der Euch erwartet, soll, wie ich hoffe ein dienliches Mittel seyn, den Ernst des Mannes in Eurer Seele zu befestigen und dieselbe gegen Verlockungen zu stählen, die im Gefolge eines heißen Blutes, der Jugend und eines großen Reichthums zu seyn pflegen. Ich erwarte Euch."

Die Brüder begaben sich in Folge dieses Briefes zur Armee, Arinia ging zu ihrer weiteren Ausbildung nach Paris, Anna wies mit unerschütterlicher Bestimmtheit Mr. Knorbridge's Hand zurück, und lebte stillen, sie beseligenden Hoffnungen, Herr Molwo, der Freie, aber besuchte täglich den Palast seines ehemaligen Gebieters und schloß sich mit dem Intendanten in das Zimmer des alten Grafen, wo beide in der Unterhaltung über den Seligen, vor dem sie einst gezittert hatten, über seine Tugenden und Schwächen und über die Persönlichkeit seines Erben einen unerschöpflichen Stoff fanden. Sie weinten dann Beide nicht selten die heißesten Thränen um den verblichenen Herrn und um die gestörte Gewohnheit, ihn hier zu bedienen. Eines Tages traf den Bankier bei dieser Herzensbewegung ein Schlagfluß und er starb, glücklich darüber, daß es auf der Stelle seyn durfte, wo der alte Gebieter seine Seele ausgehaucht hatte. Seine Gattin kehrte mit der still hoffenden Tochter in ihr Vaterland zurück, in welchem Mr. Knorbridge schon längst ein häusliches Glück gefunden hatte. Wir wissen nicht anzugeben, ob sich Anna's stille Hoffnungen erfüllten. Genug, sie war glücklich. Ein theures Bild, zu dessen Füßen sie einst gelegen und dessen Hand ihre stolzen Lippen mit einer so seltenen Mischung von Gefühlen berührt hatten, lebte fort und fort, verklärt vom Zauberscheine der Liebe, in ihrer Seele.

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Und als nun der Hofbauer in den Wingert war, wo die Taglöhner gruben, da rief sie dem Kinde, während sie am Heerde stand und das Gemüse für die vielen Taglöhner beiwusch.

Annchen hüpfte fröhlich herzu, weil sie meinte, hinter ihr Geheimniß sey Niemand gekommen.

Hör' mal, fing die Mutter an, ich bin auch jung gewesen und hab' deinen Vater lieb gehabt, aber nachgelaufen bin ich ihm nicht. Pfui der Schande!

Des Mädchens rothe Wangen wurden zu Schnee. Ach dachte sie, gewiß hat uns jemand in den Weiden belauscht. Jessemarjosep was gibt das? — aber sie sagte kein Wort und sah unter sich, wie ein Hühnerdieb. Nur der Schürzenzipfel wußte von vielen Knittern zu erzählen und verlor in acht Tagen die Falten nicht!

Ja, sieh du unter dich! du hast Ursache! fuhr sie fort. Meine ich, du säßest droben und machtest den Mailehenstrauß oder schliefest in guter Ruh — da hört dein Vater —

Ein: ach Jessemarjosep! entschlüpfte den erbleichenden Lippen des Mädchens.

Ja, da hört dein Vater, fuhr die strenge Mutter fort, das Knarren der Thür. Er steht auf und guckt. Richtig, mein Töchterlein ist fort! — Da kommt das Gewitter über mich. Ich arme Frau stehe auf und sehe nach; sehe mein Töchterlein in des Huberts Haus, der alten Frau helfen. Das wär' nun so schlimm nicht; aber um Mitternacht begleitet sie der Hubert heim und küßt sie —! Pfui der Schande!

Der Boden unter Annchens Füße wankte. Der Kopf schwindelte. Die arme Sünderin stand da, als sollte eben das Todesurtheil an ihr vollzogen werden.

Die Mutter stand jetzt vor ihr und sah sie scharf an. Das fühlte das Mädchen; denn aufzuschauen hätte sie nicht vermocht, wenn's auch das Leben gekostet hätte.

Pfui der Schande! wiederholte die Mutter mit Nachdruck. Nur der Bräutigam darf die Braut küssen!

Ach, lispelte es da leise über die Lippen der schönen Sünderin, das will er ja werden, und mir ist's auch recht!

Die Mutter hatte Mühe, das urkräftige Lachen zu verbeißen, das sich ihrer Gesichtsmuskeln bemeistern wollte bei dieser Herzensäußerung, an deren Wahrheit sie keine Sekunde zu zweifeln Ursache hatte.

Glaubs gern, sagte sie, nachdem sie Herr über diesen mächtigen Reiz geworden war, glaubs gern; aber da haben zufällig Vater und Mutter mitzureden und die sind anderer Meinung, als ihr Kind, das nicht weiß, was Zucht und Sitte heischt. Da kannst du dir doch an den fünf Fingern abzählen, daß dein Vater eine so ungleiche Heirath nicht zugibt. Ein Bettelbub und das reichste Mädchen — nein, für einen solchen Kindskopf hätt' ich dich nicht mehr gehalten. Geh' an deine Arbeit! für so dumm sah ich dich doch nicht an! geh'; aber hüte dich vor jedem Schritte ähnlicher Art! meide auch den bösen Schein, heißt es in der Bibel. Du begreifst das nicht und man sollte meinen, du wärst heute auf die Welt gekommen. Seh' ich dich noch einmal bei dem Hubert, so gehts nicht gut.

Ach Mutter, Mutter, verzeiht Eurem Kinde, schluchzte das arme Mädchen, und schlang ihre vollen weißen Arme um der Mutter Hals.

Da wurde es um das Mutterherz so eigenthümlich und in den Augenwinkeln so feucht. Sie drückte das Mädchen an sich und sagte sanft: Siehst du, das geht nicht mehr, du bist kein Kind mehr. Neunzehn Jahre, das will schon was sagen.

Aber warum haßt Ihr ihn denn so, er ist ja so brav! sagte Annchen.

Hab' nichts dagegen, Kind, versetzte die Mutter; aber ihr paßt nicht für einander.

So wollt ich, ich wäre arm, wie er! rief Annchen.

Prost die Mahlzeit! sagte die Mutter. Ich nicht. Sey nur nicht so hitzig mit deiner Rede. Das Elend ist ein schweres Stück Arbeit und der Zehnte kann's nicht bewältigen. Mit den Liebesaugen sieht sich's leicht an. Ist man aber nüchtern so lautets anders. Er wird halt dein Mann nicht!

So bleib ich ledig! sagte das Mädchen.

Und willst eine alte Jungfer werden? fragte die Mutter.

Es durchrieselte das Mädchen eiskalt bei den Worten, aber sie sagte fest: ja.

Wenn das Ja eine Brücke wär', ich ging nicht drüber, versetzte spottend die Mutter. Doch laß das Geplauder und Gekreine, und geh', nimm' Stroh und binde die Reben im Weinberge an. Die Lotten wachsen schon und wir sind noch nicht fertig.

Wenn er mich aber als Mailehen steigert? fragte sie die Mutter nach einiger Stille.

Die Mutter lachte. Es ist schon dafür gesorgt, sagte sie, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Gesetzt aber, es geschehe — so mußt du ihm folgen; allein es wäre mir doch sehr leid um den Pitter, der dir so treulich nachgeht. Das wäre der Jung für dich und auch der Mann.

Lieber sterben! rief das Mädchen und enteilte dem peinlichsten Zwiegespräche ihres Lebens.

Droben in der Kammer brach der verhaltene Schmerz aus und als die Mutter hinauf schlich, um zu hören, was sie triebe, da hörte sie das laute Schluchzen eines liebenden Herzens, das zum erstenmale sich bewußt wurde, daß sich eine Macht zwischen es und seine Liebe gestellt, die zu besiegen es ihm an Macht gebrach.

Die Mutter ging wieder zurück an ihre Hausarbeit. Das Mädchen kam nicht. Endlich rief sie. Es blieb stille.

Da überkam die liebende Mutter eine entsetzliche Angst. Sie ging eilings hinauf. Da fand sie das Mädchen eingeschlafen, mit dem Kopfe auf dem Bette ruhend. Es war ihr gegangen wie den Kindern, die vor unsäglichem Leid weinend, sich in die Vergessenheit alles dessen hinüberweinen, was den Thränenquell zum fließen gebracht; aber was die Mutter quälte, das war das kurze Athmen, die heißglühende Stirne. Sie beobachtete eine Weile mit wechselnder Besorgniß das reizende Wesen, und schlich dann wieder hinab, das Herz voller Angst.

Gegen vier Uhr kam sie wieder. Jetzt schlug Annchen matt die Augen auf. Wie ist dir's? fragte die Mutter besorgt.

Ach, so weh, sagte das Kind und die Thränen flossen wieder.

Jetzt drängte die Mutter, daß sie sich ins Bette lege und auf ihr Drängen that's Annchen endlich. Der Kopf schmerzte sie ja so sehr!

Als es gegen sechs Uhr ging, zogen die Burschen mit ihrer Fahne unter die Linde, welche am Ufer der Ahr, von einem freien Raume umgeben stand. Die Fahne wurde in den Aesten befestigt und unten schloß sich ein Kreis um den kleinen Tisch, der mit 6 Stühlen umgeben war. Zur Seite standen noch zwei. Der eine für den Schreiber, der andere für den Maischultheis.

In Gruppen sammelten sich jetzt die Väter und Mütter, aber kein Mädchen war sichtbar. Als nun auch die Jungen von den Dörfern alle versammelt waren, rief der Schultheis des vorigen Jahres das zu begehende Mailehen aus und zunächst die Wahl des Schultheisen, der Schöffen und des Schreibers. Die Wahl ging vor sich. Schulmeisters Anton, der auch ein Schulmeister werden wollte, wurde Schreiber. Auch die Schöffen wurden gewählt. Nun ging's an den Schultheis. Pitter empfing die meisten Stimmen. Einer nur sah bleich und ängstlich aus. Es war Hubert. Das Herz pochte ihm, als wolls's die Brust sprengen. Annchen war nun gewiß die Erste, denn der Schultheis hatte ja ein Vorrecht und dessen begab sich der hochmüthige Pitter gewißlich nicht.

St! St! zischte es rings umher. Das Mailehen begann!

Ich weiß Eine, rief mit einer Sentorstimme Pitter,

die als die Krone der Mädchen oben ansteht. Ihr kennt sie alle. Annchen aus dem Hofhaus!

Der Hofbauer schmunzelte vor Lust. Er stand auch im Kreise.

Ein Mädchen wie Milch und Blut, fuhr Pitter fort. Ein Mädchen still und fleißig, sittig und bescheiden. Eine Tänzerin, flüchtig wie eine Bachstelze, rasch wie ein Reh, schlank wie eine Pappel, holdselig wie Morgenroth — ich biete zehn Gulden!

Welch ein Preis! riefen die Jungen.

Eilf! rief Hubert, und alle Köpfe fuhren herum nach dem Jungen, der es wagte, den reichen Maischultheis abzubieten.

Ueber Pitter's Angesicht zog der Grimm wie eine Wetterwolke. Zwölf! rief er triumphirend und sah im Kreise herum, als fordere er alle auf, zu bekennen, das sey eine Liebe, die zu Opfern bereit sey.

Eine Weile blieds stille. Gebt acht, der bietet weiter! sagten einige der Jungen.

Dreizehn! tönte es aus dem Kreise, und wieder blickten alle auf den Hubert, dessen Stirne glühte. Der Hofbauer biß sich in die Lippen. Der Pitter wechselte die Farbe. Alles schwieg. Man konnte wohl sehen, daß dem Pitter das Geld an die Seele ging; aber sollte ihn der Lump überbieten? Nimmermehr! — Vierzehn! donnerte er, und er hoffte, dieß gewichtige Wort werde den Recken zusammendrücken und den Armen zum Schweigen bringen.

Hubert hatte die Hände krampfhaft gefaltet. Das Gebot war an ihm und er hatte nur fünfzehn Gulden, alles in allem. — Fünfzehn! sagte nach einer Pause der Arme und alsbald rief eine Stimme, der man den Grimm anhörte:

Sechszehn! Alles hielt den Athem an.

Siebzehn! rief zitternd Hubert. Es war als wollte die Zahl nicht aus seiner Brust und doch rief er sie in der Verzweiflung aus.

Ei so soll dich der Donner! polterte der übermüthige Pitter. Hat ein Bettelbub siebzehn Gulden für das Mädchen, so hab' ich achtzehn!

Wenn's Noth thut noch mehr! riefen die Jungen von seiner Partei aus. Drauf! Pitter, drauf! du mußt sie haben!

Alle Köpfe richteten sich auf den armen Hubert, der todtenbleich dastand.

Halt, sagte einer der Schöffen, dem das Unrecht wehe that. Das letzte Gebot gilt nicht. Der Schultheis hat das Recht verletzt; er hat geschimpft.

Ich nehm' das Wort zurück, biete aber neunzehn! sprach Pitter mit vor Zorn bebender Stimme.

So ist Anna sein Mailehen! sprach der Schöffe und setzte sich.

Hussah! schrie der Kreis. Der Schultheis hat das schönste Mailehen und es gebührt im auch!

Und damit holla! sprach leise in sich hinein der Hofbauer.

Niemand blickte mehr auf Hubert, der mit gesenktem Haupt und kreideweißem Antlitz hinwegwankte. Nur der Hofbauer sah ihm nach. Ach, der harte Mann dachte nicht mehr daran, daß es ihm vor zwanzig und mehr Jahren einmal ebenso gewesen war.

Wo Hubert hinging?

Nicht zur Mutter, die unwohl geworden war, denn er wollte ihr das Jammergesicht nicht zeigen; nicht zu andern, denn er suchte die Einsamkeit. Ja, da drunten an der Ahr war das Plätzchen, wo er so glücklich gewesen. Es war Zeuge seiner seligen Hoffnungen, es sollte nun auch Zeuge seines tiefsten Leides seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Schweizer Blätter schreiben aus Nidau: Am 1. Febr. hatten die Einwohner bei Tioann bei stürmischer Witterung, das sehr seltene Schauspiel des leuchtenden Schnees, das sie im Anfange glauben ließ, es sey in Gerlafingen eine Feuersbrunst. Der Schrecken, den einige Schiffleute und Reisende hatten, war nicht unbedeutend, als mitten auf dem See zuerst, die Kopfbedeckung des Einen scheinbar zu brennen anfing, und sich das phosphoreszirende Leuchten bald über alle Andern erstreckte, und sich endlich auch dem Stroh mittheilte, mit dem das Schiff beladen war. Sie hielten ihren Untergang für unvermeidlich, als plötzlich, nach ungefähr fünf Minuten, das Leuchten von selbst aufhörte. Bekanntlich beruht das Leuchten des Schnees auf einer elektrischen Erscheinung, und ist, wenn ich nicht irre, nach Clasny in früheren Jahren bei Pruntrut zwei Mal beobachtet worden, was zur Beruhigung derjenigen dienen mag, die an dieses Wunder schon manche Prophezeihung anknüpfen.

Bei einer in London vorgenommenen Abgeordneten Wahl wurden nach Beendigung derselben folgende Lebehochs ausgebracht. Addition der Whigs! Subtraktion der Tories. Multiplikation der Freunde des Friedens. Division der Feinde des Friedens. Reduktion der Mißbräuche. Die Regel de Tri den Königen, Lords und Gemeinen. Gemeinschaft den Patrioten. Bezahlung der Nationalschuld. Dezimalbrüche der Geistlichkeit.

Auflösung der Homonyme in Nro: 28:

Welle.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 31 24. Februar 1849.

Das alte Schloß.

(Bruchstücke aus G. Poulett Cameron's Reiseabenteuern.)

Gegen das Ende der Regierung der Kaiserin Katharina wurde jenes Gebäude von einem Edelmann, dem General Grafen de K —, bewohnt, dem ebenfalls die bedeutenden umliegenden Besitzungen gehörten. Schon damals als er seine Güter bezog, war er in Jahren vorgerückt, und sein Haupt so weiß wie der Schnee seines Geburtslandes. Ein ungewöhnlicher Ernst lag aber in seinen Zügen, und wenn er sprach, geschah es nur mit dem kurzen, befehlenden Ton, der an augenblicklichen Gehorsam gewöhnt ist und ihn verlangt. Zwei Kinder begleiteten ihn, ein Knabe und ein Mädchen, der erstere damals etwa fünf, das Mädchen vielleicht drei Jahr alt.

Er hatte einen hohen Posten in der russischen Armee bekleidet, und erst kurz vor seiner Ankunft hier, den Oberbefehl der kaiserlichen Truppen an der türkischen Gränze niedergelegt; was ihn aber zu dieser Resignation veranlaßt haben konnte, die so plötzlich als unerwartet gekommen, wußte Niemand zu sagen. Zwar gingen hierüber verschiedene Gerüchte, doch haben diese in Rußland, die Hauptstädte ausgenommen, wenig Macht sich zu verbreiten, da es, besonders wenn es die Großen des Reichs betrifft, allzu gefährlich ist, Vermuthungen und Verdacht darüber auszusprechen.

Hierüber war man jedoch einig, daß ein Hauptgrund in dem plötzlichen Tod seiner Gemahlin lag, der er, obgleich mit ihr in schon vorgerücktem Lebensalter verbunden, voll so leidenschaftlicher Zuneigung anhing, daß sich jetzt, da sie so unerwartet von seiner Seite gerissen worden, oft dunkle, trübe Stunden seines Geistes und ganzen Wesens bemächtigten und ihn in finsterer Melancholie zurückscheuchten, in tiefe nicht zu entweihende Einsamkeit.

Aber noch andere Erzählungen flüsterte man sich in die Ohren, und zwar ernsteren, entsetzlicheren Inhalts, die da lauteten, daß er, als der intime Freund Orloffs *) einer, ja und einer der thätigsten „Mörder seines Monarchen“ gewesen sey, und daß jetzt die Hand des Herrn, wenn auch spät, aber schwer und strafend auf ihm ruhe.

Dort aber blieb er, der finstere, menschenfeindliche Mann, ein Gegenstand der Neugierde und Furcht für die Umgebung, und als seine Kinder an Schönheit und Jahren zunahmen, verließ der Knabe in noch jugendlichem Alter das väterliche Haus, um in die Militärschule in St. Petersburg einzutreten, während eine Schweizer Gouvernante die Erziehung der Tochter übernahm, ohne daß jedoch hierdurch die mindeste Aenderung in der monotonen Einsamkeit des alten Schlosses stattgefunden hätte.

Das kleine, liebenswürdige Mädchen blühte nun unter der Pflege der gutherzigen Schweizerin zur wunderlieblichen, herrlichen Jungfrau empor, und die achtzehnjährige Lady Katharina wurde der Abgott ihres Vaters, der stundenlang den wehmüthigen Tönen der Nationallieder lauschte, die sein schönes Kind dem goldnen Saitenspiel entlockte, sinnend und träumend dabei nach ihr hinüberschaute, und dann plötzlich aufsprang, ihre Gegenwart floh und sich Stunden- ja Tagelang in seinen innersten Gemächern schloß.

Indessen war ihr Bruder, ein edler, tüchtiger junger Mann, in das Husarenregiment Kiew getreten und wurde allgemein für einen der besten und vielversprechendsten Offiziere dieses herrlichen Korps gehalten.

Ich muß jetzt übrigens noch einen anderen Charakter erwähnen, der in das spätere Schicksal der Familie gar innig verwebt wurde, und zwar den Milchbruder und Spielkameraden der Gräfin. In russischen Familien, selbst der höheren Klassen, ist es nämlich ein keineswegs ungewöhnlicher Fall, daß mit den Kindern der Herrschaften, dann und wann auch die eines früheren, vielleicht verarmten Freundes oder Verwandten, ja oft sogar eines treuen, langgeprüften Dieners erzogen werden, welches letztere hier der Fall war, da ein alter und treuer Diener des Generals, der in Kampf und

*) Auch Orloffs junge Gattin starb bald nach der Verheirathung, und er erholte sich niemals ganz wieder von jenem schmerzlichen Schlag.

Noth nie von seiner Seite gewichen war, und den Tod in mancher Schlacht von seinem Haupte gewandt hatte, sterbend seinen einzigen Sohn der Obhut desselben anvertraute. Der Knabe war, als er ihn damals auf seine Güter sandte, nur wenige Monate älter als der junge Graf, dessen Spiel- und Schulkamerad er nun wurde, da der alte Herr dem Priester, welchem er die Erziehung der Knaben anvertraute, streng befohlen hatte, keinen Unterschied zwischen den beiden Kindern zu machen.

Der Charakter des jungen Jurewisch, jenes adoptirten Sohnes, entwickelte sich aber bald und zwar in einem keineswegs günstigen Licht. Tyrannisch und grausam gegen die ihm Untergebenen, wußte er schlau genug die Bewohner des Schlosses selbst zu täuschen, und da er, zum Manne herangewachsen, als Agent der gräflichen Güter die Aufsicht der Vasallen und Leibeignen erhielt, quälte er diese auf so durchdacht boshafte und herzlose Weise, daß selbst die Geduld eines russischen Knechtes solche Behandlung nicht lange ertragen hätte, wäre nicht Furcht vor seinem Einfluß bei dem mächtigen, finsteren Grafen, zu welchem überdieß Niemand Zutritt erhalten konnte, sein Schutz und Schirm gegen die feindselige Gesinnung der Bauern gewesen.

Den ersten Schmerz empfand die junge Gräfin durch den Tod ihrer zweiten Mutter, ihrer freundlichen, liebevollen Erzieherin, die nach langer und schmerzhafter Krankheit in ihren Armen verschied. Dieser Verlust ward von dem armen einsamen Mädchen aber um so tiefer empfunden, da auch der Vater jetzt mehr und öfter kränkelte, und in stets wachsendem Ernst und Trübsinn sich fast in seinem Zimmer vergrub, und selten selbst seiner Tochter Zutritt zu sich verstattete.

Freundliche Lichtblicke in diesem öden Leben bildeten jedoch dafür die Besuche ihres Bruders, des jungen Grafen, der in dieser Periode, wenn auch nur immer auf kurze Zeit, doch häufiger seines Vaters Schloß und die arme verlassene Schwester aufsuchte. Da geschah es denn, daß er einst, zu einem längeren Aufenthalt in dem stillen Ahnensitz, einen Kameraden desselben Regimentes und zugleich seinen besten und treuesten Freund aus der Residenz mitgebracht hatte, und von jenem Augenblicke an begannen freudigere, heitere Tage für die einsame Katharina. Der alte Graf, der jetzt fest in sein Zimmer gebannt blieb, überließ die jungen Leute ganz sich selbst, und Musik, Jagd und tausend andere Vergnügungen machten ihnen die Zeit mit zauberhafter Schnelle entfliegen.

Rudolph Banostrom stammte aus edler, aber verarmter schwedischer Familie, war jedoch in noch jugendlichem Mannesalter in russische Dienste getreten und bekleidete jetzt den Rang eines Chef d' Escadron. Seine körperlichen Vorzüge zeichneten ihn dabei so günstig vor seinen Kameraden aus, daß er selbst in den glänzenden und brillanten Zirkeln Petersburgs als Einer der schönsten Männer genannt wurde, während ihn seine anderen liebenswürdigen Eigenschaften manch stolzes und edles Herz gewannen, das gern sein Schicksal mit dem des schönen wenn auch armen Husarenoffiziers getheilt hätte.

Wenn aber sein ganzes Wesen und Erscheinen solche Wirkung in den verdorbenen, herzlosen und egoistischen Zirkeln der Residenz hervorbrachte, welchen Einfluß mußte es auf Herz und Sinn eines jungen Mädchens ausüben, das in öder Einsamkeit erzogen, bis jetzt fast keinen Menschen als die rothen Leibeigenen auf ihres Vaters Gütern gesehen hatte. Die Folgen waren vorauszusehen, sie erblickte in dem jungen liebenswürdigen Freund ihres Bruders das Ideal von Alle dem, was sie sich bis jetzt als schön und edel gedacht hatte, und auch er, der Soldat und Hofmann, der Mann von Welt und Ehrgeiz war in der Nähe dieses reizenden, unschuldigen Wesens zu einem neuen, selbst noch nie geahnten Leben erwacht, und fühlte sich bald mit allen Banden fester und ernster Leidenschaft zu der Geliebten hingezogen, aus deren Nähe er sich schon nicht mehr reißen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Dort lag Hubert auf dem Rasen, als schon die Nacht dunkel auf Altenahr lag, denn dichtes Gewölk deckte den Himmel und fernes Donnergrollen war eine Musik, wie sie zu seiner Stimmung vollkommen paßte. Er weinte. O hadert nicht und nennts nicht weibisch! Was stürmte Alles ein auf dieß arme Herz? Betrogene Hoffnungen! kennt ihr sie? Wisset ihr, wie es dem Herzen ist, wenn es aufgeben muß, was es so lange als schönstes Ziel festhielt? Wofür es kein Opfer, keine Mühe, keine Entbehrung scheute? Und alles umsonst! nein! werfe den ersten Stein auf den armen Jungen, wer in gleicher Lage sein Gefühl zu bemeistern im Stande ist!

Liebesweh! mußte er nicht seine Liebe wissen im Arme des verhaßten, mußte er sie nicht sehen Herz an Herz, im wirbelnden Tanze? und durfte er hoffen, daß der rachsüchtige Pitter sie ihm einmal gebe zum Tanze? Nie! Schmerz der Armuth! o, er hatte den Fluch der Armuth noch nicht ganz gekannt; er hatte nicht geglaubt, daß sie ihm eine so tiefe Kluft bereite. Jetzt ahnte er's! Bettelbub hatte ihn öffentlich der hochmüthige Pitter genannt. Und wars nicht so? hatte er nicht gebettelt, nicht Bettelbrod essen müssen? Das Gefühl der Schmach, der öffentlichen Verachtung zerriß sein Herz. Was so in ihm gohr, das löste sich nach und nach in tiefen Schmerz auf und die Thränen sind Balsam für solche Wunden. Tadle ihn, wers kann. Die Natur hat ihre Rechte. Wo der Wille nichts vermag, bleibt am Ende nur die

Thräne — und Dank dem Himmel für diese Gabe! sie erleichterte des armen Jungen Brust und machte das Herz empfänglich für die wiederkehrende Ruhe. Es war schon spät, als er zum stillen Häuschen zurückkehrte, wo die Mutter war. Sie hörte ihn nicht, als er, das Herz so schwer, in sein Kämmerlein schlich.

Was jetzt sich ereignet hatte, das kam ihm prophetisch vor, und dieser Gedanke legte sich noch schwerer auf seine Brust.

Es ist eine Erfahrung im Leben, daß kein Leid allein kommt. Auch dem armen Hubert war solche Erfahrung vorbehalten, denn als er am andern Morgen aufstand, fand er die Mutter bedenklich krank.

Sie fragte ihn nicht nach dem Erfolg des Mailebens, denn er hatte ja keine Majen geholt und sein Gesicht, der treue Abdruck seines Innern, sprachs deutlich genug aus, was geschehen war.

Er saß stille an der lieben Mutter Bette und hielt ihre fieberisch glühende Hand in der seinen. Sie war so matt, daß sie kein Auge aufschlug. Es kam eine große Angst über ihn. Er ging zur nächsten Nachbarin und bat, daß sie zur Mutter komme, weil er nach Ahrweiler zum Doktor gehen wolle. Gerne kam diese und sogleich eilte er fort, die Hülfe zu suchen in seiner Angst.

Als spät der Doktor kam, fand er die Lage der Betagten bedenklich. Hubert wich nicht von ihr. Gegen Abend kam die Hoffrau, um nach der Kranken zu sehen.

Wir haben auch eine Kranke daheim, sagte sie zu der Leidenden. Unser Kind liegt im Bette.

Habt Ihr denn keinen Doktor? fragte Hubert, den die Nachricht heftig erschütterte.

Sie will keinen, sagte die Hoffrau. Ich denke, setzte sie hinzu, bis zur Kirmeß wird alles vorbei seyn, daß sie doch tüchtig tanzen kann, da sie des Schultheißen Mailehen ist. Es wär' auch traurig für den, wenn's anders wär, weil er so viel für sie bezahlen muß! — Das war ein Stich ins Herz und, man sah's, — vorher bedacht. Er traf sicher.

Hubert beugte sich zum Schooße herab, aber er ermannte sich schnell. Es ist keine Kunst, viel für sie zu geben, wenn man viel hat! Das sagte er halblaut, aber die Hoffrau hörte es. Sie schwieg darauf, weil es sie reute, das harte Wort gesagt zu haben. Sie blieb lange da und war freundlich gegen Hubert, der ein so liebevoller Sohn war.

Als sie wegging, begleitete er sie bis an den Steg über die Ahr.

Es wird doch nichts zu sagen haben mit Annchen? fragte er hier mit einem Ton, der tief hinab auf die Stätte der Brust wies, von wannen die Frage gekommen war.

Brauchst dich nicht zu bekümmern, sagte die Hoffrau; hast Sorgen genug. Bis morgen ist alles vorbei.

Das letzte Wort war ein prophetisches, ohne daß es die Hoffrau in dieser Bedeutung gemeint hatte, denn am andern Morgen war Huberts Mutter eine Leiche und als die Hoffrau kam, fand sie Hubert vor dem Bette knieend in seinen Thränen.

In der Nacht hatte er den Pastor noch geholt, weil die Mutter die Sterbesakramente verlangt hatte, und dann war sie sanft, wie eine Gerechte stirbt, und ihren Sohn segnend, hinübergegangen.

Der Anblick erschütterte die Hoffrau tief. Sie stellte sich in Gedanken alles so zusammen und ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Verlassenen erfüllte sie.

Sie sprach ihm Trost zu, aber er schien dafür nicht empfänglich. Mit der Mutter war ihm alles weggestorben. Er stand nun allein in der Welt und das Herz, das allein tief mit ihm fühlte, durfte er nicht aufsuchen.

Annchen lag noch zu Bette. Die Nachricht von Huberts Verlust traf sie hart. Sie wurde kränker.

Siehst du, sagte die Mutter, wie gut es war, daß du Pitters Mailehen wurdest! Jetzt hätte der Hubert der Trauer wegen doch nicht mit dir tanzen können und dürfen.

Sie mochte das nicht hören. Sie dachte an Hubert und sein Leid und daß sie ihn jetzt nicht trösten könne.

Acht schwere, ja die schwersten Tage seines Lebens waren für Hubert vergangen, als er in Ahrweiler in das Bierhaus zum Stern trat, um seinen Durst zu löschen mit einem Glas Bier. Der Wirth war sein Pathe und ein verständiger Mann dazu.

Setz' dich Path', sagte der Wirth. Dir ist heiß! Er ging, holte Bier und trank ihm zu: Prosit, Path'! wie geht's?

Wie soll's gehen, sagte traurig der arme Jung, Ihr wißt ja, wie mir's geht.

Freilich, war des Wirths Antwort. Wie denkst du deinen Sack anzuhängen?

Häng' ich ihn rechts, so paßt er nicht; häng ich ihn links, so paßt er gar nicht, sagte Hubert. Rathet mir einmal.

Ja, Path', versetzte der Wirth, da ist bös rathen. So allein steckst du nicht viel auf und wenn du heiratest, dann kann's gut gehen — auch nicht. Ich bliebe am Ende noch ledig und verdingte mich.

Wohin denn? fragte Hubert. Der Taglohn und das Fischen ernährt mich schon ganz gut.

Ei so nimm ein wackeres Mädchen, das dir was beibringt, und ernähre dich redlich. Der liebe Herrgott verläßt ein gesundes Herz und gesunde Arme nicht. Hast du dir noch nichts ausgesehen? red' 'mal!

Der Jung sah schamroth unter sich und schwieg.

Narr du! rief der Pathe aus. Was brauchst du dich vor deinem Pathen zu schämen? bist ja kein Kind mehr, und ich bin dir jetzt Vater und Mutter. Sey offenherzig und red' von der Farbe!

Ach ja, sagte Hubert halblaut und sah nicht auf.

Dacht' mir's wohl! versetzte der Wirth. Unter der

sendmal für einmal recht; aber — aber doch rath' ich dir, mach's kurz und rede mit dem Alten.

Das kann ich nicht! rief Hubert. Das bring' ich nicht fertig!

Dummes Zeug! polterte der Wirth. Warum denn nicht? Aber wenn du absolut nicht willst, so will ich den Sonntag hinüberkommen und will dein Freiersmann werden.

Das erleichterte das bedrängte Herz und ruhiger kam Hubert in das leere Häuschen.

Das Fenster war offen gewesen; als er in die Stube trat, lag eine Rose am Boden, frisch erblüht, in voller Pracht. Wer sie ihm hingeworfen, daß wußte er ja. Sie war ein Zeuge ihrer Liebe und ein Zeichen ihrer Genesung. Zum Erstenmal seit der guten Mutter Tod durchzuckte ihn ein Strahl der Freude und Hoffnung.

Sie zu sehen, sie zu sprechen, war indessen umsonst. Sie wurde bewacht wie ein Hausdieb. Nie war sie allein zu Hause; nicht einmal allein im Garten konnte sie seyn, ohne daß die Mutter gerufen hätte oder gekommen wäre. Da wär's denn ein fruchtlos Bemühen gewesen, einen Augenblick erhaschen zu wollen; und schreiben? diese Kunst verstanden nur wenige in den Landen des Kurfürsten von Köln und zu den wenigen Bevorzugten gehörte weder Hubert noch sein liebes Annchen.

So kam denn der Sonntag und die Kirmeß mit ihm, der gefürchtete Tag des Leids für zwei liebende Herzen, auf den sie sich sonst so sehr gefreut hatten.

Morgens war Hubert in der Messe. Er sah Annchen und wäre fast in einen Ausruf des Schreckens ausgebrochen, so übel sah sie aus, so bleich und leidend. Dann und wann fuhr ein Blick zu ihm herüber, ein Blick voll Liebe; aber dann glotzte der Pitter so giftig auf ihn her, daß Annchen schnell das Auge anderswohin wandte.

Als die Kirche aus war, saß Hubert in seinem Gärtchen unter dem Hollunderbaum, der seine Blüthen schon zu treiben anfing. Seine Blicke waren hinüber gerichtet und sein Herz sagte ihm, sie käme. Endlich schlich sie sich an den Weidenzaun. Sie öffnete die Lippen — da rief schon die Mutter nach ihr, und mit einem Gruße herüber floh sie ins Haus.

Hubert sah betrübt vor sich nieder. Was sollst du hier noch? fragte er sich. Bewachen sie sie so, dann komm' ich nie mehr zu ihr. Besser dann, ich bin weit weg von hier!

Als er diesen Gedanken dachte, schritt sein Pathe, der Sternwirth von Ahrweiler, daher im Sonntagsrock, den Hut auf und den Kreuzdornstock in der Hand, der in der heißen Kalkgrube hell und dunkel getigert war, je nachdem die Rinde daran gelassen oder völlig weggeschnitten war.

Gelobt sey Jesus Christus! sagte er und Hubert grüßte zurück: In Ewigkeit! Er führte den Pathen in sein sauberes Stübchen, wo schon das Kaffeegeschirr auf dem Tische stand. Einen Kuchen hatte ihm der Bäcker gebacken, den er nun zum dampfenden Kaffee vorlegte. Beiden fehlte es an Appetit nicht. Später ging der Path' noch zu guten Freunden im Ort und Hubert schloß seine Thüre zu, daß er nicht Zeuge sey, wie sein liebes Annchen vom langen Pitter weggeführt würde, dem sie mit widerstrebender Hand den Maienstrauß an die Brust zu stecken von Sitte und Herkommen genöthigt wurde.

Als er die Musik hörte, ging es ihm durch's Herz wie ein Schwert. Jetzt holte er sie ja ab und er — saß hier in doppeltem Weh! — Der Path' hat gesagt, wenn sie bei der Musik wären, würde er zu den Alten gehen, und wär' er um vier Uhr noch nicht zurück, so wär's nichts.

So saß er denn stille da im Stübchen in tiefer Trauer und eine Stunde nach der anderen ging langsam hin. Der Pathe kam nicht.

Die Hoffnung senkte tief und tiefer ihre Flügel.

Es ist vorbei, sagte er endlich, als es vier Uhr schlug. Sie haben nein gesagt. — Er zerdrückte eine Thräne in seinen Auge und sagte laut: Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als von dannen zu ziehen. Hier bleiben kann ich nicht.

Das ist ein verständig Wort, sprach in diesem Augenblick der Pathe, der am offenen Fenster schon eine Weile gestanden und den armen Jungen beobachtet hatte. Er kam herein.

Du hast's wohl schon ausgerechnet, Hubert, sagte er, was ich ausgerichtet habe. Da ist nichts zu wollen. Wo der Reichthum sitzt, da sitzt auf dem Geldsatz der Hochmuthsteufel. Gieb's auf, Hubert. Schlag dir das Mädel aus dem Kopf und glaubst du das hier nicht zu können — nun, dann geh! Die Welt ist groß und überall Brod für einen jungen Kerl, der ehrlich und treu ist und arbeiten will. Wär' ich an deiner Stell', ich würd' Soldat. Die Kerle in dem Köln haben's herrlich. Gehen in die Messe, begleiten die Prozessionen, stehen Wache, essen, trinken und schlafen und das ist alles. Dabei haben sie gute Löhnung und sind gekleidet wie Barone. Willst du das nicht, so werde Hausknecht in Köln, in einem Wirthshaus, so etwa im „Heiligen Geist." Da fallen die Trinkgelder wie Hagel vom Himmel. Gefällt dir auch das nicht, so will ich dir den dritten Rath geben, werd' Schiffknecht. Die haben's auch gut. Du sparst dir etwas überall; Hier aber blieb' ich an deiner Stelle nicht. Das ist eine schlimme Nachbarschaft für einen ehrlichen Kerl, der hinter dem Rücken der Eltern mit dem Mädel nicht Verkehr haben will. Tausend Verdruß ist die Folge.

Ihr habt recht, Path', sagte mit bebender Stimme der arme Junge; aber was mach' ich mit dem Häuschen und meinen Paar Läppchen Land und dem bischen Hausrath?

Daß die gut verpachtet werden, dafür sorg' ich, war des Pathen Antwort! dein bischen Weißzeug, Bett und Hausrath hol' ich nach Ahrweiler und hebe dir's auf. Ist dir das recht, so schlag ein! Er hielt ihm die

Hand hin und Hubert schlug ein, und als der Path', der noch einen Besuch bei einem guten Freund machen, und dort ein Extraglöschen trinken wollte, zurückkam, stand Hubert unter der Thür, fix und fertig. Ein Bündel hing auf seinem Rücken, einen Rock hielt er in der Hand und die Mütze saß tief in den Augen.

Ich gehe gleich mit Euch! sagte er.

Der Path' war erstaunt. Vorgethan und nachbedacht, sagte er, hat manchen schon groß Leid gebracht.

Ich will nicht mehr hier bleiben! war Huberts Antwort.

So komm' in Gottes Namen, sagte der Path', und während im Flecken die Paare im wirbelnden Tanze sich drehten, wankte Hubert mit dem Pathen dort hinab gegen Ahrweiler; aber so redsprächig auch der Ahrbleichort den Pathen gemacht, aus Hubert brachte er kein Wort heraus. Er ging still dahin und bedachte in seinem Herzen nur das harte Loos, das ihm gefallen; aber die Rose trug er an einem Bändel um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Beamten.

Was die gesellschaftlichen Verhältnisse in Rußland anbetrifft, den Standpunkt nämlich, den die verschiedenen Stände zu einander einnehmen, so wird dieß, wie sich der Leser wohl leicht denken kann, Alles nach militärischem Rang beurtheilt und ein Prinz oder Edelmann, nicht im kaiserlichen Dienst, wie ihn auch sein Titel, seine Geburt oder sein Vermögen stellen mag, reiht sich unter dem niedrigsten Fähndrich oder Kornet in der Meinung der Gesellschaft an, und nur dadurch wird den höheren Staatsbeamten, den Richtern und Senatoren die Achtung gesichert, zu der sie eigentlich schon ihre Stellung berechtigen sollte, daß sie sogleich nach dem Rang benannt werden, den sie unter ähnlichen Verhältnissen im Militär einnehmen würden, wobei es denn oft gar komisch und wunderlich klingt, wenn den ehrwürdigen Männern des Friedens solch' martialische und kräftig klingende Titel beigelegt werden.

Ich muß mich aber jetzt zu einem Fluch und Schandfleck Rußlands wenden, der, wenn auch leider bei allen anderen Nationen gefunden, doch nicht ein Schatten gegen den Unfug ist, welcher hier damit getrieben wird; Bestechlichkeit und Feilheit der Beamten nämlich, von der keine Branche weder gerichtliche, politische noch kaufmännische ausgenommen ist, und die ihren ertödtenden Einfluß nicht allein den wohlthätigen Bestimmungen der Regierung sondern auch sogar den Privatverhältnissen der Bürger lähmend und vergiftend entgegenstreckt.

Soll ein Prozeß gewonnen werden, so kann nur ein Geschenk den Richter bestimmen, für wen er den Urtheilsspruch zu geben hat; hat Jemand Ansprüche auf den kaiserlichen Schatz, wie gerecht sie auch immer seyn mögen, nur ein Geschenk kann sie ihm gewinnen; muß der Paß visirt werden, so ist ein Geschenk unumgänglich nöthig und in der That bei jedem Geschäft, in jeder Beziehung sichert nur die befriedigte Gier den Beamten einen glücklichen und sicheren Erfolg. Dasselbe System geht von dem niedrigsten unbedeutendsten Staatsdiener, bis zum ersten Minister des Reiches hinauf und die kecke, unverschämte Frechheit mit der dieses schändliche Verfahren im Polizei- und Gerichtswesen betrieben wird, wo die berüchtigtsten Diebe und Verbrecher ungestraft und ungehindert der gerechten Züchtigung entgehen, macht besonders auf den Fremden, einen traurigen, widerrechtlichen Eindruck.

Wohl hat der jetzige Kaiser manches gethan, diesen Augias-Stall zu reinigen und seine eigene Wachsamkeit entdeckte und bestrafte in vielen Fällen die auf der That Ertappten, eine Radikalkur für dieses Uebel kann aber nur auf eine Art möglich gemacht werden, und es ist sehr die Frage ob sich die Regierung gerade zu diesem einen Mittel je verstehen wird: ihre Zivil-Beamten nämlich so zu plaziren, daß sie es nie oder wenigstens selten wagen würden, durch Unehrlichkeit den Verlust einer Stelle auf das Spiel zu setzen, die ihnen jetzt, abgesehen von den Nebenverdiensten, kaum des Behaltens werth erscheint.

„Mais que voulez-vous?" entgegnete mir einst ein sehr einsichtsvoller und selbst höchst rechtlicher Freund, mit dem ich über diese Mißbräuche sprach, „das Volk will doch leben und es ist für einen armen Mann in Rußland eine moralische Unmöglichkeit, ehrlich zu seyn; er muß ein Schurke wie andere werden, oder — verhungern."

Daß unter solchen Umständen die Interessen der Regierung selbst bedeutenden Nachtheil leiden, unterliegt natürlich gar keinem Zweifel und der wachsame Kaiser hat diesem System in vielen Fällen kräftig entgegengewirkt, die Leute wenigstens bedeutend vorsichtiger gemacht, da schon manche Personen von hohem Rang und Vermögen, mit einer Reise nach Sibirien die Gefälligkeit gegen ihre Nebenmenschen bezahlen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als die Gräfin Landsfeld (Lola Montez) hörte, daß der Adel abgeschafft werden soll, rief sie mit Würde aus: „Unsere Geschichte kann man uns doch nicht nehmen!"

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 33 27. Februar 1849.

Das alte Schloß.

(Fortsetzung.)

Indessen wurde keine Nachforschung versäumt, um zu erfahren wie das Feuer entstanden sey, doch blieb es vergebens; nur eine Person hatte übrigens in den Flammen ihren Tod gefunden, und diese war Jurewitsch, den Niemand betrauerte, dessen Körper aber später zwischen den Ruinen aufgefunden, die herbeigeeilten Leibeigenen und Bauern nicht wenig in Staunen setzte. Beine und Arme waren nämlich zu Asche verbrannt, der Kopf und Körper aber unverletzt geblieben und eine breite, klaffende Wunde öffnete sich auf seiner Brust, als ob eine schwere gewaltige Waffe hineingestoßen worden wäre.

Natürlich gab dieß Stoff zu den wunderbarsten und mannigfaltigsten Vermuthungen, doch kam man zuletzt darin überein, daß er von irgend einem der brennenden, losgerissenen Spähne getroffen und wahrscheinlich auf dem Fleck hätte getödtet seyn müssen.

Die junge schöne Gräfin überlebte jenen Schreckenstag nicht lange; aber erst wenige Tage vor ihrem Tode erholten sich ihre zerrütteten Sinne wieder, sie vertheilte bedeutende Summen an ihre Vasallen und Leibeigenen, und schlief dann in den Armen ihres Bruders zu einem besseren glücklichen Leben, als sie hier gekannt hatte, hinüber. Dieser aber verkaufte bald darauf das Gut, um nicht wieder zu einem Ort zurückkehren zu müssen, der für ihn solch schreckliche Erinnerungen in sich faßte.

Zwölf Jahre etwa, nach diesen eben erzählten Vorfällen, als ganz Europa in seinen Regierungen und Institutionen durch die Napoleonischen Kriege bis zu den Grundfesten erschüttert worden, war es, daß ein russischer Offizier, der kaiserlichen Gesandschaft nach Konstantinopel beigegeben, auf seiner Reise durch Griechenland, eines Abends spät und nicht weit von Athen entfernt, bei einem einsam liegenden Kloster ankam und dort gastfreundlich von den frommen Brüdern aufgenommen wurde. Reichlich mit Speise und Trank versehen, wollte er sich eben, von dem langen Ritt des Tages ermüdet, zur Ruhe begeben, als ein alter, ehrwürdiger Mönch plötzlich zu ihm hinantrat, und dringend bat, ihn zu dem Lager eines sterbenden Bruders zu begleiten, der den Morgen wohl schwerlich erleben würde, und der, als er die Ankunft des russischen Offiziers im Kloster, erfahren, behauptet habe, ein Bekenntniß ablegen zu müssen, ohne welches er nicht ruhig aus dieser Welt scheiden könne.

Obgleich etwas erstaunt, folgte ihm der Offizier doch augenblicklich, und der alte Priester erzählte ihm nun auf dem Wege zu der etwas entfernt liegenden Zelle des Kranken, die kurze Leidensgeschichte desselben.

Er war vor einigen Jahren in einer stürmisch finsteren Nacht in das Kloster gekommen und hatte dort, nach einer langen und geheimen Unterredung mit dem Prior, die Kutte genommen, sich aber sonst in den meisten Stücken fern von der Brüderschaft gehalten, der er oft ein Gegenstand der Neugierde und Furcht wurde, wenn ihn besonders jene Anfälle heimsuchten, denen er manchmal ausgesetzt war, und er dann in so wilden Phantasien raste und tobte, daß man sich zu verschiedenen Malen genöthigt gesehen hatte, ihn wie ein wildes Thier zu binden und festzuhalten.

Man flüsterte sich zu, er habe bei seinem Eintritt dem Prior bedeutende Summen übergeben, da dieser den strengen Befehl erlassen, ihn in seinem Treiben und ganzem Wesen auf keinerlei Art zu hindern oder zu stören; ein Verbrechen mußte aber auf seiner Seele lasten, denn entsetzliche Reden waren ihm in den, wenn auch seltenen wahnsinnigen Anfällen entfahren und von irgend einer heimlichen Schuld gedrückt, schwand sein Körper zu einem Skelette hin, bis auch dieses endlich dem langsam aber sicher vernichtendem Kummer unterlag.

Erst vor zwei Tagen hatte er einen besonders starken und gefährlichen Anfall ausgestanden und lag nun in einem so gänzlich erschöpften und todtmatten Zustand, daß er schon am Morgen den Wunsch zu beichten geäußert, bis jetzt jedoch noch immer die Entlastung seiner Schuld verschoben hatte; als er aber von der Ankunft des russischen Offiziers gehört, war er wild von seinem Lager aufgefahren und hatte, am ganzen Körper zitternd vor innerer Aufregung und Schwäche, den treuen Krankenwärter gebeten, den Fremden, wer er auch sey, zu ihm zu führen, um einem Sterbenden den letzten und einzigen Trost zu bringen

Sie kamen jetzt zu der Thüre des Invaliden, die auf kaum hörbares Anpochen leise und vorsichtig von dem, bei dem Kranken wachenden Mönch geöffnet wurde.

Digitized by Google

der, den Finger auf den Mund legend, sie warnte behutsam und geräuschlos einzutreten.

Langsam näherten sie sich dem Lager auf dem der unglückliche Bewohner der Zelle still und schlummernd, bleich und regungslos wie eine Leiche ruhte; das Geräusch aber, das der bewaffnete Hacken des Soldaten auf dem Fußboden machte, war zu seinem Ohr gedrungen, er wandte den Kopf, sein Auge fiel auf die Husarenuniform des Fremden und mit einem Schrei, der halb einem Lachen, halb einem Angstruf glich, fuhr er empor, starrte einen Augenblick ernst und fast freudig auf die wohlerinnerte Tracht und sank dann mit dem matten Ausruf:

„Mitrewsky" auf das Lager zurück.

Der Husar, so unerwartet bei seinem eigenen Namen genannt, sprang vor und schaute mehrere Minuten lang sinnend und erstaunt auf die vor ihm ausgestreckte bleiche, kraftlose Gestalt, aber vergebens bemühte er sich, jene Züge in sein Gedächtniß zurückzurufen, bis ihn endlich, erst wie ein dunkler ungewisser Schein, dann aber nicht zurückzuweisender Wahrheit die Ueberzeugung durchzuckte, dieser elende, sterbende Körper sey Alles, was von dem lebensfrohen und kräftigen Freunde, dem edelsten und wackersten Offiziere seines Regiments geblieben, und erschrocken zurücktretend rief er mit Erstaunen und Entsetzen in den erbleichten Zügen unwillkürlich aus:

„de K—!"

Es war in der That der Schatten jenes unglücklichen jungen Edelmanns, der jetzt, weit, weit von der Heimath entfernt, im fremden Lande auf dem Todbette lag, während ihn die Freunde schon lange verloren gegeben und im adriatischen Meere verunglückt geglaubt hatten, wohin er sich einst, während eines längeren Urlaubs begeben. Eine peinliche Pause herrschte für wenige Sekunden in dem kleinen Raume, die nur durch das konvulsivische Schluchzen des Sterbenden unterbrochen wurde, dann aber winkte dieser dem Mönch und Soldaten, sich neben ihn zu setzen und bat durch Zeichen jeden Andern aus dem Zimmer zu entfernen. Als diesem Wunsch Genüge geleistet, wandte er sich halb gegen seinen früheren Kameraden und sprach mit schwacher, zitternder Stimme:

„Das Schicksal hat Dich — einen Jugendfreund meines früheren, freudigen Lebens, hieher gesandt — es war Mitleiden mit meiner endlosen Qual — o Gott was habe ich nicht schon seit jener Zeit erduldet — doch jetzt naht sich Alles, Alles seinem Ende — Du bist hierher gekommen mir die Augen zu schließen und die letzten Dienste dem Sohne des Kaisermörders, dem Mörder *selbst* zu erweisen." —

„Nein — schaudere nicht zurück" fuhr er mit hohler, zitternder Stimme fort, — „wende Dich nicht ab von mir, bis Du Alles gehört hast — ja, ich bin schuldig, aber wilde, tobende Leidenschaft hob nur den Arm des Rächers und — doch komm näher — auch Du ehrwürdiger Bruder — ich muß schnell seyn, meine Kraft möchte mich verlassen; ich fühle, wie ich matter und matter werde, und dennoch möchte ich nicht gerne scheiden, ohne das letzte, sühnende Wort gesprochen zu haben."

Sie bogen sich über ihn und die Stimme des sterbenden Mannes enthüllte mit leisem, aber deutlichen Lauten die entsetzliche Geschichte der Vergangenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage sagte der Pathe, der den Jungen lieb und mit einem Nachbar seinetwegen geredet hatte: Hubert, nun weiß ich Rath. Mein guter Freund, der Nagelschmied hat in Köln einen guten Freund, der treibt das Handwerk: Knechte und Mägde zu verdingen gegen einen Gulden per Stück. Er will dir an selbigen guten Freund einen Brief mitgeben, der wird dir gute Dienste thun. Das war dem Jungen lieb. Je eher er fortkam, desto besser es für ihn war, denn hier, wo er ohne alle Beschäftigung war, kamen seine Gedanken nicht von Altenahr, nicht von Annchen weg. Ich bekomme am Ende noch das Heimweh, dachte er.

Laßt mir den Brief schreiben, sagte er zum Pathen, so geh' ich morgen früh fort! Aber der gute Freund des Pathen wurde verhindert, den Brief zu schreiben, und er mußte also noch einen Tag warten.

Abends ging er hinaus vor die Stadt, den Weg gegen Altenahr zu. Ohne daß er es wußte, war er weit gegangen. Die Sonne war schon im Sinken. Da blickte er einmal zurück und siehe da, raschen Schrittes kam ein Mädchen daher. War das nicht Annchen? Ja Annchen, mein Annchen! rief Hubert und sein Herz schlug in doppelten Schlägen. Sie war es!

Find ich dich doch, guter Hubert, rief sie ihm zu. Ach, ich wär' gestorben, wenn du weggegangen wärst, ohne mir Adieu gesagt zu haben!

Er faßte ihre Hand und die Thränen wollten seinen Blick verdunkeln und er konnte nicht reden vor tiefer Bewegung.

Willst du fort? fragte sie so süß.

Ich muß ja, sagte er endlich. Dein Vater gibt dich mir nicht und hinter seinem Rücken darf ich nicht mit dir kosen. Sie bewachen dich überall und es wär' auch ein Unrecht von uns beiden.

Ich weiß es, sagte das Mädchen und seine Thränen begleiteten die Worte. Laß uns schnell miteinander fortgehen. Es kommen noch Mädchen von Altenahr nach, sagte sie. Ich war bei deinem Pathen und habe dich gesucht. Er sagte mir, du seyest da hinausgegangen.

Sie schritten rasch voraus, Hand in Hand, aber ernst und traurig.

Hubert setzte ihr seinen Entschluß auseinander. Sie konnte es nicht mißbilligen, obgleich ihr das Herz brechen wollte, wenn sie an die Trennung dachte. Sie plauderten viel und angelegentlich.

Endlich waren sie an den Wald gekommen. In der Ferne sah man Leute kommen. Sie mußten scheiden.

Tausend Betheuerungen treuer Liebe wurden gewechselt; dann heiße Küsse und Hubert riß sich los und verschwand im Walde. Es war ein Glück, daß eine Quelle nahe war, wo sich Annchen die Augen waschen konnte; noch ein größeres Glück aber, daß es bald dunkelte und die Mädchen die verweinten Augen nicht sahen. Sie mußte sich recht halten, um die innere Bewegung nicht zu verrathen. Aber er hatte ja gelobt, in einem Jahre wieder zu kommen und dieß Versprechen war ein Trost für das arme Kind, dem nun das Leben ausgestorben war. Den Pitter sah sie nicht an, er mochte machen, was er wollte. Aller Frohsinn war gewichen und wenn sie irgendwo allein war, schwammen die Augen in hellen Thränen.

Die Mutter sah des Kindes Leid und machte oft sich, oft ihrem Manne bittere Vorwürfe; der aber blieb auf seinen neun Augen stehen und meinte, das Gepimpel werde schon vergehen und wenn einmal der Bettelbub vergessen sey, werde der Pitter schon Hahn im Korbe werden. Er verstehe sich auf das und so ein Kind habe noch keinen Verstand. Es sey gut, daß der Junge fort sey. Es würde bald heißen: aus den Augen, aus dem Sinn.

Verlassen, was dem Herzen lieb
Und scheiden, das thut wehe!
Daheim, daheim das Herz doch blieb,
Wenn ich auch ferne gehe.
O Heimath, du mein Paradies!
O Liebchen, das ich dorten ließ!
Ob ich Euch wiedersehe?

Altes Volkslied.

3.

Mit der leichtfertigen Rede des Hofbauers: aus den Augen, aus dem Sinn, war's einmal nichts, weder bei dem Annchen noch bei dem Hubert. So alte Regeln des Leichtsinns hatten keine Geltung bei den zwei Herzen, die zusammengewachsen waren von Kindesbeinen an; auch waren beide zu tüchtig, zu ächt dazu oder wie Huberts Path sagte: in der Wolle gefärbt. Der hatte es weg, als er des Jungen Trauer und des Mädchens Leid sah. Wart, dachte er, ich will das stille Feuer nicht ausgehen lassen, und meinte, er thue etwas Gutes damit und auf der andern Seite dem reichen Kaffern, wie er den Hofbauer nannte, einen rechten Schabernack. Darum sagte er zu Annchen: Kind, wenn du als einmal etwas von dem Hubert hören willst, so komm' herein, wenn du nach Ahrweiler kommst.

Das war dem Annchen lieb und es bedankte sich und versprach's.

Zu dem Hubert sagte er: Ihr zweie laßt doch nicht von einander, merk' ich, da kannst du dir als einmal von dem guten Freund, der die Knechte und Mägde verdingt, einen Brief an mich schreiben und das Annchen grüßen lassen. Ich richt's aus. Wer weiß, was sich macht. Sey du nur gutes Muths und laß die Flügel nicht hängen wie eine gerupfte Gans.

So was schlägt durch und es ging dem Hubert ein Freudenlicht auf; aber als endlich der Brief geschrieben war, der lautete: „An den Meister Hans Heberlein, Schneider in Köln, abzugeben oben Marspforten Nr. 63, durch den Hubert von Altenahr, der sich verdingen will,“ und in seiner Hand lag; als das unabänderliche Loos nun gefallen schien, das schöne Ahrthal zu verlassen, da ging das alte Sprüchwort in Erfüllung: wo das Häslein gehockt ist, da ist es gern. Es drückte ihm schier das Herz ab und das Köln war ja auch ganz aus der Welt! — Einmal war er in Bonn gewesen und da hatte er auf dem Kreuzberg, wo die heiligen Männer liegen und auch der, der das Maul aufsperrt, als wolle er Mäuse fangen, kaum die Thürme und vornämlich den Dom gesehen. Du lieber heiliger Antonius von Padua! sollt er's denn wagen, so aus der Welt hinaus zu wandern? Sah er auch das Annchen jemals wieder?

Der Path betrachtete ihn und ahnete, was in ihm vorging.

Sey gescheidt, Hubert, sagte er. Meinst du, das Köln wär' aus der Welt? du Narr, in zwei Tagen bist du dort, ganz gemächlich, du darfst nur tüchtig zuschreiten. Bin's mehr wie einmal gegangen, als ich Brauknecht und Branntweinbrenner im „Thürmchen“ war. Path, flenn' nicht: das ist alter Weiber Art. Bist du gewiß, daß dir das Mädchen die Treue hält und nicht faule Fische backt, dann geh' und verzieh' mir das Gesicht nicht. Ein junger Kerl, der flennt, wenn er mal aus dem alten Nest muß, ist ein Simpel. Frisch. Trumpf aus! ich wette, du kriegst die Herzdam! Donner! mir hätt' einer so kommen sollen! Flennen? nein, Hubert, du hast die siebente Ader von deinem Path, der hat seiner Lebtage nicht geflennt. Geh' in Gottes Namen: alle Heiligen sollen dich geleiten. Sey brav und fleißig und spar' dir etwas — und dem alten Kaffern dreh ich doch noch eine Nas'!

Ja, Path, sagte der Hubert, wer dem Hofbauer eine Nase drehen will, muß früh aufstehen. Darauf drückte er ihm wehmüthig die Hand und schritt hinaus.

So lange er die Berge des Ahrthals und die Landskron vor allen sah, ging's; als aber die verschwanden, da stockte sein Athem. Er legte sich ins Gras und weinte. Ueberall aber tönte es ihm doch in die Ohren: ein junger Kerl, der flennt, ist ein Simpel! Er ermannte sich und schritt weiter. Doch — je weiter er rheinabwärts kam, desto öfter kehrte das Weh zurück

und zuletzt schlich er nur noch so hin wie: Gott, verlaß mich nicht! — Besonders am zweiten Wandertage war dieß der Fall. Die Hitze war auch ungeheuer gewesen, als er nahe an Köln kam. Am Weg stand ein Kreuz — denn die Kölner sind fast alle fromm, wenn sie alt werden.

Unter dem Kreuz ist gut ruhen, dachte der fromme Junge von Altenahr, der die Kölner Funken nicht kannte, legt seinen Bündel neben sich ins Gras und streckt die müden Glieder auf den dürren Rasen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Beamten.

Zwei Beispiele von den der Regierung gespielten Betrügereien will ich aber doch, der Erläuterung wegen, kurz hier anführen. Im Jahre 1835 wurde dem russischen Konsul, einem Italiener, in einem der Hafenplätze am Euxinus befohlen, eine Anzahl türkischer Boote zu schaffen, um die Russen an das gegenüberliegende zirkassische Ufer zu setzen.

Einige Zeit darauf schrieb der Agent, daß es ihm nach unendlichen Schwierigkeiten geglückt sey, die verlangte Anzahl zusammen zu bringen, schilderte aber dabei zugleich die Mühe und Noth, die er damit gehabt und ließ eine Abschrift der Summen folgen, die er ausgelegt.

Der ungeheuere Preis ward richtig ausbezahlt, als aber die besagten Boote ankamen, fand es sich, daß eine schönere Sammlung von alten, nichtsnutzigen, verwetterten und nied- und nagellosen Kasten noch nie auf einem Fleck zusammen gesehen worden sey. Der Beweis hierzu wurde denn auch bald geliefert, denn schon bei der ersten Ausfahrt, wo ein wenig stürmisches Wetter eintrat, sank die ganze jämmerliche Flotte. Der Konsul soll bei diesem Handel eine höchst beträchtliche Summe erübrigt haben, wurde auch später eingeladen, russischer Bürger zu werden, lehnte jedoch die Ehre höchst achtungsvoll ab.

Das zweite Beispiel betrifft einen polnischen Gentleman, der als General-Direktor des Zollwesens in einer, der nach den letzten östlichen Feldzügen neu gewonnenen russischen Besitzungen, angestellt wurde. Sein Gehalt war, wenn man die Gesammtzahl der Gehalte in Rußland nimmt, wenigstens hinlänglich, ihn gut und anständig zu erhalten, und da er viel Kenntnisse und Umsicht besaß, so gab er sich mit allen Kräften und ganzer Seele der Verbesserung des Handels und der Einkünfte der Provinz hin. Dieß glückte ihm dermaßen, daß sich beide zu dem wohl vierfachen Betrag ihres Gehaltes und Werthes in gar kurzer Zeit vermehrten und er bat endlich, da er fand, daß seine Gesundheit den immer erneuerten Anstrengungen erlag, von dem Posten versetzt und für den Eifer, den er dem öffentlichen Wohl bewiesen, mit einer, wenn auch nicht sehr bedeutenden Entschädigung belohnt zu werden.

Zuerst lachte man über sein Gesuch wie über einen merkwürdig guten Spaß, als aber seine unbestechliche Treue und Gewissenhaftigkeit bekannt wurde, fing man das früher Unglaubliche an, komisch und absurd zu finden. Sein Gesuch wurde ihm übrigens abgeschlagen, doch erhielt er zur Belohnung für so treue Dienste einen Posten in einem anderen Distrikt, wo die Gelegenheit, eine goldene Ernte zu halten, noch viel günstiger war, als auf seiner früheren Stelle.

Auch hier trat seine gute Verwaltung bald an's Licht; der Handel und Verkehr wuchs auf eine, bis jetzt unerhörte Art, sonderbarer Weise vermehrten sich aber die kaiserlichen Einkünfte, trotz dem überall aufsteigenden Wohlstand, auch um keinen Rubel. Dieß erregte übrigens sehr wenig Verwunderung und wurde, so lange sie nur unvermindert blieben, gar nicht beachtet. Nach dem Verlauf von mehreren Jahren zog sich de — von seinem Posten und auf ein sehr schönes und erst ganz kürzlich angekauftes Landgut zurück, um den Rest seiner Tage in Ruhe und Frieden zu beschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Sir John Raim theilte der ostindischen Kompagnie einen Vorschlag zur Einführung einer allgemeinen Seesprache mit, welche Mittheilung zwischen Schiffsmannschaften von verschiedenen Nationen möglich macht, ohne daß eine Kenntniß der gegenseitigen Sprache erforderlich wäre. Die sinnreiche und sehr einfache Sprachlehre wird in allen Sprachen übersetzt werden. Wäre, so schloß Raim seinen Bericht, während einer vierjährigen Dienstzeit diese Seesprache schon allgemein bekannt gewesen, ich hätte Hunderte von Menschenleben und manche werthvolle Ladungen schon retten sehen, die ohne diese Hülfe rettungslos verloren waren.

Kaum dürfte ein Industriezweig in so kurzer Zeit eine so bedeutende Ausdehnung gewonnen haben, als die Fabrikation der seidenen Männerhüte. Sie wurden im Jahre 1827 von Mailand und Chamboy in Paris erfunden und jetzt gibt es allein in Paris 135 Fabriken seidener Hüte, die nahe an 1800 Arbeiter beschäftigen und jährlich anderthalb Millionen Hüte liefern, von denen 300,000 ausgeführt werden.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 34 1. März 1849.

Das alte Schloß.

(Fortsetzung.)

Es war eine feierliche, erschütternde Scene, in der kleinen engen Zelle; die dunkle Gestalt des ehrwürdigen Priesters in seinem weiten, wallenden Gewand und schneeweißen fast bis auf den Gürtel niederfließenden Bart, mit Entsetzen und Mitleiden in den freundlich gutmüthigen Zügen und der hohe stattliche Krieger in blitzender Uniform aber mit todtbleichen Wangen und vor innerer Bewegung zitternden Lippen, als die matten Laute seines einst so geliebten Freundes und Waffenbruders an sein Ohr klangen, dessen Stimme jetzt aber plötzlich anfing dumpfer und erstickter zu klingen, während er mit sichtlicher Anstrengung dem gepreßten Herzen in matten, doch bewegten Tönen Luft machte; und dieser selbst, die sonst so edle herrliche Gestalt, der Stolz des Regimentes, die Zierde der frohen lebenslustigen Zirkel der Residenz, jetzt hier ausgestreckt im Gewande eines Büßenden und mit dem Tod in den Augen und auf den Lippen — — — Da schwieg er plötzlich — die Beichte war beendet und der Priester beeilte sich, ihm den letzten Trost der Religion zu reichen als er sich aber wieder von ihm emporrichtete, ergriff der Sterbende, dessen Augen auf einmal in fast überirdischem Feuer glühten, die Hände des Mönchs und des Soldaten, ein schnelles, konvulsivisches Zucken durchfuhr seinen ganzen Körper und seine Leiden wie seine Reue hatte geendet — er war todt.

Das Kloster ist seit jener Zeit, in dem vernichtenden Revolutionskrieg, der Griechenland von dem türkischen Joche befreite, zerstört worden, aber noch kann der Reisende im Inneren jener eingestürzten Mauern, welche die Ruhestätte seiner früheren Bewohner umgaben, einen niederen Hügel mit einem einfachen steinernen Kreuz ohne Inschrift finden, das den Platz bezeichnet, an welchem die Ueberreste des einst so lebensmuthigen später so unglücklichen jungen russischen Edlen ruhen.

Das Bekenntniß des Grafen de K—.

„Mein früheres Leben war, Du weißt es Mitrewsky, ein Leben voll Lust und Freude. Als ich zuerst aus dem Kadettenhaus entlassen, den Kievschen Husaren mich anschloß, schlug mein Herz, auf der Jagd wie beim Tanz, oder zwischen dem Klirren feindlicher Schwerter und Bajonnette wohl so leicht und sorglos, als eines unserer tapferen, lebenslustigen Kameraden, aber wie bald, wie schrecklich sollten diese frohen Stunden in Schmerz und Grauen, in endlosen, verzehrenden Jammer verwandelt werden; — doch die Zeit vergeht — nur noch wenige kurze Stunden sind mein — und nicht ungenutzt sollen die letzten entfliehen die mir aus meinem freudlosen, martervollen Daseyn geblieben sind.

Kaum habe ich den Muth das Bild jenes liebenswürdigen Wesens, jenes Engels heraufzubeschwören, das Bild meiner armen, lieben, schönen Schwester — ach, in so stiller Abgeschlossenheit auferzogen, verehrt und angebetet von ihrer ganzen Umgebung, den finsteren melancholischen Vater nicht ausgenommen, in dessen Zügen nur in ihrer Gegenwart ein Gefühl und eine Zärtlichkeit lag, die sonst durch Nichts auf der weiten Erde hervorgerufen werden konnte, blühte sie auf in Unschuld und Seelenreinheit, eine der herrlichsten Blumen im schönen Lebens-Garten.

Ohne sie wäre eine Verbannung nach Sibirien dem Aufenthalt in dem öden, drohenden Schlosse vorzuziehen gewesen, wohin mich mein Vater, der finstere Greis stets rief, um mich dann vielleicht, in einem Anfall trüber toller Laune, kaum vor sich zu lassen, nie aber, lange dort zu dulden; da geschah es denn, daß ich einst, der Langenweile in jener abgelegenen Gegend vorzubeugen, bei einem dieser Besuche meinen Schul- und Kriegskameraden, den wackeren, unglücklichen Vanostrom veranlaßte mich zu begleiten, denn wohl wußte ich, daß mein Vater sich nicht um ihn kümmern, vielleicht nicht einmal seine Anwesenheit unter seinem eigenen Dache erfahren würde.

Unglück und Verderben folgte diesem, anscheinend unschuldigen und ahnungslos gethanen Schritt — doch ich will nicht vorgreifen.

Vanostrom war, wie Du wohl weißt, gerade der Mann, ein junges, schuldloses Herz zu bestechen und für sich zu gewinnen, doch auch er, der in dem wüsten Leben der Städte Erzogene, der wilde und rauhe Soldat, der ehrgeizige Mann der Welt fühlte sich in der Nähe des unschuldigen, engelgleichen Wesens beengt und erschüttert; aber bald gab dieses scheue Gefühl der Ehrfurcht einem anderen Raum, und ehe ein Monat ver-

strichen war, hatte sich der Charakter des leichtsinnigen Soldaten, des Bewunderten einer verdorbenen, herzlosen Residenz, ganz und gar verändert oder wenigstens wieder zu seinem früheren Werth emporgeschwungen, und Liebe, heilige Liebe sein Herz mit ihrer reinen Gluth veredelt.

Ich war sein Jugendgespiele und kannte, trotz den tollen leichsinnigen Streichen, die er mit uns allen verübte, seinen inneren Werth und Gehalt, mir war es deßhalb auch inniger Seelenwunsch geworden, ihn mit der Schwester zu vereinen, die mit erster glühender Leidenschaft an ihm hing, aber ich fürchtete, dem strengen Vater eine Liebe zu entdecken, die er, so weit ich ihn kannte, und ernst und streng wie er stets gegen mich war, mißbilligen mußte, da er noch dazu das ganze Zusammentreffen unter seinem eigenen Dach, mit seinem Kinde und ohne sein Wissen und Willen als einen Betrug und Bruch des ihm schuldigen Gehorsams ansehen konnte. Wollte Gott aber, ich wäre damals lieber seiner wildesten, strengsten Laune entgegengetreten, als daß ich schwieg und nicht moralischen Muth genug besaß, den nur für kurze Zeit zürnenden Blick des Vaters zu ertragen.

Vanostrom theilte übrigens meine Abneigung, das Geheimniß dem finstern alten Mann zu entdecken, und wollte, wie ich, eine passende Gelegenheit erharren den Segen des Greises für seine Liebe zu erflehen: dessen Gesundheit verschlimmerte sich aber von Tag zu Tag und ließ wirklich, besonders in gewissen Zeiträumen, das Schlimmste fürchten.

Bald nachdem wir wieder zu unserem Regimente zurückgekehrt waren, wurde Vanostrom, wie er mir sagte, durch wichtige und dringende Familienangelegenheiten nach Moskau gerufen, und in jene Zeit fällt sein räthselhaftes Verschwinden. Alle und jede Nachforschung blieb vergeblich und wie durch Zauberei schien er spurlos der Erde entrückt zu seyn.

Den Eindruck, den jener unglückliche Umstand auf mich selbst machte, kann ich kaum schrecklich genug beschreiben; in der ersten Zeit gab ich zwar immer noch der Hoffnung Raum, irgend einen Faden zu finden, der zu der Enthüllung seines Schicksals führen könnte, als aber Monat nach Monat entschwand, und seine Entfernung nur immer ungewisser immer geheimnißvoller ward, da begannen tolle wirre Ideen mein Gehirn zu erfassen, und mit Furcht und Schrecken durchzuckte mich damals zuerst der Gedanke, der Fluch des Kaisermörders greife hinab nach den Kindern und ziehe sie mit sich, langsam aber sicher nieder in Tod und Verderben.

Während dieser Zeit hörte ich nur einmal von meiner Schwester, und ihr Brief füllte mich mit den bängsten Befürchtungen für ihr eigenes Wohl; ihre Worte verriethen einen an Wahnsinn gränzenden Geist, ich durfte gar nicht wagen, sie selbst zu sehen, hätte ich auch wirklich in jener Zeit Urlaub bekommen können, wo gerade die französische Revolution ganz Europa erschütterte und wir, drei Monate nach dem Verschwinden Vanostrom's unsere Marschordre erhielten, und uns der Armee in Suwarow anschließen mußten.

Dieß bewies sich übrigens als bestes und kräftigstes Heilmittel für meinen zu Boden gedrückten und gequälten Geist, und die Entbehrungen und Gefahren der nachfolgenden Feldzüge trieben bald jeden anderen Gedanken aus meinem Gedächtniß; wenn aber auch zu Zeiten das blasse leidende Bild meiner armen Schwester deren letzte Hoffnung auf irdische Glückseligkeit zerstört und vernichtet war, vor mir auftauchte, oder jene dunkeln Ahnungen drohenden Unheils über mich hereinbrechen wollten, so trieb, mit dem Fuß im Steigbügel das Schmettern der Trompeten, bald all jene trüben, unheilweissagenden Bilder von meinem innern Auge hinweg, und leicht und gern überredete ich mich, es seyen die wilden, thörichten Phantasien einer kranken, überreizten Einbildungskraft.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Es war heiß gewesen, drückend heiß an dem Tage und der ganze Zustand Huberts, der innerliche wie der äußerliche, litt an einer großen Abspannung. So wars denn kein Wunder, daß er erst wachend vom lieben Annchen und der schönen Heimath träumte, dann, ohne daß ers merkte, schlafend und so allmälig in den Zustand völliger Bewußtlosigkeit überging. Dieß war um so mehr der Fall, als er in der letzten Nacht gar nicht geschlafen hatte. Nur gegen Morgen war er eingedusselt, aber bald wieder geweckt worden.

Auf der Landstraße wandern viele Leute, ehrliche und Spitzbuben, denen man es nicht an den Federn ansieht, was sie für Vögel sind. Kam auch ein Kölner Strick des Wegs, so ein echter „Drickes“ voll Lumpenstreiche und Verschlagenheit; er dachte, als er den müden Schläfer und das Bündel sah: mußt dem müden Jungen das Wandern erleichtern! nahm sachte das Bündel mit den Saibandträgern weg, hing sichs um und bog seitwärts ab von der Landstraße. In den hohen Kornfeldern war er bald den Blicken entzogen. Da er ein Verkennen seiner guten Absichten fürchtete, so machte er sich auch so eilig aus den Reisern, daß es eine große Dummheit gewesen wäre, daran zu denken, ihn noch zu erhaschen, als endlich mit der sinkenden Sonne der Junge von Altenahr die Augen rieb und mit Mühe zu sich selber kommen konnte. Es kostete ihn wirklich eine geraume Zeit, ehe er sich gehörig besinnen konnte, wo er denn eigentlich sey. Als er sich zuletzt gefunden, sah er nach seinem Bündel; aber wer malt seinen Schrecken,

als er ihn nicht mehr fand und sich nicht verhehlen konnte, er sey ihm gestohlen.

In dem Bündel war sein bischen Geld, seine Hemden, Kleidung und — der Brief an den guten Freund. Das Alles war fort — denn umsonst hatte er gesucht — fort und gestohlen, unter dem Kreuze gestohlen!

Seine Lage war trostlos, verzweifelt! Ist es ihm zu verargen, wenn er den Kopf an den Kreuzstamm anlehnt und helle, klare Tropfen herabrieseln in das dürre Gros zu dessen Füßen? Ist es zu verwundern, wenn er sich dem ganzen Schmerze hingibt und weder hört noch sieht, was um ihn vorgeht?

Alle Aussichten und Hoffnungen waren zerstört. Was sollte nun aus ihm werden? In dem Westensäckel keinen Kreuzer, im Magen Hunger, im Kopf verworrene Gedanken, im Herzen tiefes Leid und in der Welt jetzt Niemand, dem er sich anvertrauen kann! Armer Hubert, wie wird dir's gehen!

So merkte denn auch Hubert nicht, daß ein Mann daher kommt, der die Kleidung des kurkölnischen Soldaten, Funken genannt, trägt, und ein Paar Litzen am Arme und ein Seitengewehr am Bandelier hat, also ein Korporal ist, so einer, der etwas zu befehlen hat, Der bleibt eine Weile stehen, betrachtet sich den Hubert von unten bis oben und denkt, das wär' ein Fang für die Kompagnie, denn es fehlt uns just einer, der sich ranzionirte, das heißt, der durchging und in Holland unter die Seelenverkäufer gerieth. Uebereieß, fährt er in seinem Gedanken fort, ist dem hübschen Jungen etwas passirt, sonst heulte er nicht, und in solchen Zuständen sind sie zugänglich. Mußt ihn 'mal anreden!

Holla! guter Freund, sagte er zu Hubert, du heulst ja, als wär' dir das Allerschlimmste passirt. Wie steht's?

Der Junge von Altenahr fährt zusammen, als er die rauhe Stimme hört und sieht den Fragenden an, wischt die Thränen weg, zieht seine Kappe und grüßt den Kriegshelden in Friedenszeiten nach Gebühr. Ach, Herr Soldat, sagt er darauf mit weinerlichem Ton, mir ist wohl das Allerschlimmste passirt, denn die Heimath hab' ich verlassen, um mir in Köln ein ehrlich Stücklein Brod zu suchen, und als ich hier schlafe, stiehlt mir einer meinen Bündel mit all meiner Herrlichkeit, und nun weiß ich nicht, was ich machen soll, denn ich bin fremd und hungre wie ein Wolf.

Dem Korporal fuhr's übers Gesicht, wie wenn einer lachen muß und will doch nicht.

Das ist schlimm, sagte er darauf. Dem Bündel kannst du Adieu sagen. Ders mitgenommen, bringt dirs nicht wieder; aber wenn du Hunger und Durst hast, so komm' mit mir. Dort am Bajenthurm liegt ein Häuslein „zum Muttergottesbildchen", da wollen wir einkehren und du sollst essen und trinken, so viel du willst, ich bezahls. Ein kurfürstlicher Soldat hat immer Geld für so etwas. Sey gutes Muthes und komm'!

Der Hubert meinte, es müsse dießmal ein Engel die Soldatenkleider angethan haben, besinnt sich nicht lang und geht mit ihm.

Bald ist das Wirthshäuslein erreicht. Der Soldat läßt auftragen holländischen Käs und Brod und Branntwein, und der Hubert haut drauf ein, daß es eine Art hat. Der Soldat sieht ihm mit Verwunderung zu und kann nicht begreifen, wo ers hinthat; aber so ein junger Kerl, der Hunger hat, kann etwas unterbringen, weiß es selbst noch aus meinen jungen Jahren.

Mittlerweile trinkt ihm der Soldat einmal zu und als das Essen allmälig langsamer geht, fragte er ihn: was willst du denn nun anfangen in der Stadt Köln?

Wißt Ihr nicht, guter Freund, wo „oben Marspforten" ist?" fragt er den Soldaten zurück.

Warum nicht? erwiederte der; aber was willst du da?

Ei, sagt Hubert, da wohnt einer — ja, den Namen hab ich rein vergessen in meinem Leid — der verdingt Knechte und Mägde und ist der gute Freund meines Pathen zu Ahrweiler, des Wirthes im Stern. Kennt Ihr ihn vielleicht?

Gott behüte! sagte der Soldat. Willst du aber in der ungeheuern Stadt Köln einen suchen, dessen Namen du nicht weißt, Freund, dann ists aus. Auch wär's schad' für einen Kerl wie du, wenn er ein Knecht würde. Ich wüßt was besseres für dich!

Was denn? fragte Hubert.

Ei sieh' mich 'mal an, wie gefällt dir die Uniform?

Prächtig! rief Hubert.

So kannst du auch eine kriegen und Geld dazu, Essen, Trinken und eine Schlafstelle. Niemand hat's besser als unser einer. Alle Welt hat Respekt vor ihm. Er ist ein freier Herr, so eine Art von Baron oder Graf. Immer Geld, Tabak und gute Tage und das zweierlei Tuch gefällt den Mädchen; sie gucken alle nach uns, und wenn wir auf den Tanzboden kommen, so stechen wir fluggs alle aus.

Das kümmert mich wenig. Ich hab' daheim mein Theil und tanze nicht, weil ich Trauer habe, sagte traurig Hubert.

Närrchen, versetzte der Korporal, das Trauerjahr vergeht, und kommst du mal heim, so gefällst du erst deinem Mädchen recht. Dir müßte die Uniform grausam schön stehen!

Darf dann ein Soldat heim? fragte der Junge neugierig.

Das versteht sich; kriegt Urlaub, wann er will, entgegnete der Korporal. Er kapitulirt auf zehn Jahre und kriegt fünfzehn Gulden Handgeld.

O weh, zehn Jahre! rief Hubert, ich muß in einem Jahre heim.

Das darfst du auch, sagte der Korporal. Der Kurfürst ist ein mordgnädiger Herr, der läßt die Leute gehen, wenn sie nur brav und gehorsam sind. Er ist gar nicht hitzig auf das Behalten und kriegt deren mehr, als ihm lieb ist. Das mit den zehn Jahren ist nur so ein Geschwätz. Du weißt, so etwas muß einen

Namen haben. Und wie kann ein Mensch, der nicht vernagelt ist, vorankommen, avanziren nennen wir Soldaten es! Sieh mich an! Auf den Kopf gefallen bin ich eben nicht. Darum ward ich nach einem halben Jahr schon Korporal. Nun heißts: Herr Korporal hinten, Herr Korporal vorne! Schönes Geld, schöne Ehre! Was will man mehr? Ich wett' ein Fettmännchen gegen einen Dukaten, du bist, ehe ein halbes Jahr um ist, Korporal; und was wird dann dein Mädchen Augen machen?

Während dem hatten sie wacker getrunken, und der Korporal hatte bald den guten Jungen, dem der Branntwein die Sinne zu umnebeln begann, herumgebracht, daß er das Handgeld nahm und geradewegs zur Kaserne mit ihm wanderte.

Er erwachte am andern Morgen als kurkölnischer Soldat oder Funke, und wurde eingekleidet und einexerzirt, was ihm das Soldatenwesen bald verleidete.

Völlig niedergeschlagen wurde er aber, als ihm seine Kameraden sagten, der Korporal habe ihn abscheulich belogen. Er müsse zehn volle Jahre dienen und mit dem Entlassen sey's nichts. Bei dieser Nachricht verließ ihn völlig der Muth. Trostlos im höchsten Grade lebte er im dumpfen Trübsinn dahin; denn nun war Annchen für ihn verloren!

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Handel und Manufakturen.

Keine Nation der Welt, selbst England nicht ausgenommen, ist übrigens so gänzlich von ihrem Handel abhängig, als Rußland und nicht allein seiner Einkünfte, sondern auch des Privatvermögens jedes einzelnen Bürgers wegen, vom Edelmann bis zum Leibeigenen hinunter. Es ist dabei eine wohlbekannte Thatsache daß, während kein Schiff einen moskowitischen Hafen ohne eine volle Ladung von Häuten, Pech, Talg, Eisen, Hanf, Oelsaat und anderen Landes-Produkten verläßt, der Umstand kaum bekannt ist, wie ein fremdes Schiff in einen eben solchen Hafen anders, als in Ballast eingelaufen sey.

Der Kaiser Alexander hatte damals auch wohl nicht Unrecht, daß er in dem Krieg von 1812 die einzige Rettung seines Landes sah, da Napoleon es sonst mit seiner Kontinental-Politik vernichtet hätte.

Der bedeutendste Markt für den fremden Handel befindet sich natürlich in der Residenz, der reichste und ausgebreitetste wenigstens, doch kann man annehmen, daß der Hauptverkehr ziemlich gleichmäßig auf die vier großen Hafenplätze, Odessa, Riga, Archangel und St. Petersburg vertheilt ist.

Seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers sind unter seinem Schutz durch das ganze Reich Manufakturen und zwar nicht allein in der Residenz und den größeren Städten, sondern sogar auf den Besitzungen mancher Edlen entstanden und ihre Erzeugnisse, als: Tuch, Wollenwaaren, Porzellan, Glas und kurze Waaren finden in den Steppen, östlich vom kaspischen Meer und in Asien überhaupt, einen vortrefflichen und ausgebreiteten Markt. Das größte Hinderniß ist dem russischen Verkehr übrigens der Mangel an Wasserverbindung und der ungeheuere Kostenaufwand, der mit dem Landtransport verknüpft ist. Die herrliche Wolga macht in dieser Hinsicht allein eine wohlthuende Ausnahme und auf ihrem breiten Rücken gleiten hunderte von kleineren Fahrzeugen jeder Art und Gattung zwischen den nördlichen und östlichen Provinzen hin und her, und trotz ihrer beträchtlichen Anzahl ist der Fall noch nicht vorgekommen, daß eins dieser Boote die Reise hätte unbefrachtet zurücklegen müssen.

Die alte asiatische Sitte, Messen zu halten, wird auch in vielen Theilen des russischen Reiches beobachtet und hat, trotz den vielen Unannehmlichkeiten und Hindernissen des Verkehrs, sowohl für Staat als Unterthanen schon bedeutende Vortheile errungen. Die berühmteste unter diesen ist die allbekannte Messe von Nischnei-Nowogorod, und von vielen Fremden wurde mir gesagt, daß in solcher Zeit der eben erwähnte Platz ein Bild liefere, wie es die Welt an keinem zweiten Orte nachweisen könne.

Seit der Erbauung des Thurmes von Babel, wo sich der liebe Gott auf so kluge Art aus der Affaire zog, soll keine solche Vermischung und Verwirrung von verschiedenen Völkerschaften und Sprachen existirt haben, als in Nischnei-Nowogorod zur Zeit der großen Messe. Reisende aus Birmingham und Manchester, Modehändler aus Paris, Bildhauer und Maler aus Frankreich und Italien, Porzellanhändler aus Deutschland und langbärtige Kaufleute aus Moskau, mischen sich hier unter die Seidenraupenzüchter Persiens und die Pferdehändler der unzähligen wandernden Stämme, der Turkomanen, Tartaren, Kirgisen, Kalmucken und Kosacken, die in Staunen und Bewunderung das sie umgebende zauberähnliche Wesen anstarren; Shawlhändler von Kaubul, Diamantenkaufleute von Hindostan, Fruchtverkäufer aus der Levante, Chinesen mit ihren Theelägern und Müssiggänger, Reisende, Fakire, Mönche, Soldaten, Bettler, Derwische, Alles bildet hier ein toute ensemble, Alles drängt und treibt durcheinander, daß es dem zum ersten Mal hier Ankommenden wahrlich erscheint, als ob die ganze Welt ihre Repräsentanten hierher gesandt habe, die Sitten und Trachten des Erdballs auf einem Punkte zu versammeln.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 35 3. März 1849.

Das alte Schloß.

(Fortsetzung.)

Gleich nach meiner Rückkehr nach Rußland, ward ich an das Sterbebett des Vaters gerufen, kam aber zu spät — er war todt, und meine arme, niedergebeugte Schwester verlangte jetzt um so mehr meine Aufmerksamkeit und Sorgfalt.

Sie war zu einem Schatten herabgeschwunden, ihre Wangen waren erbleicht, ihre Augen hohl und glanzlos — ich hatte gefürchtet, sie so zu finden, in ihrem ganzen Benehmen, in ihren Worten aber lag manchmal ein so dunkler, entsetzlicher Sinn, eine solche Leidenschaftlichkeit in ihrem Schmerz, daß ich, wenn ich es auch im Anfang nicht so sehr beachtete, doch bald gezwungen wurde, einem derartigen, immer räthselhafter werdenden Zustand nachzuforschen. — Doch ich muß eilen — meine Stärke verläßt mich, und noch hab' ich viel zu sagen. Ein Bube bleibt mir noch zu erwähnen, ein Verräther der schwärzesten, schändlichsten Art, den wir wie eine Schlange im Busen ernährt hatten.

Jurewitsch, unser Milchbruder, versah die Stelle eines Administrators auf den väterlichen Gütern, und obgleich ich wohl schon von der Zeit an, wo ich zuerst in den Dienst eintrat, trübe Gerüchte vernommen, daß er die Leibeigenen durch heimliche Tyrannei plage und quäle, so war er doch stets, wenigstens scheinbar, den Interessen des Hauses selbst so zugethan gewesen, daß die armen Unterdrückten nicht gewagt hatten, ernst und öffentlich gegen den bei ihrer Herrschaft so Beliebten, aufzutreten.

Bei meiner Ankunft bewies er sich mir auch so aufmerksam und gefällig, ordnete mit so viel Umsicht und Freudigkeit, nach meinen geringsten Wünschen Alles und Jedes, daß ich damals, erschüttert und niedergebeugt wie ich war, solche Treue nie genug lohnen zu können glaubte.

Eines Abends nun, nachdem ich bis spät in die Nacht mehrere Papiere meines verstorbenen Vaters durchgesehen, wünschte ich noch vor Schlafengehen meine leidende Schwester zu besuchen und betrat leise, aus Furcht, sie zu stören, wenn sie sich vielleicht schon niedergelegt haben sollte, ihre Zimmer. Ihr Boudoir war offen, aber leer zu meinem größten Erstaunen hörte ich jedoch in der daneben liegenden Schlafkammer, deren Thür ich nur angelehnt fand, den Klang von Stimmen und unterschied gar bald die Töne Jurewitsches in leisen, aber tiefen und befehlenden Worten, die durch das unterdrückte Schluchzen eines weiblichen Wesens beantwortet wurden, das ihn flehend um Gnade und Erbarmen bat.

Starr vor Staunen blickte ich hinein in das Gemach, das die Räthselhaften enthielt und war wirklich in dem Augenblick zweifelhaft, ob nicht Wahnsinn mein Hirn befangen halte, oder ein wilder, toller Traum meine Einbildungskraft umgaukele und verspotte. Auf einer niederen Ottomane, mit gefalteten, flehend gegen ihn aufgehobenen Händen, saß meine unglückliche Schwester vor dem Schurken Jurewitsch, der nur wenige Schritte von ihr entfernt, mit der kalten Bosheit eines bösen Feindes auf sie hinabblickte.

„Ja" rief er jetzt, mit drohender Geberde — „das Geld muß und will ich haben, „Ihr Bruder weiß nicht, kann nicht wissen, wie viel Sie zur Bestreitung Ihrer Bedürfnisse gebrauchen und groß, wie die Summe auch scheinen mag," fuhr er höhnisch lächelnd fort, „so denk' ich doch, übersteigt sie das Elend noch nicht, das ich mit einem Worte auf Sie niederschmettern könnte."

„Gnade — Gnade!" bat das unglückliche Mädchen in Seelenangst — „ich kann so viel nicht fordern, er würde wissen wollen, wozu ich solcher Summe bedürfte, und dann, — das ganze Schreckliche müßte — allmächtiger Gott — müßte bekannt und entdeckt werden. Habe Mitleiden mit einem Wesen, das Dich nie beleidigt, das nur stets gesucht hat, Dir zu dienen — hier sind meine Juwelen — nimm sie alle — alle — sie werden die Summe noch übersteigen, die Du forderst."

„Deren Verkauf" erwiederte er, könnte nicht ohne bedeutende Gefahr betrieben werden, und würde auf jeden Fall viel Zeit rauben; nein — mein Plan ist der kürzeste und sicherste; überdieß verliere ich, wenn Ihr Bruder seinen Plan ausführt, Sie nach St. Petersburg zu schaffen, vielleicht auf immer meine ganze Gewalt, meinen ganzen Einfluß über Sie, bedenken Sie also, (und dieß sprach er mit leiser, aber scharf und schrecklich betonter Stimme) was Sie sind" —

„Elend — unbeschreiblich elend — aber nicht schuldig.“

„Das würde die Welt zu entscheiden haben, wenn Alles ans Tageslicht käme,“ lächelte er höhnisch, indem er sich hoch aufrichtete — „doch jetzt muß ich das Geld haben — Sie kennen die Folgen einer Weigerung.“

Langsam erhob sich das unglücklichen Mädchen, ihr Geist war diesem Gespräche augenscheinlich unterlegen und ihre Augen glühten in Fieberhitze und Aerger, aber unstät und wild, wie auflodernd, in entsetzlichem Wahnsinn und leise aber fest sagte sie:

Mein Bruder ist das letzte Band, das mich an dieses Leben fesselt — ich thue nicht, was du von mir verlangst; seiner verdachtlosen Großmuß will ich nicht jene Summe entreißen und thät ich es, so wäre ein Geheimhalten vor ihm nicht ferner möglich — er würde Alles erfahren, die ganze, schreckliche Leidensgeschichte seiner unglücklichen, verzweifelnden Schwester, die ich bis jetzt, mit einer todtbringenden Ausnahme, der ganzen Welt verbarg.“

Wilde, zornige Blicke schleuderte der Bube ihr zu, und sie rauh bei der Hand fassend, rief er wüthend:

„Und Sie wagen es, mir zu trotzen? morgen noch erfüllen Sie mein Verlangen — oder dieser geliebte Bruder soll seine Schwester in ihrem wahren — schrecklichen Charakter kennen lernen — als Mörderin und“ — er zischte ein anderes, ebenfalls schreckliches, aber noch entehrenderes — schändlicheres Beiwort in ihr Ohr, und als er sie von sich stieß, fiel sie schwer und machtlos gegen die harte Ecke der Ottomane zurück.

Bis jetzt war ich durch Staunen und Entsetzen so auf meine Stelle gebannt gewesen, daß ich die Worte wohl, die furchbaren, aber nicht den dunkeln, schauderhaften Sinn fassen konnte, denn die Anschuldigung eines Wesens, das ich bis zu diesem Augenblick für einen Engel von Reinheit und Unschuld gehalten, wollte und konnte nicht Raum in meinem Herzen finden; die letzten Worte aber, die letzte Handlung des tückischen Feindes gegen sein unglückliches Opfer, vereinigte in demselben Augenblick auch jedes andere Gefühl in mir zu einem Gedanken von Haß und Rache. Auf dem Tische neben mir lag ein Hirschfänger, den ich an demselben Nachmittag, von einem Ritt aus der Nachbarschaft zurückgekehrt, dort hingelegt hatte, und mit wilder Lust die Waffe ergreifend, riß ich sie aus der Scheide und stürzte, mich, die Thüre aufstoßend, dem entsetzt zurücktaumelnden Buben entgegen, während meine arme Schwester bei meiner plötzlichen und unerwarteten Erscheinung laut aufschrie und ihr Antlitz in den weißen, durchsichtigen Fingern verbarg.

(Schluß folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Ueber den Zeitraum eines Jahres wollen wir weggehen. Es bestand in Wachenstehen, Exerziren und Lungern; aber wer nach diesem Zeitraum den armen Jungen gesehen hätte, es würde ihm schwer geworden seyn, ihn wieder zu erkennen. Bleich und traurig sah er aus. Das Auge trüb und eingefallen. Das Herz voll Harm. Er hatte wohl heimschreiben lassen, Grüße gesandt und empfangen; auch hatte ihm Annchen schreiben lassen, sie würde ihm treu bleiben; aber sein Path hatte geschrieben: lieber Hubert, du bist ein Esel; sonst wärst du nicht Soldat geworden. Meinst du, das Annchen warte zehn Jahre? Fehlgeschossen! Von neunzehn bis neunundzwanzig kriegt so ein Mädel gar oft wetterwendische Gedanken! Das brach ihm schier das treue Herz. Im Dienste war er ein Muster. Trinken, Rauchen und Spielen — das Tagwerk der Funken, mied er strenge. Am liebsten ging er alleine.

So war er denn gerade ein Jahr nach jenem unglückseligen Tage, wo ihn der Korporal traf, am Rheine hinabgegangen, weit unter St. Gereon, wo die Gärten liegen. Es war ein Tag von so schwüler Luft, daß, als er die vielen Knaben sich baden sah, auch Lust fühlte, in den Wellen des Rheines die fast verlernte Kunst des Schwimmens wieder einmal zu üben und die von der Hitze erlähmten Kräfte zu erfrischen und zu stärken. Er ging in die Weiden und entkleidete sich. Mit kräftigem Arme und rechter Lust theilte er die Fluth und schwamm, leicht wie ein Fisch, umher.

Plötzlich sah er einen Knaben unfern von sich sich bäumen, zurückschlagen. Schnell erkannte er die Gefahr; war wie ein Blitz an der Stelle und erreichte den Verunglückten noch zeitig genug. Er schwamm mit ihm an's Ufer und begann zu reiben an ihm. Mehrere Leute waren Zeugen, die nun auch herbeieilten, und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder ins Leben zu rufen; allein es währte lange, bis er wieder ganz zu sich kam.

Der dankbare Knabe ließ ihn nicht weg. Er mußte ihn heimbegleiten. Unfern des Domes führte ihn der Knabe in ein stattliches Haus verkündete hier seinen Eltern, was begegnet und wie ihn Hubert gerettet.

Der Dank der vornehmen Leute war außerordentlich.

Die besten Speisen und Getränke wurden ihm vorgesetzt und der Vater des Knaben setzte sich zu ihm.

Wo bist du denn zu Hause, mein Sohn? fragte mit herzgewinnendem Wesen der schon ziemlich bejahrte Herr.

Aus Altenahr! versetzte Hubert.

Aus Altenahr? fragte mit Theilnahme der Herr weiter, da bin ich erst in der letzten Woche gewesen. Kennst du den Hofbauer?

Wie sollt' ich nicht, sagte Hubert, er ist ja mein nächster Nachbar.

Wie heißest du denn? — fragte wieder der Herr.

Hubert nannte seinen Namen und bezeichnete die nähern Umstände, allein der Herr kannte weder ihn noch hatte er seinen Vater gekannt.

Auffallend war es dem Herrn gewesen, daß eine Gluthröthe beim Namen des Hofbauers Huberts Wangen überzog. Ich will dir sagen, was ich dort that. Der Hofbauer, fuhr er fort, will seinem Schwiegersohn den Erbpacht sichern.

Seinem Schwiegersohn? fragte bleich werdend Hubert. Wer ist denn der?

Der Pitter Krakel, sagte der Herr, den Hubert für den Notar hielt.

Als er den Namen aussprach, da schwindelte es plötzlich dem armen Hubert und er sank in den Lehnstuhl zurück, in dem er saß.

Erschrocken faßte der Herr seine Hand. Dir ist unwohl, mein Sohn, sagte er. Soll ich dir einen Arzt holen lassen?

Hubert schüttelte leise mit dem Kopf. Hervorbrechende Thränen verriethen dem Herrn schnell, hier müsse ein anderer Grund für den Anfall gesucht werden.

Ists denn schon fertig? fragte er leise.

Die Uebertragung des Erbpachts oder die Heirath? fragte der Herr. Keins von beiden, antwortete er sich selbst. Erstlich will das Annchen den Pitter Krakel nicht und dann ist er ein lüderlicher Geselle, dem der Erbpacht nicht übergeben werden kann, obwohl er den Acker- und Weinbau versteht.

Du scheinst großen Antheil an der Sache zu nehmen, fuhr er fort; sey 'mal recht offen und erzähle mir, was du auf dem Herzen hast!

Ach, Herr Notar, sagte Hubert, was kann es Euch helfen, wenn ich Euch auch alles erzähle? der alte Hofbauer, das seh' ich, bleibt auf seinem Kopf und das liebe Annchen wird am Ende, um des Quälens los zu werden, ja sagen. Dann hat das Lied kein Ende und mir wär's besser, ich läge im Rhein oder im kühlen Grab. Was thu' ich noch auf der Welt?

Das war genug gesagt, um dem Herrn einen tiefen Blick in Huberts Herz zu eröffnen.

Es konnte nun dem gewandten Manne nicht schwer fallen, den guten Jungen so recht kirre zu machen. Er hatte ja, seit er in Köln war, noch Niemand gefunden, dem er den Harm seines Herzens mittheilen konnte. Er hatte sich an keinen unter seinen Kameraden anschließen mögen, weil sie sich alle einem wüsten Treiben hingaben.

Bald hatte er ganz vergessen, mit wem er es zu thun hatte. Ohne allen Rückhalt erschloß er dem Theilnehmenden sein Herz und daß er es keinem Unwürdigen erschlossen, bewies die innige Antheilnahme und die unverkennbare Bewegung des Mannes.

Als Hubert zu Ende war, sagte der Herr: sey gutes Muthes! so viel hab' ich weg, daß dir das Annchen treu ist. Hast du etwas zu bestellen, so trag' mirs auf. Ich gehe ehestens wieder hin und wills ihr selber ausrichten.

Da faßte der Junge des Mannes Hand und rief: O sagt ihr, wie lieb ich sie habe und sie soll doch den Pitter nicht nehmen; ich wollte bei dem Kurfürsten einen Kniefall thun, daß er mich loslasse!

Das versprach der Herr und reich beschenkt verließ Hubert das schöne Haus am Dome. Neue Hoffnung war in seine Seele gekommen und es war ihm, er wußte selbst nicht wie, als müsse noch Alles gut gehen.

Acht Tage später stand er im Schlosse zu Brühl Wache an einer hintern Thüre. Seine Gedanken waren wieder zu Altenahr und er hegte den lebendigen Wunsch, nur einmal den Kurfürsten zu sehen und ihn zu sprechen. Er kannte ihn nicht einmal genau, denn es waren da der geistlichen Herren ein ganzes Regiment, und da er mit seinen Kameraden keine Gemeinschaft pflog, mochte er auch keinen darnach fragen. Als er nun so dastand, kam allein ein alter Herr in schwarzer geistlicher Tracht daher, ganz einfach, daß er meinte, es sey so einer von den vielen Schwarzröcken, die um den Kurfürsten seyen, als Kapläne und dergleichen.

Faß' dir ein Herz, dachte er, und als der Mann näher kam und er das gutmüthige Gesicht sah, sagte er: Hochwürden, was ich sagen wollte, kann man nicht einmal zu dem Herrn Kurfürsten kommen?

Warum denn nicht? war des alten Herrn Antwort. Willst du ihn einmal sprechen?

Ach ja, sagte Hubert darauf; ich hab' so etwas auf dem Herzen.

Sag' mir's, versetzte der geistliche Herr; ich bin überall, wo der Kurfürst ist, ich wills ihm sagen.

Am liebsten sag' ichs ihm selber, denn Ihr vergeßt mirs doch, bemerkte Hubert.

Der alte Herr lächelte. Traust du mir so wenig zu? sagte er.

Das grad' nicht, lenkte Hubert ein, aber ich weiß, wie das so geht. — Doch — wenn Ihr so gut seyn wollt, ich wüßt' Euch großen Dank.

So rede! sagte der alte Herr.

Ich möcht' gern aus dem Rock da heraus, in den ich durch eine rechte Spitzbüberei des Korporal Honnef gekommen bin, sprach Hubert.

Der alte Herr fiel ihm ins Wort: Was sagst du, durch eine Spitzbüberei? erzähl' mir das einmal!

Da war des Jungen Zunge gelöst. Er erzählte vollkommen treu, wie es der Korporal gemacht.

Und du hast Haus und Gut daheim? fragte er endlich.

Ein Häuschen, Hochwürden, antwortete Hubert, und ein Paar kleine Läppchen Land dazu. Das hab' ich in armseligen Pacht geben müssen und so geht mirs zu Grunde.

Wie heißt du denn?

Hubert, sagte der Junge.

Aha, ich hab' schon von dir gehört, sprach der alte

Herr. Warst das nicht, der neulich ein Kind aus den Fluthen des Rheines gerettet hat?

Ach nein, sagte Hubert, ich hab' ihn bloß herausgeholt.

Der alte Herr lächelte wieder. Höre, sagte er, du kannst dich darauf verlassen, daß ich es dem Kurfürsten melde. Es ist so gut, als hättest du es ihm selber gesagt, und du sollst es erfahren, daß ichs nicht vergesse.

Gott lohns, rief Hubert voll Freude aus und nun hing ihm der Himmel voller Geigen.

Allein es verging eine Woche nach der andern. Es wurde Herbst und Winter und nichts hörte er weiter von der Sache.

Der hats doch vergessen, sagte er mit Verdruß und paßte überall auf, daß er ihn einmal wiedersähe, um ihn zur Rede zu stellen; aber auch das gelang ihm nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Rußlands Diplomatie.

Wo liegt aber die ganze Kraft und Macht des russischen Reiches? nicht in den Producten, die es erzeugt, nicht in den Legionen, die auf einen Wink des Monarchen gerüstet in den Sattel springen, nein, in seiner Diplomatie, wo es früher kaum geahnet, aber nie geachtet wurde, als seine Schlauheit und Scharfsichtigkeit seine Berechnung und Weisheit anerkannt werden mußte und nun, vielleicht zu spät, gefürchtet wurde.

Zu diesem Diplomatenkorps wird, wie ich schon früher einmal erwähnt habe, Niemand zugelassen, sey sein Vermögen, sein Rang, welcher es wolle, der nicht vollkommen mit den zu diesem schwierigen Geschäft nöthigen Talenten begabt ist, und den Posten, welchem er vorstehen soll, auch tüchtig und unbezweifelt ausfüllen kann. Die jungen Diplomaten werden dabei mit solcher Sorgfalt und Aufmerksamkeit gebildet, daß Rußland wohl sagen kann, es habe für jeden Triumph, den es durch das Schwert gefeiert (und die jetzige Generation weiß, daß deren nicht wenige sind), fünfzig durch seine Diplomatie gewonnen.

Welch einen traurigen Gegensatz bietet dafür die englische Regierung, durch deren Nachlässigkeit das Land schon so Manches erduldet und verloren hat. Das folgende Beispiel mag, unter einer Legion anderer, zum Beweis hierfür dienen.

Als während der letzten türkischen Feldzüge ganz Europa dem Beginn eines allgemeinen Krieges, oder einer Ueberschwemmung der nördlichen Stämme entgegen sah, da Feldmarschall Diebitsch von Adrianopel aus die vertheidigungslose Hauptstadt des osmanischen Reiches bedrohte, war es sowohl für die österreichische als brittische Regierung von höchster Wichtigkeit, von der wirklichen Macht und Stärke der russischen Truppen, wie von der Möglichkeit unterrichtet zu seyn, ob ihr Befehlshaber, im Falle der wirklichen Ausführung einer solchen Drohung, im Stande seyn könnte, dieselbe wahr zu machen.

Der Feldmarschall selbst kündigte in den Bulletins seine Truppenmacht auf 60,000 Mann an, alle in vorzüglichem Zustand, mit Waffen, Ammunition und Provision vollkommen versehen und die Hospitäler fast leer. Hierzu folgte denn die feste Erklärung, daß er, wenn nach einer gewissen gegebenen Zeit die dem Sultan gestellten, harten Bedingungen nicht augenblicklich erfüllt würden, ohne Weiteres seinen Marsch nach der Hauptstadt beginnen werde.

Blindlings glaubend, was ihnen nur das geringste Nachdenken als unmöglich bewiesen haben mußte, und schon von der bloßen Idee eines Heranrückens der russischen Kriegsmacht geängstigt, riethen die engl. und österreichischen Gesandten eine Annahme der Bedingungen von Seiten der Pforte, und betrieben sie sogar, da aber später doch einzelne Gerüchte über die Stärke der angedrohten Armee in Umlauf kamen, so wurde eine Depesche an den brittischen General-Konsul Mr. Develus nach Adrianopel gesandt und dieser ersucht, genau und ausführlich über die Stärke und den Umfang des russischen Militärs zu raportiren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der neue kaiserliche Kreml in Moskau ist neuesten Berichten zufolge beinahe fertig. Die vergoldeten Kuppeln und der goldene Kamm des ganzen Daches erglänzen schon im Sonnenlicht, und erinnern an die goldgipfeligen Paläste der alten russischen Großfürsten. Im Ordenssaale des heiligen Georg sieht man bereits den Heiligen zu Pferde mit dem Lindwurm streiten. Achtzehn Standbilder, die Unterwerfung von Gegenden, die jetzt zu Rußland gehören, darstellend, stehen in voller Rüstung da, mit Schildern, auf welchen die Epoche angegeben ist. Der Andreas- oder Thronsaal ist mit prächtigen vergoldeten Reliefs geschmückt; der Alexandersaal aus rosenrothem Marmor ist mit den schönsten architektonischen Ornamenten verziert, welche die Spiegelwand im Grunde zurückstrahlt. Es ist schwer, mit Worten, die außerordentliche Größe der Säle, das Geschmackvolle der Arbeit und alle Einzelheiten des Palastes würdig zu beschreiben.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 36 4. März 1849.

Das alte Schloß.

(Fortsetzung.)

Jurewitsch war mir an Kraft weit überlegen, aber durch meinen nicht geahnten Angriff überrascht und erschreckt, sank sein Muth, während ich selbst, durch Haß und Wuth zum Aeußersten getrieben, mit herkulischer Stärke begabt schien; vergebens wand er sich unter meinem Griff, ich schleuderte ihn zu Boden und den Stahl hoch in der krampfhaft geschlossenen Hand hebend, stieß ich ihm denselben mit wildem, jubelndem Triumphgeschrei wieder und wieder ins Herz, bis ich mich endlich von dem Wahnsinn, der mich erfaßt haben mußte, erholte und nun die Gefahr erkannte, der ich mich selbst ausgesetzt hatte.

Im Zimmer war Alles todtenstill, meine arme Schwester lag bleich und besinnungslos neben der Ottomane und ich selbst schrack vor meinem Aussehen zurück, da ich zufällig mein Bild in dem mir gerade sich gegenüber befindlichen Spiegel erblickte. Mit Blut überdeckt starrten die Kleider an meinem Körper, und zitterndes Unwohlseyn durchschauerte mich, als mein Auge nieder auf die schrecklich entstellte Leiche fiel. Da trang sich mir der Gedanke auf, das Schloß in Brand zu stecken, um Schande und Verbrechen für immer dem forschenden Auge der Menschen zu verbergen.

Kaum gedacht, führte ich meinen Plan auch schon aus, den Körper des Elenden zog ich in das inmitten des Gebäudes gelegene Zimmer, und ich selbst, nachdem ich meine Kleider gewechselt und jede Blutspur an mir vertilgt hatte, hob das noch bewußtlose Mädchen in meine Arme, trug sie in mein Zimmer und setzte dann das Haus an drei verschiedenen Stellen in Brand.

Da die Dienerschaft in entfernteren Theilen des Gebäudes schlief, so hatte ich bald die Genugthuung, zu sehen, daß, ehe nur die wachsende Gluth entdeckt wurde, der größte Theil jenes blutbedeckten Schreckensortes verzehrt war; aber wunderbarer Weise, als ob des Schicksals Finger die That hätte bezeichnen wollen, fand man den Körper des verhaßten Jurewitsch, der, wenn auch größtentheils verbrannt, doch da, wo der Schlag geführt, von den Flammen unberührt geblieben war, und durch das ihn bedeckende Blut nur zu deutlich verrieth, auf welche Art ihn sein Geschick erreicht habe.

Ich erbebte vor Furcht und Entsetzen bei dem Anblick, doch glücklicher Weise schützte mich der Abscheu und Haß, mit dem er von den Leuten betrachtet wurde, wie die Freude, die man über seinen Tod empfand, vor näheren Nachforschungen; meine arme Schwester indessen, erholte sich nie wieder; nur wenige Stunden vor ihrem Tode erlangte sie noch einmal die in jenem schrecklichen Augenblick verlorene Besinnung wieder, und damals war es, wo sie mir das ganze schreckliche Geheimniß ihres Elendes und Leidens entdeckte.

Ihren Worten nach hatte Vanostrom, dessen heftige Leidenschaft nur Schritt mit ihrer eigenen, glühenden Liebe zu ihm gehalten, seinen ganzen mächtigen Einfluß angewandt, sie zu einer heimlichen Vermählung mit ihm zu bewegen, da er fürchtete sie auf immer zu verlieren, wenn ich eine früher gegen ihn ausgesprochene Aeußerung wahrgemacht, und sie nach des Vaters Tode in die Residenz eingeführt hätte. Lange widerstand sie seinen Bitten, gab aber doch endlich dem heißen Drängen des geliebten Mannes nach und und versprach, um seine Furcht und Besorgniß auf immer zu entfernen, die Seine zu werden.

Ihrer Verabredung nach sollte er damals mit mir zum Regiment zurückkehren, bald aber und heimlich, unter dem Vorwand Geschäfte in Moskau abmachen zu müssen, wieder in ihre Arme eilen und dort, mit der Hülfe eines freundlichen, in der Nachbarschaft lebenden Priestes sein Geschick mit dem ihrigen auf ewig verbinden. Damit auf keine Weise eine Entdeckung möglich wurde, legte Vanostrom die ganze Strecke auf seinem eigenen Pferde zurück und entging hiemit auch der Gefahr, durch die Post seine Richtung verrathen zu sehen.

Die einzige in dieß Geheimniß eingeweihte Person war Jurewitsch, dem sie unbedingt glaubten, trauen zu dürfen, in dessen Gegenwart auch jene unglückselige Verbindung stattfand, während Vanostrom die blühende erröthende Braut an seine Brust schloß. Von jetzt an hielt er sich am Tag über in einem etwas entfernten Städtchen auf, und kehrte mit jeder einbrechenden Dunkelheit zum Schloß zurück, wo er mit Hülfe einer Strickleiter hinauf zu den Zimmern seines Weibes kletterte.

Drei Wochen waren auf diese Art den Glücklichen wie eben so viele Stunden, in fast überirdischer Seligkeit entflohen, als sie in einer — Unheil und Fluch brütenden Nacht, durch schnell nahende Fußtritte gestört und erschreckt wurden. Näher und näher kam der Eilende und bald klopfte es schnell und heftig an der Thür und verlangte Einlaß.

Fürchtend, daß das Geheimniß entdeckt sey, sah sich Banostrom ängstlich nach einem Versteck um, nicht seiner eigenen Sicherheit wegen besorgt, aber die Geliebte vor dem Zorn des finsteren Vaters zu bewahren, und fand Nichts, als eine große Kiste, die am äußersten Ende des Zimmers stand; in diese sprang er und warf den Deckel hinter sich ins Schloß. Zum Tode erschreckt, hüllte sich Katharina indessen schnell in einem Ueberwurf und öffnete mit zitternden Händen die Thür, doch bewies sich ihre Furcht ungegründet, und nur zu dem Bette ihres Vaters ward sie gerufen, der in einem stärkeren Anfall von Krämpfen, als er ihnen gewöhnlich ausgesetzt war, dringend nach ihr verlangt hatte.

Bald beruhigte sich der Kranke wieder und sank in tiefen, erquickenden Schlummer, während sie selbst zu ihrem Zimmer zurückflog, den Gatten aus dem engen, unbequemen Gefängniß zu befreien. Aber allmächtiger Gott, welch ein schreckliches Schauspiel bot sich ihren Blicken, als sie die Feder berührte, die den Deckel öffnete; vor ihr, Schmerz und Verzweiflung in den bleichen, verzerrten Zügen lag das, was noch vor wenigen Stunden der edelste, schönste und kräftigste Mann seiner Zeit, der Mann ihres Herzens, ihr Gatte, ihr Alles gewesen war — todt — eine Leiche. Diese glanzlosen, weit aufgerissenen, stieren Augen hatten noch vor wenigen Athemzügen mit inniger Liebe zu ihr niedergelächelt, an dieser Brust, jetzt starr und kalt, hatte sie noch in eben der Zeit geruht —.

Es war zu viel für das arme schwache Geschöpf, eine mitleidige Ohnmacht entrückte sie wenigstens auf einige Stunden der schauderhaften Wirklichkeit, aber kaum erwacht, fielen ihre Augen auf den Gegenstand ihrer Liebe und Verzweiflung, und wieder sank sie bewußtlos neben der starren Leiche zu Boden. Drei Tage verbrachte sie auf diese Art ohne Speise und Trank, allein mit ihrem fürchterlichen Geheimniß, da fühlte sie, daß die Natur nicht länger mehr im Stande sey, das Uebermenschliche zu ertragen und vertraute sich in ihrer Herzensangst dem Milchbruder an. Aber er selbst, der rohe, gefühllose Mann, schauderte zurück vor dieser gräßlichen Katastrophe, doch beseitigte er schnell und mit Umsicht und Heimlichkeit den Körper und begrub ihn allein, an stiller, verborgener, ungeheiligter Stätte.

Die nächste Zeit nach diesem Vorfall, behielt Jurewitsch gegen die unglückliche Katharina sein ehrfurchts- und achtungsvolles Betragen bei, sein wirklicher Charakter verrieth sich aber nur zu bald, und unter diesem und jenem Vorwand erlangte er von dem verlassenen Mädchen, in verschiedenen Zeiträumen, erst kleine, dann immer beträchtlichere Summen Geldes, deren Verwendung er nach den ersten freundlichen Ermahnungen durch allerlei Ausflüchte entschuldigte. Bald aber, festeren Grund unter den Füßen fühlend, ließ er einzelne dunkle Worte und Reden fallen und trat endlich keck trotzig mit der Drohung hervor, seine Forderungen befriedigt zu sehen oder die Unglückliche als die Maitresse und Mörderin ihres Gatten, den Gerichten anzuzeigen.

Was konnte das hülflose Mädchen den wilden Dreuworten entgegenstellen, sie that, was in ihren Kräften stand, und scharrte an Geld zusammen, was sie für ihren unersättlichen Peiniger zu erschwingen vermochte; wunderbar ist es aber, wie sie jene Zeit durchleben konnte, ohne daß ihr Verstand nachgab, ihr Herz unter der stets mit erneuerter Bosheit und Habgier fortgesetzten Qual und Angst brach.

Als nach meines Vaters Tode und meiner Ankunft Jurewitsch davon hörte, ich wolle die Schwester dem Trauerorte entreißen und in die zerstreuenden Zirkel der Residenz einführen, beschloß er, noch eine letzte bedeutende Summe zu erheben, ehe er seine Macht über das unglückliche Wesen verlor. Die ungeheure Summe aber, die er forderte und sein rohes, heftiges Betragen dabei, führte zu seiner Entdeckung und überlieferte ihn dem Verderben. Er ward das Opfer und — ich ein Mörder.

Meine Geschichte ist erzählt, die Stunde naht und die aufgehende Sonne wird Zeuge seyn von der endlichen Tilgung des Kaisermordes, dessen Fluch, auf die Kinder fortgeerbt in dem Sohn, dem letzten seines Stammes, hier einen Verbannten und einen Mörder, aber, auch eine Leiche findet.

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Durch den Vater des geretteten Knaben erhielt er Annchens Grüße und die bündigste Versicherung der Treue, das erhob sein Herz wieder. Zu Neujahr wurde ihm die Freude, daß ihn der Hauptmann vor der ganzen Kompagnie seines musterhaften Lebens wegen zum Korporal ernannte. Doch was half das alles? wäre er los gewesen und hätte er müssen auf Erbsen heimgehen, wie die Leute nach Kevelaer wallfahrten, er hätt's mit Freuden gethan; denn sein Rath schrieb ihm, als er ihm seine Korporalschaft melden ließ: „daß du nun ein Korporal geworden bist, hätte mich erfreut, wenn ich mich nicht drüber gegrämt hätte. Da läßt du dich ins Soldatenjoch spannen und daheim hat der Miethsmann das Häuschen fast ruinirt. Deine Güterläppchen saugen sie aus und ich fürchte, wenn du zurückkommst, schmeckt dir die Arbeit nicht. Soldatenleben — faules Leben! und es ist wie der Hofbauer zu Altenahr sagt: „mit Wasser

backt man keine Pfannkuchen. Mach', daß du loskommst. Das Annchen pfeift dir was, daß es dir ledig bleibt, bis es eine alte Jungfer ist und beim Mailehen in den Rummel kommt.“ Das schrieb er dem armen Hubert, der doch nichts machen konnte.

In einem späteren Briefe schrieb er ihm: „Du kannst eine Messe lesen lassen, daß des Hofbauers Pläne dem Herrn Baron von Olbruck nicht gefielen. Der Pitter sollt' Hofbauer werden und der Hofbauer mit seiner Frau sich in den Ausenthalt setzen! aber er thats absolut nicht. Nun denk' ich, wird auch aus der Heirath nichts. Mach', daß du heimkommst, denn es löffeln noch drei um das Annchen und im nächsten Mailehen kann einer in den Säckel steigen, wer's haben will. Man meint das Mädel häng' voll Gold!“

Ueber diesen Brief brummte der Hubert, weil er so ohne Respekt von dem Annchen sprach; allein was er und der vorige enthielt, das machte ihn gar traurig. Hätte er nur den alten Herrn einmal wieder treffen können. Dem hätte er gewiß die gute Wahrheit gesagt.

Wenn der Baum grün ausschlägt,
Dann treibt er Blätter;
Und wenn die Sonne scheint,
Giebt es gut Wetter;
Und wenn es Hochzeit giebt.
Giebts frohe Leute;
Und das, was morgen g'schicht,
G'schicht halt nicht heute.

Volkslied.

4.

Seit dem Mailehen war's in Altenahr auch nicht alle Tage Sonntag, am wenigsten in des Hofbauers Familie.

Das Annchen weinte sich schier die Augen aus und nahm sichtbarlich ab. Dem Pitter bewies es seine Abneigung überall. Tanzen mußte es mit ihm und einen Strauß ihm machen; aber wenn er hätte sagen sollen, es hätte ihm einmal, wie dem Hubert alle Tage hundertmal, zugelächelt, er wär' ein Lügner gewesen. Der alte Krakel sagte: Es gibt sich, es macht sich. Sey nur nicht blöde und werd's nicht mürde. Der Pitter sagte: Wartets ab, Vater, wie es sich macht! Wäret Ihr nicht mit der Thür ins Haus gefallen, so stünd's besser. Und hättet Ihr nicht mit dem Baron einen Prozeß geführt, so wär' ich jetzt Hofbauer, hätte das Annchen und säße warm; aber so muß alles quer gehen!

Ja, du liederlicher Bub, polterte da der Alte, seit du Maischultheiß bist, gehst du nicht mehr aus dem Wirthshaus und das Karten ist dir ans Herz gewachsen. Das hat dich empfohlen! prächtig empfohlen!

Da schwieg der Pitter still und ging hinaus, als hätt' ihn der Hund gebissen.

War's vielleicht nicht wahr, was der alte Krakel sagte? O freilich!

Der Pitter war ein geiziger Tagedieb gewesen; aber darum weil ihm der alte Krakel kein Geld gab und alle Tag hundertmal sagte: sparen muß man! wer den Pfennig nicht zu Rath hält, kriegt kein Kastenmännchen, und wer das Kastenmännchen nicht in Ehren hält, kriegt keinen Thaler. Das war dem Bub ins Fleisch gewachsen. Er wurde ein Geizhalz. Als er aber Maischultheis wurde und der alte Krakel auf das Annchen spannte, sagte er: Pitter, du mußt's laufen lassen! Das that nun auch der Pitter. Und als sie das Geld vom Mailehen zu vertrinken anfingen, da wurde ihm das Wirthshaus lieb. Er konnt' oft das Nachtessen nicht abwarten. Da kam er denn auch ans Karten. Er gewann alle Tage. Das reizte, zumal Habsucht und Geiz in ihm steckten. Die Begierde ließ ihn nicht mehr rasten. Nun mochte der alte Krakel brummen. Er sagte darauf: habt Ihr's nicht gesagt, ich soll's laufen lassen? nun, wo ichs thue, zankt Ihr! — Später, als er so alle Tag im Solo gewann, sagte er, wenn der Vater brummte: ich fordere Euch ja kein Geld ab; ich ranzionire mich selbst! Mit dem allen wurde er ein Finke, wie's einen gab.

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr, als er das merkte, denn er hatte dem Krakel sein Wort gegeben, der Pitter sollte das Kind zur Frau kriegen. So ganz fest war's freilich nicht und Handstreich war nicht gehalten.

Das Annchen nahm sichtlich ab. Es war eitel Unglück im Hause.

Du hätt'st nicht gleich zuzutappen brauchen! sagte die Hoffrau.

Dir wars ja doch auch recht! versetzte er.

Aber binden wollte ich mich nicht! versetzte sie.

Ja, Allerweltsklugheit, du hörst das Gras wachsen, ich weiß es wohl, sagte er.

Nun wurde sie wild und ein Wort gab das andere, bis der volle Hader da war.

So gings alle Tage. Keine frohe Stunde kam mehr ins Haus.

Alle Tage kam der Pitter, aber Annchen ließ sich nicht sehen.

Da kam einmal der alte Krakel.

Hörst du, sagte er zum Hofbauer, ich hab' eine Kriegslist erdacht, wie wir das Mädel fangen. Wenn der Zins und Pacht und die Theiltrauben den Herbst gehoben werden, so läßt du dem Herrn Baron schreiben, er solle den Pitter zum Hofbauer machen und die Bedingung stellen, das Annchen müsse ihn heirathen. Wir zweie setzen uns in den Ausenthalt und geben unser Gut den Kindern. Es bleibt uns genug zum herrlichsten Leben.

Dem Hofbauer, der ein sehr beschränkter Kopf war, gefiel das schon recht gut. Nur die Frau hatte Bedenken. Da kommt mit einemmal der Herr Baron selbst.

Der Hofbauer trägt's ihm vor; aber der will wissen, wem er den Erbpacht übertrage und da fällts schief. Er hört, daß der Pitter ein Spieler ist und sagt: nein.

Die Alten gehen nun hinter den Pitter und der sieht endlich ein, daß er ordentlich werden muß. Er bessert sich. Beim nächsten Mailehen steigert er das Annchen und kriegts um zwei Drittheil wohlfeiler, aber das Mädchen bleibt sich gleich und will ihn nicht.

So gehts fort bis der Herbst kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Rußlands Diplomatie.

Das unglückliche Resultat kann am Besten aus der eigenen, naiven Antwort dieses Gentleman ersehen werden, als die Wahrheit endlich, aber freilich viel zu spät, ans Tageslicht kam. „Wie sollte ich es anfangen?“ sagte dieser, „ich that Alles, was in meinen Kräften stand, ich erkundigte mich und ging mitten zwischen sie, ich hatte aber früher in meinem Leben kein Regiment Soldaten gesehen.“ Warum wurde für solchen Dienst kein mit militärischen Kenntnissen versehener Mann gesandt, der auch das, was er sah, beurtheilen konnte. Die natürliche Folge hievon war der elende Vertrag von Adrianopel, der dem osmanischen Reich das russische Joch unwiderruflich auflegte und den Sultan in einer Zeit zu einem bloßen Vasallen machte, wo die ganze russische Armee kaum achttausend Mann in ihren Reihen zählte, die überdieß durch Krankheit ermattet und aufgerieben waren. Es ist sehr die Frage, ob diese Invaliden überhaupt hätten zehn Meilen marschieren können, wo noch dazu eine frische und ungeschwächte Armee, am 30.000 Mann unter Mustapha Pascha, fast lauter albanesische Krieger, die tapfersten und abgehärtetsten Soldaten der Türkei in vollem Anmarsch waren, sie anzugreifen und der russische Befehlshaber sicherlich eine einzige Drohung des englischen Gesandten als eine ehrenvolle Entschuldigung betrachtet haben würde, sich zurückzuziehen.

Also hätte dieß ganze unglückliche und beschämende Geschäft durch eine einzige, der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel beigegebene Militärperson leicht und ohne weitere Mühe verhindert werden können, und ein russischer Offizier hatte ganz recht, als er einst, in Bezug auf diesen Vorfall zu mir sagte: „Warum sollen wir uns mit Ihnen schlagen, wenn wir Sie so leicht überlisten können.“

Welchen Gegensatz bietet da die russische Politik, die bei den Hauptgesandtschaften, als: London, Paris, Wien, Berlin, Konstantinopel und Teheran stets einen oder mehrere der tüchtigsten Offiziere hält, um sowohl dem Gesandten selbst mit Hülfe und Rath beizustehen, als auch irgend vorkommende interessante und wichtige Fälle, dem Kriegsminister augenblicklich mittheilen zu können.

Zu bedauern ist es, daß bis jetzt die Erziehung der Kinder im russischen Reiche noch so sehr vernachlässigt wird, obgleich der jetzige Kaiser dem guten Beispiel seines Vorgängers in dieser Beziehung wacker folgt; besonders findet in den Schulen und Universitäten, die der Regierung gehören, schon ein recht bedeutender Andrang von lernbegierigen und eifrigen Schülern statt.

In St. Petersburg ist ebenfalls eine Maler-Akademie errichtet, in der schon manches treffliche Werk eingeborner Künstler erstand.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Mehrere der ungarischen Blätter enthalten eine Schilderung der sehr einfachen Lebensweise des Fürsten Windischgrätz. Derselbe hat in seiner Bettstätte nur eine Matraze, worauf er schläft, er steht täglich mit dem grauen Morgen auf, frühstückt und geht sogleich an seine Arbeit, bis die Briefe eintreffen; er liest alles selbst durch und setzt seine Gedanken und Entscheidungen eigenhändig durch flüchtige Bemerkungen an den Rand eines jeden Briefes. Um 11 Uhr begibt er sich, bei ruhigen Tagen auf die Wachposten, um von Allem persönlich Augenschein zu nehmen. Rückkommend erwartet ihn der Kriegsrath, in dem er täglich mehrere Stunden verweilt, um die nöthigen Anordnungen zu treffen, Ordre's auszufertigen und Befehle zu ertheilen. Während dieser ganzen Zeit genießt der Fürst nichts und geht gewöhnlich erst Abends 6 Uhr zur sehr einfachen Tafel, nach welcher nicht selten eine geheime Kriegsrathssitzung ist, welche oft bis spät in die Nacht dauert. Bei allen größeren Truppen-Bewegungen ist der Feldmarschall überdieß selbst an der Spitze, leitet und ordnet alles persönlich.

Julius Mosen machte auf Helgoland die Bekanntschaft einer interessanten, geistreichen Dame aus H. Er schrieb in ihr Stammbuch:

„Auf des blauen Meeres Spiegel
Steht die rothe Felsenwand,
Wie auf blauem Sammt ein Siegel.
Mit der Schrift von Freundes Hand,
„Denk' zurück an Helgoland!“

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 37 6. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

Als Karl V., dieser so große Fürst, noch regierte, waren die Niederlande und die spanische Monarchie durch eine Kette verbunden, der mehr Stärke inwohnte, als allen Siegeln der Verträge: durch das Herz. Der große Kaiser war ein echter Sohn Flanders. Sein Hof war ganz flämisch, seine Lieblinge Brabanter und Friesen. Spanien war eifersüchtig auf das Hennegau und auf Zeeland, wie Paris einst auf Versailles unter Ludwig XIV. und seinem Nachfolger. Karl hatte die kaiserliche Krone seinem Bruder Ferdinand durch Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, überschickt, den er liebte, während er die Neidischen verachtete, die diesen Fürsten in seiner Werthschätzung durch ihre Verleumdungen, nach dem naiven Ausdruck der Chronikschreiber jener Zeit, aus dem Sattel zu heben suchten. Vor Ingolstadt gelähmt, erwartete er die Hülfe der Truppen von Holland, und sagte oft: „Muth gefaßt! meine niederländischen Unterthanen werden bald kommen.“ Als ihm der Graf von Büren dieselben zuführte, sprach er, indem er ihn umarmte: „Ah! nun haben wir unsere Feinde besiegt!“ Solche Worte rühren das Herz einer ganzen Nation wie das eines einzelnen Menschen. Die Schmeichelei der Könige ist ein unwiderstehlicher Vogelleim.

Doch Philipp II. war nicht sobald König von Spanien und Graf von Holland geworden, als sich Alles änderte. Er verachtete die Flamänder und verstand ihre Sprache nicht. Während der königliche Mönch von Saint-Just sich in Schulden steckte, um wie eine komische und zugleich traurige Schauspiel-Scene der Zeremonie seiner zukünftigen Beerdigung zu probiren; während der Kassier des Hofes demjenigen, welcher Karl V. gewesen war, das verfallene Quartal einer magern Pension auszubezahlen vergaß, sahen sich die flämischen Provinzen als ein erobertes Land behandelt. Es war ihnen nicht gestattet, sich selbst mit den alten, vom burgundischen Blut gerosteten Partisanen zu bewachen. Der Flamänder tauchte nicht nur nicht mehr seine Hand in die Säcke mit spanischen Piastern, er ließ nicht nur die Hidalgos nicht mehr in den Vorzimmern warten, er empfing nicht nur die Grandessa der Halbinsel nicht mehr mit bedecktem Haupte, sondern das Gold Flanderns machte die Reise nach Spanien, um die Schulden und die Trägheit der hochmüthigen Edelleute zu bezahlen, und alle Stellen wurden den Letzteren zugetheilt. Man erlaubte den Leuten der Provinzen nur, sich für den Ruhm Spaniens tödten zu lassen. Der Graf von Egmont trug den Sieg bei Saint-Quentin davon. Zur Belohnung beauftragte man ihn, auf die Ketzer seines Gouvernement loszugehen und das Wildpret für die Kerker der Inquisition zusammenzutreiben, welche der König in Flandern gründen wollte. — Diese etwas langen Einzelnheiten schienen uns nothwendig zum Verständniß unserer Erzählung, welche in dem Augenblick beginnt, wo die Reformation die Stimme und den Geist ihrer Diener der Verfolgung gegenüber erhob und nach der Glorie des Märtyrthums rang . . .

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten mit einer blassen Tinte die Höhe der Façade eines alten Schlosses in Westfriesland und hoben den schwermüthigen Anblick hervor, den damals dieses Plattland bot. Die ungeheuren Wiesgründe, die sich von den Dünen bis zu den Gränzen von Brabant ausdehnen, waren bedeckt mit dem Gewässer, das die Winde und der Regen angeschwellt hatten, so daß man nur da und dort Dämme, Kirchthürme und Häuser mitten aus dem azurnen Meere hervorstehen sah. Man hätte glauben sollen, die Dörfer schwämmen auf dem Wasser. Einige Barken irrten auf der Oberfläche dieser tosenden Wellen umher und vermieden es, sich dem Hügel zu nähern, auf dem sich das Schloß erhob. Plötzlich kam ein Fahrzeug, schmal und spitzig wie eine chinesische Junke, gleichsam aus dem Schooße der düsteren Wolken hervor, die sich am Horizont in der Richtung von Alkmaar mit dem Wasser vermengten, durchschnitt die Wellen und schoß gerade wie ein Pfeil auf den Hügel zu. Vergeblich riefen die schwerfälligen friesischen Schiffer, welche die Barke wie ein Gespenst vorübergleiten sahen, den Ruderern zu, sie sollten ihre Richtung verändern, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollten; waren es junge Narren, welche verwegen auf eine Wette um ihr Leben spielten, waren es Ungeschickte, die nicht zu steuern verstanden und wider ihren Willen fortgerissen wurden, — unbeweglich und schweigsam wie Bildsäulen, nahmen die zwei Ruderer keine Rücksicht auf diese Warnung. Nur

Digitized by Google

ihre Arme allein schienen mit Leben begabt, und ohne Zweifel erschreckte sie die Gefahr wenig, denn sie gaben nicht einen Nothschrei, nicht einen Hülferuf von sich. Doch die Barke drang schon in den Strudel, den das Wasser in schäumenden Spiralen um das Schloß her auftrieb, als eine Magd von etwa vierzig Jahren von dem Fenster, an das sie gelaufen war, zu den seltsamen Schiffern hinabrief:

„Nehmt Euch in Acht! Ihr guten Leute, nehmt Euch in Acht! Ihr werdet scheitern.“

Doch die Ruderer schienen nicht zu hören und hielten ihre Barke nicht an, welche durch den Windstoß fortgetrieben und zitternd wie eine Nußschale über die Oberfläche der Wellen hinstreifte.

„Jesus Maria!“ rief die dicke Magd, „die armen Teufel sind nicht aus der Gegend. Unsere Leute aus Friesland wären nicht so wahnsinnig! Ach! es läßt sich nur noch ein Rosenkranz für ihr Heil sprechen, wenn es nicht Ketzer sind . . .“

Und sie versuchte es, ihren Rosenkranz körnend, die Augen abzuwenden; doch ein Instinkt unwiderstehlicher Neugierde zwang sie wieder, zu schauen, was vorgehen würde.

Leicht wie ein Mövenflügel, kam die Barke, kaum ihren Kiel in die Wellen tauchend, heran; doch in dem Augenblick, wo sie auf dem Sand des Hügels zerschellen sollte, machte sie ein durch die Ruderer gegebener heftiger Impuls halb auf sich selbst drehen, auf ihrer Base erzittern, eine Sekunde unbeweglich bleiben, dann wanken . . . und diesen Augenblick des Anhaltens benützend, sprangen die zwei Ruderer mit einem wunderbaren Satz an eine Stelle, wo ihnen das Wasser nur bis zum Gürtel ging.

Nun erst sahen sie empor und schienen das erschrockene Gesicht der dicken Thea zu gewahren. Sie streckten ihre Arme gegen sie aus und riefen mit kläglicher Stimme:

„Gute Seele, habt Erbarmen mit uns!“

Die Alte schaute sie mit einer mitleidigen Miene an. Nichtsdestoweniger erwiederte sie trocken:

„Die Frau Gräfin hat verboten, irgend Jemand, wer es auch seyn möchte, in das Schloß einzulassen, seit dem doppelten Unglück, das sie betroffen; es giebt in unserer Zeit zu viele feinohrige Herumstreicher, welche in den Familien die Worte, die Klagen behorchen, und die Schmerzensschreie zählen!“

„Guter Gott, welches Unglück!“ sagte der Größere der beiden Ruderer, als hätte er den zweiten Satz der Magd nicht gehört oder nicht begriffen.

„Woher kommt Ihr denn, daß Ihr es nicht wißt?“ entgegnete diese mit dem Ungestüm schwatzhafter Leute. „Giebt es einen ehrlichen Friesländer, der nicht weiß, daß der Graf von Lemée in Spanien in den Gewölben der heiligen Inquisition, als der Ketzerei verdächtig, gefangen gehalten wird! Geht man nicht so weit, daß man behauptet, er habe an einem Freitag Fleisch gegessen! Welch ein Grausen! Ich, was mich betrifft, die ich ihn beinahe in meinen Armen aufgezogen habe, glaube es durchaus nicht. Und dann, seht Ihr, kaum hatte meine arme Gebieterin diese traurige Kunde erhalten, als ihre kleine Ketha krank wurde. Man hat Recht, wenn man sagt: „„Ein Unglück kommt nie allein.““ Ketha! die Königin der Herzen, wie wir sie nennen, so sehr liebt man sie im ganzen Land. Ein rosiges Kind, blaue Augen, bei schwarzen Haaren, welche die Hand nicht umspannen kann, ein wahres Wunder für dieses Friesland! Oh! wenn Ihr sie hättet lustig, toll, verwegen wie ein Knabe im Felde umherlaufen sehen! Und nun liegt sie in ihrem Bett, bleich wie eine Todte, die Augen eingesunken und glänzend vom Fieber . . . ein herzzerreißendes Schauspiel, Ihr guten Leute!“

„Sie ist also in so hohem Grade krank?“ unterbrachen sie die zwei Männer, während sie einander einen Blick des Erstaunens und des Verdrusses zuwarfen.

„Ach! ja. Wenn Jemand sie retten kann, so ist es ihre Mutter. Doch der Finger Gottes lastet auf dieser Familie. Das Schloß ist nun ein Haus der Trauer und des Unglücks.“

„Sie ist schwatzhaft; wir haben sie in unserer Gewalt!“ sagte mit leiser Stimme der Kleinere der zwei Fremden; und der Andere sprach, sich an die Magd wendend:

„Darf das Unglück ein Herz verhärten? Ist das ein Grund, daß Ihr, eine Friesländerin, uns Gastfreundschaft verweigert? Hört! wir werden für Euch und Euern Mann beten, gute Frau!“

„Ich bin nicht verheirathet,“ entgegnete sie mit bitterem Ton.

„Nicht verheirathet! ist es möglich? Ein so hübsches Mädchen, von dem Jeder im Lande sprach, als ich vor zwanzig Jahren abreiste!“

„Es sind in der That zwanzig Jahre,“ murmelte Thea mit einem schwermüthigen Lächeln; „ich war damals die schöne Thea von Alkmaar, und wenn ich durch die Straße kam, um nach der Kirche zu gehen, schauten mich alle jungen Leute an und folgten mir wie einer Königin; doch heute ist Thea verrunzelt, und Niemand schenkt ihr mehr eine Aufmerksamkeit.“

Die durch den Fremden hervorgerufene Erinnerung hatte die Eitelkeit der alten Jungfrau geschmeichelt und ihr Herz sanft bewegt. Sie schaute scharf prüfend den Mann an, der Thea nicht vergessen, und rief endlich:

„Wartet! wenn mich mein armes Gesicht nicht täuscht, seyd Ihr . . . Sagt, solltet Ihr nicht Nikoll von Enchuse, der Sohn des Zimmermanns, seyn?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Der Hofbauer dachte wohl, der Herr käme wieder und nach seinem Grundsatz, daß kein Baum auf den ersten Hieb falle, hoffe er, da sich der Pitter gebessert und aus dem Wirthshaus geblieben war, sollte der Herr Baron ihn annehmen.

Mit großer Theilnahme betrachtete der Baron das traurige Annchen. Einmal traf er sie allein.

Kind, sagte er, du warst sonst so froh und nun bist du so traurig. Hast du was Liebes und darfst es nicht sagen? sey zutraulich, ich meine es gut. Willst du den Pitter, so soll er fluggs Hofbauer seyn?

Ach Gott, nein! rief Annchen.

Also du hast ihn nicht lieb? die Alten wollen dich zwingen? Nicht so?

Ach ja! war ihre leise Antwort.

Halt! rief Herr von Olbrück, da hätt' ich ja bald etwas vergessen! Ich soll dir viel tausend Grüße bringen von Köln. Rath' 'mal von wem?

Da wurde das Annchen roth wie eine Purpurrose, sah unter sich und meinte der Boden unter ihren Füßen wanke.

Weißt du Niemanden in Köln, der dich könnte grüßen lassen? fragte Herr von Olbrück, der sich an der Verlegenheit des schönen Mädchens weidete.

Ich wüßte wohl Jemand — sagte sie endlich — aber —

Gelt, du wüßtest nicht, wie der zu mir käme? Das will ich dir aber sagen. Und nun erzählte er ihr, wie der Hubert sein Kind vom Tode errettet habe.

Jetzt sah sie ihn mit freudestrahlendem Auge an und hielt den Athem an, so aufmerksam hörte sie ihm zu.

Glaubst du mir's nun, daß er mir viele tausend Grüße an dich aufgetragen?

Sie nickte.

Und er läßt dir sagen, nur noch acht Jahre sollest du ihm treu verbleiben.

Sie seufzte leise.

Das ist lange, Kind, sagte der Baron, aber rechte Liebe darf nicht wanken.

Bis dahin bin ich eine alte Jungfer, sagte sie endlich, dann mag er mich nicht mehr!

Dafür sey ohne Sorge. Ich gebe dir mein Wort, daß er dich nimmt, denn er hat dich viel zu lieb. Willst du ihm die Treue halten? Soll ich's ihm sagen?

Ja, ja! rief sie aus und lief glühend dem Hause zu.

Das war eine schwere Probe, sagte lächelnd der Baron und setzte sich auf die Steinbank nieder.

Jetzt kam der Hofbauer. Er fing vom Wetter an und kam endlich auf den Pitter. Er hielt ihm eine Lobrede über die andere und sagte, das Annchen wolle ihn nehmen.

Ihr lügt! rief der Baron und sah den Hofbauer mit durchbohrenden Blicken an. Verschachern wollt Ihr Euer Kind. Schämt Euch! Einmal für allemal sag' ich Euch, nur der wird Hofbauer, den Eure Tochter freiwillig zum Manne nimmt. Zu Ostern komm' ich wieder. Bis dahin muß es sich entscheiden.

So hatte der Herr mit dem Erbpächter noch nie gesprochen.

Ganz gebeugt schlich der Hofbauer weg und Abends sagte er zu seiner Frau: Trine, ich glaub' dem Baron hat einer einen Floh ins Ohr gesetzt. Wer's aber sollt' gethan haben, das rath ich nicht. Er will einmal den Pitter nicht. Das ist eine dunkle Geschichte. Weißt du, was er sagte: der solle Hofbauer werden, den Annchen zum Manne wähle!

Dann wird's der Hubert! sagte die Frau.

Lieber sollt's mir der Schweinhirt werden! kollerte der Hofbauer

Hör' mal, höhnte die Frau, ist's denn am Ende nicht einerlei? Wenn sie ihn lieb hat und absolut nicht anders will, so ist mirs recht.

Mir aber nicht! rief der Mann. Ich will mich nicht für den Bettelbuben geplagt haben!

Oho! rief die Frau. Warst du denn so reich, als du durch mich Hofbauer wurdest?

Darauf schwieg er; aber er sagte: Der Bub hat hinter meinem Rücken mit dem Mädchen Liebeshändel getrieben.

Hast du's hinter meines Vaters Rücken besser gemacht, fragte sie höhnend. Du lieber Gott, wenn doch ein Esel den andern Langohr heißen will! Wenn doch das Alter so alle Gedanken an die Jugend ausgelöscht hat! Sie legte sich herum und gab ihm keine Antwort mehr. Der Hofbauer aber setzte seinen Starrkopf auf und schwur, der Hubert solle sein Kind nicht kriegen und wenn alle Barone in der Welt für ihn wären. Das Mädel aber wolle er schon gescheidt machen. Und über diesen Gedanken schlief er ein. Am andern Morgen reiste der Baron ab.

Das war für Annchen ein harter Winter. Jeden Abend kam der Pitter ins Haus mit seinem Vater und seiner Mutter. Alle Tage war der Alte hinter ihr, sie solle dem Pitter das Jawort geben. Die Qual hatte gar kein Ende. Selbst der Pastor kam und redete ihr zu.

Aber wann sie nach Ahrweiler kam, sagte der Rath: Halt aus, Kind! und wann sie an den Herrn Baron dachte, so fiel ihr ihr Wort ein und sie hielt sich wacker.

War Musik im Dorf, so stellte sie sich krank, um nur nicht mit dem Pitter tanzen zu müssen. Der war aber gar nicht aus dem Text zu bringen. Er ließ sich alles gefallen und kam doch wieder.

So ging denn endlich der Winter herum und das Mailehen kam. Annchen seufzte tief auf, daß Hubert nicht kam. Sie sah voraus, daß Pitter sie wieder steigern würde, und das lag ihr zentnerschwer auf der

Seele. Sie würde gern sich haben zum Rummel zählen lassen, wenn nur der verhaßte Pitter sie nicht als Mailehen abermals ersteigerte.

Wieder waren unter der Linde die Jungen versammelt und im Kreise die Alten, da trat der Herr von Olbrück, der eben angekommen war, zu dem bereits zum Maischultheis erwählten Pitter und sagte:

Herr Maischultheis, darf ich mir auch ein Mailehen steigern?

Alles lachte laut auf über den Spaß des gnädigen Herrn.

Der Pitter hatte Groll im Herzen und sagte: Gnädiger Herr, Ihr seyd kein Junge mehr und habt eine Frau, das ist gegen allen Brauch.

Die Schöffen bejahten das.

Nun, sagte der Baron, darin habt Ihr recht und ich kann nichts einwenden; aber wenn ich nun für einen andern steigere, der nicht da ist, gilt das?

Es ist ein Fall, der ist uns noch nicht vorgekommen, sagte Pitter.

Einer der Schöffen meinte, man solle den ältesten Mann im Flecken fragen, ob so etwas geschehen könne.

Der Aelteste im Flecken war ein Schneider, der auch im Kreise stand. Es war das achtzigste Mailehen, das er erlebt hatte. Ihn befragten sie.

Auf die Frage antwortete er: Ich war einmal krank beim Mailehen. Da steigerte mir mein Vater mein Mädchen und das gab meine Frau, Gott hab' sie selig.

So wär's entschieden! sagte Herr von Olbrück lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Schluß.)

Russische Sprache und Literatur.

Von der russischen Sprache und Literatur kann ich nur wenig sagen, denn kaum giebt es wohl ein Land, in dem die eigene Sprache so wenig geachtet ist; kaum gehört wird sie, in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft und ich habe volle Ursache zu glauben, daß vor der Thronbesteigung des jetzigen Monarchen, manche der russischen Edlen ihre Landessprache nicht einmal kannten. Das Beispiel des Kaisers hat übrigens in letzterer Zeit die vaterländische Sprache und Literatur ermuthigt und dadurch in belletristischen Werken, wie in Geschichte und Reisen schon recht schöne Erfolge gehabt.

Von Dichtern war Puschkin der berühmteste und geachtetste und von seinen Landsleuten gewöhnlich der russische Byron genannt. Dieser unglückliche, talentvolle junge Mann wurde im Anfang des Jahres 1837 von einem französischen Edelmann, Baron d'Hauntez im Dienst der Garde der Kaiserin, im Duell getödtet.

Unter den russischen Geschichtschreibern steht Karamsuk unerreicht da, und seine interessanten Geschichten des vaterländischen Reiches wie Polens, ist schon in das Französische und Deutsche übersetzt und wird noch stets von den Literaten beider Völker zitirt und als Beleg benutzt.

In Moskau sowohl, wie in St. Petersburg erscheinen mehrere Zeitschriften, die aber, wo man sich wohl leicht denken kann, nicht viel Interessantes und Neues bringen, da sie sich fast einzig und allein auf militärische, gerichtliche und kaufmännische Nachrichten beschränken; ungemein scharf achtet dabei die Polizei auf die fremde Literatur, worunter besonders die französische verpönt ist; so viel Zutrauen setzen sie aber in englische Ehre und Rechtschaffenheit, daß die Londoner Journale und Brochüren den englischen Leseinstituten frei verstattet werden, wobei natürlich die Bedingung gestellt ist, daß ihre Verbreitung auf die Mitglieder dieser Zirkel beschränkt bleibt; ein Vertrauen, welches auch in der That noch nie gemißbraucht wurde.

Heulerspiegelungen.

Der wahre besitzende Bürger, der Ruhe und Ordnung will, sucht auch in seiner Kleidung nicht von dem Bestehenden abzuweichen. Daß ein, dem ruheliebenden und besitzenden Bürgerstande angehöriger Unterthan seinen Sommerrock, seinen Winterrock, seinen Frühlings- und Herbstpaletot hat und sich überhaupt nach dem Jahres- und Witterungswechsel richtet, versteht sich so sehr von selbst, daß ich gar nicht ein Wort darüber verlieren will. Wer aber ein wahrer Heuler zu seyn strebt, muß zu jeder Zeit ein Jäckchen von Gesundheitsflanell auf dem bloßen Leibe tragen und bei feuchter Witterung in dicken Ueberschuhen gehen, damit ihm die Füße nicht naß werden. Denn, werden dem Menschen die Füße naß, so steigt ihm das Blut in den Kopf; und steigt ihm das Blut in den Kopf, so wird er hitzig; und wird der Mensch hitzig so ist er im Stande und verliert den Gehorsam gegen die von Gott angestammten Herrscherhäupter, wird Anarchist oder gar Anhänger der rothen Republik, veranlaßt Sturmpetitionen, verursacht Katzenmusiken, baut Barrikaden und erlaubt sich Eingriffe in das Heiligthum des Besitzes. Dieß kann Alles durch nasse Füße entstehen, wie Danton, Marat und Robespierre erweisen, deren Königshaß durch nichts anderes als durch nasse Füße entstanden ist. Deßhalb empfehle ich euch, meine Brüder im Heulen, sanfte Gesinnung und wollene Socken!

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 38 8. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Der Leser muß wissen, daß Nikoll von Enchuse der Traum oder vielmehr die beständige Reue des Lebens von Thea war. Zur Zeit, wo ihre blühende Schönheit ihr einen übertriebenen Stolz einflößte, wies sie die Liebe dieses armen Teufels zurück, der an einem schönen Morgen aus Verzweiflung auf und davon ging. Als aber durch das Alter diese glänzende Frische, die ihr den Beinamen der Rose von Alkmaar erworben hatte, welk wurde, als alle Freier wie Schatten verschwanden, quälte die Reue dieses so stolze Herz, und Nikoll wurde beklagt. Sein Bild erschien oft in dem Gedächtniß von Thea, und sie rief in ihren Gesprächen die Erinnerung an diese aufrichtige Liebe zurück. Es läßt sich auch leicht ihr Erstaunen denken, als der Fremde auf die Frage, die sie mit bewegter, zitternder Stimme gewagt hatte, ruhig antwortete.

„Nikoll selbst, gute Thea.."

„Nikoll! ist es möglich?" murmelte sie. Und sie fügte im Geiste bei: „Früher hätte er gesagt: schöne Thea."

„Nikoll, der als verlorner Sohn zurückkehrt, nachdem er die Welt durchlaufen und alle Gewerbe versucht hat, ohne großen Nutzen daraus zu ziehen, wie Ihr an meiner Equipage sehen könnt," sprach der Fremde.

Die arme Thea unterdrückte einen Seufzer. Als die erste Regung der Freude vorüber war, sah sie ein, daß ihr Traum sein Ende erreicht hatte, und, trotz ihres guten Herzens, bedauerte sie es vielleicht, daß Nikoll nicht, wie sie es geglaubt, in einem entfernten Lande gestorben war. Sicherlich hatte sie ihn aufrichtig beweint, denn sein Tod schmeichelte ihrer Eitelkeit. Der so sehr beklagte Nikoll that dem lebendigen, armen, aber lustigen Nikoll Eintrag, der zu spät, um noch verliebt zu seyn, zurückkehrte.

Beinahe alle Frauen sind ein wenig Schwestern der Matrone von Ephesus.

„Nun; nun!" sagte nichtsdestoweniger Thea, „es wäre eine Gewissenssache, Euch vor Kälte vor unserer Thüre schnattern zu lassen; man sieht an Eurem Anzug, daß die Reisen Euch nicht bereichert haben."

Und dennoch bin ich reich an Erfahrung geworden," entgegnete Nikoll. „Ich habe kostbare Geheimnisse, wunderbare Mittel, um alle Krankheiten zu heilen, erlangt; ich habe . . ."

„Wäre es möglich!" rief Thea mit einem Freudenausbruch. „Ihr könnt also unsere kleine Ketha heilen, diesen armen Engel, der zum Himmel aufzusteigen im Begriff ist? Ich werde sie also nicht mehr leiden sehen!"

„Ich schwöre Euch in der That bei meinem Patron, gute Thea, daß Ihr sie nicht mehr leiden sehen werdet."

Und indem er einen besondern Nachdruck auf die letzten Worte legte, wechselte er mit seinem Gefährten einen Blick, in dem ein grausamer Spott zuckte.

„Ich glaube Euch, Nikoll, ich glaube Euch," sagte Thea.

Dann stieg sie schwerfällig die Treppe hinab und ließ die zwei Männer durch eine kleine geheime Thüre eintreten, deren Schlüssel ihr anvertraut war.

„Vorwärts! tretet ein, und seyd willkommen," sprach sie. „Geht in mein Zimmer hinauf und trocknet Euch bei einem guten Feuer. In einer Stunde soll der Herr von Brederode mit seinem Sohn, dem kleinen Henrik, ankommen, der mit der armen Ketha verlobt werden wird, als ob dieses Band sie an die Erde fesseln könnte. Sie wissen noch nichts. Die gnädige Frau wird hinabgehen und sie im Waffensaal empfangen, und während ich dann an ihrer Stelle bei Ketha wache, könnt Ihr . . . Oh! welche Freude wird meine Gebieterin haben, wenn sie erfährt, daß sie mir, allein die Rettung ihrer Tochter zu verdanken hat."

„Sie wird Euch sicherlich belohnen, gute Thea," sprach Nikoll mit einem harten, seltsamen Lächeln.

„He, he, he! sicherlich wird sie Euch belohnen," wiederholte sein Gefährte mit einem näselnden Tone, der die Magd beben machte. Sie schaute ihn aufmerksam an und sagte sich, ohne die Gegenwart von Nikoll würde sie einen solchen Gast nicht im Schloß eingelassen haben. Es war ein kleiner, schwächlicher, buckeliger Mann, der sich krümmte wie ein Knecht, wenn er hinter dem ehemaligen Anbeter von Thea ging. Seine Haut war

vergelbt und vertrocknet wie altes Pergament, und seine braune Kasake mit Fettflecken bedeckt und geflickt. Der Durst nach Gold glänzte in seinen gelben, scharfen Augen. Man errieth in ihm den Shylock, fähig, als Diskonto ein Pfund Fleisch von seinem Feind zu fordern. Alle Bewegungen dieses wortkargen Menschen offenbarten Mißtrauen und Verschmitztheit, während Nikoll im Gegentheil einer von jenen entschlossenen Abenteurern zu seyn schien, bei denen der Raufdegen nicht in der Scheide hält und der kleine Hosensack die einzige Geldkasse ist.

Thea führte sie also Beide ein und stieg mit ihnen auf einer Geheimtreppe in ein Zimmer hinauf, das durch ein schmales Kabinet mit der Wohnung der Kranken in Verbindung stand. Das Kabinet war offen und Thea zeigte ihnen mit dem Finger eine Glasthür, von wo sie, wenn sie eine Ecke des Vorhangs aufhoben, Alles sehen konnten, was in dieser Wohnung vorging. Es war ein großer Saal mit geschnitztem Täfelwerk, streng verziert mit Tapeten von Brügge, Spiegeln von Venedig und Käſtchen, welche auf Köpfen von messingenen Chimären und Drachen befestigt waren.

Ein Tisch war mit Phiolen bedeckt. Neben dem Bett worin Ketha unter dem Baldachin ruhte, fand sich ein Betpult. Der letzte Schimmer des Tages machte in der Dämmerung das bleiche Antlitz der Gräfin von Lemée glänzen, welche noch geputzt war, wie sie der erste Schmerzensschrei ihres Kindes überrascht hatte. Unabläßig mit dem Blicke auf Ketha weilend, beobachtete sie ihren gepreßten Athem. Des Kindes lange Haare fielen vom Netz entfesselt auf das Kopfkissen herab und umrahmten und verschleierten beinahe die beiden Gesichter, wobei das der Mutter noch matter und ermüdeter erschien, als das der Tochter.

Doch die zwei Männer sahen nichts von diesem Schmerz. Nikoll neigte sich an das Ohr des Juden und sagte zu ihm:

„Weißt Du, Jonquille, daß sie sehr schön ist, die Gräfin, in ihrem gestreiften Sammetkleid mit den geschlitzten Aermeln?“

„Bah! es ist Sammet von Alkmaar, erwiederte der Andere, „er nutzt sich ab wie der dünnste Stoff. Doch seht vielmehr das Kreuz von Edelsteinen, das auf die Brust der Gräfin herabfällt. Ich stehe dafür, sie sind nicht falsch.“

„Welches düstere Feuer in ihrem Blick!“ sprach Nikoll, ohne auf den Juden zu hören; „diese Frau muß sehr lieben und sehr hassen.“

„Bei dem Ringe Salomo's! es sind echte Diamanten,“ seufzte Jonquille, „Diamanten vom schönsten Wasser, und gefaßt vom alten Albrecht von Harlem; das ist eine Provinz werth.“

„Sie hat meine Liebe verschmäht,“ murmelte Nikoll; „sie wird es bereuen. Ihr Gatte liegt schon auf dem faulen Stroh eines Kerkers, der selten seine Opfer mehr herausgibt. Binnen Kurzem werde ich ihr Kind in meiner Gewalt haben und dann . . . Oh! dann wird sie zu mir kommen, dann werde ich meine Bedingungen machen, und wir wollen sehen, ob sie immer noch so stolz ist.“

„Der Gott Jakobs steht Euch bei, gnädigster Herr,“ sprach Jonquille.

„Es giebt keinen gnädigen Herrn unter der Matrosenjacke, Elender!“ erwiederte Nikoll ungestüm. „Ich bin Nikoll von Enchuse, der Sohn des Zimmermanns, vergiß das nicht. Diese alte Elster kann noch Alles scheitern machen, nachdem sie uns so gut bedient hat!“

Thea trat in diesem Augenblicke in das finstere Kabinet.

„Seht,“ sagte sie, „so bringt meine arme Gebieterin, ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Sekunde zu schlafen, schon zwei Nächte hin.“

„Ja,“ sprach Nikoll mit ernster, düsterer Miene, „ich habe oft solchen Scenen finsterer Verzweiflung beigewohnt. Jede Minute bringt dem Opfer so viele Zweifel und Leiden, daß sie nur das Gedächtniß der Mutter vergessen und ihr Herz sie ertragen kann, ohne daß eine Gotteslästerung auf ihre Lippen kommt. Doch Eure Gebieterin ist fromm, nicht wahr, gute Thea?“

In dem Augenblick wo die Dienerin diese seltsame Frage beantworten wollte, gab das Kind einen schwachen Schrei von sich, und alle drei schauten neugierig in das Zimmer der Kranken. Die Gräfin kniete vor ihrem Betpult, und ihre Hände umschlangen krampfhaft ein ebenholzenes Kruzifix, das sich vor ihr erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Fortsetzung.)

Noch nicht! rief hastig der Maischultheis, dem es schwül wurde, ohne daß er sich sagen konnte, warum. Ist der, für den Ihr steigern wollt, aus unsern Land, das heißt aus den Orten, die zu uns gehören?

Ja, sagte der Baron ruhig, sonst würde ich ja nicht mitbieten dürfen.

Wie heißt er? fragte der Schultheis.

Der Baron merkte, wie er ausforschen wollte. Ist mein Sohn nicht hieher gehörig, fragte der Baron ganz ärgerlich, der hier mehr Güter hat als irgend einer?

Da ist nichts zu sagen, bemerkten die Schöffen.

Der Schultheis witterte Unrath. Er hatte den Namen nicht genannt und über seinen Sohn gefragt, ohne daß er sagte, er wolle für ihn steigern. Wohl hätte er noch gern Schwierigkeiten gemacht, allein die Burſche, die sich durch einen solchen Mitsteigerer geehrt fühlten,

andrerseits aber auch sich vornahmen, ihn gehörig zu rupfen, riefen laut: hebt das Mailehen an! das Geld des Herrn Baron ist so gut als das unsrige und das Recht ist für ihn!

Annchen kam zuerst wieder dran, weil der Schultheis das Vorrecht hatte. Dießmal hob er ihre Tugenden weniger hervor als früher. Er bot einen Gulden.

Herr von Olbrück bot gleich zehn.

Der Hofbauer machte gewaltige Augen und alle Bauern stießen ihn mit dem Ellbogen in die Rippen und fragten: was ist das?

Pitter zitterte vor Grimm. Daß du siebenmal verdammt wärest! brummte er.

Sein Vater nickte ihm zu, daß er mehr biete.

Fünfzehn! rief Pitter.

Fünfundzwanzig! darauf Herr von Olbrück und lächelte wieder dazu.

In dem Haufen der Bauern entstand ein gewaltiges Drängen. Jeder wollte vornhin, um das mit anzuhören und zu sehen, was jetzt kommen wollte, denn sie dachten, der Pitter ließe das Mädchen nicht.

Aber Pitter saß leichenblaß da und schwieg, obwohl seine Lippe bebte.

Ei so schlagt mir doch das Mailehen zu? sagte Herr von Olbrück. Es bietet ja Niemand mehr!

Du auch nicht Pitter? fragten die Schöffen.

Pitter rührte sich nicht. Er kämpfte mit sich; aber es kam kein Laut mehr über seine Lippen.

Jetzt nahm einer der Schöffen den Stab und schlug Hofbauers Annchen dem Herrn von Olbrück zu.

Dieser zählte das Geld auf den Tisch und sagte: zur Kirmeß bring' ich den, für den ich gesteigert, wandte sich und ging.

Gleich darauf rollte der Wagen weg, dem mit langen Hälsen die Bauern nachsahen, die Köpfe schüttelten und meinten, bei dem Herrn von Olbrück sey's nicht just im Kopf.

Nicht leicht hätte etwas größeres Aufsehen in dem Flecken machen können als dieser völlig unerwartete Auftritt.

Ein größerer Theil der Jungen jubelte über das viele Geld, das in ihre Trinkkasse floß; ein anderer Theil murrte und war der Meinung, man hätte dem Baron kurzweg sagen sollen, das Mailehen ginge ihn nichts an. Der Pitter ließ aber ganz die Flügel hängen, denn ihm war alle Lust geraubt und Zorn und Aerger erfüllten ihn. Noch mehr Aufsehen machte die Sache unter den Alten. Für wen wird er gesteigert haben? fragten sie und zerbrachen sich die Köpfe, kamen aber zu dem Entscheid, es sey für seinen Sohn und das sey ein ganz besonderer Spaß und eine Ehre zugleich, daß ein Baron in Altenahr ein Mailehen habe. Den Pitter bedauerten sie, weil er nun ohne Mailehen sey und auch nicht auf den Rummel habe bieten wollen. In dem Hofbauer stritt Hochmuth und Mißmuth um die Herrschaft. Die Ehre, die seinem Kinde widerfuhr, erkannte er vollkommen; aber daß der Pitter auf den Rand gesetzt war, das konnte er gar nicht verwinden. Die Mädchen rumpften die Nasen und sagten: man meint, das Annchen sey denn doch ein Edelfräulin! Und ist doch ein Bauernmädel, wie wir alle! Es ist, als ob keine hübsch im Flecken sey, wie sie und dabei sahen sie in die kleinen Wandspiegel, es sind doch auch noch andere da, die sich mit ihr messen können!

Als der Hofbauer heimkam, war ihm das Gerücht bereits vorangeeilt.

Was giebts? fragte seine Frau schon in der Thüre. Ist es wahr, daß der Herr unser Kind für seinen Sohn gesteigert hat?

Freilich ists wahr, sprach noch immer zwischen den Empfindungen schwankend der Hofbauer.

Die Frau stand verblüfft da und schlug die Hände zusammen.

Wer hätte sich so etwas denken sollen? sagte sie und starrte ins Blaue hinaus.

Du! sagte ärgerlich der Mann, denn du bist ja die Allerweltsklugheit und weißt Alles!

Er ließ sie stehen und ging ins Haus. Dießmal schwieg Trine, was sonst ihre Liebhaberei nicht war; aber es war auch nicht die Liebe zum Frieden, die ihr den Mund schloß, sondern die überwältigende Macht des wichtigen Ereignisses, die keinem anderen Gedanken irgendwie Raum ließ. Obwohl sie auch ungern sah, daß Pitter neben dran kam, so kitzelte sie doch die Ehre; denn innerlich war sie für Pitter und nur das Widerparthalten gegen ihren Mann brachte sie bisweilen zu anderen Aeußerungen.

Im Kämmerlein droben aber saß eine, die grübelte viel über die Sache. Froh, des ihr widerlichen Pitters los zu seyn, gedachte sie der Grüße und der Unterredung mit dem Herrn Baron und es tauchte in ihr die Ahnung auf, sie könne Huberts Mailehen seyn! Seit langer Zeit lag ein heiteres Lächeln zum Erstenmal wieder auf dem lieblichen Gesichtchen und der fast schleichende Gang wurde zu jenem elastischen, hüpfenden, der ihr sonst eigenthümlich gewesen.

Altenahr hatte einen Stoff des Gespräches, der gar nicht zu erschöpfen war, und je näher die Kirmeß kam, desto wichtiger wurde er und desto lebhafter beschäftigte er Alt und Jung.

Endlich kam die Zeit, die so sehr ersehnt wurde.

Annchen hatte das Zimmer des Herrn von Olbrück spiegelblank gescheuert, es mit Blumen geziert und überhaupt alles aufgeboten, es recht freundlich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sitzungslokale der beiden Kammern in Berlin.

Obwohl an den Außenwerken noch viel fehlt, so sind doch die Sitzungssäle völlig ausgebaut und mit bewunderswerther Schnelle vollendet. Sie befinden sich beide in neu aufgeführten Gebäuden, deren eins hinter der katholischen Kirche, das andere hinter dem Justizministerium am Dönhofsplatze liegt, beide in ehemaligen Gartenräumen und dem Auge durch die davorliegenden Gebäude völlig entzogen, zugleich aber auch gegen jeden Angriff von Volksmassen gesichert. Man gelangt insbesondere zur zweiten Kammer erst nach dem Durchgange durch ein Wohnhaus, nach einer wahren Reise durch einen hohen und engen, zu beiden Seiten mit Brettern eingeschlossenen Gang, durch mehrere Vorgebäude, über Treppen und Hallen. In ähnlicher Weise passirt man man zur ersten Kammer einen Garten und in den Vorräumen beider befinden sich starke Konstabler Wachen, so daß für die Sicherheit ausreichend gesorgt scheint. Der Sitzungssaal der ersten Kammer macht einen eben so freundlichen als eleganten Eindruck. Das Licht fällt von oben durch ein schräges Glasdach, welches von leicht und frei durch den obern Saal laufenden, mit zierlicher Stuckaturarbeit garnirten Balken getragen wird. Rings um den Saal erstrecken sich die Tribünen, welche durch die schlanken Säulen, die von den Brüstungen aufstrebend die Querbalken des Glasdaches tragen, einen hallenartigen Charakter annehmen. Für das diplomatische Korps und die Prinzen sind zwei kleinere Logen abgegränzt, deren letztere durch Vorhänge völlig verschlossen werden kann. Auf der einen Hauptwand gerade unter der Diplomatenloge befindet sich der erhöhte Präsidialtisch, davor ebenfalls erhöht die Tribüne für die Redner. Gegenüber ebenfalls an der Wand und auf einer Erhöhung sieht man den Ministertisch, hinter welchem elegante rothgepolsterte Sessel stehen. Zur ebenen Erde rechts und links sind die Sitze der Abgeordneten, rothgepolsterte Bänke mit kleinen Tischklappen davor. Hiernach fehlt der Raum zur Plazirung eines eigentlichen Zentrums, wie er bei der Nationalversammlung statt hatte, indem dort der Ministertisch mitten im Saale stand. Jedenfalls hat das Ministerium jetzt den Rücken frei. — Die räumliche Anordnung der zweiten Kammern ist der ersten ganz gleich, unter Maßgabe der größeren Ausdehnung. Doch macht der Saal einen weit weniger gefälligen Eindruck als der der ersten Kammer, was theils in den gebrauchten Sachen liegt, die bekanntlich schon die Reise nach Brandenburg gemacht haben, theils in der Dekorirung des Saales.

Heulerspiegelungen.

Noch mehr aber als um seine Füße, ist ein wahrhaft ruheliebender Bürger um seinen Kopf besorgt. Der Anarchist, der Theiler und der Umstürzler des Bestehenden trägt einen alten in sich selbst versunkenen Turnerhut, oder läßt gar wie König Lear den Sturm in seinen Haaren wüthen. Der friedliebende Bürger und Erzheuler aber, der keinen überflüssigen Kopf zu verlieren hat, weiß den Werth der Kopfbedeckung zu schätzen und sucht darin den Sanitätsrücksichten und dem Patriotismus zugleich zu genügen, indem er in seinem Hause stets eine Schlafmütze trägt. Eine Schlafmütze ist das Baumwollene Sinnbild der deutschen Treue und des deutschen Gehorsams. Sie ist schmiegsam und sanft; sie ist weich und gutherzig. Man kann sie mit Füßen treten und nach allen Seiten zerren: sie bleibt dennoch immer dieselbe und fügt sich den Launen jedes Kopfes. Außerdem trägt sie die Farbe der Unschuld. Wird ihre Unschuld aber schmutzig, so kann man durch das erste beste Waschweib ihre ursprüngliche Fleckenlosigkeit wieder herstellen lassen.

Mannigfaltigkeiten.

In einer dem Städtchen Cusset im Departement Allier benachbarten Gemeinde erschien jüngst ein Brautpaar auf dem Rathhause. Tag und Stunde waren bestimmt. Aber der Maire war verreist, man mußte zu dem Gehülfen schicken, der von Profession ein Fleischer ist. Wie dieser nun im Rathhaus anlangte und das Brautpaar erblickte, war seine erste Frage: wo habt ihr den Hochzeitsbraten gekauft? Die Erstaunten, welche eher jede andere Frage erwartet hatten, besinnen sich einen Augenblick, antworten dann aber ganz harmlos: in Cusset. In Cusset! . . . wiederholte der Fleischer wüthend; nun gut, dann lauft nach Cusset und sucht in Cusset Jemand, der euch verheirathet. Darauf geht der Fleischer mit einer eben so erhabenen Amtsmiene ab, als er gekommen ist, und überläßt das Paar und die Anwesenden ihrem Staunen.

Ein Komödiant erzählt Charivari, welcher mit seinem Ruhm mehr die Journale als die Häuser füllt, gab neulich Gastrollen in Hamburg vor äußerst leeren Bänken. Wie kommts, wurde er gefragt, daß es bei ihrem Gastspiele sowohl gestern als vorgestern so schrecklich leer gewesen ist? — Vorgestrn erklärte der Gast, war der Regen daran schuld, gestern das schöne Wetter.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 39 10. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott! mein Gott!“ rief die unglückliche Mutter, „wer wird sie mir retten? Mein Vermögen dem, der sie rettet! Diese Aerzte, die ihr Leben zu erhalten versprochen, haben mich Alle belogen: hohle Worte, diese ganze Wissenschaft! Oh! mein Gott, warum hast Du Stunden wie Tropfen glühenden Bleis auf mein Herz laufen lassen? Du siehst, ich beklage mich nicht, ich mache Dir keinen Vorwurf! Doch zuweilen kommt es mir vor, als müßte meine Seele zwischen der Hoffnung und dem Zweifel wie in einen eisernen Schraubstock gefaßt durch die beständigen Schmerzen vernichtet werden!“

Langsam kehrte sie zu dem Bette zurück, neigte sich zu ihrer Tochter herab und sprach:

„Ketha! Ketha! mein Kind, hörst Du mich? Ich bin bei Dir; es ist Deine Mutter, die über Dir wacht, Deine Mutter!“

Und sie hauchte ihr sachte einen Kuß auf die Stirne. Doch Ketha erwiederte diesen Kuß nur durch einen so schmerzlichen, so erloschenen Seufzer, daß das Herz der Gräfin zu schlagen aufhörte und daß sie mit einer Bewegung wilden, gräßlichen Zweifels in ihre weißen Hände die kleine, feuchte, fieberhafte Hand von Ketha nahm. Das Kind erwachte.

„Die Gräfin hat schöne Hände, Jonquille,“ sagte der Sohn des Zimmermanns.

„Und schöne Ringe, Nikoll,“ fügte der Jude bei.

„Ich Wahnsinnige!“ sprach die Mutter zu sich selbst, „ich quäle und tödte dieses Kind durch meine Liebe. Oh! warum kann ich sie nicht in meinem Herzen verbergen! Und wenn ich bedenke,“ fuhr sie weinend fort, „daß ich ihr Uebel nicht in meine Adern zu nehmen und ihr mein Blut zu geben und für sie zu leiden vermag! Oh! mein Gott, warum schlägst Du sie und verschonst Du mich! Bin ich nicht stärker gegen den Schmerz als sie!“

Ketha hob ihren schon verschleierten Blick empor, gewahrte ihre Mutter, versuchte es, zu lächeln und flüsterte nur mit hohler Stimme die Worte:

„Ich habe Durst!“

Die Gräfin hielt an die Lippen ihrer Tochter einen silbernen Becher voll von einem schlafbringenden Trank. Ketha schloß die Augen wieder, doch ihr Körper bebte immer noch, geschüttelt von krampfhaften Bewegungen. Da dachte, da betete sie nicht mehr, da fühlte die arme Frau ihre Müdigkeit nicht mehr, sie sah nur, wie ihre Tochter litt! Nikoll und Jonquille hätten diese Ruhe für Gleichgültigkeit halten können, denn die Augen der Gräfin waren trocken wie die ihrigen. Doch wenn das Kind hätte sterben müssen, wäre die Mutter sicherlich eine Sekunde nach demselben gestorben.

In diesem Augenblick öffnete ein Diener die große Thüre des Saales und sprach mit lauter Stimme:

„Der gnädigste Herr von Brederode ist mit seinem Sohn, Herrn Henrik, im Schlosse angekommen und verlangt die Frau Gräfin zu sehen.“

Sie blieb versunken, als ob sie nicht gehört hätte; doch Thea schob rasch ihre zwei Gäste in einen Winkel des schwarzen Kabinets, öffnete die Glasthüre und sagte halblaut:

„Ich werde über Ketha wachen, gnädige Frau.“

Ketha dieser magische Name weckte die unglückliche Mutter aus ihrer Erstarrung auf. Sie erhob sich langsam, wandte sich gegen Thea und sagte zu ihr:

„Verlasse sie vor Allem nicht einen Augenblick.“

Nachdem sie sodann etwas Ruhe in ihre verstörten Züge zu bringen gesucht, ging sie, den Diener voran, in den Empfangsaal hinab, wo die beiden Besuche ihrer harrten.

Der Herr von Brederode, ein Jugendfreund und Waffengefährte des Grafen von Lemée, war einer von jenen edlen Friesen, denen vor Allem die Ehre ihres Namens und die Vorrechte ihres Vaterlandes am Herzen lagen. Sein Name war ihm wie eine unveräußerliche Nutznießung, wie ein hinterlegtes Gut, das er rein an seine Abkömmlinge übertragen mußte. Seiner Ansicht nach konnte die Leidenschaft des Menschen nicht ohne eine Schändlichkeit eine Ehre beflecken, welche die von zwanzig Ahnen war und dem Vaterlande gehörte. Keine Rücksicht eines Privatvortheils konnte ihn beugen, weil er seinen ganzen Stolz und seinen ganzen Ehrgeiz darein setzte, aus dem Namen seiner Familie den Wall und

Digitized by Google

die Fahne der Freiheiten Frieslands zu machen. Er wußte, daß er, würde er zu Grunde gerichtet, durch eine fremde Tyrannei verurtheilt, darum doch nicht minder in den Augen seiner Landsleute der Herr von Brederode und der Freund von Wilhelm dem Schweigsamen wäre; die Spanier fürchteten auch seinen Einfluß. Er hatte die Seele seines Sohnes in der Quelle dieses heilsamen Stolzes gehärtet.

Als er die Gräfin erscheinen sah, deren Lippen zitterten und deren Augenlieder sich mit Thränen füllten, war er tief erschüttert; doch er behielt ein ruhiges und kaltes Gesicht und wartete ehrfurchtsvoll, bis sie das Wort nahm.

„Ihr kennt unser Unglück? fragte sie mit jenem erhabenen Lächeln, mit dem edle Herzen dem Schicksal zu trotzen scheinen.

„Jedermann in Friesland ist darüber entrüstet, gnädige Frau," erwiederte der Graf voll Wärme.

„Und Ihr seyd trotz dieser Ungnade gekommen?" fuhr sie bitter fort; „Ihr habt nicht befürchtet, das von Madrid ausgehende Gewitter könnte auch über Euch losbrechen?"

„Zweifelt Ihr an mir, edle Frau?" entgegnete Brederode. „Ist der Gefangene minder mein Freund, als der mächtige Graf von Lemée?"

„Ihr seht wohl, daß ich noch nicht einen Augenblick gezweifelt habe, da ich Euch schrieb, Ihr möget kommen. Doch Ihr wißt nicht Alles, Ihr könnt nicht wissen, wie weit sie den Betrug und die Gewalt bei diesem gräßlichen Gewebe getrieben haben."

„Nichts kann mich bei ihnen in Erstaunen setzen," sagte der Graf mit dumpfer Stimme.

„Nun, Ihr sollt sie kennen lernen," sprach die Gräfin. „Ich habe einen Brief von meinem Gemahl erhalten! Wie? durch eine arme kleine Bettlerin, welche Mitleid mit dem Grafen von Lemée hatte und baarfuß Spanien und Frankreich durchwanderte, um mir ein Paar Zeilen, geschrieben mit Blut auf einige Fetzen Stoff, zu bringen, die sie sorgfältig unter ihren Lumpen verbarg; und diese Zeilen sagen mir, daß die Inquisition ihn der Folter unterwarfen."

„Hat sie das gethan, edle Frau?" rief der Graf mit einem Beben der Entrüstung.

„Ja, ja, das hat sie gethan," sprach die Gräfin. „Doch mein Gemahl hegte noch eine Hoffnung. Er hatte dem Herzog von Alba das Leben gerettet, und der Herzog war allmächtig. Er schrieb an ihn . . . Wißt Ihr, was ihm der Herzog erwiederte? . . . Er bedaure, mit einem Mann in Verbindung gestanden zu seyn, welcher der heiligen Inquisition verdächtig sey, deren demüthigen Vertrauten er, Ferdinand von Toledo, sich nur nennen könne, und bitte den Grafen, keine Briefe mehr an ihn zu richten, die ihn kompromittiren könnten."

„Der Elende!" rief Brederode niedergebeugt.

Der kleine Henrik hatte bis jetzt geschwiegen; doch seine krampfhafte Hand preßte den damaszirten Griff seines stählernen Degens, und mit der Spitze schnitt er in eine Tapete, welche den Einzug von Karl V. und seinem Hof in Brüssel darstellte.

„Was machst Du?" fragte ihn sein Vater ärgerlich.

„Ich befühle die Brust der Spanier, um das Herz und die Adern darin zu finden," erwiederte der Knabe mit einer harten Kaltblütigkeit, welche die Gräfin und Brederode in Erstaunen setzte. „Doch wo ist Ketha? Ich will Ketha sehen!" fügte er mit dem entschiedenen, herrischen Ton eigensinniger Kinder bei.

„Warte!" sagte die Mutte; „sie ruht."

Und mit leiser Stimme sprach sie, sich an den Vater wendend:

„Ich habe Euch noch nicht gesagt, warum ich Euch hierherzukommen bat, Herr von Brederode: ich habe eine zarte und zugleich grausame Pflicht zu erfüllen. Die Abwesenheit meines Gemahls läßt mich und meine arme Margareth allein und ohne Schutz, unser Unglück hat Euch nicht erschreckt, nicht von uns entfernt, und dennoch weiß ich nicht, ob ich Euch an den Wunsch des Grafen von Lemée . . . in dem Augenblick erinnern soll . . ."

„Wo er das Opfer einer ungerechten Tyrannei ist," unterbrach sie der Herr von Brederode mit einem Ton, welcher bewies, daß dieses Unglück eine Glorie und ein Titel mehr in seinen Augen war.

„In dem Augenblick," fuhr voll Adel Frau von Lemée fort, „wo meine Tochter Margaretha, meine arme Ketha, stirbt."

Und erschöpft durch diese Anstrengung, sank sie halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl.

„Ketha! ich will Ketha sehen!" rief Henrik, voll Zorn und Ungeduld mit den Füßen stampfend. Und als sein Vater ihm durch einen gebieterischen Blick Stillschweigen auferlegte, verschwand er geräuschlos, während der Graf ausrief:

„Noch heute, edle Frau, soll die Tochter des geächteten Friesen mit dem einzigen Erben des Hauses Brederode verlobt werden."

„Ich erwartete nicht weniger von Eurem edlen Herzen," sprach die Gräfin, indem sie ihm die Hand reichte, die er mit der ritterlichen Galanterie jener Zeit küßte.

„Die Verlobung soll öffentlich stattfinden. Vielleicht wird diese feierliche Kundgebung der Gefühle des Adels der unseligen Politik des Eskurial Einhalt thun. Die Versprechungen von Philipp II. sind insgesammt Lügen gewesen. Die Schwäche der Statthalterin ist eine Falle. Die arme Herzogin von Parma ist eine Wetterfahne, die sich nach allen Winden des spanischen Kabinets dreht, ein unschuldiges Aushängschild, das uns ködert. Wenn Ferdinand von Toledo hier wäre, so würde er allerdings seine eiserne Ferse in Wellen flämischen Blutes tauchen; doch er würde vielleicht auch darin ausgleiten."

„Meine Tochter leidet," flüsterte die Gräfin.

„Verzeiht," erwiederte Brederode, „die Politik ließ mich die Familienangelegenheiten vergessen. Doch, wo ist denn Henrik?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Mailehen.

(Schluß.)

Als der Wagen des Barons anfuhr, eine schwere, alte Karosse, da lugte sie hinter dem Speicherladen, ob nicht — Hubert — bei ihm sey; allein er stieg allein aus. — Also doch nicht! — seufzte sie aus tiefer Brust. Also doch nicht! und das thränenschwere Auge blickte zum Himmel. Dann setzte sie sich auf das Heu, stützte das schöne Köpfchen in beide Hände und hing ihrem Schmerze über die getäuschte Hoffnung nach.

Derweile war Herr von Olbruck in des Hofbauers Wohnstube getreten und hatte also zu reden begonnen:

Ihr habt den Wunsch ausgesprochen, sagte er, daß ich den Erbpacht auf Euer Kind übertrüge. Da Ihr und Eure Vorfahren mir treue Hofleute waren, so habe ich das gerne gethan und von dem öffentlichen Notarius in Köln einen Akt aufnehmen lassen und unterschrieben. Ihr wisset, daß ich die Bedingung gestellt, daß ich nur dem den Erbpacht übergebe, den Euer Kind zum Manne wähle. Den Pitter Krakel mag sie nicht und mir gefällt er auch nicht. Das ist ab. Nun hab' ich Euer Kind als Mailehen gesteigert, und kann sie abtreten, an wen ich will, aber ich möchte sagen, wem ich sie als Mailehen abtrete, der muß auch ihr Mann werden und wird auch Hofbauer. So ist's. Ruft mir das liebe Kind!

Dem alten Hofbauer stockte der Athem in der Brust. Die Frau war bleich geworden. Sie wollte nicht fort.

Ach gnädiger Herr, hob sie endlich an, Ihr solltet doch nicht so hart gegen uns alte Leute verfahren. Der Pitter ist doch ein braver und auch reicher Junge, und —

Thut mir den Gefallen, Frau Trine und schweigt mir von dem Pitter still. Wollt Ihr ihm Euer Kind geben geben, so geht michs nichts an, so nehm ich aber den Hof wieder an mich und gebe den Pacht, wem ich will. Thut, wie Ihrs für recht haltet.

Ach du liebe Zeit! sagte die Frau, darf dann unser eins gar nicht wissen, wem Ihr sie geben werdet?

Ruft mir mein Mailehen, sagte lachend der Baron.

Sie ging.

Bleich und mit verweinten Augen trat das Mädchen ein.

Warum denn so traurig mein hübsches Mailehen? fragte der Baron, indem er ihre Hand ergriff. Ich dachte dich froh und heiter zu finden, weil du den wüsten Pitter los bist. Nun, hör' mich mal an, fuhr er fort. Ich bin alt und hab' eine Frau, darf also kein Mailehen hier haben. Da möchte ich dich denn an einen anderen abtreten; aber ich wollte dich doch erst fragen, ob er dir auch recht ist.

Kennst du den Korporal von der dritten Kompagnie in Köln? fragte er. Es ist ein Junge, wie schöner keiner in Altenahr ist und brav, wie kein Anderer.

Ach, ich will keinen Soldaten! rief das Mädchen und ihre Thränen rannen heftig.

Weine nicht, Kind, sagte theilnehmend der Baron, weine nicht! ich will dir dann einen Anderen vorschlagen. Ich hab' einen Bedienten seit einem Monat, der ein Prachtjunge ist, so will ich dir den geben?

Ach, Herr, den kenn' ich ja nicht! sagte das Mädchen.

So will ich ihn rufen lassen, daß du ihn siehst, sagte Olbrück.

Er machte das Fenster auf und winkte seinem Kutscher.

Bald darauf ging die Thüre auf und es trat ein stattlicher Soldat herein. Alle sahen ihn an; aber die Alten erkannten ihn nicht gleich.

Annchen rief, freudig auf den Soldaten zueilend: Willkomm, Hubert!

Das ist der Korporal, dem ich dich abtreten wollte, den du aber nicht willst.

Korporal Hubert, ruf' Er meinen treuen Diener! sagte der Baron.

Annchen stand verblüfft, hielt aber Hubert fest an der Hand.

Ach — ach — sagte sie stockend, den — ja den nähm' ich schon!

Abgeschlagen, sagte Olbrück. Du sollst frei wählen!

Den Alten wurde das Herz leichter.

Hubert machte sich von der kleinen Hand frei und ging hinaus.

Ach Gott, Herr Baron, gnädiger Herr, rief Annchen in halber Verzweiflung, warum habt Ihr mir das nicht gesagt? Ach, seyd barmherzig und tretet mich an Hubert ab!

Dummes Ding! kollerte der Hofbauer. Ist nicht der gnädige Herr befugt zu thun, was er will? Er hat dir ja den freien Willen gelassen?

Annchen faltete die Hände flehend.

Da ging die Thüre auf und Hubert trat im einfachen Rocke herein.

Sie starrten ihn alle drei an.

Da ist mein Diener, mein treuer Hubert. Soll ich dich denn dem abtreten? fragte Olbrück.

Ach Gott, ja! rief das Mädchen und flog an des Jungen Hals, der sie herzlich an sich drückte.

Nun, Hubert, sprach Olbrück, nimm sie als dein rechtmäßiges Mailehen!

Dem Hofbauer versagten die Gesichtsmuskeln ganz

den Dienſt. Er ſtarrt auf die beiden hin. Endlich ermannte er ſich und fragte: Herr Baron, iſt denn das Ihr Ernſt?

Mein gründlicher Ernſt! entgegnete Olbrück lachend.

In dem Herzen der Hoffrau regte ſich ein beſſeres Gefühl.

Sie wußte dem Baron Dank, als ſie das Glück des Mädchens ſah.

Noch mehr, ſprach Olbrück, er ſoll Hofbauer werden.

Was? rief der Alte und ſein Zorn regte ſich.

Entweder hört mit Euch der Pacht auf, der nur auf Söhne lautet, oder — doch hört das Mädchen! — Anna, ſagte Olbrück, der Erbpacht iſt dein, wenn du einen Jungen zum Mann nimmſt, der mir gefällt. Nun gefällt mir der Hubert. Willſt du ihn zum Mann, ſo ſchenk' ich dir dieſen Akt, ſein Name ſteht ſchon drinnen, er iſt unterſchrieben und beſiegelt!

Ach, ja! rief das Mädchen und verbarg ſein Geſicht in der Schürze, aus der die Worte hervortönten: wenns meinen Eltern recht iſt!

Die Worte des Herrn von Olbrück hatten einen tiefen Eindruck auf den Hofbauer gemacht. Er wußte, daß Olbrück nicht ſcherze.

Was meinſt du dazu, Trine? fragte er ſeine Frau. Die lächelte und ſagte:

Alte Liebe roſtet nicht. Ich hab's ſchon lang gewußt.

Ich auch, ſagte der Hofbauer, der nicht wollte, daß ſeine Frau klüger erſcheine als er.

Ei, wenn du denn denkſt, ſagte ſie, mir iſt's recht.

Der Hofbauer kratzte ſich hinter dem Ohr und ſagte dann endlich: wenns nicht anders iſt, ſo ſoll mirs auch recht ſeyn.

Bravo! rief Olbrück, und die Alten gaben den Liebenden ihren Segen.

Aber wie ſtaunten die Altenahrer, als Hubert ſein holdes, jetzt roſig blühendes Mailehen zum Tanze brachte. Wie ſtaunten ſie, als ſie hörten: Annchen ſey Huberts Braut!

Pitter ließ ſich nicht ſehen die ganze Kirmeß über. Er war in Ahrweiler und gerade am zweiten Kirmeßtag wurde ſeine Verlobung mit des Sternwirths Lischen richtig, der Tochter von Huberts Pathen. Abends brachte er ſie zum Tanz und gern ließ ihn Hubert mit ſeinem Annchen tanzen, während er das muntere Lischen wirbelnd herumſchwang.

Nachdem der Paſtor die beiden Paare zugleich ausgerufen, hielten ſie nach drei Wochen auf einen Tag Hochzeit. Herr von Olbrück kam mit ſeiner Familie von Köln herauf und es war ein luſtiger Tag, ein heiterer Himmel lachte ihm — in Altenahr eine gute Vorbedeutung.

Als nach der Trauung Hubert ſein geliebtes Weib küßte, ſagte er leiſe zu ihr: Nun biſt du mein Mailehen für immer! Und ſie lächelte ſelig und ſagte leiſe: Ja — nun brauch ich auch nicht mehr heimlich zu dir zu ſchleichen und Rumpen flechten helfen! Und mir holt keiner die Mütze! ſetzte Hubert lachend hinzu.

* * *

Nun iſt's aber Zeit, daß wir gehen, ſagte mein alter Führer und die ſchärfere Zugluft des Thales mahnte dringend. Wir gingen und ſcheidend dankte ich dem Greiſe für die Mittheilung der Geſchichte. Möge ſie Andern ſo zuſagen, wie ſie aus dem Munde des Alten mir zugeſagt hat.

Heulerſpiegelungen.

Eine Schlafmütze iſt die Krone des Gehorſams, und ein wahrhaft deutſcher Unterthan darf dieſer Krone nicht entſagen. Weil ich gerade bei der Kopfbedeckung bin, muß ich hier noch erwähnen, daß ein wahrer Heuler ſo wenig wie möglich entblößten Hauptes verharren darf, es ſey denn, daß er gerade vor hohen und höchſten Herrſchaften in tiefſter Unterthänigkeit verharrt. Iſt ein wahrer Heuler z. B. Abends im Kolleg, ſo hat er ein ſammtnes, mit veilchenblauer Seide oder mit Perlen geſticktes Käppchen auf dem Kopfe. Wie ſolid, wie beſitzend, wie loyal nimmt ſich ein ſolcher Bürger unter ſeinen Mitbürgern aus! Einen ſolchen Bürger wird ſelbſt der giftigſte Verleumder nicht als einen Anarchiſten anſchwärzen können.

Ein wahrer Heuler trägt kein kurzes leichtſinniges Röckchen, das ſchon aufhört, ehe die Kniee anfangen, ſondern einen langen, ſelbſtgenügſamen Rock, welcher der Mode ins Geſicht lacht und ſich keinen halben Fuß über Gottes ſchöne Erde erhebt. Trägt der wahre Heuler bei feierlichen Gelegenheiten einen Frack, ſo muß dieſer mit eben ſo langen als breiten Schößen verſehen ſeyn und nicht eigenſinnig auf einer Taille beharren wollen. Die Knopflöcher in den Röcken und Fräcken eines Heulers müſſen ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie nicht in Verlegenheit gerathen, wenn ſie plötzlich von einem Ordensbändchen überraſcht werden. Daß ein wahrer Heuler eine dicke goldene Kette über der Weſte trägt, verſteht ſich natürlich von ſelbſt. Eine ſolche Kette zeigt, was den Beſitzenden an das Beſtehende feſſelt. —

Mannigfaltigkeiten.

In Breslau kündigte am 22. Januar ein Reſtaurateur für den Abend ein National-Wurſteſſen zur Feier der beendigten Wahlen im Saale des Reichsverweſers an.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 40 11. März 1849.

Der Bilderſtürmer und ſeine Braut.

(Fortſetzung.)

Hartnäckig in ſeinem Willen, Ketha zu ſehen, war der Knabe muthig, ſeinen kleinen Degen an der Seite und die Feder auf ſeinem grauen Filzhute flatternd, die Treppe hinaufgeſtiegen, welche zu dem Zimmer der Kranken führte. Seine dicken goldenen Locken, welche auf ſeinen weißen zurückgeſchlagenen Kragen herabfielen, ſein Wamms von Sammet, ſein Gürtel von rothem Saffianleder mit der ſilbernen ziſelirten Schnalle, gaben ihm ein adeliges Ausſehen, während ſeine feſte Haltung und ſein ſicherer Blick einen entſchloſſenen, eigenwilligen, ungeſtümen Charakter offenbarten. Obgleich Kind den Jahren nach, liebte er doch Ketha mit jener unbegränzten, eiferſüchtigen Liebe, welche für immer ihre Wurzeln in der tiefſten Tiefe des Herzens ſchlägt. Bei ihren Spielen mit ihren kleinen Nachbarn wußte er ſich in alle ihre Laune zu fügen, erfüllte er ihre Wünſche, beſchützte er ſie, ſchlug er ſich für ſie. Doch dieſe Liebesdienſtbarkeit, welche der Schild von Ketha war, machte ihn zum Herrn, oder vielmehr Mittelpunkt und Ziel aller Gedanken des armen Mädchens: ſie hatten Beide miteinander nur eine Seele. Henrik beſaß übrigens eine von jenen unbezähmbaren Naturen, welche ſich einen Zweck im Leben vorzuſetzen und ihn trotz aller Hinderniſſe zu erreichen wiſſen.

. . . . . .

Eine furchtbare Scene war unvermeidbar. Kaum hatte die Gräfin das Zimmer ihrer Tochter verlaſſen, als Nikoll voll Heftigkeit zu ſeinem Gefährten ſagte:

„Sie empfängt dieſen Brederode; ſie geht ihm entgegen; ſie hat nicht bange, das Bett ihrer Tochter zu verlaſſen, um einen von dieſen ſchändlichen Patrioten zu empfangen. Sie liebt ihn vielleicht!“

„Ich bitte, beruhigt Euch,“ murmelte Jonquille.

Dann entfernten ſie Thea, indem ſie ihr ſagten, ſie müßten allein ſeyn, um die geheimnißvolle Heilung, die ſie übernommen, zu einem guten Ziele zu führen. Die leichtgläubige Magd, kehrte in ihre Stube zurück und fing an zu beten. Sobald die zwei Männer allein waren, näherten ſie ſich dem Bett, hoben die kleine Ketha, heraus, banden ihr ein rothes wollenes Sacktuch um den Mund, und Nikoll, der ſie in ſeine Arme nahm, fragte Jonquille:

„Haſt Du die Geheimtreppe wohl angeſchaut?“

„Ich habe Alles ſorgfältig wahrgenommen, Niemand wird uns ſehen.“

Sie wandten ſich hiernach ſachte gegen die Thüre, doch wie groß war ihr Erſtaunen, ihr Schrecken! ſie wichen zurück, als ſie auf der Schwelle einen Knaben von fünfzehn Jahren, das Auge belebt durch den Zorn, einen ſtählernen Degen in der Hand, erblickten, der ihnen mit einer vor Wuth zitternden, dumpfen Stimme zurief:

„Ich habe Euch geſehen und laſſe Euch nicht hinaus.“

„Lärmen! ... wir ſind verloren,“ machte Jonquille, deſſen Geſicht leichenbleich wurde.

„Ich bin unklug geweſen,“ murmelte Nikoll, indem er Henrik mit einem wilden Blick anſchaute. „Um dieſe Frau zu mir zu locken, ſteckte ich den Kopf in ein Weſpenneſt.“

Es trat nun von beiden Seiten ein Augenblick des Zögerns wie eine geheime Berechnung der Kräfte ein.

„Wirſt Du uns allein hindern, wegzugehen?“ fragte Nikoll.

„Ich werde genügen,“ erwiederte Henrik, „um Ketha gegen den feigen Burſchen zu vertheidigen, den die Angſt niederbeugt, und gegen Dich, Du falſches Geſicht! Du haſt es gewagt, Ketha mit Deiner ausſätzigen Hand zu berühren, Zigeuner, Schurke, Kinderdieb! Ich haſſe Dich und werde nicht einmal nöthig haben, um Hülfe zu rufen, daß Du vor dieſem Degen um Gnade bitteſt!“

„Schwatzhaftes Kind! willſt Du denn gegen uns kämpfen?“

„Ich bin kein Kind!“ erwiederte Henrik voll Wuth mit dem Fuße ſtampfend; „ich bin Henrik von Brederode, der Bräutigam von Ketha!“

„Poztauſend! ich wundere mich nicht mehr,“ erwiederte Nikoll, der nur Zeit gewinnen wollte. „Das Blut des Rebellen kocht ſchon in dem Kopfe dieſes kleinen Löwen; das Kind verſpricht etwas.“

Digitized by Google

Und er versicherte sich mit dem Blick, daß die Thüre von Thea gut mit dem Riegel verschlossen war.

„Verloren! wir sind verloren!“ sagte Jonquille, der voll Angst horchte, ob man nicht käme. „Lassen wir das kleine Fräulein . . . Herr . . . Nikoll, und Graf Henrik wird zwei armen Leuten nicht Schaden zufügen, welche die Kleine im Ganzen nur heilen wollten.“

Und mit leiser Stimme fügte er bei:

„Wenn man uns entdeckte, welche Schande für Euch, und für mich der Strang!“

„No es nada. Es ist nichts,“ entgegnete Nikoll mit hartem Ton.

„Der Strang, großer Gott, nichts!“ machte der Jude, ganz zitternd.

„Ei, ei!“ versetzte Nikoll, der sich grausam an der Angst von Jonquille ergötzte, „wenn Du gehenkt wirst, hast Du es nicht gestohlen. Doch beruhigt Euch, würdiger Schatzmeister. No es nada. Es ist nichts, sage ich Euch.“

Und er machte zwei oder drei Schritte rückwärts, um zu sehen, wie weit das Fenster vom Boden entfernt war.

„Ah! Du weichst zurück!“ rief Henrik mit wilder Verachtung. „Feig wie ein Spanier! David hat Goliath besiegt.“

„Ei! ei! in der That, das Kind weiß seine Bibel so gut auswendig als Du, Meister Jonquille,“ sagte Nikoll mit seinem schlimmen Lächeln. „Der Bräutigam ist schon so gelehrt wie ein Prediger. Luther hat seine Trespe in diesem Lande ausgesät. Unsere heilige Inquisition wird sich darnach erkundigen . . . Doch Dein Degen ist nicht so viel werth als mein Arm, und seine Klinge ist minder lang als die meines Dolches, stolzer Henrik. Vielleicht wirst Du auch Deine theure Braut zu verwunden befürchten.“

Und während er mit dem linken Arm das kleine Mädchen, dessen bleicher Kopf mit den zerzausten Haaren auf seine Jacke herabfiel, umschlossen hielt, rückte Nikoll auf den Erben von Brederode zu.

„Ungeheuer!“ rief Henrik bebend.

Sie schlugen ihre Waffen mit solcher Gewalt an einander, daß der Degen von Henrik zerbrach und er an der Hand verwundet wurde, während die Spitze Nikoll ins Gesicht traf. Dieser sprang wie ein Tiger, der einen Pfeil eindringen fühlt, fuhr mit der Hand ans Gesicht und stieß, als er sein Blut sah, ein heiseres Gebrülle aus. In diesem Augenblick warf sich Henrik in Verzweiflung mit dem Degenstumpf, der ihm blieb, auf ihn und entriß in diesem Kampfe dem falschen Nikoll den aufwärts stehenden spanischen Kragen und das rothe Haar. Da erblickte Henrik wie in einem schlimmen Traume ein gebieterisches Gesicht, das nichts Gemeines oder Plumpes mehr hatte. Der Abenteurer Nikoll war verschwunden, es blieben von ihm nur noch die Schifferjacke, aus der ein Gesicht, lang, mager und düster, eine hohe Stirne, schwarze, von finsteren Blitzen flammende Augen beschattet von großen, ebenholzfarbigen Brauen, welche an der Wurzel einer wie der Schnabel eines Raubvogels gebogene Nase zusammenliefen, hervorkamen. Ein dicker Schnurrbart und ein spitzig geschnittener Kinnbart verbargen, roth gefärbt, den Untertheil des Gesichtes; leichenbleich und hervorspringend, wurde die Unterlippe von einem beständigen Schauer bewegt, der etwas Häßliches hatte und Blutdurst anzudeuten schien.

Henrik wich vor Erstaunen, wenn nicht vor Schreck zurück. In demselben Augenblick fühlte er seine Arme von Jonquille gepackt, der diese Bewegung benützt hatte, um hinter ihn zu schlüpfen. Er fiel auf die Erde und rief:

„Ketha!“

Ketha schlief immer noch.

„Wenn Du groß bist, werden wir uns wiedersehen,“ sagte Nikoll ironisch zu ihm. „Du wirst mich fortan erkennen, die Maske wird mich nicht mehr verbergen.“

„Ich werde Dich an diesem Mahle erkennen,“ sprach Henrik mit einer Anstrengung krampfhafter, verächtlicher Freude, indem er mit dem Blick auf die Stelle deutete, wo er seinen Gegner getroffen hatte. „Im Gesicht durch ein Kind gezeichnet, wie Du sagst!“

Und während Nikoll erbleichte, raffte er seine Kräfte zusammen und rief:

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“

Die zwei Männer warfen sich auf ihn und knebelten ihn.

„Fliehen wir!“ sagte Jonquille; „doch dieses Kind, das wir zitternd vor Fieber fortschleppen, wird auf der Fahrt sterben. Wozu wird es Dich nützen, daß Du Dich mit diesem Leibe belästigst? Wirst Du die Liebe der Mutter mit dem Leichnam des Kindes erkaufen?“

„Gut gesprochen, Schatzmeister! Doch Du vergissest, daß die Erbin der Lemée ein kostbarer Geißel seyn wird, daß diese Familie ungeheure Reichthümer besitzt . . . Und dieses wäre eine schöne Mitgift für Federigo!“

„Federigo?“ wiederholte mit dumpfem Tone Henrik, bei dem dieser Name wie eine Erinnerung des Hasses klang.

„Bedeckt sie also,“ sagte Jonquille, und er nahm das Mäntelchen von Henrik und wickelte die arme kleine Braut darein.

In diesem Augenblick erschollen Schläge an der Thüre des Zimmers von Thea. Die Magd fing an unruhig zu werden: sie hatte Lärm gehört und wollte herein.

„Oeffnet! öffnet! Warum bleibt Ihr so lange eingeschlossen? Oeffnet!“

„Die Hexe schreit von dieser Seite, und dort steigt man die große Treppe herauf,“ sagte Nikoll. „Gott befohlen, mein Junge. Deine Braut wird wenigstens ein Andenken von Dir haben; stirbt sie, so wird ihr Dein Mäntelchen als Schweißtuch dienen.“

Sie legten Henrik auf das Bett, gegen die Vorhänge zu, und verschwanden, während das arme Kind voll Wuth zu sich sprach:

„Sie hat mich nicht gesehen! kein Abschied! Und

vielleicht werde ich sie nie mehr sehen! Was wird sie bei ihrem Erwachen sagen? Bei ihrem Erwachen . . . und wenn sie stirbt? Oh! ich werde diese Leute wiederfinden, und sollte ich die ganze Welt durchwühlen. Ueberall, überall werde ich sie suchen.“

Die Gräfin stieg eben die Treppe herauf, und sie lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Anekdote von Johann Jakob Engel.

(Aus der guten alten Zeit.)

Der verstorbene Professor Engel hatte eben begonnen durch seine trefflichen Schriften bei dem gebildeten Theile des deutschen Publikums Aufsehen zu erregen, als er von Leipzig aus eine Reise nach Gotha machte, um seinen dortigen Freund, den Schauspieldirektor Seiler zu besuchen. Er hatte ihn in Leipzig, wo er mit seiner Gesellschaft Vorstellungen gab, kennen gelernt; Eckhoff war das berühmteste Mitglied derselben, sein großes Talent zog Engel besonders an.

Der damalige Herzog Ernst zu Gotha lud den Professor Engel zu sich an den Hof und gefiel sich in der Unterhaltung mit ihm so sehr, daß er ihn täglich zu sehen wünschte und ihm völlig freien, selbst unangemeldeten Zutritt erlaubte. Es war leicht begreiflich, daß alles, was dem Hofe angehörte, dem Beispiel des Gebieters folgte.

Dieser Umstand und zugleich das für die damalige Zeit sehr gute Theater, bewogen Engel, seinen Aufenthalt auf mehrere Wochen auszudehnen. Doch machte der arme Direktor Seiler keine guten Geschäfte, er war ein redlicher, bescheidener Mann, der Professor Engel hatte ihn schätzen gelernt und versprach ihm, als sich der Bühnenvorsteher gezwungen sah, einen andern Aufenthaltsort zu wählen, all seinen Einfluß bei den Ministern des Dresdener Hofes anzuwenden, ihm eine Erlaubniß in der Residenzstadt zu spielen zu verschaffen, doch mit der Bedingung, daß der Herzog in die Entfernung der Gesellschaft willige. Der Direktor stellte an den regierenden Herrn die ganz ergebene Anfrage, Engel unterstützte dieselbe und beide erhielten mündlich die freundliche Zusicherung, man habe nichts dawider, daß Seiler mit seiner Gesellschaft einen vortheilhafteren Ort suche, und wünsche ihm Glück.

Seiler reiste nun in Gesellschaft Engels nach Dresden und schon nach vierzehn Tagen kamen sie mit dem gewünschten Privilegium zurück. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie bei ihrer Ankunft erfuhren, der Herzog habe die besten Mitglieder unter den Schauspielern für sich engagirt und wolle sich ein Hoftheater bilden.

Bei dem Mangel an geschickten, brauchbaren Schauspielern war das für den armen Seiler ein vernichtender Donnerschlag; er war in Verzweiflung und dabei so muthlos und unfähig, irgend eine Gegenvorstellung zu wagen. Engel war ebenfalls empört, doch verlor er die Fassung nicht. Er lehnte jede Einladung an den Hof zu kommen auf das bestimmteste ab und äußerte sich in so unziemlichen, verletzenden Ausdrücken über die Treulosigkeit, welche man an seinem Freunde begangen habe, schalt zu jedem Höfling, der ihm in den Weg kam, daß es kein Wunder war, wenn der Herzog alles und noch mit Zusätzen versehen, wieder erfuhr.

Engel der Stadt zu verweisen oder ihn arretiren zu lassen, dazu dachte der Herzog zu human, auch fürchtete man, das Publikum möge einen solchen Schritt nicht eben günstig beurtheilen. Den Erzürnten durch Gunstbezeugungen wieder zu gewinnen, dazu war keine Aussicht vorhanden, denn er hatte nach dem Vorfall alle Unterhandlungen über ein Amt, das man ihm angetragen, abgebrochen. Viele Herren des Hofes machten ihm die höflichsten Besuche, alle fanden ihn aber äußerst aufgebracht.

Der Herzog Ernst selbst wurde von der Nachricht sehr unangenehm berührt, daß der Professer Engel Anstalten zu seiner Abreise treffe; er schätzte den Mann wahrhaft und hatte sich an seinen Umgang gewöhnt. Der erste Minister, ein alter gewandter Hofmann, der den Unmuth des gebietenden Herrn bemerkte, übernahm es, die Sache auszugleichen; er wolle Engel durch irgend etwas gewinnen, oder ihn — schrecken, erbot er sich. Eine äußerst verbindliche Einladung erging also an den Professor, sich am nächsten Tage bei dem Herrn von Z . . . einzufinden.

Engel stellte sich ein, der Minister empfing ihn mit sehr herablassender Miene. Ich freue mich ungemein, Herr Professor, Sie wieder zu sehen, sprach er, verzeihen Sie, daß ich Sie sitzend empfange, aber es ist ihnen bekannt . . . Bei diesen Worten deutete er auf seine in Wolle eingepackten kranken Füße. Haben Sie die Gewogenheit, sich einen Stuhl zu nehmen.

Engel verbeugte sich höflich und nahm Platz, der Hofmann fuhr fort: Sie sind ein talentvoller trefflicher Mann, Seine Durchlaucht schätzen Sie aufrichtig und der ganze Hof, wir alle folgen darin dem Beispiele des Gebieters. Sie können dem Herzog einen Dienst erweisen, für den er Ihnen sehr verbunden seyn würde.

Se. Durchlaucht haben mir so viele Beweise ihrer Gnade gegeben, daß mir jede Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit zu beweisen, sehr willkommen seyn muß, entgegnete Engel ruhig.

Die Bereitwilligkeit habe ich von Ihnen erwartet, Sie sind ein verständiger, besonnener Mann. Aber stellen Sie sich vor, da ist der Direktor Seiler, der Mensch soll ein gewaltiges Geschrei darüber erheben, daß der

Herzog sich eine Hofbühne halten will. Ich glaube er hat den Verstand verloren.

Verzeihen Ew. Exzellenz, wenn ich dem widersprechen muß; Seiler ist ein stiller schüchterner Mann, er fühlt sein Unglück tief, aber er klagt nicht darüber laut.

Und ich sage Ihnen, der Mensch wagt es zu schimpfen und zu toben.

Ich bedauere, daß Ew. Exzellenz falsch berichtet sind, ich spreche ihn täglich und kann ihm das Zeugniß geben, daß er sich nie in heftigen Worten über die Sache geäußert hat.

Und ich wiederhole Ihnen, daß er schimpft und schäumt, vielleicht thut er es in Ihrer Gegenwart nicht. Man könnte ihm nun leicht den Mund stopfen, aber Se. Durchlaucht sind zu gnädig, sie wollen keine Strenge gebrauchen. — Sie sind sein Freund, treten Sie vermittelnd auf, bedeuten Sie ihm, daß er schweige, und bemerken Sie ihm, daß Se. Durchlaucht unabhängig sind und thun können, was ihnen beliebt.

Obgleich ich nun von Seiler nie ein lautes Wort über die Sache gehört habe, will ich ihn doch ersuchen, sich auch gegen andere nicht heftig darüber auszusprechen; den zweiten Theil Ihres Auftrages aber muß ich ablehnen, weil ich darin durchaus nicht Ihrer Meinung bin.

Wie? Glauben Sie denn, daß es einem regierenden Herren nicht freistehe, eine Hofbühne zu halten?

Das wäre in der That eine sehr thörigte Meinung. Wären Sie oder ich reich genug dazu, so könnten wir es auch. Nur das steht Sr. Durchlaucht nicht zu, für sich die Gesellschaft Seilers zu engagiren, da sie demselben gehört und der Herzog versprochen hat, sie ziehen zu lassen.

Und da wüßte ich doch in der That nicht, was Se. Durchlaucht verhindern sollte, ihr Wort zurückzunehmen, wenn es ihnen beliebte, ihren Sinn in dieser Hinsicht zu ändern.

Ein Reichsgesetz giebt es freilich nicht dagegen, wohl aber ein Gesetz der Moral, bemerkte Professor Engel sehr ernst.

So werden Sie doch nicht glauben, daß Se. Durchlaucht ein solches Gebot verletzen, also unmoralisch handeln würden?

Im Gegentheil, ich bin fest überzeugt, daß der hohe Herr bei näherer Ueberlegung dem armen Seiler seine Truppe wiedergeben würde.

Das glaube ich nimmermehr! rief der Minister.

Das thut mir leid, daß ich eine bessere Meinung von dem Herrn Herzog habe als Sie. Wie gesagt, ich halte ihn für einen streng moralischen Mann.

Vielleicht weichen unsere Begriffe von Moral in etwas von einander ab, versetzte etwas spitz der Hofmann; was nennen Sie eigentlich Moral?

Drei Stufen giebt es meiner Meinung nach in der Moralität, entgegnete Engel in etwas belehrendem Tone, die erste ist Gerechtigkeit und äußert sich darin, daß man vorsätzlich Niemand raube, was ihm gehört. Wenn das Se. Durchlaucht recht erwogen hätten, daß die Gesellschaft das Eigenthum Seilers ist, sie hätten dieselben nicht engagirt. — Die zweite Stufe ist Billigkeit, sie besteht darin, daß man selbst erregte Erwartungen befriedige und anderen das Ihre nicht nehme, wenn man voraussieht, daß sie dann zu Grunde gehen müssen. Diese Stufe ersteigen Se. Durchlaucht von selbst, wenn sie sich ihres Versprechens erinnern. Die dritte Stufe ist Großmuth. Ein so edler Fürst wird auch von dieser nicht zurückbleiben — besonders, wenn Ew. Exzellenz als Menschenfreund ihm die Sache von dieser Seite vorstellen; — er wird Seiler dann für die gehabte Angst entschädigen.

Wer, Herr Professor, gibt Ihnen das Recht, sich so unumwunden zu äußern?

Sie selbst, Ew. Exzellenz, denn Sie fragten mich.

Was meinen Sie, soll ich Se. Durchlaucht alles so wiedererzählen, wie Sie es gesprochen haben?

Ich muß sehr darum bitten; ich bin überzeugt, es wird gute Früchte tragen.

Mit diesen Worten verabschiedete sich Engel von dem adligen Herrn.

Nach einigen Tagen verfügte er sich zum Herzog, um ihn um eine Abschiedsaudienz zu ersuchen; er wurde kalt empfangen und entlassen. Am nächsten Tage aber ward die ganze Schauspielergesellschaft auf das Schloß beschieden und — wieder verabschiedet. Der glückliche Seiler ging nun mit ihnen vergnügt nach Dresden ab.

Heulerspiegelungen.

Störer der öffentlichen Ordnung, Freischärler und Demokraten gehen mit umgelegten, breiten Halskragen umher und haben, wie gegen jedes Gesetz, auch einen Widerwillen gegen Krawatten. Der wahre Heuler aber, meine lieben Mitheuler, trägt nicht nur immer ein solides dickes Halstuch von schwarzer Seide, sondern sogar von weißem Battist. Auch trägt er Vatermörder, aber nicht jene gesinnungslosen Vatermörder, die aus Mangel an Stärke ohnmächtig auf's Halstuch sinken; die Vatermörder, die der wahre Heuler trägt, sind breit und steif wie der deutsche Kanzleistyl und stehen aufrecht selbst in den wildesten Stürmen dieses Lebens.

Mannigfaltigkeiten.

In Neisse hat sich ein Verein gebildet — Schnepfen zu essen. Er nennt sich Schnepfenklub und hat sich jetzt permanent erklärt.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 41 13. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Als Unterredung der Gräfin mit dem Grafen von Brederode zu Ende war und sie Henrik nicht mehr sah, begriff sie leicht den Grund seines Verschwindens, und die Dame sagte zum Vater:

„Ich will unsern Neugierigen überraschen, wartet auf mich.“

Als sie in das Zimmer eintrat, war sie sehr erstaunt, daß sie weder Henrik, noch Thea erblickte. Dieses Stillschweigen machte sie Anfangs lächeln. Es war ein Kinderstreich, Ketha schlief ohne Zweifel. Henrik und Thea waren hinter den Vorhängen verborgen und lauerten auf das Erwachen der Kleinen. O erhabene, naive Freude mütterlicher Herzen! Sie blieb auf der Schwelle stehen und horchte auf den Athemzug ihrer Tochter.

Kein Hauch störte die Ruhe des Zimmers. Sie horchte abermals. Nichts. Immer dasselbe düstere, furchtbare, seltsame Stillschweigen.

In diesem Augenblick rüttelte Thea nachdem sie vergebens auf eine Antwort gewartet, an der Thüre des schwarzen Kabinets. Ihre Nägel klammerten sich am Schloß an, und sie rief mit erstickter Stimme:

„Oeffnet! öffnet! zu Hülfe!“

Es erfaßte die Gräfin wie ein Schauer, die ihre Glieder schüttelte und die Kälte des Todes durch das Mark ihrer Gebeine trieb. Ein Blitz zuckte über ihren Augen hin und sie wankte.

Alsbald aber sagte die arme Mutter zu sich selbst:

„Ich bin verrückt! die Vorhänge ersticken das Geräusch ihres Athems. Uebrigens werde ich sehen . . . Wie will ich mit ihr lachen über meine Furcht! Henrik sieht mich ohne Zweifel, verborgen hinter . . .“

Sie zitterte beständig, während sie sich so zu beruhigen suchte. Und nur mit großer Mühe schleppte sie sich bis zum Bette der Kranken. Ihre Hände packten krampfhaft die Vorhänge an, die sie bei Seite schob.

Gott allein konnte den Schrei, der aus dem Herzen dieser Mutter hervordrang und ihr Inneres erbeben machte, begreifen und in der Hymne der irdischen Schmerzen aufzeichnen.

Auf dem Bette lag Henrik, gebunden, geknebelt, in seinen Banden sich wie eine verwundete Schlange krümmend, Blut in Blick, die Wangen leichenbleich.

Die Mutter wollte weinen. Ihr Auge blieb starr und trocken auf das unselige Lager geheftet, das sie mit den Händen durchlief, denn in einer wahnsinnigen Hoffnung glaubte sie, die entschlummerte Ketha wiederzusehen, wiederfinden zu müssen. Sie wollte sprechen, doch ihre Stimme erstarb in ihrer Kehle.

Als Mädchen hatte dieses edle Geschöpf an dem Todtenbette ihrer Eltern gewacht. Als sie Gattin war, wurde ihr Mann geächtet, eingekerkert, und eine verletzende Liebe verfolgte sie mit ihren Drohungen, mit ihrer Wuth; doch in der That, diese Frau hatte nie gelitten, denn nun erst fiel sie auf die Kniee, ohne Thränen, ohne Gedanken, wahnsinnig, vernichtet.

Plötzlich kehrte der Geist bei ihr zurück, und mit dem Geist eine wüthende Energie.

„Die Minuten stehlen mir meine Tochter!“ rief sie.

Und sogleich öffnete sie Thea, welche in das Zimmer stürzte, und wie versteinert vor der Gräfin stehen blieb.

„Thea! meine Tochter?“ sprach die Eine.

„Nikoll!“ erwiederte die Andere ganz verwirrt.

„Was wollt Ihr damit sagen, Unglückliche?“ rief die Mutter. „Seyd Ihr toll oder blind geworden? Meine Tochter! was habt Ihr mit Ketha gemacht?“

Und sie faßte sie mit der größten Heftigkeit am Arm und sprach voll Wuth, als die arme Magd schwieg:

„Ich habe sie Euch anvertraut! Die Zeit ist kostbar. Man bestraft ungetreue Dienerinnen; wißt Ihr das, Unglückliche! Was habt Ihr mit Ketha gemacht, mit Eurer kleinen Ketha? Ah!“ fügte sie mit herzzerreißendem Tone bei, „ich glaubte, Ihr liebtet sie!“

Der Blick, den nun die zwei Frauen wechselten, läßt sich durch keinen menschlichen Ausdruck wiedergeben.

„Ich Elende! ich habe sie verloren, verkauft, preisgegeben!“ rief Thea, welche Alles begriff, als sie Nikoll und Jonquille nicht mehr sah.

„Ihr seyd eine Elende!“ versetzte die Gräfin mit einer gebrochenen, keuchenden Stimme, welche sie kalt und hart machen wollte. „Doch Ihr müßt sie wieder-

Digitized by Google

finden, Ihr müßt sie mir zurückgeben, hört Ihr wohl? Es giebt Richter in Friesland, um die Leute zu zwingen, den Müttern ihre Kinder zurückzugeben . . . Ketha kann übrigens nicht ferne seyn. Henrik muß Alles wissen. Auf! Fackeln, Böte! mein Schloß für ein Boot! Meldet es dem Herrn von Brederode!"

Und als die Magd, einer Stumpfsinnigen ähnlich, sich nicht rührte und nur einfältig antwortete: „Ja, Madame, ja Madame," da sagte die Gräfin:

„Nun, so will ich Henrik frei machen."

Und mit den Händen und Zähnen löste, zerbrach, zerriß sie die Bande. Er sprang auf wie ein Tiger und stürzte nach der Geheimtreppe. Frau von Lemée folgte ihm. Bald liefen Bedienten mit Fackeln, Stangen und Schwertern herbei; Laternen wurden an den Masten der großen Barken aufgepißt und beleuchteten wie Wandelsterne die Ebene düsterer Wogen, welche das Schloß umgab. Doch vergebens durchsuchte man die ganze Umgegend und schickte die plumpen friesischen Fahrzeuge der Junke der Räuber nach. Sie war unsichtbar.

Der Herr von Brederode und Henrik kehrten mit der Mutter in das Zimmer von Ketha zurück, das nun leer und traurig war wie ein Grab, und das edle Kind erzählte, was vorgefallen.

„Du hättest um Hülfe rufen sollen. Dein Stolz hat Alles ins Verderben gebracht," sprach der Vater mit strengem Tone.

Aber die Gräfin, welche unablässig nach dem Bette schaute, in welchem sie zum letzten Mal ihre Tochter entschlummert gesehen hatte, rief plötzlich:

„Blut, Blut auf diesem Bett, o mein Gott!"

„Oh! es ist das meinige, edle Frau," unterbrach sie Henrik.

„Braves Kind!" rief sie.

In dieser Sekunde heftete sich ihr Blick auf den Boden und nahm sogleich den Ausdruck des Schreckens an. Sie bückte sich zur Erde, hob den gelben, zerknitterten Halskragen auf und fragte in unendlicher Erschütterung:

„Wie kommt diese Golilla hierher?"

„Ich habe sie Nikoll entrissen," antwortete der junge Brederode.

„Nikoll! Du täuschest Dich! das kann nicht Nikoll, das kann nicht ein Zigeuner, ein Kinderdieb seyn. Wie sah dieser Mensch aus? Oh! ich erschaue ein gräßliches Geheimniß."

Henrik schilderte nun das furchtbare Gesicht des falschen Nickoll, und wiederholte mit dem Ton des Hasses den Namen Federigo.

„Er hat die Worte gesprochen: „„Das wäre eine Mitgift für Federigo?""

„Er hat sie gesprochen, edle Frau."

„Wohl, so seht, Herr von Brederode," rief die Gräfin, indem sie auf das auf dem Halskragen angebrachte Wappen deutete, „erkennt Ihr dieses Wappen?"

„Wäre es möglich!" rief der friesische Edelmann; „wohl erkenne ich es, denn nur ein einziges Haus in Spanien führt dieses Schild! Ja, ich täuschte mich nicht, der Räuber ist einer von den Leuten des Hauses Alba."

„Noch besser, Herr," erwiederte Frau von Lemée, „dieser Nikoll, dieser Kinderdieb, ist kein Anderer, als Ferdinand Alvar von Toledo, Herzog von Alba Tormes und Grand von Spanien. Nein, es ist nicht einer von seinen Leuten, er allein hat dieses furchtbare, unbarmherzige Gesicht. Und dann hört: Ihr wißt noch nichts, erfahrt also, daß ich die Ehre gehabt habe, die Aufmerksamkeit des edlen Kapitäns auf mich zu ziehen, und diese Ehre ist für eine Familie das Elend und die Erniedrigung, für eine Frau ist sie die Schande. Ihr erbleicht, Brederode. Nun wohl! ja, dieser Mensch hat meinen Gemahl angegeben; er ist es, der mir mein sterbendes Kind stiehlt. Begreift Ihr jetzt nicht, daß mich der Herzog von Alba?" fügte sie mit einem bitteren Gelächter bei. „So weiß der Günstling von Philipp einer elenden Flamänderin seine Liebe zu erklären."

„Der Herzog von Alba hatte kein Recht, diese Gewaltthat zu begehen," erwiederte der Herr von Brederode. „Das ist ein schändlicher Raub. Wir haben noch redliche, unbescholtene Behörden. Das Leben, die Ehre der Bürger sind nicht so der Laune dieser Höflinge preisgegeben. Sie dürfen uns nicht so ohne Gründe, ohne gerichtliche Formen martern und quälen!"

„Ah! Ihr glaubt noch an die Gerechtigkeit!" sprach die Gräfin; „seht Ihr denn nicht, daß mich dieser Mensch gerade auf dem Boden bis zu den Knieen des Königs, oder vielmehr vor die Pforten des Palastes zu schleppen wünscht? denn sie werden sich nicht für mich öffnen, und ich werde den König weder von Angesicht zu Angesicht sehen, noch sprechen können! Welches Mitleid kann die Frau eines Gefangenen der heiligen Inquisition verlangen? Zwischen den König und mich wird stets die unsichtbare Gewalt des Herzogs von Alba treten. Er wird meine Klagen empfangen und sie vernichten, denn er allein ist im Stande, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

„Aber die spanische Politik hat kein Interesse, Euch von Eurer Tochter zu trennen. Das ist gerade ein für seine Macht unnützes und zugleich schädliches Aergerniß."

„Oh! es wird ihm in den Augen der Inquisition nicht an Gründen fehlen, eine Tochter ihrer Mutter nicht zurückzugeben. Man wird sie überreden, wir knieen vor einem andern Gott, als den seinigen nieder; man wird es seinen kleinen Kameraden Henrik vergessen und Don Federigo von Alba lieben lehren."

„Dieser Don Federigo ist sehr groß, edle Frau?" fragte Henrik mit ernstem Tone.

„Er ist achtzehn Jahre alt," antwortete die Gräfin.

„Ich werde auch eines Tages achtzehn Jahre alt seyn," flüsterte Henrik.

„Mein süßer Jesus, die Sterbende hat man entführt!" sagte Thea, welche in einem Winkel betete.

„Und das Geheimniß,“ fuhr der Herr von Brederode fort, „das Geheimniß dieses Herzogs ist kein anderes, als die Güter seines Retters, des reichen Lemée, Lehen des Hauses Alba werden zu sehen.“

„Ja,“ erwiederte die Mutter. „Uebernehmen wir also allein unsere Rache. Nicht das Gesetz müssen wir anflehen, sondern die Gerechtigkeit Gottes.“

„Ich werde Ketha wiederfinden!“ rief nun Henrik, aus seinem düsteren Nachsinnen erwachend. „Dir, mein Vater, und Euch, edle Frau, die Ihr meine Mutter werden sollte, schwöre ich es. Ich werde, wie Nikoll gesagt hat, groß werden, und dann soll mich kein schöner Federigo an dem Altar erblicken, zu dem er Margaretha von Lemée schleppen wird. Wir wollen dann sehen, wer zuerst zurückweicht, der Friese oder der Spanier!“

. . . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Paulskirche.

(Sitzungslokal der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt a. M.)

Den Altar überdeckte man mit einem Vorhange und die darüber befindliche Orgel mit dem Gemälde einer Germania. Von wo der Priester den Segen gesprochen hatte, dahin ward der Sitz des Präsidenten gepflanzt, die Kanzel in eine Rednerbühne verwandelt und der Kirchendiener Mayer ließ sich einen Schnurrbart wachsen. Diese geringen Veränderungen, denn auch der Meyersche Schnurrbart gehört nicht zu den bedeutendsten Erscheinungen, reichten hin, um die geräumigste Kirche Frankfurts, die Paulskirche, in das größte Parlamentshaus Deutschlands und den Küster in einen Huissier umzugestalten. So sehr hatte der kirchliche Baumeister der politischen Zukunft vorgearbeitet.

Das runde Schiff wird von einer hohen Säulenreihe eingefaßt, darin nahmen fünfhundert Abgeordnete ihre Plätze. Die Berichterstatter der Zeitungen setzte man zwischen die Säulen, die Zuhörer auf die ungeheuere Emporkirche, welche auf der Säulenreihe ruht. Außerdem blieb ein beträchtlicher Raum zur Vertheilung übrig. Das sind die amphitheatralisch hinter den Säulen emporsteigenden Bankreihen. Nur in so weit sie gerade vor dem Auge des Vorsitzenden, das heißt hinter dem rechten und linken Zentrum liegen, sind auch diese Bankreihen von den Abgeordneten besessen. Was dagegen auf beiden Seiten unmittelbar an die erhöte Tribüne des Präsidiums stößt, ist zur Linken eine den Damen vorbehaltene Loge, zur Rechten bildet es eine bevorzugte Abtheilung der mit Einlaßkarten versehenen Herren und der Diplomaten.

Die Damenloge und die große Gallerie mit freiem Eintritt auf der Emporkirche haben das sicherste Ahnungsvermögen für parlamentarische Heftigkeiten. Wie die flatternden Möven auf der noch ruhigen See der im Hintergrunde lauernde Sturm verkündigen, längst ehe ihn ein anderes Zeichen verräth, so weissagen die dichtgedrängten Zuhörermassen droben und hier unten die eng aneinander gepreßten Damenbüsten das heranziehende Wetter, ehe auch nur das Schiff der Debatte aus dem Hafen gelaufen ist. In den August und Septembertagen erfüllten die Damen mehrmals schon vor eröffneter Sitzung nicht nur ihre Loge, sondern auch die Zugänge dahin in solcher Anzahl, daß Niemand hin- und wieder konnte. An der Thüre zur freien Emporkirche aber gabs förmliche Kämpfe um den Einweg. Das wurden dann auch stets die von den wildesten Scenen erschütterten Tage. Die Blousemänner sind in so vertraulicher Verbindung mit der Linken, daß ihr Vorbewußtseyn kommender Entladungen wohl den natürlichsten Ursachen zugeschrieben werden mag. Auffallender könnte die Anziehungskraft erscheinen, welche die elektrische Schwüle der parlamentarischen Atmosphäre auf das schöne Geschlecht ausübt. Aber die Sympathie der Frauen war stets eine Sympathie mit den Leidenschaften.

Es ist Vormittags ein Viertel nach neun Uhr und die Paulskirche zur Sitzung eröffnet. Am pünktlichsten erscheinen stets die Personen, welche das Bureau des Hauses bilden. Der Präsident von Gagern *) in schwarzer Tracht, die große deutsche Kokarde am Hute, eine Gestalt voll eleganter Würde, schreitet verbindlich grüßend und begrüßt durch den Südeingang, der gerade auf die Tribüne des Vorsitzes hinweist. Die Stufen dahin sind, wie der Fußboden der Kirche überhaupt, mit Teppichen belegt. Geräuschlos ersteigt der Präsident den erhöhten Platz und setzt sich auf den ebenfalls etwas erhöhten Mittelsessel unter dem Reichsadler zwischen seine beiden Stellvertreter, Simson und Nieser. Neben einem Jeden von ihnen ist aber noch Raum für je einen Schriftführer, der die Geschäfte des Vorsitzes zu unterstützen, die Einschreibungen der Redner zu bewirken, Anträge, Meldungen, Erklärungen aller Art von den Mitgliedern anzunehmen hat und seit einer Viertelstunde in voller Thätigkeit ist, um den Präsidenten allen diesen Stoff geordnet zuzumitteln. Auch wenn die Abgeordneten schon sämmtlich an ihren Plätzen wären, so würde doch die Eröffnungsklingel nicht sogleich ertönen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Zeichnung ist aus der Zeit, da v. Gagern noch Präsident der Versammlung war.

Windischgrätz und Kossuth.

Die „Köln. Ztg.“ enthält nachstehende Beschreibung des Feldmarschalls Windischgrätz: „Er ist nicht groß, aber die militärische Haltung der, trotz der vorgerückten Jahre, auffallend elegant gebliebenen Gestalt läßt ihn größer scheinen, als er wirklich ist. Dünnes graues Haar legt sich schlicht um die Stirn, auf der entschlossene Thatkraft ihren Thron aufgeschlagen hat. Die etwas tiefliegenden Augen blicken kalt und stolz, die kühne und scharf vorspringende Nase vermehrt den gebieterischen Eindruck des Gesichts, um die schmalen Lippen schwebt ein harter Zug, der eben sowohl auf Strenge, wie auf ein schweigend ertragendes Weh deuten kann. Man mag sich vor dieser Erscheinung angezogen oder abgestoßen fühlen; vergessen wird sie Keiner, der sie einmal sah. Es ist eine von unumstößlichen Ueberzeugungen erfüllte Seele, die uns in dieser Gestalt verkörpert entgegentritt.“

Als Gegenstück möge hier die Schilderung stehen, die der „Oesterreichische Lloyd“ von Kossuth gab: „Kossuth mag an die vierzig Jahre zählen; er hatte in der Jugend einnehmende Gesichtszüge, jetzt ist er durch unausgesetzte Aufregung gealtert, sein Gesicht ist eine Ruine, nur das Auge blitzt unheimlich; die Gestalt schmächtig, die Stimme stark und wohltönend. In ruhiger Berathung, unter Wenigen, wo Verstand und Wissen entscheidet, ist er unbedeutend; seine Beredtsamkeit wird aber groß, wenn er Massen vor sich hat; dann regt er die Leidenschaften auf, furchtbar wie der Orkan das Meer aufpeitscht. Er ist der größte lebende Volksredner. Sein positives Wissen ist gering. Wenn er Wissenschaft, wenn er Talent braucht, läßt er sich von seinen Anhängern Ausarbeitungen liefern, die er dann benützt. Er hat die Fehler des magyarischen Charakters in höchster Potenz: ungeregelte Phantasie und Selbstüberschätzung. Sein Talent ist zerstörend, niederreißen kann er wie Niemand, besser etwas gründen als er, kann Jeder. Er ist ein politisches Erdbeben. Er hält sich für den ersten Finanzmann der Welt, versteht aber von Finanzen gar nichts.“

Eine wenig schmeichelhafte Schilderung entwirft dasselbe Blatt von dem Grafen Ludwig Batthyany, dem frühern ungarischen Premierminister: „Graf Ludwig Batthyany's Physiognomie hat viel von der Tigerkatze, wenn sie auf ihre Beute losspringen will. List und Härte ist der Ausdruck seines Gesichts, und das Gesicht lügt nicht. Er ist freisinnig nach oben hinauf; hart und despotisch gegen Alles, was unter ihm steht. Nur seinem eisernen Willen verdankt er es, daß er Chef der Magnatenopposition geworden ist, denn sein Wissen ist gering und oberflächlich; als öffentlicher Redner ist er unbedeutend. Die Anhänger nennen seine Eigenschaften anders, als die übrigen Menschen. Seine List heißt Klugheit; seine Entêment Konsequenz; seine Tyrannei Kraft; sein Kampf gegen alles Höhere Freiheitssinn. Er ist eben so zerstörender Natur wie Kossuth, aber ohne dessen Talente.“

Heulerspiegelungen.

Anarchisten, Wühler, Demokraten, Kommunisten und Rothrepublikaner gehen mit dicken, gesetzwidrigen Knotenstöcken umher und erschrecken die friedsamen, ruheliebenden Bürger. Ein friedsamer ruheliebender Bürger aber bedient sich eines soliden spanischen Rohrs mit silbernem oder goldenem Knopfe. Besonders kündigt er sich aber dadurch als wahrer Heuler an, daß er den größten Theil des Jahres einen seidenen Regenschirm unter dem Arme trägt.

Ein seidener Regenschirm ist das untrüglichste Zeichen des Besitzes. Ein Mensch ohne seidenen Regenschirm gehört dem Proletariat an und ist zu allem fähig; hat es aber der Mensch einmal auf dieser Erde zu einem seidenen Parapluie gebracht, so kann man sicher darauf rechnen, daß er nie Barrikaden bauen wird. Hütet euch also, meine vielgeliebten Mitheuler, vor Menschen, die in seidener Parapluielosigkeit leben!

Mannigfaltigkeiten.

Einem wohlhabenden Bürger ward die Frage vorgelegt, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit dem „bürgerlichen Tode“ habe?

Nun, meinte dieser, weil in Deutschland allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden soll, so soll es künftig keinen bürgerlichen Tod mehr geben, sondern bloß einen militärischen.

Räthsel.

Die ersten zwei sind überall
Bei Post, in Küch' und Keller,
Bei Zucht, bei Schule, selbst im Stall;
Ich glaub' auch bei dem Teller.
Das Dritte aber ist ein Theil
Von irgend einem Ganzen.
Das Ganze möge sich zum Heil
Der Handwerksmann anpflanzen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 42 15. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Zehn Jahre nachher hatten sich die Befürchtungen des Herrn von Brederode nur zu sehr verwirklicht. Die Niederlande waren zu Grunde gerichtet durch die Abgabe des zehnten Pfennigs, regiert vom Herzog von Alba, dessen eherne Bildsäule über dem Kopfe der Generalstaaten und dem Adel des Landes hinmarschirte. Was die armen Geächteten betrifft, so durchfurchten die einen den Ozean auf elenden Flibothe; dieß waren die Seegeusen; die andern irrten in den Wäldern umher, wie die von Walter Skott in Ivanhoe geschilderten Outlaws; dieß waren die Waldgeusen. Die Kinder und die Weiber rauften das Gras der verheerten Triften bis unter den Füßen der spanischen Reiterei aus. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft wuchs nicht mehr in den Herzen; selbst der Haß fügte sich aus Müdigkeit darein, Alles von Seiten der siegreichen Fremden zu dulden. Diese Umstände werden vielleicht die nachfolgende seltsame und dennoch geschichtliche Scene schärfer begreiflich machen.

Eines Morgens im Monat April gegen zehn Uhr kamen zwei Männer zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten vor das Thor des Schlosses Lemée: das Thor ist allerdings hier ein nicht sehr genaues Wort, denn es war abgebrannt worden. Der Hof war schweigsam, grünliches Moos umrahmte die Pflastersteine und zog sich über den Mauern hin; in der Mitte erhob sich eine Art von schmutzigem Gerüste, überzogen mit schwarzer Sarsche, woran man rothe, abgeschossene Krepinen erblickte; auf dem Gerüste standen ein altes Fauteuil mit staubigen Fronsen und einige Stühle, welche auch das gewöhnliche armselige Aussehen hatten, das allen materiellen Emblemen der richterlichen Gewalt eigenthümlich ist. Die zwei Ankömmlinge, die sich von fern einen mißtrauischen Blick zugeworfen hatten, sprachen sich nichtsdestoweniger mit einer scheindaren Herzlichkeit an.

„Immer der Erste, wenn es sich um Geschäfte handelt, Meister Jonquille," sagte mit einem plumpen Gelächter der Friese, eine ungeheure Person mit aufgedunsenem Gesicht.

„Ei! ei!" erwiederte unser alter Bekannter, dessen Kleidung so elend war, als bei der ersten Scene dieser Geschichte, „die Trägheit ist ein Laster, das nichts einträgt. Dann ist es gut, sich zu verständigen, um sich nicht zu schaden, würdiger Herr Gerichtsschreiber. Die Konkurrenz . . ."

„Oh! wer könnte sich mit Euch in einen Kampf einlassen?" sagte der Friese mit einer ironischen Unterwürfigkeit; der Verkauf ist so spät angekündigt worden, und überdieß sind alle unsere ehrlichen Mitbürger so sehr durch die letzten Steuern erschöpft . . ."

„Glaubt Ihr?" fragte Jonquille, indem er ihn fest anschaute (der Friese schlug die Augen nieder). „Oh! sie haben wohl noch da und dort ein Paar mit Piastern vollgestopfte Säcke."

„Wenn auch," erwiederte der Gerichtsschreiber verlegen, „Ihr allein, ein Fremder im Land, werdet es wagen, zu kaufen . . . Hier sind Erinnerungen. Man liebte die Familie, und wenn der Graf je wieder erschiene, so hätte man es vielleicht zu bereuen . . ."

„Ich verstehe," sagte der Jude beinahe stammelnd, „doch nicht wahr, man würde gern, wenn es seyn könnte, unter dem Namen eines Andern kaufen? Man würde so bei dem Verkauf gewinnen und sich nicht mit den Rebellen und den Patrioten entzweien. Der Graf soll einen ziemlich hitzigen Kopf haben."

„Hört, Jonquille," unterbrach ihn der Gerichtsschreiber, „Ihr habt mich errathen, ich fürchte mich besonders vor den Bilderstürmern und Bosquels, die man, wie ich höre, in der Gegend hat umherstreifen sehen. Diese ausgehungerten Teufel riechen das Gold der guten Royalisten, und wäre es hundert Fuß unter der Erde."

„Ihr habt also Geld?" fragte der Jude mit einem seltsamen Blinzeln der Augen.

„Ich habe das nicht gesagt," erwiederte der Friese unruhig umherschauend.

„Das ist etwas, was dem Präsidenten Juan de Vargas Freude machen würde, wenn er es erführe, ehrlicher Gerichtsschreiber, versetzte Jonquille.

Der Gerichtsschreiber erbleichte und fuhr mit der Hand an seinen Gürtel, woran nur ein herrliches hör-

Digitized by Google

nenes Tintenfaß und eine Rolle Pergamet hingen, und sagte:

„Solltet Ihr mich etwa verrathen wollen?“

„Geht doch! ein alter Freund!“ rief der Jude . . . „Aber hört mich: man hält mich für reich und täuscht sich. Der Herzog von Alba braucht stets Vorschüsse, und wenn er spricht, ist nichts zu erwiedern. Auf alle Einwürfe antwortete er trocken mit seinem ewigen: No es nada (das ist nichts). Ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann, so wie Ihr mich seht.“

„Aber,“ erwiederte der Friese, während er sich fragte, wo der Jude hinaus wollte, „kauft Ihr nicht mit Recht alle Hinterlassenschaft der Geächteten?

„Lumpen, mein Lieber, gut um sie ins Feuer zu werfen. Die Schurken nehmen stets das Beste mit fort, das Geld, die Juwelen . . .“

„Werden Euch nicht die konfiszirten Güter ohne eine ernstliche Konkurrenz abgetreten?“

„Ein Irrthum, braver Gerichtsschreiber, ein Irrthum! Hört, Vertrauen für Vertrauen: ich muß Euch gestehen, daß ich nicht den ersten Piaster in der Tasche habe . . . ich muß entlehnen, nicht wahr, und Ihr werdet euch nicht weigern, einem Freude beizustehen?“

„Wie? ich brauche dieses Geld für mich selbst, um . . .“

„Ihr weigert Euch? es ist gut, sprechen wir nicht mehr davon; und um Euch zu beweisen, daß ich keinen Groll gegen Euch hege, werde ich Euch morgen dem Herzog von Alba empfehlen, ich habe schon mit ihm von Eurer Ergebenheit gesprochen.“

„Wie gut seyd Ihr!“

„Von Euch, als einem treuen Royalisten . . .“

„Ah! das ist zu viel . . .“

„Als einem reichen Mann, der mit seinem Gelde in Verlegenheit sey,“ rief endlich Jonquille mit einem finsteren Gelächter. „Der Herzog braucht gerade sehr nothwendig Geld, und Ihr werdet ohne Zweifel lieber ihm, als Eurem unwürdigen Diener leihen.“

Der Gerichtsschreiber war ganz betäubt durch diesen Streich.

„Aber,“ fügte der Jude bei, „ich sehe den edlen Broetschap und den Doktor del Rio kommen . . .“

„Das Mitglied des Bluttribunals,“ unterbrach ihn der Friese voll Angst.

„Eure Sprache ist leicht, würdiger Gerichtsschreiber,“ sagte Jonquille. „Ihr meint ohne Zweifel den Rath der Unruhen?“

Jonquille und der Gerichtsschreiber hatten sich beide erstaunt umgewandt, und waren zitternd vor dem Feuerblicke eines jungen Dominikaners geblieben. Doch ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, war der Mönch auf die Treppe zugegangen und die rothen steinernen Stufen hinaufgestiegen, welche in die inneren Gemächer führten. Jonquille folgte aufmerksam mit dem Blick dem Unbekannten, und sagte dann zu dem letztern:

„Wollt Ihr auch Bekanntschaft mit dem Rath del Rio machen?“

„Wartet! um Gottes willen, wartet!“ erwiederte der geizige Friese. Und zögernd fügte er bei: „Sprecht, wie viel braucht Ihr?“

„Zwanzig tausend Piaster.“

„Zwanzig tausend Piaster!“ wiederholte der Gerichtsschreiber mit einem schmerzlichen Seufzer.

„Und dabei,“ fuhr Jonquille fort, „wenn man das Privilegium von Utrecht forderte, müßt Ihr mir versprechen, einzuregistriren und weiter zu gehen, ohne Widerstand oder Verzug, auf die Einschärfung des Doktor del Rio.“

„Doch . . .“

„Der Rath der Unruhen ist geizig nnd verzeiht nie,“ erwiederte mit kaltem Ton der Jude.

Der arme Gerichtsschreiber schwieg. Jonquille ging, unterwürfig gebückt auf den Broetschap (Gerichtsrath) und auf del Rio zu, die ihn mit einem Hochmuth empfingen, der wenigstens bei dem Letzteren geheuchelt war. Der Hof füllte sich mit Leuten aus der Umgegend, welche die Verkündigung des Verkaufs unter Trompetenschall herbeigezogen hatte. Eine unselige Traurigkeit lag auf allen Gesichtern und in keinem Blick prägte sich Gierde aus. Dieses Unglück von einer der ersten Familien, war es nicht das Bild des Schicksals, das sie selbst erwartete? Das Mißgeschick steigt rasch von den Großen zu den Kleinen herab, und die armen Friesen, die das Schauerliche dieser gesetzlichen Räuberei am Grabe von Frau von Lemée, welche kaum sechs Monate zuvor gestorben, begriffen, sagten sich, ohne Zweifel würde man ihnen bald Alles, bis auf die Wiege ihrer Kinder durch den Ausrufer verkaufen lassen.

Der Jude fragte sogleich mit sichtbarer Unruhe den Rath, wer der Mönch sey, dessen braune Robe in diesem Augenblick hinter den Pfeilern oben auf der großen Treppe verschwinde.

„Das ist der Frap Jose, der Bruder des Inquisitors Izquierdo,“ antwortete der Doktor lächelnd.

„Es ist seltsam!“ murmelte Jonquille, „ich habe ihn einmal im Kabinet Seiner Durchlaucht gesehen, er kam mir damals größer vor; sein Blick war auch härter und minder stolz. Ich bemerkte bei ihm nicht diesen so jungen und enthusiastischen Ton. Was will er hier?“

„Der Statthalter“ erwiederte del Rio, „hat ihn beauftragt, Fräulein von Lemée beizustehen und ihr Herz durch weise Ermahnungen zu stärken . . . Diese Prüfung ist vielleicht hart für sie!“

Der Mönch war in der That geräuschlos in das Zimmer eingetreten, in das man insgeheim das Fräulein geführt hatte. Geleitet durch irgend einen höheren Instinkt, hatte er Niemand gefragt, um zu erfahren, welches dieses Zimmer sey, und er schien mit den Windungen und Gängen des Schlosses so vertraut, wie ein alter Gast desselben. Die Thüre war halb geöffnet, und er blieb unbeweglich auf der Schwelle, um die junge Gräfin zu betrachten. Eine Thräne glänzte in

ihren glühenden Augen, und sie kreuzte mit Gewalt ihre Arme über ihrer Brust, als wollte sie die Schläge ihres Herzens zurückdrängen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Paulskirche.

(Fortsetzung.)

Es giebt täglich eine Menge des Jüngsten und des Augenblicklichen zu übersehen und einzutheilen, hier eine so eben erst eintreffende Adresse, dort einen Flottenbeitrag, da eine Ausschußanzeige oder eine ministerielle Zuschrift, und das Zufällige mit dem Nothwendigen, das Einschlagende mit dem Zusammenhängenden zu verbinden. Aber auf den Bänken der Abgeordneten sieht es vor der Hand noch sehr leer aus. Nur einzelne Plätze sind belebt, der Tisch der Hülfsarbeiter des Bureaus ist besetzt, ein Abgeordneter erpreßt Unterschriften zu einem Antrage, den er alsdann stellen will, ein Anderer durchliest noch einmal den Bericht, womit er alsbald die Tribüne zu betreten hat, ein Dritter zieht ein Zeitungsblatt oder eine Karrikatur aus der Mappe und legt sich daneben Papier und Feder zu einem Brief zurecht. Selbst die Parlamentsmitglieder, die mit dem Schlage neun erschienen sind, um in der Reihenfolge der heutigen Redner die vorderste Linie in Beschlag zu nehmen, sind wieder hinaus an die Thüre, wo sie ihre Zigarre zu Ende rauchen. So währt es frostig, lückenhaft und in kleinen Gruppen plaudernd bis halb zehn, wo die Schelle des Präsidenten den Sekretär auf die Tribüne ruft, welcher das Protokoll der letzten Sitzung zu verlesen hat. Das Geräusch der Kommenden und der Gespräche schwillt an unter dem Lesen, auf welches kaum diejenigen aufhorchen, die ein mögliches Mißverständniß ihrer Meinung zu berichtigen haben könnten. Wenigstens haben gegen das Protokoll eingebrachte Einwendungen häufig den schalkhaften Erfolg, daß die Reklamanten selbst eines Mißverständnisses des Protokolls überführt werden. Aber auf die Nachricht: „Die Sitzung ist eröffnet, das Protokoll wird verlesen!" brechen die draußen Harrenden allmälig auf, und die Zeit ist da, wo durch alle Thüren die Abgeordneten immer zahlreicher quellen.

Vom Osteingange kommen die Angehörigen der rechten Seite des Hauses: strenge Soldatengesichter, aristokratisch feine Mienen aus wohlgestutzten Bärten und Atlasbinden herausschauend, priesterliche Würdenträger in ernst gemessener Haltung, tabaksdurchräucherte, studiendurchwachte Gelehrtenphysiognomien, des Befehls gewohnte Beamtete und Gutsherren, überhaupt Leute von bedeutendem Besitz. Die Thüre von Norden her, die zu den Zentren führt, sieht ein ähnliches Publikum eintreten, aber ein jüngeres, und das ist nicht bloß von den Jahren zu verstehen. Der Kaufmann heißt hier noch nicht „Geheimer Kommerzienrath", anstatt hoher Staatstitel herrscht die einfache Bezeichnung Advokat, Arzt, Professor vor und in weißer Wäsche und glatten Manieren ein anmuthiges Behagen in modern gesellschaftlicher Form. Ist ferner die rechte Seite vorzugsweise von Vertretern der Großstaaten gebildet, so drängen sich nach der Mitte und gegen links besonders die Abgeordneten der mittleren und kleinen Länder, verstärkt durch die rascheren unter den Persönlichkeiten Preußens und durch mehrere Oesterreicher.

Auf der Westseite verschwindet plötzlich der Handschuh und ist der salonfähige Rundhut unerhört. Auch die Begrüßungen werden in jenem burschikosen Kurzstyle abgethan, in welchem ein Nicken die Verneigung, ein Zuruf von Weitem das annähernde Kompliment verbannt. Von der Westseite tritt die gemischte Gesellschaft der Allerlinkesten ein, darunter manche struppige, manche ungeschlachte und selbst verwilderte Gestalt. Aber das rauhe Haar und den rußigen Ton wollten wir gelten lassen, wenn nur die Gesichter im Durchschnitt etwas geistreicher wären. Mehrere darunter sind sogar das offenbare Gegentheil von geistreich in einem Grade, daß man verführt wird, zu glauben, der Unterschied der Parteien sey hauptsächlich nur ein Unterschied der Fähigkeit und der Bildung. Indessen ist auch die äußerste Rechte von unerfreulichen Erscheinungen ausgeprägter Borniertheit nicht frei, nur daß sie dort nach geschmeidigerer Gestalt sucht; wie sich denn die letzten Ausläufer keiner Partei dem Schicksale des Fratzenhaften und Widerwärtigen zu entziehen vermögen. Jede Uebertreibung führt nothwendig zum Unwahren, zum Häßlichen und darum zum Verhaßten.

Der Eingang endlich von Süden her, durch welchen wir Gagern nahen ließen, ist allen Fraktionen gemeinschaftlich, denn er faßt das Haus an der Herzkammer, wo alle seine Adern fächerförmig zusammenströmen. Minister von Beisler und Professor Döllinger, wenn auch schwerlich an demselben Ziele ihrer parlamentarischen Anstrengungen, so begegnen sie sich doch an derselben Thüre der Paulskirche, wenn der Eine auf seinen Platz neben dem General von Radowitz auf der Rechten, der Andere auf den Stuhl neben Eisenmann am Rande der Linken hinsteuert. Durch eben diese Thüre gehen ferner die Schnellschreiber ab und zu, die Kanzelisten und die Pedelle des Hauses. Durch eben diese Thüre wird dem erhitzten Hause auf Gläserbrettern das Wasser zugetragen, womit es sich homöopathisch unter den oft endlosen Redeflüssen der Mitglieder zu erquicken pflegt. Da die Damen denselben Eingang zu nehmen haben, so ist er natürlich den Elegants des Parlaments ein unentbehrlicher Weg, auf dem sie sich auch zeigen, wenn sie schon von anderer Seite her auf ihren Platz gerathen wären.

Das Protokoll ist inzwischen zu Ende gehaspelt, die Schnellschreiber sitzen mit gespitzten Bleistiften und

Ohren, die Mahnung des Präsidenten treibt schließlich selbst die widerspenstigsten Umherschwärmer auf ihre Bänke und die eigentliche Verhandlung beginnt mit Anzeigen von dem Ein- und Austritt einzelner Mitglieder, mit Berichten über neue Einläufe, mit Mittheilungen aus den Ausschüssen. Aber zur Tagesordnung gelangen wir erst, wenn die nun folgenden Anträge und Interpellationen überwunden sind, an denen es besonders die Linken nicht leicht einen Tag lang mangeln läßt. Zürnen wir ihr nicht darum, auch wenn sie keinen kleinlichsten Versuch verschmäht und keinen geringfügigsten Gegenstand; wenn sie das im Voraus Verurtheilte unverdrossen wiederholt und wenn sie Forderungen stellt, die eben nur gebracht, um zurückgewiesen zu werden. Es gehört zu der Oekonomie einer so großen Versammlung, daß die eine Seite des Hauses um so viel weiter, rücksichtsloser, stürmischer über das Maß hinausdrängele, als das träge Gegengewicht der anderen die Bewegung sonst hinter dem Erreichbaren zurückhalten würde. Das X Y Z der Ungeduld links wird vorgezeigt, damit die Bedachtsamkeit zur Rechten nicht zu lange bei den Anfangsbuchstaben des politischen A B C verweile. Allein so vorsichtig auch das Haus auf die Fangleinen achtet, die ihm täglich nach dem Hals geworfen werden, um es von der ebenen Bahn der Mehrheit auf die gliederbrechenden Seitensteige einer verwegenen Minderheit zu ziehen, so ist doch das Verfahren oft sehr aufhältlich. Da ist eine Frage, dort ein Antrag gestellt worden, dem eine aufklärende Erledigung nicht versagt werden konnte, und aus der Hauptfrage haben sich Nebenfragen abgezweigt, aus einer oberflächlichen Dringlichkeits-Diskussion ist eine ernste Debatte über die Sache emporgewuchert. Um eine Stunde und darüber ist die Uhr vorgerückt und jenseits der Anträge Venedeys, Wesendonck's, Vogt's, deren man endlich Herr geworden, droht eine gleichgesinnte Fortsetzung Schaffrath's. Wiesner's und Rösler's von Oels von so unmeßbarer als fruchtleerer Ausdehnung. Da besteigt des Reiches Nothhelfer Herr Schneer aus Breslau, ein kurzgewurzelter, rothbäckiger Assessor, der die Haare, die ihm auf dem Kopfe fehlen, im Gesicht und darüber die Brille trägt, die Tribüne mit einem Antrage. Die Linke weiß bereits auswendig, was Herr Schneer sagen wird, der ohngefähr den handwerklegenden Eindruck auf sie hervorbringt, wie der Glockenschlag Eins auf die mitternächtig geschäftigen Gespenster. Die Geschäftsordnung gestattet, daß eine Stunde nach eröffneter Sitzung der Uebergang zur Tagesordnung gefordert werden kann. Mit diesem Zauberworte bändigt das Haus den Spuk für heute, um ihn gewißlich am nächsten Morgen wider erwachen zu sehen. Aber des Reiches Nothhelfer und die Geschäftsordnung werden auch morgen 11 Uhr wieder zur Hand seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Heulerspiegelungen.

Was aber die Farbe des Parapluies betrifft, so ist besonders die blaue zu empfehlen. Blau ist die Farbe der Sanftmuth, der Bescheidenheit und des Gehorsams. Die veilchenblaue Treue der Deutschen gegen die von Gott gestammten Oberhäupter und die sanfte, bescheidene Unterthanen-Gemüthlichkeit darf sich auch nie verläugnen. Man denke nur an das Berliner Blau, an die berlinerblauen Ergebenheitsadressen von Potsdam und an den blauen Dunst von Sanssouci, und man wird mir zugeben, daß ich recht habe.

Aber nun komme ich auf einen der wichtigsten Punkte dieses ganzen Abschnitts, nämlich auf den Bart.

Ein wahrer Heuler, der es mit Gott und der von ihm, nämlich von Gott, eingesetzten Obrigkeit ehrlich meint, wird keinen leichtsinnigen Schnurrbart, keinen frivolen Zwickelbart, keinen Kinnbart à la Germain Metternich tragen. Solche Bärte sind das äußere Kennzeichen innerer Barrikadenbauluft, unbesonnener Katzenmusikwuth und sind den Herren ein Gräul. Solche Bärte verrathen rothrepublikanische Theilungsgelüste und schnöde Eigenthumsverachtung. Ein Heuler läßt täglich den Barbier kommen und trägt höchstens einen bescheidenen, anspruchslosen Backenbart, der nie die Gränzen des Anstandes überschreitet, der am Ohr gesetzmäßig anfängt und am Mundwinkel gewissenhaft aufhört und nicht viel breiter ist als anderthalb Strophen aus dem schönen Liede: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit!“

Mannigfaltigkeiten.

Erwerbszweige.

Frage. Sag' mir mal, Jottlob, wat treibst Du denn jetzt vor'n Geschäft? Du hast ja immer so viel Zettel unter'n Arm?

Antw. Det will ick Dir erklären, Kielmeyer, ick bin beim jottlosen politischen Klub und beim frommen patriotischen Vereine anjestellt. Vor'n politischen Klub klebe ick die Zettels an und werde davor bezahlt, und vor'n patriotischen Verein reiß' ick se wieder ab und kriege och davor bezahlt. Uff diese Weise ernähre ick mir höchst anständig.

Auflösung des Räthsels in Nro: 41:

Meisterstück.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 43 17. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Margaretha lag halb in einem großen Lehnstuhl von Sammet mit goldenen Nägeln; ihr Antlitz, so bleich wie ihr weißes Novizengewand, war theilweise in ihren Händen verborgen. Ohne Zweifel weinte sie.

Ihr gegenüber hing das Porträt ihrer Mutter, das die Gerichtsdiener noch nicht von der Wand abgenommen hatten, von so geringem Werthe war es. In einem von einem einfachen goldenen Reife umgebenen Medaillon waren die verwelkten Blätter zweier weißer, mit einigen Blutstropfen befleckter Rosen enthalten. Alles Uebrige hatte man weggenommen . . . Man erblickte die grünen, feuchten Ebenen, welche das Schloß umgaben, von einem gerade offenen Balkonfenster, dessen Gesimse beinahe durch die blühenden Ranken und die launenhaften Verschlingungen der Winden verborgen war. Plötzlich durchdrang die Sonne mit ihren goldenen Strahlen die Wolken und beleuchtete so freudig die Landschaft, daß das Mädchen mit einer gewissen Anstrengung aufstand, auf den Balkon trat und einen gierigen Blick auf diese Gegend warf, welche unter dem Hauche des Frühlings aus dem Schooße der Wellen hervorzutreten schien.

„Oh!“ sagte sie leise schluchzend, „alle diese Erinnerungen aus der Kindheit, die ich in meinem Herzen erloschen glaubte, erwachen wieder bei diesem Anblick. Ich sehe alle meine früheren Tage vor mir, ich erkenne wieder jeden Gegenstand, auf dem einst meine Augen verweilten . . . Dieses erste Leben, man hatte es mich vergessen lassen. Ich wähnte beinahe, es wäre ein seliger Traum! Doch nein, es war eine Wirklichkeit.“

Und zu dem Porträt zurückkehrend, das sie schon so oft angeschaut hatte, sprach sie mit bewegter Stimme:

„Das ist meine Mutter, diejenige, welche Gott verflucht hat, und sie schaukelte mich doch, als ich noch klein war, auf ihrem Schooße und wachte Nächte hindurch an meinem Bette. Oh! sie wird oft an mich gedacht haben, dessen bin ich sicher, sie wird grausam gelitten haben in der Stunde ihres Todes, daß sie mich nicht in ihre Arme schließen, an ihr Herz drücken konnte. Welch ein schönes, sanftes Antlitz! Oh! wer wird mir von meiner Mutter sprechen!“

„Ketha!“ sagte eine unterdrückte Stimme, welche in dem großen, leeren Zimmer minder stark klang, als ein Hauch der Abendluft.

Margaretha, die sich allein glaubte, wandte sich, Todesblässe auf dem Antlitz, rasch um. Sie bebte, als sie Frap Jose unbeweglich wie eine Bildsäule erblickte; doch sie glaubte das Wort, das er ausgesprochen, schlecht gehört zu haben, denn Niemand hatte sie mit dem Naman Ketha gerufen, seitdem sie aus dem Hause ihrer Väter entführt worden. Ihre so süßen Erinnerungen starben hin, als sie das Gewand des Mönches sah, und die düstere Wirklichkeit kehrte in ihren Geist zurück. Auch der Dominikaner hatte geschauert, als er das edle, schöne Antlitz von Margarethe erblickte, welche mehr dem Himmel als der Erde anzugehören schien, denn ein göttlicher Ausdruck träumerischer Schwermuth herrschte in ihren blauen Augen, ein trauriges Lächeln schwebte über ihren bleichen Lippen, und die Abgeschiedenheit hatte ihre weiße Haut matt gemacht, wie die der Frauen des Norden.

„Was wollt Ihr, mein Bruder?“ sagte sie mit sanftem Tone. „Ich habe mir einen letzten Augenblick der Einsamkeit erbeten, um mich auf das Opfer vorzubereiten, das man von mir fordert.“

„Ich komme,“ antwortete der Mönch mit hohler, bebender Stimme, „ich komme, um Euch zum letzten Male die Bitte Seiner Durchlaucht des Herzogs von Alba vorzutragen. Willigt Ihr ein, seinen Sohn Don Federigo, zu heirathen?“

„Nie! nie!“ erwiederte Margarethe kalt. „Ich habe diese meine unerschütterliche Absicht dem Statthalter schon erklärt.“

Und sie schaute erstaunt den seltsamen Boten des Herzogs an. Doch der Dominikaner hielt seine Kapuze sorgfältig auf die Augen niedergeschlagen.

„Es ist grausam für einen Vater,“ sagte er, „für einen Vater, der Euch Beide, Euch und seinen Sohn, mit gleicher Liebe umfaßte, der Euch Beide als seine Kinder betrachtete, einem solchen Widerstand gegen seinen Willen bei Euch zu begegnen.“

„Meine Religion macht es mir zur Pflicht, die Ehre auszuschlagen, die mir der Herzog von Alba erweisen will,“ erwiederte das Fräulein voll Adel. „Ich

Digitized by Google

kann sogar seinen Befehlen nicht gehorchen, da ich durch einen Eid meines Vaters gebunden bin . . .“

„Eures Vaters! eines Rebellen! . . .“

„Dieser Rebell war mein Vater, würdiger Bruder, und vor Gott sind alle Eide heilig. Der Graf von Lemée hatte feierlich geschworen, ich sollte mit dem Sohne seines Freundes, des Herrn von Brederode, getraut werden.“

„Sie hat das edle große Herz ihrer Mutter,“ dachte der Mönch, und wie von diesem Gedanken fortgerissen rief er:

„Ihr zieht also einen bettlerischen Friesen Don Federigo vor? Ihr verachtet nicht ganz und gar Eure Landsleute, welche die Kastilianer als bestias und bellacos luteranos behandeln!“

In der Hitze der ersten Bewegung hatte er diese Worte in friesischem Patois gesprochen, das er leichter als das Spanische zu sprechen schien; aber er nahm seine Unvorsichtigkeit an dem Erstaunen von Margarethe wahr, die ihm kalt und beinahe mit Verachtung antwortete:

„Wißt Ihr nicht, Fray Jose, daß ich diese Sprache nicht mehr verstehe. Sprecht Spanisch, wenn Ihr verstanden seyn wollt.“

Die hohe Gestalt des Mönches, der sich einen Augenblick aufgerichtet hatte, beugte sich abermals, die Flamme seines Blickes erlosch, seine Stimme, welche in einem wärmeren Tone geklungen, nahm wieder ihren ernsten Ausdruck an.

„Verzeiht,“ sagte er mit geheuchelter Demuth. „Ich sprach in dem Patois, das Ihr als Kind kanntet, das Euch in jedem Worte, wenn es von den Lippen Eurer Mutter kam, als eine Liebkosung erschien: ich wollte sagen, ihr könntet Euch von dem vermessenen Gelübde entbinden lassen, das Euch fesselt.“

„Nein! nein!“ rief sie. „Ich habe gewählt.“

„Ist es die Erinnerung an einen Rebellen, an jenen Henrik, was Euch hindert, den Eifer von Federigo von Alba für die gute Sache durch das Geschenk Eurer Hand zu belohnen?“ fragte Fray Jose mit zitternder, immer schwächer werdender Stimme.

„Henrik! habe ich diesen Namen ausgesprochen?“ versetzte Margarethe. „Ihr täuscht Euch, würdiger Fray. Ich würde mich den Erben der Brederode wie den Sohn des Herzogs von Alba zu heirathen weigern. Ich will Gott allein mein Leben weihen. Glaubt indessen nicht, Ihr könnet mich täuschen, mein Vater. Was der Statthalter begehrt, ist mein Vermögen, und dieses wird Don Federigo ganz zufallen, indem ich zu Gunsten der Staaten feierlich darauf verzichte; und da mein Entschluß bis zum vorletzten Augenblick nur dem Herzog von Alba bekannt gewesen ist, so war er im Stande, alle nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, um für einen geringen Preis sämmtliche Güter meiner Ahnen zu erwerben.“

„Habt also den Muth, dieses Opfer zu erfüllen, Tochter des Grafen von Lemée; fürchtet nicht, Eure Väter könnten den Deckel ihrer marmornen Gräber aufheben, um Euch diesen Abfall vorzuwerfen . . . Abraham opferte dem Herrn seinen Sohn Isaak, seine Freude und seinen Stolz . . . Muth also!“

Und mit einem furchtbaren Ausdruck im Gesicht ergriff er die kalte Hand von Margarethe, führte sie an das Fenster, das gegen den Hof ging, und sprach, in ein bitteres Gelächter ausbrechend:

„Seht hier hinab.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Reichskanzlers.

Der Hunne- und Halleberg erheben sich wie zwei von der Hand der Natur aufgebaute Burgen gegen die Wellen des Wenern. Der austretende See würde das niedere Land überschwemmen, wenn diese hohen Mauern nicht eine feste Wehr bildeten, an deren schroffem Fuße sich die Wellen, wie bestürzt durch diesen Widerstand, brechen und einen Ausweg durch den Götafluß suchen.

Schönere Aussichten, als diese schroffen und gewaltigen Höhen bieten, öffnen sich dem Auge nur an wenigen andern Stellen des Nordens. Man kommt am Fuße des Hunnebergs an. Eine unübersehbare Masse durcheinandergestürzter Granitblöcke, die von einer vorzeitlichen Ueberschwemmung hieher gewälzt worden, oder von den hohen Bergzinnen herabstürzten, und nun, nach unberechenbarer Zeit, mit Moos bedeckt von Fichten überschattet werden, bilden einen Wall, über dem der Berg seine Mauer lothrecht erhebt. Diese Bergmauer besteht aus lauter Basaltsäulen, die da und dort freistehend aus der übrigen Masse hervortreten.

Man fühlt sich von Staunen und Bewunderung hingerissen bei dem Anblick dieses Wahlplatzes, auf dem einst so mächtige Naturkräfte gekämpft. Man sieht unter den Ruinen nach einem wilden Streite, den die Natur selbst geführt, ehe das Menschengeschlecht aufstand und seine Kämpfe begannen. Aber obgleich die Menschheit sich ihres Reiches, der Natur, bemächtigt, sind doch die früheren kämpfenden Geister nicht ganz ausgestorben. Noch schleudern die Höhen bisweilen ungeheure Felsblöcke hernieder; mit einem schrecklichen Krachen, das die Nahewohnenden mit Schauder erfüllt, reißt sich eine Felsenmasse mit ihren Tannen los und stürzt in die Tiefe, daß die Erde ringsumher erbebt.

Betrachtet man die lothrechte Felsenwand nahe an ihrem Fuße, so glaubt man sich überall von einem solchen Bergsturze bedroht. Man naht sich ihr mit banger Furcht. Der kleine schmale Steig, den man betritt, schlängelt sich zwischen den durcheinandergestürzten Felsblöcken hin und führt zu einer Stelle, an deren Zugänglichkeit man verzweifelt. Aber ein Riß im Berge, von des Ortes Einwohnern Klef (die Steige) genannt,

eröffnet einen schmalen Weg, auf welchem man zur Höhe hinanklettert.

Hat man den Bergrücken erreicht, so erstaunt man, eine Natur wiederzufinden, die man bereits kennt. Nach den Eindrücken, die man auf der Wanderung hieher empfangen, hatte man erwartet, ein verzaubertes Land, eine Unterwelt, zu finden. Aber unter diesen moosigen Felsblöcken, diesen stolzen Fichten, empfängt die Phantasie, obwohl dem Nordländer das alles so bekannt ist, doch so wunderbare Eindrücke, daß sich der Betrachter der seltsamsten Gefühlsstimmung nicht erwehren kann. Man vermißt die Ebene, die man verlassen, man wendet sein Auge dorthin und tritt bis an den Rand der Tiefe vor, wo sie unter den Füßen des Betrachters liegt. Gleich einer Karte breiten sich Land und See, Aecker, Wiesen und Wälder vor dem erstaunten Blicke aus. Aus den kleinen Hainen erheben sich die weißen Kirchen. Auf dem Wenern sieht man da und dort ein entferntes Segel. In der Ferne zeigt der schöne Kinnekulle sein stolzes von Wolken gekröntes Haupt. Man glaubt sich über die Erde erhoben und die Seele durchströmt ein Gefühl des höheren Lebens, von dem man in den qualmigen Thälern keine Ahnung hat.

Der Reichskanzler, Graf Magnus Gabriel de la Gardie hatte hier ein Besitzthum, das er nach seinem Namen Magnusberg nannte, wie ein anderes, das er bei Stockholm besaß (aber von Karl XI. in Karlsberg umgetauft wurde). Bezaubert von der Schönheit der Gegend, hatte der kunstliebende Magnat den kühnen Plan erdacht, am Rande des Berges ein Schloß zu bauen, dessen Lage die romantischste im ganzen Norden werden sollte. Er hatte bereits an der bestimmten Stelle eine Mauer angelegt. Eine Kirche, die nicht weit vom Fuße des Berges gelegen war, hatte er zur Mutterkirche für mehrere Filiale bestimmt, und sie bedeutend vergrößert und verschönert.

Von Lindholm, Höjentorp und Lelö, den prächtigen Besitzthümern, wo er Hof hielt, kam er oft mit seiner fürstlichen Gemahlin nach dem Magnusberg, um die Aussicht zu genießen und zu jagen.

Damals traf man noch häufig Bären, welche in den einsamen Klüften und Höhlen, die man auf allen Orten des Berges findet, ihren Aufenthalt hatten. Noch vor nicht gar langer Zeit wurde einer dieser schwedischen Waldesfürsten geschossen. Was jedoch damals das Hauptvergnügen ausmachte, war die Hirschjagd. Sie wurden in reichen Thiergärten mit großen Kosten gehalten. Der edle Reichskanzler hatte gleichfalls aus den Thiergärten bei Höjentorp und Kallandsö solche Thiere hieher bringen lassen. Kein Bauer wagte es, eines zu schießen, da die strengsten Strafen darauf gesetzt waren. Er mußte sich seine Aecker von diesen schändlichen Thieren verwüsten und zusammentreten lassen. Wenn er am Tage gearbeitet hatte, mußte er die Nachtruhe aufopfern, um seine Saat zu bewachen, die außerdem noch in den Vögten der reichen Adeligen einen ebenso großen Feind hatten, als in den Hirschen, und wenn er es wagte, ein Thier zu tödten, so wartete seiner das schrecklichste Gefängniß auf dem Rittersitze. Die Königin Christine hatte sogar die Todesstrafe auf dieses Vergehen gesetzt. Mehrere Bauern wurden deßhalb zur Deportation nach den damaligen überseeischen Besitzungen Schwedens verurtheilt. Durch diese grausamen Gesetze verschaffte sich freilich der Adel jener Zeit ein großes Vergnügen, so schwer er auch das gedrückte Landvolk damit belastete. Kein Wunder deßhalb, daß durch diese und manche andere Veranlassung der Haß entstand, den der Adel durch die wachsende Macht auf sich lud, die er mißbrauchte, und durch den Hochmuth, der durch die reiche Beute aus dem Kriege und die Verschwendung der vorigen Regierung genährt wurde. Dieser Haß war tief gewurzelt bei dem Volke und einzig und allein der bessere Geist der folgenden Zeit vermochte ihn zu mildern.

Eines Sommertages des wichtigen Jahres 1676 hatte der Reichskanzler, obwohl man glaubte, er hätte weit wichtigere Geschäfte, nämlich die ihm von dem jungen König anvertraute Vertheidigung Westgötlands gegen den Einfall der Dänen, beschlossen, mit den Seinigen auf dem Hunneberg eine Jagd zu veranstalten. Auf den steilen Wegen bei Magnusberg rollten bereits die schweren Wagen, in welchen die hochgräfliche Familie mit ihrem zahlreichen Gefolge sich nahte. Am Rande des Berges, wo prachtvolle Zelte aufgeschlagen waren, wartete die Schaar der Jäger, Hunde, Pferde und alles, was zu solch' vornehmem Schauspiele gehört.

Eine Jagd, wie sie der Reichskanzler nun veranstaltet, war für den Jäger keine so mühsame Arbeit, als die des einzelnen Streifenden, der vorsichtig und mit Erwägung aller Vortheile sich das Wild aufsuchen und erlegen muß, ohne das geräuschvolle Treiben, das uns wie eine Flucht der sonst an die strengste Hofetikette gebundenen Vornehmen in die zwanglosen Waldfreuden erscheint. Die sonst so empfindlichen Damen ließen hier, statt der gezwungenen und regelrechten Haltung im Reithause vor dem Stallmeister, dem Rosse die Zügel schießen, bald von einem Büchsenspanner, bald von einem muthigen Mädchen begleitet, oder gar, wenn der Zufall günstig war, ganz allein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Paulskirche.

(Fortsetzung.)

Die Verhandlung wendet sich hierauf der vorgesteckten Aufgabe zu, und je nach ihrer Bedeutung oder durch die Fähigkeit ihrer Redner wird sie die Aufmerksamkeit der Mitglieder und der Zuhörer fesseln, vielleicht auch durch einen leidenschaftlichen Zwischenfall. Das sprüht oft auf, unversehens wie ein Wetterleuchten

am ruhigsten Himmel. Dem Sprecher ist eine Aeußerung über die Lippen geschlüpft, auf die er selbst kaum einiges Gewicht zu legen schien. Plötzliche Stille, daß man ein Blatt könnte fallen hören, und der Redner stockt noch ehe er unterbrochen wird. Dann ein empörtes Brausen rechts oder links, aus dem entrüstete Stimmen schmettern: „das ist eine Verdächtigung! Name! Beweise! der Redner muß zur Ordnung gerufen werden!“ Als Herr Heinreich von Gagern noch in den besten Tagen seiner Präsidentschaft, das heißt von den Nadelstichen und Kothwürfen einer ihn grimmig hassenden Partei wohl schon erreicht, aber noch nicht getroffen war, deckte er jeden Redner mit seinem mächtigen Schilde, der den Schutz dieses Achillesschildes irgend verdiente. Er kam mit einer versöhnenden Bemerkung, mit einer geistesgegenwärtigen Auslegung oder auch mit einem Tadel sofort zu Hülfe, — mit einem Tadel so würdiger Art, daß er den Redner eher ehrte als jemals beschämte. Der Anstoß ward damit sofort und sammt dem Hinderniße beseitigt. Erst der jetzigen veränderten Stimmung des Hauses und der tiefen Verletztheit des Vorsitzenden gemäß werden häufig ganze stürmische Zwischenakte aus solchen Scenen. Die Parteien haben sich freilich seitdem auch gründlicher kennen gelernt. Sie sind, seit sie an Auerswald's und Lichnowsky's Grabe gestanden, nicht mehr mit einer schönen Wendung zu beschwichtigen. Aber selbst wenn ein Fall der beschriebenen Art stattfindet, so ist doch die Kraft der Leidenschaft darin und das Kleinliche und Schwache der Verhandlung erscheint erst an ihrem Schlusse. Die Berathung ist als erschöpft geschlossen worden und die Abstimmung steht bevor. Was für eine Menge von peinlichen Wortklaubern und kleinen Rechthaber-Helden zählt das Haus, die jetzt die Tribüne mißbrauchen! Ich spreche nicht von allen Denen, die um ein Früher- oder Spätereinordnen ihres Verbesserungsvorschlages fechten, denen die Fragstellung ist in dieser Beziehung oft von entscheidender That. Aber von Denen rede ich, die um ein Komma streiten und um den Punkt über dem i. Eine solche Masse von nichtiger Weisheit wird nur in den deutschen Kammern durchsiebterisch ausgekramt. Herr Wigard, Herr Rösler von Oels, die Herren Schaffrath, Wedekind, Fuchs und selbst der edle Graf Schwerin kosten dem deutschen Reiche manche theure Parlamentsstunde, so eifrig eilen sie stets zum Haarespalten an den Zopf einer Fragstellung.

Ist endlich nach solchem Gefechte mit hölzernen Säbeln die Reihenfolge der Fragen entschieden, so tritt noch die Chikane oder jener prahlerische Patriotismus in die Schranken, der um den Beifall des Augenblickes und der Massen buhlt. Ihm ists nicht genug, daß die Welt erfahre, was beschlossen worden, sondern auch von wem aus allen den Fünfhundert, das soll sie wissen. Als das Jagdrecht aus meist fremden Taschen verschenkt ward, als die Versammlung Frohnden, Lehngelder und Zinsen großmüthig erließ, an denen kaum fünfundzwanzig ihrer Mitglieder wesentlich als Besitzende betheiligt waren, mußte namentlich abgestimmt werden. Ich will die unentschädigte Jagdrechts- und Frohndenberaubung weder tadeln, die eine Maßregel höherer politischer Gerechtigkeit gewesen seyn mag, noch die namentliche Abstimmung gerade darüber. Der Mißbrauch aber der namentlichen Abstimmungen, von denen eine jede beinahe eine Stunde kostet, ward von der Linken so weit ausgedehnt, daß sie nicht bloß in populären Fragen zur erzwungenen Regel wurde, sondern selbst in geschäftsmäßigen Fragen, wie z. B. in der, ob Herr Schaffrath die Dringlichkeit eines seiner wiederkehrenden Anträge auf Aufhebung des Belagerungszustandes in Frankfurt begründen dürfe oder nicht. Man hat berechnet, daß dem Vaterlande jedes Wort in der Paulskirche auf etwa einen halben Gulden zu stehen kommt, und es finden sich dennoch aller Augenblicke 50 Mitglieder, die es um ganze Stunden bringen. Für einen gewissen Menschentroß hat freilich die Zeit keinen Werth, nicht einmal einen Geldwerth!

(Schluß folgt.)

Heulerspiegelungen.

Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um, so sagt das Sprichwort und der Herr von Schmerling. Ein wahrer Heuler wird auch deßhalb gewiß alles vermeiden, was einigermaßen mit Risiko verbunden ist. Ein wahrer Heuler wird nie eine Volksversammlung besuchen, und wenn er eine solche ausnahmsweise besucht, wird er sich so stellen, daß ihm, wenn irgend ein Tumult auszubrechen droht, die Flucht nicht erschwert wird. „Weit davon ist gut vorm Schuß!“ muß der Leib- und Kernspruch eines wahren Heulers seyn. Wird die Stadt von einem Krawall beunruhigt und schreit man: „Bürger heraus!“ so wird ein wahrer Heuler, der Ruhe und Ordnung liebt, Thüren und Fensterläden fest verschließen, Niemand ins Haus lassen und im Schooße seiner Familie still und ruhig verharren, bis das tapfere Militär seine Schuldigkeit gethan und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt ist. Das erfordert die Pflicht der Selbsterhaltung; und unter allen heiligen Pflichten hält ein wahrer Heuler diese Pflicht für die allerheiligste. Die Wühler und Anarchisten werden uns zwar vorwerfen, wir hätten keine Kourage; aber wir werden lächeln und denken: Besser man ist frisch und gesund im Schooße seiner Familie ohne Kourage, als daß man umkommt auf den Barrikaden mit der Kourage. Viel besser ein Leben ohne Kourage, als Kourage ohne Leben! Dieß werden wir, wie gesagt, nur denken; aber aussprechen werden wir es nicht, um uns dem rothrepublikanischen Gesindel gegenüber kein Dementi zu geben.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 44 18. März 1849.

Der Bilderſtürmer und ſeine Braut.

(Fortſetzung.)

Der Hof bot ein trauriges Schauſpiel. Er war voll von Allem, was lange Jahrhunderte in dem edlen Hauſe aufgehäuft hatten; Geräthſchaften von geſchnitztem Holz lagen mit ihrer ganzen Schwere auf werthvollen Gemälden; Silbergeſchirr und eherne Prunkgefäße, deren Bewahrung der feudale Stolz ſich zur Pflicht gemacht hatte, erblickte man zerſtreut und mit Staub überzogen auf herrlichem Tapetenwerk von Brügge; dazwiſchen Spiegel, welche an den ſchweren, von ehrenvollen Beulen bedeckten und da und dort durchlöcherten Rüſtungen zerbrochen waren. Die Menge ſchaute bewegt und zitternd zu. Die ſpaniſchen Soldaten bildeten eine lebendige Mauer rings darum. Der Broetſchop del Rio und der Gerichtsſchreiber ſaßen auf dem Gerüſte. Schwarz gekleidet und die ſilberne Kette um den Hals, ſtanden die gerichtlichen Ausrufer auf beiden Seiten. Ein dumpfes Gemurmel erhob ſich aus allen Gruppen, während man die Vorbereitungen zum Verkauf beendigte.

„Ich bitte, entfernen wir uns, ich kann dieſes düſtere Schauſpiel nicht länger anſehen!“ ſagte Margarethe, während ſie ihr Antlitz mit den Händen bedeckte.

„Bleibt und ſchaut!“ erwiederte der Dominikaner mit hartem Tone. „Man muß den Muth ſeiner Werke haben; man muß den Kelch bis auf die Hefe leeren. Alle dieſe Reichthümer, geſtern noch heilig im Schloſſe Lemée, und jetzt ſchon nur noch elende Trümmer . . . dieß Alles iſt das Leben, es iſt die Vergangenheit Eurer Ahnen, die Ihr ohne Erbarmen in den Wind ſchleudert. Heute noch wird ein gemeiner Bauersmann aus dem ſilbernen Pokal trinken, den Adrian der Kreuzfahrer, dritter Graf von Lemée, von Sultan Saladin erhielt . . .“

„Oh! mein Gott! ſtehe mir bei! rief Margarethe.

„Morgen,“ fuhr der unbeugſame Mönch fort, „morgen wird ein Jude auf den Teppichen gehen, worauf der Künſtler die Feier der Geburt Eurer Mutter dargeſtellt hat. Alle dieſe Familienporträts werden Gaſſenſchenken zieren. Dieſe alten Ritter, die man nicht feſt anzuſchauen wagte, werden Bierkrüge an ihren grauen Bärten tragen.“

„Laßt mich! laßt mich!“ rief Margarethe voll Schrecken. Und ſie kniete verwirrt vor dem Porträt ihrer Mutter nieder und ſprach: „Oh! verzeihe mir! verzeihe mir, meine Mutter!“

Das Geſumme der Menge hatte indeſſen aufgehört. Die Frieſen hatten bis dahin den Eintritt irgend eines ſeltſamen Ereigniſſes erwartet, das den ruchloſen Verkauf verhindern würde. Vergebens! die Stunde war gekommen.

Der Gerichtsſchreiber las mit lauter Stimme das Protokoll der Verzichtleiſtung. Ein düſteres Stillſchweigen folgte auf dieſe Vorleſung, und ſchon ließ Meiſter Jonquille den Pokal von Sultan Saladin unter ſeinen dürren Fingern klingen, als eine kräftige Stimme mitten aus dem Volke ſich durch den Ausruf:

„Das Privilegium von Utrecht!“

hörbar machte.

Und ein Donner von hundert Stimmen wiederholte alsbald:

„Das Privilegium! das Privilegium!“

„Wer hat ſo geſprochen?“ fragte del Rio, indem er, roth vor Zorn, aufſtand.

„Derjenige, welcher das Privilegium von Utrecht fordert, trete vor!“ ſprach der Broetſchop mit kaltem Tone.

Niemand antwortete, Jonquille machte dem Gerichtsſchreiber ein Zeichen und dieſer ergriff raſch wieder das Pergament. Doch alsbald legte ſich ein ſtarker Arm auf den ſeinigen und ein kräftiger Fiſcher, genannt Peter van Berf, ſprach:

„Iſt das Geſetz heilig, oder genügt der Wille des Statthalters, um darüber wegzugehen?“

„Das Geſetz iſt heilig,“ antwortete der Broetſchop.

„Nun wohl!“ ſagte Peter van Berf mit feſtem Tone, „ich rufe das Privilegium des Grafen als eines Bürgers von Utrecht an, ſo wie es von Seiner glorreichen Majeſtät Karl V. gegeben worden. Die Güter jedes Bürgers, der, wegen welchen Verbrechens es auch ſeyn mag, durch die Hand des Scharfrichters, öffentlich oder insgeheim, vom Leben zum Tode gebracht worden iſt, dürfen nicht konfiszirt werden. Die Erben haben das Recht, ſie gegen eine Buße von ſechs Pfund Flämiſch

Digitized by Google

oder zwanzig Thaler französische Münze wieder an sich zu ziehen. Sind das nicht die Worte des Privilegiums, edler Broetschap?"

„Es sind die textgetreuen Worte," antwortete der Beamte.

„Und Ihr werdet der Forderung dieses Burschen entsprechen?" rief del Rio. „Vergeßt Ihr, daß der durchlauchtige Herzog unumschränkter Herr ist!"

„Der Herzog von Alba ist nicht Herr des Gesetzes, so lange seine katholische Majestät Philipp II. es nicht widerrufen hat," entgegnete mit unempfindlicher Miene der Broetschap. „Ich werde meine Pflicht zu erfüllen wissen, Doktor del Rio."

Dieser Vorfall belebte die Hoffnung wieder in vielen Herzen, und ein unruhiges Erwarten drängte alle Blicke und alle Gedanken bei dem Gerüste zusammen.

„Ich widersetze mich gewiß nicht dem Vollzug des Gesetzes," sagte der Doktor mit einem verschmitzten Lächeln, „doch mir scheint, da die Erbin Verzicht geleistet hat . . ."

„Wer beweist das?" unterbrach ihn der unerschrockene van Werf. „Man hat sie vielleicht eingesperrt, um ihrem Willen Zwang anzuthun. List oder Gewalt konnte ihr eine falsche Einwilligung entreißen. Die Gräfin Margarethe soll erscheinen; ihr Mund kann vor uns nicht lügen, vor uns, die wir sie, noch ganz klein, geliebt, und wir werden ihren Worten wie denen einer Heiligen glauben. Doch wir müssen sie selbst erklären hören, sie trete freiwillig das Dach ihrer Väter ab und lasse ihre friesische Habe verkaufen."

„Diese Forderung ist gerecht," sprach der Broetschap.

Der Doktor del Rio und der Gerichtsschreiber schienen sich mit verlegenen Blicken um Rath zu fragen; Peter van Werf bemerkte es und rief mit dem Ausdruck des Triumphes:

„Ohne Zweifel ist sie sehr fern?"

„Ihr täuscht Euch, sie ist hier," erwiederte trocken der Gerichtsschreiber, der sich vor dem kühnen Fischer fürchtete, denn er hatte ihn im Verdacht, er sey ein geheimer Agent der Seegeusen.

Auf ein Zeichen des Rathes war Jonquill verschwunden. Er begab sich in das Zimmer, wo sich Frau Jose und Margarethe von Lemée befanden, und theilte ihnen mit, was vorgefallen war. Alle drei stiegen sogleich in den Park hinab, um geräuschlos in den Hof durch eine kleine Thüre einzutreten, deren Anblick das Gerüste beinahe maskirte. Sie kamen auf einen Fußpfad, der völlig von Gras und wilden Stauden bedeckt war, und als Margarethe junge Bäume erblickte, deren Zweige die ganz mit Schmarotzerpflanzen bewachsene Mauer überragten, sprach sie unwillkürlich seufzend:

„Wie groß sie geworden sind! sie verschleiern nun die in der Mauer angebrachte Nische der Jungfrau, in der ich mich verbarg, um meinem Bräutigam, dem kleinen Henrik, bange zu machen. Doch sein Herz wußte stets zu errathen, daß ich hier war. Ach! die Nische hat sich nicht verändert, aber sie würde mir heute kein Obdach mehr gewähren."

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Reichskanzlers.

(Fortsetzung.)

Als die reichbespannten Wagen des Reichskanzlers bei der Zeltgruppe hielten, wo ein Haufen neugierigen Volkes sich zu versammeln nicht versäumt hatte, eilten die galonnirten Kammerdiener und Lakaien an die Wagentritte, um den Damen und vornehmen Herren das Aussteigen zu erleichtern. Einen Blick auf die bedeutendsten Glieder der Familie de la Gardies! Zuerst stieg aus dem Wagen der Reichskanzler selbst, ein hoher, kräftiger Mann, mit einem großen Gesichte, voll Würde, ganz Stolz. Sobald er einen flüchtigen Blick um sich geworfen, gleichsam die Anordnungen zu übersehen, wandte er sich um, und reichte seiner Gemahlin, des Königs Tante, der edlen Pfalzgräfin Maria Euphrosyna, die Hand. Obwohl sie bereits fünfzig Jahre alt war, und durch den mit den Jahren zunehmenden Embonpoit einen gewissen Schein von Schwerfälligkeit bekommen hatte, so strahlten doch ihre lieblichen Augen noch in unverändertem Glanze. Sie nahm die Artigkeit ihres Gemahls mit Zufriedenheit und Stolz auf. Man konnte sehen, daß die Fürstin gewohnt war, sich Artigkeiten von den vornehmsten Personen erweisen zu lassen und daß der Graf die Höflichkeit gegen das weibliche Geschlecht mit seiner sonst so hohen Würde so gut zu vereinen wußte, daß er sogar gegen seine Gemahlin die Aufmerksamkeit nicht versäumte, die zu den Sitten jener Zeit und den Forderungen der Bildung gehörte.

Während der junge Graf seine Gemahlin zu einem der Zelte führte, stiegen aus dem folgenden Wagen seine beiden erwachsenen Töchter. Beide waren ausgezeichnete Schönheiten, die gefeierten Zierden des Hofes und der Gegenstand der einschmeichelndsten Bemühungen der vornehmsten Herren, die sich ihre Aufmerksamkeit und ihr Wohlwollen zu gewinnen suchten. Die ältere, Fräulein Karin, einundzwanzig Jahre alt, kämpfte mit ruhiger Entschlossenheit gegen die liebsten Wünsche der Eltern und das eifrigste Bestreben des durch große und ehrenvolle Thaten ausgezeichneten jungen Generals Otto Wilhelm Königsmark, der ihre Liebe und ihre Hand zu gewinnen wünschte, während ihre neunzehnjährige Schwester, ohne Zögern ihr Jawort dem schönen Karl Gustav Oxenstierna, dem Enkel des größten Staatsmannes Schwedens, des unsterblichen Axel, gegeben. Als nun die beiden Schwestern eilten, ihren Eltern zu folgen, so zeigte die Gruppe zwei strenge Gegensätze, die feste,

weibliche Entschlossenheit mit ihrem sichern, elastisch unbeugsamen Schritt, und die freudige, kindliche, muthwillige, ungebundene, beinahe tanzende Art, sich zu bewegen, die die glückliche, unschuldige Liebe auszeichnete.

In den folgenden Wagen saß die Hofmeisterin der Fräulein, eine alte Frau: Litja, deren Gatte unter Karl X. während der Reichskanzler Gouverneur in Esthland war, gegen die Polen gefallen. Neben ihr saß eine Gesellschaftsdame. Sie hieß Fräulein Papegoja und ihr Vater war Gouverneur in Neuschweden gewesen, wo die blühende Kolonie, die sich bereits die Achtung der sie umgebenden amerikanischen Wilden erworben hatte, von den neidischen Holländern zerstört wurde. Die Blume Westgotlands, das heißt die Töchter der Reichen, mit ihren Müttern oder älteren Verwandten, die selbst im gräflichen Hause ihnen zum Schutze beigegeben waren, obwohl die strenge Pfalzgräfin das Szepter der Sittlichkeit mit würdigem Ernste führte, folgten in den nachkommenden Wagen. Alle sammelten sich unter dem weit ausgebreiteten Zelte, wo der Reichskanzler und seine Gemahlin als Wirth und Wirthin auf diesem Landsitze ihre Gäste höflich empfingen und sie zu einer glänzenden Mahlzeit einluden, die den heiteren Mühen der Jagd vorangehen sollte.

Während die gräflichen Musikanten vom Rande des ungeheuren Berges die schallenden Jagdhörner über die tiefen Ebenen ertönen ließen, und die üppigen Draperien auf der Nordseite des Zeltes aufgezogen werden, wodurch sie dem Auge die herrlichste Aussicht über die Sommerlandschaft und das Grüne vom Fuße des Berges bis zum Wenern eröffnete, wo das Blau des Wellenspiegels mit dem des Himmels zusammenschmilzt, — eilen wir von dem lärmenden Jubel auf die andere Seite des Berges. Dort finden die Freunde der Naturschönheit nicht minder wunderbare Bilder, voll jenes unerklärlichen Reizes, welchen die Natur wie unbewußt auch auf gewisse Punkte unseres Vaterlandes ausgestreut nnd die auf der ganzen übrigen Welt ihres Gleichen suchen.

Dort stand ein Jüngling, ohne Ahnung des Festlärmes, der auf der andern Seite begann. Sein Auge überflog das Thal, das den Hunne- und Halleberg trennt, und nachdem er es mit einem Blicke freudigen, aber liebevollen Abschiedes betrachtet, denn er wußte, daß er es bald wiedersehen würde, trat er in den Wald, des Kanzlers Thiergarten. Auf des Jünglings Schultern hing eine Büchse und bei dem ersten Anblicke des leichten Ganges, des scharfspähenden Blickes, des festen Ausdruckes der feinen Lippen konnte man ahnen, daß es ein Jäger sey, aber nicht einer der Theilnehmer am lärmenden Feste, sondern ein einzelner, — vielleicht aus Noth, sey es nun äußere odere innere, die auch bisweilen in der Begierde nach Mühe, nach Streit, nach Blut sich kund gibt, — zur verbotenen Jagd gelockter Mann. Keine Hunde umwedelten ihn, kein frischer Jagdruf von seinen Lippen weckte des Waldes schlummerndes Echo, aber in dem scharfen Auge, dem fertigen Gewehre ruhte ein sicherer Tod für jeden Gegenstand, der seiner fliegenden Kugel werth war.

Bei einem Binnensee auf der Mitte des Berges, in dessen klarem, aber kohlschwarzem Wasser sich die stolzen Fichten spiegelten, hielt der Jüngling inne. Er war von des milden Thales Schönheit zu einem wilden, düsteren, aber immer noch schönen Bilde gekommen. Mitten vor ihm, quer über dem kaum einen Büchsenschuß breiten See, stand zwischen den Fichten ein kleines Dach, ein Hirschstall, für die edlen Thiere erbaut, um sie in der Zeit des Jahres mit Futter zu versehen, wo der tiefe Schnee ihre gewöhnliche Weide bedeckt. Nun stand zwar der Stall leer, aber des Jünglings Blick untersuchte mit gespannter Aufmerksamkeit die nächsten Umgebungen. Da kein lebendes Wesen sichtbar war, stellte er sich stumm an den Stamm einer hohen Fichte und überließ sich den heimlichen Träumen, die einer wartenden Seele das Schauspiel des Wechsels von Liebe und Hoffnung eröffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Paulskirche.

(Schluß.)

Mit der letzten Abstimmung ist auch die Geduld der Versammlung zu Ende. Sie steht in zwei Dritteln von der Minute an, wo die Tagesordnung erfüllt ist, in den Gängen und auf dem Sprunge. Aber der Präsident hat noch einige Ankündigungen hinzuzufügen und ein Vizepräsident Bericht über Beurlaubungen und dergleichen zu erstatten. Mit Mühe erkämpft ihm die Klingel Gehör dafür und wehe dem Unglücklichen, der etwa durch eine dareingeworfene Frage den trippelnden Aufbruch verzögert oder noch eine Eintschreidung der Versammlung hervorruft und dadurch die Mitglieder auf ihre Plätze zurücknötbigt. Das unwilligste Geräusch von mehreren Hundert Hungernden treibt ihn von der Rednerbühne, wenn er nicht gleich mit den ersten Worten für die Wichtigkeit seines Einwandes zu überzeugen vermag. Nie ist die Versammlung strenger gegen müßige Bemerkungen und hinderliche Weitläufigkeiten, als wenn sie zwei, drei Stunden nach Mittag die gedeckte Tafel schon im sehnenden Geiste vor sich erblickt. Ist dann das ersehnte Wort heraus, das die Sitzung geschlossen hat, so fliegen schnell die Hüte auf die Köpfe und erst draußen vor der Kirche athmen die Eilenden auf, um einzeln oder selbander den Weg nach den verschiedenen Speisesälen der Stadt anzutreten.

Einen Theil der Parlamentsgäste nehmen die zunächst an der Paulskirche gelegenen Einkehrsorte hinweg, Weinwirthschaften, die sich um Küchen vergrößert haben, ferner zwei Restaurants in französischer Art,

Jouy auf dem Kornmarkte, und Schönemann auf dem Hirschgraben unweit Göthe's Geburtshause. Bei Jouy z. B. essen sowohl die Feinschmecker als die Ungeselligen, sodann die mit Ausschußarbeiten überladenen Abgeordneten, denen keine Zeit bleibt zu einem ausgebreiteten Mahle. Der Hauptstrom der Parlamentsmitglieder aber wendet sich den großen Gasthöfen zu, von denen mehrere von europäischem Rufe sind und die in Deutschland die Veranlassung zu dem verfeinerten Hötelleben gegeben haben. Aber dennoch ist's eine Täuschung, daß in Frankfurt noch heute die Gastwirthschaft in ihrer Blüthe stehe. Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren hat sie als Muster dafür gedient, seitdem aber scheint sie eher zurück- als vorwärts geschritten zu seyn und von den größern Städten Mittel- und Norddeutschlands ist sie überholt. Die Einrichtungen in Leipzig und Berlin sind eleganter, die Aufnahme verbindlicher, die Bedienung ist gewandter und artiger als hier. Den russischen Hof ausgenommen, bleiben die Frankfurter Hôtels hinter der Erwartung und zum Theil selbst hinter billigen Ansprüchen zurück, was durch die plötzlich unverhältnißmäßig vermehrte Frequenz erklärt, aber nicht gerechtfertigt werden kann. Die besuchteren Gasthöfe haben eine zweite Wirthstafel eingeführt, die unmittelbar nach dem Schlusse der Sitzung beginnt. Die zahlreichste davon eröffnet sich im englischen Hofe, wo sich auch die interessanteste Abendgesellschaft zusammenfindet. Herr Aug. Lewald hat im „Morgenblatte" diese Abendzirkel in anmuthiger Zeichnung geschildert.

Da es nicht zu verkennen, daß das gesellige Leben eine Wechselwirkung auf das parlamentarische ausübt, so dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der zusammenhängende Umgang, ja selbst der nur gleichzeitige Verkehr an denselben Versammlungsorten mit der Schicht des Hauses schroff abbricht, wo sich die Linke von der linken Mitte trennt. Die Angehörigen aller politischen Fraktionen bis auf jene Gränzscheide hinab, kommen außerhalb der Paulskirche mit einander in persönliche Berührung. Der katholische Geistliche aus dem Münsterlande von der strengsten Rechtseite, der Mittags seinen Fastentisch mit anderen Orthodoxen aufgesucht hat, begegnet auf dem Spaziergange zu freundlicher Begleitung dem Königsberger Professor, wider den er heute Morgen gesprochen oder gestimmt hat; der Führer der entschieden preußischen Partei, die das Verfassungswerk nur auf eine Vereinbarung mit den Einzelnregierungen begründen will, täuscht seine Meinung am Abende bei der Zigarre mit einem Vertreter der unbedingten Parlamentssouveränetät aus. Um denselben Theetisch der Dame vom Hause, oder auf dasselbe Sopha im Bürgerverein lassen sich die Minister der Zentralgewalt mit Deputirten von der widersprechendsten Richtung nieder, und was die Geselligkeit nicht ausgleichen kann, diese Spitzen verbirgt sie wenigstens unter dem gefälligen Kleide der Sitte. Manche Berichtigung, Versöhnung, Verständigung über Widerstrebendes bringt dennoch der Zufall zu wege oder der gute Wille. Trifft die auseinanderliegende Ansicht nicht in dem Einen überein, so nähert sie sich vielleicht in dem Andern und gewiß geht sie häufig hervor aus demselben patriotischen Wunsche, dem nämlichen redlichen Grundsatze. Aber einen spröd abstoßenden Körper bildet jene Linke, die sich aus den Parlamentskreisen hinaus und an Volksversammlungen anlehnt, wie auf der Pfingstweide. Sie hat nirgends eine gemeinsame Brücke, nirgends einen neutralen Boden auch nur für ein gesellschaftliches Vorüberstreifen an den Berufsgenossen, die nicht auch Meinungsgenossen sind. Hat sich die Paulskirche hinter sich zugethan, so ist auch der einzige Rahmen zerschnitten, der sie mit dem Parlament örtlich aber nicht geistig zusammenhält. Ihre Gesellschaft soll meist da seyn, wo man bei Bier und Taback von der Reichsversammlung verächtlich als von der „Gesellschaft in der Paulskirche" spricht.

Mannigfaltigkeiten.

„Weßhalb," ruft der Corsaire-Satan, „weßhalb hat Paris so viele Freiheitsbäume aufgepflanzt?"

— „Um wenigstens den Schatten der Freiheit zu haben."

In einer Chartisten-Versammlung erhob sich ein Redner und rief begeistert: „Die große Stunde ist gekommen. Brüder! Bewaffnet Euch bis an die Zähne, bewaffnet Euch — (hier sah er plötzlich einen Polizei-Agenten eintreten und, an die Sicherheitsbill denkend, fuhr er fort): . . . bewaffnet Euch — mit einem festen Entschlusse!"

Vor dem blutigen Aufstand in Prag ging ein Offizier der Swornost (Landwehr) über die Straße. Ein ungarischer Husar der ihm begegnete, unterließ die Honneurs. Als der Offizier ihn aufforderte, dieß zu thun, erwiederte der Husar: „Offizier, ja; Maskerad, nix" und gab dem Pferde die Sporen.

Räthsel.

Kommt ihr Ersten ungebeten,
Wo find' ich das Dritte?
Magst nur unter's Ganze treten;
Da hast Du das Dritte.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 45 20. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Als Margarethe, sich auf den Arm des jungen Mönches stützend, im Hofe erschien, entstand auf allen Seiten ein Geräusch schmerzlichen Erstaunens. Die Blicke der Menge hefteten sich auf sie zugleich neugierig und mitleidig. Sie zitterte, und der Mönch folgte allen ihren Bewegungen mit einem düsteren Auge, in dem sich zuweilen eine seltsame Flamme entzündete. Jonquille allein beobachtete aufmerksam den Dominikaner; er gewahrte einen stolzen, geschmeidigen Gang, der nichts von dem geheuchelten, feierlichen Ernste der Inquisitoren hatte; er sah aus seinen langen braunen Aermeln weiße, nervige Hände hervorkommen, die, weit entfernt, sich maschinenmäßig zum Gebet zu falten, als er den Rath del Rio erblickte, zu beben und den Griff eines Schwertes zu suchen schienen. Er glaubte auch einen Blick des Einverständnisses zwischen Fray Jose und Peter van Werf zu bemerken.

Margarethe fühlte indessen, wie sie ihre Kräfte bei allen diesen richterlichen Anstalten verließen, und sie sank auf den Stuhl, der ihr vorbehalten war. Der Mönch neigte sich zu ihr herab und sprach mit strengem Tone:

„Seyd Ihr Eures Muthes sicher, meine Schwester? Der Herr will starke Seelen vor der Prüfung. Also keine Schwäche!“

„Oh!“ sprach sie mit leiser Stimme, indem sie mit der Hand über ihre glühende Stirne strich, „verzeiht mir, ich bin nur ein armes, schwaches, sehr schwaches Mädchen. Hier habe ich als Kind gelebt, hier bin ich glücklich gewesen. Dieses alte Schloß war mein Paradies.“

In dem Augenblicke, wo ihr der Fray antworten wollte, erhob sich die Stimme des unempfindlichen Vroetschap, um von Fräulein Margarethe von Lemée das förmliche Zugeständniß ihrer Verzichtleistung zu fordern.

„Ich bin nur noch die Schwester Margarethe,“ antwortete sie demüthig unter einem tiefen Stillschweigen; „ich verzichte auf alle Güter dieser Welt. Ich will dem Lauf des Gesetzes nicht widerstreben.“

Die Menge hatte sich noch nicht von dem Erstaunen erholt, in das sie die Worte des Fräuleins versetzten, als der Gerichtsschreiber den Huissiers zurief:

„Beginnt den Verkauf.“

„Gut, meine Tochter,“ sprach der Mönch zu Margarethe mit einem ernsten Tone, in dem sich vielleicht eine bittere, verborgene Ironie hätte erkennen lassen. „Die Friesin Ketha ist todt für diese braven Leute, die sie als Kind auf ihren Armen getragen haben.“

Sie schaute ihn ganz verwundert an. Die Stimme des Fray Jose zitterte, als er diese Worte sprach; doch schon hatten sich seine Arme über seine Brust gekreuz, schon hatte sich sein Haupt in Demuth geneigt. Und überdieß wurde die Aufmerksamkeit von Margarethe durch den Ruf des Huissier abgelenkt, der das Gebetbuch der Gräfin von Lemée ausbot ein kostbares Buch mit seinen goldenen Ausmalungen und seinen acht künstlich gearbeiteten silbernen Beschlägen, welche an einer Decke von blauem Sammet glänzten.

Schon hatte der Jude seine Hand nach diesem Meisterwerk der Kunst ausgestreckt; doch er wich vor dem gebieterischen Blick des Mönches zurück, der auf das Gebetbuch deutete und Margarethe fragte:

„Ist dieß nicht das Buch, in welchem Eure Mutter lesen und beten gelernt hat?“

Margarethe schauerte.

„Werdet Ihr es an diesen Juden verkaufen lassen?“ fuhr er mit einem Hohnlächeln fort. „Ich denke, ein Gebetbuch ist kein ketzerischer Gegenstand und kann wohl Platz in der Zelle einer Nonne finden.“

„Ich kaufe es,“ sprach sie mit so schwacher Stimme, daß es nur der Mönch allein hörte.

Er nahm das Buch aus den Händen des Gerichtsdieners, öffnete es und zeigte Margarethe die erste Seite, worauf die Gräfin von Lemée gemalt war, und unter diesem Bilde las sie die mit zitternder Hand von ihrer Mutter geschriebenen Worte: „Meiner vielgeliebten Tochter Ketha.“

Sie konnte der Erschütterung nicht widerstehen, und brennende Thränen rollten über ihre Wangen. In diesem Augenblick näherte sich eine runzelige, schlecht gekleidete alte Frau mit dem Gerichtsdiener und sagte mit einem einfältigen Lächeln:

„Mein guter Herr, ich will das Buch kaufen, ich will das Gebetbuch kaufen.“

„Geht, armes Weib!“ brummte der Huissier und stieß sie zurück.

Doch Margarethe hatte diese Stimme erkannt; sie stand auf, stürzte auf die Unglückliche zu und rief:

„Thea! Thea! meine alte Amme, erkennst Du mich? Ich bin Ketha, die Tochter Deiner guten Gebieterin. Oh! sprich mir von meiner Mutter!“ Und leise fügte sie bei: „Du hast sie nicht verlassen! Du hast sie sterben sehen!“

„Ketha ist todt, todt; die Gräfin hat keine Tochter mehr! Warum sollte sie leben? Das Gras zerfrißt das Grab, Niemand kommt dahin, um zu beten. Die alte Thea allein weint dort jede Nacht.“

Diese Schauer erregende Scene zog aller Augen auf sich. Die spanischen Soldaten rührten sich nicht. Die Friesen verfluchten in ihrem Inneren den Herzog von Alba. Die Frauen weinten und die Kinder schrieen, als sie ihre Mütter weinen sahen.

„Das Gebetbuch!“ wiederholte Thea mit zitternder Stimme, indem sie den Gerichtsdiener am Arme schüttelte.

„Bezahlt es,“ erwiederte der Letztere von Ungeduld.

Bei diesen Worten fielen die Hände von Thea kraftlos an ihrer Seite herab. Dann, als ob ihr plötzlich ein Gedanke gekommen wäre, lächelte sie, machte mit einer naiven Geberde ihren Rosenkranz von dicken Korallenkugeln, den letzten Schmuck ihrer Lumpen, los und reichte ihn dem Gerichtsdiener, während schwere Thränen ihren Augen entstürzten und über ihre gerunzelten Wangen liefen.

„Dieser Rosenkranz ist keine drei Piaster werth,“ bemerkte Jonquille.

„Stille, Jude!“ rief der Mönch. „Und Ihr, Ausrufer, gebt das Buch dieser Frau; es ist eine gute Katholikin; sie behalte ihren Rosenkranz. Ich biete mehr auf das Gebetbuch.“

„Und ich?“ sprach Margarethe mit schmerzlichem Tone und mit einem Blick des Vorwurfes zu dem Dominikaner.

„Das ist das letzte Opfer des Herzens.“

„Oh! ich kann nicht mehr länger hier verweilen, ohne zu sterben!“ rief Margarethe; und sie erhob sich mühsam, grüßte den Broetschop und den Rath, und entfernte sich begleitet von Fray Jose. Als sie wieder in dem Zimmer des Porträts waren, beobachteten Beide einige Minuten lang ein düsteres Stillschweigen. Beider Geist schien von tausend Gedanken beschwert zu seyn, die sie sich nicht mitzutheilen wagten, und es fand ohne Zweifel ein furchtbarer Kampf in der Seele des jungen Mannes statt, denn die Adern seiner Stirne schwollen an und seine Hände falteten sich krampfhaft. Plötzlich wurde diese Stille durch ein langes, schrilles Pfeifen unterbrochen, das aus dem Zimmer selbst zu kommen schien. Fray Jose erbleichte und rief:

„Ich bin verloren.“

„Großer Gott! was wollt Ihr damit sagen?“ flüsterte Margarethe erschrocken.

„Daß ich nicht der Fray Jose, daß ich kein Mönch bin,“ erwiederte der junge Mann mit einem wilden Gelächter, indem er die Falten seines Gewandes in seinen Händen zerknitterte.

„Wer seyd Ihr denn?“ fragte Margarethe gegen den Balkon zurückweichend.

„Wer ich bin, das fragt Ihr, Ketha?“

„Oh! ich habe bange, es zu errathen,“ sprach sie und legte ihre Hand auf ihr Herz, das sie heftig schlagen fühlte.

„Ja, ich bin Henrik von Brederode,“ sagte der falsche Dominikaner, „Henrik, den Ihr an der Unruhe seines Tones und seines Blickes, welche die Lüge seiner Tracht verrieth, nicht erkannt habt, Henrik, der Euch liebt!“

„O mein Gott, das ist die härteste Prüfung!“ rief Margarethe.

„Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt, Eure Seele sey in Eis verwandelt worden,“ fuhr Henrik fort. „Ihr habt also nie an mich gedacht? Da Ihr alle Liebe zu mir verloren habt, wie Ihr sagt, so verrathet mich heute. Ich werde mich glücklich fühlen, wenn ich durch Euch meinen Henkern ausgeliefert werde.“

Ihr seyd also ein Reformirter, Henrik?“ fragte Margarethe voll Bangigkeit.

„Oh! Ihr auch, Ihr habt auch bange vor mir?“ rief Henrik mit einem furchtbaren Tone. „Der Name eines Reformirten flößt Euch Furcht ein. Ja, ich bin einer von den verabscheuten Söhnen Luthers . . . Und dennoch habe ich, um Euch zu sehen, dieses Gewand genommen, ich habe unter dem Kleide der Verfolger den Patrioten verborgen . . . Doch Ihr, Ihr habt nichts geahnet.“

„Ich werde Euch nicht verrathen, Henrik. Gott hat seiner Magd die Nächstenliebe befohlen. Ich werde sogar Eure Flucht unterstützen.“

„Die Nächstenliebe! Ich danke für dieses Almosen, doch ich bleibe, Ketha.“

„Oh! das ist unmöglich!“ sprach sie.

Und als er sie mit einem höhnischen Lächeln anschaute, rief sie bebend, als ob sie der Donner Gottes rührte, um sie für ihr Geständniß zu strafen:

„Weißt Du nicht, daß ich Dich liebe?“

„Du solltest mich lieben!“ sprach Henrik voll Entzücken. „Nein, nein, das ist eine edle Lüge, durch welche Du mich zur Flucht zu bestimmen und zu retten hoffst. Komm mit mir, und ich werde Dir glauben.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Reichskanzlers.

(Fortsetzung.)

Die Sonne hatte ihre Mittagshöhe noch nicht erreicht, als der Jüngling aus seinen Träumen durch ein unerwartetes Hundegebell erweckt wurde, das tief aus dem Walde hinter dem See erscholl. Bei dem kleinen Stalle zeigten sich im selben Augenblicke die schlanken Formen eines Hirsches, der mit scheuem Sprunge durch die Bäume eilte. Im Augenblicke lag das sichere Gewehr an dem Kinne des Jünglings und das tödtliche Rohr zielte auf das fliehende Thier; als sich aber das erneuerte Gebell mehrerer Hunde auf einmal im nämlichen Augenblick hören ließ, bezwang der Schütze sein Gelüste und horchte. Ein rascher Gedanke ließ ihn das Gewehr senken. Da eilten im nächsten Momente mehrere Rehe vorüber, das Jägerhorn erscholl aus der Ferne und der Lärm der Jägerschaar traf sein Ohr; er eilte, selbst fliehend wie ein Reh, zurück zum Thale, sprang den Weg hinunter, der an der Bergeshöhe hinführte und wollte sich verbergen in der Furcht, auf der verbotenen Jagd ertappt zu werden. Aber gerade an der Stelle, wo der Weg zu einem kleinen Hofe, dem „kleinen Walde“ führt, kam ein Reiter im vollen Galopp auf dem Weg von Wenersburg herangesprengt. Die Kuriertasche lag auf seiner Brust und das Klatschen seiner Peitsche scholl lustig durch die Berge.

Der Jüngling konnte sich nicht verbergen, ehe der Reitende ihn eingeholt. Beide betrachteten einander mit erstaunten Blicken. Der Reiter hielt an, ein Ausruf gegenseitigen Wiedererkennens und sie reichten einander die Hände, wie alte Bekannte grüßend.

„Wo in aller Welt kommst Du her?“ rief der Kurier. „Ich vermuthete wahrhaftig nicht, Dich hier zu treffen, Gustav — —“

„Lilje heiße ich hier am Orte,“ war die Antwort. „Ich hoffe, Du reitest nicht so rasch vorbei, denn der kleine Hof dort zwischen dem Laubholz ist meine Wohnung.“

„Ich habe Eile, Gustav,“ antwortete der Andere. „Du siehst meinen Kuriersaufzug: ich komme von Seiner Majestät selbst und meine Botschaft gilt dem alten Reichskanzler; wo werde ich ihn treffen? Er hat ein Regiment Freischützen auf die Beine gebracht, die sein Sohn anführen soll; und es ist von nöthen, daß er je eher je lieber in's Feld rückt. Es ist leider nicht seine schwache Seite, zu eilen; doch wäre es unbillig, seinen guten Willen zu mißkennen. Aber Du, Gustav, Du kannst mir doch sagen, weßhalb ich Dich hier finde?“

„Ich brauche einen Zufluchtsort, Wilhelm,“ antwortete dieser, „ich habe Stürme erlebt, seit wir uns zum letzten Male sahen, Stürme, in welchen mein Inneres Schiffbruch litt. Mit Verlust meines Vermögens, und meiner Gemüthsruhe habe ich mich hieher gerettet. Ich kaufte diesen kleinen Hof, den Du dort siehst. Während ich im Wald und auf dem Feld umherschweife, um meinem unruhigen Sinn Beschäftigung zu suchen, wartet meine Schwester des kleinen Hauses, wo ich Ruhe suche, obwohl ich sie so selten finde.“

Ueber die sonnverbrannten Züge des Reiters flog ein Ausdruck tieferer Bewegung. „Wir haben viel,“ sagte er, „mit einander zu besprechen, aber die Zeit erlaubt es jetzt nicht. Auf dem Rückwege von Leckö, wo ich jedoch höchstens einen Tag verweilen kann, besuche ich Dich.“

Nach einem Augenblicke sagte Gustav zögernd: „Kaum möchte ich glauben, daß Du den Reichskanzler auf Leckö triffst. Wenn mich nicht der Lärm einer großen Jagd auf dem Hunneberg getäuscht hat, so muß er sich, mit den Seinen, auf jenem Berge drüben befinden. Ich will ihn nicht treffen und entziehe mich deßhalb seinem Anblicke.“

„Du?“ rief der Reiter mit dem Ausdruck gespannter Erwartung.

„Lebewohl, willkommen auf dem Rückweg!“ antwortete der Jüngling, indem er durch die Heckenthüre in den Hof sprang.

Der Reiter sah ihm einige Augenblicke nach, faßte sich dann rasch, gab seinem Pferde die Sporen und flog im schnellsten Galoppe dem Hunneberg zu.

Ein schönes Thal streckte sich zwischen den beiden Bergen hin: es scheint als ob sie früher als ein Berg zusammengehangen hätten, aber durch eine heftige Naturerschütterung auseinander gerissen worden wären. Man wandert in dem Thale wie in einer Säulenhalle des Tempels der Natur. Auf beiden Seiten erheben sich die stolzen Bergwände mit ihren Säulen und tragen auf hohen Kapitälen einen Wald, der stolz in das Thal niederblickt, das voll von fruchtbaren Wiesen ist, nur da und dort unterbrochen von Brachfeldern und Hainen. Ein brausender Bach stürzte von dem Abhange des Hunnebergs zwischen einer Reihe von Mühlen herab, die, eine über der andern erbaut, einen Anblick von eigenthümlicher Schönheit gewähren. Auch von der Spitze des Hallebergs schäumen einige Quellen in hohen Kaskaden über den Abhang. Das Geräusch der Quellen mischt sich mit den Tönen der Kuhhörner, die einander im Thale und auf den Bergen antworten, und von einem langen Echo zwischen den Klippen wiederholt werden

Mitten im Thale ist die höchste und abschüssigste Stelle des Hallebergs die noch heute ihren uralten Namen trägt, Aettestupan, *). Dort sieht man das lange Thal zu seinen Füßen und sogar der Hunneberg öffnet die Aussicht über seine Seen von diesem hohen Stand-

*) Ein hoher schroffer Felsen, von welchem sich die alten Bewohner des Nordens herabstürzten, wenn Alter oder andere Schwachheiten sie hinderten, im Felde zu sterben.

punkte aus. Zur Linken ſieht man, wo ſich das Thal ſchließt, den Spiegel des Wenern, in der Ferne vom Himmel begränzt. Zur Rechten, wo das Thal die Ausſicht frei läßt, liegen die fruchtbaren Ebenen Trollhätta's und die noch entlegeneren Berge, wo der Götaſee majeſtätiſch ſeine blaue Bahn ziehend, zwiſchen den ſchönen felſigen Ufern dahinrauſcht.

Guſtav war kaum einen Augenblick in ſein Haus getreten, als er wiederum hervortrat, und nach dem andern Berge dem Halleberge eilte. Er hatte bald den Felſenriß erreicht, der zur Atteſtupa hinaufführt. Nahe bei demſelben hielt er an einer Kaskade, die über den Bergabhang herabrauſcht. Eine klare Quelle, oft überſtrömend, gießt einen feinen, prachtvollen Waſſerſtrahl hernieder, der brauſend und aufgelöſt in Schaum, zwiſchen den Felſen an des Berges Fuß verſchwindet.

(Fortſetzung folgt.)

Heulerſpiegelungen.

Wenn irgend Unruhen ausbrechen wegen Eingriffe in die März-Errungenſchaften, ſo werden wir wahre Heuler die Hand aus dem Spiele laſſen. Was iſt denn überhaupt an den März-Errungenſchaften ſo ſchön und prächtig, daß ein guter friedliebender Bürger, der etwas zu verlieren hat, ſich dafür Opfern ſoll? Etwa die Preßfreiheit? — Eine ſchöne Beſcheerung dieſe Preßfreiheit! Sie iſt nur eine Waffe literariſcher Proletarier gegen den Wohlſtand friedliebender Bürger und weiter nichts. Oder iſt etwa die Volksbewaffnung eine ſo herrliche Errungenſchaft? Gerechter Himmel! Seit die Volksbewaffnung aufgekommen, kommandirt uns jeder Schuhflicker; und mancher friedliebende Bürger muß das Bett verlaſſen, um in Nacht und Nebel die Anarchie von unten zu verhüten und in beſtändiger Angſt vor Prügeln und Erkältungen zu leben.

Es wäre in der That mit dieſer Volksbewaffnung gar nicht auszuhalten, wenn nicht die Regierungen, um der Anarchie zu ſteuern, die Volksentwaffnung eingeführt hätten, wodurch ſie dem ruhigen und friedliebenden Bürger Gelegenheit geben, Beſitz und Sicherheit nicht mehr durch eigene Tapferkeit ſchützen zu müſſen.

Mannigfaltigkeiten.

Bei dem großen Zuge am Tage der Eröffnung der National-Verſammlung in Paris bemerkte man mehrere Neugierige, welche auf das Baſſin einer Fontaine geſtiegen waren und ſich ſtundenlang von dem herabſtürzenden Waſſerſtrahle benetzen ließen, nur um das Schauſpiel recht zu genießen.

Das nenne ich Patriotismus, oder — Neugier!

Die Heimath.

Aus einer Extra-Beilage zum Felleiſen des Würzburger Stadt und Landboten.

Ich ſtund an meiner Gränze,
Am Wege ſtand ein Stein.
Lebt wohl ihr heim'ſchen Fluren!
Es muß geſchieden ſeyn.

Man hört ja ſo viel rühmen
Von fremder Städte Pracht,
Doch alles waren Träume,
Ich bin davon erwacht.

Ich ſah die fernen Lande,
Ich bin nun dort bekannt,
Doch ruft es laut im Innern:
„Nicht iſt's dein Heimathland.“

Gar luſtig iſt das Wandern,
Man haſcht nach fernem Glück,
Doch ach! die ſchöne Heimath
Ruft ſehnſuchtsvoll zurück.

Zur Heimath kehr ich wieder
Und lebe ſtill und froh;
Ich wohn' nicht in Paläſten
Die Hütte deckt nur Stroh.

Dort unter jenen Linden,
Wo die drei Kreuze ſteh'n,
Dort ſchlafen meine Eltern
Und auch mein Liebchen ſchön.

Ich will nicht weiter wandern,
Wo meine Wiege ſtand,
Da ſteht mein Sarg daneben
Im ſchönen Heimathland.

Auflöſung des Räthſels in Nro: 44:

Regenſchirm.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 46 22. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

„Ich liebe Dich," stammelte Margarethe rasch. „Doch warum machst Du gemeinschaftliche Sache mit den Blutmenschen, welche die Bilder Gottes und der Heiligen zertrümmern? Das sind ruchlose Verbrecher, Verworfene, die mich tödten würden, weil ich meine Religion liebe und fromm bin! Oh! sage mir nicht, Du vermöchtest mich zu beschützen. Der Inquisitor Izquierdo hat mich wohl belehrt, wie die Anhänger Luthers die Katholiken marterten."

„Man hat Dich getäuscht! rief Henrik.

„Nein! nein! ich weiß Alles!" entgegnete Margarethe mit einem ungläubigen Lächeln; „Einer besonders von diesen Menschen ist unbarmherzig und schrecklich, . . . eine Art von Zauberer, der allen Nachforschungen entgangen ist, der in verschiedenen Orten zugleich und stets unter einer andern Tracht erscheint. Diesen Menschen nennt man . . ."

Ihre Stimme sank, ihr Blick wurde furchtsam, ihre Hände zitterten.

„Man nennt ihn?" fragte Henrik im höchsten Maße bewegt.

„Ralf den Bilderstürmer," flüsterte sie beinahe unverständlich.

„O! die Feigen! rief Henrik, krampfhaft an der Schnur seines Mönchgewandes zerrend, während Leichenblässe sein Gesicht bedeckte.

Man hörte zum zweiten Male pfeifen. Margarethe reichte dem Rebellen die Hand und sprach mit würdevollem Tone:

„Geht, Henrik, das Kloster tritt zwischen uns, und wir dürfen nichts mehr auf dieser Welt hoffen. Doch ich werde zu Gott für meine Mutter und für Euch beten, damit er Eure Augen dem himmlischen Lichte öffne und Euch von der Verirrung zurückkehren lasse."

Henrik schaute sie voll Liebe an, machte dann eine verzweifelte Geberde, verließ das Zimmer und stieg rasch und kühn in den Hof hinab.

In dem Augenblick, wo man zum zweiten Male hatte pfeifen hören, erhielt der Doktor del Rio eine Botschaft, die er mit tiefem Erstaunen las und sodann den Broetschap übergab.

„Ich erfahre," sagte er sich an das Ohr von Jonquille neigend, „ich erfahre, daß der ehrwürdige Frap Jose bei Enchuse von der Bande des höllischen Schurken Ralf des Bilderstürmers festgenommen worden ist. Wer mag der Mensch seyn, der es gewagt hat, hier die Rolle des Ehrwürdigen zu spielen und uns durch seine List zu bethören?"

„Ein Ketzer; ich vermuthete es," erwiederte Jonquille.

„Ein Bosquel!" sagte der Gerichtsschreiber.

„Man verhafte ihn, wer er auch seyn mag," rief del Rio auf den Mönch deutend, der unter das Volk geschlüpft war.

Doch dieses Unternehmen war schwierig. Der Kreis der Soldaten löste sich, und die Kastilianer sahen sich alsbald durch die unbewegliche Masse der Friesen gehemmt, deren passiver Widerstand Henrik vortrefflich unterstützte, sobald sie begriffen hatten, daß der vorgebliche Mönch den Spaniern verdächtig war. Jonquille, den die Fäuste von Peter van Berf nicht schonten, hatte sich hinter den Broetschap geflüchtet. Die Menge, welche sich unablässig vor und hinter den Soldaten schloß, öffnete dem Dominikaner einen leichten Durchgang. Als der junge Mann bis zum Eingang des Schlosses gelangt war, riß er sein Mönchsgewand ab, und man sah ihn in einem grünen Rock mit dem rothen wollenen Gürtel und dem langen Dolch der Seegeusen. Er stieß einen Schrei aus, der um ihn ein Dutzend seiner Parteigänger sammelte, deren Schwerter unter der Menge flammten. Peter van Berf war verschwunden. Einige Soldaten stürzten wie von unsichtbaren Händen getroffen nieder, und es entstand ein furchtbarer Lärmen, gemischt aus Schreien, Bitten und Drohungen.

Luis del Rio zitterte bleich wie der Tod auf seinem Sitze, während der Broetschap ruhig seinen Gerichtsstab ausstreckte, als wollte er diesen Sturm beschwören.

„Rath, schau' hinter Dich!" rief nun Henrik.

Ein röthlicher Schein fing an sich über dem Schlosse zu erheben. Der Tumult hörte einen Augenblick auf und aller Blicke richteten sich nach dieser Seite.

„Feuer!" rief del Rio erschrocken.

„Dieser Brand läutere den ruchlosen Verkauf," sprach Henrik mit feierlichem Tone; „die Hand der

Spanier beflecke nicht die Verlassenschaft der Grafen von Lemée!“

Und sich auf ein Pferd schwingend, das man für ihn vor dem Thore des Schlosses bereit hielt, verschwand er wie ein Blitz. Eine Viertelstunde nachher war der Hof leer und Jonquille sah zu seinem Schmerz, wie das Schloß mit seinen Schätzen, ohne daß sich ein Hinderniß entgegenstellte, von den Flammen verzehrt wurde. Peter van Verf hatte, ehe er das Feuer angelegt, Fräulein Margarethe in den Park geführt. Der Doktor del Rio und der Broetschap brachten sie in das Kloster von Enchuse, wo sie ihr Gelübde ablegen sollte.

Da der Rath der Unruhen ein Opfer brauchte, das man für ein so ernstes Ereigniß verantwortlich machen konnte, so zeigte der Jude den Gerichtsschreiber an. Er schwur, dieser Elende stehe in Verbindung mit den Bilderstürmern, und er habe Zeichen des Einverständnisses zwischen ihm und dem angeblichen Mönch wahrgenommen. Vergebens wollte sich der arme Mann vertheidigen, vergebens betheuerte er, er sey ein guter Katholik.

„Bist Du ein Katholik, so ist das ersprießlich für Deine Seele,“ scheute sich der Doktor del Rio nicht mit einem wilden Gelächter zu erwiedern. Und diese Antwort ist berühmt geworden in der Geschichte der Tyrannei des Herzogs Alba.

Der Gerichtsschreiber wurde zum Tode verurtheilt und in derselben Stunde gehenkt. Jonquille behielt die zwanzig tausend Piaster, die ihm der Geizige geliehen hatte.

. . . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Reichskanzlers.

(Fortsetzung.)

Bei dem Anblicke dieses herrlichen Wasserfalles hielt Gustav inne und versank in düstere Betrachtungen. Keine Ruhe, keine Rast — dachte er — die eine Welle drängt die andere in die schäumende Tiefe hinab, Wogen fliehen vorbei und verschwinden: es sind die Blitze des Wassers. Ich sehe ein Bild meines stürmischen Lebens; freudig und stolz in den Hoffnungen meiner Jugend flog ich der Zukunft entgegen. Meine Träume waren kühn, sie eilten wie die klare Woge, und gewiß war es der Himmel, wenigstens meines Lebens Himmel, der sich in ihnen spiegelte, denn sie waren so rein, so klar. Aber plötzlich öffnete sich ein Abgrund unter meinen Füßen, ich sah mich in die Tiefe gestürzt. Da wurde mein Inneres aufgelöst, denn es war zerschmettert. Und wieder zur vorigen stillen Höhe zurückzukommen, ist ebenso unmöglich, als für den schäumenden Wasserstrahl, den Weg zu seiner Quelle zurückzufinden. Vielleicht schwebt noch ein Tropfen in den Wolken und kennt die kleine Quelle nicht; da stürzt er sich wie eine Himmelsthräne in ihre Tiefe. Ist das auch für ein zernichtetes Herz möglich, eine Hoffnung, die uns nicht heilen, aber in einer Liebe wieder aufleben lassen könnte?

So stand der Jüngling in seine Träume versunken da, als man den Jagdruf vom Hunneberg herüber immer deutlicher vernahm. Er wandte seine Augen dorthin. Am Rande des Berges zeigte sich bald die Gestalt eines Rehes, bald die eines Jägers. Die Hörner schmetterten, da und dort blitzte ein Schuß, dessen Hall von dem vielfachsten Echo der Felsen wiederholt wurde. Endlich zeigte sich da, wo der Weg sich herabschlängelte, die glänzende Schaar der Damen, für welche die Jagd hauptsächlich veranstaltet worden.

Die Masse der scheuen Hirsche wurde allmälig an dem Rande des Berges zusammengetrieben. Ihre Flucht war nach dem Walde zu von den verfolgenden Hunden abgeschnitten. Von der einen Seite näherte sich die Jägerschaar am Bergrande hin unter unaufhörlichem Schreien und Lärmen, von der andern Seite kamen die Damen mit den leichten Jagdgewehren in der Hand, allmälig näher und näher. Vor sich hatten die erschrockenen Thiere den gähnenden Abgrund. Aber ein Kronhirsch, der Anführer der ganzen Heerde, der, als er jeden Ausweg abgeschnitten sah, schnaubte und stampfte und das ästige Haupt senkte, um seinen Verfolger zu erwarten, entdeckte im selben Augenblicke zwischen den Felsen eine schroffe Kluft. Mit einem leisen Sprung flog das schöne Thier vom Felsen an den schroffen Steg und eilte bergab. Die übrigen Thiere folgten instinktmäßig ihrem Führer, und gerade als die Jagdgesellschaft das Wild umringt und in seiner Gewalt zu haben glaubte, stürzte die ganze Schaar in verzweifelter Hast quer durch das Thal und verschwand am Fuße des Hallebergs.

Sobald der Jüngling dieß sah, sprang er den Felsenriß zur Aettestupa hinauf, von wo er am besten das Thal und die Jagdgesellschaft überschauen konnte.

Bald sah er, daß die Damen sich vertheilten, ein Theil ritt über den Hunneberg, ein anderer eilte den Berg herab; sie vertheilten sich im Thale, wohin die Hunde und die Jäger folgten. Es dauerte nicht lange, bis der Aufenthalt des fliehenden Wildes entdeckt wurde. Aber sobald die Hunde sie zwischen den Felsen am Fuße des Halleberges angriffen, rauschte die Schaar einen neuen, schmalen Riß hinauf, so daß sich der Schauplatz der Jagd nun auf die Höhe des Halleberges zog, die Reitenden mußten indessen einen Umweg machen, um hinauf zu kommen. Ein erfahrner Jäger führte sie an.

So sah der junge Mann von seinem erhöhten Standpunkte aus die kleine Reiterschaar südwärts durch das Thal reiten und er strengte sein Sehvermögen an, um die schönen Jägerinnen zu unterscheiden und einzelne herauszufinden. Sein Herz klopfte hoch in der Brust, als er in der vordersten des Reichskanzlers älteste Tochter

erkannte, die mit einer gewissen Wildheit, mit flammenden Wangen und des reichen Haares Locken unter dem Federhute wehen lassend, sich den Freuden des Tages ganz und gar überlassen hatte. Aber sobald er sie wieder erkannte und bemerkt hatte, daß nur die Unermüdetsten, und somit nur Wenige von der Gesellschaft nach dem Halleberg hinaufritten, zog er sich tiefer in der Wald zurück.

Fräulein Karin war die eifrigste Jägerin. Die feste Entschlossenheit und die romantische Kühnheit, die ihren Charakter auszeichnete, hatte sie bei solchen Gelegenheiten, wie dieses Tages Fest, zur Königin derselben gemacht. Vielleicht wollte sie den Gefühlen, die durch ihre Brust strömten, in dem Genusse solch' blutiger Freude Luft schaffen, um dadurch Kraft zu besitzen, eine Ruhe und Würde zu bewahren, welche in den Sälen des Hofes wie in den fürstlichen Gemächern des elterlichen Hauses sich bei ihr nie verläugnete. Sie hatte sich, gefolgt von wenigen Begleiterinnen, von ihren Eltern und deren Umgebung getrennt. Ein Gefühl der Freiheit durchströmte ihre Brust, als sie auf dem schnellen Renner durch das Thal flog, und an all' den Naturschönheiten vorbei auf dem Wege, der sich an des Berges Südseite hinzog, in den tieferen und wilderen Weg hinein ritt.

Da hörte man in weiter Entfernung das Gebell der Hunde. Es kam immer näher und näher, und bald konnte man an dem Geräusche merken, daß die Jägerschaar sich hinter einem großen, dichten Gehölze herumzog.

Da schwang sich Fräulein Karin rasch von ihrem Pferde, nickte den übrigen Damen zu, sprang mit der Büchse in der Hand rasch in das Gehölz, und drängte sich durch die Bäume und Zweige, bis sie nach und nach verschwand.

An dem Rande des Hunnebergs war indessen der Reiter, der durch das Thal kam, mit der ganzen übrigen Jagdgesellschaft zusammengetroffen. Bei dem Anblicke des Reichskanzlers hielt er an, und nach einem ehrfurchtsvollen, aber ziemlich vertraulichen Gruße näherte er sich ihm, während die wenigen von den Gästen, welche eigentlich in Westgotland zu Hause waren, ihn mit Erstaunen und Neugierde betrachteten.

„Willkommen, Graf Königsmark!“ rief der Reichskanzler, und reichte ihm die Hand. „Das haben wir wahrhaftig nicht erwartet, dem Grafen in solcher Tracht zu begegnen.“

„Ich habe mir diese Gnade eigens ausgebeten, sagte der Graf lächelnd, „um mit Eurer Exzellenz bei Gelegenheit dieser Sendung Seiner Majestät zusammenzutreffen. Es sind ja bereits zwei Jahre, daß ich draußen im Kriege bin, und ich sah keine andere Möglichkeit, einen Besuch hier abzustatten, als indem ich den freien Augenblick benützte und um den Auftrag an Euer Exzellenz bat.

Der Reichskanzler lächelte mit einem Ausdruck väterlichen Wohlwollens auf den stolzen Zügen. „Der Graf wäre mir in seinen eigenen Angelegenheiten eben so willkommen gewesen,“ sagte er. „Ich werde indessen Seiner Majestät danken, die mir ein neues Zeugniß ihrer Gnade gegeben, indem sie dem Grafen gestattete, obwohl in einer Verkleidung, die sich nur aus den unruhigen und gefährlichen Zeiten erklären läßt, uns zu besuchen. Die Befehle des Königs sind mir doppelt willkommen, da sie mir von dem Sohne eines meiner besten Freude überbracht werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichische Armee.

In Ungarn ist die Werbung die gewöhnliche und fortdauernde Kompletirungsart der systemisirten Landesregimenter; die Rekrutirung findet nur von Zeit zu Zeit statt, wenn sie nämlich in Uebereinstimmung mit den Reichsständen beschlossen wird, wobei gewöhnlich auch eine Bestimmung rücksichtlich der Kapitulation erfolgt, sonst diente der Mann lebenslang. Die Wahl, Aushebung und Stellung der auf die Gemeinden repartirten Rekruten ist dann Sache der Gemeinde- und Dorfrichter unter Mitwirkung der Geschwornen. Zuweilen brachten die Magnaten, Edelleute und Städte, wenn es die Noth erforderte, aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten Rekruten auf und führten sie ihrem Könige zu. Bei den regulären Truppen dient der Adelige Ungarns nur freiwillig. In der Militärgränze ist hingegen die gesammte waffenfähige Mannschaft zu persönlichen Kriegsleistungen in und außer der Gränze verpflichtet. Jeder Gränzer der nicht untauglich oder gesetzlich befreit ist, wird von seinem eintretenden 18 bis zum vollendeten 50 Lebensjahre für den Felddienst, und bis zum 60 für den Hausdienst vorgemerkt. Für das Gewöhnliche ist jedoch nur ein Theil derselben zu Diensten wirklich ausgehoben. Unter den wenigen Befreiten sind es insbesondere die Handels- und Gewerbsleute, ihre Gesellen und Lehrjungen. Die Bewohner der Kommunitäten sind vom Gränzdienste frei, haben aber die Pflicht der Selbstvertheidigung, tragen die Einquartirung und stellen auch freiwillig ein Kontigent. In den deutschen, böhmischen und galizischen Provinzen ist das System der allgemeinen Militärpflichtlichkeit nicht eingeführt. Seit dem Jahre 1827 ist jedoch die Verpflichtung zum Militärdienste auch auf Individuen bedingt oder unbedingt ausgedehnt worden, die früher entweder zeitlich oder für immer befreit waren.

Befreit waren bisher die Adeligen, Staatsbeamten, Advokaten, Doktoren der Rechte und der Medizin, die einzigen Söhne stark bejahrter Eltern ꝛc. Der Besitz einer Gewerbsbefugniß allein befreit nicht von der Stellungsverbindlichkeit. Ungeachtet aber der Adel hier und in den andern Ländern der Militärpflicht für das stehende

Heer nicht unterliegt, so waren doch im Jahre 1837 im Ganzen 4224 Adelige unter den Offizieren der Armee Die Dienstzeit im stehenden Heere dauert unter 14 Jahre. Tyrol, das schon durch seine Lage und Gebirgswelt in militärischer Beziehung von Wichtigkeit ist, stellt nicht nur ein Truppenkontigent zur Armee, sondern hat auch noch ein besonderes Vertheidigungssystem des Landes. Das letztere erhielt es bereits unter Kaiser Max I. und bewahrte es unter einigen Modifikationen bis auf die letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts.

In allen diesen Ländern mit ungleichen Rekrutirungssystemen kommen nebstbei noch einige Werbungen vor, und zwar für die Artillerie, Jäger und in Italien auch für die Gendarmerie. Ausländern werden jedoch für die Artillerie, und überhaupt für die wissenschaftlichen Korps theils gar nicht, theils nur unter gewissen Vorsichten angeworben. Nach den Provinzen, aus welchen die Regimenter und Bataillone ihre Mannschaft beziehen, giebt es nun unter den 58 Infanterieregimentern 4 österreichische, 8 böhmische, 5 mährisch-schlesische, 13 galizische, 5 innerösterreichisch-illyrische, 4 venezianische, 4 lombardische, 13 ungarische, 1 siebenbürgisches und 1 siebenbürgisch-ungarisches Regiment. Das Tyroler Jägerregiment kompletirt sich nur aus Tyrol und Vorarlberg, die Uhlanen größtentheils aus Galizien, das Pontonier-Bataillon, das Mineur- und Sapeurkorps mit geeigneten Infanteristen oder tauglichen Rekruten aus den konskribirten Provinzen überhaupt. Die Gendarmerie begreift nur geborne Lombarden und Südtyroler, die schon bei einem andern Regiment mit Auszeichnung gedient haben.

Sieht man auf die Qualität der Individuen die zum Waffendienst gerufen werden, so wird man, da hier verschiedene Nationen und Bildungsstufen konkurriren, allerdings auch bedeutende Gradationen ihrer Tauglichkeit für den Dienst gewahr. Im Ganzen aber ist der Oesterreicher nach seiner Größe, Körperkraft und Festigkeit zum Soldaten gut geeignet, einige Völker sind insbesondere für diese oder jene Waffengattung vorzüglich brauchbar. So ist der Tyroler und Vorarlberger ein guter Schütze, der Ungar und Pole ein gewandter Reiter, daher auch der letztere ein tüchtiger, geschickt die Lanze führender Uhlane, der Ungar ein unübertrefflicher Husar wird. Sucht man Leute für die wissenschaftlichen Fächer des Artilleriedienstes, so findet man solche besonders unter den Böhmen und Mähren, deren Vorliebe für mathematische Wissenschaften bekannt ist, und die auch deßhalb für diesen Zweig des Militärs immer am häufigsten in Anspruch genommen werden. Für die Vorposten und im kleinen Kriege wird wieder der Gränzer vortrefflich taugen, wozu derselbe als verläßlicher Wächter seiner Heimath, von Jugend auf gebildet wird. Indem die Staatsverwaltung, diese Eigenthümlichkeiten ihrer Völker klug benützend, diese zu der je passendsten Waffe berief, erhöhte sie ohne Zweifel die intensive Kraft der Armee.

Der Sold des österreichischen Soldaten ist mäßig, vorzüglich bei den untern Offiziersstellen. Der Gemeine der Linien-Infanterieregimenter erhält in der Regel 5 oder 6 kr. täglich als Löhnung, in Ungarn und Galizien nur 4 oder 5 kr., bei einigen scientifischen Korps aber 5 bis 20 kr.; dann überall eine Portion Brod ($1\frac{3}{4}$ Pfund), in theueren Zeiten einen Theuerungs- und Fleischzuschuß, und in Kriegszeiten 1 kr. Feldbeitrag. Die Offiziere haben ihre monatlichen Gagen; mit Einrechnung der Gebühren für die Fourier- und Privatdiener bezieht, nach Art der Waffengattung, jährlich ein Oberst 2134 bis 4033, ein Oberstlieutenant 1600 bis 2600, ein Major 1200 bis 2200, ein Hauptmann und erster Rittmeister 932 bis 1708, ein Oberlieutenant 430 bis 921, ein Unterlieutenant 380 bis 605 Gulden. Nach einer Berechnung des Marschalls Marmont kostet ein österreichischer Infanterist dem Staat alljährlich 212 Franken, ein französischer dagegen 340 Fr.; ein preußischer 240 Fr.; ein englischer 538 Fr.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Fürbitte für die Dänen. — Ein eifriger Schleswig-Holsteiner hätte vor einiger Zeit in seinem patriotischen Eifer beinahe eine alte Frau hart angefahren, die in der Kirche vor ihm saß und sang:

„So hilf, o Herr, den Dänen,
Die sich nach Hülfe sehnen."

In dem Gesangbuche aber stand:

„So hilf, o Herr, denn Denen,
Die sich nach Hülfe sehnen."

Wie wenig das Volk mitunter den Akt der Wahl zur deutschen konstituirenden Versammlung begriffen hat, das erweist sich dadurch, daß der König von Württemberg in den Wahlbezirken Blaubeuren und Merkingen zwei Stimmen erhielt.

Räthsel.

Hast's Erste Du, brauchst Du die Zweiten
Leer kann das Ganze Niemand leiden!

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 47 24. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Drei Tage nachher wachte Fräulein Margarethe von Lemée allein in der Kirche des Klosters von Enchuse. Gegen ein Uhr Morgens warfen die grünen Kerzen, welche auf dem Altar brannten, und die am Gewölbe hängenden Lampen nur noch eine schwankende Helle auf die Zierrathen der Kapelle und auf die Tapeten und Teppiche, welche die zarte Architektur des heiligen Ortes verbargen. Ein riesiges Kruzifix erhob sich mitten auf dem Altar, und der Blick des Mädchens konnte sich nur davon abwenden, um wie ringsumher aufgestellte Schildwachen die Statue der Jungfrau, bedeckt mit reichen mit Edelsteinen gestickten Gewändern, die heiligen Märtyrer, auf der Leinwand der Gemälde des Schiffes lebend, und die Engel des ausgemeißelten und gemalten Gewölbes, und die aus Eichenholz geschnitzten Cherubim der Chorstühle zu sehen, welche ihre Gedanken und Geberden zu bespähen schienen. Die Seele eines Kindes konnte erschrecken vor diesem phantastischen Volke von Statuen und Bildern, denen die Schwankungen des Lichtes einen Anschein von Leben gaben. Allein mitten unter einer todten Menge, fühlte sie sich lebendig bei den hastigen Schlägen ihres Herzens. Und dennoch wandte sie sich mehr als einmal um, da sie ein unbestimmtes Geräusch längs den Pfeilern hin laufen zu hören geglaubt hatte.

Sie kniete auf den Stufen des Altars, prächtig angethan mit jenem trügerischen Putz, dem Emblem eines satanischen Gepränges, der am andern Tag zu ihren Füßen fallen sollte, um für immer durch ein härenes Hemd und einen großen wollenen Rock ersetzt zu werden. Rosen blühten in ihren Haaren. Die Schminke röthete ihre Wangen. Ihr Leid von schwarzem Atlaß auf Goldbrokat ausgeschnitten war mit großen Rubinen geknöpft. Sie trug enge Aermel mit Flügelspitzen um die Schultern, und andere hängende Aermel, welche Rosetten an der Seite festhielten. Margarethe war göttlich schön in dieser reichen Tracht. Doch vor ihr stand der mit schwarzem Tuch, worauf silberne Thränen, ausgeschlagene Sarg, in den man sie den andern Tag bleich und bebend, legen sollte; denn die Zeremonie dieses Tages sollte zugleich eine Beerdigung und eine Hochzeit seyn. Wird man mit Gott getraut, so stirbt man für die Welt.

Nichtsdestoweniger hätte sie kurz zuvor dieses Tuch, das sie vor den Stürmen des Lebens bewahren sollte und ihr beständig heitere Tage versprach, mit Ruhe angeschaut. Seitdem sie Henrik wiedergesehen, hatte sich ihr Herz verändert. Sie begriff, daß viele Stunden der Unruhe und des Sturmes ihre Seele in der Einsamkeit des Klosters erwarteten, und sie betete zu Gott, dieses Bild zu entfernen, das sie bis in ihre Träume verfolgte. Doch das Bild verließ sie nicht.

„Oh! ich bin verdammt," rief sie. „Das ist der Dämon, der mich versucht. Das Kloster wird für mich fortan nur ein Gefängniß seyn, und Gott wird meine Gebete wie Blasphemien verwerfen."

In dieser Minute glänzten zwei Augen hinter den Glasscheiben von einem der Fenster der Kirche und schauten aufmerksam in das Innere. Als der Neugierige gesehen hatte, daß das Mädchen allein war, schwebte ein seltsames Lächeln über sein fahles Gesicht, und er verschwand.

„Nun wohl, es sey," fuhr Margarethe fort, „ich werde für eine Erinnerung leben und diese in meinem Geiste tragen wie einen Schatz, den mir Niemand entreißen kann. Dieser einzige Lichtstrahl wird die Nacht meines Herzens erleuchten. Wenn ich schweigsam und barfuß auf den Platten des Klosters zum nächtlichen Gottesdienste schreite, werden meine Gefährtinnen nicht wissen, was neben ihren eisigen Herzen und ihren getrübten Blicken mein Herz schlagen und meinen Blick funkeln macht. Das Bild von Henrick wird mir stets gegenwärtig seyn, es wird mit mir gehen und mit mir beten. Oh! blind werde ich ihn noch durch das Herz sehen. Mache nun mit mir was Du willst, o mein Gott!"

Sie sank erschöpft durch diesen Kampf der Liebe und der Religion an den Stufen des Altars nieder. Dann kam ihr der Gedanke, diese selbstsüchtige Liebe sey ein Verbrechen für eine Braut des Herrn, und wenn sie dieselbe ihrer Seele nicht entreißen könnte, wäre es besser, auf das Kloster Verzicht zu leisten. Doch sie fühlte wohl in ihrem Inneren, sie würde nie den Muth haben, nein! auf die feierlichen Fragen der Aebtissin zu ant-

Digitized by Google

worten, die Stimme würde ihr fehlen vor allen den Fremden, welche eine Ablegung der Gelübde wie ein Schauspiel in die Klosterkirche zieht. Nun erst fühlte sie, wie sehr sie allein und verlassen war; sie sagte sich zu dieser Stunde, wo sie wachte, um zu leiden, schlafe Alles in der Welt um sie her, von dem Kinde in der Wiege bis zu den Heiligen in ihren steinernen Nischen. Doch sogar in diesem Augenblick falteten sich ihre Hände durch eine erhabene Anstrengung, und sie sprach mit lauter, glühender Stimme:

„Nun wohl, ich werde die Braut des Himmels. Wohl werden meine Thränen häufig auf mein Skapulier fallen und Niemand wird mich beklagen. Henrik! ich werde ihn nicht mehr, nie mehr sehen. Doch ich werde das Recht haben, für ihn zu beten und Gott zu bitten, er möge ihn zur Sühnung meiner Leiden glücklich machen."

Dann erhob sie sich.

Doch plötzlich stand sie, unbeweglich und die Augen starr mit einer gewissen Angst nach dem Hintergrunde der Kirche gerichtet, stille. Die Thüre war offen geblieben, nach dem allgemeinen Gebrauch katholischer Länder, damit zu jeder Stunde des Tages und der Nacht der Bettler eine Zufluchtstätte, der Verbrecher ein Asyl, und der Unglückliche Trost in dem Tempel des Herrn, dessen Arme unabläßig über der Welt ausgestreckt sind, finden könnte. Margarethe glaubte, sie sähe im Schatten seltsame Formen sich bewegen, welche eine nach der andern geräuschlos hinter den Pfeilern verschwänden. Sie war auf dem Punkt, die am Hauptaltar mittelst eines silbernen Ringes befestigte Lärmglocke zu läuten. Doch bei ihrer ersten Geberde des Schreckens wurde diese Menge eben so unbeweglich, als sie schweigsam war. Kein Hauch, kein Wogen mehr in dem Tapetenwerk, nichts mehr. Margarethe erröthete über ihre Angst und fragte sich, ob es nicht eine Vision ihres durch die Müdigkeit und die Pein eines so langen Wachens gestörten Gehirnes sey.

„Meine Furcht belebt alle diese steinernen Gespenster, die mich umgeben," flüsterte sie mit dem Ende ihrer Lippen.

Doch in demselben Augenblick sah sie, wie aus der Erde kommend, vor dem Gitter des Chors drei Männer, welche an der Mauer hingeschlichen waren, ohne daß sie ihre Tritte hatte schallen hören. Sie wandte sich rasch um. Drei andere standen hinter ihr; nun hatten die Schatten Körper angenommen. Diese Menschen waren mit Lumpen bedeckt, welche Margarethe weniger Mitleid als Schrecken einflößten, als sie das furchtbare Arsenal von Piken, Sensen, Aexten und verrosteten Schwertern sah, mit denen diese Leute bewaffnet waren. Sie blieben vor ihr stehen und schauten sie mit roher Bewunderung an.

„Eine Novizin, Ezechiel," sprach der Eine.

„Ein Opfer mehr," versetzte der Andere.

„Gut! wir werden sie bekehren," rief der Erste mit einem Hohngelächter.

Der Schrecken hatte Margarethe wie versteinert. Ihr Athem stockte. Ohne Lärmen, ohne Geschrei, sah sie auf allen Seiten eine häßliche, zerlumpte Menge wirbeln, welche die Statuen anfaßte, die Pfeiler umschlang, sich an die Gitter und Karnieße hing. Es war ein furchtbarer Traum. In welcher Absicht kamen diese Menschen? Waren es ruchlose Diebe, welche die Kirche plündern wollten? Margarethe konnte dieß einen Augenblick glauben, bald aber wurde sie enttäuscht. Die Zahl dieser finstern Gesellen vermehrte sich rasch, und sie umgaben das arme Kind mit einem gräßlichen Kreise. Man hätte glauben sollen, ein Engel wäre mitten in eine Truppe von Teufeln gefallen. Ihre auf die junge Gräfin gehefteten Blicke glänzten wie Flammen; doch keiner von ihnen schien keck genug zu seyn, um zuerst Hand an die keusche Jungfrau zu legen. Jeder erwartete von seinem Nachbar die erste Geberde, das erste Wort, jenem Funken endlich, der wie ein Laufpulver das elektrische Fluidum entzündet, das stets bereit ist, die Massen zu berauschen, wie die Dünste eines starken Weines.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Reichskanzlers.

(Fortsetzung.)

Der Graf verbeugte sich höflich und sah sich darauf um, als ob er Jemand suchte. „Wenn die Jagdpartie geschlossen ist," äußerte er, „können wir von den Befehlen des Königs sprechen. Sie sind für den Augenblick nicht von Gewicht, aber sie fordern eine geheime und ungestörte Unterredung. Darf ich fragen, wie sich die Fürsten und die Fräulein befinden?"

„Meine Gemahlin erwartet uns am Magnusberg," erwiederte der Reichskanzler. „Edda reitet dort unten, wie ich sehe, aber Karin ist wohl, wie gewöhnlich, der Jagd vorangeeilt. Sie ist sicher bereits auf der andern Seite des Berges, wohin die Hirsche so eben ihren Lauf genommen."

„So erlauben mir Ew. Exzellenz!" fiel der Graf ein, „daß ich an der Jagd Theil nehme und dem Fräulein nachreite. Ich habe an Ew. Exzellenz und die Fürstin, besonders aber an Fräulein Karin Grüße von Graf Gustav Adolph. Er bat mich, sie selbst seiner Schwester auszurichten. Ich möchte gerne das Fräulein damit überraschen, wenn ich das Glück hätte, sie zu treffen."

Der Reichskanzler lächelte und nickte zustimmend, worauf der Graf, ohne sich Ruhe zu gönnen, durch das schöne Thal nach dem Halleberg hinaufeilte, und die Spur der jagenden Damen verfolgte.

Fräulein Karin hatte während dieser anscheinend so unbedeutenden Unterredung zwischen ihrem Vater und dem Grafen, die jedoch für sie weit wichtiger war, als

sie ahnte, sich immer tiefer in den Wald gewagt. Es war ein eigener, seltsamer Zauber, der sich der Sinne des jungen Mädchens bemächtigte. Wieder ein Mal sich einsam draußen in der freien Natur zu befinden, war für sie ein ungewöhnliches Gefühl. Und sobald sie so weit von ihrer Gesellschaft entfernt war, daß sie nichts mehr von ihr hörte, überließ sie sich ohne Zwang dem neuen Vergnügen. Sie wollte die leichte Büchse von sich werfen, als sie diese erinnerte, daß sie nicht ohne eine verfolgende Gesellschaft war: sie benützte sie deßhalb, um da und dort die verschlungenen Zweige auseinander zu reißen, und tiefer in das Gehölz dringen zu können.

Im selben Augenblicke, als sie am Ende des langen und schmalen Hallsee, der auf dem Halleberg noch ein See ist, den Bach überschreiten wollte, der aus demselben herabstürzt, und bereits einen Steg betreten hatte, der darüber gelegt war, gewahrte sie einen Jäger, der gerade vor ihr stand. Es war ein kräftiger junger Mann, der eine ganz andere Tracht als die gräfliche Suite trug.

Das Fräulein stutzte bei seinem Anblick; da er sich aber nicht rührte und sie nur schweigend betrachtete, schritt sie, obwohl mit zunehmenten Herzklopfen, über den Steg. Bald stand sie ganz nahe bei dem jungen Mann und heftete auf ihn seltsam feurige Blicke. Er war ihr keineswegs unbekannt. —

Nach einem Augenblicke gegenseitigen Schweigens brach sie zuerst in das Wort „Gustav!“ aus.

Es war, als ob der Ton seines Namens elektrisch auf ihn wirkte. Er warf sein Jagdgewehr von sich, und stürzte auf sie zu. „Endlich!“ rief er: „endlich nach eines ganzen Jahres Warten und Verzweiflung!“

Mit einer leichten Ausbeugung wich sie der Umarmung aus, zu welcher er geeilt war. Eine Blässe überzog ihr Gesicht und sie sagte: „Vielleicht wäre es besser gewesen, daß wir einander nie wieder gesehen hätten. Aber wie konnte ich ahnen, Dich hier zu finden!“

„Ich wohne unter einem fremden angenommenen Namen in dem schönen Thale,“ sagte er. „Seit Deines Vaters bitteren Vorwürfen und Deinem eigenen Erkalten, Karin, habe ich mich aus der Welt zurückgezogen. Ich will einsam mit meinem Schmerze sterben.“

„Du hast Unrecht, Gustav!“ unterbrach sie ihn. „Du hast tausendfach Unrecht. Warum sollte mein Gustav sich selbst und mich also quälen? Wir haben ja bereits auf ewig Abschied genommen. Es war bitter; aber da wir recht gethan, warum sollten wir uns nicht trösten, gerade mit dem Gefühle, daß es recht war?“

„Du sprichst so kalt von unserer Trennung,“ fiel er ein, „als ob es für mich nur eine Kleinigkeit gewesen. Ich bin nicht so leichten Sinnes, daß sich mein Herz von dem losreißen könnte, das es einmal gewonnen, ohne daß zugleich meine Seele blutete.“

„Gustav! sprich nicht so harte Worte!“ bat sie. „Brauchen wir nicht beide Stärke und sollten wir uns nicht lieber ermuntern, zu ertragen, was nun einmal nicht geändert werden kann, statt in solchen Worten von unserem Unglücke zu reden? Du hast mir ja versprochen, den Schmerz wie ein Mann zu tragen! Ich habe meinem Vater das heilige Versprechen gegeben, schweigend ihm zu folgen, sobald ich meine Ruhe wieder gewonnen.“

„Bah!“ brach der Jüngling heftig aus: „deßhalb bist Du so kalt gegen mich! Du hast beschlossen, einem Andern anzugehören. Und ich, der ich glaubte, Dein warmes Herz sey treu!“

Ein Ausdruck strengen, blassen Ernstes fuhr über das Gesicht des Fräuleins. „Gustav!“ sagte sie, „Du hast nicht das Recht, mir irgend einen Vorwurf zu machen. Ich fühle tief, daß ich keinen solchen verdient, und Du weißt selbst, wie unrecht Du mir damit thust. Oder, sprich, Gustav, habe ich denn je etwas versprochen?“

„Dein Herz hat es!“ antwortete er. „Du kannst nicht läugnen, daß Du früher als ich erkannt, daß Dein Herz mir gehörte. Oder war auch das eine Lüge, die bei jedem Kuß auf Deinen Lippen lag? War es nur eine Heuchelei, daß Du mich liebtest?“

„Hast Du vergessen, Gustav?“ rief das Mädchen. „Sind alle Worte, die Du damals so wohl verstandest, nun aus Deinem Gedächtnisse verwischt?“

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichische Armee.

(Fortsetzung.)

In den bedeutenderen Städten giebt es eigene Kasernen und Aerarialgebäude, in welchen der Militärdienststand des Ortes untergebracht und mit Bett, Holz und Licht versehen wird. Wo jene fehlen oder nicht hinreichen, wird der Mann, vom Feldwebel und Wachtmeister abwärts, bei den Landesinsassen einquartirt. Bei diesen erhält er Bett, Holz und Licht vom Quartierträger, der dafür in der Regel 1 kr. täglich als Vergütung erhält. Auch die subalternen Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts beziehen für die Wintermonate Holz oder ein bestimmtes Holzgeld. In der Militärgränze wird der für den Kordons- und inneren Regimentsdienst ausgehobene Gränzsoldat von seinem Gränzhause verpflegt und mit der Hauptmontur versehen, auch seine Familie von letzterm unterhalten. Dafür sind dem Gränzhause für jeden solchen Dienstmann vom Feldwebel abwärts jährlich 12 Gulden Ausgleichung bestimmt. Rückt der Mann ins Feld, so vermindert sich das Dienstkonstitutiv auf 6 Gulden. Die Armatur und Munition, auch das Lederwerk und ein Paar Schuhe für das Jahr gibt das Aerar unentgeldlich her. Aber zur Zeit eines Exerzierlagers oder einer Dienstleistung außer dem Regimente-

bezirk erhält der Gränzsoldat die für die Linientruppen ausgemessene Verpflegung, und beim Ausmarsch ins Feld auch noch die Feldmontur vom Staate. In der siebenbürgischen Militärgränze ist kein Dienstkonstitutivum zugestanden; um jedoch zwischen Häusern, welche Dienende unterhalten müssen, und denjenigen, die dieses wegen ihres Gewerbes, oder weil sie kein waffenfähiges Personal haben, nicht thun können, einige Ausgleichung herzustellen, müssen die letzteren, wenn sie vermöglich genug sind entweder einen Dienstmann (Substituten) auf ihre Kosten stellen, oder einen verhältnißmäßigen Geldbetrag zur Gränzkasse leisten. Auch hier verrichtet der Gränzsoldat den innern Dienst unentgeldlich, hat aber die Begünstigung, daß beim Dienste am Kordon (dem sogenannten äußern Militärdienst) der eingereihte Mann täglich 4 bis 8 kr. Löhnung erhält. Die Offiziere in der Gränze erhalten durchaus Gelegebühren und entweder ein ärarisches oder vom Aerar gemiethetes Quartier; auch sind sie in Hinsicht auf Vorrechte, Auszeichnungen und Versorgung den Offizieren der Linientruppen gleichgestellt.

Zur Versorgung des im Dienst oder wegen des Dienstes untauglich gewordenen Militärs bestehen Pensionen, Invalidenhäuser und andere Versorgungsanstalten. Invalidenhäuser giebt es 5, nämlich zu Wien, Prag, Pettau, Padua und Pesth. Zu Brandeis, Podiebrad und Pardubitz in Böhmen giebt es noch Filiale des Invalidenhauses von Prag für pensionirte Stabs- und Oberoffiziere, zu Tyrnau eine Filiale dessen von Pesth. Invaliden die in diesen Häusern nicht untergebracht werden können, werden mit einem Gehalt (Patentalgehalte, daher Patentalinvaliden) auf Urlaub gelassen. Der Invalidenfond, der nebst dem Einkommen aus einigen Herrschaften und Kapitalien auch zeitliche Zuschüsse von Verlassenschaften und anderm bezieht, ist in der neuern Zeit durch manche Beiträge und Stiftungen verstärkt worden. Der invalidgewordene Gränzsoldat muß in der Regel von seinem Stammhause erhalten werden; dieses wird aber dafür in der kroatischen und slavonischen Gränze von eben so viel Arbeitsschuldigkeit, in der banatischen von eben so viel Hutweidetaxe befreit, als es für die Unterhaltung eines Dienstmannes befreit zu seyn pflegt. In besondern Fällen wird jedoch solchen Häusern auch der für Patentalinvaliden bemessene Gehalt verabfolgt.

Die oberste Leitung der Zivil- und Militärgränzverwaltung führte früher der Hofkriegsrath, jetzt der Kriegsminister, als der oberste Vereinigungspunkt aller (auch der politischen und polizeilichen) Geschäfte dieses Gränzlandes. Derselbe übt auch rücksichtlich aller Gränzregimenter, die Banatregimenter ausgenommen, die Inhaberrechte aus, und besetzt somit alle Stellen vom Hauptmann abwärts, so wie auch das Patronatsrecht, das dem Landesfürsten in Betreff der katholischen und unirten Pfarreien (mit Ausnahme jener in der siebenbürgischen Militärgränze) zusteht, von demselben ausgeübt wird. Unter dem Kriegsminister wirken zunächst der Banus als Oberbefehlshaber, sodann die vier Generalkommandanten von Agram, Peterwardein, Temeswar und Hermannstadt. Ihre Einrichtung ist wie jene der andern Generalkommanden, aber ihr Wirkungskreis ist, soweit er die Militärgränze betrifft, umfassender als jener der übrigen, weil sich in demselben auch alle nichtmilitärischen Administrationsgeschäfte vereinigen. Die Generalatsbezirke sind in Regimentsbezirke und diese in Kompagniebezirke und diese in Gemeinden abgetheilt. Regimentsbezirke giebt es 17, und außer diesen noch den Bezirk des Tschaikistenbataillons und den Bezirk des provisorisch-illyrisch-banatischen Gränzbataillons. Das Szekler-Husarenregiment hat zwar 8 Schwadronsbezirke, allein dasselbe ist unter drei siebenbürgische Gränz-Infanterieregimenter vertheilt, und hat nur im Thordaer Komitat und Aranioscher Stuhl einen abgesonderten Schwadronsbezirk.

(Fortsetzung folgt.)

Das erbliche Kaiserlein.

Es ritten drei Hofräth wohl an den Main,
Zur Frau Germania kehrten sie ein.

„Frau Wirthin, hat sie gut Wein und Bier?
„Den erblichen Kaiser suchen wir!“

„Mein Wein und Bier sind nicht sehr klar,
„Das Kaiserlein liegt auf der Todtenbahr!“

Und als sie traten zur Paulskirch hinein,
Da lag er in einem ledernen Schrein.

Da trat zu der Bahre der steife Waitz,
Schlug nieder die Augen und machte ein Kreuz:

„Ach lebtest du doch, mein Kaiserlein,
„Ich würde dein treuster Professor seyn!“

Der Beseler deckte den Deckel zu,
Und drehte sich ab und näselt dazu:

„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr,
Ich schwärmte für dich ein ganzes Jahr!“

Der Dahlmann hub den Deckel sogleich
Und weinte bitter um Kaiser und Reich:

„Zwar bist du gestorben an Sterblichkeit,
Doch werd' ich dich lieben mit Erblichkeit!“

(Aus dem Montagsblatt.)

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 48 25. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Einer von ihnen endlich, der verwegener war als die Andern, berührte mit seiner schwüligen Hand, in einer Art von plumpen Galanterie, die mit den Haaren von Margarethe vermischten Rosen und sprach:

„Welch' ein schönes Kind! es wäre Schade, wenn man ein so hübsches Gesicht unter dem schwarzen Schleier vergraben würde.“

Die Röthe verletzter Scham übergoß mit ihrem Purpur die Wangen von Fräulein von Lemée, und der Freche hatte nicht sobald diese Worte gesprochen, als Margarethe mit einer Geberde unsäglicher Verachtung die von ihm berührten Rosen aus ihren Haaren riß, sie in ihrer vor Zorn zitternden Hand zerknitterte und auf den Boden warf, während sie diesen Menschen mit einem niederschmetternden Blick anschaute.

„Die Beguine trotzt uns!“ rief er mit erstickter Stimme, die Fäuste ballend.

Geblendet durch die Wuth vergaß er, daß er einer Frau gegenüberstand.

„Bruder Tobie! der Herr spricht: vergeltet das Böse mit Gutem!“ rief hinter ihm eine ernste, feste Stimme.

Die Arme von Tobie fielen nieder.

Diese Stimme schien Margarethe nicht unbekannt. Der Kreis löste sich und gewährte einem Mann Durchgang, den sie alsbald erkannte. Er unterschied sich von seinen Gefährten durch eine lange graue Sutanelle, welche mehr als eine Kugel durchlöchert hatte. Unter diesem gewöhnlichen Kleide armer reformirter Geistlichen war seine kräftig heitere Miene verschwunden und hatte einem Ausdruck mystischer Begeisterung Platz gemacht.

„Peter van Verf hier unter dieser Tracht, unter diesen Menschen!“ sagte Margarethe. „Diejenigen, welche Euch des Einverständnisses mit den Rebellen bezüchtigen, haben also Recht?“

„Meine Ankläger,“ erwiederte er mit dumpfem Tone, „sind die Menschen, welche aus mir einen Diener der Reformation gemacht haben, mein Fräulein. Einst war ich nur ein lustiger Fischer und meine Netze genügten, um mich und meine Frau zu ernähren; doch seitdem dieser Jonquille, dieser Blutsauger, meine Barke und meine Netze verkauft hat, weil ich von dem Ertrage meines Fischfangs die Auflage des zehnten Pfennigs nicht bezahlen konnte, sah ich bald den Hunger sich zwischen uns an die Ecke unseres eiskalten Herdes setzen. Doch das war noch nicht Alles. Der Wucherer jagte uns aus unserer Hütte; ich sah Frau und Kinder unter dem Winde und der Kälte sterben. Da schwur ich ohne Unterlaß meine Feinde durch das Wort und das Schwert zu verfolgen, und verband mich insgeheim mit der Truppe von Ralf.“

„Ralf, dieses Ungeheuer!“ rief die arme Margarethe unter ihrer Schminke erbleichend, denn jetzt erst begriff sie, daß sie sich in der Mitte der Bilderstürmer befand.

Ein dumpfes Gemurmel durchlief die Reihen der Letzteren. Doch Peter streckte die Hand über dem Haupte von Margarethe aus und sprach mit lauter Stimme:

„Ehret diese Frau, denn es ist die Tochter eines Märtyrers, des edlen Grafen von Lemée.“

„Margarethe, die Abtrünnige!“ rief Tobie mit wildem Tone; „sie sey verflucht! verflucht!“

Und seine Gefährten wiederholten mit demselben Ausdruck wilder Verachtung:

„Verflucht! verflucht!“

„Diese Verwünschung falle auf Euch zurück, Ihr Kirchenräuber!“ erwiederte sie mit stolzer Miene.

„Wir sind keine Räuber,“ sprach Peter van Verf mit sanftem Tone. „Umstellt und gehetzt wie das Wild in den Wäldern, auf den Wogen, in den Sümpfen, sind wir glücklich, wenn wir einen Sandhügel als Altar haben, um das Wort Gottes hören zu können. Die Forste dienen uns als Tempel. Seht,“ fügte er allmälig durch das Feuer seiner eigenen Worte begeisternd bei, „seht! wie die Papisten das heilige Gesetz befolgen! Sie haben in den Tempeln Bilder und Gemälde aufgehängt und vergoldete Statuen errichtet, an die sie Gebete sprechen, die sie mit Blumen begränzen, denen sie als ihren hölzernen und steinernen Idolen Weihrauch anzünden, während sie die wahren und lebendigen Ebenbilder Gottes, nämlich die armen Menschen, zu Ehren dieser Götzenbilder verbrannten!“

Die Angst schloß Margarethe die Lippen. Die Bilderstürmer hatten die Worte ihres Geistlichen mit feierlichem Stillschweigen angehört. Dann sah sie, wie sie sich auf ein Zeichen von Peter van Werf in der Kirche zerstreuten und wie die Scene der Entweihung mit einem Stillschweigen begann, das noch schrecklicher war, als der schrecklichste Lärm. Die Gemälde wurden von den Wänden mit einer zauberhaften Geschwindigkeit und Geschicklichkeit abgenommen. Die Rahmen wurden zerbrochen, die Leinwand der Gemälde durch Pikenstöße zerfetzt und zerrissen und dann mit Füßen getreten.

Peter van Werf hatte die Kanzel bestiegen, und als das gottlose Werk beendigt war, sprach er mit begeisterter Stimme:

„Die Papisten haben Handel getrieben mit der Erlösung der Seelen.“

„Stille! stille! Gotteslästerer!“ auszurufen, fand Margarethe die Kraft in sich.

„Das Kind hat noch den blinden Glauben,“ erwiederte ohne Zorn der Prediger. „Die Liebe und das Leiden werden sie vielleicht bekehren. Gott allein kennt alle Mittel, die Herzen zu rühren.“

Entflammt von neuer Wuth, zerstreuten sich indessen die Bilderstürmer in der Kirche. Peter van Werf stieg rasch von der Kanzel herab, näherte sich Margarethe und sprach mit leiser Stimme:

„Ich bin gekommen, um Euch zu retten.“

Margarethe wich voll Schrecken zurück, drückte ihre Hände an ihre Stirne, als wolle sie ihre Gedanken sammeln, und rief:

„Nie! nie werde ich den Gott meiner Väter verläugnen! Das Heil, das Ihr mir bringen wollt, ist die Verdammniß. Alle Eure Martern sollen mich nicht erschrecken, und Margarethe von Lemée wird dem Geist der Finsterniß zu wiederstehen wissen.“

„Ihr versteht mich nicht,“ erwiederte mit sanftem Tone Peter van Werf, gerührt durch den Irrthum, den diese Worte verriethen. „Ich bin gekommen, um Euch vom Kloster zu erretten.“

„Ich glaube Euch nicht, entgegnete sie mit begeistertem Tone. „Und überdieß möchte ich nicht, und wäre es von der Folter, durch Menschen gerettet werden, welche Gott lästern. Würden diejenigen, die den Himmel angreifen, ein armes Mädchen zu betrügen sich fürchten?“

„Ich bitte, beruhigt Euch,“ rief der Geistliche „Wenn unsere Gefährten diese unklugen Worte hören würden . . .“

„Nicht wahr, Ihr wäret nicht im Stande ihre Wuth zu bezähmen?“ fuhr sie mit einem Lächeln der Verachtung fort. „Die Heiligthumsschänder hören nur auf die Stimme ihres Führers, wenn er ihnen zur Gewaltthat räth und ihren häßlichen Leidenschaften schmeichelt. Doch beruhigt Euch, die Bilderstürmer sind zu sehr auf ihr Werk erbittert, um meine sterbende Stimme zu hören. Seht, seht nur!“

Und sie streckte die Hand gegen das Innere der Kirche aus und zeigte Peter van Werf die Fortschritte der Verwüstung. Es war ein gräßliches Schauspiel. Die marmornen Cherubim fielen mit dem Gesicht auf die Erde. Die Heiligen erhoben zum Himmel nur noch verstümmelte Arme. Die Füße und die Flügel der Engel zerbrachen auf den Platten. Es lag etwas Feiges, Häßliches in dieser rohen Schlächterei, welche an Feinden von Stein, ohne Blick, ohne Stimme, ohne Wehr verübt wurde.

Peter van Werf schaute diese Scene voll Ruhe an, und die Freude des Triumphes prägte sich in seinen Zügen aus.

Plötzlich schritt er auf die prächtige Statue der Jungfrau zu, welche bis jetzt alle seine Gefährten verschont hatten, und seine Hand zerknitterte und zerriß das mit Edelsteinen besetzte Gewand.

Stumm und unbeweglich um ihn versammelt, bebten selbst die Bilderstürmer in dieser Minute, und ihre Augen wandten sich instinktartig dem Gewölbe zu, als erwarteten sie es auf die Stirne des Ruchlosen herabstürzen zu sehen. Doch der Himmel rächte sich nicht, und das Stillschweigen wurde nur durch einen Schrei des Abscheus gestört, der den Lippen von Margarethe entschlüpft, welche die Hände ringend auf die Kniee gefallen war.

Das riesige Kreuz stand allein noch aufrecht, und an ihm vergriff sich nun die Wuth dieser Wahnsinnigen. Doch durch die ungeheuren eisernen Klammern, die es an dem Hauptaltar festhielten, waren die Anstrengungen der Bilderstürmer beinahe fruchtlos, und die Aexte machten nur ärmliche Einschnitte in das Holz.

Da forderte in einem Wuthausbruch Tobie, der mit einer herkulischen Kraft ausgerüstet war, seine Gefährten auf, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, und er stellte sich auf die Schultern von Ezechiel, klammerte sich mit den Füßen und Händen an, und erhob sich langsam, bis sein Gesicht den höchsten Punkt berührte. Dann umschlang er das Kreuz mit seinen nervigten Armen, sein Gesicht zog sich auf eine häßliche Weise zusammen, und er rüttelte auf das Heftigste an der schweren Masse, deren Base durch die Axtstreiche erschüttert zu werden anfing.

Bald wuchs die Wuth von Tobie durch die körperliche Exaltation und ward zum berauschenden Wahnsinn. Je rascher das Schaukeln wurde, desto mehr forderte er die Bilderstürmer auf, mit aller Gewalt zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Reichskanzlers.

(Fortsetzung.)

„Es giebt kein anderes Gesetz für das Herz, das aufrichtig liebt, als der Liebe eigenes Gesetz!“ fiel Gustav ein. „Alles, was wir in unserer kindlichen Unkunde von anderen höheren Rechten sprachen, war eitel Kindlichkeit. Das Recht, das Gott selbst in unsre Herzen niedergelegt, ist weit früher, als all' diese menschlichen Gesetze von Standesunterschied, Rang und Geburt. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“

„Gustav!“ sagte sie, auf einmal stolz und bitter: „sprich nicht so. Verläugne nicht, was wir früher, in edleren Stunden, so klar wußten und einsahen. Ich wollte so gerne mich des Stolzes freuen, Dich einzig und rein geliebt haben zu können, ohne eine Pflicht verletzt zu haben; und wenn Du fühlst und denkst, wie ich, so glaube ich, daß wir das Geheimniß unserer Liebe mit und in uns tragen können, als unsers Lebens schönste Erinnerung.“

„Das wäre eine Erinnerung, die mit allzu bitterer Entsagung erkauft werden müßte, erwiederte Gustav. „Eine solche Erinnerung ist nichts anderes, als eine unaufhörlich zehrende Sehnsucht. Sie ist schrecklicher, als der Tod!“

„Du hast Unrecht, tausendmal Unrecht,“ rief sie. „Einnere Dich, daß wir unsere Herzen kennen und ohne Vorwurf an einander denken mögen. Ich wenigstens, wem mich auch mein Vater geben mag, werde Deiner immer mit Liebe und Zärtlichkeit gedenken. Ich habe kein Gelübde gebrochen, indem ich meiner Eltern Willen gehorchte, und gerade Deinetwegen, Gustav, weiß ich mich stark genug, alle Pflichten, die mir obliegen, zu erfüllen. Du sollst nie sagen können, daß Deine erste Liebe ein unwürdiges Weib war.“

Ihr Auge glänzte von den Eingebungen eines höheren Gefühles, und es kam ihm vor, als ob eine andre Macht, als die frühere Liebe, aus ihrem ganzen Wesen spräche. Aber sie gewann immer mehr Stärke über sich selbst, und obwohl das Wort süß und mild war, so war doch ihre ganze Erscheinung fest und bestimmt. Sie faßte entschlossen seine Hand.

Er eilte, die Dargebotene zu ergreifen, während er mit einer Rührung, worin ein gewisses Gefühl des Verdrusses allmälig in eine hohe Bewunderung umschmolz, die Worte sprach: „Es gab eine Zeit, wo Fräulein Karin nicht zögerte, ihr Herz an das des unbekannten Jünglings zu schließen, der einst seinem Vater in ihres Vaters Haus aus unschuldiger Neugierde folgte, obwohl es ihn seine Ruhe kostete.“

„Gustav!“ sagte sie, „ich erinnere mich jener Zeit noch mit unendlicher Liebe. Ich vergesse nie, wie Dein Vater, der Dichter zu uns kam, den jüngsten Sohn an seiner Hand, und ihn auf seine gewöhnliche freundliche und heitere Art vorstellte. Du warst damals neungehn Jahre, und mich nahm das offene, unverstellte Wesen alsbald für Dich ein. Du warst nicht wie die andern jungen Herren in unserm Hause, ein kriechender, schmeichelnder Narr. Deßhalb kam ich Dir, als wir uns im Baumgarten bei Magnusberg trafen, ohne Verstellung und offen entgegen. Ich sah, daß Du mich liebtest, und da ich wußte, daß ich vor einer so edlen Denkweise und einem so reinen Gefühle wie dem Deinen nichts zu fürchten brauchte, gestand auch ich Dir offen, daß Du mir theuer seyst. Ich glaube nicht, daß ich mit dieser Liebe ein Verbrechen beging. Ich dachte uns Beide durch die unschuldigen Vergnügungen glücklich zu machen, die ich Dir gewährte; deßhalb verdammt mein Gewissen mich nicht. Ich that niemals das Gelübde, Dir anzugehören und Dein zu bleiben; ich habe im Gegentheile Dich gebeten und Dir gerathen, nie ein Versprechen mir zu geben oder abzunehmen, das uns einst in Zukunft unglücklich machen könnte.“

„Ich verstehe Dich nicht, so klar Du auch sprichst,“ wandte er ein. „Du hast mit meinem Herzen gespielt; glaubst Du, daß ein warmfühlender Jüngling, der auf Deine Liebe baute, ruhig Dein Herz verlieren kann?“

„Aber Du verlierst ja mein Herz nicht!“ rief sie. „Ich versichere Dir heilig und theuer, daß ich Dich ewig lieben werde, denn Du bist meine erste Liebe. Aber meine Hand erhältst Du nicht. Meine Hand gehört nicht mir selbst. Ueber sie befiehlt mein Vater und mein Stand und die mancherlei anderen Verhältnisse. Aber mein freies Herz, meine erste Liebe hab' ich ja Dir geschenkt. Sey zufrieden, Gustav! Begehre nicht anderes und mehr, als ich Dir geben kann und darf!“

„Unbegreifliches Mädchen!“ sagte er, „Du sprichst von Liebe, Du sagst, daß Du mich liebst, und doch — Karin! Eine solche Liebe, die sich ganz kalt verläugnen kann, die sich nur in Worten, nie in einer Handlung äußert, die das Wort bestärken würde, die verstehe ich nicht. Ich verwerfe sie. Weißt Du, was ich liebe!“

„Ja, ich weiß es,“ antwortete sie. „Aber sage mir auch, wie Du es machst. Obwohl ich fest beschlossen, mich meinem Schicksal zu unterwerfen, so wird es mich doch freuen, zu hören, wie Du liebst, Gustav. Du schenkst meinem Herzen eine heimliche wunderbare Befriedigung, wenn Du mir das sagst. Es ist zum Letztenmale, ich weiß es.“

„Wohlan, Karin,“ begann er wieder. „Ich will es Dir sagen, wie seltsam es Dir auch dünken mag. Beschuldige mich nicht, daß ich anders von Dir spreche, als mein Herz fühlt. Ich liebe Dich, Karin, von ganzer Seele, obwohl Du so gut als eine Fürstentochter bist und ich nur der Sohn eines armen schwedischen Dichters. Ich liebe Dich so sehr, daß ich nicht einmal den Gedanken ertragen kann, Du möchtest einem Andern angehören, wenn Du auch den Gedanken mit so feinen Worten vertheidigst, als Du willst.“

„Du liebst mich also nicht um meinet-, sondern um Deinetwillen!“ unterbrach ihn Fräulein Karin. „So

ist meine Liebe nicht: gerade um Deinetwillen, gerade um Dich als den edelsten und besten Menschen betrachten zu können, deßhalb verlange ich, daß Du Kraft zu entsagen habest. Du siehst selbst allzugut ein, daß wir Beide mit unseren warmen Herzen uns der äußern Welt und dem Gesetze der Nothwendigkeit unterwerfen mußten. Was fragt die Welt darnach, ob wir leiden? Aber woran uns selbst liegen muß, ist, daß wir so leiden, um ohne Scham einander sehen, und wenn es gelten sollte, ohne Furcht vor die Welt treten zu können."

Es mag wirklich bewunderungswürdig seyn," fiel er ein, "daß Du, als Weib bereit bist, Dich unter den Zwang der äußeren Umstände zu beugen. Aber das ist nicht des Mannes Art. So kenne ich die Liebe nicht. Deßhalb, Karin, ist es mein Entschluß, von diesem Augenblicke an keiner äußern Macht zu weichen. Es ist ein wunderbares Geschick, das uns so unerwartet zusammenführte; ja, daß Du so unvermuthet gerade zu meiner einsamen Freistatt gekommen und ich Dich ferne von allen Zeugen und Verfolgern treffen mußte, ist ein Ereigniß, das ich wie einen Wink vom Herrn des Schicksals betrachte. Ich werde ihm folgen. Von heute an sollst Du mein gehören."

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichische Armee.

(Fortsetzung.)

Ein Regimentsbezirk zerfällt in zwölf, nur jener des deutsch-banatischen Regiments in zehn, das Gebiet des Tschaikistenbataillons so wie jenes des provisorischen illyrisch-banatischen Bataillons in sechs Kompagniebezirke, so daß die gesammte Gränzstrecke (außer den vertheilten Husarenregiments-Schwadronen) 214 solcher Bezirke hat. Das Kommando einer Kompagnie steht dem Hauptmann oder Kapitänlieutenant zu. Auch diesem sind für die politische und ökonomische Administration einige Verwaltungsoffiziere beigegeben. Im Militärdienst befehligt er allein; in Verwaltungssachen wirken seine Offiziere als Gehülfen mit. In der siebenbürgischen Militärgränze ist jedoch der Hauptmann oder Rittmeister, weil hier keine Verwaltungsoffiziere eingeführt sind, auch in den ökonomisch-politischen Angelegenheiten der alleinige Befehlshaber. In den Gemeinden (mit Ausnahme der Kommunitäten) giebt es gewählte und vom Kompagniekommando bestätigte Ortsälteste, die für das Oekonomische und die Polizei der Gemeinde zu sorgen haben; in Siebenbürgen machen Dorfrichter und Geschworne die Ortsobrigkeit aus.

Die hohe Wichtigkeit des Gränzinstitus für die österreichische Militärmacht hat sich im verflossenen Jahre mehr als je bewährt. Als Gefahr und Noth an allen Enden aufs höchste gestiegen und der Kaiserstaat seinem unvermeidlichen Untergange nahe schien, da stampfte der Fuß eines energischen Anführers in jenem kriegerischen Landstrich an der untern Donau Legionen aus der Erde. Die an der Etsch so hart bedrängte italienische Armee wäre ohne den starken Zuzug kampfmuthiger Regimenter aus Kroatien und der Militärgränze wahrscheinlich zum Rückzug nach Tyrol gezwungen und Italien für Oesterreich verloren gewesen. Als später der kühne Jellachich zur Rettung des Kaiserstaates seinen Zug gegegen Pesth unternahm, bildeten wieder die Gränzer nebst den Kroaten den Kern seines Heeres. Fürst Windisch-Grätz verwendete am Entscheidungstage des 22. Oktobers zur Sturmkolonne gegen die Erdberger Linie hauptsächlich Gränzer. Es war ein solches Bataillon, welchem die blutige Ehre zu Theil wurde, zuerst stürmend in die Vorstadt Landstraße einzudringen. Der Krieg gegen die Ungarn wird noch gegenwärtig hauptsächlich durch serbische Gränzer geführt. Während ein Theil ihrer Bataillone die Hauptarmee des Fürsten Windisch-Grätz von Westen her begleitete, drang ein anderes Gränzerheer von Süden gegen die Gespanschaften jenseits der Theiß vor und bedrohte Kossuth und seine Anhänger in ihren letzten Schlupfwinkeln.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Unzufriedenheit der Berliner mit den indirekten Wahlen gab sich vielfach kund; so demonstrirte auch ein Eckensteher seinen Kameraden recht handgreiflich den Unsinn der indirekten Wahlen vor.

"Sehst de Pielsch," sagte er, "wenn icke Dir nu ene Ohrfeige jebe, so ist des gleichsam direkte Wahl; jebe ick se aber erscht Dir un Du sollst se man nachher wieder an Luden jeben, so is des indirekte Wahl."

Was der Verstand der Verständigen nicht sieht,
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Räthsel.

Wir Ersten sind stets unserer Zwei;
Das Dritte treu und redlich sey!
Willst von dem Ersten Du seyn frei,
So hol' das Ganze nur herbei.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 49 27. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Plötzlich vernahm man ein furchtbares Krachen, das die Seele aller Bilderstürmer in Eiseskälte erstarren machte. Tobie hörte es und bekam jetzt erst bange. Die Augen verglost vor dem Kreuze, an dem er im Raume hing und das unter ihm schwand, die Haare gesträubt auf seinem Kopfe, rief er mit heiserer Stimme um Hülfe.

Es war zu spät, das verletzte Kreuz zog den Ruchlosen in seinem Sturze mit hinab und Niemand konnte ihm diese Beute entreißen. Tobie hatte Zeit, zu begreifen, daß für ihn keine Rettung mehr möglich war. Das Bild des Todes zog vor seinem Gesichte hin; der Abgrund blendete seine Augen, das Blut stockte in seinen Adern. War es Feigheit oder Reue, man hörte ihn mit gebrochener Stimme rufen:

„Herr, Herr, vergib mir!“

Dann verschleierten sich seine Augen, er streckte die Arme aus und fiel.

Erschrocken wichen die Bilderstürmer zurück, denn sie glaubten an eine Rache des Himmels. Schon schickten sie sich feige an, zu entfliehen, als Ezechiel mit wilder Stimme ausrief:

„Es ist die Abtrünnige, die unserem Bruder Tobie Unglück gebracht hat.“

„Ja, ja, es ist die Novizin,“ riefen alle Bilderstürmer: „man muß Tobie rächen.“

Sogleich sah sich die junge Gräfin von Lemée von der wüthenden Truppe umschlossen und bedroht. Vergebens wollte sie Peter van Verf vertheidigen. Man hörte nicht mehr auf ihn. Das junge Mädchen aber ergab sich in dieses Märtyrthum, das Herz befestigt durch die so eben vorgefallenen Scenen, und, um diese Prüfung auszuhalten, auf den Schutz des Gottes zählend, der den ruchlosen Tobie bestraft hatte.

In diesem Augenblick hörte man die Tritte mehrerer Pferde, welche vor der Thüre der Kirche anhielten. Aller Augen wandten sich nach dieser Seite, und bald sah man drei Männer, in Mäntel gehüllt und das entblößte Schwert in der Hand, eintreten.

„Halten ein!“ rief derjenige, welcher an ihrer Spitze erschien. „Die Soldaten des Herzogs von Alba folgen uns auf der Ferse. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Ihr müßt fliehen . . . auf der Stelle fliehen.“

Der Name von Ralf durchlief die Reihen der Stürmer. Margarethe schauerte; doch sie beruhigte sich bald wieder, als sie wie eine göttliche Erscheinung den jungen Mann auf sich zuschreiten sah.

„Henrik!“ rief das arme Kind.

„Ketha!“ rief der edle Rebelle.

Und sie warf sich in seine Arme, glücklich, gerettet durch die Gegenwart und die Hülfe desjenigen, welcher Alles für sie war — der geheimnißvolle Gott ihres Herzens.

„Rette mich!“ flüsterte sie ihm mit einem Blicke zu, aus dem die Liebe hervorbrach.

„Wer sollte es wagen, Dich zu bedrohen?“ sprach Henrik mit strenger Miene umherschauend. „Seit wann greift Ihr Frauen an, Ihr Leute? Wenn Euch an Eurem Heile gelegen ist, geht!“

Keiner von den Bilderstürmer wagte es, etwas auf diese Worte zu entgegnen, welche Befehle zu seyn schienen. Peter van Verf versammelte sie in einer Truppe, und eine Minute nachher waren Henrik und Ketha allein noch in der verwüsteten Kirche. Kam der Einfluß von Henrik auf diese rohen Leute der jungen Gräfin auch seltsam vor, so hatte sie doch keine Zeit, um ihn hierüber zu befragen, denn sogleich sprach er:

„Höre, Margarethe, die Soldaten Alba's werden kommen; folge mir, ich entreiße Dich dem traurigen Schicksal das Dir vorbehalten ist.“

„Unmöglich,“ erwiederte sie mit einem düsteren Lächeln. „Es ist nun zu spät. Du hast wohl daran gethan, meiner letzten Stunde des Lebens und der Freiheit beizuwohnen, Henrik; doch ich bin Gott verlobt, und wir können nur im Himmel vereinigt werden. Wohl hättest Du ein Recht, mich zu verfluchen, würde ich dem Willen des Herzogs von Alba nachgegeben und seinen Sohn geheirathet haben . . .“

„Den blutigen Federigo! . . .“ rief der junge Brederode mit einem Beben des Hasses.

„Oh! beruhige Dich,“ fuhr sie, ihren Gedanken verfolgend, fort; „ich liebte ihn nicht; doch siehst Du, ich

Digitized by Google

bin von einer entehrten Familie, mein Vater ist als Rebell und als Ketzer verurtheilt worden. Ich muß sein Verbrechen dadurch sühnen, daß ich meinen Gütern und allen Freuden dieser Welt entsage. Der Inquisitor Izquierdo hat es mir wohl erklärt."

„Er hat Dich getäuscht, Margarethe," erwiederte Henrik; „bedenke, daß Du auf das Leben Verzicht leisten sollst. Morgen werden Deine Haare unter der kalten Scheere der Aebtissin fallen; morgen wirst Du vom Leben wie ein vom Baume abgerissenes Blatt getrennt und in das Grab eingeschlossen werden, wo das Herz unabläßig blutet und nur unter dem eisigen Finger des Schmerzes schlägt. Doch weißt Du wohl, Margarethe, daß ich Dich genug liebe, um Dich dem Kloster streitig zu machen, wie dem, der solche Opfer verlangen würde? Oh! folge mir, denn bald werden diese Männer kommen."

„Die Bilderstürmer!" rief sie voll Schrecken. „Doch nein, ich fürchte sie nicht. Die Soldaten des Herzogs werden mich gegen das Unheuer Ralf beschützen."

Henrik erbleichte, ein Schauer schüttelte seine Glieder. Plötzlich erschollen zwei dumpfe Schreie, um ihn zu warnen, um ihm zu verkündigen, daß die Zeit enteilte, und die Gefahr nahte; doch die Worte von Margarethe ließen ihn Alles vergessen.

„Du hast diesen Mann nie gesehen," sagte er; „wer hat Dir von ihm gesprochen, daß er Dir einen so tiefen Schrecken einflößt? warum verurtheilst Du ihn, den Worten seiner Feinde Glauben schenkend? Vertheidigt Ralf nicht sein Vaterland?" War er zuweilen grausam, so gebraucht er nur Repressalien. Und wer kennt übrigens die geheimen Beweggründe seines Verfahrens? Vielleicht hat er eine furchtbare Rache gegen die Spanier zu üben?"

„Du vertheidigst ein solches Ungeheuer!" rief Margarethe zurückweichend. „Wie! der Mensch, der der Anführer der Banditen ist, welche die Gottheit beleidigen, nachdem sie ihre Geschöpfe gemartert haben, der Mensch, welcher weder mit der Wittwe, noch mit der Waise Mitleid hat . . ."

Henrik lächelte bitter und erwiederte.

„Man beurtheilt ihn strenge in Brüssel, wie ich sehe. Es scheint, das Blut befleckt mit einer röthreren Farbe die Lumpen der Bilderstürmer, als den gestickten Mantel der Kastilianer und die schwarze Robe der Inquisitoren . . ."

„Nichts entschuldigt diesen Ralf," unterbrach ihn Margarethe.

Man behauptet nichtsdestoweniger, dieser Anführer sey edelmüthig, er habe Mitleid mit dem Schwachen, er theile das Almosen unter den armen Familien aus . . ."

„Raub und Plünderung ist sein ganzes Geschäft," rief Margarethe.

„Man behauptet auch, er sey tapfer," entgegnete Henrik.

„Glaube es nicht; er ist ein Feiger! Er ist vor Federiko von Alba geflohen."

„Oh! der Schändliche! der Schändliche!" rief der junge Brederode, krampfhaft nach dem Griffe seines Schwertes fassend. „Mein Gott, wo werde ich ihn wiederfinden!"

„Hier!" antwortete eine trockene, höhnische Stimme. Die zwei Liebenden wandten sich um und erblickten Don Federigo von Alba an der Spitze seiner Kompagnie, welche während ihres Gespräches geräuschlos in die Kirche eingetreten war. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Reichskanzlers.

(Fortsetzung.)

Die Wangen des jungen Mannes glühten, seine Augen flammten, und der Druck, mit dem er ihre weiche Hand festhielt, wurde immer stärker. Aber sie erblaßte, und in den sonst so stolzen Zügen malte sich eine zunehmende Angst. Sie zitterte, als er endlich sogar seinen Arm um ihren Leib schlang und so mit der kühnen Ueberlegenheit eines liebenden Jünglings ihre Gefangennehmung vollendete.

„Wisse, meine geliebte Karin," fuhr er fort, „ich kenne diesen Berg mit all' seinen seltsamen Grotten und Gängen besser als irgend ein anderer Mensch auf der Erde. Folge mir! Ich werde Dich an einen Platz führen, wo uns die ganze Welt nicht finden soll. Laß die Jägerschaar uns suchen. In einer Grotte mit der Aussicht über den Wenern, wohin kein Mensch außer mir den Weg weiß, dort wollen wir warten, bis sie alle Hoffnung, Dich zu finden, verloren haben. Sie mögen Dich für alle Zeiten verschwunden glauben, und nach einiger Zeit, wenn sie das Suchen aufgegeben, bringe ich Dich auf meinen kleinen Hof, wo wir ganz für einander leben wollen. Niemand kennt hier meinen Namen, und eben so wenig den Deinen. Gerade hier wird man Dich am Wenigsten suchen. Unser Leben soll ein ungestörtes Glück seyn. Meine Geliebte . . ."

Sie suchte sich aus seiner Umarmung los zu machen und unterbrach seine eifrige Rede: „Du weißt nicht, was Du sagst, Gustav!" rief sie. „Es ist eine Unmöglichkeit, was Du vorschlägst und begehrst. Glaubst Du, daß wir ihren Nachforschungen entgehen würden? kannst Du Dir denken, daß nicht jede Ritze durchsucht werden würde? Und wie lange sollten wir uns dort verbergen? Sie würden nie aufhören, uns zu suchen und zu verfolgen."

„Ich fürchte sie nicht," rief er. „Wir sind ja bewaffnet für den ersten Fall. Kein Lebender soll den

Eingang der Grotte betreten, so lange wir darin sind. Folge mir, meine Geliebte!"

Auf ihren blassen Lippen schwebte ein Lächeln. „Mein guter Gustav!" seufzte sie, „Du vergißt, daß wir wohl sterben müßten, wenn nicht anders, sicher vor Hunger. Das wäre doch ein Tod, dem Du mich wohl nicht aussetzen möchtest?"

Gustav entließ sie nicht aus der festen Umarmung. Aber es war ein gewisser kalter Stolz, der in ihm zu erwachen begann. Mit einem bittern Lächeln sagte er: „Du siehst wirklich ruhig und klar. Eigentlich wollte ich Dich nur versuchen: denn ich sehe die Unmöglichkeit, diesen Vorschlag zu bewerkstelligen, wohl ein. Aber ich muß Dir gestehen, Karin, Deine kalte Verständigkeit erschreckt mich. Ich hatte wohl eingesehen, daß unsere unvermuthete Begegnung die letzte Abschiedsstunde wäre; aber ich hoffte, daß sie milder, freundlicher in all' ihrer Bitterkeit seyn würde."

Nun wurden die Augen des Mädchens naß. „Gustav!" rief sie und drückte sich fester an seine Brust: „Gustav! so wollte ich Dich sehen und finden. Mild und freudig, wie Du sagst! So wollte ich mich von Dir trennen in einer milden und freudigen Stunde."

„Aber meine Karin kam mir nicht mit Milde und Freudigkeit entgegen!" rief er. „Willst Du einen Trost über unsere Trennung in Stolz und hohem Range finden, so habe ich Dich mißkannt. Aber ich hatte recht, denn in allen Deinen Worten liegt kein Herz. O wenn ich nur wüßte, daß Dein Herz mein gehört, glaube mir, ich möchte nicht mit einem bittern Worte den Trennungsschmerz vermehren."

Das Fräulein heftete einen erstaunten Blick auf ihn. „Du wolltest mich prüfen!" rief sie.

„Ja," antwortete er. Sobald Du unser Gespräch begannst, empfand ich sogleich ein Gefühl, das meines Lebens tiefster Schmerz gewesen seyn würde, hätte ich ihn nicht bereits gekannt und vorausgeahnt. Ich weiß und kenne nun, Karin, Dein großes Geheimniß. Du hast mich und Dich betrogen. Du liebst mich nicht mehr!"

„Gustav!" rief sie in vorwurfsvollem Tone, und wollte sich aus seiner Umarmung losreißen.

Aber er hielt sie immer noch fest und rief: „So war Deine Liebe, Karin, daß Du aufhören konntest, zu lieben. Deßhalb will ich Dir sagen: eine solche Liebe habe ich Recht und Kraft zu verachten. Du, Fürstentochter! Du bist meiner nicht werth, des großen Dichters Stjernhjelms Sohn. Ich stehe als Dein Richter vor Dir. Du bist meine Gefangene, bist in meiner Gewalt."

„Du thust mir Unrecht!" stammelte sie bestürzt. „Du bist ja mein Jugendfreund, mein Geliebter! Sey es immer für mich."

Er führte sie sachte einige Schritte näher an das Ufer des Hallsee. Der kohlschwarze Wasserspiegel, einem ungeheueren geschliffenen Agata ähnlich, spiegelte dennoch die wechselnden Wolken des Himmels auf seinem dunkeln Boden. Das Fräulein schauerte vor dem Anblicke des seltsamen Schauspieles zurück.

Plötzlich hörte man am Strande des schwarzen Wassers ein Hundegebell. Die erschrockene Schaar der Hirsche war gerade dorthin getrieben worden. Auf einmal stürzten sich die Hirsche in das Wasser und schwammen mitten durch den See. —

Da zeigten sich Jäger zwischen den Bäumen. Karin wollte sich losreißen

„Fliehe, Gustav!" flüsterte sie. „Daß dich Niemand sieht."

(Schluß folgt.)

Die bayerische Politik in der deutschen Verfassungsfrage.

Aus einem Artikel der „N. Münch. Ztg." heben wir Folgendes aus:

„Die bayerische Note zur Verständigung der Regierungen mit der Nationalversammlung über die Verfassung Deutschlands hat unwiderleglich dargethan, daß Bayern in den einzelnen Paragraphen weniger noch als Preußen, Hannover, Sachsen und die 26 beigetretenen anderen Staaten geändert wissen will und daß, wenn die Vertretung Süddeutschlands im Staatenhause die billige Vermehrung erhält, eine Einigung aller Staaten über die zum Antrag gebrachten Punkte leicht seyn wird. Wir müssen vorausschicken, daß Bayern eben so wenig wie Preußen, Oesterreich, Hannover und Sachsen gemeint war und ist, der wechselnden und jeden Augenblick nach Koalitionen und Fraktionen geänderten Majorität in Frankfurt sich bis zur Selbstvernichtung zu unterwerfen, vielmehr hat die bayerische Regierung neben allen Opfern, die sie der deutschen Zentralgewalt im Sinne der deutschen Einigung bringen zu müssen glaubte, seine Stimme für die Vereinbarung und Verständigung mit Frankfurt sich wohl gewahrt und nicht dem eigenen Lande gegenüber die schwere Verantwortlichkeit einer unbedingten Unterordnung auf sich genommen. — Die Trias unter das Direktorium von drei Mächten wurde zur Zeit des Vorparlaments in den bayerischen Entwurf nur unter der Voraussetzung aufgenommen, daß sie die meisten Aussichten des Erfolges für sich hätte, was sich deutlich daran zeigte, daß die Majorität der Nationalversammlung damals wenigstens für eine provisorische Einsetzung von drei Fürsten oder Mächten innerhalb der Zentralgewalt gestimmt war. Diese Trias wäre auch bei der provisorischen Gestaltung der Zentralgewalt in Frankfurt durchgegangen, wenn Hr. v. Gagern nicht die Transaktion mit den Demokraten als Anhängern eines Präsidenten und der kaiserlichen Partei, die sich für

Einen Fürsten erklärte, in seinem kühnen Griff durchgesetzt hätte. Bayern hatte aber eben die Trias, wie so viele Staatsmänner Deutschlands, auch Preußens, nur als die am ersten mögliche und deßhalb beste Form des Vorstandes eines Bundesstaates empfohlen, ging aber sogleich von derselben ab, als die mittleren Staaten, namentlich die Königreiche, sich zwar mit den Grundprinzipien der bayerischen Ansichten einverstanden erklärten, indessen doch eine eigene Vertretung innerhalb des Direktoriums für sich in Anspruch nahmen. Bayern erklärte, daß es auch auf ein Direktorum der Königreiche mit Oesterreich und Preußen an der Spitze einzugehen bereit sey. Nur von Oesterreich und Preußen war Anfangs wegen der inneren Wirren und Schwäche dieser Staaten keine Antwort oder Ansicht über die deutsche Verfassungsfrage zu erhalten. Als Preußen endlich im August 1848 den Vorschlag einer Art Direktoriums, getheilt nach Kuriat- und Einzelnstimmen der deutschen Mächte machte, einen Vorschlag, der mit dem jetzigen Oesterreichischen sehr nahe übereinstimmt, ging Bayern auch auf diesen Vorschlag ein und wollte eben seine Zustimmung nach Berlin übermachen, als von dorther die Nachricht kam, daß derselbe an dem Widerspruch der kleineren Staaten und Württembergs gescheitert sey, die eine selbstständigere Vertretung und Theilnahme im Direktorium verlangten. In allen andern Punkten der deutschen Verfassungsfrage hatte sich aber Bayern nur entschieden dahin ausgesprochen, daß es seine Zustimmung zu einem Kaiserthume nicht geben werde, weil darin die Vernichtung aller Landesfreiheiten und Selbstregierung für die Einzelnstaaten liegen müsse, wenn anders das deutsche Kaiserthum kein Schattenreich bleiben solle. Bayern war der einzige Staat, der in seiner vermittelnden Stellung zwischen Oesterreich und Preußen von Anfang an einsah, daß das absolute Vorherrschen des einen oder des andern einem Ausschluß des einen gleichbedeutend sey, und daß der Zweck der deutschen Einheit auf diesem Wege ehrgeiziger Prätensionen am sichersten verfehlt werde. Dafür und weiter, weil Bayern entschieden alle Verhandlungen mit dem Auslande über die deutsche Verfassungsfrage desavouirte und zu verhindern suchte, weil es sich nicht durch Mediatisirungsvorschläge irgend einer Art locken ließ, weil es weder die Unterordnung Preußens unter ein österreichisches Kaiserthum, noch die Oesterreichs unter ein preußisches Kaiserthum für möglich hielt, weil es die Zwecke Einer Zolleinigung des ganzen Deutschlands stets bevorwortete, sonst aber sich allen möglichen Vorschlägen für die deutsche Verfassung, wenn sie nur ausführbar erschienen, auf gesetzlichem Wege anschloß, ist die Belohnung gewesen, daß jene wahnwitzige Partei der Erbkaiserlichen mit Erfindungen, Unwahrheiten, Schmähungen und Verdrehungen Bayerns ganz offene Politik überhäufte, daß der abgeschmackte Vorwurf des Partikularismus, der Sonderpolitik, dann die Erfindung eines Bündnisses zwischen Oesterreich, Bayern und Württemberg, dann die einer Drohung Bayerns aus dem Zollverein zu treten, dann die verleumderischen Angriffe gegen die Krone und Regierung sich im bunten Chaos des Lügenkreises von Tag zu Tag folgten, wiederholten und mit unverwüstlicher Lunge ausposaunt wurden. Von Preußen aus wurde der Besuch des Prinzen Karl gewünscht, Preußen hatte sich deßhalb an Bayern gewandt, um so über die deutsche Frage eventuell und vorläufig zu verhandeln. Alle Ansichten Bayerns, die wir oben erwähnt haben, waren längst in Berlin auf offiziellem Wege kund gegeben, wie an den Höfen der andern Königreiche. Wir hoffen, dieß wird die preußische deutsche Reform sich von den dortigen Ministerien leicht bewahrheiten lassen können. Aber allerdings erhielt damals Bayern keine rechte Garantie dafür, daß Preußen nicht durch ein etwaiges Eingehen auf das vielverrufene Kaiserthum indirekt den Ausschluß Oesterreichs begünstigen werde. Erst später wurde diese Garantie gegeben; ob sie aber gegen die **douce violence** des preußischen Ehrgeizes so ganz sicher ist, müssen wir erst noch abwarten. Die nächsten vierzehn Tage schon werden uns wahrscheinlich darüber Aufschluß bringen. Bis jetzt kann es uns nur ein mitleidiges Lächeln ablocken, wenn man in einem Athemzuge Bayern seine Ansicht von der Trias als ehrgeizig zum Vorwurf macht und zugleich das Eine Kaiserthum Preußens über ganz Deutschland mit dem Ausschluß Oesterreichs als patriotische Aufopferung Preußens darzustellen sucht. Alle mittleren Staaten Deutschlands wissen so gut wie Preußens und Oesterreichs Regierungen, daß Bayern stets die Freiheit aller mittleren und kleineren Staaten bei ihnen vertreten hat, daß Bayern nicht einmal verlangte, in der Trias beständig die dritte Größe einzunehmen, sondern darin mit den andern Königreichen wechseln wollte; ferner, daß Bayern es war, welches in seinem Vorschlage für die Zusammensetzung des Staatenhauses eine Vertretung **aller** Staaten und eine Theilnahme derselben an der Regierung und Gesetzgebung wollte; aber was nicht Alle wissen, ist, daß von Preußen her eben dieser letztere bayerische Vorschlag als ein Meisterstück, das alle befriedigen müsse, erklärt wurde. Schließlich bemerken wir nur noch, daß auch die Sendung des nach der deutschen Reform „berufenen **Klindworth**“ der bayerischen Politik ganz fremd war. Auf eine Unwahrheit mehr scheint es dort freilich nicht anzukommen, wo man sie schäffelweise ausmißt.

Auflösung des Räthsels in Nro: 46:

Geldbeutel.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 50 29. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

„Ah!“ rief Henrik, in dessen Augen ein Blitz der Freude glänzte, „nun ist die Reihe an uns, mein Herr.“

„Elender!“ erwiederte Don Federigo mit kaltem Tone; „denkst Du, ich werde Dir die Ehre erweisen, mein Schwert mit Dir zu kreuzen? Man kneble ihn und schleppe ihn fort!“

„Ihr täuscht Euch, hoher Herr,“ sprach Margarethe, indem sie sich zwischen Beide warf. „Er ist es, der mich gegen die Bilderstürmer beschützt hat, er, Henrik.“

„Henrik!“ wiederholte der Spanier mit einem Lächeln grausamer Verachtung. „Ihr vertheidigt diesen Banditen, edle Margarethe?“

„Dieser Bandit ist ein hochherziger Edelmann,“ rief die junge Gräfin, während Henrik einen Finger auf seine Lippen drückte, um ihr Stillschweigen aufzuerlegen.

„Er ein Edelmann!“ entgegnete Don Federiko, und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Dann wäre sein Wappenschild schändlich beschmutzt. Es ist ein unbekannter Bauer, dem sein Recht durch den Strang widerfahren soll, einer von den Fanatikern, welche Flandern zum Aufruhr antreiben und mit ihrem Kriegsnamen eine Armee auf die Beine bringen. Doch endlich sind wir seiner habhaft geworden, und unsern Händen soll er nicht mehr entkommen.“

„Wie nennt Ihr ihn denn?“ fragte Margarethe voll Angst.

„Ralf den Bilderstürmer!“ antwortete Don Federiko.

„Ralf den Bilderstürmer!“ wiederholte Margarethe, indem sie den jungen Grafen mit irren Augen anschaute. „Oh! Ihr lügt. Nicht wahr, sie lügen, Henrik? Es ist eine Verleumdung, ich glaube ihnen nicht. Aber sag' ihnen doch, daß Du Henrik bist.“

„Henrik ist also sein wahrer Name?“ fragte der Sohn des Herzogs von Alba. „Es ist gut, Margarethe, Ihr könnt den Richtern, die man mit dieser Angelegenheit beauftragen wird, Aufklärung geben . . .“

„Stille!“ unterbrach ihn Ralf mit stolzem Tone, indem er Margarethe ein gebieterisches Zeichen machte. „Ich werde mein Leben nicht einmal um den Preis einer Lüge erkaufen. Ich bin Ralf der Bilderstürmer und habe keinen andern Namen. Ich bin kein Rebelle, sondern ein flämischer Patriot, den weder das Beil, noch der Scheiterhaufen zu erschrecken vermöchten.“

„Ralf! er!“ wiederholte Margarethe, und sie stürzte ohnmächtig, sterbend zu Boden, als sie dieses Bekenntniß aus dem Munde von Henrik vernahm.

Don Federiko ließ sie in eine Sänfte tragen, Ralf wurde auf ein Pferd gebunden, und sie brachen insgesammt sogleich nach Brüssel auf. Bis der Prozeß gegen den furchtbaren Bilderstürmer begann, schleppte man ihn in den finstersten Kerker des Pallastes.

. . . . . .

Eines Abends knarrte die Thüre von Henrik auf ihren durch die Feuchtigkeit verrosteten Angeln. Er glaubte, der Kerkermeister käme, um ihn zu holen, er hätte vor seinen Richtern zu erscheinen, und dankte schon Gott, daß man ihn endlich aus der übelriechenden Atmosphäre, die ihm den Athem hemmte, wegführe; doch er wurde in seiner Hoffnung getäuscht. Seine Augen schlossen sich wie geblendet durch das scharfe Licht einer Fackel, woran er nicht mehr gewöhnt war. Eine weiße Hand legte sich auf die eiserne Stange, welche die Thüre verriegelte, und ein Schrei des Schreckens entschlüpfte einer Stimme, die Henrik sogleich erkannte: es war die von Margarethe.

„Was macht die Adoptivtochter des Herzogs von Alba hier?“ fragte er mit bitterem Tone.

Doch Margarethe besaß nicht die Kraft, zu antworten. Die Flamme der Fackel hatte das Gräßliche der schwarzen, feuchten Wände des Kerkers beleuchtet. Die beiden Arme des Gefangenen waren wie eingerahmt in zwei ungeheure, an die Wand gelöthete eiserne Ringe. Um nicht schmerzlich aufgehängt zu seyn, bogen sich seine Beine auf einen Haufen Stroh, das von eiskaltem Wasser durchnäßt war, welches von der Erde eindrang und von den Wänden ausgeschwitzt wurde. Die Wassertropfen, welche senkrecht von dem Gewölbe auf das Haupthaar von Henrik herabfielen, mußten diesem grausame Schmerzen verursachen.

„Nicht wahr, das erschreckt Euch,“ sagte der junge Mann. „Die Platten des Klosters sind minder eisig,

als dieſe nackte Erde. Das iſt die Leutſeligkeit der Diener des Königs!“

„Laßt dieſen ſpöttiſchen Ton, bei dem mir bange wird, Henrik, und faßt wieder Vertrauen,“ ſprach Margarethe zitternd. „Ihr ſeyd ſtrafbar geweſen, doch eine aufrichtige Reue kann Alles wieder gut machen . . .“

„In Euren Augen, armes Kind,“ unterbrach ſie der Gefangene mit ſanfterem Tone. Aber dieſe Spanier haben ſtählerne Herzen und werden nur verzeihen, wenn ſie meinen Leib am Galgen haben hängen ſehen.“

„Ihr ſeyd grauſam, Henrik. Ich kann Euch für Euer Leben ſtehen, denn ich komme im Auftrage desjenigen, deſſen Wille ſelbſt im Rathe der Unruhen gebietet.“

„Ja,“ erwiederte Henrik, indem er ſeinen Blick feſt auf das milde Antlitz von Margarethe heftete, „doch ohne Zweifel werden ſich die Räthe nicht mit einer moraliſchen und ſtummen Reue begnügen; man wird ihnen einige materielle Beweiſe geben müſſen.“

Getäuſcht durch den ruhigen und halb überzeugten Ton des jungen Mannes, flüſterte Margarethe, die Augen niederſchlagend:

„Sie verlangen eine feierliche und öffentliche Abſchwörung, Henrik!“

„Das iſt nicht viel . . . Aber ſollten dieß wirklich alle ihre Bedingungen ſeyn?“

„Nein,“ antwortete ſie mit einem gewiſſen Zögern; „Ihr müßt auch erklären, wer Eure Mitſchuldigen ſind, wo ſie ſich aufhalten, und welche Loſungszeichen ſie haben, um den Frieden der unglücklichen, durch alle dieſe Unordnungen mit Verwirrung und Blut heimgeſuchten Provinzen wiederzugeben.“

„Ja, eine Denunziation, ich begreife das,“ ſagte Henrik, nur hiefür würde man mir das Leben zuſichern . . . Oh! es iſt in der That ein ſchönes Ding um das Leben, Ketha!“ fügte er bei, während ſeine Bruſt von ſchmerzlicher Erſchütterung anſchwoll.

„Henrik, mit welchem Blick, mit welchem Ton ſagt Ihr mir das!“ rief Margarethe.

„Doch wozu leben, wenn man jede Hoffnung auf irgend ein Glück verloren hat!“ fuhr der Gefangene fort. „Warum ſein Leben durch einen ſchändlichen Ruf erkaufen? denn was Ihr mir vorgeſchlagen habt, iſt ganz einfach die größte Feigheit, die ein Menſch begehen kann. Mein Vaterland verkaufen! alle diejenigen ausliefern, welche ſich mir anvertraut haben! und auch dieſer Vorſchlag iſt noch eine Falle, denn es giebt nur eine einzige Buße, die mich in den Augen der Inquiſitoren abſolviren kann, und dieſe Buße, Ketha, iſt der Tod!“

„Der Tod!“ wiederholte ſie voll Schrecken; „glaubſt Du denn das wirklich, Henrik?“

(Fortſetzung folgt.)

Die Tochter des Reichskanzlers.

(Schluß.)

„Willſt Du, daß ich mich in der ſchwarzen Tiefe verberge?“ fragte Guſtav. „O wie gerne würd' ich es thun, wenn Du mir folgteſt.“

Sie ſchauerte. „Verſuche mich nicht mehr, Guſtav!“ bat ſie. „Die Gefahr ſchwebt über uns. Verbirg Dich, wenn Du nicht Dein und mein Unglück willſt.“

„Und wenn es auch Dein und mein Unglück gälte,“ fiel er ein, „müßte es nicht eine um ſo größere Freude für mich ſeyn, weil es uns Beide mit einander träfe?“

„Verbirg Dich, verbirg Dich!“ rief ſie angſtvoll und wollte ſich losreißen.

Ein höhniſches Gelächter ſchwebte auf ſeinen Lippen. Er antwortete ſtolz: „So lebe wohl, Karin, Du meiner Jugend Geliebte! Du, die früher mein junges Herz beſaß, um es in ſeinen ſchönſten Hoffnungen zu täuſchen. Aber mitten in meinen Vorwürfen will ich, ob es auch bitter ſchmecken mag, den letzten Abſchiedskuß mit mir nehmen.“

Haſtig küßte er die Angſtvolle, die in ihrer Verwirrung ſich ſeinen Liebkoſungen überließ und ihn nicht zurückſtoßen wollte, da ſie zwiſchen Furcht vor ſeinen Drohungen und einem Gefühle wiedererwachender Liebe bei ſeinen Küſſen ſchwankte.

Aber es ſchien, als ob er die Gefahr wenig ſcheute. War es vielleicht die Rache, die in des gereizten Jünglings Herz glühte, ſeit die Liebe ihrer letzten, bittern Erklärungen ausgeſprochen? Er ſtand feſt und hielt ſie in ſeinen Armen. Von den Ufern des ruhigen See's konnte die Gruppe der beiden Liebenden geſehen werden und das ſchwarze Waſſer ſpiegelte ihre Geſtalten in ſeiner Tiefe wieder.

Plötzlich ſtreifte ein Schuß ganz nahe an ihnen vorüber. Da erſt ließ Guſtav ſie los und faßte ſein Gewehr. „Lebe wohl, Karin!“ rief er noch einmal. „Fürchte Dich nicht vor mir! Lieber, als daß ich mich von Deines Vaters Dienerſchaft ergreifen und wegen der verbotenen Jagd ins Gefängniß werfen laſſe, will ich mit ihnen allen kämpfen. Mein Gewehr iſt ſicher und lebendig ſoll mich Keiner in die Hände bekommen.“

Eine düſtere, niederhängende Fichte, ein hundertjähriger, mooſiger Maſtbaum ſtand gebeugt über dem See mit ſeiner dichten Maſſe. Weich und geſchmeidig, das Gewehr in der Hand, ſchwang ſich der Jüngling durch die Aeſte. Um ihn dort zu entdecken, mußte man wiſſen, daß er dort war, während er ſelbſt alles um ſich her überſehen konnte.

Kaum war Fräulein Karin allein, als ſie mit kluger Ueberlegung ihr Gewehr wieder aufnahm, ihre Tracht ordnete und wie eine ruhige Jägerin am Ufer ganz in der Nähe des alten Baumes ſtand, der ihren erzürnten Freund verbarg. Es kam ihr ſonderbar vor,

als sie daran dachte, daß sie sich beide bewaffnet einander gegenüber standen, als ob sie sich wie Feinde bewachten, statt wie Liebende mit einander zu kosen.

Bald blies das Jägerhorn seine Signale. Man gab sich zu erkennen, daß man das Fräulein wiedergefunden. Die Damen, welche der Jägerschaar folgten, eilten zu ihr, als sie einen kleinen Weg gefunden, auf welchem sie durch den Wald zu ihr kommen konnten. Sie grüßte sie freundlich, als ob nichts vorgefallen wäre, und bald stand die ganze Gruppe in stummer Verwunderung über den seltsamen Anblick des dunkeln Bergsees da.

Aber ganz unvermuthet für das Fräulein ritt ein schöner stolzer Reiter an ihre Seite. Es war Graf Königsmark. Nachdem er mit der ihm eigenen Grazie gegrüßt, sagte er: „Der Reichskanzler hat mir durch diese Jago das unschätzbare Glück verschafft, Fräulein Karin wiederzusehen. Ich wagte kaum, diese Hoffnung zu hegen, obwohl ich allein, um das Fräulein zu finden, die Reise zum Reichskanzler unternahm.“

Karin beantwortete erröthend diesen Gruß. Sie wandte sich gegen ihn, um der großen Fichte den Rücken zu bieten und ihr Antlitz den Blicken zu entziehen, die, wie sie wohl wußte, jeder Bewegung auf ihren Zügen folgen würden. „Der Herr Graf hat also meinen Vater bereits getroffen?“ fragte sie.

„Ja, mein Fräulein,“ erwiederte er mit einem eigenen Ausdrucke. „Erlauben Sie, meine Damen,“ fügte er mit lauter Stimme hinzu, „daß ich Sie daran erinnere, die Fürstin wartet hier in der Nähe.“

„Ah, da will ich meine Mutter hieherbringen! Sie muß den merkwürdigen See sehen!“ rief Fräulein Ebba freudig. „Folget mir. Ich gehe ihr entgegen.“

Alle Damen beeilten sich, ihr zu folgen, aber der Graf hielt Fräulein Karin mit einer ehrerbietigen und bittenden Miene zurück.

„Die Fürstin ist bald hier,“ sagte er. „Meine Zeit ist kostbar und bitte deßhalb Fräulein Karin, mir einen einsamen Augenblick zu schenken.“

Sie zauderte. Ein Blick voll Angst und Unruhe flog nach dem schattigen Baume, wo ein besonders schrecklicher Schatten sie bewachte. „Graf Otto!“ flüsterte sie leise: „Hier ist eine gefährliche unheimliche Stelle. Lassen Sie uns von hier forteilen.“

„Nein, mein Fräulein,“ sagte er mit Entschlossenheit eines Soldaten. „Ich habe ein Wort auf meinem Herzen, in ihm liegt alle Ruhe meines Lebens; warum sollte ich nicht die Gelegenheit benützen, es auszusprechen. Nennen Sie diese Stelle nicht unheimlich! Sehen Sie den schönen, klaren See! Er ist dunkel, wie die Zukunft, aber der Himmel spiegelt sich in seiner Tiefe, wie nächtlich sie auch seyn mag. Karin, bin ich Ihrem Herzen gleichgültig? Ich begehre eine Antwort, so bestimmt, daß ich meines Lebens Schicksal entschieden weiß.“

Verlegen wandte das überraschte Fräulein ihr Gesicht ab. Sie fühlte sich so tief gedemüthigt bei dem Gedanken, daß gerade sie, die vor ihrem betrogenen Jugendfreund so stolze und schöne Aeußerungen gethan, nun in seiner Nähe genöthigt seyn sollte, ihres Herzens heimliche Treulosigkeit zu offenbaren. Aber der feste Blick des Grafen sagte ihr, daß sie dießmal auf keine Weise einer bestimmten Antwort auf seine Bewerbung ausweichen konnte, was sie bisher mit so großer Klugheit zu thun gewußt. Sie fühlte, daß sie einen liebenden Jüngling beleidigt und gereizt, sie zitterte davor, noch einen zu verwunden.

Aber er faßte freimüthig ihre Hand. „Ich fordre nun in diesem Augenblicke Fräulein Karins Antwort auf meines Herzens Bitte um Liebe und Huld. Ich komme hieher aus dem Kriege, um in wenigen Augenblicken über mein Schicksal entscheiden zu lassen, und ich kehre zurück, um später nach Venedig zu gehen. Die Republik hat sich meine Person von dem Könige zum Befehlshaber ihrer Heere gegen die Türken erbeten. Will Fräulein Karin mir als meine Frau folgen, oder soll ich allein ein ehrenvolles Ende meines Lebens suchen? Hier, Fräulein Karin! Jetzt gilt kein Zaudern mehr. Ich biete Ihnen, als ein ehrlicher Soldat meine Hand. Nehmen Sie sie und es erwarten uns die Segnungen der Eltern, oder wollen Sie, daß ich hier einen ewigen Abschied nehme?“

Fräulein Karin verbarg ihr Gesicht in ihren Händen. Ihre schöne Gestalt zitterte, und der Graf betrachtete mit Rührung in Miene und Blick das geliebte Wesen.

Endlich sah Karin auf. „Diese düstere Stelle,“ sagte sie mit zitterndem, doch bestimmtem Tone, „dünkt mir wie geschaffen zu einem ewigen Abschied. Hier hat gewiß die Natur geahnt, daß liebende Herzen sich trennen sollten. Wohlan, Graf Otto! auch ich nehme hier Abschied von dem, was mir früher theuer war, — von Ruhe und Glück im elterlichen Hause, von meiner Kindheit und Jugend Freuden und — der Liebe. — Ich — ich — folge Ihnen nach Venedig.“

Der Graf blickte sie mit dem Ausdruck freudiger Ueberraschung an. „Es war eine ernste Art, über mein Glück zu entscheiden. Aber ich erkenne mein Glück und werde unsere Sorgen zu verscheuchen suchen, so weit ich vermag. Dank, meine Geliebte, für die offene und redliche Antwort!“

Mit glühender Heftigkeit drückte er sie an seine Brust und küßte sie, obwohl sie sich bebend zurückzog. Man hatte indessen den Lärm der Jägerschaar ringsumher vernommen, und bald trat die Jagdgesellschaft aus dem Walde. Der Reichskanzler selbst und seine fürstliche Gemahlin ritten an das Ufer heran, wo sie ihre Pferde verließen und sich dem Platze näherten, von welchem der Graf das Fräulein durchaus nicht sich entfernen lassen zu wollen schien.

„Hier hast Du mir Deine Antwort gegeben,“ sagte er: „laß uns hier auch den Segen und die Wünsche empfangen, die uns erst vollkommen glücklich machen werden!“

Die Eltern eilten herbei. Mit hoher Würde, doch

zugleich mit einem Gefühle innerer Befriedigung umarmte der Reichskanzler beide. Die Fürstin vergoß Thränen der Freude, und versicherte, daß ihre geliebte Karin nun ihre innigsten Wünsche erfüllt habe.

Der Kreis der ganzen Gesellschaft, welche von des jungen Paares neugeschlossener Verbindung unterrichtet wurde, drängte sich glückwünschend um sie her, und die Töne des Jagdhornes, die durch Wald und Felsen erschollen und überall ein helles Echo fanden, riefen die entferntesten Jäger zurück, daß auch des Berges Wild für dießmal Schonung und Friede zu Theil ward.

Im selben Augenblicke hörte man einen Schuß aus der dunklen Fichte. Eines Jägers Gestalt stürzte aus den herabhängenden Aesten und fiel plötzlich in den See, dessen dunkelschwarze Wellen aufzischten, um ihren Raub zu verschlingen.

Alle Anwesenden eilten besorgt zum Ufer. Karin schwindelte, aber der Graf eilte, sie in seinen Armen aufzufangen.

„Wer war das?" fragte der Reichskanzler.

„Es muß ein Schütz auf dem Anstand gewesen seyn," äußerte ein alter Jäger. Ein solcher hat sich auf dem Berge umhergetrieben, das weiß ich. Aber von da kommt er nimmer wieder, das ist sicher, denn hier ist der See bodenlos."

Fräulein Karin kam nach und nach wieder zu sich. Aber ihre Ruhe war für immer dahin. Als die Jagdgesellschaft, die vergebens das Räthsel des unbekannten Jägers zu lösen suchte, der sich erschossen und im See verschwunden war, durch das schöne Thal nach dem Magnusberg zurückzog, hatte Fräulein Karin so viel Macht über sich, daß sie mit ihrem Bräutigam über die Zukunft sprechen konnte. Sie war nicht fröhlich, aber er war doch zufrieden mit ihrer Freundlichkeit. Die Gewissensqual, die sie fühlte, nicht weil sie die ersten Bande gelöst, die ihr Herz geknüpft, sondern die Art, wie sie sie gelöst, hörte nie auf, sie zu verfolgen. Als sie einige Jahre später wieder aus dem venezianischen Kriege kam, der sie zur Wittwe gemacht, besuchte sie den Magnusberg und befahl bei einer Fahrt auf den Halleberg, daß ein Denkstein, auf dem kein Name eingegraben werden dürfe, und dessen Veranlassung die Sage in dem Selbstmord des unbekannten Jägers Gustav suchte, bei dem schwarzen Hallsee errichtet werden sollte. Moos und Gebüsch verhüllt jetzt den Denkstein, aber noch findet der genaue Forscher seine Spur.

Die österreichische Armee.

(Schluß.)

Was die Gesammtstärke der gegenwärtig verfügbaren Streitkräfte Oesterreichs betrifft, so beliefen sich dieselben nach den Mittheilungen eines österreichischen Blattes, welches sich auf authentische Quellen berief, im Januar auf 516,000 Mann und 45,000 Mann Reserve. Man zählte 19 Grenadier- und 314 Füsilierbataillons der Infanterie, 170 Kompagnien Artilleristen, Mineurs, Sapeurs und Pionire, 295 Schwadronen Kavallerie, 20,000 beim Militärfuhrwesen. Ueber die Vertheilung dieser imposanten Macht, welche den unermeßlichen Anstrengungen Oesterreichs in den Jahren 1809 und 1813 ziemlich nahe kommt, erfahren wir nichts Bestimmtes. Nur die Stärke der Armee in Italien, des Operationsheeres, welches unter dem persönlichen Oberbefehl des Fürsten Windisch-Grätz gegen die Ungarn im Felde steht, und die der Wiener Besatzung scheint man ziemlich genau zu kennen. Letztere besteht aus 16 Bataillonen Infanterie mit 19,200 Mann, 6 besondern Kompagnien mit 1200 Mann, 10 Schwadronen Kavallerie zu 1400 Mann, 36 Geschützen mit 252 Mann, 4 Brückenequipagen mit 800 Mann. Das Operationsheer des Fürsten Windisch-Grätz zählt 29 Bataillons Infanterie mit 34,800 Mann, 10 besondere Kompagnien mit 2000 Mann, 33 Schwadronen Kavallerie (ohne die Reserve von 28 Schwadronen) mit 4620 Mann, 108 Geschützen mit 736 Mann, 2 Brückenequipagen von 400 Mann. Hiezu kommt noch die Reserve und eine detaschirte Brigade, welche zusammen 16,600 Mann Infanterie, 3780 Mann Kavallerie, 120 Geschütze und 8 Brückenequipagen zählt. Neben diesem Hauptoperationsheer wirken in Ungarn noch 5 andere österreichische Armeekorps von der Nord- und Südgränze und das Puchner'sche in Siebenbürgen. Die Gesammtstärke dieser Armeekorps wird nahe auf 100,000 Mann geschätzt. Wir unterlassen eine Aufzählung der einzelnen Waffengattungen in der österreichisch-italienischen Armee. Dieselbe soll sich ungerechnet das Blokadekorps bei Venedig auf 120,000 Mann belaufen, welche außer den Hauptstädten und Festungen der Lombardei auch die ausgedehnte Gränze von Langen-See bis zu den Pomündungen zu bewachen haben. In den übrigen Provinzen scheinen die meisten Truppen in Galizien, Krakau und in den an Ungarn gränzenden Theilen Mährens konzentrirt.

Zum Schlusse stehe das Urtheil eines kompetenten österr. Offiziers hinsichtlich der Leistungen der Truppen nach den Nationalitäten: „Unsere besten Regimenter, sagte er, sind, was die Manneszucht, den militärischen Geist und die kaltblütige Standhaftigkeit im Feuer betrifft, unsere deutschen Regimenter. Im Ganzen sind die eigentlichen Oesterreicher unsere brauchbarsten Soldaten und unsere tyroler Jäger haben sich beim Vorpostengefecht unübertrefflich benommen. Keine Waffengattung hat auch so starke Verluste erlitten wie unsere deutschen Jägerbataillons. Nach den deutschen sind mir unsere ungarischen Regimenter die liebsten, welche ohne Widerrede auch äußerlich die schönsten sind. Wir sahen sie immer am kühnsten ins Feuer gehen. Nach ihnen möchte ich die polnischen, dann die tschechischen und slovakischen Regimenter nennen; die Kroaten zuletzt, obgleich sie wegen ihrer Exzesse und Plünderungswuth eigentlich die gefürchtetsten sind."

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 51 31. März 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

„Leiser! leiser!“ sprach der Gefangene. „Ich vergaß, Dir zu sagen, daß im nächsten Kerker ein anderes Opfer liegt, das vielleicht in seinem Schmerz entschlummert ist. Es giebt heute wenig leere Plätze in den Kerkern. Doch diese gräßlichen Todeskämpfe sind der Schmach vorzuziehen. Die Räthe haben ihre Zuflucht zu Dir genommen, weil sie dachten, mein Herz sey schwächer als mein Muth. Du siehst nicht, daß sie gern mit meiner Schande prunken möchten, daß sie stolz darauf wären, wenn sie mich bleich, zitternd, einen Abtrünnigen von meiner Sache, auf den Knieen vor diesen Bildern, die ich verläugnet habe, sehen würden! Doch stille! mein Unglücksgefährte erwacht.“

Sie horchten und hörten bald eine schwache, zitternde Stimme Psalmen Divids singen.

„Wenn Du wüßtest, wie die Schwäche des hohen Alters diesen Mann in der Kraft der Jahre niedergeworfen hat!“ sprach Henrik. „Er ist kahl geworden; durch gräßliche Martern gelähmt, ist sein Leib nur noch eine Wunde. Und dennoch beklagt er sich nicht. Er betet, und das verleiht ihm Muth. Er ist so hinfällig, daß man ihm seine Ketten abgenommen hat. Seit einem Jahr arbeitete er daran, einen Spalt in der Mauer, die diese zwei Kerker trennt, zu Wege zu bringen. Gestern vollendete er sein Werk; er sprach mit mir, und als er meine Antwort hörte, rief er mit unaussprechlicher Freude: „„Oh! ich bin nicht mehr allein!“

„Wie sanft ist seine Stimme!“ sagte Margarethe, welche Thränen am Rande ihrer Augenlieder zittern fühlte; „sie erschüttert das Herz.“

Der Gesang hörte in diesem Augenblick auf; doch alsbald näherte sich der fromme Gefangene der Mauer, welche die beiden Kerker trennte, und richtete mit einem beinahe feierlichem Tone an Henrik die Frage:

„Gefährte, seyd Ihr ein Flamänder?“

„Ich bin aus Friesland,“ antwortete der junge Brederode.

„Aus Friesland!“ wiederholte bewegt die Stimme des Gefangenen; „und welches Verbrechens wegen seyd Ihr in Haft? Ohne Zweifel wegen des Verdachts der Ketzerei, wie ich?“

„Mein Verbrechen ist größer,“ erwiederte Henrik. „Wißt Ihr dann nicht, welche Ereignisse seit einigen Jahren in Flandern vorgefallen sind?“

„Ach! für mich haben die abgelaufenen Jahre nur einen einzigen Augenblick gehabt, und dieser Augenblick hat ein Jahrhundert gedauert. Früher versuchte ich es, die Tage und die Nächte meiner Gefangenschaft zu zählen; doch hier ist die Nacht ewig. Man hat mich vergessen, und ich habe unbeweglich, stumm, vergraben, wie ein bösartiges Gewürm in diesen Eingeweiden von Steinen gelebt, das Herz zernagt durch die unabläßige Erinnerung an meine Familie und weinend über mein geknechtetes Vaterland . . .“

„Flandern hat sich empört und wird bald frei seyn,“ sprach Henrik voll Feuer. Der Graf von Barlaimont hat uns als Bettler*) behandelt, und wir haben uns durch diesen Namen verherrlicht. Und den hölzernen Napf am Gürtel, den Zwerchsack auf der Schulter, den Bart geschoren, in groben grauen Wollenstoff gekleidet, Bettler um die flämische Freiheit, sind wir durch Stadt und Land gezogen, um Feinde für Spanien zu rekrutiren.“

„Großer Gott! was sagt Ihr?“ murmelte die erloschene Stimme des Gefangenen.

„Ich sage, daß die Niederlande vom spanischen Joch befreit seyn werden!“ rief Henrik.

„O mein Gott! die Träume meiner Jugend würden also verwirklicht! Man schlägt sich für Flandern, und ich bin nicht frei, ich habe kein Schwert!“ sagte der arme Gefangene. „Sey gesegnet, o junger Mann, denn alle meine Leiden werden durch eine solche Kunde aufgewogen. Doch wer bist Du denn, Du, der Du Dein Vaterland so edelmüthig vertheidigst?“

„Ich heiße Henrik von Brederode,“ erwiederte der junge Mann mit sanftem Tone.

„Henrik! Henrik!“ rief der Gefangene mit einem Ausbruch des Erstaunens und unsäglicher Freude. „Der Sohn meines Freundes, des Herrn von Brederode! Du

*) Gueux, Bettler, wonach sich sodann der Bund der Geusen nannte.

bist hier Gefangener, wie ich in ein Grab herabgestiegen! Oh! Du kannst mir von ihnen sprechen, die ich nicht vergessen habe, denn sie haben stets an meiner Seite wie schweigsame geliebte Geister gewacht!"

Henrik und Margarethe schauten sich bleich, bebend bei diesen mit der wilden Freude des Irrsinns ausgesprochenen Worten an. Sie fürchteten zu begreifen. Henrik hatte nicht die Kraft, auf der Stelle zu antworten. Sie hörten das Schlagen ihrer Herzen in dem Schweigen des Kerkers, das nur durch das düstere Gräupeln des Wassers, das vom Gewölbe fiel, unterbrochen wurde.

„Wer seyd Ihr denn?" fragte endlich Henrik.

„Der Graf von Lemée," rief der Gefangene, „der Freund Deines Vaters!"

Ein furchtbarer Schrei entschlüpfte den zwei jungen Leuten; doch Henrik sprach kräftig:

„Unmöglich! Ihr wollt uns täuschen. Er ist todt, todt seit langer Zeit."

„Todt für die Welt, es ist wahr," erwiederte der Gefangene mit dumpfer Stimme, „doch nicht für seine Henker, welche lange Zeit an ihm die Wissenschaft ihrer Martern erschöpft haben."

„Gräßlich! gräßlich!" rief Henrik.

„Mein Vater! mein Vater!" rief Margarethe, während sie, von einem Nervenbeben ergriffen, ihre Stirne an die eisige Scheidewand lehnte.

„Welche herzerschütternde Stimme habe ich gehört!" sagte der Graf. „Oh! mein Kopf verwirrt sich; es ist ohne Zweifel eine Täuschung. Du bist allein, Henrik! hintergehe mich nicht; sprich mir von ihnen. Wenn Du fühltest, welche Tantalusqual es ist, zu wissen, daß das menschliche Leben sich um Dich bewegt, ohne daß Dein Blick diese schwarzen Mauern durchdringen, ohne daß Dein Mund eine reine Luft unter dem Himmelsgewölbe einathmen kann, ohne daß Deine Arme die Wesen, die Du geliebt, an Dein Herz zu drücken vermögen! Oh!" fügte er mit einem Ausdruck der Verzweiflung bei, „wenn ich bedenke, daß ich sicherlich in diesem Grabe sterben und nie mehr die theuren Stimmen meiner Frau und meiner Tochter hören werde! Doch Du antwortest mir nicht, Henrik!"

„Ich bin nicht allein, Graf von Lemée!" sagte der junge Mann.

„Ich täuschte mich also nicht?" fuhr der Gefangene fort. „Es kam mir vor, als hörte ich eine Stimme so sanft wie die von Ketha! Oh! wenn sie an mich dächte! Doch vielleicht lacht sie, singt sie, ist sie glücklich zu dieser Stunde."

Margarethe fühlte sich sterbend.

„Sie ist glücklich", sprach Henrik mit hartem Tone; „sie hat ihren Vater vergessen, von dem sie glaubt, er habe einen gerechten Tod unter dem Eisen der Spanier erlitten. Sie ist eine Novizin!"

„Gnade!" murmelte sie.

„Die Adoptivtochter des Herzogs von Alba!" rief er mit einer Donnerstimme.

„Oh! Du lügst, nicht wahr, Du lügst?" sprach der Graf mit schmerzlichem Erstaunen.

„Nein, nein!" glaubt ihm nicht, mein Vater," rief nun Margarethe, ihr tödtliches Erstarren abschüttelnd. Und sie preßte ihre weißen, schwachen Hände an den Spalt der Mauer, als wollte sie die Oeffnung erweitern. Das Blut sprang aus ihren rosigen Nägeln, ohne daß sie darauf merkte. „Glaubt ihm nicht . . . Eure Tochter liebt Euch, sie hört Euch, sie wird Euch retten!"

„Meine Tochter! o mein Gott! wäre es möglich? Sprich doch, Henrik; treibe nicht Dein Spiel mit einem armen Gefangenen."

Und seine Augen strahlten wie belebt vom göttlichen Feuer der Jugend; seine gerunzelten Hände griffen krampfhaft nach der Mauer. Sein Herz hing an den Lippen von Henrik.

„Es ist Eure Tochter Ketha, die mit Euch spricht, Graf von Lemée," sprach ernst der junge Brederode.

„Meine Tochter!" sagte der Gefangene. „Wie! sie ist hier in meiner Nähe? Und ich kann sie nicht sehen, und ich kann sie nicht an meine Brust drücken! Oh! Ihr Henker, zum Erstenmale verfluche ich Euch! Doch daß ich wenigstens Deine Stimme höre, Ketha, mein Kind! Sage mir, daß Henrik gelogen hat, daß Du eine gute Patriotin bist, daß Du das Verbrechen Deines Vaters theilst."

„Nein!" flüsterte Margarethe mit peinlicher Anstrengung; „ich werde meine Lippen nicht durch eine Lüge beflecken. Man hat mich den flämischen Patriotismus als eine Empörung betrachten gelehrt, und bis auf diesen Tag mußte ich dem, was man mich lehrte, Glauben schenken. Heute sehe ich, daß ich getäuscht worden bin. Die Sache, der sich zwei so edle Herzen geweiht haben, muß eine heilige seyn. Um den Preis meines Lebens sollt Ihr Beide gerettet werden."

In diesem Augenblicke trat der Kerkermeister ein und sprach mit rauhem Wesen:

„Mein Fräulein, die Stunde ist vorüber, Ihr müßt gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Nach Stürmen Ruhe.

1.

„In der Schweiz sollte ich sie wiederfinden!" sprach der Freiherr Eduard von Haldenschild sinnend für sich hin, indem er das nachlässig geleitete Roß, auf welchem die schlanke Gestalt des blühenden Jünglings anmüthig schwebte, von einem nahen Abgrunde weglenkte. „In der Schweiz." — seufzte er wiederholend. — „Da wäre ich denn seit Monaten in dem freien Lande, in dem herrlichen Helvetien, das mit seinen riesigen Eisgipfeln

mir den freundlichen Gruß schon in das deutsche Schwaben herüber gewinkt, da hätte ich denn im Drange liebender Sehnsucht das schöne Land schon nach allen Richtungen durchzogen und durchforscht und — noch blieb jede Mühe vergeblich, des Herzens süßester Wunsch unerfüllt.«

Der Freiherr hielt den Gang des gehorsamen Rappen an und stieg herab von dem treuen Thiere. Er wand des Zügels Ende um seine Hand und lagerte sich ins duftige Gras. Das enge Gezweig des Waldes, in dem er sich befand, bot ihm kühlende Schatten; eine Quelle, welche an der Seite des Erschöpften entsprang, stärkende Labung. Hier an dieser einsamen traulichen Stätte beschloß Haldenschild die Rückkehr seines Dieners abzuwarten, den er ausgesandt hatte, um von einer nahen Höhe den Ausgang aus dem Walde zu erkunden, in welchem die beiden Verirrten schon seit einigen Stunden, ohne einen gebahnten Weg zu finden, umher schwärmten.

In der süßen Ruhe, welcher sich Haldenschild hier hingab, zog bald seine frühere Vergangenheit mit ihrer Lust und ihrem Leide, mit allen Hoffnung oder Furcht erweckenden Bildern, an seiner Phantasie vorüber.

Er war frühe eine elternlose Waise geworden. Sein Vater starb, als er noch in der Wiege lag; seine Mutter, an mühselige Handarbeit und Entbehrungen aller Art wenig gewöhnt, folgte nach wenigen Jahren dem Gatten in die Gruft. Nun hatten sich entfernte Verwandte des verwaisten Knaben angenommen. Von diesen wurde er hart und lieblos behandelt; sie sahen in ihm nur eine ungern getragene Last und suchten diese sobald als möglich wieder abzuwerfen. Er mußte in kurzen Zeiträumen von einem Vetter zum andern wandern, denn jeder hatte nur für eine bestimmte Frist den Knaben in sein Haus aufnehmen wollen. Endlich führte ihn sein guter Stern zu einer ältlichen Base, einer kinderlosen Landedelmannswittwe. Diese fand Gefallen an dem offenen und verständigen Knaben. Bald schenkte sie ihm im vollsten Maße die reinste, mütterlichste Liebe, nahm ihn an Kindesstatt an und setzte, als sie auf dem Krankenbette die Nähe des abrufenden Todesengels erkannte, den nun zum Jüngling emporgewachsenen Eduard zum Erben ihres bedeutenden Vermögens ein.

Haldenschild beweinte die verlorene Wohlthäterin, welche ihn für das trübe hingebrachte frühere Knabenleben durch Alles, was ein zärtliches Mutterherz Freudiges für ein geliebtes Kind ersinnen kann, entschädigt hatte, mit lebendiger Aufrichtigkeit. Er glaubte ihr Angedenken zu ehren, indem er den, meist langjährigen Dienern der Verblichenen, eine sorgenfreie Zukunft bereitete und die Armen der Herrschaft, welche ihm die Base hinterlassen, mit reichen Gaben bedachte.

Bald wurde es dem kräftigen Jünglinge, in welchem sich der Drang nach Thätigkeit regte, zu enge in dem einsam gelegenen Schlosse. Von allen Seiten erklang ein frischer, lockender Ruf, der Deutschlands Jünglinge aufforderte, sich unter den Fahnen des Vaterlandes zu versammeln und zu dessen Heil und Ehre zu kämpfen wider den bedrückenden Feind. Das schien dem Freiherrn Eduard von Haldenschild ein Gebot des Himmels. Er ordnete schnell die Angelegenheiten auf seinen Gütern und flog in die Hauptstadt, wo er schon ein bunt bewegtes fröhliches Treiben unter den schaarenweise herbei eilenden Jünglingen fand, welche Blut und Leben an die Erkämpfung der edelsten Güter setzen wollten.

Eduard fand sogleich Aufnahme unter einem Korps Freiwilliger, das in wenigen Tagen ganz vollzählig und bei der Willigkeit und dem Geschick der jungen Krieger bald eingeübt, der Hauptarmee nachgesandt wurde. In den Feldern von Leipzig lernte der achtzehnjährige Jüngling zum Erstenmale das Wesen des Krieges in seiner ganzen blutigschrecklichen Gestalt kennen. Als Tausende von mörderischem Eisen todt darniedergestreckt wurden, oder, furchtbar verstümmelt, im gräßlichen Jammer um Erlösung von ihrer Qual durch einen schnellen Tod flehten; als die Hütten des entflohenen Landmannes in Flammen auflohten, die Fluren, bestimmt, mit dem Segen des Allgütigen befruchtet zu werden, nur ein unabsehbares Bild der Verwüstung boten: da schauderte Eduard vor dem entsetzlichen Walten des Krieges zurück; aber er erkannte zugleich, daß es doch eine hohe und herrliche Sache seyn müsse, um derenwillen der Mensch Entbehrungen aller Art, sogar den qualvollsten Tod nicht scheue, und die ihn selbst inmitten solchen Elends ungebeugt und starkmüthig zu erhalten vermöge.

In einer Stadt des südlichen Deutschlands verweilte vor dem Uebergange über den Rhein das Korps, bei welchem Eduard stand, einige Wochen lang. Hier begegnete dem Freiherrn von Haldenschild ein Ereigniß, das die Wahl seines Herzens entschied und das Ziel, an dem er das Glück seiner Zukunft hoffen konnte, unverrückbar feststellte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

I.

Die Einwanderer.

Es war ein grauer frostiger Herbstmorgen, als eine bedeutende Anzahl Menschen — bei fünfzig Familien mochten es ungefähr seyn — an einem der wenigen trockenen Plätze, welche die durchaus sumpfige Umgebung zum Benützen frei ließ, ausrastete. Frei weideten die müden Pferde, welche man wieder von einem Theile der Last, dem Frühstücke, das die Leute eben verzehrten befreit hatte; doch schien es, als ob selbst den Thieren das spärliche Futter, das sie fanden, nicht behagte und als theilten sie den Mißmuth ihrer Besitzer. Doch woran

bei den Pferden bloß die schlechte Nahrung des Augenblickes Schuld war, das brachte bei den Menschen Kummer, Nahrungssorge für die Zukunft — und die Furcht vor der kommenden Zeit, welche ihr ganzes künftiges Lebensglück entscheiden sollte — hervor; denn es waren Auswanderer, deutsche Auswanderer, aus dem Elsaß, liebliche blauäugige Mädchen, rüstige Männer und säugende Mütter, an die sich überdieß noch ein Schwarm von kleinen Kindern drängte. — Es war in der That kein geringer Grad von Muth, der diese Leute aus der geliebten Heimath, aus der durch viele Jahre gewohnten Umgebung, von gewohnten Sitten und Gebräuchen wegrief, und in ein Land führte, das erst durch sie alles das werden sollte, was sie eben verließen, das erst ihren Kindern oder Enkeln die Früchte bringen sollte, deren Samen sie im Schweiße ihres Angesichtes legten. Dieser Heroismus — denn ein solcher gehört dazu, eine schöne reiche Heimath zu verlassen, und in einer fremden Wüstenei den Grund seines künftigen Glückes zu legen — wäre nicht zu begreifen, wenn ihn nicht die durch Druck hervorgerufene, nie unterdrückbare Liebe zur Freiheit und der rastlose Sinn des Menschen, seine Lage, sey es durch was immer, zu verbessern, erklärten. Und wo gab es im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, dieß ist die Zeit, wo sich die Scene begab, die wir eben schildern, größere Aussicht dazu, als im Banate, das beinahe ganz entvölkert war, in welchem man Ackergründe erhalten konnte, so viel man nur wünschte.

Es waren wohl nicht die besten Beschreibungen, die man ihnen auf ihrer Reise von diesem Lande gemacht, — abgerathen hatte man ihnen bereits zu Hause, so mancher der früher Eingewanderten war arm und elend zurückgekehrt — doch sie zogen rüstig weiter, indem sie den Rückgekehrten nicht glaubten und ganz richtig urtheilten, daß diese in der Hoffnung auszogen, gleich das fertige Eden auf Erden zu finden; und von denjenigen, die ihnen am Wege die traurigen Lieder vorsangen, dachten sie, man male ihnen die Bilder nur deßhalb so schwarz, um ihnen den Muth zu benehmen. Doch als sie die Donau verlassend, mehrere Tage durch die unwirthbare Steppe zogen, da bebten sie vor dieser ungeheueren Einöde zurück, noch mehr erschracken sie aber — man hatte ihnen von den Sümpfen so viel Schreckliches erzählt — als sie eines Tages, von der fata morgana getäuscht, das ganze vor sich liegende Land in einem ungeheuren See schwimmend erblickten. Durch dieses Schreckbild, das sie sich nicht zu erklären wußten, eingeschüchtert, kamen sie endlich an den Strand der Theiß nachdem sie sich mühselig durch die Riede, die meilenweit ihre Ufer einzäumten, durchgewunden. Da sank nun vollends ihr Muth, als die aufgehende Sonne rechts und links vor und rückwärts nichts als einen ungeheueren Sumpf beschien, und das Schilf wie ein Meer wogte. Dieser bedeutende Sumpf zog sich damals von Szegedin bis Titel, ein steter Begleiter der Theiß, also die ganze westliche Gränze des Banats entlang, fort. Doch war er nicht der einzige. Die Wässer der übrigen Flüsse: des Beg, der Temes und vieler anderer Bäche, waren alle sich selbst überlassen und bildeten auch in der Mitte des Landes große Moräste, Seen, Schlammgruben, wo weder Menschen noch Thiere fortkommen konnten. So zählte man damals vier sich weit ausdehnende Sümpfe, mit denen die pontischen gar nicht verglichen werden konnten. Die beständigen Luftveränderungen, denen das Land vermöge seiner natürlichen Lage ausgesetzt ist, und die Ausdünstungen, welche aus so vielen stinkenden faulen Wässern sich erhoben, machten es zum traurigsten Aufenthalt. Feuereffen waren in geringer Anzahl vorhanden, um die Luft zu verdünnen; schwer, feucht, fast aller Elastizität beraubt und mit so vielen Dünsten geschwängert, mußte sie epidemische Fieber hervorrufen. Und über diesem stehenden und faulen Wasser lagerte stets eine Wolke von Insekten, die Menschen und Vieh, Tag und Nacht peinigte.

Da hörte man im ganzen Lande keinen Ton eines singenden Vogels, weder der aufwirbelnden Lerche, noch der buschbewohnenden sanften Nachtigall — doch dafür krächzten Elstern und Raben, und mit diesen wechselten nur zur Nachtzeit die Trauerlieder der Uhus und Eulen ab. Diese andere Gattungen von Raubvögeln, vom Adler angefangen, schwebten schaarenweise den Tag hindurch über den Morästen, in welchen sie hinlängliche Nahrung fanden; denn Federvieh aller Art schien diese Gegend zum alleinigen Wohnsitz auserkoren zu haben, wogegen weiter im Lande einwärts, die Wälder eine gränzenlose Zahl Hasen, Rehe, Hirsche, Wildschweine, Bären und Wölfe beherbergten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Homonyme.

Obwohl von Stein und Holz hab' ich doch Flügel,
Allein ein Flug ist mir noch nie geglückt,
Ich, zum Einkerkern hinter Schloß und Riegel,
Wie zum Befrei'n bereit und gleich geschickt,
Bin oft von Fleisch und Bein; dann ist das Siegel,
Des Stumpfsinns mir auf Aug und Stirn gedrückt;
Ich, einst ein Gott von heidnischfrommer Sitte,
Bin jetzt ein Bruder nur der hohen Pforte.

Auflösung des Räthsels in Nro: 48:

Stiefelknecht.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 52 1. April 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Der Graf hatte nichts geantwortet, doch Margarethe hatte ein ersticktes Schluchzen in seinem Kerker gehört. Sie hob in ihren kleinen Händen die schweren Ketten von Henrik auf und drückte, das Herz voll einer heiligen Begeisterung, die Lippen darauf. Dann folgte sie dem Kerkermeister, und die Thüre schloß sich hinter diesem edlen Kinde, das die Hoffnung mit sich fortzutragen schien. Dießmal erschrack sie weder über die gekrümmten Treppen, auf denen sie gehen mußte, noch über die langen schwarzen Gänge, welche mit Gräbern besetzt waren, deren Gäste lebten. Die Gefängnisse bildeten in der That die unterirdischen Gewölbe des Pallastes, und der Statthalter und seine Minister hatten beständig den Fuß auf ihren Opfern. Sobald sie in den inneren Hof gekommen war, stieg Margarethe eine Geheimtreppe hinauf, welche an eine eiserne Thüre führte, die von einem jener ganz und gar dem Herzog von Alba ergebenen Helebardiere bewacht wurde. Sie sagte zu der Schildwache ein Wort, und sogleich senkte sich die Pike. Sie drückte sodann an einem meisingenen Knopfe, der an der Thüre angebracht war, und die Thüre öffnete sich und sie befand sich in einem schwarzen Kabinet, das jenen engen, unseligen Gallerien fürstlicher Palläste glich, wo der Dolch eines eifersüchtigen Königthums verdächtige Helden erwartete, oder wo der Strick von Stummen sich geschickt um den Hals zu glücklicher Paschas oder zu volksthümlicher Weisire schlang.

Da erst zitterte das Mädchen, das so muthig die verpestete Luft der Kerker eingeathmet und das Stöhnen und die Gotteslästerungen der Gefangenen gehört hatte. Nur ein einfacher Vorhang von Lampas trennte die junge Gräfin von dem anstoßenden Saal, und dennoch wagten es ihre Hände nicht, ihn aufzuheben. Dieser Saal war der Versammlungsort des Rathes der Unruhen. Von hier gingen die Sprüche aus, die ihm den Beinamen des Blutgerichts gegeben hatten. Margarethe hörte jedoch ruhige, gelassene Stimmen in dem unseligen Gemach, und nun, da das Leben ihres Vaters und das ihres Bräutigams auf dem Spiele standen, erfaßte sie die Neugierde im Herzen, und das, was sie vernahm, war so gräßlich, daß sie ohne Erbarmen für sich selbst horchte.

In Erwartung der Ankunft des Statthalters gingen die Räthe Juan de Vargas der Lizentiat, und der Doktor Don Luis del Rio, vertraulich plaudernd, im Saale auf und ab.

„Ihr behauptet also," sagte Vargas, „wir haben noch fünfzehntausend schwebende Prozesse . . ."

„Das Beil wird stumpf werden an allen diesen Pergamenten, Senor Juan."

„Zum Glück giebt es noch etwas Anderes," erwiederte Vargas, „wie unser Kollege Hessels, ohne zu erwachen, sagt: **Ad patibulum!** an den Galgen. Das ist unser Mittel. Ich empfehle Euch den Schurcken Peter van Verf, der eine Rede gegen mich hat anschlagen lassen."

„Und die Konfiskation!" fuhr del Rio fort. „Wir gewinnen dabei genug, um die Grandessa zu kaufen, denn es ist nicht anständig, daß die Räthe des Herzogs von Alba einfache Ricos-homes sind . . . Ah! Senor Juan, ich empfehle Euch den geizigen Albrecht von Harlem, der seine Juwelen vergraben hatte, um sie uns zu entziehen, der Verräther!"

„Ihr seyd ein gewandter Richter, del Rio."

„Man muß wohl leben, Senor Lizentiat."

„Ich bin sogar hinreichend von meinen Pflichten durchdrungen, um Euch zu bemerken, daß Euch das Wohl des Staates nicht genug am Herzen zu liegen scheint, Doktor. Ja, die Habgier beherrscht Euch zu sehr, del Rio, und ich habe sagen hören, Ihr lasset so manchen Angeklagten frei, wenn er Euch für seine Rettung das Doppelte der Summe biete, die Ihr durch seine Verurtheilung gewinnen würdet."

„Das sind harte Worte," stammelte del Rio erschrocken über diesen Angriff. „Doch wer hat es gewagt, dieß zu sagen, Senor Don Juan? Wäre es etwa," fügte er mit einem boshaften Lächeln bei, „wäre es der Unverschämte, der Euch den Henker von Friesland genannt hat?"

„Es ist ein Mann," erwiederte Juan de Vargas wüthend, „ein Mann der sich rühmte, er sey der Justiz des Rathes der Unruhen dadurch entgangen, daß er

Digitized by Google

den Blutsauger von Brabant mit Gold vollgestopft habe."

Del Rio erbleichte, und der Streit war auf dem Punkt, sich mit größerer Heftigkeit unter den beiden Kollegen zu entspinnen, welche sich gegenseitig gehässige Blicke zuwarfen, als plötzlich sich die Thüre öffnete und der Herzog von Alba in großem Kostüme, das goldene Vließ am Hals, erschien. Seine Augen richteten sich mit hartem, verächtlichem Ausdruck auf die erschrockenen Räthe; seine Lippen waren zusammengepreßt, als hätte er den Zorn bewältigen wollen, der schon die Adern seiner stolzen Stirne anschwoll, und indem er sich ihnen näherte, sagte er mit kalt höhnischem Tone:

„Ist dieser Saal ein Vorzimmer, daß sich darin die Diener in Abwesenheit des Herrn streiten? Glaubt Ihr, meine Herren, Ihr könnet mit mir spielen und mich zum Instrument Eurer erbärmlichen Leidenschaften machen? Für Euch, Doktor del Rio, der Ihr das Gold liebt, bin ich Eure Kasse. Für Euch, der Ihr die Rache und das Blut liebt, Vargas, bin ich Euer Schwert. Denkt Ihr denn, meine Herren, ich verurtheile und schlage Geld für Euren Nutzen? Die Politik des Herzogs von Alba thront höher, das schwöre ich Euch. Ihr seyd nur seine Werkzeuge. Vergeßt das nie."

„Und er selbst, was ist er denn, wenn nicht der Arm von Don Philipp?" flüsterte eine Stimme Margarethe zu, welche beinahe einen Schrei des Erstaunens ausgestoßen hätte. Sie wandte sich um und erblickte einen Mann, den sie noch nicht bemerkt hatte, da er in einen finsteren Winkel des Kabinets verborgen war, wo er, wie sie, Alles anhörte.

Da trat dieser Mann vor, nahm seine Sombrero ab, dessen breite Krämpe auf seine Stirne fiel, und sie erkannte Don Federiko von Alba, der ihre Hand in die seinige nahm und mit sanfter Stimme zu ihr sprach:

„Ich kenne Euren Plan, Margarethe, es wird Euch so nicht gelingen. Doch es bleibt Euch noch ein Mittel, ihn glücklich durchzuführen. Ich liebe Euch, Eure Weigerung hat meine Liebe nicht entmuthigt. Willigt ein, meinen Namen anzunehmen: um diesen Preis können die Gefangenen fern, fern von hier fliehen . . ."

„Könntet Ihr," entgegnete Margarethe voll Adel, „könntet Ihr die Hand einer Frau annehmen, deren Geist sich mit dem Leben eines Mannes verbinden, deren Herz aber einem Unglücklichen in die Verbannung folgen würde . . .?"

Don Federigo schien zu zögern; dann erwiederte er leise:

„Ich liebe Euch mit einer so unbegränzten Liebe, Margarethe, daß ich diese Schwäche, diese Feigheit, wenn Ihr wollt, begehen würde. Ich hätte die Hoffnung, es dahin zu bringen, daß Ihr diesen Mann vergessen würdet . . ."

„Oh! nie wird man das Herz der Frauen kennen lernen," sprach Margarethe mit einem schwermüthigen Lächeln. „Glaubt mir, Don Federigo, eine edle Seele vergißt nie den, welcher leidet, für den, der mächtig und glücklich ist. Das Unglück ist hier ein Vorzug, den Eure Liebe Henrik nicht zu entreißen vermöchte."

„Die Zeit . . ." flüsterte Federiko.

„Die Zeit bringt keine Runzeln auf die Stirne abwesender Geliebten," unterbrach ihn Margarethe, „und sie vermöchte die Glorie nicht zu zerstören, die mein Herz ihr stets leihen wird."

„Selbst da Ihr sie retten könnt, weigert Ihr Euch . . ."

„Margarethe von Lemée wird nie ihren Namen verändern; doch Euer Vater wird meine Bitten erhören."

„Das werden wir sehen!" sprach Federigo mit düsterer Miene, indem er ihr einen Blick höhnischer Herausforderung zuwarf.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

2.

Eines Abends ging Eduard aus dem Schauspielhause nach seiner Wohnung zurück. Mozart's unerreichter Don Juan, mit den Jubelklängen des frechhöhnenden Frevels, dem schneidenden Jammer eines gebrochenen Tochterherzens, der Verzweiflung einer unglücklichen Getäuschten und der ernstmahnenden Stimme der aus der Unterwelt emporschreitenden Nemesis, war heute dargestellt worden und hielt das empfängliche Gemüth des Jünglings noch in seinem mächtigen Zauber gefangen. Indem der Freiherr langsam und träumerisch zwischen den Reihen der hohen pallastähnlichen und reich erleuchteten Gebäude fortschritt, drängten bald die Töne des wilden Champagnerliedes, bald die Weise des zierlichen Menuet, bald des süß zärtlichen Ottavio melodische Gesänge, sich im bunten Wechsel in seine Phantasie; dazwischen zuckte, wie Blitzstrahl aus heiterem Himmel, eine kündende Drohung des nahen Gerichts empor, Donna Anna's, die Tiefen der Seele durchzitternde Klagen, mischten sich wehmüthig in den Jubel der Champagner-Arie.

Da ertönte plötzlich aus einem dunkeln Seitengäßchen das Hülfegeschrei einer weiblichen Stimme. Zum Theil noch von den phantastischen Nachklängen der Mozart'schen Tondichtung befangen, zum Theil von dem Drange der Wirklichkeit angeregt, flog Haldenschild zu der Stelle, von welcher der Ruf nach Beistand und Rettung noch immer herüberklang. Bald war er dahin gelangt. Das Licht des Mondes, welches zwischen den Giebeln der spitzwinkligen Dächer herniederdrang, zeigte ihm ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, das unter ängst-

lichem Flehen und mit fast erschöpftem Widerstande sich von mehreren, sie stark bedrängenden Trunkenbolden loszuwinden strebte.

Eduard's Donnerstimme störte die Frevler in ihrem Unternehmen; der Anblick seines Schwertes, das bald im Strahle des Mondes emporblitzte, reichte hin, sie zur eiligen Flucht zu bewegen.

Bebend stand das Frauenzimmer vor ihm, das, von unendlichem Liebreiz umflossen, kaum siebenzehn Sommer zu zählen schien, und dessen kostbarer Hals- und Hauptschmuck deutlich zeigte, daß sie zu den höheren Ständen gehöre und daß nur der seltsamste Zufall sie in diese Lage geführt haben könne.

Erschöpft hatte sie Haldenschild's Arm gefaßt und stützte sich zitternd auf diesen, um sich vor dem Niedersinken zu bewahren. Eduard blickte wie in einem halben Traume zu ihr nieder. Dieses ausdrucksvolle Antlitz, dessen bestimmte Konturen auf eine Abkunft aus einem südlichen Lande schließen ließen, diese großen schwarzen Augen, die voll lebendigen Dankes und wiederum so schüchtern zu ihm aufschauten, die schlanke und doch in reicher Fülle gerundete Gestalt, welche sich vertrauend an ihn anschmiegte, verwirrte den Jüngling, der zum Erstenmale sein Herz auf eine wunderbare Weise ergriffen fühlte. Das ist ja Donna Anna, wie Mozart herrlich sie in Tönen dargestellt! — dachte er und ehe er noch weiter überlegte, wie er die Unbekannte anreden sollte, gingen schon die Worte über seine Lippen:

„Erholt Euch, Donna Anna! Ihr habt nichts mehr zu fürchten. Mein Arm und mein Schwert schützen Euch in jeglicher Gefahr."

„Donna Anna?" lispelte betroffen die Jungfrau, und indem sie ihn seltsam lächelnd anblickte: „Wohl heiße ich Anna, aber ich bin keine Spanierin; immerhin aber scheint es mir wunderbar, daß Sie, den ich noch nie gesehen, meinen Vornamen so glücklich getroffen."

Eduard gerieth in Verlegenheit und erröthete, über und über. Er rang vergebens nach Worten, um jene kühne Anrede zu entschuldigen; die Jungfrau hatte sich indessen gesammelt und schritt, an seiner Seite und von ihm geführt, langsam nach der großen hellerleuchteten Straße hin.

Nachdem sie dem Freiherrrn ihre Wohnung genannt hatte, erzählte sie ihm, daß sie hier fremd sey, am heutigen Abende mit ihren Verwandten das Theater besucht habe und in dem großen Gedränge am Ausgange des Hauses von ihnen getrennt worden sey. Vergebene habe sie gehofft, man werde sie vermissen, und bald einen Diener zurückienden, um sie abholen zu lassen. Als sie in der Vorhalle des Theaters lange geharrt und endlich gesehen habe, daß Alles Warten nur vergebens sey, wäre der Entschluß in ihr zur Reife gekommen, den Weg nach der entlegenen Wohnung allein und zu Fuße anzutreten. Leicht habe sie sich erklären können, warum sie von den Verwandten nicht vermißt worden sey. Sie waren in zwei Partien nach dem Theater gefahren, und jede dieser Partien mochte nun wohl denken, Anna sey mit der andern nach Hause gefahren. In den Straßen der fremden Stadt hatte sich die Jungfrau bald verirrt; jene Trunkenbolde waren dem einsam irrenden Mädchen in den Weg getreten, und hatten es durch ihre Zudringlichkeit so lange geängstigt, bis der Freiherr als sein Retter erschien.

Eduard konnte seine Augen von dem holden Antlitze der Jungfrau nicht abwenden. Sie war keine Deutsche. Das sagte ihm nicht allein ihr Aeußeres, der fremdartige Accent ihrer Rede ließ es ihn deutlich erkennen. Er hatte wenig von ihren Worten verstanden, auch der feurige Dank, der über ihre Lippen strömte, schlug bloß wie ein melodischer Gesang an sein Gehör; aber in seiner Seele stand der Gedanke fest: dieses Mädchen muß dereinst die Deinige werden oder du vertrauerst dein Leben in menschenfeindlicher Abgeschiedenheit und Oede.

Vor einem großen Hause, dessen Fenster sämmtlich erleuchtet waren, stand die Jungfrau still. Indem sie die Klingel anzog, sagte sie zu dem Jünglinge, dessen Herz von dem heißen Schmerze der Trennung durchzuckt wurde:

„Hier wohne ich! Nochmals tausend, tausend Dank, mein Retter und Ritter!"

Eduard ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. Er glaubte einen leisen Gegendruck zu empfinden; sein ganzes Wesen schwamm in Entzücken.

„Und darf ich Sie wiedersehen, mein Fräulein?" fragte Haldenschild mit bebender, kaum vernehmbarer Stimme.

Die Jungfrau bejahte. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Bedienten in glänzender Livrée wurden sichtbar und die ätherische Gestalt verschwand in das Innere des Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

So sah das Land aus, das die Einwanderer betraten. Nachdem sie sich nun durch die Sümpfe gewunden, resignirend und auf das Schlimmste gefaßt, waren sie jubelselig froh, als sie Gründe erschauten, deren Umfang sich so weit hinaus erstreckte, daß das schärfste Auge sie nicht überschauen konnte. Diese Ebenen boten das Bild eines stillen weiten Meeres dar, mit so hohem prächtigen Grase waren sie bewachsen; allenthalben mit Buschwerk und Gesträuchen übersäet, konnten sie eine Menge Thiere versorgen. Doch noch mehr erfreut waren die Einwanderer, als sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt, sechzig nette Häuser fanden, und um jedes herum einen kleinen abgesteckten Garten.

Dieß war der Zustand des Banates — jetzt des fruchtbarsten Landes von Europa — in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Das Land, über welches die Natur aus ihrem Füllhorn die besten Gaben ausgestreut, lag wüst verödet, durch und durch von dem wundenschlagenden Schwerte aufgewühlt, und hatte eben durch seine Vortrefflichkeit und seine natürliche Lage dieses Schicksal — so wie auch nur die größten Männer von großen Leiden und Schmerzen getroffen werden, damit sie kampfgestählt, ihrer Bestimmung entgegengehen. Und fürwahr, man wird diesen Zustand leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß dieses Land seit dem Jahre 274 theils unter den Keulen halbwilder Völkerhorden, der Gothen, Hunnen, Gepiden, Avaren, Moraven und Longobarden erzitterte, welche mit ihren fürchterlichen Schlägen jede Spur der Schrift der Gesittung vertilgten, welche die aufbauenden Römer in dessen Süden hinterlassen. Die wenigen Spuren der Zivilisation, die das Land in Augenblicken, wo es das Schwert aus der Hand legen konnte, mit unsäglicher Mühe hinzustellen sich bemüht, verschwanden dann durch die Fackel der Fehde, womit sich die durch Fürsten- und Bürgerkriege zerrissenen Magyaren bekämpften, vorzüglich jedoch durch die Schwärme der Türken, die stets durch dieses Land gleich dem Samum stürmten, um die Idee des Korans, indem sie das Zeichen des Halbmondes auf die gothischen Denkmale germanischen Glaubens aufpflanzten, zu verbreiten. Daß die starre begränzte Idee des Mohamedismus, die den Menschen in dessen moralische Freiheit sich ihr unterzuordnen zwingt, an der festen Grundlage des Christenthums, welche die Seelenfreiheit dem Individuum als höchsten Lohn gibt, scheitern, daß diese seelenlose spröde Masse des Türkenheeres an der Begeisterung des Christenthums brechen mußte, war wohl vorauszusehen — dennoch war das Banat stets das Opfer, welches mit seinen weiten Flächen den durchziehenden Horden leicht zur Beute fiel.

Dieser Kampf des Mohamedismus war ein Kampf der phantastischen Blume des Orients mit den abendländischen Eichen — der Kampf, die träumerische Herrschaft der Nacht mit ihrem Halbmondzeichen, in dem lebensfrischen sonnenhellen Abendlande zu verbreiten; daß es aber durch das stete Vorwärtsdringen und Zurückprallen bei den Türken nicht dazu kam, die Blume auf dem blutgedüngten Gefilde zu pflanzen, ist begreiflich, und so blieb das Banat unter der Herrschaft der Türken verwildert und versank immer mehr in Zerrüttung.

Gleichsam als wollte es sich emporraffen aus der Verödung und sich an seinen Unterdrückern rächen, verschlang die Theiß am 11. September 1697, an welchem Tage Held Eugen den Sieg bei Zenta erfocht, bei 20,000 Türken in ihren Fluthen. Das Abendroth, welches die blutigen Schlachtfelder beschien, war für das Banat das Morgenroth, welches die Kultur und Gesittung des Landes in seinem Gefolge führte. Im Jahre 1697 durch den Frieden von Carlowitz sicher gemacht, kam eine bedeutende Anzahl von Serben, durch Privilegien und die Aussicht auf glückliche Zukunft angereizt, aus Serbien, unter ihrem ehrwürdigen Erzbischofe, dem greisen Arsenius Czernowitz, und siedelte sich — um wenigstens einen Ersatz für ihre schöne grünfluthende Donau zu haben — längs den Ufern der Theiß an.

Von da an blühte das Banat auf, wenn auch sehr langsam im Beginne, da der Friede des Landes im Jahre 1703 durch Franz Rakoczy und im Jahre 1715 durch die Kriegserklärung der Pforte an Venedig getrübt wurde, als dessen Bundesgenosse Karl VI. dem Kampfe beitreten mußte. Aber Eugens Sieg bei Peterwardein und der Feldzug des folgenden Jahres sicherten im Jahre 1718 durch den Frieden bei Passarowitz dem Lande die Ruhe, welche späterhin bloß im Jahre 1737 durch den Krieg der Pforte mit Rußland, welchem Oesterreich als Bundesgenosse des letzteren beitreten mußte, und im Jahre 1788 durch dieselbe Veranlassung, welcher letztere Krieg bis zum Jahre 1791 dauerte und durch den Frieden von Szistor beschlossen wurde, getrübt ward. Obgleich während dieser Zeit viele Einwanderer das Land wieder verließen, so verbesserte sich der Zustand desselben doch im Allgemeinen, weßhalb wir mit Recht sagen können, daß die neue Aera für das Land mit dem Jahre 1718 beginne und weiterhin sich auf den Sieg bei Zenta basire.

Wie dieses Land nun in jener Zeit beschaffen war — sagten die ersten Seiten dieses Abschnittes; doch gleich einem Kinde mit großen Anlagen, das in seiner Jugend verwahrlost und sich selbst überlassen war, plötzlich, wenn der Funke des Bewußtseyns seiner Kraft in ihm aufglimmt, in kurzer Zeit riesengroße Fortschritte macht und Alles was es umgibt, verdunkelt: so erhob sich auch das Banat. Der Mann, durch dessen weitsehenden Blick und Scharfsinn der Grund zu dem jetzigen Zustande des Landes gelegt wurde, war der Feldmarschall Graf Mercy, der erste kommandirende General im Banate, das nach der Wiedereroberung im Jahre 1718, eine militärische Verfassung erhielt. Wie Eugen der Kriegs- — so war Mercy der Friedenshelb dieses Landes, welches Verdienst durch den ewigen Ruhm, den er sich erworben — indem er Oesterreich und dem übrigen Europa das Wichtigste in unserer Zeit die ungeheure Kornkammer, durch die Kultur des Banates gab — länger fortdauern wird, als durch die Inschrift ober dem Thore Temesvars:

„Caesareis vicit princeps Eugenius armis
Quae tibi nunc fulgent, Mercius arte tulit.“

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 53 3. April 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

Sich stark fühlend durch ihren Entschluß, hob Margarethe voll Ruhe den Vorhang auf, stürzte in den Saal und fiel vor Ferdinand von Toledo auf die Kniee. Der Herzog empfing sie mit einem freundlichen Lächeln, denn sie war das einzige Geschöpf, für das er eine wahre Zuneigung hegte, sey es im Andenken an die Mutter von Ketha, sey es, weil das keusche Kind, das nichts von seinen politischen Verbrechen wußte, ihn stets naiv wie einen zweiten Vater geliebt hatte, und weil diese Zärtlichkeit der einzige Freudenstrahl seines unruhigen und gewaltigen Geistes gewesen war.

„Was willst Du, Kind?" fragte er sie.

Doch sein gewöhnliches Mißtrauen gewann sogleich wieder die Oberhand, und er fragte mit einem gewissen Ungestüm:

„Warst Du schon lange in diesem Kabinet?"

„Seit einer Viertelstunde, gnädigster Herr."

„Du hast also gehört . . ."

„Alles, meine Herren," sprach sie stolz, indem sie ihre Augen auf zwei Räthe heftete, welche ihr einen Schlangenblick zuschleuderten.

„Du bist schuldig, die Staatsgeheimnisse erlauert zu haben," sagte der Herzog von Alba lächelnd; denn die demüthige Haltung seiner zwei Minister versetzte ihn in gute Laune.

„Erkauft also mein Stillschweigen," erwiederte das Mädchen mit einer scheinbaren Kaltblütigkeit, während sein Herz gewaltig schlug und voll Angst dem Spiele dieser Scene folgte.

„Um welchen Preis?" fragte der Herzog von Alba.

„Dadurch, daß Ihr mir eine Gnade bewilligt."

Die zwei Räthe, welche gewohnt, sich unter den Angelegenheiten von Verbrechern oder von solchen zu bewegen, die das scharfe Gesetz der Willkür mit schwerer Ahndung bedrohte, einen ganz speziellen Geruch besaßen, um eine furchtbare Angst in einem etwas verschleierten Stimmtone oder im Zittern eines Augenliedes zu entdecken, erhoben das Haupt.

„Ich bin Ritter," erwiederte freundlich der Herzog, der in dem Allen nur eine Kinderei sah. „Was willst Du, sprich, Margarethe?"

Die zwei Räthe lasen im Voraus ihre Bitte auf ihren zitternden Lippen.

„Was ich will, Durchlaucht?" rief sie schluchzend, „nicht Euch anflehen, sondern Gerechtigkeit von Euch verlangen."

Der Herzog lachte nicht mehr.

„Ihr habt mich getäuscht, Herzog. Mein Vater lebt noch."

Vargas und del Rio lächelten; sie waren gerächt. Der Herzog faltete die Stirne. Seine Augen schleuderten Flammen.

„Wer hat Dir diese Tollheit erzählt?" fragte er mit hartem Tone.

„Das ist keine Tollheit, Durchlaucht!" erwiederte das Mädchen, indem es sich zu seinen Füßen schleppte. „Ich habe seine Stimme gehört. Das Gefängniß hat ihn sehr gealtert. Hört mich: er ist Euer Freund gewesen. Hat er einen Fehler begangen, so mußte er ihn schwer büßen und Ihr habt keine Rache an ihm zu nehmen. Was hat er Euch gethan, Euch? Und überdieß ist es ein armer Mann, der nichts Anderes verlangt, als nicht in diesem Grabe zu sterben."

„Laß mich! laß mich!" wiederholte der Herzog.

„Und Ihr müßt Euer Ritterwort halten," sprach Margarethe; „Ihr habt mir so eben Euer Wort gegeben, diese Herren sind Zeugen."

„Mein Wort hat nichts mit Staatsangelegenheiten zu schaffen," erwiederte kalt der Herzog.

„Aber Eure Ehre ist dadurch verpfändet!" rief das edle Mädchen mit der Energie der Verzweiflung. „Wollt Ihr Euer Wort bei Seite setzen, wenn es sich um Staatsangelegenheiten handelt? Soll man fortan sagen können, der letzte der Soldaten halte sein Wort, aber der Herzog von Alba betrachte das seinige als ein Spiel?"

„Wer würde dieß wagen?" sprach der stolze Kastilianer.

„Euer Gewissen und diejenigen, welche Euch gehört haben," antwortete das unerschrockene Mädchen.

Digitized by Google

Der Herzog fühlte sich beinahe bewegt bei dieser Anrufung seiner Gefühle.

„Du sagtest also," fuhr er fort, „der Graf von Lemée habe sehr gealtert, er sey leidend, unfähig einen Groll zu hegen?"

„Ich habe nur gesagt, ich bitte um seine Begnadigung."

„Er wird schwach," murmelte Vargas. „Diese Begnadigung wird eine ärgerliche Wirkung hervorbringen."

„Von dieser Begnadigung bis zur Zurückgabe der konfiszirten Güter ist es nur ein Schritt," bemerkte del Rio.

Und er nahm eines von den Papieren, die den Tisch bedeckten, und sagte mit lauter Stimme:

„Durchlaucht, ich muß Euch mittheilen, daß eine Armee von Protestanten im Hennegau vorrückt."

„No es nada! ich wußte es," erwiederte ungestüm der Herzog, der voll Liebe das schöne, gewöhnlich so sanfte, nun aber stolze, vor Begeisterung funkelnde Antlitz von Margarethe betrachtete.

„Der Schweigsame ist an ihrer Spitze, gnädigster Herr," sagte Don Juan de Vargas.

„Der Schweigsame?" rief der Herzog erbleichend. Dann wiederholte er ruhig: „No es nada, mein Sohn wird genügen, um diese Krämerbanden zu schlagen."

Die Räthe schwiegen, da sie die Aufmerksamkeit des edlen Statthalters nicht hatten ablenken können.

„Du sollst befriedigt werden," sagte er endlich zu Margarethe . . . „Doch sprich, hast Du den Muth dieses stolzen Rebellen, dieses Ralf gebändigt?"

„Nein," sagte sie, „den auch seine Begnädigung erbitte ich mir von Euch."

„Die Begnadigung von Ralf dem Bilderstürmer?" rief Ferdinand von Toledo, in ein Gelächter ausbrechend, „ein solches Gesuch ist ein Verrath. Wer ist denn dieser Ralf?"

„Dieser Mann, Herzog, ist derjenige, welchen ich liebe, es ist mein Bräutigam."

„Sein Name! sein Name!" fragte gebieterisch der Herzog.

Vagas und del Rio näherten sich neugierig.

„Sein Name ist der einer edlen Familie. Er heißt Henrik von Brederode!"

„Henrik von Brederode! Ah! wir mußten uns in der That wiederfinden. Ich habe ihm versprochen, er sollte mich eines Tages kennen lernen. Sprich mir nie mehr von diesem Menschen, Margarethe, oder ich müßte Dich als meine Todfeindin betrachten."

(Fortsetzung folgt.)

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

3.

Der Freiherr war in seinen wachen Träumen, welche ihn zu den Tagen der Vergangenheit zurückführten, bis hieher gelangt, als er plötzlich durch ein Geräusch in den Büschen, dicht neben dem Plätzchen, auf welchem er gelagert war, gestört wurde. Er fuhr empor und blickte um sich her; allein trotz aller Anstrengung konnte er den Gegenstand nicht wahrnehmen, der jenes Geräusch veranlaßt haben mochte. Er schrieb es nur einem aus dem Gebüsche aufschwirrenden Vogel oder einem durcheilenden Wilde zu, und versenkte sich gern wiederum in die geistige Anschauung jener Bilder seiner Vergangenheit.

Wie war in der Nacht, welche der glücklichen Begegnung der Geliebten folgte, die Seele des Jünglings von Entzücken und süß unruhiger Erwartung wunderbar bewegt! Das Räthsel seines Lebens war gelöst, die magische Blume, die oft undeutlich und wie von Nebeldust umhüllt seinem, in unbestimmter Sehnsucht schmachtenden Gemüthe vorgeschwebt, war gefunden und nun in allem Glanze ihres reinen Wesens in das Leben getreten. Eduard's Phantasie spann das süßeste Verhältniß zwischen ihm und der reizenden Anna aus; sie überzog die Zeiträume des blutigen Krieges, die noch vor ihm lagen, und siedelte ihn, als glücklichen Gatten an der Seite des holden Frauenbildes, das ihn der freundlichste Zufall finden lassen, in der ländlichen Flur der theuern Heimath an. Erst spät schlummerte er ein. Was die Einbildungskraft geschäftig dem Wachenden vorgegaukelt, das setzte sie in bunten Träumen fort. Tausend Lichtpunkte einer herrlichen Zukunft stiegen in wonnigen Bildern vor dem inneren Blicke des unruhig Schlummernden empor.

In der Frühe des nächsten Morgens sprang er von seinem wild verwirrten Lager, dem Zeuge seiner nächtlichen Unruhe, auf und kleidete sich auf das Sorgfältigste in seine Staatsuniform. Lange noch mußte er sehnsüchtig harren, ehe die Stunde schlug, in der es der Anstand ihm erlaubte, sich zu Annen und ihren Verwandten zu begeben. Endlich war der erwünschte Augenblick da. Eduard flog stürmisch durch die Straßen, nach der, von seiner Wohnung weit abliegenden Gegend der Stadt, in welcher er am gestrigen Abend die liebliche Jungfrau begleitet. Noch hatte er wenige Schritte und ihre Wohnung mußte vor seinen Blicken liegen. Da klopfte sein Herz in gewaltigen Schlägen, ein Grauen durchbebte ihn; wie von einer entsetzlichen Ahnung vorwärts getrieben, stürmte er eilfertiger um die Straßenecke, welche ihm noch das wohlbekannte Haus verbarg.

Nun lag es mit einem Male da vor seinem Blicke, aber die Macht der bösen Ahnung faßte ihn nun auch

gewaltiger. Vor der Thüre des Hauses standen zwei schwer bepackte Reisewagen, in welche mehrere Personen zu steigen eben im Begriffe waren.

„Das ist sie, die mir entflieht oder mir geraubt wird!“ knirschte der Freiherr wild vor sich hin.

Noch war er zu weit entfernt, um die Einsteigenden zu erkennen. In diesem Augenblicke fuhr der erste Wagen, unter einem lustigen, dem Jünglinge höhnisch klingenden Hornstückchen des Postillons, ab. In den zweiten stiegen jetzt mehrere Gestalten. Ein weiß gekleidetes Frauenzimmer erschien in der Thüre des Hauses, bereit, wie Alles vermuthen ließ, auch den harrenden Wagen zu besteigen.

„Das ist sie!“ rief eine innere Stimme dem rastlos vorwärts eilenden Haldenschild zu. „O du himmlische Macht,“ sprach der Jüngling dann bei sich: „halte sie nur noch so lange zurück, bis ich sie noch einmal gesprochen, bis ich erfahren habe, wer sie ist, welchen glücklichen Punkt der Erde sie ihre Heimath nennt!“

Die Stimme des Herzens hatte ihn nicht getrogen. Athemlos stand er an Anna's Seite, welche soeben den Schlag des Wagens ergriffen hatte, um sich in das Innere desselben zu den wartenden Reisegefährten zu begeben.

„So komme ich zu spät, mein Fräulein?“ stammelte Eduard, dessen Beängstigung in dem irren Rollen seiner Augen, der Blässe und den entstellten Zügen seines Antlitzes erkennbar war. „Heute soll ich vielleicht verlieren auf immer, was gestern mir das segensreichste Geschick gewährte!“ fügte er mit zitternder Stimme hinzu.

„Mein Gott, Sie sind's!“ entgegnete Anna, indem alle Rosen ihrer Wangen plötzlich verblichen: „die unwillkommenste Nachricht beschleunigt unsere Abreise. Mein Vater ist gefährlich krank.“ —

In diesem Momente rief eine heisere Frauenstimme aus dem Wagen die Jungfrau bei Namen.

„Gleich, gleich!“ antwortete ihr Anna und hob den zierlichen Fuß, um sich aufzuschwingen in das elegant gebaute Fuhrwerk.

Da faßte der Freiherr noch einmal des geliebten Mädchens Hand und flüsterte mit flehendem Tone und klagendem Blicke zu ihr empor:

„Und wo finde ich Sie wieder, theuerste Anna?“

Ohne zu wissen, was er that, hatte Eduard diese zärtliche Benennung gewagt. Anna wand, nach einem flüchtigen Drucke, der bis in sein Herz niederbebte, schnell ihre Hand aus der seinigen und erwiederte ihm, während sie sich leichten Schwunges in den Wagen hob, mit halber Stimme:

„In der Schweiz finden Sie mich wieder!“

Da schmetterte des Postillons fröhliches Lied durch die Lüfte und der Wagen rasselte im Fluge über das Funken sprühende Straßenpflaster, so daß er, ehe noch Haldenschild gänzlich zur Besinnung kommen konnte, aus dessen Blicken verschwunden war.

„O Gott! Wie heißt sie?“ rief er jetzt wie aus einem tiefen Traume erwachend, aus. Ihren Namen muß ich wissen! Was hilft mir die süße Hoffnung, welche aus dem zärtlichen Drucke ihrer Hand in meine Seele überging, was die Kenntniß ihrer Heimath, wenn ich nicht ihren Geschlechtsnamen weiß und durch diesen die Stätte, wo sie weilen wird, erkunde?“

Er stürmte an die Thüre des Hauses, welches Anna bewohnt hatte. Sie war verschlossen. Mit Heftigkeit und Ungeduld zog er zu verschiedenen Malen die Schelle; das Innere des Hauses schien wie ausgestorben, Niemand kam die Thüre zu öffnen. Endlich traten einige Nachbarn herbei und berichteten dem Freiherrn, daß die Besitzer des Hauses schon seit Jahren abwesend seyen, daß es lange gänzlich unbewohnt gestanden habe, bis vor wenigen Tagen die Fremden angelangt wären und es, wahrscheinlich nach einem Vertrage mit den Eigenthümern, für die kurze Zeit ihres Aufenthaltes in Besitz genommen hatten. Niemand wollte übrigens die Fremden weiter kennen; ihre Namen waren durchaus unbekannt geblieben.

Eduard starrte schweigend und sinnend einige Augenblicke lang die verschlossene Thüre an.

„Ich muß ihr nach!“ sprach er dann bei sich selbst. „Auf der ersten Station hole ich sie ein, dort will ich die Kunde schöpfen, welche der Leitstern meiner künftigen Forschungen seyn soll!“

Er eilte im Sturmesfluge nach seiner Wohnung zurück.

„Frisch! sattle schnell den Rappen!“ rief er dem Diener zu, der seiner harrend im Gange des Hauses stand. Der treue Bursche flog hinweg, den Befehl seines Herrn zu vollstrecken.

„O meine Anna!“ sagte dieser froh für sich hin: „so werde ich dich noch einmal sehen, noch einmal den süßen Laut deiner Stimme hören, ehe die Kluft einer langen Trennung sich zwischen uns drängt!“

Schon führte der eilfertige Diener das muntere Roß gesattelt und gezäumt herbei, schon hatte der Freiherr den einen Fuß in den Bügel gestellt und wollte nun sich rasch aufschwingen zu dem erhabenen Sitze, da — wirbelte mit einemmale der Generalmarsch durch alle Straßen, die Hörner der Jäger riefen mit kriegerischen Klängen zu dem angewiesenen Versammlungsorte und aus allen Häusern stürmten muthige Vaterlandskämpfer hervor, um dem gebieterischen Rufe zu gehorchen.

„Verloren! verloren!“ schrie Haldenschild im wilden Ingrimme auf. Er warf sich verzweiflungsvoll auf's Roß und sprengte im raschen Galoppe vor die Wohnung seines Obristen, wo schon kampflustige Waffengefährten von allen Seiten herbeiströmten.

Noch in derselben Stunde brach die Heeresabtheilung, bei der sich der Freiherr befand, nach der französischen Gränze auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Es bedurfte fürwahr eines Geistes wie Mercy, um aus dem verwüsteten, zertretenen Lande, dessen Vortrefflichkeit unter dem Schutte der Zerstörung kaum zu ahnen war, in der kurzen Zeit seines Wirkens das zu schaffen, das Land auf die Stufe der Ergibigkeit zu bringen, auf welche er es gestellt. Dem größten Uebelstande, der Entvölkerung, mußte vorerst abgeholfen werden. Er rief deßhalb im Jahre 1728 eine große Anzahl von Deutschen, Italienern und Spaniern in's Banat. Einwandernde Italiener nannten eine Ansiedelung ihm zu Ehren Mercidorf — Spanier aus Biscaya die ihrige: Neu Barcellona. Die Italiener brachten die in ihrem Vaterlande blühende Kultur mit, und es wurde vorzüglich Waid und Färberröthe gebaut, wovon der erstere in den Ebenen, die letztere in den Gebirgen des Banates wild wächst. Ferner wurden Rüben gepflanzt, um aus dem Samen derselben Oel zu bereiten, um Lugos, Werschetz herum wurden Weinstöcke und Fruchtbäume gesetzt, und Maulbeerpflanzungen angelegt, um den Seidenbau zu kultiviren, auch Reis wurde gepflanzt. Die Deutschen bauten Getreide. Für Temesvar selbst that Mercy sehr viel, es wurden viele Fabriken außerhalb desselben angelegt, und die so gebildete Vorstadt behielt bis heute den Namen Fabrik; der 16 Meilen lange Bega-Kanal wurde gegraben, von Facset bis Bekscerek, der an Temesvar vorbei fließt; auf diesem führte man Brennholz dahin. Aus diesen Andeutungen kann man die Wirksamkeit Mercys entnehmen, der sein ruhmvolles Streben am Peterstag 1734 vor Parma beschloß, wohin ihn der Krieg zwischen Oesterreich und Spanien rief.

Der von Mercy eingeschlagene Weg zur Kultur wurde späterhin weiter verfolgt. Im Jahre 1742 kamen viele Serbier, macedonische Griechen, des türkischen Druckes müde, in das Banat, so auch die Bulgaren unter ihrem Bischofe Stanislovits, welche sehr viel Reichthum, vorzüglich große Viehherden ins Land brachten, und sich in Biuca und Beschenowa niederließen. Ersteres erlangte im Jahre 1763 Stadtrechte — verfiel jedoch bald, da die Bulgaren durch starke Viehseuchen um einen großen Theil ihres Reichthums kamen. Nun kamen viele Einwanderer aus Deutschland, die durch den letzten Krieg leerstehenden Wohnungen wurden wieder bewohnt, jede Familie bekam Haus und Feld, Zugvieh und Getreide auf ein Jahr. So wurde Hatzfeld im Jahre 1767 erbaut, in dessen 40 Häusern sich lothringische Familien niederließen, Csátat mit 202 Häusern und Nentrad. Der militärische Theil des Banates, das nach dem Frieden von Belgrad im Jahre 1739, anstatt der militärischen Regierung eine kameralische erhalten hatte, nämlich ein kleiner Theil im Süden, Mehadia und Carensebes, welches unter dem Militär-Kommando geblieben war, wurde ganz militärisch organisirt, und dessen Bewohner im Jahre 1767 in zwei National-Gränzinfanterie-Regimenter vereinigt, wovon der Stab des ersteren — des Deutschbanater — nach Panscova, der des zweiten — des Wallachisch-illyrischen — nach Weiskirchen, später nach Karansebes verlegt wurde.

In dieser Zeit wurde auch der Illancer und Alibonaer Morast ausgetrocknet, und im Jahre 1768 wurde eine Repartition der Ländereien vorgenommen. Jedes Haus bekam 32 Joch Feld, um dem Unfleiße alle Entschuldigung zu nehmen. Darauf wurden auch die Steuern gleich bemessen. Die Zahl der Dörfer war damals 54, darunter 44 neue, die Volkszahl, bestehend aus:

181,639	Wallachen
78,780	Serben
8,683	Bulgaren
5,272	Zigeuner
34,201	Deutsche, Italiener und Franzosen
353	Juden

betrug damals, die Militär-Bezirke dazu gerechnet, bei 450,000.

Im Jahre 1775 erhielt das Kameral-Banat eine den deutsch-erbländischen Provinzen gleiche Eintheilung in 4 Kreise, deren jedem ein Kreishauptmann vorgesetzt wurde, und endlich erfolgte im Jahre 1782 die Einverleibung desselben in das Königreich Ungarn und die Abscheidung in 3 Komitate, das Torontaler, Temeser und Krassoer, welche Einrichtung bis heute besteht.

Dieß war der Gang der Einwanderung, dieß der Zustand des Landes, wie ihn die bunt durcheinander geworfenen Kolonisten antrafen, und nun wollen wir die Resultate ihrer Bestrebungen, ihre geistige Entwicklung und ihr Zusammenleben, das durch die Verschiedenheit der Nationalität und der Gegenden, die sie bewohnen, so interessant wird, von der poetischen Seite betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Die Erste sey recht sehr das Zweite'
Sey's Ganze in Gesellschaft heute.

Auflösung der Homonyme in Nro: 51:

Thor.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 54 5. April 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Fortsetzung.)

„Wohl, so kerkert mich ein, überliefert mich auch den Henkern, denn sonst werde ich, ich schwöre dieß zu Gott vor seinem Altar, in dem Augenblick, wo ich mein Gelübde ausspreche, vor Allen verkündigen, Ferdinand Alvar von Toledo, Herzog von Alba, habe sein Wort verwirkt.“

„Würdet Ihr das thun?“ fragte der Statthalter mit jener furchtbaren Stimme, welche alle Welt vor ihm auf die Erde beugte.

„Ich werde es thun,“ antwortete Margarethe mit der sanften Festigkeit des Märtyrers.

Ein heftiger Kampf entspann sich im Innern des Herzogs von Alba. Endlich sprach er langsam und ohne das Mädchen anzuschauen:

„Hört, was selbst Gott nicht hätte thun können, habt Ihr vollbracht. Euer Muth hat die Seele von Ferdinand von Toledo gerührt. Unter der Bedingung, daß die zwei Männer nie die Waffen gegen Spanien zu tragen sich verbindlich machen, sollen ihnen Todesstrafe und Gefängniß erlassen seyn.“

Margarethe benetzte mit ihren Thränen die Hand des Herzogs von Alba, nahm mit einer triumphirenden Miene ein Pergament vom Tisch, warf einen verstohlenen Blick auf das schwarze Kabinet und sagte zu sich selbst: „Sie sind gerettet!“ Es folgte noch eine Minute tödtlicher Erwartung, aber das Kabinet blieb still. Ohne Zweifel war Don Federigo verschwunden. Er verzieh und überließ den Sieg der armen Margarethe.

Der Herzog von Alba kritzelte rasch auf das Pergament den Begnadigungsspruch, als hätte er sich eines Gewissensbisses, einer Reue vielleicht wegen seiner Milde entledigen wollen! Endlich fehlte nur noch die Unterschrift, als der Schnabel der Feder vertrocknete. Der Herzog reichte die Feder Margarethe, um sie ins Tintenfaß zu tauchen.

In diesem Augenblicke wurde der Thürvorhang aufgehoben, und Don Federigo trat, ein Lächeln auf den Lippen, in den Saal. Margarethe fühlte, wie ihr Herz zu Eis erstarrte.

„Gnädigster Herr,“ sprach Don Federigo mit weicher Stimme.

„Wartet eine Sekunde, und ich gehöre Euch,“ sagte der Herzog, der wieder die Feder genommen hatte.

„Nicht eine Sekunde,“ entgegnete fest der junge Mann. „Geronimo ist in achtundsechzig Stunden von Madrid angekommen.“

„Der Bote von Don Philipp!“ rief der Herzog von Alba, während er die von Tinte schwere Feder auf das Pergament fallen ließ, das sie mit einem Regen schwarzer Tröpfchen besprizte.

„Herr Herzog, ein Augenblick genügt . . .“ bemerkte Margarethe schüchtern.

„Geduld!“ entgegnete der Herzog; „Eure Angelegenheiten nach den meinigen.“

Und schon hatte sich der Ausdruck seines Gesichtes verändert, seine Stimme hatte den harten, unbeugsamen Ton der Selbstsucht, welche Furcht hat, angenommen.

„Er trete ein! er trete ein!“ rief Alba.

Mit einem Zeichen hieß er die zwei Räthe weggehen. Sie bemerkten, daß die nervigen Hände des unversöhnlichen Generals der Inquisition von einer fieberhaften Ungeduld zitterten. Margarethe blieb hinter dem Lehnstuhl des Staatthalters, ohne daß er es bemerkte.

Geronimo wurde eingeführt. Es war ein kleiner Mann mit bleiernem, ausdruckslosem Gesicht, nur belebt durch zwei verständige Augen, deren Blick eine Art von instinktmäßiger Ergebenheit, knechtischer, aber unbestechlicher Treue bezeichnete. Don Philipp II., König von Spanien, vertraute ihm blindlings. Margarethe wurde bange, als sie diesen scheinbar unbedeutenden Menschen erblickte, der ihr wie ein lebendiges Verhängniß vorkam.

„Geronimo,“ sprach der Herzog, der zu lächeln suchte, „Du mußt müde seyn.“

Geronimo machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopf.

„Du hast also Don Philipp gesehen?“ fuhr der Herzog mit einer gewissen Anstrengung fort.

„Ich habe ihn gesehen.“

„Und er hat von mir gesprochen? Vielleicht ist er aufgebracht, daß ich mich weigere, die Statthalterschaft

abzutreten, meinen Nachfolger zu ernennen. Doch es ist hier so viel für den Dienst des Königs zu thun. Verbirg mir nichts, Geronimo. Wir sind alte Freunde und Beide ergraut in getreuer Erfüllung der Befehle Seiner Majestät. Hat er im Zorn von mir gesprochen, Geronimo?"

„Nein, er hat gelächelt," erwiederte der Bote. „Er hat sein Wohlwollen für Euch geoffenbart, er würde, sagte er, den Eifer eines Dieners anzuerkennen wissen, der sich nie durch Last der Geschäfte ermüdet fühle, so lange es sich um das Wohl des Staates handle . . ."

Ein kalter Schweiß bedeckte die Stirne des Herzogs, und auf seinem Gesichte traten bleifarbige Flecken hervor.

„Er hat gelächelt, Geronimo?" wiederholte er erschrocken. „Er hat von Wohlwollen und Belohnung gesprochen . . . ist das wahr?"

„Warum diese Angst, Herr Herzog?" fragte Margarethe, deren Mitleid die Niedergeschlagenheit eines so harten und gebieterischen Mannes erregte.

„Warum, armes Mädchen? das Lächeln von Don Philipp ist für mich der Tod. Ist sein Wahlspruch nicht: Nec spe, nec metu! Ist sein unbeugsames Herz nicht ein Abgrund, den Niemand ergründet, ein lebendiges Räthsel?" Dann sich gegen Geronimo umwendend: „Hat er nicht beigefügt, er würde mir schreiben und seine Befehle schicken?"

„Später," erwiederte lakonisch der Bote.

„Ich ahnete es," sagte der Herzog leise zu Margarethe. „Siehst Du, Don Philipp weiß geschickt in einen Brief jenes feine Gift zu träufeln, das den Menschen tödtet, während er über die von der Hand seines Mörders geschriebenen Komplimente lächelt. Doch, Geronimo, wiederhole mir die eigenen Worte Seiner Majestät."

„„Ohne Zweifel,"" fügte Don Philipp in dem Augenblick bei, wo ich sein Kabinet verließ, „„ohne Zweifel will mein getreuer Alba Andern nicht den Ruhm überlassen, Wilhelm den Schweigsamen, der ihm so lange entkommen ist, zu besiegen und unserer Inquisition den schändlichen Ralf den Bilderstürmer zu überantworten.""

„Oh! ich bin gerettet," rief der Herzog, der sich mit freudigem Entzücken von seinem Stuhle erhob. „Ich habe meine Begnadigungsbriefe noch in meinen Händen. Ralf geht morgen mit Dir nach Madrid ab, guter Geronimo."

„Ihr habt mir seine Begnadigung versprochen, Herr Herzog," sagte Margarethe den Statthalter beim Arm fassend. „Er ist gerettet durch Euer Wort."

„Wahnsinnige, habe ich Dir meinen Tod versprochen? Durch dieses treulose Gesuch würdest Du meinen Tod fordern. Uebrigens habe ich noch nicht unterzeichnet," fügte er mit einem krampfhaften Lächeln bei. „Hast Du nicht gehört, daß mich Don Philipp zu sanft und zu langsam findet? Sage nun, ich habe mein Wort gebrochen, Mädchen, und denjenigen, welche es wagen, Dich anzuhören, wird der Rath der Unruhen beweisen, daß dieß ein Verbrechen beleidigter Majestät ist. Geronimo, folge mir!"

Und heftig die Thüre schließend, zog er sich in seine Gemächer zurück.

(Schluß folgt.)

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

4.

Blutige Schlachten hatte Eduard mitgekämpft. Die schrecklichen Bilder des Krieges konnten die herrliche Erscheinung, welche sich im tiefsten Grunde seines Herzens angesiedelt hatte, nicht verdrängen. Wenn der verzweiflungsvolle Jammer der Verwundeten, das Aechzen der Sterbenden an sein Ohr schlugen, dann war es, als riefe Anna's holde Stimme ihm aus der Tiefe seiner Seele mit himmlischem Wohllaut zu: „Nach Ringen folgt Ruhe! In der Schweiz findest du mich wieder!" Wenn er siegreich mit seinen Waffengefährten in eroberte Städte und Vesten einzog, wenn der Triumph der gerechten Sache die Jünglingsgemüther mit Entzücken durchbebte und als nun gar Frankreichs stolze Hauptstadt den Siegern sich unterwarf und jedes deutsche Herz hochaufwallte bei dem Gedanken an das nun gesicherte Friedensglück; da lispelte wiederum Anna's süße Stimme aus dem tief Innersten dem Freiherrn zu: „dein harret noch eine süßere Wonne! In der Schweiz findest du mich wieder!"

Der Krieg war geendigt. O wie gern wäre Haldenschild nun gleich in die Schweiz geflogen und hätte das herrliche Land nach allen Richtungen durchstreift, um die Heißersehnte wieder zu finden! Allein aus seiner Heimath war trübe Kunde gekommen; das Unheil, welches der Krieg immer in seinem Geleite mit sich führt, hatte auch seine Güter heimgesucht, durch ansteckende Krankheiten und andere Unglücksfälle war das Elend schrecklich vermehrt worden. Der Landmann jammerte nach der Gegenwart des Gutsherrn, von dessen wohlthätigem Sinne man Unterstützung, von dessen Einsicht man Abhülfe der immer zunehmenden Noth erwartete. Der Freiherr hielt es für eine heilige Pflicht, unter diesen Umständen nach seinen Gütern zu eilen und dort zu helfen, wie er es vermochte. Mit schmerzlichen Empfindungen gedachte er Anna's, allein er folgte dem Gebote der Menschenliebe und erhielt sich standhaft in den Versuchungen des eignen Herzens. Als er den Rhein überfuhr, blickten die hohen Berggipfel des nachbarlichen Schweizerlandes lockend zu ihm herüber. Seine Seufzer flogen dorthin; er blieb dem Pfade nach der Heimath getreu.

In Haldenschild's Besitzungen war indessen das Elend auf den höchsten Gipfel gestiegen. Als der Freiherr anlangte, fand er, wenn er der Sache gründlich abhelfen wollte, eine weit aussichtige Arbeit vor sich. Er konnte die Zeit nicht bestimmen, in der es ihm vergönnt seyn würde, die verlorne Geliebte aufzusuchen. Ueberdem trat ein unglücklicher Mißwachs ein; Eduard's Gegenwart blieb fortwährend auf den Gütern nothwendig, wo er durch Rath und That der Schutzengel des unglücklichen Landmanns wurde. So eilte der Winter vorüber. Haldenschild hatte die Bewohner seines Besitzthums reichlich unterstützt, so daß sie mit neuen Hoffnungen in das begonnene Jahr blickten. Jetzt dachte er, hast du deine Pflicht erfüllt, jetzt ist es dir erlaubt, auch die Wünsche deines Herzens zu hören. Der Freiherr war, während des Feldzuges in Frankreich, fast wider seinen Willen aus der Schaar der Freiwilligen als Offizier in ein Husarenregiment versetzt worden. Ein gern bewilligter Urlaub hatte ihn in den Stand gesetzt, längere Zeit von seinem Regimente entfernt bleiben zu dürfen. Er beschloß nun sogleich an den Chef desselben zu schreiben und bei diesem um seinen Abschied anzuhalten, der ihm jetzt im Zustande des Friedens nicht wohl verweigert werden konnte, und dann ohne Säumen in das Land zu eilen, wohin eine leider nur zu schwach begründete Hoffnung und das heißeste Sehnen seines liebenden Herzens ihn wies.

Da tönte auf's Neue kriegerische Kunde über den Rhein. Der entfernte Machthaber war zurückgekehrt, von seinen zahlreichen Anhängern freudig empfangen wiederum auf den Thron geleitet worden, von dem er früherhin Schrecken und Entsetzen in alle Länder geschleudert hatte. Deutschland schüttelte noch einmal die gewaltige Rüstung und rief seine streitlustigen Söhne zum erneuerten Kampfe herbei. Haldenschild wäre ein Feiger und ehrloser gewesen, wenn er in diesem Augenblicke die kriegerische Laufbahn hätte verlassen können.

„O meine Anna! Wann werde ich dich wiedersehen?“ so sprach er seufzend, als er die unwillkommene Nachricht vernommen hatte, aber von Muth und Treue für das Vaterland gestärkt, eilte er zum Heere und zog thatenlustig in den neu aufflammenden Krieg. —

Er focht die Schlacht bei Waterloo mit, er betrat zum Zweitenmale als Sieger die Straßen von Paris, und nachdem der Frieden geschlossen war und ein großer Theil des Heeres, in welchem Eduard diente, nach der deutschen Heimath entlassen wurde, verlangte und erhielt auch er den ehrenvollsten Abschied. Nun hielt ihn keine Macht länger zurück, dem stürmischen Drange seines Herzens zu folgen. Begleitet von seinem treuen Diener Robert, dessen Anhänglichkeit in allen stürmischen Verhältnissen des Krieges erprobt worden war, eilte der Freiherr in das Land, wohin ihn seine liebende Sehnsucht rief, das im Zauberlichte der schönsten Hoffnung vor seiner Phantasie schwebte.

Bald war die Gränze Helvetiens erreicht. Vergebens suchte Haldenschild nun in dem Geräusche der Städte die geliebte Jungfrau auf. Das reiche Basel, die hohe Bern, das gewerbsame Zürich und das lebenslustige Luzern boten seinem heißesten Wunsche keine Gewährung. Jetzt floh er das buntbewegte Leben der Städte. Die Dörfer und Landhäuser, die sich in reichen Kränzen um die Ufer der Seen schlingen, wurden jetzt der Schauplatz seiner Forschungen. Aber auch hier suchte sein Blick vergebens nach der ersehnten Gestalt und sein beunruhigtes Herz schlug fort und fort entbehrend dem Herzen entgegen, von dem er allein Erwiederung seiner Gefühle hoffen mochte. Der Freiherr verließ die bebauten Stätten des Landes und folgte ganz der Eingebung seiner Sehnsucht, die ihn durch unbewohnte und öde Gegenden, von Berg zu Berg, von Alp zu Alpe, von Thal zu Thal trieb. An dem inneren Himmel seiner Phantasie zog im Engelfluge Anna's geliebte Gestalt voraus und winkte ihm weiter und weiter durch unwegsame Gebirge und düstere Felsenklüfte.

„Ich werde, ich muß sie finden!“ Dieser Gedanke stand unerschütterlich fest in Haldenschild's Seele. „Sie selbst hat mir in der Stunde der Trennung verkündigt, daß ich sie wieder finden würde in der Schweiz. Die Worte, die über ihre Lippen gegangen in der Bedrängniß jenes Augenblicks, die treuen Blicke, mit denen sie die tröstende Rede begleitet, können nicht trügen. Ja, ja, in der Schweiz finde ich sie wieder!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

II.

Bis zum Banate.

„Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita.“ „Ein wonniges Leben führt man in Ungarn allein, und führt man's auch anderwärts, kann's so wonnig nicht seyn.“

Dieß ist ohngefähr die freie Uebersetzung des obigen lateinischen Satzes. Wie leicht blieb er mir, als ich noch ein Knabe war, im Gedächtniß; wenn ich nicht irre, so hat er mir damals eine Vorzugsklasse verschafft. Schon um mich für dieses Lebensglück dankbar zu bezeigen, hätte mich selbst, als ich anfing dem jurare in verba magistri Zweifel entgegenzusetzen, von der Wahrheit der Vorzüge Ungarns überzeugen sollen. Allein erst jetzt kam ich dazu, das Land zu betreten, das mir in meiner Jugend, ein zweiter Orient, vorschwebte. Ja das Land, wo die starken Männer, wild und rauh mit ihren feurigen Augen und großen Schnurrbärten wohnten, — oft waren welche in unser Haus gekommen — das so fruchtbar seyn sollte, daß ein Stab, den man am Abende auf eine gemähte Wiese legt, am Morgen

vom Grase überwachsen, unsichtbar sey, das Land mit seinem feurigen Weine, seinen Steppen, Wäldern, Räubern, Strömen und Seen — dieses Land zu sehen, war als Knabe mein innigster Wunsch.

Und einmal hatte ich es wirklich gesehen. Eines Tages, es war noch sehr früh, am Morgen, für mich eine ungewöhnliche Zeit, trat mein Vater an mein Bett und sprach: „Willst du mit mir nach Ungarn fahren?“ Trotz meiner Schlaftrunkenheit war ich gern dabei. Wir fuhren den ganzen Morgen hindurch, es waren herrliche Stunden. „Du wirst hinter Jablunka,“ es ist der Ort, der Schlesien von Ungarn trennt, „auch den Paß und die Schanzen sehen, die in der Geschichte merkwürdig sind.“ Ach, was gingen mich damals Schanzen und Pässe an, von letzteren bin ich auch jetzt noch kein Freund, ich war froh, den Schulstaub abgeschüttelt zu haben. „Sind wir schon in Ungarn, wann kommen wir hin?“ wie oft mochte ich diese Frage vorgebracht haben! Endlich kam auch der berühmte Paß und blieb von mir unbeachtet zurück. „In dieser Gegend wohnten die in der Geschichte berühmten Jazygen.“ Nun, daran nahm ich schon mehr Antheil, von denen stammten ja die jetzt lebenden Menschen ab. „Jetzt sind wir in Ungarn, mein Sohn.“

„Ja, wo ist denn Ungarn?“ „Wir befinden uns bereits daselbst.“ „Das sieht ja aber gerade so aus, wie unser Schlesien!“ „Hast du, so nahe, viel Anderes erwartet?

Ach freilich hatte ich das! Ich fing an zu weinen. Zur Strafe durfte ich nicht weiter. Lange Zeit hernach durfte man mich nur fragen, wie denn Ungarn aussehe, wenn man von mir eine Masse Verwünschungen über das Land haben wollte.

Hätte ich mir nicht vorgenommen, so wenig als möglich Betrachtungen über das Geschehene anzustellen und bloß die Begebenheiten zu berichten wie ich sie erlebt, würde ich sagen, daß viele unserer Reisenden mir, dem ehemaligen Knaben gleichen. Von Wien fährt man gerade, bequem auf dem Dampfschiffe nach Pest, da ist es gerade so wie in allen großen Städten; dann geht es gewöhnlich fort auf der Donau, man sieht die Städte am Ufer — auch nicht viel Neues — hat, so glaubt man, Ungarn gesehen — läßt sich allenfalls hie da etwas davon erzählen und schreibt darüber; regnet es zufällig, so tadelt man die Einrichtung der Dampfschiffe, und so kommt es, daß vielen der Orient und Aegypten bekannter ist, daß über die entferntesten Reiche mehr geschrieben und gelesen wird, als über ein Land, das sammt den angränzenden Gebieten, so eigenthümlich, so voll ungeahnten Reichthums dasteht. Oft mußte ich daher hören: „Aber wie kann man in diese Länder reisen, Deutschland, Frankreich wäre ja viel anziehender!

Die hochzivilisirten Länder, Städte will ich sagen, denn auf der Hauptstraße sieht man vom eigentlichen Lande blutwenig, sind sich mehr oder minder gleich, reise dahin, wer Lust dazu hat — ich suche das Volk dieses Landes mit seinen urkräftigen Gestalten, mit seinen Vorzügen und Mängeln, ich suche das natürliche, thatkräftige Leben, ein Leben voll Bewußtseyn und Muth, — nicht ohnmächtiges Sichgehenlassen, nicht schwindelvolle Bewegung. Ich habe mich dem Volke gewidmet für alle Zeiten, dem Volke mit seinem biedern Handschlage, seinem geraden Blicke, seiner aufrichtigen Sprache, seinem warmen Blute!

Wie lange war es schon, daß ich keine Morgenluft eingeathmet! Mit meinen Freunden ging ich die Jägerzeile hinab, zum Dampfschiffe. Die Sonne war eben aufgegangen, die Baumblätter erbebten, und des Regens letzte Spuren, glänzende Tropfen, fielen langsam herab. Der Duft der frischen blühenden Bäume, die frühen Sonnenstrahlen legten sich wie der erste Kuß des geliebten Mädchens sanft und belebend, und zugleich das Herz beklemmend an meine Brust, und so, freudig und neubelebt, schritten wir durch den Prater. „Lebe wohl, mein süßes Lieb,“ sangen wir alle drei, und doch trennten wir uns leicht von Wien, dem ich, mit Grillparzer, ein „Capua der Geister“ nachschickte.

Es war ein herrlicher Tag. Bis Preßburg ist die Gegend anziehend; schöne Auen, grün und frisch, in der Ferne die Berge, beginnen den Reigen, dann wird die Gegend durch Hügel reizender, an den Ufern treten einem alte Bekannte, mit ihrem düstern dunkeln Auge, verwittert dumpfig, die nur noch in den Sonnenstrahlen, wie in der Erinnerung glänzen, die Ruinen von Petronell, Hainburg und Theben entgegen. Letzteres, am Ausfluß der March in die Donau, liegt malerisch da. Weinberge legen sich sanft an den Fuß der Denkmäler des Alterthums, als Verbindung der Berge und Thäler. Was hoch war, ist zerfallen, die Thäler blühen, grüne Hoffnungsreben umschlingen gemeinschaftlich, bindend und einend Hoch und Nieder.

Störche zogen über uns die Donau hinab, mir waren sie freundliche Boten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als einst die Bürger in der ehemaligen Reichsstadt N. die Wachen zu versehen hatten, fuhr der Stadtkommandant bei der Bürgerwache vorbei. Der Wachhabende präsentirte. „Kennt Ihr mich?“ fragte der General. — „O ja, Sie sind der Herr Stadtkommandant.“ — „So müßt Ihr auch Eure Schuldigkeit thun und Wach raus! rufen.“ — „Das nützt nichts, sagte der Bürger; wenn ich auch rufe, kommt doch Keiner heraus. — „Warum?“ fragte der Kommandant. — „Weil Keiner darin ist; sie sitzen alle drüben beim Sternenwirth.“

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 55 7. April 1849.

Der Bilderstürmer und seine Braut.

(Schluß.)

Bestürzt, bleich, unbeweglich wie eine Marmorstatue, das Herz gebrochen, blieb Margarethe mit Don Federigo, der sich während dieser ganzen Scene nicht gerührt hatte.

„Der Henker ist nicht so sicher des Streichs seines Beiles," sprach sie endlich. „Ich begreife Alles, Ihr habt Geronimo seine Lektion vorgesagt."

„Noch ist die Lage der Dinge keine verzweifelte," erwiederte Don Federigo. „Will sich Margarethe von Lemée mit mir verbinden, so rette ich die beiden Männer. Der Kerkermeister ist mir ergeben; sie können entweichen."

„Gierig hörte sie auf diese Worte. Ihre Augen strahlten von einer himmlischen Hoffnung.

„Versprecht Ihr mir das aufs Evangelium?"

„Auf das Evangelium verspreche ich es."

„Meine Hand gehört Euch."

„Wir begleiten sie Beide aus dem Pallast, Margarethe."

„Diesen Abend, Don Federigo."

An demselben Abend trat Margarethe gefolgt vom Gefangenwärter und einem in einen braunen Mantel gehüllten jungen Mann in das Gefängniß von Henrik und vom Grafen Lemée. Als sie dieses lebendige Skelett, das ihr Vater war, in ihre Arme schloß ... oh! diese Scene vermag keine Feder zu schildern!

„Segnet mich, mein Vater," sprach sie endlich. „Das Glück ist nicht für diese Welt geschaffen, und wir sehen uns nur wieder, um uns abermals zu trennen."

„Nicht für immer, nicht wahr?" sagte der Vater. „Wir werden uns bald wiederfinden."

„Vielleicht," erwiederte sie mit einem schwermüthigen Lächeln; und ehrfurchtsvoll küßte sie die vertrockneten Hände und das magere Gesicht des Grafen und fügte dann bei: „Wenn Ihr für meine Mutter betet, betet auch für Eure kleine Ketha!"

„Die so groß, so schön geworden ist!" sprach der Vater, der nicht müde werden konnte, sie mit Bewunderung anzuschauen. „Du, die ich als klein verlassen, die ich mit so viel Wonne auf meinen Knieen schaukelte!"

„Wir müssen aufbrechen, oder wir werden überrascht," sagte der Gefangenwärter.

„Um welchen Preis habt Ihr diese seltsame Begnadigung erkauft? fragte Henrik.

„Ihr sollt es später erfahren, Henrik. Doch seyd nicht ungerecht gegen mich," flüsterte sie mit schwacher Stimme, „sagt Euch, daß Ihr innig geliebt worden seyd?"

„Ich werde es also nicht mehr seyn?" rief der Bilderstürmer, der den Mann im braunen Mantel hatte beben sehen.

„Wer ist dieser Mensch?" fragte er unwillkürlich das Mädchen, als hätte ihn eine Ahnung errathen lassen, der Gegenstand seines ewigen Hasses stehe vor ihm. „Wer ist dieser Mensch?"

„Euer Retter," antwortete Margarethe, indem sie mit einem einzigen Worte eine unübersteigbare Schranke zwischen diesen zwei Leidenschaften des Hasses mit einer Zartheit fallen machte, welche nur die Frauen allein zu finden vermögen. „Geht nun, Henrik," fuhr sie fort; „ich übergebe Euch diesen armen Gefangenen, vergeßt nie, daß es der Vater derjenigen ist, welche Ihr geliebt habt."

Schweigend durchwanderten sie das Irrsal der Gänge des Pallastes. Die Losungsworte wurden glücklich gewechselt. Als die letzte Thüre geöffnet war, entfernte sich Don Federigo einige Schritte; Margarethe reichte den beiden Fliesen ihre Hände.

„Vergeßt diejenige, welche ihr Vaterland verläugnet, aber demselben, indem sie sich mit der Race der Tyrannen verband, zwei treue Diener zurückgegeben hat," sprach sie mit einer von Thränen befeuchteten Stimme.

Und die Thüre schloß sich wieder.

„Was wollt Ihr damit sagen Ketha? Oeffnet die Thüre!" rief Henrik schon außen.

„Stille! Ihr stürzt meinen Vater ins Verderben." Das war das letzte Wort von Margarethe. Der Kerkermeister aber sagte zu Henrik: „Keine unnützen Worte, ich höre das Lärmzeichen."

Die Flüchtigen verschwanden, und Margarethe kehrte in ihre Wohnung zurück, wo sie die Nacht im Gebet

Digitized by Google

zubrachte. Am andern Morgen erfuhr man die Flucht des Grafen und die [illegible] Ralf dem Bilderstürmer, doch man konnte ihre Spur nicht entdecken. Der Kerkermeister allein wurde öffentlich angeklagt; Vargas und del Rio aber zeigten beim Hof von Madrid insgeheim den Herzog von Alba als den wahren Schuldigen an. Der Verlust seiner Statthalterschaft war die Folge dieser Anzeige, und er reiste in dem Augenblick ab, wo der Graf von Lemée und der junge Brederode zwei entscheidende Siege für die Freiheit Frieslands davon getragen hatten.

Margarethe hielt ihr Wort. Zwei Tage nach der Flucht ihres Vaters begab sie sich prachtvoll angethan in die Kapelle des Pallastes, um den hochzeitlichen Segen zu empfangen. Sie hatte in ihrer Hand das Gebetbuch ihrer Mutter, an einem ihrer Finger den eisernen Ring ihrer Mutter. Kaum habe sie das Ja auf die Frage des Priesters ausgesprochen, als Don Federigo bemerkte, wie sie den Ring an ihre Lippen drückte; doch er schenkte diesem Umstand keine besondere Aufmerksamkeit. Die Arme bezwang eine Zeitlang die scharfen Schmerzen, die sie folterten, und suchte sie unter einem Lächeln zu verbergen. Doch bald verrieth sie die Schauder erregende Bläße ihres Gesichtes; furchtbare Konvulsionen schüttelten diesen so schwachen Körper unter seinem Festschmuck, und mit einem tiefen Schrecken vernahm Don Ferderigo den Ausspruch der Aerzte:

„Die Herzogin ist vergiftet!“

„Klagt Niemand wegen meines Todes an,“ sagte sie zu Don Federigo. „Ich selbst habe dieses Gift, nachdem ich mein Versprechen gehalten, in meine Adern versetzt. Ich konnte weder eine würdige Gattin, noch eine fromme Nonne mit einer andern Liebe im Herzen, als der für meinen Gemahl oder für Gott werden. Ich konnte mich auch nicht mit demjenigen verbinden, welcher der Anführer der Bilderstürmer gewesen ist! Ich hoffe, Gott wird mir ein Verbrechen verzeihen, das mir allein Flandern zwei Helden zurückzugeben gestattete. Bin ich schuldig gewesen, so wird er wenigstens nur mich bestrafen.“

Dann ihren erloschenen Blick auf den Statthalter heftend, sprach sie: „Verzeiht auch Ihr meinen Verrath; verzeiht ihn dem einzigen Wesen, das Euch auf dieser Erde geliebt hat, dem einzigen vielleicht, das in der andern beim ewigen Richter für Euch vermitteln wird.“

„Wer hat Euch das Gift gegeben?“ sprach mit strengem Tone der Herzog von Alba, der sich der Rührung schämte, die er zum Erstenmale in seinem Leben fühlte. Doch Margarethe antwortete nicht; leichenbleich und zu Eis erstarrt, stürzte sie auf die Platten des Chors nieder . . . Sie war todt!

„Dieser hat es gethan, Herr Herzog!“ sprach del Rio auf Jonquille deutend.

„Nein! nein! der Rath täuscht sich,“ rief Jonquille erschrocken.

„Er hatte den Ring der Gräfin von Lemée vor der Eröffnung des Verkaufs gestohlen,“ sagte unversöhnlich del Rio.

„Nein! nein!“ heulte der Jude in der Wuth der Verzweiflung.

„Der Bursche hat drei Millionen Dukaten,“ fügte del Rio hohnlachend bei.

„Man bereite einen Strick!“ sprach mit kaltem Tone Juan de Vargas.

Rückert zu Hohenschwangau bei König Maximilian II. von Bayern.

Ein Aquarellbildchen aus dem Leben.

Nicht leicht hat je ein deutscher Fürst ein so schönes Denkmal und in so schöner Absicht errichtet als dieß von dem jetzt regierenden Könige Maximilian von Bayern durch die Wiederherstellung der alten Welfen- und Hohenstaufenburg Hohenschwangau, an den Gränzmarken dreier so herrlicher deutscher Provinzen wie Schwaben, Bayern und Tyrol geschehen.

Diese Königsburg wurde nicht jener Manie, sich auch ein Versailles oder Trianon zu bauen, zur Frohne errichtet, nicht um ein Jagd- und Lustschloß zu haben, sondern um dem altvaterländischen Glanze und Deutschlands ruhmvollsten Erinnerungen ein würdiges Denkmal zu geben, ein Mekka und Loretto für deutsche Herzen. Wie das Volk in seinen Sagen, in seiner wundervoll ewigen Poesie das so hochtragisch untergegangene Geschlecht der Hohenstaufen fortleben läßt in den Felshöhlungen des Unterberges, an dessen Fuße der heilige Birnbaum auf dem Walserfelde gleich dem deutschen Vaterlande zerknickt trauert und künftiger Blüthe und fruchtbringendem Segen entgegen harrt; eben so wollte der königliche Maximilian „früher Jugend schönen Traum“ verwirklichen, indem er an Altbayerns entgegengesetzter Marke, an der Gränze des ruhm- und liederreichen Schwabens, der Wiege der Hohenstaufen, in dem durch Geschichte und Sage, durch Minnesang und landschaftlichen Reiz hochberühmten Schwangau des deutschen Vaterlandes hochherrlichste Heldengeschlechter in ihren ausgezeichnetsten Gestalten und vorragendsten Großthaten fortleben ließ im Bilde, wie im Untersberge sie leben in der Sage.

Dieses herrliche Nationaldenkmal war eben fertig geworden und blickte in verjüngter Majestät auf die blinkenden See'n und duftig grünen Matten der Ebene hinaus; von der höchsten Zinne wehte Bayerns Banner zum Zeichen, daß der Kronerbe aus dem alten Schyrenstamme, an welchen der Lechrain von den Welfen und

Hohenstaufen übergegangen war, in seiner Burg weile, da wandelte ein hochgewachsener und ernst blickender Mann, welchem die langen Haare bis über die Schultern herabhingen und der einen tüchtigen Wanderstock in der Rechten, ein nicht zu schweres Felleisen auf dem Rücken trug, weitschreitend durch das malerische Gebirgsdorf Buching. Bald wurde sein, der vorgerückten Tageszeit wegen, rascher Gang zum Schlendern, denn jeder Schritt bot neue, sein bewunderndes Auge fesselnde Reize.

Alles Geräusch des Tages war verstummt und die arbeitsamen Menschen zu ihren friedlichen Wohnungen heimgekehrt, deren Schornsteinen bläuliche Rauchsäulen entstiegen und kräuselnd an den erglühten Felswänden hinzogen. Ein einsames Lied und rings das fernhinschallende Dengeln der Sensen belebte die Stille der Fluren, welche dichter Thau überzog, in dem die Spuren des bereits zur Aesung hinausgeeilten Wildes sichtbar waren. Goldener Duft umschwamm die Hügel, durch welche die Aussicht gegen das Flachland begränzt wird, auf deren Rücken dunkle Baumpartieen scharf von dem erleuchteten Hintergrunde hervortraten und hinter denen die Sonnenscheibe kaum noch zur Hälfte sichtbar war.

Kühler Hauch des Abends wehte im Laube, erfrischte die duftathmenden Matten und wogenden Halmengefilde, und trieb langgezogene Reihen kleiner Wellen an das von wankendem Schilfe umrauschte Ufer des von rosigen Tinten überhauchten Bannwaldsee's. Der Degelberg, die über die sogenannten Sailingwiese emporragende Felskuppe und die andern Riesenhäupter prangten noch im lodernden Kranze der Feuerblumen, welche der scheidende Tag ihnen gespendet, während die Seitenwände und im Westen die entfernteren Berge in tiefdunkles Blau sich gehüllt hatten. Hoch am weitgespannten Aether aber hing der glimmende Abendstern und des Mondes schmale bleiche Sichel begann sich zu zeigen. Eine schmale Oeffnung der Bergkette führte den Erstaunten in das von sanftem Lichte übergossene Zauberthal, welches eng und traulich zwischen schroffen Felswänden sich hinaufzieht, links von den Höhen der zum Sailing gehörenden Aelblisspitze überragt, rechts von den Marmormassen des Schwansteines, welcher das im edelsten gothischen Style erbaute Schloß trägt. Den Hintergrund aber schließt die Felsenwiege des ernst schönen Albsee's, in dessen Fluthen die Berge sich spiegeln, deren Fuß er benetzt. Am Ufer des Albsee's, wo dieser seine Wasser in den hellgrünen Spiegel des Schwanteiches ergießt, wendet sich rechts der Fahrweg zur Burg hinauf.

Des nächsten Morgens, nachdem besagter Wanderer im Brauhause zu Hohenschwangau ein Nachtmahl und willkommenes Lager gefunden und in der Laube am See gefrühstückt hatte, schritt er die Fahrstraße hinan, welche auf den Marmorfelsen des Schwansteines führt.

Bald war er oben und eine Beugung der Straße zeigte die Burg, deren Lage und Aeußeres von der Phantasie eines Tieck geschaffen zu seyn scheint. Man kann mit Houwald's Worten von ihr sagen:

Es ist ein schönes Schloß, doch schöner noch
Der Ort, wo es der Bauherr aufgestellt.
Denn neben diesen Felsen, diesen Bergen,
Steigt es mit seinen Thürmen kühn empor,
Als ob der Mensch in seiner Kraft versucht,
Auch seine Felsen in das Thal zu stellen.

Man glaubt sich in die glänzendste Zeit des Ritterthums versetzt. Das Lied des letzten Minstrel, die altvaterländischen Sagen, die Schilderungen der hohen Sangesmeister aus dem schwäbischen Zeitalter tauchen auf in der Erinnerung im bunten Gefolge alles Sehnens, aller Träume der Jugend. Der innere Burghof ist ein auf und in die Felsen gezauberter Garten, geschmückt mit Brunnen, deren einer an den Löwenbrunnen in Granada's Alhambra erinnert. In die von einer Säulenreihe getragene Halle eingetreten erblickte der Wanderer geharnischte Rittergestalten mit geschlossenen Visiren, Schwert oder Lanze in gepanzerter Faust. Schilde, Flamberge, Spiese, Sensenschwerter, Armbrüste, Streitkolben und andere Waffengattungen mit Flügel- und Hüfthörnern ꝛc. zieren die Wände, an welchen wie am Steinboden die durch Glasgemälde der Fenster dringenden Sonnenstrahlen einen herrlichen Effekt hervorbringen.

Jeden Augenblick, wähnt man, müsse das Heldenmahl beginnen und bei des Kamins flammender Fichtengluth die „Freude der Muscheln“ des kaledonischen Barden in mittelalterlichen Pokalen kreisen, wozu denn auch die alte Ueberschrift der Kellereithüre gar anmuthig einladet, indem sie folgenden Hymnus zum Lobe des Weines anstimmt:

„Ich grües dich, du edle Leibsalben! Du arzneist mich allenthalben,
Du bist ein gesunder Syropel; der Kaiser von Konstantinopel,
Der Groschan der Wallachei, der Priester Johann alle drey;
Die möchten dem Adel nit vergelten, warum soll ich dich dann schelten?
Ain Hochzeit ward wohl nie so groß, bist du nit dabei, so ist's kein guet Genos
An Freiden und Fröhlichkeit; gelobt sei der Stock, der dich drait.
Und wär der Papst zu Tisch gesessen und der Kaiser hat mit ihm geesen,
Und stunden vor ihnen dreißig Richten, sie möchten ohn' Humpen d'rauf verzichten;
Darumb vil ich dir auch sein hold und lieber, das du gefüllt sein sollt.“

Die Illusion und geisterhafte Stimmung, welche sich in diesen Räumen unser bemächtigt, wird noch durch die allenthalben angebrachten Aeolsharfen vermehrt. Das

sind wehmüthig-süße, schaurig-erhabene Töne — ein „Hereinragen einer musikalischen Geisterwelt in die unsere,“ bald wie Nixenlied aus krystallner Grotte erklingend, bald wie Bragas Sang in Walhalla oder gleich dem Wiederhalle des Saitensturmes von Morven!

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahnen in Deutschland.

Als vor etwa zwölf Jahren der Bau der Eisenbahnen in Deutschland begann, berichteten die öffentlichen Blätter beinahe über jeden Spatenstich, der geschehen war, und die Eröffnung einer neugebauten Strecke ward mit vielem Jubel verkündigt. Nach und nach nahm das ab und im vorigen Jahre erregten die politischen Ereignisse dermaßen die öffentliche Aufmerksamkeit, daß die politischen Zeitungen des Eisenbahn-Baues gar nicht gedachten. Und doch ist just im Jahre 1848 trotz aller politischen Kämpfe, trotz des Darniederliegens von Handel und Gewerbe so rüstig gebaut worden, wie fast niemals. Es wurden 94 Meilen Eisenbahn eröffnet und neun ganze Bahnen dem Betrieb übergeben. Eine kurze Uebersicht vom Stande des deutschen Eisenbahn-Baues dürfte auch in diesem Blatte an seiner Stelle seyn.

Ganz vollendet und dem Verkehr übergeben wurden die Bahnen von Münster nach Hamm, von Elberfeld nach Dortmund, von Oberhausen nach Ruhrort; alle drei Seitenbahnen der Köln-Mindener. Ferner von Jüterbogk nach Riesa, eine Verbindungsbahn zwischen der Berlin-Anhaltischen und der Leipzig-Dresdener. Ferner die Bahnen von Stettin nach Posen, von Frankfurt nach Hanau, die Seitenbahn von Löbau nach Zittau in der Oberlausitz, die Seitenbahn von Brieg nach Neisse in Schlesien und eine kleine Seitenbahn für Pferde von Frötlstett nach Waltershausen in Thüringen. Sechs von diesen Bahnen sind in Preußen, eine in Sachsen, eine in Thüringen und eine in Hessen erbaut worden.

Außer diesen ganzen Bahnen wurden einzelne Strecken auf anderen im Bau begriffenen vollendet und dem Verkehr übergeben.

Die hessische Friedrich-Wilhelms-Nordbahn ward von Kassel bis Karlshafen an der Weser, und auf der Strecke von Kassel nach Eisenach, wo die Friedrich-Wilhelms-Nordbahn sich an die thüringische anschließen wird, ward eine Strecke von Bebra nach Gurhagen eröffnet.

In Mecklenburg ward die Strecke von Schwerin nach Wismar vollendet.

Auf der pfälzischen Ludwigs-Bahn ward die Strecke von Homburg bis Kaiserslautern eröffnet.

Im Ganzen werden jetzt 850 Meilen Eisenbahn in Deutschland befahren.

Von diesen kommen 540 auf Norddeutschland, darunter 326 allein auf Preußen. In Süddeutschland, Oesterreich einbegriffen, sind 310 Meilen vollendet.

Die deutschen Eisenbahnen werden nach Vollendung der hessischen Friedrichs-Wilhelms-Bahn ein zusammenhängendes Netz bilden.

Bis jetzt sind nur 624 Meilen ganz zusammenhängend, und zwar sämmtliche Bahnen Norddeutschlands, die sich durch die schlesischen Bahnen an die österreichischen anschließen. Dieses Eisenbahn-Netz schließt sich durch die rheinische Bahn an die belgischen und die französischen, und dadurch entsteht ein Eisenbahn-Netz, das sich über das nördliche Frankreich, Belgien und den größten Theil Deutschlands erstreckt. Seine Endpunkte sind westlich Tours, Havre, Dieppe, Boulogne, Ostende, Antwerpen — und Eisenach; südlich Bonn, Reichenbach, Pirna, Zittau, Cilly; östlich Krakau und Posen; nördlich Stettin, Kiel, Rendsburg und Bremen. Ein kleines Eisenbahn-Netz ist im Südwesten Deutschlands vollendet. Es reicht südlich bis an die Gränze der Schweiz, westlich bis an die Gränze von Frankreich, nördlich bis Wiesbaden und östlich bis Hanau und Offenbach.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine junge, schöne Dame in London, die mehrere Musikalien in einer Musikhandlung gekauft hatte, wollte eben wieder zum Wagen gehen, als ihr noch eine wunderhübsche Arie einfiel, die in der letzt erschienenen Oper gesungen worden. Sie kehrte also zurück und sagte zu dem jungen Kommis: „Mein Herr, ich habe noch etwas vergessen.“ „Und was denn, meine schöne Dame?“ — „Den Abschiedskuß bevor wir scheiden.“ — Der junge Mann meinte: „Dieß Vergessen ist bald gut gemacht!“ drückte seinen Mund auf den ihrigen und küßte sie herzhaft. — „Unverschämter, was erfrechen Sie sich?“ „Sie befahlen . . .“ stammelte der junge Mensch. — „Die Arie befahl ich, deren Text so anfängt.“ — „Verzeihen Sie gütigst, diese Arie kannte ich nicht.“ Doch soll der Kuß seine Wirkung nicht verfehlt haben und die Zürnende bald die liebende Gattin des jungen Mannes geworden seyn.

Während eines heftigen Platzregens saß eine Gesellschaft in dem Landhause einer Frau, ohne daß diese ihren Gästen auch nur die geringste Erfrischung anbot. Da bemerkte Jemand: „Es ist doch ein großes Vergnügen, wenn es draußen so unaufhörlich regnet, so trocken zu sitzen, wie wir.“

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 56 9. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

Im fortwährenden Umherirren und Forschen nach dem theuern Gegenstande seiner Liebe hatte der Freiherr auch die waldigen und düstern Gegenden Graubündtens durchzogen. Kein ermunterndes Wahrzeichen, keine frohe zurechtweisende Erkenntniß begegnete ihm auf seinen Pfaden. Wohl hatte er in den reizenden Thälern des Berner Oberlandes manch liebliches Aenneli, an den üppig grünenden Seegestaden des Kantons Schwyz manche hold fromme Anna erschaut, aber immer noch blieb die Eine fern verborgen, deren Anblick allein seinem rastlosen Umhertreiben und Forschen ein Ziel setzen konnte. In Graubündten war er nicht glücklicher. Er stand in dem Thale Paradies an den Quellen des Hinterrheins, wo in mächtigen und vielfachen Fällen der Strom sich der fesselnden Gewalt eines starren Gletschers am Fuße des ungeheuern Tombohorns entreißt; aber sein Gemüth nahm nur geringen Antheil an dem großen Schauspiele, welches dort in festlicher Laune die Natur darstellt. Aus der Strahlenglorie des immer bewegten Regenbogens, welchen die Sonne in dem silbernen Grund der Wasserfälle einzeichnet, lächelte ihm Anna's holdes Antlitz entgegen und die sprechenden schwarzen Augen des Bildes schienen ihn zu weiterem Forschen zu mahnen und die baldige Erfüllung seines sehnsüchtigen Wunsches zu verbürgen. Das Rauschen der Wasser ward süßes Liebesgeflüster; lockende Stimmen riefen ihm zu:

„Fahre fort in dem begonnenen Werke! baue fest auf das Wort der Geliebten: in der Schweiz findest du sie wieder!“

Da trieb es den Freiherrn wieder rastlos vorwärts auf der unsichern und bestimmungslosen Bahn. Er stieg empor zu den Gebieten des ewigen Eises, wo die gierige Lawine ihrer Opfer harrt und der gähnende Gletscherspalt sich überraschend und todbringend sich unter den Schritten der Wanderer öffnet. Als er auf dem Gipfel eines hohen Berges stand und herniederblickte in die segensreichen Gefilde der italienischen Schweiz, wo das üppige Grün der Kastanienwälder, fruchtbringende Fluren, prunkende Landhäuser und ehrwürdige Kapellen auf den bebuschten Häuptern der Gebirge sich unter dem tiefblauen Himmel zu einem zauberischen und geisterhebenden Bilde gestalten, da rief es mit Macht und Gewißheit in seiner Brust:

„Ja, hier werde ich sie finden! Hier muß sie weilen. Ueber dieser Landschaft ruht derselbe Geist des Himmels, der aus ihrem ganzen süßen Wesen spricht.“

Nun eilte Haldenschild durch das romantische Misoccothal hinab an die Ufer der Flüsse und Seen des welschen Helvetiens. Jedes einsame Thal, jede abgelegene Berghöhe wurde von ihm durchsucht und durchforscht.

In einem Walde, nicht fern vom Gestade des Luganer See's, an dem alle Reize, welche die gütige Natur dem Sterblichen entfaltet, heimisch sind, war es, wo wir ihn verirrt und in Gedanken über sein ungefügiges Schicksal versunken, am Eingange dieser Erzählung fanden und kennen lernten.

Eduard war aus dem wachen Träumen, welches die wichtigsten Momente seiner Vergangenheit vor seiner Seele vorübergeführt hatte, in eine süße Selbstvergessenheit und aus dieser in einen wirklichen Schlummer übergegangen. Die Entlegenheit des Ortes, das flüsternde Rauschen des Laubes, durch welches ein erregendes Abendlüftchen zog, das melodische Summen der Käfer und der abendliche Gesang des Waldgefieders, hatten als beruhigende Stimmen der Natur seinem Gemüthe den Frieden zurückgegeben, den die Erinnerung an Liebesschmerz und Kriegsgewühl verscheucht hatte. Mit einem Lächeln auf dem blühenden Antlitze war Haldenschild entschlummert. Ein willkommner Traum ließ ihn das Bild der holden Anna erschauen. Lange konnte er, dem entzückenden Traume hingegeben, sich ungestört an dem Blicke der Ersehnten erfreuen; plötzlich aber erhob sich aus dunklem Hintergrunde ein bleiches männliches Angesicht und blickte starr und ernst neben dem Engelsgesichte der Geliebten herüber. Haldenschild erkannte das dräuende Antlitz wohl, das sich in seinen lieblichen Traum drängte: es war das eines französischen Offiziers, mit dem er auf dem Felde von Waterloo zusammengetroffen war, und den er, auf das Aeußerste bedrängt, mit gewaltigem Schwerthiebe zu Boden gestreckt hatte. Das bleiche dräuende Haupt wollte nicht weichen von der

Seite des süßen Traumbildes, ja, bald war es, als vermischten sich seine widrigen Züge mit denen der theuern Anna und dann hatte es mit einemmale diese ganz verdrängt und schaute, nun alleinherrschend in dem Traume des Jünglings, mit durchbohrenden Blicken zu ihm herab, als wollte es etwas Unerhörtes, Schreckliches verkündigen. Mit Gewalt suchte Eduard sich dem häßlichen Traume zu entringen, allein es gelang ihm nicht. Das von drohendem Hohne entsetzlich verzerrte Antlitz des todten Feindes rückte aus dem dunkeln Hintergrunde des Traumes immer näher und deutlicher auf den Jüngling ein, als wolle es sich, Verderben und Verzweiflung bringend, in den Mittelpunkt der Seele drängen, um dort heimisch zu werden und von dort aus rachsüchtig zu wirken.

Da fiel plötzlich ein Schuß in der Nähe des schlafenden Freiherrn. Der Zauber des Traumes war gelöst; Haldenschild erwachte und sprang schnell empor. Aber welches traurige Schauspiel bot sich jetzt seinen Blicken! Dicht neben ihm am Boden lag ein schwer verwundeter Greis. Schwarzes Blut quoll aus tiefer Brustwunde über die reiche Kleidung hin, ein schwaches Stöhnen verrieth, daß noch nicht alles Leben von dem Ohnmächtigen gewichen sey.

Eduard beugte sich theilnehmend zu ihm herab, um ihm so viel er vermochte, Beistand zu leisten. In demselben Augenblicke stürzte mit einem Schrei des Entsetzens eine weibliche Gestalt aus dem Dickicht und warf sich weinend und mit verzweiflungsvoller Geberde neben dem Blutenden nieder.

„Mein Vater! mein geliebter Vater!“ schrie sie, indem das Uebermaß des Schmerzes ihre Stimme zu ersticken drohte. Da fiel ihr Blick auf den erstaunten Freiherrn.

„Mörder!“ kreischte sie gellend auf und sank, nachdem ihr Auge einen Moment auf dem Jüngling verweilt, ohnmächtig zurück.

„Donna Anna!“ sagte Eduard mit matter und tonloser Stimme. Er erkannte, daß seine liebende Sehnsucht, sein langes und ängstliches Forschen nun endlich ihre Befriedigung gefunden hätten, aber die gräßliche Beschuldigung, welche eben der Mund der Geliebten gegen ihn ausgesprochen, drang kalt und tödtend an sein Herz.

„Sie hält mich für den Mörder ihres Vaters! Furchtbaren Gedanke!“ stammelte er für sich hin: „Aber was soll ich thun, wie helfen, wie retten in dieser schrecklichen Bedrängniß?“

(Fortsetzung folgt.)

Rückert zu Hohenschwangau bei König Maximilian II. von Bayern.

(Fortsetzung.)

Im ersten Stockwerke schaute der Fremde im Vorsaale die in den Glasschränken aufgestellte ziemlich reiche Sammlung von Tummlern, Humpen und Pokalen aller Art und Form, von denen mancher, wäre ihm die Gabe der Sprache verliehen, wohl eben so romantische Histörchen erzählen könnte als die alte Rose in Hauff's Phantasien im Bremer Rathskeller. Einer dieser Humpen stammt aus Nürnberg und war einst Eigenthum Willibald Pirkhaimers, der wohl oft mit Dürer, Vischer und Sachs aus ihm getrunken haben mag, wenn er zu Neuhof in Mitte der Tafel stand und Pirkhaimer von seinem Feldzuge in Graubündten und von Kaiser Maximilian's Ritterthaten erzählte, an goldenem Rheinweine und unsterblichen Erinnerungen sich erwärmend.

Von hier durchschritt er die Gemächer, welche mit „Bildern deutschen Frauenlebens im Mittelalter,“ mit Scenen aus der schönen Sage von Pipin und Bertha und von Karls des Großen Geburt im Würmthale, mit Darstellungen von Begebenheiten der Umgegend, von Heldenthaten der königlichen Scheyern geschmückt sind wie der Speisesaal mit Scenen aus der Sage vom Schwanritter. — Aus dem „Schyrenzimmer“ tritt man in den „Löwenthurm“, von welchem eine freischwebende Wendeltreppe von durchbrochener vergoldeter Bronze und so zierlicher Arbeit, daß man sich kaum sie zu betreten getraut, in das warme Bad führt. Hier glaubt man in Capri's blauer Grotte zu seyn, belebt von den heitern Gebilden hesperischer Phantasie, die in dem Blau des Aethers und Meeres schweben und baden. Das Plätschern der Fontainen und des Staubbächleins draußen vermehrt die Täuschung, als hörte man leicht brandende Wellen an den Wänden der Grotte verrieseln. Diese Gebilde aber sind unserer nordischen Mythologie entnommen; wir sehen das Julfest und den zur Erde hernieder kommenden jugendlichen Gott Baldur.

Von hier führt eine in den Marmorfelsen, auf den das Schloß gebaut ist und dem es gleich einer Arabeske entwachsen zu seyn scheint, gehauene Treppe nach dem kalten oder Felsenbade. Zauberisches Licht, theils von oben durch farbiges Fenster in den geheimnißvollen Felsenpfad fallend, theils vergoldeten Lampen mit rothem Glase entströmend, ist nur eine schwache Vorbereitung für den bevorstehenden entzückenden Anblick! — Man stellt sich in eine Nische der Marmorwand, der Führer drückt an einer verborgenen Feder, der Stein dreht sich und — wie! ist das ein so lebhafter Traum, sind wir über dem Lesen von Wieland's Obern oder orientalischer Feenmärchen eingeschlummert an einem murmelnden Bache, dessen neckische Najaden unserm innern Auge einen

Blick in ihre Götterwohnung gönnen? Doch nein! wir leben und wachen, wir schauen umher mit leibhaften gesunden Sinnen: das sind die Nymphen, deren ätherisch zarte Gestalt in Schwanthalers Atelier sich dem Gesteine entwand; das da oben ist die Sonne, ist der Sailing den sie bestrahlt, das sind die Blumen des Burggartens, von denen sie den Thau küßt; aber Alles durch die den Plafond und Eingang bildenden rothen Glastafeln mit jenen dunkelflammenden Tinten übergossen, die uns an schönen Sommerabenden auf dem Rigi, in Interlaken, Grindelwald oder an dem lemanischen See manch bewunderndes Ach! entlocken, wenn die Beherrscher der Alpenwelt, die Jungfrau, das Finsteraarhorn, der Montblanc ꝛc. den Schmuck ihres königlichen Purpurs anlegen. Von derselben Gluth sind die frisch duftenden Blumen überhaucht, deren Bouquets den ausgehöhlten Marmor an beiden Seiten des Badebeckens zieren und der aus einer Nische des Felsens quellende kleine Spiegelfall.

Von hier führen die erwähnten Flügelthüren von rothem Glase in den Berggarten hinaus an den Schwanbrunnen. Wir aber kehren mit unserm Fußwanderer wieder nach dem Zimmer mit den Bildern aus der Geschichte der Scheyern zurück und in das anstoßende, ganz im Geschmacke des Morgenlandes ausgezierte Gemach, welches den Erinnerungen an den Orient und an die Reise gewidmet ist, die König Maximilian II. mit „dem Ersten von Griechenlands Ottonen", wie Freiligrath ihn nennt, dahin unternahm. Wir erblicken an den Wänden Landschaftsgemälde und Ansichten von Smyrna, Troja, Mytilene, den Dardanellen, Stambul und Bujukdere; dann von Dietrich Monten gemalt: Die Einfahrt in Beylerbey; den Besuch des damaligen Kronprinzen bei dem Großherrn Mahmud II. und dessen Einzug mit dem Könige Otto in Athen.

Von diesen Bildern ist besonders das zweite, namentlich seit den neueren Begebenheiten, interessant durch seinen historischen Werth und den Umstand, daß die Porträts in denselben wohlgetroffen sind. Wir sehen, wenn wir von der Linken des Beschauers beginnen: 1) Cosrew Pascha, nachherigen Großvezier der Pforte, hinkend, rothen jüdisch geformten Antlitzes und weißen Bartes, mit einer Art Rosenkranz in der Hand. 2) Achmed, Kapudan Pascha, der mit der Flotte nach des Sultans Tode zu Mehemed Ali übergegangen. Hochgewachsen, mit dem Orden des Mondes geschmückt, in blaue Uniform mit Epaulettes und weiße Pantalons mit rothen Streifen gekleidet, einer großen Nase und nichts weniger als geistreicher Physiognomie. 3) Namik Pascha, ein schöner Mann, die Arme übereinander geschlagen, blaue Pantalons, Orden, Epaulettes. 4) Vor diesem stehend Sultan Mahmud II., der unglückliche Reformator des Orients. Ein schönes Antlitz, griechisches Profil, schwarzer Bart; die Farbe des Antlitzes und besonders der Nase verläugnet jedoch keineswegs die Wahrheit der Vorwürfe, welche dem Großherrn hinsichtlich bacchischer Genüsse gemacht wurden. Ueber der reich gestickten Uniform trägt er einen braunen Mantelkragen und einen gewöhnlichen Kavalleriesäbel, wie solche im Occident geführt werden. Geschenke des Sultans und andere echt orientalische Ameublements sind die weiteren Zierden des prächtigen Gemaches.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahnen in Deutschland.

(Schluß.)

Nach dem Ausbau noch einiger Bahnstrecken wird Deutschland von Norden nach Süden von drei großen Hauptstraßen durchschnitten seyn:

1) Die östliche Straße von den Ostsee-Häfen nach dem adriatischen Meere. Diese Hauptstraße ist beinahe vollendet; sie zieht sich von Stettin über Berlin, Frankfurt a. d. O., Breslau, Wien bis Cilly. Die Strecke von Cilly bis Triest ist noch zu bauen. Die Häfen der Nordsee stehen mit dieser Hauptstraße (von Hamburg nach Berlin, von Bremen über Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Leipzig, Dresden, Breslau u. s. w.) bereits in Verbindung. Von Lundenburg aus theilt sich diese Hauptstraße nach Norden in zwei Arme; indem der eine nach Breslau, der andere über Prag durch Böhmen nach Dresden und Leipzig geht. Auf letzterem Wege fehlt noch die Strecke zwischen Prag und Dresden. Doch ist von Dresden aus bereits bis Pirna gebaut, und von Prag bis Aussig hofft man noch in diesem Jahre fertig zu werden.

2) Die zweite Hauptstraße führt durch Mittel-Deutschland. In Magdeburg würden, wie in einem Knotenpunkte, die Bahnen von den Häfen der Nordsee und Ostsee zusammentreffen, und von da aus führt dann die Straße über Leipzig, Altenburg, Plauen, Hof, Nürnberg durch ganz Bayern durch und wird ihr Endziel in Lindau am Bodensee und in München erreichen. Auch diese Hauptstraße ist beinahe vollendet. Ganz Bayern ist bereits von Norden nach Süden mit dem Schienenwege durchzogen; bloß das Stückchen von Kaufbeuren bis zum Bodensee fehlt noch. Zum Anschluß an die sächsische Bahn fehlt noch das Stückchen von Plauen bis Reichenbach, das wegen der großartigen Ueberbrückung des Götschthales bedeutende Schwierigkeiten hat. Die im Bau begriffene Bahn von Magdeburg nach Wittenberge wird erstere Stadt direkt mit Hamburg verbinden und den bisherigen bedeutenden Umweg über Berlin ersparen.

3) Die dritte Hauptstraße wird die westliche seyn. Sie reicht von Süden nach Norden bereits von der Schweiz bis Frankfurt. Von hier aus wird sie über Kassel nach Karlshafen gehen, welche letztere Strecke bereits eröffnet ist. Von Karlshafen wird eine Bahn über Paderborn und Lippstadt in Bielefeld an die Köln-Min-

dener Eisenbahn anschließen und so die Verbindung des südwestlichen Deutschlands mit der Nord- und Ostsee herstellen. Der Bau dieser Bahnen ist gesichert und wird zum Theil bereits lebhaft betrieben. Die Bahn von Karlshafen nach Bielefeld hat der preußische Staat übernommen, und wird der Bau unverzüglich beginnen. Dagegen fehlt die Verbindung zwischen Frankfurt und Köln längs dem Rheine, und scheint vor der Hand noch wenig Aussicht, daß dieselbe hergestellt wird. Von Köln aus erreichen wir die belgischen Nordsee-Häfen bereits in 12 Stunden. Die Verbindung mit Holland fehlt noch, doch ist die Strecke von Arnheim nach Oberhausen weder so lang noch so schwierig, daß man nicht auf den baldigen Ausbau derselben hoffen könnte.

Von Westen nach Osten werden nach Vollendung des Eisenbahn-Netzes gleichfalls drei Hauptstraßen führen:

1) Die nördliche, von der belgischen Gränze beginnend, führt über Köln durch Westphalen, Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Berlin — zunächst bis Stettin und Posen; ihre Vollendung wird diese Straße durch die große Ost-Bahn nach Königsberg erhalten. Diese Straße ist in so fern von Bedeutung, als sie ein ganz neuer Handelsweg zwischen dem Westen und Osten Deutschlands ist, da früher der Westen mit dem Osten mehr durch den Seeweg und den Weeg über Frankfurt verbunden war.

2) Der Weg durch Mittel-Deutschland zieht sich von Mainz aus über Frankfurt durch Kurhessen, durch Thüringen nach Leipzig und mündet von da über Dresden, Bautzen und Görlitz in die schlesische Bahn. Diese Straße entspricht ganz dem uralten Handelswege zwischen dem Westen und Osten, der alten Meßstraße zwischen Frankfurt und Leipzig. An der Vollendung dieser Straße fehlt noch die hessische Süd-Bahn von Frankfurt bis Kassel — allerdings eine bedeutende Strecke. Eine Verbindung dieses Schienenweges mit dem nördlichen wird durch die Verbindungsbahn zwischen Karlshafen und Bielefeld hergestellt werden.

3) Eine Eisenbahn-Verbindung von Westen nach Osten im südlichen Deutschland ist eben nur erst angebahnt. Die württembergische Staatseisenbahn, die bereits von Heilbronn bis Göppingen befahren wird, wird das Mittelglied seyn, das die badische und bayerische Süd-Nord-Bahn verbindet. Ueber den Punkt des Anschlusses der württembergischen an die badische Staatsbahn wird noch unterhandelt. Wenn dieses Mittelglied ausgebaut seyn wird, so ist die westliche Schienenstraße im südlichen Deutschland bis München vollendet. Die Weiterführung von München nach Wien dürfte wohl einer ferneren Zukunft angehören.

Die Eisenbahnen Deutschlands sind größtentheils durch Privatkräfte gebaut worden, und zwar von 41 Aktien-Gesellschaften. Staatsbahnen sind 280 Meilen vorhanden: die Bahnen in Bayern, Hannover, Baden, Württemberg, Braunschweig, Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel sind von den betreffenden Staaten gebaut. In Preußen besteht noch keine Staatsbahn. Während Belgien und England ihre Eisenbahn-Netze vollendet haben und Deutschland binnen zwei Jahren ebenfalls an 1000 Meilen Schienenwege fertig haben wird, welche die Eisenbahn-Verbindung über ganz Deutschland ausdehnen, ist der Eisenbahn-Bau in Frankreich auffallend zurück. Man wird wohl nicht weit bei dem Ziele vorbeischießen, wenn man den Grund davon in der übergroßen Zentralisation Frankreichs, in dem unnatürlichen Uebergewichte von Paris findet. Da der ganze Verkehr Frankreichs, sowohl der politische als der künstlerische und wissenschaftliche, der Gewerbe- und Handels-Verkehr, sich theils in Paris konzentrirt, theils von Paris abhängt, so ist Paris der einzige Zentralpunkt für Eisenbahnen in Frankreich; Eisenbahnen, die Aussicht auf Ertragsfähigkeit haben sollen, müssen in möglichst direkter Beziehung zu Paris stehen. Natürlich erschwert das die Anlagen dieser Straßen ungemein. Anders in Deutschland. Hier, wo der Verkehr jeder Art sich weit gleichmäßiger über das ganze Land vertheilt, sind die Eisenbahnen ganz einfach nach dem Bedürfnisse dieses Verkehres gebaut worden, und so ist ein umfangreiches Eisenbahn-Netz wie von selbst entstanden. Statt eines Knotenpunktes ist jede Stadt von Bedeutung (Köln, Hannover, Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt, Wien) zu einem solchen Knotenpunkte geworden. Die Haupthäfen Deutschlands (mit Ausnahme von Lübeck und Danzig) sind mit den Hauptstädten des Binnenhandels durch Eisenbahnen verbunden. Die schiffbaren Flüsse stehen gleichfalls in Verbindung durch Schienenwege mit Ausnahme der Ems und der Mosel. Die Verbindung des Rheines mit der Donau im Süden, und die des Mains mit der Weser werden binnen zwei Jahren vollendet seyn.

Betrachtet man dieß alles zusammengenommen, so läßt sich nicht verkennen, daß das deutsche Eisenbahn-Netz ein rühmliches Zeugniß der Thätigkeit und Energie, so wie des Reichthums des deutschen Volkes ist.

Mannigfaltigkeiten.

Als einst das kurfürstlich sächsische Artilleriekorps seine gewöhnlichen Uebungen machte, sagte der General H. zu einem alten braven Hauptmann: „Sie essen heute eine Suppe bei mir.“ — „„Befehlen Sie,““ fragte der Hauptmann, der etwas schwer hörte, und meinte, es sey von einer Uebung die Rede, „„Befehlen Sie, mit der ganzen Kompagnie?““ — „Nein, guter Alter,“ rief der General, „dazu habe ich nicht Löffel genug.“

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 57 11. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

5.

Ein lustiges Liedchen trällernd und ohne Ahnung des Vorgefallenen kehrte jetzt Robert, des Freiherrn Diener, von der nahen Anhöhe zurück. Er hatte von der Spitze des Berges herab den Luganer See und viele ganz in der Nähe befindliche Landhäuser entdeckt. Mit diesem Bericht hoffte er seinen Herrn zu erfreuen. Welcher Schrecken ergriff ihn, als er diesen neben dem blutenden Greise knieend, die bewußtlose Anna auf dem duftenden Grase hingestreckt, erblickte!

Robert hatte während seiner kriegerischen Laufbahn oft auf Schlachtfeldern und in Spitälern den Wundärzten hülfreiche Hand geleistet. Leicht Verwundete waren auch mitunter ganz seiner Sorgfalt überlassen worden, da man bald erkannte, daß der willige Gehülfe dem praktischen Unterrichte nicht ohne Nutzen beigewohnt hatte. Das kam ihm jetzt trefflich zu statten. Er reinigte die Wunde des Alten mit dem Wasser des in der Nähe sprudelnden Quells und legte dann sorgsam und gewandt einen leichten Verband auf.

Dem Freiherrn war es indessen gelungen, die theure Anna aus tiefer Ohnmacht zu erwecken. Die ersten Blicke der schönen Augen fielen auf den noch immer leblosen Vater. Ein tiefer Seufzer entwand sich der beengten Brust der Jungfrau. Dann hielt sie sinnend die Hand an die Stirne, als strebe sie, eine trübe und undeutliche Erinnerung ins Daseyn zu rufen. Sie sah lange den Freiherrn an, in dessen Züge sich die Wonne des Wiedersehens und der Schmerz über dieses Wiederfinden in seltsamer Vermischung aussprachen. Haldenschild konnte nicht reden. Es war, als schnüre ein heftiger Krampf ihm die Brust zusammen und als liege die Größe der Beschuldigung, welche Anna gegen ihn erhoben, entkräftend auf seinem Geiste.

Endlich brach die Jungfrau dieses peinliche Schweigen.

„Ich erkenne Sie wieder!“ sagte Anna langsam und zögernd: „Wir haben uns in Deutschland gesehen. O, ich habe oft an Sie gedacht in einsamen Stunden, ich habe mich hoffend des möglichen Wiedersehens schon im Voraus erfreut, ich vertraute fest“, — da unterbrach sie plötzlich sich selbst in ihrer Rede. Ein Schauer schien sie zu ergreifen, sie verhüllte ihr Antlitz in beide Hände und rief mit halb erstickter Stimme aus: „ewiger Gott! und so muß ich Sie wiederfinden — befleckt mit dem Blute meines Vaters!“

Länger konnte Haldenschild die Last des Verdachtes, welchen Anna so bestimmt gegen ihn aussprach, nicht ertragen.

Er ermannte sich und sagte, während Anna das Angesicht des noch immer besinnungslosen Vaters mit heißen Thränen benetzte, in stolzer Haltung und mit dem vollen Bewußtseyn seiner Unschuld:

„Der Frevel irgend eines unbekannten Bösewichtes und ein gräßlicher Irrthum drängen sich furchtbar störend in die Wonne dieser Stunde, der ich so lange in sehnsüchtigem und vergeblichem Ringen nachgestrebt habe, deren oft geträumte Erscheinung mit ihrem Freudenglanze meine ganze Vergangenheit erhellt hat. Aber bei allen Wünschen, bei allen Hoffnungen meines Herzens, bei dem beseligenden Gedanken an Sie, mein Fräulein, der mich stark gemacht, alle Entbehrungen der Vergangenheit zu ertragen, schwöre ich: rein bin ich von dieser Blutschuld. Der Schuß, der diesen unglücklichen Greis traf, riß mich empor aus friedlichem Schlummer.“

Anna blickte mit thränenden Augen zu ihm auf: „O mein Gott!“ entgegnete sie mit bebender, leiser Stimme: „wie sehr hätte ich dann gegen Sie durch diesen entsetzlichen Argwohn mich vergangen! Nimmer könnten Sie mir verzeihen, ewig würde mein Herz —“

In diesem Augenblicke erwachte der Greis aus seiner todähnlichen Besinnungslosigkeit. Seine ersten Blicke fielen auf das Antlitz der Tochter. Mit schwacher Anstrengung drückte er ihre Hand und stammelte kaum vernehmlich:

„Matheo war der Thäter. — Er richtete das Mordgewehr nach meinem Herzen.“

Seine Augen schlossen sich wieder. Es war, als habe eine gütige Himmelsmacht ihn für den Augenblick zu dieser Erklärung erkräftigt. Eine neue Ohnmacht raubte ihm wiederum das Bewußtseyn.

Jetzt berichtete Robert, der mit dem Verbande zu Stande gekommen war, seinem Herrn, daß er die Wunde

des Greises im Ganzen nicht für gefährlich halte. Die Kugel sey durch die rechte Seite der Brust nach der Schulter hingedrungen und so durch einen günstigen Zufall von den edlern Theilen, deren Verletzung den unabwendbaren Tod zur Folge gehabt haben würde, abgewendet worden. Höchst nothwendig sey es übrigens, daß der Verwundete sogleich einem geschickten Wundarzte übergeben werde und überhaupt alle in dieser Lage erforderliche Pflege finde.

Kaum hatte des Freiherrn Diener seine tröstende Rede vollendet, als Stimmen den Berg herauf erklangen und das Geräusch mehrerer Nahenden sich hören ließ.

„Gott sey gelobt!“ sagte Anna, indem sie tief aufathmete: „das sind unsere Leute, die, durch unsere ungewöhnlich lange Abwesenheit beunruhigt, uns aufsuchen.“

Die Jungfrau hatte sich nicht geirrt. Es waren die Diener ihres Vaters, welche jetzt erschienen und durch den überraschenden blutigen Anblick ihres besinnungslos hingestreckten Herrn in nicht geringe Bestürzung versetzt wurden. Anna erklärte ihnen mit wenigen Worten, und insofern sie selbst davon unterrichtet war, das schreckliche Ereigniß.

In aller Eile flocht man nun von Aesten und Zweigen eine Tragbahre, auf welche der Ohnmächtige gelegt wurde. Langsam und vorsichtig trugen ihn die Diener den steilen Gebirgspfad hinab.

Anna stützte sich, indem sie schwankend dem Zuge nachschritt, auf Haldenschild's Arm. Sie zitterte heftig und wagte nicht zu dem schwer beleidigten Jüngling emporzublicken oder ihn anzureden. Eduard erkannte das Peinliche ihrer beiderseitigen Lage. Er brach endlich das drückende Stillschweigen und sagte mit sanfter, wehmüthiger Stimme:

„Das furchtbare Licht der Schuld, in welcher Sie mich bei unserm Wiederfinden sahen, ist nun wohl verschwunden. Darf ich nun hoffen, daß eine mildere Gesinnung in Ihrem Inneren Raum gegen mich gefaßt hat?“

Anna brach in Thränen aus, welche brennend auf Eduards Hand fielen, und entgegnete schluchzend:

„Ich weiß es wohl: Sie können mir nicht verzeihen und es ist eine gerechte Strafe des Himmels, daß ich für den übereilten schrecklichen Verdacht, den ich, durch den furchtbaren Anblick überwältigt, und unbedachtsam mich hingegeben, nun statt der geträumten Wonne bei unserm einstigen Wiedersehen nur Leid finde und in Ihrer Seele Mißtrauen gegen mich erkenne!“

„Wie? mein Fräulein!“ rief Haldenschild freudig erglühend aus und faßte der Jungfrau beide Hände mit den seinigen, indem er sie so zum Stillstehen nöthigte. „Sie haben meiner fort und fort gütig gedacht, Sie haben Wonne von dem Augenblick erwartet, in welchem wir uns wiederfinden würde? — O ich Glücklicher! da habe ich ja den Preis meiner Entsagungen gewonnen, da ist mir ja das Heil geworden, das — eine herrliche Sonne — über blutigen Schlachtgefilden und einsamen Wanderungen mir ermunternd entgegengestrahlt, da ist der große Zweifel meines Lebens beseligend gelöst!“

Auch über die Wangen der Jungfrau, welche in schmerzlicher Bedrängniß das Geheimniß ihres Herzens verrathen hatte, verbreitete sich eine glühende Röthe. Anna wand sich schweigend von dem Freiherrn los und eilte dem Zuge der voranschreitenden Diener nach. Eduard folgte von der schönsten Hoffnung belebt.

Der Ausgang des Waldes war nun erreicht. Ein naheliegendes alterthümliches Gebäude, an welches ein geräumiger Park stieß, zeigte sich jetzt. Die Wellen des Luganer See's brachen sich in den Grundfesten des Hauses und bespülten die hohe Terrasse des Parks. Alle Anmuth und Größe der südlich schweizerischen Natur fanden sich an dieser Stätte zusammen. Hier war der Landsitz, auf welchem Anna und ihr Vater, fern von dem geräuschvollen Treiben der Welt, dem reinen Genusse der Natur, dem sinnigen der Kunst und Wissenschaft lebten.

(Fortsetzung folgt.)

Rückert zu Hohenschwangau bei König Maximilian II. von Bayern.

(Fortsetzung.)

Die zweite Treppe führt hinauf in den Heldensaal, welcher mit seinem Erkerthurme die ganze Länge der obern Etage einnimmt und außer Glasgemälden aus den 16. und 17. Jahrhunderte Scenen aus der Wylkina Sage enthält. Eines der Gemächer, die an ihn stoßen, ist mit Wandbildern aus der Geschichte der Hohenstaufen, ein anderes mit Geschichten der Welfen, ein drittes (zugleich Arbeitszimmer des Königs) mit Scenen aus dem Ritterleben im Mittelalter geschmückt; das „Tassozimmer“ (Schlafgemach) aber mit Darstellungen der Episode von Rinaldo und Armida aus Tasso's „befreitem Jerusalem.“ Erquickender Hauch der Vergangenheit durchweht diese Räume, welche das Leben so manches Mächtigen sahen, das sie nun im Bilde zeigen, in welchen die Helden zum Theile selbst walteten, liebten und lebten, deren Thaten und Schicksale uns mächtig ergreifend von jeder Wand ansprechen. Doch nicht der historische Werth, nicht diese Kunstschätze allein geben Hohenschwangau seine Weihe, der überirdische Reiz seiner Lage, seiner zauberischen Umgebungen setzt erst allem Herrlichen die Krone auf. Der fühlende Freund und Kenner des Schönen fühlt sich in seinen Hallen und Gemächern gefesselt, er weilt gern in dem das Schloß umgebenden mit unsäglicher Mühe und Kunst auf den Felsenhöhen geschaffenen Garten, wo die Gewächse des

Südens und die plätschernden Fontainen ihn an die Zeit mahnen, wo der vom Oriente heimkehrende Kreuzritter seltene Pflanzen morgenländischer Fluren und von den feinen Saracenen oder Griechen erlernte Künste als schöne Beute brachte, die einfachen Wohnungen seiner Ahnen zu zieren; er betrachtete manche Geräthe im Schlosse, bei deren Beschauung ihn die Anklänge einer Zeit voll alter Herrlichkeit berühren, und die ihm eben dadurch ehrwürdig und heilig sind.

Wie mochte dieß Alles unsern von der Muse selbst zu ihrem Priester geweihten Wanderer ansprechen; wie mochte er in seinem Innern sich aufgefordert fühlen, dem Schöpfer all dieses Schönen seine Ideen darüber mitzutheilen!

Eben war Schreiber dieser Zeilen im Begriff, in Gesellschaft seines Freundes Domenigo Quaglio, welcher berühmte Maler von dem Kronprinzen mit der Oberleitung bei Wiederherstellung jener herrlichen Burg betraut gewesen, in den Heldensaal hinaufzugehen, als uns der erwähnte Fußwanderer, aus demselben herabkommend, auf der Treppe begegnete. Wir fanden von dem Ausdrucke seiner ersten Gesichtszüge, von dem Blitze seiner Augen uns überrascht, und sprachen noch von seiner imponirenden Erscheinung als uns im Heldensaale der Herr v. X., Hofkavalier des Kronprinzen lachend entgegen trat und also anredete: Denken Sie nur, da war eben ein Mann, welcher sans façon meinte, er könne ganz kurzweg den gnädigsten Herrn besuchen und von sich nur sagte: er sey Rückert aus Erlangen. „Das war Rückert?“ riefen wir beide wie mit einem Munde und viel lauter aus, als an diesem Orte und in der Nähe eines solch hohen Herrn sich ziemte.

Plötzlich öffnete sich die Thür des Studierzimmers des Kronprinzen und dieser trat mit der Frage heraus: „Was ist es mit Rückert?“ Als wir über die unvermuthete Ankunft des berühmten Mannes in Hohenschwangau referirt hatten, gab der Befehl des Kronprinzen dem Herrn Hofkavalier Flügel, durch Lakaien und Jäger den großen Dichter allerorten suchen und in das Schloß bitten zu lassen — der im Plane gewesene Spazierritt ward abgesagt und „Sultana“, die Tochter Arabiens — ein Geschenk des Großherrn Mahmud — wurde wieder in den Stall zurückgeführt.

Der mit Ehrerbietung von der Dienerschaft eingeholte, von dem kurz zuvor so barsch gewesenen Hofkavalier submiß, von dem Kronprinzen mit würdevoll freundlicher Herzlichkeit empfangene Dichter pomenirte nun an des letztern Seite nach der „Jugend“, einer im Thale von Hohenschwangau emporragenden Anhöhe, vielmehr Bergterrasse, welche entzückende Ansichten des Schlosses auf dem vom Schwarzenberge und Berzenkopfe sich sanft abdachenden Vorsprunge zwischen beiden Seen darbietet. Gegen Süden erhebt sich vor dem Blicke die herrliche Bergkette. Tief im Thale schmiegt sich der hellgrüne Schwanteich an die Marmorwände, auf denen die Burg ruht, stehen die niedlichen zerstreut liegenden Häuserchen in Mitte ihrer Fluren. Im Rücken aber hoch über uns tönt das Geläute der im Waldrevière weidenden Heerde. Ein schön geschlungener Kranz von Hügeln umzieht den beträchtlichen Theil des Flachlandes und dessen Fülle von Abwechslung in Dörfern, Hainen, Fluren, von glänzenden Wasserfäden durchzogen, vom Lechstrom wie mit einem breiten Bande geschmolzenen Silbers geschmückt, von ruhigen, alle diese Schönheiten verklärt im Bilde wiedergebenden Seen geziert, und über alles dieses die herrlichsten Zaubertinten ausgegossen. —

(Schluß folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Bis Gran ist die Gegend trostlos. Von weitem sieht man die neue Kirche mit ihrer hohen Kuppel und dem glänzenden Knopfe auf einem Hügel gebaut. Sie ist ihrer Vollendung nahe und gewährt einen prächtigen Anblick, die erhöhte Lage läßt sie weit hinaus prangen. Hügel umziehen nun die Donau, die Ruin Wissechrad wirft ihre Schatten den Wellen zu, die Gegend ist, wenn gleich nicht reizend, doch durch die Abwechslung der Hügelformen nicht unanziehend, und Schiffmühlen gewähren auf der weiten Donaufläche dem Auge einen Ruhepunkt. Dann wird die Gegend wieder flach. Regenschwere Wolken umzogen den Himmel. Steinfeld's Bild, die verlassene Mühle fiel mir ein. Einer Landmühle, die hier stehen könnte, müßte bald dasselbe Loos zu Theil werden. Dampfschiffe gingen auf und nieder, der Himmel klärte sich gegen Süden auf, es wurde Abend, der Mond kam hervor, während gegen Norden dunkelschwarze Wolken heranzogen. Wir erblickten Ofen und Pesth. Die Kanonenschüsse erschallten und brachen sich, dumpf wiederhallend, an den Bergen. Das Dampfschiff landete. Ein furchtbarer Orkan kam von Norden, während der südliche Himmel blau, im Mondeslichte strahlte. Erstickende Staubwolken wälzten sich heran. Man ließ Niemand aus dem Schiffe, alles schrie, tobte, der Kapitän rief: „den Anker loslassen, nachfeuern“, ja, das Feuer war schon gedämpft worden. Die Donau warf furchtbare Wellen. Einer drückte den Andern, neben mir stand ein liebes junges vierzehnjähriges Mädchen, das mit einem Herrn, der es auf der Reise schützen sollte, sich aber gar nicht um dasselbe bekümmerte, auf dem Schiffe gereist war. Es sollte in Pesth zu einer Putzhändlerin kommen. Dieses klammerte sich nun an mich, ich sollte es schützen, und mich ergriff das großartige Naturschauspiel so, daß ich gar nicht mein Auge davon abwenden konnte.

Der Süden heiter, um uns und hinter uns alles dunkel und drohend, die Berge von Ofen im Blitze erglänzend, in Pesth die erwartenden Menschen fliehend, es war entzückend. Endlich wurden wir aus dem Schiffe

herausgelassen. Das Mädchen wurde am Ufer von Jemand erwartet. Ich rief ihm mit Heine nach: „Auf daß Dich Gott erhalte, so jung, so schön, so rein!“

Der Regen fiel in Strömen, ich eilte, ein Hôtel zu erreichen.

Puſta — Steppe, Landſtrich voll eigenthümlichen Reizes, wie ſcheinſt du mir, nun, da ich dich durchwandert, trotz der einförmigen Stille, doch ſo bewegt. Ein Bild biſt du, bei deſſen Betrachtung die Seele den Begriff von Zeit und Raum vergißt. Feſſellos, ungehemmt liegſt du da, bewegſt das Herz in neuen Gefühlen, und keine Gränze erblickt das geiſtige Auge, der Verſtand, keine Berge, keine Bäume, die er als Zielpunkte, um ein abgeſchloſſenes Bild zu ſchaffen, der Phantaſie ſetzen könnte.

Der Zauber der tiefen Stille, die Poeſie der Verlaſſenheit hat eine unbeſchreibliche Weihe. Und wie in düſterer Nacht in waſſerreicher Gegend einzelne Lichter, ſo tauchen in der Puſta, weit zerſtreut die alleinen Zeugen eines eigenthümlichen Lebens, die Bewohner ſammt ihren Behauſungen, emporhuſchende Irrwiſche, welche die Einförmigkeit plötzlich ebenſo ſchnell unterbrechen, als ſie verſchwinden, und wenn ſie fern, das Gefühl der Einſamkeit beim Anblick der weiten Fläche nur um ſo mehr heben.

Die Donau mit ihren weinbekränzten Ofner Hügeln und die Theiß mit ihrer friſchen grünen meilenweiten Riedeinfaſſung dieſſeits, jenſeits mit dem üppig fruchtbaren Banate ſchließen wie dahinwallende Bänder, als Endpunkte die Städte Peſth und Szegedin, zwei Demantknöpfe, der eine von reinem, der andere von ſehr unreinem Waſſer, eigentlich ein Demant noch im Koth begraben, die ſaphirgrüne Puſta ein, die wir durchzogen.

Noch war die Sonne nicht erſchienen, als wir von Peſth aufbrachen. Vor dem Hôtel ſtand unſer ungariſches Fuhrwehr, ein langer Wagen, mit Leinwand überzogen. Strohſitze mit Decken bekleidet, riefen uns auf ihrem ſanft ſchwellenden Schooß, und muthig und ungeduldig knallte der Roſſelenker, während die Pferde den Bewegungen der Peitſche mit dem Kopf und Füßen getreulich Folge leiſteten. Wir ſaßen. Die Zügel in einem Knopf zuſammengebunden in einer Hand, die Peitſche in der andern, that der luſtige Joſi einen Pfiff, und fort ging es im Galoppe, daß ich, ungewohnt einer ſolchen Fahrt, fußhoch bei den nicht ſehr ſanften Rüttelungen aufflog. Da half kein Rufen und Schreien. Der muntere Joſi ſchaute verwundert darein, er mochte es nicht begreifen, wie mir ſein Fahren unangenehm ſeyn könne; was blieb anders übrig, als geduldig zu warten und mitzulachen. Auch war dieſe Tortur, mit welcher den Fremden das nachherige Geſtändniß über die Vortrefflichkeit Ungarns abgepreßt wird, bald vorüber; denn die Straße beginnt gut zu werden, bei dem deutſchen Dorfe Szorogſák, Marktflecken will ich ſagen, ſonſt könnten mir die Szorogſáker zürnen, die als Maria Thereſia das Dorf zum Marktfleken erhob, riefen: „Es lebe Szorogſák, Maria Thereſia iſt ein Marktflecken.“

Unſer Joſi, ein Szegediner Bauern- oder Bürgerſohn, war ein trefflicher Burſche, an keinem Bettler fuhr er vorüber, ohne daß ſeine Hand eine milde That vollbrachte. Den Roſſelenkern, die an uns vorüber gegen Peſth fuhren, rief er lachend zu: komm zurück, und ſo entſpann ſich ſtets ein Geſpräch, das beide Parteien bei immer mehr wachſender Entfernung, mit furchtbar erhöhter Stimme auf weite Strecken fortſetzten.

Lachend hieb er dann wieder in die Pferde, und fort ging es — im Fluge. Lied auf Lied ertönte aus ſeiner rauhen, doch kräftigen Kehle, unſer Dolmetſch ſang mit ihm, auch wir ſtimmten bald ein, in die kräftigen, reizenden ungariſchen Weiſen.

Als Joſi eine Pauſe machte, ich weiß nicht wie unſer Dolmetſch auf den Gedanken kam, nahm er ihm ſeinen Hut weg und ſetzte ihm ſchnell dafür einen franzöſiſchen auf, den er neben ſich liegen hatte. Wir mußten laut auflachen, der Burſche mit ſeinem derben gedrungenen Wuchſe, ſeinen plundernden Leinenkleidern, dem blatternarbigen echt ungariſche Geſichte, mit mächtigem Schnurrbarte — und dem hohen Hute, nahm ſich ſehr komiſch aus. Mir kam es vor, als ſollt ich ſolche Geſtalten ſchon irgendwo geſehen haben. — Ach ja, ihm mögen wohl einige ungariſche Städtebewohner gleichen. Daß doch die Linie zwiſchen Rauhheit und Rohheit, wenn das Rauhe anfängt der Ziviliſation zu weichen, ſo ſchwer zu finden iſt. Ich habe bis jetzt ſchon mehrere ungariſche Städte geſehen, doch war ich ſtets froh, wenn ich die Spuren der angeblichen Ziviliſation verlaſſen, und auf den ungebahnten holperigen Landweg hinauskommen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Zahlenräthſel.

Von 2 und 1 ward ſehr geplagt,
So wie uns die Geſchichte ſagt,
Der größte von den 2 und 3.
Geſchlagen mit dem 1 und 3
War dennoch er von Unmuth frei,
Wie's ſeine Worte 1 2 3.

Auflöſung des Räthſels in Nro: 53:

Geiſtreich.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 58 12. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

5.

Der Abend war bereits nahe, als Anna, der Freiherr und die Träger mit dem Verwundeten in die Villa einzogen. Mit ängstlicher Ueberraschung und bestürzter Geberde versammelten sich die Bewohner des Hauses um die Bahre, auf welcher der ohnmächtige Greis lag. Aber zu Eduards Befremdung erhob sich unter ihnen keine laute Klage, keine Frage nach der Erklärung dieses Unfalls ließ sich hören. Die Dienerschaft betrug sich überhaupt mit einer Scheu und mit einem Eifer, welche ahnen ließen, daß in der Regel hier das Wort eines strengen Gebieters walte.

Anna ließ ihren Vater sogleich nach seinen Gemächern bringen und folgte selbst dahin. Haldenschild und sein Diener wurden von dem Kastellan des Hauses durch viele düster gewölbte Gänge zu einer Reihe von Zimmern gebracht, welche in ihrem alterthümlichen Prunke, sich als die Gastzimmern des Schlosses auswiesen. Man erkannte leicht, daß seit langer Zeit hier Niemand beherbergt worden sey. Dichter Staub lag auf den Geräthen, ungestört hatten zahlreiche Spinnen hier ihr Gewebe angelegt und als der Kastellan, mit den erhellenden Kerzen in den Händen, die Gemächer voranschreitend betrat, schwirrte eine große Fledermaus von dem Gewölbe der Decke herab und über die Häupter der Einschreitenden hinaus in die dunkeln Gänge des Hauses. Bei der Verwirrung, welche durch die in solcher Art nicht erwartete Heimkunft des Schloßherrn unter der Dienerschaft verbreitet worden war, hatte man an die dermalige Unwohnlichkeit der Gemächer nicht gedacht und auch versäumt, vor der Einführung des fremden Gastes in denselben nur die nothwendigste Reinigung vornehmen zu lassen. Der alte Kastellan, dem die Ehre des Hauses sehr am Herzen lag, suchte nun mit eilfertiger Sorgfalt das Vernachlässigte wieder nachzuholen. Während Haldenschild an das geöffnete Fenster getreten war und hinab auf die Fläche des See's blickte, dessen weit auslaufender Spiegel sich in den Nebeln der Abenddämmerung verlor, und bewundernd zu den riesigen Bergen hinüberschaute, welche sich in dunkeln Massen und scharfen Konturen am jenseitigen Ufer des See's erhoben, räumte der Alte still und besorgt, daß der Fremde es nicht bemerken möge, manches überflüssige Geräth aus dem Wege, suchte in der ganzen Einrichtung des Zimmers eine gewisse Ebenmäßigkeit herzustellen und säuberte das Bestäubte mit gewandter Hand.

Eduard überdachte die Ereignisse des Tages. Das längst ersehnte Ziel war erreicht, die Geliebte gefunden. Die Erfüllung seiner seligsten Hoffnungen durfte er aus der unwillkürlichen Offenbarung Anna's ahnen, er konnte mit einer Bestimmtheit, an die er bis jetzt noch nicht zu denken gewagt hatte, das Glück seiner Zukunft in heitern Phantasiebildern gestalten. Und dennoch blieb noch immer ein trübes, beunruhigendes Gefühl in seiner Seele herrschend, das er nicht zu entfernen vermochte: die dumpfe geistige Gedrücktheit der Hausbewohner, die Erinnerung an die Unthat des ihm noch räthselhaften Matheo, des verwundeten Greises selbst in der Ohnmacht noch so starre und strenge Züge, ja, sogar die in ihrer Alterthümlichkeit unheimliche Pracht der Gemächer schienen ihm Ursachen dieses sonst unerklärlichen Grauens. Da fiel ihm plötzlich ein, daß ihm noch immer der Name des Schloßbesitzers unbekannt sey, durch welchen sich dieses Räthsel, das ihn Jahre lang geneckt, lösen könne. Rasch wandte er sich um, und sagte zu dem Kastellan, der, nachdem er sein Geschäft vollendet, eben im Begriffe war das Zimmer zu verlassen:

„Bewohnt Euer Herr schon lange diesen Landsitz?“

„Graf Sinner,“ entgegnete der Kastellan, indem er sich umwendete und in gebückter Stellung dem Gaste einige Schritte näher trat: „Graf Sinner hat diese Villa, welche schon seit Jahrhunderten seiner Familie eigenthümlich ist, aber in neuerer Zeit lange unbewohnt gestanden hat, seit dem Tode seines einzigen Sohnes zum Aufenthalt erwählt. Der junge Graf Eddo diente als Obrister im französischen Heere und blieb in dem letzten Feldzuge. Da mochte der alte Vater nicht länger auf dem Gute in Graubündten weilen, wo Alles die Erinnerung an den Verlornen fortwährend lebendig hielt.“

Der Freiherr bebte zusammen bei der Rede des Graukopfs: „So habe ich dem Bruder der Geliebten feindlich gegenüber gestanden,“ dachte er bei sich, „vielleicht hat mein Rosseshuf den Körper des Sterbenden

Digitized by Google

zertreten, vielleicht meine Waffe ihn" — er riß sich mit Gewalt los von der widrigen Vorstellung. Aber es dünkte ihn seltsam, daß jetzt wieder das bleiche Antlitz des französischen Offiziers, das sich schon so störend in seinen lieblichen Traum gedrängt, vor dem Auge seines Geistes stand, daß es bald, von der regen Phantasie hervorgerufen, aus den dämmerigen Winkeln des Gemachs überall ihn drohend anzustarren schien.

Der Kastellan fuhr jetzt mit zutraulicher Geschwätzigkeit fort:

„Gräfin Anna wäre, wie ich aus dem Munde ihrer Zofe weis, weit lieber auf dem Schlosse in Graubündten geblieben, als hierher in das alte Haus an den abgelegenen See gezogen. Nur mit Mühe und Widerwillen konnte die junge Gräfin sich von dort trennen. Es schien immer, als erwarte sie Jemanden dort, und noch am letzten Tage ihres Aufenthaltes fand die Kammerfrau sie beim Untergange der Sonne auf der hohen Terrasse nächst dem Schlosse, wie sie sehnsüchtig und unruhig nach den blauen Bergen hinüberschaute, über welche die Straße nach Deutschland führt. Hier lebt der Herr mit Gräfin Anna ganz still und zurückgezogen, ohne mit dem Adel in Lugano oder auf den benachbarten Villen den mindesten Umgang zu pflegen."

Haldenschild hatte aufmerksam zugehört. Anna's frühere unbedachte Offenbarung gab ihm Grund, zu vermuthen, daß er es sey, dessen Ankunft sie in Graubündten gehofft und gewünscht hatte. Er schritt sinnend das Gemach auf und nieder. Dann blieb er vor dem Kastellan stehen, der eine Aufforderung zu weiterer Rede zu erwarten schien und sagte:

„Wer aber ist dieser Matheo, dessen Hand das mörderische Geschoß nach der Brust des ehrwürdigen Grafen richtete."

„Wie," sprach mit bebenden Lippen, und indem sich sein Antlitz mit einer Leichenblässe überzog, der Kastellan: „Matheo war der Thäter?"

Auf eine bejahende Bewegung des Freiherrn sprach der Alte nicht ohne eine innere Unruhe, die sich durch die scheuen Blicke, mit denen er sich umsah, und den leisen Ton seiner Stimme verrieth, weiter:

„Wer dieser Matheo ist, wissen eigentlich nur wenige von den Hausbewohnern, und die es wissen, ich meine den Herrn, die junge Gräfin und die Kammerfrau Helena, bewahren über diesen Punkt das tiefste Stillschweigen. Ich halte ihn für den bösen Geist des Hauses, der über Gräfin Anna's Tugend und Schönheit erbost, der edlen Jungfrau Netze und Schlingen stellt, um sie mit List oder Gewalt dem höllischen Verderben zuzuführen. So viel ist gewiß, daß er ungehindert durch Mauern und verschlossene Thüren schreitet, einzig und allein nach dem Besitz der jungen Gräfin strebt, und bis jetzt noch jeden Versuch, seiner habhaft zu werden, vereitelt hat. Oft wird er um Mitternacht in den Gängen des festverschlossenen und wohlbewachten Hauses erblickt, ja! er ist selbst in der Gräfin Schlafgemach eingedrungen, und wollte sie zwingen, ihm zu folgen; wenn aber nun die Diener des Hauses herbeieilten, und es ihnen unmöglich schien, daß er ihnen entrinnen könne, dann war er plötzlich verschwunden und keine Spur von ihm zu finden!"

Haldenschild schüttelte ungläubig das Haupt und entgegnete mit einem leichten Lächeln:

Der Alte deutete auf eine tiefgezeichnete Narbe an seiner Stirne und antwortete:

„Dieses Maal ist ein Zeugen unseres Zusammentreffens. Als er in einer Nacht es wagte, der jungen Gräfin Zimmer zu betreten, und ihr gellendes Angstgeschrei alle Hausbewohner aus dem Schlafe aufrüttelte, war ich der Erste, der zu ihrem Beistande herbeieilte. Ohne zu überlegen, daß es ein thörichtes Ding sey, sich mit Geistern in einen Kampf einzulassen, trat ich dem Matheo in den Weg, da ergriff mich seine Riesenfaust und schleuderte mich zu Boden, daß ich besinnungslos in meinem Blute dalag. Indem ich stürzte, hörte ich sein höllisches Gelächter; gewiß hat mich nur das geweihte Kreuz, das ich verborgen auf der Brust trage, vor den weiteren Ausbrüchen seiner Wuth geschützt."

(Fortsetzung folgt.)

Rückert zu Hohenschwangau bei König Maximilian II. von Bayern.

(Schluß.)

Dieß ist einer der schönsten Punkte um Hohenschwangau, mit den Kulmen hoher Gebirge um den Preis der Ueberraschung wetteifernd, welche sie dem Besucher bieten. — Unweit von jener Höhe führt ein um die Felsen sich schwingender Geländersteig in die Böllatschlucht, wo die schäumende Fluth sich zwischen hohen Felswänden hindurchwindet. Im tiefsten Hintergrunde stürzt, einer auf Felsen angebrachten Rasenbank gegenüber, die Böllat herab einen Katarakt bildend, welcher, wenn nicht durch Wasserreichthum, doch durch Höhe und großartige Umgebungen zu den sehr Schönen gehört. Schreitet man den Felsensteig wieder hinan und wandert rechts zwischen schönen Baumpartieen fort, so gelangt man zur Burghöhe Hohenschwangau, zu welcher eine Treppe hinaufführt. Hier krönen zwei früher wohl durch eine Zugbrücke verbundene, nun gebrochene Burgen die Felsenhöhe. Bis 1799 waren sie großentheils erhalten. Rechts über dem Böllatfalle erschaut man oben an jäher Felswand die Reste eines Wartthums, welcher vermuthlich aus der Römerzeit herrührt. Aus der Ferne blinken die Ruinen der Bergschlösser Falkenstein, Freiberg und Eisenberg.

Nähere Spaziergänge bietet der Thiergarten unweit des Schloßthores, in denen Rehe, Gemsen ꝛc. weiden,

ferner die anmuthigen Anlagen in dessen Nähe nach der Straße gegen Linswang, von welcher links ab ein schattiger Steig um den ganzen Alpsee sich zieht, ein Weg der mindestens 1½ Stunden lang, aber sehr lohnend ist. Man sieht sich bald in eine schweigende Einöde versetzt, nirgends eine menschliche Wohnung — nur das Reh eilt zur Tränke und der stolze Schwan zieht im tiefblauen See seine Silbergleise. Gegenüber aber thürmt sich der „Pilgersteig" zu schwindelnder Höhe empor, seine von Steingerölle überschütteten Abhänge den Gemsen zum Spielplatze bietend. Bald blickt nur das Dörfchen aus dem Hintergrunde, bald prangt die Burg jenseits des Sees, der ihr majestätisches Bild aus dem Rahmen sonnigglühender Felswände wiederstrahlt. Ländliche Ruhebänke sind an den schönsten Punkten angebracht, die herrlichste Aussicht aber bietet der von dem Könige also genannte „Pindarsplatz" auf einem steilrecht in den See abstürzenden Felsenvorsprunge, auf welchem jener Fürst an des gelehrten Thiersch Seite gar oft dem Studium der hohen Alten oblag.

Im Rücken des Pindarsplatzes führt der Schwansteig, ein in Waldesdunkel sich verlierender Pfad, durch duftige Laubgänge eine vom Dickicht überwölbte Treppe hinab in ein zweites Heiligthum tiefer Stille, die nur durch das Flöten der Amsel unterbrochen wird. Rechts auf dem „Berzenkopfe" liegen halb vom Moos überwachsen die Trümmer der ehemaligen Burg Frauenstein.

Von der genußreichen Wanderung in Hohenschwangau's nächster reizvoller Umgebung zurückgekehrt, wurde im „Schwanrittersaale" das Diner eingenommen. Nach aufgehobener Tafel führte der Kronprinz seinen geehrten Gast nach dem Balkone, von welchem man auf den Alpsee und Schwanteich, auf das grüne Thal und die grauen Felsmassen eine so liebliche Aussicht genießt. Der königliche Burgherr winkte Herrn von X. herbei, den wir bereits kennen und von welchem Rückert so kühl abgewiesen worden war. Diesem zeigte der Prinz ein an der Balkonthüre befindliches Gemälde von J. J. Keller aus Nürnberg und erklärte ihm den Gegenstand des Bildes in folgender Weise: Hier ist dargestellt, wie Kaiser Maximilian zu Nürnberg den berühmten Maler Albrecht Dürer besuchte. Da ihm der Kaiser bei der Arbeit zusehen wollte, befahl er einem anwesenden Edelmanne seines Hofes, dem berühmten Künstler die Leiter zu halten. Als aber der Edelmann solche Dienstleistung gegen einen Bürgerlichen mit seiner hohen Geburt und Ritterwürde unverträglich erklärte, hieß Kaiser Max den Maler niederknieen, zog sein Schwert und schlug ihn zum Ritter, indem er sagte: Ich kann aus einem großen Künstler durch ein einziges Wort einen Ritter und Edelmann machen, aber leider gebricht mir die Macht aus einem Ritter wie Ihr seyd, einen ausgezeichneten Mann zu machen.

Diese Erzählung schloß der Kronprinz mit den Worten: „Sehen Sie, mein lieber Herr von X.! wie Albrecht Dürer ein großer und berühmter Maler war, so ist Rückert ein großer und berühmter Dichter!" worauf seine königliche Hoheit nach gnädigem Nicken sich entfernte.

Der Edelmann begegnete dem Dichter Rückert, so lange dieser noch in Hohenschwangau verweilte, mit größter Ehrerbietung!

C. W. Vogt.

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Bald war es mit dem gebahnten Wege vorüber, Wagengeleise vielfach durchkreuzend, bezeichnen die Stelle, wo Andere gefahren, es dehnt sich weithin die Steppe und bietet ihren festen grasbewachsenen Grund, um darüber zu fahren. Man kann sich keine bessere Straße wünschen, als die Steppe, wenn rasche Pferde die Fahrt fördern. — Weithin kein Berg, kein Haus, kein Gewässer, kein Wald, in weiter Ferne ein einziger Baum, wie ein hoher Gedanke, in dem niedern Treiben der Alltäglichkeit, wie ein tüchtiger Mann, voll Thatkraft stämmig und hoch, der hervorragt aus dem Zwerggeschlecht, dessen Spur man eben so lang noch verfolgt, als man ihm mit Sehnsucht entgegengesehen.

Viele mögen vielleicht mit mir ihre Erwartungen in Betreff der ungarischen Gasthäuser auf die letzte Stufe der Rangordnung gewendet haben, ich freute mich wirklich, wieder einmal recht viel entbehren zu müssen — fand aber zu meinem Leidwesen zu Mittag ein recht nettes Haus, gutes Essen und Silberbestecke. Ich hatte mir vorgenommen, so recht alles herunterzuzerren und weiß nicht, wie es jetzt kömmt, daß ich so viel des Guten finde. Doch ich bin ja in Ungarn — im Lande der Freiheit — still, still.

Die Sonne hatte bereits mehr als ihre halbe Bahn durchsegelt, an uns vorüber gingen Weiber mit schöngeformten Krügen, in denen sie ihren Männern vielleicht stundenweit das Essen trugen. — Josi erzählte uns, daß wir zu einer Csarda, einem Wirthshause, den einzelnen Häusern und zugleich Poststationen, die man von zwei zu zwei Stunden, als alleinige Zeichen des Lebens findet, kommen würden, in welchem die Wirthsleute einen Bock besäßen, den sie unendlich liebten, und der von jedem Durchreisenden, welcher in dem Wirthshause etwas verzehre, seinen Tribut an Eßwaaren fordere, im Nichterlangungsfalle aber mit seinen mächtigen Hörnern Rache nehme. — — Kaum waren wir in das Zimmer getreten, als wir auch des großen Bockes, der an einer hölzernen Säule mitten in der Wohnstube angebunden war, ansichtig wurden. Am Tische, an die Wand gelehnt, saßen Wirth und Wirthin wohlgenährt und drall, gesundheitstrotzend, beim Essen. Unser Josi und der Dolmetsch neckten den Bock, wir nahmen nichts zu uns,

und wo nichts zu nehmen ist — da —. Mir fiel der Ofen auf, ich sah zum Erstenmale einen so geformten; später fand ich, daß er weiter hinaus überall zu finden ist; er ist rein weiß getüncht und seine Form kegelförmig oben abgestumpft, mit viereckigem hohen Grunde. So in Betrachtung vertieft liefen an mir Josi und der Dolmetsch vorüber, warfen die Thür schnell hinter sich zu, und ehe ich mich umsehen konnte, hatte mich auch schon der Bock mit außerordentlicher Kraft an die Wand geschleudert. Die Wirthsleute aßen ruhig weiter und lachten; anfangs ärgerte ich mich — lachte aber später selbst mit. Böckchen, Böckchen, du Eßwaarentributabforderer, an wen erinnerst du mich? — — Lange noch lachten wir über den spaßhaften Vorfall und machten Glossen darüber.

Eng hatte bisher die Sonne ihre Strahlen um die Haide gelegt, in einem Strahlennetze sie so gefangen gehalten, daß kein Grashalm sein glühendes Haupt emporstrecken und schauen konnte, ob nicht bald eine kühlende Wolke käme, die ihn aus dieser brünstigen Umarmung erlöse. Allmälig fing der Himmel an mehr und mehr von Wolken umzogen zu werden, und kühler wurde es, ein leiser Wind legte sich sanft an Stirn und Brust. Ein Gewitter war unausbleiblich. Die Vortrefflichkeit der ungarischen Wagen lernt man auf einer solchen Reise hinlänglich kennen. Schutz gewähren sie gegen Hitze und Nässe, wird einem das Sitzen zu viel, so streckt man seinen Körper auf das sanftschwellende Strohlager, und führe man einen Monat so fort, man könnte sich vielleicht auch trotz der Stöße an das Schlafen auf dem Wagen gewöhnen. So kamen wir zu der Csarda, von der aus wir nur eine Station nach Kestkemet, unserem Nachtlager hatten. Unser Josi war trefflich gefahren. In acht Stunden, mit denselben Pferden, das Rasten abgerechnet, 10 starke Meilen in der drückendsten Hitze zurückzulegen, das wird ihm nicht sobald einer seiner Genossen nachthun.

Das Wirthshaus hatte dieselbe Gestalt wie die meisten andern. Die Fronte mit hervorspringendem Säulengange geht gewöhnlich in den Hof, der Flügel, der einem beim Eintritte entgegenschaut, hat nur wenige Fenster und selten einen Eingang; wo sich ein solcher befindet, gelangt man durch ihn in den Säulengang.

Durch eine offene Thüre traten wir in das allgemeine Gastzimmer, eine andere Oeffnung war uns gegenüber angebracht, durch welche man über einige Stufen hinab in den Hinterhof gelangte. Ein Streifen Lichtes zog sich durch die hintere Oeffnung schräg in das Zimmer hinein, so, daß er die Hälfte zur rechten Hand von uns unbeleuchtet ließ, während er die andere in ein grelles Licht setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Einschläfern.

(Nach der Weise: „Schlaf Herzenssöhnchen.")

Schlafe, mein Michel'chen, Michel schlaf' ein,
Schlaf' nur und träume vom Kaiserlein fein.
Alles ist ruhig und still wie das Grab;
Schlaf' nur, ich wehre die Wühler Dir ab.

Windeln und Schnüre sind zierlich und rein;
Schlafe, die Wasserfrau wickelt Dich ein;
Gagern, der Edle, deckt selber Dich zu,
Schlafe, mein Schäfchen, gar süß ist die Ruh'.

Radowitz betet, da kommen zur Wacht
Eng'lein an's Bettchen in himmlischer Pracht,
Dreißig und mehr noch, gar lieblich und hold,
Krönlein am Haupte von blinkendem Gold.

Sieh nur, es düstert, es dunkelt im Haus;
Eulen und Unken, sie krächzen, o Graus!
Schlaf' doch und wär' es den Wühlern zum Tort;
Schlafe, mein Michel, in Ewigkeit fort!

Trabert.

Mannigfaltigkeiten.

Ein junger Mann, welcher unmittelbar von der Nadel zur Bühne übergehen wollte, meldete sich beim Direktor einer wandernden Gesellschaft. Dieser fragte, indem er sich nach seinen Fähigkeiten erkundigte, ihn unter Anderm auch, ob er fechten könne. Der junge Mann bejahte es. „Nun so lassen Sie doch sehen, wie Sie sich dazu anstellen. Der junge Mann öffnete ohne Weiteres eine Thüre und den Hut hinhaltend, sprach er im kläglichen Ton: Ein armer Handwerksbursch — bittet um eine Gabe!

Ein junger Mann wurde immer verhindert, eine Lustreise zu machen. Endlich reiste er zu seiner Vermählung. — „Der Arme kann es doch nie zu einer Vergnügungsreise bringen," meinte einer seiner Freunde.

Auflösung des Zahlenräthsels in Nro: 57:

1 2 3
Je-wei-sen.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 59 14. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

Ernster werdend fragte jetzt Eduard:

„Und in welcher Gestalt pflegt der Dämon hier im Schlosse zu erscheinen?“

„Seine Gestalt ist die eines jungen, stark und hochaufgewachsenen Mannes,“ erwiederte der Kastellan: „Er ragt wohl an Kopfeslänge über Männer von schon ansehnlicher Größe empor. Sein Antlitz ist bleich und verzerrt, seine schwarzen Augen sprühen Blitze, sein dunkellockigtes Haupthaar hängt wild und regellos auf die Schultern hernieder. Damals, als er mich zu Boden gestreckt hatte, warf er noch vier herbeieilende Diener nieder, welche ihn aufhalten wollten. Man verfolgte ihn in die fernsten Gänge des Hauses, aber plötzlich war er verschwunden und nirgends etwas von ihm zu sehen und zu hören!“

„Alles, was Ihr mir da sagt,“ sprach sinnend der Freiherr, „läßt mich glauben, daß in diesem Matheo wohl ein starker und kühner Räuber, dem alle Gänge und Winkel dieses weitläufigen Gebäudes genau bekannt sind, schwerlich aber ein Wesen dämonischer und übermächtiger Natur zu fürchten sey.“

„Ich für meinen Theil,“ entgegnete der Kastellan, indem er mit einem Zuge des Verdrusses das tiefgefurchte Antlitz auf die Brust niederließ, „mag Niemanden meinen Glauben aufdringen. Uebrigens ist es nicht wohlgethan, so viel und so laut über den Furchtbaren zu verkehren; wer weiß, ob er nicht in unserer Nähe weilt, unsere Worte belauscht, um plötzlich rachedürstend und verderbenbringend vor unseren Augen sichtbar zu werden!“

Der Alte faßte mit bebender Hand das Licht, welches er auf einem nächst der Thüre befindlichen Tische niedergestellt hatte, und entfernte sich mit allen Zeichen zunehmender Aengstlichkeit und Besorgniß.

7.

Das Gemüth des Freiherrn war durch die überraschenden Ereignisse des heutigen Tages und die fast unglaublichen Mittheilungen des alten Kastellans auf das lebendigste bewegt. Durch das Wiederfinden der Geliebten sah er den süßen Traum seines Lebens, dem er so lange vergeblich nachgejagt hatte, verwirklicht; in den Bedrängnissen, welche die Jungfrau umgaben, erkannte er seinen Beruf, sie gegen die Nachstellungen eines räthselhaften Wesens zu schützen, welches in seiner Kühnheit wohl den Kampf schwer und den Sieg zweifelhaft machen konnte. Dann gedachte er des Sohnes vom Hause, der im Kriege ihm feindlich gegenüber gestanden, und indem er seinen Arm der Sache des Unrechts und der Gewaltthätigkeit geliehen, seinen Untergang gefunden hatte. Düstere Ahnungen knüpften sich an diesen Gedanken. Konnte nicht der alte Graf, von Trauer und Schmerz über den Verlust des einzigen Sohnes erfüllt, die Hand der Tochter dem Manne versagen, der zu ehrliebend und rechtlich war, um zu verbergen, daß er an den Feldzügen gegen den Machthaber der Zeit Theil genommen? Konnte nicht Graf Sinner, der geduldet, daß der einzige Sohn die Sache dieses Letztern zu seiner eigenen gemacht, schon aus persönlicher Vorliebe für das Land, in welches Haldenschild zweimal als Sieger eingezogen war, ihn streng und kalt zurückweisen? Ach! und war er denn Anna's Gegenliebe schon in dem Grade gewiß, kannte er die Stärke ihres Charakters genug, um hoffen zu dürfen, sie werde ihre Bitten, ihre Kraft mit seinen Bemühungen zur Bekämpfung aller etwaigen Hindernisse vereinigen?

Er versank in ein tiefes Nachdenken, das endlich durch den Wiedereintritt des alten Kastellan's gestört wurde. Dieser entschuldigte mit wenigen Worten die junge Gräfin, daß sie, mit der Pflege des verwundeten Vaters beschäftigt, am heutigen Abend nicht die Pflichten der Wirthin gegen ihren Gast erfüllen könne. Von andern Dienern, welche dem Kastellan nachfolgten, wurde in des Freiherrn Zimmer gedeckt und eine feine, in allen Theilen auserlesene Abendmahlzeit aufgetragen.

Haldenschild berührte die köstlichen Gerichte kaum. Seine Gedanken schweiften hinüber in das Krankengemach, in welchem die holde Anna an dem Schmerzenslager des Vaters weilte. Auf Eduard's Befragen berichtete der Kastellan, daß der Wundarzt bereits die Wunde des Greises untersucht und die Kugel ausgelöst habe. Im Allgemeinen sey eine baldige Herstellung zu erwarten;

Ruhe sey des Leidenden nothwendigstes Bedürfniß. Diese Erklärung war dem Freiherrn sehr willkommen. Konnte Graf Sinner wiederum der unausgesetzten Pflege seiner Tochter entbehren, so durfte der Jüngling manche Stunde traulichen Zusammenseyns und freundlicher Verständigung mit Annen hoffen.

Bald befand er sich wieder allein in dem weiten Gemache, dessen Einrichtung und seltsame Ausschmückung jetzt seine Aufmerksamkeit erregten. Die scharfen Winkel des sechsseitigen Zimmers liefen in hohen Bogen die gewölbte Decke hinan, in deren zugespitztem Mittelpunkte sie sich zu einem vorstehenden Knopfe vereinigten, von dem ein großer Kronleuchter mit weit ausgehenden Armen herabhing. Die beiden langen Seitenwände des Gemachs waren mit alterthümlich gewirkten Tapeten bedeckt. Die eine stellte die Heldin Judith, das kurze breite Schwert über dem Haupte des schlafenden Holofernes zückend, die andere den Tod Absalons dar. In der kürzeren Wand, welche dem Haupteingange des Zimmers gegenüber war, befanden sich zwei hohe Bogenfenster, durch welche man den Blick über den See und auf die Gebirge hatte, über welche soeben die glänzende Scheibe des Vollmonds aufstieg. Jede der vier kleinsten Wände, durch welche die achteckige Gestalt des Zimmers gebildet wurde, war in ihrer ganzen Breite und Höhe von einem alten verblichenen Gemälde in schweren goldenen Rahmen eingenommen. Der Freiherr betrachtete die Gemälde aufmerksam. Es waren sämmtlich, wie ihre Unterschriften zeigten, Porträts aus der Familie des Grafen. Die Kostüme gaben zu erkennen, daß das Leben und Wirken der Dargestellten einer längst entschwundenen Zeit angehöre.

Eduard konnte seine Augen nicht abwenden von den Bildern. Bekannte Züge sahen ihm entgegen. Die todten Blicke, welche auf ihn hinstarrten, waren die des feindlichen Offiziers, der auf der Ebene von Waterloo unter seinen Schwertstreichen gefallen war.

„Ja, ich kann nicht länger zweifeln," sprach er düster für sich hin: „Es war Anna's Bruder, mit dem damals ein feindseliges Schicksal mich zusammenbrachte, der von meiner Hand den Tod empfing. Das muß ich ihr, das muß ich dem Vater entdecken, muß in ihre Hände das mir anvertraute Vermächtniß des Sterbenden niederlegen; — und wehe mir! — was habe ich dann noch zu hoffen, wie kann Anna ihre Hand mit der vereinigen, an welcher das Blut ihres todten Bruders klebt?"

Diese trüben Betrachtungen Haldenschild's wurden durch den Eintritt seines Dieners Robert unterbrochen, welcher mit lachendem Munde die Mährchen von dem bösen Schloßgeiste Matheo erzählte, mit welcher man ihn am Tische des Hausgesindes unterhalten hatte. Robert hatte sich während der Feldzüge, welche er mit seinem Herrn gemacht, eine Furchtlosigkeit erworben, die ihn alle solche abergläubische Possen, wie er sie nannte, verachten ließ. Dabei war er von der Natur mit ungewöhnlicher Körperkraft ausgestattet worden, deren Bewußtseyn seinen Muth und sein Selbstvertrauen bei Gelegenheiten, wo es galt Mann gegen Mann zu stehen, noch erhöhte.

Er fand den Freiherrn wenig geneigt auf seine Mittheilungen zu achten. Eduard ging stumm und in sich gekehrt das Zimmer auf und nieder.

„Beim Himmel!" sprach Robert halblaut für sich hin, indem er sich bereitete in das für ihn bestimmte Schlafzimmer zu gehen, welches dicht an das Gemach seines Herrn stieß und mit diesem durch eine Thüre in Verbindung stand: „kommt mir der Spitzbube Matheo einmal in den Weg, so würde ich mit der Faust an seiner Gurgel den Beweis führen, daß er Fleisch und Bein hat, aber kein Geist ist."

(Fortsezung folgt.)

Schilderungen aus der preußischen Kammer.

(Aus dem Gränzboten.)

Manteuffel, Minister des Innern, sieht aus wie ein alter verkümmerter Bureaukrat; er hat nichts frei Aristokratisches in seinem Wesen. Alle seine Bewegungen sind eckig und unbeholfen; wenn ihn Jemand grüßt, bückt er sich sehr tief, aber steif wie eine Gliederpuppe; es ist in seinem Körperbau wie in seiner Haltung keine einzige Wellenlinie. Sein Gesicht ist blaß, gelblich, sein Auge sieht selbst durch eine Brille mißtrauisch und grämlich nach allen Seiten hin. Er sitzt finster und in möglichst engen Formen zusammengekauert an seinem Pulte; scheu, als ob jeden Augenblick ein unvorhergesehener Angriff erfolgen könnte. Seine Züge sind unbeweglich, einen einzigen Augenblick machte er einen schwachen Versuch zum Lächeln, aber das Lächeln erfror auf seiner dünnen Lippe. Zweimal sah er sich veranlaßt, auf einen improvisirten Ausfall der Radikalen zu antworten; seine Stimme knarrte wie ein schlecht gearbeiteter Nußknacker, er sprach langsam und mit Mühe, aber was er sagte, war ebenso verständig als sachgemäß. Das Portrait ist nicht geschmeichelt, ich muß aber noch Eines hinzusetzen. Manteuffel macht den Eindruck, als ob er in Verhandlungen wie im geselligen Verkehre so unbequem als möglich wäre, ein Mann, bei dem man nur mit Mühe etwas erreichen, aber auf den man sich verlassen könne. Man wundert sich, einen solchen Mann an der Spitze einer Regierung zu sehen, die sich durch einen großen, kühnen Entschluß konstituirt hat; daß er eine Ausdauer besitzt, sieht man ihm wohl an. Warten wir ab, wie er den Angriffen, die wahrscheinlich auf die gehässigste Weise über ihn einstürmen werden, begegnen wird. Vielleicht trägt das Bewußtseyn, auf seine gegenwärtigen Bundesgenossen nicht sicher

rechnen zu können, zu seiner eigenthümlichen Haltung bei. Wenigstens rief nur ein kleiner Theil der Rechten, als Bucher sich an sie wandte: „Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie das gegenwärtige Ministerium zu schützen gedenken," ein vernehmliches Ja! Der größere Theil blieb still, und replizirte auch auf das lebhafte Zischen nicht, das gleich darauf von der gesammten Linken erscholl.

v. d. Heydt, der Handelsminister, ist eine große, starke Figur mit gesundem, gutmüthigem Gesichte, dünnen, blonden Haaren und bürgerlichem Anstriche. Man bedauert den Mann, wie er dasitzt in einer möglichst gezwungenen Haltung, die er keinen Augenblick zu verlassen wagt, aus Furcht, ein Dintenfaß oder sonst etwas umzuwerfen, und wie er seine Verlegenheit durch ein stereotypes, wohlwollend blasses Lächeln zu übertünchen strebt. Der Mann ist einem Sturme nicht gewachsen! Ich sah ihn einmal beim Nachhausegehen in jenem Defilé; er stand wahrscheinlich um Jemanden zu erwarten, in derselben ängstlich verrenkten Haltung, wie er am Ministertische saß, und schien froh, daß ihn Niemand anfiel. Lesen Sie die Worte, mit denen er die Kündigung des dänischen Waffenstillstandes anzeigte. Hätten Arnim und Vincke sich ganz auf dieselbe Art ausgedrückt, sie hätten die Versammlung elektrisirt. So aber kamen jene kriegerischen Anzeigen mit einer Blödigkeit und Schüchternheit heraus, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, der Redner werde anfangen zu weinen. Wenn v. d. Heydt durch sein Auftreten im vereinigten Landtage sich einen gewissen Ruf erworben hat, so kann das nur in dem Inhalte Dessen, was er sagte, gelegen haben, durch seine Persönlichkeit hat er gewiß nicht imponirt.

Der Alterspräsident, Kanonikus Lensing — 65 Jahre und zwei Monate Alt — gehörte in der Konstituante zur rechten Seite. Er eröffnete die Versammlung ziemlich ungeschickt mit einer Rede, in der er die Meinung aussprach, das gesammte Land habe die oktroyirte Verfassung mit Jubel begrüßt, was einen wahren Sturm von Seiten der Linken hervorrief. Er ist der Sprache nicht mächtig; das Präsidium hat er mit möglichster Haltung geführt, was ihm übrigens die Versammlung sehr erleichterte. Ich muß beiläufig bemerken, daß mit Ausnahme einiger Rothen in der ganzen Versammlung die gute und feste Absicht vorwaltet, auch das Unangenehme mit Anstand zu betreiben. Wenn ein tüchtiger Mann, wie Gradow Präsident wird, der auch durch seine politischen Ansichten keine Seite verletzt, so kann man von der neuen Legislative das Beste hoffen *). Lensing wurde einmal in große Verlegenheit gesetzt. In dem von der Rechten proponirten und später auch en bloc angenommenen Geschäftsreglement war die Bestimmung enthalten, daß auch während des Provisoriums die Versammlung jeden Augenblick das Recht haben solle, an die Stelle des Alterspräsidenten einen provisorischen Präsidenten zu erwählen. Die Linke focht diese Bestimmung an, und Geheimerath Riedel vertheidigte sie, indem er das Institut des Alterspräsidenten als das verwerflichste schilderte, was jemals erfunden sey, da das Alter stumpf mache und unfähig, eine große Versammlung zu leiten, und das Provisorium eines Alterspräsidenten als ein Sodom und Gomorrha. Alle Welt war außer Fassung: so war noch nie über einen Parteigenossen gesprochen worden. Darauf setzte denn Riedel mit seiner gewöhnlichen, gemessenen und etwas koketten Langsamkeit hinzu: „freilich haben wir jetzt zufällig das Glück, einen höchst würdigen Mann" u. s. w. Bei diesen Worten, denen die Rechte lebhaften Beifall spendete, schnitt Vincke eines von jenen Gesichtern, die ihn unsterblich machen würden im Gedächtnisse der Menschen, auch wenn er nie ein Wort gesprochen hätte. Ungeschickt blieb die Wendung immer, da nun der Ausfall direkt auf Schön, den Alterspräsidenten der frühern Versammlung, gerichtet erscheinen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Ansichten bedürfen jetzt einiger Modifikation.

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

An einem großen Tische in ganz eigenthümlicher Beleuchtung saßen drei Männer, die einen überraschenden Anblick darboten. Alle drei waren kräftige schöne hohe Gestalten. Zwei saßen einander gegenüber, der Dritte gegen uns gewendet, an der obern Seite des Tisches. Dieser war ein Mann von malerischer Schönheit, die Züge gerade und rein, seine Wangen strotzten in Jugendröthe, während silberweißes Haar ihm um das Haupt und die Lippe floß, der breite schwarze Hut setzte des Antlitzes Hälfte in Schatten, und den starken Körper umflossen die weiten Linnenkleider. Die zwei andern Männer waren jünger, ihre Haare, der eine besaß braunes, das des anderen erglänzte in schwarzer Farbe, waren noch ungebleicht, und ihre Züge edel und schön; durch die Verschiedenheit der Gesichtsbildungen und die eigenthümliche Beleuchtung gewährte diese Gruppe einen prächtigen Anblick; wie man auch die Männer auf den ersten Anblick als tüchtig und sehr wohlhabend erkennen mußte.

Sogleich luden sie uns ein, an ihrem reichlichen Mahle Antheil zu nehmen. So manches norddeutsche Junkerchen würde vielleicht wochenlang davon zehren können. Wein im Ueberflusse von drei Sorten, gebackene Hühner, Schinken, Käse und Butter, Brod, Kuchen und noch vieles Andere bedeckte in großer Fülle den Tisch. Dieses war ihr Reiseproviant. Der Greis erzählte uns ganz gleichgültig, daß er von Pesth käme, wo er eine Haide von 6500 Joch gepachtet, wofür er jährlich 9000

Gulden Silbermünze zu entrichten habe. Er wies uns den Pachtkontrakt. Meine ungarischen Sprachkenntnisse beschränken sich bloß auf das Allernothwendigste, auch noch ein schönes Andenken von den nützlichen Universitätsjahren, und ich mußte ihm den Kontrakt ungelesen zurückgeben. Wie bedauerte mich der alte Mann, daß ich nicht ungarisch spreche. „Ach mein Sohn," so nannte er mich stets, „die Sprache müssen sie vollkommen lernen, was giebt es denn Schöneres auf der Welt!" Als ich ihm versprach, daß ich mir viele Mühe geben werde, meine Kenntnisse in dieser Hinsicht zu erweitern, nahm er mich voll Freude bei der Hand, und drückte sie dergestalt, daß ich glaubte, er wolle diese Kleinigkeit von mir zum Andenken behalten.

„Ach sind Sie stark," rief ich.

„Mein Vater war 90 Jahre alt und saß zu Pferde, wie ein 20jähriger Knabe, und ich bin 70 und stehe ihm in keiner Beziehung nach. Eure Gesundheit, ihr freundlichen guten Herren!"

Mein Blick wandte sich gegen die linke Seite des Zimmers. Welch ein Anblick! — — Hinter dem Tische saß ein Soldat, gefesselt, die Kappe tief in die Stirne gedrückt, den Bart verwildert, schmutzig am ganzen Leibe, warf er Blicke voll Schmerz, Wuth und Scham auf uns herüber. Neben ihm saß sein Begleiter; eine Blechbüchse, worin die Papiere verschlossen waren, auf dem Rücken, vor sich Wein, rauchte er apathisch hinstarrend, seine Pfeife.

Wein! schrie der Soldat plötzlich auf — Wein! —

Er war ein Deserteur. —

Der Eindruck, den diese Kontraste hervorbrachten, war tief erschütternd. Wir brachen auf. Es fing an zu regnen. Von Ferne ließ der Donner seinen zürnenden Machtruf ertönen. Wir nahmen Abschied von den drei Bauern. Vielmal dankten sie unter Händedrücken uns für die Ehre, die wir ihnen durch unsere Unterhaltung und Herablassung erzeigt, und sagten, eine ihrer schönsten Hoffnungen wäre es, uns einmal bei sich zu sehen.

Diese außerordentliche Freundlichkeit und Lebensart bei Männern, die man gewöhnlich als roh und ungebildet hinstellt, überraschte mich um so mehr, da sie nicht wußten, wer wir wären, und bloß unser Benehmen und unsere Kleidung Ursache ihrer Handlungsweise seyn konnte.

Wie hoch stehen diese Männer über so vielen Tausenden jener eleganten halbgebildeten Städtebewohner der hochzivilisirten Länder!

Ueppige Fruchtfelder bezeichneten die Nähe von Ketskemet, das man schon aus weiter Ferne sieht, ohne es zu erreichen. Eine Stunde weit dehnt sich die Stadt aus, der Mittelpunkt der Pusta, ohne Reiz, ohne die mindeste Schönheit. Unter heftigem Regen hielten wir unsern Einzug. Es dauerte lange, bis wir uns durch die Stadt und den Koth durchwanden. Josi hatte uns versprochen, in einem guten Gasthause einzukehren. Der Regen fiel in Strömen, am Ende der Stadt wurde angehalten. Als wir im Gasthause einfuhren, blickten wir uns betroffen an. Josi sprang vom Wagen, und ihm entgegen kam ein junges frisches Mädchen gelaufen, dem er einen herzhaften Kuß gab. Verschämt eilte sie davon, indem sie dem Burschen einen bösen Blick zuwarf. „Ach, ist dieß die Güte des Gasthauses?" fragten wir uns zulächelnd.

Wenn es nicht so stark geregnet hätte, würden wir ein anderes Wirthshaus gesucht haben, so waren wir aber froh im Schutze eines Daches uns zu befinden. Beim Eintritt in das Zimmer suchten wir vergebens nach Betten.

„Ei, wo schläft man denn hier?"

„Auf Streu," antwortete die Wirthin lakonisch.

Bravo, die erste Nacht auf Streu; einmal muß man doch den Anfang machen, dachte ich mir.

„Aber es ist auch nur noch für zwei Herren Platz, sagte sie, vier Reisende sind bereits angekommen."

Mir fiel der Muth.

„Ja, wo soll man denn sonst schlafen?" „In dem Wagen", sprach die herzige Inhaberin des Gasthofes, die ich gern als abschreckendes Bild vor ihr Hôtel gehängt hätte.

Nun, das fing an, interessant zu werden, bei solchem Wetter im Wagen, im Freien zu schlafen!

„Freunde, ich befinde mich sehr unwohl," begann ich.

„Nichts da, gerade du mußt im Wagen schlafen."

Siehe da — meine Furcht schwand, die Wolken verzogen sich, der Himmel wurde blau, die Sterne kamen, der Mond warf seine Strahlen auf die Erde, und die Nacht wurde so lau und lind, so schön und so entzückend süß, wie ich noch wenige erlebt.

Nun ging ich gerne in den Wagen schlafen. Eine selbstgemachte Zigarre im Munde fing ich an einzuschlummern. Da ertönte leise Musik. Welche Klänge, — ungarische Weisen — Zigeuner —! Ich wollte mich aufraffen — hören, ich war zu müde, sank zurück, an mir schlich ein Paar vorüber, ich erkannte Josi und das Wirthsmädchen — — — und schlief ein.

Die Bilder, die im Laufe des Tages an mir vorüberzogen, schwebten im Traume noch an mir vorbei — legten sich sanft an mich — und unwillig schlug ich die Augen auf, als meine Freunde um drei Uhr Morgens zur Abreise mahnten.

Mir fiel das alte Lied ein:

Mir liegt nichts an Ketskemet
Nichts an Paris —
Daß dort am Besten ist,
Das weiß ich gewiß.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 60 15. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

Der Diener entfernte sich. Haldenschild wurde von dem magischen Abglanze, welchen das Licht des Vollmonds aus dem Spiegel des Sees hervorzauberte, an das Fenster gelockt. Ein Südwind, welcher die kühlende Frische der Wellen, mit denen er getändelt hatte, herbeiführte, wirkte wohlthätig auf den Jüngling, der das brennende Antlitz seinem erquickenden Andrange preisgab. Vom jenseitigen Ufer des Sees, auf welchem die Schatten der riesigen Berge verdunkelnd sich gelagert hatten, strahlten die Lichter aus den Fischerhütten; brennende Kienfackeln wurden hin- und hergetragen, und tanzten wie Irrlichter am Strande: wahrscheinlich waren mehrere Fischer mit einem nächtlichen Zuge beschäftigt.

Der stille und ernste Frieden, welcher in der weiten Natur herrschte, ging auch in die Seele des Freiherrn über. Er gab sich ganz dem Eindrucke des großen, vor seinen Blicken ausgebreiteten Schauspiels hin. Seine Seele wurde mit neuem Vertrauen, mit wiederkehrender Hoffnung erfüllt.

Indem er sich von dem Fenster abwenden wollte, um sich zur Ruhe zu begeben, bemerkte sein scharfes Auge einen Kahn, der ein nicht fern vom Schlosse liegendes Vorgebirge umfuhr und, leicht über die Wellen des Sees hingleitend, seine Richtung nach dem Landhause seines Wirths nahm. Haldenschild glaubte auf dem Rudersitze einen Mann zu erkennen, der mit großer Anstrengung sich bemühte, den Nachen rasch vorwärts zu bringen.

„Armer Nachtwanderer!“ sagte der Freiherr und schloß das Fenster: „Welcher kleine Gewinn, welche ängstliche Sorge um die Fristung eines dürftigen Lebens treibt dich aus der stillen Hütte und macht dich zum Räuber an der Ruhe der Nacht? Drohst du den stillen Bewohnern der Gewässer Verderben oder suchst du im gefährlichen Schleichhandel das Gesetz zu betrügen, die Aufmerksamkeit deiner Wächter zu täuschen?“

Während Eduard durch das Zimmer schritt, um seine Ruhestätte zu suchen, fielen seine Blicke noch einmal auf die Ahnenbilder an den Wänden. Bei dem trüben Bilde der herabgebrannten Kerzen sahen sie dräuend und gespenstisch zu ihm hin. Düstere Erinnerungen erwachten aufs Neue.

„O warum habe ich seiner nicht geschont, warum den zum Schwertschlage erhobenen Arm nicht abwärts gelenkt von seinem Haupte?“ seufzte er vor sich hin.

Da aber trat die Ueberzeugung in seine Seele, daß er, selbst schwer bedrängt von dem angreifenden Gegner, nicht anders gekonnt habe. Er verlöschte das Licht und warf sich auf das Lager, wo, aus wachen Träumen in die des Schlummers übergehend, bald Anna's liebliches Bild jedes andere verdrängte. —

8.

Mitternacht mochte vorüber seyn, als der Freiherr durch das Geräusch einer knarrenden Thüre und leicht durch sein Zimmer hinschwebender Schritte erweckt wurde. Er öffnete die Augen und richtete sich auf. Der Mond schien hell in das Gemach. Im Taumel der Schlaftrunkenheit gewahrte der Jüngling eine hohe Mannsgestalt, welche eben die Zimmerthüre geöffnet hatte und eilig auf den äußeren Gang schlüpfte.

„Was ist das?“ rief Haldenschild, indem er sich völlig ermunterte und von seinem Lager aufsprang. „Wie kommt ein Fremder in dieses von innen verschlossene Gemach? Sollte Robert — nein!“ entgegnete er sich selbst: — „Robert ist bei weitem kleiner, seine Gestalt gedrängter und er würde nicht wagen“ —

Unter diesen Worten hatte Haldenschild bereits die Thüre des Nebenzimmers geöffnet. Er sah seinen Diener von tiefem ungestörten Schlummer umfangen, er konnte die schweren Odemzügen des Schlafenden zählen.

„Ha!“ fuhr er von einem neuen Gedanken beunruhigt, in seinem Selbstgespräche fort: „hätte der Böse wicht Matheo“ —

Von schwarzer Ahnung ergriffen, warf Haldenschild die nothwendigsten Kleidungsstücke über. Ein geladenes Pistol in der Rechten, verließ er sein Gemach und betrat die Gänge des Schlosses, welche von dem fast erlöschenden Lichte einzelner sparsam an den dunkeln Wänden vertheilter Lampen mit einem unsichern Dämmerscheine erhellt wurden.

Alles dieses war das Werk weniger Augenblicke.

Eduard stand vor der Thüre seines Zimmers und wußte nicht wohin er sich wenden sollte. Da war es ihm, als höre er in der Ferne laute Rede und das ängstliche Rufen einer weiblichen Stimme nach Hülfe.

„Das ist Anna!“ rief er entsetzt aus und eilte im Fluge dem Orte zu, woher die vernommenen Laute schallten. Bald konnte er die ängstlich flehende Stimme der Geliebten, den drohenden wilden Ton einer entgegnenden Mannsrede unterscheiden.

Mit verdoppelter Anstrengung eilte er vorwärts und sah sich plötzlich vor der offenen Thüre eines Zimmers, in welchem sich ihm ein Anblick bot, vor dem das Blut in seinen Adern zu Eis erstarrte.

Der verwundete alte Graf saß aufrecht auf seinem Schmerzenslager und deutete drohend mit der Hand gen Himmel. Der Verband seiner Wunde hatte sich gelöst und das hervordringende Blut floß in dicken Tropfen über sein Nachtkleid herab. Seine Augen waren starr und voll Abscheu auf einen hohen Mann in gemeiner Fischertracht gerichtet, der mit dem Rücken nach der Thüre gewendet, einen hochgeschwungenen Dolch in der Rechten hielt. Haldenschild erkannte den Mann; es war derselbe, der auf eine so räthselhafte Weise vor wenigen Augenblicken sein Zimmer durchschritten hatte. In der ganzen Stellung des Unbekannten sprach sich dessen mörderische Absicht gegen den Grafen aus. Zwischen Beiden lag Anna auf den Knieen, mit dem bleichen schönen Antlitze und den hoch erhobenen gerungenen Händen flehend gegen den Fremden gewendet. Auf der schrecklichen Scene ruhte das Dämmerlich einer Nachtlampe; der weite Schatten, den die Gestalt des Unbekannten warf, hüllte den herantretenden Freiherrn in Dunkel.

„O schone sein!“ jammerte Anna zu dem dräuenden Mörder empor: „noch sind Deine Hände mit seinem Blute gefärbt, noch zerreißt seine Brust der Schmerz der Wunde, und Du nahst wiederum in tückischer Mordlust, den schwachen Lebenspfaden eines Greises zu durchschneiden. O Matheo, gedenke der Tage unserer Kindheit und unserer Jugend, wo wir friedlich und harmlos mit einander lebten, wo mein Vater jede Freude, welche er seinen Kindern bereitete, Dich mit ihnen theilen ließ! Blick' auf dieses graue Haupt, erhebe nicht die Hand gegen Deinen Wohlthäter, auf daß Dich nicht die des ewigen Richters trifft!“

„Mein Wohlthäter!“ knirrschte Matheo und lachte höhnisch in sich hinein: „glaubst Du, Anna, ich hätte vergessen, wie er auf dem Schlosse in Graubündten mich einen Niederträchtigen genannt und mit Hunden fortbetzen lassen, als ich um Deine Hand ward? Das vergißt Matheo nicht, das ist der Geier, der so lange an meinem Innern nagt, bis mein Dolch in seinem Herzen gewühlt hat.“

„So nimm mein Leben statt des seinigen,“ sprach mit rührender Ergebenheit die Jungfrau: „ich war es, die von unbesiegbarem Abscheu gegen Dich durchdrungen meinen Vater zu jenem Betragen gegen Dich veranlaßte. Deine Rache treffe mich! Zögere nicht und laß das Opfer bluten!“

„O meine Tochter!“ sagte mit matter Stimme der Graf und breite die Arme nach ihr aus. Matheo unterbrach seine Rede und entgegnete mit milderer Stimme der Knieenden, indem er die erhobene Hand mit dem Dolche sinken ließ:

„Ich Dich tödten, Anna? Dich, die ich auf den ersten Thron der Welt erheben, für die ich alles Glück, alle Freude des Lebens aus seinen reichsten Quellen strömen lassen möchte? O, meine Anna! Ich weiß es wohl: seit jenen Tagen, wo der Götterglanz in Nacht zerfiel, den ich anbetete, dem ich mein ganzes Daseyn gewidmet hatte, kommen oft fürchterliche Augenblicke über mich. Die Leute nennen es Wahnsinn, was mich dann packt; mir ist, als ob die Welt zertrümmere: die Sonne stürzt in den bodenlosen Abgrund, Mond und Sterne fliegen stürmisch gegeneinander und zersplittern in Millionen Funken, die sich dann alle zu einer Gluth in meinem Gehirn sammeln und dort nagend peinigend fortbrennen. Aber wie die Gluth auch in meinem Innern frißt und alle Besinnung aus dem Haupte hinweg zu schmelzen strebt, zwei Gedanken stehen ewig fest: dieser Greis, der den Matheo so schwer beleidigt, muß sterben, Dich Anna muß ich besitzen!“

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus der preußischen Kammer.

(Fortsetzung.)

Neben dem Alterspräsidenten fungiren die jüngsten Mitglieder als Sekretäre. Sie sind nicht über 32 Jahre alt, und alle radikal. Assessor Parrisius, der unvermeidliche Schriftführer der Konstituante, ist der junge Berliner, wie er leibt und lebt. Sein Bild, welches Sie bei Rokka sehen, ist sprechend ähnlich. Er gehört zu der nicht unbedeutenden Klasse der jungen Assessoren, die als Staatsmänner der Zukunft gegen die Gegenwart quant même Front machen. Karl Grün, der bekannte Sozialist, der, wenn ich nicht irre, in Göthe's Wanderjahren das Evangelium der künftigen Menschheit suchte, macht mit den vielsagenden Blicken, die er beständig durch seine Brille schießen läßt, einen unangenehmen Eindruck; er scheint aber nicht ohne oratorisches Talent zu seyn. Eine gewisse Sucht, den Enthusiasmus für die gute Sache, den wir bei ihm gern voraussetzen wollen, durch Ironie gegen die Gegner zu umkleiden, ist eben so natürlich als fatal. Von den beiden anderen jungen Schriftführern ist nichts zu sagen. Ich gehe jetzt zu der Aristokratie der rechten Seite über und beginne mit dem Manne, der mein Liebling ist, wie der von ganz Preußen mit Vincke.

Man sieht es diesem Manne an, daß er den Rechts-

boden nur aus Prinzip und aus Neigung vertheidigt, er ist nicht von ihm abhängig, er steht fest auf den eigenen Füßen. Vincke würde nicht untergehen mit dem Königreiche, nicht untergehen mit der Aristokratie. Ein gewaltiger Kopf auf kolossalen Schultern, der Vergleich mit einem Stiere hat etwas Bezeichnendes. Ganz kurze, fast graue Haare, die Augen von der Massenhaftigkeit der Muskeln etwas unterdrückt, von der Brille überschleiert, kräftige, gesunde Gesichtsfarbe, das Profil wider alle Konvenienz beinahe halbmondförmig, so kräftig tritt Stirn und Kinn hervor und so wenig weiß die Nase ihr Recht zu behaupten. Nur ein ganz dünnes Bärtchen umsäumt das Kinn. Er geht mit raschen, kriegerischen Schritten auf die Tribune zu, die Schultern treten etwas zu hoch hervor, der Kopf ist etwas vorwärts gebückt, um den Gegner in die Luft zu schleudern, der Gang und die Haltung der Arme scheinen auf die Gewohnheit des Reitens hinzudeuten. Auf der Tribune ist er gerade nach der Mitte hingewandt, er lehnt sich mit den Fingerspitzen auf das Pult. Er spricht sehr schnell, aber deutlich, in einem beweglichen Basse, seine Sprache ist nicht korrekt, er ist öfters genöthigt, sich zu korrigiren. Seine Ausfälle kommen unerwartet und treffen immer; das kleine Manöver, das er auch in Frankfurt mehrfach angewendet, in unbedeutenden Fragen aus Rechtsgefühl für die Linke sich zu entscheiden, hat ihm auch hier schon ein Paarmal lauten Beifall von dieser Seite zugezogen, obgleich sie in ihm ihren gefährlichen Gegner erkennt. Vincke ist in den Vorversammlungen der rechten Seite zum Chef erwählt; von ihm geht das Programm aus, das in seinen wichtigsten Punkten, namentlich der Anerkennung der oktroyirten Verfassung, jedenfalls die Majorität der Kammer gewinnen wird. Die Linke möchte gern ihre Scheu vor diesem gewaltigen Redner abläugnen; sie hat das wunderliche Projekt ausgebrütet, ihn dadurch in der Achtung herabzusetzen, daß sie ihm jedesmal ihren Clown, unsern alten Freund Dierschke, entgegenstellt. Ich hörte ein Paar dieser Ehrenmänner mit großem Entzücken diesen Plan verarbeiten. Wenn Vincke eintritt, drängt sich Alles in seine Nähe; mit der Herablassung eines Seniors gegen seine Füchse — er muß zur Zeit prächtiger Senior gewesen seyn — drückt er diesem oder jenem Bekannten die Hand und wirft sich dann auf seinen Sitz, die Arme aufgestemmt, den Körper, der sich alsdann noch kolossaler ausnimmt, in möglichst nachlässiger Bequemlichkeit über den Sitz verbreitet. Einer nach dem Andern — auch von der Linken — kommt heran, ihm den Hof zu machen; mit huldvollem Gähnen läßt er es geschehen.

Wenn in Vincke dieß aristokratische Wesen in jener liebenswürdigen individuellen Ungenirtheit, die sich fühlt und sich daher gehen lassen kann, ohne roth zu werden, zur Erscheinung kommt, so äußert es sich bei Graf Arnim-Boitzenburg in vornehmen, überall in feste Schranken gebundenen Formen. Eine hohe, schlanke Gestalt, schreitet er kerzengerade durch die Versammlung, den Oberrock nach englischer Weise fest zugeknöpft, aufrechtem Hemdkragen, die dünnen, rothblonden Haare zierlich über die Glatze gekämmt, Habichtsnase, um den feinen Mund stets ein gelinder Anflug von ironischem Lächeln, große, blaue, durchbohrende Augen. Er grüßt nur mit den Augen. Auch auf seinem Sitze läßt er sich nie gehen und kontrastirt dann seltsam mit Vincke, der vor ihm sitzt und die Empfindungen des Amusements und der Langweile in allen denkbaren Modulationen auf seinem breiten Gesichte spielen läßt. Seine Aussprache ist nicht frei, sie fließt nicht in natürlicher Leichtigkeit, er stößt die Sätze hervor, aber mit einem heftigen, belebten Organe; er erinnert lebhaft an Marr. Die einzelnen Wendungen werden nachdrücklich und mit einer gewissen Heftigkeit betont. Die kleine Rede, die er über Annahme des Viebahn'schen Geschäftsreglements hielt, und die durchaus improvisirt war, weil sie sich wesentlich auf eine Kritik der eben vorgebrachten Ansichten beschränkte, war entschieden die Krone der Debatte; hier war nichts Ungehöriges; eine strenge logische Folge, überall mit Bewußtseyn und doch ohne Pedanterie zusammengehalten. Arnim wird niemals blenden oder ergötzen, aber Keiner ist so geeignet, was er denkt und will, in überzeugende Darstellung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

So weit das Auge reicht, eine weite Fläche. Kein Baum, an dessen Laubdach sich die glühenden Sonnenstrahlen brechen, in dessen Schatten der Wanderer Schutz suchen könnte, keine leicht aufspringende, rieselnde Quelle, kein Hügel, dessen Schatten dem Grün eine dunklere Färbung gäbe — ist auf der unbegränzten grünen Fläche, die nur von weißen Sandplätzen hie und da unterbrochen wird, zu finden.

Todtes Schweigen war noch auf der Pusta gelagert, Grau hüllte den Himmel ein, weiße Streifen durchzuckten ihn zuweilen, und allmälig verschwanden die Sterne. Im Osten wurde es allmälig lichter, eine feine Röthe schwebte sanft ins Violette verschwimmend am Himmel, und blutig roth, wie aus dem Meere, stieg langsam die Sonne empor. Jetzt hatte sie sich ganz den Banden entrissen, und plötzlich verschwand das Roth, das den Himmel umzogen, und tief blau trat er hervor, während die Sonne ihr helles Licht der Gegend zuwarf. Die laue Luft, die bisher uns umlagert, verschwand plötzlich, Kühle wehte uns an und Thautropfen erglänzten auf den Gräsern, die sich im Glanze der Sonnenstrahlen wiegten.

Ein Heer von Lerchen, die ich in solcher Anzahl noch nie angetroffen, durchschmetterte die Luft, und leichthin trugen uns die flüchtigen Rosse über die Steppe.

Noch einen Tag sollten wir auf ihr zubringen. Es ist ein eigener Reiz, der auf ihr liegt. Dieses wilde Naturleben, ihre einzelnen Häuser, die Rosseschaaren mit ihren Csikosen, den Roßhirten, versetzt einen weit hinweg von aller Zivilisation. Was könnte aus dieser Strecke werden, wie viel der Unglücklichen, die in Amerika elend zu Grunde gehen, könnten hier ein reichliches Unterkommen finden!

Mir ward so bange auf diesem Boden. Was ist die Zukunft dieser Landstriche? Wie viel werden sie noch sehen des Unahnbaren? Wartet die Pusta vielleicht, eine jungfräuliche Braut, wer von den zwei Bewerbern sie als Lohn der Tapferkeit erhält? wird vielleicht auf ihr der Kampf ausgestritten werden? O ich möchte mir einen Erdhaufen hier aufthürmen, einen großen Hügel, und darinnen mein Grab bauen, wenn es möglich wäre, daß ich am Tage der Entscheidung hervortreten, und das Schicksal der Nationen erkennen könnte! — — — —

Ein Brunnen vor einem Dorfe. Neckend sprangen schlanke Mädchen um ihn herum und besprengten sich mit Wasser, so daß manche zu viel des kühlen Elements erhielt und ihre Büste keine Einzelheit der üppigen Formen verbarg. An einer Stange hingen die Mädchen zwei irdene schöne, antik geformte Krüge, mit sehr schmalen Hälsen und breitem Bauche über die Achsel herab. Mich erinnerte dieser Anblick an Rammelsmaier und seine Statue der Rebekka in der dießjährigen Wiener Ausstellung, die gefälligste, graziöseste Gestalt, die der Salon aufzuweisen hatte. Was würde dieser treffliche Meister leisten, wenn die vaterländische Kunst, die heuer den Beweis geliefert, daß sie weit die bevorzugten Ausländer übertreffe, — ich erinnere an Marchesi's weniger als gewöhnlichen Grabstein —, mehr Unterstützung fände? — —

Den ganzen Tag hindurch verfolgte uns drückende Hitze. Gegen Mittag langten wir bei einer Csarda von schönerem Aussehen und größerem Umfange an. Gleich beim Eintritt fiel uns ein Mädchen auf von hervorstechender Schönheit. Stolz und erhaben schritt es an uns vorbei, seiner Arbeit zu, und antwortete einsylbig auf unsere Anrede. Dieß reizte uns, wir bestürmten es um so mehr. Es setzte uns Ernst, Ruhe und einen angebornen Stolz entgegen, der mich entzückte. Es lag eine reizende Würde über das Mädchen ausgegossen.

Es kochte uns das Essen. Mir war noch nie die Zigarre so oft ausgegangen. Wir konnten es auf keine Weise freundlicher machen.

Wechselredend gingen wir im Gange auf und nieder, da kam die Wirthin, der schönen Julcsa (Julie) Mutter, an uns vorbei. „Dieser Herr da" meine Freunde wiesen auf mich, „ist in eure Tochter verliebt."

„Ei, wenn er es jetzt ist, da müßte er es um so mehr werden, wenn er sie schön angezogen erblickte; da schaut sie bei weitem prächtiger aus. Also gefällt Ihnen meine Tochter wirklich? Sie ist aber auch ein hübsches neunzehnjähriges Kind."

Und damit verschwand sie. Unser Dolmetsch ging ihr nach. Nicht lange darauf kam die Wirthin herausgestürzt sammt ihrem Manne, schaute uns von allen Seiten neugierig an, und traute sich nicht recht ein Gespräch zu beginnen, nach und nach aber erzählte sie uns von ihrem Reichthume, Viehstande und ökonomischen Verhältnissen, so daß uns ihre Gesprächigkeit und die Blicke, womit sie uns beschaute, auffielen. Meine Augen suchten aber beständig die reizende Julcsa. Endlich trat sie hervor, — bei weitem nicht mehr so schön, in ihrem größten Staate. Das Kopftuch, das ihr so reizend gestanden, hatte sie abgelegt, und ihre Stirne war jetzt sichtbar, die trotz ihrer Jugend schon Falten durchzogen, was ich nachher bei vielen schönen ungarischen Mädchen gefunden.

Ei, ei, welcher Koketterie! Verlegen spielte sie mit einem Schlüssel in der Hand.

„Nun, gefällt sie Ihnen jetzt besser? So gehe doch, Julcsa, und zeige den Herren dein Schlafzimmer," sprach die Mutter, indem sie das zaudernde Mädchen leise vorwärts stieß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein marktschreiender Modewarenhändler schrieb stets über seine Annonce: „So etwas kommt nicht wieder!" Eines Morgens fand er seinen Laden erbrochen, die Kassen geleert, und in dem leeren Kasten nur ein Stück aus einem Intelligenzblatt, mit dem Anfang seiner eigenen Annonce: „So etwas kommt nicht wieder!"

Räthsel.

Ich bring ein kleines Räthsel dir,
Das allen Räthseln stets den Tod verleiht,
Nicht wahr? das ist doch sonderbar,
Daß dieses Räthsel sich durch sich dem Tode weiht?
Das Räthsel kann so eigentlich
Als Räthsel doch kein Räthsel sey,
Wer dieses Räthsel nicht zu andern Räthseln bringt,
Von dem weiß ich genau,
Daß ihm's Enträthseln nicht gelingt.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 61 17. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

„Kann denn Nichts Dich versöhnen, Du Schrecklicher?“ wimmerte Anna mit schwacher Stimme, „kann nicht mein Blut —“

„Versöhnen?“ sprach Matheo und hielt plötzlich, wie von einem neuen Gedanken ergriffen, inne. Dann fuhr er mit sanfter, fast schmeichelnder Stimme fort: „O ja, Anna! Es gäbe wohl ein Mittel, uns Alle glücklich und froh zu machen und von Dir hängt es ab, dieses Mittel in Anwendung zu bringen. Siehe, wenn ich es recht überlege, so ist mir an Deinem Besitz doch mehr als an dem Tode dieses alten Mannes gelegen. Werde meine Gattin; so lasse ich ihn unverletzt und sein Leben soll mir heilig seyn wie das Deinige!“

Anna schauderte bei diesem Vorschlage heftig zusammen; der in stummem Erstaunen lauschende Freiherr spannte leise den Hahn seines Geschosses.

„O, folge mir, Anna!“ sprach leidenschaftlicher und dringender Matheo weiter: „komm mit mir in meine Berge, in meine Wälder, wo ich Herr und König bin, wo Niemand mich von meinem Throne zu verdrängen wagt. Dort führe ich Dich zu dem ewig strahlenden Sitze, von dem Du herab die weite Erde huldigend zu Deinen Füßen liegen siehst. Der Donner der Lavine feiert unsern Bund, der Waldstrom rauscht im Triumphgesang, der Gletscher umgürtet unsern Thron mit der herrlichsten Brillanterleuchtung, und wir — erhaben über Allem — gebieten dort allein, die Fürsten der Natur!“

Anna antwortete nicht, allein ein heftiges Zittern befiel sie und bemächtigte sich in wenigen Augenblicken ihres ganzen Körpers.

„Du sprichst nicht, Du willst nicht?“ fuhr jetzt Matheo wild auf und erhob die Hand mit dem blinkenden Dolche: „O ich weiß es wohl, Du fürchtest Dich vor dem Alten, der Dir verboten hat mit mir zu gehen! Aber seine Stunde ist gekommen. Er soll sich nicht länger drängen zwischen Dich und mich!“

Matheo trat rasch einen Schritte vorwärts nach dem Lager des Grafen. Schon wollte Haldenschild das gespannte Pistol abfeuern auf den Wahnsinnigen; da nahm plötzlich die aufspringende Anna eine Stellung an, welche fürchten ließ, er könne sie verletzen. Der Freiherr ließ daß Feuergewehr sinken, ging aber der Gruppe leise näher.

„Nein, Matheo, Du sollst ihn nicht tödten!“ sprach schnell und heftig Anna. Ihre Zähne klapperten dabei fieberhaft gegen einander und ihr ganzes Wesen schien sich in einem hohen Grade von Ueberspannung zu befinden. „Ich will die Deinige seyn, ich will mit Dir gehen! Lebe wohl, mein Vater! Gott wacht über uns, er wird mich nicht verlassen!“

Bei diesen Worten umarmte sie schnell den Greis. Er wollte eine Bewegung machen, sie zurückzuhalten, sank aber unter dieser Anstrengung kraftlos und ohnmächtig auf sein Lager zurück.

„Komm, süße Braut,“ grinzte Matheo, „wir haben noch weit zu wandern, ehe wir in's Hochzeitshaus gelangen. Zögere nicht!“

„Ich bin Dein ich folge Dir,“ erwiederte die Unglückliche und schwankte zu ihm hin.

„Halt!“ rief jetzt mit Donnerstimme der aus dem Dunkel hervortretende Freiherr. Im nämlichen Augenblicke ergriff seine linke Hand die mit dem Dolche bewaffnete Rechte des Matheo, in der andern Hand hielt er das gespannte Pistol dräuend mit der Mündung nach der Brust des Wahnsinnigen gerichtet. „Ergieb Dich, Bube, oder meine Kugel zerschmettert Deine Brust!“

„O, Herr, Deine Macht verkündigt sich!“ sagte Anna mit schwacher Stimmer und sank betend nieder auf die Kniee.

Stumm und entsetzt starrte Matheo den Freiherrn an. Sein bleiches Antlitz, das die Stürme der Geistesverwirrung gräßlich verzerrt hatten und um welches die langen schwarzen Locken wild herabhingen, war furchtbar anzuschauen. Plötzlich schien ihm die Größe der Gefahr, in der er schwebte, in ihrem ganzen Umfange klar zu werden. Mit einer raschen Bewegung der freien linken Hand schleuderte er das Nachtlicht vom Tische herab, daß es verlöschend auf dem Boden hinrollte. Zugleich riß er mit einem kräftigen Rucke die Rechte los und sprang in eiliger Flucht durch die offene Zimmerthüre in den äußeren Gang. Haldenschild folgte ihm auf den Fersen, allein der Wahnsinnige, der flüchtiger

auf den Füßen war und alle Schlupfwinkel des weitläufigen Gebäudes genau zu kennen schien, hatte bald einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen. Der Freiherr wollte ihm nachschießen, aber immer verhinderte ihn irgend eine vortretende Ecke des Gemäuers daran, wenn er glaubte den Flüchtling gut auf das Korn genommen zu haben. Ueberdem war das Licht der wenigen noch brennenden Lampen so matt geworden, daß die Gestalt Matheo's nur wie ein ferner leichter Schatten noch mitunter von ihm erblickt wurde.

Jetzt entschloß sich Haldenschild auf das Geradewohl nach der Gegend zu feuern, von der Matheo's flüchtige Schritte herschallten. Wenn er auch nicht hoffen durfte, sein Ziel zu treffen, so konnte doch die schlafende Dienerschaft des Hauses durch den Schuß erweckt werden und ihm beistehen in der Verfolgung des Wahnsinnigen.

Der Schall des entladenen Geschosses hallte furchtbar wieder in den weiten gewölbten Gängen. Matheo's Hohngelächter mischte sich in den Wiederhall und gab deutlich zu erkennen, daß ihn die Kugel nicht erreicht habe.

Der Freiherr verdoppelte seine Anstrengungen und stürmte ihm raschen Laufe dem Voraneilenden nach. Bei dem vor seinem Erlöschen plötzlich noch einmal auflodernden Lichte einer Lampe, erkannte Haldenschild wiederum in scharfem Abrisse die hohe Gestalt des Fliehenden, wie dieser gerade die Thüre eines Zimmers öffnete, in ihr verschwand und sie krachend hinter sich zuschlug.

In einem Augenblicke stand Eduard vor dem Gemache. Er erkannte es; es war sein Schlafgemach. Noch hörte er von innen die Riegel vorschieben und das Schloß verwahren. Vergebens suchte er die Thüre zu sprengen.

Da erschallte mit einemmale Roberts Stimme im Innern des Zimmers. Der Freiherr vernahm ein Geräusch, wie von zwei Ringenden, er hörte aus dem Munde des treuen Dieners die Worte:

„Verdammter Meuchelmörder!“

Dann folgte ein schwerer Fall auf den Boden und nun herrschte Stille wie im Grabe.

9.

Der Pistolenschuß hatte schnell alle Bewohner des Hauses aus ihrem Schlummer gerüttelt. Sie versammelten sich neugierig und erschrocken um Haldenschild, dessen Ruf sie aus den Gängen, in welchen sie zwecklos umherirrten, in seine Nähe gebracht.

Der Freiherr sendete sogleich den alten Kastellan mit einigen Dienern in das Gemach des Grafen, um diesem und der ohnmächtigen Anna beizustehen. Die übrigen forderte er auf, sich mit ihm zu vereinigen, um die Thüre aufzusprengrn und den flüchtigen Matheo zu verfolgen. Bei dem Namen Matheo's fuhren Alle erschreckt zurück, bleiche Gesichter starrten den kühnen Gast von allen Seiten an und mehrere der im Hintergrunde stehenden Diener machten Anstalt, sich ganz in der Stille fortzuschleichen. Andere jedoch schämten sich eines solchen Beginnens. Das muthige Benehmen des Freiherrn belebte sie zum Bewußtseyn ihrer eigenen Kraft und sie legten frisch Hand an, die starke Thüre von Eichenholz zu zertrümmern, die denn auch endlich ihren vereinigten Anstrengungen nachgab.

Eduard trat zuerst in das Gemach, indem er mit einer hocherhobenen brennenden Fackel, welche er einem Diener entrissen hatte, dasselbe in seinem ganzen Umfange beleuchtete. Bedächtig und wie zu augenblicklicher Flucht bereit, folgte die Dienerschaar.

Mit flüchtigen aber durchdringenden Blicken überschaute Haldenschild das weite Zimmer. Er sah keinen auffallenden Gegenstand. Da regte es sich plötzlich zu seinen Füßen; eine Gestalt mit blutriefendem Antlitze erhob sich langsam vom Boden und schwankte den Eintretenden entgegen.

„Wie — Robert, Du in dieser Gestalt?“ rief Haldenschild theilnehmend und erschrocken aus: „Sprich, wie wardst Du verwundet? Wo ist der Flüchtling hingekommen?“

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus der preußischen Kammer.

(Fortsetzung.)

Bodelschwingh, der hinter Arnim sitzt, hat ganz das Ansehen eines Dragoneroberſten. Ein kräftiger, blonder Schnurrbart, stattliche Figur, gutmüthige Augen, in denen aber doch etwas wie Gewohnheit des Kommandirens liegt. Mit großer Aufmerksamkeit, halb geöffnetem Munde verfolgt er die Verhandlungen und sieht mit einer Art Verwunderung in die neue Welt, die doch immer für ihn etwas Fremdartiges haben muß. Er ist jedenfalls ein guter Familienvater. Sprechen habe ich ihn noch nicht hören.

Bismark-Schönhausen, bekannt als Führer der rechten Seite auf dem vereinigten Landtage, ist ein eleganter, noch ziemlich junger Mann mit sorgfältig gekräuseltem Haare und Bart und feinen Weltformen. Er macht mehr den Eindruck eines Lebemannes als eines Politikers. In der Rede ist er sehr unsicher, beinahe ängstlich; selbst in einem kleinen speech ist er in Gefahr, den Faden des Gedankens zu verlieren. Er sitzt auf den hinteren Bänken und legt eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen den Gang der Debatte zur Schau.

Graf Schwerin-Putzar dirigirt die Bänke zur rechten Seite des Präsidiums; er unterdrückt jede Neigung derselben, durch Beifalls- oder Mißfallensbezeugungen mit der Linken zu wetteifern; so namentlich bei dem Resultate der Abstimmung über den Viebahn'schen Antrag.

Möchte es ihm gelingen, den parlamentarischen Anstand zunächst bei seiner Partei, die ihrem ganzen Wesen nach berufen ist, darin mit gutem Beispiel voranzugehen, zum herrschenden Tone zu erheben. Sein Aeußeres hat nichts Aristokratisches; ein dicker, wohlwollender, vergnügter Mann mit nachlässiger, bequemer Haltung und fast weichen, aber doch verständigen Zügen. Es muß sich mit ihm leben lassen. Seine Rede ist einschmeichelnd, und man kann bei ihm mit ziemlicher Sicherheit voraussehen, daß er auch unter seinen politischen Gegnern keine persönlichen Feinde haben wird.

Alfred von Auerswald-Plauthen entspricht durch seine persönliche Erscheinung keineswegs dem Bilde, das man sich aus einer aufmerksamen Verfolgung seiner politischen Laufbahn zu machen geneigt seyn könnte. In seiner Politik scheint er überall geneigt, zu vermitteln, durch gelindes Nachgeben und Vermeiden aller Schroffheit die Schwierigkeiten zu umgehen, die ein Anderer gewaltsam durchbrochen hätte. Wenn man ihn sieht, würde man das Gegentheil vermuthen. Eine hagere Gestalt mit hagerem Gesichte, steif und beinahe rückwärts gebeugt, immer ernst, die Brille vor den Augen, nicht als ob sie dazu gehöre, sondern wie Einer, der ihrer ungewohnt ist und daher etwas gezwungen in die Welt sieht, die in dem Glase in anderen Proportionen als den bekannten sich bewegt. Ich würde ihn eher für einen Juristen halten, als für einen Gutsbesitzer. Und doch gestehen Alle zu, die ihn näher kennen, daß er mit seinen angenehmen Formen mehr als irgend ein Anderer geeignet ist, eine Partei zu organisiren und zusammenzuhalten.

Von den übrigen Aristokraten ist mir nur noch der Landrath v. Kleist-Retzow aufgefallen, ein schlanker, adretter Mann, kurz angebunden in seinem Wesen wie in seinen Worten, bald geneigt, durch ein rasches Urtheil ohne viel Kopfzerbrechen eine Sache zu entscheiden, die Andere für sehr verwickelt halten. Er wird jedenfalls einer der behendesten Plänkler werden.

Unter den Bureaukraten der rechten Seite hat sich bis jetzt nur der geheime Archivrath Riedel ausgezeichnet. Er war bereits in der vorigen Konstituante einer der unermüdlichsten Vorfechter der konservativen Partei. Sein Aeußeres ist, wie man auf dem Theater die Jesuiten abzubilden pflegt, hager, blaß, ziemlich groß, schwarzes Haar, sehr sanft und doch mit dem Ausdrucke stiller Energie. Er spricht sehr langsam und mit nachdrücklicher Betonung fast jedes einzelnen Wortes, was natürlich den Eindruck einer übertriebenen Selbstgefälligkeit macht. Es ist Logik in Dem, was er sagt, aber nicht immer der richtige Takt; ich habe schon die ungeschickte Jeremiade über das Institut des Alterspräsidenten erwähnt; ein andermal machte er einen eben so ungehörigen persönlichen Ausfall gegen Unruh, der eben so versöhnlich als möglich gesprochen hatte. Die Mitglieder der alten Versammlung sollten sich auf das Sorgfältigste hüten, die verjährten Parteistreitigkeiten, welche die unmittelbar vorliegenden Fragen nur verwirren können, zu erneuern. Wenn wir mit Lust und Erfolg an den Neubau des Staates gehen wollen, so muß ein tiefer Schleier über die alte, trübe Vergangenheit gebreitet werden.

Was nun die Physignomie der gesammten rechten Seite betrifft, so versteht es sich von selbst, daß hier das gesetzte Alter, das rasirte Kinn oder der bloß militärische Schnurrbart, die bureaukratische Bildung und die bürgerliche Wohlbeleibtheit vorherrscht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Wir schauten uns verwundert an. Das Mädchen öffnete eine Thüre, wir traten ein, sie blieb auf der Schwelle verlegen stehen und senkte das Auge.

Ihr Bett war hoch mit Pfühlen von feinem weißen Stoffe, mit einer Unzahl von Bändern geschmückt, aufgethürmt, das Fenstergesimse schmückten schöne Rosen, die das Zimmer mit starkem Duft erfüllten.

Ueber ihrem Bette hing ein Bild von sehr schlechter Qualität, eine übermalte Lithographie: darunter stand der deutsche Titel: „Ein Abend vor der Hochzeit.“

Wir fragten das Mädchen, was das Bild bedeute? „Zwei Verliebte“ antwortete sie erröthend. — — —

Kaum waren wir auf dem Wagen, als unser Dolmetsch laut zu lachen anfing. „Wissen Sie, warum die Leute so freundlich waren? Ich sagte ihnen in der Küche, daß Sie meine Herren, alles, was Ihnen unterkäme, aufzeichneten und beschrieben. Da rief die Wirthin: Vielleicht werden sie auch meine Tochter beschreiben; und hieß das Mädchen, sich gleich anzuziehen und Ihnen das ganze Haus zeigen.

Lange lachten wir über den Vorfall und über die bekehrte Spröde.

Regenschwere Wolken hingen am Himmel, als wir in Szegedin einfuhren. Der kommende Tag war ein Feiertag, und da mußte auch diese Stadt ein Festkleid anlegen, das heißt, es mußte regnen, um den Koth, dem Szegedin seine ganze Berühmtheit verdankt, noch zu vermehren. Wenn Ungarn, folglich auch Szegedin, die echt ungarische Stadt mit 50,000 Einwohnern und keinem einzigen schönen Gebäude, Eisenbahnen erhält, der Verkehr größer wird, erhält wohl auch diese Stadt Pflaster; dadurch wird sie aber auch noch das einzige, was sie berühmt macht, ihren Koth verlieren. Diese Stadt gleicht Venedig: so wie dort über die Lagunen die Brücken, sind hier über das Kothmeer — Bretter gelegt. Unglücklich, wer hier einen Fehltritt begeht.

In der Szegediner Festung sind die Unglücklichen Freiheitsmänner Italiens eingekerkert. Wahrlich, euch konnte kein traurigeres Loos zu Theil werden, Italien — und Szegedin! Orangen — und Paprika.

Es war der Tag, den die römisch katholischen Christen feiern zum Andenken an die Himmelfahrt des Gottmenschen. Wie unendlich wichtig und freudvoll war mir dieser Tag in meiner Jugend. Am Vorabend, als uns die freundliche Glocke das Zeichen gab, daß wir erlöst seyen, länger den Schulstaub einzuathmen, eilten wir nach Hause, warfen die Bücher in eine Ecke, um auch sie, die stark angegriffenen, doch trotz des Auswendiglernens wenig begriffenen, ausruhen zu lassen. Wir bewaffneten uns mit großen Messern und zogen singend hinaus in den Wald, hieben wüthend in die jungen und alten Tannenbäume, die ob solchem Frevel unwillig ihre Häupter bewegten, und beluden uns mit Reisern, um die Altäre am Hauptplatz, und die Fronten unserer Wohnhäuser zu schmücken. Dann zogen wir am Hauptplatze herum, von einem Altare zum andern, und schauten neugierig zu, wie die Mittelbilder mit Grün umgeben wurden, und allmälig der ganze Altar entstand, mit Blumen und Kerzen geschmückt. Wie vermochte man da die Nacht in Schlummer zuzubringen, wie quälte einen der Gedanke, ob der morgige Tag gutes oder schlechtes Wetter in seinem Gefolge bringen würde. Und wenn der Himmel hell strahlte, die neuen Festkleider uns angelegt wurden, wie stürmten wir da wieder hinaus auf den Marktplatz, um die schon angestaunten Seltenheiten nochmals zu betrachten.

Herrlich, heiter und rein, war auch der Tag der heurigen Himmelfahrtsfeier, an dem wir Szegedin verließen und dem Ziele unserer Reise, dem Banate zuzogen. Weite Riedstrecken verkündeten die Ufer der Theiß, und wir erblickten am Wege in einer weiten Wasserfläche eine Insel, die mit Kreuzen besäet war, einen Friedhof. Thränengarten nennen ihn die heutigen Ungarn. Am dieß- und jenseitigen Strande hoben leise Wellen zwei Ueberfahrtskähne, und auf der Insel selbst errichteten geschmückte Männer und Frauen einen Altar. Dieß rief mir obige Jugenderinnerung hervor. Und fuhr einer der in diesen Gegenden häufig angesiedelten Serben, aber zu unserem Aerger ganz das Gegentheil des muntern feurigen Ungars Josi. Seine Pferde, kleine schwächliche Thiere, waren nach kurzer Zeit nicht mehr im Stande uns weiter zu bringen, und wir beschlossen nach Türkisch-Kanischa, dem vorläufigen Ziele unserer Reise, zu Fuß zu wandern. Man könnte die Nationen des Banates nach ihren Pferden charakterisiren. Das ungarische Pferd ist unbändig, zuthunlich und feurig und eilend, voll Muth und stark; das des Serben gewöhnlich klein, schleichend, faul und heimtückisch; der Ungar treibt seine Pferde mit Zuruf und Peitsche an, der Slave muß es frottiren, ihm Mähnen und Ohren reiben, kurz ihm schmeicheln, wenn es weiter soll und hinterher erst, wenn es im Lauf ist, versetzt er ihm einen Schlag; des Deutschen Pferde im Banat sind die stärksten, schönsten und wohlgenährtesten, die ich je bei einem Bauer gesehen, doch greifen sie selten in raschem Laufe aus, sie sind bequem, wohlgepflegt; und der Wallache endlich fährt mit — Ochsen.

„Ja, ja das Ungarn! Wenn man dasselbe und seine jetzigen Bewohner wohl beurtheilen will, muß man sich herausflüchten aus dem Gewirre und auf die Höhe der Beobachtung stellen, will man nicht Seitenstöße erhalten. Ungarn gleicht seinem feurigen Weine, der aber noch in Gährung begriffen ist, was Wunder, daß er oft überschäumt; einem im Schmelzen begriffenen Metalle ohne Form, das ich von weitem mit seinen prickelnden Flammenzungen gerne betrachte, aber eine einzelne Flamme zu berühren hüte ich mich; einem Eichenstamme, den viele mit derben Schlägen behauen, und da geschieht es leicht, daß mancher Hieb, ohne Ziel, die Luft durchsauft indem einer den andern drängt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Behaglich saßen in einer Gaststube einige Lebemänner und zechten fleißig, während ein armer Wandersmann hinterm Ofen sein Stückchen schimmlich Brod kaute. Begeistert von dem duftigen Getränke, rief endlich einer derselben, sein Glas hoch erhebend, aus:

Es gab Natur doch sonder Zweifel
Ein Gläschen Wein für jeden Erdensohn!

Da antwortete der hinterm Ofen in gleichem Rhythmus:

So sagt mir aber doch zum Teufel:
Wo bleibt denn meine Portion?

Ein bekannter Komiker hatte in einem Stücke eine Zigarre zu rauchen, diese aus Holz nachgemacht, fiel zu Boden, und erregte durch ihr Geklapper das Gelächter des Publikums. Phlegmatisch frug der Komiker den neben ihm auf der Bühne stehenden Theaterdirektor: Sagen Sie mir, was kostet die Klafter von diesen Zigarren?

L. wurde von einem Fremden um ein Darlehen angesprochen. Verwundert sagte L.: „Ich kenne Euch ja nicht.“ — „Ja,“ meinte der Mensch, „die mich kennen, die wollen mir nicht borgen.“

Auflösung des Räthsels in Nro: 60:

Auflösung.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 62 19. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

Als Eduard's Begleiter hörten, daß der gefürchtete Matheo nicht zugegen sey, drängten sie sich, begierig den Diener des Freiherrn zu erschauen und dessen Rede zu vernehmen, in das Zimmer.

„Beim Himmel, ich hatte ihn gut gefaßt!“ entgegnete Robert auf die Frage seines Herrn und indem er, wie Jemand, der sich mühsam auf etwas Geschehenes besinnt, die Hand an die Stirne legte: „der Schurke wäre mir auch nicht entkommen, wenn er mich nicht plötzlich das kalte Eisen seines Messers an der Gurgel hätte fühlen lassen. Da schleuderte ich ihn weit hinweg von mir, aber bei der gewaltigen Anstrengung stürzte ich selbst nieder auf den glatten Boden und zerschlug mir im Falle die Stirne an jenem Pfeilertische. Was aus dem Buben geworden ist, weiß ich nicht! Ist er aus dem Fenster in die See gesprungen, so werden die Fische meine Rache übernehmen; außerdem hoffe ich ihm wohl noch einmal zu begegnen und dann will ich ihm nur gleich die Gurgel zerdrücken, ehe er Zeit gewinnt, sein Messer zu ziehen!“

Der Freiherr untersuchte die Fenster, sie waren verschlossen; er blickte in das Nebengemach, es war leer.

Die Diener des Hauses hatten sich um Robert versammelt, und theilten halblaut einander ihre Vermuthungen mit.

„Den Matheo hält keine menschliche Gewalt,“ sagte einer: „er schreitet durch Mauern und verschlossene Thüren; es ist eitle Mühe, ihm ein Hinderniß in den Weg legen zu wollen!“

„Possen!“ sprach Robert mürrisch dazwischen: „der Bursche besteht aus Fleisch und Bein, wie ich und ihr Alle. Ich habe seine Hand gefühlt, meine Faust hat seine Rippen gezählt.“

„Auf diesem Wege ist er entkommen!“ rief in diesem Augenblicke Haldenschild, der indessen forschend an den Wänden des Gemachs hingeschritten war, um etwa irgend eine verborgene Tapetenthüre ausfindig zu machen: „Hier ist der geheime Gang, durch welchen er zu jeder Zeit in das Schloß dringen und sich wiederum seinen Verfolgern entziehen konnte; jetzt ist das Räthsel seiner dämonischen Natur gelöst!“

Alle traten dem Freiherrn näher. Dieser stand vor einer Oeffnung in der Mauer, von welcher eine Treppe, deren Ende nicht zu ersehen war, in einen engen niedrigen Gang hinabführte. Eins der großen Ahnenbilder hatte diese Oeffnung verdeckt gehalten, welche der Freiherr auch jetzt schwerlich wahrgenommen haben würde, wenn nicht Matheo in der Eile seiner Flucht unterlassen hätte, die sonst unbemerkte Pforte fest zu verschließen. Eine klaffende Spalte hatte den aufmerksamen Eduard zu der Entdeckung des geheimen Schlupfwinkels geführt.

Rasch ergriff jetzt Haldenschild ein anderes noch geladenes Pistol, welches auf dem Tische vor seinem Bette lag und stürmte den geheimen Gang hinab, indem er in der linken Hand eine Fackel trug. Robert, der wieder gänzlich zur Besinnung gekommen war, eilte mit gezogenem Schwerte seinem Herrn nach. Mehrere der Diener durch dieses Beispiel fortgerissen schlossen sich an.

Der Freiherr hatte bald das Ende der steilen Treppe erreicht. Hier befand er sich mit seinen Begleitern in einem kleinen runden Gewölbe, aus welchem noch zwei Treppengänge, dem ähnlich, durch welchen sie von oben herabgestiegen waren, in andere Theile des Gebäudes aufwärts zu führen schienen. Eine schmale und niedrige Thüre von Eisen befand sich in den Mauern zwischen diesen beiden Gängen. Haldenschild machte den Versuch, die Pforte zu öffnen. Sie war nur angelehnt und gab sogleich dem Druck seiner Hand nach. Ein starker Luftzug strömte durch die geöffnete Thüre herein, und drohte das Licht der Fackeln zu verlöschen, so daß man genöthigt war, sie hinter den schützenden Mauern zu verbergen.

Das Rauschen der Wellen schlug an Eduard's Gehör, als er in gebückter Stellung in die Pforte trat. Er erkannte, daß dieser Eingang von Gesträuch bedeckt war, durch welches nur mühsam einige Strahlen des Mondes zu ihm hineindrangen. Robert's Schwert schnitt rasch die niederhängenden Epheuranken durch. Der weite Spiegel des Sees, vom Silberlichte überglänzt, lag vor den Blicken des erstaunten Freiherrn; die andringenden Wogen benetzten seinen Fuß.

Es war klar, daß die Pforte, von deren Daseyn keiner der anwesenden Schloßbewohner etwas wußte, sich in der nach dem See hinliegenden Seite des Hauses

befand, welche faſt gänzlich mit Epheu verhüllt war. Dieſe grüne Decke mochte bis jetzt die eiſerne Thüre auch vor jeder Wahrnehmung von Außen geſchützt haben.

„Bis hierher geht unſere Verfolgung und nicht weiter,“ ſagte der Freiherr, dem es nicht zweifelhaft ſchien, daß Matheo ſeine weitere Flucht über den See bewerkſtelligt habe. Der Blick ſeines ſcharfen Auges flog zugleich über die Wellen und entdeckte einen Kahn, der ſich in der Richtung nach dem bereits erwähnten Vorgebirge raſch von dem Schloſſe entfernte. Matheo's Hohngelächter, von Allen gehört und erkannt, tönte über die Waſſerfläche herüber.

„Der Teufel hole ihn!“ rief Robert ärgerlich aus: „die Flucht iſt ihm gelungen, ohne daß ich ihm eine kleine Vergeltung für den wohlgemeinten Dolchſtoß mit auf den Weg habe geben können!“

„So wollen wir ihm wenigſtens das Wiederkommen verwehren!“ ſprach Haldenſchild, indem er die Pforte ſchloß und mehrere ſchwere eiſerne Riegel, die lange außer Gebrauch geweſen ſeyn mochten, mühſam vorſchob.

Man wandte noch einen Theil der Nacht an, die beiden unbekannten aufwärts führenden Gänge zu unterſuchen und des Freiherrn Vermuthung, daß ſie eine Verbindung mit dem Innern des Schloſſes bilden möchten, fand ſich vollkommen beſtätigt. Man konnte auf den drei geheimen Wegen, durch verſteckte Tapetenthüren, in den Mittelbau und die beiden Flügel des Hauſes gelangen; Matheo mußte das Daſeyn und die Beſchaffenheit dieſer Gänge, von denen, wie die Diener des Hauſes verſicherten, nie irgend eine Erwähnung geſchehen ſey, auf eine ſeltſame und unbegreifliche Weiſe erfahren haben. Haldenſchild war überzeugt, daß ſelbſt der Graf und der alte Kaſtellan das Geheimniß dieſer Schlupfwinkel nicht kannten: wie leicht hätten ſie nicht ſonſt dem Eindringen des gefürchteten Matheo unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen können!

Als Eduard wieder auf ſein Zimmer zurückkehrte, fand er den Kaſtellan, der von ſeinem Erſtaunen über die gemachten Entdeckungen gar nicht zu ſich kommen konnte. Auf des Freiherrn Frage berichtete er, daß Graf Sinner nachdem der Wundarzt aufs Neue ſeine Wunde verbunden, in einen tiefen Schlaf gefallen ſey und daß Gräfin Anna nur der Ruhe bedürfe, um ſich von dem gehabten Schrecken zu erholen.

Haldenſchild, um die Geliebte und ihren Vater gegen jeden weitern möglichen Ueberfall zu ſichern, befahl dem muthigen Robert und denjenigen von der Dienerſchaft, welche die meiſte Unerſchrockenheit bewieſen hatten, in den Gängen nächſt dem Zimmer des Grafen, den Ueberreſt der Nacht hindurch Wache zu halten. Er ſelbſt blieb in ſeinem Gemache zurück und erwartete hier, das Vorgefallene überdenkend, den Anbruch des Morgens.

(Fortſetzung folgt.)

Schilderungen aus der preußiſchen Kammer.

(Fortſetzung.)

Diejenige Geſtalt, welche zunächſt die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, iſt Waldeck. Er kommandirt auf der äußerſten Linken, wie Schwerin auf der Rechten, zuweilen mit zu viel Eklat, wie ein zu ſehr von ſich eingenommener Kapellmeiſter, nur nicht immer in dem guten Sinne, wie ich es bei dem edlen Grafen rühmend anerkennen mußte. Er zieht an, aber wie ein Lied in fremder Sprache, das man gern verſtehen möchte. Eine große Geſtalt, die ſich ſelber aber nicht recht zu regieren weiß, hoher, ſchmaler Kopf mit ungeſchmälertem Haare von röthlicher Anlage, das aber ſchon ziemlich weiß geworden iſt, mit feinen Zügen und jener transparenten Haut, die etwas Geiſtiges vermuthen läßt. Die Geſichtsform iſt eher ſeltſam als ſchön, oder auch nur bedeutend; ein tiefblaues Auge, in dem etwas liegt, aber man weiß nicht was; man kann nicht einmal ſeine Richtung genau verfolgen. Seine Mienen ſind in beſtändiger Vibration; die zahlreichen Falten ſpielen in den ſonderbarſten Metamorphoſen, man weiß nicht, lächelt er, oder iſt er ernſthaft. Es arbeitet beſtändig in ihm, aber wo hinaus, ſcheint er ſelber nicht zu wiſſen. Seine Stimme iſt melodiſch und kann unter Umſtänden ſehr ergreifen; doch hat er ſie nicht in ſeiner Gewalt, ſo wenig als ſeine Rede.

Wie Waldeck, Mitglied des höchſten Gerichtshofes und im Staatsleben ergraut, zur äußerſten Linken kommt, begreift man noch viel weniger, wenn man ſich die Geſellen anſieht, die ihn umgeben. Außer Jacoby, in deſſen harten Zügen wenigſtens unverkennbare Ehrlichkeit liegt, wenn auch eben ſo viel einſeitiger plebejiſcher Radikalismus, ſitzt hier doch auch kein Einziger, in deſſen Geſellſchaft man ſich gern möchte ſehen laſſen. Den eigentlichen Mittelpunkt der Gruppe bildet der ungeheure ſtrohfarbene Bart des Abgeordneten von Berlin, Herrn Berends, Buchdruckereibeſitzer und ehemaliger Candidatus theologiae. Das dornirte Lächeln der Suffiſance, das dieſer Mann als ſchickliche Charaktermaske eines über alle ſtaatlichen Fragen weit hinausgehobenen Berliner Demagogen ſeinen groben Zügen aufprägen zu müſſen geglaubt hat und das bei ſeinen roheren Geſellen zu einer Art Grinſen wird, ſieht um ſo widerwärtiger aus, da man das Gemachte jeden Augenblick herauskennt. Die kurzen Bemerkungen, die Berends zuweilen mit hohler Stimme vorzutragen ſich bemüßigt findet, ſind keineswegs von der Art, jener ſtereotypen Ironie eine Berechtigung zu geben. Von den übrigen konfiszirten Geſichtern gebe ich Ihnen wohl bei Gelegenheit ein kleines Genrebild.

Im linken Zentrum, um den alten techniſchen Ausdruck beizubehalten, ſitzt an der Spitze das liberale Beamtenthum, das ſchon unter der alten Regierung mit

dem Staatswesen, dem es praktisch vollkommen angehörte, theoretisch gebrochen hatte. Der dem preußischen Beamtenthume eigene Dünkel, der früher die nicht offiziellen Schichten des Volkes gedrückt hatte, richtet seine Spitze jetzt gegen seine eigene Voraussetzung; es beutet die Volkssouveränetät aus, um die bureaukratische Allmacht, die sonst der Regierung als einer Totalität angehörte, jetzt der individuellen Beamtenbildung zu vindiziren. Vor einer Selbstherrschaft der Massen, wie die eigentlichen Demokraten es wollen, würde es sich schönstens bedanken.

Als der vorläufige Chef der Linken scheint Herr v. Unruh seiner letzten parlamentarischen Thaten wegen anerkannt zu seyn. Er stellte den Gegenantrag gegen die von der Rechten projektirte Geschäftsordnung, der von der gesammten Linken unterstützt wurde. Herr v. Unruh — er ist Regierungs- und Baurath in Magdeburg — macht persönlich einen sehr wohlthätigen Eindruck. Ein etwas eingefallenes Gesicht mit starkem Schnurrbarte, sieht er in seinem grünen Rocke wie ein Oberförster oder Forstrath oder so etwas aus. Er redet einfach und schlicht, mit Verstand, und ich muß gestehen, daß sein bisheriges Auftreten ein gemäßigtes und versöhnliches war. Die Rechte sollte sich hüten, diesen Mann unnöthig zu verletzen. Wir haben uns stark genug gegen die Handlungsweise des Rumpfparlamentes, dessen Anführer er durch seine Stellung gewesen war, ausgesprochen, daß wir nun auch wohl anerkennen dürfen, sie war in seiner Lage begreiflich und natürlich. Wenn er sich seinerseits nicht durch die eingebildete Pflicht der Konsequenzen bestimmen läßt, gegen die Vergangenheit mit kriegerischen Gelüsten zu Felde zu ziehen, so sollten die Liberalen der rechten Seite sich auch durch seine Vergangenheit nicht abhalten lassen, sich mit ihm zu verständigen. Es ist die Rede von der Bildung eines Zentrums, zu welchem etwa sieben bis acht Mitglieder der Rechten — Grabow, Osterrath, Immermann, Naumann und ein Paar Andere, deren Namen ich vergessen habe — gehören sollen, und dem im Uebrigen die Linke, mit Ausschluß der Waldeck'schen Partei beiträte. Eine solche Zentrenbildung wäre ein Unglück für die gute Sache und von Seiten jener Mitglieder geradezu Verrath, denn sie wäre, ganz wie bei der frühern Konstituante, eine pronunzirte parlamentarische Anarchie, eine Parteistellung, welche jede geordnete konstitutionelle Regierung unmöglich macht und den Staat zu einem Pharaotisch für ehrgeizige politische Aventuriers herabsetzte. Ein anderes wäre es, wenn der größere Theil der Rechten, der doch aus der alten ständischen Opposition hervorgegangen ist, von vornherein eine bestimmte unabhängige Haltung einnähme, und nicht bloß Ordnung und Gesetz, sondern auch Freiheit zu seiner Devise machte. Wir wollen doch zugestehen, daß die Rechte der vorigen Versammlung um kein Haarbreit besser war als die Linke; sie hatte kein Leben in sich, sie war nur antiradikal und gab sich zur Vertheidigung der verschiedenartigsten Prinzipien her, wenn sie nur gerade in der Regierung waren. Die jetzige Rechte dagegen hat ein eigenes, sehr bestimmtes Leben, sie darf dieses nur klar aussprechen, um einen nicht kleinen Theil der gemäßigten Linken, Unruh an der Spitze, zu sich hinüberzuziehen. Durch eigensinniges Festhalten an den längst überwundenen Parteistreitigkeiten würde eine solche Koalition unmöglich werden, die doch für das Gedeihen des Verfassungswerkes eine unabweisbare Nothwendigkeit ist, denn eine so kleine Majorität, wie die jetzige, ist für keine Regierung eine sichere Stütze.

Von den übrigen oppositionellen Bureaukraten ist Herr v. Merkel eine neue Größe. Aus den Paar Reden, die er bisher gesprochen hat, kann man nicht viel schließen, sein Aeußeres hat eine gewisse Aehnlichkeit — lachen Sie nicht! mit Matthy; er sieht trocken und pedantisch aus und spricht auch so. Temme entspricht genau dem Porträt, das unser Freund von ihm entworfen hat; als er auf die Bühne trat, fing er an, larmoyant zu werden; seine Stimme zitterte und stockte, wenn er auf die politische Verfolgung kam, die auch er habe erleiden müssen und auf die Schmähungen gegen die aufgelöste Nationalversammlung, welche einst in der Weltgeschichte weit über andere Nationalversammlungen erhoben werden würde. Von der Rechten wurde ihm zugerufen: allerdings wird die Geschichte sie besprechen! — v. Kirchmann ist eine kleine Figur, mit kleinem, zusammengedrücktem, gelbbraunem Gesichte, es liegt zuviel Verschlagenheit darin, um Vertrauen zu erregen. — Herr Bucher aus Stolpe, auch ein kleiner Mann, sieht ganz aus, wie der preußische Assessor, in welchem man, weil er noch nichts Bestimmtes ist, mit Bequemlichkeit den Embryo eines Staatsmannes der Zukunft fühlen kann. Er spricht mit Leidenschaft und nicht ohne Gewandtheit, wenn ich auch das große oratorische Talent, welches die Opposition ihm vindiziren möchte, in ihm nicht finden kann. Das verzogene Schoßkind des linken Zentrums, den galanten Abbé, wie die Neue Preußische ihn nennt, Herr v. Berg, übergehe ich hier, weil ihm ein eigener Brief bestimmt ist.

Nehmen Sie vorläufig vorlieb mit diesen leicht hingeworfenen Skizzen; sie machen natürlich keinen Anspruch auf eigentliche Charakteristik oder Kritik; es hat nur für manche Leser Interesse, zu ersehen, wie die Leute aussehen, von denen man durch dürftige Protokolle oder wenn auch durch stenographische Berichte, denen immer das eigentliche Fleisch und Blut fehlt, so mancherlei erfahren hat.

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Als wir ein Stück Weges weiter zurücklegten, kam an uns vorbei ein eilender Wagen, auf dem ein lieblicher Knabe saß. Wir langten mit ihm zugleich an

einem Hause an, das von Wohlhabenheit zeugte. Da kam aus demselben eine Frau mit Jubelgeschrei gestürzt, riß den Knaben vom Wagen, küßte und liebkoste ihn, um sie her standen die Mägde, die ihn ihr wegnahmen und herzten, auch die Haushunde sprangen an ihm herauf und schmeichelten ihm. So die Ungarn mit ihrem Lande. Wer kann es der Mutter verargen, daß sie aus Liebe für ihr Kind oft Fehler begeht? Der Ungar hat alle Elemente einer tüchtigen Nation in sich. Freiheits- und Vaterlandsliebe, Muth und Begeisterung für alles Gute und Schöne. Er ist wie ein feuriger Jüngling vor seiner ersten Liebe, der die ganze Welt an seine Brust schließen möchte, und durch seine Liebkosungen solchen, die daran kein Wohlgefallen finden, die in sich selbst schon abgeschlossen und kälter sind, oft zu täppisch wird; wie ein junger Hund, der jeden liebkost, an jedem hinaufspringt, und so oft manchen mit Koth bedeckt.

So muß man auch ihre politischen Verhältnisse beurtheilen. Wie bei jeder Nation, die noch in der Bildung nicht die höchste Blüthe erreicht hat, geht Freiheit über Gleichheit. So lange in Ungarn beim Landtage nicht auch das Volk seine Vertreter finden wird, kann kein wahres Wohl stattfinden. Was nützt es, wenn es den Bürgerlichen jetzt bereits gestattet ist, Komitatsdienste bekleiden zu können, wenn sie bei der Restauration keine Stimme zur Wahl haben? Die Adeligen werden einen Bürgerlichen nie oder selten zu einer Dienststelle wählen.

Am Strande der Theiß lagen mehrere Müller. Einer derselben schlug sein Kind mit einem Stocke, ich weiß nicht warum. Dieß erinnerte mich an die Herrschaft des Stockes in Ungarn. Gewalt geht da noch über Recht. Ein Land, das den Stock noch in seinem Wappen führt, kann auf hohe Bildung nie Anspruch machen. Und so ist es auch. Es besteht allda noch das Okkupationsrecht. Eine Mutter hinterließ ihren drei Söhnen beträchtliche Güter, so zwar, daß die Besitzungen desjenigen, der kinderlos stürbe, seinem Bruder zufallen sollten. Alle drei Brüder starben. Nur der letzte hinterließ eine Tochter, die verheirathet war, und der Ehegatte nahm in ihrem Namen, als einziger Erbe, die Güter in Besitz. Nun machte aber die Kammer des Staates ebenfalls Ansprüche auf die Besitzungen unter der Vorgabe, daß im Testamente keine weiblichen Erben als besitzfähig namhaft gemacht worden wären. Das Okkupationsrecht läßt den jeweiligen Besitzer in seinem Eigenthum, wenn er Jahr und Tag die Güter in seiner Gewalt behält. Der Erbe bewohnte in völliger Rüstung gegen Anfälle schon neun Monate sein Schloß, als auf einmal ein Kameralbeamte mit vielen bewaffneten Männern ihn überfiel, und mit Hinterlassung einiger Todten und vieler Verwundeten von beiden Seiten, ihn daraus vertrieb. — — Und ein solches Gesetz läßt die Regierung nicht nur zu, sondern übt es auch noch aus! Ueberhaupt ist das Verhältniß der Regierung zu der Opposition ein sehr sonderbares. Beim Landtag ist es ein fortwährendes Handeln. Gibst du mir das, so laß ich dir jenes, wer davon die besten Früchte trägt, ist wohl klar.

Als wir gegen Ungarisch-Kanischa, das von Türkisch-Kanisch durch die weit und langsam dahin wallende Theiß getrennt ist, kamen, saß am Wege ein Knabe. Rechts und links bildeten Weichselbäume, mit herrlichen Früchten beladen, die Feldeinfassung und luden uns, die wir von der Sonnenhitze und dem zurückgelegten Wege ermüdet waren, zur Erquickung ein. Ungesäumt erfrischten wir uns, während der Knabe zusah.

„Was machst du hier, mein Knabe?“ fragte unser Dolmetsch.

„Ich hüte die Weichseln, damit Niemand davon nehme!“ — —

„Aber es sind ja keine schönen da?“

„Geht nur weiter hinauf, meine Herren, da oben, seht ihr, auf der Spitze giebt es herrliche.“

Wer gleicht wohl dem Knaben, der die Weichseln gehütet, und uns selbst angegeben, wo die besten zu brechen wären?

Mittlerweile war der serbische Kutscher uns nachgekommen. Neben uns floß langsam die fischreiche Theiß, von der Mittagssonne vergoldet. Am Ufer lag in einem Kahne ein Knabe, und ließ sich von den Wellen in Schlummer lullen. Unser Zuruf: „Willst du uns nach Türkisch-Kanischa auf der Theiß führen?“ weckte ihn aus seinem Schlummer. Als er beistimmte, waren unsere Reiseeffekten schnell in das kleine Boot getragen, und so fuhren wir auf den schimmernden Wogen der Theiß nach Türkisch-Kanischa.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Jemand wollte einen Wechsel nicht acceptiren. Als er darüber vom Gericht zur Antwort gezogen wurde, entschuldigte er sich mit den Worten: „Der Wechsel ist nicht richtig. Ich und der Aussteller des Wechsels duzen uns schon seit dreißig Jahren, und der Wechsel beginnt mit den Worten: Zwei Monat a dato zahlen Sie.“

Räthsel.

Thue das Erste, nur nicht wie's Zweite;
Sonst verlachen Dich, wie's Ganze, die Leute.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 63 21. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

10.

Der Tag kam, die Sonne zerstreute mit ihren siegreichen Strahlen die Nebel, welche auf dem See lagen, ein leicht bewegtes Lüftchen trieb das zerrissene Dunstgewölk in die tiefen Schluchten der Gebirge, wo es bald verschwand, und nun traten die fruchtbaren Ufer des Sees, mit freundlichen Dörfern und zahlreichen Villen bebaut, wie ein buntprangender Rahmen des ungeheuern Spiegels, den sie umgaben, erkennbar und deutlich hervor. Hinter den Dörfern und Landhäusern erhoben sich im scharf abstechenden Wechsel, bald hügelan laufende Fruchtgefielde, bald dunkelstarrende Felsenmassen, über denen wieder grüne Berggipfel zum Himmel aufstrebten und nach Norden hin ferne Schnee- und Eismassen, im Demantglanze die grüßende Morgensonne zurückspiegelnd, erschienen. In den tiefeingeschnittenen Buchten wurde es rege und lebendig: Fischernachen stießen vom Lande ab, schwer beladene Bote schifften nach Süden hin, um am untern Gestade des Sees sich ihrer Last zur weiteren Führung nach der Lombardei zu entledigen.

Wie sehr auch Haldenschild's Geist mit den Ereignissen der Vergangenheit beschäftigt war und von trüben Ahnungen für die Zukunft erfüllt wurde, so konnte er doch dem reizenden Schauspiele, welches die Gegenwart ihm bot, seine Theilnahme nicht versagen.

„Das ist die reichgeschmückte Pforte von Italiens unverwelklichem Blüthengarten!“ dachte er bei sich; „der flüchtige Morgenwind bringt den duftigen Gruß der Orangen- und Mandelbäume herüber.“ —

Als die Stunde des Frühstücks gekommen war, trat ein Diener ein, welcher dem Freiherrn meldete, daß Gräfin Anna ihn erwarte. Eduard hatte gefürchtet, die Ereignisse der Nacht möchten nachtheilig auf Anna gewirkt haben und ihn deßhalb vielleicht der Freude sie zu sehen berauben. Froh überrascht folgte er dem einladenden Diener.

Die junge Gräfin zeigte im Aeußeren noch Spuren des Schrecks, welchen die Erscheinung und die Drohungen des furchtbaren Matheo zur Folge gehabt hatten. Ihre Wange war bleich, das Feuer ihrer Augen erloschen.

„Wir haben Ihnen so viel zu danken,“ redete sie mit sanft bebender Stimme den Freiherrn an, indem leichte Röthe ihr blasses Antlitz überflog: „Sie haben das Leben meines Vaters vor dem blutdürstigen Wahne des unglücklichen Matheo, meine Ehre, mein irdisches Heil vor dem schrecklichsten Verderben gerettet!“

„Der Tochter großherziges Opfer schützte den Vater;“ fiel Eduard rasch und begeistert ein: „ihr bleibe der Ruhm der hohen That!“

Anna schlug die Blicke zu Boden. Nach einem kurzen Stillschweigen fuhr sie fort:

„Gewiß muß Ihnen unser Verhältniß zu Matheo, das räthselhafte Wesen dieses Bedauernswerthen auffallend erschienen seyn und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen über diesen Punkt mitzutheilen, was mir selbst bekannt ist.“

Haldenschild näherte sich der jungen Gräfin und wenn auch die Gegenwart der Geliebten sein Herz mit den süßesten Gefühlen durchströmte so minderte diese Regung doch nicht die gespannte Aufmerksamkeit, mit der er ihren Worten lauschte.

„Matheo ist der Sohn des vorigen Kastellans dieses Schlosses,“ sprach Anna weiter. „Als dieser starb war Matheo ein fünfjähriger Knabe und in gleichem Alter mit meinem Bruder Eddo. Mein Vater ließ den Verwais'ten auf das Schloß in Graubündten kommen, das wir damals bewohnten, und ihn dort die Lehrstunden und Freuden Eddo's theilen. Wenn beide Knaben auch im Aeußeren durch ihren hohen und kräftigen Wuchs einander entsprachen, so schien dahingegen ihr Inneres um so verschiedenartiger. Eddo war mild, freundlich und offen; Matheo finster, stürmisch und verschlossen. Nur gegen mich, damals ein Kind von zehn Jahren, zeigte sich Matheo nachgibiger und gefälliger, als gegen andere. Doch erinnere ich mich recht wohl, daß ich ihn seines finsteren Blickes wegen sehr fürchtete und immer nur auf Bruder Eddo's dringendes Zureden mich ihm nähern mochte. Trotz ihrer Charakterverschiedenheit, waren die Knaben die besten Freunde. Es war ein in ihnen beiden stark vorwaltendes Gleichgefühl, welches sie verband: nämlich eine ungemessene Bewunderung des Mannes, der aus dem Staube sich zum Kaiserthrone emporgeschwungen hatte, dessen Heere Europa überschwemmten

und dem der Sieg gar nicht untreu werden zu können schien. Mein Vater suchte dieses Gefühl eher zu nähren als zu unterdrücken; er selbst war von Ehrfurcht gegen den kühnen Mann durchdrungen, von dem er damals noch, in einem Irrthume, den so mancher Redliche mit ihm theilte, das Heil Europa's erwartete. In jener Zeit hatte ich das Unglück meine Mutter zu verlieren; mein Vater, von diesem Schlage schwer gebeugt, beschloß meine fernere Erziehung einer nahen Verwandten in Deutschland anzuvertrauen. Als ich am Tage der Abreise von Matheo Abschied nehmen wollte, war er nirgends zu finden, und ich erfuhr nachher, daß er erst spät in der Nacht wieder auf dem Schlosse erschienen und mehrere Tage lang, ohne ein Wort zu sprechen, mit verstörtem Angesichte und wild verwirrten Blicken umhergewandelt sey. Dieses mag die erste Anzeige des Zustandes gewesen seyn, der sich später so schrecklich in ihm verkündigte und ihn zu einem Gegenstande des Abscheues und zugleich des Mitleidens macht."

Anna schwieg einige Augenblicke lang. Der Gedanke an Matheo's schreckliches Schicksal schien sie lebendig zu ergreifen. Doch fuhr sie, als sie die gespannte Aufmerksamkeit wahrnahm, mit welcher der Freiherr die Fortsetzung ihrer Erzählung erwartetete, weiter fort:

„Eddo und Matheo traten in französische Kriegsdienste. Meines Vaters Empfehlung verschaffte Beiden Offiziersstellen. Sie fanden schnelle Beförderung. Matheo wurde von seinem ungezügelten Ehrgeize zu fast unglaublich kühnen Thaten getrieben, die ihn selbst den Machthaber bemerkbar machten, den er abgöttisch verehrte. Als ich mehrere Jahre nach dem Tode meiner Mutter die Heimath in Graubündten besuchte, kamen auch mein Bruder und Matheo dorthin; bei der augenblicklichen Ruhe, welche über dem größten Theile von Europa herrschte, war ihnen ein kurzer Urlaub bewilligt worden. Matheo's Brust war von militärischen Auszeichnungen überdeckt, welche ihm sein Muth erworben hatte; auch Eddo konnte gleich ehrenvolle Dekorationen aufzeigen. Dieser war mild und freundlich geblieben, wie er als Knabe gewesen; jener legte einen Uebermuth und einen trotzigen Stolz an den Tag, der Jeden zurückscheuchen mußte. Während meines Aufenthaltes in Deutschlands waren meine Ansichten über den Götzen, welchem Matheo huldigte, gereift und berichtigt worden; ich hatte die Geisel des Menschengeschlechtes, nicht dessen Schutzgeist in ihm erkannt. Es konnte nicht fehlen, daß nun zum Oftern Wortfehden zwischen mir und den beiden jungen Männern entstanden, die oft nur durch die Gegenwart meines Vaters ihr Ende fanden. Ungeachtet dieser abweichenden Gesinnungen hatte ich das Unglück, Matheo's Aufmerksamkeit in einem hohen Grade zu erregen. Seine Leidenschaft bedrängte mich auf das Unerträglichste und und heischte Gegenliebe. Ich wies ihn kalt zurück. Das hielt ihn jedoch nicht ab, meinen Vater selbst um meine Hand anzugehen. Wie sehr auch dieser damals noch Matheo's politische Meinung theilte, so war er doch zu stolz auf den Ruhm eines bisher unbefleckt gebliebenen altadeligen Hauses, um dem Werber auch nur die mindeste Hoffnung zu geben. Mein Vater, dessen Grundsatz es war, alle, die in einem niederen und von ihm abhängigen Verhältnisse standen oder gestanden hatten, immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung zu halten, erinnerte ihn ernst an seine Herkunft und erwähnte nicht undeutlich der Verpflichtungen, welche er gegen ihn habe. Matheo, der in seinem Uebermuthe diese Erklärung nicht erwartet haben mochte, schäumte vor Wuth; noch in der nämlichen Stunde eilte er zu seinem Regimente zurück. Wenige Tage hierauf reiste ich wieder nach Deutschland ab. Zum letzten Male umarmte ich meinen Bruder; er verließ mit mir an demselben Tage das Vaterhaus, um sich dem damals entworfenen Kriegszuge nach Rußland anzuschließen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

III.

An der Theiß.

Türkisch-Kanischa ist ein kleiner Ort und liegt am linken Theißufer, das sich da, wo es Häuser bedecken, über den Spiegel des breiten, tiefen, dunkelgelben Flusses etwas höher erhebt. Hart am Strande steht ein kleines Kirchlein der Katholiken, ohne Thurm und niedrig. Nur durch zwei kleine Fenster beleuchtet die Sonne seine inneren Räume, die höchstens zweihundert Menschen fassen. Nahe daran befindet sich ein hölzernes Gestell, woran zwei kleine Glocken hängen, mit welchen Morgens, Mittags und Abends, dann auch Sonntags zum Gottesdienste geläutet wird, und weiter abwärts drohte eine von Wind und Wetter und lustigen Knaben beschädigte Johanneestatue zusammenzubrechen. Doch damit man nicht einen gar zu kleinen Begriff vom Orte selbst bekomme, was wohl geschehen würde, wenn man von der Kirche auf denselben schlösse, so muß ich erwähnen, daß die Mehrzahl der Bewohner, wie auch die Grundherrschaft, aus eingewanderten Serben besteht, die ihre große Kirche weiter innen im Dorfe haben; diese bekennen sich zur nicht unirten griechischen Kirche. Geht man von dem obenerwähnten kleinen Gotteshause in den Ort, so blicken einem niedere weiße Häuser entgegen, denen grüne Jalousien und frische Akaziendäume, die vor denselben prangen, ein freundliches Aussehen verleihen. Diese Häuser bilden den Hauptplatz, dann führen nach allen Seiten Gassen zu den weiteren Bewohnern, und rechts auf einer kleinen Anhöhe steht ein nettes Kastell mit einem hübsch angelegten Parke.

Meilenweit umgeben diesen Ort weite Riedstrecken, in welchen sich Schaaren wilden Geflügels aufhalten.

Es war sehr früh Morgens, als wir eines Tages zur Jagd aufbrachen. Tief blau wölbte sich der Himmel, ein blitzendes Diadem auf dem Haupte der Gottheit, und in seiner Mitte schwebte der Halbmond, gehalten von den Demantknöpfen zweier herrlicher Sterne, die über einander prangten. Noch war Alles ruhig und still, das Gras trocken, die Morgenröthe hatte es noch nicht geküßt und ihm Thauperlen hinterlassen, als wir zu einem großen weiten Wasser gekommen waren. Ein kleiner Nachen, ein ausgehölter Stamm, nur Dreien Raum gewährend, nahm uns auf, und still ruderten wir am Rande vorwärts, durch hohes Schilfgras, bis in die Mitte des Gewässers. Eine leichte Röthe legte sich sanft an den Himmel, er erglühte immer mehr, und eilend kam das Sonnenauge am Horizonte, der weit und breit blau ist, hervor gestiegen, und glänzte die Erde an. Ein Schuß, und schaarenweise flog um uns wildes Geflügel aller Art auf.

Ich hatte mich innerhalb des Tages von meinen Freunden getrennt. Es war Abend geworden, ich kam gegen Kanischa. Die Sonne ging gerade hinter den Aubäumen unter, als ich des Ortes ersten Häusern zuschritt. Vor einem kleinen Hause spielten ein Paar Kinder am Boden, indem sie Steinchen in die Höhe warfen, und sie unter allerlei Handbewegungen wieder fingen. Auf der Bank vor dem Hause saßen ein wohlgebauter junger Mann und ein frisches Weibchen. Gerade als ich im Begriffe war, vorbei zu schreiten, kam über das Wasser dem Hause zu ein Storch geflogen. Ein Knabe sprang auf und warf, als der Storch sich auf dem Giebel der Hütte, wo sich sein Nest befand, niederlassen wollte, mit einem Steine nach ihm. Aufspringen und den Knaben mißhandeln wollen, war bei dem Manne das Werk eines Augenblickes.

„Laßt doch das Kind," sprach ich, „sein Wurf erreicht ja nicht den Storch."

„Aber es soll sich nicht daran gewöhnen, Thiere quälen zu wollen, denen wir," sprach er lachend, „ich und mein Weib," hier wies er auf die neben ihm sitzende Frau, welche die Kinder, die durch den Schrecken ins Weinen geriethen, bei der Hand nahm und ins Haus führte, „unser Lebensglück verdanken."

„Wie ist dieß möglich?"

„Das Haus, vor dem wir sitzen, gehörte meinem Vater, und jenes neben dem meinigen den Eltern meiner Frau. Wir waren also Nachbarkinder, und mit einander aufgewachsen. Als Kinder spielten wir zusammen, und als wir größer wurden, gingen wir ins Feld arbeiten, da auch unsere Felder neben einander lagen, oder in den Ried Schilf schneiden, und endlich hatten wir uns so lieb gewonnen, daß wir uns versprachen, einander zu heirathen. Wir sagten es unseren Eltern, die damit völlig einverstanden waren, denn Jedes hatte nur das eine Kind, keine Schulden auf Haus und Hof, und noch manchen Gulden und alten Dukaten in der Truhe, auch waren sie stets friedliche Nachbarsleute gewesen. Im Herbste sollte Hochzeit seyn. Das Frühjahr war heran gekommen; im Felde gab es viel zu arbeiten, und nur Abends konnten wir, ich und mein Mädchen, uns sehen. Eines Morgens, als ich vor die Schwelle trat, um ins Feld zu gehen, sah ich gegen Himmel, was es für Wetter gäbe; da hörte ich Storchgeklapper, und blickte aufs Dach; der alte Storch war da und klapperte, um uns zu begrüßen. Mein Vater freute sich, denn er sagte stets:

Ist der Storch im Haus,
Bleibt's Glück nicht aus.

und als wir das Haus verließen, kam gerade der Nachbar auch aus dem seinigen.

„Ho ho," sprach er, „Euer Storch ist ja schon wieder gekommen!"

„Ja, Nachbar, und der Eurige auch?" „Nein ich weiß nicht, sprach er ärgerlich, wo er bleiben mag."

„Nun, er wird wohl bald kommen," sprach mein Vater tröstend und somit schieden wir.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen vor dem Schwurgerichte für Unterfranken und Aschaffenburg.

Würzburg, 12. April. Würden stenographische Aufzeichnungen von dem Falle, der heute vor dem Schwurgerichte verhandelt wurde, gemacht worden seyn, es wäre ein Fall, der neben jenen in Pitaval, Pfister oder Feuerbach — wenn man des Ausdruckes bei solchen Scheußlichkeiten sich bedienen darf — prangen könnte. Wir stehen nicht allein vor einem psychologischen Räthsel, vor einer außergewöhnlichen Menschennatur voller Widersprüche, wir stehen auch hinsichtlich eines bedeutenden Nebenumstandes vor einem faktischen Räthsel, jetzt noch, nachdem wir das Urtheil des Sachverständigen gehört, nachdem 10 Stunden hindurch 25 Zeugen an uns vorübergegangen und der Präsident nichts bei ihrer Befragung außer Augen gelassen, was nur irgend zur Erhaltung des Thatbestandes hätte beitragen können.

Statt die Anklageschrift und dann ein Zeugniß nach dem andern wieder zu geben, wollen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, ein umfassendes Bild des Angeschuldigten und der angeschuldigten That geben, wie sie sich im Laufe der Verhandlungen herausgestellt.

Betrachten wir den Angeschuldigten. Ein vollkommen ausgebauter Oberkörper ruht auf schwachen, auffallend kleinen Füßen. Der Ausdruck des Gesichtes ist schlaff, fast kretinartig. Das etwas vorgeschobene Unterkinn hängt scheinbar schlaff herab, der Scheitel ist in der Mitte kahl und nur auf beiden Seiten noch bewachsen; wohl ein halbes Jahrhundert mag über den Mann hinweggegangen seyn, der nun ruhig, die Hände

auf seine Beine gelegt, ruhig vor seinen Richtern dasitzt, als wäre er ein Zuhörer und nicht die Hauptperson des schauervollen Dramas. Man sollte glauben, der Mann gehöre ins Spital und nicht ins Gefängniß; aber — hören wir!

Die Anklageschrift wird verlesen, das Grauengemälde wird aufgerollt; Zeuge an Zeuge vergrößert, verstärkt die Beschuldigung, und er, in endlosen Anschuldigungen dagegen, zeigt uns einen verschlagenen, listigen Kopf, einen Menschen voll der boshaftesten Entwürfe und mit physischen Mitteln begabt, sie zu vollbringen. Wer von unsern Lesern, der den Roman von Viktor Hugo, „Han der Isländer“, kennt, den poetischen Abstrich weg, der Angeschuldigte ist ein solcher „Han“, natürlich ins Praktische, ins Gemeine übersetzt. Dieser anscheinend schwache, alte Mann führt das Gewehr mit Gewandtheit; mit seiner lahmen, mißgestalteten Hand kann er nicht allein das Okulirmesser und die Schustersahle, er kann auch das Mordmesser führen. Aber nicht allein die Waffen der Menschen kann er führen, er braucht auch die Waffen der Thiere, die Zähne, er schneidet, sticht — beißt. Schon einmal hat er einen Gendarmen zwei Finger abgebissen. Florian Horn ist stark genug, zweien der stärksten Männer von Bürgstadt Stand zu halten; er ist selbst unempfindlich gegen den Schmerz und sein Schädel erträgt, wie der Arzt sagt, mit Leichtigkeit, was bei den Andern von den unsäglichsten Folgen wäre. Dieser Mann ist, wie allseitig bestätigt wird, „der Schrecken Bürgstadts“, ja, wie mehrere behaupten, „der Schrecken der Gegend.“

Und dennoch dieser Schrecken der Gegend ist zugleich der Spott der Gegend. Freilich wenn der Mann anfängt, besonders wenn er Branntwein in seinen Most gegossen hat, ist er furchtbar; allein, daß dennoch die jungen Burschen sich gern an ihm reiben, daß die Kinder ihm auf der Straße nachlaufen, daß die Männer sagen müssen: „Laß den Florian gehen,“ stellt sich klar heraus aus den Verhandlungen; läßt doch die Müllersfrau Straub, eine Zeugin, gegen die er am Wenigsten einzuwenden hatte, ihre Kinder ans Fenster, damit sie das Spektakel mit ansehen. In der That, wer nur einen Blick auf den Angeschuldigten geworfen, findet, daß er zum Gelächter seines Dorfes werden müsse. Und das weiß Florian Horn, das fühlt Florian Horn. „Ich gehör' so gut in die Kirche, so gut in das Wirthshaus wie Ihr,“ ruft er während der Verhandlungen einem der Burschen entgegen.

Läge etwa hierin der Grund von Horn's Scheußlichkeiten, von der Kette seiner Unthaten? Das Gefühl der Rache spricht aus Allem, was er thut und sagt, freilich der Rache der gemeinsten Art. Er kann das Lexikon der Schimpfnamen des Ortes auswendig, ist vollkommen bewandert in der chronique scandaleuse, und keiner bleibt unangegeifert von Allen, die da kamen, gegen ihn auszusagen. Als er vom Wirthshause hinausgeworfen, als ihm die Flinte abgenommen wurde und er in die Mühle gestürzt, da will er die Müllersflinte, um seine Schuldigkeit damit zu thun, und Abends, als er die Bursche gestochen, der eine todt darniederlag, kommt er nach Haus und sagt: „Ich habe meine Schuldigkeit gethan.“ Er läßt Niemand gehen, er haßt Jeden, denn er sieht in Jedem einen Feind, besonders auffallend ist aber seine „Kinderfreundschaft.“

(Fortsetzung folgt.)

Antwort des deutschen Michels auf das Schlummerlied.

(Nro. 58. der Erheiterungen.)

Schlaf' ich und träume, so weckt mich nicht auf,
Laßt doch der kommenden Zeit ihren Lauf.
Bin ja so klein noch — so jung — kaum ein Jahr!
Wachen — dem Schwachen bringt größ're Gefahr.

Michelchen schläft nur, weil's Gott noch vertraut,
Sind auch die Wühler so toll und so laut!
Doch selbst in dem Schlafe hält's fest an dem Recht,
Fühlet entschieden, was gut oder schlecht.

Laßt mir die Wärt'rin — sie meint es so gut,
Fehlt ihr's auch manchmal an Kraft und an Muth.
Radowitz bete — ihm ist wohl bekannt:
Nur von dort oben her kommt der Verstand.

Feindlich durchkreuzen die Meinungen sich,
Wecken zum Schrecken wohl manchmal auch mich.
Doch, was ich thun soll? — wem ist es denn klar?
Wahrheit und Klarheit — wie seyd ihr jetzt rar!

Mein Traum vom Kaiserlein, war kurz und schön,
Doch kann man, ohne ihn, auch wohl besteh'n.
Gönnt d'rum dem Michel sein ruhiges Blut,
Wißt es ja selbst noch nicht, was ihm einst gut.

Darum ihr Brüder! im höhern Verband,
Kämpft gegen's Unrecht, mit tapferer Hand!
Aber nicht einen der Brüder gebt auf,
Und seyd ihr einig einst — dann weckt mich auf!

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 64 22. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

Bei dem Gedächtniſſe des verlornen Bruders wurden Anna's ſchöne Augen von Thränen getrübt, welche ſie vergebens zurückzuhalten bemüht war. Haldenſchild wollte verſuchen, die Jungfrau durch einige Worte des Troſtes zu beruhigen, allein die düſtere Stimmung, welche ihn ſelbſt bei dieſer Erwähnung ergriffen hatte, machte es ihm unmöglich, ſogleich die angemeſſene Art der Rede zu finden. Die junge Gräfin hatte ſich indeſſen wieder geſammelt und nahm den Faden ihrer Erzählung mit folgenden Worten auf:

„Die Begebenheiten, welche den Fall Napoleons zur Folge hatten, ſind bekannt. Eddo, ſeinen Grundſätzen und ſeinem Eide getreu, folgte dem Entſagenden nach Elba; Matheo's leidenſchaftliches Gemüth konnte den Sturz ſeines Götzen nicht ertragen, er ſelbſt ſah durch dieſen alle ſeine Entwürfe geſcheitert, die ſein hochfahrender und ſtolzer Sinn geſchmiedet. Bis zum letzten Augenblicke hatte er geglaubt, es würden Wunder geſchehen, den wankenden Kaiſerthron zu erhalten; nun ergriff ihn wilde Verzweiflung und zu dieſer geſellte ſich der geiſtzerſtörende Dämon des Wahnſinns. Ich war aus Deutſchland nach der Schweiz zurückgekehrt. Eine plötzliche Erkrankung meines Vaters, welche ich glücklicher Weiſe bei meiner Ankunft in Graubündten ſchon gehoben fand, hatte mir die ſchnelle Entfernung aus der Stadt, in der Sie mich durch Ihren gütigen Beiſtand einer großen Verlegenheit entzogen, zur Pflicht gemacht.“

Anna erröthete bei dieſer Erinnerung; es würde wohl auch einem minder aufmerkſamen Beobachter als Haldenſchild bemerkbar geworden ſeyn, daß die Gräfin dieſes zufälligen Umſtandes nicht abſichtslos gedacht.

„Mein Vater wünſchte mich in ſeiner Nähe zu behalten,“ fuhr Anna zerſtreut fort, „deßhalb konnte ich nicht wieder nach dem mir ſo liebgewordenen Deutſchland zurückreiſen. Wenige Monate nach meiner Ankunft in der Heimath, erſchien eines Tages plötzlich Matheo daſelbſt. Lumpen verhüllten ihn, ſein ganzes Aeußere zeigte die Spuren der gräßlichen Geiſteszerrüttung. Er drang in das Zimmer meines Vaters, verlangte unter den ſchrecklichſten Drohungen meine Hand und brach zuletzt in eine ſo gefährliche Wuth aus, daß man ihn mit Gewalt entfernen mußte. Seine unglückliche Leidenſchaft für mich, als deren großen und einzigen Gegner er meinen Vater betrachtete, war die fixe Idee, welche alle ſeine Handlungen leitete. In ſeinen noch oft wiederholten Verſuchen, ſich mir zu nähern, bewies er eine Liſt, die alle Bemühungen, ihn feſtzuhalten und einer Heilanſtalt für Geiſteskrankheit zu übergeben, vereitelte. Meines Vaters Vorſicht wußte dagegen mich vor ſeinen Anſchlägen zu ſchützen. Nun ſchwur Matheo ſeinem ehemaligen Wohlthäter die ſchrecklichſte Rache. Der Unglückliche! Er wußte nicht was er that. Als die Nachricht von dem Tode meines Bruders eingetroffen war, fühlte mein Vater, wie ſehr er Zerſtreuung und Vergeſſenheit des Vergangenen bedürfe. Er beſchloß einen Wechſel unſeres Aufenthaltes. Wir bezogen dieſes alte Schloß. Bald erkannten wir, daß Matheo uns gefolgt ſey und daß wir hier, wo ihm aus früher Kindheit her jeder Schlupfwinkel und manches geheime Behältniß des alten Gebäudes bekannt waren, ihn mehr zu fürchten hatten, als in dem früheren Wohnſitze. Wie oft nun Matheo plötzlich und unerwartet bald im Innern des Schloſſes, bald in deſſen Umgebung erſchien und Furcht und Entſetzen verbreitete, iſt unnöthig zu erwähnen. Seine Kraft und ſein räthſelhaftes Verſchwinden, zu dem ihm die nun entdeckten verborgenen Gänge behülflich waren, ließen ihn unter der neu angenommenen Dienerſchaft für ein übermenſchliches Weſen gelten. Aus Rückſichten auf die Verhältniſſe, in denen Matheo früher zu uns geſtanden und wohl auch aus Schonung für mich widerſprach mein Vater dieſem Glauben nicht. Wie es dem Wahnſinnigen geſtern endlich gelang, meinen Vater als Opfer ſeiner Rachſucht niederzuſtrecken, und wie er die vergangene Nacht zu der ſchrecklichſten meines Lebens gemacht, iſt Ihnen bekannt. Sie ſelbſt träten rettend und heilbringend in jener furchtbaren Stunde ihm entgegen und es bleibt mir nur übrig den Ausdruck des Dankes zu wiederholen, zu dem Sie durch dieſe große Dienſtleiſtung uns verpflichten!“

Haldenſchild verbeugte ſich ſchweigend. Nach einer Pauſe fragte er, wie aus tiefer Zerſtreuung erwachend, die Gräfin:

„Und in der Schlacht bei Waterloo war es, wo Graf Eddo den Tod des Kriegers fand?“

Digitized by Google

Anna seufzte tief auf. Eine leise Bejahung hauchte sie über ihre Lippen und wandte sich dann nach dem Fenster hin, um den hervorbrechenden Thränenstrom zu verbergen. Die Wunde, welche dem liebenden Schwesterherzen geschlagen worden war, hatten Zeit und Vergessenheit noch zu wenig vernarbt, daß sie nicht bei jeder unvorsichtigen Berührung hätte bluten sollen.

Eduard betrachtete düster die trauernde Jungfrau. Er legte im trüben Sinnen die Hand an die Stirn und verließ, ehe noch Gräfin Anna sich wieder zu ihm gewendet hatte, stumm und in sich gekehrt das Gemach.

11.

Es wurden nun solche Vorkehrungen getroffen, welche es dem Matheo unmöglich machten, auf einem andern Wege als durch den gewöhnlichen Eingang in das Innere des Schlosses zu gelangen. Hier wurde aber beständig Wache gehalten und außerdem hüteten noch zwei ungeheure Bullenbeißer diese Stelle. Unter Robert's Anführung fanden mehrere Streifzüge bewaffneter Diener in die Berge und den nahen Wald statt, welche Matheo's Einfangung zum Zwecke hatten. Wohl erblickte man zum Oeftern den Unglücklichen von ferne auf fast unzugänglichen Felsenspitzen, allein wenn man ihm sich näherte, erklang weithin sein schallendes Hohngelächter, und er entfloh mit der Eile eines gejagten Wildes in Klüfte und Abgründe, zu denen ihm Niemand zu folgen wagte.

Graf Sinner's Genesung ging schneller von statten, als man gehofft hatte. Schon nach einigen Tagen konnte der Freiherr dem Greise vorgestellt werden, der ihn mit Ruhe und Ernst empfing und offen seine dankbare Anerkennung von Eduard's rettender Hülfe aussprach, ohne jedoch sich mit Weitschweifigkeit darüber zu verbreiten. Alles, was der Graf that und sagte, trug den Ausdruck einer Würde, welche dem Jünglinge Ehrfurcht einflößte. Anna schien mit schwärmerischer Liebe an dem Vater zu hängen. Sie war immer um ihn besorgt, suchte seine leisesten Wünsche mit den Blicken zu erlauschen und war stets bereit zu allerlei kleinen Handreichungen, welche ihr im Augenblicke dem Bedürfnisse des Kranken zu entsprechen schienen.

Von diesem Tage an war das Krankenzimmer der Punkt, in welchem man sich zu geselliger Unterhaltung vereinigte. Haldenschild bemerkte bald, daß dem Grafen sein früheres Zusammentreffen mit Annen in jener deutschen Stadt, wo der Zufall und Mozart's Don Juan ihn zum Erstenmale der Geliebten nahe gebracht, nicht unbekannt war. Der Freiherr fand sich hierdurch nicht wenig überrascht. Er glaubte in Anna's freundlichem Benehmen gegen ihn eine Spur beglückender Erwiederung seiner Neigung entdeckt zu haben und deßhalb, seiner Ansicht des weiblichen Charakters zu Folge, von ihr ein Schweigen über ihre frühere Bekanntschaft erwarten zu können, deren Geheimniß ein neues trauliches Band zwischen ihnen bilden mußte. Jetzt sah er, daß er sich geirrt hatte; allein dieser Irrthum wurde der Quell einer reinen Wonne: Haldenschild erkannte das treue Tochterherz, das sich in allen seinen Falten dem Vater offen darlegte und gewiß dereinst ebenso dem Gatten sich vertrauend hingeben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Ja, es verging ein Tag, der zweite und dritte Tag, es verging eine Woche, unser Storch hatte schon sein Nest gemacht, und des Nachbars Haus blieb noch immer leer. Zufällig traf es sich auch noch, daß seine Frucht im Felde, sein Taback und Reps viel schlechter stand, als die unsern. Ich bemerkte, daß der Nachbar mürrisch herumgehe und mir beinahe keine Antwort gebe, wenn ich ihn auch noch so freundlich um irgend Etwas fragte. Auch meine Milko klagte mir eines Abends, daß ihr Vater gesagt hätte, man könne nicht wissen, ob die Heirath zwischen uns noch zu Stande käme. Ich sprach mit meinem Vater darüber. „Ei laß ihn gehen, hieß es, er wird schon wieder freundlich werden, das Geld in der Hand und ein finsteres Gesicht währen gar so lange nicht.“

Ja, aber das finstere Gesicht währt doch fort. So saßen wir eines Abends, ich und mein Vater, wieder vor unserem Hause, und sprachen eben, was wohl der Grund von des Nachbars finsterer Miene seyn möge, als er selber aus seinem Hause auf uns zukam. Da traf es sich zufällig, daß der Storch eben auf dem Hause zu klappern anfing. Der Nachbar wurde blutroth, und rief hastig: „Der T— hole den Storch und Euer Haus.“

Hoho, sprach mein Vater, zu hoch gesprungen, ist Manchem mißlungen, und wo kein Storch am Hauf' da bleibt das Glück wohl aus.“

Diese Rede machte den Vater meiner Milko ganz rasend. „Warte,“ rief er, „Du sollst den Storch auch nicht lange mehr auf Deinem Dache haben, eher kannst Du einen rothen Hahn bekommen,“ und lief wüthend in sein Haus. Milko war durch den Lärm begierig gemacht, was es wohl gebe, auf die Hausflur gekommen. Als nun ihr Vater erblickte, stieß er sie ins Haus und rief: „Eher magst Du sterben, als diesen Burschen bekommen!“

Ich verzweifelte, rief: „der Geier hole den Storch!“ und mein Vater ging erzürnt umher.

Wir schliefen wohl alle wenig die ganze Nacht. Ich schlich mich, als der Mond am Himmel stand, über unsere Gartenmauer in des Nachbars Garten, wo schon

Milko meiner harrte. Da klagten wir uns gegenseitig unser Leid, herzten und küßten uns, als wir plötzlich von einem lauten Geräusche, das durch das Oeffnen der hinteren Hausthüre entstand, aufgeschreckt wurden. Schnell flüchteten wir hinter ein dichtes Gebüsche von blauem Flieder, und welch' ein Erstaunen faßte uns, als wir den Vater meiner Milko heraustreten sahen. Er trug eine Leiter am Arme, stieg über den Zaun, legte sie an unser Dach, stieg leise hinauf, faßte schnell den Storch und das Nest, trug selbe mit vieler Mühe zurück und setzte sie auf sein Haus. Wie erstaunt, erschreckt und furchtsam zugleich wir auch waren, konnten wir uns doch nicht enthalten, ein wenig zu lachen, aber im zweiten Augenblicke darauf ergriff uns mächtige Angst. Was wird mein Vater thun, wenn er sieht, daß der Storch von seinem Hause verschwunden ist; ich durfte nicht sagen, wer ihn entwendet, sollten meine nächtlichen Zusammenkünfte mit Milko nicht verrathen werden. Mit Angst erwartete ich den Morgen. Mein Vater stand vom Lager auf, ich mit ihm. Er ging vors Haus, es war an einem Sonntage; da kam gerade der Nachbar mit freudestrahlendem Gesichte, doch sichtbar verlegen auf uns zu und rief: „Seht Ihr, mein Storch ist da! doch wo ist denn Euerer?“ Mein Vater blickte schnell auf, seine Wangen wurden roth. „Du hast mir den Storch gestohlen, in einer Nacht baut sich kein Storch sein Nest.“ — Daran hatte ich nicht gedacht. Mit Mühe konnte ich meinen Vater zurückhalten, er wäre sonst über den Nachbar hergefallen. Die Bewohner aller anliegenden Häuser kamen zusammen. Was gibt es denn? Was ist geschehen? schrie man hin und her, und als sie die Begebenheit erfuhren, lachten sie laut.

Dadurch wurde mein Vater noch wüthender. „Zum Richter,“ schrie er, „der soll entscheiden.“ Der ganze Volkshaufe begleitete ihn, aber der weise Richter konnte nicht entscheiden, der Fall war ihm noch nicht vorgekommen. „Nimm ihm den Storch wieder,“ riethen einige Freunde meinem Vater. Mir wurde bange, daß sich mein Vater selbst Recht nehmen könnte, wenn er keines bekäme. Der Richter wollte darüber nicht entscheiden und lud beide Parteien auf den kommenden Tag vor den Stuhlrichter.

Am nächsten Morgen stand mein Vater auf, zog sich an und wollte zum Gericht gehen, ich begleitete ihn; horch, da hörten wir auf unserem Dache ein Geklapper, wir schauten erstaunt auf, ein Storch war da, der bereits anfing sein Nest zu machen. Mein Vater blickte auf des Nachbars Hause empor, auch da war ein Storch. Freude strahlte auf dem Antlitz meines Vaters; „jetzt gehe ich nicht mehr zum Gericht,“ sprach er, ging zum Nachbar, bot ihm freundlich die Hand und sprach: „Hättest Du gewartet, wäre auch Dein Storch gekommen; da nun die Störche ihre Sitze vertauscht, so lasse auch unsere Kinder die Ringe wechseln, und möge ihnen einer dieser Vögel künftiges Jahr ein Kind bringen.“

Beschämt reichte ihm der Nachbar die Hand, und wir heiratheten im Herbste.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen vor dem Schwurgerichte für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Viele sagen aus, er locke die Kinder durch Verfertigung von Spielzeugen an sich, nicht allein um sie zu seinem Besten zu kleineren oder größeren Diebstählen anzureizen, sondern auch, daß er sich ein Vergnügen daraus mache, ein Kind kopfüber unter dem Arm herumzuschleppen oder ihnen mit einer an einen Bindfaden gebundenen und im Kreis herumgeschlungenen Heppe Angst einzujagen, wohl auch Verwundungen zuzufügen, und das war seit seiner Jugend eine Lieblingsbeschäftigung. — Wer aber bei einem so konzentrirten Hasse, bei einem, wie es scheint, so energischen Willen einen energischen Ausdruck erwartet, irrt sich; seine Rede fließt charakterlos ohne allen Accent einförmig dahin und gewinnt nur beim Schlusse, wo er hadert, etwas Aufschwung; dabei ist das System des Läugnens, das er befolgt, neben aller Verschlagenheit, mit der er dem oder jenem etwas anheftet, über alle Maßen plump. Anfangs, wo er das ganze Dorf herausgefordert, glaubte man vor einem Prozeß „Fualdes“ zu stehen, aber bald sieht man, daß die Zeugen nicht Unwahrheit sagen, daß sie sich nicht in Täuschung befinden, daß nur er die Unverschämtheit hat, Alles zu bestreiten.

Nun zur Thatgeschichte. Flor. Horn, unehelicher Sohn, ungefähr 54 Jahre alt, lebt von allerlei Geschäften, ist seines Handwerks zwar ein Schuster, aber er gibt sich auch mit Okuliren, dem Fertigen von Maulwurfsfallen und andern Dingen ab. Wie er mit dem Ort steht, haben wir gesehen; besondern Haß hatte er gegen Adolf Mund, den 19jährigen Sohn des Schmiedmeisters, angeblich weil Horn, mit ihm in eine Untersuchung verwickelt, von Mund bedroht worden, er habe bei Gericht zu viel geschwätzt. Am 13. August vergangenen Jahres nun kehrte Florian in der Heckenwirthschaft des Gahr ein. Gahr bemerkte, wie er Branntwein in seinen Most goß, von dem er zwei dortige Schoppen, ungefähr eine Maß trank und da H. nach seiner Weise zu schimpfen anfing, fürchtete er Streit und man drückte ihn so höflich wie möglich zur Thüre hinaus, nicht ohne Furcht, von ihm gebissen zu werden. Da scheint denn die Wuth in ihm rege geworden zu seyn, und als er nun von den Kindern verlacht einherging, suchte er sich wieder an den Kleinen zu rächen und schlug nach ihnen. Wendel Walter und Andere, die

auf der Straße standen oder, wie des Dorfes Gebrauch, vor der Thüre saßen, wehrten ab, da faßte er auch gegen Wendel Walter, wie die Hauswirthin erzählt, einen schrecklichen Haß und er eilt heim und holt seine Flinte gegen ihn. Wieder erscheint er auf der Straße, man ringt mit ihm, die Flinte abzunehmen, er hängt sich wie eine Katze an sie, droht Walter zu erschießen, so daß Walter und die Andern ernstlich zu fürchten anfangen, bis ihm das Gewehr glücklich abgenommen ist. Kirchgeßner schießt die Flinte in die Luft, sie pfeift und stößt, sie muß stark geladen gewesen seyn. „Aber ich habe noch etwas in der Tasche, sagte Horn, das geht auf jeden Schlag los.“ Karl Weipert bringt mit vieler Mühe und Zureden Florian nach Hause und dieser verspricht auch zu Hause zu bleiben. Aber kaum war Weipert fort, so kam auch Florian wieder. Er will Branntwein kaufen, erhält keinen und trinkt in einer andern Heckenwirthschaften einen Schoppen Most und eilt dann auf die Straubische Mühle. Die Frau, allein zu Haus, erschrickt beim Anblick des Wüthenden, er verlangt die Flinte ihres Mannes, allein da Pulver und Blei mangelte, sagte er, er könne sie nicht brauchen. „Frau, ich will nur meine Schuldigkeit thun, ihr braucht nicht zu erschrecken.“ ruft er, verläßt das Haus und wendet sich gegen Miltenberg, angeblich um sich dort Hülfe gegen die Bürgstadter zu holen.

Auf der Straße begegnete er einigen Burschen, er sperrt ihnen den Weg, schimpft sie, richtet sein Messer gegen sie und nur einigen Handwerksburschen, die ihnen zufällig begegneten, gelang es, ihn zurück zu treiben. Unweit der Adelsberg- und Straubischen Mühle begegnet er drei andern Burschen, dem Adolph Mund, dem Peter Helmstädter mit dem Beinamen Harzbrenner und dem Karl Zöller. Aufs Neue begann sein Schimpfen. Die Mehrzahl der Zeugen und darunter ganz unverdächtige sagen aus, die Bursche hätten ihn auf die sanfteste, solideste Weise zur Ruhe zu bringen gesucht, allein vergeblich. Eine Zeugin will jedoch bemerkt haben, daß Helmstädter dem Horn eine Ohrfeige gegeben. Horn rief: Kommt her, wenn ihr Kourage habt', und gab den sich nähernden Helmstädter und Mund einen Stoß auf den Unterleib: „da Harzbrenner und Mund, habt ihr schon die Kränk.“ Mund spürte sogleich seine Stich-Wunde und beugte sich auf die Brüstung des Brückchens, wo die That geschah, vor auf das Geländer. Helmstädter mit dem Freund beschäftigt, merkte seine Wunde nicht sogleich. So stellte sich die That nach den Aussagen der Zeugen dar. Horn behauptet, die Bursche hätten unter sich Streit gehabt, ihn zu schlagen gedroht und zuletzt verwundet. Richtig ist es, daß Horn Tags darauf im Gefängnisse zu Miltenberg eine $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Wunde (wahrscheinlich Stichwunde) hatte. Allein andererseits sagen die Zeugen bestimmt aus, die Frau, bei der er wohnt, die Leute, die ihn gefangen nahmen und banden, der Gemeindediener, die ihn im Bürgstädter Gefängniß bewachte, daß man dort keine Spur einer Verwundung an ihm bemerkte. Die Ansicht, als ob er diese Wunde dadurch bekommen, daß er mit der Heppe in der Hand bei seiner Arretirung fortgeschleift werden mußte, und so sich vielleicht verwundete, bestreitet der Gerichtsarzt der Gestalt der Wunde nach, als durchaus unwahrscheinlich. Eben so unwahrscheinlich fand er es, daß er auf dem Schubkarren, auf dem er nach Miltenberg transportirt wurde, durch ein etwas hervorragendes Eisen verwundet worden sey. Die Wunde ist der Art, daß man sie sich selbst beibringen kann, allein im Bürgstädter Gefängniß lag er gerüttelt und gebunden, und als er aus demselben entfernt wurde, hat er das Messer weggeworfen. Ein anderer Umstand kommt hier auch noch zur Sprache. Am andern Tag wurde unterhalb der Brücke ein Dolch gefunden, der als dem Mund gehörig Anfangs von einem Kameraden nicht anerkannt, in der öffentlichen Sitzung aber anerkannt wurde. Mund hatte den Dolch sich fertigen lassen, weil er auf die Wanderschaft gehen wollte. Wie kam der Dolch nun hieher? daß Mund ihn nicht gegen Florian gebraucht, sagen neben den Burschen auch 2 durchaus unverdächtige Zeugen. Horn war früher in mehreren Untersuchungen wegen Körperverletzungen, wo er stets dasselbe System der Lüge befolgte.

Flor. Horn mit den Worten: „Da haben sie nun die Kränk, die verrecken alle Beide,“ eilt, fortwährend Drohungen ausstoßend, nach Hause, erzählt seiner Hausfrau, wie er sie gezeichnet, verrammelt die Thür, wehrt sich mit einer Heppe gegen die Eindringenden mit einer Kraft, daß er den 2 Ersten die Kleider bis zur Haut durchschneidet, und wird auf einem Schubkarren ins Gefängniß geführt. Das Messer fand man den andern Tag an der Stelle, wo man ihm trotz seines Widerstrebens die Stiefel ausgezogen hatte. — Mund starb an der absolut tödtlichen Wunde einige Tage darauf. — Der Angeklagte des Todtschlags schuldig wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthaus verurtheilt.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Vom Ersten kann wohl Niemand leben,
— Doch stirbst Du ohne mich.
Das Erste kann das Zweite geben;
Vor'm Ganzen hüte Dich.

Auflösung des Räthsels in Nro: 62:

Tanzbär.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 65 24. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

In den politischen Ansichten des Grafen war durch die Ereigniſſe der Zeit eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Der große Charakter, den das deutsche Volk entwickelt hatte, war ein Gegenstand seiner Bewunderung geworden, er legte unverholen dem Freiherrn seine Achtung darüber an den Tag, daß auch er, wie Anna ihm berichtet habe, in den Reihen der freiwilligen Vaterlandsvertheidiger ausgezogen sey. Mit dem höchſten Enthusiasmus sprach er von seinem Sohne Eddo.

„Wahrlich,“ sagte er einſt: „es iſt kein großes Werk für einen jugendlich muthigen Kämpfer, ſich dem ſiegreichen Fluge eines Feldherrn anzuſchließen und auf ſeinen Schwingen ſich mit emporheben zu laſſen in den Tempel des Ruhms; aber wenn nun das Glück verrätheriſch den Rücken wendet, wenn ein Ruhmeskranz nach dem andern welk herniederfällt vom Haupte des Gebieters, dann auszuharren mit ihm in den Tagen der Schmach, widerzukämpfen in Verzweiflung gegen die andringende Uebermacht, um in den vergeblichen Anſtrengungen des letzten Kampfes zum Lohne der Treue, — den Tod und ruhmloſe Vergeſſenheit zu finden; dazu bedarf es des Entſchluſſes einer großen, einer Heldenſeele!“

Eine Thräne glänzte bei dieſen Worten in dem Auge des Greiſes. Haldenſchild bemerkte ſie nicht. Die Erinnerung an Graf Eddo griff ſchmerzlich in ſein Herz und erweckte ihn zu trüben Betrachtungen ſeiner eigenen Lage. Noch immer ſuchte er ſich zu überreden, daß der Gegner, den er in der Schlacht bei Waterloo perſönlich bekämpft, ein anderer als Anna's Bruder geweſen ſeyn könne. Er dachte mit innerem Erbeben an den Tag, der dieſes Räthſel löſen müſſe und dann vielleicht auf immer ſeines Lebens Glück vernichten werde.

„Ich will den Rand des Wonnebechers bis an meine Lippen bringen,“ ſagte er, als er ſich in der Einſamkeit ſeines Zimmers befand. „Ich will ſeinen ſüßen Inhalt verſuchen und wähnen, er ſey beſtimmt mein Herz mit neubelebender Kraft zu durchſtrömen. Dann ſoll Anna ihn ſelbſt von meinem Munde reißen, den glücklichen Wahn zerſtören und mich verweiſen auf eine öde Zukunft voll Entſagung und peinigender Erinnerung des unwiederbringlich verlorenen Liebesglückes.“ —

Graf Sinner befand ſich bereits der völligen Heilung ſo nahe, daß er der anhaltenden Pflege ſeiner Tochter entbehren konnte. Auf ſein dringendes Verlangen mußte jetzt Anna ihn zum Oefteren verlaſſen, um den deutſchen Gaſt mit den reizendſten Punkten der Umgegend bekannt zu machen. Der gefürchtete Matheo ſchien durch die ſtrenge Wachſamkeit, welche man gegen ihn beobachtete, von jedem weiteren Verſuche auf das Schloß abgehalten zu werden und die Diener wollten ſelbſt behaupten, er ſey durch die öftern Streifzüge in den Wald ganz aus der Gegend verſcheucht worden. Nur Robert pflichtete dieſer Meinung nicht bei. Er war bei den Unternehmungen gegen Matheo dieſem näher als jeder Andere gekommen, und hatte ſeine geheimen Schlupfwinkel in den Felſen und Klüften kennen gelernt. Dieſe bewachte er nun mit der treueſten Aufmerkſamkeit. Er hatte ſich wohl bewaffnet, ſo daß er jedem etwaigen Angriffe die Spitze bieten zu können glaubte; allein es wollte ihm nicht gelingen, ſeines Gegners anſichtig zu werden. In der Dämmerung des Abends meinte er jedoch zum Oeftern eine dunkle hohe Geſtalt an fernen Felſenwänden hinſchleichen zu ſehen. Die vor ihm liegenden Abgründe wehrten ihm eine weitere Unterſuchung und das Feuergewehr, welches ihn begleitete, trug nicht bis zu jener Stelle.

Robert war im Grunde nicht rachſüchtig. Allein er beſaß eine unbeugſame Hartnäckigkeit, welche ihn in der Verfolgung ſeines Zweckes nie ermüden ließ. Dabei war er von einem nicht geringen Ehrgeiz beſeelt. Als die Diener des Grafen ihm zuerſt von dem böſen Schloßgeiſte Matheo erzählt hatten, und er ſeine Bemühungen, ſie von ihrem thörigten Wahne zurückzubringen, vergeblich ſah, hatte er ſein Wort darauf gegeben, er wolle dem gefürchteten Popanz, wenn es Noth thue, allein entgegentreten und ihm die Verkoppung entreißen. Dieſe war bei den Ereigniſſen jener Nacht gefallen. Robert fand einen großen Unwillen darüber, daß ihm der Gegner damals entſchlüpft war, und beſchloß nun, nicht zu ruhen, bis er den Grafen und ſeine Tochter auf eine oder die andere Weiſe vor allen ferneren Unternehmungen Matheo's ſicher geſtellt hätte. Matheo ſelbſt, der bei zufälliger Begegnung im Walde dem Kampfe mit mehreren Dienern nicht auswich, ſchien den Robert beſon-

Digitized by Google

ders zu fürchten und ergriff die Flucht, wenn er ihn erblickte. Mit einem Male schien, wie schon berichtet, Matheo ganz aus der Gegend verschwunden und nur Robert durchforschte noch, argwöhnisch und durch die scheinbare Ruhe nicht getäuscht, den Wald und die Berge.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Drückende Hitze lastete schwer die ganze Zeit hindurch auf der Gegend und zog Theile der Wassermassen an sich, die weithin den ganzen Landstrich überdeckten. Die Theiß war im Frühjahr zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen, und da ihre Ufer nicht hinlänglichen Widerstand gegen den Andrang größeren Wassers gewährten, so hatte sie Alles in ihre kühle Umarmung gezogen.

Den Tag hindurch, wo Geist und Körper erschlafft waren, mußten wir die Kühle des Hauses, obwohl dieselbe auch in ihm nicht sehr erquickend war, um ihren Schutz anflehen; erst wenn der Abend hereinbrach, zogen wir ins Freie, um uns zu ergehen. So schritten wir eines Abends an den Bäumen, die den Vorderraum aller Häuser zieren, hin. Vor einem Wohnhause standen einige Männer. Der Mond warf seine Strahlen auf die braunen Gesichter, und wenn man auch noch durch dieselben in Zweifel gelassen worden wäre, so gab die Musik, welche sie eben begannen, die Zigeuner zu erkennen, die in Ungarn beinahe ausschließend die Dorf- und Stadtmusik ausüben. Violinen, Cymbal (Hackbret) und Baßgeige vereinigten sich zu wohltönenden Akkorden, und das Adagio eines ungarischen Liedes ertönte, so elegisch, so herzergreifend, daß ich vor tiefer Rührung und entzücken alles um mich vergaß, und an einen hohen Baum gelehnt, den lieben Klängen horchte. Ich habe später die besten Musikchöre der ungarischen Zigeuner spielen gehört, aber nie war der Eindruck von der Art, wie damals. War es der Reiz der Neuheit oder der schöne Abend, das Ertönen der Musik im Freien beim Mondschein, oder meine Umgebung, die vielleicht viel dazu beitrug, kurz ich war bezaubert. Als die sanften Töne verhallt waren, und der Schlußtheil in seiner raschen Folge die Luft durchbebte, wandte ich mich um, und blickte in ein schelmisch lächelndes großes tiefblaues Mädchenauge. „Wie gleichst Du Mädchen so ganz dem ungarischen Liede, sprach ich; anziehend, kosend, umfängst Du mich in süßer Umarmung, und wenn ich den Wonnebecher bis auf die Neige schlürfen zu können glaube, entreißt du ihn, und hüpfst lächelnd schäckernd hinweg."

Als die Zigeuner fortgezogen, schritten wir der Theiß zu. Kleine Nachen nahmen die Gesellschaft auf, und leichthin fuhren wir auf den glänzenden Wogen, während zu dem begleitenden Spiele der Guitarren, deutsche, ungarische und serbische Gesänge ertönten. Doch ich will ja vom Volke erzählen.

An einem wohlig lauen Sommerabend blickten vom tief blauen Himmel die Sterne herrlich rein hinab in die Theiß, an deren Ufer ich fortschritt. Jenseits des Gewässers flimmerten die Laubäume im Mondlichte, durch die sich ein Arm der Theiß silberein wand. Am diesseitigen Strande hatten die Fischer ein großes Feuer auflodern lassen und lagen ausruhend an demselben. Zu meiner Linken blickten die Uferhäuser von Türkisch-Kanischa hinter üppigen Akazienbäumen hervor, und vor ihnen auf den einfachen Bänken saß noch hie und da ein Mädchen. Langsam war ich bis an das Ende des Ortes gekommen. Von weitem schon hatte ich lang gehaltene Töne eines mir unbekannten Instrumentes vorgenommen. Ich folgte denselben, und erreichte eine Hütte, in deren Thüre, an den Pfosten gelehnt, ein Mann stand: ein Dudelsackpfeifer. Nur kurze Zeit durfte er seine Musik unterbrechen; ich setzte mich auf die Bank und horchte auf die Melodien. Nicht einen Augenblick konnte ich mich über ihren Charakter täuschen. Diese lang gehaltenen, monotonen Klänge, der Ausdruck tiefer Klage, die selbst, wenn sie in rascherer Folge die Luft durchbeben und einen freudigeren Charakter anzunehmen scheinen, durch das Lachen weinen, waren slavische Melodien. Ich betrachtete den Pfeifer näher. Sein langes braunes Haar fiel über die Schultern, das tief braune Auge blickte gegen Himmel, und über das blatternarbige Gesicht fuhr bisweilen ein scheues, trauriges Lächeln, doch ließ es bald wieder den ausdruckslosen Zügen ihre gewöhnliche Form.

„Was sind das für Melodien, die Ihr da erklingen lasset?"

„Die Hochzeitlieder der Serben."

„Wie ist Euer Name?"

„Man heißt mich Pantellia (Pantalon) den Pfeifer; ich treibe seit meiner Jugend dieß Gewerbe. Mein Vater war ein arbeitsamer Bauer. Er wollte nicht, daß ich Pfeifer werde. Aber ich hatte einen Vetter, und da ich selbst Lust zu der Musik hatte und als Knabe schon Pfeifen schnitt und darauf blies, so ward es diesem ein Leichtes, mich zu bereden seinen Stand zu ergreifen. Er nahm mich zu allen Lustbarkeiten, zu allen Hochzeiten mit, und bald wurde ich meiner Lustigkeit und meines Spieles wegen beliebt. Da starb mein Vater. Er hinterließ mir diese Hütte. Jetzt bedauere ich wohl, nicht Ackerbauer geworden zu seyn. Früher, wenn mein Vetter zu keiner Unterhaltung oder Hochzeit gedungen war, spielte und übte er mit mir zu Hause die Lieder, auch wanderten wir zuweilen zu reichen, bekannten Bauern in der Umgend, wo wir uns stets gut befanden. Aber jetzt, als er erkannte, daß ich, der junge frische Pfeifer, beliebt wurde, daß man mich lieber als ihn spielen hörte, nahm er mich nicht mehr mit und

die Leute, die an ihn gewöhnt waren, holten ihn bei jeder Gelegenheit. Nur selten ward mir ein Verdienst zu Theil.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen vor dem Schwurgerichte für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Schluß.)

Es erübrigt nur noch Einiges aus der Anklage und Vertheidigungsrede mitzutheilen. Der Staatsanwalt legte besonderes Gewicht in seinem Vortrage auf die einzelnen Handlungen und Worte Horn's vor und nach der That und stellte sie so furchtbar logisch zusammen, daß aus ihnen, wie er sie so nach- und aufführte, ganz deutlich hervorzugehen schien, daß Horn geflissentlich eine tödtliche Wunde dem Mund beibrachte. Wäre die Anklage auf Mord gerichtet, er glaube sie, sagte der Staatsanwalt, fast mit derselben Sicherheit vertreten zu können. Eine Mordwaffe, eine Waffe, mit der man tödtlich verletzen könne, habe Horn sich jenen Nachmittag zu verschaffen versucht; als man die Flinte entlud, habe sie für ihn keinen Werth mehr gehabt; als er hörte, daß die Müllersfrau ihm nicht Pulver und Blei zu der Flinte geben kann, habe er sie liegen lassen. Der Hr. Staatsanwalt macht darauf aufmerksam, daß Horn auf dem Rückwege von Miltenberg nach Bürgstadt, wo er den Bäckermeister von Miltenberg traf, die Aeußerung that: die Burgstädter müßten noch alle die Kränk kriegen; daß er unmittelbar vor der That selbst recht hinterlistig, scheinbar ruhiger geworden war, damit die Bursche sicherer zu ihm hintraten, daß er, als er Helmstädter nach der Verwundung laufen sah, geäußert: „Gelt, es langt dir noch nicht;“ endlich daß der Angeschuldigte bei seiner Hausfrau in die wahrhaft kannibalischen Worte ausbrach: „Ich habe ihnen ihren Theil gegeben, es wird sie gekitzelt haben.“ — Der Hr. Vertheidiger hob dagegen den Seelenzustand des Angeklagten hervor. Er zeigte, wie derselbe, ein Gegenstand des allgemeinen Spottes, einen ungeheueren Haß gegen alle Menschen in sich aufnehmen mußte, und wie daher seine Aeußerungen nicht eine Absicht gegen einen Einzelnen aussprachen. Er erwähnte die vernachläßigte Erziehung des Angeschuldigten, das unglückliche Schicksal desselben, er legte besondern Nachdruck auf die Trunkenheit, in der er die That verübt, und suchte darzuthun, daß Horn im Stande der Nothwehr gewesen. Er erinnerte in dieser Beziehung an die Aussage eines Zeugen, Helmstädter habe dem Horn auf der Brücke eine Ohrfeige gegeben, ferner daß man Horn gedroht, ihn über die Brücke zu werfen und kam dann auf die räthselhafte Verwundung Horn's und den Umstand mit der Auffindung des Dolches. Der Hr. Vertheidiger bemerkte einerseits, daß die unbefangenen Zeugen die That nicht vollständig haben sehen können, da Horn von den Burschen umringt gewesen sey, andrerseits, daß die Bursche selbst als Zeugen nicht unbefangen seyen, und knüpfte hieran die Vermuthung, Mund habe mit dem Dolche dem Horn die Wunde beigebracht, Horn sey also im Stande der Nothwehr gewesen. Der Antrag des Vertheidigers lautete deßhalb auf Freisprechung. — Der Hr. Staatsanwalt dagegen sieht gerade, weil die tödtliche Absicht nicht auf einen Einzelnen gerichtet, das Verbrechen des einfachen Todtschlags gegründet, wäre die Absicht auf eine bestimmte Person vorher gerichtet gewesen, wäre es Mord gewesen. Die Trunkenheit wäre eine verschuldete, indem der Angeklagte den letzten Schoppen getrunken, trotz alles Abmahnens, um sich in seinem Vorsatz zu verstärken. Die Geschichte mit dem Dolche wäre allerdings in dichte Schleier gehüllt, allein damit könne nur wahrscheinlich gemacht werden, daß Horn vor der That verwundet worden; Niemand habe davon etwas gesehen und doch hätte man sehen müssen, wie der Dolch gezogen, die Wunde beigebracht, der Dolch wieder in die Scheide gesteckt wurde. Horn sey nach der That gelaufen, habe nur über Schläge geklagt, erst später habe er die Verwundung offenbart. Nach der Meinung des Hrn. Staatsanwalts wäre dieselbe beigebracht worden, während er mit der Heppe in der Hand bei seiner Arretirung zum Schubkarren geschleift wurde. Der Hr. Vertheidiger bestreitet in seiner Duplik diese Ansicht aus der Natur der Wunde, es wäre eine mit einem zweischneidigen Instrumente hervorgebrachte Stichwunde; daß man das Beibringen der Wunde nicht gesehen, wundere ihn nicht, habe doch auch keiner der Zeugen ein Messer bei Horn erblickt; ebenso habe Horn es nicht sogleich zu merken brauchen, wie ja auch Helmstädter seine Wunde nicht sogleich gespürt hat.

Nach der Auseinandersetzung des Präsidenten über die Fragestellung und nachdem die Fragen von Todtschlag bis zur fahrläßigen Tödtung übergeben worden, entfernten sich die Geschwornen in das Berathungszimmer. Länger denn eine Stunde verweilten sie daselbst. Ernsten Angesichtes kehrten sie zurück. Man las in ihren Zügen die Antwort, die sie mitbrachten. Die Antwort lautete auf die Frage, ob hier das Verbrechen des einfachen Todtschlags gegeben sey: Ja; auf die Frage ob dieses Verbrechen im Stande geminderter Zurechnungsfähigkeit begangen worden sey: Nein. Das Urtheil der Richter war darauf bald gegeben, denn unser Strafgesetzbuch gibt hierin den Richtern keine Wahl; die Strafe ist Zuchthaus auf unbestimmte Zeit, das heißt mindestens auf 16 Jahre, und der Vertheidiger konnte nichts thun, als auf einen Begnadigungsantrag von Richteramtswegen seine Bitte zu stellen. Die Richter glaubten hier nicht den Fall gegeben, hierauf eingehen zu können. Der Angeklagte war ruhig bei der Verkündigung des Urtheils.

Die Namen der Geschwornen die bei diesem Falle

zu Gericht saßen, sind: Baumann (Obmann), Vetter, Kunkel, Hortleb, Münch, Staub, Zopf, Mees, Breunig, Bornberger, Bornengel, Ganzemüller. Die Anklage führte Hr. Stadtgerichtsrath Steppes durch, die Vertheidigung Herr Accessist Haus.

Einem Vergessenen.

Aus dem Morgenblatt.

Mit Sang und Klang, als Reiches Retter
Begrüßt, im Römer kam er an,
Ein Rauschen ging durch alle Blätter
Auf seiner Triumphator-Bahn;
Und nun, da — ungekrönt! — er wieder
Verläßt die Krönungsstadt am Main,
Nun soll sein Gehen ohne Lieder,
Soll klanglos sein Verschwinden seyn?

Wo sind sie denn, die Patrioten,
Die großen und die kleinen Herrn,
Die damals in der Noth nach Noten
Lobsangen dem Johannis-Stern?
Wohl sah ich ihrer viel erscheinen
Vor ihm, glückwünschend und gebückt;
Doch heute seh' ich Keinen, Keinen
Der ihm die Hand zum Abschied drückt!

Vor jener Sonne die gen Norden
Verhüllt und zögernd sich erhebt,
Ist bleich der schöne Stern geworden,
Der dienstbar ihr voraufgeschwebt;
Und dennoch war sein Amt das schwerste
Das jemals einem Stern gesetzt:
Er kam im Graun der Nacht der erste
Und schwand am Morgengraun zuletzt.

Drum, eh' er ganz hinabgegangen
Am Saum der Alpen von Tyrol,
Laßt uns noch einmal ihn umfangen
Mit langem, lautem Lebewohl;
Vom Donaustrande bis zur Weser
Erhebt die Stimmen, Mann für Mann:
Ein Hoch dem deutschen Reichsverweser,
Ein Hoch dem Erzherzog Johann!

Kredenzt ihm, wie beim Einzugsmahle,
Den feierlichen Ehrentrank,
Doch ja nicht in derselben Schale
Wie Fürsten-Dank, auch Volkes-Dank!
Das wolle nie, mein Volk, vergessen
Daß er in Nöthen zu dir kam,
Und daß er, da du nichts besessen
Als ihn, sich selber dir nicht nahm!

Wohl mag die Neuzeit, die in ätzend
Giftwasser alle Namen taucht,
Und jeden Mann als Waare schätzend,
So rasch ihn mißbraucht wie verbraucht,
Wohl mag sie auch an diesem nagen,
Seit sie zu „schwach" den „Greis" erfand;
Ei, hatt' er denn ein Schwert zum Schlagen,
Hatt' er zum Handeln eine Hand?

Auf seiner schmalen Höhe stund er,
Vom Abgrund links und rechts umklafft;
Daß er nicht ausglitt, war ein Wunder,
Das Wunder seiner eigenen Kraft.
Als Haß und Hader und Entzweiung
Die deutsche Erde weit zerriß,
Da hielt er über der Parteiung
Sich aufrecht — einsam, doch gewiß!

Nein, schmäht undankbar nicht den Alten
Auf seines Weges letztem Schritt,
Der viel verhütet, viel gehalten,
Der tiefer als wir alle litt.
War es die Schuld des wackern Mannes
Daß in der Wüste zu Berlin
Auf ihn den taufenden Johannes,
Noch kein getaufter Christ erschien?

Zieh heim, gleich allen Zeitpropheten
Grausam verbüßend fremde Lust!
Die Lüfte die vom Taunus wehten,
Sie drückten lang schon deine Brust;
Zieh wieder heim und trinke wieder
Den Athem deiner Berge ein,
Und bade die erlösten Glieder
In warmer Lethe von Gastein!

Einst, wann die Fluth des Zeitenstromes
So hoch nicht mehr wie heute geht,
Wenn unsres deutschen Einheits-Domes
Glanzvolle Spitze fertig steht:
Dann wird an den granitnen Vesten
Als echter Eck- und Quaderstein
Der Name Johann bei den Besten
Des deutschen Volks gesegnet seyn!

Franz Dingelstedt.

Auflösung des Räthsels in Nro: 64:

Luftzug.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 66 26. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

12.

Fast täglich unternahm nun Anna mit Haldenschild Lustfahrten auf dem See. Bald war der Jüngling so vertraut mit dem Elemente geworden, daß er lieber auf einer kleinen Barke, deren Führung er übernahm, mit der Geliebten allein das weite Silberbecken durchschneiden, als auf der reichgeschmückten Jagd, von zahlreicher Dienerschaft begleitet und neugierigen Blicken bewacht, auf den Wellen schweben mochte.

Die Gräfin kannte alle Stellen des Seeufers, welche durch idyllische Anmuth oder romantische Düsternheit ein mit der Natur befreundetes Gemüth reizen und erheben können. Die Felsenkette von Caprino, deren unterirdische Spalten erfrischende Kühlung in die Hitze des Sommers hauchen, die Buchten von Agno, Tresa und Riva, mit dem reichen Anbau der sie umgebenden Fluren und dem ernsten Hintergrunde dunkler Felsenvorsprünge und Berge, wurden, wie es gerade der Augenblick den fröhlichen Schiffenden eingab, zum Ziele ihrer Wanderungen gewählt.

Das waren selige Stunden für den Freiherrn. Die drohenden Schatten der Vergangenheit, die düstern Bilder der Zukunft verschwanden vor der Herrlichkeit der Gegenwart. Der West wehte so sanft von dem Luganer Gestade, süßduftende Blumengerüche zogen das weite Wasserbecken herüber, aus den Kastanienwäldern des Ufers flötete die Nachtigall, über goldstrahlenden Gefilden jubelte die Lerche, Quellen flossen melodisch in den See und die Wellen schlugen kaum bewegt wie zu fröhlichem Gekose aneinander. Und wie sich die hohe Macht, welche das Wesen der Natur in seinem Innern verbindet und zusammenhält, in einem holden und Liebe athmenden Einklange verkündete, so rief sie die Herzen der beiden still Liebenden zu gleicher seliger Offenbarung auf. Die Zauberworte kühner Liebe und beglückender Gegenliebe bebten über Eduard's und Anna's Lippen, die Scheidewand der nur mühsam genährten Verheimlichung längst erwachter und treu genährter Gefühle war gefallen.

Ein stiller reizender Abend folgte dem Nachmittage, an welchem die Liebenden die ersten Stunden des gleichgetheilten Glückes gefeiert hatten. Schon legten sich die Schatten der Berge riesig auf den See und die Strahlen der Abendsonne färbten das in zarter Schüchternheit erglühende Antlitz Anna's mit höherem Roth. Die Jungfrau saß mit kindlicher Freundlichkeit und alles vertrauender Hingebung an Eduard's Seite, dieser ließ langsam die Gondel nach dem Ufer hintreiben, sein Blick, von der Erkenntniß seines Glückes und von Liebe belebt, ruhte wonnetrunken auf der holden Geliebten. Er hielt Anna's Hand, er drückte sie an sein klopfendes Herz, aber er fand nicht Worte, die Empfindungen, welche ihn in diesem Augenblicke bewegten, auszusprechen. Anna blickte mit süßem Lächeln zu ihm auf! sie mochte seine innere Bewegung mißverstehen und unterbrach das lange bewahrte Schweigen mit den Worten:

„Fürchten Sie nicht, mein Freund, daß mein Vater unserer Verbindung entgegen seyn werde. Seine politischen Ansichten hat die Zeit geläutert und überdem sieht er sein Glück nur in dem meinigen. Wer weiß, ob nicht unsre Liebe gerade seinen Wünschen entspricht!"

„O ich Unglücklicher!" seufzte Haldenschild tief auf, indem sein Antlitz von einer Leichenblässe überzogen wurde, seine zitternde Hand aus der der staunenden Anna sank und sein Auge fest auf einem Bilde in einem Medaillon haftete, welches sie an einer, um den Hals gereiheten Perlenschnur trug und das jetzt durch eine rasche Bewegung der Jungfrau sichtbar geworden war. Anna konnte sich des Geliebten plötzliches Erschrecken nicht erklären. Als ihr Blick die Richtung seines Auges verfolgte und nun den Gegenstand entdeckte, der sein Entsetzen verursachte, mußte ihre Ueberraschung und Verwunderung noch zunehmen.

„Wie," sagte sie mit dem Tone der Befremdung zu dem Freiherrn: „dieses Bild meiner Mutter, dieses mir so theure Angedenken kann in so furchtbarer Art auf Sie wirken? Das ist ein Räthsel, dessen Enthüllung ich mit innerem Grauen entgegen sehe, ob ich sie auch aus Ihrem Munde erwarten muß."

Eduard's Blicke wichen denen der Gräfin aus. Er schaute düster in die Wogen, welche die Gondel umspülten. Die Sonne sank hinter die Berge zurück. „Mit dem Gestirne des Tages flieht der Traum meines

Glückes!“ dachte er bei ſich. Dann ergriff er Anna's Hand und ſprach mit ſanfter, bebender Stimme:

„Sie ſollen Alles wiſſen. Nur heute nicht! — Heute mögen noch die Pforten des Paradieſes offen vor mir daliegen: die wenigen noch übrigen Stunden dieſes Tages mögen dem Wahne einer Liebesſeligkeit geweiht bleiben, die zu groß iſt, um in aller ihrer Fülle in dem engen Raum eines Menſchenherzens gefaßt zu werden. O theuerſte Anna,“ fuhr er leidenſchaftlicher fort, „nimmer werde ich Sie beſitzen, nimmer den Namen ihres Gatten tragen! Ob auch mein Herz brechen wird unter dem Drucke dieſes furchtbaren Geſchickes, ob die Gewißheit der erſehnten Gegenliebe mit geſteigerter Pein an mir nagt: ich ſelbſt muß die ſchreckliche Entdeckung herbeiführen, ich ſelbſt muß meinem jung entſtandenen Glücke den Todesſtoß geben. Aber ſchonen Sie mein! Gönnen Sie mir Zeit bis morgen, laſſen Sie nicht den erſten Tag meines Glückes den letzten meiner Hoffnung ſeyn!“

„Haldenſchild,“ entgegnete Anna mit Ernſt und indem ſie ihre Hand der ſeinigen entzog: „als ich das Geſtändniß Ihrer Liebe mit der Offenbarung meiner gleichgeſtimmten Gefühle erwiederte, gab ich Ihnen den höchſten Beweis von Vertrauen, den ihr Geſchlecht von dem meinigen erwarten kann. Sie hatten mich dazu aufgefordert. Hätte ich ahnen können, daß ein Geheimniß in Ihrer Bruſt ruhe, welches unſerer künftigen Verbindung unbeſiegbare Hinderniſſe in den Weg legen dürfte, ſo würde ich nie auch nur die fernſte Andeutung meiner erwiedernden Neigung mir erlaubt haben. Ich mag den Gedanken nicht faſſen, daß Sie, mit dem Geheimniſſe im Rückhalte, nur ein grauſames Spiel mit mir getrieben haben, allein unter unſern jetzigen Verhältniſſen beſitze ich ein Recht auf dieſes Geheimniß und ich erheiſche deſſen Entdeckung in dieſem Augenblicke um Ihrer ſelbſt willen, damit ich Sie von dem ſchrecklichen und unerklärlichen Verdachte gereinigt ſehe, den ſie ſelbſt herbeigeführt haben.“

„Sie haben einen ſchweren Vorwurf gegen mich ausgeſprochen,“ ſagte der Freiherr, „der um ſo gewichtiger auf mir laſtet, da er nicht ganz unverdient iſt.“ Bei dieſen Worten hatte er nicht den Muth, ſeine Blicke zu Annen zu erheben. Die Bläſſe des Antlitzes wich einer hohen Röthe und ein leiſes Zittern ergriff nach und nach ſeinen ganzen Körper. „Aber bei der ewigen Gottheit,“ ſprach er jetzt mit feſter Stimme weiter: „iſt denn der Schiffbrüchige zu tadeln, der in der ſchrecklich auf ihn niederdringenden Todesnoth nach den ſchwimmenden Trümmern greift, unbeachtend, ob er durch ſeine That einen Andern, der ſchon hier ſeine Rettung geſucht hat, mit hinabreißt in den vernichtenden Strudel? O, verdammen Sie mich nicht, theuerſte Anna, häufen Sie nicht das Elend, das ſich immer tiefer zu mir herabneigt, das bald zerſchmetternd auf mich herabſinken muß!“

Anna fühlte ſich von dem Zuſtande, in dem ſie den Geliebten ſah, tief ergriffen. Sie legte ihre Hand auf ſeinen Arm und verſetzte ſanft:

„Sprechen Sie das furchtbare Geheimniß aus. Vertrauen Sie mir! Wir wollen vereint den Feind bekämpfen, der unſeren Hoffnungen entgegentritt. Wer weiß, ob ſeine vermeinte Schrecklichkeit nicht ſchon bei der Offenbarung verſchwindet.“

Haldenſchild ſchüttelte trübe das Haupt. Dann erwiederte er ruhig und leidenſchaftlos:

„Die Todten bleiben ſich getreu; unabänderlich feſt ſteht die Vergangenheit! Ich erkenne es, der Wendepunkt meines Lebens iſt gekommen; die flüchtige Stunde des glücklichen Wahnes, welche Jahren voll Sehnſucht und Erfahrung gefolgt, iſt vorüber und die Tücke meines Geſchickes verlangt ihr Recht. O Anna,“ rief er jetzt mit erhöhter Stimme und verſtörtem Blicke, der Moment iſt nahe, in welchem Du vor mir zurückbeben wirſt, in dem ſich Deine Liebe in Haß und Abſcheu verwandeln muß. Du ſelbſt verlangſt die entſetzliche Offenbarung! So wiſſe denn: ich bin — ein feindliches Geſchick hat“ —

In dieſem Augenblicke fiel vom Ufer her, dem während dieſer Unterredung die Gondel ſehr nahe gekommen war, ein Schuß. Die Kugel flog dicht über Haldenſchild's Haupt hin. —

„Matheo!“ ſchrie Anna auf und bemühte ſich, den Freiherrn neben ſich auf den niedern Sitz, den ſie bereits eingenommen hatte, herab zu ziehen. „Laſſen Sie uns ſchnell nach dem Schloſſe hinrudern. Auf jener Klippe ſteht der Wahnſinnige, ſeine drohende Geberde verkündet nichts Gutes, er ladet von Neuem ſein Mordgewehr.“

Matheo's Hohngelächter ſchallte von einer weit in den See hinaustretenden Felſenſpitze herüber. Der goldne Schein, der, ein letzter Gruß der ſcheidenden Tageskönigin, am weſtlichen Himmel glühte, ließ ſeine hohe Geſtalt und jede ihrer Bewegungen genau erkennen.

Der Freiherr hatte mechaniſch den Kahn nach Anna's Willen gelenkt. Doch ſah er wohl ein, daß Matheo ſeinen Mordverſuch werde wiederholen können, ehe es ihn gelingen dürfte, die Gondel aus dem Bereiche ſeines Geſchoſſes zu bringen. Haldenſchild war ohne Waffen. Die Sorge für Anna ließ ihm keine andere Wahl übrig, als in ſchneller Flucht eine mögliche Rettung zu ſuchen. Er maß mit den Blicken die Entfernung von dem Landungsplatze beim Schloſſe, auf dem ſich bereits viele Leute verſammelt hatten, die aber, von der Felſenſpitze, auf der Matheo ſtand, durch eine tief in das Ufer einſchneidende Bucht getrennt, keinen Beiſtand gewähren konnten. Noch war die Entfernung bedeutend; der Nachen auf dem ſich Anna und Haldenſchild befanden, war unbedeckt und bot auch nicht den geringſten Schutz gegen Matheo's Angriff. Eduard's Entſchluß war jetzt gefaßt. Er überließ die Gondel dem Spiele der Wellen, erhob ſich von ſeinem Sitze und ſtand nun ſo aufrecht, daß ſein Körper zu einem ſchirmenden Wall für die junge Gräfin ward.

„Was thun Sie, Haldenschild?“ rief, seine Absicht erkennend, Anna aus: „Sie wollen Ihr Leben opfern um das meinige zu sichern? Das dulde ich nimmer!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Nun sehet, ich hatte eine alte Mutter, die mußte ich erhalten. Sie war sterbenskrank geworden. Der Doktor verschrieb ihr eine Arzenei, die ihr helfen könnte, und ich hatte kein Geld im Hause, um dieselbe ihr verschaffen zu können. In der letzten Zeit hatte ich nur selten meine Mutter verlassen. Da kam des Abends, ich hatte ihn schon lange nicht gesehen, der Vetter zu uns, und sprach: „Morgen ist Hochzeit, da wird es lustig zugehen; es heirathen zwei reiche Leute, und da ich anderwärts zu thun habe, so will ich Dir das Geschäft überlassen; diesen Verdienst kannst Du doch brauchen!?“

„Ich benöthige ihn, aber seht Ihr denn nicht, daß meine Mutter krank ist?“

„Willst Du mit ihr zu Grunde gehen? Ich werde meine Tochter herschicken, die wird bei ihr bleiben, so lange Du abwesend bist.“

„Nun gut; könntet Ihr mir vielleicht einiges Geld leihen, ich muß meiner Mutter Arznei machen lassen.“

„Da hast Du Geld, laufe, ich bleibe unterdessen hier.“

Ich brachte die Arznei, und gab sie meiner Mutter ein.

„Aber sagt mir, bei wem ist denn die Hochzeit?“ begann ich.

„Nun hast Du noch nichts gehört? des Nachbars Julka heirathet den reichen Ranko.“

Herr, wenn man mir meine Hütte angezündet oder meine einzige Kuh todtgeschlagen hätte, Gott verzeih' mirs, oder wenn mir meine Mutter damals gestorben wäre, es hätte mir nicht so wehe gethan. Ich hatte mir das Mädchen schon lange ausersehen und es ihr auch gesagt, daß ich sie heirathen werde, sobald es mir besser ginge. Wie oft hatte sie mir versichert, daß sie nur mich nehmen werde. Ich weigerte mich, bei dieser Hochzeit zu spielen.

„Nun so gib mir das geliehene Geld zurück, du stolzer Herr!“ sprach höhnisch mein Vetter; das konnte ich nicht. Was sollte ich thun; ich mußte mich entschließen, zur Hochzeit zu gehen. Das Mädchen war so lustig und schien mich nicht einmal zu kennen. Ich trank einige Gläser Wein, nahm mich zusammen und geberdete mich so toll und froh wie noch nie, um nur ihr nicht zu zeigen, daß mich ihr Verlust schmerze. Oft bemerkte ich, wie sie mich von der Seite anblickte. Ich wäre wohl ein rechter Narr gewesen, ihr meinen Schmerz zu zeigen. Erst beim Abschiede, als sie allein bei mir stand, konnte ich mich nicht enthalten, ihr zu sagen: „Möchte Dich heute Dein Bräutigam im höchsten Genusse erwürgen!“

Seitdem ist eine geraume Zeit verflossen. Vor drei Jahren heirathete ich eine Wittwe, die einige Felder hatte, und so lebe ich jetzt; diese Hütte ist, wie ihr seht, recht zerrissen, da habe ich mir einiges Geld erspart und mir eine bessere gekauft. In einigen Wochen übersiedele ich.

„Nun wie schickt Ihr euch jetzt zum Feldbaue an, geht es vorwärts?“

„Nicht recht, seht, mir ist das Spielen immer lieber, und mitten in der Arbeit spitze ich oft den Mund, und drücke mit der linken Hand an meine Brust, als wenn ich meinen Dudelsack im Arme hielte; ich bin nicht recht zum Handarbeiten zu brauchen. Ach, mein Weib sagt mir das oft.“

Eine kreischende Stimme unterbrach unser Gespräch, und des Pfeifers altes ungestaltetes Weib rief ihm zu: „Was schwatzest Du da, morgen wirst Du wieder nicht zur Arbeit gehen wollen, lege Dich schlafen!“

„Lebet wohl, lieber Herr.“

„Wartet, ich komme morgen her, und da sollet Ihr mir die Hochzeitlieder singen; sagt Eurem Weibe, daß ich Euch das, was Ihr im Felde versäumt, ersetze.“

„Ei, das freut mich sehr; wann kommt Ihr?“

„Morgen früh, um acht Uhr.“

Am Morgen des anderen Tages saß ich in der höchst ärmlichen Stube des Pfeifers an seiner Seite und er begann:

„Gewöhnlich sucht sich der Bursche, der heirathen will, ein Mädchen aus einem anderen Dorfe. Ist dieß der Fall, so besteigen der Vater und die Mutter des Bräutigams, er selbst und seine Verwandten einen Wagen, der mit einer bunten wollenen Decke behängt und reichen Pfühlen zum Sitzen versehen ist. Blumensträuße zieren Hüte, Haare und Busen. Hat der Bursche sich noch kein Mädchen erkoren, so kehrt man bei einem Bekannten ein und frägt um ein heirathsfähiges Mädchen. Hat man eines gefunden, begrüßen sich beiderseits die Eltern und Verwandten, der Bursche aber und das Mädchen stehen scheu da, blicken schüchtern zur Erde, und kein Laut ertönt aus ihrem Munde. Das Mädchen bringt Wein, und Jeder gibt ihr einiges Geld auf den Teller dafür. „Kaufe dir Aepfel (Jabuku) dafür,“ sagen sie. Ist die Unterhaltung reger geworden, so schleicht sich das Mädchen aus dem Zimmer, der Bursche ihm nach. Er schlingt die Hand um des Mädchens Leib, hebt dessen Köpfchen, sieht ihm in die Augen, ob das Augenlicht klar ist, streicht ihm das Haar, legt die Hand an den Busen und schwingt es in die Höhe. Ist er mit der Dirne Reizen und sonsti-

gen körperlichen Eigenschaften zufrieden, und haben die Eltern die Geldangelegenheiten in Ordnung gebracht, so gehen Alle zum Geistlichen, und die Brautleute wechseln bei ihm silberne Ringe. Nachdem man auf das Wohl Aller fleißig getrunken, werden die Pferde mit einem weißen Leintuche bedeckt, zum Zeichen, daß die Braut erkoren, und so fährt man nach Hause.

Einige Zeit darauf, — ich muß erwähnen, daß die Hochzeitsfeier meistens im Herbste vorgenommen wird, — weil die Ernte schon vorbei und die Leute im Besitze einigen Geldes sind, geht der Vater mit mehreren Verwandten zu den Eltern der Braut. Dieß nennen sie Jabuku piti (trinken für das Geld, das sie auf Aepfel gegeben). Es wird der Tag der Hochzeit festgesetzt, gewöhnlich der achte oder vierzehnte Tag nachher, und der Vater des Bräutigams überreicht der Braut die Geschenke. Sie bestehen aus sechzehn, wenigstens sechs Dukaten, drei Schafen, drei Eimern Wein, sechs Maß Branntwein, Stiefeln, Schuhen und Vortüchern für die Männer und Weiber, und da die Hochzeit gewöhnlich acht Tage dauert, so sind die Kosten bedeutend.“

„Ja, wie kann denn,“ sprach ich, „ein armer Bauer so viel auf Hochzeitgeschenke verwenden und woraus besteht denn die Aussteuer der Braut?“

„Aus dem Nothwendigsten. — Diese Geschenke sind großen Theils mit Schuld an der Armuth der Bauern. Verheirathet der Vater seinen Sohn, und hat er kein baares Vermögen, so muß er entweder ein Stück Feld veräußern, um die Hochzeitkosten zu erschwingen, oder er entlehnt, was noch schlechter ist, Geld und muß bedeutende Interessen dafür entrichten.

Naht der Tag, der zur Hochzeit bestimmt worden, heran, so bereitet sich ein Freund des Bräutigams, die Gäste einzuladen. Ungefähr zwei oder drei Tage vor der Vermählungsfeier, über und über mit Blumen geschmückt, setzt er sich auf ein rasches Pferd, das mit einem langen weißen Tuche bedeckt ist; die blumenbekränzte Tschutra (Feldflache) in der Hand, reitet er zuerst zum Beistande (Kum), läßt ihn trinken und bestimmt den Hochzeittag. Die Frau des Beistandes hängt dem Pferde ein Tuch an die Mähne, für den Bräutigam bestimmt; diese Geschenke wiederholen sich beim zweiten Beistande (Staristwat) und bei den übrigen geladenen Gästen. An dem Tage vor der Hochzeit, früher oder später je nachdem der Wohnort der Braut näher oder ferner ist, kommen der Beistand, dem an demselben Tage von des Bräutigams Mutter ein großer Kuchen verehrt worden, der Hochzeitsvater und der Brautführer (Dever) in das Haus des Bräutigams. Jeder von Diesen ist von einem eigenen Knechte (Momak) begleitet, der Beistand bringt außerdem noch den Pfeifer mit. Nach einem festlichen Mahle rüstet man sich zum Aufbruche. Bevor sie ihre Plätze auf den Wagen besteigen, singen sie —

Der Pfeifer fing an zu singen.

„Ei, wartet doch, wartet,“ unterbrach ich ihn, „Ihr müsset mir die Worte allein versagen, sonst kann ich sie ja nicht nachschreiben, wenn Ihr dazu singt, bleiben sie mir unverständlich.“ Mit vieler Mühe konnte ich ihn zum bloßen Rezitiren bringen. Diese Volkslieder, wo Wort und Ton zugleich entstanden, können im Munde des Volkes nur sehr schwer getrennt werden:

Es fleht des Bräutigams Mutter
Euch Männer von der Theiß,
Euch von dem Strand' der Donau
Um Aufbruch, um regen Fleiß!

Bringt mir, o Hochzeitsvater
Und Beistand, ein Mädchen fein;
Es soll meines theuern Sohnes
Geliebtes Bräutchen seyn!

Es soll noch die Abendsonne
Der Jungfrau Busen vergolden;
Des Mondes erstes Strahlen
Küssen den Arm der Holden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein alter Bauer, der ohne Unterricht aufgewachsen war, wurde von seinem Pfarrer gefragt, warum er nicht häufiger die Kirche besuche, um dort Gottes Wort zu hören, und warum er nicht in der Bibel lese? Auf die Antwort, daß er nicht lesen könne, sagte der Pfarrer: „Ich glaube, Ihr wißt nicht einmal, wer Euch erschaffen hat? — Nein, war die Antwort. — Hier wendete sich der Pfarrer zu einem kleinen Schulknaben: „Mein Sohn, wer hat dich erschaffen?“ — „Gott, der Vater!“ — „Nun,“ sagte entrüstet der Pfarrer, „schämt Er sich nicht alter Mann, daß so ein Kind etwas besser weiß, als Er?“ — Das ist auch kein Wunder, versetzte schnell der Bauer, der Junge ist auch noch nicht lange erschaffen worden, der kann es schon noch wissen, aber bei mir ist es schon lange her!

Ein Metzgerbursche, der Mitglied eines Gesang-Vereins ist, trieb unlängst einen Ochsen zur Schlachtbank und sang dazu ganz rührend: „So wandelt er an Freundes Hand, vergnügt und froh in's bess're Land.“

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 67 28. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

Anna sprang empor und faßte seinen Arm; der Freiherr aber drückte sie sanft auf den Sitz nieder und sagte:

„Mich hat der Krieg daran gewöhnt, dem Tode offen ins Antlitz zu schauen: ich fürchte ihn nicht. Wer weiß, ob ich nicht die Hand segnen sollte, die vielleicht im nächsten Augenblicke meiner Brust den sicheren Frieden für immerdar schenken wird!“

„Ha, was ist das?“ schrie Anna, welche, Eduard's letzte Worte überhörend, mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Wahnsinnigen geblickt hatte. „Erscheint dort nicht Robert auf dem Felsen neben Matheo?“

„Bei Gott, er ist's! der kühne Bursche!“ erwiederte Haldenschild, indem er nach der bezeichneten Stelle hinsah.

Jetzt schien auch Matheo den ihm nun fast zur Seite stehenden Robert wahrzunehmen. Entsetzt, den gefürchteten Feind in seiner Nähe zu blicken, sprang der Wahnsinnige schnell auf den Rand des Felsens, schleuderte noch während dieser Bewegung sein Gewehr weit von sich hinweg, so daß es in den Gebüschen am Ufer niederfiel, und stürzte sich dann mit ängstlich dumpfem Geheul von der steilen Felsenspitze hinab in den See.

„Er wird ertrinken, der Unglückliche!“ rief Haldenschild, indem er eine Bewegung machte, den Lauf des Nachens nach der Stelle zu richten, wo seiner Meinung nach Matheo untergegangen war.

„Fürchten Sie das nicht!“ sagte die Gräfin und hielt ihn von diesem Beginnen zurück: „Matheo war immer einer der kühnsten und gewandtesten Schwimmer. Alle Anstrengungen, ihn zu erreichen, würden nur vergeblich seyn!“ Der Freiherr sah nun auch in der That, wie Matheo's Haupt in einer großen Entfernung von der Klippe, die er früher eingenommen hatte, wieder hervorragte und er mit unbeschreiblicher Schnelligkeit den Spiegel des Sees durchschnitt. In wenigen Augenblicken hatte Matheo ein tieferliegendes Vorgebirge erreicht. Er schwang sich ans Ufer und verschwand in dem Dickicht eines Kastanienwaldes, der sich bis nahe an den Strand herabneigte.

Mehrere Barken, von der Dienerschaft des Schlosses besetzt, gesellten sich jetzt zu der von Haldenschild geführten Gondel. Anna mußte in das väterliche Schloß zurückkehren, ohne in das furchtbar drohende Geheimniß, dessen Daseyn sie aus dem Munde des Geliebten erfahren hatte, eingeweiht worden zu seyn.

Als sie sich von dem Freiherrn trennte, sagte sie leise und von den Anwesenden unbemerkt zu ihm:

„Morgen erwarte ich die Enträthselung der seltsamen Dinge, die mir Ihre Rede hat ahnen lassen. Ich rechne darauf, daß Sie ihrem Vorsatze, mir sie mitzutheilen, nicht untreu werden!“

„Sie sollen Alles erfahren!“ entgegnete Haldenschild mit einem Seufzer. Hierauf zog er sich still in sein Zimmer zurück, das er auch an diesem Abende nicht wieder verließ.

13.

Am Morgen des nächsten Tages erschien Graf Sinner, der nun vollkommen genesen war, zum Erstenmale wieder in dem Gesellschaftszimmer des Schlosses. Anna stand an des Vaters Seite, als der Freiherr eintrat und sich glückwünschend dem Grafen näherte. Die Blicke der Liebenden suchten verstohlen einander, allein bestürzt sanken Anna's Augen zu Boden, da sie in Eduard's Antlitz alle Spuren eines tiefen Kummers und einer schlaflos durchwachten Nacht entdeckte; auch Haldenschild war überrascht und betroffen, denn trübe war der sonst so leuchtende Blick der Jungfrau, die Rosen ihrer Wangen hatten bleichen Lilien Raum gegeben.

Graf Sinner schien diese Veränderung in dem Wesen der Tochter und des Gastes nicht wahrzunehmen, oder, wenn er sie bemerkte, sie dem Eindrucke zuzuschreiben, welchen Matheo's unerwarteter und mörderischer Angriff auf Beide hinterlassen haben konnte. Mit wohlwollendem Lächeln reichte er dem Freiherrn die Rechte und rief:

„Seyn Sie dem Genesenden willkommen! Gott Lob! Ich fühle, daß die alte Kraft in meine Glieder zurückgekehrt ist, und will wiederum thun, wie ein Gesunder. Wonach ich in den bösen Tagen, die mich ans Schmerzenslager gefesselt, mich ängstlich gesehnt; worauf ich meine selige Hoffnung wiederkehrender Wonne gebaut in den Phantasieen meiner einsamen Stunde: das soll

noch heute, noch an diesem Morgen ins Werk gestellt werden! Blicke nicht so seltsam zu mir auf, Anna. Es sind wunderbare Zweifel in mir erwacht und aus diesen Zweifeln ist, gleich einem Wiedererstandenen aus dem Grabe, eine freundliche Hoffnung hervorgegangen. Wäre es denn nicht denkbar und möglich, daß mein Sohn Eddo noch unter den Lebenden wandelte? Oft schon wurden Krieger nach der Schlacht vermißt und in die Todtenverzeichnisse eingetragen und nach Jahren kehrten sie zurück an den stillen Heerd des elterlichen Hauses und in die Arme der Ihrigen, die sie dem Todtgeglaubten offen entgegenbreiteten!"

„O mein Vater, wenn auch Eddo auf diese Weise," — fiel Anna froh bewegt ein und eine sanfte Röthe legte sich, als Zeuge der innern süßen Wallung, über ihr Antlitz. Haldenschild wendete seine Blicke ab; ein bitterer Schmerz zog krampfhaft durch seine Brust.

„Freilich, mein theures Kind!" fuhr Graf Sinner lebhaft fort: „auch Eddo könnte uns plötzlich auf diese Weise wiedergegeben werden. Oft hat es mir eine wohllautende Engelstimme zugeflüstert: „„zieh in die Heimath, dort findest du ihn wieder!"" Ich weiß nicht recht, ob ich dann wachte oder träumte und ich verstehe nicht eigentlich, ob unter dieser Heimath das Ahnenhaus in Graubündten oder der ewige Friedensort im Jenseits gemeint ist. Aber laß uns immer diesem schönen Traume oder Wahne nachziehen, laß uns mit den reizenden Bildern, die er aufstellt, unsere Gegenwart ausschmücken. In einer Stunde reisen wir nach Graubündten ab; alle Befehle sind bereits gegeben. Sie, mein Freund," mit diesen Worten wendete sich der Graf zu Haldenschild, „begleiten uns. Mir ist es, als müsse ihre Anwesenheit auch dort heilbringend seyn, so wie sie es hier gewesen ist."

Der Freiherr verbeugte sich stumm. Er hätte mit einem Worte den beseligenden Wahn des Greises zerstören, ihn aus seinem glücklichen Traume erwecken können; aber nur Annen glaubte er die Offenbarung seines schrecklichen Geheimnisses schuldig zu seyn. Was sollte er auch diese letzte Hoffnung des Grafen vernichten, warum vor seinen Augen den Schleier zerreißen, der die zurückschreckende Wahrheit verbarg; den Trost rauben, der ihn bis zu der wahrscheinlich nicht mehr fernen Sterbestunde begleiten konnte?

Durch die so plötzlich von dem Grafen angeordnete Reise erhielt der Freiherr für die Entdeckung der Ursache seines Seelenleidens, welche er Annen versprochen hatte, einen willkommenen Aufschub. Daß aber die junge Gräfin dieses Gelöbniß nicht vergessen hatte, sagten ihm die düster fragenden Blicke, welche sie, als sich die drei Reisenden im engen und schmalen Wagen befanden, der sich langsam die steilen Gebirgswege hinabbewegte, zum Oftern auf ihn richtete.

Die Dienerschaft des Grafen, unter ihr Haldenschild's treuer Robert, zog größtentheils bewaffnet in Wagen und auf Maulthieren, vor und hinter dem Herrschaftswagen her. Robert, der durch seine Geistesgegenwart und seinen Muth bei den übrigen Dienern zu großem Ansehen gelangt war, machte den Anführer und war stets bedacht, auf jede Weise für die Sicherheit und den ungestörten Fortgang des Zuges zu sorgen.

Der Herbst hatte bereits die Wälder in den buntesten Farbenwechsel gekleidet und spendete, wie eine ungern ertheilte Gunst, nur noch selten einige heitere Tage. Unsern Reisenden zeigte er sich milde und freundlich. Sie überschifften den herrlichen Comersee, dessen mit unzähligen freundlichen Villen besäete Ufer sie vergebens zu einem Besuche und gastlichem Aufenthalte einzuladen schienen; sie näherten sich den himmelansteigenden Urgebirgen, welche das idyllische Welschland von der romantischen Schweiz trennen; sie überstiegen sie auf sichergehenden Maulthieren und wanderten dann an den Fällen schäumender Ströme hinab in die Thäler, von denen das gebirgreiche Graubündten durchschnitten ist und deren eins in seiner stillen Abgeschiedenheit das Stammhaus der Grafen Sinner der Kenntniß und den Blicken der vielfach das Land durchwallenden Reisenden entzog.

Bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit und aus Rücksicht auf den Grafen, der so eben erst vom Krankenlager erstanden war, hatte man nur kurze Tagereisen gemacht. So traf es sich, daß man erst in der Abenddämmerung des fünften Tages in der Nähe des Bestimmungsortes anlangte. Ungeachtet der Sorge, die des Freiherrn Brust beengte, mußte doch das Schauspiel, das sich seinen Blicken bot, als die Reisenden in das vor ihnen liegende kleine Thal wanderten, ihn mit Entzücken erfüllen. Der Fluß, der in rauschenden Fällen sich zwischen felsigen Ufern hinschlängelte und das Thal in zwei Hälften theilte, wurde bald von lachenden Wiesen, bald von finster herabsteigenden Waldungen begränzt. Rechts und links nach dem Hintergrunde zu, erhoben sich amphitheatralisch die weitausreichenden Gebirgsmassen, welche die abflachenden Hügel wie Arme nach dem Ausgange des Thales hinbreiteten; über ihren Mittelpunkt herabstrahlte, von den letzten Blicken der Abendsonne begrüßt und zu einem Spiegel unzählig auftauchender Blitze gemacht, ein riesiger Eiskegel, dessen Gipfel das Abendgewölk weit übersteigend zu einer selbstständig erhellenden Sonne wurde. Im Hintergrunde bot das Thal eine weite kesselartige Oeffnung, in deren Mitte das Schloß des Grafen auf einem Felsenhügel stand, dessen Fuß der brausende Strom im mächtigen Wogengedränge umtoste.

Anna von der Sehnsucht nach der theuern Stätte ergriffen, deren Anblick alle süßen Erinnerungen ihrer Kindheit erweckte, eilte den Uebrigen voraus. Nur Eduard blieb ihr zur Seite. Sie war so ganz mit den bekannten Gegenständen, welche ihr hier, wie alte begrüßende Freunde entgegentraten, beschäftigt, daß sie des Freiherrn Nähe nicht bemerkte. Ihre Ungeduld, das vor ihren Blicken daliegende Ziel zu erreichen, vermehrte sich. Sie eilte jetzt so rasch durch das Thal hin, daß Haldenschild auf dem störrischen Thiere, welches ihm zufällig zu Theil geworden war, bald durch einen großen Zwischen-

raum von ihr getrennt wurde und nur noch in einiger Entfernung folgen konnte.

Indessen gelangte Anna in den Thalgrund, aus welchem sich das Schloß auf seinen felsigten Grundfesten erhob. Die weiten Schatten der Umstehenden hohen Gebirgsmassen lagen über dem Thale und hüllten es in Dämmerung ein. Bei einer Wendung des Weges sah die Gräfin das heimathliche Haus, mit seinen vielen gothischen Thürmchen und Ecken schwarz zu dem abendlichen Himmel emporragend, ganz nahe vor sich, so daß sie in wenigen Augenblicken das hochgewölbte Thor erreichen konnte. Mit einem Male scheute das Thier, welches Anna trug, mit einer gewaltigen Bewegung zurück. Eine graue Mannsgestalt hatte sich von dem Felsensitze an der Seite des Pfades erhoben und war Annen nahe getreten. Mit einem Schrei des Entsetzens erkannte die Jungfrau den wahnsinnigen Matheo; zugleich schickte sie sich zur eiligen Rückkehr nach der Schaar der übrigen Reisegefährten an. Aber schon hatte Matheo die Zügel ihres Maulthiers ergriffen und sagte mit sanfter und wehmüthiger Stimme:

„O fürchte nichts! Ich bin ja nur hergeeilt, Dich willkommen zu heißen in Deiner Heimath, die auch einst die des armen Knaben Matheo war. Damals warst Du wohl gütiger als jetzt und Deine Milde machte den armen Knaben reich an begeisternden Hoffnungen und Träumen künftigen Glücks. Das ist nun Alles anders geworden. Du hassest mich und fliehst meine Nähe. Freilich ist es auch schlimm, daß ich Dir und Allen, die Dich umgeben, Verderben drohen muß, wenn die böse Stunde über mich kommt.“

Hier schwieg Matheo und schien in Nachdenken zu versinken. Anna wagte kaum laut zu athmen. Sie hatte weder den Muth noch die Kraft, nach Hülfe zu rufen; ihre Brust war wie zugeschnürt. Da erschallte das Geräusch der herannahenden Reisegefährten.

„Lebe wohl, Anna!“ rief ängstlich der Unglückliche und faßte mit krampfhaftem Drucke die Hand der innerlich Erbebenden: „die Feinde kommen! Ich muß fliehen, denn sie haben mir ja die letzte Waffe genommen, mit der ich mich ihrer erwehren konnte! Lebe wohl! aber glaube nicht, daß ich Dich treulos verlasse. Dort oben, wo der Gletscher thront und von düstern Klüften umlagert sich stolz zum Himmel hebt, habe ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen. Von dort wird mein Auge Deine Schritte erforschen, meine Wachsamkeit mir die theure Braut wahren!“

Schnell und heftig riß er Anna's Hand an seine Lippen und entfloh dann mit bewundernswürdiger Kühnheit und Gewandtheit über Felsen und Schlünde hinweg, in die bergenden Dunkel des Abends.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

„Nun,“ fuhr der Pfeifer fort, „nimmt Alles die ihm gehörigen Plätze auf den Wägen ein. Der Beistand, seine Tochter und der Bräutigam besteigen den ersten, an dessen Seitenleiter lehnend der Pfeifer Platz nimmt. Dann folgt ein Wagen voll Mädchen, die mit ihren Gesängen die Luft erfüllen, und in den übrigen Wagen schließen sich die sonst noch geladenen Gäste an. Beim Aufsitzen wird eines der folgenden Lieder gesungen:

Es ziehen die Wolken am Himmel,
Der strahlet hell und rein;
Im weißen Hofe steht Ranko —
Es muß geschieden seyn.

Er spricht: Verzeih', o Mutter,
Wenn ich Dich je betrübt,
Du Mutter und guter Vater,
Die Ihr mich stets geliebt;

Verzeih' mir, o Mutter Kirche,
Ich zieh' in ein fremdes Land,
Zu holen ein fremdes Mädchen,
Zu schließen das Hochzeitband.

Ranko geht in seinem Hofe,
Hält oft, sinnend, still,
Fragt, ob wohl das holde Bräutchen
Alleine kommen will? — —

Wäre es allein gekommen,
Wäre es nicht klug —
Sieben Wägen müssen kommen,
Siebenspänniger Zug.

Siebenjähr'ge Pferde müssen
Holen 's Bräutchen fein,
Und die Hochzeitgäste sollen
Alle gleich auch seyn. — —

Sieben Wagen sind zu finden,
Siebenspänniger Zug;
Aber gleicher Hochzeitgäste
Sind ein eitler Trug.

Denn sie sind, wie sie geschaffen
Gott im Himmel hat —
Ungleich, je nachdem 'ne Mutter
Sie geboren hat.

Ist der Zug in der Nähe des Dorfes, in welchem die Braut wohnt, angekommen, so wird er noch von

den Angehörigen derselben, die auf Wagen herbei geeilt, begrüßt; die Tschutra mit Wein macht wieder die Runde, und indem ein Verwandter der Braut den Zug eröffnet, fährt man in das Dorf. Beim Eintritte in das Haus des Mädchens wird gesungen:

Heb' das Dach, o süße Freundin,
Mutter unſ'rer Braut;
Heb's für neue Anverwandte,
Die du schon erschaut.

Heb' es für den großen Ranko,
Daß es ihn nicht drückt,
Daß es ihm die schöne Blume
An dem Hut' nicht knickt.

Nachdem man sich noch freundlich besprochen, begibt sich Alles in die Wohnungen Befreundeter, um Nachtquartiere zu suchen. Der Bräutigam geht mit dem Beistande von dem spielenden Pfeifer begleitet.

Ist der Morgen des Hochzeitstages angebrochen, begibt sich die Braut, von dem fröhlichen Kreise ihrer Freundinnen begleitet, zu einer ihrer Gespielinnen, in deren Zimmer sie sich verschließen. Da werden ihr die Hochzeitskleider angethan, und während dem gesungen:

Mög' in diesen schönen Kleidern
Glück versponnen seyn;
Mög' so lang es sich erstrecken,
Als die Fäden drein.

Der Brautführer und des Bräutchens Bruder sind aber den singenden Mädchen gefolgt. Unverweilt pochen sie an die verschlossene Thüre, und verlangen mit folgendem Gesange die Braut:

Oeffnet, Mädchen, schnell die Thüre,
Die die Braut verschließt,
Daß wir sehen, ob sie schöner,
Ob es Ranko ist.

Nun entsteht ein neckisches Feilschen um dieselbe, denn die Gespielinnen verlangen als Preis der Auslieferung einen Gulden, welchen der Brautführer und sey es auch unter heftigem Weigern, endlich doch zu geben sich entschließen muß. Alsbald empfängt er die Braut, und läßt von seinem Knechte unter die kreischenden Mädchen Kuchen werfen, die dieser sein Begleiter in einer großen Tasche mitgebracht hat. Die scherzenden Mädchen fallen darüber her, im Wetteifer, ein größeres Stück zu erhaschen. Insgesammt ziehen sie nun in das Haus der Braut, wo sich mittlerweile alle Gäste versammelt, und man singt:

Bruder, führ' uns zu der Schwester,
Daß wir bald sie sehen! —
— Möcht', daß fort ich sie muß führen,
Bald vor Leid vergehen.

— Ob Du freudvoll, ob Du traurig,
Nun ist es vorbei.
Mußt heraus sie doch jetzt bringen,
Daß sie unser sey.

Der Bruder überliefert sie dem Brautführer, während es von den Lippen der Andern ertönt:

Guter Gott, welch' großes Wunder,
Es läßt der Bruder die Schwester fort!
Nimm sie, Führer der Braut, und schaue,
Daß glücklich sie sey am fremden Ort.

und mit dem Gesange:

Wie der Pfau, so gehet Ranko,
Zu schließen das Eheband,
Und hält in seiner Rechten
Der Pfauin kleine Hand,

schreitet man zur Kirche. Da wird ihr vom Brautführer ein weißer Flor um das Haupt geschlungen, der rückwärts weit herunter wallt, und in einer Schlinge endigt. Nach beendigter Zeremonie kehrt man nach Hause zurück, wo ein reichliches Mittagsmahl die Gäste erwartet, und nachdem der jüngere Theil der Versammelten seine Lust im Tanze befriedigt, rüstet sich Alles zum Heimzuge in des Bräutigams Vaterhaus, und es wird dem zögernden Beistande zugesungen:

Beistand, es ist schon hohe Zeit,
Die Braut als Geschenk uns zu geben;
Gibst Du sie nicht bald, so wirst Du, bei Gott,
Den Tag in Galle verleben!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, rief aus: „Ich möchte sie heirathen, nur, um sie prügeln zu dürfen.“

Räthsel.

Freund! suche mich zu fliehen und zu meiden!
Denn hast Du mich, so hast Du Sorg' und Leiden;
Verlierst Du mich, so wird das Herz Dir schwer;
Gewinnst Du mich, so hast Du mich nicht mehr.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 68 29. April 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

14.

An dem nächsten Morgen fanden sich viele Landleute auf dem Schlosse ein, welche den alten Grafen, den sie von Kindesbeinen auf ehren und lieben gelernt hatten, treuherzig und freudig willkommen hießen. Um Annen versammelten sich die Armen aus den benachbarten Hütten und blickten voll Hoffnung und Vertrauen auf die gütige Wohlthäterin, die nun gewiß, wie sie es sonst gethan, die Thränen der Dürftigen und Waisen wiederum trocknen würde. Aus den höheren Gebirgsgegenden kamen mehrere Sennen herab, welche im Vorübergehen berichteten, daß durch den Einsturz eines Gletscherhorns mit seiner ungeheuern Masse von Schutt mehrere Hügel, sammt den herrlichen an ihrem Fuße gelegenen Weiden, in den obern Bergsee getrieben worden seyen. Der Bergsee habe sogleich sein Ufer übertreten und sein Wasser, die sumpfigen Dämme fortreißend und mit dem Gletscherschutte und dem thonigten Erdreiche der Hügel vermischt, bilde nun einen furchtbaren Schlammstrom, der nach und nach selbst zu einem beweglichen Gebirge geworden, in seinem langsamen, Alles überwältigenden Gange Bäume und Felsen mit sich fortführe und sich hernieder in die Thäler wälze; doch bedrohe dieses Naturereigniß die Thalbewohner keineswegs mit Gefahr, da der Schlammstrom seine Richtung nach einer tiefen Felsenkluft genommen habe, wo ihm kein weiterer Ausgang bleibe und er nothwendig seinen Ruhepunkt finden müsse. Bei dieser letzten Versicherung verschwanden alle Besorgnisse, welche in den Gemüthern Anna's und ihres Vaters durch die frühere Erzählung erregt worden waren. Beide fanden sich überdem durch mancherlei nothwendige Anordnungen so sehr beschäftigt, daß der Mittheilung der Sennhirten nicht weiter gedacht und sie bald ganz vergessen wurde. Haldenschild hatte das unruhige Treiben in der Nähe des Grafen gemieden. Die Gewißheit seines Unglücks, der schmerzliche Zwang, daß er selbst vor der Geliebten und Wiederliebenden das schrecklich höhnende Spiel des Schicksels enthüllen müsse, das sie Beide auf ewig trenne und ihre Zukunft in die einsame Oede eines entsagenden Daseyns verwandle, lasteten auf seiner Seele. Er war überzeugt, daß Anna noch heute die versprochene Enträthselung von ihm erheischen werde. In diesem Falle beschloß er gleich nach der unheilvollen Offenbarung das Schloß zu verlassen. Er rief nach seinem Diener Robert, um ihm vorläufig seine Befehle wegen der vermuthlichen Abreise zu ertheilen; allein Robert war nirgends zu finden. Bei weiterer Nachfrage erfuhr der Freiherr, daß sein Diener, als er Matheo's neues Erscheinen am gestrigen Abende erfahren, schon in der Frühe des Morgens ausgezogen sey, um seinen alten Feind aufzusuchen.

Ein heiterer Nachmittag folgte dem trüben Herbstmorgen. Die Sonne hatte das Gewölk zerstreut und herrschte nun ungetrübt am reinen tiefblauen Himmel. In einem Verjüngerungsversuche schien sie sich zur Erde herabzuneigen, um sie mit belebenden und mild wärmenden Strahlen, wie in den Tagen des jungen Sommers, zu begrüßen.

Als Graf Sinner, nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Mittagsmahle, sich in seine Gemächer zurückgezogen hatte, um seiner Gewohnheit nach der Ruhe zu pflegen, forderte Anna den Freiherrn zu einem Spaziergange auf. Haldenschild legte mit einer Verbeugung, welche ein tiefer Seufzer begleitete, seine Bereitwilligkeit ihr zu folgen an den Tag. Die Stunde der härtesten Prüfung war nahe: das erkannte er.

Anna führte ihn, indem sie traulich ihren Arm in den seinigen legte, den Felsenweg hinab, auf welchem die Karavane der Reisenden am gestrigen Abende ihren Einzug in das Schloß gehalten hatte.

„Verbannen Sie diese finstere Miene!“ sagte Anna freundlich bittend, nachdem Beide eine Weile schweigend nebeneinander fortgeschritten waren. „Ich will Sie zu meinem Lieblingsplätzchen bringen. Es liegt tief im Gebirge, still und abgeschieden von der Welt und ihrem Treiben. Dort habe ich als Kind oft in den Armen meiner Mutter geruht, dort als Jungfrau manchen süßen Traum entsponnen. Immer bin ich noch aus jener Einsamkeit glücklicher und zufriedener in das Weltgetümmel zurückgekehrt. Dort sollen Sie mir die Zweifel enthüllen, welche den Frieden ihres Gemüthes zerstören, das Schreckniß, welches ihrem Glücke und dem meinigen Verderben droht. Ich hoffe, daß jener Ort noch immer

seinen alten Zauber übt und daß vor diesem jede schwarze Ahnung entweichen wird.“

Eduard erwiederte nichts auf diese Rede. Was Anna in ihrer glücklichen Unwissenheit Zweifel und Ahnungen nannte, lag klar in aller furchtbaren Wahrheit vor seinem Geiste; alle Zweifel waren schrecklich gelöst; jede Ahnung Verderben bringend erfüllt. Haldenschild bemühte sich, die gewaltige Regung in seinem Innern für den Augenblick zu bekämpfen; er suchte mit dem Anscheine äußerer Ruhe seine Begleiterin auf so manches idyllische Bild, welches der freundliche Thalgrund darbot, auf so manche großartige Felsengruppe, die sich zwischen waldigen Hügeln herabdrängte, aufmerksam zu machen. Anna schien aber jetzt wenig Sinn für eine Unterhaltung dieser Art zu haben; sie versank nun ihrerseits in tiefes Nachdenken und bald verstummte auch wiederum der Freiherr, dessen zwangsvolles Streben keine belebende Erwiederung fand.

Als sie in die Nähe einer seitabwärts liegenden Bergschlucht kamen, brach endlich Anna dieses peinliche Schweigen und sagte:

„Durch diese enge Felsenkluft geht unser Weg. Mein stilles Friedensthal liegt hoch oben in der Nachbarschaft des mächtigen Eisriesen, der diese Gegend beherrscht. Wir hätten wohl einen bequemeren Weg einschlagen können, allein kein anderer führt so nahe ans Ziel, wie dieser.“

Indem Anna den schmalen, durch die Kluft aufwärts steigenden Pfad betrat und Haldenschild ihr folgte, schritt auf dem breiten Fahrwege, der sich nach dem Schlosse wand, ein Wanderer von ansehnlicher Gestalt und edler Haltung heran. Er erblickte die Gräfin und ihren Begleiter, welche eben im Begriffe waren, die gewöhnliche Straße zu verlassen. Ehe seine nun eiliger werdenden Schritte die beiden Wandelnden erreichen konnten, waren diese bereits in der Felsenschlucht verschwunden. Der Wanderer blieb einige Augenblicke lang vor dem Bergpfade stehen, den jene eingeschlagen hatten, und sah ihnen sinnend nach, gleichsam als sey er unschlüssig, ob er ihnen folgen solle oder nicht. Plötzlich aber schien er mit sich einig geworden zu seyn, seiner früher gehegten Absicht treu zu bleiben, und setzte mit schnellen Schritten seinen Weg nach dem Schlosse fort.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Während des Gesanges:

Beug' dich, Ast vom blauen Flieder,
Schöne Julka scheidet bald;
Es scheidet von Vater und Mutter
Julka, von seiner Gestalt.

Die Mutter ruft: Meine Julka,
Mein Mädchen, komm zurück;
Geb' Dir ein feines Hemde,
Geb' Dir manch' freundlichen Blick.

„„O hättest Du eher gerufen,
Gegeben früher ein Hemd;
Nun muß ich Dich verlassen,
Nun muß ich in die Fremd'.

O hättest Du eher gerufen!
Nun neben dem Beistand' ich steh',
Nun ich meinem hohen Führer
In die großen Augen seh'!

O hättest Du eher gerufen,
Eh' ich den Ring an der Hand,
Eh' man um das junge Haupt mir
Die schönen Blumen wand.““

besteigen sie die Wagen, und auf der Heimfahrt erschallt weithin das schäkernde schöne Lied:

„Bräutigam, warum so traurig,
Ast du vom Basilikum;
Warum schaut dein Aug' zu Boden,
Warum ist dein Mund so stumm?!

Ist dir der Reichthum verschwunden?
Verlor dein Roß den Muth?
Oder hat man dein Mädchen gelästert?
Verdächtigt das theu're Gut?“

„„Der Reichthum ist mir nicht verschwunden,
Mein Pferd verlor nicht den Muth,
Man hat mein Mädchen gelästert,
Verdächtigt das theu're Gut!

Man sagt: daß schlecht seine Eltern,
Daß falsch es wie Schlangenbrut,
Daß beständig es nicke und schlafe,
Daß träge fließe sein Blut!““

Das Mädchen erhebt seine Stimme,
Die Wange färbt sich roth;
Es spricht mit funkelndem Auge
Zu Dem, der die Rede ihm bot:

„Wer sagt, daß schlecht meine Eltern,
Sey kinderlos und voll Schmerz!
Wer sagt, daß ich falsch wie 'ne Schlange,
Dem leg' sich 'ne Schlange ans Herz!

Wer sagt, daß ich nicke und schlafe,
Daß träge fließe mein Blut,
Der bleibe in seiner Krankheit
Schlaflos bei wallendem Blut'!"

Sind sie im Dorfe angelangt, so steigen sie im Hause des Beistandes, der überhaupt während des ganzen Tages die größte Rolle spielt, dessen Befehle und Anordnungen von Jedermann pünktlich befolgt werden müssen, ab und fahren dann, durch Wein erquickt, dem Vaterhause des Bräutigams zu. Sie singen:

„O Bräutigams Mutter, freue Dich,
Es kommt dein lieber Sohn;
Auch naht, die er sich erwählt,
Die süße Julka schon.

Du trankst stets Wasser, das der Mond
Auf deiner Flur geküßt,
Worin die aufgeh'nde Sonne noch
Manch' Wermuthsblatt begrüßt.

Jetzt wirst du trinken Wasser rein,
Geschöpft beim Morgenlicht;
Das süß vom frischen Basilikum
Und Rosenblättern riecht

Und wenn sie nahe beim Hause sind:

„Adler, starke, kühne Adler!
Fliegt zum Himmel auf,
Späht, ob wohl die muth'gen Rosse
Bringen die Braut im Lauf'.

Sagt, wie ist das holde Bräutchen?
Ist es schlank und hoch?
Ob es, wie wir es uns denken,
Weiß und rosig noch.

Sagt, seht Ihr die rothe Fahne
Wehen in der Luft?
Steigt empor vom Haupt der Lieben
Schöner Blumen Duft?"

Während der Gesang ertönt:

Vom Himmel fällt ein gold'ner Schein
In des Bräutigams Herz hinein;
Das wird kein gold'ner, süßer Schein,
Es wird die schöne Julka seyn.

Vom Himmel fällt ein gold'ner Schein
In des Brautvaters Haus hinein:
Das wird kein gold'ner süßer Schein,
Es wird die schöne Julka seyn.

fahren sie in den Hof ein. Da wird der Braut ein schöner Knabe in den Wagen gelegt, nie ein Mädchen, dem sie ein rothes Band um den Hals schlingt. Eine zarte Anspielung. Der Beistand will die Braut nicht ausliefern, bevor der Vater sie nicht durch ein ihr zugeeignetes Geschenk erkauft. Während dessen fährt der Zug einige Mal im Hofe herum. Der Vater übergibt der Braut nun als Geschenk ein Kalb, von dessen Ohre der Beistand, damit man es kenne, ein Stückchen wegschneidet. Die Braut steigt vom Wagen und schreitet über ein Stück Leinwand, das des Bräutigams Mutter von der Hausflur bis zum Wagen gelegt, in das Haus. Ein köstliches Nachtessen empfängt die Müden, Wein geht in der Runde, und wenn man sich hinlänglich erquickt, begleiten Alle die Braut in ihre Kammer, wo der Beistand unterdessen das Brautbett gerichtet und Verschiedenes, als: Töpfe oder Eßwaaren, als Hindernisse hinein gelegt hat. Der Pfeifer spielt verschiedene Lieblingsmelodien. Die Brautleute verschließen sich, der Beistand hat mittlerweile einen großen irdenen Topf genommen, und schleudert ihn unter dem Rufe: At puknie! (Er zerspringe!) gegen die Thüre. Dann entfernen sich Alle unter schallendem Gelächter.

Das erste Haus im Dorfe, das die Braut am folgenden Tage betritt, ist das des Beistandes. Die mit einer Blumenkrone geschmückte junge Frau führt der Brautführer, dem über die Hand ein weißes Tuch hängt, zu dem Beistande. Ihnen folgen der Bräutigam und der Pfeifer, und nachdem sich der Beistand mit ihnen auf den Wagen gesetzt, machen sie ihre übrigen Besuche, bei denen die Braut jeden Jüngeren auf die Wangen, und jedem Aelteren die Hand küssen muß. Um zwei Uhr vereinigt wieder ein Essen die Gäste, wobei die junge Frau bedient. Ist dieses beendigt, so beginnt der Tanz, wobei Jeder mit der Urheberin des Festes tanzen und in ihre schöne Hand ein Geschenk drücken muß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Alsen *)

Wir hatten einen sehr günstigen Wind, und unser Boot durchschnitt die hellen Wogen der Ostsee wie ein Pfeil. Nach wenigen Stunden hatten wir die Küsten der anmuthigen Insel Alsen, und zwar zunächst die kleine Bai, an deren Ufer das Städtchen Sonderburg liegt, nahe vor Augen.

Der Anblick dieser kleinen Bai schien mir entzückend. Die Ufer sind nicht ganz flach, und hie und da erhebt

*) Aus J. G. Kohls Reisen in Dänemark und den Herzogthümern.

sich auf einem Hügel ein laubreicher Wald. Links blickt man in den Meereskanal hinein der die Insel von dem Ländchen Sundewitt trennt, und rechts schneidet ein Meeresarm in die Insel selber hinein. Am innersten Winkel des Busens liegt das freundliche Städtchen Sonderburg mit einem kleinen Hafen.

Die Insel Alsen ist etwa 4—5 Meilen lang und 1—2 Meilen breit, und gehört also mit Langenland, Falster, Moen ꝛc. in die Klasse der mittelgroßen Inseln des dänischen Archipels. Da sie vom Festlande des Herzogthums Schleswig nur durch einen wenige Hundert Ellen breiten Sund getrennt ist, so gehört sie als eine sich dem Festlande eng anschließende Küsteninsel in physikalischer oder geographischer Beziehung zum Herzogthum Schleswig. Auch haben die Herzoge von Schleswig immer Ansprüche auf den Besitz dieser Insel gemacht, der ihnen aber lange von den Königen von Dänemark bestritten wurde, bis dann seit Erich dem Pommer, d. h. seit 400 Jahren, Alsen auch in politischer Beziehung immer zu diesem Herzogthum gehört hat.

Es ist bemerkenswerth, daß das Herzogthum Schleswig seine Herrschaft sowohl in der Ostsee als in der Westsee über eine Menge von Inseln ausgebreitet hat, während das Herzogthum Holstein keine einzige Insel besitzt, wenn man nicht etwa einen kleinen Flecken Landes in der Elbe, oder ein Paar Meerwiesen an der dithmarsischen Küste so nennen will.

Alle friesischen Inseln bis zu Anfange dieses Jahrhunderts, sogar die helgoländer Felsen, gehören zu Schleswig. In der Ostsee bildet auch die holsteinische Küsteninsel Fehmern einen Theil von Schleswig, und das Gebiet dieses Herzogthums dringt sogar in das Gebiet der fühnenschen Inselgruppe ein, indem hier die Insel Aeroe in politischer Hinsicht zu dem Herzogthum gehört, während sie doch in geographischer und geognostischer Beziehung offenbar einen Theil des fühnen-langelandischen Insel-Komplexes ausmacht. Auch diese Insel war lange Zeit ein Gegenstand des Streites zwischen Schleswig und Dänemark, bis sie seit dem Jahr 1438 sich für immer an das Herzogthum Schleswig anschloß.

Die Insel Alsen ist sehr fruchtbar, sehr gut bebaut und bevölkert, und hat drei kleine freundliche Hauptorte, im Norden Norburg (die nördliche Burg), im Süden Sonderburg (die südliche Burg) und in der Mitte Augustenburg.

Die Grundbevölkerung der Insel, die Bauern, die niedern Stände in den Städten und Flecken, spricht dänisch. In den beiden Orten Sonderburg und Augustenburg aber sprechen und sind alle gebildeten Bürgerklassen deutsch. Die Hälfte der Insel gehört zu den Privatbesitzungen des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Da dieser hohe Herr gerade zu der Zeit, wo ich hier ankam, ein freudiges und seltenes Familienfest feierte, und dazu aus den Herzogthümern, von den dänischen Inseln, ja auch aus Schweden und Norwegen und vielen deutschen Reichen zahlreiche Gäste eingeladen hatte, so gewährten denn in diesen Tagen die kleinen Häfen der Insel und die ganze Insel selbst einen besonders belebten und reizenden Anblick.

Von der Küste von Angeln, von Fühnen, von Langeland, von den holsteinischen Küsten eilten zahlreiche kleine Boote und auch Dampfschiffe mit Gästen herüber, und auf der prächtigen Chaussee, welche von Sonderburg mitten durch die Insel nach Augustenburg, der Residenz des Herzogs, geht, gab es eine Menge hin- und herfahrende Karrossen, welche mit dem sonst so stillen Leben auf der Insel in wohlgefälligen Kontrast traten.

Mir war es vergönnt die Zeit meines Aufenthaltes auf dieser reizenden Insel zu einigen Ausflügen ins Innere zu benutzen und dabei die Beschaffenheit derselben näher kennen zu lernen. Auch boten die mannichfaltigen zauberischen Festlichkeiten, welche die nächsten Tage auf Augustenburg verherrlichten, und bei denen die Inselbewohner zur Ehre ihres geliebten Herrn sich vielfältig hervorthaten, die angenehmste Gelegenheit zu mehrfachen ethnographischen Belehrungen.

Der schönste Punkt von Alsen ist das Schloß Augustenburg und seine Umgebungen. Es liegt ungefähr in der Mitte der Insel, an dem innersten Winkel eines tiefeindringenden Fjords der Ostsee. Der Weg von Sonderburg dahin führt durch lauter liebliche, parkähnliche Gefilde, und das Schloß selbst ist von anmuthigen Gärten und Buchenhainen umgeben.

Es wurde am Ende des 17ten Jahrhunderts vom Herzog Ernst Günther, dem Stifter der herzoglich-augustenburgischen Linie, gebaut. Auch stammt erst aus dieser Zeit der daneben liegende freundliche Ort Augustenburg, an dessen Stelle bis dahin ein Dorf, Stavnsböl, gestanden hatte. Weil die Sprache des Hofes natürlich die deutsche war, so wurde auch die herrschende Sprache dieses Orts, der sich hauptsächlich mit Hofbeamten bevölkerte, die deutsche, und er ist also gewissermaßen als eine kleine deutsche Kolonie anzusehen. Die Parkanlagen erstrecken sich längs des Fjords in entzückender Abwechselung hin, und enthalten die schönsten Buchen, die ich sah. Unter ihnen befinden sich einige die ihrer ausgezeichneten Größe oder ihrer besonders herrlichen Bildung, oder anderer mit ihnen verknüpften Umstände wegen, umständlich beschrieben zu werden verdienten.

Zwei von diesen Bäumen heißen die Frühlingsbuchen, weil sie zu denjenigen Buchen gehören, die im Frühlinge 8—14 Tage früher ausschlagen als die übrigen, und die sich einzeln zerstreut in allen hiesigen Holzungen finden. Es ist dieß eine sonderbare Erscheinung, die von den Forstmännern noch nicht aufgeklärt ist.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag · № 69 · 1. Mai 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

15.

Der Pfad, auf welchem die beiden Liebenden nach dem Orte hinschritten, den Anna ihr stilles Friedensthal nannte, trug deutliche Spuren, daß er früher von Menschenhänden gebahnt und geebnet, nun aber seit lange vernachlässigt worden sey. Entwurzelte Baumstämme lagen oft quer über und machten das Weitergehen beschwerlich, abgerissene Felsenstücke mußten manchmal mühsam überklettert werden. Anna zeigte sich sehr gewandt in der Besiegung dieser Schwierigkeiten. Haldenschild konnte nicht daran denken, sie hierbei zu unterstützen: er hatte genug mit sich selbst zu thun, um den flüchtigen Schritten der Jungfrau zu folgen.

Sie mochte wohl über eine Stunde lang durch die Bergschlucht, in deren tiefem seitabliegenden Grunde ein wildes Wasser rauschte, aufwärts gestiegen seyn, als das Felsenthal sich mit einem Male erweiterte und sie zu ihrer Rechten einen prächtigen über die hohe Steinwand herabstürzenden Wasserfall erblickten, dessen Nähe durch ein donnerähnliches Geräusch voraus verkündigt worden war.

Haldenschild, von dem Schauspiele überrascht, das er in solcher Herrlichkeit nicht erwartet hatte, stand in Bewunderung versunken.

„Wie schade," rief Anna aus, die sich bei dem gewaltigen Rauschen nur mühsam dem Freiherrn verständlich machen konnte: „daß jene dichte Wolke dort das schneeglänzende Haupt unsers Bergriesen verhüllt, daß sonst bei heiterem Sonnenlichte um diese Stunde strahlend in den Wasserfall schaut und dort den herrlichsten Regenbogen bildet!"

Eduard blickte nach der gegenüber liegenden Seite, auf welche der Gräfin erhobene Hand deutete. Dort stieg ein breiter von senkrechten Felsen gebildeter Thalgrund ziemlich steil empor, in dessen Hintergrunde eine dunkle Masse hin- und herwogte, welche jede weitere Aussicht versperrte. Dem Freiherrn, der von der Natur mit einem sehr scharfen und weittragenden Gesichte ausgestattet war, schien diese Masse allzudicht, um für ein bloßes Wolkengebilde gelten zu können. Er wollte eben diese Bemerkung seiner Begleiterin mittheilen, als Anna wiederum seinen Arm ergriff und ihn, zwischen dem Wasserfall und dem Wege nach dem Eieberge hindurch, in gerader Richtung einen aufwärts steigenden Pfad führte, auf dem sie bald zu einem eirunden, links von senkrecht emporragenden himmelanstarrenden Felswänden umgebenen Wiesengrund gelangten.

„Hier ist mein Friedensthal;" sagte Anna. „Auf jenem Felsensitze im Hintergrunde habe ich oft meine kindischen Sorgen dem Mutterherzen vertraut und süßen Trost und Beruhigung gefunden. Dort erwarte ich Ihr Geständniß, um entweder Ihren grundlosen Kummer zu heben oder Ihr wirkliches Leiden durch innige Theilnahme zu erleichtern."

Der Sitz, nach welchem Anna und der düster schweigende Haldenschild ihre Schritte lenkten, befand sich auf einer kleinen Erhöhung im Hintergrunde des Thälchens. Er lehnte sich an eine steilaufsteigende Steinwand, die jedoch beträchtlich niedriger war, als die den untern Theil des Grundes umgebenden Felsen.

Nachdem Haldenschild sich hier an Anna's Seite niedergelassen hatte, ergriff die Jungfrau seine Hand und sprach mit zärtlicher Stimme, während der treue Blick des schönen Auges ihm Trost und Liebe zu sichern schien:

„Lassen Sie die Hülle des Geheimnisses schwinden. Die Scheidewand zwischen unserm Herzen ist gefallen; warum soll noch ein fremdartiges und störendes Verhältniß unter uns stattfinden?"

Gefaßt und ernst erwiederte der Freiherr: „Noch wenige Augenblicke und jenes Verhältniß zwischen uns, das holde kaum geknüpfte Band der Herzen, wird zerrissen seyn für immer! Sie werden mich fliehen, theuerste Anna, mich hassen, verabscheuen" —

„Sprechen Sie nicht aus!" unterbrach ihn die Gräfin. „Was Sie mir auch entdecken können; ich bin überzeugt, ein Verbrecher sind Sie nicht, und nur einem solchen könnte ich Haß und Abscheu weihen."

„Nein! Bei dem ewigen Gott," sprach Haldenschild mit Hast, „ich bin kein Verbrecher, nur ein Unglücklicher. O ich hätte ja schweigen, ich hätte meine Brust zum Grabe des schrecklichen Geheimnisses machen und so im Raube den Preis meines Lebens erringen können! Aber das Wort, welches ich einem Sterbenden gegeben, mahnt

mich ernst, und die Wahrheit will ihr Recht, ob auch dann das Daseyn jeden Werth verliert, und der Tod die einzige Hoffnung des öden Herzens wird. So wisse denn, Anna," fuhr Haldenschild mit erhöhter Leidenschaftlichkeit fort, und indem der Ton seiner Stimme etwas gräßlich Singendes, sein Antlitz in widriger Verzerrung den Ausdruck der gewaltsamen Selbstüberwindung annahm, welche ihn dieses Geständniß kostete: „auf dem Schlachtfelde von Waterloo streckte mein Arm einen feindlichen Offizier zu Boden. Als ich mich zu ihm herabneigte, um zu sehen, ob noch Hülfe möglich sey, überreichte mir der Sterbende ein Päckchen, mit der Bitte, dieses seinen Verwandten zu übergeben. Ehe er mir noch seinen Namen nennen konnte, befiel ihn eine tiefe Ohnmacht, und mich rief das Schmettern der Trompete zurück. Aber ich kenne ihn wohl, den damals das tückische Schicksal, das unserer Wünsche lacht, und seine Lust in der Vereitlung unserer Hoffnungen findet, in meine Bahn geführt hatte: es war Graf Eddo, Dein Bruder, und hier ist sein Vermächtniß."

Blaß wie eine Leiche und die starren träumerischen Blicke auf den Freiherrn gerichtet, nahm Anna das dargebotene Päckchen aus seiner Hand. Sie öffnete fast ohne zu wissen, was sie that, den Umschlag. Bis ihr Auge auf die darin enthaltenen Gegenstände fiel, sagte sie leise für sich hin, als wolle sie sich hüten, dem unglücklichen Haldenschild einen Vorwurf zu machen:

„Ja, es war Eddo! Das ist das Bild meiner Mutter, welches er aus dem Elternhause mitnahm, und dieses ist die Locke, die ich ihm beim Abschiede gab."

Nach diesen Worten verstummte Anna. Sie verbarg ihr Antlitz mit beiden Händen; ein kaum hörbares Schluchzen gab zu erkennen, daß sie weine. Eduard blickte scheu von der Seite hinweg, wo sich die Gräfin befand. In seiner Brust stürmte es furchtbar, die Pulsschläge seines Herzens jagten einander in wilder Eile und dennoch zogen die Schauer eines Fieberfrostes durch seine Gebeine. Die Außenwelt, mit allen innigen und großen Beziehungen, in denen sie zu ihr standen, war vor den Sinnen und dem Geiste der Jungfrau verschwunden: nur das Uebermaß ihres beiderseitigen Unglücks erfüllte mit dumpfem Drucke und das Aufleben jedes andern Gedankens verhindernd, ihr ganzes Innere.

Da wurde das Licht der Sonne, die durch eine Felsenspalte herab ihre Strahlen in den engen Thalgrund sandte, plötzlich durch einen trüb aufsteigenden Nebel verhüllt, welcher nicht leicht und wallend, sondern wie eine fortgeschobene immer dichter werdende Wand, sich dem einzigen Eingange des Thales zu bewegte: Eduard und Anna bemerkten es nicht. Ein fortwährendes näher und näher dringendes Donnerrollen, das Tosen des Wasserfalles weit übertönend und von einem seltsamen Geräusch begleitet, wie wenn mächtige Baumstämme gebrochen, große Steinmassen fortgeschoben würden, hatte den schlafenden Widerhall in den Thälern zum Leben erweckt: die beiden Unglücklichen vernahmen die Stimme der Warnung nicht.

„Haldenschild," sprach endlich ihre Thränen bekämpfend, die Gräfin. „Sie hatten recht, die Enthüllung dieses schrecklichen Geheimnisses trennt uns für immer. Glauben Sie nicht, daß auch nur der geringste Vorwurf gegen Sie in meiner Seele aufkeimet. Sie tragen nicht die Schuld dieses Unheils; darum kann ich Sie auch weder hassen noch verabscheuen. Aber fern von einander, mit dem schmerzlichen Dorne der Entsagung im Herzen, müssen wir nun die öde Bahn durchwallen, bis uns einst am Ziele der vorangegangene Bruder vereinigt!"

Eduard ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. Sie entzog sie ihm nicht, und fuhr fort:

„Kommen Sie, Haldenschild! Wir dürfen auch keinen Augenblick säumen, diese Trennung ins Werk zu setzen. Zum Letztenmal ruht meine Hand in der Ihrigen, sie wird fürder nimmer wieder diejenige berühren, an der das Blut meines Bruders klebt. Nie erfahre mein Vater, was diese Stunde schrecklich enthüllt! Was sollen wir auch die irrige Hoffnung des Greises stören, dem die süße Täuschung vielleicht den Pfad ins Jenseits ebnet."

Anna war aufgestanden und wandte sich zum Gehen; der Freiherr bereitete sich schweigend ihr zu folgen. In diesem Augenblicke ward das Donnerrollen, dessen die Gräfin und Haldenschild bisher nicht geachtet hatten, zu einem so furchtbaren und nahen Krachen, daß Beide überrascht und besorgt empor sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Eines Sonntags Nachmittags ging ich mit meiner Freundin eine ihrer Gespielinnen, die Tochter des griechischen Dechants, zu besuchen, indem sie mir versprochen, daß ich allda viele Mädchen versammelt finden würde, da heute an des Geistlichen Tochter die Reihe, wäre, die Mädchen zu empfangen, welche an jedem Sonntage bei einer andern Freundin zusammenkämen.

Als wir in das Zimmer traten, war ein Kranz schöner Mädchen bereits anwesend, welche sangen. Meiner Begleiterin, der Königin, sowohl an Schönheit als an Wohllaut der Stimme, wurde sogleich der Platz am Sopha angewiesen. Die Mädchen waren ob des seltenen Anblickes eines Mannes, überdieß noch eines Fremden in ihrem Kreise Anfangs ein wenig betroffen, setzten jedoch bald ihren Gesang fort. Es war ein ungarisches Lied, das mir später meine Freundin übersetzte:

„Bin ein Fischer aus dem Thale,
An der Theiß hab ich ein Haus,
Meine Mutter wird dich hüten,
Braunes Mädchen, ruh' dich aus.

Schwarze Wolken ziehn am Himmel,
Berge netzt der kühle Thau —
Naß, o Mädchen, wird das Tuch dir,
Und dein zarter Nacken rauh.

Hab nicht Gold, hab keine Schätze,
Geht darnach auch nicht mein Sinn;
Doch die Liebe, die ich fühle
Kann nur mit dem Tode flieh'n!"

„Laß den Falschen; schau den Falter,
Wie er viele Blumen küßt —
Und vergiß die todte Liebe,
Wenn dich neue Lust begrüßt."

Nachher wurden auch serbische Lieder gesungen, denn die Mehrzahl der anwesenden Mädchen waren Serbinnen. Ich glaube, das obige Lied ist aus einem neuen ungarischen Drama, und ich habe es später, wo ich hinkam, sogar von Bauernmädchen singen gehört. Es ist merkwürdig wie schnell Lieder bei den Ungarn verbreitet werden. Meine Freundin sagte mir, daß, wenn sie ein neues Lied singe, ihr Dienstmädchen am andern Tag es nachsinge, und so ist diese schnelle Verbreitung leicht begreiflich. Wie dankbar für einen Dichter, einem Volke Lieder zu geben, das einstimmig im ganzen Lande seine Gesänge vorträgt.

Nachdem ich den Kreis schöner Mädchen verlassen, ging ich in das große Wirthshaus, wo getanzt wurde. Alles war in der größten Aufregung, Staub hüllte die Fröhlichen mit seinem undurchsehbaren Schleier ein. Ich drängte mich an der Seite zum Hintergrunde hin, um besser sehen zu können. In einem Winkel beim Ofen saßen die Zigeuner und spielten darauf los. Die Seitenwände entlang zechten Männer an den Tischen, während dicht an sie gedrängt und im ganzen Zimmer die Ungarn tanzten. An den unteren Tischen ging es hoch und lustig zu. Laute Freudenrufe und Verwünschungen, die aber beim Ungarn oft Liebesausdrücke seyn sollen, umgekehrt wie beim Franzosen, dessen übertriebene Höflichkeitsformen man immer auf ein gewöhnliches Kompliment herabsetzen muß, übertönten oft die Musik und das Stampfen der Tanzenden. An den obern Tischen saßen still in sich gekehrt einige Männer — Serben. So charakterisirt sich der Slave auch in der Freude — im Wirthshaus.

Der ungarische Tanz ist kraftvoll bezeichnend. Wenn der erste Theil, das Adagio, ertönt, hält der Ungar sein Mädchen an den Händen und blickt ihr durchdringend ins Auge, liebesuchend, liebeflehend und durch den Liebesblick, den wild erglühenden, erwiedert er freundliches Schauen. Hat ihm das Mädchen gluthvoll zugelächelt, so faßt ihn lauter Lust und Freude, im raschen Tanze drückt er sie wonnetrunken an die Brust, und schwingt sie, froh des Besitzes, lang im Kreise herum.

Der serbische Tanz wird einzig und allein beim Dudelsack und dem fortwährenden „Ach", dem der Pfeife tiefe Töne entsprechen, aufgeführt. Im Kreise hält sich Alles bei den Händen und dreht sich langsam herum (Kolo). Ein fortwährendes Klagen; — auch im Tanze ist der Slave freudlos. Wie wird uns einst diese lange Trauer vergolten werden? wird nicht einst seine Freude nach so langem Harme ohne Schranken seyn? Vielleicht erbt einst Deutschland von ihm den Dudelsack, dessen fortlönendes „Ach", das mich lange verfolgte. Ach! — —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Alsen.

(Fortsetzung.)

Eine eigene Gattung von Buchen wollen die Forstkundigen aus diesen Frühlingsbuchen nicht machen, da sie sich von den übrigen durch nichts als durch eine hellere Farbe die Blätter unterscheiden. Uebrigens soll sich jenes frühere Aufbrechen der Knospen auf jeder Stufe des Alters zeigen, und nicht etwa nur bei solchen die durch ihre Stellung im Walde begünstigt sind, sondern auch bei solchen die ganz unter denselben äußern Verhältnissen und in unmittelbarer Nähe neben den ausschlagenden stehen.

Eine jener Frühlingsbuchen im Augustenburger Park schlug im Jahre 1750 am 5 April aus, und da dieß ungewöhnlich früh war, so hatte man die lobenswerthe Idee dieß Faktum in die Rinde des Baumes einzuschneiden, und seitdem hat man jedes Jahr auf der Rinde des Baumes den Tag bemerkt, an welchem er ausschlug, und so ist den hier ein merkwürdiger und interessanter Frühlingskalender zu Stande gekommen, der einen sehr sichern Anhaltspunkt zu Aufschlüssen über das Klima dieser Gegenden gewährt. Da einige von den Inschriften, mit denen der Baum bedeckt ist, ausgewachsen sind, so kann man zwar nicht alle mehr deutlich lesen; aber es geht doch aus einer Beobachtung von 100 Jahren hervor, daß die Zeit der Entfaltung des frühern Buchenlaubes hier zwischen dem 5. April und 17. Mai liegt, also um 42 Tage variirt, und daß der mittlere Zeitpunkt auf den 26. April fällt. Wie interessant und nützlich wäre es, wenn man in andern Parks und Wäldern dieß Beispiel nachgeahmt und ähnliche Frühlingskalender angelegt hätte. Da ich so oft des schönen Anblicks der Buchen in hiesigen Gegenden erwähne, so will ich einige genauere aus besten Quellen kommende Angaben über die Höhe und den Holzgehalt einiger dieser Bäume im Augustenburger Park hier einschalten.

Es gibt daselbst mehrere alte Buchen die 15—18 Klafter (à 78 Hamburger Kubikfuß) Holz enthalten und bis zu einer Höhe von mehr als hundert Fuß aufsteigen. Der herzogliche Oberförster maß am Boden eine vom Winde umgestürzte Buche und fand ihre Höhe zu 140 Fuß. Er kannte eine andere die nach seiner Berechnung 30 Klaftern Klafterholz und 10 Klaftern Knüppelholz, im Ganzen also 40 Klaftern oder etwa 3000 Kubikfuß Holz enthält. Man kann sich denken, welchen prachtvollen Anblick solche Riesenpflanzen, die zuweilen eine dem Bau und Wuchs der Palmenbäume sehr ähnliche Entwicklung haben, gewähren müssen.

Andere Bäume in den Augustenburger Lustgehölzen sind wegen der mit ihnen verknüpften historischen Ereignisse merkwürdig, so z. B. die drei großen uralten Eichen, welche die Verschwörungseichen heißen, weil unter ihnen zur Zeit des dänischen Königs Christian V. die drei holsteinischen Herzoge von Plön, Glücksburg und Augustenburg ein Bündniß schlossen und einen Plan verabredeten, den damals auf der höchsten Stufe der Macht befindlichen Minister Schumacher oder Griffenfeldt zu stürzen, von dem alle drei schwer beleidigt waren, ein Zweck den sie auch erreichten, da Griffenfeldt bald nachher angeklagt, verurtheilt und als Gefangener nach Munkholm, in Norwegen, geschickt ward, wo er später gestorben ist.

Da die Winter auf diesen Inseln meist sehr milde sind und das Thermometer selten unter 6—8 Grad Kälte hinabsinkt, so kann man hier manche Pflanze überwintern, welche bei uns in Deutschland weit größeren Gefahren ausgesetzt ist. So steht z. B. hier in dem Park von Augustenburg schon seit 50 Jahre eine magnolia tripetala völlig unbedeckt, und nicht einmal von einer Mauer geschützt. Auch reifen im Sommer hier im Freien so schöne Feigen, wie ich sie im nördlichen Deutschland nicht gegessen habe. Zahme Kastanien- und Wallnußbäume sind auf den dänischen Inseln noch sehr gewöhnlich.

Auch sind diese Gegenden für den Pomologen interessant, weil hier nach Norden hin die letzte ausgezeichnete Apfelart vorkommt und sehr verbreitet ist, nämlich die Grafensteiner Aepfel. Diese treffliche Frucht hat ihren Namen von Grafenstein, einem Schloß und Städtchen das dem Herzoge von Augustenburg gehört.

Man erzählte mir, ein Vorfahr des Herzogs habe die ersten Pflanzen dieser Apfelgattung aus Italien gebracht, sie in dem Grafensteiner Garten angepflanzt, und es sey daraus die in Rußland und auch anderwärts so beliebte Fruchtgattung hervorgegangen. Sie hat sich von Grafenstein aus in vielen Gärten der benachbarten Inseln und Küstenländer verbreitet und ist jetzt ein nicht unbedeutender Ausfuhrartikel geworden. Besonders gern hat man sie in Petersburg, und dahin geschehen auch die meisten Versendungen. Ich hörte sogar von einem hiesigen Gärtner, der die kaiserliche Tafel mit Grafensteiner Aepfeln versehen und dafür sich auch einer besondern Auszeichnung zu erfreuen gehabt.

Es gibt zwar weiter im Norden wohl auch noch gute Früchte, doch keine so berühmte und als Handelswaare behandelte Gattung wie die Grafensteiner Aepfel auf der Insel Alsen, Thaasing, den Landschaften Sundewit, Angeln u. s. w. Auf den Ausflügen durch die anmuthigen Gefilde der Insel bemerkte ich in dem Hintergrund eines kleinen Meerbusens mehrere niedrige Wiesengründe, von denen man mir sagte, daß sie erst in neuerer Zeit sich aus dem Meerwasserboden in Festland verwandelt hätten. Beinahe von allen Fjorden oder Nooren die in die Insel hineingehen, läßt sich nachweisen, daß sie in frühern Zeiten tiefer ins Land gingen als jetzt, und daß sie sich allmälich von der Insel zurückziehen. Fast alle jetzigen Seeen auf Alsen sind ursprünglich Meerbusen gewesen, die erst durch Regen und Süßwasserzufluß ausgesüßt wurden. Hier bezeichnet man einen Hof, bis zu welchem vor 300 Jahren ein Meerbusen vorschritt, der aber jetzt mitten im Lande liegt — dort einen Mühlendamm der eine Meerbusenspitze abschnitt und allmälich einen Süßwassersee bildete — dort wieder eine Schleuße die jetzt dem Seewasser da den Eingang versperrt wo früher eine Brücke nöthig war — dort wieder eine Brücke die man bald in eine sperrende Schleuße zu verwandeln gedenkt — und dann wieder ein kleines Binnengewässer das noch vor 200 Jahren von Seeschiffen befahren wurde, das jetzt aber von allen Seiten her von vorschreitenden Wiesen zusammengedrängt, zu einem Sumpf eingeschrumpft und dem Vertrocknen nahe ist.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ein König bin ich wohl, doch ohne Macht.
Die Meinen halten mich umgeben;
Ich gelt so viel als sie; nur wenn allein ich falle in der Schlacht,
Da ist beim Freunde Freud' und Leben;
Und streckt ein Feind uns all' auf einmal nieder;
So sorget man dafür, daß wir aufstehen wieder.
Uns dann zu schonen, hält man nicht von Nöthen,
Man fängt aufs Neu' an, uns zu tödten.

Auflösung des Räthsels in Nro: 67:

Prozeß.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 70 3. Mai 1849.

Bruchstück einer im katholischen Verein dahier am 22. April gehaltenen Rede. *)

— — — Ich komme hiemit zu sprechen auf das Verhältniß der katholischen Vereine zu den März- oder Volksvereinen. Ich weiß zwar, daß ich eben hiemit delikate Punkte berühre, aber fürchten Sie nicht, meine Herren, daß ich mir hiebei Gehässigkeiten erlaube oder Persönlichkeiten kränke, aber offen und unumwunden, wie immer sey unsere gegenseitige Verständigung. — Es hat sich weitum die Ansicht verbreitet und festgesetzt, als seyen die katholischen Vereine und die März- oder Volksvereine geborne und geschworne Feinde, feindliche Parteien, stehend auf demselben Schlachtfeld, die sich gegenseitig in Schach halten; was die Einen aufbauten, das zerstörten die Andern, wollten die Einen zum Ziel kommen, so müssen sie erst ihren Gegenfüßlern die Hände binden, und umgekehrt. Was nun die katholischen Vereine, was uns selbst betrifft, so müssen wir eine solche Ansicht als unwahr, ungerecht und beiderlei Vereinen verderblich mit Entschiedenheit zurückweisen.

1) Geschichtlich die Sache angeschaut, so sind im Allgemeinen die katholischen Vereine eher entstanden als die März- oder Volksvereine, dieß ist auch in unserer Stadt der Fall, somit kann man nicht sagen: wir hätten uns konstituirt, die Märzvereine oder Märzerrungenschaften zu bekämpfen. Im Gegentheil: wir, die katholischen Vereine, vor Allem datiren uns vom März 1848, das Vereinsrecht, das dazumal freigegeben wurde, haben wir alsbald in die Hand genommen, und zwar im Interesse der Religion, der Kirche, wo es am meisten noth that. Wir sonach sind eben auch ein Märzverein, wir stehen eben so auf dem Boden der Revolution, insoferne diese eine Evolution, d. i. eine naturgemäße Entwickelung, ein wahrer Fortschritt ist. Ohne den März 1848 wären wir der Verein nicht. Würde das dort Verheißene nach und nach zurückgeholt und eingestrichen werden, so müssen auch wir dann auseinander gehen. Unsere Vereine stehen und fallen sonach mit dem März 1848. —

Liegt hierin vielleicht ein Grund, uns als das Minuszeichen, als die Verneinung der Märzvereine zu betrachten?

2) Was im Allgemeinen von den März- oder Volksvereinen verlautet — denn ihre Statuten sind meines Wissens nicht veröffentlicht, so haben sie sich die Förderung des politischen Volkswohls zur Aufgabe gemacht, und wollen insbesondere das im März 1848 Angestrebte festhalten, im Vereinsleben und durch Vereinskraft festhalten und in Gültigkeit und Wirklichkeit umsetzen. — Insofern aber ist wohl ein Unterschied zwischen katholischem Verein und Märzverein, aber kein Gegensatz, kein Grund zu feindlicher Reibung. Der Unterschied liegt darin, daß die katholischen Vereine ein anderes, ein verschiedenes Feld zu bearbeiten und zu vertheidigen sich vorgenommen. Ausdrücklich sagen ihre Statuten: Politik zu treiben ist nicht Vereins-Sache! Mag uns die Zukunft Regierungen oder Verfassungen geben, wie sie will, wenn diese nur wahrhaft liberal sind, d. h. wenn sie die Freiheit der Gewissen, die freie Wirksamkeit der Kirche nicht gefährden, so können und werden wir als Verein uns nicht entgegenstemmen, es ist das unser Zweck, unsere Aufgabe gar nicht. Sobald aber von welcher Regierung und Verfassung immer der Boden wieder genommen werden will, auf dem wir stehen, und auf dem wir durch die Denkschrift der katholischen Bischöfe Deutschlands felsenfest eingewurzelt sind, so werden wir die Aegide des Volkes ergreifen, und mit allen erlaubten Mitteln und mit Vereinskraft unsere heilige Sache verfechten. Hier kommen wir natürlich mit der Politik in Berührung, hier handelt es sich ja um Erkämpfung und Fixirung staatsrechtlicher Verhältnisse, aber nur insofern diese das Wohl der Kirche bedingen, weiter nicht. Diese Gränzpfähle haben sich deutlich alle Plus-

*) Die Redaktion glaubte sich verpflichtet, diese von sehr achtbarer Hand eingesandte Rede um so mehr zu veröffentlichen, als sie auch einer Mittheilung von Seite des hiesigen Volksvereins die Spalten der Asch. Zeitung bereitwillig öffnete, so wie sie Erörterungen von allgemeinem Interesse, welche fern von persönlichen Angriffen, die Sache in würdiger und gehaltener Weise kurzgefaßt besprechen, recht gern aufnehmen wird. Wie schön, wie wünschenswerth, wenn durch offenes, männliches Wort die Gegensätze allenthalben sich verständigen, sich ausgleichen.

Digitized by Google

vereine gesteckt. Es mag seyn (ich weiß es aber nicht), daß hie und da ein einzelner Piusverein ein rein politisches Lebenszeichen von sich gegeben, so wäre das an und für sich in unserer politikschwangeren Zeit sowie begreiflich so auch verzeihlich — aber gegen die Statuten wäre es gesündigt, dem einzelnen Verein selbst verderblich, wenn gleich die übrigen Piusvereine nicht hiefür verantwortlich gemacht werden können. Und gerade jetzt in dieser kritischen Zeit: dem Angelpunkte der Weltgeschichte suchen sämmtliche Piusvereine ihre politisch-neutrale Stellung zu behaupten — und das war ein Hauptgrund mit zur Berufung der Generalversammlung nach Breslau. Wohl weiß ich, daß der Verein für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit zu München gemischter Natur, also kirchlich-politisch ist, als solcher steht er auch meines Wissens vereinzelt da. Im Gegentheil sage ich Ihnen, meine Herren, sobald die Piusvereine anfangen würden, das Gebiet ihrer Statuten zu überschreiten und sich in die politischen Händel zu mischen, dann darf man ihnen die Todtenglocke läuten, dann werden sie, wie ein Lokomotiv, das die sichere Schiene verlassen, sich selbst zerschellen, dann braucht sich Niemand Mühe zu geben, die katholischen Vereine zu sprengen, sie fallen dann von selbst auseinander wie ein Faß ohne Reif. Denn was die katholischen Vereine innerlich festigen soll und festigt, ist nicht eine ephemere politische Idee, sondern der aufgeschlossene Sinn fürs Religiöse, die Verlebendigung des Christenthums, die Sympathie für die Wunden der Gesellschaft, und das Bestreben, diese Wunden bestmöglichst durch katholische Mittel zu heilen, also gewissermaßen ein katholisches Stillleben im Unterschiede vom leidenschaftlichen Drängen und Treiben des Tages Angesichts der Ewigkeit. Und wirklich haben nicht wenige und ehrenhafte Bürger angefangen, das Wohnliche eines solchen Asyls zu fühlen — ein Beweis hievon sind Sie, meine Herren.

Ich frage Sie deßhalb: liegt in dem Gesagten ein Grund, warum sich die Piusvereine und Märzvereine bekämpfen sollten? Stehen sich in diesem Betracht beiderlei Vereine geharnischt gegenüber? Mit Nichten! — Allein man könnte uns entgegnen: Wenn ihr uns auch nicht direkt bekämpft, so schadet ihr uns doch indirekt dadurch, daß ihr uns Mitglieder entzieht, denn in der Regel sind die Mitglieder von politischen Vereinen nicht zugleich auch Mitglieder der Piusvereine und umgekehrt.

Darauf antworte ich, und glaube Ihnen allen, m. H. aus dem Herzen zu sprechen. So lange man in politischen Vereinen das gläubige Gewissen, die religiöse Seite des Menschen nicht antastet, so lange man die Träger der Religion: die Priester außer Spiel läßt, so lange daselbst keine unchristlichen Mittel gelehrt nnd gebraucht, keine unmoralischen Zwecke verfolgt werden, ebenso lange kann jedes Piusvereinsmitglied Mitglied eines politischen Vereins seyn, wenn dasselbe glaubt, dort seine politische Meinung vertreten zu sehen. Anderseits geräth Niemand in Widerspruch mit sich selbst, der, einem politischen Vereine angehörig, einem katholischen Vereine sich einverleibt. Seine politische Meinung ist hier Privatmeinung und wie Privatgut unantastbar, für dieselbe kann aber eben deßwegen der katholische Verein keine Verantwortung übernehmen.

Also hat kein politischer Verein über die Existenz eines Piusvereins Ursache zu klagen; wenn er aber dennoch klagt, dann möge er sein Gewissen erforschen: ob er nicht gerade durch feindliche Ausfälle gegen Religion und Geistlichkeit u. s. f. sich selbst bitter geschadet und die verlässigsten Kräfte entfremdet und entzogen hat; denn offen gesagt: der ruhige, solide Bürger hat noch Religion, ehrt noch seine Geistlichkeit und verkauft sein Gewissen nicht an den nächsten besten politischen Abenteurer.

— Man wird vielleicht entgegnen: gegen die Religion haben wir Nichts, und gegen die Geistlichen, insofern sie Diener der Religion sind, haben wir auch Nichts, aber an den Geistlichen haben wir das auszusetzen und zu rügen, nämlich: sie mischen sich heutzutage in das Politische, und um dieß zu bergen, hängen sie den Deckmantel der Piusvereine aus, und deßwegen sind wir gegen die Piusvereine als maskirte, verkappte politische Vereine.

Darauf antworte ich, meine Herren, was Sie längst schon wissen: Mit genanntem Vorwurf ist Nichts gesagt und Nichts bewiesen, er ist ein Zirkelbeweis, die Schlange der Verdächtigung beißt sich in ihren eigenen Schwanz. Denn daß viele Geistliche der Jetztzeit sich lebhaft an den katholischen Vereinen betheiligen, das nennt man: Politik treiben, allein erst muß erwiesen werden, daß die Piusvereine politisch sind, dann erst steht obige Behauptung fest. Im Gegentheile bin ich fest überzeugt, daß sämmtliche Geistliche austreten würden und müssen, sobald die Piusvereine politisch würden. Denn für den Priester wächst auf dem Boden der Politik kein Heil, es ist ein schlüpfriger Boden, und fällt der Träger der Religion, so fällt diese mit, und das hat dann der Priester auf seinem Gewissen. Der französische Klerus hat hierin ernste Erfahrungen gemacht, diese aber in der Letztzeit weise angewandt. Der berühmte, nach Andern: berüchtigte Gioberti kann auch ein Lied über dieß Thema singen. Uebrigens, wenn ein Geistlicher irgend einmal an einer rein politischen Handlung sich betheiligte, woran er besser sich nicht betheiligt hätte, ist das gleich ein Verbrechen, kann er in diesem einzelnen Falle nicht bona fide gehandelt haben, ist dafür der ganze Stand verantwortlich? Macht eine Schwalbe schon den Sommer? Wenn aber vielleicht Geistliche da und dort ihre Gemeinde gewarnt haben sollten, nicht jedem politischen Emissär zu trauen, der das Wort: Volksliebe auf seine Zunge nimmt, zumal wenn derselbe gegen die Religion und ihre Diener schmäht, irreligiöse Zeitungen einschwärzt, Gewaltthaten gegen die gesetzlich bestehende Obrigkeit durch Aufstachelung blinder Leidenschaft hervorrufen möchte, wenn Geistliche als die verantwortlichen Hirten und Väter ihrer anvertrauten Seelen gegen

solches Gebahren ihren Einfluß geltend machten, so haben sie Nichts weiter als ihre Pflicht gethan, von welcher sie Niemand, selbst Gott im Himmel nicht, lossprechen kann — heißt das aber Politik treiben, heißt das: „dem Volk das alte Polizeiregime auf den Hals setzen wollen?“ ist das soviel als: Feind aller neueren und freieren Institutionen seyn? Wahrhaft kein Stand hat weniger Ursache, an eine bestimmte Regierungsform als Noth- und Rettungsanker sich anzuklammern, als der Stand der katholischen Geistlichen. Im Gegentheil — das ist ein höchst ungebildeter oder schlechter Katholik, der da behauptet, seine Kirche und seine Geistlichkeit könne bloß bestehen in einer bestimmten und wo möglich engherzigen Staatsform; denn nicht auf den Polizeistock oder die russische Knute, sondern auf den Felsen freier Ueberzeugung und freier Völkerentwicklung fühlt sich die katholische Kirche gegründet. Sie ist es und sie allein, welche die Probe aller Staatsverfassungen aushält und zwar dadurch, daß sie alle humanisirt, alle heiligt und vor Tyrannei bewahrt. Republik und Monarchie sind vor der Kirche Eins, in beiden kann sie bestehen und besteht sie, beiden aber verleiht sie den sittlichen Halt, ohne den Eine Revolution die andere gebärt. Sonach wiederum der Schluß: die kathl. Vereine sind kein Gegensatz, kein Gegenstück der Märzvereine, sonach kein Grund zur Fehde.

3) Endlich sagt man: Die katholischen Vereine sind gegen die Grundrechte, (muß heißen: gegen die unbedingte Annahme der Grundrechte), und darum sind sie 1) politisch, 2) gegen den politischen Fortschritt; aber auch dieser Schluß ist unwahr und ungerecht.

Die Piusvereine müssen die Frankfurter Grundrechte in das Bereich ihrer Berathung ziehen, und zwar nicht im Interesse des Politischen, sondern im Interesse der Religion und der Kirche, deren Stellung zum Staat und zur Schule daselbst in eine gesetzliche Ordnung gebracht worden ist. Die Stellung der Kirche zum Staate betreffend, so enthalten die Frankfurter Grundrechte Nichts, was gegen die göttlichen Grundrechte des Katholizismus wäre, anders verhält es sich mit der in den Frankfurter Grundrechten fixirten Stellung der Kirche zur Schule. Hier muß den Piusvereinen, die auf katholischem Boden stehen, auf katholischen Prinzipien fußen, die Denkschrift der katholischen Bischöfe Deutschlands mehr gelten, als die Frankfurter Grundrechte. Wenn man nun von den Piusvereinen gefordert hat, die Frankfurter Grundrechte ohne Vorbehalt und Vorbedingung, ohne Bereinigung des betreffenden Punktes zu verlangen, so hat man von ihnen gefordert, gegen ihren obersten Grundsatz zu sündigen, ihrer Aufgabe untreu zu werden und ihr Gewissen zu verletzen. Und wenn da und dort mehrere Piusvereine wegen des eben Gesagten Adressen eingereicht nicht für unbedingte sondern für bedingte Annahme der Grundrechte, haben sie nicht dazu ein Recht gehabt? ein Recht, das in ihren Vereinsstatuten liegt? Nur die Zunge der Verleumdung kann daran den Schluß knüpfen: die Piusvereine sind politisch und im Politischen reaktionär. Im Gegentheil, meine Herren: wenn uns die ausschließliche Wahl gelassen würde zwischen dem gegenwärtigen Stand der Dinge einerseits und dem Stand der Dinge, wie er durch die Grundrechte festgestellt ist anderseits, so müssen wir Piusvereine sämmtlich (lediglich aber im Interesse der Religion und der Kirche, das Uebrige geht unsern Verein Nichts an) den letzteren Stand der Dinge, also die Grundrechte wählen und freudig begrüßen, und wenn wir sie auch nehmen müßten, wie sie gewachsen sind. So wenig also sind wir gegen einen vernünftigen, naturgemäßen politischen Fortschritt. Was die Schulfrage betrifft, so würde dann die Kirche sich selbst helfen, wozu ihr durch die in den Grundrechten ausgesprochene Lehr- und Lernfreiheit das leichteste und schönste Mittel gegeben ist.

Für diejenigen also, m. H., welche nicht aus den Pfützen der Verdächtigung, sondern den reinen Wein der Wahrheit trinken wollen, habe ich solchen eingeschenkt. Fahren wir demnach fort, unbeirrt von Verkennung und Mißverstand, den schönen Weg unseres Vereins zu gehen, den Rahmen unserer Statuten auszufüllen, und nicht Babylon zu bauen, sondern an Jerusalem u. s. f.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

Welche Scene des Entsetzens, welches grauenvolle Bild der Zerstörung und der entfesselten Kraft der Elemente bot sich jetzt ihren Blicken! Durch den einzigen Eingang des Thalgrundes drängte sich eine dunkle Masse, welche, in einem beständigen Auf- und Niederwogen, bald gewaltige Baumstämme, bald ungeheure Felsenstücke vor sich hertrieb. Die dunkle Masse überragte wie eine himmelansteigende Wand die Felsen zu beiden Seiten des Thaleinganges, die noch den stillen Grund vor ihrem Einbruche zu schützen schienen. Ihr dunkler Schatten lagerte, den Tag verdrängend, über dem untern Theil des Thals. Da plötzlich war es, als gäben die schützenden Felsen der Gewalt des Druckes nach. Mit einem Getöse, das keine Feder zu beschreiben vermag, stürzten Felsen und Bäume über den Klippenrand hinab; ein breiter dunkler Strom schlammigter Erde, der andere Steinmassen und Baumstämme wiederum langsam mit sich bis an den Rand der Thalesfelsen wälzte und dann im furchtbaren Drange hinabschleuderte, folgte ihnen nach und füllt in wenigen Augenblicken den weiten Raum des Thales. Durch die gewaltige Erschütterung ward die Luft stürmisch bewegt, die Erde schien unter dem Falle der gewichtigen Masse zu erbeben.

Haldenschild hatte keine Ahnung von der drohenden Gefahr. Das Bild der Vernichtung, welches vor seinen

Blicken lag, hatte ihn gewaltsam dem Gefühle seines Unglücks entrissen und zog seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Anna aber erkannte sogleich das Furchtbare ihrer Lage, das unabwendbar auf sie und ihrem Begleiter eindringende Verderben. Eine Todtenblässe überzog ihr Angesicht; doch diese floh bald wieder vor einer hohen Röthe, ein begeistertes Feuer glänzte aus den Blicken der Jungfrau und mit starker Stimme rief sie dem Freiherrn zu:

„Unsere Hoffnung wird früher erfüllt, als wir gedacht haben! In kurzer Frist sind wir mit dem geschiedenen Eddo vereinigt und erwarten im seligen Liebesbunde den Vater, der dann auch bald die Erdenfesseln abstreift. Jetzt darf ich Dich wieder lieben, mein Eduard; schon gehören wir dem Leben und der Welt nicht mehr an, jedes irdische Verhältniß verliert seine Macht über die, welche dem nahen Tode geweiht sind."

„Wie deute ich Deine Rede," entgegnete verwirrt der Freiherr, „sollte irgend eine Gefahr für uns vorhanden seyn?"

„Wir werden dieses Thal nicht wieder verlassen!" sprach ernst und gefaßt Anna: „Dieses ist eins der gewaltigsten und furchtbarsten Naturereignisse, welche in dieser Gebirgswelt Verwüstung und Vernichtung verbreiten. Siehe, wie der mächtige Schlammstrom in einzelnen Zwischenräumen die Felsenwände übertritt, in das Thal hinabstürzt und in diesem Kessel immer höher steigend langsam zu uns herandrängt! Hundertjährige Eichen reißt er aus dem Boden und zermalmt sie zwischen den fortgeschobenen Felsenblöcken wie dünne Stäbchen! Hier ist kein Entrinnen, der einzige Rettungsweg ist versperrt, wir müssen muthig dem Tode ins Auge blicken, wie er in seiner schrecklichsten Gestalt uns entgegentritt!"

„Nein, Du darfst nicht sterben!" schrie Haldenschild, der nun mit einem Male das Verzweiflungsvolle ihrer Lage deutlich erkannte, wild auf und indem er heftig seinen Arm um die Geliebte schlang: „Du darfst nicht untergehen auf diese gräßliche Weise. Es muß noch einen Rettungsweg geben und Gott wird ihn uns zeigen!"

„Der einzige Rettungsweg, der uns übrig bleibt, führt in die Ewigkeit," sagte ruhig die Gräfin. „In wenigen Minuten sind diese Herzen kalt und kein Erdenschmerz wird sie nun peinlich durchzucken. Fasse Dich, mein Theurer! Störe mich nicht in diesem Augenblicke, daß ich den Segen des Himmels herniederflehe auf das Haupt meines Vaters."

Haldenschild hörte nicht auf Anna's Rede. Wie rollend spähten seine Augen an den benachbarten Felsenwänden, deren Fuß noch nicht von dem furchtbaren Schlammstrom erreicht worden war, nach einer Stelle, welche höher gelegen sey, als ihr schon erhabener Standpunkt, oder welche etwa gar eine Aussicht zur Rettung biete.

Indessen rückten die von dem Schlammstrome gedrängten und durch die stete Zuströmung von oben auf einander geschobenen Felsstücke, wie eine riesige bewegliche Wand immer näher. Langsam war ihr Fortschreiten, aber Alles zermalmend und kein Hinderniß beachtend. Aus den Lücken, welche sich zwischen den Steinmassen zeigten, strömten dunkle Wogen; oft trieben diese einen noch unverletzten Baumstamm hervor, den die Felsenstücke in ihrer fortwährenden Gährung dann sogleich zerrieben. Das donnerartige Getöse war so heftig geworden, daß Anna kein Wort des Freiherrn, der jetzt eifrig zu ihr sprach, verstehen konnte. So viel schienen ihr seine Geberden zu sagen, daß er glaubte, auf einem um wenige Fuß höher gelegenen Raume, wo die Felsenwand eine Biegung machte und den Thalkessel nur um Stockwerkshöhe überstieg, sey vielleicht eine Frist, wenn nicht gar Rettung zu finden.

Anna schüttelte das ergebungsvoll gebeugte Haupt, doch folgte sie dem voranschreitenden Haldenschild. Sie kannten den kleinen Thalgrund in allen seinen Verhältnissen zu genau, um noch die mindeste Hoffnung auf Möglichkeit einer Flucht vor dem nahen Untergange zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Graf von Strahtmore, Besitzer des Schlosses Glamis in Schottland, war ein großer Freund der Symmetrie. Hauptsächlich verlangte er sie in seinen Garten-Anlagen, und sein Gärtner, ebenfalls ein entschiedener Verehrer der Gleichförmigkeit, kam hierin seinen Wünschen mit großem Eifer entgegen.

Einst wurde ein Dieb auf dem Gute des Grafen auf der That ertappt und verurtheilt, eine Stunde lang im Halseisen an dem herrschaftlichen Pranger, an dem letzten Portal der großen nach dem Schloß führenden Allee zu stehen.

Die Strafe wurde an ihm vollzogen. Der Graf von Strathmore kam, eben zu der Zeit wo der Dieb am Halseisen stand, von einem Sparzierritt zurück. Er wunderte sich nicht wenig, an beiden Seiten des Portals einen Verbrecher zu erblicken. „Habt Ihr noch einen Dieb erwischt?" fragte er den Gärtner. — „Keineswegs, Mylord!" erwiederte der Befragte und setzte dann mit selbstgefälligem Lächeln hinzu: „Aber es hätte doch sehr schlecht ausgesehen, wenn ein Kerl so allein am Thore stände; da hab' ich denn einen der Arbeitsleute für Geld und gute Worte dazu gebracht, sich, der Symmetrie wegen, auf der andern Seite hinstellen zu lassen."

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 71 5. Mai 1849.

Der Volksverein zu Aschaffenburg.

„Die unaufhörliche Oeffentlichkeit, das ist von nun an das Merkmal aller großen Herausforderungen, die an die Menschen gerichtet, aller großen Bewegungen, die ihnen mitgetheilt werden. Es ist dieses eine der vollendeten und gebietenden Thatsachen, die ohne Zweifel mit den Absichten der Vorsehung übereinstimmen," sagt der Exminister Ludwig Philipp's, Guizot, in einer in diesem Jahre erschienenen Schrift.

Die Märzrevolution brachte auch in Deutschland das Prinzip der Oeffentlichkeit zur allgemeinen Geltung. Von nun an wird bei geöffneten Gerichtsthüren Recht gesprochen, in öffentlicher Sitzung werden die wichtigsten politischen Fragen von den Vertretern des Volkes verhandelt, unter freiem Himmel berathet das Volk über seine Angelegenheiten, die geheimen Gesellschaften haben aufgehört, die politischen Vereine fassen ihre Beschlüsse öffentlich und verkünden sie durch die Tagespresse. Nur was schlecht ist, scheut jetzt noch das Licht des Tages und schleicht im Finstern umher.

Auch in unserer Stadt hat sich ein politischer Verein gebildet, der ebenfalls dem Prinzip der Oeffentlichkeit huldigt. Dieses erlitt jedoch in so fern eine Beschränkung, als nach den Satzungen des Vereins Nichtmitglieder zu den allgemeinen Versammlungen nur gegen vom Ausschuß ertheilte Karten zugelassen werden. Die Beschränktheit des Vereinslokals machte diese Maßregel nothwendig. Durch sie sollen nicht Personen, welche eine andere politische Farbe als der Verein haben, von den Versammlungen ausgeschlossen, sondern einzig und allein der Ueberfüllung des Lokals vorgebeugt werden. Um jeden Verdacht einer geheimen Leitung des Vereins zu vermeiden, ist in den Vereinssatzungen ausgesprochen, daß jedes Mitglied zu den Sitzungen des Ausschusses als Zuhörer Zutritt hat.

Ein Verein, der so offen verhandelt, darf keine Scheu tragen, seinen Zweck und seine Grundsätze durch die Presse zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Verfasser dieses hielt es daher für passend, seinen Mitbürgern in dem Unterhaltungsblatt der hiesigen Zeitung einige Mittheilungen*) über den Aschaffenburger Volksverein zu machen.

„Der Volksverein," heißt es in den Satzungen des Vereins, „hat den Zweck und die Aufgabe: die Verwirklichung der Grundsätze der Volkssouveränetät (Gleichberechtigung Aller) im Staate wie im gesellschaftlichen Leben zu erstreben."

Dazu mitzuwirken, daß das Prinzip der Volkssouveränetät allmälig die Oberhand gewinne, ist der Zweck des Aschaffenburger Volksvereins. Dieser Verein hat also denselben Grundsatz, den die deutsche Nationalversammlung als leitenden obenangestellt, den der Selbstbestimmung des Volkes, angenommen.

Die Volkssouveränetät muß das Grundprinzip jeder rechtsbeständigen Verfassung seyn. Wahre Volkssouveränetät ist nur in jenen Staaten vorhanden, welche derartige Institutionen besitzen, daß das Volk sich seine Gesetze selbst gibt. Die Regierung als ausübende Behörde nimmt in jenen Staaten immer den Willen der Mehrheit des Volkes zur Richtschnur ihres Handelns, und kann auch darum in ihnen nichts Anderes als der Ausdruck des Volkswillens seyn, während das Volk an den sich selbst gegebenen Gesetzen mit derjenigen Liebe hängt, die aufgedrungene oder verliehene Gesetze nie für sich haben. Je vollkommener und klarer in einem Staate der Wille der Mehrheit sich geltend machen kann, je weniger Hindernisse in der Verfassung dem Sichgeltendmachenkönnen des Volkswillens entgegenstehen, desto mehr ist in diesem Staate das Prinzip der Volkssouveränetät durchgeführt.

Das Volk gibt der Regierung seinen Willen hauptsächlich durch die Beschlüsse der Mehrheit der aus seiner Mitte gewählten Vertreter kund. Damit aber auch diese Vertreter der wahre Ausdruck des Volkswillens seyn können, muß auf der einen Seite Jeder das Recht der Theilnahme an dem Akte der Wahl der Volksvertreter haben, auf der andern Seite darf diese Wahl nicht auf einzelne bevorzugte Klassen beschränkt seyn d. h. Jeder**) muß Jeden wählen können, den er

*) Verfasser schreibt nicht im Auftrage des Volksvereins.

**) Natürlich mit den selbst in den freisinnigsten Verfassungen enthaltenen, auf Alter, Kuratel, Armenunter-

nach seinem Gewissen für würdig und für seinen politischen An- und Absichten entsprechend hält. Es ist deßhalb in den Vereinssatzungen neben dem Worte Volkssouveränetät — Gleichberechtigung Aller — eingeschaltet, nicht als ob hiedurch eine Definition der Volkssouveränetät gegeben werden sollte, sondern nur als dieses Wort erläuternd und als den Gegensatz bildend zu dem bisher herrschenden Systeme der Bevorrechtung Einzelner zur Theilnahme an der Gesetzgebung. Auch die Linke der bayerischen Volkskammer hat in ihrer Ansprache ans Volk sich des Ausdruckes „Gleichberechtigung Aller" in diesem Sinne bedient.

Die Selbstbestimmung des Volkes, die Volkssouveränetät, ist nicht einzig und allein in der demokratischen Republik sondern auch in der Monarchie auf demokratischer Grundlage möglich. Schon Spinoza hat die Idee einer Monarchie mit Institutionen, durch welche die Volkssouveränetät vollkommen gewahrt ist, aufgestellt. Der Volksverein hat, über diesen Punkt Jedem die Ansicht freilassend, in seinen Satzungen als Grundsatz nicht das Streben nach einer bestimmten Staatsform aufgestellt, sondern mehr das Wesen des Staates ins Auge gefaßt, nicht diese oder jene Spitze des Staatsgebäudes als absolut nothwendig angenommen, sondern die Grundlage bezeichnet, auf der das Gebäude ruhen soll. Es ist auch noch niemals die Frage, ob Republik oder Monarchie, im Vereine zur Verhandlung gebracht worden.

Ich glaube auf diese Weise den Zweck des Aschaffenburger Volksvereins klar und genügend dargestellt zu haben.

Als Mittel die sich vorgesetzte Aufgabe zu lösen, nimmt der Verein in seinen Satzungen nachstehende an, ohne andere auszuschließen:

a) Aufklärnng des Volkes über seine Rechte und Pflichten durch Rede und Schrift;

b) thatkräftiges Wirken zur Befriedigung der Ansprüche Aller auf geistiges und materielles Wohl;

c) regelmäßige Zusammenkünfte der Mitglieder des Vereins in öffentlichen Sitzungen zu Berathung und Beschlußfassung über eingebrachte Anträge und zu Besprechung geeigneter Gegenstände;

d) Hervorrufen ähnlicher Vereine, wo solche noch nicht bestehen, und Verbindung mit denjenigen, welche bereits bestehen;

e) Bildung einer Vereinskasse durch regelmäßige Beiträge der Mitglieder je nach ihren Kräften.

Also mit den Waffen des Geistes will der Volksverein für die Erringung des vorgesetzten Zieles kämpfen, auf dem Wege der friedlichen, allmälichen Entwickelung vorwärts zu schreiten suchen. Er will seine Aufmerksamkeit vorzüglich der Aufklärung des Volkes zuwenden. Denn die Volksaufklärung ist die Mutter der Volksfreiheit. Nur ein aufgeklärtes Volk kann frei werden und frei bleiben, während ein verdummtes in der niedrigsten Sklaverei fortleben wird, weßhalb auch Metternich sein Volksverdummungssystem in Deutschland auf alle nur mögliche Weise durchzuführen bemüht war. Der Volksverein will nicht das Volk aufwiegeln gegen die Gesetze, sondern es anregen, in ihm die Theilnahme am öffentlichen Leben rege machen, es über seine menschlichen und politischen Rechte und Pflichten belehren und aufklären, die in jedes Menschen Brust schlummernde Idee der Freiheit und Selbstbestimmung wecken und anfachen ꝛc. ꝛc. Er will ferner bei allen wichtigen politischen Fragen seine Ansichten und Gesinnung durch Beistimmungs- und Mißbilligungsadressen kundgeben und so durch das Indiewagschalelegen seines moralischen Gewichtes für die Erreichung seines Zweckes wirken ꝛc. ꝛc.

Der Volksverein, am 8. Februar d. Js. von einigen freisinnigen Aschaffenburger Männern gegründet, erfreute sich der raschesten Ausbreitung. Er zählt gegenwärtig 160 Mitglieder in der Stadt und umfaßt 23 Zweigvereine in der Umgegend von Aschaffenburg, von denen mehrere dieselbe Anzahl Mitglieder wie der Aschaffenburger Verein, einer sogar noch mehr, haben.

Vorzüglich das Landvolk war es, welches die größte Begeisterung für die Sache des Vereins an den Tag legte. Der Verein hatte nicht nöthig Emissäre aufs Land zu schicken, um die Landleute für den Verein zu gewinnen. Aus freien Stücken, unaufgefordert, kamen und kommen noch von allen Seiten Deputationen und Zuschriften an den Ausschuß mit der Bitte, Mitglieder zur Gründung von Zweigvereinen in die betreffenden Gemeinden zu schicken. Die Abgeordneten des Aschaffenburger Vereins waren bei der Gründung der Zweigvereine auf dem Lande darauf bedacht, den Landleuten*) Achtung vor dem Gesetze und den Vollziehern desselben anzuempfehlen, sie von der Heiligkeit des Eigenthums, der Familie und der Religion zu durchdringen und sie zu überzeugen, daß ohne diese kein Staat, keine Stadt, kein Dorf, keine menschliche Gesellschaft bestehen könne. Denn der Volksverein will, um eine politische Wiedergeburt zu bewirken, nicht mit den sittlichen Mächten brechen, im Gegentheil bei dieser politischen Wiedergeburt sich auf sie stützen.

Vielfach sind der Volksverein und Mitglieder desselben verdächtigt, verleumdet und ihnen falsche Tendenzen unterschoben werden. Um ein Individuum richtig

---

stützung, infamirende Strafen ꝛc. Bezug habende Ausnahmen.

*) Es ist vor wenigen Tagen öffentlich behauptet worden, ein Mitglied des Aschaffenburger Volksvereins habe bei der Gründung des Zweigvereins in Heinrichsthal den Landleuten angerathen, der Regierung die Steuern zu verweigern. Es ist dieses eine Unwahrheit, die jeden Grundes entbehrt. So eben erfahre ich, daß jenes Mitglied Schritte zur gerichtlichen Verfolgung dieser Sache thun wird.

zu beurtheilen, forscht der Vernünftige nach dessen Handlungen. Nicht was der Eine oder Andere von ihm sagt oder meint, sondern die Thaten desselben sind der richtige Maßstab zu dessen Schätzung. Derselbe Maßstab muß auch an die Vereinigung von vielen Individuen zu einer Korporation gelegt werden. Sie muß nach den Handlungen, die sie als Ganzes, als Verein vollzieht, beurtheilt werden.

Der Aschaffenburger Volkverein hat nun seit seiner Gründung fünf öffentliche Handlungen vollzogen. Gleich nach seiner Gründung ließ er einen Aufruf an seine Mitbürger ergehen, sich während der Karnevalsfeste ruhig zu verhalten, alle Unordnungen und gesetzwidrige Handlungen aufs sorgfältigste zu vermeiden, und so die zirkulirenden Gerüchte von dem bevorstehenden Ausbruche von Unruhen Lüge zu strafen.

Gegen Ende Februar ließ er eine an die Mehrheit der bayerischen Volkskammer gerichtete Adresse in der Stadt und auf dem Lande zirkuliren, in welcher er jener seinen Dank und seine Beistimmung zu ihrem bisherigen Wirken aussprach und sie aufforderte auf der unbedingten Anerkennung und Einführung der Grundrechte in Bayern zu beharren. Diese Adresse erhielt bei 8000 Unterschriften.

Am 31. März ließ er eine Ansprache an seine Mitbürger zu Stadt und Land ergehen, in welcher er sie noch einmal auf die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der unbedingten Einführung der Grundrechte in Bayern aufmerksam macht, ihnen die Geschichte des griechischen Anlehens auseinandersetzt und sie am Schlusse auffordert die Mehrheit der bayerischen Volkskammer aufs kräftigste zu unterstützen, und im Falle eine Auflösung der Kammer erfolgen sollte, bei den neuen Wahlen in demselben Sinne wie früher, d. h. in dem der Freiheit und Volkssouveränetät zu wählen.

Am Ostermontag veranstaltete der Verein eine große Volksversammlung in Frohnhofen, zu welcher er einige Mitglieder der gemäßigten Frankfurter Linken einlud. Zweck der Versammlung war die Fassung des Beschlusses „es sey die von der gesetzgebenden Nationalversammlung beschlossene Verfassung des deutschen Reiches ohne alle Aenderung anzunehmen und mit aller Kraft aufrecht zu erhalten.“

In Folge dieses von der über 6000 Menschen starken Versammlung einstimmig angenommenen Beschlusses wurde nachstehende Zuschrift an die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt zur Unterschrift offen gelegt: „Die Unterzeichneten bitten die hohe Versammlung als einzig und allein hiezu berechtigte Behörde, dahin zu wirken, daß die beschlossene Verfassung des deutschen Reiches, einschließlich der Grundrechte und des Wahlgesetzes, unbedingt durchgeführt werde. Den 16. April 1849. Diese Zuschrift ist bereits mit 9000 Unterschriften bedeckt.

Das sind die öffentlichen Akte, die der Volksverein während seines dreimonatlichen Bestehens vollzogen hat. Sie tragen die Farbe der politischen Partei, welcher der Verein angehört. Die Grundsätze, die ihn bei diesen Handlungen leiteten, sind die der Mehrheit der deutschen Nationalversammlung, die der Mehrheit der bayerischen Volkskammer und, wie es sich jetzt deutlich zeigt, auch die der Mehrheit des deutschen Volkes. Das, wofür der Aschaffenburger Volksverein schon vor einiger Zeit *) seine Stimme erhob, verlangt jetzt allenthalben das deutsche Volk mit seinen Kammern, Magistraten, Gemeindebevollmächtigten, Bürgerwehren, in einem Staate sogar mit dem Ministerium, an der Spitze.

Warum aber der Volksverein auf dem politischen Felde den Weg nach Links eingeschlagen und nicht den nach Rechts oder den in der Mitte gewählt habe, die Gründe hiefür bei dieser Gelegenheit auseinander zu setzen, würde uns zu weit führen. Für heute möge die einfache Antwort genügen: Er hat den Weg nach Links eingeschlagen, weil ihm dieser unter den jetzigen Verhältnissen der beste und der am sichersten zur Freiheit und zu Erreichung des Volkswohles führende schien.

Aschaffenburg den 29. April 1849.

Dr. Ludwig Herrmann.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

Indem Anna ihre Schritte nach der von dem Freiherrn bezeichneten Stelle lenkt, fiel ihr Auge auf eine Brieftasche, welche dicht vor ihren Füßen lag. Verwundert hob diese Anna auf. Sie erkannte sogleich, daß die Arbeit daran, wenn gleich durch langen Gebrauch entstellt, von ihrer Hand sey. „Das ist Matheo's Brieftasche,“ sagte sie bestürzt bei sich: „daß ist dieselbe, die ich, damals noch ein Kind, ihm bei meiner ersten Entfernung aus der Heimath zum Angedenken schenkte. Der Himmel verhüte, daß die Begegnung des Unglücklichen noch meine letzten Augenblicke trübe.“

---

*) Mit welchem Tadel wurde der Verein von mehreren Seiten übergossen, als er die erste Adresse an die Mehrheit der bayerischen Volkskammer für die Einführung der Grundrechte in Umlauf setzte! Mit welchen Augen wurde von eben diesen Seiten die Volksversammlung in Frohnhofen angesehen! Welche Verleumdungen, Verdächtigungen, und Schmähungen über sie und ihn (den Verein)! Doch der Verein scheint in Bezug auf dieses zur Richtschnur seines Handelns den Wahlspruch eines bekannten Dichters genommen zu haben:

Mit den Guten gut und sittlich,
Mit den Schlechten unerbittlich
Und Gemeines still verachtend.

Mit einer freudigen Bewegung wandte ſich jetzt Haldenſchild zu Annen und winkte ihr, eilig näher zu kommen. Der Jungfrau war dieſes Benehmen unbegreiflich. Als ſie vor dem Freiherrn ſtand, ſah ſie Entzücken aus ſeinen Blicken und Mienen ſtrahlen; ſeine Hand zeigte auf eine Stelle hinter einer Wendung des Felſens, welche erſt jetzt ſichtbar wurde und wo — wer malt Anna's Erſtaunen? — eine Leiter angelehnt ſtand, die zum Rande der, wie ſchon erwähnt, nicht ſehr hohen Steinwand führte.

Der plötzliche Wechſel, welcher durch dieſe Entdeckung in Anna's Gemüth hervorgebracht wurde, wirkte ſo gewaltig auf ſie, daß ſie in dieſem Augenblicke keines Gedankens fähig war und nur mechaniſch dem Freiherrn folgte, der ihre Hand ergriffen und zuerſt die Leiter betreten hatte, um durch ſeine Hülfsleiſtung der Geliebten das Emporkommen zu erleichtern.

Der Schlammſtrom tobte näher und näher. Mit der Vermehrung ſeiner Maſſe gewann er an geſchwinderer Bewegung. Schon hatte er den Sitz erreicht, den Anna und Haldenſchild früher eingenommen hatten und drang nun unaufhaltſam nach der Stelle hin, welche ſie im Begriffe waren, zu verlaſſen.

Da umfaßte Eduard die zagende Jungfrau ſtark mit dem linken Arm und hob ſie, indem er mit der rechten Hand ſich an den obern Sproſſen der Leiter hielt, zu ſich empor. Der Ort, wo Rettung und Sicherheit zu finden waren, lag vor ſeinen Augen; in wenigen Momenten konnte er erreicht ſeyn. Aber plötzlich drang der Laut einer menſchlichen Stimme, die nur die Kraft des Wahnſinns ſo ſteigern konnte, daß ſie ſelbſt das Getöſe der aufrühreriſchen Natur übertönte, von der Felſenwand hernieder und Haldenſchild unterſchied deutlich die drohend ausgeſprochenen Worte:

„Hinweg mit Dir oder ich zerſchmettere mit dieſem Felſenſtücke Dein Haupt! Sie mag ſich retten, aber entfernſt Du dich nicht ſogleich von der Leiter, die mein Eigenthum iſt, ſo tödte ich euch Beide!“

Anna hatte ſich erholt und ihre ganze Geiſtesgegenwart wieder gewonnen. Entſetzt blickte ſie zu dem Felſenrande empor. Oben ſtand Matheo, im Begriffe ein überhängendes Felſenſtück herab zu wälzen. Mit ängſtlicher Haſt zog die Gräfin, indem ihr Auge jede Bewegung Matheo's hütete, den zögernden Haldenſchild von der Leiter zurück. Allein in dieſem Augenblicke, wo auch der letzte Rettungsverſuch als vereitelt angeſehen werden mußte offenbarte ſich plötzlich wieder eine neue Hoffnung: Robert, des Freiherrn treuer Diener, erſchien auf der Höhe des Felſens an Matheo's Seite.

(Fortſetzung folgt.)

Einem deutſchen Helden.

(Dem königl. bayeriſchen Obriſtlieutenant von Tann.*)

Wir brauchen einen hohen Schatten,
Deß Geiſt um unſ're Fahnen ſchwebe
Der, wenn im Kampfe wir ermatten,
Uns Blut von ſeinem Blute gebe.

Du Held echt deutſchen Stammes,
Du deutſcher Krieger Zier,
Der Du, ſo groß vor allen,
Leuchteſt als ſtrahlend Panier.
Laſſ' nie der Eider Moore
Germaniens Schranken ſeyn,
Laſſ' weh'n die Trikolore
In's freie Meer hinein!

Als hoher Sieger ſtandeſt
Im erſten Kampfe ſchon,
Du, als von Viborg's Landen
Dem Deutſchen wurde Hohn.
Laß nie ꝛc. ꝛc.

Und wiederum ergreifeſt
Das Schwert für Deutſchlands Braut,
Und wiederum Du häufeſt
Lorbeer'n auf Dein Haupt.
Laſſ nie ꝛc. ꝛc.

Der Name Tann wird glänzen
Und ſtets gefeiert ſeyn,
Hoch an den nord'ſchen Gränzen,
Der Donau und dem Rhein.
Laß nie ꝛc. ꝛc. ꝛc.

So führe die Deutſchen, die dürſten
Nach Thaten, den deinen ſo gleich,
An der Seite die edlen Fürſten,
Die zogen nach Schleswigs Bereich!
Laſſ' nie der Eider Moore
Germaniens Gränze ſeyn,
Laſſ' weh'n die Trikolore
Ins freie Meer hinein!

Fulda den 30. April 1849.

Emil v. Borberger.

*) Auf Verlangen abgedruckt.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 72 6. Mai 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Fortsetzung.)

16.

Im schnellen Ueberblicke erkannte Robert die gefährliche Lage, in der sich sein Herr und die junge Gräfin befanden, und wie es allein der unglückliche Wahnsinnige sey, der ihrer Rettung im Wege stehe. Rasch entschlossen griff er nach seinem Schwerte, aber ehe er noch mit diesem sich bewaffnen konnte, hatte ihn Matheo bemerkt, stürzte mit fürchterlichem Geheul auf ihn los und umklammerte ihn mit den kräftigen Armen so fest, daß er den Versuch, sich seines Schwertes zu bemächtigen, aufgeben mußte, und nun in einen furchtbaren Ringkampf mit dem Wahnsinnigen verflochten wurde. An körperlicher Kraft war in diesem Augenblicke der wüthende Matheo wohl seinem Gegner überlegen, der Letztere aber ersetzte durch Gewandtheit und Besonnenheit, was ihm an Kraft fehlte. Roberts einziges Streben war, den Wahnsinnigen von dem Felsenrande hinweg zu drängen, indem er hoffte, sein Herr würde diesen Zeitpunkt benützen, sich zu retten und ihm zu Hülfe zu kommen; Matheo dagegen bemühte sich, seinen Feind wieder an den Rand des Abgrundes zurückzuschleppen, um ihn von dort hinab in den unten tosenden Strudel der Vernichtung zu stürzen.

Während dieses Kampfes erstiegen Anna und Haldenschild die Leiter. Als sie auf dem Rande des Felsens standen und von dort einen Blick hinabwarfen, sahen sie, daß bei einem Momente längeren Verweilens auch sie die Alles zermalmende Gewalt des Schlammstromes getroffen haben würde. Der Platz, auf dem sie noch so eben gestanden hatten, wurde von angetriebenen Felsstücken überdeckt. Die Leiter stürzte zertrümmert in die gährende Masse hinab.

Anna wandte schaudernd ihr Antlitz ab; allein das Schauspiel, welches sich jetzt auf der Höhe des Felsens ihren Blicken bot, war gräßlicher als das, vor dem sie zurückbebte. Sie ergriff zitternd und schwankend den Arm des Freiherrn, der, sobald er den festen Fuß auf dem Felsengefaßt hatte, dem treuen Diener zu Hülfe eilen wollte, allein nun auch erbleichend sah, daß jeder Beistand zu spät komme.

Matheo hatte mit aller Kraft der Raserei den widerkämpfenden Robert dicht an den Abgrund zurückgedrängt und stürzte sich in diesem Augenblicke, den Gegner fest umschlingend, mit diesem in einem weiten Schwunge von der Felsenhöhe herab in die dunkelaufschäumende Masse, welche in dem Thalkessel wogte. Mit einem Schrei des Entsetzens trat Anna von dem Rande der Felsenwand zurück; Eduard von tiefem Schmerz über diesen Untergang des ihm in so mancher Beziehung lieb gewordenen Dieners ergriffen, blickte den Stürzenden nach: mit Blitzesschnelle waren Beide in der rastlos fortarbeitenden Gährung des furchtbaren Schlammstromes verschwunden, auf den trüb emportauchenden Wogen zeigte sich einen Augenblick lang ein schmaler Blutstreif, der aber bald wieder unsichtbar wurde; dann war keine Spur der beiden Unglücklichen mehr zu bemerken.

„Hinweg von hier!“ rief Anna, deren ganzes Aeußere den schrecklichen Aufruhr ihrer Seele bekundete, dem sich ihr nähernden Haldenschild zu, ohne zu bedenken, daß ihre Worte in dem sie umrauschenden Donnergetöse ungehört verhallen mußten. „Fort von dieser Stätte des Grauens und des Entsetzens! Dieser Anblick wird mich durch mein ganzes Leben hin verfolgen und wie ein furchtbares Gespenst sich in meine einsame Zukunft drängen!“

Mit Sturmeseile flog die Gräfin einen Hügel hinan, der vor den beiden Geretteten lag. Der Freiherr folgte ihr, die selbst in ihrer großen Verwirrung die Gegend, in welcher sie sich befanden, genau zu kennen schien, auf dem Fuße. Erst nach einem langen und beschwerlichen Umwege betraten sie wieder den Thalgrund, welchen das Schloß des Grafen von seinem Felsenhügel herab beherrschte. Die letzten scheidenden Strahlen der untergehenden Sonne begrüßen Annen und ihren Begleiter, als diese hier anlangten. Eine feierliche Stille herrschte in der Natur, die nach dem entsetzlichen Getöse, welches noch vor kurzer Zeit die Liebenden umgab, einen wunderbaren Eindruck auf diese machte.

Hier hemmte zum ersten Male die Gräfin ihre flüchtigen Schritte und unterbrach das bisher beobachtete Stillschweigen. Indem sie ihre Hand auf den Arm des

Freiherrin legte, sagte sie mit würdevoller Ruhe und ernster Fassung:

„Der Himmel hat heute Großes an uns gethan! Durch die gemeinsame Rettung aus gräßlichem Verderben hat er ein neues Band zwischen uns geknüpft; aber dennoch müssen wir uns trennen und ob auch geistige Bande ewig uns fesseln, so muß doch jedes irdische Verhältniß unter uns aufhören!“

(Schluß folgt.)

Ein Besuch auf Alsen.

(Schluß.)

Sowie auf Alsen, ebenso ist es auf allen andern dänischen Inseln, und man sieht daher, daß die Phänomen weit genug verbreitet ist, um die Aufmerksamkeit sowohl der Nationalökonomen als auch der Naturforscher zu verdienen. Wie interessant wäre es, wenn man ungefähr die Arealgröße des ganzen jährlichen Wiesenzuwachses, der in allen zahllosen Fjorden, Nooren und Seeen auf der Ostküste der cimbrischen Halbinsel und auf den dänischen Inseln stattfindet, angeben könnte.

Ein anderes merkwürdiges geographisches Phänomen ist in dem dänischen Inselarchipel die Zusammenkoppelung zweier Inseln durch einen äußerst schmalen und engen Erddamm. So liegt z. B. bei Alsen eine kleine Insel Kikenis, die mit der Hauptinsel durch einen solchen Damm verbunden ist. So bei Aeroe die kleine Insel Ihskowland, die mit Aeroe ganz dieselbe Figur macht wie Kikenis mit Alsen. So bei Fühnen die Insel Hellenaes, die ebenfalls mit Fühnen nur durch einen ganz schmalen Landstrich verknüpft ist. Aehnlich bei Moen das Inselchen Ulfsdale. Dasselbe Phänomen kehrt mehrfach wieder und zeigt sich auch selbst bei Rügen, das eigentlich eine Gruppe von kleinen, durch schmale Dämme verbundenen Inseln ist. Höchst wahrscheinlich waren früher alle diese Inseln durch Meerengen getrennt, welche allmälich durch die vom Meere aufgeworfenen Dämme zu Fjorden umgewandelt wurden.

In der Mitte der Insel Alsen liegt ihr höchster Berg, der sogenannte Hügelberg, der noch 116 Fuß über die höchsten Buchen der Insel emporragt, und von dessen Gipfel man das ganze reizende Ländchen überschaut. Nach Osten hat man die fühnen'sche Inselgruppe in einer Entfernung von zwei Meilen, einen Theil der großen Insel Fühnen selbst und eine Menge kleiner Inseln, die an ihrer Küste hin liegen und einen sehr hübschen Anblick gewähren.

Einige von diesen kleinen Inseln haben eine oder zwei Quadratmeilen Größe, andere nur eine halbe oder gar nur ein Viertel oder Achtel Quadratmeile Ausdehnung. Man erzählt von den Einwohnern dieser kleinen Inseln, daß ihr Nationalstolz gerade im Verhältniß mit der Größe ihrer Insel stehe. So sagt man von den Bewohnern der Insel Thorseng, die eine ganze Meile lang ist, daß sie ihre Insel wie einen Kontinent in Vergleich mit den noch kleinern und ganz winzigen Landbrocken betrachten, die in ihrer Nähe liegen, und deren Bewohner sie mit einer Art von Verachtung „Insulaner“ nennen. Dasselbe ist auf Aeroe der Fall hinsichtlich der Bewohner von Dreioe, Strynoe ꝛc. Auf diesen letztern Inseln sucht man wieder eine Satisfaktion darin, die Bewohner der noch kleineren Eilande Birkholm und Horstoe als „Insulaner“ herabzusetzen, die dann als die kleinsten von allen dieß endlich auf sich sitzen lassen müssen.

Nicht wenig interessirten mich meine wiederholten Besuche in dem freundlichen Städtchen Sonderburg, dessen hübsche reinliche Häuser auf fleißige und ordnungsliebende Bürger zu deuten schienen. Einige Häuser sind sehr alt und mit höchst interessanten Skulpturen in Holz geziert, die wohl eine nähere Aufmerksamkeit verdient hätten. Auch die Kirche des Orts ist in vielfacher Beziehung interessant. Man findet an den Wänden einen höchst merkwürdigen Stammbaum des oldenburgischen Hauses und daneben die Begräbnißkapelle der herzoglich Augustenburger Linie. Das alte Schloß von Sonderburg ist jetzt zum Theil eine Ruine und wird als Magazin benützt. In einem der vier starken Thürme des Schlosses, der jetzt abgebrochen ist, saß der dänische Louis XI., Christian II., nach seiner Thronentsetzung 17 Jahre lang von 1532 bis 1549 gefangen. Der König hatte einen steinernen Tisch in seinem Gefängniß, den er in den zahllosen traurigen Stunden, die er hier verlebte, unzählige Mal umwandelte. Er setzte dabei den Daumen seiner Linken auf den Tisch, und indem er damit beständig auf derselben Linie hinrutschte, bildete er so eine Rille in dem Steine aus. Dieß merkwürdige Tischblatt ist nicht mehr hier, und einige wiesen mich daher nach Kopenhagen, andere nach Rendsburg, wo es sich in dem Arsenal befinden sollte. Uebrigens sah ich noch den dicken steinernen Fuß dieses Tisches, und man führte mich durch eine enge Thüre in das enge Vorgemach des Gefängnisses des Königs, welches selbst nun, wie gesagt, weggerissen und vermauert war.

Es ist mir unbegreiflich, wie dieser thatkräftige und energische König diese lange Haft aushalten konnte, ohne an seinem Verstand zu leiden, und wie ihn, besonders bei seinem belasteten Gewissen, nicht die Schwermuth, die ihn allerdings zuweilen anwandelte, gänzlich zu Boden drückte. Und behielt er seinen Verstand, so ist unbegreiflich, daß er ihn nicht zu etwas Nützlichem anwendete, daß er nicht den Drang in sich fühlte, z. B. wie Napoleon, seine Memoiren zu schreiben.

Er saß hier unter der Regierung seiner beiden Nachfolger bis nahe an sein siebzigstes Jahr, und muß wahrlich eine tüchtige Leibesbeschaffenheit gehabt haben, daß er so etwas aushalten konnte. Von hier wurde er nach dem Schlosse Kallunoborg auf Seeland gebracht, wo

ihm ein milderes Gefängniß zu Theil wurde, und wo er als 78jähriger Greis starb, nachdem er drei andere Könige den Thron hatte besteigen sehen auf dem er einst selbst gesessen.

Was ich von den ackerbauenden Bewohnern der Insel sah, gefiel mir außerordentlich. In ihrer Wirthschaft und auf ihren Feldern zeugte alles von Fleiß und Fortschritt. Ich besuchte mehrere Bauergehöfte, die durch ihre Nettigkeit, Reinlichkeit und Wohlhabigkeit mich im höchsten Grade ansprachen. Ueberall auf den Pachthöfen fand ich Meiereien nach holsteinischer Weise (die übrigens auch schleswigische Weise ist) eingerichtet, und man sagte mir, daß viele Alsener Meierinnen ihrer Geschicklichkeit wegen nach Fühnen hinübergerufen würden. Auch hatten wir mehreremale Gelegenheit einen großen Theil der Landleute versammelt zu sehen und uns an ihrem guten Aeußern und ihrer ganzen sittsamen und anständigen Erscheinung zu erfreuen. Obgleich die Zusammenkünfte sich zuweilen auf mehrere Tausende von Menschen beliefen, so wurde doch an polizeiliche Maßregel gar nicht einmal gedacht, ohne die es bei solchen Gelegenheiten in Preußen gewiß nicht abgegangen wäre. Obgleich jeder freien Zutritt hatte, so wurden doch nirgends Bettler und Gesindel bemerkt, an denen es in vielen andern Ländern bei solchen Gelegenheiten einen unglaublichen Ueberfluß gegeben haben würde.

Besonders hübsch nahmen sich die jungen Mannschaften der Insel aus, die bei verschiedenen Festlichkeiten, unter andern bei einem Ringreiten erschienen. Es kamen dabei 400 berittene, mit Lanzen bewaffnete, wohlgekleidete muntere Bauernsöhne zusammen die ihr Rennen auf einer hübschen Wiese in der Nähe des Schloßgartens abhielten. Es waren daselbst vier hölzerne Gerüste errichtet. Von jedem derselben hing an einer Schnur ein kleiner eiserner Ring, den die Reiter im Galopp mit der Lanze herunterstechen mußten, herab. Die Reiter waren in Kompagnien getheilt, in einer ziemlichen Distanz aufgestellt, und vier von ihnen setzten sich auf ein gegebenes Zeichen zugleich in Bewegung, jeder seinen Ring sich ersehend.

Am Ende jeder der vier Bahnen war eine gigantische Puppe in türkischer Kostümirung, die sie den „Mooren“ nannten, lose an einen Pfahl gelehnt, so daß sie leicht umgestoßen werden konnte. Jeder Ringreiter hatte, selbst nachdem er seinen Ring getroffen, noch die Pflicht mit der umgekehrten Lanze diesen Mooren umzustoßen, was deßwegen nicht so leicht ist, weil die Pferde sich gewöhnlich vor dem Popanz scheuen und ihm meistens, gerade wenn der Reiter zustoßen will, mit einigen wilden Sätzen ausweichen.

Diese Ringreiterrennen sind im Herzogthum Schleswig noch jetzt so national und allgemein wie bei uns die Scheiben- und Vogelschießen. Fast in jeder Stadt des Landes findet man eine Ringreitergesellschaft unter den Bürgern errichtet. Die Ringreiterkorps, die alle berittten sind, haben ihre besondern Uniformen und Statuten. Das Flensburger Ringreiterkorps wurde mir als besonders ausgezeichnet geschildert. Bei dem Besuch einer hohen Person oder bei sonstigen Feierlichkeiten sind es gewöhnlich die Ringreiter, welche sich in Bewegung setzen und mit ihrer Geschicklichkeit, ihren Uniformen, Pferden, Lanzen und Trompeten paradiren.

Auch die schleswig'schen Bauern in Nordfriesland, wie in Angeln, wie auf den östlichen Inseln, haben überall ihre Ringreitergesellschaften untereinander und stellen diese Spiele häufig an. Ich glaube, es ist kein Land in Europa, wo diese mittelalterliche Uebung, die man sonst auch in andern Ländern kannte, noch heutigen Tages so national und allgemein ist wie im Schleswig'schen.

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Weit dehnt sich von Türkisch Kanischa angefangen die furchtbare Ebene des Banates aus, eine ununterbrochene Fläche bis an die herrlichen, romantischen Karpathen, die sie im Osten, gegen Siebenbürgen hin, einfassen. Dieser Boden, vielfach aufgerissen vom Türkensäbel, mit osmanischem Blute gedüngt, war Zeuge großer Thaten, merkwürdiger Begebenheiten. Eine der größten Schlachten wurde unweit Türkisch Kanischa ausgekämpft, die Schlacht bei Zenta. Dieses war das Ziel meiner Wanderung, die ich an einem frühen Morgen unternahm.

Mein Weg führte mich durch Szanad, einen Hauptlandungsplatz der Fruchtschiffe, die den berühmten Banater Weizen, hier mit dem allgemeinen Namen „Frucht“ bezeichnet, weithin verführen. Früher schon war ich mit dem dortigen Dechant, griechisch nicht unirten Ritus, Timotheus Illits, einem serbischen Dichter, bekannt geworden und folgte nun seiner freundlichen Einladung, ihn zu besuchen. Schwer wurde mir der Eingang in seine Wohnung — ein kleines armseliges Haus, einen echten Dichteraufenthalt — denn zwei Hunde fuhren mit erschrecklichem Gebell auf mich los, und erst als der hohe, würdige Greis sie beschwichtigte, konnte ich in seine niedere Wohnung eintreten. Die innere Einrichtung seiner zwei Zimmer entsprach dem Aeußeren seiner Wohnung. Er war eben mit einer neuen literarischen Arbeit beschäftigt, der Uebersetzung von Rebaus Jugendschriften.

„Unsere Nation ist arm in diesem Fache,“ sprach er, „auf vielfache Anregung habe ich mich dieser Arbeit unterzogen. Es wird Einem Alles verleidet. Von meinen Werken muß ich bereits die vierte Auflage veranstalten, und doch habe ich dabei so ziemlich mein ganzes Vermögen zugesetzt. Bei uns ist es nicht so wie in Deutschland, man muß seine Schriften selbst drucken

lassen, im Subskriptionswege herausgeben und der geringste Theil Derjenigen, denen ich auf ihr Verlangen meine Bücher zugeschickt, hat mir den Kaufpreis übermacht.“

Nur kurze Zeit, die mir aber äußerst schnell bei dem liebenswürdigen Greise verfloß, konnte ich mich an seiner gemüthlichen, einfachen Unterhaltung erfreuen, und nachdem er mir zwei von ihm verfaßte Bücher überreicht und mit seiner Handschrift geziert, wollte ich von ihm scheiden.

„Lassen Sie uns noch in meinen Garten gehen,“ sprach er, und überrascht staunte ich, als wir denselben betraten, die einfachen, sinnigen, doch auch mit vielen seltenen Pflanzen geschmückten Anlagen an. Sein Auge strahlte vor Freude, als er meine Ueberraschung gewahrte. „Ich liebe die Blumen“, war sein letztes Wort.

Nachmittags als die Sonne ihre Strahlen nicht mehr so brennend an die Erde legte, fuhr ich mit dem katholischen Pfarrer von Szanad nach Zenta. Während der Zeit unserer Wanderung theilte mir der würdige Mann Mehreres aus seinem Leben mit.

„Ich war sechs Jahre Kapellan in der größten der bulgarischen Ansiedelungen im Banate, in Beschenowa; ich habe dieses Volk hinlänglich zu beobachten Gelegenheit gehabt und muß versichern, daß ich kaum ein interessanteres kenne. Nur 12,000 Seelen sind im Banate, und diese bewohnen die Orte Maria Theresiopel oder Vinga, Modos, Etschka und Beschenowa, eine bedeutende Seelenzahl für so kleine Orte; trotzdem findet man keine Bettler, und die größte Sittenreinheit; denn jede Familie muß, und thut es auch, ihre armen Mitglieder erhalten, und was die Sittenreinheit anbelangt, so wird sie leichter erklärlich seyn, wenn ich Ihnen sage, daß die Bursche und Mädchen nie, bei keiner Unterhaltung oder Musik, zusammenkommen, am Ostermontage ausgenommen. So ist es leicht begreiflich, daß man keinen Fall einer Verführung kennt.

Am Ostermontage nun versammeln sich alle heirathslustigen Bursche von 17 — 18 und die Mädchen von 19—24 Jahren auf dem Platze vor der Kirche. Die Kleider der Bursche, sonst weiß, sind heute, wie an allen Feiertagen, von blauem Tuche. Ein himmelblauer Spenzer hüllt den Oberkörper der Mädchen ein, eine gelbe Schürze und ein zwölf Ellen weiter Hinterrock, in kleine Falten gelegt, geben dem weißen Hemde Raum, auf beiden Seiten sichtbar zu werden. Ein wunderliches Spiel ist angegangen; unter neckischem Gekose raffen die Bursche und Mädchen Sand von der Erde, und werfen einander damit an: — zum Zeichen der Liebe. Während des Spieles entreißt der Bursche dem Mädchen das weiße Sacktuch, zum Zeichen der völligen Gewißheit seiner Liebe. Am anderen Tage bäckt die Mutter des Mädchens einen Kuchen von Brodteig, den sie mit einem Handtuche umwickelt, und nebst einer Tschoutra (Feldflasche) mit Wein wird ein altes Weib in des Liebhabers Haus geschickt und der Bursche zum Bräutigam verlangt.“

„Also hält bei den Bulgaren das Mädchen um den Burschen an?“

„Wohl. Sie denken, wenn das bei uns so wäre, würden manche Mädchen die Gelegenheit ergreifen; doch das nützt nicht viel. Die Eltern können die Braut ausschlagen. Ist aber kein Familienhaß oder sonst ein anderer Grund, der sie dazu bestimmen könnte, vorhanden, so wird in kurzer Zeit darnach das Mädchen förmlich zur Heirath verlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Dame im Parterre hatte den Muth, zu einem Herrn, der ein Paar Bänke vor ihr seinen Platz hatte, zu sagen, er möge sich setzen, damit sie sehen könne. Dieser aber saß schon, ein Riese an Gestalt. Als er nun, um zu fragen, wer was von ihm wolle, sich erhob, rief die Dame erschrocken aus: „Gott, nimmt denn der Mensch kein Ende?“

Zwei Bauern besuchten in Leipzig die Anatomie, wo sich eben mehrere Studenten befanden. Erstere blieben erstaunt vor zwei Todtenköpfen stehen, wovon der Eine der Schädel eines Kindes war. — „Wer mag die wohl auf dem Rumpfe gehabt haben?“ sprach einer der Bauern. — „Der große Dichter Göthe!“ sagte einer der Studenten. — „Hm!“ meinte der Bauer, „pudelnärrisch, zwei Köpfe auf einmal.“ Da stieß ihn der Andere an und sagte: „Du Dummhut, der dünne Schädel stammt aus seiner Jugend, als er noch ein kleiner Junge war.“

Räthsel.

Glaub's mir, von meinen ersten zwei
Ist kaum ein Erdenpilger frei;
Das Dritte wirst Du an den Flinten,
Das Ganze in dem Herzen finden.
Magst's draus verbannen nur bei Zeiten,
Sonst wird's die Ersten Dir bereiten.

Auflösung des Räthsels in Nro: 69:

Kögelkönig.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 73 8. Mai 1849.

Nach Stürmen Ruhe.

(Schluß.)

Der Freiherr neigte schweigend sein Haupt; bald war jetzt von den eilig Fortschreitenden das Schloßthor erreicht, wo bereits ein Diener ihrer harrte und sie zu ihrem Befremden in das Gemach des alten Grafen beschied.

Auf dem Antlitze des Dieners lag der Zug einer innern geheimen Freude, die er trotz aller Bemühung nicht ganz verbergen konnte. Anna und Haldenschild von den widersprechenden Gefühlen bewegt, welche die verschiedenen Ereignisse der letzten Stunden erzeugt hatten, bemerkten das nicht. Der Freiherr war entschlossen, bei dieser Gelegenheit dem Grafen seine bevorstehende Abreise anzuzeigen.

Kaum war Anna in das Zimmer ihres Vaters getreten, so fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen und an die Brust eines Mannes gedrückt. Sie blickte auf, sah in ein bekanntes theures Antlitz und sank dann mit einem Ausrufe des Erstaunens und des Entzückens bewußtlos an die Brust des Umarmenden zurück.

Haldenschild, der so unerwartet die Geliebte in den Armen eines hochgewachsenen jungen Mannes erblickte, dessen Gesichtszüge sich ihm jedoch nur theilweise zeigten, blieb überrascht und betroffen im Eingange des Zimmers stehen, aber mit verjüngter Lebendigkeit und dem Ausdrucke der seligsten Wonne winkte ihm Graf Sinner, näher zu treten, und rief ihm zu:

„Theilen Sie die Freude eines glücklichen Vaters! Das ist Eddo, mein todtgeglaubter Sohn. Ein braver Wundarzt hat ihn von den Todten erweckt und er ist nun zurückgekehrt, um die letzten Tage seines alten Vaters mit dem verloren gegebenen Glücke wieder auszuschmücken.“

Der Freiherr erstarrte; tausend stürmische Empfindungen durchzogen seine Brust. Die seligste Hoffnung keimte aufs Neue empor, doch gesellten sich ihr auch trübe Zweifel bei. In diesem Augenblicke erhob sich Graf Eddo aus der Umarmung der Schwester und trat mit einer Verbeugung auf den Freiherrn zu. Er konnte, als er in dem Gaste seines Vaters seinen Gegner auf dem Schlachtfelde von Waterloo erkannte, seines Erstaunens kaum Herr werden. Haldenschild hatte seine Fassung wieder gewonnen. Er ergriff die Hand des jungen Grafen und flüsterte ihm zu: „Ihr Vermächtniß ist in Annas Händen; noch heute würde ich ohne Ihre Rückkunft dieses Haus verlassen haben!“

Eddo's Blicke richteten sich fragend von dem Gaste auf die Schwester. Anna's hohes Erröthen und ihr zur Erde gesenktes Auge, gaben ihm volle Bestätigung dessen, was er ahnte. Er erwiederte mit Herzlichkeit des Freiherrn Händedruck und berichtete dann offen dem staunenden Vater, auf welche Weise er bereits früher Haldenschild's Bekanntschaft gemacht hatte. Der Augenblick war gekommen, in welchem jeder geheimnißvolle Schleier fallen mußte. Mit zarter Bruderhand hob Graf Eddo die Hülle von der gegenseitigen Liebe Anna's und Haldenschild's die übrigens der Graf seit lange erkannt und nicht mißbilligt hatte. Der Edelmuth des Freiherrn, der sich in der Entdeckung, daß Eddo von seiner Hand gefallen sey, und in der ihr nothwendig folgenden Entsagung auf jedes irdische Liebesglück so herrlich bewährt hatte, rührte den Greis zu Thränen. Seine zitternde Hand segnete den Bund der beiden Liebenden und so folgte eine stille aber selige Verlobungsfeier dem Tage, der Haldenschild und Annen mit allen Schrecknissen bedroht hatte.

Nach wenigen Wochen führte der Freiherr die Braut zum Altare. Auch er siedelte sich mit der jungen Gattin in dem einsamen Thale an, wo Graf Sinners Schloß stand und in welches auch bald Eddo eine anmuthige Schweizerin als Gemahlin heimbrachte.

Dort werden die schönen Leserinnen und der geneigte Leser, wenn sie bei einer etwaigen Reise nach der Heilquelle zu Pfeffers oder nach dem wunderbaren Ursprunge des Hinterrheins, einen kleinen Umweg nicht scheuen, bei dem deutschen Freiherrn die beste Aufnahme finden und sich überzeugen: wie ihm fern vom Geräusche der großen Welt, an der Seite einer tugendhaften Gattin und von blühenden Kinder umgeben, des Lebens reinstes Glück geworden sey. —

Anna's stilles Friedensthal, an dem so manche liebe Erinnerungen ihrer Kindheit hingen, liegt unter dem Schutte des schrecklichen Schlammstromes, der zwischen jenen Felsen sein Ziel fand, begraben. Aber hoch oben

Digitized by Google

auf dem, von der starrgewordenen Masse gebildeten unförmlichen Hügel, erhebt sich zwischen regellos hingedrängten Felsenstücken eine einfache Marmorsäule dem Angedenken des treuen Robert und des unglücklichen Mathro geweiht.

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Haben die Eltern die Angelegenheiten der Aussteuer in Ordnung gebracht, so sind die Anverwandten von beiden Seiten alle Sonntage bis zum September Gäste des Vaters der Braut. Endlich ist der Hochzeitstag da, den ganzen Weg zur Kirche entlang muß die Braut weinen. Dieß müssen schon die kleinen Mädchen lernen, und es ist höchst komisch, ihnen zuzuschauen, wenn sie sich im Weinen üben. Kömmt die Braut aus der Kirche, so stellt sie sich zur Küchenthüre, küßt Jedem die Hand und empfängt von den Geladenen Münzen. Weder der Bräutigam noch die Braut sind beim Gastmahle gegenwärtig, aber auch nicht beisammen, sondern der Bräutigam harrt im Stalle, bis sich alles getrennt, auf seine Geliebte. Die anwesenden Gäste schmausen, während Musik spielt. Kein Tanz versetzt die Jugend in Lustigkeit, die Bulgaren kennen keinen. Nie hört man Streit oder Schelten, selbst wenn sie berauscht sind. Fängt dieß letztere bei der Hochzeit an fühlbar zu werden, so werden für die Brautleute Geschenke gesammelt. Was ein Jeder gibt, wird laut ausgerufen. Gibt Einer z. B. ein Schaf, so nimmt ein Mann eine Kerze, und brennt in den Zimmerdeckenbalken ein Paar Hörner ein und dieß geschieht bei allen Geschenken durch entsprechende Zeichen. Ihre Lieblingsspeise, die bei keiner Hochzeit fehlen darf, ist gekochter Waizen mit Gewürz zubereitet, dieß heißen sie balgur. Am Schlusse der Hochzeit bekommen alle Gäste von der Braut weiße Leinentücher.

Das Eine muß ich noch hinzusetzen, daß, wenn Einer Wittwer wird, er in der Gemeinde kein Mädchen mehr bekömmt, und will er nochmals heirathen, so muß er, was jedoch selten geschieht, da die Bulgaren sich nicht gern mit anderen Nationen vermengen, — eine Serbin oder Ungarin heirathen."

Gegen das Ende dieser Erzählung waren wir in Asoka angekommen, das von Zenta durch die Theiß und und Auwälder getrennt ist. Der liebenswürdige Pfarrer hatte aus dem Orte einen Mann mitgenommen, der eine Schaufel trug. So schritten wir in der Ebene vorwärts, und kamen zu einer Tabackpflanzung von geringem Umfange, die eben in voller Blüthe stand. Das Stück Feld stand isolirt, erhöht und ringsumher lief ein Graben, der aber an mehreren Stellen schon mit der angränzenden Ebene gleichlaufend gemacht worden war.

„Sehen Sie," sprach der Pfarrer, „hier muß das türkische Lager gewesen seyn." Ringsumher lagen Scherben, und in dem ganzen abschüssigen Theile des Feldes gegen den Graben stack eine Masse zerbrochenen Thongeschirres. Der Pfarrer ließ graben und bald waren wir auch so glücklich, ein ganz unversehrtes Thongeschirr ans Tageslicht zu bringen.

Von hier bis Szanad, sprach der Pfarrer, den Weg entlang, den wir so eben zurückgelegt, scheint mir das türkische Lager Mohammed II. gewesen zu seyn, vor der denkwürdigen berühmten Schlacht bei Zenta am 11. September 1697, wo durch Prinz Eugen bei 40,000 Türken den Tod in der Theiß fanden. Die Insel, die Sie im Hintergrunde sehen, vor Zenta, das sich mit seinen Thürmen hinter ihr erhebt, heißt die Eugeninsel, und man will ihre Entstehung daher leiten, daß die vielen Leichname der gefallenen Türken die Theiß stocken gemacht, so daß sie ihre Ufer verlassen und allmälig diese Insel gebildet hat.

Und alle Jahre feiern die Bewohner von Zenta am 11. September auf derselben das Andenken an die Schlacht unter Jubel und bezüglichen Festreden. Bis zum vorigen Jahre wurde auch noch an diesem Tage aus einer Kanone geschossen, die lange vorher aufgefunden ward, bis sie in letzter Zeit durch Ueberladung sprang. Auch erzählt man, daß 10,000 Ketten im Türkenlager vorgefunden wurden, bestimmt die zu fangenden Christen in Fessel zu legen; diese Ketten wurden, wie ich glaube, allmälig verarbeitet."

Die Sonne fing an, hinter Zenta unterzugehen, und überstrahlte dasselbe mit ihrer Purpurfarbe. Wir rüsteten uns zur Heimfahrt. Bald waren wir an einem der Türkenhügel angelangt, welche die Bewohner Türkengräber nennen. Wir bestiegen denselben. Leichte Gluthstreifen der Abendröthe faßten den Horizont ein, an sie legte sich das Silberband der Theiß, und Auwälder zogen sich bis an den Vordergrund, den herrliche grüne Weingärten bildeten.

Dieser Hügel heißt der Wujanahügel. Hier soll Mohammed II. seine geliebte Favorite Wujana, als er sah, daß alle Hoffnung, die Schlacht zu gewinnen, verloren sey, niedergestochen haben mit den Worten: „Eher mögest du wie dort die untergehende Sonne erbleichen, als den Christenhunden in die Hände fallen." Alle vorübereilenden Türken warfen eine Hand voll Erde auf den Leichnam, und so entstand der Hügel, der noch heute im Volksmunde Wujanahügel heißt. Im vorigen Jahre kamen zwei türkische Pilger hieher, beteten auf diesem Hügel und zogen dann weiter."

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Aus der „Neuen Würzburger Zeitung.")

Würzburg, 11. April. Nachdem über die Bitte des Geschwornen Vergho, wegen seiner Geschäfte als Post-Expeditor ihn seiner Pflichten als Geschworner zu entbinden, vom Schwurgerichte bejahend entschieden, 12 Geschworne nach den Loosen der Urne bestimmt worden waren und Platz genommen hatten, nachdem der Präsident Piris in einer Rede auf die hohen Vortheile der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und des Geschwornengerichts aufmerksam gemacht, begannen die Verhandlungen über den ersten Fall.

Aus der Verlesung des Anklage-Aktes erfuhr man, daß er auf das einfache Verbrechen des Todtschlags gerichtet war, gegen Johann Höfner jung 27 Jahre alt, ledig, Maurergeselle wohnhaft zu Steinfeld königl. Landgerichts Eltmann, weil er am 27. Sept. v. Js. den ledigen Bauernsohn Sebastian Groskopf von Steinfeld durch einen Messerstich, der in das Herz eingedrungen war, getödtet hatte.

Eine schon früher bestandene Feindschaft zwischen Höfner und Groskopf fand in einem Raufhandel, welcher zwischen beiden kurz vor der That stattgefunden, neue Nahrung und namentlich wurde Höfner durch diesen Streit erbitterter, da er als Besiegter aus demselben hervorgegangen. Mittwoch 27. Sept. begleitete nun Letzterer einige Kameraden, die, beurlaubte Soldaten, von ihrem Urlaub zu ihrem Regimente zurückkehrten, trank mit ihnen bereits eine ziemliche Quantität Bier und kehrte bei seiner Zurückkunft noch einmal in Steinfeld selbst bei dem Wirthe Zehender ein. Groskopf hatte den ganzen Tag gedroschen, und ging mit seinen Dreschgenossen, von denen einer den Dreschflegel, den er nach Hause bringen wollte, noch bei sich hatte, vor dem Wirthshause vorüber. Seine Gefährten, die rascher gegangen waren, hatten durch das Fenster in die zu ebener Erde gelegene Wirthsstube gesehen. Höfner und Melchior Bäuerlein kamen heraus. Letzterer soll vorher geäußert haben: „Heute wird noch einem das Messer im Leibe herumgedreht." Höfner schlug den Groskopf über die Schulter und auf die Beine, zog sein Taschenmesser und stieß es dem auf ihn zugehenden Groskopf mit so bedeutendem Kraftaufwand in die Brust, daß es klang, als schlage man auf ein halb leeres Faß. Groskopf stürzte nieder; mit den Worten: Bachbüttnershans (Johann Ammon)! Er hat das Messer heraus! verschied er. Höfner ging in das Wirthshaus zurück, läugnete die That, als man sie ihm vorwarf, und wurde des andern Tages festgenommen. — Dieß die Hauptpunkte der Anklage-Akte hinsichtlich des Thatbestandes. Wir wollen nun der Verhandlung folgen, sehen, wie Gewicht an Gewicht sich hing, um den Angeschuldigten darnieder zu beugen und die Anschuldigung zu bekräftigen, wie aber auf der andern Seite die Milderungsgründe deutlicher zu seinen Gunsten hervortraten.

Der Angeschuldigte zeigte kein bewegtes, ein verschlossenes Gesicht; seine Hände sind immer gefaltet und er zeigte bei jedem seiner Worte, wie der Hr. Staatsanwalt treffend bemerkte, Affektation der Religiösität und statt innerer Wahrheit deklamatorischen Aufwand, um Richter und Geschworne damit zu bestechen. Seine Vernehmung begann er mit den Worten: „Mein Herr und mein Gott, laß mich nicht zu Schanden werden." Darauf entwickelte er die Gründe der Feindschaft, die zwischen ihm und Groskopf bestanden. Höfner hatte Groskopf im Verdacht der Holzentwendung und konnte dafür weder von ihm noch von seinem Vater eine Vergütung erhalten, so daß er (Höfner) den Pflügerlohn von Groskopf für ein geackertes Feld zurückbehielt; dann hatte G. den H. einen Waizendieb geschimpft, sie waren darüber in Zerwürfniß, ob G. durch die Hofrieth des H. fahren dürfe, das zuletzt, wie erwähnt, in eine Rauferei ausgeartet war. „Ich bin kein Schlager und kein Stecher", ruft Höfner in den Verhandlungen aus; „er hat mich jedenfalls beleidigt." Ueber die That selbst gibt Höfner an, daß sie Tags durch in Ebelsbach, in Eltmann schon sehr viel getrunken. Während seines Aufenthaltes im Zehendrischen Wirthshause über Nacht sey ihm auf einmal eine Angst überkommen. Er fürchtete sich, Schläge zu erhalten, und Melchior Bäuerlein wollte ihn deßhalb nach Hause begleiten. Als sie hinausgetreten, hätten sich Bursche mit Dreschflegeln genaht, von nun an wisse er nichts mehr, er solle Groskopf im Herumvagiren umgebracht haben, sein Messer sey ihm im Schrecken entfallen; dieß Alles habe er am Morgen nachdem er aufgewacht, — mit Schrecken vernommen; er hätte dieß selbst angezeigt, wäre nicht der Gendarme gekommen.

Die Vernehmung des Sachverständigen, des Landgerichtsarztes von König gab den Zuhörern ein umfassendes interessantes Bild von der ärztlichen Obduktion. Die absolut tödtliche Wunde muß in der Richtung des Herzens mit unbedeutender Senkung nach abwärts mit einem festen Zuge beigebracht worden, die Faust mußte hart an der Brust gestanden seyn, weil sonst der erwähnte hohle Klang nicht hervorgebracht worden wäre. — Der Zeuge Georg Menel gibt an, daß, als sie vom Dreschen zurückkehrten (die beiden Ley, Groskopf und er), er zufällig einen Dreschflegel in der Hand gehabt, weil er denselben habe nach Hause bringen wollen, wobei er vor Zehender's Wirthshaus vorüber mußte. Die Uebrigen hätten keine Dreschflegel gehabt (wird von allen übrigen Zeugen bestätigt). Als sie ans Wirthshaus gekommen, wären H. und Bäuerl. herausgetreten; B. habe mit ihm (Menel) Spaß gemacht, unterdessen habe H. den G. mit einem Stecken über die Achsel geschlagen, G. habe das ruhig hingenommen. Jetzt habe er ihn über die Beine geschlagen, darauf G.: Warum schlägst du mich? Was habe ich dir gethan? Jetzt sey

H. mit einem Zug auf die Brust des G. hingefahren (Zeuge mußte an der Person des Angeklagten zeigen, wie die Bewegung war). Darauf sey Groskopf gestürzt mit den Worten: Bachbüttners Hans, Bachbüttners Hans! er hat das Messer heraus. Der Gerufene kam, Höfner ging ins Wirthshaus zurück, ging dann wieder heraus und als man es ihm vorwarf, und er es läugnete, sagte Menel: Läugne nur, ich bin ja dabei gestanden. — Menel hat das Wegwerfen des Messers nicht gesehen, und andererseits bemerkt, daß Höfner einen warmen Kopf, jedoch keinen bedeutenden Rausch hatte. Höfner will die Aussage Menels durch die Behauptung entkräften, derselbe sey ihm von jeher Feind. — Der Zeuge Ley jung hatte sich entfernt, als Höfner den zweiten Schlag gethan und kam erst nach der Verwundung wieder. Auch er giebt an, Höfner sey nicht sehr betrunken gewesen. — Ammon (Bachbüttnershans) erzählt das Gespräch nach der Verwundung. Ammon zu H. Du hast ihn gestochen. H. Wer kann sagen, daß ich ein Messer heraus gehabt (indem er sich drohend A. nähert). A. Du hast Einen erstochen, erstich noch Einen. Menel. Du willst läugnen, ich hab' ja zugesehen. Ammon sagt, die letzten Aeußerungen Groskopfs seyen gewesen: Er hats Messer auch herausgehabt. — Auch Bäuerlein bestätigt den eigentlichen Verhalt mit allen Einzelheiten. Berauscht wäre Höfner allerdings gewesen, er habe „viel mehr, als wenig gehabt.“ Den Schall hat er gehört. Von einer Aeußerung H's. vorher, als sey ihm eine Angst überkommen, weiß er nichts. — Von den Aussagen der übrigen Zeugen ist die des Gendarmen hervorzuheben, der H. ungefähr sechs Stunden nach der That arretirte, der Angeklagte habe gestöhnt und gewimmert: ich wollte, ich wäre ums Leben gekommen, ich habe doch keine freudige Stunde mehr auf der Welt. Dann habe er dem Gendarmen erzählt: „wie er gesehen, daß derjenige umgefallen, habe er das Messer von sich geworfen,“ das Messer wurde deßhalb recherchirt und wirklich von einer Frau, welche das blutbesudelte Messer gefunden, abgeliefert. — Andere Zeugen sagen aus, daß Höfner nach der That sowohl im Wirthshaus als beim Nachhausegehen vernünftig gesprochen. Zwei Zeugen, die im Hause H's. wohnen, bekunden, daß er schon, bevor er ins Zehender'sche Wirthshaus ging, betrunken gewesen. Die Leumundszeugen geben nur Günstiges über Höfner an. Nachdem der Angeklagte, obgleich er in der Voruntersuchung dem widersprechend sich geäußert, noch einmal angab, er wäre so betrunken und aufgeregt gewesen, daß er nichts von der That wisse, wurden die Verhandlungen geschlossen. Ueber die obige Aeußerung des Bäuerlein ging nichts Gewisses aus den Zeugen-Aussagen hervor.

Der Hr. Staatsanwalt nahm nun das Wort, verbreitete sich zuerst über die Pflichten des Staatsanwaltes suchte dann nachzuweisen, daß überhaupt eine Tödtung vorliege, und daß H. des einfachen Todtschlags (nicht des Mords), sich schuldig gemacht, indem er, wenn auch ohne Vorbedacht, die tödtliche Wunde geflissentlich beigebracht habe. Der Vertheidiger suchte darzuthun, daß durch die plötzliche Luftveränderung und Aufregung die frühere Trunkenheit in eine völlige übergehen konnte; daß keine Absicht der Tödtung vorhanden gewesen, daß der Stoß nur ein Stoß der Abwehr gewesen, indem aus den Worten: „Er hat auch das Messer heraus,“ folge, daß G. angegriffen. Es liege hier eine körperliche Mißhandlung vor, ohne daß der Tod wahrscheinlich vorausgesehen werden konnte. — Nach einer wahrhaft meisterhaften Auseinandersetzung, welche Verbrechen hier in Frage kamen, übergab der Präsident die Fragen den Geschwornen. Nachdem diese sich berathen, erklärten sie den Angeklagten nicht des Todtschlags, sondern der körperlichen Mißhandlung für schuldig, die er ohne Absicht zu tödten mit Vorbedacht, jedoch ohne daß der Tod vorhergesehen werden konnte, mit durch Trunkenheit verminderte Zurechnungsfähigkeit verübt habe.

Nach einer kurzen Debatte über die Ausmessung der Strafe (der Hr. Staatsanwalt beantragte 9 Monate, der Hr. Vertheidiger 3 Monate Gefängniß) traten die Richter über die Strafe in Berathung und erkannten Arbeitshausstrafe auf zwei Jahre. — Die Verhandlung leitete als Präsident Hr. Oberappellationsgerichtsrath Piris, Staatsanwalt war Herr Appellationsgerichtsrath Dr. Lotz, Vertheidiger Hr. Accessist Streit. Die durch's Loos bestimmten Geschwornen waren die HH. Ganzemüller, Mayer, Meder, Münch, Baumann, Leinecker, Bornberger (Obmann), Seuffert, Rüdiger Breunig, Meilhaus. Anfang der Sitzung um 8 Uhr, Ende mit einer zweistündigen Unterbrechung am Mittag, Abends 8 Uhr. — (Die Verhandlungen vom 12. und 13. April sind schon in Nro. 63. der Erheiterungen mitgetheilt.)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus der Schlacht bei Novara erzählt ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung: Die Kavallerie hatte an dem glorreichen Tage, wie überhaupt in italienischen Feldzügen, wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Das Terrän, von Wassergräben und Baumreihen durchschnitten, ist für große Kavalleriemassen so ungünstig wie möglich, und auf einzelne Reitergefechte, d. h. wenn die Piemontesen nicht mit großer Uebermacht gegen unsere Leute aufreiten können, lassen sie sich schon gar nicht ein. Kleine Arbeit gab es schon hie und da, und bei einem solchen Anlaß passirte eine recht gute Geschichte. In dem Augenblick, wo ein Pikett unserer Husaren einen feindlichen Zug Lanzenreiter angreift, sprengt einer dieser Uhlanen hervor und ruft: („kommt zu uns herüber, wir sind ja auch Ungarn“)! Ihm jagt aus den Reihen ein Husar entgegen, haut den Uhlanen mit einem furchtbaren Hieb vom Pferde, indem er ihm ebenfalls auf gut ungarisch in die Ohren schreit: „aber ich bin ein Deutscher!“

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 74 10. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

Ein bärtiger Korporal öffnete langsam und träge das südliche Außen-Thor der Stadt Brüssel. Nachdem er den einen schweren Flügel aufgestoßen, strich er sich mit der rauhen Hand noch einmal den Rest des Schlafes aus den trüben Augen, und ließ das schwere Schlüsselbund dabei zu Boden fallen. Schwerfällig bückte sich der alte Kriegsmann darnach, beim Aufrichten jedoch wurde sein Blick belebter und starrte neugierig auf die Heerstraße hinaus. Mußte es doch auch den Wachtmann verwundern, schon ein lebendiges Wesen zum Thore heran schreiten zu sehen, für welches er gerade zu rechter Zeit seine Schlüssel gerührt zu haben schien; lag doch die Stadt noch im sanften Morgenschlummer, rührte sich doch kein Fabrikmann oder Lastträger auf den Gassen, hörte man vor den Herbergen doch nicht einmal einen fluchenden Fuhrmann, der sein Viergespann zur frühen Weiterreise anschirrte, denn eben hatte es erst Drei geschlagen auf dem Thurme und seit einem Halbenstündchen erst hatte der Morgenschimmer im Osten der kurzen Sommernacht ein Ende gemacht, und die Frühluft strich noch kühl über die Felder, und selbst die Schildwacht hinter dem Thor im bedeckten Gang, lehnte noch im Nachtmantel an ihrem Häuschen.

Der Heranwandelnde war ein junger, netter Mann, wohlgekleidet, ein Ränzelchen auf den Schultern, einen derben Dornenstock in der Rechten tragend. Unter dem Sammetbarret blickte ein lebensmuthiges Auge hervor, und ein frisches Gesicht, das die Morgenluft noch höher geschmünkt hatte, und um welches das hellbraune Haar, durch den Thau schlichter geworden, weich bis zu Nacken und Brust herab hing; nur ein Hirschfänger mit silbernem Griff und silberbeschlagener Scheide, der am schwarzen Ledergurt hing, ließ vermuthen, daß der Reisende etwas Besseres sey als ein vagabundirender Handwerksgesell, und ein graushaariger schwarzer Pudelhund, der ihm voraus lief, als kenne er den Weg und sey der Führer des Herrn, machte die Erscheinung des frühen Reisenden zu einem noch freundlichern Bilde.

Der Fremde war jetzt an das Thor gekommen, und indem er mit der Linken leicht seine Mütze berührte, wollte er mit einem vertraulich gesprochenen guten Morgen hindurch schreiten, als der Korporal, der indeß den zweiten Flügel bei Seite geschoben, mit einem barschen: „Halt da! Woher? Wohin? Und was für ein Landsmann?“ — seine Schritte anhielt. Die Stimme trug etwas so Hartes und Feindseliges in ihren Tönen, daß selbst der Pudel, der bereits eine gute Strecke in das Ravelin der Festung hineingesprungen, stutzend seine Sprünge hemmte und schnell an die Seite seines Herrn zurückkehrte, und sein Gebell als muthige Antwort ertönen ließ.

Der junge Mann lachte laut auf. „Papa Mauritius Schwitken,“ rief er dazwischen, „sind deine Augen in drei Jahren so blöde geworden, daß du einem ehrlichen Brüsseler Kinde die Thür des Vaterhauses zuschlagen möchtest? Oder muß Jac Wael, der so manchen Tag mit deinen beiden groben Jungen Ball und Spanier gespielt, dir Paß und Kundschaft präsentiren wie ein fechtender Schreinergesell?“ —

Der Korporal zog die grauen, dicken Augenbrauen hoch auf. „Wahrhaftig, unser lustiges Jungherrlein!“ schnarrte er mit seiner verdorbenen Baßstimme. „Aber wie ansehnlich aufgeschossen! Noch ein Jährchen in guter Fütterung, etwas mehr Fleisch angesetzt und das Knochenmark ein Weniges fester gefroren, und Ihr könnet auf der Musterchartе der Leibkompagnie paradiren. Loth und Kraut, wie werden die Brüsseler Dirnen gaffen, und die Mühmchen vor Allen, wie wird denen das Herz klopfen!“

„Wir haben Paris gesehen, Papa Schwitken; aber leider nur als ein armseliger Scholast!“ antwortete der junge Mensch mit einem Seufzer. „Wäre es nach unserm Sinne gegangen, hätten wir längst ein derbes flammändisch Roß zwischen den Knieen und eine Blechhaube auf dem verschnittenen Haar. Aber der Herr Ohm und Vormund wollten es nicht anders, und wir mußten uns gratuliren, daß der gestrenge Herr uns wenigstens die Wahl ließ zwischen der dumpfigen Schreibstube und den freiern Studien. Nun, gelernt haben wir Etwas aus Langerweile, denn der Ohm zählte uns die Gulden sehr knickerig zu, und ließ uns kurz anbeißen. Jetzt geht's nach Leyden, und ist uns der rothe Hut vom Dekan auf das Haupt geknetet worden, dann kuriren wir dir dein Zipperlein gratis, und geht's zum letzten Ausmarsch bringen wir dich methodice ins Quartier.“ —

„Immer noch das spaßige Herrlein,“ schmunzelte der Kriegsmann; „aber so lang der Genever schmeckt, hat's nicht Noth mit dem Schicken nach dem Medikus. Reget sich auch im Frühjahr so eine alte Kompagne in der Ferse oder dem Schulterknochen, wir haben nicht so locker gewirthschaftet, wie der Herr Fagel und Kompagnie, und halten drum so einen kleinen Puff ab, wie eine Zitadelle die ersten Bombenschmisse. Aber woher so früh, mein Jungherrlein? Warum mit den Fledermäusen gereiset in solch unsicherer Gegend?“ —

„Der erwartete Wechsel blieb aus; Pferd oder Karosse, ja nicht einmal ein abgesetztes Maulthier konnte die Kasse des Studiosi bezahlen. So reiseten wir mit eigener, gesunder Equipage, und würden gestern spät die lieben Blutsfreunde erfreut haben, hätte uns nicht drei Meilen von hier ein furchtbares Gewitter festgehalten. Unser Schlaf war kurz und unruhig; es war als riefe man uns zu Haus; darum brachen wir in der Geisterstunde auf, und sind da, schneller als wir gedacht. Doch wie lebt die Familie? Speiset der Ohm noch mit so trefflichem Appetit? Schmeckt ihm der Sellery noch? Charmirt er noch gern an der grünen Tafel mit dem Herzen-Aß und der famösen Zwei? Kneipt er noch gern den hübschen Spitzenklöppermädchen die rothen Wangen blau? Und was machen die lieben Muhmchen?“ —

„Alles beim Alten;“ antwortete der Korporal. „Der Herr Erasmus ritt gestern Abend seinen steifen Rappen ehrbar durchs Thor. Der Herr Barnabas quälte seine Panzerreiter auf jener Wiese dort wie gewöhnlich. Nur die schönen Jungfern kommen nicht viel auf die Gasse, denn sie gehen schwarz, weil die ehrsame Frau Juliana vor vierzehn Tagen in dem Herrn entschlafen. Gott gebe der guten Dame eine fröhliche Auferstehung!“ —

Der junge Wael erschrack recht sehr. „Schwitken redest du wahr?“ stieß er hervor aus beklommener Brust. „Du nickest? O die brave Tante, und so rasch, und in den besten Jahren! O du alter Unglücksrabe hast mit der Trauerpost mir alle Kränze meines Einzuges in die Heimath zerrissen. Ich war eine Waise, dem Ohm fast eine Last; sie ersetzte mir Mutter und Vater, die im fernen Welttheil schlafen gingen. O ich möchte umkehren zur Fremde, da ihr freundlich Auge mir keinen Willkommen bringt. Und die armen Mühmchen! — Frau Juliana war das Gegengewicht, das sichere für den Ohm und seine Lebensweise; das helle Licht in jenem Hause wird erloschen seyn, denn eine brave Hausmutter ist ja die Sonne des Familienlebens, sie ist ja die Priesterin am heiligen Heerde und mit ihr erlischt das himmlische Feuer, welche den Segen ins Haus gebracht.“ —

Er starrte in die Nachtwolken, welche sich in Westen zusammengedrängt, und zwei große Thränenperlen quollen aus seinen Augen und rollten langsam über die rosigen Backen hinunter. Der Korporal drückte ihm derb die Hand. „Sie galt für ein Muster,“ sagte er weich, und ist der Trauer werth. Aber die Kinder sind erwachsen, die Beste wird an der Mutter Platz treten, und daß Ihr gerade jetzt heimkommt, muß den frommen, sittigen Jungfrauen ein gewünschter Trost werden, denn die beiden Brüder möchten ihnen nicht viel dieses Artikels überabreichen, was der Eine zu viel, hat der Andere zu wenig. Herr Erasmus geht stumm einher wie ein mährischer Bruder und spricht nur durch den Gänsekiel, mit dem er drei Viertheile des Tages im Komtoir exerzirt, und der Herr Kapitän hat Herz und Seele an seinen Hengst und seinen spanischen Sarras verkuppelt, und selbst die junge Frau bekommt nur dann ein Theilchen davon zu kosten, wenn seine Jalousie einmal überladen ward. Mein Häuschen liegt dicht hinter dem Magazin des Herrn van Fagel, und so hört man denn über die Hofmauer her so dergleichen zuweilen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Deutschen auf der Haide.

Der Name „Haide“ bezeichnet die Natur der Gegend, wie sie die aus Deutschland eingewanderten zu ihrer Zeit angetroffen haben mochten. Was ist aus der ehemaligen Haide geworden? Eine der furchtbarsten Gegenden von Europa — und das durch deutsche Arbeit, deutschen Fleiß. Diese sogenannte Haide, deren Bewohner nach ihr im schwäbischen Dialekte „Hadbauern“ genannt werden, ist die Gegend, welche den berühmten Banater Waizen liefert. Die schiffbare Theiß nimmt die mit Millionen Metzen Waizen beladenen Schiffe auf, die dann weiter auf der Donau nach Oesterreich, von da nach England und in alle Welt verlendet werden. Weithin dehnen sich diese Fruchtfelder, quer durchschnitten durch die von Türkisch-Kanischa nach Temesvar führende Poststraße. Auf dieser zogen wir dahin. Ohne allen landschaftlichen Reiz liegt die Gegend da, nur einige Türkengräber unterbrechen von Zeit zu Zeit die weithin im Aehrenschmucke prangenden Fruchtfelder. Noch war es früher Morgen, als wir in dem nächsten Orte Czernobar anlangten. Hinter uns ritten einige Knaben. Horch! — deutsche Worte erklangen! Das erste deutsche Wort nach so langer Zeit wieder aus des Volkes Munde, o, wie hoch erfreut schlug mein Herz bei diesem geliebten Klange. „Also auch in diesem Orte schon Deutsche?“ „Erst kurze Zeit,“ sagte mir mein Freund, „sind sie hier angesiedelt, und wie mächtig hat sich dieser Ort, seit ich ihn zum letztenmale sah, verändert. Es war das schmutzigste, erbärmlichste Dorf, das ich kannte.“ Ja, das waren sie, die deutschen, freundlichen Hütten, mit ihren weißgetünchten, mit Jahreszahl und Namen des Besitzers, hie und da auch mit deutschen

Versen geschmückten Giebeln. Welche Freude empfand ich bei ihrem Anblicke! Und daneben die Wind und Wetter zugänglichen, zerrissenen, unreinlichen Häuser der Serben; der Kontrast war auffallend.

Die deutschen Ansiedlungen im Banate überstrahlen weit die Besitzungen aller angesiedelten Nationen, unter denen zur Auswanderung, besonders in das Banat, die Böhmen am wenigsten geeignet zu seyn scheinen; denn die meisten der in letzter Zeit eingewanderten, wie stark sie auch von der Regierung begünstigt und unterstützt wurden, gingen elend zu Grunde, und es war ihrer keine geringe Zahl. Das Klima in der Ebene, und dessen Begleiter, das Fieber, mögen wohl die Hauptschuld tragen; denn späterhin fand ich im Gebirge bei Mehadia und Orsowa einige böhmische Ansiedler, die, wenn auch nicht reichlich, doch zufrieden lebten.

Am Abende spät waren wir in einem Dorfe unweit Temesvar angelangt. Wie unbedeutende Gegenstände auf dem Lande genügen, Alles in Bewegung und Freude zu bringen! Man versprach uns eine Ueberraschung. Wir folgten unseren gütigen Gastfreunden und Bekannten meines Freundes. Es ging einem großen Hause zu, die breiten Treppen hinan, die Saalthüre wurde geöffnet, heller Kerzenschein blendete plötzlich unser Auge, während starker, süßer Duft uns mächtig entgegenströmte. Umgeben von einem Strahlenmeere, stand in der Mitte des Saales auf einem Tische, eben erblühend, die Königin der Nacht, cactus grandiflorus. Alle schaarten sich entzückt und bewundernd um diese herrliche Blume. Die Natur hat ihr einen unendlichen Reiz verliehen, wie allen Erscheinungen, die uns plötzlich entgegentreten, um durch die Fülle ihrer Pracht für die Kürze des Verweilens zu entschädigen.

Wir schauten in die große, prächtige Blume, mit ihren sonnenstrahlförmig entfalteten Blättern, ihrem geheimnißvollen Kelche, aus dem uns ein Duft entgegenquoll, der bezaubernd auf unsere Sinne wirkte, so daß wir, ergriffen von der Erscheinung, ihre ganze Herrlichkeit und Poesie fühlten und uns dem seltenen Genusse ganz hingaben.

Spät erst schieden wir und gingen mit unseren Freunden in das Wäldchen, das am Ausgange des Dorfes liegt, wo Tanz und Spiel die Bewohner zusammenbrachte. Ein leichtes Gehölz von Pappeln, Ahorn und Linden, nebst niederm Gesträusch parkartig angelegt, ließ an mehreren Orten freie Plätze, wo sich Kegelbahn, Tische und eine Konditorei befanden. Einer dieser Plätze, dessen Boden gleich getreten war, diente zum Tanzort. Ringeherum liefen Bänke, auf den Bäumen, die das Ganze mit ihrem herrlichen Grün umfingen, hingen chinesische Lampen, im Hintergrunde spielten bereits auf erhöhtem Orchester die braunen schwarzgelockten Zigeuner ihre Melodien. Wir wählten uns einige der schönen Mädchen, die im Kranze an beiden Seiten um die spielenden Zigeuner herumsaßen. Hinter ihnen, zwischen den Bäumen und am Eingange des Tanzplatzes hatten sich mittlerweile viele schwäbische Bauernmädchen eingefunden, die ihre Anwesenheit durch unterdrücktes Sprechen und Lachen kund gaben.

Die Versammlung gewährte durch ihre Kontraste wirklich einen schönen Anblick. Die düstere Beleuchtung warf ihr Licht auf die braunen Zigeunergesichter und die noblen Mädchen, während die sogenannten gemeinen Schwäbinnen im Hintergrunde mit ihren hübschen Gesichtchen aus dem Dunkel hervorguckten.

Ich ging zu den schwäbischen Mädchen, die leise kichernd nach ihrer Weise, bei jeder Frage, die ich an sie stellte, ihre Köpfe zusammensteckten und verschämt lachten.

„Ei warum tanzt ihr denn nicht?“ fragte ich.

„Die herrische Leut möchte uns fortjage, wir dürfe hier nicht tanze“

„Möchtet ihr denn gerne tanzen?“

„Ei freilich, wozu hätte wir denn unsere Füß, die springe auch gerne, doch mit wem sollte wir denn tanze, unsere Bursche sind nicht da.“

„Könnet mit mir tanzen,“ sprach ich zu einem der Mädchen.

„Die soll gehn“ „nein du Lise,“ laß du dich drehn“ sprach eine zur andern lachend, indem sie einander in die Seite stießen. Keine konnte ich zum Tanzen bringen.

„Geht doch, laßt uns sehe, ob Ihr denn auch tanze könnt, ehe wir mit Euch tanze,“ sprachen sie zu mir.

„Mit welchem Mädchen soll ich denn tanzen?“

„Mit der dort, im rothen Kleide, die tanzt am beste.“

Und wirklich, die Bauernmädchen hatten recht. Als ich den Tanz beendet, und zu ihnen trat, sagten sie: „Ei, Ihr tanzt recht gut.“

„Nun jetzt will ich aber auch sehen, wie ihr tanzt.“

„Kommt Sonntags ins Wirthshaus, da könnt ihr mit uns tanze.“

„Könnt ihr denn auch singen?“

„Ei wir wollten Euch schon die Ohren vollschreie, geht Sonntags mit, wenn wir ins Feld gehe, da sollt Ihr höre. Die da hat am besten gesunge, als sie noch Mädchen war.“

Und hiemit wiesen sie auf ein junges Weib, als solches ließ es das seidene Kopftuch erkennen. Es stand mit einem jungen Burschen im Schatten der Bäume, ein herrrliches Geschöpf, die wahre Königin der Nacht. — —

„Das ist der Bursch der Frau,“ sprach eines der Mädchen zu mir. „Sie ist jetzt Wittwe eines alten Mannes, den zu heirathe man sie gezwunge. Sie ist wohl von ihm erlöst, aber darf doch ihren Burschen, den sie schon früher hatte, noch nicht heirathe, ihre Eltern wollen es nicht, weil er arm ist.“ — —

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 15. April. „Ihre Gnaden, Herr Präsident, ich weiß von nichts!“ Das war die ewige Antwort des der Brandstiftung angeklagten Schuhmachergesellen Thomas von Giebelstadt auf die Fragen des Präsidenten. Das: „Ihre Gnaden, ich weiß von nichts!“ hat den Konrad Thomas auf 4 Jahre ins Arbeitshaus gebracht. Konrad Thomas hatte zur Zeit der vorigen Aernte dem G. Keller von Giebelstadt einen ungefähr 15 Schritte von seiner gefüllten Scheune (an welche wiederum das Wohnhaus der Keller und die übrigen Gebäulichkeiten des Dorfes stießen) entfernten Repsstrohhaufen zwischen 12 und 1 Uhr Nachts angezündet. Ursache dieser Brandlegung war aller Vermuthung nach die Absicht des Thomas, sich an Keller, der ihn wegen eines Holzdiebstahles kurze Zeit vorher zur polizeilichen Untersuchung gebracht, zu rächen. Schon fünf Tage früher hatte Thomas gegen einige Leute geäußert: „dem Keller zünde ich seinen Repsstrohhaufen an“; und als man ihn auf die Gefährlichkeit einer solchen Handlung, auf die mögliche Verbreitung des Brandes aufmerksam machte, sagte er zu einem: „Deinem Vater thut es nichts“, und zu einem Andern: „Wenns bei dir brennt, trag' ich auch einen Kübel Wasser bei.“ Am Tage der That hatte er mit seinem Kameraden Schipler ziemlich gezecht und verließ um 11 Uhr Nachts das Wirthshaus. Sie trieben sich noch eine Weile auf den Straßen herum, gingen zuerst in eine Schuhmachers-Wohnung, und es wollte Thomas den im benachbarten Ingolstadt wohnenden Schipler nach Hause begleiten. Thomas war in der Laune, einen Tuck auszuführen, und äußerte dieß. Auch Schipler sagte, wie eine Zeugin angibt, bei Schuhmacher Schmitt: „Es wird heute noch ein Tuck ausgeführt.“ Anfangs hatte, so erzählt Schipler, Thomas die Absicht, einem Juden die Fenster einzuwerfen. Davon sey er durch Schipler abgebracht worden. Nun aber (sie waren in der Nähe des Repsstrohhaufens) äußerte er, er wolle den Strohhaufen anzünden. Schipler habe ihn abzuhalten gesucht, jener aber bückt sich, wühlte in demselben, und im Nu stand der Haufen in Flammen. Jetzt, so erzählt Schipler weiter, habe Thomas ihn überreden wollen, die That zu verläugnen und anzugeben, sie beide wären nur des Weges gekommen und hätten eben den Brand bemerkt. Dieß geschah auch gegen mehrere, ihnen begegnende Personen von Thomas. Schipler selbst machte wenigstens, weil er, nach seiner Aussage Mißhandlungen von Seite des Thomas befürchtete, weil er ferner befürchtete, er möchte, würde er am Orte der That betroffen, für den Brandleger gehalten werden, keinen Lärm noch Anstalten zur Löschung. Beide entfernten sich vom Orte der That. Der Brand wurde ohne weitern Schaden gelöscht. — Die erwähnte Aeußerung des Thomas fünf Tage früher, und andre Umstände lenkten den Verdacht des Dorfes auf ihn, und die Verhaftung desselben erfolgte.

Anklage und Vertheidigung drehten sich hauptsächlich um die Punkte, ob hier Brandlegung ersten oder vierten Grades gegeben sey. Zu einer Brandlegung 1. Grades gehört, daß an Häusern oder an solchen Sachen, bei denen Gefahr für Wohnung und Leben zu befürchten ist, Feuer und zwar zu einer Zeit gelegt wird, wo die Menschen gewöhnlich schlafen. Auf diese Brandlegung steht nach unsern Gesetzen die Todesstrafe. Zu einer Brandlegung 4. Grades ist erforderlich, das Feuerlegen an Wiesen, Früchte ꝛc., die auf freiem Felde aufbewahrt sind. Die Geschwornen entschieden sich für die Brandlegung vierten Grades, die mit ein- bis vierjährigem Arbeitshaus bedroht ist. Die Richter erkannten auf 4 Jahre. Daß sie das höchste Strafmaß annahmen, kommt wohl daher, daß Thomas allen Aussagen gegenüber sein „Ich weiß nichts davon“ hartnäckig wiederholte, während es doch hergestellt wurde, daß er nicht in einen solchen Zustand der Trunkenheit versetzt war, wo man die Besinnung verliert, ferner weil er als leichtsinniger, den Trunk liebender Bursche beleumundet war. Uebrigens benahm sich der Angeklagte während der ganzen Verhandlung mit vieler — wenn wir den gelindesten Ausdruck gebrauchen wollen — Zuversicht. Charakteristisch ist der Grund, den er gegen Schipler, angab, warum er den Strohhaufen in Feuer setzte. „Der Keller ist ein reicher Mann, der keinem Armen etwas gibt, dem Dorf thut's nichts; wir spielen ihm einen Possen und machen den armen Leuten einen Spaß.“

Die Geschwornen, die zu Gerichte saßen, waren die HH. Müller, Leininger, Ganzemüller, Breunig, Bornberger, v. Thüngen, S. Maier, Elsässer, Richter, Meilhaus, Vetter (Obmann), Nik. Mayer. Die Anklage stellte Hr. St.-Anw. Dr. Lotz; die Vertheidigung führte Hr. Konzipient Barthelme. Die Sitzung begann um 8 Uhr Früh, und endigte nach zweistündiger Unterbrechung um 7 Uhr Abends.

(Fortsetzung folgt.)

* Homonyme.

Vom Tischler wird damit viel Artiges gemacht;
Machst Du es aber, Freund, so wirst Du ausgelacht.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 75 12. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Wael riß sich bei diesen Erinnerungen, die seine ganze Verwandtschaft so hell in seiner Phantasie lebendig machten, gewaltsam aus seiner starren Trauer heraus, drückte dem alten Soldaten die Hand, und wanderte, freilich langsamen Schrittes, in die Stadt hinein.

Je weiter er ging, je mehr wurde die Wirkung des bösen Schlages, den die Botschaft des Alten seinem Gemüthe versetzt, gemildert und verwischt. Drei Jahre sind in diesem Alter eine wichtige Periode. Fast noch Knabe war er fortgezogen; scheu bei aller jugendlichen Wildheit, schmiegsam fremdem Gebot bei allem angebornen Ungestüm, furchtsam in die Welt schauend war er gegangen. Durch das Leben in der Fremde, durch seine Beschränktheit auf sich selbst, hatte er Selbstständigkeit und Selbstvertrauen gewonnen; über den Jüngling wegschlupfend war er Mann geworden. Welchen fremdartigen, nie zuvor empfundenen Eindruck machte deßhalb jeder Theil der bekannten Umgebungen auf ihn, dieser Umgebungen, welche er spielend verlassen, und die ihm jetzt zu einem männlichen, ernsten, gewichtreichen Wirkungskreise angewiesen waren. Er begrüßte die hohen Giebelhäuser, den Springbrunnen, die Wirthshausschilder gleich alten Freunden; als er am Schelde-Kanal hinging steckte gerade ein Schiffer sein bleiches Fischgesicht mit schläfrigen Glasaugen aus dem Gezelt auf seinen Deck hervor, und Wael ärgerte sich, daß der Mann seinen Morgengruß so kühl erwiederte. Vor einer Schmiede stand er still und es drängte ihn, hinein zu treten, und den schwarzen Burschen, welcher von ihm abgewandt das Feuer mühsam anschürte, zu umarmen; und einem Bäckermädchen, welches beschäftigt war, das feine Weißbrod auf der Ladenklappe zu ordnen, klopfte er bei seinem Gruße so derb auf den entblößten, blanken Nacken, daß es erschreckt ein Halbdutzend Semmeln an den Boden warf, und dem naseweisen Straßenläufer nebst seinem Pudel, welcher ohne Erlaubniß eines der leckern Brödchen entführte, manche unzarte Ehrentitel nachsendete. —

So war er endlich in das Quartier gelangt, welches ihm das Ziel seines Marsches darbot. Dort vor ihm erhob sich das mächtige Giebelhaus, das die Fagel'sche berühmte Spitzenfabrik einschloß; hinter jenen grünen, geschlossenen Läden schlummerten die lieben Menschen, denen er angehörte; aber als er sich die Verwandten dachte, wie sie der Schlaf umfing, jeden nach seiner Weise sich dachte, da erwachte in ihm wiederum die Erinnerung an die mütterliche Pflegerin seiner Jugend, und mit ihr trat das Bild der guten Renata vor seine Phantasie, deren Morgenschlaf sicherlich nicht in angenehmen Traumbildern schwelgte.

Was sollte er thun? Sollte er an der großen Pforte klopfen, und so wie ein Störenfried sich mürrische Gesichter bereiten? Sollte er versuchen dort, wo die niedrigen Seitengebäude lagen, eine schlechtverwahrte Hinterthür zu sprengen, und wie ein Dieb oder Spion in die stille Festung zu gelangen? — Sein Auge fiel zur Seite, wo die große, gothische Kirche des Stadtviertheils majestätisch ihr Gewölbe erhob; ihr Haupt, Kuppel und Thurm des Gotteshauses glänzten verklärt von den Strahlen der steigenden Sonne, indeß die niedrigern Menschenwohnungen kaum im Halblichte lagen, und der Friedhof hinter dem kolossalen Bau noch von demselben mit einer Schattendämmerung verschleiert wurde, welche den jungen Wael verlockte, diesen seinen bekannten Spielplatz zuerst zu besuchen, nach dem Grabe der Frau Juliana sich umzusehen, und jedenfalls an dem stillen Platze die Eröffnung des Fagel'schen Hauses zu erwarten, die nicht gar lange mehr verzögert werden konnte.

Langsam wandelte er um die Kirche hin, und sein Pudel der schon an der Hausthüre gescharrt und gebellt, folgte ihm wie verwundert und im Zwange des gewohnten Gehorsams was sein öfteres Stillstehen, sein Hintendreinschleichen und der hängende Schweif genugsam zu erkennen gab. Der Friedhof dehnte sich weit bis zum Rande der Stadt; eine niedere Mauer umschränkte ihn und mehrmals stand unser Wandersmann still, und schaute hinüber auf die grünen Hügelreihen, zwischen denen hie und da sich ein Fliederbusch oder eine Hangweide erhob, durch die der Morgenwind strich, und dadurch ein Geräusch in den Zweigen weckte, welches dem aufgeregten Gemüth wie geistige Seufzer der Schlummernden erklang. Die kleinen schwarzen Kreuze mit dem Winkeldach darüber hatten sich bedeutend an Zahl gemehrt, seitdem er von der Stadt geschieden; hie

und da lag noch ein welker Kranz mit halberloschenen Blumenfarben auf einem frischen Sandhaufen, und in der jenseitigen Mauer bemerkte er mehrere neue, hohe, weißschimmernde, eingemauerte Denksteine voll Ziffern und Zahlen, die Ruhestätten vornehmerer Bürger bezeichnend.

„Dort vielleicht grub man die treue Mutter ein!“ flüsterte er leise, und trat durch das Spitzthor von buntglasirten Backsteinen, das Heiligenbild in der Nische desselben mit entblößtem Haupte und dem Gnadzeichen christlicher Religiösität begrüßend, und weiter und weiter ging er durch die verschlossenen Erdhütten der stillen Gemeinde auf schlängelndem Fußwege, mit seinen Blicken die Inschriften der neuern Denksteine musternd. Da schnob auf einmal der Pudel hinter ihm, und drängte sich an seiner Wade hin, und fuhr durch ein kleines Blumenbeet, das voll feuerfarbener Astern stand, und hinter einem Hollunderbusch, der voll Beerendolden hing, verschwand das Thier, und Wael hörte staunend sein ängstliches Gewinsel. Rasch trat er dem Pudel nach, und stand erschreckt vor einem Anblick, der ihm hier am unerwartetsten kommen mußte.

Ein frischer Grabhügel, sichtlich erst seit kurzem mit Rasen bedeckt, lag dicht vor ihm. An seinem Kopfende war ein flaches Spitzhäuschen aufgestellt, von schwarzen, frisch lackirten Brettern erbaut, und in demselben stand ein Kruzifix von weißem blankpolirtem Metall, und an die Tragsäule des Spitzhäuschens sah er ein Metalltäfelchen befestigt, von welchem seinen Augen deutlich der Name Fagel entgegensprang. Aber was unter dem Rasenhügel zu ruhen pflegt, schien hier auf der grünen Hülle sich auszuruhen. Eine weibliche Gestalt lag hingestreckt am Grabe, regungslos wie eine Trauerfigur an einem Sarkophage. Mit dem Gesicht zur Erde gewandt ruhete der Kopf und unter ihm der linke Arm auf dem Hügel, und ein reicher Seidenschweif langen Blondhaares fiel von der Scheitel bis zu dem Boden herab, und war sichtlich genäßt durch den Thau der Sommernacht. Hingestreckt zur Seite des Grabes zeigte der übrige Körper jugendliche Formen in Fülle und Rundung, die nur ein weißes, dünnes Nachtkleid umhüllte; nackt streckte sich der rechte Arm und die feine Hand schlaff den Sand berührend, und entblößt ohne schirmende Decke glänzte das schneeige Unterbein und der zierliche Fuß. —

Eine beängstigende Ahnung durchflog Waels Seele und weckte ihn aus seinem Erstaunen. War es eine liebe Todte, die sich zu der Begrabenen gesellt? Er trat schnell hinzu; er umfaßte die Liegende; kein Zeichen des Lebens kam ihm entgegen. Er wandte ihr Gesicht zu sich her; „Floriana!“ schrie er auf, und in die Kniee sank er, und hob des Mädchens Kopf, des Mädchens Brust zu seiner Schulter empor. Aber vergebens forschte er nach einem Athemzuge; kalt waren Antlitz und Glieder, doch ein leiser Herzschlag zuckte durch das Gewand gegen seine scheu erkundende ärztliche Hand, und es war ihm als würde ihm das eigene Leben wieder erweckt in diesem leisen Herzschlage. Sanft legte er das Mädchen nieder, und von sich riß er Rock und Weste und Halstuch, und wickelte die kalte Huldin hinein, daß sie jetzt einer Mumie ähnlich ward, da sie vorhin das Bild einer schlummernden Najade gegeben. Wer den Jüngling so gesehen hätte, emsig bebend — denn jede Minute Zögerung konnte ja Ohnmacht in Tod verwandeln — scheu dabei nach allen Seiten umherblickend, ob nicht irgendwo ein menschliches Wesen sich zeigte ihm zur Hülfe, wer ihn so gesehen hätte, würde ihn für einen Leichendieb, einen jener berüchtigten Auferstehungsmänner vor der letzten Posaune gehalten haben, den der Tag bei seinem grausen Werk überrascht. Horch, da tönte ein greller Gesang ein schlüpfriges munteres Volkslied, wie man es in Spinnstuben hört, von scharfen, feinen Stimmen in die Luft geschrieen. Es gingen vier Klöppelweiber an der Kirchhofsmauer vorüber; ihr Lied verstummte in seinem schaurigen Hülfsruf, sie schienen eher zur Flucht als zur Näherung geneigt, und nur der Name der Junfrau Fagel, nur sein Geldversprechen, Drohung und Befehl zuletzt bewogen die Erschrockenen, einzutreten und die Kranke fortzutragen, indeß Wael voran sprang, und mit Thorglocke und Klopfer das Haus seines Ohms erweckte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Mitternacht war es bereits, als wir das Wäldchen verließen und nach Hause schritten, um noch in der Nacht weiter zu fahren, weil die Tageshitze zu drückend war. Die Gipfel der Bäume wiegte ein leiser Nachtwind in Schlummer — nachdem das Lärmen verstummt. Singend begaben sich die Bauernmädchen in ihre Hütten. Langsam in der Ferne verklangen die Töne einer wilden Zigeunermusik. Der bleiche Mond wollte bereits untergehen und warf sein Licht nur noch auf die Dächerspitzen der Häuser, welche schmale Schatten warfen. Alles lag in tiefer Ruhe, nur die Sterne blitzten und schimmerten, und die Blätter der vor den Häusern stehenden Maulbeerbäume erzitterten bewegt durch die laue Luft, die sich wohlig an unsere Brust legte.

„Milde, stille, träumerische,
Unergründlich tiefe Nacht!“

Unwillkürlich sprach ich leise diese Verse vor mich hin. Nikolaus Lenau und Czatad verbanden sich plötzlich in meinen Gedanken, und ich wurde tief innig betrübt. Ich war in Czatad, dem Geburtsorte des edlen Dichters. Ich machte mir Vorwürfe, nur einen Augenblick in dem Orte geweilt zu haben, wo Lenau das Licht der Welt erblickte, ohne an ihn zu denken. Das Licht der Welt

erblickt! Dir war es nicht hell genug, armer Sänger, und dem Aar gleich schwebtest Du höher, immer näher der Sonne, bis Du geblendet zu Boden stürztest. Nun hat sich die Nacht um Deine Sinne gelagert, doch keine milde, laue, träumerische Sommernacht, — nein, eine Nacht mit dunkelm Himmel, ohne Mond und ohne Sterne, einen einzigen fixen Stern ausgenommen, der wirr aus den Wolken Dir entgegen flimmert. O, Sänger der Nacht, die Du erhellen wolltest; gleich der Blume, der Königin der Nacht, erfülltest Du dieselbe mit süßem, entzückendem Dufte, doch sie, die undankbare, legte sich, damit Du sie nicht ergründest — eine unzerreißbare Fessel, um Deine Sinne.

Hier also ward Lenau geboren! Dieses kleine wohlhabende Dorf, mitten in der weiten Ebene gelegen, war sein Geburtsort! Hier hatte er in stiller Nacht gelauscht, eingesogen die Geheimnisse der Natur. Dieses Bild der weiten Ebene, begränzt von den Wogen der Theiß, mit seinen eigenthümlichen Erscheinungen, den wild dahinstürmenden Roßhirten, den tollkühnen Räubern, dem jubelnden ungarischen Wirthshausleben und den bald flehenden, schmerzdurchdrungenen, bald jubelnd auffauchzenden ungarischen Weisen, von den braunen Zigeunern gespielt, prägte sich ihm hier auf immer ein. Nikolaus Niembsch Edler von Strelenau, dessen Großvater und Vater Deutsche und Offiziere in österreichischen Diensten waren, und der während einer kurzen Stationszeit des Letzteren in Czatad geboren wurde, hat dieser Zufälligkeit und dem frühesten Jugendaufenthalte die wunderbar tiefen, oft wildfremden, phantastischen Elemente seiner Dichtungen zu danken.

Ich stand eben vor dem Hause, wo die Königin der Nacht geblüht. In einem der Zimmer schimmerte noch Licht. Vielleicht betrachtete man die eben verblühende Blume. Und dasselbe Haus, es ist das einzige größere im ganzen Orte, vielleicht wurde er in ihm geboren, vielleicht gar in demselben Zimmer, wo die Blume — —

Nur schwer konnte ich mich der trüben, bangen Gedanken entschlagen, die tiefe Wehmuth in mir hervorriefen. Wir bestiegen den Wagen, und fort mußte ich, ohne mich nach des Dichters Knabenleben erkundigen zu können.

Wir setzten unsere Ausflüge in den deutschen Ansiedlungen fort. Ueberall fanden wir Reichthum und Wohlhabenheit, Reinlichkeit und Lust. In den weiten Haushöfen sahen wir allerorts ein thätiges, rühriges Leben. Die Mädchen mit ihren weiten runden Strohhüten, unter denen die deutschen, freundlichen blauen Augen uns entgegensahen, halfen rüstig mit. Sie haben noch ihre heimathliche Tracht beibehalten, die kurzen flatternden Röcke, die rückwärts gekämmten Haare mit einem großen Kamme am Scheitel befestigt und ihre farbigen seidenen Busentücher; die Männer aber haben sich, wenigstens in der Tracht, bereits mehr nationalisirt. Ueberall sah ich sie während der Arbeitstage im Hemde und den weiten leinenen ungarischen Unterhosen; auch am Sonntage tragen sie bereits die blauen Tuchspenser mit Schnüren, der Schnurbart, der keinem Ungarn fehlen darf, ziert bereits ihre Oberlippe.

Selten weiß sich noch Jemand, irgend ein altes Mütterchen ausgenommen, zu erinnern, woher ihre Voreltern gekommen, und oft, wenn ich ihnen erzählte, wie es in Württemberg, der Heimath ihrer Väter, aussehe und sie fragte: ob sie sich nicht dahin sehnten, wobei ich aber nicht verschweigen konnte, um wie Vieles sie wohlhabender wären als ihre deutschen Brüder, drehten sie ihren Schnurrbart und sprachen: Wir sind in Ungarn, leben hier recht wohl — und wollen Ungarn seyn! —

Viele sprechen bereits nebst dem Deutschen auch ungarisch, doch glaube ich nicht, daß sich das Deutsche je verlieren wird, weil die Ansiedlungen, beinahe alle, beisammen liegen.

„Wir leben hier recht wohl!“ Ja, sie leben auch wohl. Wir kamen in Hatzfeld, dem reichsten deutschen Dorfe an. In der Schenke saßen deutsche Bauern, denen man große Wohlhabenheit ansah. Sie schmausten und tranken lustig zu. Es war ungefähr zehn Uhr Morgens. Also ein Gabelfrühstück, dachte ich bei mir.

„Jetzt wollen wir um die Wette fahren!“ rief einer der Anwesenden. „Was gilts,“ sprach ein Anderer. „Zehn blanke Thaler.“ Sie gaben sich den Handschlag und gingen fort, wir ihnen nach. Vor dem Hause standen drei Gefährte, jedes mit vier herrlichen schwarzen Rappen bespannt. Sie bestiegen die Wagen und fort ging es, daß mir bange wurde.

So also leben die Deutschen hier! dachte ich. — Sie sind die wohlhabendsten Bauern, die ich je kennen gelernt. Vierundzwanzig der herrlichsten Pferde fand ich oft in ihrem Stalle. Auf diese sind sie überaus stolz. Manche Bauern haben für unvorgesehene Fälle bis 500 Kübel — ein Kübel faßt zwei Metzen — Frucht auf ihrem Schüttboden liegen. Dieselbe Menge erhalten Einige in einem Jahre von ihren fruchtbaren Feldern und der Erlös dafür, besonders in Jahren, wie die jüngst verflossenen, wo der Kübel — selbst im Banate — 20 Gulden kostete, ist ein bedeutender.

„Vor Kurzem“, erzählte mir einst der Domherr G . ., „kam ein Bauer zu mir und verlangte Wein, den besten hat er sich aus, den ich besäße, er möge kosten was immer. Ich fragte ihn, wozu er ihn benöthige, und da sagte er: Ich habe mir ein Gut gekauft und muß meine Herren Beamten bewirthen. — Was zahltet ihr für das Gut? — Dreihunderttausend Gulden, erhielt ich zur Antwort. —

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 11. April. Auch der gestrige Fall ist wieder eine Tödtung. Auch der gestrige Fall sieht zwei Angeklagte, deren ganzes Vertheidigungssystem in den Worten besteht: „Ich weiß von nichts“ und die gegen alle Zeugen, die aussagen, etwas vorzubringen wissen. Dabei sind sie auf eine Weise unbefangen, daß man wirklich manchmal sich selbst fragen muß: Drehen sich denn diese wichtigen Verhandlungen, die Jahre lange drückende Freiheitsstrafen zur Folge haben können, um diese zwei Bursche da, die nicht allein nicht erschrocken aussehen, sondern die sogar, wenn ein Zeuge einmal etwas Ungeschicktes gesprochen, lächeln, einmal laut auflachen. Wir halten es für unpassend, jetzt, da die Geschwornen ihren Ausspruch noch nicht gethan, unsere Meinung über Schuld und Unschuld der Angeklagten auszusprechen. Allein daß dieses starre Läugnen, daß dieses Benehmen unpassend war, ließ sich nicht verkennen. Dieses System, Allen und Allem zu widersprechen, ist eine Erbschaft des alten Verfahrens, das keineswegs geeignet ist, auch bei dem Schwurgerichte den Erfolg herbeizuführen, den es bei den alten Verhandlungen hatte.

Im Dorfe Unterleinach wurde am 27. August 1848 ein beurlaubter Soldat, Hartmann, auf den Kopf so geschlagen, daß er nach einigen Tagen verschied. Anfangs waren der That 2 Bursche Namens Kilian und Stockhammer verdächtig und wurden deßhalb eingezogen. Kilian steht vor dem Schwurgericht, allein bei Stockhammer wurde die Generaluntersuchung des alten Verfahrens definitiv aufgehoben; dagegen zog man den Kilian Hart ein, gegen den die Verdachtsgründe sich häuften. Als Veranlassung der That erscheint ein Haß Kilians auf den Getödteten, weil dieser mit einem Mädchen Bekanntschaft hatte, welches der Kilian gleichfalls zu gewinnen suchte, das aber letzterem kein Gehör schenkte. — Dabei kam wieder eine andere Tödtung häufig zur Sprache. Ein gewisser Reich wurde um Fastnacht 1847 in Unterleinach getödtet. Verdacht fiel hauptsächlich auf Kilian; allein er wurde von der Instanz absolvirt. Charakteristisch ist es, daß dabei die Aeußerung Kilians zur Sprache kam, er habe sich damals getäuscht und einen Unrechten getroffen, es sey eigentlich auf J. Hartmann abgesehen gewesen. — Daß Kilian vor der That drohende Aeußerungen und Handlungen, welche auf den ausgeführten Entschluß, Hartmann zu mißhandeln, hindeuten, gemacht, wird von mehreren Seiten bekundet. Zeuge der That ist Stockhammer, über dessen Beeidigung sich zwischen dem Vertheidiger und Staatsanwalt, natürlich mit gewechselter Stellung, die Vertheidiger klagten Stockhammer an, der Staatsanwalt vertheidigte ihn — ein Zwischengefecht sich erhob, das mit dem Erkenntnisse des Schwurgerichtshofs, die Beeidigung sey vorzunehmen, beendigt wurde. Stockhammer erzählt, er habe die That auf einem Steine sitzend, mit angesehen. Der Getödtete selbst sagt in einem Protokoll, sowie privatim aus, Kilian und Stockhammer hätten ihn geschlagen, später Kilian und Härt. Beide Angeschuldigte wollen hievon nichts wissen und zur fraglichen Zeit nicht einmal in der Rumpelsgasse, wo die That vorfiel, sondern zu Hause gewesen seyn. Auch gegen Härt sind vorausgehende Aeußerungen die hieher bezogen werden können, vernommen worden. Auch bei ihm liegt ein Feindschaftsgrund vor, und endlich ist von dem Getödteten, außer denen, die er mit Namen nannte, noch ein Dritter gesehen worden. Auch die Zeugen von der That sprechen von dreien die sich in der Straße und vor dem fraglichen Hause aufgehalten. Zum Schlusse ist noch der Umstand zu erwähnen, daß nach der Aussage des Gerichtsarztes die Wunde eine zwar tödtliche, aber nicht nothwendig tödtliche gewesen, und daß bei der anfänglichen Verhandlung, ehe der Arzt gerufen, ein Aderlaß vielleicht von Erfolg gewesen wär. Die Verhandlungen wurden gestern nicht beendigt, obgleich sie bis halb 11 Uhr fortgesetzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Bauer trat in eine Apotheke und bat sich einen „Bittern“ aus, da es ihm nicht recht „inwendig zu Muthe wäre.“ Der Provisor vergriff sich aber in der Eile und schenkte ihm Baumöl statt den verlangten Magenstärker ein. Der Bauer schluckte das Dargereichte hinunter und leckte die Lippen. „Nun? hat's geschmeckt?“ fragte der Apotheker. — „Ahem!“ nickte jener. — „Noch einen trinken?“ frug dieser weiter. — „Ne, ich danke scheene!“ erwiederte der Bauer, „er is mer zu fett!“

„Sie haben sich doch nicht wehe gethan?“ sagte eine Dame zu einem feinen jungen Manne, der ihr entgegen die Treppe herunter fiel.

„O nein, im Gegentheil!“ war die Antwort des Verlegenen.

Auflösung des Räthsels in Nro: 72:

Leidenschaft.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 76 13. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Die Ohnmächtige war auf ein Zimmer gebracht, lag in warmen Kissen, und der junge Aeskulap wandte nicht vergebens seine frisch erlernte Kunst an, das schwache Leben anzufachen. „Floriana was hast du gemacht?“ fragte er, als sie jetzt die dunkeln Augensterne sehen ließ, und verwundert die Umgebungen anstarrte, und dann den Blick wie in ihrer Erinnerung nachsuchend, auf ihm haften ließ. „Sprich, erkennst du mich?“ — „Ja, ja!“ sagte die Erweckte hastig und in plötzlicher Aufwallung: „du bist der gute Jac; — die Mutter rief Dich herbei, damit ihre Tochter nicht ohne Schutz bliebe. — — O Jac,“ fuhr sie dann mit sinkender Stimme fort und hob die Hände gefaltet über die Bettdecke, „welch einen schönen Traum hat Floriana gehabt! Die Mutter rief mich; sie sprach zärtlich: Glaube nicht, daß ich fort bin, daß ich nicht mehr weile bei Euch! Mutterliebe dauert über das Grab hinaus; und Mutterseligkeit ist es, zu wachen über dem guten Kinde, und ihm Rath zuzuflüstern, wenn es Noth hat. Sie haben die Mutter in ein weißes Sterbekleid gewickelt und sie fortgetragen, mitleidlos tief, ach! wie so tief hineingescharrt. Aber sie war doch wiederum da bei uns, und rief mich zu sich, und nahm mich in ihre lieben, lieben Arme, und sagte mir, ein Engel würde kommen und helfen, und mir war so wohl und ich hatte des Vaters Zorn und Herrn Peter Bauch und Alles vergessen, aber da wurde es so kalt, und mein Blut gefror in den kalten Mutterarmen, und ich schlief — schlief“ —

Jetzt aber riß sie sich heftig empor und funkelnden Auges sprach sie von einem Reiter hoch auf dem Schimmel, und von des Bruders blankem Schwert, schrie auf wie im Entsetzen, und Wael hatte Mühe, sie im Bett zu erhalten, bis das Delirium sich wieder in Schwäche auflöste, und ein Schwindelschlaf den Geist drückte und sie nur sanft die blassen Lippen bewegte, einzelne Worte kaum verständlich ausstoßend. —

Die Hausgenossen sammelten sich nun nach und nach. Schwester Renata, die ältere Tochter des Hauses, stürzte zuerst vor Angst und Schreck entstellt zu dem schwesterlichen Krankenbett. Wael umfaßte das Muhmchen und sie wandte sich erstaunt zu ihm, und reichte ihm herzlich die Hand, als er aber sich zu ihr bog, ihr den Wiedersehenskuß auf den runden, kleinen Mund zu drücken, da schob sie ihn mit schmerzlichen Gesichtszügen zurück und sagte halblaut: „O Vetter, das ist hin; denke nimmer daran. Aber frage nicht, jetzt nicht. Bald kommt vielleicht die Stunde, wo du viel erfahren wirst, wovon du nicht träumtest in der Stadt der Herrlichkeit.“ — Als er weiter forschte, erfuhr er nur, daß Floriane seit der Mutter Tode viel geweint und täglich das Grab besucht, daß sie jedoch gestern weit beruhigter als sonst sich zu Schlafen gelegt, und Renata in der Nacht nichts von ihrer Wanderung aus der gemeinsamen Kammer bemerkt habe.

Der Bruder Erasmus zeigte sich jetzt auch, blieb jedoch fern in der Thür. Schon trug er die schwarzen Schreibärmel über dem Hauskleide und die Schreibfeder hinter dem Ohr, murrte, daß der Lärm ihn glauben gemacht, es sey Feuer im Magazin oder es hätten Spitzbuben die Kasse im Komptoir beraubt, und ging mit einem flüchtigen Blick auf die Kranke wieder davon. Nach ihm jedoch erschien der Faktor des Kaufhauses, Herr Wulf Menzelein, ein vierzigjähriges kurzes Männchen mit einer Vogelphysiognomie und schwarzem struppigen Haupthaar, und brachte dem Ankömmling, indem er ihn von Kopf bis zu Füßen mit dem verächtlichen und tückischen Blicke, der ihm natürlich geworden, maß, den Befehl, sich sogleich in das Kabinet des Prinzipals zu verfügen. Wael traf noch einige Anordnungen in Betreff der Kranken und folgte dann dem Manne, in welchem er die rechte Hand des Ohms, ja so eigentlich den ersten Rathsherrn oder noch mehr den heimlichen Gebieter desselben zu erkennen und zu fürchten gewöhnt worden.

„Zu Fuß angekommen wie ein Barfüßermönch mit dem Bettelsacke oder wie ein fechtender Lump?“ sprach der Faktor auf dem Hausgange. „Pfui! Pfui! Eure Mutter war so eine stattliche Person und würde nochmals vor Gram ins Gras beißen über die Windfagge von Sohn, könnte man hier auf Erden aus der Null ein Zweitesmal zum Zähler werden.“ —

„Eure Schuld, Herr Wulf; antwortete Wael mürrisch; „warum spedirt Ihr mir den Wechsel nicht zu, den ich schon zum Auferstehungsfeste erwarten durfte?

Ihr sitzt ja als Drach über des Ohms Geldkasten; hieltet Ihr so viel auf meine Mutter, die Gott friedlich ruhen lasse auf der fremden Weltküste, so hättet ihr auch den Sohn nicht sollen darben lassen in der Stadt der Fröhlichkeit und des Wohllebens."

Die blaurothen Apfelflecke auf den vorspringenden Backenknochen des Faktors vergrößerten sich bis zum Kinn hinab, und ein zuckendes Irrlichtsfeuer fuhr aus seinen Augen auf den Tadler hin. „Habt ihr schon gehört, mein liebes Männlein," sagte er höhnisch, „daß man eine schimpfirende Warze, die der Teufel einem ins Gesicht warf, pflegt und salbet, damit sie wachse und der Spiegel sie täglich größer und ansehnlicher zurückwerfe zum Aergerniß des Trägers?" —

„Ich verstehe euren Schreibstuben-Witz nicht!" entgegnete der junge Mann ohne Aufmerksamkeit auf die die dräuende Faust, die der Faktor dabei machte und in die breite Tasche seines braunen Rockes schob, und von ihm sich wendend betrat er die breite, blankgebohnte Stiege, die in den obern Stock führte, wo der Hausherr sein Quartier hatte, und wo man durch die elegantesten Putzzimmer zu seinem Kabinet gelangte. —

Herr Servatius van Fagel, der weltberühmte Fabrikherr, saß in seinem bequemen Lehnsessel, gähnend und unzufrieden. Aber schon deckte die schwarze Lockenperücke aus Paris seine dünnbehaarte Scheitel; schon umgab der dunkelrothe Schlafrock von Dammast seine hagere Gestalt, und vor einem Tischchen, die einen Spiegel trug, ordnete der junge Greis die Halskrause und färbte die abgebleichten Wangen des Gesichts, welches noch Reste von früherer Annehmlichkeit trug, mit falschem Morgenroth, als der Neffe zu ihm eintrat.

„Er ist da?" fragte er mit einem finsteren Seitenblicke. „Nun, man konnte es wissen, ehe er sich präsentirte, denn Er war immer ein Ruhestörer, und hat sich nach seiner Gewohnheit mit Spektakel angemeldet." —

„Ihr solltet Euch Glück wünschen, verehrter Ohm," versetzte Wael ohne Scheu, wenn auch in devoter Stellung, „denn ohne meine Ankunft war die arme Floriana — —"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Banate.

(Fortsetzung.)

Doch nicht überall sind die deutschen Bauern so reich. — Besonders sind sie es in Hatzfeld, wo wir uns eben befanden. Die Ursache dieser Wohlhabenheit ist zumeist die Grundherrschaft, die Familie Czekonitz. Ich spreche es freudig aus, Czekonitz ist das Ideal eines Grundherrn. Mit Allem, was nur diese Familie vermochte, hat sie ihre Unterthanen unterstützt, Verbesserungen vorgenommen, ökonomische Geräthschaften für dieselben angeschafft, jedem Dürftigen geholfen und für die Armen täglich offenen Tisch gehabt, ja der verstorbene Czekonitz ließ Viele, die ihm ihre Noth klagten, an seinem Tische, in seiner Gesellschaft speisen. Jeder Bedürftige findet bei seinem Grundherrn Rath, Unterstützung — und das Resultat ist: eine große Liebe der Unterthanen zu ihm, Reichthum und Ordnungsliebe derselben und unberechenbarer eigener Vortheil des Gutsbesitzers. Aus Klugheit wenigstens, wenn man nicht in des Edlen Fußtapfen um des Guten selbst wegen treten will, sollten ihm die ungarischen Grundherrn nacheifern; denn je mehr der Bauer besitzt, desto mehr besitzt ja auch der Grundherr, da in Ungarn noch die Zehentabgabe besteht.

Das wechselseitige Verhältniß des Grundherrn und der Unterthanen in Hatzfeld, das Band der Liebe, das die Bauern an ihren Herrn knüpft, ist noch ein seltenes Ergebniß in unserer Zeit, die übrigens anfängt, viele alte Sünden gut machen zu wollen.

Vor einigen Jahren, es war in Wien, kam ein vielfach verschuldeter ungarischer Kavalier, der im Rufe stand sich stets hart gegen seine Unterthanen bewiesen zu haben, zu Czekonitz und wollte eine beträchtliche Anleihe bei ihm eröffnen.

„Ich bin in diesem Augenblicke nicht im Stande Ihren Wunsch zu gewähren," antwortete ihm derselbe „in acht Tagen kann ich es übrigens; ich werde meine Bauern um diese Summe angehen."

„Wie, Ihre Bauern! es ist nicht möglich, daß diese die Summe so bald herbeischaffen."

„Sie werden sehen, daß ich mich auf meine Unterthanen verlassen kann!"

Die acht Tage vergingen, der Grundherr kam zu Czekonitz und wollte eben lächelnd fragen, ob das Geld bereits da sey, als der Richter von Hatzfeld eintrat und sprach: „Gnädiger Herr, hier habe ich statt 300,000 Gulden 400,000 gebracht, im Falle Sie dieselben brauchen sollten, und bedürfen Sie noch mehr, so stehen wir zu Diensten."

„Sehen Sie," sprach Czekonitz zu dem verblüfftem Herrn, so kann ich mich auf die Liebe meiner Unterthanen verlassen. Geht nur mein lieber Richter," sprach er zu diesem, „und tragt Euer Geld wieder heim, ich benöthige dessen nicht mehr, und da nehmt, damit sollen sich meine Leute vergnügen." — —

Als ich von den deutschen Ansiedlungen schied — Abschied nahm von den treuherzigen Bewohnern, mußte ich unwillkürlich flehen, „daß sie Gott schütze!" Das Banat war seit jeher die Pforte, durch welche die räuberischen Horden zur Unterjochung des Westens zogen.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 18. April. Nachdem vorgestern Abend die Zeugenvernehmungen in der Sache gegen Kilian und Härt beschlossen worden, begannen die Anklage- und Vertheidigungsreden. Die beiden Vertheidiger setzten sich zur Aufgabe, das Zeugniß Stockhammers als ein verdächtiges hinzustellen und die Inzichten, die gegen ihre Schützlinge behauptet wurden, zu entkräften. Die Fragen, die den Geschwornen vom Präsidenten vorgelegt wurden, erstreckten sich von der vorbedachten körperlichen Mißhandlung mit nachgefolgtem wahrscheinlichem Tode bis zum Vergehen der Körperverletzung. Die Geschwornen sprachen sich für eine vorbedachte körperliche Mißhandlung mit nachgefolgtem Tod ohne Wahrscheinlichkeit des Todes aus. Kilian wurde zu 8 Jahr, Härt zu 7 Jahr Arbeitshaus verurtheilt. Der Hr. Staatsanwalt hatte für beide das höchste, die Vertheidiger das geringste Strafmaß beantragt. Ein Zwischenfall wurde zugleich mit entschieden. In der Vertheidigungsrede des Hrn. Anwalts Hartmann fanden sich einige Stellen bezüglich des Präsidenten und der Staatsanwaltschaft, welche die letztere zu einem Antrage der Suspension auf vier Monate veranlaßten, indem hier eine Verletzung der dem Gerichte schuldigen Achtung vorliege. Der Hr. Staatsanwalt äußerte: Die erste Stelle werfe dem Präsidenten vor, er suche das Urtheil der Geschwornen im Voraus zu bestimmen; eine andere Stelle beschuldige die Staatsanwaltschaft, sie habe hier einen Tendenz-Prozeß gegen das Ort Unter-Leinach durchführen wollen, also nicht sowohl die Gerechtigkeit als andere Absichten im Auge gehabt. Herr Dr. Hartmann sagte dagegen: Der erste Satz sey bloß im hypothetischen Sinne aufzufassen gewesen, es habe nur ein Kompliment gegen die Geschwornen seyn sollen, und dabei sey an keine Beleidigung gedacht worden. Eben so habe er auch bei der zweiten angeschuldigten Stelle hinzugefügt, er lobe die Tendenz des Staatsanwalts, ob sie nun eine politische oder polizeiliche bei dem vorliegenden Prozesse sey. Das Urtheil des Gerichtshofs lautete auf 1 Monat Suspension. Haben wir recht vernommen, so hat Dr. Hartmann bereits eine Nichtigkeitsbeschwerde gegen diesen Ausspruch eingegeben. Die Geschwornen waren: v. Thüngen, Hartlieb, Elsässer, Greul, N. Meyer, S. Seuffert, Vetter, Leininger, Rüttiger, Meder, Müller (Obmann). Staatsanwald: Dr. Stepves; Vertheidiger des Kilian: Rechtsanwalt Dr. Hartmann; Vertheidiger des Härt: Akzessist Huth.

Die Verhandlungen schlossen um 3, und um 4 Uhr begann schon ein neuer Fall, die Anklage wegen ausgezeichneten Diebstahls mit erschwerenden Umständen, mit einem 400 Gulden übersteigenden Betrag gegen die Dillischen Eheleute. Haben bis jetzt alle Verhandlungen eben kein Mitleid für die Angeschuldigten erwecken können, so herrschte dagegen gestern Nachmittag eine ungemeine Sympathie für die Angeklagten und wahrhaftig mit Recht! Der eigene Vater hatte auf Bestrafung der Kinder angetragen — sonst kann bei Verwandtendiebstahl von Gerichtswegen nicht eingeschritten werden, — der eigene Vater, der seinem Versprechen entgegen ein Kapital, das er ohne Zinsen bei dem Sohne wollte stehen lassen, aufkündete, mit völliger Liebloſigkeit den Konkurs, die Exekution betrieb, ohne daß er des Geldes bedürftig gewesen. Die Leute hatten den besten Ruf in der Gemeinde, drückende Schulden brachten sie zu dem Entschlusse, des Vaters Truhe mit einem unrechten Schlüssel, der ebenfalls schloß, zu öffnen. Auf Antrag des Vaters wurde Haussuchung gehalten und auf wiederholtes Anstehen des Vaters die Untersuchung eröffnet. Als jedoch der alte Dill Zeugschaft ablegen sollte, entschlug er sich nach den Bestimmungen des Gesetzes derselben. Der Herr Vertheidiger ließ dagegen die Ablesung des in der Voruntersuchung abgegebenen Protokolls des Vaters nicht zu. Der Vertheidiger glaubte auch, weil jüngst der alte Dill erklärt hatte, er wolle nur, daß seine Kinder so ungefähr auf sechs Monate gestraft würden, daß dieses nur eine bedingte Aufforderung zum Einschreiten, und daß eine solche so gut wie keine sey. Der Herr Staatsanwalte machte dagegen geltend, auf eine spätere Erklärung komme es nicht mehr an, sobald einmal die Untersuchung auf Anstehen des Vaters begonnen. Ueber die Frage, ob hier ein ausgezeichneter Diebstahl gegeben sey, drehte sich noch das Gefecht zwischen der Staatsanwaltschaft und der Vertheidigung. Letztere hob mit besonderm Nachdruck den Geisteszustand der Angeklagten, die Meinung, daß sie hier nichts Unrechtes thäten, die Milderungsgründe der Noth, des reumüthigen Bekenntnisses, der drängenden Umstände hervor, endlich daß der Betrag unter 400 fl. sey nach dem Geständnisse der Angeschuldigten, und daß die Angabe des Vaters, es sey mehr, da dieselbe nicht zur Kenntniß der Geschwornen gelangt, nicht zu brachten. Die Geschwornen nahmen zwar die Auszeichnung und den erschwerenden Umstand, aber auch den kleineren Betrag und die geminderte Zurechnungsfähigkeit an. Das Urtheil lautete auf das niedrigste Strafmaß, auf drei Monate, ein Ausspruch, der mit allgemeinem Beifall im Saale aufgenommen wurde. Folgende Geschworne saßen zu Gericht: Seuffert, Hartlieb, Staub, Vetter, Greul, Baumann, Mailhaus, (Obmann), Ganzemüller, Rüttiger, Mees, Kunkel, N. Meyer. Staatsanwalt: Kreisrath Wilhelm; Vertheidiger: Advokat Treppner.

(Fortsetzung folgt.)

Schlachtgesang der Magyaren.

Von
Michael Vörösmarty.

Aus dem Ungarischen übersetzt durch **Kertbeny***)

Unwandelbar dem Vaterland
O Magyar! bleibe treu;
Es schenkt Dir, wie die Wieg', das Grab
Deß' Erd' dir Decke sey.

Nirgend in weiter Welt, als hier,
Giebt's für Dich einen Ort,
Hier ist allein Dein Leben werth,
Hier ist im Tod ein Hort.

Hier ist das Land, für das so oft
Das Blut des Arpad floß;
Hier, wo in jedem Namen selbst
Ein ganz Jahrhundert groß.

Hier kämpfte um ein Vaterland
Des Arpads Kriegerschwarm,
Hier brach die Sklavenkette auch
Des Hunyads kräft'ger Arm.

O Freiheit! Deine Blutesfahn'
Sie zog von hier voraus,
Und unsre Besten sanken stolz
Im langen Kampfesgraus.

Und unter so viel Mißgeschick
Nach solchem Schicksalsbrand
Lebt, — zwar gebeugt — gebrochen nicht!
Ein Volk in diesem Land.

Du Völkerheimath: große Welt!
Kühn ruft zu Dir voll Noth
Ein tausendjährig Leidensweh:
Gib Leben oder Tod!

Es kann nicht seyn, daß so viel Blut
Umsonst vergossen floß,
So manche treue Männerbrust
Verfallen diesem Loos!

Nein, nein! solch Geist und solche Kraft,
So heil'ge Willensgluth:
Es darf nicht seyn, daß Fluch nach Fluch
Auf ihrer Schwinge ruht.

Noch kommen muß — noch kommen wird
Ein beff'rer Tag — so sehr
Erfleht von tausend Lippen stets
In heißester Begehr.

Wo nicht — so kommt — wenn's kommen muß:
Ein Sterben, heldengroß!
Wo zu dem düstern Leichenzug
Blut weint der Länderschooß.

Und um das frische Volksgrab
Steh'n Völker ernst umher,
Und an der Menschheitswimper hängt
Des Schmerzes Thräne schwer!

Unwandelbar dem Vaterland
Schenk', Magyar! Treue Du;
Einst Wiege Dir — und sinkt Dein Stern,
Deckt Dich sein Rasen zu.

Nirgends auf großer Welt für Dich
Giebt's eine Stätte frei.
Hier lebe, — sterbe Du — was auch,
Wie auch Dein Schicksal sey.

Mannigfaltigkeiten.

Auf einem Jahrmarkte bemerkte ein Kaufmann, wie eine geschickte Hand aus dem Gedränge hervor einen unerlaubten Griff thun wollte. „Heda!“ rief er, „so kann ich's nicht geben!“ — „Ja'“ sagte eine Stimme, „anders kann ich's nicht brauchen.“

---

*) Das Lied, von Ungarns größtem Dichter, Vörösmarty Mihaly (spr. Wöröhsmarti Mihaal) 1840 gedichtet, damals von der Akademie zu Budapest für jede Zeile mit einem Dukaten beehrt, ist völlig im Munde des Volkes, und wird, als ungarische Marseillaise, von den Insurgenten den Oesterreichern bei jedem Angriff entgegengesungen. A. d. Uebers.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 77 15. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsezung.)

„Ist mir schon rapportirt;“ fiel ihm der Ohm ein; „war auch ganz gut, denn es wäre mir zur Zeit sehr ungelegen gekommen, hätte die alberne Jungfrau Tochter sich ein Unglück zugezogen, und der Verdruß würde seine möglichste Höhe erreicht haben, hätten fremde Zierburschen das tolle Mädchen in solch unanständiger Situation getroffen. Aber wo kommt Er her, wie kommt Er daher ohne Ordre und Ansage?“ —

„Der Herr Ohm sollte mich belohen darum,“ versetzte Jac mit Humor, „denn der Herr Ohm ist als ein wackerer Haushälter berühmt. Ich habe Reisekosten und Abschiedsschmaus erspart, und das mir zugedachte Sümmchen steht gut im Buch für mich, und kann zu den Kosten des rothen Huts benutzt werden. Ich meine, das müßte als ein Zeichen meiner Besserung von meinem verehrten Wohlthäter belobt und nicht getadelt werden.“ —

„Schon gut;“ sagte Herr Fagel ungeduldig. „Dagegen ärgert mich Seine Erscheinung, Sein Anzug. Passet ein solch Laufröckchen, das Pagenmützchen, der bequastete Schnürstiefel zu einem baldigen Doktor der ernstesten Wissenschaft? Sieht Er nicht aus wie ein Kellner aus einem Pariser Gasthause oder wie der Croupier eines Glücksritters.“ —

„Die lange, rauhe Straße forderte leichte Ladung. Uebrigens folgt im Köfferlein das schwarze Gezeug, und leider wird der flinke Scholar sich damit bekleiden müssen, um der trefflichen Frau Juliana die letzte Ehre zu erzeigen, zu deren schnellen Hintritt ich den Herrn Ohm aufs betrübteste kondolire.“ —

„Laß Er das! Der Himmel fügt Alles, wie es zum Besten taugt. Erhole Er sich von der Reise, füttere Er sich aus, und dann marsch nach seinem Bestimmungsorte! Wir haben unruhige Köpfe genug unter unserm Dache.“ —

„Seltsam,“ entgegnete Wael mit schlauem Blicke, „daß der Herr Ohm an einer Idiosynkrasie leidet, die bislang in keinem Kompendio eines Professors beschrieben worden.“ —

„Was ist das für eine unbekannte Krankheit?“ fragte Herr Fagel unruhig aufhorchend.

„Keine Krankheit, nur ein seltsamer, angeborner und natürlicher Geschmack oder Widerwille;“ antwortete Wael näher tretend. „Man hat Menschen gefunden, welche Spinnen auf Weißbrod verspeiseten, als wären es süße Nußkerne. Ebenso gab es Leute, die ohnmächtig wurden, wenn sie die Schwelle eines Hauses betraten, in dessen höchsten Giebel ein Kätzchen sein Wochenbett etablirt. Eine allgemein bekannte und natürliche Schwäche der meisten Erdenkinder ist es jedoch, daß Jeder aus zu entschuldigender Eitelkeit das Bild, welches ihm sein Spiegel zurückwirft, nicht häßlich findet. Selbst Buckelichte suchen nicht leicht ihre Aehnlichkeit mit dem Polichinello, und ein Pavians-Antlitz, das sich im Glase begafft, studirt aus seiner Larve verborgene Reize hervor.“ —

„Was will der windige Hasenfaß daraus folgern?“

„Daß der Herr Servatius unter allen, die vom Weibe geboren, die Idiosynkrasie in sich trägt, keinen Gran Eitelkeit zu beherbergen, sein Spiegelbild zu hassen und von sich zu stoßen. Bin ich Jac Wael denn nicht der Herr Ohm, wie er war, wie er ist? Der alte Korporal Schwitken, der den Herrn Ohm, als Knaben gekannt, hat mirs oft versichert. Herr Ohm ist noch ein stattlicher Mann und Jac Wael hieß in Paris nur der schöne Flammänder, und wäre der verehrte Ohm etwas splendider gegen den Neffen gewesen, würde der Neffe einen Ruhm darin gesucht haben, alle Junker von Versailles auszustechen. Herr Servatius liebt die Freuden des Lebens, wie jeder gescheidte Mann, pflückt die Blümchen am Wege des Lebens, weil Blümchen schnell welken und kurze Zeit duften, Alles das thut der Neffe seinem lieben Vorbilde nach. Der Herr von Fagel ist noch im kräftigen Mannesalter überall gern gesehen, warum sollte Jac Wael so thöricht seyn vor der Zeit sich grämlich zu zeigen, und bei Frau und Mädchen den Stoiker zu spielen?“ —

„Kluger Spitzbube!“ lächelte der Fabrikherr und reichte dem schelmischen Lobredner die Hand zum Kusse. „Du hast mir als Knabe nichts als Verdruß gemacht, doch will ichs versuchen, ob der Jüngling sich nach der Hand formen wird, und es soll Dein Schaden nicht seyn, wirst Du den Einfluß, den Du auf die Mädchen im Hause hattest, jetzt einmal meinem Wunsche gemäß

Digitized by Google

verwenden. Setze Dich daher und höre; denn ich will es einmal versuchen mit Dir trotz der Warnungen des getreuen Faktors.“ —

„Stellte der beißige Wulf die Wolfsfallen?“ fragte Wael stutzig.

„Schweig und höre!“ befahl ernst Herr van Fagel. — „Wir heißen ein reiches Haus,“ fuhr er nach einer Pause fort, „und unsere Firma steht auf ziemlich sicheren Füßen, jedoch hat auch der tiefste Quell seinen Grund. Der Kapitän, dem wir den schönen Platz gekauft, hat viel gekostet und kostet noch. Im Erasmus ist keine Spekulation, trotz alles löblichen Sitzfleisches. Die Mädchen sind erwachsen und die Freier unserer Zeit nehmen kein Wachslärvchen ohne Vergoldung. Unsere Jugend ist vorüber; die Genüsse des Alters werden kostspieliger mit jedem Jahre; man wird launiger, eigener; und je stiller und einfacher es im Hause zugeht, je mehr bedarf man die Freuden draußen. Nun hatten wir den schönen Plan entworfen, die beiden Mädchen auf Einen Schlag zu versorgen, und so die gebrechlichsten Fregattchen im Hafen zu wissen. Ein befreundeter Handelskumpan, Herr Peter Bauch zu Amsterdam, goldene Firma, Gewicht von einer Tonne Goldes, wollte die lange Bekanntschaft durch ein heiliges Siegel bekräftigen und warb um unsere Floriana. Abgemacht war der ganze Handel, aber — unselige Weibernarrheit! — das Mädchen sperrte sich und fand Schutz bei der Mutter. Nun, Frau Juliana ging schlafen, aber mich verdrießt jedes Bittwort an die eigensinnige Schwärmerin, mein Befehl reichte schon hin, doch will ich der Welt keine Thränen und kein Gejammer zur Schau stellen, und Du scheinst mir der Mensch darnach, das Zierdirnchen zur Vernunft zu bringen.“ —

„Wie verdreht!“ murrte Jac. „Eine Tonne Goldes zu verschmähen, als wäre sie der leere Oehlkrug der thörichten Jungfrauen; eine Amsterdamer Frauenhaube auszuschlagen, als wüchsen dergleichen Raritäten jedes Frühjahr auf den Kirschbäumen, und gar der Name des Bräutigams, Peter Bauch, ein so respektables Nomen Proprium, das jedem Weibe Appetit machen mußte! Aber Euer Plan, verehrter Ohm, sollte auch das gute Renatchen treffen. Laßt hören, ob Ihr auch für sie gleich väterlich bedacht gewesen.“ —

„Die Sache ist nicht so angenehm;“ erwiederte Herr Servatius, den düstern Blick auf den bunten Fußteppich senkend. „Wir sind unserm Faktor viel Dienstleistungen schuldig; er hat ein Kapitälchen in unserm Hauptbuche gut, und hat sich jetzt den Sparren im Gehirn wachsen lassen, zu Antwerpen selbst ein Etablissement zu wagen.“ —

„Und doch nicht die arme Renata zum Associé zu gewinnen?“ fragte Wael mit Erschrecken. „Nickt nicht so zuversichtlich, Herr van Fagel, ich beschwöre Euch. Eine Handelsspekulation mit Amsterdam ist dem Ehrgeiz des Kaufmanns verzeihlich, aber ein Molochsopfer würde dem hochherzigen Brüsseler Kaufherrn ein Schimpfmal brennen für ewig. Paaret man eine schlanke Forelle mit dem Seerochen, oder Lamm und Büffel? Nichts von des Herrn Wulf's Ungestalt, Ihr wißt, die Fischerkinder flüchten in die Fischkästen, läßt er sich am Kanal blicken, und der Rath unserer Stadt sollte ihn mit Strafe an Leib und Säckel bedräuen, sobald er versäumte, jeder Bürgerin, die Gottesegen an sich verspürt, auf zehn Schritte aus dem Wege zu beugen; oder kennt Ihr irgend eine Eigenschaft an ihm, die einer Hausfrau die Gräuel seines Anblickes ersetzen möchte? Habt ihr eine Seele oder ein Herz an ihm ausgekundschaftet? Liebt er etwas auf diesem Erdenrunde? Wäre es möglich, daß ein Mensch zu leben vermöchte ohne Herz und Lunge, so möchte ich wetten, aller Raum zwischen seinem Brustkasten und zwischen seinen Bauchwänden sey von einer kolossalen Leber ausgefüllt und ein Dutzend Gallenblasen hingen daran, jede Minute bereit, ihr ätzend Gift über jeden Nächsten hinzuspritzen. Nein, Herr Ohm, Ihr scherzet, könnet nicht, was Euch angehört, an solchen Pranger ketten, und der edle Patrizier würde schamroth werden über den Schwiegersohn, der in einer schmutzigen Strohhütte am Seineufer seine Wiege zu suchen hat.“ —

(Fortsetzung folgt.)

General Bem.

Joseph Bem, geb. 1795 zu Tarnow in Galizien, stammt aus einer adeligen Familie, welche seit 400 Jahren in Krakau und Lemberg bekannt ist, und also trotz ihres ausländischen Namens als echt polnische betrachtet werden muß. Bem besuchte erst die Universität zu Krakau, nach dem Jahre 1809 aber, als genannte Stadt dem Großherzogthume einverleibt wurde, vermochte er seinen Vater, welcher Advokat daselbst war, ihn in die Militärschule nach Warschau zu bringen, an deren Spitze damals der franz. General Pelletier stand, aus welcher er nach dem beendigtem Kursus bei der reitenden Artillerie eintrat. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1812 gegen Rußland sehen wir Bem als Lieutenant erst unter den Befehlen des Marschalls Davouſt, dann unter denjenigen Macdonalds, welcher Letztere nach der Moskauer Kalamität sich in die Festung Danzig warf. Bem stand daselbst 13 Monate bis zur Kapitulation, nach welcher er mit seinen Landsleuten nach Polen geschickt wurde, da die Russen den Punkt derselben, die Polen nach Frankreich ziehen zu lassen, nicht hielten. So blieb er denn im elterlichen Hause bis zur Zeit der Reorganisation der polnischen Armee unter dem Kommando des Großfürsten Konstantin (1815), wo er wieder in Dienste trat. Da aber die neue Gestaltung der Dinge in ihm nichts weniger als einen folgsamen Jünger der Petersburger Politik fand, so sah er sich bald Verfolgungen aller Art ausgesetzt, die endlich Ungnade und Außerdienstsetzung herbeiführten. Bem kam um seinen

Abschied ein, um im Auslande seine militärische Laufbahn zu verfolgen; da man sah, daß es ihm Ernst damit war, so suchte man ihn zurückzuhalten aus Furcht, einen so tüchtigen Offizier zu verlieren. Er entschloß sich endlich 1819, eine Kapitänsstelle mit den Funktionen eines Adjutanten des General Bontems und zugleich den Titel eines Professors der neuorgantisirten Militärschule anzunehmen. Er beschäftigte sich nun vorzugsweise mit der Einführung der Brandraketen bei der polnischen Armee, schrieb eine Abhandlung darüber und wurde nach Jahresfrist zum ersten Hauptmann befördert. Da die zu befolgende Richtung als Professor Bem's militärischer Neigung im Wege stand, so suchte er um eine Veränderung nach; doch gerade dieser Schritt wurde wieder eine Quelle von neuen Verfolgungen von Seiten des Großfürsten, welcher Bem nie seine Vaterlandsliebe und seinen Abscheu gegen den russischen Despotismus verzeihen konnte. Umsonst wandte Bontems seinen ganzen Einfluß bei dem Bruder des Czaren an, um seinem Adjutanten Ruhe zu verschaffen. In den Jahren von 1820—26 wurde Bem unter mancherlei Vorwand zweimal verabschiedet, dreimal vor ein Militärtribunal gefordert und eben so oft in einen scheußlichen Kerker geworfen, wo er, des Lichts und der Luft beraubt, alle Stadien der raffinirtesten Barbarei und russischen Rache durchlaufen mußte. Da das Kriegsgericht Bem in Betreff mehrerer Staatsverbrechen, welche ihm zur Last gelegt worden waren, für nicht schuldig befunden hatte, so berief Konstantin ein anderes, fügsameres, dessen Sentenz auf 2 Monate Gefängniß lautete, welche der Verurtheilte in ihrer ganzen Strenge durchmachen mußte. Ein schrecklicher Kerker öffnete sich dem polnischen Patrioten, und eine schwere Krankheit war die Folge dieser neuen Prüfung. Kaum genesen wurde er nach einer kleinen Stadt verbannt und unter die spezielle Aufsicht der Polizei gestellt. Nach dem Tode Alexanders bat Bem den neuen Czaaren um seine Entlassung. Sie wurde ihm bewilligt, und er reiste sofort nach Lemberg, wo er einige Jahre verweilte, sich viel mit Mechanik beschäftigte und in polnischer Sprache ein Werk über die Dampfmaschinen herausgab.

Kaum hatte Bem von der Erhebung Polens am denkwürdigen 29. November 1830 Kunde erhalten, als er nach Warschau eilte und sogleich daselbst zum Major mit dem Kommando einer Batterie reitender Artillerie ernannt wurde. Er nahm Theil an dem Treffen bei Iganie, wo 8000 Polen über 20,000 Mann Russen siegten, und seine 16 Geschütze 40 feindliche zum Schweigen brachten, und wurde noch auf dem Schlachtfelde zum Oberstlieutenant befördert. Zum blutigen Tanze bei Ostrolenka eilte er im Galopp mit seinen Kanonen herbei, deckte den Rückzug der ganzen Armee und drängte den Feind zurück, welcher sich einen Weg über die Brücke der Narew bahnen wollte. Er wurde Oberst und zugleich mit dem Kommando der ganzen Artillerie betraut. In dieser Stellung trachtete er hauptsächlich darnach, jungen Leuten, welche Muth und Geschick zeigten, förderlich zu seyn und ihnen eine Laufbahn zu eröffnen. Noch vor der Vertheidigung Warschau's zum General ernannt, suchte er mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die Artillerie in solch wichtigem Augenblicke sich vollständig entfalten könne.*) Seine Maßregeln, die Warschau und Praga verbindende Brücke zu beschützen, blieben durch die bald erfolgte Kapitulation ohne Nutzen und Erfolg.

Zur Zeit, als die Trümmer der heldenmüthigen polnischen Armee, welche auf preußischem Boden für den Augenblick ein Asyl gefunden hatten, ihren Blick nach Frankreich wendeten, und mit dem Gedanken umgingen, dort als Kern derselben zusammenzutreten und fort und fort im Interesse des nun wieder unter der Knute schmachtenden theuern Vaterlandes zu wirken, übernahm Bem die nöthigen Unterhandlungen, und brachte es endlich nach vielen Hindernissen und Schwierigkeiten so weit, daß ein Theil seiner Landsleute die Erlaubniß erhielt, sich auf Frankreichs gastlichem Boden niederlassen zu dürfen.

Im Jahre 1833 ging Bem nach Portugall, um der Sache Don Pedro's seine Kräfte zu widmen, kehrte nach dessen Tode nach Paris zurück, und betrieb, da er für den Augenblick seinem Vaterlande nicht besser zu dienen wußte, mit seltener Ausdauer die Verbreitung und Verbesserung der mnemonischen, sogenannten polnischen Methode, die denn auch in mehreren Anstalten daselbst Eingang gefunden hat.

Die letzten Lebensjahre Bem's werden der neuen Epoche angehören, welche, mit der Februarrevolution beginnend, bestimmt scheint, der alten Welt eine durch und durch veränderte Gestaltung zu geben. Alles, was er bis jetzt in ihr geleistet hat, ist bei uns noch in frischer Erinnerung; es bedarf also nur einiger Worte, um die Skizze bis auf unsere Tage zu vervollständigen.

Gleich nach seiner Ankunft in Wien organisirte Bem die Wehrmannschaft und wurde deren Kommandant. Nach dem Bombardement der unglücklichen Kaiserstadt wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt; er rettete sich, indem er als Lohnkutscher, der eine österreichische Offi-

*) Die Russen hatten Mola genommen (6. September 1831) und nachdem sie es mit Artillerie hinreichend besetzt, brachen sie gegen Mittag unter dem Feuer von 100 Geschützen daraus hervor, um die zweite Vertheidigungslinie der Polen anzugreifen. Diese, auf die Vorstadt Cysta gestützt, ward nur durch 40 Kanonen gedeckt, über welche Roman Soltyk und General Bem, dieser unvergleichliche Artillerist, der dem General Dibitsch in der Schlacht von Ostrolenka so verderblich geworden war, den Oberbefehl führten. Als dieser sah, daß die Russen aus den Verschanzungen debouchirten, stellt er sein Feldgeschütz in Linie auf, eröffnet ein furchtbares Feuer, wirft Infanterie und Kavallerie nieder und fegt den ganzen Plan bis an die Verschanzungen von Mola.

ziersfamilie durch die Linien fuhr, den Händen seiner Feinde und dem gewissen Tode entrann.

Nach so viel Ungeschick hätte gewiß mancher Andere, besonders bei schon ziemlich vorgerücktem Alter, daran gedacht, von der Arbeit und den Mühen eines so bewegten Lebens auszuruhen. Der rastlose Bem war anderer Ansicht, und begann so zu sagen eine neue militärische Laufbahn, mit dem vollen Feuer und der Thätigkeit der Jugend. Er übernahm den Oberbefehl in Siebenbürgen und hier entwickelte er jenes ungeheure Feldherrn- und revolutionäre Organisationstalent, welches fast ohne Beispiel in der Revolutionsgeschichte dasteht. Er wußte sich eine Armee, und für diese Armee Waffen zu verschaffen; inmitten einer durch Intriguen feindselig gesinnten Bevölkerung wußte er sich in dieser selbst Sympathie und, siegend wie geschlagen, immer mehr Terrain zu gewinnen, bis er endlich einen Flächenraum von 1100 Quadratmeilen in seine Gewalt bekam. Wie ein Held der Mythe erschien er überall und nirgends; bald einen Einfall in die Bukowino drohend, bald in die Wallachei, bald in die Königreiche. Heute todt gesagt oder für gefangen erklärt, bekundete er durch energische Schläge seine Gegenwart. Szekler, jetzt seine Bundesgenossen, wie die siebenbürgischen Sachsen und die betrogenen Wallachen, Oesterreicher und Russen fühlten die Stärke seines Armes und die letzteren werden sich zweimal besinnen, ehe sie es ernstlich mit diesem Gegner aufnehmen, in welchem sie eben so sehr das militärische Genie achten, als die propagandistische Thätigkeit fürchten gelernt haben. Die russischen Kriegsgefangenen haben mit Enthusiasmus die Trikolore aus seinen Händen empfangen; in Kalisch und selbst in der Todtenstadt Warschau hat man ihn hoch leben lassen. Der weise Czaar muß besorgen, daß seine Sklavenschaaren beim Anblick Bem's in — Menschen verwandelt werden!

Mannigfaltigkeiten.

Charakter. Unter den Personen, welche in jenem Winter, als Friedrich Wilhelm III. an einem Beinbruche darnieder lag, täglich in dem Palais zu Berlin sich nach dem Befinden erkundigten, befand sich auch ein Israelite. Da sein Name so auf der Liste stand, so wollte der König näher über ihn unterrichtet seyn. Man sagte dem Nachfragenden also, er möge seinem Namen auch seinen Charakter beifügen. Der alte Mann äußerte darüber sein Befremden und zögerte; man bestand aber darauf, weil der König es gewünscht habe. Er schrieb nun neben seinen Namen: „Etwas hitzig, aber bald wieder gut.“

Räthsel.

Wer kennt die enge Klause
Von Farbe schwarz und weiß —?
In Schloß und Bürgershause
Schließt Jüngling sie und Greis. —

Und ist durch sonderes Zeichen
Die Zeit zur Reis' bereit,
Und ist nach alten Bräuchen,
Darüber Erd' gestreut,

So muß sie still verlassen
Das Haus, man trägt sie fort
Durch Straßen und durch Gassen
Nach jenem dunklen Ort,

In den hinab sie gleitet,
Wo ihrer ruh'n noch viel,
Wo manche Klaus' geleitet
Ein banger Wunsch zum Ziel.

Doch aus dem dunklen Schooße
Wird wieder aufersteh'n,
Was drin liegt, und dem Loose
Dann schnell entgegengeh'n.

Jed' Klause wird erbrochen,
Und dann von anderm Mund
Ab- oder zugesprochen
Der Werth ist nach Befund

Was gut ist, dem steht Wohnung
Bereit, es wird geehrt,
Verdammt wird ohne Schonung
Zum Feuer, was nichts werth.

Drum sorgt, bevor die Klause
Betritt die dunkle Bahn,
Denn ist sie aus dem Hause,
Läßt sich nichts ändern dran.

So nennt die enge Zelle,
Nennt mir die Klausen nun,
Auch jene dunkle Stelle,
Wo sie zum ersten ruh'n.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 78 17. Mai 1849.

Antwort

eines unterfränkischen Abgeordneten bei der deutschen Nationalversammlung auf die von einem Volksvereins-Ausschuß seines Wahlbezirks an ihn ergangene Einladung zu einer Volksversammlung.

Verehrteste Herren!

Durch Ihre freundliche Einladung, noch mehr durch das Vertrauen, welches Sie hiebei mir auszusprechen die Güte hatten, fühle ich mich sehr geehrt und zum verbindlichsten Danke verpflichtet.

Wenn ich auch Ihre ausgesprochene Ansicht über die Zweckmäßigkeit größerer Volksversammlungen zum Behufe einer wahren Belehrung des Volkes nicht theilen kann, da bei solchen die zu dem bezeichneten Zwecke wesentlichsten Erfordernisse — Ruhe und Unbefangenheit — nicht wohl zu erwarten sind, so würde ich doch Ihrer Einladung zu der von Ihnen auf den . . . veranstalteten Volksversammlung in . . . . gefolgt seyn, wenn nicht die Ihnen aus den öffentlichen Blättern ohne Zweifel bekannten gegenwärtig die Nationalversammlung so ernst beschäftigenden Anstände über die Verfassungs- und insbesondere über die Oberhaupts-frage eine Entfernung von hier mir absolut unzulässig erscheinen ließen.

Um übrigens auch aus der Ferne zu der von Ihnen beabsichtigten Belehrung unserer Mitbürger über die gegenwärtige Lage unserer deutschen Verfassungs-Angelegenheit beizutragen, halte ich es nicht für überflüßig, Ihnen meine Ansicht, aus meiner näheren Beziehung zu dieser Angelegenheit geschöpft, in einigen kurzen Umrissen vorzulegen. Vielleicht trage ich hierdurch zur Berichtigung von Irrthümern bei, welche gegenwärtig leider durch Parteileidenschaften zur großen Gefahr unseres Vaterlandes so vielfältig verbreitet und genährt werden. —

In erster Reihe der von Ihnen angeführten Forderungen steht die unbedingte Einführung der Grundrechte.

Ueber diesen Gegenstand habe ich in meinem, ich darf annehmen, auch Ihnen bekannt gewordenen Schreiben an Herrn . . . meine Ansicht näher entwickelt, und beschränke mich daher, nur zu wiederholen, daß die durch diese Grundrechte dem deutschen Volke gewährten Rechte und Freiheiten in Bayern zum großen Theile bereits gesetzlich festgestellt sind und der noch fehlende Rest nicht vorenthalten werden kann, daß dessen Einführung aber nur auf dem durch die noch in voller Gültigkeit bestehende bayerische Staatsverfassungs-Urkunde vorgezeichneten Wege und mit jenen gesetzlichen Bestimmungen geschehen kann, ohne welche die wahre Freiheit und gesetzliche Ordnung selbst, besonders aber die materielle Wohlfahrt, äußerst gefährdet seyn würde. Ich darf Sie in dieser Beziehung nur an das unvorbereitet einzuführende Recht unbeschränkter Ansässigmachung und Uebersiedelung, allgemeiner Gewerbefreiheit, Heimaths-Erwerbung, dann der Vereine und Preßfreiheit ohne gesetzliche Bestimmungen gegen den Mißbrauch, erinnern.

In Bezug auf die von Ihnen weiter erwähnte, von der Nationalversammlung ohne Rücksicht auf die von den verschiedenen Regierungen der deutschen Einzelstaaten dagegen erhobenen Einwendungen beschlossene Verfassung muß ich Ihnen vor Allem über die Entstehung jener Majorität der Nationalversammlung Näheres mittheilen, durch welche diese Verfassung ungeachtet der eifrigsten Gegenbestrebungen einer sehr großen Minorität in der Paulskirche durchgesetzt wurde.

Der in dem österreichischen Kaiserstaate entbrannte Kampf unter den verschiedenen Nationalitäten war Ursache, daß in den zum deutschen Bunde gehörigen Landestheilen mit gemischter Bevölkerung — Deutschen und Slaven — die Wahlen zum großen Theile hintertrieben wurden, daher verhältnißmäßig nur wenige Oesterreicher in der Paulskirche ihre Sitze einnahmen und die Vertretung des Südens von Deutschland unvollständig blieb. Der vollständig vertretene Norden erlangte daher bald das Uebergewicht über den Süden, und es bildete sich sehr bald eine Partei, welche die in die Hände der Nationalversammlung gelegte Verfassungsangelegenheit Deutschlands im Interesse von Preußen zu lenken bemüht war. Sie bestand zum größten Theile aus preußischen Abgeordneten und verstärkte sich allmälig durch Abgeordnete aus jenen kleinen Staaten, in welchen seit den Märzbewegungen des Jahres 1848 die Regierungen allen Halt verloren hatten, und welche deßhalb in dem Anschlusse an das mit starker Heeresmacht versehene Preußen das einzige Mittel sahen, in ihre Heimath wieder Ruhe und Ordnung zurückzubringen.

Die bedeutendsten dieser Alliirten der preußischen Partei waren jene Professoren aus Schleswig-Holstein, welche der preußischen Hülfe im Kampfe gegen Dänemark am Dringendsten sich bedürftig fühlten. Ihr Ruf in der Gelehrtenwelt hatte ihre Wahl in den Verfassungsausschuß veranlaßt, und so waren denn auch ihnen im Vereine mit andern Professoren, welche schon längst auf den Lehrkanzeln eine ideale Verfassung für einen deutschen Zentralstaat vorbreitet hatten, die Mittel gegeben, für diese Zentralisation zu Gunsten des preußischen Staates zu wirken. Die Einsicht in ihre Pläne wußten sie geschickt dadurch zu verschleiern, daß sie die Verfassungsentwürfe nicht in systematischer Ordnung im Ganzen, sondern nur stückweise in die Nationalversammlung zur ersten Berathung brachten und die laut gewordenen Bedenklichkeiten mit der Erklärung beschwichtigten, daß es sich zur Zeit ja nur um die erste Lesung handele, und bei der zweiten Lesung, bis wohin das Ganze der Verfassung vorliegen werde, noch jede erforderliche Aenderung um so mehr beschlossen werden könne, als bis dahin auch die zu berücksichtigenden Erklärungen der Regierungen eingegangen seyn würden.

Da nun eine andere Partei in der Nationalversammlung vom republikanischen Standpunkte aus durch die neue Verfassung von Deutschland einen Zentralstaat mit Vernichtung der Selbstständigkeit der einzelnen Volksstämme zu Stand zu bringen beabsichtigte, so ist es klar, daß alle Bemühungen jener Abgeordneten, welche den Einzelstaaten von ihrer Selbstständigkeit nur so viel entzogen wissen wollten, als für die zu errichtende Zentralregierung mit Volksvertretung zur Begründung und Erhaltung von Kraft nach Außen und Wohlfahrt im Innern absolut nothwendig ist, diesen beiden Parteien gegenüber ohne Erfolg bleiben mußten.

So wurde denn in erster Lesung eine Verfassung für einen Zentralstaat unter der Maske eines Bundesstaates und mit Bestimmungen beschlossen, welche die materiellen Interessen von Süddeutschland, besonders von Bayern, auf das Aeußerste gefährden, ja durch die überwiegende Stimmenzahl der Vertreter des Nordens im Staaten- wie im Volkshause unwiederbringlich zu Grund richten müssen, wenn der erbliche preußische Kaiser an die Spitze Deutschlands tritt, und dadurch Deutsch-Oesterreich für immer aus dem deutschen Bundesstaate verdrängt wird.

Nachdem die Preußen- und Professoren-Partei in der von ihr wohl nicht ohne Absicht verlängerten ersten Lesung ihren Zweck erreicht hatte, suchte sie plötzlich die Verhandlungen in der Paulskirche zu beschleunigen: Das Vaterland sey in Gefahr, wenn die Verfassung nicht schnell zu Stand gebracht werde; so wiederholten sie unaufhörlich und so lange, bis sie endlich den Beschluß durchsetzten, daß statt der beschlossenen zweiten Berathung nur eine nochmalige Abstimmung ohne alle Diskussion über den vom Verfassungs-Ausschuß nach der ersten Lesung revidirten Entwurf der Verfassung vorgenommen werden solle.

Die Erinnerungen der Regierungen, wohlbegründet und in zartester Form eingebracht, wurden vom Verfassungsausschusse vornehm beseitigt, und der Nationalversammlung war es durch die abgeschnittene Diskussion unmöglich gemacht, solche zu vertheidigen und zu berücksichtigen.

Ueber die Oberhauptsfrage war bei der ersten Lesung kein Majoritäts-Beschluß zu Stand gekommen. Der von der Preußen-Partei vorgeschlagene Erbkaiser war verworfen, ebenso das Direktorium, welches von jener Partei als die unter den gegebenen Verhältnissen einzig mögliche Oberhauptsform erkannt und vorgeschlagen worden war, welche ganz Deutschland mit Einschluß Oesterreichs in dem deutschen Bundesstaat vereinigt erhalten wissen wollte, und deßhalb die großdeutsche genannt wird, zum Unterschied von der preußischen Partei, welche man wegen ihrem Bestreben nach Ausscheidung Oesterreichs als die klein-deutsche bezeichnet hat.

Diese klein-deutsche Partei hatte durch die Abstimmung bei der ersten Lesung der Verfassung die Ueberzeugung erlangt, daß sie ohne neue Verbündete auch in der zweiten Abstimmung mit ihren erbkaiserlichen Plänen in der Minderheit bleiben würde. Sie trat daher mit einer Partei der Linken in Verbindung, welche sie früher immer als ihre entschiedensten Gegner betrachtet hatte. Sie ließ sich von letzterer die Stimmen für den Erbkaiser, der ja nur der König von Preußen seyn konnte, weil man Oesterreich vertrieben hatte, zusichern, und gab mit Verläugnung ihrer früher konservativen Prinzipien das urkundliche Versprechen, für das von ihr früher verworfene radikale Wahlgesetz zu stimmen, und keinerlei Aenderungen an der Verfassung zuzulassen. So entstand jene Koalition von Männern entgegengesetzter Prinzipien, welche in der Sitzung vom 27. März l. J. mit einer Mehrheit von nur vier Stimmen den Beschluß zu Stand brachten, daß an der Spitze des künftigen deutschen Bundesstaates ein erblicher Kaiser stehen solle.

Beide für den Augenblick vereinigten Parteien trösten sich wohl über das momentane Verläugnen ihrer Grundsätze mit den in der Zukunft zu erringenden Erfolgen; die eine hofft, durch den erblichen Kaiser das mißliebige Wahlgesetz und suspensive Veto, die andere durch beide letztere den erblichen Kaiser zu beseitigen, und dadurch für ihre ursprünglichen Pläne wieder freie Hand zu erlangen.

Einen so mühsam und theuer erkauften Erfolg will nun jede dieser Parteien um keinen Preis aufgeben. Daher ihre gemeinschaftliche Loosung: die Verfassung, wie sie von der Nationalversammlung beschlossen worden, muß ohne Abänderung angenommen werden. Ob dadurch blutiger Bürgerkrieg entstehe, ob fremde Heere die Zwietracht unter den deutschen Bruderstämmen benützen, um ihre alten Pläne auf Zerreißung Deutschlands zu verwirklichen, ob Glück, Wohlstand und Freiheit in Deutschland für die Dauer von Menschenaltern

zerstört wird, das Alles scheint die blinde Parteileidenschaft nicht zu kümmern, der deutschen Rechthaberei gilt das wenig.

Der König von Preußen hat in klarer Einsicht des drohenden Unheils für Deutschland die ihm angebotene Krone abgelehnt, die Regierungen der größern deutschen Staaten haben im Interesse der Volksstämme protestirt. Aber auch Dieß macht diese Parteien nicht irre; die Widerstrebenden sollen gezwungen werden, und zu diesem Zwecke wird die Wühlerei nun selbst nach der offenen Erklärung und praktische Kenntnisse beurkundenden Anweisung eines Unterstaatssekretärs des provisorischen Reichsministeriums systematisch in jenen Staaten betrieben, wo man diesen Parteien nicht gestatten will, den Volksstämmen eine verderbliche Verfassung zu oktroyiren.

Es ist also, meine verehrten Herren, vor Allem unsere Pflicht, dahin zu wirken, daß jene Begriffsverwirrung, welche in unserer Zeit schon so viel Unheil angerichtet hat, nicht auch unsere Mitbürger ergreife; zu verhindern, daß den Vorspiegelungen Eingang verschafft wird, durch welche man die weniger Urtheilsfähigen glauben zu machen bemüht ist, es sey die Freiheit in Gefahr, oder die nothwendige Rückkehr von Ruhe, Ordnung und Vertrauen zur Wiederbelebung der gestörten Handels- und Gewerbsverhältnisse unmöglich, wenn die Pläne dieser Parteien nicht zur Ausführung kämen.

Ich lege Ihnen hier die gestern in der Nationalversammlung eingegangene Erklärung der königlich bayerischen Regierung über die Verfassungsfrage bei, und verweise Sie auf die bereits gedruckt in Ihren Händen befindliche Verfassung selbst. Die in letzterer enthaltenen Bestimmungen werden die Bedenken der Regierung rechtfertigen.

Erwägen Sie nur z. B., daß durch die §§. 34 bis 36 der in Bayern zur Schuldentilgung bestimmte Malzaufschlag eine gemeinschaftliche Einnahme für das deutsche Reich werden wird; daß die Ausgaben der künftigen Zentralregierung für die Zivilliste des Kaisers, für die Ministerien, Reichsgericht, Straßen-, Eisenbahn-, Fluß- und Küsten-Aufsichts-Beamte, Kriegsmarine ꝛc. ꝛc. nicht klein seyn werden, daß zu deren Deckung in erster Reihe die Zollgefälle und Produktions- oder Verbrauchssteuern (§. 49.), dann Matrikular-Beiträge (§. 50) und endlich noch Reichssteuern (§. 51) zur Disposition der Reichsgewalt gestellt sind, während die Militärausgaben der Einzelstaaten bleiben, und sie werden gerechtfertigt finden, daß unsere Regierung dem bayerischen Volke schuldig zu seyn glaubt, eine solche Verfassung nicht unbedingt anzunehmen. Vergessen Sie dabei nicht, zu erwägen, daß die bei den bedenklichsten Bestimmungen vorkommende Vertröstung auf die nähere Feststellung durch ein künftiges Reichsgesetz für uns in Süddeutschland wenig Werth hat, da nach Ausscheidung Oesterreichs der Norden Deutschlands in dem Reichstage die überwiegende Mehrzahl der Vertreter zu stellen hat. So sind z. B. im Staatenhause 100 Stimmen für die norddeutschen Staaten, 9 für die sächsischen Herzogthümer, die Schwarzburgischen und Reußischen Lande festgesetzt, und nur 59 für die süddeutschen Staaten. Wie ist es da denkbar, den norddeutschen Bestrebungen gegen Schutzzölle, dann zur Verpflanzung eines Theiles ihrer Bevölkerung in die südlichen Staaten, wo bisher Beschränkung der Ansäßigmachung und Gewerbsbefugnisse der Uebervölkerung und Verarmung noch entgegen waren, mit Erfolg entgegen zu treten, oder zu verhindern, daß bei Ausführung der in der Verfassung nur im Allgemeinen ausgesprochenen Grundsätze nicht überall das Interesse von Norddeutschland, welches in vielen Fällen jenem von Süddeutschland geradezu entgegengesetzt ist, vorzugsweise gefördert werde? Ich glaube, die Geschichte des Zollvereins gibt uns keine Veranlassung, in solchen Dingen auf die Uneigennützigkeit unserer deutschen Brüder im Norden zu vertrauen.

Indem ich diese, gegen meine ursprüngliche Absicht länger gewordene Darstellung der Verhältnisse und meiner Anschauung schließe, lebe ich der festen Zuversicht, daß Sie mit mir die Ueberzeugung theilen, daß nur in gesetzlicher Entwicklung der gegenwärtig verwirrten Verhältnisse die Mittel zur Begründung wahrer Freiheit, sowie jener materiellen Wohlfahrt gefunden werden können, die von dem überwiegend größeren Theile unserer Mitbürger jetzt erstrebt wird. Ein Verkennen dieses Weges würde nicht nur diese Wohlfahrt, sondern jede Bildung und Gesittung großen, ja unübersehbaren Gefahren aussetzen.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Herr Servatius war wirklich hochroth im Gesicht geworden, ob aus Scham, blieb unerörtert; aber einen scharfen Blick warf er auf den kühnen Sprecher und fragte lauernd: „Wie kommt's, daß Mosje Jac den Mann so widerwärtig findet, dem er zum großen Dank verpflichtet seyn sollte? Hat er vergessen, daß der Faktor es war, der ihn über das Meer zu uns brachte, als seine Eltern in Batavia am pestilenzialischen Fieber verstorben?“ —

„Mag er;“ antwortete Wael ruhiger, denn der Blick des Ohms war ihm nicht entgangen; „ich fühle keinen Funken der Dankbarkeit in mir, denn nicht aus Menschlichkeit schützte der herzlose Mensch den Knaben. Eigennutz trieb ihn mit der willkommenen Beute zu Euch, es war ein sicherer Wechsel, den Ihr nicht protestiren konntet, und daß der Fuchs sich nicht verrechnet, wird durch die ungeheuere Valuta bezeugt, die Ihr ihm zuzuwenden gesonnen seyd.“ —

„Du könntest Recht haben,“ sprach der Kaufherr

tiefsinnig und mit hangendem Kopfe. „Aber es giebt Schickungen, die den Stärksten festhalten wie das Spinnennetz die Fliege; es giebt Untiefen im Lebensmeere, denen der beste Schiffspatron nicht entkommt. Gehe jetzt, bedenke ernst, was wir verhandelt, schweige gegen Renata von des Faktors Spekulationen, und thue, was Dir unsere Liebe zu erwerben vermag.“

Er winkte mit der Hand, und Jac, obgleich verwundert über die plötzliche Verstimmung des lebhaften Mannes, verließ gern das Kabinet, denn seine Brust hatte freie Luft nöthig, sein gepreßtes Gemüth freien Erguß des Gefühls und der lösenden Worte. —

Der junge, erhitzte Mann trat aus dem Hause in die weit sich dehnenden Hofräume, spazierte lange Zeit in der Morgenluft umher, streifte durch die offenen Wagenremisen, ehe er den Blutstrom ruhiger wallen fühlte in den gespannten Adern, und ehe er mit sich selbst ins Reine gekommen über die Rolle, welche er in diesem Familienschauspiele, dessen Gardine eben vor ihm aufgerollt, zu übernehmen am vortheilhaftesten und gerechtesten hielt. Als er zum Hause langsam zurück wandelte und den sinnend gesenkten Blick zufällig erhob, sah er in einer Seitenthüre eine der jungen ihm bekannten Mägde im Gespräch mit einem stattlichen jungen Kavalier, welcher die Uniform der Grenadire trug. Das Gesicht des Offiziers hatte einen spanischen Schnitt, der schwarze Zwickelbart bestätigte die Abkunft; doch die emsig und lebhaft Kosenden hatten auch ihn bemerkt, und verschwanden sofort mit Blitzesflug nach Außen hin. In Frankreichs Hauptstadt solcher Aventüren gewohnt worden, dachte er nichts weiter dabei, und begab sich zu dem Krankenzimmer, wohin ihn jetzt zwiefache Sorge zog. Die Kranke lag in sanftem Schlummer, ihr Gesicht hatte Röthe und dem Arzte willkommener Schweiß perlte um das zierliche Kinn und auf der schwanenweißen Stirn. Schwester Renata saß allein als Wächterin ihres Schlummers am Bett, und streckte ihm mit wehmüthigen Geberden die kleine Hand entgegen.

„Grolleſt Du, lieber Freund, über den kalten Empfang Deiner Schwester Renata?“ flüsterte das Mädchen milde. — „Wie konntest Du ungeduldiger, heftiger Mensch die fremden Augen und Ohren vergessen, die diese Stube füllten? O es ist vieles hier anders geworden seit die liebe Mutter schied, und was man vor Jahren als Kinderspiel und Scherz betrachtet hätte, könnte jetzt den Unfrieden und die Zerstörung mehren, wenn es entstellt und vergrößert hinterbracht würde.“

Wael trat zu ihr, setzte einen Fußschemel vor sich hin und streckte sich darauf nieder. Dann nahm er des Mädchens Hand zwischen seine beiden Hände, und sah lange in ihr jugendlich blühendes, freilich von den Blattern, die seine Spuren überall nachgelassen und die schöne Seidenglätte vertilgt hatten, entstelltes Gesicht. Sein Auge haftete aber nicht auf diesem Makel, sondern suchte die großen, lichtblauen Seelenspiegel, deren milder Glanz einen Reiz über das ganze Gesicht verstrahlte, der selbst neben der reinsten Schönheit sie anziehend gemacht haben würde. Verwundert gab sie seinen Blick zurück, als sie aber jetzt bemerkte, wie seine Züge nach und nach einen seltsam schmerzlichen Ausdruck annahmen, da bog sie plötzlich ihren Kopf nieder zu dem seinigen und ihr frischer, rosiger Mund fiel auf seine Lippen, und ruhete lange da im warmen Willkommens-Kusse.

(Fortsetzung folgt.)

An Oesterreich.

Mein Oesterreich! Du wirst in Ungarn siegen,
Wie Du in Welschland herrlich hast gesiegt,
Wo die Empörung mußte Dir erliegen,
Die mit Verrath und Treubruch Dich bekriegt.

Im Herzen lebt an Dich der treue Glauben,
Der immer sich bewährte, der nicht trügt,
Und kein Ereigniß wird denselben rauben;
Stets hat Dein Glück es wunderbar gefügt.

Es schwanken wohl des Kampfes blut'ge Wogen,
Bald nahen sie, bald sind sie wieder fern.
Ist er zuweilen düster überzogen,
So leucht' dann um so glänzender Dein Stern.

Er leuchtet, wenn mit Finsterniß bedecket,
Verhüllt das Vaterland in schwarzer Nacht;
Wenn Deutschland tief in Schmach versunken, wecket,
Zum Ruhm und Sieg, es Oesterreich mit Macht.

Wenn Alles in den Fluten fortgerissen,
Das Festeste zerstäubet und verweht,
Wird, der mit Dir ist, keine Stütze missen,
Du bist der Fels, auf dem sich's sicher steht!

19. April 1849. Ludwig.

Auflösung der Homonyme in Nro.: 74:

Schnitzer.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 79 19. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

„Bist Du nun zufrieden Wildfang?“ fragte sie dann sich zurücksetzend und mit der Linken ihm das Haar aus dem Gesicht streichend und gescheitelt zu beiden Seiten hinter die Ohren legend. „Zufrieden?“ fragte er zurück. „Das Wort ist der kleine Mittelpunkt eines weiten Kreises, und selbst im Munde des Glücklichsten klingt es wie eine Lüge, denn nur die Todten wünschen nicht mehr. Ja, stünden wir beide in nächster Minute am Rande des Ozeans, vor uns das schmale Brett, das zu dem schnellsten Segler der niederländischen Marine führte, und spannte der Segler in der zweiten Minute seine weißen Flügel aus, uns in das ferne Land zu tragen, wo die Grabhügel meiner Eltern unter uralten Palmen sich erheben, dann möchtest Du besser fragen, ob Jac Wael zufrieden sey.“ —

„Seltsamer Mensch, was ist aus Dir geworden?“ entgegnete die Jungfrau verwundert. „Renata fürchtete, daß der unstete Brausekopf in dem wüsten Leben der fremdländischen Weltstadt bis zum unerträglichen Flatterer verdorben werden möchte; Renata zagte für das gute Herz, das ihr lieb geworden; und jetzt sitzt ein trister Philosoph ihr zu Füßen, der sich freilich am besten zu unserm Hausleben passen möchte. Aber sprich, warum willst Du die Heimath fliehen, auf die Du sonst so viel gabst, warum den Ort, wo kindliche Scherze uns verknüpften, und die kleine Renate sich schon mit prophetischer Ahnung Deine Braut genannt?“ —

Die alten Propheten sind todt, die neuen gelten nicht viel!“ antwortete der junge Mann. „Arme Renate, es ist eine gar zu häßliche Welt, in der wir geboren wurden! Alles ist wie ein großer Jahrmarkt, wo der am meisten gewinnt, der am besten den Juden spielt, und zu fünfzig Prozent in alttestamentarischer Frechheit sein Kapital ausbietet. Herz und Geist sind Nürnberger Spielwaaren, die Matadore auf der Börse gehen verächtlich an der Spielbude vorüber.“ —

„Du meinest die arme Floriana? Also weißt Du schon, was ihr bevorsteht.“ —

„Der Herr Ohm ist ein herrlicher Schacherer; er selbst machte mich zu seinem geheimen Rath, ja zu seinem geheimen Polizeimeister im Hause, eine Ehre, für die ich ihm keinen Dank schulde. Aber er vergriff sich, der große Schacherer; er hätte mich nicht nach Paris schicken müssen, wollte er mich zu seinem Makler oder Spion gebrauchen. Ich werde Florianens Sekundant seyn und sollte ich auf des Herrn von Fagels Goldsack für immer verzichten müssen. Eure herrliche Mutter machte mich zu Eurem Bruder und ich will die große Gabe ehren auch nach ihrem Tode. Sprich, was ist mit dem armen Kinde? Warum wirkte die Furcht vor einer Heirath so gewaltsam auf sie? Etwas Ungewöhnliches muß hier walten, denn die Niederländerinnen sind sonst gewöhnt, den Bräutigam nach seinem Kaufladen, seinen Magazinen, seinen Plantagen und seinen goldnen Harnischmännern zu taxiren, und statt nach des Herzens Innern zu fragen, messen sie, wie groß die Buchstaben sind, mit denen das Wörtlein: Kredit! auf der Brust des Verlobten schimmert.“ —

Renata hatte die Hände andächtig und traurig während seiner Rede über ihrer Brust verfaltet. „Du bist bitter, Jac; sagte sie jetzt; „aber ganz Unrecht magst Du wohl nicht haben. Die arme Floriane paßt jedoch nicht in Dein Zerrbild von uns Töchtern Brabants. Floriana war von je das Lieblingskind der Mutter und ich neidete sie nicht, denn auch mir blieb noch genug der Liebe im Herzen der lieben, guten Frau, und ich strebte immer eifrig darnach, der Mutter werth zu seyn, und was sie mir von ihrer Liebe gab, zu verdienen. Das verzogene, verwöhnte Lieblingskind, das darum aber doch gut und unverdorben blieb, das mir nur größere Anhänglichkeit zuwandte, seit es verständig geworden, und eingesehen, wie ich im Herzen der Mutter nur den zweiten Platz bekommen, mußte dreister in die Welt schauen kecker in die Zukunft blicken als wir übrigen Geschwister. Florianens Wünsche waren selten unerfüllt geblieben, und so gewöhnte sie sich daran, keinen Wunsch unerfüllbar zu halten. An einen jungen Spanier, an einen sittigen Ehrenmann, den sie auf einem Feste des Kommandanten sah, wohin wir oft geladen wurden, verlor sie ihr Herz, und die Mutter konnte dem Schooßkinde wenigstens die Hoffnung nicht versagen, da der Capitano de Gastanago, der Neffe des gewaltigen Kommandanten, es redlich meinte und sein Ruf ohne Tadel war.“ —

„Aha!“ unterbrach sie Wael. „Eine Novelle von Florian, der Ritter und die Schäferin! Und das arme Ding wußte nicht, daß Herr von Fagel, so tief er sich bückt vor dem Marquis, doch unlöschlichen Haß im Herzen trägt gegen alles, was nach Madrid schmeckt, weil man ihm mehrmals bei seinen verwegenen Spekulationen auf die Finger geklopft, und die spanischen Zöllner seine nächtlichen Scheldefahrten zu theuren Promenaden gemacht haben. Herr Menzelein hat mir vordem oft von diesen fliegenden Fischen des Ohms, wie er solche Mitternachts-Geschäfte nannte, spöttisch und ärgerlich erzählt.“ —

„Der Faktor ist ein elender Patron, wenn er von dem Manne schlecht spricht, der ihm erlaubte, die Füße unter seinen Tisch zu stecken und sich unter seinem Dache schlafen zu legen; entgegnete das Mädchen nicht ohne Erhitzung. „Aber der widerliche Mensch steckt seine Nase in Alles und läßt seine Zunge los über Alles, läg's noch so fern von seinem unsaubern Dintenfaß. Nein, Jac, die unglückliche Geschichte fand einen ganz andern Widerhaken. Die gute Mutter hatte das Plänchen entworfen, den Kapitän nach und nach vor des Vaters Augen zu stellen, und ihn langsam durch die Bescheidenheit und feine Weise des jungen Mannes an die Gesellschaft desselben zu gewöhnen, und seiner großen Bitte dadurch das Thor zu öffnen. Aber Bruder Barnabas verdarb den wohlbedachten Plan. Er hält seine junge Frau für das Urbild aller weiblichen Schönheit; wer sie sieht, muß sie lieben, anbeten, wahnwitzig wie er es thut. Der Don Karlos, da ihm des Vaters Abneigung gegen seine Landsleute bekannt geworden durch uns, zu schüchtern, zu vorsichtig in den Gesellschaften der Geliebten seine Huldigung darzubringen, richtete seine Apostrophen an die vermeinten Fürsprecherinnen, an mich und die Schwiegerin seiner Holden, und warf so Feuer in ein Pulverfaß. Bruder Barnabas raſete in wüthiger Eifersucht, die arme Vita sah zum neunzigsten Mal die Hölle um sich flackern, mit dem spanischen Ritter kam es fast bis zum Duell, und als der alte Kommandant, als ein Blutsfreund Gastanaga's, davon Kunde bekommen, und strenge Befehlsworte den Barnabas zu Ruhe gebracht, ward alles Hoffnungslicht des armen Kindes zu finsterer Nacht, denn Barnabas hetzte den Vater; jedes Wort, jeder Blick für den edlen Grenadier ward uns verboten bei strenger Ahnung, wir mußten den schmucken Tänzer, den galanten Sprecher meiden überall, und als nun gar die Mutter kränkelte, als das unerbittliche Schicksal sie uns entriß, ergriff wahrhafte Verzweiflung Florianens Sinne, sie schrie Tag und Nacht nach der mütterlichen Helferin, und als ihr Schmerz ruhiger geworden in Erschöpfung, vertrauete sie mir zu mehreren Malen, die Mutter sey nicht fort, sie kose gar oft mit ihr, wenn wir alle schliefen oder sie sonst zufällig allein sey, und hätte ihr Hülfe versprochen, und ich freuete mich der Schwärmerei, da sie der lieben Schwester Trost gab. Da erschien gestern jedoch ein Brief des alten Bräutigams aus Amsterdam, der hämische Faktor verrieth uns den Inhalt, die baldige Ankunft des Kapers, und Floriana saß stumm und bleich den ganzen Abend, legte sich früh auf ihr Bettchen, und mag sich später in fieberhafter Wallung zum Friedhofe fortgestohlen haben, dort bei der Mutter Hülfe zu suchen.“

Wael hielt das brennende Auge starr auf den Boden gerichtet. „Sie that nicht unrecht;“ sagte er halblaut und mit an ihm ungewohntem Ernste. „Konnte die Mutter nicht helfen, so war der Platz doch ein sicher Asyl für solche Noth. Und warum sollte es nicht seyn können?“ setzte er lebhafter hinzu. „Hängt die Seele einer Mutter hier unten fest und unauflöslich an denen, die ein Theil von ihr gewesen, die nur losgerissene Zweiglein sind von ihr selbst, die sie wie der Pelikan tränkte mit dem eigenen Blutsafte; o warum sollte sie, wenn sie abgerufen von der Erde, ganz getrennt seyn von den Lieblingen? Dann wäre sie ja statt in einen Himmel, in eine Hölle versetzt. O Renata, könnte ich nur auch einer Mutter Grab suchen; auch mir ist vielleicht bald ein solches Asyl noth und eine Heiligenstimme, die mir Rath spricht! Aber das liegt weit, und meiner Mutter Geist ist gebannt durch des Meeres Brandung und die Wüste des Wassers.“ —

Renata drückte sich fest an ihn und preßte ihre Hände auf seine Schultern. „Geisterbeschwörer,“ lallte sie, „halte ein, mir wird angst bei Dir.“ —

„Mädchen,“ fuhr er wie von einem innern, tiefen Schauder ergriffen fort, „wenn auch Dich einmal der wackere Kaufherr van Fagel et Compagnie wie eine Waare losschlüge, würdest Du auch lieber das Grab suchen, wie die da im Bett, als Dein Herz ohne Liebe veräußern, und statt der grünen Myrthe den goldenen kalten Zweig des Plutus in Dein schönes Seidenhaar flechten lassen?“ —

Renata stutzte, indeß antwortete sie ruhig: „Floriana ist eine schöne Blume, nach der Alt und Jung gern die Hand ausstreckt. Nach mir schauet Niemand, denn der Regen hat die Blume früh gefleckt und ihre Blätter welk gemacht, und der Wildfang von Vetter war der einzige bis jetzt, der sich um Renata bekümmert, und ihr aus Muthwillen und Langweile ein Bischen den Hof gemacht.“ —

Wael sprang auf und faßte mit scharfem Blick ihre Augen. „Mädchen,“ sagte er schnell und erhitzt, „Scherz und Schelmerei sind die Würzen des magern Lebens, aber es giebt Augenblicke, wo sie zu Gift werden. Nein, Du willst dem Jac keinen Schierling mischen in seinen besten Wein, in den einzigen Labetrunk, den ihm vielleicht sein Genius für das arme Daseyn gehegt. Glaube mir, der leichtfertige Jac hätte nicht so ernst auf den Schulbänken gesessen und mit Bienenfleiß gesammelt, was oft als bitterer Honig von den trockenen Lippen der alten Weisen floß, er hätte nicht in der großen Freudenstadt den Timon und den Harpax gespielt, um des Ohms Gunst sich zu sichern, wenn nicht ein lieber Geist in der Ferne bei ihm geweilt hätte immerdar, wenn er nicht mit diesem

Geiste gemeinschaftlich an einem Bilde seiner Zukunft gemalt hätte, einem Bilde, welches ihm das ganze buntfarbige Paris zuwider machte.“ —

„Jac, was treibst Du? Hat auch Dich die Nachtluft krank gemacht gleich Florianen?“ fragte sie erstaunt, als der junge Mann ihre Hände faßte und wie im Krampf preßte und an seine Brust legte.“

„Renata,“ sprach er heftiger, „das liebe Spiel muß Ernst werden; ich muß eine Sicherheit haben, die mir Kraft gibt die Kämpfe zu bestehen, die hier im Hause auf mich warten; ich muß eine Bündnerin haben, die ich fest weiß, die ich mein weiß, soll ich Euer Schirmvogt werden an der Stelle der trefflichen Frau Juliana. Willst Du die Hand drücken in meine Hand zu Bund und Schwur auf immer? Willst Du — —?“

Ein Geräusch an der Thür machte sein Wort verstummen, denn herein trat die schöne Frau des Hauptmanns Barnabas ängstlich forschend nach der armen Schwägerin. Es wurde Renaten und Jac nicht leicht, der Störerin ihre Aufwallung zu verbergen, doch Waels Gewandtheit, der in der reizenden Vita eine Jugendbekannte begrüßte, und Vita's Verwunderung über des hübschen Freundes unerwartete Wiederkehr verwischten, was Verräther einer Scene werden konnte, die nach der Lage der Verhältnisse keine Vertrauten erlaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 21. April. Auf der Bank der Angeklagten saßen am 16. und 17. vier Bursche aus Steinach und Roth (Landgerichts Münnerstadt), zuerst der Schmiedsgeselle Paul Metz, der Paulus, eine Figur, wie sie Friedrich Wilhelm I. in seinen Garden liebte, dann der Schustergeselle St. Nöth, kleiner, so was man mit dem Ausdruck Milchgesicht bezeichnet, der Müllergesell S. Schmitt, „das Bäßle“, untersetzt, breitschulterig mit kräftigen Gesichtszügen, endlich Schneidergeselle M. Bauer, aus dessen Physiognomie Kummer und Trauer, über seine gegenwärtige Situation sprach. Alle vier waren angeklagt der Tödtung des Reviergehülfen Stab, der ersten beiden als Urheber, die Letztern als Gehülfen. Stab schien sich mit den Steinacher Mädchen viel zu thun gemacht und dadurch den Zorn der männlichen Jugend des Ortes um so mehr auf sich gezogen zu haben, als außerdem schon Reviergehülfen eben keine beliebte Personen sind. Metz hatte früher „eine Bekanntschaft“ und Stab bewarb sich um dieselbe, Nöth soll geäußert haben: „ich habe eine Picke auf ihn, weil er meine Dirne nicht ihn Ruhe ließ“, Bauer zankte sich wieder wegen eines Mädchens, dem Beide einschenken wollten lassen, mit ihm, und von Seb. Schmitt wurde erwähnt, daß er im Wirthshaus einen Zwist mit Stab hatte.

Am Abende des 6. August kam der Pfleger Dünisch mit Stab im Wirthshause in Hader und wurde „hinausgethan“, d. h. aus dem Nebenzimmer, wo die Honoratioren saßen, in das größere Wirthszimmer gebracht; Zeugen des Zwistes waren von diesem aus die 4 Angeklagten, ferner A. Hain, J. Thomas Schmidt und noch Andere. Dünisch setzte sich nun zu den Burschen an die Ofenbank und sprach leise, namentlich mit S. Schmidt. Da verließ auch Stab durch die Küche das Nebenzimmer. Einer (wer?) kommt herein und sagt, der Jäger ist fort, es entsteht eine Bewegung in der Stube und die vier Angeklagten, auch Hain und J. Th. Schmidt verlassen dieselbe, zwar nicht zugleich, aber kurz nacheinander, wahrscheinlich in folgender Ordnung; Metz, Nöth, Bauer, S. Schmidt, Hain, Joh. Thomas Schmitt. Sie springen vor der Kirche vorüber zum Hause des Revierförsters. Der Zimmergeselle Neugebauer, in der Nähe wohnend, hörte Nöth schreien, „packt ihn oder schlagt ihn.“ — Der Reviergehülfe, der die Mägde wecken will, wird im Hofe herumgejagt, die Magd Vorndran sieht, wie Metz und ein anderer, dem sie zwar nicht ins Gesicht blicken, aber doch für Nöth erkannte, auf den Gehülfen zuschlagen. Stab fällt, stoßt einen Schrei aus; sie reißt die Thür auf und Alle entfliehen. Stab ist wenige Stunden darauf eine Leiche. In der Voruntersuchung gab die Vorndran an, daß sie noch im Bette den Ruf gehört: Schlagt ihn vollends tod, den Himmelssakrament, ich bezahle noch ein Paar Maas Bier, und nach der Stimme sey es S. Schmidt gewesen; in dem Laufe der öffentlichen Verhandlung blieb sie jedoch darauf nicht stehen, und als man sie aufmerksam darauf machte, daß Neugebauer von seinem Fenster aus gerufen: „Schlagt ihn nur nicht vollends tod!“ gab sie dieß als eine Verwechslung an, da auch die Stimme ähnlich laute.

Aus den Aussagen ergab sich als gewiß, daß Paul Metz geschlagen habe, ferner, daß er einen acht Fuß hohen Klafter-Stickel — der in 3 Stücke geschlagen ward — von Seb. Schmitt, der den Klafterstickel zuerst ergriffen, als Waffe gegen Stab gebrauchen wollte; daß Nöth mit seinem Scheit geworfen, daß Bauer mit einem Scheit dem Stab auf den Rücken geschlagen, daß Schmitt jene Stange zuerst in der Hand gehabt. Hain und J. Schmitt waren gar nicht in den Hof gekommen, und sahen nur von Außen zu, waren auch schon in der Voruntersuchung freigegeben worden. Zweifelhaft war hinsichtlich Metz, ob er den Stab mit dem Klafterstickel getroffen und wohin er ihn getroffen. — Stab hatte am Hinterhaupte und am linken Stirnbeinhöcker die Todeswunden. — Metz behauptet, er habe mit dem Stickel fehl geschlagen und auf den Sand getroffen, davon sey der Stickel von einander gesprungen, er habe dann dem Stab einen Faustschlag

auf den Hintern gegeben. Allein diese Angaben fanden von den Uebrigen vielfach Widerspruch, und auch die konstatirte Aeußerung des Metz nach der That: „ich habe ihm seinen Theil gegeben", verdächtigte ihn. Nöth will das Scheit geworfen haben, daß es klappere, die Uebrigen dadurch geschreckt würden, und aufhören. Er bestreitet, daß er es war, den die Vordran schlagen gesehen, es sey Bauer gewesen. In wie weit er mit Bauer thätig gewesen, darüber lauten die Angaben alle so schwankend, daß es durchaus nicht aufgeklärt wurde. Von Seb. Schmitt gab Metz an, aufgestachelt worden zu seyn, er habe ihm den Klafterstickel gegeben, Nöth sagte, Metz habe dem Schmitt den Stickel entrissen, später „nicht gar so mit Gewalt entrissen."

Die Anklage findet ferner im Benehmen des Schmitt im Wirthshause Mancherlei, was ihn der Theilnahme drängend verdächtige, und macht darauf aufmerksam, daß er im Gefängniß den Uebrigen „armen Burschen" 200 fl. geboten habe, „um ihn freizusagen", was durch den Gerichtsdiener konstatirt worden war. Auch gegen die Andern gab die Anklage in umfassender Weise, was zur Begründung der Anschuldigung dienen konnte. Die Vertheidiger dagegen suchten die Widersprüche der Sachlage und Aeußerungen zu Gunsten ihrer Klienten zu deuten und darzustellen. Die Vertheidigung des Metz ging besonders dahin, nachzuweisen, daß die Wunde durch Andere mit einem Scheit und nicht mit dem Stickel verursacht worden sey; die des Nöth wollte die Aussage der Vordran entkräften, die Aufrichtigkeit, die Konsequenz in den Aeußerungen dieses Angeklagten nachweisen; der Vertheidiger des F. Schmitt legte besonderen Nachdruck darauf, daß die Haupt-Anklagen gegen denselben, selbst von einem Angeklagten herrühren, und daß Schlußfolgerungen aus Indizien (Anzeichen) nur unsichere Resultate geben; die Vertheidigung des Bauer nahm die Aussagen desselben gegen die ihn beschuldigenden des Metz und Nöth in Schutz.

Das Urtheil der Geschwornen und die Strafaussprüche des Schwurgerichtshofes war: Metz wurde als Urheber des Verbrechens der vorbedachten Körperverletzung, welche den Tod als wahrscheinlich voraussehen ließ, zu der Strafe des Zuchthauses auf 8 Jahre, Nöth und Schmitt der Hülfeleistung hiezu 1. Grades, und überdieß Nöth im Zusammenflusse mit dem Vergehen der Körperverletzung und Schmitt mit dem nächsten Versuche zu diesem Vergehen, endlich Bauer der Hülfeleistung 3. Grades im Zusammenflusse mit dem Vergehen der Körperverletzung schuldig erkannt, Nöth zu den Strafen des Arbeitshauses auf vier Jahre zwei Monate, Schmitt auf vier Jahre ein Monat, Bauer auf ein Jahr sechs Monate verurtheilt.

Folgende Geschwornen gingen aus der Urne hervor: Meder, Hain, Münch, Vornberger, Beetz, Staub, Mayer, Ruttiger, Meilhaus, Mees, Maier, Baumann (Obmann). Die Anklage führte Appellationsgerichts-Rath Dr. Lotz, die Vertheidigung des Metz Accessist Mack durch, die des Nöth Anw. Dr. Warmuth, des Schmitt Rechtspraktikant Hänle, des Bauer Accessist Treutlein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Einem Beamten wurde, wegen eines Vergehens, sein Absetzungsurtheil vorgelesen. Nach dessen Anhörung äußerte er: „Das kann vielen Menschen das Leben kosten." Man nahm ihn hierauf fest, damit er Aufschluß über diese bedenklichen Worte gäbe. „Ich habe vor 20 Jahren," sagte er dann, „Medizin studirt, und da ich jetzt ohne Brod bin, muß ich das längst beseitigte Geschäft wieder anfangen."

Beim Schmücken eines Grabes mit Blumen am letzten Allerseelentage ward eine trauernde Wittwe also gefragt: „Nun, Guste, Sie ist ja auch hier?" — „Ja, sehen Sie," war die Antwort, „vor'm Jahr ist mir mein Mann gestorben und da dacht' ich, ich wollte mir heute auch n'en Spaß machen."

Auflösung

des Räthsels in Nro. 77.

„Statt heiterer Zerstreuung"
— So denkt ihr — „'s ist zu arg,
Bringt Särg' er." — Um Verzeihung!
Nicht Friedhof ist's, nicht Sarg. —

Wird, sagt mir, schon im Hause
Ein Sarg mit Erd' bestreut?
Gerichtet gar solch' Klause?
Doch hört, ihr lieben Leut':

Mein Kläuslein — leicht zu kauen
Ist's von der zartsten Hand
Von Männern wird's und Frauen
In Fern' und Näh' versandt.

Ein Schlüßlein, ohne Feder
Und Riegel schließt die Thür —
Doch jetzt genug! ein Jeder
Das Kläuslein nun erspür'!

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 80 20. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Wir überspringen fast eine Woche, wo die Lage der Familie, in welche wir mit des Teufelchens Asmodi Hülfe einen Blick durch das Dach gethan, sich wenig veränderte. Der junge Wael hatte die Fremde wiederum abgestreift, hatte seinen einstigen Platz mit Dreistigkeit wieder eingenommen, und schien ihn mit kräftigerer Sicherheit als vorhin behaupten zu wollen, obgleich Hr. Erasmus, der Zahlenmensch, ihn gleich einer unwillkommenen Null ohne Zähler verächtlich zu betrachten schien, und der Hauptmann Barnabas gar oft Blicke auf ihn warf, die wie Zünder einer Mine funkelten, wenn der ungenirte Studios zu lebhaft seine poetischen Tiraden gleich Maiblümchen, mit denen sich die Jugend scherzend wirft, an die schöne Vita adressirte. Doch mühsam nur versteckte unser Held die Bewegung seines Gemüthes, die Unruhe seines Herzens und der Seele Bangen unter jene Leichtfertigkeit, die man an ihm gewohnt war, denn vergebens hatte er eine zweite Stunde gesucht, wo er mit der Jugendfreundin allein zu seyn hoffte, und er fühlte, seit er die nie gefürchtete, nie bedachte Möglichkeit, Renata könnte eines andern Mannes Eigenthum werden, wie ein Gespenst vor sich gesehen, daß er dem guten, anspruchslosen Mädchen mehr zugethan als mit der Neigung des Bruders. Aber Renata mied ihn absichtlich, und Floriana hatte sich erholt, war bereits außer Bett, wenn auch noch an das Zimmer und den Lehnsessel gebannt, und ein unerklärliches Gefühl hielt ihn ab, die Kranke zur Vertrauten zu machen; er wagte es nicht ohne vorherige Erlaubniß Renatens, er wagte es nicht, weil es ihm als eine Entheiligung seiner besten Empfindungen vorkam. Trägt doch die erste Liebe des jungen Herzens immer den Charakter der Scheu und Verschämtheit; sie ist dem Liebenden wie ein Heiligthum aus fremder Welt, durch unsichtbare Hände ihm gespendet, ihm anvertraut; das Licht, das sie beleuchten könnte, ist ihm zu materiell für die Himmelsgabe, das Wort zu irdisch, zu unzart, um von dieser Aetherblume zu erzählen.

— „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier,
Reißt der schöne Wahn entzwei.“ —

Ein unerwartetes Ereigniß störte jedoch die Windstille, in welcher bislang das Fagel'sche Familienschiff lavirt hatte, plötzlich zu einem tüchtigen Seewinde auf der die Mehrzahl der Leute in demselben aus ihrer Unthätigkeit empor riß. Ein Herr van Kuik betrat das Fagel'sche Komtoir und meldete die Ankunft seines Prinzipals, des achtbaren, hochansehnlichen Herrn Peter Bauch, der Nachts zu Brüssel eingetroffen und im Gasthofe zum Herzog Alba abgestiegen, da ihm auf der Reise das Ableben der Frau Juliana kund geworden, und er darum das Trauerhaus, das ihm vom künftigen Schwiegerpapa zum Quartier geöffnet worden, nicht ohne Anmeldung mit seiner plötzlichen Ankunft hatte belästigen wollen. Herr Servatius war entzückt über den ungewöhnlichen Zartsinn des Holländers, brach in hohe Lobreden aus und quetschte dabei dem steifen, ehrbaren Amsterdamer Kommis die Hände, sandte auch sogleich als Ambassador seinen Erasmus ab, den alten Handelsfreund wie im Triumphe einzuholen, und befahl dem Faktor Wulf Menzelein aus dem Werktag einen Sonntag zu machen für sich und alle Arbeiter, dagegen Diener und Mägde in doppelte Thätigkeit zu pressen, um Haus und Tafel zu einem Feste in den Stand zu setzen, wie es nur irgend die Trauerzeit erlauben möchte. Mit Schrecken dachte er dabei an die kränkelnde Braut, die unmöglich dem soliden Geschmacke des Holländers in ihrem jetzigen Zustande gerecht seyn durfte, verwünschte das nervenschwache Ding, verwünschte noch mehr den windigen Neffen Jac, nach welchem er schickte, um durch ihn die Mädchen instruiren zu lassen, der aber die tiefsten Hausräume früh Morgens verlassen, um seine Jugendbekanntschaften aufzufrischen, und mit einigen seiner frühern Genossen die Umgegend der Stadt, die er als seine Stiefmutter zu betrachten hatte, zu durchwandern und in seinen Jugenderinnerungen zu schwelgen und zu vergessen, was ihn seit seiner Wiederkehr bedrückte. —

Durch den Faktor wurde den erschreckten Schwestern die Ankunft des Holländers kurz und trocken gemeldet, und wenige Stunden hernach führte der Vater mit strengem Gesicht, in dessen Augen die eingeschüchterten Töchter so deutlich lasen, als wäre ein Kommandobuch vor ihnen aufgeschlagen, den fürchterlichen Fremden ein.

Herr Peter Bauch war ein kleines Männlein, in der Form einem Kugelfisch nicht unähnlich. In seinem Lebensbuche mochte die 365 schon sechzig Male und

und darüber addirt worden seyn, doch hatte sein apfelrundes Gesicht, wenn auch mit der Theeblässe seiner Landsleute gemalt, wenige Falten und eine wohlthuende Gutmüthigkeit lag auf den stumpfen, wenig von dem Innern sagenden Gesichtszügen verbreitet, und kam noch mehr in den kleinen Augen zu Tage, deren Farbe in einem matten Blaugrün spielte. Sein Anzug mußte dagegen jedes weibliche Wesen für den Träger gewinnen, denn wenn auch Form und Schnitt bequem und und dem Alter anpassend erschien, so leuchtete doch aus jedem Theile desselben die höchste Sauberkeit ins Auge und das feine Tuch, Knöpfe and Schnallen vom edelsten Metall, die zart gebaute Stußperücke, der lange Rohrstock mit schwerem Goldknopfe, Alles deutete den reichen, wie den ordnungsliebenden und auf sich selbst viel haltenden Millionär, der gewürdigt worden, unter den hochmögenden Staatenherren seinen Ehrenplatz nehmen zu dürfen.

Nach der ersten förmlichen Begrüßung legte der Holländer ohne weitere Komplimente sein dreieckichtes Tressenhütlein auf den Spiegeltisch, stellte den Rohrstab vorsichtig daneben und nahm wie etwas Gebührendes den Sessel in Besitz, den ihm der Hausherr unterschob. Seine kleinen blinzelnden Aeuglein liefen alsdann über die beiden Mädchen auf und nieder, und an den über dem runden Korpus gefalteten weißen speckichten Händen sah man die beiden Daumen gleich zwei kleinen Mühlenwellen sich beständig umeinander wälzen, wodurch zugleich zwei kostbare Brillantringe an den Zeigfingern des alten Brautwerbers sichtbarer wurden, und die Augen des Herrn Servatius van Fagel magnetisch fesselten.

Renata hielt ihre Blicke dagegen fest auf die Schwester gerichtet, und Mitleid wie Besorgniß sprachen sich in ihren schönen Augen aus, und nicht ohne Grund. Floriana hatte sich ehrfurchtsvoll verneigt, und dann einen Augenblick nur den gefürchteten Werber angeschaut; langsam glitt sie dann auf den Stuhl zurück, von dem sie sich erhoben; das blasse Antlitz färbte sich mit hohen Rosen, dagegen neigte sich das Köpfchen, die Blicke wurzelten fest am Boden, doch aus dem starren Blick schoß zuweilen ein heimlicher Strahl, der jetzt aussah wie der zuckende Blitz der Verzweiflung, und im nächsten Augenblick dem aufschießenden Irrlicht des Wahnwitzes glich. Aengstlich trat Renata dem alten Herrn einen Schritt näher und mit bebenden Lippen beantwortete sie hastig und fast vorlaut die Reden, die von dem Munde des Herrn Peter Bauch schnell und fest, aber stets von kleinen Pausen unterbrochen, an die Mädchen gerichtet wurden. —

„Ein Paar liebe Fräulein!“ sagte der alte Herr mit fast zärtlichen Tönen. „Wohlgestaltet, echte Farbe, sittige Tracht, nichts Welsches oder Frankreich'sches daran! Gratulire, mein Herr und wackerer Freund in Mercurio!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Kossuth, Diktator von Ungarn.

Wenn in neuester Zeit ein Mann die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, so ist dieß Kossuth. Zur selben Zeit, als Lamartine in Frankreich die Augen der erstaunten Welt auf sich zog und in Frankfurt das Parlament für die Rechte des deutschen Volkes in die Schranken trat, zur selben Zeit warf auch Kossuth von der Tribüne des ungarischen Repräsentantenhauses Worte auf die tief erschütterten Zuhörer, welche wie Blitze das Herz der Magyaren entzündeten und die Nation dergestalt ergriffen, daß sie hochaufloderte im hellen Freiheitsbrande.

Ludwig Kossuth ist im Jahre 1806 in einem kleinen Dorfe der Zempliner Gespanschaft im nördlichen Ungarn von adelichen Eltern geboren und von slovakischer Abstammung. Seine juristischen Studien vollendete er zu Pesth, wo er eine Zeitlang in drückender Armuth lebte, bis mehrere Deputirte ihm die Geschäfte, welche sie für verschiedene Komitate zu besorgen hatten, übertrugen. Auf diese Weise war Kossuth in den Stand gesetzt, sich denjenigen Studien, zu welchen er die meiste Hinneigung und Vorliebe hatte, mit Muße hingeben zu können; dessenungeachtet versäumte er nicht die ihm zu Theil gewordenen Geschäfte und die damit verbundene Korrespondenz mit gewissenhafter Genauigkeit und unermüdlichem Fleiße zu führen. So lebte er eine Weile mit vielfachen Studien beschäftigt, bis verschiedene Deputirte auf die vielen und großen Talente, welche in ihm schlummerten, aufmerksam wurden und ihn beauftragten, die Verhandlungen des ungarischen Reichstages in einer neu gegründeten lithographirten Zeitschrift zu besprechen. Bis zu jener Zeit erschienen durchaus keine Besprechungen des Landtages, und Alles, was man darüber erfahren konnte, bestand in einem kurzgefaßten Resumé der wichtigsten Verhandlungen, welches in den zensirten politischen Journalen abgedruckt wurde. Mit einer bis dahin ungekannten Freimüthigkeit besprach Kossuth die Verhandlungen, und die Opposition war erfreut darüber, endlich ein Organ zu haben, welches ihre politische Handlungsweise Angesichtes der gesammten Nation vertreten könne. Die Regierung suchte so oft als möglich dieses lithographirte Journal zu konfisziren, indem sie behauptete, auch Lithographien gehörten in das Fach der Drucksachen und müßten eben so wie diese zensirt werden. Allein nichtsdestoweniger vermehrte Kossuth die Zahl seiner Handschreiber, kümmerte sich weder um die Konfiskation noch Zensur und sah seine Bemühungen reichlich dadurch belohnt, daß sein Journal eine ziemlich große Verbreitung im ganzen Lande fand.

Seine mit übersprudelnder Freiheitsbegeisterung und Leidenschaft geschriebenen Artikel schienen denn doch der Regierung zu gefährlich und Kossuth wurde endlich verhaftet und in ein schweres Gefängniß geworfen; da er mit verbundenen Augen in seinen Kerker geführt und

auf eben solche Weise seiner Haft entlassen wurde, so ist es ungewiß, in welchem Gefängniß und auf welcher Festung er sich befunden hat. Mit ihm zugleich wurden zwei andere Jünger der Freiheit und Freunde Kossuth's ins Gefängniß abgeführt und zwar Wesseleny nach Munkacs und ein Dritter, dessen Name weniger bekannt ist, nach Kufstein. Länger als zwei Jahre blieben diese drei im Kerker, bis endlich die Regierung beim Schlusse des Landtages eine jener Amnestien erließ, wodurch sie sich besonders die Gunst des Volkes zu erwerben glaubt. Das furchtbare Gefängniß hatte auf die Eingekerkerten einen furchtbaren Eindruck gemacht. Wesseleny war in seinen kräftigsten Jahren schon alt geworden, sein Haar war ergraut und seine Augen erblindet; als alter blinder Mann kam er aus Munkacs und er konnte für sein Vaterland, dem allein sein Herz schlug, für das er so viel duldete, nichts mehr wirken; der zweite war in Kufstein blödsinnig geworden, die Künste des Absolutismus hatten sich endlich doch eines ihnen gefährlich scheinenden Menschen entledigt, seinen Geist unterdrückt und getödtet und das wollten sie ja. Nur Kossuth kam als derselbe Feind der Dynastie und der Regierung aus dem Kerker, als welcher er in denselben hineingegangen war. Zwar war sein Körper krankhaft und schwach geworden von den jahrelangen Leiden, aber sein Geist war stark, frisch, kräftig, lebendig und unverdorben geblieben.

Die Regierung hatte zwei Feinde verloren, aber dafür war der dritte ein furchtbarer, riesenhafter Feind für sie geworden.

Im Jahre 1847 war er zum Deputirten ins Repräsentantenhaus gewählt. Fürst Bathyany hatte die Führung der Opposition übernommen und Kossuth war der Sprecher derselben.

Schon damals lebte sein Name im Munde aller Magyaren und in den Märztagen stand er an der Spitze der Deputation, welche vom Kaiser so viele und große Zugeständnisse erwirkte. Als Bathyany mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt ward, wurde Kossuth Finanzminister und von diesem Augenblicke zeigte er erst klar und deutlich, wie aufrichtig er der Sache der Demokratie ergeben sey. Von demselben Augenblicke, in welchem er ins Ministerium trat, wurden die Ungarn gerechter gegen die verschiedenen in ihrem Lande lebenden Nationalitäten; von demselben Augenblicke an trat Ungarn in die Reihe der übrigen Freiheitskämpfer und mit dem Blute seiner besten Söhne hat es den Pakt, welchen es mit der demokratischen Partei abgeschlossen hat, besiegelt.

All' das, was Kossuth als Finanzminister gethan, ist unnöthig zu erwähnen, weil es noch im Gedächtniß Aller lebt; eben so wenig wollen wir umständlich erzählen, wie er, als Ungarn an den Abgrund der Gefahr gestürzt wurde, an die Spitze des Landesvertheidigungs-Ausschusses trat, wie er im Ungarlande herumzog und durch feurige Reden die Bauern begeistert, sich kühn ins Schlachtgewühl zu stürzen, wie er endlich durch die riesenhaftesten Anstrengungen es dahin brachte, daß der Feind Ungarns Jellachich, aus den Gauen seines Vaterlandes hinausgejagt wurde.

Noch überraschender aber ist, was Kossuth seither geleistet hat. Man kennt das anfängliche Kriegsglück der kaiserlichen Armee gegen die aufständischen Ungarn; mit der Einnahme von Raab schien der Feldzug beendigt, die Einnahme von Pesth und Ofen drohte den Ungarn einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Aber gegen Alles Erwarten hielt Kossuth's patriotisches Feuer in Rede und Beispiel den schwankenden Reichstag noch länger zusammen, er zog mit demselben nach Debreczin, und organisirte dort eine noch großartigere, energischere und umfassendere Thätigkeit zur Landesvertheidigung. Ohne Kossuth wäre die ungarische Sache vielleicht schon verloren; aber er hält noch Alles zusammen, er knüpft fortwährend neue Verbindungen an, er ruft die tüchtigsten Generäle der polnischen Emigration unter die Fahnen der Ungarn, er unterhält Einverständnisse mit der Propaganda, er weiß Waffen und Kriegsbedarf in das auf allen Seiten eng zernirte Land hereinzuschaffen, er befeuert hier den Adel, dort die Bauern, hier die griechische Geistlichkeit der Serben und Wallachen, dort die unter Metternich's Gewissenszwang so hart bedrückten Protestanten, — und überall wirkt seine Rede und und Erscheinung elektrisch, belebend, hinreißend.

Auch seine erbittertsten Gegner müssen es Kossuth nachrühmen, daß er ein uneigennütziger edler Mensch ist. Ungeheure Summen, welche der von ihm befeuerte und freiheitsberauschte Adel auf den Altar der vaterländischen Sache legt, gingen und gehen noch durch seine Hand; aber er ist arm, anspruchslos in seinem Privatleben, mäßig in seinen Lebensgewohnheiten. Er hat, wie er selber sagt, nur den Einen Ehrgeiz: der Washington seines Vaterlandes zu werden. Bis jetzt hat er viele Aussicht dazu: wenn die Diplomatie ihm nicht einen Strich durch die Rechnung macht, wenn der patriotische Eifer des Volkes nicht erkaltet, so kann allerdings mit der Zeit die Zahl der europäischen Freistaaten durch Ungarn um Einen vermehrt werden. Denn nur ein gewaltiger äußerer Feind schafft Einigung nach innen und nur im Krieg erkauft ein Volk seine Freiheit so, daß es den Preis des Sieges durch den Werth der Opfer, die er gekostet, zu schätzen weiß. Das hat das Beispiel des Unabhängigkeitskampfes der nordamerikanischen Freistaaten am glänzendsten bewiesen.

Allein auch wenn Oesterreich siegt im Bunde mit Rußland und durch die Gunst des Kriegsglücks, wenn die Ungarn unterliegen, wie Polen im Jahr 1831, wenn solcher heldenmüthige Patriotismus vom Glücke verlassen bleibt, wird Kossuth dennoch Einer der hervorragendsten Männer der neueren Geschichte bleiben.

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 22. April. Haben wir bereits in den wenigen Tagen, seitdem das Schwurgericht seine Sitzungen begonnen, eine Reihe interessanter Fälle an uns vorüberziehen sehen, um so interessanter, weil jeder Fall andere Anziehungspunkte für die Kenntniß der menschlichen Verhältnisse und des menschlichen Herzens bot, so eröffnete uns die Anklage gegen den Gastwirth Johann Schleicher wieder ein neues, reiches Gebiet. Nicht allein, daß in den beiden Tagen mehrere interessante Episoden in die Verhandlungen eintreten, nicht allein, daß die juridische Frage zu mehrfachen geistreichen Gefechte führte, das Ganze bewies uns recht deutlich wieder den Erfahrungssatz, daß nicht Alles, was allenfalls und wahrscheinlich ist, auch wahr ist, und daß man auf das Zusammentreffen mehrerer Zufälle hin noch keinen sicheren Schluß machen soll.

Auf der Bank der Angeklagten sitzt der Gastwirth Schleicher aus Hofheim, 56 Jahre alt, ein dicker, behäbiger Mann, in dessen verschwommenen Gesichtszügen der Eindruck, welchen die langen, für ihn so gewiß so qualvollen Verhandlungen auf ihn machen mußten, fast gar nicht zu lesen war. Nur hie und da glitt fast unmerklich ein leises Lächeln über seine Lippen; nur hie und da wurde das runde, volle Gesicht bei schweren Anklagen etwas länger. Dagegen waren die Hände um so lebhafter, und fast jede Rede mit Bewegung derselben begleitet. Schleicher spricht übrigens deutlich und nicht ungewandt, und daß er gerne und viel spricht, konnte man gut gewahren. Jahre lang Skribent und Sportelrendant beim Landgerichte Hofheim ließ er sich später in Hofheim nieder, fing dort, nachdem er eine Zeit lang Salzfaktor gewesen und angeblich wegen Unredlichkeit suspendirt worden, eine Gastwirthschaft an, heirathete vier Mal und erwarb sich einen guten Leimund und bedeutendes Vertrauen in dem Orte. Er war bei der Kirchen-Verwaltung, bei der Gemeinde-Verwaltung, hatte Stimmen bei der Parlamentswahl nach Frankfurt und scheint überhaupt ein Mann zu seyn, der anstellig, mit Prozeßhändel vertraut ist und viel um Rath gefragt wird.

Auf der Bank der Zeugen sitzen nur sieben Juristen; ein Landrichter, ein Kreis- und Stadtgerichtsrath, zwei Assessoren, ein Patrimonialbeamter und zwei Konzipienten bei Advokaten.

Die Thatgeschichte steht mit der Familiengeschichte Schleicher's und mit mannigfachen juridischen Erörterungen genau im Zusammenhang. Wir wollen versuchen, Alles das, was nicht wesentlich dazu nothwendig, ist, davon abzuschneiden, um unsern Lesern nicht mit ermüdender Breite beschwerlich zu fallen. Nach dem Tode der dritten Frau verhandelte Schleicher mit dem Vater derselben, Reusch aus Schonderfeld, wegen der Gleichstellung mit den übrigen Kindern des Reusch, da er (Schleicher) mit seiner Frau nur 1500 fl. erhalten, während andere Kinder mehr bekommen. Reusch hatte ein Gut, das er seinem Sohne Andreas übergeben wollte. An Schleicher hatte er 2300 fl. theils auf Hypothek, theils auf Handscheine geliehen. Schleicher hinwiederum wollte seine zwei Kinder dritter Ehe einkindschaften.

So kam denn auf dem Landgerichte Gemünden ein Einkindschaftungs-Vertrag zu Stande, in welchem bestimmt wurde, daß zwei Kinder Schleichers aus der dritten Ehe das ihnen von ihren Großeltern mütterlicher Seits dereinst anfallende Vermögen als Voraus ausschließlich erhalten sollten. Die Schuldforderung in Betrag zu 2300 fl. erließ Reusch seinem Schwiegersohne zur Aufbesserung der Heimsteuer. Dagegen machte sich dieser verbindlich bezüglich der Gleichstellung des Sohnes Andreas bei der Gutsabgabe (nebenbei gesagt, dieses Gut schätzte Schleicher viel höher als diese 3800 fl. nämlich die 1500 fl. Heimsteuer und 2300 fl. nachgelassene Schuldforderungen) sich jeglichen Einwandes zu begeben. Der Vertrag wurde 8. Mai 1848 abgeschlossen, dem Schleicher offen behändigt, am 15. Mai von diesem dem Patrimonial-Amte Bundorf, als obervormundschaftlicher Behörde übergeben, von diesem mit Schleicher durchgegangen, mehrere Abschriften davon gefertigt und zuletzt am 6. März 1848 auf Grund dieses Vertrages eine Klage gestellt wegen Verletzung des in diesem Vertrage den Kindern Schleicher's von dem Großvater derselben gebührenden Vermögenstheiles und in Folge davon auf Aufhebung des Vertrages. In der Klag-Beilage fand nun der Referent des Landgerichtes Gemünden, bei welchem die Klage gestellt worden, und von dem zufällig auch der Vertrag selbst aufgenommen worden war, statt der Worte: "sich jedes Einwandes begeben" die Worte: „sich jeden Einwandes vorbehalten." Das Landgericht Gemünden ließ hierauf von Bundorf den Original-Vertrag kommen, und hier zeigte sich an der betreffenden Stelle deutlich wahrnehmbar eine Rasur und Korrektur, so daß der Patrimonial-Beamte (aber erst eine Zeitlang, nachdem er den Vertrag mit Schleicher durchgangen) diese Wahrnehmung am Rande amtlich beglaubigte. Dieß der Grund der Anklage.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rätsels in Nro.: 79:

Brief und Briefkasten.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 81 22. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

„Amsterdam ist eine Pracht-Residenz, das Eldorado der Kaufleute;“ fing er dann wiederum an; „alle wie Könige darin; ein Rathhaus auf lauter Mastbäumen, im Haus und Stall blanker Estrich man getraut sich kaum, in Pantoffeln aufzutreten, das Servietchen hier ist kaum so weiß wie der Boden, auf dem eine edle Frau von Amsterdam spaziert.“ „Sie können doch Thee brauen, selbst mit den eigenen Händchen?“ fragte er wiederum nach einer Pause. „Mehr zu thun hat unsere Künftige nicht, und mag übrigens sie am Kamin sitzen und kommandiren wie eine Prinzeß in Ostindien.“ —

Er erzählte dann, gleichfalls in Absätzen, von seinem Hause an der Amstel, von seinen Gärten, seinen Tulipanen-Beeten, von seinen Zuckerbäckereien, seinen Segeltuchfabriken, seinen Gewürzmagazinen, seinen Leinwandbleichen mit der Wohlbehaglichkeit eines gemachten Mannes. — „Viel Aufsicht nöthig, viel Plackerei, viele Aergerniß;“ setzte er hinzu; „aber nichts fällt auf die junge Frau, wenn sie nicht will ihren Spaß haben am Zuschauen und regieren unserer kleinen Welt, und sich einem Halbtausend Dienstbaren präsentiren als die vermögende Frau, die zu kommandiren hat den Herrn selber. Mag den Garten lassen verschneiden in chinesische Figuren oder zu allen Bestien, die in der Arche Noäh verpackt lagen, mag für einige tausend Gulden Zwiebeln verschreiben aus Harlem, mag beim Goldschmied sorgen für neue Spangen und kostbar Gestein, mag entgegen fahren den Häringsbuisen oder der Zimmt- und Ingwer-Flottille auf unserer vergoldeten Jacht durch das Ypsilon; Niemand wird ihr legen eine Sandbank vor den Willen, denn wir Amsterdamer Herren sind Löwen und Bären auf dem Börsesaal, aber im Hause Lämmer, Lämmer weich wie Lyoner Sammet und zart wie Spitzenkram aus dieser Stadt.“ —

So plapperte Herr Peter Bauch gutmüthig ein Halbstündchen, dann stand plötzlich das Mühlenrädlein seiner beiden Daumen still, er erhob sich schwerfällig, und als ihm mit schneller Höflichkeit der Hausherr Hütlein und Stock gereicht, warf er noch einen langen, freundlichen Blick auf beide Schwestern, nickte mehrere Male mit dem ehrwürdigen Haupte und schritt durch die von Herrn Servatius aufgestoßene Thür langsam und gravitätisch hinaus. „Gratulire nochmals zur guten Waare;“ sprach er draußen. „Echter Mocka ohne Seewasser! Wahrhafte Gewürzneglein mit krausen, frischen, duftigen Kelchen! Nehme keine Aussteuer, braucht sich nicht zu geniren der Herr Patron! Nur ein Testament auf Leben und Sterben, ein bündig Papierchen, daß das Kind weiß, was sie hat vom Vater, daß ihr die Advokaten keine Molestie machen. Herr Peter Bauch thut desgleichen auf Leben und Sterben, oder hat's vielmehr schon gethan; unser van Kuik führt's in der Reisetasche, bündig gemacht vor dem Rathhause zu Amsterdam, Frauenpfennig, Nadelgeld, Witthumsschatz; sollet zufrieden seyn, Herr Patron; der hochmögende Herr Witten von Hamstede, der Baas von Holland, hat nicht mehr verschrieben.“ —

Herr Servatius wurde die Fröhlichkeit selbst, mühsam rettete der Holländer seine weichen Flaumenhände vor dem quetschenden Handdrücken des künftigen Schwiegervaters, verbat sich dringend die stürmischen Umhalsungen wegen seines Asthma's, das feindselig durch jeden Druck des Bäuchleins erregt werde, und trieb den Fabrikherrn ihm seine Manufakturen zu zeigen, deren Ruf bis an den Rand des Ypsilons gedrungen. —

Indeß dieses auf dem Vorplatze des Fagelschen Hauses vorging, lagen innen im Weiberzimmer die beiden Schwestern, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, sich in den Armen. — „Eh in die Sirene als in dieses Menschen Haus!“ rief Floriana. „Eh die Speise der Fische als das Opfer dieses Molochs. — „Muth! Muth, meine Floriana! Die Hochzeit ist ja nicht morgen. Die gute Mutter schützt Dich auch jetzt noch wie sie es im Leben that, durch das Trauerkleid, das Du trägst um sie.“ —

„Auch nicht einen Tag seine Verlobte!“ rief Floriana heftiger. „Lieber zerschlüge ich diese Stirn am Steinkreuz auf der Mutter Grabe und rettete mich zu ihr.“ —

„Freilich wär's da freundlicher als im Arme dieses Pagoden;“ seufzte Renata mit; „seine Finger schienen auch hier wie im süßen Traume Dukaten zu zählen, sein Leib kam mir vor, wie ein überfüllter Geldsatz, sein breites Unterkinn wie die stramme Geldkatze eines Frachtfahrer und die Freundlichkeit seiner kleinen Augen

Digitized by Google

schien uns nur wie schöne Tulipanen zu begrüßen, die er für die Zier seiner Gärten zu kaufen gesonnen." —

„O hilf mir zur Rettung von dem schrecklichen Menschen;" bat da Floriana ihr fast zu Füßen fallend; „rufe den Vetter Jac auf, mir zu helfen! Sende nach Carlos! O bei dem Geiste unserer Mutter beschwöre ich Dich." —

„Verzweifle nicht, Mädchen!" tröstete Renata, „birg deinen Abscheu vor dem Vater, er würde dadurch nur zu dem Aeußersten getrieben werden, Dir selbst zum Schaden. Erzwinge Ruhe und Gleichmuth. Zwischen jetzt und dem Kirchgange liegen lange Monate, und selbst die Verlöbniß wird durch deine kaum bezwungene Krankheit Aufschub finden."

Milder schluchzte die Braut, als aber der Faktor Menzelein jetzt listig schmunzelnd hereintrat, und die Jungfer Renata zur Küche beorderte, wo das Rezept zum Dauphins-Kuchen der Königin ermangele, als er dabei die Gratulation, von wegen des großen Glückes, das dem Hause widerfahren solle, abstattete, und hämisch vertrauete, wie er die beiden weltberühmten Handelsleute behorcht, wie der gewichtige Herr Peter Bauch erklärt, daß er nur wenige Tage in Brüssel zu bleiben vermöchte, daß seine Affären keinen Aufschub vergönnten, daß man die Trauerzeit zu ignoriren beschlossen, daß der Bräutigam die schöne Braut mit nach Amsterdam in Begleitung des Vaters oder des Bruders oder des jungen Waels nehmen würde, um dort das beglückende Bündniß ohne Hinderung und Verzug zu vollziehen, da stürzte Floriana an der Schwester Seite wie sinnlos in die Knie und preßte das Gesicht, wimmernd wie eine Sterbende, in die Polsterkissen des Sessels.

Der Donner rollte in kurzen Zwischenräumen wie des Weltgeistes zürnendes Murren; im Süden leuchteten kurze Blitze, wie wenn ein Warnungsengel auf Augenblicke den Vorhang höbe vom Reiche der Ewigkeit, doch ihn schnell wieder fallen ließe, um das Menschenauge nicht erblinden zu machen; die Nacht war früher hereingebrochen durch das schwarze Wolkentuch, das den ganzen Himmel überzogen, und dann und wann fuhr ein scharfer Sturmstoß durch die Luft, schüttelte die Baumwipfel, sauste in den Winkeln der Kirche wie ein gefangener Geist, und alle Wetterfahnen in Brüssel kreischten wie Höllenspuck, der seiner Bande frei geworden bis zum Morgenroth.

Auf dem Grabe der Frau Juliana kniete eine weibliche Gestalt, schwarz ihr Gewand wie die sie umgebende Nacht, nur bemerkbar durch das weiße Tuch, welches nach Nonnenweise Haar und Stirn umhüllte, und Gesicht und Stirn umschloß. Es war Renata. Sie schien die Finsterniß vergessen zu haben, welche dräuend waltete, sie schien das Wetter nicht zu bemerken, welches hinter ihr aufzog. Sie betete mit Inbrunst, das that sich kund an den fest verfalteten zusammen gepreßten Fingern, an der hochfliegenden Brust, an den zuckenden Lippen, doch waren ihre Augen nicht nach oben, wo der Glaube dem Erhörenden seinen Thron stellt, sondern nach unten gerichtet, und zuweilen bildeten sich laute Worte auf dem Munde der Beterin, wenn das Herz in Beklommenheit und Qual das Geheimniß des Gebets vergaß. —

„Mutter," betete sie, „steige auf zu mir, und leihe mir deine Kraft und deine Entschlossenheit! Ich bin ja auch dein Kind und will ja thun in deinem Sinn. O du hast meine Liebe nicht ganz erkannt, wie du gingest auf Erden, aber nun siehst du heller, und mußt wissen, daß Renata dich angebetet wie Gottesbild, daß ihre Liebe zu dir unbefleckt war durch Neid und Mißgunst, daß sie Alles, was du liebtest, mehr liebte um deinetwillen, daß sie dich ehrt in deinem Lieblingskinde, und gehorsam thut, was deine Stimme ihr zuflisterte, als heute in der Dämmerung ihr däuchte, du ständest ihr nahe. Gib ihr denn Kraft, daß ihr Herz nicht bricht, ihre Zunge nicht erlahmt vor dem Opfer, gib ihr kalte Entschlossenheit, zu ertragen, was sie muß, ein ganzes Leben hindurch." —

Der letzte Gedanke ergriff das Wesen der Beterin bis in seine tiefsten Tiefen, und die Erschütterung beugte sie und drückte sie also, daß ihre Stirn fast die Grasspitzen der Rasendecke des mütterlichen Grabes berührte. Ein besonderes Geräusch störte sie aus ihrer Andacht. Heischere, dumpfe Töne trafen über den Friedhof her ihr Ohr. Bei einem leuchtenden Blitz sah sie eine schwarze, fast riesige Gestalt zwischen den Grabsteinen, sie schien von einem Hügel zum andern zu springen, oder zu taumeln zwischen den grauen Gedächtnißsteinen, deutlicher und näher klangen die Töne, die ihr zuweilen wie bekannt, dann wiederum grauenvoll fremd waren. „Laßt los," stöhnte die rauhe Stimme, die tief aus dem Grabe einer zerrissenen Brust heraufquoll, „los sage ich, Ihr Memmen. Kennt Ihr mich nicht? Mörder ruft Ihr hinterdrein? Wer sagt's Euch? Still! wollt Ihr anders ein ganz Gehirn mit zu Bett nehmen, still! sage ich. Ha, ha! Nun mag er sie nehmen, der gelbe Quittenapfel. Wohl bekomm's, Herr Kamerad!" —

Der nächtliche Stürmer war jetzt bis nahe an das Grab gekommen, und ein neuer Blitzstrahl beleuchtete ihn, wie er in dem schmalen Zwischenraume der Hügel gerade auf die Betende daher schoß, und der Blitz zeigte blanke Waffen in seinen fechtenden Händen. Mit einem Angstkreisch fuhr Renata in die Höhe und floh zur Seite fort, aber auch der Feind that einen dumpfen Schrei, stand festgewurzelt und schwankte wie die nächste Linde im Sturmstoß, und als das flüchtende Mädchen nochmals zurücksah, lag die dunkle Riesengestalt niedergestreckt auf dem Hügel der Mutter und ein Röcheln schlug an ihr Ohr wie das eines Sterbenden. — —

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Fassen wir zusammen, auf was es nun hier ankam: darauf, ob Schleicher die Fälschung selbst begangen, oder in unredlicher Absicht wissentlich davon Gebrauch gemacht. Schleicher hatte vom 8. bis 15. Mai den Vertrag in Händen, um ihn von dem Landgericht Gemünden, wo der Schwiegervater wohnte, und wo er deßhalb gefertigt wurde, an das Patrimonial-Amt Bundorf zu überbringen. Es wurde der bereits verfälschte Vertrag vom Patrimonial-Amtmann mit ihm durchgegangen. Es waren von dem verfälschten Vertrage mehrere Abschriften ihm zugefertigt worden; es war endlich auf Grund dieses verfälschten Vertrages mit einer Abschrift desselben eine Klage gestellt worden. Wir wollen auf die letzten Punkte, die mehr von Erörterungen als von Thatsachen, abhängen, zuerst eingehen. Der Herr Patrimonial-Amtmann Huber konnte aus seiner Erinnerung keinen Aufschub mehr geben, ob er den Vertrag dem Schleicher vorgelesen; er bezog sich lediglich auf die Worte des Protokolls. Nun fragte es sich also darum, ob man einen Vertrag durchgehen kann, den man nicht, oder nicht ganz vorliest; und hierüber entspann sich zwischen dem Staatsanwalt und dem Vertheidiger eine geistreich geführte Kontroverse. Eine mit dem Aufgebote aller juristischen Kenntnisse geführte Kontroverse entspann sich ferner darüber, ob die Klage hätte gestellt werden können, ohne daß man Kenntniß hatte von der Fälschung des Vertrags; ob es Jeden, auch dem juridischen Layen, einleuchtend gewesen wäre, daß, wenn die Vertrags-Abschrift in der Klag-Anlage gerade so lautete, wie ursprünglich das Original, eine Klage nimmermehr anzustellen gewesen wäre. Es fragt sich nämlich, ob eine Klage wegen des Vorauses der Kinder bei Lebzeiten der Eltern schon geboren sey.

Die Thatsachen, welche zur Vertheidigung Schleicher's so wesentlich beitragen, daß das Nichtschuldig erfolgte, wurden durch 4 Zeugen erhärtet, deren Aussagen hauptsächlich dahin gingen, daß ein Sohn Schleicher's aus erster Ehe, Otto, der unterdessen verstorben war, den Vertrag in der Zwischenzeit, wo Schleicher das Original in Händen hatte, mit auf's Zimmer genommen und dort voll Ingrimm über die Verkürzung seiner Stiefgeschwistrige — er selbst hatte keinen Vortheil davon — die Fälschung vorgenommen habe, nicht nur ohne Wissen und Auftrag des Vaters, sondern ohne ihm auch jemals davon zu sagen. Als Schleicher nach Bundorf fuhr, vermißt er den Vertrag und man holte jetzt erst denselben aus Otto's Zimmer herbei. Schleicher behauptete überdieß, der Vertrag habe ihn so geärgert, daß er denselben seit der Abfassung nicht mehr gelesen, und wenn er auch darüber viel korrespondirt habe, so sey der Inhalt der Art, daß man, ohne ihn weiter gelesen zu haben, ihn leicht im Kopf habe behalten können.

Von den Zwischenfällen, welche während der Verhandlungen sich ereigneten, war der erste, daß der Zeuge Reusch d. J., an den Schleicher viele Briefe geschrieben, weil man aus diesen Briefen Wesentliches zur Erhaltung des Thatbestandes erwartete, nach Schonderfeld zurückgeschickt wurde, um dem Gerichte diese Briefe vorzulegen. Aber auch aus ihnen ging nichts besonders Neues hervor. Spannender war der Zwischenfall hinsichtlich eines anderen Zeugen. Die Personen nämlich, welche bekundeten, daß Otto Schleicher ohne Wissen und Willen des Vaters die Fälschung vorgenommen, wurden natürlich auf das Genaueste ausgefragt, und jeder, auch der geringste Widerspruch aufzuklären gesucht, um so mehr, da drei von ihnen Verwandte und Hausgenossen, einer ein Freund des Zeugen Schleicher gewesen. Dieser Letztere machte nun seine Aussagen sichtbar befangen, unbestimmt, und verwickelte sich, je mehr ihm die Widersprüche vorbehalten wurden, um desto mehr in dieselben. Der Präsident erlaubte dem Zeugen, nachdem seine Verwirrung aufs Höchste gestiegen, auf Antrag des Vertheidigers sich aus dem Sitzungssaale eine Weile zu entfernen, um sich zu sammeln. Kaum war dieß einige Minuten geschehen, so entsteht eine Bewegung unter den Richtern. Der Präsident liest die Artikel des Gesetzes herunter, nach welchen ihm gestattet ist, während der Verhandlungen Personen als (nicht zu beeidigende) Zeugen aufzurufen, und der Gerichtsdiener Reich verfügt sich zum Zeugenstuhle. Er erzählt uns, daß er dem Zeugen, nachdem sich dieser aus dem Saale entfernt, ein Stück Papier habe herausziehen und schnell durchlesen sehen, und nur mit Widerstreben habe er es ihm überliefert. Alles glaubt an einer Wendung der Sachlage gelangt zu seyn. Nun wird der Gendarme vernommen, der es ebenfalls angesehen. Der Präsident stellt die vorgeschriebenen Fragen: „Ihr Name?“ „Otto Schleicher.“ Ein Erstaunen, eine Ueberraschung geht durch den Saal, wie der Name des so viel genannten verstorbenen Sohnes auf einmal in Gestalt des wachhabenden Gendarmen dem Vater wieder vorgeführt wird. In der That ein Zufall, so merkwürdig, außerordentlich, daß, wenn er in Schauspielen oder Romanen fingirt würde, man ihn als unwahrscheinlich bezeichnet.

Wie sehr man nun auf den Inhalt des entrissenen Papieres begierig war, läßt sich denken. Es wird verlesen und es zeigt sich, daß es ungefähr die Aussage enthalte, wie sie bereits von dem Zeugen vernommen worden war. Er selber, wieder in den Saal gerufen, erklärt, er habe sich vor einigen Tagen, das was er aussagen zu müssen geglaubt, weil er leicht in so großer Versammlung verlegen wird, niedergeschrieben. Im Hintergrunde mochte freilich bei manchem ein Verdacht hängen geblieben seyn, ob sich das wirklich so verhalte, und ob nicht etwa dieses Papier die Parole gewesen, die allen Entlastungszeugen mitgetheilt worden

war. Der andere Tag gab jedoch auch hierin dem Zeugen die vollkommenſte Genugthuung. Ein Stadtgerichts-Acceſſiſt erklärte in der Verſammlung, daß er mit ihm in Hofheim geſprochen habe und von ihm gefragt worden ſey, ob er nicht ſich vorher, weil er leicht verlegen würde, etwas aufſchreiben dürfe. Dieß ſey die Abſicht geweſen, in welcher er das Papier benützte.

Wir haben ſchon im Verlaufe dieſer Darſtellung die Punkte bezeichnet, auf welche Anklage und Vertheidigung ſich zumeiſt gerichtet haben. Während die erſtere noch die Unwahrſcheinlichkeit hervorhob, daß Schleicher während den drei Jahren, ſeit welchen er wegen dieſes Vertrages korreſpondirt, keine der Abſchriften geleſen, ſuchte dagegen der Vertheidiger nachzuweiſen, daß der Vertrag ſelbſt ſo einfach geweſen ſey, daß ein ſo geſchäftskundiger Mann wie Schleicher nie mehr bedurft hätte, ihn nachzuſchlagen. Auch darauf legte Vertheidiger beſonders Gewicht, daß Schleicher, welcher die Höhe der Strafe wohl gekannt hätte, nicht ſo dumm geweſen wäre, hätte er gewußt, daß die Klaganlage Abſchrift einer verfälſchten Urkunde geweſen ſey, ſie nach ſo wenigen Jahren demſelben Gerichte zu überliefern, wo der Vertrag geſchloſſen worden, und wo der Beamte, der ihn aufgenommen, noch fungire. Der Staatsanwalt ſuchte aus der Klage ſelbſt nachzuweiſen, daß ſie nicht habe angeſtellt werden können, ohne daß Schleicher von der Fälſchung Wiſſenſchaft gehabt, was wieder vom Vertheidiger beſtritten wurde.

Die zweitägige Verhandlung ſchloß, wie bereits erwähnt, mit dem Nichtſchuldig, und der Angeklagte, welcher noch in Bezug auf ſeinen Sohn Otto die Bemerkung machte, wie nützlich es ſey, wenn man den Kindern ſchon in der Schule die Strafgeſetze erklären würde, verließ frei und ungehindert den Saal.

Folgende Geſchwornen waren gezogen worden: Bonengel, Leininger, Breunig, Heſſelbach, Meder, Ganzemüller (Obmann), Thüngen, Greul, Münch, Betz, Seuffert. Staatsanwalt war Herr Stadtgerichtsrath Steppes, Vertheidiger Herr Anwalt Zorn.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Hamburger Blätter erzählen von dem köſtlichen Humor der ſchleswig-holſteiniſchen Kanoniere, die das heißeſte Gefecht mit der Gleichgültigkeit eines Handwerkers bei ſeiner Arbeit mitmachen. So von der Südbatterie bei Eckernförde am 5. April, wo ein Kanonier durch eine Kugel die Pickelhaube verlor und bewußtlos niederſtürzte; als er nach einiger Zeit wieder zu ſich kam, war ſeine erſte Frage: „Wie wiet ſünn Jü nu?“ Einer der Kameraden, die ſich nicht hatten ſtören laſſen, warf die Gegenfrage zurück: „Wat? Büs du nich dod?“ — So hat General Bonin erzählt, daß mehrere Kanoniere einer Zwölfpfünder-Batterie, die in herrlicher Poſition mit ſichtbarer Wirkung bedient wurde, als er zu ihnen ritt und in ſeiner leutſeligen Manier ſie belobte, ihn ganz con amore umarmten und dabei dankend äußerten: „Herr General, wi ſünd Se ok dankbar, dat Se uns ſo'n ſchöne Schlacht makt hebben.“

Sturmlied.

Auf dem Kampfplatz am Eckernförder Meerbuſen, am 21. April 1848.

Auf Brüder auf, der Morgen graut,
Die Kriegstrompete ſchmettert laut,
Die Büchſe knallt, die Kugel fliegt!
Auf Kampfgenoſſen ſtürmt voran,
Wie ſchön, wie ſchön die blut'ge Bahn,
Das Banner wallt, die Blouſe ſiegt!

Die Sonne ſpielt im Pulverdampf,
Den Jüngling reißt es fort zum Kampf
Für Freiheit und für Vaterland!
Sein Auge blitzt, es wallt ſein Haar,
Er ſchaart ſich muthig um den Aar,
Und ſtehet ein mit Herz und Hand.

Hurrah! hurrah! du freies Chor,
Geh' muthig aus dem Kampf hervor,
Dem Kampf für unſer höchſtes Gut!
Der Freiheit Morgenſonne ſteigt,
Der Knechte matte Schaar erbleicht
Vor deutſchem Heldenmuth.

Du Feder, die am Hute winkt,
Du Schwert, das an der Seite blinkt,
Hinaus zum Kampf fürs alte Recht!
Sinkt auch der Jüngling todt zum Grab,
Auf ſeine Aſche ſchaut herab,
Ein beſſ'res, freieres Geſchlecht.

(Frankf. Konv.-Bl.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 82 24. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Das väterliche Haus war glücklich erreicht, und die Flüchtende schöpfte den ersten freien Athemzug wieder, doch lebte sie noch im innern Frost, wenn sie sich den grauenvollen Störer ihrer Andacht vormalte in der erhitzten Phantasie, der ein trunkener Soldat oder ein blessirter Raufbold gewesen seyn mußte. Doch eine neue Aengstlichkeit befiel das bange Herz, da trotz der späten Stunde, wo der Sitte nach Alles sich schon zur Nachtruhe anzuschicken pflegte, laute, lärmende Stimmen von innen erklangen, und die obern Fenster alle hell waren, und schwankende Lichter und flüchtige Menschenschatten sich hinter den Scheiben bewegten. Sie eilte in die Seitenthür, durch die sie vorhin das Haus verlassen, wand das Tuch von ihrem Haupte, und schlüpfte mit schnellen Schritten, welche ängstende Neugier beflügelte, zu dem untern, weiten Vorplatz des Hauses, von welchem man durch die gewundene Haupttreppe hindurch bis in den höchsten Stock hinauf zu schauen vermochte. Alle Hausgenossen waren auf den Beinen. Die erste Person, die ihr hellbeleuchtet ins Auge sprang, war der holländische Bräutigam, der durch des Vaters Gastlichkeit ins Haus quartiert, jetzt auf der Vortreppe des ersten Stocks dastand, einer chinesischen Speckſteinfigur gar ähnlich, im schneeweißen Schlafrock mit rosenfarbenem Gurt, mit der weißen zuckerhutförmigen Nachthaube über dem blassen Apfelgesicht und mit blutfarbenen Pantoffel angethan. Vergebens fragte Herr Peter Bauch mit kalten, phlegmatischen Tönen, ob Feuer in der Fabrik, oder ob die Franzosen die Brüsseler Wälle bestürmten, daß man müde Leute also aus den Betten getrommelt; aber Niemand antwortete ihm von all den Dienstleuten, welche die Treppe auf und ab an ihm vorüberflogen, und Renata drückte die Augen zu vor dem Götzenbilde, das ihr wie ein Kinderspeisender Moloch erscheinen mußte; doch die tobende Stimme ihres Vaters im obern Stock, Wael's hellklingende Antworten, und Bruders Erasmus Fisteltöne, die unten laut wurden, und in langsamer Peroration die Diener steuerten, daß sie die Stadt nicht herbeischreien möchten um eine so miserable Kleinigkeit, machte sie wiederm wach, und zog ihren angehaltenen Fuß vorwärts. Herr van Kuik, der Begleiter des Amsterdamers, trat jetzt zu ihr, und indem er respektvoll den Hut von dem schlichten, blonden Haare nahm, sprach er in fast scheuen Worten seine Theilnahme aus über ein Unheil, das die respektable Familie betroffen; suchte sie jedoch zugleich milde zu beruhigen, da von Gefahr nicht die Rede seyn könne. —

Jac Wael war erst beim Einbruch der Nacht von seiner Lustpartie heimgekommen. Als er sich dem Hause näherte, bemerkte er in einem Winkel verschiedene Gestalten, hörte ein Stimmchen: „Das ist er selbst!“ flistern, und bemerkte einen Mann, der gleich darauf mit raschem Schritt ihm entgegen kam. Er setzte sich in eine wehrende Fechterstellung, da er über dem Mantel des Angreifers einen Federhut erkannte, doch das Wort desselben klang nicht wie Feindseligkeit, sondern wie Bitte, und sein scharfes Auge fand, als der Mantel sich öffnete, schnell die Gestalt und das Gesicht des jungen Spaniers heraus, den er schon einmal im Fagelschen Gehöfte gesehen.

„Verzeiht, Herr;“ redete der Offizier ihn mit einer Stimme an, der man die heftigste Gemüthsbewegung abhorchte; „eine Donna, der mein Herz, mein Leben gehört, hat mich an Euch verwiesen.“ —

„Floriana?“ fragte Wael lächelnd.

„Sie selbst,“ antwortete Gastanaga. „Aber der Ton mit dem Ihr fragt, macht mich zweifeln an Euch, macht mich glauben, die lieblichste, herrlichste Blume Brabants habe sich geirrt, da sie Euch ihre Stütze genannt.“ —

„Bedarf die Blume der Stütze so sehr?“ fragte Jac aufmerksamer. „Als ich sie verließ, war Windstille über ihr und neben ihr.“ —

„Ein Orkan ist aufgezogen,“ fiel heftig der Spanier ein, „und sie bricht, wird ihr nicht schneller Schutz, und er muß ihr werden durch mich, mit Euch, ohne Euch und sollte Brüssel darum in Asche versinken.“ —

Mit Hast erzählte er nun dem wiederum Lächelnden, daß er einen Brief von Floriana empfangen, den die höchste Verzweiflung diktirt haben müsse, der den Liebhaber zittern mache, um das Leben der Lieblingin. Der alte Bräutigam sey eingetroffen, und auf den nächsten Morgen sey Alles zu dem verhaßten Verlobungsakte vorbereitet worden. Floriana schwur in dem Briefe, eher sich das Leben selbst zu kürzen, als den Ring des Holländers an ihren Finger zu stecken. Sie beschwor

Digitized by Google

den Geliebten, sie zu retten noch in dieser Nacht, sey es, auf welche Weise er thunlich fände. Sie klagte, wie die Schwester sie verlassen in höchster Noth, wie der Freund nicht daheim; sie trug ihm auf, diesen aufzusuchen ohne Aufschub, ihm zu vertrauen, mit ihm zu verabreden.

„Und welche Pläne haben sich in Euch gestaltet?“ fragte Jac neugierig, als Gastanaga geendet.

„Zwei Wege liegen offen;“ antwortete der Spanier entschlossen. „Auf dem Einen fährt mein Degen durch die Brust des Nebenbuhlers, ehe seine Hand mein Heiligthum entweiht; auf dem zweiten trage ich meine Angebetete noch in dieser Nacht aus dem väterlichen Hause, und rette sie mir weit fort in mein herrliches Vaterland. Meine Pferde sind gesattelt, ein Urlaubschein des Ohms ruhet in meiner Brusttasche, am westlichen Thore hat meine Kompagnie die Wacht, nur Florianen's Einwilligung, Euer Beistand die Flucht zu bewerkstelligen, und zwei Glückliche sind gemacht, dem armen sinnverwirrten Mädchen ist die grause Sünde des Selbstmordes, mir ein Mord erspart. Werdet Ihr zögern, der Gott unserer Liebe zu seyn?“ —

„Und wie wird es werden nach der Entführung?“ fragte Wael, erregt und gewonnen durch die stürmische Entschlossenheit des Edelmanns. „Wird Don Carlos de Gastanaga die sittsame Jungfrau, deren unbefleckten Ruf seine kecke That arg beleidigen möchte, auch am nächsten Morgen in dem ersten Gotteshause, das ihm das Morgenlicht zeigt, in die ihr gebührenden Rechte setzen, und ihre Opfer belohnen? Denn lieber sähe ich die schöne Base im Leichentuch, als wie eine fahrende Frau hinter dem Sattel eines Abenteurers.“

Der Spanier fuhr einen Schritt zurück und seine schwarzen Augensterne funkelten durch das Dunkel. „Herr! rief er die Hand am Degen. „Doch Eure Sorge zeugt von der Liebe, die Ihr der Verwandten schenkt;“ setzte er sogleich sanft hinzu. „Floriana meine Gattin zu nennen ist das höchste Ziel aller meiner Wünsche. Bei meinem Wappen, bei meinem Degen, bei dem Gotte, der dort leuchtet, die erste Stunde der Sicherheit macht Fräulein van Fagel zur Marquise Gastanaga. Aber nun eilet auch, ehe das Haus sich uns verschließt, schafft mir ein kurz Gespräch mit Florianen; zu mir in die Nacht heraus zu kommen, versagte sie durch die Botin, nur von Euch erwartet sie so Rath als That.“ —

Wael überlegte nur eine kurze Weile dann führte er den jungen Fremdling durch die ihm bekannten Verstecke der Magazingebäude glücklich in das Haus schlüpfte vorsichtig mit ihm die Stiegen hinauf, hoch ins Erkergeschoß, wo Jac sein altes Quartier wieder bezogen hatte. Das Mädchen zu sich hinauf zu locken, dem widersprach sein Zartgefühl, da trafen seine suchenden Gedanken auf die freundliche Vita, er wußte ja, daß Hauptmann Barnabas für heute zu dem Geburtstagsfeste eines Kameraden geladen worden, kannte des Vetters Liebe für Becher und Würfelspiel, und war sicher, daß derselbe nicht vor Tage zu der einsamen Frau kehren werde. Rasch stieg er hinab in den Stock, welchen Dame Vita bewohnte, und wider Erwarten fand er die günstige Aufnahme für sein Gesuch. Vita kannte ja selbst die scharfen Dornen, mit denen der rohe Mann so oft die Bahn seines Weibes bewirft, da er sie doch zu ehren beschworen. Sie kannte die tägliche Folter eines Lebens, welches zwei disharmonische Wesen zu theilen verdammt wurden, eine Galeerenkette, die ein Paar feindselige Naturen zusammenschmiedet ohne Hoffnung auf Erlösung. Auch sie hatte den Bräutigam mit weiblichen Augen gesehen, und Angstfieber für die arme, verurtheilte Floriana bekommen. Wael wurde mit ihr einig, durch Vita's Jungfer die schöne Base herauf zitiren zu lassen, und preßte entzückt über die mitleidige Frau ihre kleine, weiße Hand an seine Lippen. —

Der Verrath hatte nicht geschlummert. Hauptmann Barnabas stammte ja von einem vorsichtigen und spekulirenden Brabanter Geschlechte, und Frau Vita ward durch eine geheime Polizei bewacht, von der ihr kindliches, unbefangnes Gemüth keine Ahnung haben konnte. Kaum waren die beiden jungen Waghälse die Stufen, welche Einem von ihnen zur Himmelsleiter werden sollten, hinaufgesprungen, so machte sich schon der Reitknecht des Herrn Barnabas auf die Beine, suchte den Herrn, überbrachte ihm den Rapport, und überreichte als Zeuge seines Berichtes eine schwanke Feder, welche der Spanier, da er die Kapuze des Mantels über seinen Hut geschlagen, losgerissen und verloren hatte. Der Hauptmann befand sich in der bösesten Stimmung für solche Hiobspost; Frau Fortuna hatte ihm das sauerste Gesicht gemacht, er hatte im hohen Spiel arg verloren, hatte mit glühendem Burgunder die Grillen hinunter gespielet und Feuer in seine Adern gegossen, das der Diener zu einer Flammenbrunst aufblies. Des Kameraden Quartier lag in der nächsten Straße, so war der Eifersüchtige in wenigen Sprüngen zu Hause, stand an der Gattin Zimmerthür, horchte mit fliegendem Athem, hörte trauliches Geflister, galante Schmeichelwort, jetzt den unverkennbaren Laut eines Kusses. Ein Sprung führte ihn in sein nahes Zimmer; mit zuckender Hand riß er die geladenen Pistolen von der Wand; zurücktaumeln, mit einem Fußtritt die Thür von Vita's Zimmer eintreten, mit feuersprühenden Tigeraugen die Gruppe der beiden Vertrauten anstarrend, und dann mit dem Hyänen-Geheul: „Buhlerin! Ehebrecherin! Habe Deinen Lohn!“ beide Schießgewehre abfeuern, war der Inhalt weniger Minuten. —

(Fortsetzung folgt.)

Agram, geschildert im Jahre 1847.

Die Hauptstadt Kroatiens liegt auf den letzten bewaldeten Abhängen des hügeligen Zagoriabezirks, ehe sich dieser in die flache und fruchtbare Saubene verliert: ein Gränzort an der Scheide zwischen Thal und Berg, und ein Gränzort, der das einander Fremde äußerlich miteinander verbindet, ist die Stadt auch noch in anderer Beziehung.

Sie zerfällt in drei wesentlich verschiedene Theile: die obere, die untere (Harmicza) und die bischöfliche Stadt (Opatovina). Die erste krönt einen Hügel, ein abgerissenes Tafelland, Medved oder der Bär genannt. In ihr findet sich das Gouvernementshaus, wo die Landtage gehalten werden, und das Narodne Domo, das Nationalkasino. Sie bildet das fashionable Quartier; ihre wohlgebauten Straßen werden von der Aristokratie Kroatiens bewohnt, und auf den Terrassen, welche sie umgeben, trifft man an den Wandeln den nur die jüngsten Moden von Wien. Die Terrassen selbst, die hoch über allen Dächern der untern Stadt zu angenehmen Spaziergängen hergerichtet sind, gewähren eine Aussicht, die immer anzieht, aber je nach dem Standpunkte wechselt. Auf der einen Seite fällt von ihnen der Blick des Spaziergängers auf die ganze Breite des Sauthales herab, welche der Fluß bald glitzernd, bald ungesehen durchwindet; eine reiche Ebene mit fruchtbaren Feldern und Dörfern, mit Parks und mannigfachen ländlichen Sitzen der Großen, und in weiterer Entfernung mit den Hügeln der türkischen Gränze. Auf der andern Seite der Terrassen wird das Auge des Spaziergängers zu einer kühnen Reihe von Hügeln emporgezogen, deren Kuppen mit breiten Eichen oder spitz zulaufenden Tannen begränzt sind, und wo man statt der Städte und Dörfer der Ebene die einsame Hütte des Ziegenhirten und Jägers erblickt.

In eine ganz andere Welt geht man über mit dem Betreten der untern Stadt: hier sind die Häuser vielfach alt und von armseligem Aussehen; die Straßen und öffentlichen Plätze können nicht eines guten Pflasters sich rühmen; langsamer als oben trocknet hier unten der Schmutz auf den Gassen, und in diesen selbst bewegt sich eine neue Bevölkerung, zumal an Markttagen. Um die Ohren des Wanderers tönt das Brüllen des Rindviehs, das Schreien und Rufen des Bauern. Die modische Tracht ist verschwunden; in breitkrämpigen Hüten und großen Stiefeln gehen die Landleute einher; ihre Kleidung besteht aus ungefärbtem Wollenzeug von hellgrauer oder dunkelbrauner Farbe, hochroth ist die gewöhnliche Farbe der obern knopflosen Tunika.

Der letzte der Stadttheile endlich ist die an die untere Stadt angränzende bischöfliche. In ihr findet sich die Kathedrale und der erzbischöfliche Palast, von denen jene den Geist in vergangene Jahrhundert zurückführt und ein längeres Anschauen gebietet. Ihre Vorderseite ist byzantinisch aus dem eilften Jahrhundert, und an ihr drängen sich kleine Säulen von röthlichem Marmorähnlichem Stein; das Schiff des Gotteshauses, in weiten, geräumigen Dimensionen erbaut, ist dagegen in gothischem Styl, während von den Gräbern und Altarstücken manche aus dem beginnenden 17ten Jahrhundert sind, ausgeprägte Denkmale der damaligen Kunstart. Eine ähnliche Mischung aus verschiedenen Jahrhunderten aber wie die Kirche, beut auch der erzbischöfliche Palast. Wenn er in seinen runden Thürmen das Mittelalter zeigt, so ist hinwieder der Schloßgraben in einen Blumengarten verwandelt; der Mittelwall ist durch moderne Fenster durchbrochen, das Hauptgemach des Palastes, der Ballsaal, ist in dem Style aus Ludwig des Fünfzehnten Tagen hergerichtet, und während des Karnevals bewegt sich in ihm jubelnd die Welt des neunzehnten Jahrhunderts. Zu den belebenden Tönen von Strauß und Lanner versammelt sich alsdann in ihm alles, was Agram an Pracht und Jugend, und Schönheit und Vornehmheit aufzuweisen hat, und ein Vereinigungspunkt für die obere und die bischöfliche Stadt ist gefunden.

(Ausland.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 23. April. Noch nicht 25 Jahre alt und bereits über 3 Jahre im Kerker, die übrige Zeit fast immer vor den Thüren der Menschen bettelnd oder auf der Landstraße streunend, so lebte Lorenz Büttner, der heute vor dem Schwurgerichte steht. Ein Stück menschlicher Verderbtheit wird uns vorgezeigt. An seiner Wiege stand die Noth, statt zur Schule angehalten zu werden, wurde er zum Bettel angehalten, statt zur Lehre angehalten zu werden, mußte er Schnaps betteln für den Meister. So gerieth bereits der Knabe mit den Gerichten in Bekanntschaft, und sechs Ruthenstreiche, welche dem Schulbuben gegeben wurden, eröffneten die Reihe der Entehrungen und Strafen, die an ihm erschöpft wurden. Bei solcher Erziehung, zudem bei einem ziemlich niederen Grade von Geisteskraft, bei großer Arbeitsscheue, mußte kommen, was gekommen: von den Landgerichts-Gefängnissen wanderte er dreimal in die Plassenburg. Auch ein Diebstahl wurde schon von ihm begangen und der Verdacht einer früheren Brandlegung an demselben Stadel ruht auf ihm.

Am 27. Januar d. Js. war Lorenz Büttner (lediger Schuhmachergeselle in Schweinheim) ohne Arbeit

und ohne Lagerstelle. In seinem Herzen lebte ein Groll gegen den Gemeindevorsteher, von dem er glaubte, er müsse besser für ihn sorgen, und so äußerte er sich, als er im Kloster zu Aschaffenburg Mittags eine schmale Portion Suppe bekam, er werde binnen drei Tagen dem Vorsteher einen Possen spielen. Der Taglöhner, zu dem er dieß sagte, machte ihn darauf aufmerksam, daß er durch Brandlegung nicht dem Vorsteher, sondern der Gemeinde schade. In seiner Vernehmung sagte er: „sein Gewissen habe ihn dazu gereizt.“ Er trank Nachmittag um 2 kr. Schnaps in einem Wirthshause der Stadt, ließ sich in einem Laden ein Paar Streichhölzchen schenken, rauchte ein Paar Zigarren (beide für 1 kr.) und ging dann nach Schweinheim, wo er schon an demselben Nachmittag einmal in der Wohnung des Vorstehers gewesen war, aber ihn nicht getroffen hatte. Noch zweimal machte er diesen Gang, ohne ihn jedoch zu Hause zu finden. Da er nun von dem Vorsteher eine Lagerstätte hatte verlangen wollen und so ohne dieselbe war, führte er den Gedanken, dem Vorsteher einen Possen zu spielen, aus, und zündete ein an das benachbarte bewohnte Armenhaus stoßenden Stadel an, worin sich ein Paar Zentner Heu befanden, und der selbst von ganz unbedeutendem Werthe war. Der Brand wurde sogleich bemerkt, in der kürzesten Zeit gelöscht, und Lorenz Büttner kurz darauf festgenommen, der auch sogleich gestand.

Die Verhandlungen zeigten einen blassen, schwächlichen Menschen, kindische Gesichtszüge, aus denen zwar nicht Blödsinn aber doch große Dummheit sprach. Seine Antworten verriethen einen ganz niederen Grad das Erkenntnißvermögens. Die Vertheidigung machte denn auch hierauf aufmerksam, sie erzählte uns das unglückliche Schicksal des Angeklagten, wie die Erziehung so viel an ihm verschuldet, wie er nicht als völlig zurechnungsfähig betrachtet werden könne, und sah in der That selbst, da nur etwas Heu angegangen, nicht das vollendete Verbrechen der Brandstiftung, sondern nur den Versuch hiezu. Der Staatsanwalt dagegen behauptete die vollkommene Zurechnungsfähigkeit, ferner daß das Verbrechen, da in dem gegebenen Falle das Brandmaterial in dem Zündhölzchen bestanden, durch Entzündung des Heues bereits vollendet, und daß die schlechte Erziehung nur ein Minderungsgrund sey, der erst bei Zumessung der Strafe von den Richtern gewürdigt werden dürfe.

Die Geschwornen nahmen Brandstiftung 2. Grades an, jedoch auch geminderte Zurechnungsfähigkeit, worauf der Schwurgerichtshof in Berücksichtigung der Jugend, der schlechten Erziehung und reumüthigen Geständnisses des Verbrechens bis auf 8 Jahre Arbeitshausstrafe herunter ging.

Folgende Geschwornen waren gezogen worden: Hesselbach, Meder, Richter, Ganzemüller, Breunig, Bonengel, Greul, N. Mayer, Mailhaus, Thüngen, (Obmann), Kunkel, Heim. Staatsanwalt war Herr Kreis- und Stadtgerichtsrath Steppes. Vertheidiger Herr Regierungsacceſſiſt Debon.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zeitungen in Großbritannien. — Der in mehrfacher Hinsicht interessante Bericht, den J. Brotherton an das Palament über das Zeitungswesen erstattet hat, bemerkt: die Londoner Zeitungen entrichteten im Jahr 1848 als Anzeigesteuer für 863,888 Ankündigungen 64,791 Pfd. St., die englischen Provinzialblätter zahlten in diesem Jahr als Anzeigesteuer 60,320 Pfd. St., die schottischen Blätter 17,562 Pfd. St., die irischen 10,342 Pfd. St. Die Zahl der in Großbritannien erscheinenden Zeitungen belief sich 1818 auf 602; von ihnen kamen heraus: 97 in Schottland, 117 in Irland, 238 waren englische Provinzialblätter, 150 (also ein Viertel aller) erschienen in London. Dieser letzte Umstand beweist, daß London, wenn gleich es keineswegs Großbritannien ist, in der Art, wie Paris Frankreich, doch immerhin für ein gutes Stück Großbritannien gelten kann.

Ein gefährlicher Kranker, der ein hitziges Fieber hatte, ließ zwei Aerzte holen. Als die Aerzte lange bei seinem Bette berathschlagten, mit welchem Mittel sie dem Patienten seinen sehr großen Durst lindern wollten, so sagte der Kranke: „Meine Herren, sorgen Sie nur erst dafür, wie Sie mir das Fieber vertreiben; den Durst will ich hernach schon selbst wegbringen.“

Ein Mann, der einen Fall gethan hatte, wurde vom Wundarzt untersucht, und da er bei keiner der Berührungen Schmerzen äußerte, endlich von diesem gefragt: „In welcher Gegend haben Sie sich denn wehe gethan?“ — In der Gegend des Schloßplatzes, war die Antwort.

Logogryph.

Nehmt mir den Kopf und setzt ihn an den Schwanz,
Ich bleib', wie der Polyp, dasselbe Ding und ganz.
Ihr kennt mich wohl; in stiller Nacht
Wenn nur der treue Wächter wacht,
Umstrahlt mich milder Glanz.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 83 26. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Wael war aufgesprungen und dem Tollen, leider zu spät in den Arm gefallen. Die Schüsse donnerten, die getroffene Kristalllampe klirrte zerschmettert, Vita's gellendes Geschrei tönte herzzerreißend und durch den Pulverdampf sah man ihre Hände nach dem Antlitz greifend, sah helles Blut an ihren Fingern, sah sie niedersinken, indem die Lampe verlosch.

Eine Minute noch hatte der Hauptmann wie in Stein verwandelt gestanden, dann schleuderte er den Hülfe rufenden Wael von sich und stürmte die Treppe hinab. Als Wael ihm folgte und nach Licht und Leuten rief, flog Gastanaga vom Erker herab, und fragte ängstlich nach Florianen.

„Sie ist gesund, nicht hier, sicher in ihrem Kämmerlein," stieß Jac hervor. „Aber fort, Herr Ritter, fort ohne Zögern. Unsere Verwegenheit ist gestraft an einer Unschuldigen vor der That. An Euch ist jetzt nicht zu denken. Fort, wollet Ihr das Unglück nicht zum Ungeheuern steigern." —

Er warf den betroffenen Mann fast die Treppe hinab hinter dem Hauptmann darein, und gerade kam der Fremde noch unaufgehalten durch die offene Hausthür davon, denn die Schüsse, das Geschrei hatten bereits alle Hausgenossen aufgeschreckt, und aus allen Gängen, aus jeder Thür stürmten die verschiedenartigsten Gestalten zu dem Vorplatze im Nachthabit, halbbekleidet, jede ein Licht oder Lämpchen in der bebenden Hand, und alle bildeten das verworrenste Getümmel.

Vita war nicht gefährlich verwundet, keine der Kugeln hatte sie getroffen, nur ein Splitter des Krystalls der Lampe sprang gegen ihre Wangen und zerriß die zarte Rose. Aber Entsetzen und Schmerz hatte sie niedergeworfen, und Waels junge Kunst wurde bedeutend in Anspruch genommen mit zwiefacher Anstrengung, denn der Arzt mußte sich selbst als die Ursache der Krankheit nennen. Der Spanier blieb aus dem Spiele, die furchtbare Folge seines Verraths lähmte die Zunge des Reitknechts, aber Herr van Fagels Zorn ergoß sich nicht weniger strömend über den tollhäuslerischen Sohn wie über den leichtfertigen Neffen, dessen später Besuch bei der Hauptmännin ihm die Veranlassung des außerordentlichen, seine Familie beschimpfenden Vorfalls däuchte. Die bebende, bis in die tiefste Seele bewegte Renata stattete, vom Herrn van Kuik geleitet, der Schwägerin einen Besuch ab, als ihr jedoch Wael in kurzen Worten den eigentlichen Zusammenhang zugeflüstert, eilte sie sogleich zu Florianen, welche sie zwischen den Hausgenossen, die Vita's Zimmer füllten, vermißte. Eher dem Gespenst einer Todten als einer Lebenden ähnlich stand das Mädchen mitten im Zimmer wie vom Starrkrampf gefesselt, die Kerze in der Hand, den Fuß zum Fortschreiten ausgestreckt, doch unbeweglich festgehalten von der Angst des Augenblickes, wo sie den Schuß gehört.

„Ist er todt? Carlos ermordet?" fragte sie kaum hörbar. Renata nahm ihr den Leuchter und umfaßte sie mit Heftigkeit. „Ruhig Kind!" sagte sie tröstend. „Er ist fort, Niemand sah ihn, Barnabas war auf seiner Spur, und wüthete im Mißverstande gegen die arme Vita." —

„Fort?" stöhnte Floriana und sank wie aufgelöset in den Sessel. „Und keine Hülfe denn in dieser letzten, letzten Nacht. O Mutter, Mutter, so ist es aus; so vermochtest du nicht der Schutzgeist deines Kindes zu werden, so sind die Todten todt, und kümmern sich nicht mehr um die, welche sie geliebt, und Eines nur ist übrig, todt zu seyn wie du, bei dir zu seyn kalt und starr, ehe der schreckliche Morgen heraufkommt." —

Erschüttert beugte sich Renata über die jammernde Schwester, und preßte ihren heißen Mund auf Florianens kalte Stirn. „Diesen Kuß sendet dir die Mutter," sagte sie feierlich und ernst, „er soll dir Vertrauen geben und Zuversicht. Dir soll der Morgen keine Schrecken bringen, das hat die Mutter mir verheißen für dich, und sie hat uns niemals belogen." —

Floriana's Auge starrte auf zu der seltsamen Trösterin, ungläubig, aber betroffen zugleich bis in ihr Innerstes.

Trotz der nächtlichen Unruhe hatte Herr Servatius van Fagel den auf nächsten Morgen festgesetzten Familienakt nicht abbestellt. Freilich ward der älteste Sohn, Hauptmann Barnabas, vermißt und war nicht aufzufinden in der Stadt freilich lag die Schwiegertochter erkrankt durch Schreck und Sorge um den Gatten; aber

Digitized by Google

das kümmerte den leichten Sinn des Hausvaters wenig, der große, wichtige Plan auf die engste Verbindung mit dem Amsterdamer Millionär füllte des Herrn Servatius ganzen Kopf, was das Herz des Genannten betraf, so war Jac Wael, der Studiosus der Anatomie, schon einige Male in Versuchung gerathen, bei dem Ohm eine Monstrositas per defectum zu vermuthen. Heute jedoch schienen dem Herrn Servatius außer dem Herzen noch andere Organe in Unordnung gerathen, und wer mit ihm zu thun, schied mit Kopfschütteln. Erasmus präsentirte die Monatsrechnung, ohne Durchsicht empfing er sie benebst dem Kassaschlüssel zurück; der Faktor wollte über die Ankunft eines Antwerpener Schiffs berichten, ward nicht angehört, und eine Deputation der Fabrikleute, die ihre Noth klagten und um Erhöhung des Arbeitslohnes jammernd und fast fußfällig baten, da die Theurung sie zu solchen Schritten gedrängt, jagte der sonst ganz gute und nicht mitleidlose Fabrikherr im heftigsten, brausendsten Zorn über die Schwelle. —

Ein duftendes Frühstück stand in Krystall und Silber auf der Tafel im Gesellschaftssale. Herr Peter Bauch ließ sichs schmecken in Polstersessel, und sein Faktotum, van Kuik, hatte den kleineren Tisch voll Skripturen bis an seine rechte Seite heran schieben müssen, damit der alte Goldmann es bequem habe und zweierlei angenehme Geschäfte zugleich abzuthun vermöchte. Einige Gerichtsherrn, einige Verwandte der Familie waren zugegen. Mehrere Dokumente, zu beiderseitiger Zufriedenheit gefaßt, hatte man bereits vollzogen, jedoch dabei die gehörigen Zwischenakte beachtet und mit Krystallbechern und Gabeln musizirt, wobei der Faktor Wulf Menzelein mit Verdruß bemerkte, wie der holländische Matador seinen Kommis van Kuick, indessen er seinen Appetit nicht unterbrach, die Skripturen durchstudiren hieß, und wenn dieser seyn: Alles kontant! gesprochen, ihn zuerst die Unterschrift hinzusetzen ließ und dann selbst sein „Peter Bauch manu propria“ hinkritzelte. Das Vertrauen, welches solch ein Nabob dem jungen, schmächtigen schlichthaarigen Diener schenkte, ärgerte ihn bis zum Ingrimm, und er konnte sich nicht bezwingen und machte mit hämischen Glossen seinen Prinzipal darauf aufmerksam, der ihm jedoch keine Antwort gab, da er die Braut schon zu zweien Malen beschickt hatte, und mit Ungeduld zur Thür schaute, durch die sie eintreten sollte.

In gleicher Unruhe stand Jac Wael in einer Fensternische, vom langen grünen Vorhange fast verhüllt. Sein Entschluß stand fest, da die Kriegslist von des Fatums Tücke zu nichte gemacht, für seinen neuen Freund und Florianen den offenen, redlichern Kampf zu wagen, und sollte er darüber mit der ganzen Familie zerfallen; er hoffte, die Braut würde ein standhaftes Nein sprechen, und dann wollte er Sturm laufen auf das Gemüth des alten Holländers, wollte ihm die ganze Herzenshistoria seiner Verlobten enthüllen, ihm selbst ohne Rückhalt die Thorheit seiner Werbung die schwarze Zukunft, die er auf zwei junge Wesen und auf sein altes Wesen herablockte, vorführen, und so aus dem Feinde, der so gutmüthige Augen besaß, seinen Klienten einen Bundesgenossen werben gegen den herzlosen Vater und die Maschine von Bruder. — Er hätte sich die Qual der studirten Rede, der ängstlichen Spannung, der Furcht vor dem Ausgange sparen können, denn wie die Thür sich endlich bewegte, fiel sein Gebäude sofort in Staub zusammen. — Statt der zwei Jungfrauen, die erwartet wurden, trat nur Eine durch die von dem Diener weit geöffnete Pforte, und diese Eine war — Renata. Sie hatte die Trauer abgelegt; weißer Atlas rauschte um die schönen Formen, Perlenschnüre umwanden den blendend weißen Hals und die vollen, fein und zierlich in die zarte Hand verlaufenden Arme, ein Demantkreuz wiegte sich auf der sichtlich durch ein stürmisches Gefühl bewegten Brust, und durch das reiche Haar schlang sich ein feines Orangenreiß mit duftenden Silberblüthen. Alle staunten die Jungfrau an, die mit hochgehobenem Haupte, leuchtenden Augen, glühenden Wangen und festem Tritt in die gespannte Versammlung trat, wie eine Begeisterte, selbst den Verwandten fremd durch etwas Ueberirdisches, nie zuvor an ihr gesehenes, das ihre ganze Erscheinung wie mit einem heiligen, Achtung gebietenden Nimbus umwallte, und das selbst auf den alten bequemlichen Holländer dermaßen einwirkte, daß er sich mit ungewohnter Eile von seinem Sessel erhob, dem Mädchen sogar drei Schritte entgegen trat, sich freundlich verneigte und die runde Hand ihr galant entgegenstreckte. —

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 25. April. Die Verhandlungen, welche vor dem Schwurgerichte geführt wurden, betreffen einen Wirthssohn aus Laufach, einen neunundzwanzigjährigen jungen Mann, der schon einmal 7 Jahre in Amerika war, vielen Verstand, Weltgewandtheit und eine ungewöhnliche Bildung besitzt. Es ist abermals eine Tödtung, aber unter ganz außerordentlichen Zufällen begangen, von der hier die Rede ist. Christian Fleckenstein, cholerischen Temperaments, zuweilen wie die Zeugen sich ausdrücken, simulirend, tiefsinnig, hatte seit seiner Jugend einen innigen Freund in Heinrich Hemer alt. Nun traf sichs vergangene Kirchweih, daß ein Verwandter dieses Freundes in dem Fleckensteinischen Wirthshause Anlaß zu einer Störung gab. Der alte Popp, Schneidermeister zu Laufach, wollte mit seinen beiden Söhnen, gleichfalls Schneidermeistern zu Laufach, einen Ehrenwalzer thun, und schon fingen die Geigen an, aufzuspielen,

als Jak. Sauer, der sich eine Polka bestellt, das Licht am Orchester auf den Boden warf und die Musiker verhinderte, weiter zu spielen. Der junge Fleckenstein wollte Einhalt thun, wurde jedoch mißhandelt und verwundet, und bemerkte, daß sein Freund Hemer, der zuerst abgewehrt, sich zuletzt auf die Seite des Jak. Sauer schlug. Die Kirchweihwoche hindurch gab es nun viel Gerede im Dorfe. Bald wurden dem Fleckenstein Drohungen zu Ohren gebracht, bald wurden ihm Versöhnungsanträge von Sauer und Hemer gemacht, es war ein fortwährender Zustand der Reizung, in der Fleckenstein sich befand, und der Gedanke, daß der Streit noch einmal aufleben, und daß er sich dann nicht wieder so mißhandeln lassen wolle, beschäftigte ihn. Am Sonntage der Nachkirchweih wurde Fleckenstein von mehreren Seiten aufgefordert, wie das auf dem Lande gebräuchlich, den Gästen Bescheid zu thun. Der Hemer alt und sein Neffe Hemer jung ließen ihn unter Freundschaftsversicherungen Wein versuchen und er trank dort 6 Halbschoppengläser auf einmal aus. Mit Mißtrauen folgte er dieser Einladung, denn er fürchtete, man wolle ihn berauschen, um ihn so aufs Neue zu mißhandeln. Fleckenstein ging hinauf in die Schenke. Von oben nun holte ihn bald wieder unter neuen Betheuerungen der Freundschaft der junge Hemer herab. Ein Zeuge, der gut befreundet mit Fleckenstein gewesen, und herein kam, wurde vom Hemer hinausgewiesen. Kurz darauf äußerte Ersterer: „Dießmal lasse ich mich nicht wieder so mißhandeln, wer mir etwas thut, dem schieße ich die Seele aus den „Anken“, und wie noch andere Zeugen sagen: „ich bin bewaffnet, ich habe 6—8 Pistolen.“ — „Nun, so gebrauche deine Waffen“, rief Hemer alt, und ergriff den Fleckenstein bei den Ohren. Es entstand ein Hin- und Herstoßen, ein Raufen. Heinrich Hemer alt schlug mit einem Krug in die Masse hinein und trifft bei dem zweiten Schlag, nachdem der Krug bereits zersprungen, die Nase des Fleckenstein, daß das Blut auf das Gesicht herunterfließt. Auch mit einer Latte wird sein Kopf geschlagen. Man trennt sie. Fleckenstein setzt sich nieder wie ohnmächtig, wackelt mit dem Kopfe eine Weile, erhebt sich dann auf einmal, springt die Stiege hinauf zu seinem Kommode und holt aus demselben einen Dolch. Jemand, der ihn auf der Stiege zu begütigen sucht, antwortete er: „Heute kenne ich keinen Freund.“ Er stürzte dem Heinrich Hemer nach. Auch außen vor dem Wirthshause scheint, nach einer Zeugenaussage, ein neuer Streit begonnen zu haben. — Nach dem Zeitraume von 3 Vaterunsern kommt Fleckenstein zurück, den blanken Dolch in der Hand, geführt von seinem Bruder und noch Andern, die ihn auf dem Rückwege trafen. Er geht mit blankem Dolch zweimal im Zimmer auf und nieder, und endlich wird ihm derselbe durch Zureden seines Bruders genommen. Auf dem Rückwege hat er zu Jemanden gesagt, den er an dem Wamms angepackt: „Soll ich dich niederstechen“, oder „soll ich dich auch niederstechen.“ Bald heißt es: Draußen liegt der Hemer und stirbt. Man eilt hin, er röchelt noch ein wenig und bald er ist eine Leiche. Neun Wunden trug der Körper, der mit einem doppelschneidigen Instrumente und zwar mit großem Kraftaufwande mit einer wahren thierischen Wuth beigebracht zu seyn schienen.

Als am Morgen Christian Fleckenstein erwachte, sah er, so erzählte er und die Zeugen bestätigen es, verwundert drein. Er wußte nicht, warum er mit Blut besudelt sey, und als man ihm erzählte, daß er den Hemer umgebracht habe, brach er in einen solchen Verzweiflungssturm aus, daß fast alle Anwesenden Thränen vergossen: „Ich Mörder!“ rief er, „meinen besten Freund soll ich umgebracht haben; bin ich deßhalb aus Amerika heraus?“

In der öffentlichen Verhandlung behauptet Fleckenstein, ganz gemäß seiner Aussage in der Voruntersuchung, daß er von dem Augenblicke an, wo Hemer ihm den Wein zu trinken gegeben, sich durchaus über gar nichts mehr besinnen könne. Er gesteht zu, daß der Schein gegen ihn ist, daß er die That begangen haben könne, aber er wisse nichts davon, er könne nicht ja, er könne nicht nein sagen. Mehrmals setzt er in warmen und gewandten Worten auseinander, wie er recht gern gestehen wolle, wenn er etwas zugestehen könne; wie er wüßte, daß so vielen Zeugen gegenüber das Läugnen plump, dumm sey, aber die Wahrheit bestände darin, daß er von Allem nichts wisse.

Es waren zwei Sachverständige zur Beurtheilung der ärztlichen Seite dieses Falles hinzugezogen worden, der Oberarzt des Julius-Hospitals, Herr Hofrath Dr. v. Markus und der Landgerichtsarzt Dr. Degg. Es wurden alle einschlägigen Momente geprüft und erörtert. Beide Gutachten waren jedoch in dem Resultate verschieden. Hr. Dr. Degg unterscheidet zwei, eigentlich drei Zeitpunkte. Die Zeit bis zur That, die That, und nach der That. Bis zur That, schließt Herr Dr. Degg, habe sich der Angeschuldigte in dem Zustande geminderter aber nicht in dem aufgehobener Zurechnungsfähigkeit befunden. Der treffende Genuß des Weines sey für einen Wirthssohn, und für Jemand, der große Seereißen gemacht, nicht übermäßig gewesen. Die vielen Aeußerungen, die berichtet würden, daß er hinaufsprang, die Kommode auf- und zumachte, die längere Dauer des ganzen Auftrittes — getrunken wurde bis nach 10 Uhr, unterdeß hatte Fleckenstein auch einmal eine Tasse schwarzen Kaffee zu sich genommen, die Tödtung fiel nach 12 Uhr vor — gibt er als fernere Motive seines Gutachtens an. Auch eine Zornwuth sey hier nicht anzunehmen, da eine Zornwuth gewöhnlich nicht von so langer Dauer und in der Regel durch materielle Krankheitsursachen hervorgerufen sey, während Fleckenstein vollkommen gesund sey. Daß während der That Fleckenstein ohne Besinnung zugestochen, räume er gern ein, und daß er nach der That besinnungslos geworden, halte er für wahrscheinlich. Herr Dr. Degg erklärte jedoch, daß die Möglichkeit der von Fleckenstein behaupteten Bewußtlosigkeit vor, während und nach der That nicht ausgeschlossen sey.

Herr Hofrath v. Markus ist zwar auch der Meinung, daß sowohl der Zorn als wie die Trunkenheit bis zu dem Zeitpunkte, wo Fleckenstein auf den Kopf geschlagen worden sey, eine vollkommene Bewußtlosigkeit nicht hervorbrachte, daß aber von diesem Zeitpunkte an die Wahrscheinlichkeit hiefür allerdings gegeben sey. Er brachte die Momente nicht einzeln, sondern in ihrem ganzen Zusammenhalte. Die Reizung die ganze Woche hindurch, Zorn und Rausch am Abend, erhöhte Leidenschaftlichkeit und endlich jene Schläge auf den Kopf, auf welche Fleckenstein wie ohnmächtig gewesen und mit dem Kopfe geschüttelt habe, diese Steigerung deute darauf hin, daß mit jenem Schlage eine vollkommene Bewußtlosigkeit eingetreten. Die Aeußerungen, die während derselben gemacht wurden, das Geben und Holen, widerspreche dem nicht, das könne rein mechanisch gewesen seyn, und die Erfahrung zeige, daß Menschen Tage lang so herumgingen.

Noch sind die Verhandlungen nicht geschlossen. Anklage und Vertheidigungsrede werden heute Vormittag fortgesetzt. (Nachschrift.) Christ. Fleckenstein ist durch den Ausspruch der Geschwornen so eben der körperlichen Mißhandlung mit nachgefolgtem, aber nicht wahrscheinlichem Tod, mit geminderter Zurechnungsfähigkeit für schuldig erkannt. Die Richter erkannten auf eine Arbeitshausstrafe von 18 Monat.

(Fortsetzung folgt.)

Rimnik und der rothe Thurmpaß.

Bruchstück aus einer Reisebeschreibung über die Wallachei von A. Schott.

Nachdem ich meinen Schwarzen (Kaffe) getrunken, machte ich mich auf die Füße, einige Gassen der uralten Stadt Rimnik durchschlendernd, die ihren Namen noch von den Römern hergeleitet wissen will. Das Wurzelwort Rim taucht in der slavischen Sprache in den verschiedensten Arten, bald als Rim, Roum, Ram, Rum, bald in Orts- bald in Flüssenamen auf, wie gerade Provinzialbetonung den orientalischen Kehllaut ausspricht, der gleichsam alle fünf Selbstlauter sammt ihren Diphtongen, wie sie abendländischen Sprachen eigen sind, enthält und Ursache ist, warum in morgenländischen Sprachen Selbstlauter so häufig verwechselt werden.

Sey dem übrigens wie ihm wolle; daß die Römer hier eine Niederlassung hatten, scheint unbestreitbar und es dürfte hierher vielleicht das „casra trajana“ oder „pons Alutae“ gedacht werden. Eigentliche Spuren davon finden sich hier freilich wenig mehr, aber gewiß hatte jenes große Volk, welches das Eisen am Schwert wie am Pflug gleich hoch hielt, einen Punkt nicht unbeachtet gelassen, wie der auf welchem gedachte Wallachenstadt steht. Ueber diesen Punkt muß auch jene berühmte Straße geführt haben, von welcher man längs dem Oltfluß auf dessen rechtem Ufer noch jetzt viele Spuren findet, und die einst eine Verbindungslinie zwischen der Donau und Oberdazien bildete. Das rothe Thurmschloß selbst dürfte auf Römertrümmern stehen.

Fast außer Zweifel mag auch seyn, daß Rimnik wie jetzt, so auch ehedem ein Knotenpunkt für hier sich kreuzende Wege und Straßen war, die einerseits nach dem Wulkanpaß, wo die Schyl aus Siebenbürgen hereinkommt, und andererseits nach dem heutigen Cimpulung (einst Romula?) und ebenso nach dem heutigen Pitesch führten.

Ebenso ist endlich kaum zu glauben, daß die Römer nicht auch die berühmten Salzwerke nächst Rimnik kannten, wo fast aller Orten der dunkle blaugraue Salzthon und unmittelbar unter ihm reines Steinsalz ausbeißt.

Es ist mit einem Worte als gewiß anzunehmen, daß die alte Stadt Rimnik auch einst eine wichtige Römerniederlassung war. Nördlich von ihr ziehen die herrlich geformten Alpengebirge des Südkarpaths hin, der Wallachei obere Längengränze bildend und sie gleichsam durch eine Riesenmauer von Siebenbürgen trennend. Durch diese führen drei Thore hinein. Das mittlere, das wichtigste ist der rothe Thurmpaß; das zweite das vom Tisch (Temesch oder Tönnösch) zwischen Kronstadt und Kimpina, das dritte endlich der Wulkanpaß zwischen Hatzeg und Tiegu Schiului.

Der rothe Thurmpaß, die Mittelpforte, ist der Hauptdurchgang zwischen der Wallachei und Siebenbürgen, wie ehedem, so auch jetzt. Er ist der Schlüssel zum Wasserwege zwischen Siebenbürgen und der wallachischen Donau; durch ihn führen auch die nächsten Straßenlinien der beiden wallachischen Hauptstädte Bukarest und Krafowa nach dem Hauptpunkte siebenbürger Industrie, nach Hermannstadt, dem einstigen Cebenium, wo sich in der Jetztzeit hauptsächlich deutsche Gesittung und Gewerbfleiß vereinigt hatten.

Der Weg zwischen Hermannstadt und Rimnik darf auch in landschaftlicher Hinsicht als einer der schönsten angesehen werden. Schon Rimnik verdient seiner Lage nach den Namen eines Salzburgs der Wallachei, wie erst, wenn man längs des reißenden Olt über das schön gelegene Kloster Kosia-an Cüneni vorüber recht in jenen Gebirgsknoten kommt, den der wilde Oltfluß durchrissen, wie einst jener macedonische Held den gordischen.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 82:

Lampe — Ampel.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 84 27. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

„Floriana?“ fragte Herr van Fagel im wortlosen Staunen, das starre Auge auf die Tochter richtend.

„Ist sehr unwohl,“ fiel Renata sogleich ihm in die Rede, „und wird leider nicht erscheinen können, um die wichtigste Stunde im Leben ihrer Schwester mit zu feiern.“ —

„Was soll das sinnlose Wort? Was dieser Anzug?“ entgegnete Herr Servatius heftig. „Floriana soll — ?“ —

„Wollet Ihr vor den Fremden die Tochter beschimpfen und die Fremden zugleich? Glaubet mir, sie stürzet sich aus dem Fenster aufs Pflaster, wenn Ihr die Hand ausstreckt, sie hierher zu schleifen. Nehmet mein Opfer, Vater! Der Geist der Mutter hat mir befohlen. O wenn sie doch auch zu Euch treten möchte in der nächsten Nacht, Ihr würdet gut durch sie berathen seyn.“ — Flüsternd hatte sie zur Seite gewandt gesprochen, laut setzte sie hinzu: „Störet die Schwester nicht, mein Vater. Ihr wird besser werden bis zur Hochzeitsfeier. Hier steht die Braut; reicht mir die Feder zur Unterschrift. Oder war es Euer Wille nicht, daß nach alter Sitte die ältere Tochter zuerst das väterliche Haus in der Frauenhaube verlasse?“ —

Herr van Fagel stand verstummt, ein Theil der Worte Renatens hatte sein Gemüth mit Schauder erfüllt, und der Faktor, der ihn von hinten heftig am Rockschooße zupfte, wurde unsanft zurückgestoßen. Doch Jac Wael hatte sich jetzt von der andern Seite genähert, sein Antlitz trug die Bläße einer Leiche, aber seine Augen blitzten. „Renata,“ stieß er hervor in halblauten Tönen, „was willst du thun? Bedenke, daß dein Leichtsinn nicht allein dein eigen Glück auf immer zerstört, nein, daß du ein anderes Herz, das treu und innig an dir gehangen von früh an, das alle seine Hoffnungen, seine ganze Zukunft auf Dich gesetzt, der Verzweiflung und einem ewigen Grame preisgibst durch diese unbedachte Opferung.“ —

Renata zuckte unwillkürlich zusammen und ein Beben lief durch ihre Glieder. Ihre Wangenröthe erlosch, doch antwortete sie fest, obgleich ein tiefer Schmerz verscheucht wurde durch den langen Blick, der sich in des Jünglings Augen senkte: „Du hast einsam gestanden, Jac, und keine Schwester geliebt. Du hast keine Mutter gekannt, der Befehl von mütterlichen Lippen ist nie Dir erklungen, Du hast nie die Wollust empfunden des kindlichen Gehorsams gegen eine Mutter. Wie kann ich fordern, daß Du mich verständest?“ —

„Thörichte Schwärmerin,“ entgegnete Wael erbittert, „Du wirst Dich und mich verderben. Eine falsche Großmuth reißt Dich hin und Du gefällst Dir in dem eiteln Triumphe. Aber die Reue wird kommen und mich rächen, und Dich vernichten.“ —

Renata hob das schöne Auge zum Himmel und legte die rechte Hand auf ihre Brust. „Daß nichts Irdisches mich bewegt, daß all mein Wünschen und Hoffen nicht mehr hier unten ist, schwöre ich dem Ungläubigen. Aber der Himmel gab mir Muth und Kraft zu tragen, was die Schwächere nicht zu tragen, nicht einmal auszudenken vermochte. Gott richte mich!“ —

Auch Wael verstummte erschüttert vor ihrem Anblicke; der runde, kleine Holländer aber trat jetzt heran, nahm traulich des Mädchens Hand und betrachtete zugleich mit seinen kleinen listigen Augen die ganze Gesellschaft nach einander.

„Kuriose Menschenkinder!“ sagte er dazu mit launigem Tone. „Wollet Ihr einander Räthsel aufgeben, oder spielet Ihr Komedia, wie sie die Bande aus Italien vor seiner Hoheit dem Erbstatthalter auf dem Rathhause zu Amsterdam in den letzten Fasten exerzirt. Wir verstanden nicht ein Wort von dem pathetischen Schnack. — Diese tugendsame Jungfrau ist die Braut, nicht wahr, verehrter Handelsfreund? Oder soll sie es nicht seyn? Doch nicht etwa die andere, die bleichsüchtig wie der Mond, und traurig anzuschauen, wie eine Trauerweide gestern vor uns saß? Nein, nein, wir bedürfen kräftige Waare, rührigen Sinn, lautes, klingendes Wort, und anwesendes ehrsames Fräulein wurde uns als die Braut präsentirt, und im guten Vertrauen acceptirt.“ —

Als Niemand antwortete, Herr van Fagel das Auge an den Boden geheftet hielt, zog er Renatens Arm unter den seinigen, und sie recht sanft zu dem Tische führend, plauderte er freundlich weiter: „Was sollte der Schnack von Opfer und von Reue? Weiß wohl, wie jeder sittigen Braut wehmüthig ums Herz ist, hat sie doch einen gar wichtigen Schritt zu thun, das Kind wird mündig,

Digitized by Google

was gehorchte, soll nun befehlen, das schwanke Pflänzchen bekommt Stütze und Stab, daß es sich daran emporranke und hochwachse zur Vollkommenheit, und Blüthe trage in schönster Pracht. Aber freilich ist der Stab nicht immer ein tüchtiger ohne Bruch und morschen Faulfleck, und darum ist dem Bräutchen beklommen, wie es der Großmama und Urgroßmama auch gewesen seyn mag. Aber unser Püppchen hat nichts zu besorgen, sie geht so zu sagen nur aus einer Vaterhand in die andere, aus einem Vaterhaus in das andere. Ist sie nur erst hinüber mit uns in das Land Gosen, wo Milch und Honig fleußt, sollen alle Leute am Zuyder See ihr bezeugen, daß Herr Peter Bauch sich mit dem besten Manne messen darf in Nordholland und oben und unten drüber hinaus. Und Ehren soll die junge Frau auf sich regnen sehen, als wäre sie eine Fürstentochter, reiset auch Hoheit der Erbstatthalter baldigst nach den Inselreiche Britannia, von wo man ihm die Königskrone hergebracht, so soll die kleine Frau doch zuvor erfahren, wie ihr Gemahl geschätzt worden von dem ersten Manne in der Republik, und wäre Hoheit schon an Bord gegangen zu Hellvoetsluys, so wird eine Jacht sie tragen durch alle die Brander, Gallioten, Lootsböte, Pinken und Orlogschiffe bis zu Seiner Hoheit, und küßt sie der Statthalter nicht auf die weiße Stirn und hänget Hoheit ihr nicht ein Kleinod an den schönen Hals, so will Peter Bauch seinen besten Finger, diesen da, der die Schreibfeder führt, verlieren." —

Unter diesem Geschwätz hatte er sie zu den Skripturen geführt, ihr die Pose zwischen die Finger gesteckt und — Renata hatte unterzeichnet, aber der langhallende Seufzer, welcher dabei unwillkürlich aus ihrer Brust emporstieg, traf verwundend alle Herzen, die dem wackern Mädchen zugethan. Selbst der kaltscheinende Mar myn Heer aus Amsterdam schien auffallend bewegt, schien ein Salztröpflein des Gefühls zwischen den engen Augenliedern zu zerquetschen und vergaß sich so weit, daß er sich zu der Sitzenden niederbeugte, seinen Mund auf ihre Stirn drückte und indem er kindisch fast ihre Wangen zu wiederholten Malen tätschelte, flisternd sprach: „Solls nicht bereuen, so wahr Peter Bauch ein ehrlicher Mensch ist! Gehorsam und Zucht wird wohl angesehen von Gott und Menschen." —

Doch die Scene sollte nicht ganz so still und milde zu Ende kommen. Der Faktor Menzelein, von innerer Wuth gefoltert, da ihm sein Prinzipal kein Gehör gab, hatte sich eiligst fortgestohlen, und Florianens Zimmer gesucht. Mit beflügelter Rede, denn sein Eigennutz zitterte vor der Verspätung, rief er das in Resignation niedergedrückte Mädchen auf, Augenblicks gegen die Schwester zu treten, deren Selbstsucht sie um das größte Lotterieloos des Lebens, um die eheliche Herrschaft über einen Millionär, der noch dazu die Tugenden des Alters und der Gebrechlichkeit besäße, zu betrügen beabsichtige. Er erzählte gedrängt, was bereits im Familiensaale vorgegangen, und hämische Freude leuchtete aus seinem Habichtsgesicht, als Floriana mit einem Angstlaut auffuhr, und schnell ihr Kämmerlein verließ. Aber auch hier betrog sich der bösartige Schwarzkopf. Im Saale angekommen flog Floriana auf die Schwester zu, sank vor ihr in die Kniee, und umfaßte sie mit beiden Armen.

„Schwester", rief sie zugleich mit tiefster Angst, „Schwester, was willst Du thun? Oder hast Du schon gethan? Du hasts, ich sehs an Deinen schmerzlichen Blicken. Aber nein, ich nehme Dein Opfer nicht an. Ich errieth ja Dein geheimes Leben, ich kenne Deine Wünsche, Dein Sehnen. O Du wirst nicht leben können, wenn Du den Kranz Deiner Liebe selbst zerrissen. Nimm Dein Opfer zurück, ich muß es verschmähen; aber sterben laß uns zugleich und zusammen, laß uns schlafen gehen an der Mutter Brust wie sonst, sie wird uns nicht grausam verstoßen wie all die Andern." —

Renata wollte mit einem Kusse den klagenden, zu viel verrathenden Mund der Schwester verschließen, aber sie sank erschöpft und ohnmächtig zu der Schwester nieder, und alle sprangen erschrocken heran, sie zu unterstützen und ihr Hülfe zu geben. —

(Fortsetzung folgt.)

Rimnik und der rothe Thurmpaß.

(Schluß.)

Bis in die neueste Zeit hatten freilich Staatskunst und Beamtenwirthschaft einen Knoten anderer Art zwischen dem einstigen Ober- und Nieder-Dazien geschürzt, der einem ganz andern Netz angehört, als dem des Südkarpaths. Es war nämlich eine Mauth- und Sanitätshalle, wie sie das österreichische Kaiserthum zu seinem eigenen Schaden auf vielen Punkten selbst dann noch aufgestellt hielt, als bereits Serbien, Moldau und die Wallachei ihre guten Quarantänen angelegt und erprobt hatten, und als ebenso die auswärtige russische Politik dem Handel nach Osten und Süden längst die Pulsadern unterbunden hatte.

So waren also die Quarantäne beim rothen Thurm sammt den Zoll- und Mauthniederlagen nichts anderes mehr, als k. k. Pfründen für eine Abtheilung von Beamten auf Kosten der öffentlichen Wohlfahrt zur Ehre einer veralteten faulenden Staatswirthschaft und zum Hohn einfacher gesunder Vernunft, der schlichtesten Völker-Rechte gar nicht zu denken. Freilich galt hier nie der Grundsatz, daß freier, ungestörter Besitz in Händen der Industrie und des Gewerbfleißes des Staats Vermögen ausmachen, sondern dafür ward der Fraß einer polypenartig um sich wuchernden Bureaukratie angesehen.

Betrachtete man alle südlichen und östlichen Gränzen des Kaiserstaates, so fand man überall Handel und Wandel kränkeln und siech, den Verkehr durch alle erdenkliche vorgestellte Fangnetze und Wehren gehemmt,

In den letzten Jahren hatte die k. k. privilegirte einzige Donaudampfschifffahrt, wobei alle Großen und Mächtigen des Reiches zu Aktien betheiligt waren, fast den ganzen Handel auf der Donau an sich gerissen und damit auch der siebenbürgisch-sächsischen Industrie, die eben in der Moldau und Wallachei ihre Hauptmärkte besaßen, vollends den Todesstoß gegeben.

Was halfen den Sachsenstädten noch ihre Privilegien und Gerechtsame, deren Besitz diesen verbeamteten und verphilisterten deutschen Volksstamm an den Pforten des Orients vollends so verblendete, daß sie in neuester Zeit ihre Interessen gänzlich verkennend, sich der militärischen reaktionären Gegenbewegung im Jahre 1848 anschlossen, den ungarischen Reichstag, welchen sie bereits beschickt hatten, wieder verriethen und sich der Politik eines Kabinets anschlossen, dessen Privilegiensystem in Wien sein Zentrum hatte und nach dem Tausend und Tausend größere und kleinere Abzugskanäle das Mark der entferntesten Provinzen abgeführt hatten.

Mit dem Aufgeben dieser Privilegien und dem Anschluß an das ungarische Gesammtkönigreich hätten sich die Sachsenbezirke mit ihren Interessen, wie alle andern Einzeltheile des Kaiserstaates im ungestörten Besitz der Märzerrungenschaften vorigen Jahres auf ihre natürliche Grundlage gesetzt, auf welche sie jene naturgemäßen Vortheile hätten erringen können, welche sie mit Niemand zu theilen gehabt hätten, anstatt sich wie bis jetzt auf Kosten ihrer Nachbarn zu bereichern. In den letzten Jahrzehnten konnten sie sich freilich in ihren Interessen nur noch mühevoll stillstehend erhalten, weil ihre auf Privilegienwege errungenen Vortheile auf dem Wege höherer Privilegien ihren Ausfluß nach Wien nahmen.

Der Teufel wirft immer Alles auf den großen Haufen, und dieß widerfuhr auch den sächsischen Interessen.

Der rothe Thurmpaß war auch in der neuesten Zeit wieder Zeuge davon, als die flüchtigen österreichischen Generäle mit ihren geschlagenen Truppenkörpern und ihren russischen Protektoren ihren Weg am Olt hinab nach Rimnik auf wallachischem Boden nahmen. Wie gut, wenn jetzt noch die keine Wallachei, wie ehedem, kaiserlich gewesen wäre.

Die öffentlichen Blätter beklagen hinlänglich, welchen Nutzen die Sachsenbezirke von den vereinigten zarischen und kaiserlichen Truppen errungen, während überdieß der Uebertritt der Oesterreicher auf wallachischen Boden, d. i. türkisches Gebiet noch zu unabsehbaren diplomatischen Verwicklungen Anlaß geben kann, denn unmöglich kann die Pforte ruhig dazu sehen, wie Rußland und Oesterreich türkisches Gebiet zum Exerzierplatze seiner feindseligen Staatsstreiche macht.

Was mögen sich jetzt die alten Bergriesen am Rothenthurmpaß, was der Olt selbst gedacht haben, als sie die flüchtigen Reste des österreichisch-russischen Truppenkorps hier hinabziehen sahen, in jenes schöne Land, welches Oesterreich nicht inne hatte und wo Handel und Wandel aufgeblüht waren, wie davon noch die Ueberreste der Bergwerke von Baia di Arame zeugen?

Hätte Oesterreich diese und jene serbischen Landstriche behalten und seine Ansprüche auf Oberitalien aufgegeben, so wäre zwar seine dasige Kriegsgeschichte um ein Paar Siege ärmer, gewiß aber wären auch seine staatlichen Verlegenheiten kleiner und seine Kriegsgeschichte im Südosten zählte wieder die siebenbürgisch-ungarischen Niederlagen nicht. (Ausland.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 27. April. Wir haben gestern bereits das Urtheil mitgetheilt, das über Christian Fleckenstein ausgesprochen wurde. Drei Mal hatte der Staatsanwalt und eben so oft der Vertheidiger das Wort. Ersterer suchte nachzuweisen, daß der Thatbestand des Verbrechens vollkommen hergestellt, Fleckenstein nach seinen Aeußerungen und Handlungen durchaus zurechnungsfähig, daß keinesfalls die Verwirrung der Sinne eine unverschuldete sey, während andererseits der Vertheidiger sowohl darauf aufmerksam machte, daß über der That selbst ein dichter Schleier ruhe, Niemand Zeuge derselben gewesen, als auch auf die Möglichkeit, auf die Wahrscheinlichkeit eines gestörten Seelenzustandes während der mörderischen Handlung hinweist. Der Angeklagte, ein hübscher junger Mann, in städtischer Kleidung, war während der ganzen Verhandlung sehr niedergeschlagen.

Folgende Geschwornen gingen aus der Urne hervor. Seuffert, Vetter, Zopf, Bonengel, Mayer, Münch, Thüngen, Baumann, Rüttiger, Hesselbach, Greul, (Obmann), Breunig.

Staatsanwalt war Herr A.-G.-R. Dr. Lotz, Vertheidiger Herr Anwalt Zorn.

Gestern Nachmittag begannen die Verhandlungen des letzten Schwurgerichtsfalles: Anklage wegen Tödtung gegen Kirchberger und Riegler. Die Verhandlungen werden wohl heute den ganzen Tag noch in Anspruch nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Akademische naturhistorische Vorlesung über die deutsche Eiche.

Die deutsche Eiche, meine Herren, ist kein gewöhnlicher Baum und keine gemeine Eiche, sie ist nicht wie diese oder die Buche und Tanne von Gott dem Herrn erschaffen, sondern sie ist gleich dem Schlag- und Stammbaume erfunden worden.

Sie hat mit der gemeinen Eiche nur das gemein, daß keine von Beiden der Baum der Erkenntniß war.

Adam mußte bekanntlich, um vom Halbgotte zum Menschen degradirt werden zu können, in einen Apfel und nicht in eine Eichel beißen, es konnte daher eine Eiche nicht der Baum der Erkenntniß seyn.

Am allerwenigsten war dieß die deutsche Eiche, denn sonst hätten die Deutschen doch schon erkannt, woran sie mit ihrer deutschen Eiche im Wirklichen sind.

Der naturhistorische Unterschied beider Eichenarten ist ein wesentlicher.

Die gemeine Eiche gehört zu den Pflanzen mit halbgetrenntem Geschlechte, und hat 5 bis 10 Staubfäden, die deutsche Eiche aber, welche etwas vom Schlafmohn dem papaver somniferum an sich hat, wovon sie jenes berauschende Opium abgibt, das die Söhne Teuts bereits Jahrhunderte lang schlürfen, vermehrte ihre Staubfäden durch Gottes Gnade so sehr, daß sie zur Zeit deren 38 hat, wodurch sie mit der gemeinen Eiche gar nie verwechselt werden kann.

Die gemeine Eiche trägt Früchte, womit man wenigstens die Schweine füttern kann, die deutsche hingegen hat bis jetzt noch keine Früchte getragen.

Jene ist das werthvollste Material der Baukunst, diese hat es nicht weiter als zum Nothnagel für alle deutsche Dichter gebracht, an denen sie ihre Leier aufhängen.

Hinsichtlich ihrer Dauerhaftigkeit könnte zwar aus der Prophezeihung eines bekannten Sängers:

„Deine Eichen steh'n, du selber bist gefallen!"

gefolgert werden, als würde sie länger bestehen, als das deutsche Volk; Körner meinte hier offenbar die gemeinen Eichen, und nicht die deutsche, wie dieß schon der Wortlaut zeigt.

Es steht vielmehr zu befürchten, daß die Kosaken sie demnächst fällen werden, und dann wird man sie auf Wacheleinwand malen, auf Jahrmärkten zur Schau herumtragen, und singen:

„Deutsches Volk, du herrlichstes von allen!"

So nutzlos übrigens die deutsche Eiche in naturhistorischer Hinsicht erscheint, so groß ist ihr Werth und ihre Geltung in politischer Beziehung.

Hier kann sie zu allem Möglichen gebraucht werden, sie ist Deutschlands erste diplomatische Phrase.

Setzen Sie den Fall, meine Herren, ich wollte zu ihnen sagen:

„Deutsches Volk, du bist ein Phantom, eine Lächerlichkeit, so lange du die Kraft, die in dir liegt, nicht vollkommen gebrauchst; so lange du dich durch falsche Verheißungen an der Nase herumführen läßt, während du doch, wenn du nur wolltest allein gehen könntest,"

so würde ich als ein rother, als ein wahrer Zinober-Republikaner verschrieen, und meine Mahnung hieße nach der beliebten Ausdrucksweise der Vorsichtigen Wühlerei.

Hier hilft mir aber die deutsche Eiche auf die einfachste Weise; ich darf nur sagen:

„Deutsches Volk, in deiner Eiche Blättern
raset ein verderbensvoller Sturm.
Sieh! du trotzest allen Donnerwettern,
und bemerkest nicht den gift'gen Wurm,
der um dich sich windet schlau herum:
Auf, mein Volk, und sey nicht mehr so dumm!"

und man wird mich einen Mann des gemäßigten Fortschrittes, einen echten Patrioten nennen.

Denn die Einen werden sprechen: Wie wahr, der Dichter meint offenbar mit dem Wurm die Franzosen und ihre wunderlichen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe; Andere werden lispeln: O wie fein, das ist auf Rußland gemünzt, und der Apostel der deutschen Freiheit und Einheit, Fürst zu Windisch-Grätz, wenn er in Ofen die Leuchtkugeln ließ, wird sich denken, ich hätte die Nationalversammlung in Frankfurt verdächtigt.

Höchstens könnte noch irgend ein souveräner Bürger und Seifensieder Deutschlands äußern: „Warum nicht gar, der Dichter hat es nicht so bös gemeint, er singt nur des Reimes wegen so von der deutschen Eiche und dem deutschen Volke, und was geht denn uns in Bayern oder Oesterreich das deutsche Volk an! Das sind Schwärmereien!"

Es ließe sich wohl noch Manches über die deutsche Eiche und von den Erwartungen sagen, zu denen sie berechtigt. Aber diesem traurigen Geschäfte will ich mich nicht unterziehen, ich habe zur Zeit nicht viel Vertrauen auf sie. Wenn ich an diese Hoffnungen denke, fällt mir stets das Holz zum Sarge des deutschen Michels ein.

Einst, wenn er hinlänglich mit seinen Vettern gestritten, sich zur Genüge für seine Götzen geplagt und geschunden hat, von seinen Nachbaren tüchtig geprellt, verlacht oder bemitleidet, und endlich von den Russen so geprügelt worden ist, daß ihm alle Sinnbilder aus dem Kopfe fahren, dann wird er, der Unverbesserliche, weinenden Auges zu seiner deutschen Eiche schleichen, sie noch einmal umarmen, und sich dann mit dem Bande der deutschen Einheit an ihr aufknüpfen.

Arme deutsche Eiche!

Sie aber meine Herren, wenn Sie an heißen Sommertagen müde sind, so legen Sie sich ja nicht in den Schatten der deutschen, sondern einer gemeinen Eiche, und Sie werden dann nie Gefahr laufen, daß mit ihrem Körper auch zugleich der Geist einschläft, wie unter jener.

Lerse.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 85 29. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Der Brauttag der Tochter, auf welchen Herr van Fagel sich Monate voraus gefreuet, hatte ihm nicht die üppigen Blüthenkränze gebracht, die er von diesem Non plus ultra seiner Spekulationen, diesem höchsten Triumpfe seiner kaufmännischen Siege geträumt. Alle Hausgenossen wichen ihm schüchtern aus und sahen ihn mit tadelnden Blicken an, oder traten gar mit unangenehmen Aeußerungen zu ihm ein. Der alte Holländer vernachläßigte ihn, blieb wortkarg an der kleinen Tafel, die nur Erasmus und van Kuik mit ihnen theilten, dann kramte er auf seinem Zimmer die Koffer aus, und sendete von da einen wahren Königsschatz von Stoffen, Frauenputz, reichen Schmuck, Juwelen und Kleinodien aller Art zu Renaten hinüber, und jeder Sendung war ein sinniges Verslein oder ein wohlerdachtes Witzwort auf Seidenpapier gemalt beigelegt; doch hatte der alte Herr so viel Zartsinn, daß er es verschmähete, den Dank selbst einzukassiren, da er das Thränenauge der dankenden Braut zu fürchten schien; sein van Kuik mußte jede Sendung hinüber tragen, ja sogar der Verlobungsring, dessen Ueberreichung bei dem stürmischen Ende des Feieraktes vergessen worden, wurde von des jungen Ambassadeurs Hand an Renata's Finger gesteckt, die wie ein duldsames Opferlamm sich dem Unvermeidlichen hingab. — Jac Wael trat ernst und kalt in des Ohms Kabinet, und sprach seinen Entschluß aus, morgen schon Brüssel zu verlassen, und forschte nach den Mitteln, die ihm der Stellvertreter seiner Eltern für seine künftige Subsistenz bestimmt.

„Zu viel geschah schon für den Undankbaren, „antwortete der erbitterte Kaufherr, „mit dem Tumult und Wirrwar neuerdings ins Haus gekehrt, der sich feindlich gegen seinen Wohlthäter auflehnt, von dessen thörichten Witz sicher so die Mordscene auf Vita's Zimmer wie diese überraschende Verwechselung der Bräute und dieses peinigende Rührspiel eingeleitet worden. Von Tisch und Bett den jungen Herrn zu weisen, wie er verdienet, wird des Aufsehens wegen nicht angehen, aber will der junge Herr marschieren, so reise er mit Gott, suche jedoch selbst die alberne Hand anderswo, die den Säckel des Störenfrieds zu füllen dumm genug.“ —

Wael ging ohne Gegenrede, aber ein böserer Mahner erschien nach ihm in der Person des Faktors Wulf. Allen Respekt gegen den Prinzipal vergessend, das Gesicht blauroth vor Ingrimm, die Rabenhaare gesträubt wie der Mähnenkamm einer hungerigen Hyäne trat Menzelein zu dem Herrn und überschüttete den Ueberraschten mit einer Sturmfluth niedriger Vorwürfe. Wortbrüchig und undankbar mußte sich der stolze Brabanter von seinem Diener gescholten hören, wilde Drohungen klangen an sein Ohr, und als er verwirrt ihm Florianen anstatt Renaten bot, lachte der Faktor höhnisch, und spottete über die falsche Münze, mit der man gute Dienste zahlen wolle, meinte, Buhlschaften mit hispanischen Kavalieren taugten nicht zur Aussteuer seiner jungen Wirthschaft zu Antwerpen, und als darauf der hochbeleidigte Hausherr ihn aus Zimmer und Hause mit wildem Fluche verwies, knirschte der kleine Faktor mit den Zähnen, und hob in der Thür ohne Worte die Faust drohend gegen Herrn Servatius mit einer Geberde, die, von diesem wohlverstanden, ihn bis ins Mark erzittern machte. —

Von allen Gliedern seiner Familie blieb der Hauptmann Barnabas der einzige, von dem der gefolterte Vater Schutz und Rath zugleich erwarten durfte; aber dieser war verschwunden, und nochmaliges Aussenden nach allen Bekannten des Hauptmanns, nach allen Orten in und um Brüssel, die er zu besuchen pflegte, blieb ohne Erfolg. Wie in der Irre ging Herr Servatius; sein Dünkel auf Verstand und Mittel, seine Besonnenheit wurde von einer Verzagtheit vernichtet, die ihn zuletzt dahin trieb, den Faktor aufzusuchen, um eine Versöhnung mit diesem, koste sie auch das Ungeheuerste, zu Stande zu bringen; doch auf Menzeleins Stübchen fanden sich Koffer und Kistchen bereits fortgeschafft, und man wollte den Faktor zuletzt in den Fabrikgebäuden gesehen haben, die zum Staunen des Herrn sich ebenfalls menschenleer befanden, obgleich die Vesperstunde kaum geschlagen und die Glocke, welche die Arbeiter zu entlassen pflegte, noch nicht geläutet worden. So kam die Dämmerung, so das Dunkel heran, und mit ihm verbreitete sich ein Schreckniß durch die reiche Stadt, welches für jeden, der einmal in dieses Gorgonen-

Digitized by Google

haupt geschauet, zu den schaurigsten gezählt werden muß. —

Ein Rennen und ungewöhnliches Gelärm auf den Gassen machte zuerst die ruhigen Hausbesitzer, welche der Abend am Familientische gesammelt hatte, aufmerksam. Prahlende Stimmen, hart ausgeschriene Drohworte einzelner die Straßen durchstreifender Nachtmänner schreckten die Bürger, und zogen sie an Fenster und Thüren. Da flackerte ein ferner Feuerschein auf über der Stadt, erst einer gelben Kriegsfahne ähnlich, die in den dunkeln Himmel hinaufgesteckt worden, und sich immer breiter entfaltete, dann plötzlich sich in einen Vulkan verwandelnd, aus welchem ein Regen von Feuerfunken, von Flammenblitzen und schwarzgeballten Rauchmassen himmelan prasselte. Jetzt ward die grauenvolle Stimme der Sturmglocke wach; Geschrei, Gekreisch tönte von den Plätzen, aus den Fenstern der Häuser herüber, und schwarze Menschenmassen kugelten sich heran, wie ein Lawinenball wachsend mit dräuender Schnelle im langsamen Weiterrollen.

Der steife Herr Erasmus, welcher fortgegangen, um nach dem Unglücke sich umzusehen, stolperte ins Fagel'sche Haus, leichenbleich, mit schlotternden Gebeinen und starren Fischaugen. In unaufhaltbarer Beweglichkeit, als hätten seine Glieder plötzlich Polipen-Gelenke bekommen, lief er auf und ab vor der Kolonne der um ihn versammelten, neugierigen Hausgenossen, bis ihn der alte Holländer gewaltsam packte und durch sein Leibesgewicht den Windballon festankerte.

„Rette sich wer kann; van der Leedens Fabrik ist Asche und Rauch; die Wagegasse und der Anderlechtsche Steinweg bis Sankt Gerix sind ein langer Feuerofen;“ stotterte da der mit hundert Fragen Bestürmte; die ganze Hölle ist auf den Beinen, ganz Brüssel ist verloren, Habe und Gut ist hin, man wird uns zerreißen, zerschlagen, köpfen, hängen, viertheilen, denn solche Bestien geben keinem honetten Manne Pardon. Laßt los, Herr Peter Bauch, oder ich gebrauche die Faust, und seyd ihr klug, so setzt Euch mit uns in Galopp zum Kanal, wo glücklich noch des Faktors Antwerpener Bock an der Kette liegt; Alle hinein und davon das Leben ist doch das erste Gut; auf dem Kanal verbrennt man nicht mit, und es hat wahrhaftig Eile, denn in dem nächsten Mordbrennertrupp rief es schon: Van Fagel! Nach van Fagels Hause, der Großthuer darf nicht der Letzte seyn!“ —

Herr Servatius trat jetzt hastig hinzu und faßte den Sohn bei der Brust, schüttelte ihn zur Besinnung, und erzwang von ihm einen vernünftigeren Bericht. —

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen des Schwurgerichtshofes für Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Würzburg, 28. April. Ein roher gemeiner Spaß, der ein Menschenleben kostete, bildete den Gegenstand des letzten Schwurgerichtsfalles dieser Vierteljahrsitzung.

Die Röthleiner Konskriptionspflichtigen waren am 4. Dezember vergangenen Jahres zum Loosen im benachbarten Schweinfurt und trieben dort wie es an solchen Tagen der Brauch oder besser gesagt, der Mißbrauch ist, allerlei Unfug. Der jüdische Handelsmann Mendel Traub war gleichfalls zu demselben Zwecke mit seinem Sohne Löw in Schweinfurt und schon auf dem Rathhause, wo die Verloosung stattfand, rieb sich der Röthleiner Bursche Kirchberger an ihnen. Der Nachmittag an dem in 2 Bräuhäusern die Röthleiner viel Bier zu sich genommen, hatte die Stimmung noch ausgelassener gemacht. Ein Pferd wurde geschlagen, ein Hund in den Main geworfen u. s. f. Als sie nun nach Hause zogen, stießen sie auf der sogenannten Polterbrücke auf den Mendel Traub, der mit seinem Sohne und 2 jüdischen Handwerksmeistern gleichfalls nach Hause ging. „Ihr müßt alle hinein“ rief Einer aus der Gesellschaft. Ein Wagen kam. Während man sich trennte, um auszuweichen bekam Mendel Traub einen Stoß und stürzte in den See. Nachdem die That geschehen, eilten die Burschen fort, während der Schuhmacher Eisenheimer und Traub's Sohn gleichfalls in das Wasser eilten, um den alten Mann zu retten. Auch diesen drohte Gefahr, doch wurden sie glücklich ans Land gebracht, Mendel Traub aber ertrank.

Wer hat den Stoß gethan, in welcher Absicht wurde er versetzt?

Hinsichtlich der ersten Frage lösete die ganze öffentliche Verhandlung das Räthsel nicht, welches bereits in der Voruntersuchung darüber gebreitet lag. Es waren zwei Gruppen von Zeugen: auf der einen Seite die Röthleiner Burschen, auf der andern die Begleiter des Mendel Traub. Letztere, nämlich der Schuhmacher Eisenheimer und der Sohn des Ertrunkenen bezeichneten ganz bestimmt, der dritte, Heldmann, nach der Kleidung den Kirchberger als den Thäter. Bei der Verhandlung selbst erzählte Kirchberger Vorgängiges und Andere Betreffendes sehr geläufig, stockte aber, als die Frage auf seine Betheiligung bei der That kam. Hinsichtlich einiger Nebenumstände waren jedoch auch diese Zeugen unter sich in Verschiedenheit. Drei Röthleiner hingegen, unter denen jedoch, wie Riegler angibt, ein Feind von ihm, ferner ein Bruder des Kirchberger, bezeichneten den Maurergesellen Riegler als Thäter. Auch diese Aussagen stimmten in einzelnen Umständen nicht überein.

Dazu kam, daß so ziemlich Alle in der Gesellschaft gestanden, sehr viel getrunken zu haben. Dazu kam ferner, daß der ältere Kirchberger zugestehen mußte, er habe auf dem Rückwege geäußert: „Ich habe gemeint, mein Kleiner, (sein jüngerer Bruder), habe es gethan.“ Freilich sagen wieder andere Zeugen, Riegler habe auf dem Rückweg gesagt: „Wenn's nur dem Juden nichts thut,“ habe ferner Abends bei Kirchberger, wo er habe Suppe essen sollen, gesagt: „Vielleicht ist dieß mein letzter Löffel Suppe.“ Nicht dieselbe Uneinigkeit wie hinsichtlich der Urheberschaft, herrschte hinsichtlich der Absicht. Es war eine Neckerei sagte der unter allen Zeugen am bestimmtesten deponirende Schuhmacher Jak. Eisenheimer, und die Röthleiner Bursche gaben es gar nur als Zufall an, indem Riegler taumelnd im Trunke an M. Traub gestoßen.

Der Staatsanwalt suchte die Ansicht durchzuführen, als ob die verschiedenen Zeugenaussagen sich vereinigen ließen, Kirchberger und Riegler hätten gestoßen. Er entschied sich jedoch, für den Fall, daß nur Einer es gethan hätte, dahin, daß er Kirchberger als den Thäter bezeichnete. Die beiden Vertheidiger hatten einen doppelten Kampf: einmal unter sich und dann gegen den Staatsanwalt. Darin stimmten beide im Gegensatze zum Staatsanwalt überein, daß sie die That nicht einmal als Fahrläßigkeit, sondern als einen Zufall annahmen. Dagegen suchte ein jeder die seinen Clienten belastenden Zeugenaussagen zu entkräften.

Die Geschwornen sprachen über Riegler das Nichtschuldig der fahrläßigen Tödtung aus. Die Richter erkannten auf die höchste Strafe 2ten Grades der fahrläßigen Tödtung, auf 3 Monate Gefängnißstrafe, welche nach dem Gesetze durch doppelte Schärfung der Strafe auf 45 Tage reduzirt wurde.

Folgende Geschworne waren durchs Loos gezogen worden: Rüttiger, Seuffert, Vetter, Greul, Richter, Ganzenmüller (Obmann), Zopf, Kunkel, Vonengel, Leininger, Münch.

Die Anklage führte Herr Staatsanwalt Steppes, die Vertheidigung des Riegler Herr Anwalt Schön, die des Kirchberger Herr Dr. Feuerer.

Herr Stadt- und Kreisgerichts-Direktor Seuffert, welcher wegen Unpäßlichkeit des Herrn Präsidenten Pixis diese Sitzung leitete, schloß sie mit einer angemessenen Ansprache an die Geschwornen, Vertheidiger und Richter, in welcher er allen seinen Dank für ihre kräftige Mitwirkung aussprach, wodurch sie das segensreiche Institut der Geschwornengerichte so rasch auf dem fränkischen Boden heimisch machten.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die geschlossene erste Schwurgerichtssitzung. Von den 16 Angeklagten wurden zwei freigesprochen, Schleicher und Riegler; die geminderte Zurechnungfähigkeit wurde verhältnißmäßig häufig erkannt: bei Häfner, den Dillischen Eheleuten, bei Lorenz Büttner, bei Fleckenstein. Der Anklage auf einfachen Todtschlag wurde nur ein einziges Mal statt gegeben (Florian Horn); von den sechs vorliegenden Tödtungen wurden außerdem vier als körperliche Mißhandlungen mit nachgefolgtem Tode (und zwar zwei davon mit der Wahrscheinlichkeit des Todes, nämlich bei Kilian und Kärt, Paul Metz; zwei ohne dieselbe, bei Häfner und Fleckenstein) erklärt, eine als fahrläßige Tödtung (Kirchberger). Von den zwei Anklagen auf Brandstiftung wurde bei der einen (Lorenz Büttner) nach dem Antrage der Staatsanwaltschaft gesprochen; bei der andern war ein Antrag auf Brandstiftung 1ten Grades gestellt, während die 4ten Grades angenommen wurde. Die höchste Strafe traf Florian Horn, Zuchthaus auf unbestimmte Zeit; die niederste die Dillischen Eheleute und Kirchberger. Auf Zuchthaus wurde außerdem nur noch einmal erkannt (Paul Metz, auf 8 J.) in das Arbeitshaus wanderten 9 Angeklagte. Büttner und Kilian auf 8 Jahre, Härt 7 Jahre, Nöth 4 Jahre und 2 Monate, Schmitt 4 Jahre und 1 M., Thomas 4 J., Häfner 2 J., Bauer und Fleckenstein 1 J. 6 M.; zum Gefängniß wurden verurtheilt, die Dillischen Eheleute und Kirchberger (jedes zu 3 M., beziehungsweise bei letzterm auf 45 Tage doppelt geschärftes Gefängniß). Neun von den zehn Fällen leitete der Schwurgerichts-Präsident Herr O.-A.-G.-R. Pixis selbst, mit wahrhaft staunenswerther geistiger Kraft, der letzte wurde wegen Unpäßlichkeit desselben von Herrn Direktor Seuffert präsidirt. Von den drei Staatsanwälten führte A.-G.-R. Dr. Lotz vier Mal, Hr. St.-G.-R. Steppes fünf Mal, Hr. St.-G.-R. Wilhelm ein Mal (unterdessen krank geworden) die Anklage durch. Von den Vertheidigern hatte nur Einer zwei Fälle, Hr. Anwalt Zorn.

Die anfängliche Anzahl von dreißig Geschwornen sank wegen gegründeter Entschuldigungen während der Sitzungen auf 24 herunter. Ersatz-Geschworne mußten keine einberufen werden. Ihre Berathung dauerte am längsten bei der Anklage des Paul Metz und Konsorten, wo sie fast 3 Stunden im Geschwornen-Zimmer beisammen waren.

Der Fall, dessen Verhandlung am längsten währte, war der von Chr. Fleckenstein; der kürzeste der der Dillischen Eheleute. Die Sitzungen währten vom 11. bis zum 27. d. Mts., incl., von 8 Uhr früh bis durchschnittlich Abends 8, manchmal auch 9 und 10 Uhr. Um Mittag fand eine zweistündige Unterbrechung, Vor- und Nachmittag je eine viertelstündige Pause statt.

Der überlistete Listige.

Kürzlich ereignete sich in Stuttgart folgender tragikomischer Vorfall: Zwei Bürger von dort, der Metzger L. und der Weinwirth W., zwei äußerst joviale Leute, kamen überein, an einem der letzten sonnigen Wintertage mit einander nach dem nahe gelegenen Kanstatt eine Spazierfahrt zu machen. Der Weinwirth ver-

proviantirte sich noch vor der Abfahrt mit einigen Milchbroden für den Fall, daß ihn unterwegs ein Bedürfniß des Magens anwandeln sollte und steckte dieselbe in seine Manteltasche. Sie langten indessen an ihrem Bestimmungsort an, ohne daß W. seinen Proviant angegriffen. Er hing deßhalb seinen Mantel sammt dessen aus der Tasche herausschauendem Inhalt an die Wand des Wirthszimmers jedoch so auf, daß er Beides in dem gegenüberhängenden Spiegel im Auge behalten konnte. Dieß geschah indessen ganz zufällig und arglos, ohne irgend einen Verdacht zu hegen. Schon einige Male aber hatte im Laufe des alsbald beginnenden heiteren Gespräches der Metzger L. lüsterne Blicke nach den beiden weißen Broden geworfen und wohl im Innern überlegt, wie er dieselben wegpraktiziren könnte, ohne daß sein Freund es sähe, um demselben durch deren Entwendung einen kleinen Possen zu spielen und ihn hernach derb auszulachen, wenn er etwa eine Sehnsucht nach denselben empfände und von ihm erfahren müßte, daß er dieselben bereits in seinem eigenen Magenschranke aufgehoben. Nach Verfluß einer halben Stunde zeigte sich nun auch wirklich eine günstige Gelegenheit zur Ausführung des schlau erdachten Planes. Metzger L. schleicht sich, den Unbefangenen spielend und ein Liedchen trällernd, an den Mantel, und stipitzt die beiden Milchbrode weg, geht zum Zimmer hinaus und verzehrt sie im Oehrn mit aller Seelenruhe. Der Weinwirth hatte aber Alles im Spiegel mit angesehen und sann alsbald auf eine kleine Rache an seinem Freunde. Nachdem dieser mit verschmitzter Miene, auf der sich zugleich der Stolz, W. an Schlauheit übertroffen zu haben, bemerklich machte, wieder in's Zimmer getreten war, und man noch eine Weile geplaudert, gescherzt und getrunken, dachten Beide an's Nachhausegehen. Der Weinwirth stand auf. „Ei“, sagte er, seinen Mantel vom Nagel nehmend, zu seinem Freunde, „du wirst mir doch wohl noch den Gefallen thun, zu warten, bis ich einen kleinen Ausgang gemacht habe. Ich will nur meinem Freunde N., der sich über so viele Ratten und Mäuse in seinem Keller beklagt, noch ein paar mit Arsenik vergiftete Milchbrode bringen, die ich zu mir gesteckt.“ — „Wie! was!“ rief der Metzger todtbleich, „ver — gift — ete Milchbrode! Wo hast du sie gehabt?“ — „Ei da in meiner Manteltasche“, erwiderte der Weinwirth und griff in den leeren Sack. „Gnädiger Heiland! die habe ich ja gegessen! rief der Metzger, wie an allen Gliedern gelähmt, aus. „Ei, welches Unglück!“ lamentirte jetzt der schlaue Wirth, „geschwind, warme Milch, laues Wasser, Oel, Butter!“ Man beeilt sich, das Befohlene herbeizubringen; der Metzger nimmt in der Todesangst Alles, was ihm dargebracht wird, ein, und beruhigt sich erst, als der Magen wieder ganz entleert war und ein herbeigerufener Arzt, der in die unüberlegte Posse einstimmte, erklärt hatte, daß nicht die mindeste Gefahr mehr vorhanden sey. Noch ganz müde und abgemattet von dem vielen Purgiren, trat der korpulente Metzger die Rückfahrt an, auf der ihm sein Freund vollends den letzten Rest von Angst und Furcht durch die Moral benahm: „Mußt mir in Zukunft keinen Possen mehr spielen, mich überlisten wollen; denn du hast dießmal wieder, wie immer den Kürzeren gezogen. Die Milchbrode waren so unschädlich, wie das frische Quellwasser, und deine Bosheit, mir einen unschuldigen Genuß zu rauben ist bestraft.“

Der unzufriedene Bauer.

Da sagt mir der Doktor, der Advokat,
Der mit dem schielenden Auge.
Der noch zwölf Gulden zu fordern hat,
Jetzt kämen die Zeiten, da sauge
Man nicht mehr dem Bauern die Kräfte aus,
Da werd' er nicht mehr geschunden,
Es habe sich endlich gefunden,
Beim Bauer da komme das Meiste heraus;
Wär' er nicht in der Welt,
Nichts nütze das Geld;
Die Städter, die sitzen und schwitzen
Beim Pult und bei Buch,
Der Menschheit zum Fluch,
Verderben vielmehr als sie nützen.
Der Doktor so spricht
Mit klugem Gesicht,
Als werde mit Schäffel gemessen
Dem Bauer jetzt das Glück,
Als dürfte ihn Niemand pressen;
Doch schau' ich zurück
Und wende den Kopf,
So bin ich, wie damals, noch heute der Tropf;
Was nützt mir das Reden zu Frankfurt am Main,
Was nützt zu Berlin mir das Zanken?
Drum brauch' ich mich nicht zu bedanken!
Ich fahre den Mist noch immer allein
Vom Stall auf das Feld und pflüge
Und säe und pflanze, und biege
Den Rücken mir krumm,
Muß stellen mich dumm —
Will ich mit Nutzen verkaufen;
Daß Gott sich erbarm'.
Zwar bin ich nicht arm,
Doch bin ich nicht reich und bin auch nicht frei,
Drum ist mir die Freiheit einlerlei,
Ganz einerlei,
Denn immer noch muß ich bezahlen
An Steuer und an Pacht,
Drum Gott sey's geklagt!
Schweigt doch nur mit euerm Prahlen,
Ich bleib' bei meinem Haferbrei!
Es ist ja alles mir einerlei,
Ich muß ja noch immer bezahlen.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 86 31. Mai 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Die Furcht vor dem nahen Ausbruche eines Krieges mit Frankreich, welches seine Rüstungen nicht versteckt hielt, auf der andern Seite die Verhältnisse mit England, wo die Nation sich gegen Jakob den Zweiten empört, ihn abgesetzt und den Prinzen Wilhelm von Oranien zum Throne Großbritanniens berufen hatte, die unruhige Spannung über den Ausgang dieses merkwürdigen Ereignisses, das alle Höfe Europa's zur Theilnahme für oder gegen Eine der betheiligten Parteien aufregen mußte, hatte dem Handel der Niederländer bedeutende Wunden versetzt, und besonders die Brüsseler Fabrikherrn ängstlich gemacht und sie bewogen, ihre wirlich damals bis an das Unglaubliche ausgedehnten Werkstätten zu beschränken, eine Menge der zahllosen Arbeiter zu entlassen und mit möglichster Sparsamkeit ihre Fabrikgeschäfte betreiben zu lassen. Tausende verloren dadurch ihr Brod, ganze Familien geriethen in Armuth und tiefste Noth, und nachdem sie vergebens in den Nachbarländern Erwerb gesucht, kehrten sie, der Verzweiflung nahe, in ihre Heimath zurück, Haß im Herzen gegen die, welche vordem ihre Wohlthäter und Brodherrn gewesen waren, Aufwiegler ihrer zurückgebliebenen Kameraden, welche in dem Schicksale der Genossen ihre eigene Zukunft mit Angst zu sehen glaubten. Vertrauend auf ihre Anzahl meinten sie mit Gewalt erzwingen zu können, was die Vorsicht der reichern Mitbürger ihnen entzogen und was sie Ungerechtigkeit tauften; da sie nichts zu verlieren hatten, als das drückende Leben, so hofften sie jedenfalls zu gewinnen, und die Bösartigern unter dieser in Religion und Sitte verwahrloseten Volksklasse wurden außerdem von Raubsucht und Rachgier gespornt, und spornten wiederum durch Bilder des Gewinnes und der Verbesserung die mildern und zaghaftern unter ihren Kameraden. Heute gegen Abend war's losgebrochen, ungeahnet, unvorhergesehen und darum desto schrecklicher und verwüstender. Schon standen mehrere Häuser und Fabriken der ersten Kaufleute in Flammen, Schiffer und Lastträger hatten sich den Mordbrennern zugesellt, denn was ist verlockender für den Pöbel im Volke, der überall sich tyrannisch gepreßt und stiefväterlich gegen andere Stände behandelt glaubt, was ist verlockender für diese Volkshefe, als die Aussicht auf tumultarische Festnächte, wo das Gesetz aufhört und die Ordnung untergeht in roher Gewalt und wo der, von dem Schicksale nun einmal zum Fröhner und Söldner bestimmte furchtbarer Weise den zertretenden Herrn, den Mann der zügellosesten Willkühr zu spielen vermag. —

Bleiche Gesichter umkreiseten Herrn Erasmus, als seine unzusammenhängende Aussage den Grund des Tumults in der Stadt klar gemacht, und nur zu deutlich enträthselt, was eigentlich zu fürchten. Der alte Holländer allein hatte kalt und ruhig zugehört und sein gewohntes Daumenspiel fortgesetzt.

„Schläft denn Eure Soldateska, oder stecken lauter Weiberköpfe unter Euren Blechkappen?“ fragte er jetzt, die Hände auf seine breiten Hüften stützend. „Beim heiligen Merkurius, Ihr Brabänter scheltet uns phlegmatische Seehunde, aber Ihr Alle, wie Ihr da steht, sehet gestrandeten Pottfischen ähnlicher wie feurigen Löwen. Da haben wir's anders gemacht, van Kuik, nicht wahr? als zu Rotterdam die Matrosen, da der Spanier alle Häfen blockirte, Rebellen spielen wollten, und das waren echte Eisbären gegen Eure bleichsüchtigen und dürren Spinnenmenschen. Auf, mein Jung, Du verstehst ja noch von dorther, was Noth in solcher Stunde! Sey der Schout by Nacht dieses steuerlosen Orlogschiffes und kommandire diese Verzagten; ich wette, wir werden nicht übel fahren unter Deinem Admirals-Wimpel.“ —

Der junge van Kuik ließ sich den Auftrag nicht zweimal geben, und das von fern heranschallende Getobe, das sich zu mehren schien in jeder Minute, brachte in die ganze Hausmannschaft Leben und Gehorsam gegen die rasch gesprochenen Befehle des Fremdlings. Zuerst wurden Thüren und Läden fest geschlossen und die Haupteingänge durch Kisten und Fässer verhollwerkt. Dem jungen Jac Wael ward der Auftrag, alles, was an Schißgewehr und Munition sich vorfände, in die Zimmer des obern Stockes zusammen tragen zu lassen und mit den bravsten Dienern die Fenster nach der Straße hin zu besetzen. Die älteren Dienstleute und die Mägde mußten von Herrn Servatius befehligt auf die innern Höfe hinaus, alle Zuber und Tonnen aus dem Brunnen füllen, Handspritzen und Wolldecken parat legen. „Ihr, mein verehrter Prinzipal,“ schloß der

Digitized by Google

Kommandeur seine Kriegsdispositionen, „schlagt mit den Damen Euer Hauptquartier im Kellergewölbe auf, wohin Herr Erasmus Kassa und Hauptbücher transportiren wird. Dauert jedoch das Bombardement der Zitadelle zu lange, so hoffen wir auf den Wällen von Euch die gehörige Erquickung aus dem Mutterfaß und dem Vorrathsschranke.“ —

„Bravo!“ rief Herr Peter Bauch und klatschte in die runden Hände, „der Jung will sich das Orangenband in Brüssel verdienen!“ — und Jedermann flog, ermuthigt und willig der rettenden Besonnenheit unterwürfig, an den ihm angewiesenen Posten.

Aber so muthig van Kuik von Außen erschien, so beklommen war ihm ums Herz. Der Sinn der Brabanter, dem französischen verwandt, leicht aufgeregt, aber auch leicht eingeschüchtert, konnte dem ehrenfesten Sohne der Seeländer kein Vertrauen einflößen. Draußen tobte das Volk immer lauter, schon klirren die eingeworfenen Fensterscheiben, schon hatte Wael vom obern Stock einige Male blind zwischen die gährende Masse geschossen, aber die Aufregung nur durch die Schreckschüsse vermehrt, und die schimpflichen Namen, die blutdürstigen, mordsüchtigen Ausrufungen, welche die Bandenführer auf der Gasse hören ließen, vermehrten die Bangigkeit der jetzt völlig Eingeschlossenen und förmlich Belagerten bis zur Sterbeangst. Van Kuik stand in der Seitenthür, welche in den Hof hinaus führte; einen blanken Säbel im Arm lehnte er dort, nachsinnend, horchend, aber ohne Entschluß. — „O goldene, beglückende Ordnung, bist du denn nur bei uns daheim zu Hause?“ sprach er mit sich selbst. „Man schilt uns kalt herzlos, unbeweglich, aber wer möchte tauschen mit solcher Beweglichkeit, solcher Flackergluth? Horch, wie die Brandung an das hohlgespülte Ufer des Weltmeers so tönet der schaurige Lärm herüber. Mir wäre besser, stände ich vor der Sturmfluth drüben in der Heimath, denn ich könnte den vaterländischen Deichen vertrauen.“ —

Eine weiche Hand legte sich auf die seinige, und als er den Kopf wandte, sah er die bleiche Renata neben sich.

„Ist es so schlimm, so rettungslos?“ fragte das bebende Mädchen.

„Ihr hier, Fräulein? Warum nicht im sichern Gewölb, wo Riegel und Eisenstangen den Trunkenbolden und Mördern den Eingang versperren kann, bis der träge Kommandant oder die zusammengetretene Bürgerschaft Hülfe sendet? Hier ist keine Sicherheit für ehrbare Jungfrauen, und Entsetzen faßt mich, denke ich, was Euch begegnen könnte, bräche eine der vielen unbewachten Pforten.“ —

„Bei Euch ist mir wohler als dort unten; antwortete Renata; „die Schwester wimmert, der alte Herr erzählt spaßige Historien, die mir klingen wie das Lachen der Zechbrüder beim Leichenmahle. Laßt mich bei Euch, komme was wolle, Gott ist ja auch dabei. Und ist denn unsere Lage so verzweifelnd?“ —

„Höret Ihr das Geknatter außen an den Mauern? Man legt Leitern an, oder bauet Gerüste zum Uebersteigen. Sehet hin! Dort fliegt schon ein Pechkranz auf das Schindeldach des Magazins. Und war das nicht ein schwarzhaariger Menschenkopf, der eben über der Wand sich erhob?“ — Er ergriff einen Eimer und schleudert ihn nach der Gegend. —

„Glücklich getroffen!“ rief er mit wildem Triumph, der gar nicht zu seinem gewöhnlichen Wesen paßte. „Der Bursch wird nach Hause gehen, sein Kopfweh auszuschlafen. Nun denn, fürchtet Ihr die Kellerluft, so haltet Euch nur immer dicht an mich; denn das schwört Euch Pilgrimm van Kuik, ehe ihn nicht dieser Arm sammt dem Säbel in der Faust vom Leibe gehauen, soll Euch keine freche Hand antasten dürfen.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Vier Stockwerke.

An einem stürmischen Spätherbstabende lief ein Matrose eilig in das große Haus des Schenkwirths Peter Stübecke am Heeregrafte in Amsterdam; aber er kehrte nicht in die Schenkstube zur ebenen Erde ein, in welcher es von Holländern, Niederländern und Franzosen, meist Schiffern und Soldaten, wimmelte — Holland war zu jener Zeit durch das Machtgebot des französischen Kaisers mit Frankreich vereinigt — sondern er flieg rasch die breiten steinernen Stufen hinauf, und trat im zweiten Stock auf einen glänzend weißen mit Sand bestreuten Vorsaal, und machte sich hier durch ungestümes Räuspern sogleich bemerkbar. Dadurch wurde auch alsobald ein Diener herbeigezogen, der mit behaglichem Phlegma den Schiffsburschen fragte, was er wolle?

„Ist mein Herr, der Herr Jakob van Delfthuis noch zugegen, oder hat er bereits sich auf das Kaffeehaus zum Vorgebirge der guten Hoffnung begeben und muß ich ihn dort aufsuchen?“

„Du bist wohl ein Bursche von unserm Schiffe Batavia?“ fragte der feiste Diener gähnend den eiligen Matrosen.

„Ei freilich,“ versetzte dieser ungeduldig; ich bin ja der Jonathan aus Duce Wetering. Kennst Du mich nicht?“

„Ach wer wollte Euch Wasserratten alle kennen,“ gähnte jener wieder. „Gesehen hab' ich dich wohl, wenn ich den Herrn oder die Frau an die Laage oder aufs Schiff begleitete. Nun, was willst Du denn eigentlich vom Herrn?“

„Ei, ich muß selbst mit ihm sprechen, und das sehr schnell, denn es sind höchst wichtige Dinge, die ich ihm zu sagen habe, und er wird mirs Dank wissen.“

„So,“ versetzte der Hausdiener theilnahmlos. „Aber der Herr speist eben mit der Familie, und Du wirst wohl warten müssen, bis er fertig mit Essen ist. Ist's

aber sehr nothwendig, so sags mir, ich wills ihm hinterbringen.“

„Ich muß ihn durchaus selbst sprechen und sogleich,“ sagte der Matrose trotzig und schritt, ohne sich an das phlegmatische Erstaunen des Dieners, noch an dessen zu spät versuchte Einwendungen zu kehren, auf die hohe Flügelthüre zu, faßte keck das blank polirte Schloß und ging hastig durch den Saal in das daranstoßende Speisezimmer, aus welchem ihm Lichtglanz entgegenströmte. An dem gutbesetzten Tische saß der Familienvater Herr Jakob van Delfthuis, ein wohlgenährter Mann mit einem runden, glänzenden Gesicht, aus welchem die Gutmüthigkeit herausguckte, ihm zur Seite seine junge Hausfrau, eine schlanke Gestalt von ausgezeichneter Schönheit und gegenüber des Kaufmanns Tochter erster Ehe, die an Wuchs und Schönheit mit ihrer jugendlichen Stiefmutter wetteiferte. Die übrigen Sitze waren von jüngern Kindern, sowohl erster als zweiter Ehe ausgefüllt.

Der Hausherr machte ein etwas ungeberdiges Gesicht, als er des kecken Matrosen mitten in seinem Familienheiligthum gewahrte, dessen Unentweihtheit dem reichen Holländer über Alles geht, und donnerte den grüßenden Burschen an: „Was unterstehst Du dich, hier herein zu kommen?“

„Der Kaspar meinte, ich sollte warten, bis mein Herr gespeist,“ versetzte dieser unerschrocken, „und das verträgt sich doch nicht mit dem, was ich zu hinterbringen habe. Deßhalb bin ich hereingegangen.“

„So sage an, was bringst Du?“

„Der Schiffskoch läßt meinem Herrn sagen, der Bootsmann und der Kapitän wären hart aneinander gerathen, der Kapitän habe sich betrunken, und den Bootsmann geschlagen. Darüber sey die Mannschaft aufrührisch geworden und ein wilder Lärm auf dem Schiffe entstanden, so daß Keiner seines Lebens sicher sey. Der Bootsmann aber habe gedroht, den Kapitän an die Franzosen zu verrathen, weil er mit meinem Herrn gemeinschaftlich verbotene englische Waaren heimlich eingeführt. Deßhalb läßt der Schiffskoch meinen Herrn dringend bitten, ja sogleich und ohne Säumen selbst hinauszukommen auf die Laag und Ruh und Ordnung auf dem Schiffe herzustellen und ferneres Unglück zu verhüten.“

Der Kaufmann war sichtbar erschrocken, und sagte, indem er vom Tische aufstand: „Du hast wohlgethan, daß Du hereingegangen bist. Dergleichen muß so schnell als möglich abgemacht werden.“ Während der Herr dem faulen Diener zurief, Hut und Mantel zu bringen, sagte die junge schöne Frau: „Das ist ja der Vetter Jonathan. Ich habe Dich recht lange nicht gesehen. Komm her und trink ein Glas Wein; Du hast Dich durstig gelaufen.“

„Ihr seyd sehr gütig, Frau, Euch zu erinnern, daß unsere Väter Brüder waren, versetzte der Matrose mit einem Anstrich von Unverschämtheit und warf unbemerkt einen recht bösen, schadenfrohen Blick auf die reizende Hausfrau. „Euch hat das Glück mit Sonnenschein bedacht, mich mit Sturm. Von uns allen, Verwandten und Freunden, hat es keins so weit gebracht, als Ihr, selbst Baltin Kampvorst nicht, und das war doch ein tüchtiger Kopf.“ Dem lauernden Blicke des Matrosen entging die Verwirrung nicht, welche sich bei Nennung des letztern Namens über das Gesicht der Hausherrin ergoß.

„Wißt ihr nicht, wo Baltin jetzt ist?“ fragte sie, betreten lispelnd.

„Er ist davon gegangen und Niemand hat wieder etwas von ihm gehört oder gesehen. Er wirds auch nicht weiter gebracht haben, als ich, sonst wär er gewiß heim gekommen und hätt' uns das Maul wässerig gemacht.“

„Sieh, Jonathan, Du hättest es weiter bringen können,“ fiel jetzt Herr van Delfthuis ein, da er mit Ankleiden fertig war, wenn Du's danach gemacht hättest. Obgleich ich ein vornehmer Mann bin, so bin ich doch keiner, der sich der armen Verwandten seiner Frau aus niederm Stande schämt. Du könntest jetzt Lieutenant auf meinem Schiffe seyn, wenn Du etwas hättest lernen wollen, und Dir die Rumflasche nicht lieber gewesen wäre. Faule Bäuche ernähr' ich nicht, selbst wenn sie die Geschwisterkindsvettern meiner Frau sind. Auf andern Schiffen haben sie Dich nicht einmal haben wollen, weil Du berüchtigt bist wegen Deiner Stänkerei, Händelsucht, Völlerei und Faulheit; und wenn Du nicht meiner Frauen Vetter wärst, ich hätte Dich schon längst forgesagt. Uebrigens bleibts fest und unabänderlich bei dem letzten Urtheil, Jonathan; so wie Du Dir wieder etwas zu Schulden kommen läßt, hat der Kapitän vollen Befehl von mir, Dich auf der Stelle fortzuschicken. Dagegen werd ichs aufs Beste machen, wenn Du Dich besserst, und es freut mich schon, daß Du einen so guten Anfang gemacht hast und herein gelaufen bist, um mir den Lärm auf dem Schiffe anzusagen; denn von Deiner Händelsucht und Prügelnatur zu schließen; vermuthete ich Dich eher mitten drinnen, und alles aufbietend, die Uneinigkeit zu vergrößen, als zu vermindern und zu unterdrücken. Nun ich will sehen, ob gar nichts davon auf Dein Kerbholz kommt.“

„Gewiß nicht, mein Herr,“ sagte der Matrose trotzig und und schickte sich an zu gehen, nachdem er das dargebotene Glas Wein mit einem Zuge ausgetrunken.

„Es wird Dir doch auf dem Schiffe inmitten der aufgeregten Menschen nichts Uebels begegnen, lieber Vater?“ sagte die Tochter jetzt aufstehend und sich dem Kaufmanne mit besorgten Blicken nahend. „Mir ist so sonderbar bange um Dich.“

(Fortsetzung folgt.)

Eigenthum iſt Diebſtahl.

Dieſes bekannte Loſungswort der Herren Kommuniſten iſt der Titel eines Vaudeville's, welches jeden Abend vor gefülltem Hauſe auf dem Pariſer Vaudeville-Theater gegeben wird. Das Stück zerfällt in ſieben Tableaux. Im erſten wird „le droit au travail“ (das Recht auf Arbeit) perſiflirt. Man ſieht hier, wie der Herr des Hauſes von Leuten überſtrömt wird, welche ihr Arbeitsrecht geltend machen. Da findet ſich der Tapezierer ein, der, ohne um Erlaubniß zu bitten, die alten Tapeten herunterreißt und neue aufklebt — denn es iſt ſein Recht; eine Schaar Putzmacherinnen tritt ein, welche der Frau vom Hauſe Maß nehmen wollen, ſo daß ſie auf einmal fünfundzwanzig neue ſeidene Kleider bekommt — es iſt das Recht der Putzmacherinnen, und der Mann muß natürlich bezahlen. Dann kommt der Perückenmacher, der dem Herrn die Haare aufreißt und ihm dafür eine Perücke aufſetzt — ſonſt kann der Herr nicht leben. Zu ihm geſellt ſich endlich der Zahnarzt, und da er vom Zahnausziehen ſein Daſeyn friſtet, ſo reißt er ihm friſchweg, trotz allen Widerſtrebens, einen geſunden Zahn aus — denn dazu hat er ſein unbeſtreitbares Recht. — In einem andern Tableaux dient Proudhons Tauſchbank zum Geſpött. Geld exiſtirt nicht mehr. Ein Reicher kommt mit einem Topf, um dafür Fleiſch einzutauſchen. Er erhält drei Pfund, erinnert ſich aber jetzt, daß er nichts hat, worin er es kochen könnte; er kauft ſich deßhalb mit dem Fleiſch wieder einen Topf, und während er nun, um ſich ſtatt deſſen ein anderes Gericht einzutauſchen, in einen Laden tritt, läßt er den Topf fallen. Sein Geldmittel geht nun in tauſend Stücke, und er hat nichts mehr, um ſich etwas dafür zu kaufen. Er geht deßhalb nach Hauſe, um ſich etwas Anderes zu holen. Für ein ausgeſtopftes Krokodil will er eine Paſtete kaufen und bekommt noch obendrein eine Servaute mit Inhalt und einen Stuhl. Er iſt nun in großer Verlegenheit, wie er Alles nach Hauſe tragen ſoll. Unterwegs bemächtigt ſich ein Herr ſeiner Paſtete, denn „Allen gehört Alles.“ Der Beſitzer beruft ſich darauf, daß die Paſtete ſein ſey. Dafür wird er aber vor Gericht geladen und zur Gefängnißſtrafe verurtheilt, weil er die Worte mon, ma, mes und acquérir („mein“, „meine“ und „erwerben“) gebraucht habe. Das Geſicht des Advokaten, der die Sache führt, gleicht dem des Herrn Proudhon aufs Vollſtändigſte. Zuletzt iſt Paris in eine Wüſte verwandelt; nur die Börſe ſteht noch . . . als Ruine.

Karten.

Von A. Raphael.

Es giebt verſchiedene Arten von Karten. Es giebt Landkarten, Spielkarten, Speiſekarten, Eintrittskarten, Muſterkarten, Legitimationskarten, Aufenthaltskarten, Viſitenkarten, Taufkarten, Verlobungskarten, Gratulations- und Kondolationskarten.

Landkarten ſind Dokumente, welche darthun, wie oft ſich die Gränzen eines Staates vergrößert und wieder verkleinert haben.

Spielkarten ſind Surrogate für Fäger, hinter welchen man in fader Geſellſchaft ohne Umſtände gähnen kann. Sie ſind der Kitt, der unſere Geſellſchaft zuſammenhält.

Speiſekarten ſind gewöhnlich nichts Anderes, als Mährchen im Münchhauſen'ſchen Style. Grüneberger z. B. wird unter dem Namen Rüdesheimer aufgetiſcht.

Eintrittskarten zu Theatern, Bällen und Konzerten, ſind Köder, an welchen Damenherzen und auch Rezenſentenkiele picken bleiben.

Muſterkarten ſind feine Proben von groben Tüchern.

Viſitenkarten ſind Opfer, die man auf den Altar und in die Antichambre großer Thiere legt, um denſelben die gebührende Ehrfurcht zu erzeigen.

Taufkarten ſind maskirte Bettelbriefe.

Verlobungskarten ſind Verſicherungen, daß ſich zwei Leute ewig zu lieben verſprochen haben, die ſich deſſenungeachtet ein paar Jahre nach der Hochzeit wieder trennen.

Gratulationskarten ſind geſchriebene Bücklinge und lithographirte Kratzfüße.

Kondolationskarten ſind Stellvertreter theilnahmloſer Thränen die man ſich und Andern . . . erſparen will.

(Charivari.)

Räthſel.

Die erſten zwei kannſt Du finden
Dort am Himmel, aber auch im Wald
Und in den Städten mit den Flinten!
Die letzten brauchen oft Gewalt.
Des Ganzen aber Hauptbeſtreben
Iſt, nur ein einz'ges Jahr zu leben.
Man iſt's geworden nur durch Holz,
Und doch iſt man noch darauf ſtolz.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 87 2. Juni 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Renata drückte sich schaudernd an ihn, da kam Herr van Fagel über den Hof gesprungen. „Wir sind verloren;“ rief der verstörte Mann; das hier im Hause bekannte Volk hat die obern Läden zerschlagen; zwei Male gelang es uns, das Feuermaterial, das von dem Gesindel eingeschleudert worden, zu dämpfen. Jetzt aber drängt der ganze Troß auf diesen Punkt: jeden Augenblick müssen wir gewärtig seyn, die Räuber hereinbrechen oder die Flammenbrunst aufschlagen zu sehen. O schändlich, daß ein Bürger Brüssels so preisgegeben ist.“ —

Ein Entschluß flog auf in van Kuiks Phantasie. „Dort hinter dem Brunnen weiß ich ein enges Pförtchen,“ sprach er hastig, „und dort scheint wenig Volk zu lärmen. Ruft die ganze Hausgenossenschaft hieher, bewaffne sich jeder, wie er kann. Die verlorne Garnison muß durch einen tapfern Ausfall wenigstens das Leben retten.“ —

„Mein Eigenthum verlassen, solchen Händen die Beute geben!“ jammerte Herr Servatius. „Heute der erste Mann in Brabant, morgen ein Bettler! Gebt mir Euer Eisen, Herr, denn so etwas läßt sich nicht überleben.“ —

Er griff sogleich nach von Kuiks Degen, hatte aber noch nicht ausgesprochen, da donnerte draußen plötzlich eine volle Gewehrsalve, Geheul und Angstgeschrei folgte, noch einmal krachte die zweite Salve, und einzelner ward das nahe Geschrei, und fernhin schien der Tumult wie auf Windesfittigen zu verstieben, und lebhaft wirbelte jetzt dicht an Mauer und Hause der dumpfe Trommelschlag, Gewehre klirrten, Kommandowort schallte frei und fest in die Nacht, und niedergesetzte Kolben hörte man das Pflaster stampfen.

Wael sprang mit leuchtenden Blicken heran zu den verstummt Horchenden. „Triumph! Freiheit! Rettung!“ rief er schon von weitem. „Die Grenadire sind da, das Gesindel flüchtet nach allen Seiten, und von fern sah ich schon die blanken Klingen der Dragoner einblitzen zwischen die Nachtwölfe. Laßt uns öffnen, denn irrt mein Auge nicht, so führte ein gar guter Freund das Lootsenboot, das dicht vor dem Schiffbruch sich uns ans Bord gelegt.“ —

Als die Hauspforte geöffnet, sah man vom Fackellicht beleuchtet eine Doppelreihe baumlanger Grenadiere das Haus umzingelt halten, und ein schlanker Offizier unter der hohen Blechmütze trat ein in das Haus, bedauerte den Unfall, bat um Entschuldigung seines verspäteten Anmarsches, da man auf einer andern Stadtseite den Hauptitumult vermuthet, und versicherte Alle seines ernsten Schutzes. Aber mitten aus dem Haufen der Geretteten stürzte sich ein Mädchen hervor, und flog an des schönen Wehrmanns Brust und umschlang ihn mit beiden Armen dreist und furchtlos. „Carlos!“ rief Floriana, denn sie war es: „O wie habe ich gebetet nach Dir! Wie konntest Du in solcher Noth das Herz fast brechen lassen, was Dir gehört?“ —

Der junge Spanier stand verlegen, er wußte nicht, sollte er abweisen, sollte er fest fassen, was ihm sich bot. Jac Wael aber trat zu dem betroffenen Hausherrn, dem die neue Entdeckung die Zunge lähmte und sagte mit einem Tone, der beinahe boshaft klang: „Nun, Herr Ohm, segnet immer zu; Ihr seyd ja von heut Morgen noch im Zuge. Und wahrlich, ist dieser zweite Tochtermann auch nicht solch ein speckichter Narvall und ein solch zentnerschweres Goldfaß, so hat er doch dem Brautvater ein achtbar Geschenk mitgebracht, bestehend Numero Eins in allem Habe und Gut der Firma Fagel et Kompagnie, Numero Zwei in Euren ganzen Gliedmaßen und unverletztem Leichnam, und Numero Drei in dem willkommenen Strafakt Eurer feindseligen Konnibalen, denn sehe ich recht, so krümmt sich ein Dutzend derselben dort auf dem Platze, und wird keinen rothen Hahn wieder krähen hören.“ —

Herr Servatius löste zwar das unverschämte Töchterchen vom Halse des Grenadiers, doch vermied er die Härte, und sprach dann recht warm seine Dankworte gegen den schlanken Kriegsmann aus, und ließ sogleich aus seinem Keller zur Stärkung der Mannschaft heranttragen, soviel der vorsichtige Anführer zu erlauben für gut befand. —

Die Nacht, doch immer noch von ängstlicher Sorgsamkeit begleitet, war ohne fernere Unruhe vorüber gegangen, aber das Schicksal, welches einmal seine Schlangengeißel über dem Haupte des Herrn van Fagel geschwungen, und ihn mit seinen schaurigen Polypen-Armen eingesetzt, schien ihn noch nicht gänzlich loslassen zu wollen.

Früh trat schüchtern der alte Korporal Schwitken in das Kabinet des Fabrikherrn und alle Falten des bärtigen, vergelbten Gesichtes erschienen durch die Säuere einer tiefen Bangigkeit in zwei große Furchen zusammengezogen, und die grauen Augen blickten besorgt im Zimmerchen umher, obgleich der greise Soldat die Thür vorsichtig hinter sich angezogen.

„Was gibts?“ fuhr der Hausherr auf, und drehete sich mit seinem Schreibstuhl herum. Der Korporal stellte sich möglichst steif und legte die rechte Hand an die Stirn. „Haltet zu Gnaden!“ sagte er, doch mit möglichst gedämpfter Stimme. „Kennt der hochedle Herr vielleicht nicht mehr den alten Mauritius, der vordem im kleinen Kustoshause wohnte neben der Kirche und oft Holz gespalten im Hofe bei an? Ja, ja, die Zeit reitet immer Galopp, weil sie immer Schlechteres zu sehen bekommt, je weiter sie trabt.“ —

„Ohne Sermon!“ polterte Herr Servatius. „Was bittet Ihr? Wir haben keine Zeit für Lumpereien.“ —

„Glaub's wohl!“ seufzte der Korporal. „Gram und Sorgen schlagen die Reichen am schwersten, weil sie ungewohnt kommen. Und jedem christlichen Hausvater muß im Mitleide das Herz sich rühren, wenn in solche Familie das entsetzlichste Unglück herein brach.“ —

„Welch Unglück? Krächze aus, Du graue Nebelkrähe!“ rief Fagel ungeduldig und erschrocken zugleich, indem er des Sohnes gedachte.

„Nur ohne Furcht, verehrter Herr! Der alte Mauritius ist eine getreue Seele und mit dem Kohlkopf ist die Zunge nicht weibisch geworden. Auch hat der Herr Hauptmann mir Alles vertrauet, denn er kennt die Ehrlichkeit seines alten Exerziermeisters. Ja, ihr möget die Leiche der armen Frau wohl sorglich versteckt gehalten haben, und ich will gern dazu helfen, es unter die Leute zu bringen, daß sie auf eine natürliche Weise zu Tode gekommen.“

„Wo ist der Hauptmann? Warum ist der Hasenfuß nicht hier? Schon war der Adjutant da, weil er die Nacht, als man Allarm schlug, gefehlt.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

„Ich bin ihr Herr und habe ihnen zu befehlen,“ antwortete Herr van Delfthuis mit Selbstgefühl, und reichte der Tochter die Hand zum Kuß, warf seinem Weibe einen zärtlichen Blick zu und folgte dem boshaft vor sich hin lächelnden Matrosen auf die Straße hinab. Rasch und schweigend gingen sie mehrere Straßen entlang, bis sie hinaus an den Y kamen. Zwischen der alten Stadtherberge und der Kattenburg zieht sich dort längs dem Wasser ein Weg, welcher nach dem sogenannten Laag führt, wo die Schiffe hinter großen ins Wasser eingerammelten Pfählen liegen. In düsterm Schweigen lag der Y mit seinen unzähligen Schiffen vor ihnen und der Wald der Masten starrte unheimlich in die spärliche Helle des Himmels, während unten die dichte Finsterniß nichts erkennen ließ. Der Kaufmann beflügelte seine Schritte. Plötzlich hustete der Matrose, und in demselben Augenblicke fühlte sich van Delfthius von hinten gefaßt, während ihn ein tüchtiger Stockschlag von vorne traf. Der erschrockene Handelsherr hatte nicht Zeit, sich aus seinem Mantel zu wickeln, bevor er nicht schon mit mörderischen Schlägen auf Kopf, Brust, Rücken und Arme überladen war. Jonathan aber rief hohnlachend dazwischen: „Wohl bekomms, Vetterchen! Nehmt dieß als Beweis meiner Dankbarkeit für Euern guten Willen, mich zu bessern. Es wird nicht die letzte Verwandtschaftsgefälligkeit seyn, die ich Euch thue.“

Der mißhandelte Kaufmann außer Stand, sich zu vertheidigen, schrie aus Leibeskräfte nach Hülfe. Dieß schien auch das Beste gewesen zu seyn, denn er hörte eilige Schritte, Degengeklirr und französische Flüche in seiner Nähe; dann setzte es gleich tüchtige Hiebe; die Knittelhelden schrieen laut auf, und eine weiche Stimme fragte französisch: „Was gibts hier? Wer ist in Noth?“

„Ein Mann, dem ein Haufen nichtswürdiger Schurken ans Leben will,“ versetzte van Delfthuis ebenso, „und der Euch Eure Hülfsleistung ewig Dank wissen wird.“

„Fort, ihr Hunde!“ schrie der Franzos und arbeitete wacker mit seinem Degen. In einigen Augenblicken hatten die Nachtvögel sich zerstreut, und der geprügelte Kaufmann stand seinem Befreier gegenüber, war aber nicht im Stande weiter etwas, als die Körperumrisse desselben zu erkennen.

„Sind Sie verwundet, mein Herr?“ fragte der Fremde in seiner Landessprache, „und macht es sich vielleicht nothwendig, daß ich Sie nach Ihrer Wohnung begleite?“

„Ich fühle heftige Schmerzen an Kopf und Schultern, doch werden mich die unverletzten Beine noch bis zu meinem Schiffe tragen, welches nur eine kleine Strecke von hier im Laag liegt und wohin ich sie bitte mich zu begleiten, wenn es anders ihre Geschäfte erlauben, damit ich dort Gelegenheit haben kann, meinen Retter kennen zu lernen und mich ihm dankbar zu bezeigen, sey es auch auf welche Art es wolle.“

„Nicht meinetwegen nehm' ich Ihre gütige Einladung an,“ entgegnete der Franzose, „sondern weil ich fürchte, es möchte Ihnen auf Ihrer einsamen Wanderung

ein neuer Unfall begegnen. Doch muß ich Sie bitten, mein Führer zu seyn, weil ich erst seit heute in Amsterdam und mit der Lokalität hiesigen Orts noch gänzlich unbekannt bin.“

„Aber mein Himmel, wie doch kamen Sie als ein Fremder an diesen bei Abend wenig besuchten Ort außerhalb der Stadt?“

„Ich logire in der alten Stadtherberge, welche nicht weit von hier gelegen seyn muß, und ging in der Abenddämmerung hier auf und ab, um mir eine Unterhaltung zu suchen,“ versetzte der Franzos lachend, „und hier hat mich zu Ihrem Glücke die Nacht überrascht.“

„Gewiß zu meinem Glücke,“ bestätigte der Handelsherr, „denn sicherlich hätten mich die Schurken mit ihren Knitteln todt geschlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich von Gagern.

Ein Nachruf.

Eine Zeitung sagt: Gagern ist krank. Eine andere sagt: er ist geflohen; eine dritte: er ist in Brüssel — eine vierte widerspricht dem allem — man weiß nicht mehr, wo der Mann ist, der vor einem Jahre der gefeiertste war in Deutschland!

Ein deutsches Sprüchwort sagt: Ehrlich währt am längsten. Es scheint, das Jahr, welches seit unserer März-Revolution verflossen, hat, wie so vieles Andere, auch diese Verheißung zu Schanden gemacht. Das Reich der Ehrlichkeit ist rasch zu Ende gegangen. Die Diplomaten und die Tollköpfe bemächtigen sich des Spieles, und Deutschlands getreuer Eckard, Heinrich von Gagern, ist bei Seite geschoben. Der König Friedrich Wilhelm IV., dessen drittes Wort Treue ist, hat es dahin gebracht, daß der treueste Mann Deutschlands trauernd sein Haupt verhüllt und verschwindet.

Gagern ist von der Bühne getreten, um schlechteren Männern Platz zu machen, aber unsere Blicke folgen ihm in die Zurückgezogenheit. Es gibt Gestalten, die nur an Interesse gewinnen, wenn wir sie den Brennpunkten des Lebens und der Thätigkeit entrückt sehen. Jeder Schritt aus dem Kreise einer glänzenden, die Augen der Welt gefesselt haltenden Wirksamkeit oder von der Höhe der Geschichte des Tages herab ist auch ein Schritt weiter in den Kreis unserer persönlichen Theilnahme, in den innersten Bering unserer Sympathieen hinein. Philipp Sidney ist eine poetische Gestalt, nicht als Gesandter und erster Staatsmann Englands, sondern als der Vertriebene, der sich in die Einsamkeit zurückzieht und die Arkadia dichtet. Der Herzog von Choiseul ist es — aber nicht als allmächtige Größe in Versailles, sondern nur als Verbannter in der glänzenden Dunkelheit von Chanteloup.

Aber ich will Gagern nicht durch solche Vergleiche Unrecht thun. Er ist ja kein diplomatischer Sidney und kein egoistischer Choiseul, und was ihn vertrieben hat, ist auch nicht die parfumirte Intrigue und die gepuderte Koketterie einer leichtsinnigen Schönen in Goldbrokat und Reifrock. Wie kämen solche Gottlosigkeiten an unsere heutigen Höfe, deren Frömmigkeit sich so viel würdiger auf die kommenden Tage des Gerichts vorbereitet, als der lustige Louis Quinze mit seiner Sippschaft! Man sagt heute nicht mehr wie der frivole König: Die Sündfluth nach uns! — man macht es höchstens umgekehrt — wie Vater Noa nach der Sündfluth.

Gagern's Unglück ist einzig und allein sein Vertrauen gewesen. Er hat den Regionen über ihm und den Regionen unter ihm zu viel vertraut. Wie Götz von Berlichingen, der ritterliche Mann, der auch vertraute und den zum Lohne dafür die Spießbürger niederwarfen, sagte er: „Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte dieses Geschlecht ausgestorben seyn? Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können?“ und in diesem Vertrauen baute er an der Verfassung, einer Verfassung zu deren Durchführung es weiter nichts bedurfte, als treffliche Fürsten mit etwas Aufopferungskraft, mit „Verehrung des Kaisers und Lieb der Unterthanen.“ —

Armer Heinrich, wie hast du dich verrechnet! Wenn der Mensch es einmal glücklich zu Stande gebracht hat, seinen Egoismus in ein Dogma auszuprägen, so hält er an seinem Dogma gläubiger fest als der heilige Laurentius auf dem glühenden Roste. Die von Gott gegebene Souveränetät über verstandesbeschränkte Unterthanen ist ein Dogma, das fester steht als die heilige Eiche, welche der „ausländische Emissär“ Bonifazius umhieb, fester als die Säule, welche der Demokrat Samson stürzte. Hast du vergessen, armer Heinrich, daß du auch ein verstandesbeschränkter Unterthan bist? Darum beuge dich vor dem Herrn! Du hast gestrebt und gerungen, um jenem Manne das glorreichste Kleinod der Welt zu verschaffen: du hast es dahin gebracht, daß das große deutsche Volk ihm freiwillig seine Treue, seine Liebe, seine Huldigung darbietet; aber was ist zu machen? Er sieht spöttisch herab auf das höchste Kleinod des großen deutschen Volkes. Es liegt ihm nichts an der Treue, der Liebe, der Huldigung der Deutschen, die ihm freiwillig entgegen kommt: die Huldigung, welche durch eine Kabinetsordre den von Gottes Gnaden angestammten Unterthanen auf Tag und Stunde anbefohlen werden kann, das ist die wahre. Und was die Kaiserkrone angeht, so ist es ja lächerlich, daß diese armseligen Kerle, die revolutionären Deutschen, eine Krone schaffen wollen. Denn wahrlich, das legitim angestammte Diadem Heinrich's des Zweiundsiebenzigsten von Reuß-Köstriz, ja, der heraldische Kronreif jedes westphälischen oder pommer'schen Krautjunkers, der seine 16

Quartiere hat, ist souveräner, größer, vornehmer als die Kaiserkrone, welche ein verfassunggebendes Parlament von Plebejern beschließt.

Darum ist alles Mühen, alles Wachen bei Nacht und alles Reden bei Tage, die ganze aufgebotene Vollkraft der besten Männer Deutschlands vergebens gewesen. Wir können das schönste Jahr unseres Lebens ausstreichen. Annum perdidimus! Er will nicht, er will nicht wie der keusche Joseph, und dem üppigen Weibe Demokratie bleibt der leere Kaisermantel in den Händen!

Aber nicht den Fürsten allein, auch dem Volke hat Gagern zu viel vertraut. Hier freilich war sein Irrthum verzeihlicher. Die Deutschen haben seit über zweihundert Jahren so viel Schmach über sich ergehen lassen, daß man freilich glauben sollte, sie wären des Hudelns satt. Und in der That, als der Märzwind von 1848 durch das Land wehte, wie glorreich erhoben sie sich da!

Wie siegreich vollführten sie mit der Lauge drohender Adressen die große konstitutionelle Mohrenwäsche an ihren lieben Angestammten! Und als man ihnen später den Vorschlag zu machen wagte, aus dem deutschen Reichs-Verbande das politische Wirrsaal Oesterreich auszuscheiden, welch ein tapferes Geschrei erhoben sie wider jeden, der nur einen Fußbreit deutscher Erde der deutschen Einheit vergeben wolle! Es war herzerhebend. Und jetzt? Jetzt haben sie der deutschen Einheit Oesterreich abhanden kommen lassen und das ganze übrige Vaterland dazu, und die angestammten Mohren sind wieder so schwarz wie zuvor — ja noch viel schwärzer, denn der große Nikolaus hat sie in sein Dintenfaß getaucht!

Sonderbares Volk, diese Deutschen! Zeigt mir hundert Meilen jenseits der deutschen Gränze, weit in der Fremde, einen Fuß hoch von den Beinen eines vor mir Wandelnden, und ich will Euch sagen, ob es ein Deutscher oder ein Nichtdeutscher ist. Seht ihr zwei Füße schlotternd, unruhig, ohne Elastizität und Behagen auftreten, so gehören sie einem Deutschen. Bei einem Franzosen, einem Spanier, einem Briten, einem Nordamerikaner steigt das Selbstbewußtseyn bis in die Ferse hinab. Wie er schreitet, okkupirt er das Terrain, auf welches er tritt. Anders der Deutsche. Es ist etwas Halt- und Charakterloses in seinem Gange. Wie Fanny Elsler nach der Versicherung eines berühmten Autors „Weltgeschichte“ und „Göthe“ tanzte, so schlenkert der Deutsche Belagerungs-Zustand und polizeiliche Vorschriften. In der Fremde, wo man durch den Kontrast auf diese Beobachtung geleitet wird, ist er dadurch, unter Hunderten kenntlich, und hätte Gagern sie da betrachtet, die Deutschen, so würde er sich gesagt haben, daß dieß kein Volk ist, welches wie ein Mann seinen Fürsten gegenüber aufzutreten wissen würde, um seine Verfassung durchzusetzen.

Sie sind Kosmopoliten die Deutschen — sie brauchen ja auch eigentlich keine Verfassung für ihr Vaterland! Die ganze Welt ist ihr Vaterland! In dieser Rolle kommen mir meine liebe Landsleute immer vor wie Menschen, die von lauter Lumpen abstammen und nun sich ihres Mangels an Geburtsstolz rühmen. Der deutsche Kosmopolitismus ist eigentlich nichts als die Philosophie des Fuchses der sauren Traube gegenüber. Die Deutschen haben ein Haus, dessen achtunddreißig eigensinnig verzogene Sparren sich nicht zusammenfügen wollen, um ihnen ein schützendes Dach zu gewähren. Statt nun Zange und Hammer zu nehmen und die widerstrebenden Sparren zusammenzuklopfen, ziehen sie lieber aus und loben den schönen blauen Himmel draußen, der über Gerechte und Ungerechte seinen Regen schüttet. Das ist ihr Kosmopolitismus. O Deutsche mit Euren Sparren!

„Aus der deutschen Einheit wird nie etwas! Die deutsche Flotte ist auch ein Chimäre! Das deutsche Reich ist ein Traum verrückter Poeten! Deutschland hat keine Zukunft mehr!“ So sitzen sie kannegießernd hinter den Flaschen und lächeln dabei selbstvergnügend über ihren immensen politischen Scharfblick. Ist es nicht, als müßte man anhören, wie ein Soldat sich lächelnd seiner Feigheit, ein Priester seines Unglaubens, ein Richter seiner Bestechlichkeit rühmt? Es ist niederträchter, es ist, als wenn ein Kind seine Eltern verachtet, ein Sohn seine Mutter tritt. Es ist etwas Grauenhaftes um einen Menschen ohne Nationalgefühl, um einen Mann ohne lebendigen Patriotismus, um ein Volk, das lächelnd seine eigene Schmach aussprechen kann, das seine eigene verzagte Indolenz als Klugheit belächelt! Und dann die da im Nordosten! Diese Lacedämonier ohne König Leonidas, die keine Griechen seyn wollen! Ist es nicht weltbekannte Sache, daß sie Alles besser wissen, als andere Menschen, diese Preußen? Wie hätten sie es nicht auch besser wissen wollen, als Deutschlands tüchtigste Männer das Grundgesetz der Nation berathen hatten! Konnten sie ihrem welthistorischen Berufe, zu regeln, untreu werden?

So ist das Werk gescheitert — an dem Dünkel und Egoismus der Fürsten, an der politischen Schlaffheit der Deutschen, an der Klugheit der Preußen!

Aber Heinrich von Gagern mag sich trösten. Hat die Politik ihn für eine Weile verlassen, so folgt den Trauernden in seine Zurückgezogenheit die Klage der Männer, die Deutsche sind, und die Poesie, die für den Besiegten ihre reichsten Kränze, für betrogenes Vertrauen ihre heilkräftigsten Zauber aufbewahrt. Die Poesie flüsterte ihm auch einen Trost in die wunde Seele; sie sieht in die Zukunft — sie blickt weiter sogar als alle Weisheit der sandigen Mark, und sie sieht, wie das arme, wie eine zerschmelzende Scholle in der Flut dieser Zeit treibende Werk Gagern's nach Tagen voll Schrecken und Prüfungen der Boden wird, in welchen unser letzter Rettungsanker sich senkt.

L. Schücking.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 88 3. Juni 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

„Ach! Herr!“ antwortete der Korporal. „Sähet Ihr den langen gewaltigen Mann, Ihr würdet nicht so hart gegen ihn seyn. Er hat um fünf Zoll vom Maß verloren, und ist eingefallen, wie eine trockene Birne. Diese Nacht klopfte es an meinem Häuschen, und wie vor einem Gespenst erschrack ich, als der Herr Barnabas eintrat. Ja, so ein Kainsfluch zehret ärger wie das zeeländische Fieber. Die Furcht vor dem Generalauditeur, dem gestrengen Herrn Alphonso Carrero hat ihn hinaus getrieben, und er ist wie der erste Todtschläger herum gelaufen in Feld und Holz, aber das Gewissen hat ihn immer zurück gegen die Stadt gezogen, und als er den Brand von dieser Nacht gesehen, hat er gemeinet, das Volk habe erfahren, daß er seine Frau erschossen, und habe aus Grimm darüber in Euer Haus das Mordfeuer geworfen. Ach es ist jämmerlich anzusehen, wie er irre redet, und von Geistern spricht und der Hölle, und sich die Lippen blutig beißt und sich am Boden wälzt wie ein lahmgeschossener Schlachtgaul. Wir haben unsere arge Noth mit ihm gehabt, ich und meine alte Veronika. Nun will er noch einmal sein todtes Gemahl herzen, und sich dann dem Gericht überliefern; und darum bin ich voranmarschirt, so schnell die alten Knochen es gelitten, um Euch vorzubereiten, daß Ihr Anstalten trefft, ihn hier im Hause festzuhalten, und auf dem nächsten Schiff nach den Inseln zu transportiren, damit er solchen Schimpf nicht auf die gute Familie bringe.“ —

Herr van Fagel sprang jetzt erzürnt von seinem Sessel. „Er ist ein Faselhans und Du bist ein alter Heulnarr!“ sprach er, jedoch dabei ein blankes Silberstück aus dem nächsten Holznapf greifend und es dem Korporal in die Hand drückend. „Frau Vita ist weder todt, noch gefährlich verwundet. Aber der tolle Herr Sohn wird sich um seine theuer erkaufte Stelle bringen, wenn er nicht eiligst ins Haus kehrt, und dann liegt uns, geplagtem Vater eine neue Last auf dem Nacken.“ —

Der Korporal that einen Kreiselsprung auf seinen gesunden Beinen; da darf ich mit dem weißen Tuche wehen und Pardon schreien!“ rief er. „Beim Sankt Paulus, der auch ein böser Saul war, bis ihn ein Schreck- und Segens-Blitz zugleich traf, die Botschaft, die ich zurück bringen darf, ist meinem alten Gemüth mehr werth, als Euer blanker Botenlohn.“ —

Und hinaus trabte der Alte und keuchte über die Gasse hin.

Nicht lange durfte Herr van Fagel harren, so hörte er des Hauptmanns bekannten Tritt, und trat ihm entgegen. Aber das Zornwort erstarb ihm auf der Lippe, als er das blasse Gesicht, die verfallene, gebeugte Gestalt des Sohnes erblickte, und nur gebrochen kam die Vorwurfsrede über des erschütterten Vaters Lippen.

„Vater,“ sagte der starke Mann halblaut und mit bebenden Tönen, „sparet Eure Worte; sie gleiten ab von meinem Herzen, denn sie sind Schaum gegen das, was mir die selige Mutter in die Seele gebrannt.“ —

„Die Mutter?“ stammelte Herr Servatius.

„Ja die Mutter;“ antwortete der Hauptmann mit Schauder in den Gliedern. „Ich sah sie, und sie soll nie mehr Ursache haben, mich wiederum so entsetzlich zu mahnen und zu züchtigen. O hätte sie Grund gehabt, Euch so zu lieben, wie sie ihre Kinder geliebt, sie würde Euch auch längst besucht haben, um Euch vom bösen Wege abzutreiben. Verflucht sey meine Hand, wenn ich wieder den Becher fasse oder die Würfel, oder mit Eifersucht quäle, was mir zugethan in Liebe, oder den Schwestern nicht ein guter Bruder bin! Glaubt mir die Todten sind nicht Alle todt, sie scheiden nicht von der Erde, wenn man sie auch tief einscharrt, und sie sorgen noch um das, was sie lieb gehabt. Vater, thut wie ich, denn Ihr möchtet nicht die Kraft haben anzuschauen, was ich mit Entsetzen angesehen.“

Er ließ den Verstummten stehen, und stieg wankend im Hause hinauf. Am Bett der Gattin sank er in die Knie, weinend, bereuend, gelobend, bittend wie ein gestrafter Knabe. Aber aus dem Bett streckten sich lilienweiße Liebesarme nach ihm aus, und umfingen den riesigen Mann, und zogen ihn in das Reich der Barmherzigkeit und Versöhnung, und er feierte mit zerrissenem Herzen seinen neuen Brauttag, zerknirscht durch weibliche Milde, die, obgleich ein schwaches Kind, immer den männlichen Löwen gebändigt, welchen weiblicher

Digitized by Google

Trotz nur zu oft in thörichter Härte zum Raubthier aufhetzt. —

Unten war indeß der Herr Servatius auf keine gewünschte Weise aus seiner Erstarrung geweckt worden, denn der Kommandant von Brüssel Don Domenico de Gastanago, der dürre, lange spanische Marquis, mit dem scharfen Adlergesicht und den brennenden strengen Falkenaugen, trat ein zu ihm im Geleit mehrerer Offiziere, besichtigte den vom Pöbel angerichteten Schaden, forschte mit Schärfe nach der Lage der Fabrikleute, forschte mit böserer Finsterniß in den Mienen nach dem Kapitano van Fagel, und verlangte dann ein geheimes Gespräch mit dem Vater, zu welchem respektvoll, doch mit sehr beklemmter Brust der Kaufherr den gefürchteten Spanier in sein Kabinet komplimentirte.

Jac Wael befand sich in seinem Erkerstübchen, packte seinen kleinen Tragsack zusammen und suchte seine Pilgerkleider hervor, indeß sein getreuer Pudel ihn umsprang, und mit freudigem Gebell und Kratzen an der Thür den Scharfsinn zu erkennen gab, der des Herrn ihm willkommene Absicht voraus errieth. Jac fühlte, daß seines Bleibens hier nicht länger seyn könne. Die Unruhe der Nacht hatte ihn abgespannt, erschöpft, dadurch war sein hitziges Blut kühler geworden, sein Geist dachte ruhiger, überdem hatte er mit Gram bemerkt, wie die geliebte Renata in der Gefahrstunde sich mit größerm Vertrauen an den jungen Holländer als an ihn angeschlossen; Alles das entwickelte eine vollkommene Resignation in seiner Seele, und sein Entschluß wurde fest, sich ohne Aufschub allen diesen marternden Verhältnissen zu entreißen, die ihn mit einem Seelentodte bedräueten.

Da blickte der Kopf einer jungen Spitzenklöpplerin um seine Thür, und als sie bemerkt, daß er allein, reichte sie furchtsam ein Briefchen durch die Thürspalte und machte sich wieder davon. Der Brief war von dem Faktor Wulf Menzelein. Er forderte den jungen Mann zu einem Zwiesprach in dem nahen Kirchhofsthore, zu einem Zwiesprach, in welchem ihm der Einladende die Entdeckung der wichtigsten Geheimnisse und eine Erbschaft seiner Eltern versprach. Mit finsterer Stirn und verächtlicher Miene warf der Jüngling den Brief zu Boden. „Was habe ich zu theilen mit dem giftigen Molch?“ fragte er. Warum will der Störenfried mir des stillen Abschieds Todtenfeier verderben durch sein menschenfeindlich Streitlied? Er war die Schlange zwischen mir und dem Ohm, Gutes kann von ihm nicht kommen für mich, und des Belastenden trag ich genug für jetzt.“ — Als jedoch die bestimmte Stunde schlug, drängte sich der Gedanke an die nie gekannten Eltern so lebhaft in des Jünglings Phantasie, daß er nicht zu widerstehen vermochte, und bald unter dem hochauf gemauerten Schwibbogen des Portales stand, wo ihn der schwarzhaarige, kleine Mensch erwartete, und mit ungewöhnlicher widerlicher Freundlichkeit ihm die Hand entgegenhielt, die Jac jedoch nicht annahm, sondern in kurzgestoßenem Worte Auskunft forderte, über den Grund der seltsamen Einladung. —

„So erhitzt und finster wie ein besiegter Duellant?“ fragte hämisch der Faktor, indem er mit scharfem Spionenblick die ganze Physignomie des jungen Mannes durchspähete, und, als wenn er Schatten suchte unter den alten Linden, aus dem Portale in den Fußpfad einbog, der innerhalb der Mauer um den Friedhof führte. „Nun, so seyd Ihr mir gerade recht, und ich werde Eurer Erhitzung das rechte Ziel vorstecken, und Eure Verfinsterung durch ein Rachefest an Euren ärgsten und geheimsten Feinden in ein flackerndes Johannisfeuer verwandeln.“

„Nur keine Klatscherei, kein lügnerisch Gedicht!“ antwortete mit eisiger Kälte der Jüngling. „Ihr seyd ein bekannter Meister in dieser Gesangsweise.“ Und doch zog ihn eine unbesiegbare Neugierde neben dem Verhaßten weit in die Lindengänge.

Der Faktor nahm ein wohl zusammen gebundenes Päckchen Papiere aus dem Brusttheil seines Kleides, und hielt es Wael entgegen. „Sehet den Schatz hier!“ lächelte er widrig; „Alles gute Unterschrift und besiegelt mit Euch wohlbekannten Wappen. Was wettet der junge Herr; wenn ich diese Blätter ihm ausgebreitet, so wird er mir dankbar Hand und Mund küssen, und respektvoll sich neigen vor mir. Doch zuerst von andern Dingen.“ —

Wael antwortete durch nichts als einen Blick, der unverhohlene tiefe Verachtung ausdrückte; der Faktor barg seine Papiere und fuhr geschwätzig fort: „Ihr kommt gerade vom Hause des saubern Herrn Servatius; aber, wie ich vernahm, saßet Ihr oben in Eurer Klause, und habt vielleicht gar nichts zu hören bekommen von den neuesten Herrlichkeiten, mit denen das Schicksal den schlauen Spekulanten unverdient begnadigt?“ —

„Welche Herrlichkeiten?“ fragte Jac stutzig, doch setzte er sogleich streng hinzu; „Ich kam, weil Ihr mich durch den Namen meiner Eltern locktet, doch bitte ich, daß Ihr von meinem Ohm mit Achtung sprechet, oder Ihr werdet den geduldigen Zuhörer augenblicks verlieren.“ —

„Ja mancher Korsar steckt die Flagge eines großen Königreichs auf seinen Mast,“ fuhr der Faktor fort, „und fährt damit stolz und ungehindert durch alle Meere, und bestiehlt dennoch nächtlich die friedlichen Küsten, und holet sich die ankernden Kauffahrer aus stiller Bucht. Aber wer mit ihm wohnte in der Kojüte, kennt sein rechtes Gesicht und seinen blutfarbenen Wimpel, und weiß von dem Raubgut, das im Raume versteckt liegt. — Zuerst ist heute Früh der spanische Herr, der Kommandant mit dem schwarzen Zwickel am Kinne, im Hause gewesen, und hat den armen Sünder ins Gebet genommen. Da ist inquirirt worden über die Ursache des gestrigen Volkstumultes, über die Schinderei der armen hungrigen Arbeiter, gegen welche die Neger in

den Zuckerplantagen wahre Könige bleiben. Dann hat der spanische Don mit Strenge nach dem Hauptmann gefragt und über seine halbe Desertion und seinen Dienstfehler und das Mordattentat gegen die arme Frau, und die Worte Kriegsrecht und Kassation sind dem Herrn Papa um die Ohren gesaust wie die Aequinoktialwinde um eine maßlose Brigg. Zuletzt wurden von dem alten Kriegshelden gar Daumschrauben und spanische Stiefel präsentirt, denn es kam die Rede auf die heimliche Rüstung der Franzosen, und wie hier in Brüssel mehrere Feinde der Regierung mit dem Kriegslustigen Nachbar Unterhandlung trieben, Ankäufe besorgten, sich zu Lieferungen erboten hätten, und solch hochverrätherische Pratiken nicht vorsichtig und klug genug zu verbergen gewußt." —

"Und der arme Ohm ist doch nicht dabei, hat sich doch nicht zu solch halsbrechendem Geschäft durch böse Rathgeber verführen lassen?" rief Jac aus. "That er's, so ist er verloren, denn diesem Spanier gelten hundert Brabänter Hälse nicht mehr als ein Mohnkopf vor seinem Stecken." —

(Fortsetzung folgt.)

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

Unterdessen waren sie an den schmalen Damm gekommen, welcher an den einzelnen Schiffen vorüberführte, und van Delfthuis rief einem Matrosen im Nächsten zu, Ihnen bis zur Batavia mit einer Laterne vorzuleuchten. Dieß geschah und beide traten über den Steg in den stolzen Kauffahrer. Die zum Theil anwesende Mannschaft war hoch erstaunt, den Patron in solch dunkler Nacht erscheinen zu sehen; Kapitän und Bootsmann waren in der Stadt, und die muntern Burschen berichteten auf des Kaufmanns Fragen, daß nicht das Mindeste zwischen beiden vorgefallen sey, vielmehr habe heute der Kapitän zu ihrer aller Freude den liederlichen und bösen Jonathan fortgejagt, weil er wieder Spitzbübereien getrieben, Verleumdungen angezettelt und sich sehr schlecht bewiesen.

Van Delfthuis befahl einigen Matrosen, ihn nach seiner Wohnung mit Laternen zu begleiten, und wandte sich an seinen Retter mit den Worten: „Mein Herr, ich wage die Bitte an Sie mir in meine Behausung zu folgen und mir dort Gelegenheit zu geben, mich auf irgend eine Weise meines Dankgefühls zu entledigen."

„Was ich that, war Schuldigkeit und vor Allem die Pflicht des Soldaten. Auch mache ich keine Ansprüche an ihren Dank. Da ich aber blutfremd in Amsterdam bin, so bin ich so frei, ihre Einladung anzunehmen, jedoch nur in der Beziehung, daß ich mich Ihrer nähern Bekanntschaft erfreuen darf."

„Sie gewähren mir unendliche Freude," sagte der Holländer und betrachtete den Fremden, der eben im Licht der Laternen stand. Ein schlanker junger Mann in der französischen Lieutenants-Uniform, mit einem Schwarzlockenkopf, ein Paar stechenden schwarzen Augen, einer schönen Habichtsnase und einem dicken stattlichen Schnurrbart stellte sich seinen Blicken dar.

Der Zug setzte sich in Bewegung und nach einer Viertelstunde trat der Kaufmann mit dem Franzosen wieder in sein reinliches Zimmer. Hier macht er die erschrockenen Frauen schnell mit seinem Unglück bekannt und stellte ihnen seinen Retter vor. Mutter und Tochter vergossen Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich und als die Erstere sich mit dem Gatten entfernte, um warme Umschläge auf die verletzten Stellen des Kopfes und der Brust zu besorgen, faßte die Letztere des Fremdlings Hand mit Innigkeit und weinte die heißen Thränen ihres Dankes darauf, und konnte nicht Worte finden, ihm ihr Gefühl auszudrücken. Der Franzos betrachtete das reizende Mädchen mit funkelnden Augen, und versicherte ein Mal über das Andere, daß ein solcher Blick aus ihren wunderschönen Augen ihn vermögen könnte, sich dem Tode geradezu in den offnen Rachen zu stürzen.

Das Gebot der Hausfrau bevölkerte den Tisch bald mit Lebensmitteln, Herr van Delfthuis erschien mit verbundenem Kopf, um seinem Gaste Gesellschaft zu leisten, und der kleine Zirkel überließ sich der Freude, daß Alles noch so gut abgelaufen sey; nur wurde die frohe Stimmung der Frau van Delfthuis oft durch den Gedanken getrübt, daß dieser Unfall ihrem Gemahl durch die Bosheit eines ihrer Verwandten bereitet worden sey.

Die heitere Unterhaltung brachte das offene Gemüth des Kaufmanns dem leichtblütigen, schier ausgelassenen Soldaten, der sich wie ein alter Hausfreund liebenswürdig ungebunden und einnehmend betrug, näher und näher, veranlaßte natürlich endlich die Frage nach Namen und Verhältnisse, sowie nach Grund und Ursache des Aufenthaltes in Amsterdam.

Der Franzose erzählte denn auch ohne Ziererei, daß er ein Edelmann aus der Bretagne sey, Namens Robert de Beaur, die deutschen Feldzüge unter des Kaisers siegreichen Fahnen mitgemacht, sich bis zum Premierlieutenant emporgeschwungen habe, zuletzt in Spanien eine gefährliche Blessur erhalten, und nachdem er hergestellt, in Paris mit dem kaiserlichen Versprechen einer vortheilhaften Bedienstung bei der Regierung der niederländischen Provinz entlassen worden sey. Am Morgen dieses Tages sey er dann glücklich im Haag gelandet und gleich im ersten nächsten Wirthshause, der alten Stadtherberge, abgestiegen. Seine Briefe hoffe er morgen abzugeben, und sey dann der zugesagten Anstellung gewärtig.

Der Hausherr trank auf günstige Erfüllung aller Wünsche und Hoffnungen seines Gastes und sagte dann: „Wahrscheinlich wird man Sie hier plaziren wollen, Herr de Beaur. Sollte man aber auch höhern Orts

diese Absicht nicht haben, so werde ich all meinen Einfluß anwenden, daß es dennoch geschieht, und damit ich Sie immer recht in meiner Nähe habe, so werde ich dafür Sorgen, daß Sie ein recht anständiges Logis hier im Hause erhalten. Herr Peter Stübecke, der Wirth und Hausbesitzer thut mir schon den Gefallen Ihnen einige Zimmer im vierten Stock, welchen er immer an ledige Herren zu vermiethen pflegt, abzutreten.

„Sie sind besonders gütig," versetzte de Beaur und seine Augen funkelten begehrlich auf Gretchens blühendem Gesicht.

„Im dritten Stocke wohnt auch ein Franzos," sagte der Hausherr vertraulich offen; „er hat das ganze Stockwerk inne mit Frau und Kind. Ich bitte Sie, machen Sie nichts mit ihm zu schaffen; er gilt hier allgemein für einen Spion, und soll der hiesigen Polizei vorstehen; und wie anders wollte er seinen Aufwand bestreiten? Halten Sie sich zu mir; ich meine es redlich mit Ihnen. Und für diese Nacht nehmen Sie mit unserer Bewirthung vorlieb. Ihr Lager ist schon bereitet."

De Beaur dankte verbindlichst, und versenkte sich eine Stunde darauf in eine schneeweiße Wolke der weichsten Eiderdünen in einem kostbaren Gemach.

Es war ohngefähr um dieselbe Stunde, als sich die Zechgäste aus den Zimmern im untern Stockwerke des Hauses allmälig verliefen, vom dicken freundlichen Wirth höflich begrüßt und zur baldigen Wiederkehr eingeladen. Nur zwei junge Gesellen blieben fest sitzen, und wichen nicht von ihren hölzernen Stühlen, obgleich's um sie herum immer leerer wurde und die Lichter fast ganz herabgebrannt waren. Meister Peter Stübecke, der Wirth hatte sich schon am Abend, gleich nachdem die beiden Bursche, deren einer ein Ränzlein getragen, in die Stube getreten waren, bei dem und jenem erkundigt, wer wohl die fremden hübschen Jungen seyn möchten, aber Niemand hatte ihm auf seine Frage dienen können; und da die zwei jungen Leute die Kleidung der untersten Stände trugen, auch still zusammen in einer Ecke saßen und ihren, sogleich bezahlten Wein tranken, so hatte ihrer weiter Niemand Acht außer dem Wirth, der sie je zuweilen mit neugierigen Augen von vorn und hinten betrachtete, und aus ihren Gesichtern einen Widerspruch mit ihren Kleidern herauslesen wollte. Denn Meister Stübecke verstand sich etwas auf das menschliche Antlitz, und trieb dieß Studium in seinen Schenkstuben, seit er seine Küferprofession aufgegeben hatte. Seine Aufmerksamkeit wurde inzwischen dadurch von den Jünglingen abgezogen, daß ein Mann in einem Bedientenrocke hereinkam und durch eine wichtige oder interessante Nachricht, die er zu bringen schien, schnell einen Kreis um sich versammelte. Meister Peter fragte neugierig, was der Jean dort zu erzählen habe, der allgemeinen Theilnahme so würdig, und ein Gast berichtete mit lauter Stimme, aus welcher die Schadenfreude recht unverkennbar hervorleuchtete, daß der älteste Sohn des Herrn von Cloporte von einem niederländischen Maler im Duell erlegt worden sey.

„Das macht gewiß allen Menschen Freude, die ihn kannten," sagte der Wirth leise vor sich hin, und nur halb zu seinem Nachbar gewandt.

„Und dem Teufel ebenfalls," versetzte dieser; „denn der hat ihn doch besser gekannt, als wir alle. Ich glaube sogar, sie standen in einem engen Verwandtschaftsgrad zusammen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Schlaflos wälzt sich in seinem Bette der arme Dichter Balzac, weil es ihm schwer ward, die Todesart zu ermitteln, welche er seinen Helden sterben lassen wollte; da öffnet sich die Thür und

Herein mit leisem Schritt
Ein Diebsknecht tritt.

Näher geht er und näher zum Bureau des Literaten, der immer heftiger zu lachen anfängt, je näher jener sich mit dem Pult vertraut macht. Was lachen Sie denn? fragt der Dieb. Nun, es scheint mir denn doch verteufelt lächerlich, erwiederte Balzac, daß Sie meine Schubläden durchstöbern und sich der Galeerenstrafe aussetzen, um dort bei Nachtzeit Geld zu suchen, wo ich mich am Tage vergebens bemühe, etwas zu finden.

Der Krakauer Deputirte, Rabbiner Michels, wurde auf dem Reichstage zu Kremsier von einem Minister befragt, warum er sich denn zur Linken setze? — „Excellenz", war die Antwort, „die Juden haben keine Rechte!"

Nach Wunsch bedient. — „Aber, Herr Rittmeister, Sie haben mir ja ein Pferd gegeben, da jeden Augenblick auf die Kniee fällt!"

Rittmeister. „Ei, mein Lieber, Sie wollten ja ein frommes Pferd!"

Auflösung des Räthsels in Nro.: 86:

Schützenkönig.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 89 5. Juni 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

„Hat keine Gefahr;“ versetzte der Faktor ingrimmig; „dem Unkraut thut Blitz und Platzregen keinen Schaden. Der grimmige Don hat seine schwache Seite; der Neffe, der junge Jungfrauenjäger ist sein Augapfel; der Bär wird zum Lamm, wenn das magere Zitronenapfelgesicht weinet und wimmert, und so ist Fräulein Floriana der Lösepreis geworden, Alles ist vergeben und vergessen, eine vornehme Schwägerschaft gestiftet und der Alte hat gesegnet, andächtig und mit Salbung wie ein Patriarch.“ —

„O so ist doch Eine der Schwestern glücklich und mein Wunsch erfüllt worden,“ stieß Wael freudig heraus. „Aber, arme Renata, wie viel schwerer wirst Du jetzt Dein Loos empfinden! Und warum wareſt Du so vorschnell mit Deinem Opfer? Heute hätte es ja dessen dann nicht mehr bedurft.“ —

„Fräulein Renata wird auch schon zufrieden seyn,“ antwortete Wulf giftig, „und unser Mitleid nicht mehr bedürfen. Höret nur zu, damit wir zur Hauptsache kommen. Als nun Fräulein Floriana her zitirt und auch der lange gelbe Grenadier heran kommandirt worden, da hat es lauter Jubel gegeben und Luftsprünge und ein Frikassee von Händequetschen, von Freudenthränen und Gratulationsküssen, aber Jungfrau Renata hat das Pförtchen ihres Herzens nicht verschlossen halten können und ist mit argem Gejammer in der Schwester Arm gefallen, das hat denn Alle gar sehr gerührt, und sieh da! auch der alte Goldfisch, der plumpe Holländer hat Wasser gepumpt, und die Daumen so schnell umeinander gedreht, wie das Tau läuft über die Spille eines Walfischbootes. Zu dem Mädchen ist er getreten, und hat ein Papier entfaltet, und laut den Ehekontrakt abgelesen, und der Name hat gelautet Pilgrim van Kuik, und Herrn Peter Bauchs Firma hat nur da figurirt, wo die Zeugen zu stehen pflegen. Alle haben wie Salzsäulen gestanden, und besonders der noble Herr van Fagel, dem der Irrthum einen Strich durch alle guten Pläne auf des Hochmögenden Geldküste, gezogen. Aber wie ein Börsen-Ausrufer hat sich der alte Amsterdamer mit weitgespreizten Beinen mitten in den Saal gestellt und mit seiner quäckenden Froschstimme scheltend perorirt: Wie man ihn habe halten können für solch einen Fastnachtsnarren, der Kirschen pfropfen wolle auf einen alten Weidenbaum, und sich den alten Magen verderben mit jungem, ungegohrnem Most, und hat erklärt, daß er seinen Vetter, nämlich den jungen van Kuik, längst zu seinem Universalerben gesetzt, daß er ihn hiemit als seinen Kompagnon und als Bräutigam des sittigen und tugendbelobten Fräuleins van Fagel proklamire, die er hiemit als seine wackere und willkommene Tochter erkennen und gehalten wissen wolle für immerdar. Was dann gefolgt, ist leicht zu errathen, auch wenn man kein Prophet, noch weiser Salomo war. Herr Servatius herzte den großmüthigen Pottfisch, der Jubel ging von vorn an, in eine Doppelposaune wurde gestoßen, daß Fenster und Spiegel klirrten, und die züchtige Jungfrau Renata machte auch kein scheel Gesicht zu dem Tausche, und ließ sich von dem flachshaarigen Quäker gar gern die Hände lecken.“ —

„Du lügst!“ fuhr Jac hitzig empor. „Wenn auch der aufgedrungene Sponse ein weniger widerwärtiger war, o ihre Seele dachte doch im Schmerz an ein anderes zerrissenes Herz! Und woher weißt Du das Alles, Du Spinnstubenerzähler? Wurdest Du doch schon gestern aus dem Komptoir gejagt.“

„Ihr duzet mich; das ist recht schön von Euch, denn es könnte zur Ordnung unserer Zukunftszeit gehören;“ sagte der Faktor mit höhnischem Grinzen. „Aber vom Jagen müßt Ihr nicht sprechen. Wulf Menzeleien ist nicht so leicht aus einem Quartier movirt, wo es ihm gefällt; und wollte ich, würde der Hausherr lockerer in dem Hause drüben sitzen, als ich. Aber was ich erzählt, ist kein Trug. Herr Erasmus, der das wahre Verdienst besser zu schätzen weiß, als sein lockerer Papa, hat mir so eben auf dem Markte Alles vertrauet. Er ist vergnügt, daß die Zierpuppen so rechtlich unter die Haube und von seiner Tasche kommen, aber dicke Thränen hat die ehrliche Haut geweint über meinen Ausmarsch, und mir nach des Vaters Absterben Kompagnie angeboten auf Tod und Leben mit Leibe und Gut.“ —

„Sauberer Sohn!“ entgegnete Wael sich abwendend, da fiel sein Blick auf das Grabeskreuz der Frau Juliana, in dessen Nähe sie gekommen. Er faltete die Hände und blickte recht wehmüthig darauf hin.

„O wüßteſt du, wackere Frau,“ flüsterte er, „wie

Digitized by Google

dein Pflegesohn, den du so mütterlich behandeltest, jetzt so verlassen steht in dem Hause, wo du ihn den eigenen Söhnen verzogest! Deine Mädchen sind versorgt, aus der Verwirrung gerissen, welche Leichtsinn und Unfriede unter das Dach gelockt, wo du, edles Wesen, in Ordnung und Liebe regiertest. Wenn Selige sich kümmern um die irdischen Zufallsspiele, so wirst du Lohn darin finden für deine Muttertreue, so wirst du den Dank vernehmen, den der Pflegesohn dir zollt an deinem Hügel." —

„Wer weiß, warum die Frau Juliana den Pflegesohn also verhätschelt?" fiel Menzelein mit scharfem Tone ein und machte ein gar listiges Gesicht dazu. „Die arme Frau starb an der Zehrung, und solche Kranke sollen einen Prophetengeist haben, der stark wird, je mehr der Leib verfällt. Auch war sie eine kluge Frau, und hat vielleicht hell gesehen durch die Schelmerei des edlen Eheherrn, und hat vorsätzlich gut gemacht, und sein Debet mit ihrem Kredit verlöschen wollen." —

„Wie meinet ihr das, Herr Wulf?" fragte Wael aufhorchend.

„Kommt nur weiter;" antwortete kalt der Faktor. „Es ist zwischen diesen Mauern ein Plätzchen, das sich besonders paßt für das, was wir noch mit einander zu verhandeln haben, ehe denn wir scheiden."

Wael folgte dem weiter Schreitenden; aber verwundert sah er sich in den fernsten Winkel des Kirchhofs geführt, wo ein von schlechten Brettern zusammen gebautes Beinhaus stand, und die Gräberreihen ein Ende nahmen. Durch Nesseln und Bilsenkraut, das hier üppig wucherte, trabte das Männlein ohne Scheu hindurch, und mit Staunen sah der Jüngling den Faktor Halt machen bei einem halbversunkenen, flachen Hügel, der hier dicht an der Mauer sich hob, überzogen mit gelben Ginsterblumen, und dadurch den Blicken fast versteckt geworden. Der Faktor schoß einen wilden, seltsamen Blick über den schmalen Rücken des Grabes hin, dann setzte er sich auf einen rauhen Stein, der aus der alten Mauer herabgefallen, hob das tiefliegende Auge nochmals, den Begleiter damit starr einige Sekunden fassend, und erzählte dann mit der eintönigen Weise eines Markterzählers, indem er mit einem Rohrstocke vor sich in der Erde des Grabes stocherte, und Namen und Figuren zu malen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

Die Stühle wurden leise nun zusammengerückt; auch fleißig umhergespäht, ob kein verdächtiger Horcher in der Nähe sey und darauf dem gefallenen Franzosen, den alle wohl zu kennen schienen, ein Panegyricus gehalten, dessen kurzer Sinn dahin lautete, daß erwähnter Sohn des Herrn von Cloporte eins der schlechtesten Subjekte der menschlichen Gesellschaft gewesen, und namentlich als Franzosengeißel der Holländer seit König Ludwigs Abzug sich bis zum Abscheu verhaßt gemacht habe. Die Bürger priesen Gottes Strafgericht und belobten den tapfern niederländischen Maler, der die Waffen so trefflich zu führen verstanden, fragten auch nach dessen Namen, den aber Niemand anzugeben wußte. So leise nun auch diese Gespräche geflüstert wurden, so konnte es doch nicht fehlen, daß Einzelnes davon, in der Freude des Herzens vielleicht zu laut gesprochen, zu Ohren drang, für welche diese provisorischen Reden nicht bestimmt waren, und namentlich hörten jene beiden Jünglinge manches, worüber sie sich sehr bedeutsame und beredte Blicke zuwarfen, deren Sprache sie untereinander wohl zu verstehen schienen.

Als nun die Sache gehöriger Weise bürgerlich breit besprochen und von allen Seiten beleuchtet war, wünschte ein Gast um den andern gute Ruhe und des Wirthes neugierige Augen fielen wieder auf die Jünglinge, die er denn endlich, als nur noch wenig Gäste mehr da waren, anzureden nicht unterlassen konnte.

„Die jungen Herren sind wohl fremd in Amsterdam?" fragte Stübecke lächelnden Angesichts und rückte, sich zu ihnen setzend, am braunen Lederkäppchen.

„Das sind wir, Herr Wirth," versetzte der Eine herzhaft, während der Andere sich schüchtern abwandte.

„Was für Gewerb oder Geschäft, wenn's erlaubt ist?" examinirte der Wirth weiter, und steckte die Hände wohlbehaglich in die Hosentaschen, während er sein scharfes Auge auf die Gefragten heftete.

„Wir sind Theerhändler aus einem Walddorfe im Herzogenbusch," versetzte der Aeltere, „und haben bei unseres Vaters Lebzeiten den Absatz in unserer Gegend gehabt. Nun aber, da er todt ist und die Zeiten schlechter geworden sind, sehen wir uns genöthigt, weiter nach Broo zu gehen, und so bin ich denn mit meinem jüngern Bruder auch nach Amsterdam gekommen, zuzusehen, ob wir uns unter den hiesigen Schiffern keine neue Kundschaft erwerben können."

„Daran wird's nicht fehlen," meinte der Wirth. „Ihr habt gewiß deßhalb auch Euer Quartier draußen an der Wasserseite genommen?"

„Wir haben noch gar kein Quartier, und glaubten, Ihr würdet uns auch Nachtherberge geben, Herr Wirth."

„Das kann ich nicht," versetzte Peter Stübecke. „Ich habe nur Bier- und Weinschank, aber keinen Gasthof. Das Herbergen ist mir verboten. Ihr thut wohl daran, im Oranienbaum zu übernachten, dort findet Ihr Leute, wie Ihr sie braucht."

„Wir wissen aber keinen Bescheid. Weist uns doch lieber zur nächsten Herberge."

„Ich will Euch meinen Kellerbuben mitgeben. Habt Ihr gute Pässe? Sonst könnt Ihr schlimme Händel mit der französischen Polizei kommen."

„Wir sind gut versehen," antwortete der redende

junge Mann und zog aus seiner Brieftasche ein Päckchen Papiere, um es dem Wirthe zur Durchsicht darzureichen.

Dieser wehrte aber mit der Hand ab, und sagte: „Ich bin kein Polizeimann und habe gar kein Recht nach Euern Papieren zu fragen. „Ich that's bloß Eures Besten willen, weil Ihr mir gefallt, Ihr jungen Herren.“

„So leß doch! bat der junge Theerhändler, und warf einen besorgten deutsamen Blick auf zwei Männer an einem entferntern Tische, außer ihnen die letzten Gäste. Dem Wirthe fiel dieser Blick auf, er nahm die Papiere, schlug sie von einander und fing eben an, die Pässe zu durchlesen, als ihm ein Brief in die Hand fiel, auf welchem er zu seiner Verwunderung las: An den Küfermeister und Schenkwirth Peter Stübecke in Amsterdam. Ohne sich lange zu besinnen fuhr der schlaue, entschlossene Mann mit dem Briefe rasch in die Tasche, las die Pässe durch, und gab sie mit dem lautgesprochenen Bemerken zurück, daß sie seiner Ansicht nach vortrefflich seyen. Hierauf entfernte er sich, um, wie er sagte, den Kellerbuben zu rufen, kehrte auch gleich darauf zurück und sagte: „der Junge schläft schon; ich will Euch selbst ein Stück der Straße hin geleiten und Euch das nächste Wirthshaus zeigen.“

„Das könnten wir ja auch, Meister Stübecke,“ sagte Einer der letzten Gäste. „Wir wollen ja ohnedieß jetzt aufbrechen und gehen denselben Weg, so könnten wir wohl den Burschen Bescheid thun.“

„Ich möchte mit Euch noch ein besonderes Wörtchen zusammensprechen bei einem frischen Trunk,“ versetzte der Wirth entschlossen. „Deßhalb bitt' ich Euch, noch einige Minuten zu verziehen. Ich werde gleich zurück seyn.“

Die Gäste blieben sitzen und die beiden Jünglinge folgten dem Wirth aus der Stube. Aber nicht auf die Straße führte er sie, sondern faßte sie bei der Hand und zog sie rasch und gewandt durch die Hausflur, über einen mit einer Thüre versehenen Gang, durch einen dunkeln Tuäk bis in eine Kammer, wo ein dürftiges Bett stand.

„Hier müssen Sie für diese Nacht vorlieb nehmen, meine Herren,“ sagte Stübecke leise, „für morgen will ich schon weiter Rath schaffen. Legen Sie alle Furcht ab. Wer unter Peter Stübecke's Schutz gestellt ist, kann sicher und ruhig schlafen. Es ist eine arge entsetzliche Zeit, und das Franzosenthum liegt uns wie ein schwerer geschwefelter Wein im Magen. Aber es muß auch hinaus. Nur Geduld! Ich gehe, um keinen Verdacht zu erregen. Man darf jetzt nur seinen besten Freunden trauen. Morgen ein Mehreres! Gute Nacht!“

Der Wirth ging und verwahrte die Thüre von außen mit Riegel und Schloß; hernach verfügte er sich wieder in die Gaststube und begann sogleich mit den beiden Gästen über eine Angelegenheit, auf die er sich schnell besonnen hatte, zu sprechen und entließ die Leute endlich, nachdem sie sich ein wenig geärgert, daß die Sache, hinter welcher sie sich Wunder was gedacht, so unbedeutend sey, mit herzlichem Gutennachtgruß.

Vorsichtig verschloß er dann die Hausthüre, leuchtete überall umher, ob Alles in Ordnung sey, verfügte sich dann in die Kammern des Gesindes, um sich zu überzeugen, daß alle zu Bette lägen, verschloß die Thüren und ging endlich in das Schlafzimmer seiner Familie. Doch auch aus diesem kehrte er nach einiger Zeit zurück; auch hier hatte er bloß nachgesehen, ob jegliches in den Federn stecke. Nun löschte er das Licht aus, und fühlte sich im Dunkeln sicher und rasch die breite Treppe hinauf. Auf diese Art stieg er leise bis ins vierte Stockwerk, wandte sich links, öffnete eine Thüre, schlich über einen kleinen Vorsaal und klopfte kaum hörbar an eine zweite Thür. Augenblicklich wurde innen ein Riegel zurückgeschoben und die Thüre geöffnet. In schwachem Lichtschimmer stand ein großer schöner Mann in einem langen dunkeln Oberrock vor dem aufmachenden Wirthe und fragte: „Ist Alles bereit?“ „Vorn ist Alles leer, Vetterchen,“ versetzte Stübecke, „dahingegen ist's hinten desto voller. Laßt uns eilen!“ Und alsobald erfaßte er des langen Mannes Hand zog ihn im Dunkeln die Stiege hinab, dann und wann vorsichtig horchend, ob sich nichts Verdächtiges in der Nähe vernehmen lasse. So waren sie, ohne weiter ein Wort zu reden, bis in die Hausflur gekommen, und der Wirth führte den Mann denselben dunkeln Weg, welchen er vorhin die beiden Jünglinge geführt hatte, aber an der Kammer vorüber, worin jene beiden eingeschlossen waren zu einer zweiten Thüre. Drei Mal wiederholtes, steigend stärkeres Pochen veranlaßte gleichsam als besonderes Zeichen, ein vorsichtiges Oeffnen von innen. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, stand mit einer Blendlaterne dicht an der Thür und hielt in der andern Hand einen Dolch, dessen blanker Stahl im Strahl des Laternenlichts blitzte.

(Fortsetzung folgt.)

Der wiedergenesene Saphir.

Unser alter, liebenswürdiger Freund M. G. Saphir, von schwerer Krankheit glücklich wieder hergestellt, hat das Fest seiner Wiedergenesung in Numer 68 seines „Humoristen“ durch folgenden humoristisch-satyrischen Artikel gefeiert. Er schreibt:

Nichts dauert ewig, nicht einmal eine „Konstitution! In fünfzig Jahren kann nun, mit Hülfe verschiedener Volks- und Minister-Leidenschaften, selbst die beste „Konstitution“ ruiniren.

Ich hatte meine „Konstitution“ bereits länger als fünfzig Jahre getragen und, obwohl ich sie so ziemlich geschont hatte, ist sie, wie so manche deutsche Konstitu-

tion, doch endlich fadenscheinig und abgetragen geworden und wollte es nicht mehr länger thun. Oberhaus und Unterhaus, „Kopf“ und „Magen“, wollten ihre Funktionen nicht mehr recht verrichten: der Minister des Inwärtigen, „der Appetit,“ reichte seine Entlassung ein; der Justizminister „Schlaf“ — denn die Gerechtigkeit ist nur ein „Traum“ — ging auf Urlaub; der Minister der Arbeit, „der Geist,“ wollte die Verantwortlichkeit für die Abonnenten des „Humoristen“ nicht mehr tragen; der Kriegsminister „Humor“ erschien gar nicht mehr am Ministertische des geistigen Reichsrathes, und die 246 Glieder meines Körpers waren so wenig thätig, wie gewöhnlich alle Glieder eines Staatskörpers sind.

Ich sah also wie der Kremsierer Reichstag jeden Tag meiner „Auflösung“ entgegen, und daß mich unser Herrgott vermittelst seines „car tel est notre bon plaisir“ wieder dahin schickt, wo ich hergekommen bin, nämlich: in die Erde!

Allein unser Herrgott ist ein gütiger und gerechter Gott: er begnadigt Sodom, wenn auch nur ein Paar Gerechte in ihm zu finden sind; er wartet auf die Reue bis zum Tode des Sünders, und also fand unser Herrgott es auch für gut, mir für alle meine geistigen und literarischen Sünden Amnestie zu ertheilen und mich statt der „Todesstrafe“ zu noch einigen Jahren „Gassenlaufen“ durch die Herbstjahre meines Lebens zu begnadigen. Der liebe Himmel hat mir also in seiner unerforschlichen Weisheit eine neue „Konstitution“ bewilligt, von welcher ich hier meinen Lesern die wesentlichsten Grundzüge mittheile:

I. Von den Grundrechten.

1. Herr Saphir hat das „Grund-Recht“ zu „hören“; allein er darf bloß „hören“, nicht „horchen“, welches ein Regierungsmonopol ist, das nur von gewissen, eigens dafür besoldeten Staatsdienern ausgeübt werden darf.
2. Herr Saphir hat das Recht: zu „sehen“; allein wenn er Etwas sieht, worüber Einem Hören und Sehen vergehen kann, muß er ein Auge zudrücken.
3. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „riechen“, wozu ihm eine besondere Kubiknase oktropirt wurde; allein dieß Recht, zu riechen, werden weise Gesetze durch Schnupfen und Rheuma schon in den gehörigen Schranken zu halten wissen, damit er seine Nase nicht überall hineinstecke.
4. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „fühlen“; damit aber von diesem „Fühlen“ kein Mißbrauch gemacht werde, denn die Menschen werden von dem Augenblick an gefährlich, wo „sie sich zu fühlen“ anfangen, werden weise Gesetze dieses „Fühlen“ in jenen Schranken zurückhalten, in welchen das „Fühlen“ zum Glück des Individuums ganz abgehärtet wird.
5. Herr Saphir hat das Recht: zu „schmecken;“ damit er aber keinen Mißbrauch von diesem Rechte mache: daß ihm nur das wahrhaft Gute schmecke: werden weise Gesetze dafür sorgen, ihm auch bei Dingen, die ihm nicht schmecken, zuzurufen, „Schmeck's, Kropfeter!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der böhmischen Landstadt Vilin, wie österreichische Blätter erzählen, hat ein Schuhmacher auf seinem Aushängschild folgende Verse:

„Ich leb' und weiß nicht wie lang,
Ich streb' und weiß nicht wann,
Ich geh' und weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!“

Dieser vier Zeilen, welche einen so tief gehenden Gedanken ausdrücken, stammen übrigens aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dieses Alter ist in Wakernagels Lesebuch sowie im Anzeiger der deutschen Vorzeit (1835) nachgewiesen. Die Verse finden sich auch auf einer Fensterscheibe eines dem Grafen Ulrich Suly gehörigen Schlosses in Steyermark, mit dessen Unterschrift und der Jahreszahl 1641.

Die Frau eines Reichen wollte sich eine kostbare Uhr kaufen. Der Kaufmann zeigte ihr mehrere und pries vorzüglich eine reich mit Diamanten besetzte, welche obendrein 36 Stunden ginge. — „In einem Tage?“ fragte die Dame naiv.

Räthsel.

Nur um mich zu halten
Ziehe ich auf mich,
Alle die mich halten,
Halte alle ich.
Ich bin unsrer Viele,
Wir sind alle ich. —
Das sind Räthselspiele
Klingen wunderlich.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 90 7. Juni 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

„Es hat einmal ein Schiffer gewohnt am Ufer der Sienne, die bei der reichen Stadt Brüssel fließt,“ so begann er, „und der Schiffer starb im besten Alter seines ehrlichen, schweren Lebens, und ließ ein Töchterchen nach, die in ganz Brabant Schöntrudel genannt wurde, weil sie anzusehen wie Mondlicht auf stiller Meeresfluth, und wenn sie in den gelben Hängelocken mit den weißen runden Armen des Vaters Boot in die Bucht ruderte, einer zauberischen Seejungfer glich, die zuweilen sich sehen lassen, um den Fischern die Schätze zu zeigen, welche unter dem Wasser verborgen liegen seit Jahrtausenden. Schöntrudel war arm, der Vater hatte ihr nichts nachgelassen, als rosige Wangen, Augen so dunkelblau, wie der Nachthimmel, und gesunde Gliedmaßen; der Bruder diente fern auf einem Schiff, und zu einer alten Base mußte sie ziehen, und dienen bei der nichtsnutzigen Blutsfreundin. Ein junger Schiffersbursch hatte Gnade gefunden vor Schöntrudels Augen und all ihr Hoffen ging auf den schmucken Jungen, der sich schon ein Sümmchen zurückgelegt, und rüstig darauf losarbeitete, seit er wußte, die Arbeit geschah um das schönste Kind, das je Brabanter Waizenbrod gegessen, und seine Sparpfennige würden dereinst zu einem Brautkrönchen werden, um das ihn alle seine Kameraden beneiden müßten. Da sah ein vornehmer, reicher Mann Schöntrudel und seine Sinne berauschten sich an des Mädchens Wohlgestalt, und es brannte ihn auf seinen Seidenpolstern, und der Wein im Silberbecher mundete ihm nicht mehr, und in seine schlaflosen Nächte drängte sich die marternde Begier nach Schöntrudels Besitz. Schöntrudel war ehrlich und wies den frechen Sünder ab nach Gebühr eine lange Zeit hindurch, aber die Base trat auf die Seite des Versuchers, und hatte gar großen Gefallen an seinem feinen Wort, seinen blanken Goldstücken, der schönen Kost und den theuren Kleidern, die er in das armselige Häuschen spedirte, wo dergleichen Waare nie gelagert gewesen. — Ihr starret mich so neugierig an, Junker Jack?“ unterbrach der Erzähler sich selbst nach einem flüchtigen Aufblick. „Es ist nur eine gewöhnliche, gar alltägliche Geschichte, wie sie Euch jungen Bürschlein daheim und auf Euren Reisen zu hundert Malen vorgekommen seyn mag, aber doch darf ich sie Euch nicht unterschlagen, und Ihr müßt schon Geduld haben, bei der langweiligen Historie.“ — Mit dem vorigen Tone fuhr er fort: „Der reiche Mann, völlig so Einer wie der im Evangelio, der nur an sich denkt, nicht an Gott und den Nächsten, hätte Hab und Gut, Weib und Kind daran gesetzt, wenn dafür Schöntrudels Liebe zu erkaufen gewesen. Das lag nun zwar außer seiner Macht, aber Schöntrudels Besitz bedurfte so großen Kaufschillings nicht, denn das Gold, das auf des Satans unterirdischem Garten wächset, ist ja ein Hauptschlüssel und einschläfernder Zauberstab, und was darf nicht ein Reicher wagen und wozu nicht sich erdreisten, wenn sein Opfer zu dem sklavischen Vieh gehört, das in die Welt gesetzt, um zu schwitzen für ihn und dienstbar zu seyn, bis es wieder zu Erde wird, auf der es zu kriechen verdammt worden. — Der schmucke Bursch, der Bräutigam nämlich, verschwand auf Einmal; Schöntrudel glaubte, er sey treulos wie das Männervolk gewöhnlich in die Welt gegangen, um einen bessern Platz und eine reichere Braut zu suchen, aber das Gerücht ging, man habe ihn aufgegriffen und den Seelenverkäufern zugespielt, die ihren Raub in den Goldminen der neuen Welt unsichtbar zu machen wissen. Schöntrudel grämte sich, doch durch welche Mittel die listige Base ihr den Verlust vergessen gemacht, und wie sie ihren reichen Günstling dem Mädchen immer näher gebracht, weiß nur der Sünder, und sie hat's mit in ihre sechs Bretter genommen. Genug, als der Bruder heimkehrte von einer langen Seereise in die Kolonien, fand er ein neugebornes Knäblein in dem Hause der Base; seine unerwartete Ankunft deckte ihm alle Schande auf, und da er als ein hitziger Bursch im kräftigen Alter nicht eben säuberlich verfuhr im Zorn, und ein Bischen wild in die Wirthschaft hineintobte, so war dem kranken Trudelchen dabei gar schlimm geworden, das Gewissen hatte an der Brust nachgescheuert, die ihr im Hirn aufgefackelt, und am andern Morgen zog man den Leichnam der armen Sünderin aus dem Wasser. —

Er stand auf und die kleinen Augen wiederum fest haltend auf des Jünglings Gesicht, stieß er den Rohrstock in den Grabhügel und sagte frostig, daß es durch Waels Seele hinrieselte, wie Eiswasser: „Hier schläft sie bis zum letzten Gericht, eingescharrt an der

Digitized by Google

Mauer, wie man Mörder und Diebe verſteckt, damit ſie die Ruhe der Gerechten nicht ſtören durch ſchimpfliche Nachbarſchaft.“ —

„Menſch,“ fuhr Jac auf und faßte des Faktors Schulter, „verſtumme jetzt nicht, erzähle aus; was geſchah mit dem Bruder?“ — Der Faktor lächelte recht widerlich. — „Der Bruder? Nun der war auch ſo ein Sauſewind, wie alles junge Volk. Erſt fuhr er mit vollem Winde und alle Kanonen geladen und gerichtet gegen den Korſaren. Das Matroſenmeſſer in der Fauſt wollte er Rechenſchaft nehmen; aber der Teufel blendete auch ihn; hin war hin, die Schande lag unter dem Waſſer; er war arm und brodlos, der kleine Schreihals, den er hätte erwürgen mögen, erſchien ihm bald als ein gut anzulegendes Erbtheil; er ließ ſich mürbe quetſchen durch Verſprechung und Schmeichelwort, und ſchmuggelte ſelbſt das lebendige Gedächtnißzeichen ſeiner Familienſchande in das Haus des reichen Sünders, und wenn er auch den Buben haſſen mußte, und mit Widerwillen betrachtete, da ihm bei ſeinem Anblick jedesmal der beſchimpfte Leichnam der Schweſter vor das Auge trat, ſo freute er ſich doch zugleich an der gelungenen, langen Rache, an der Gewiſſensangſt des ſtolzen Menſchen, deſſen Ehre und Familienglück er in ſeiner Hand hatte, den er gängeln durfte an feinen, aber feſten Fäden, von dem er Geſtändniſſe und ſchriftliche Verſprechungen in ſeiner Taſche trug, denn — ſeine Stimme erhob ſich und wurde hohl und ſchauerlich; — Schöntrudels Söhnlein lebte als ein Schweſterſohn im Hauſe des Reichen; nachdem das Bübelein verborgen geſäugt und aufgepflegt, hatte ihn der Bruder Schöntrudels ſelber eingeſchwärzt, als habe er ihn mitgebracht über die See von den Inſeln, wo die Eltern beide an der gelben Peſt geſtorben.“ —

„Jeſus!“ rief der Jüngling und taumelte gegen die Bretterwand des Beinhauſes, und hielt ſich mühſam aufrecht am Gebälk den eiſigen Erzähler mit verloſchenen Blicken anſchauend, wie man ein weißzähniges Raubthier anſchauet, das plötzlich aus dem mitternächtlichen Wege herauf fährt und den Weg des ſtillen Wanderers unreitbar verſperrt.

Der Faktor trat ihm näher, und ſein Geſicht überzog jetzt allmälig eine bläuliche Purpurfarbe, indem er das Päckchen Schriften aus dem Kleide hervorzog und und dem jungen Manne entgegenhielt.

„Ja, ja, Du biſt Wulfs Schweſterſohn, mein bleiches Jüngelchen,“ ſagte er dabei hämiſch und ingrimmig zugleich, indem die Zähne knirſchten und die Augen lachten, „magſt Du, hochmüthiges Dokterchen, Dich auch dagegen ſträuben mit allen zehn Fingern; aber ich gebe Dir dafür einen ſtattlichen Vater, den Du wie eine beißige Schiffsratte in der Falle haſt durch dieſes hier, und Du wirſt dankbar ſeyn und gehorſam. Mancherlei Dokumente machen unter dieſem Faden luſtige Geſellſchaft; da iſt ein Papier, was Dich für Herrn Servatius van Fagels Söhnlein erklärt; ein Zweites, das Dir in beſter Form vom Vermögen des anſehnlichen Kaufherrn Kindestheil verſpricht; ein Drittes, welches auf viertauſend holländiſche Gulden, als in die Fagelſche Kaſſa gelegtes Vermögen Deiner Mutter lautet, und mit vier vom Hundert für Dich zahlbar ſteht, ſobald Du majorenn geworden; da liegen neben Deinem Taufſcheine koſtbare Briefleins an die kuppleriſche Baſe und noch koſtbarere Skripturen, Sendſchreiben von Paris und Antworten darauf von einer Hand in Kladde, genug es ſind der Raketen ſo viele, daß Du das ganze Fagel'ſche verhaßte Haus damit in die Luft zu ſprengen vermagſt. Und das ſollſt Du meinem Willen gemäß. Du biſt ein wackeres Kerlchen geworden, dem im Kopfe licht iſt, der Fauſt und Degen zu gebrauchen verſteht; darum an die Arbeit ohne Raſt und Aufſchub. Räche Deine Ehre, die Ehre Deiner unglücklichen Mutter, Deines Ohms Ehre an dem Jämmerlichen, der leider Dein Vater geworden. Willſt Du, ſo ſchwöre, und ich ſcheide in Freude von Dir.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Vier Stockwerke.

(Fortſetzung.)

„Looſung?“ fragte der Verhüllte, und: „Es lebe Oranien!“ verſetzte der Wirth und zog ſeinen Mann ſchnell nach über die Schwelle und öffnete nach einigen Schritten eine zweite Thür. Heller Lichtglanz ſtrömte ihnen aus einem großen Zimmer entgegen und alle Tiſche waren ringsum dicht mit Männern beſetzt, deren Blicke den Eintretenden neugierig zuflogen. Dieſe verbeugten ſich ſtumm nach allen Seiten. Eine Grabesſtille herrſchte im Zimmer. Aber der Wirth räuſperte ſich ſchon und begann mit gedämpfter Stimme: „Hiermit habe ich die Ehre, Ihnen meinen Neffen vorzuſtellen, von welchem ich Ihnen ſchon vielfältig geſprochen und auf deſſen Erſcheinen in Ihrer Mitte ich Sie vorbereitet habe. Sie ſind zuſammengekommen, um ſeine Aufträge vom durchlauchtigſten Prinzen von Oranien anzuhören und ihm darauf zu antworten. Sie haben mir die Ehre angethan, mein Haus zum Verſammlungsort zu wählen, weil wir hier ſicherer ſind, als in jedem andern Hauſe der Stadt, und ich danke Ihnen für ihr gütiges Vertrauen.“

„Meiſter Peter Stübecke,“ redete jetzt einer der ſitzenden Männer mit einem höchſt vornehmen Anſtand und würdigen Geberden, wir haben das feſte Vertrauen in Euch geſetzt, daß Ihr die Rechtlichkeit Eures Neffen in allen Stücken prüfet, denn in dieſen Zeiten der Lüge und des Drangſals ſchliche ſich auch wohl der Wolf in einem Schaafspelze mitten unter die getreuen Lämmer, um ſie dem blutdürſtigen Tieger deſto ſicherer zu verrathen. Leider haben wir Unglückliche gegründete Urſache unſern Brüdern und Freunden nicht zu trauen, bevor

sie nicht streng geprüft sind; denn der Verrath hat seine Drachenzähne in unsere Häuser gesäet, die Falschheit umschleicht den patriotischen Oranier auf jedem Schritte und die Machthaber schicken ihre Spione unter mancherlei Gestalt und Verkappung, unsere Pläne und Vorkehrungen zu erforschen. Mehr als je ist demnach die getreue Heerde nicht zersprengt, in den Kerker oder wohl gar zur Schlachtbank geschleppt werde. Ich kann der verehrten Versammlung versichern, daß ich mit der möglichsten Vorsicht bei Prüfung des jungen Mannes zu Werke gegangen bin, welcher hier als heimlicher Abgesandter des Prinzen von Oranien vor uns steht. Meister Stübecke hat mir vorerst alle Papiere desselben vorgelegt und ich habe sie heute geprüft und richtig befunden, ein Brief des Sohnes unsres Erbstatthalters an mich und alle getreuen Holländer gibt der Glaubwürdigkeit dieses Gesandten den Ausschlag; denn ich habe die Ehre, die Hand des Prinzen von Oranien zu kennen. Uebrigens erwecken noch zwei Umstände Vertrauen für gegenwärtigen Valtin Kampvorst, Gesandten Seiner Durchlaucht, zuerst weil in ihm verwandtes Blut unsres wackern patriotischen Wirthes fließt, sodann weil Valtin, damals noch gemeiner Matrose, das Franzosenjoch, welches uns aufgebürdet wurde, nicht ertragen konnte und gleich nach dem Einzuge des Königs Louis nach England entwich, wie viele Andere seiner Kameraden. Dort hat er es durch Fleiß und Talent bis zum Kapitän gebracht, und der Prinz von Oranien, der edle Freund aller Holländer, wo sie auch leben mögen, hat ihm seine hohe Gunst geschenkt. Zuerst werde ich also die Papiere des Kapitän Kampvorst der verehrten Versammlung vorlesen, hernach mag der Kapitän sich seiner Nachrichten und Aufträge entledigen."

Herr von Hogendorp wolle mir gütigst vorher erlauben, daß ich die Versammlung mit einer Nachricht von der höchsten Wichtigkeit bekannt mache, redete der Kapitän zu dem Sprecher der Versammlung und dieser winkte gewährend mit der Hand.

„Meine Herren," fuhr jetzt Kampvorst zu der Menge gewendet fort, „die nächste Veranlassung zu meiner geheimen Sendung ist eine verbürgte Nachricht, entnommen aus Depeschen, welche, Tags vor meiner Abreise ein Schnellsegler von Petersburg an den Hof St. James brachte, und die kürzlich darin bestehen: das französische Heer befindet sich in Rußland im Zustande gänzlicher Auflösung und geht seiner Vernichtung entgegen. Zwar hat Napoleon Moskau besetzt, aber die Stadt war von den Einwohnern verlassen und fast alle Häuser mit Pulver, Pech und Schwefel, und andern Brennmaterialien angefüllt. Ganz Moskau ist in Flammen aufgegangen, mit ihm sind es Napoleons kühnste Hoffnungen und Entwürfe. Ein großer Theil seines Heeres ist vernichtet, er hat keine bleibende Stätte mehr in Rußland. Tormasow und Tschitschagow sind von Süden und Westen herangedrungen. Wittgenstein von Norden und Kutusow sitzt den Franzosen, die ihren Rückzug bereits angetreten haben, auf der Ferse. Dieß ist Wahrheit, aber Lüge sind Napoleons Bülletins."

Das höchste Erstaunen hatte bis jetzt die Zungen der Versammlung gefesselt. Jetzt jubelten einige Stimmen wild durcheinander, die Männer erhoben sich und stürmische Laute freudiger Ueberraschung wurden bald in einen allgemeinen Chor vereinigt. „Ist's möglich! Spracht Ihr Wahrheit, Kapitän? Unser Tyrann vom Glück verlassen? gedemüthigt in seinem Uebermuthe?"

Als der Sturm der Freude vorüber war, nahm Herr von Hogendorp wieder das Wort, daß der Prinz von Oranien in seinem Briefe versichere, die Nachrichten des Kapitäns seyen nicht zu bezweifeln, sondern vielmehr darauf die Pläne für die Zukunft zu bauen. „Aber sagen Sie uns, Kapitän, fuhr er zu diesem gewendet fort, „wie ist es Ihnen möglich gewesen, uns diese wichtige Nachrichten von England herüber zu bringen und den Argusaugen der Franzosen zu entgehen?"

„Als holländischer Fischer gekleidet, schwamm ich auf einem Fischerboote den Mündungen des Rheins zu, nachdem mich ein englisches Schiff so nahe als es die Gefahr erlaubte, in der Nacht gebracht hatte. Meine Depeschen waren zwischen die Sohlen meiner Schuhe genäht. In der Nähe meines Geburtsortes Oude Wetering bin ich mit allen Gelegenheiten bekannt. Hier landete ich an einer wenig besuchten Stelle, nahm einen Hamen voll Fische auf die Schulter, und ging keck in das Dorf zu meinem Vetter Andreas Stübecke, Bruder meiner Mutter und dieses wackern Meisters hier, und ein Patriot und Anhänger an das Haus Oranien, wie dieser. Dem Onkel durfte ich mich unter vier Augen entdecken, und er machte meine Eltern mit meiner Ankunft bekannt, jedoch so, daß alles Aufsehen vermieden wurde. Ich sah die Alten am Abend und empfing ihren Segen, dann fuhr ich mit Onkel Andreas auf dessen Boot und gleichsam als Schiffsknecht nach Amsterdam ab. Hier kehrten wir sogleich bei Meister Peter ein; ich entdeckte mich ihm und bezog ein Zimmer im vierten Stockwerk. Dort hab' ich nun schon zwei Tage heimlich gelebt, und wünsche nur durch einen Herrn der Versammlung französische Papiere zu erhalten, um gesichert zu seyn, im Fall ich den Augen der französischen Spione dennoch auffallen sollte. Auch sind solche Papiere zu meiner Rückreise durchaus nöthig."

(Fortsetzung folgt.)

Der wiedergenesene Saphir.

(Schluß.)

II. Von dem Freßgesetze.

Schon bei der allerersten Konstitution, welche der Vater Adam bekam, war die allgemeine „Freß-Freiheit"

in dem Paragraphe: „Du sollst essen von allen Bäumen im Garten“ durch ein Refressiv-Gesetz beschränkt: „Nur vom Baume der Erkenntniß sollst Du nicht essen!“ Weil er aber gegen dieses Ausnahmsgesetz gefrevelt hatte, und zwar auf Anreizung seiner demokratischen Frau Gemahlin, wurde er sogleich des Landes verwiesen; von daher hat der Mensch auch das Recht der Freizügigkeit ererbt!

Also Herr Saphir hat volle „Freß-Freiheit“, welche die erste Basis aller Freiheiten ist, allein, um jeden Miß- oder Gebrauch dieser gesegneten „Freß-Freiheit“ in jenen Gränzen zu halten, die keine Gränzen haben, wird

„ein refressives Freßgesetz“

Herrn Saphir den rechten Gebrauch seiner „Freßwerkzeuge“ und „Freßzeuge anweisen. Er wird daher in seiner „Freß-Freiheit“ auf die strengsten Regeln der „Homöopathie“ angewiesen. Streng untersagt ist ihm, sich oder Andern „reinen Wein“ einzuschenken, denn im Weine liegt die Wahrheit, und die Wahrheit ist ein aufregendes Gesöff, welches der Zivilisation des Jahrhunderts nicht angemessen ist.

Auch sonstige geistige Dinge, welche anregen, z. B. Kaffee, weil er den Geist wach erhält, ist strengstens untersagt.

Als „Kaution“, daß er die Freß-Freiheit nicht mißbrauchen wolle, wird ihm auferlegt, 10 seiner schönsten Stock- und Backenzähne zu deponiren.

Für seine bissigen Gelüste ist ihm das Fleisch vom „kleinen Vieh,“ vom „jungen Geflügel“ preisgegeben, aber streng verboten ist ihm das schwere Fleisch von einem „großen Thier,“ welches ihm eine bedeutende Indigestion zuziehen könnte.

III. Von der bewaffneten Macht.

Es wird Herrn Saphir erlaubt, sich mit „Geduld“, „Entsagung“ und Verzweiflung“ zu waffnen.

Die Waffen der „Satyre“, des „Scherzes“ und des „Humors“ darf er behalten, doch werden weise Gesetze darauf bedacht seyn, daß ihm alle Lust zur Handhabung dieser Waffen vergehen soll.

Auch seine beiden Myops-Augen darf Herr Saphir bewaffnen; er darf mit bewaffneten Augen frei auf der Straße gehen, jedoch werden weise Gesetze bestimmen, durch welche Brillen ihm zu sehen erlaubt ist.

Es steht Herrn Saphir frei, so oft er will, „in Harnisch zu gerathen;“ er kann auch „gepanzerte Sonnete“ ins Feld rücken lassen, allein weise Gesetze werden dafür sorgen, daß sie auf den Gepanzerten selbst zurückprallen werden.

IV. Von dem Glauben.

Herrn Saphir steht frei, zu glauben, was er will, sogar an die Preßfreiheit, aber nur in häuslicher Ausübung.

Gewissensfreiheit ist ihm garantirt, d. h. es steht ihm frei, „sich aus gar nichts ein Gewissen zu machen.“

Die Gleichberechtigung aller Religionen ist ihm gewährleistet, d. h. er darf glauben, daß von nun an Juden, Christen, Türken, Heiden und Schriftsteller, die jetzt „gleich berechtigt“ sind, „später beunrechtigt“ seyn werden.

Es steht ihm frei, wie auf ein Evangelium darauf zu schwören, daß, trotzdem daß jetzt Juden und Christen gleich sind, dem Staats- und bürgerlichen Judenhasse dadurch doch kein Abbruch geschehen werde.

Mannigfaltigkeiten.

Zur Erklärung der Vereinbarung à la mode bringt der Märzalmanach von Brennglas Folgendes:

Bruse. Sag' 'mal, Spitzel, wat is denn det eigentlich vor'n Ding: Vereinbarung?

Spitzel. Det will ick Dir sagen. Seh' 'mal, wir jeben Jeder zwölf Jroschen un jehen in 'ne Restauration un lassen uns zusammen en Braten machen, den wir zusammen verzehren wollen. Sowie nun der Braten uf den Disch kommt, so vertag' ick Dir uf drei Wochen, schmeiße Dir von Disch weg un esse derweile den Braten alleene. Dieses nennt man „Vereinbarung.“

Muley Ismael, Kaiser von Marokko, hatte von einem Franzosen das L'hombre-Spiel gelernt. Als er das erste Mal mit seinen beiden Wesir's spielte und ihm die gewünschte Farbe nicht angebracht wurde, rief er plötzlich voll Wuth: „Spielt Coeur, Ihr Kanaillen, oder ich lasse Euch spießen.“

Ein sächsisches Provinzialblatt bringt eine Parodie auf Bürger's „Leonore.“ Diese Parodie beginnt:

„Der Deutsche fuhr ums Morgenroth
Empor aus schweren Träumen,
Bist untreu, Freiheit, oder todt,
Wie lange willst du säumen?
O Deutschland, Deutschand, was Dich brennt,
Das lindert Dir kein Parlament u. s. w.“

Auflösung des Räthsels in Nro.: 89:

Wache.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 91 9. Juni 1849.

Der Mutter Grab.

(Fortsetzung.)

Wael's Knie waren gebrochen unter ihm und am Rande des Hügels lag er, die Linke in die Wucherblumen gedrückt. Mit der Rechten nahm er jetzt hastig die unglückseligen Papiere aus des Faktors Hand und preßte sie gegen seine Brust. Dann hob er sie gegen den Himmel und rief mit stammelnder, halb in der engen Brust verhaltener Stimme: „Ja ich will! Ich will eine Rache nehmen, die den Verderber einer Unglücklichen, die hier einsam schläft, erschüttern soll bis ins tiefste Mark, eine Rache, wie sie die Unglückliche, die ihm Tugend, Ehre und Leben opferte, selbst genommen haben würde, wenn sie noch wanderte unter den Lebenden.“

„So recht, mein Junge!“ nickte der Faktor und rieb die knochichten Hände also die Haut herunter. „Hätte der Satansschüler nicht mich zuletzt noch betrügen wollen, in seinem Uebermuth mich nicht abgefertigt wie einen Schulbuben, ich wäre vielleicht in seinen Schlingen verstrickt geblieben, und hätte Dich laufen lassen und seiner kargen Großmuth preisgegeben. Aber das Schicksal hat es besser gewollt. Ich reise zur Stunde nach Antwerpen, weil ich nicht mit dem spanischen Zwickelbärten zu thun haben möchte; bedarfst Du Hülfe, so sende den geheimen Boten. Aber säume nicht, Jüngelchen! Frische Fische, gute Fische! Schmiede mit wildfliegendem Hammer, ehe das Eisen kalt wird. Und dem Ohm, der Dich glücklich macht und reich, gib jetzt den Willkommens- und Abschiedskuß zugleich.“ —

Mit sichtlichem Widerwillen gab ihm Wael die Hand und winkte ihm dann mit abgewendetem Antlitz fort, und der Faktor drückte die Hand massiv, dräuete dann wüthig nach der Gegend hin, wo das Fagel'sche Haus lag, und trippelte hinweg durch die Gräberreihen, drehete jedoch im Kirchhofsthor sich nochmals um, warf dem zurückgebliebenen Jüngling nochmals einen Kuß zurück, zeigte ihm mit fröhlichem Antlitz beide geballte Fäuste als eine Aufforderung zum Kampf der Rache, und verschwand hinter der Mauer. —

Lange lag Wael noch in den Knieen, beide Hände auf dem Grabhügel gestützt und die Augen starr auf die Erde gerichtet, als hielte er stummen Zwiesprach mit der, die darunter lag; alsdann stand er langsam auf. —

„Was that ich denn, ehe ich geboren, daß ich dastehen muß beschimpft und ausgestoßen, Niemanden gehörig, von keiner Liebe gestützt und getröstet, ein Einzelwesen im Reiche der Natur, ein dürrer Strauch mit tauben zerstörten Blüthen? Wirst du mir dereinst das grauenvolle Räthsel lösen, du ewige Macht, deren Finger Sternenbahnen zeichnet wie Menschenschicksale? — O schlafe nur ruhig fort, du unglückseliges Wesen, dem ich das Leben verdanke, ohne dafür danken zu können wie ein guter Sohn. Nicht aufreizen werde ich dich aus deinem Frieden, nicht deine Schuld schwerer machen durch eine unedle Rache. Schlafe nur ruhig, du armes Weib; züchtigen wird dein Kind den Verderber der Unschuld, aber züchtigen mit Sohnes Hand. Mutter, arme Mutter, unser erstes Erkennen ist ein Abschied für immer, aber wenn wir uns wieder finden, wenn wir uns sehen zum ersten Male, sollst du das Kind nicht verklagen, daß es deine Qualen und deine Strafen vermehrt.“ —

So sprach er dumpf in sich hinein. Er brach von einem Distelstrauch die dunkelrothe Knopfblume, und schob sie unter das Brustwams zum Herzen, die Stacheln nicht empfindend, denn schärfer stach es und brannte in seinem Innersten; dann ging er langsam hinaus aus dem Winkel voll Schlingkraut und Nesseln, langsam den Weg zurück, den ihn der giftige Oheim geführt. Nur am Kreuze über dem Fagelschen Erbbegräbnisse weilte er einige Augenblicke.

„Auch von dir scheidet der Sohn, edle Wohlthäterin;“ flisterte er weicher und mit Wehmuth. „Ist mir doch, als sähe ich dich sitzen neben dem Bilde des Versöhners, des göttlichen, und mit den milden Seelenaugen mir zuwinken tröstend und vertrauend und zufrieden mit mir. Du gossest mütterlich von deiner Duldsamkeit, in meine Seele, pflanztest zarte Keime deines Lebensmuthes, deiner Menschenliebe in mein Herz. Du sollst dich nicht zu schämen haben deines Zöglings. Schon um deinetwillen würde er schonen, was dir zugehörte, und hätte man ihn tausendmal mehr mit Schlangen und Skorpionen gegeißelt. Ja, ja, würdig sollst du den Sohn finden, Mutter Juliana, aber sey auch neben

ihm, daß er ſtark bleibe, bis Alles gut zu Ende gegangen.“ —

Renata ſaß allein im Zimmer, den Kopf in die weiße Hand geſtützt, trüben Auges in die Abendſonne ſchauend, die jenſeits des Platzes die Dächer vergoldete, und auf den bemalten gothiſchen Fenſtern der Kirche zahlloſe Regenbögen erſchuf. Die Thür regte ſich, und Wael's Pudel ſchlüpfte herein und umkreiſete der Jungfrau Kniee, und wedelte wie in beſonderer Bedeutung mit der Fahne ſeines Schweifes. Als Renata die langen Augenwimpern aufhob ſah ſie den Herrn des getreuen Hundes ſtehen in der Thür, angethan mit ſeinen Reiſekleidern, den Stab in der Hand, die Reiſetaſche an den Schultern. Das Mädchen hatte geſchmollt über den Vetter, der ſeit dem Tage der böſen Verlobung ſich ſo gar nicht um ſie bekümmert, wie es ihr liebe Gewohnheit geweſen, ja ſelbſt abſichtlich, wie ſie meinte, ſie vermieden hatte. Sie wollte jetzt zur Strafe das Auge wiederum zum Fenſter wenden, aber der *eine* Blick hatte ſie eine ſolche Veränderung in des Freundes Aeußern entdecken laſſen, daß ihr das Auge ungehorſam wurde und auf ihm, der ihr vordem ſo theuer geweſen, haften blieb. Und Wael's Antlitz erſchien wirklich entſtellt; eine kranke Bläſſe hatte die Jugendroſen ſeiner Wangen verdrängt, der fröhliche Mund zog ſich recht ſchmerzlich herab, die hoch gezogenen ſchmalen Augenbrauen bildeten tiefgeſenkte, faltige Bögen, unter denen die ſonſt ſo lebhaft blizenden Augenſterne nur matt und trübe leuchteten wie ein vergeſſenes Lämpchen im Sterbebett. Sie ſtand auf, ihm entgegen zu eilen, ſetzte ſich jedoch wieder in jungfräulicher Unentſchloſſenheit. Langſam trat er näher zu der Einſamen.

„Eine Gunſt des Schickſals alſo doch;“ begann er mit faſt tonloſer Stimme; ich finde Dich allein, wie ich Dich wünſchte, und der Abſchied hat alſo noch eine Blume für mich, die letzte.“ —

„Was iſt Dir?“ fragte ſie erregt. „Was murmelſt Du von Abſchied?“ —

„Sollte der Fremdling bleiben in einem Hauſe wo kein Auge ihn gaſtlich anſieht, keine Hand mit ihm den Freundſchaftsknoten webt, keine Seele zu ihm ſpricht?“ fragte er mit einem Seufzer zurück. „Dich nehme ich aus, Renata,“ ſetzte er jedoch ſchnell hinzu, „aber Du reiſeſt bald, und wirſt glücklich ſeyn, und das iſt mein Troſt, der mich begleiten wird über das Meer hinaus, vielleicht weiter, viel weiter in ferne Welttheile.“

Sie ſtreckte ihm bewegt die Hand entgegen, und er nahm ſie und drückte ſie herzlich. „Du verkennſt mich, Jac,“ ſagte ſie ſcheu und mit ungewiſſer Stimme, „denn ich verſtehe Dich wohl. Du meinſt, weil ſich der alte Bräutigam in einen jüngern verwandelt, ſo ſey ich zufrieden und freue mich nach eitler leichtfertiger Mädchen Weiſe. Und doch darf ich ſagen, der Freund hat die Freundin nicht erkannt, wenn das ſeine Meinung war von ihr.“

(Schluß folgt.)

Vier Stockwerke.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchaft berathete über dieſen Punkt eine Zeitlang. Endlich nahm Herr von Hogendorp wieder das Wort an den Kapitän Kampvorſt, indem er ſagte: „Der Verſuch, Ihnen dieſe Papiere zu verſchaffen, dürfte für uns alle von der größten Gefahr ſeyn, nicht zu gedenken der Schwierigkeiten, welche ſeine Realiſirung verurſachen würde. Nach unſer aller Dafürhalten gibt es einen weit leichtern Weg, auf welchem Sie ſich ſelbſt in Beſitz dieſer Papiere ſetzen können. Vielleicht hat Ihnen Ihr Onkel Peter ſchon geſagt, daß im dritten Stockwerk dieſes ſeines Hauſes Herr von Cloporte, ein franzöſiſcher Partikulier, oder vielmehr, wie wir alle wiſſen, Polizeidirigent und Spion, wohnt. Es iſt zu ihres Onkels, ſo wie zu unſer Aller Sicherheit nöthig, daß dieſer Mann im Hauſe wohne, um jeden Verdacht der franzöſiſchen Regierung von demſelben abzuwenden. Suchen Sie alſo auf irgend eine nicht auffällige Weiſe die Bekanntſchaft dieſes Mannes und offeriren Sie ſich ihm als geborner Holländer zum franzöſiſchen Spion. Ihre eigene Klugheit wird ihnen die beſte Rolle eingeben. Durch Herrn von Cloporte werden Sie hernach Alles erlangen, was Sie wünſchen.“

Der Kapitän fand den Vorſchlag plauſibel, und ſo wurde denn zum Vorleſen der Papiere geſchritten und die Patrioten vernahmen mit hochherziger Freude die an ſie gerichteten Worte des geliebten Prinzen. Hierauf wurde beſchloſſen, ſo viel als möglich Patrioten zur Verſchwörung gegen die franzöſiſche Herrſchaft zu werben, und bei der erſten paſſenden Gelegenheit einen Aufſtand zu erregen. Einſtweilen wurde zur Berathung einzelner örtlicher Verhältniſſe eine anderweitige geheime Zuſammenkunft anberaumt, dann ſchloß Hr. v. Hogendorp, als Präſident, die Berathung. Die Lichter wurden verlöſcht und leiſe ſchlichen die Männer durch das Hinterhaus, vereinzelten ſich dort, indem einige durch ein enges Gäßchen gingen, andere einen Kahn beſtiegen, welcher an einem nahen Kanal angebunden war. Der Kapitän Kampoorſt fand an der Hand ſeines Onkels wieder ſein Zimmer und ſagte zu demſelben: „Wenn die Eliſabeth wüßte, wer in der Mitternacht ſo nahe an ihr vorübergegangen ſey, ich glaube, ſie hätte kein Auge zuthun können. Ob ſie wohl eine Ahnung von mir im Traum hat? Denn ſie liebte mich doch gar zu ſtark und herzlich; ich weiß es ja. Sie hätte mit mir lieber Kartoffeln und Salzfiſche gegeſſen, als die Leckerbiſſen an ihres reichen Mannes Tiſche. Aber ich

war auch allein dran Schuld, daß sie ihn genommen; denn ich stellte mich ganz wie rasend, als der Mann nur angefragt, und dazu konnte sie ja doch nicht. Ich behandelte sie schlecht und ging über acht Tage nicht zu ihr. Unterdessen war's richtig geworden mit dem Kaufherrn."

"Ich weiß ja Alles aus ihrem eigenen Munde," wisperte der Wirth. "Sie hat's mir umständlich erzählt. Alle Welt hat ihr das ungeheuere Glück angepriesen, welches ihr als einer so vornehmen Kaufmannsfrau bevorstehe; dann haben sie ihr eingeredet, Du liebest sie gar nicht, sonst bliebest Du nicht weg; Du wolltest sie los seyn, ja man hat ihr sogar Reden hinterbracht, die Du über sie geführt haben sollst und die Arme in Verzweiflung gebracht haben, und in dieser Verzweiflung hat sie dem Zureden ihrer Eltern nachgegeben und den Herrn van Delfthuis geheirathet. Und wahr ist's, sie hat ihre ganze Familie dadurch glücklich gemacht. Einer ihrer Brüder arbeitet mit auf dem Komptoir des Hrn. von Delfthuis und zieht ein reiches Salair; ein anderer ist schon Lieutenant auf ihres Gemahls Schiffe, den dritten erhält er auf der hohen Schule, der soll ein Jurist werden und den jüngsten, der noch zu Hause ist, will er die Apothekerkunst lernen lassen. Eben so gut versorgt er die Schwestern; die Marthe ist an einen Schiffskapitän verheirathet und die Christine mit einem Arzte verlobt. Herr van Delfthuis stattete jede aus, wie seine eigne Tochter. Er ist ein edler und vortrefflicher Mann, der jedes andern Biedermanns Achtung verdient."

"Es freut mich, daß die Elisabeth so sehr gut angekommen ist," entgegnete der Kapitän Kampvorst wehmüthig, "ich hab ihr solch Glück gewünscht, und wünsch ihr noch weit mehr von ganzer Seele. Weiß Gott, mir blutet noch immer das Herz nach fünf langen Jahren voll mancherlei Stürmen, aber ich freue mich doch über ihr Glück; ich hätte es ihr nicht so bereiten können. Merkwürdig ist's, daß sie gerade in Euerm Hause wohnt, Vetter."

"Das ist eben kein Zufall. Sie hat ja ihrem eigenen Geständniß zu Folge ihrem Hausherrn so lange eingeredet, bis er die Bel-Etage eines Hauses miethete, und da er ihr so sehr gewogen ist, so thut er ihr zu Gefallen, womit er sie nur erfreuen kann. Sie behauptete aber, den größten Wohlgefallen an der schönen Straße, an meinem Hause und an dem geräumigen freundlichen Logement insbesondere zu haben. Eigentlich aber wollte sie stets in meiner Nähe seyn, um mich immer nach Dir auszufragen und so oft sie mich sieht, fragt sie jedesmal mit rührender Stimme: Habt Ihr noch immer keine Nachricht von dem armen Baltin, Meister Stübecke? und meist stehen ihr die hellen Thränen dabei in den großen schönen Augen. Und daran sehe ich recht, wie sie Dich noch heiß im Herzen trägt, obgleich sie reich ist und einen seelenguten Mann hat. Sie ist ihm wohl nicht gramm, aber mit der Liebe hat's auch gute Wege."

"Und wenn sie mich noch mehr liebte; ich darf sie doch nicht wieder sehen," weinte der Seemann. "Ich glaube, ich stürbe vor Schmerz. Und deßhalb bitt' ich Euch um Gotteswillen, Vetter Oheim, verrathet Ihr mit keinem Blick, keiner Sylbe, daß ich im Hause bin. Hört Ihr!

I bei Leibe nicht! Das seh' ich ja ein, daß daraus nichts Gutes entstände, wenn Ihr zusammen kämet, und Herr van Delfthuis ist ja so ein braver Mann, an dem wir keine Sünde begehen wollen. Schlag' Dir's aus den Gedanken, lieber Junge. Schlaf wohl! Morgen besuch' ich Dich bei Zeiten. Es schlafen die Nacht ein Paar junge Leute bei mir, die unserer Hülfe bedürfen. Doch jetzt ist's zu spät, davon zu sprechen. Es ist schon drei Uhr vorüber und der Tag eignet sich besser dazu." Er zog die Thüre zu, die von innen verschlossen wurde und legte sein Haupt, voll mancherlei Gedanken, bald darauf in den weichen Pfühle, und entschlief sanft, wie ein braver gewissensreiner Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Der Russe Bakunin und die deutsche Revolution.

Die Revolutions-Prozesse, welche jetzt in Dresden, Prag, Breslau und seit der Verhaftung Waldeck's auch in Berlin instruirt werden, mögen, wie man von verschiedenen Seiten her versichern hört, in mancherlei Fäden zusammenlaufen und ergänzend auf einander hinweisen. Man wird aber gut thun, diesen Zusammenhang sowohl für die Untersuchung wie auch für die Bestimmung der öffentlichen Meinung nicht zu hoch anzuschlagen und ihn jedenfalls in seiner faktischen Bedeutung nicht zu überschätzen. Wie wir einer zuverlässigen Mittheilung zu entnehmen glauben, haben sich die Gerichte von Dresden, Prag, Breslau und Berlin bereits in eine fortlaufende Verbindung miteinander gesetzt, und sich in jener Beziehung wichtige Mittheilungen gemacht, welche die in diesen Städten gleichzeitig vorgegangenen Bewegungen, in einer geheimen Kette aufzeigen sollen. Wir sind von Natur und durch Erfahrung ungemein mißtrauisch gegen solche Entdeckungen, welche aus den Männern der Wahrheit so leicht Gespensterseher und Verfälscher einer ganzen Zeitbewegung machen können. Indeß wird nicht zu läugnen seyn, daß bei den neuesten revolutionären Volkserhebungen in Deutschland das slavische Element eine der durchlaufenden geheimen Adern gewesen ist, welche die Bewegung in der letzten Zeit am meisten verknüpfen und treiben halfen. Sollte diese durch vieles bestätigte Annahme jetzt in einzelnen faktischen Nachweisungen zusammenhängend dargethan werden können, so würde dieß am meisten aus den Papieren des Russen Bakunin und aus seinem jetzt in

Dresden instruirten Prozeß bewerkstelligt werden können. Bakunin, der eigentliche Held und Werkmeister des Dresdener Revolutionskampfes, spielte schon seit einigen Jahren den revolutionären Ueberall und Nirgends, und wurde auf eine geheimnißvolle und jedenfalls immer bedeutende Weise auf allen Hauptplätzen Europa's und auf allen Hauptstationen der Revolution gesehen, deren Feuerstoffe er emsig schürte, und allerdings zu einem einheitlichen Weltbrand anzublasen bemüht war. Was Mazzini für die Idee der italienischen Nationaleinheit und deren durch ganz Italien verzweigte Propaganda, das war Bakunin mit derselben Geisteskraft und mit demselben universalen Unternehmungssinn für die Ideen des Slavismus, den er als das geheime Ferment der europäischen Revolution durch alle Phasen derselben hindurchtreiben zu müssen glaubte, um — wenn dieß Ideal in den immer wilder gewordenen Strudeln seines Lebens überhaupt noch festgehalten wurde — aus den europäischen Staatstrümmern das slavische Weltreich hervorgehen zu lassen. Wir hatten Gelegenheit mit Mazzini wie mit Bakunin persönlich zu verkehren, und wir wurden von einer auffallenden Aehnlichkeit ihrer Charaktere bei grundverschiedenen Ausgangspunkten und Begabungen derselben überrascht. Statt der schwärmerischen und mysteriösen Beweglichkeit Mazzini's trat jedoch bei Bakunin ein philosophisch-spekulatives Element hervor, welches er bei seinem ersten Aufenthalt in Berlin in eifriger Beschäftigung mit der Hegel'schen Philosophie in sich ausgebildet hatte. Der Hegelianismus und die philosophische Kultur Deutschlands hatten den jungen Russen zuerst im Jahre 1840 nach dem gänzlich unhistorischen und geschichtslosen Berlin, welches aber damals der Zentralsitz der systematischen Spekulation war, gelockt. Die Russen sind in neuerer Zeit dem Drange nach der deutschen Philosophie öfters in dem Sinn gefolgt, daß sie in unserer Wissenschaft überhaupt eine Entfesselung und Befreiung von den Schranken des Russenthums suchten. Namentlich der aus dem altrussischen Moskau gebürtigte Bakunin ergriff die deutsche Philosophie als etwas gleichbedeutendes mit der Revolution, für deren Kultus er zwar in Rußland selbst noch wenig Aussichten sah, die er aber doch auf ihrer noch immer nicht beendeten Welttour endlich auch in das Reich des weißen Zaaren hinüberzuleiten gedachte. Bei Gott und der spekulativen Jugend ist allerdings kein Ding unmöglich, Bakunin glaubte aber für seine Hoffnungen zugleich mancherlei Anknüpfungen im Innern von Rußland selbst zu haben. Eine russische Revolution war jedenfalls der Ausgangspunkt wie auch vielleicht der Endpunkt von Bakunin's Ideen; dazu mußte aber in die Mitte der deutschen, französischen und slavischen Bewegungselemente eintreten, deren Vereinigung zu einem Brennpunkt ihm als Hebel seiner an sich ebenso phantastischen als unpolitischen Unternehmungen dienen sollte. Diesen seinen Standpunkt zeichnete er mit einer merkwürdigen Kühnheit im Jahre 1847 in jener glänzenden Rede ab, welche er auf dem Polenbankett in Paris hielt, und worin er sich als Russe und gerade als patriotischer Russe zu einer Verbrüderung mit den Polen für ein und dasselbe Ziel anbot.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Kossuth hat in Debreczin selbst einmal Schildwache gestanden. An einem grimmig kalten Abend geht er an einem Posten vorbei und hört wie dem armen Honved die Zähne klappern und Leib und Füße zittern. Er geht auf ihn zu, fragt: „Ist Euch kalt Freund?" — „O sehr!" klapperte der Honved. — „So laßt Euch ablösen!" — „O Herr, ich steh' schon drei Stunden hier und mich löst Niemand ab." — „Und wie lange sollt Ihr stehen?" — „Eine Stunde." — „Wo sind denn Eure Leute? — „Dort!" antwortete der Honved, indem er auf einen Ort zeigte, woher Zigeunerklänge schallten. Kossuth nahm dem Honved das Gewehr ab, setzte seinen Czako auf, und gab ihm dafür seinen Kalpak, den Jedermann in Debreczin kannte. „So, nun geh zu Deinen Kameraden und sage, daß Du abgelöst bist." Der Honved that, wie ihm befohlen ward; in der Thüre der Kneipe sahen ihn zwei Offiziere. „Kerl was machst Du? woher hast Du den Kalpak?" riefen sie erstaunt. Von meinem Kameraden, der mich abgelöst hat," antwortete der Honved. In zehn Minuten war Kossuth seines Postens entsetzt, der diensthabende Offizier aber mußte bis zum grauenden Morgen Schildwache stehen. Dieß war seine Strafe. — Man sieht, Kossuth weiß sich populär zu machen.

Unmöglichkeiten.

Mit Händen an den Himmel reichen,
Die Haut des Mohren weiß zu bleichen,
Sich seine Nase abzubeißen,
Die Sonne sich herabzureißen,
Des Zirkels Viereck zu ergründen,
Und Gold zu machen zu erfinden,
Sind Dinge, die wohl jeder find't,
Daß sie zu thun unmöglich sind.
Doch zähle noch zu diesen Sachen,
Es einem Narren recht zu machen,
Und nimm, daß nichts vergessen sey,
Die Zeitungsleser noch dabei.
Wie sich der Redakteur auch müht,
Ihm Aller Dank unmöglich blüht.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 92 10. Juni 1849.

Der Mutter Grab.

(Schluß.)

Wael holte tief Athem, dann sprach er recht milde: „Renata, nein, wahrlich, Jac hat nicht so gemeint. Dein seltsames, übereiltes Opfer hat zum Besten geführt. nicht einem Moloch wurde das vorschnelle unbesonnene Kind geopfert; van Kuik ist ein Mann, der eine wackere Jungfrau verdient, der sie schützen, achten wird, wie sie es werth ist. Ich gehe ruhig, seit ich Dich als die Seinige weiß, und meine Seele wird sich auch in der Ferne freuen an Deinem Glück und nicht einmal den beneiden, dem es erlaubt ist, Dir das Leben zum Paradiese zu machen. —

Als Renata ihn verwundert, überrascht und verstummt deßhalb ansah, fuhr er lebhaft fort: „Es haben sich seltsame Dinge mit Deinem Freunde ereignet, Schwester, seit wir uns nicht gesprochen. Die Geister abgeschiedener Freunde sind getreten zwischen mich und dieses Haus, und treiben mich eiligst hinweg. Nur zwei Geschäfte habe ich noch abzuthun, Dir die Hand zum Abschiede zu drücken, die Hand, von der ich den Himmel erwartete in einer wilden, sündhaften Träumerei, und mein Vermächtniß in diese Hand zu legen, die mir die treueste war unter diesen eisigen Blutsfreunden. Dich allein begrüße ich auf der Schwelle noch zuletzt, Niemand soll außer Dir wissen, daß Jac Wael geht auf nimmer Wiederkommen, Niemand es wissen, ehe der Wanderer nicht meilenweit von hier schreitet auf einsamer Pilgerfahrt. Das gelobe mir, und zugleich versprich dem Freunde zu vollziehen seinen letzten gewichtvollen Auftrag.“ — Er zog ein Paket und einen Brief hervor und legte Beides auf den kleinen Nähetisch vor dem Mädchen. — „Dieses gehört Deinem Vater, dem Herrn Servatius, und geheim und treulich mußt Du es überliefern. Es ist ein gewichtiges Geschenk, das der arme Jac dem Wohlthäter schuldet für genossene Spenden. Er wird es erkennen nach seinem Werth, und mit Gott! wird es ihm eine fromme, ihm wohlthätige Stunde heraufrufen. Sage ihm dabei, er möchte einen vergessenen beschimpften Hügel reinigen lassen vom Unkraut, da er es jetzt könne ohne Gefahe, möchte gerecht seyn gegen die, welche sich unter dem Wasser gebettet.“

Seine Stimme brach im stillen Weinen, und Renata erhob sich schnell und umfaßte seine Schulter. „Du entkommst mir nicht!“ rief sie hastig, „ich lasse Dich nicht, ehe Du der Freundin, der Schwester gebeichtet, was mit Dir vorgegangen, was diese Räthselworte bedeuten, ehe Du ihr nicht vertrauet, was Du vor hast, und wo Deiner Reise Ziel seyn wird.“ —

„Habe ich schon zuviel gesagt?“ fragte er sich erkräftigend. „Sey sorglos um mich, Du theures Kind; meine Kunst nähret ihren Schüler; ich gehe zum König Wilhelm, die Kriegesflotte zu Helvoetsluys bedarf meinesgleichen. Aber was mich forttrieb so rasch und ohne Bereitung? — Hast Du nie Deiner Mutter gedacht, die man begrub, ist Dir nimmer ihre Gestalt im Leichentuch vor die Seele getreten?“ —

„Jac,“ flüsterte erbebend die Jungfrau, „die Mutter war es ja, die mich erstarkte zu der Opferung an der Schwester statt, am Grabe der Mutter ward es ja klar in meinem Geiste und dort fiel der Entschluß in meine Seele, wie ein Licht, das Abends sich von dem Sterne losreißt und zur Erde herabschießt.“ —

„Siehst Du,“ sagte Wael schnell und mit leichtenden Blicken, „so ist's auch mir geschehen. Frau Juliana schläft nicht allein in der friedlichen Kammer. Sie sprach zu rechter Zeit aus ihrem stillen Hause, denn was hätte nicht Böses geschehen können ohne ihren Zutritt. O Mutterliebe ist der reinste Strahl des im Erdennebel gebrochenen Himmelslichtes, ist das Spiegelbild der Gottesliebe im See des Erdenlebens und sie erlöscht nicht, wenn auch die Mutteraugen sich zuschließen für diesen traurigen, trüben Erdentag! O Renata, wenn Du das Grab der Frau Juliana besuchst, so hänge immer der Kränze zwei an das kleine Kreuz. Es wird sich schon Jemand finden zu dem zweiten. Und nun ein kurzes Lebewohl, das letzte Abendroth an meinem Himmel; doch wird die lange Nacht, welche kommt, nicht ohne Stern seyn; Dein Gedächtniß ist unverlöschlich in des einsamen Jac's Seele, und die Erinnerung bleibt sein Reisegefährte.“ —

Ehe sie sich gefaßt, ehe sie ergriffen von seinem Schauerwort, das die Mädchenbrust wie der Spruch eines Geisterbeschwörers umenget, eine Antwort gefunden, hatte er sie heftig und heiß auf die weiße Stirn

Digitized by Google

geküßt, sich losgemacht, und sie starrte wie eine Träumende die Thür an, hinter welcher er verschwunden. —

Als am Abende Herr Servatius van Fagel die Briefschaften erbrochen und durchgesehen, und betäubt dastand wie ein vom Blitz getroffener, war Jac schon fern von der Stadt Brüssel, und schritt unter der Nacht hin, und trieb einen stillen, gehaltschweren Verkehr mit den Lufterscheinungen und tanzenden Lichtbildern am Kanal und auf dem Moor, das an seiner öden Straße sich hinzog, aber immer freier ward seine Brust unter den glänzenden Sternbildern und immer muthiger schritt er seiner Zukunft entgegen. —

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

Eh am andern Morgen Herr van Delfthuis sich auf sein Komtoir verfügte, trat er in die Wohnstube des Meister Peter Stübecke. Höflich nahm dieser sein Käppchen ab, sehr erfreut über den vornehmen Besuch, und fragte mit Zuvorkommenheit, womit er die Ehre haben könne, dem Herrn zu dienen.

„Lieber Meister," sagte der Handelsherr, „ich möchte Euch gern einige Zimmer im vierten Stockwerk für einen sehr werthen Freund abmiethen, der mich gestern Abend aus Mörderhänden gerettet hat, wie Ihr noch aus meinem verbundenen Kopfe ersehen könnt."

Auf diese Rede lief Frau und Kind herbei und der Wirth fragte theilnehmend neugierig nach dem Vorfall und pries Gott, nachdem van Delfthuis erzählt, daß es so glücklich und nur mit einigen Beulen abgegangen war.

„Der junge Mann," fuhr der Erzähler fort, der mich so ritterlich beschützte, gefällt mir ausnehmend wohl, und ich möchte ihm gern meine Dankbarkeit auf eine absonderliche Art an den Tag legen, und zu dem Behufe im Hause haben. Da ich nun weiß, daß Ihr jetzt leere Zimmer im vierten Stockwerk" — „Gehabt, gehabt, mein Herr van Delfthuis," fiel ihm der Meister in die Rede. „Beide Logements da oben sind vermiethet und besetzt; das eine linker Hand schon vor drei Tagen, das andere rechts erst gestern Abend. Es thut mir sehr leid, daß ich meinem Herrn van Delfthuis nicht dienen kann."

„Das ist mir sehr unangenhem zu hören, zumal ich Herrn de Beaux bereits fest zugesagt habe, daß er bei mir wohnen soll. Und es wird mir sehr schwer werden, mich von diesem liebenswürdigen jungen Manne zu trennen."

„Wenn Sie mir erlaubten, mein Herr," sagte Stübecke, „so würde ich Ihnen den Vorschlag thun, dem Herrn Franzosen, welchen Sie so nahe um sich zu haben wünschen, einige Ihrer hintern Zimmer einzuräumen. Er hat dort die Aussicht auf den Kanal und wohnt bequemer und Ihnen näher als im vierten Stockwerk. Und Sie werden den Raum jener Zimmer kaum entbehren."

„Ihr habt da einen guten Einfall, Meister Stübecke. Zwar sind dort die Zimmer meiner Tochter; allein sie könnte die daranstoßenden beziehen nach vorne und ihr meine Frau eins abtreten. Ja, ja, es geht. Ich werde mit meiner Frau reden."

Der Kaufmann ging, und Peter Stübecke besorgte ein schmackhaftes Morgenbrod, entstöpselte eine Flasche alten Wein, und trug Alles selbst ins vierte Stockwerk. Oben wandte er sich aber nicht links, wie in der Nacht vorher zum Logis des Neffen Kampvorst, sondern er ging rechts, und begrüßte bald die beiden Jünglinge, die sich für Theerhändler ausgegeben hatten, freundlich im Zimmer.

„Nun wie gefällt Ihnen Ihre neue Wohnung?" fragte der Wirth.

„Sie gefällt uns sehr wohl," versetzte der Aeltere, und Ihre Güte und herzliche Theilnahme an unserm Schicksale verschönert sie uns noch weit mehr; aber sie würde uns die herrlichste auf der Welt seyn, wenn sie jenseits des Kanals an der englischen Küste läge."

„Ja, das Wenn!" lachte der Wirth, „dieß kleine Wort ist ein Meer, größer als der Kanal, oder eine Mauer zwischen dem Lande unserer erbärmlichen Existenz und den blühenden Feldern unserer Wünsche höher und größer als die chenesische. Damit ist's nun ein Mal nichts. Nun wärs ja gerade kein Ding der Unmöglichkeit, Sie nach einiger Zeit doch nach England hinüber zu bringen, und ich hätte schon Gelegenheit dazu Rath zu schaffen; aber ich halte es für unnöthig. Es haben sich uns nämlich Aussichten eröffnet, die uns hoffen lassen, daß es über ein Kleines bei uns mit dem Franzosenthum ganz aus seyn dürfte. Das französische Heer ist in Rußland schier vernichtet; und bei uns glüht es furchtbar unter der Asche. Deßhalb denk ich, sie bleiben diesen Winter über bei mir. Wer weiß, was uns der neue Frühling bringt! Ich will Ihnen das Stübchen schon so warm machen lassen, daß Sie sich nicht hinaussehnen. Und für Beschäftigung will ich schon auch sorgen. Da ist der Buchhändler von der Vlie, auch einer von den Patrioten, der hat immer zu schreiben und zu schaffen für einen gelehrten Mann, wie Sie, mein Herr. Ich werde heute noch mit ihm Ihretwegen sprechen."

„Das Alles ist recht schön, Meister Stübecke," sagte der junge Mann, „aber werden wir denn auch sicher seyn in ihrem Hause? Ach, seitdem Sie uns diesen Morgen gesagt haben, daß Cloporte's Vater unter uns im dritten Stockwerke wohnt, scheint uns der Aufenthalt höchst gefährlich. Es ist für uns ein sehr unglücklicher Zufall, daß unser bester Freund und unser Todtfeind in Amsterdam in einem Hause wohnen."

„Dieser Zufall ist so unglücklich nicht für Sie, wie er auf den ersten Blick wohl scheinen möchte. Jedes

Ding hat zwei Seiten; wohl dem Menschen, der die lachende nach sich zukehrt! Das ist nun so meine Natur. Sehen Sie z. B. was haben Sie mit dem schlechten Franzosen, eine Treppe tiefer zu schaffen? Niemand kennt Sie im Hause, und wie wenig Menschen werden in Amsterdam seyn, die Sie kennen. Und wer in aller Welt wollte auf den Gedanken kommen, daß Sie über dem Schurken wohnen, dessen nichtswürdigem Jungen Sie die die Reise in des Teufels Rachen etwas abgekürzt haben. Wer wohl wollte Sie in diesem Aufzuge vermuthen? Und überdieß können Sie ja hübsch zu Hause bleiben und die nöthigen Wege kann der kleine Bruder machen. Geben Sie sich also nur zufrieden."

„Es bleibt uns ja weiter nichts übrig," sagte der Aeltere. „Ich habe Muth; aber mein Kleiner hier wird von Angst gemartert."

„Schlagen Sie sichs aus dem Sinne." Immer heiter ins Leben geblickt, und wenns auch aussieht wie eine schwarze Wetterwolke! rief der joviale Wirth jetzt dem Jüngern zu, jedoch immer mit demjenigen Anstand, wie der Gebildete ihn dem Vornehmen zu zeigen pflegt. „Lassen Sie uns mit Ihrer Erlaubniß ein Glas auf unsre gute und glückliche Hausmannschaft leeren." Er schenkte die Gläser voll; sie stießen an, und Peter Stübecke, so wie der Aeltere der beiden Jünglinge tranken ihr Glas auf einen Zug aus, der Jüngere nippte nur bescheiden an dem seinigen.

„Nun geh' ich, um für Arbeit und Unterhaltung zu sorgen," sagte der Wirth und beurlaubte sich mit freundlichen Blicken von seinen räthselhaften Gästen.

Als er fort war, öffnete der Jüngere den Mund und sagte mit einer weichen Mädchenstimme:

„Der Wirth ist ein recht braver Mann, und das ists, was mich einigermaßen zu beruhigen vermag."

„Der Maire Vlisseke sagte mir gleich, daß wir bei Peter Stübecke am sichersten seyen, und deßhalb gab er mir den Brief an ihn, und nicht an einen reichen oder Adeligen hier. Die Patrioten haben durch das ganze Land einen geheimen Bund, der den schärfsten Augen der französischen Spionenpolizei entgeht, und Peter Stübecke gilt als einer der trefflichsten unter ihnen. Das Alles sagte mir der Maire, und fürwahr! man siehts dem Meister sogleich an, daß er ein sehr edler Mensch ist; wir sind also in den besten Händen, Beruhige Dich demnach, mein süßes Herz und laß uns die Gabe des Himmels genießen, die uns Meister Stübecke so freigebig reicht."

Er schenkte die Gläser voll, sie stießen herzhaft an und tranken. Hierauf schloß der Aeltere den Jüngeren mit Leidenschaft in die Arme, küßte ihn und strich ihm die schönen braunen Locken aus dem edlen blühenden Gesichte. „Laß uns der Liebe vertrauen, sie ist die heiligste und gewaltigste Macht des Universums; sie wird ja ein Paar Herzen schützen, die so ganz ihrer Fahne geschworen haben." Diese Worte mischte der Jüngling unter die Küsse und noch andere süßen Namen, wie sie der Geliebte nur der Geliebten zu geben pflegt, und unter denen sich „meine theure unaussprechlich geliebte Louison" oft wiederholte.

Das vom Liebesrausch erröthete Mädchen — denn ein solches steckte unter der Hülle des zarten Knaben — entwand sich den feurigen Umarmungen des Jünglings und sagte:

„O Du lieber, lieber Schwärmer! Denkst Du denn gar nicht daran, daß Du Dein Herz reinigen mußt von einer schweren Schuld? Ach, Gerard," fuhr sie mit getrübtem Blicke fort, „Du bist doch recht leichtsinnig. Bedenkst Du denn keinen Augenblick, daß das Blut des Franzosen noch an Deinen Händen klebt? Hast Du denn gar nichts zu bereuen? Ein Menschenleben hast Du geendet."

(Fortsetzung folgt.)

Der Russe Bakunin und die deutsche Revolution.

(Schluß.)

Diese Rede machte in der Geschichte der großen slavischen Verschwörung Europa's Epoche, und wir sehen Bakunin seitdem zu einer eigenthümlichen Zentralgestalt der revolutionären Bewegung werden, indem sich an ihn die verschiedensten nationalen Revolutionsstoffe anhängten, die er so sorgfältig knetete, um sie zur rechten Zeit zu einer einheitlichen Weltflamme anzublasen. Wie wichtig man in Rußland seine Person hielt, ging schon daraus hervor, daß Kaiser Nikolaus von dem Kabinet Ludwig Philipp's die Ausweisung Bukanin's verlangte, und daß Guizot diesem durch umfassende Thatsachen motivirten Ansinnen nicht zu widerstehen wagte. Der Preis von Bakunin's Kopf stieg aber an der politischen Börse Rußlands immer höher, und eine auf seine Auslieferung gesetzte Prämie von 10.000 russischen Silberrubeln folgte dem in Brüssel sich verbergenden Flüchtling auf dem Fuße. Sein persönlicher Bruch mit der russischen Regierung war schon während seines Aufenthalts in Zürich erfolgt, wo Bakunin, um alle Weihen der europäischen Revolution zu empfangen, Kommunist und Sozialist geworden war, und in fröhlichen Gelagen am Züricher See das System Fröbel's vorbereiten und begründen half. Die ziemlich jesuitisch abgefaßte Anklageakte des Staatsraths Bluntschli verwickelte auch den Namen Bakunin's in den Züricher Kommunistenprozeß, und die russische Regierung verweigerte ihm die Erlaubniß zu seinem fortgesetzten Aufenthalt im Auslande. Eine Rückkehr in die Heimath wäre aber für ihn schon eine direkte Wallfahrt nach Sibirien gewesen, und so verfolgte Bakunin seine immer planmäßiger werdende Laufbahn weiter, nachdem gegen den Wiedersetzlichen die

Konfiskation seines Vermögens in Rußlands ausgesprochen worden war.

Die slavische Bewegung blieb jedenfalls das leitende und eigentlich verbindende Element in Bakunin's Revolutionssystem. Dieß zeigte seine Betheiligung an dem Slavenkongreß in Prag und an dem dortigen Barikadenkampf, wie auch nachher der revolutionäre Aufruf, welchen er an die Slaven in französischer Sprache richtete. Wenn es wirklich gelungen war, dieß Element in eine mehr oder minder organisirte Verbindung mit den übrigen revolutionären Strömungen Europa's zu bringen, so würde dieß vornehmlich den ungeheueren Anstrengungen Bakunin's und seinem überall umhertaumelnden fanatischen Treiben zuzuschreiben seyn. Er entging dabei gleichwohl den Verdächtigungen nicht von manchen für einen Spion und geheimen Agenten Rußlands ausgegeben zu werden. Doch genoß er bei den in die höheren Grade seiner Partei Aufgenommenen das unbedingteste Vertrauen, wie auch schon aus dem Umstande hervorging, daß er seine Existenz und seine bedeutenden Ausgaben nur aus den Mitteln der Polenkomite's bestreiten konnte. Bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin im vorigen Herbst machte er vertraute Bekanntschaften mit der äußersten Linken der aufgelösten Nationalversammlung, und stand den Planen, welche damals in diesem Kreise gehegt wurden, mit Rath und That sehr nahe. Nach seiner polizeilichen Ausweisung aus Berlin, welche in sehr milden und rücksichtsvollen Formen aufgenommen wurde, hielt er sich vornehmlich in Dessau unter dem weiten Schutzmantel des Ministeriums Habicht, und in Köthen auf. Hier, wo eine Zeitlang revolutionäre Konzentrationspunkte sich bildeten, wurden unter seiner entschiedenen Mitwirkung Fäden gesponnen, welche schon damals ihre nächsten Knotenpunkte an Leipzig und Dresden hatten, und in den radikalen sächsischen Kammern eine offene wie geheime Agitationsmacht gewannen. Dieß sind die ohne Zweifel zusammenhangsvollen Momente, welche sich an Bakunin's Person aufreihen, und die sich bis zum Dresdener Aufstand in ziemlicher Folgerichtigkeit hinziehen. Ob aber dieser Zusammenhang wirklich auf einem größeren, sich systematisch ineinanderschiebenden Revolutionsorganismus beruht, oder ob nur eine wild darauf los unternehmende, mit verzweifelter Energie experimentirende Persönlichkeit wie die Bakunin's jeden Schein eines großen Zusammenhangs hinter sich herzog um mehr Wirkung und Vertrauen zu erzielen — darüber wird der Dresdener Prozeß mit seinen Ausläufen in Prag, Breslau und Berlin und die Belehrung hoffentlich nicht schuldig bleiben. Wenn wir sie aber auch nicht faktisch erhalten sollten, so würde der Zusammenhang der französischen, deutschen und slavischen Revolutionselemente, auf welchen die wilden und zum Theil schaudervollen Experimente Bakunin's hindeuten, jedenfalls eine ideelle Phase in der Geschichte der heutigen europäischen Revolution bezeichnen. *)

*) In Karl Vogt's (des Parlamentsmitgliedes) Schilderungen von Ozean und Mittelmeer finden sich anziehende Stellen über Bakunin, der lange Vogt's Begleiter gewesen.

Mannigfaltigkeiten.

Die Gränzboten erzählen folgende, wie wir hoffen apokryphische Anekdote aus Sachsen. Man sagte einem der Urwähler: Aber warum wählt Ihr Bauern, wenn Ihr doch einmal Einen aus Euerer Mitte in die erste Kammer schicken wollt, gerade den Dümmsten unter Euch? einen Menschen, von dem Ihr Alle wißt, daß er nicht drei Worte zusammenhängend sprechen kann? der keine einzige hervorstechende Eigenschaft hat, als ein ewiger Krakehler zu seyn in allen Bierstuben und vor allen Gerichtsbänken? — Die Antwort war: „Ja, sehen Sie, er braucht's, 's ist ein armer Teufel!“

Ein Schwabe, der zum ersten Male in Wien war, wurde von seinen dasigen Verwandten überall herumgeführt, und zeigten ihm alle schönen Gebäude. Endlich sagte er: „Das ischt Alles recht schön, aber zeigen Sie mir doch nu auch das Haus Oeschterreich.“

Palindrom.

Lies vorwärts oder rückwärts mich,
Stets bin ein Ruhebettchen ich
Doch vorwärts für den Menschen nur —
Rückwärts für jede Kreatur
Nur eine Sorte ausgenommen,
Die fühlt auf mir sich stets beklommen,
Die will von meinem Ruhekissen,
Und wär' es noch so weich, nichts wissen.
Vorwärts — ich will es nur gesteh'n
Bin ich nicht lieblich anzuseh'n —
Rückwärts gewähr ich dem Revier,
Das ich bewohne Nutz und Zier.
Mein Bettchen vorwärts ist nur klein,
Und doch nimmt's jede Größe ein;
Mein Bettchen rückwärts ist zwar groß.
Und doch nicht stets der Ruhe Schooß.
Nur dann erst schläft man sanft und gut
Wenn vorwärts unter rückwärts ruht.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 93 12. Juni 1849.

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

„Du liebes kindliches Gemüth,“ entgegnete Gerard, für eine Sünde erklärst Du es, daß ich den verworfenen Cloporte aus der Welt schaffte. War er nicht ein Teufel in menschlicher, in gleißend schöner Gestalt, und rettete ich die schutzlose Unschuld nicht aus seinen gierigen Krallen, Louison, rettete ich nicht Dich, mein Heiligstes und Theuerstes auf der Welt vor diesem Entsetzlichen? Und fiel er nicht im offenen ehrlichen Zweikampf? Nein, Louison, ich habe nichts zu bereuen. Die ewige Liebe bediente sich meiner schwachen Hand zum Werkzeuge, um eine Geißel der Menschheit zu vertilgen. Sie hat mir auch den Lohn, den beglückenden Lohn für meine That sogleich auf der Stelle gereicht, Dich mein süßes Kind. Denn so sehr ich Dich auch schon liebte, so wäre ich doch niemals in Deinen Besitz gekommen; wenn nicht der lüsterne Franzos Deiner Schönheit Netze gestellt, wenn er nicht so ernstlich versucht hätte, Deine Unschuld seinen Lüsten zu opfern. Die Entrüstung über den Nichtswürdigen, von dem ich zu gleicher Zeit noch viele andere Scheußlichkeiten erfuhr, drückte mir den Degen in die Faust, mit ihm erkämpfte ich Dich mir, und streckte den Feind an den Boden. Ich habe Dich erkämpft und Du bist mir vertrauend hieher gefolgt.“

Ein leises Pochen an der Thür störte ihre Unterredung. Louison ging, um zu öffnen. Meister Peter Stübecke trat wieder herein. „Ich komme vom Buchhändler,“ sagte er freundlich, „es giebt Arbeit in Fülle für Euch beide, Ihr wackern Herren. Der Kleine da kann gleich hingehen und sich von Herren van der Vlie instruiren lassen. Ich möchte nicht gern, daß Sie selbst über die Straße gingen, Herr van Rigbeeke; der Teufel könnte sein Spiel haben, und Sie doch irgend wer erkennen. Die Sache fängt jetzt an und wird ruchbar. Den Kleinen da kennt keine Seele in Amsterdam. Nun so kommen Sie, ich will Ihnen meinen Kellerbuben mitgeben.“ Louison ging mit dem gefälligen Wirthe. Nach einer halben Stunde trat sie mit Schreibmaterialien unter dem Arm wieder in das Zimmer, aber bleich und zitternd und mit dem Zeichen des Schreckens.

„Um Gotteswillen, Gerard,“ rief sie mit angstbeklemmter Stimme, „jetzt eben ist mir der scheußliche de Beaux auf der Treppe begegnet. Vielleicht spürt er uns schon nach.“

„Er wird bei Cloporte's Vater gewesen seyn, und diesem genauen Bericht über den Tod seines Sohnes abgestattet haben,“ tröstete Rigbeeke die Erschrockene und suchte seine eigene Bestürzung zu verbergen. „Ich finde sehr natürlich, daß er hier im Hause ist; daß Matthieu de Cloporte und Robert de Beaux die innigsten Freunde waren. Vielleicht hat der Erstere sterbend dem Letzteren noch besondere Aufträge an seinen Vater gegeben, deren sich dieser nun entledigt. Er hat Dich doch nicht erkannt?“

„Nicht eines Blickes hat er mich gewürdigt, aber beinahe wäre ich bei seinem Anblick vor Schrecken umgefallen und hätte dann gewiß seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Vielleicht hätte er mich angesehen, wenn er nicht im eifrigen Gespräche mit einem wohlbeleibten freundlichen Manne aus der Saalthüre des zweiten Stockwerks gekommen wäre. Dieser Mann begleitete den spitzbübischen Franzosen bis ans Ende der Treppe und drückte ihm oft die Hand.“

„Aus dem zweiten Stocke sagst Du? hat uns denn nicht der Wirth gesagt, daß Cloporte im dritten wohnt?“

„So ist's. Wer im zweiten wohnt, habe ich noch nicht gefragt.“

„Das macht mich unruhig,“ bemerkte Rigbeeke. „Wenigstens wäre es gut, es zu wissen, damit wir unsere Vorsichtsmaßregeln darnach einrichteten; denn de Beaux könnte uns allerdings in diesem Hause sehr gefährlich werden.“

In großer Unruhe brachten die beiden Liebenden bis zu Mittag zu, bis ein eigenthümliches Pochen an der Thüre sie belehrte, daß Meister Peter Stübecke wieder Einlaß begehre. Er trat, nachdem Louison geöffnet, mit einem verdeckten Korbe herein, um ihnen die Mahlzeit zu bringen.

„Sagt, mir, bester Herr Wirth,“ redete ihn Rigbeeke sogleich an, wer bewohnt denn das zweite Stockwerk Eures Hauses?“

„Die Bel-Etage hat Herr van Delfthuis, ein reicher und angesehener Handelsherr inne.“

„Van Delfthuis!“ rief Rigbeeke. Heißt der Herr

Digitized by Google

mit seinem Taufnamen vielleicht Jakob? Und ist er vielleicht aus dem Herzogenbusch gebürtig?"

„Jakob heißt er allerdings, und wenn ich nicht irre, habe ich auch einmal gehört, daß er aus dem Herzogenbusch stamme."

„Seine Frau ist vor sechs bis sieben Jahren gestorben. Es müssen wohl drei Kinder von ihr da seyn, deren ältestes ein Mädchen, Namens Gretchen, ist. Sagt schnell, lieber Meister, ist das so?"

Der Wirth nickte lächelnd bejahend und sagte: „Sie kennen Herrn van Delfthuis, wie ich merke; denn es trifft Alles zu. Nur hat er wieder geheirathet, ein schmuckes, herrliches Weib — die erste habe ich gar nicht gekannt — und auch wieder mehrere Kinder mit ihr."

„Und wer ist denn seine zweite Gemahlin?" fragte der junge Mann neugierig.

Sie ist eines wohlhabenden Schiffers Tochter aus meinem Geburtsorte, Oude Wetering. Ich weiß nicht, ob Ihnen das Dorf bekannt ist; es liegt an der Nordseite des Rheins, und die Schiffe, die von Amsterdam und Haarlem durch Ter Gouw nach Zeeland wollen, werden hier vorüber durch einen Kanal gebracht, welcher aus dem haarlemer in das braasemer Meer geht. Der Schiffer Gruithave war bei der Kanalfahrt bestellt. Herr van Delfthuis fuhr mit einem seiner Schiffe durch und sah die Elisabeth, des Schiffers Gruithave schöne Tochter, vergaffte sich in sie, und führte sie nach einigen Wochen als zweite Frau in sein Haus."

„Davon scheint Herr van Delfthuis unserer Familie gar nichts gemeldet zu haben, wenigstens ist nichts dergleichen zu meinen Ohren gekommen."

„Und wie käme denn Ihre Familie zu solcher Meldung, wenn ich fragen darf, mein Herr?"

„Des Herrn van Delfthuis erste Gemahlin war ja meine älteste Schwester, Meister Stübecke."

„Ei so sind Sie der Onkel des schönen Gretchens?"

„Freilich, bin ich's. Nur darf ich's hier nicht laut werden lassen."

„Nun nehm ich ein doppeltes Interesse an Ihnen; denn ich bin dem lieben Gretchen herzlich gewogen. Ach, wenn die das wüßte!" Und der Gesprächige Wirth erzählte, während er servirte, von Gretchens frommen Taubensinn und wurde ihres Lobes nicht müde. Endlich trug er auch zum Erstaunen der beiden Gäste das Unglück des Herrn van Delfthuis vom vorigen Abend vor, und nannte de Veaux als Retter des Kaufmanns. Die jungen Leute schüttelten bedenklich die Köpfe und befragten sich näher nach diesem Manne, aber der Wirth konnte natürlich keine Auskunft geben.

„Herr Wirth," sagte Rigbecke, ich bitte Euch dringend warnt meinen Schwager und das schöne Gretchen vor diesem entsetzlichen Menschen. Er war der Helfershelfer des Matthieu Cloporte und dessen Sekundant bei unserm Duell; er ist ebenso ein französischer Spion, wie jener und führt jedenfalls nichts Gutes im Schilde."

„Was Sie mir da sagen, ist mir von der größten Wichtigkeit!" rief Peter Stübecke überrascht. „Wir werden ein Auge auf den Herrn haben und ich werde sogleich Sorge tragen, ihn zu umstellen." Der Wirth entfernte sich mit eiligen Schritten und die Thür wurde wieder hinter ihm verriegelt.

An demselben Vormittage stieg der Kapitän Kampvorst aus dem vierten Stockwerk in das dritte herab, und ließ sich vom Diener bei Herrn von Cloporte als ein Mann melden, der ihm sehr wichtige Entdeckungen zu machen habe. Er wurde durch das Familienzimmer geführt, wo eine junge interessante Dame eben beschäftigt war, einen Knaben in schwarze Gewänder zu hüllen, wie sie selbst trug. Eine ältere Dame, ebenfalls schwarz gekleidet, saß am Fenster und las. Die junge Dame warf dem kräftigen Kapitän einen feurigen Blick zu, welchen der schlaue Holländer nicht unerwiedert ließ, fest entschlossen, Alles zu benutzen, was ihn zum Ziele führen könnte. Ein kleiner Mann in halb militärischer Kleidung mit einem lebendigen ausdrucksvollen Gesichte trat ihm entgegen und lugte über der Brille weg, die mehr auf der Nase saß, um das Spiel der Augen zu dekouvriren, als demselben behülflich zu seyn.

„Mein Herr!" redete ihn Kampvorst an, „ich habe die Ehre Ihr Hausgenosse zu seyn; ich bewohne seit gestern das vierte Stockwerk dieses Hauses, das ich zu meiner unaussprechlichen Freude so glücklich war auf meine Anfrage zu erhalten; denn allein Ihretwegen bin ich nach Amsterdam gekommen."

„Wer sind Sie?" war die kurze Frage des Franzosen.

„Eine Frage, die mir schwer zu beantworten fällt. Eigentlich bin ich nichts, und bin zu Ihnen gekommen, um etwas zu werden, weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der siegreiche Kaiseradler keines verdienstvollen Mannes vergißt, der sich ihm ergeben und Dienste geleistet."

„Haben Sie dem Kaiser Dienste gethan?"

„Bis jetzt noch nicht. Doch bin ich im Stande ihm große zu thun, und mit dem Vorsatz dazu bin ich zu Ihnen gekommen. Auch Ihr Schade wird es nicht seyn, Gebrauch von meinen wichtigen Diensten zu machen."

„Lassen Sie sich bei mir nieder. Ihr Name, Stand, Vaterland? wenn ich bitten darf."

„Baltin Kampvorst aus Oude Wetering, einem holländischen Dorfe am Rhein, zuletzt englischer Seekapitän."

„Ein geborner Holländer, englischer Seekapitän!" sagte der Franzose stutzig.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Scenen in Frankreichs Schreckenszeit.

(Einige Fanatiker der Freiheit unter uns, und einige doktrinäre Professornaturen, an denen Deutschland in gutem und üblen Sinne so reich ist, sind der Meinung, die Entwicklungen in Sachsen und der Pfalz seyen in unsern Tagen nur der Anfang vom Ende oder das Ende vom Anfang. Sie sind der Ansicht, Deutschland müsse mit seiner Fürstenherrschaft und mit seiner Freiheit denselben Kreislauf durchmachen, den Frankreich im Wendepunkt zwischen dem alten und neuen Jahrhundert erlebte. Bei solcher Ansicht der Dinge ist es heilsam Frankreichs Schreckenszeit den Deutschen näher zu rücken. Wir geben nach französischer Quelle die nächste beste Schilderung jener Tage.)

Vom Wohlfahrtsausschuß wurden täglich die Listen der Unglücklichen ausgestellt, welche dem Hochgerichte überliefert werden sollten. Collot d'Herbois, Carrier, Joseph Lebon und zwanzig andere Unmenschen drängten sich zu den Missionen, durch welche alle Provinzen Frankreichs mit Blut überschwemmt werden sollten.

„Gebt mir doch Aufträge nach der Normandie! bat Lecarpentier die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses; dieser bestand damals unter Andern aus Saint Just, Robespierre, Barrère, Lacroix, Guiton-Morveau; — beauftragt mich mit der Mission, um die ich Euch schon so lange bitte, und mein Kopf zum Pfande: ich will Euch Tag für Tag hübsche Ladungen voll Wildpret für die Guillotine liefern!"

„Wollt Ihr, daß die Loire ein echt revolutionärer Strom werde, dessen Fluthen alle Aristokraten der Vendée wegschwemmen, sagte Carrier, dann sendet mich nach Nantes!"

Der Wohlfahrtsausschuß hatte sich für permanent erklärt. Wenigstens sechs seiner Mitglieder waren beständig anwesend; Abends elf Uhr versammelten sich Alle, die zu ihm gehörten. Die Bureaux und der Sitzungssaal des Wohlfahrtsausschusses waren in den Tuillerien und zwar in dem Theile derselben, der unter dem Namen der petits appartements du roi bekannt ist. Zahlreiche Schildwachen hielten die Zugänge zu diesen Zimmerreihen besetzt; vor dem Schlosse standen bespannte Geschütze, die Kanoniere mit brennenden Lunten. So düster und ernst aber das Ansehen war, welches dieses Hauptquartier der blutigsten Männer der Revolution äußerlich darbot, so heiter und anmuthig waren im Innern die Zimmer selbst, mit prachtvollen Teppichen, Sophas, glänzenden Spiegeln ausgestattet; Schenktische mit ausgesuchten Speisen und den feinsten Weinen boten ihre Erfrischungen dar.

Ein seltsames Schauspiel, diese rauhen, blutdürstigen Männer des Berges mit ihren rothen Mützen, halbtrunken sich auf den schwellenden Sophas wälzend! In dem Sitzungssaale stand ein großer, mit dem herkömmlichen grünen Teppich bedeckter Tisch, mit Papieren, Tinte und anderm Material. An diesem Tische saßen die Mitglieder des Ausschusses bei ihren Berathungen; von hier gingen die geheimen Befehle aus, scheinbare Verschwörungen zu veranstalten, um bis auf einen gewissen Grad die Verurtheilung und den Mord Derer zu rechtfertigen, die sterben sollten. Die einflußreichsten Mitglieder, so Robespierre, Couthon, Cambon, pflegten sich nur Abends einzustellen; die Berathungen dauerten dann oft bis der Tag graute.

Eine Nacht, als der Wohlfahrtsausschuß sich fast vollständig versammelt hatte, bis auf Barrère der unwohl war, was ihm oft genug geschah, da Furcht und Aufregung großen Einfluß auf seinen Körper übten, und bis auf Cambon, der als abwesend aufgeführt wurde, weil er betrunken in seinem Sessel lag und schnarchte, — nahm Couthon das Wort: „Es ist also jetzt entschieden: für mich Lyon und seine schurkischen Einwohner! Ich bin ein armer gelähmter Mann, an dem nur noch Kopf und Leib halbwegs zu brauchen sind; aber unter meinen Schlägen soll diese heillose „freie Stadt" erliegen! In sechs Monaten soll es heißen: Lyon hat es gewagt, die Fahne des Aufruhrs gegen die Eine und untheilbare Republik zu erheben, Lyon ist nicht mehr!"

Gut so," sagte Carrier, „nur keine halben Maßregeln! Ich bin jetzt von dem überzeugt, was ich letztes Jahr gesagt habe: „Zwei Drittheile der Nation müsse unterdrückt werden, soll die Republik glücklich seyn und blühen!" Wohlan, das Räubervolk in der Vendée soll es bald erfahren, daß ein Republikaner meines Schlages seinen Grundsätzen nicht abtrünnig wird!"

„Du wirst die Arbeit schon im guten Zuge finden! unterbrach ihn Robespierre, General Rossignol schreibt uns, die von ihm in den ersten Tagen dieses Monats eingesetzte Militärkommission habe schon viertausend dieser Schurken verurtheilen und hinrichten lassen. Eben so wißt Ihr wohl, schreibt Rossignol weiter, daß ich alle Mühlen zerstört habe, nur eine einzige ausgenommen, die einen Patrioten gehört.

„Das geht doch Alles noch zu langsam, erwiederte Carrier, wir müssen dieses verfluchte Land gänzlich ausfegen, diesen Augiasstall gründlich reinigen und all seinen Schmutz in die Loire werfen!"

„Bravo, bravo!" rief der berühmte Maler David der eben eingetreten war, „ich sehe, wir reiben heute wieder Roth auf! So ists recht, denn ein Paar Tage lang ging es gar zu gelind und lässig, und ich glaubte schon, ich müßte mich auch heute wieder ärgern. Nur mit großer Kraftanstrengung können wir die Republik retten! Diese Wahrheit müssen die Patrioten im Gedächtniß behalten."

Gegen das Ende des Vendemiaire im Jahre II der Republik begab sich Carrier, damals siebenunddreißig Jahre alt, nach Nantes. Obwohl es ihm sehr an Kenntnissen fehlte, so bekleidete er doch die Stelle eines Anwaltes in Burillac. Er machte sich durch großen Ungestüm und durch einen äußerst sittenlosen Wandel dort bemerklich. Die Sache der Revolution ergriff er mit Feuereifer, er ward als Deputirter in den Konvent gesandt, und zählte dort zu den Wüthendsten von der Partei des Berges. Als Marat in seinem Blatte „der Volksfreund“ noch dreimalhunderttausend Köpfe forderte, überbot ihn Carrier, indem er auf der Rednerbühne erklärte, zwei Drittheile der Nation müßten der Guillotine verfallen, eine Aeußerung, die übrigens eben so unpolitisch als unsinnig war, weil der zügellose Volkstribun damit denn doch eigentlich eingestand, daß die sich selbst so nennenden Patrioten, denen er angehörte, keineswegs die Mehrheit im Volke für sich hatten. Aber gleichwohl ob seine Logik auch Bankerott machte: aus ihm sprach der wahnwitzigste Blutdurst, und das war genug, ihm Robespierre's Wohlwollen zu gewinnen, der in ihm ein blindes Werkzeug sah, wohl geeignet, ihm zu der Macht zu verhelfen, nach der er strebte.

Bei seiner Ankunft in Nantes traf Carrier die Militärkommission, welche Rossignol, einer der Generäle der Revolutionsarmee, der Blaue, wie die Vendéer sie nannten, niedergesetzt hatte, in Permanenz. Tag und Nacht unaufhörlich urtheilte und verurtheilte diese Kommission. Gegen zweihundert Unglückliche fielen täglich als Opfer. Dem Wüthrich Carrier aber arbeitete die Guillotine noch nicht schnell genug. Er nahm, wie Collot d'Herbois, seine Zuflucht zum Erschießen in Masse, um das Werk der Zerstörung, das zu vollenden er entschlossen war, zu beschleunigen. Zu Tausenden fielen jetzt die Opfer.

Eines Tages, es war der 27. Frimaire des Jahres II, gab es nur vierundzwanzig gefangene Vendéer zu tödten. Carrier wurde wüthend als er hörte, er müsse sich für dieses Mal mit einer so geringen Beute begnügen.

„Ich bin hierher gekommen das Heil der Republik zu sichern! brüllt er, und nicht um Rosenwasserpolitik zu treiben. Wir haben beschlossen reine Tafel zu machen, und ich muß es erleben, daß die Militärkommission lässig und mit üblem Willen verfahren. Zum Teufel mit diesem Schlendrian, der die Anstrengungen der Patrioten verderben kann! Keine weitläufigen Förmlichkeiten mehr! Gefangen nehmen und tödten! Basta!“

In diesem Augenblicke seines höchsten Zornes meldete ein gewisser Lamberty, der mit Carrier befreundet und sein Spion war, und in seinem Auftrage die richtige Vollziehung der Hinrichtungen überwachte, dem Volksrepräsentanten, unter den vierundzwanzig Verurtheilten seyen auch zwei Kinder von zwölf und dreizehn Jahren, er wage nicht, sie mit zum Schaffot führen zu lassen, da er fürchte, sie würden das lebhafteste Mitleid des Volkes erregen.

„Was soll das heißen?“ schrie das Ungeheuer, dessen Augen mit Blut unterlaufen fast aus den Höhlen hervorzuquellen schienen, „willst auch Du mir die Ohren vollheulen? Du sollst hinrichten lassen, habe ich Dir befohlen; thue das und schweig, sonst wahre Deine Haut!“

Die armen Kinder wurden erschossen. Von diesem Tage an aber wurden die Militärkommissionen aufgelöst; Carrier wollte die Gefangenen auch ohne den Schein eines Rechtsurtheils tödten lassen; ihre Zahl, ohnehin schon sehr bedeutend, war durch die Einnahme von Savenay und durch die Niederlage, welche Charette erlitten hatte, noch sehr vermehrt worden. Am 30. Frimaire berichtete Carrier dem Konvente: „Die Niederlage des Raubgesindels ist so groß, daß sie täglich zu Hunderte bei den Vorposten ankommen. Ich lasse sie auf der Stelle erschießen. Eben so kommen Viele von Angers; ihrer wartet dieselbe Aufnahme. Aus Grundsätzen der Menschlichkeit reinige ich den Boden der Freiheit von diesen Ungeheuern!“

Bald aber ging auch das Erschießen für Carrier's Mordlust noch zu langsam; er ließ durch einen gewissen Affilé Fahrzeuge mit einer Art von Fallthür auf dem Boden bauen. Hundert, zweihundert Gefangene wurden, an Händen und Füßen gebunden, in diese Fahrzeuge gestoßen, die bis recht in die Mitte der Loire von andern Schiffen ins Schlepptau genommen wurden; dann wurde die Fallthüre plötzlich geöffnet und im Nu verschwanden die Unglücklichen in den Wellen. Es kam auch vor, daß die entlassenen Galeerensklaven und ähnliches Gesindel, das von Lamberty zu diesen Mordscenen verwendet wurde, Jünglinge und Mädchen in der schamlosesten Weise zusammenfesselten und sie unter dem Hohngelächter des entarteten Pöbels ins Wasser stürzten. Carrier nannte in seinen Briefen an den Konvent diese Gräuel seine „Bäder“ und „republikanische Hochzeiten“; seine Briefe pflegte er mit dem Ausruf zu schließen: „Welch ein revolutionärer Fluß, diese Loire!“ und der Konvent klatschte Beifall bei der Vorlesung dieser Briefe und beschloß, sie gedruckt zu verbreitrn und an die Heere ins Feld zu schicken. An einem Tage ließ Carrier vierundneunzig Priester ertränken, und den Tag darauf, wie zum Gegenstück, hundert öffentliche Mädchen, die er hatte aufgreifen lassen. In einem großen Gebäude wurden die Gefangenen aufbewahrt, bis die Reihe zu sterben an sie kam; alle Geschlechter, alle Lebensalter waren hier durcheinander gemischt. Tausende dieser Unglücklichen starben vor Frost, vor Hunger. Bei der Verwesung der vielen todten Körper, für deren Fortschaffung Niemand Sorge trug, brach eine Seuche aus und verheerte das unglückliche Nantes. Auch das Wasser der Loire war durch die Leichname so verpestet worden, daß man den Soldaten verbieten mußte es zu trinken.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 94 14. Juni 1849.

Rede des Ministers v. d. Pfordten,

gehalten in der zweiundzwanzigsten Sitzung der Kammer der Abgeordneten.

Die Resultate der Berliner Konferenz sind bereits durch die Zeitungen bekannt geworden. Unterm 28. März hat die preußische Regierung Dasjenige festgestellt und im preußischen Staatsanzeiger der Oeffentlichkeit übergeben, was zwischen den Regierungen von Preußen, Hannover und Sachsen bei jener Konferenz verabredet wurde, und hinzugefügt, daß die bayerische Regierung sich ihre Erklärung über dieses Resultat noch vorbehalte. Dieses Resultat zerfällt in drei Hauptpunkte. Die Regierungen haben unter sich ein Schutzbündniß geschlossen, nach Art. XI. der deutschen Bundesakte, sie haben diesem Schutzbündniß angereiht den Entwurf der deutschen Reichsverfassung, der aus einer Revision und theilweisen Umänderung der in Frankfurt beschlossenen Verfassung hervorgegangen ist, und ein revidirtes Wahlgesetz, nach welchem sie den deutschen Reichstag zu berufen unter sich übereingekommen sind. Sie laden durch ein besonderes Schreiben sämmtliche deutsche Regierungen ein, diesen ihren Verabredungen beizutreten. Die bayer. Regierung glaubt nun diesen Thatsachen gegenüber der h. Kammer vor Allem über zwei Fragen Aufschluß geben zu müssen; zunächst: wie ist es gekommen, daß Bayern, das an den Konferenzen Theil genommen, dem Beschlusse nicht beigetreten ist? und was will Bayern jetzt thun, welche Antwort will es auf die von den Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover an Bayern gerichtete Frage ertheilen? Was die erste Frage betrifft, glaube ich am Einfachsten antworten zu können, wenn ich lediglich den äußeren Vorgang der Berathung und ihres Abschlusses darlege. Die Konferenzen, für welche die Propositionen von der preußischen Regierung gemacht wurden, durch eine Revision der Frankfurter Verfassung, begannen am 17. Mai und endeten am 26. Mai. Der Verfassungsentwurf und das Wahlgesetz waren bereits in der Konferenz vom 24. Mai beendigt, wurden jedoch in der späteren, vom 26. Mai, noch einigen Abänderungen unterworfen, so daß die Konferenzen also eine zweimalige Revision vorgenommen haben. Die Propositionen, welche am 17. Mai der Berathung zu Grunde gelegt wurden, waren der bayerischen Regierung nur theilweise, nur in dem einen Abschnitt über das Oberhaupt bekannt geworden. Die Berathungsresultate nach der ersten Fassung vom 24. Mai kamen der bayerischen Regierung zuerst am 29., die Resultate der letzten Feststellung vom 26. Mai zuerst am 2. Juni Mittags zu. Nachdem die bayerische Regierung die erste Redaktion am 29. Mai erhalten hatte, gab sie am 30. die Erklärung in der hohen Kammer, die den Mitgliedern bekannt ist. Die Idee eines besondern Schutzbündnisses, wie es jetzt zwischen jenen drei Königreichen abgeschlossen ist, wurde der bayerischen Regierung zuerst bekannt durch eine ganz allgemeine Andeutung in einem gesandtschaftlichen Bericht vom 20. Mai, der am 23. hier einlief und bemerkte, die Propositionen darüber würden der hiesigen Regierung unmittelbar zugestellt werden. Der Vorschlag hierzu in sehr allgemeiner Fassung zerfällt in drei Hauptpunkte. Eine Note des preuß. Ministerpräsidenten vom 21. Mai traf hier am 25. Mittags ein und ging die bayerische Regierung um eine umgehende Erklärung darüber an, ob sie diesem Schutzbündnisse beitrete und dem Verfassungsentwurfe und dem Wahlgesetze im Sinne, wie selbe in Berlin berathen worden, ihre Zustimmung ertheile. Dieser Verfassungsentwurf und das Wahlgesetz wurden am 24. Mai in erster und am 26. in zweiter Redaktion in Berlin vollendet. Die Einladung zu dem Beitritte zu denselben und dem darauf gestützten Bündnisse wurde am 21. Mai in Berlin expedirt und kam am 25. hier an. Die Antwort Bayerns, welche umgehend gewünscht wurde, war natürlich am 26. in Berlin noch nicht angekommen, und an diesem Tage wurde das Bündniß zwischen Preußen, Hannover und Sachsen in Berlin definitiv abgeschlossen; nur mit der Bekanntmachung dieses Bündnisses wurde bis auf das Eintreffen der bayerischen Note, welche am 27. expedirt wurde, inne gehalten. Die bayerische Note lautete unter den gegebenen Verhältnissen natürlich einfach dahin, daß die bayerische Regierung nicht beitreten könne zu etwas, was sie in seiner vollständigen Fassung nicht kenne. So viel zur Begründung dafür, daß von Seite des bayerischen Ministeriums schon nach den äußeren Zeitverhältnissen des Briefwechsels zwischen München und Berlin die Zustimmung zu den Beschlüssen der 3 Regierungen in Berlin nicht gegeben werden konnte. Der Gesandte zu Berlin konnte aber

vermöge seiner Instruktion seine Zustimmung hiezu nicht ertheilen, er würde selbe überschritten und pflichtwidrig gehandelt haben, wenn er es gethan hätte. Denn wie die Erörterung der zweiten Hauptfrage zeigen und wie die hohe Kammer aus der Vorlage vom 18. Mai entnommen haben wird, enthält der Entwurf der drei Regierungen zu Berlin wesentliche Punkte von denen, um derentwillen die königl. Regierung sich verpflichtet hielt, im Interesse Deutschlands und Bayerns ihre Zustimmung zu den Frankfurter Beschlüssen zu verweigern. Auf diesen Grund ist die Instruktion des bayerischen Gesandten gestützt und hat derselbe als pflichtgetreuer Beamter seiner Regierung zur weiteren Erklärung das Protokoll offen gehalten; eine Zustimmung hat er aber nicht gegeben. So viel über den ersten Punkt, warum in Berlin keine Einigung mit Bayern zu Stande kam. Was die zweite Frage (was ist die Ansicht der bayer. Regierung über die in Berlin getroffenen Verabredungen?) betrifft, werde ich die wichtigsten Punkte sondern, nämlich: die Berufung eines Reichstages, den Vorbehalt einer Revision des Verfassungsentwurfs durch denselben, und das besondere Schutzbündniß nach Art. XI. der Bundesakte. Die bayerische Regierung hat so lang als möglich die Hoffnung festgehalten, die deutsche Verfassung mit der Nationalversammlung in Frankfurt zu vereinbaren. Jetzt freilich überzeugt sie sich, daß auf diese Hoffnung verzichtet werden muß. Der Austritt der überwiegenden Mehrzahl der Mitglieder der N.-V. und die Beschlüsse, die der Rest der Mitglieder nachher und namentlich zuletzt in Bezug auf die Verlegung der Nationalversammlung von Frankfurt nach Stuttgart gefaßt hat, überzeugen auch die bayerische Regierung, daß es unmöglich ist, mit dieser Nationalversammlung eine für ganz Deutschland gleich vortheilhafte Verfassung zu vereinbaren. Hiedurch ist, glaube ich, auch die Interpellation beantwortet, welche der geehrte Hr. Abg. Waibel in Bezug auf die Einberufung der Stellvertreter an das Ministerium gestellt hat. Es muß die bayerische Regierung fortan die Theilnahme bayerischer Abgeordneter an der Nationalversammlung als erfolg- und nutzlos ansehen. Aus dieser Erwägung und in Anbetracht, daß der bayerischen Regierung eine Aussicht auf Erfolg nicht geboten ist, zwischen sämmtlichen Regierungen von ganz Deutschland und der ganzen deutschen Nation eine allgemeine Verfassung zu vereinbaren, ist die bayerische Regierung bereit, sich der Berufung eines Reichstages anzuschließen, wie sie von den drei Regierungen vorgeschlagen ist. Es soll dadurch ein Organ gefunden werden, mit dessen Mitwirkung es möglich ist, für ganz Deutschland eine Verfassung zu begründen, welche das wirkliche und unverkennbare Bedürfniß unserer Zeit befriedigt. Ich wiederhole, es würde der bayerischen Regierung viel erfreulicher gewesen seyn, wenn diese Vollendung der Verfassung Hand in Hand mit der Nationalversammlung möglich gewesen wäre, die aus den Wahlen des vorigen Jahres hervorgegangen ist. Es ist dieß nach meiner festen Ueberzeugung unmöglich geworden durch die Weigerung der Nationalversammlung, mit den Regierungen gemeinschaftlich die Verfassung zu begründen, und durch die Folgen, welche aus dieser Weigerung hervorgegangen sind. Diese weiter zu entwickeln, ist nicht nothwendig, da sie allgemein bekannt sind. Was sodann den Verfassungsentwurf anlangt, der mit dem neu zu berufenden Reichstag zu vereinbaren seyn wird, so ist die bayerische Regierung ganz damit einverstanden, daß sämmtliche deutsche Regierungen sich vereinigen, gemeinschaftliche Vorschläge an diesen Reichstag zu bringen und diese zur Grundlage der Erörterung zu machen. Sie hält ferner daran fest, daß dieser Entwurf hervorgehen muß aus der Revision der Verfassung, welche die Nationalversammlung zu Frankfurt beschlossen hat, und daß so viel wie möglich die hierin enthaltenen Bestimmungen in den neuen Entwurf übergehen müssen. Wenn sie aber ihr Urtheil über den Verfassungsentwurf aussprechen soll, wie er durch die drei Regierungen vereinbart und öffentlich bekannt gegeben ist, so muß ich Sie vor Allem hinweisen auf die Vorlage, die sie über die deutsche Verfassungsfrage am 18. Mai der hohen Kammer gemacht hat. Dort sind jene Einwendungen niedergelegt, welche die Regierung pflichtgemäß gegen die Frankfurter Beschlüsse zu erheben sich gedrungen sah. Von diesen Einwendungen sind manche bei der Revision in Berlin berücksichtigt worden, andere nicht. Die Hauptpunkte, auf welche es hienach ankommt und in welchen auch durch die Berliner Berathung die Regierung von ihrer Ueberzeugung nicht abgekommen ist, sind folgende. Ich kann sie auf zwei Gedanken zuvörderst zurückführen, die ich dann genauer erörtern will. Es ist in dem Berliner Entwurfe nicht Das enthalten, was die Regierung für nöthig hält, um die Stellung Oesterreichs zu Deutschland zu wahren, und es ist darin manches enthalten, was die der Sorge der Regierung anvertrauten materiellen Interessen Bayerns tief verletzt. Dieses ist es also, warum die Regierung sich jetzt nicht im Stande sieht, ihre volle Uebereinstimmung mit der Berliner Verfassung zu erklären. Was nämlich die Stellung Oesterreichs betrifft, so ist durch §. 1 des Berliner Entwurfes in Zweifel gestellt, ob Oesterreich zum deutschen Reich gehört oder nicht, und es wird das deutsche Reich beschränkt auf jene Staaten, die diesem Entwurfe und Bündnisse beitreten, so daß es im gegenwärtigen Augenblick bestehen würde aus Preußen, Hannover und Sachsen. Die bayerische Regierung glaubt, daß dieser §. so beibehalten werden muß, wie ihn die N.-V. in Frankfurt beschlossen hat. Das Reich deutscher Nation ist ein Begriff nicht von heute, sondern von Jahrhunderten, und es weiß jeder Deutsche, was zum deutschen Reiche gehört hat und dazu halten muß. Die Fassung der N.-V. ist der Ausdruck dieses Bewußtseyns. Der zweite Hauptgrund, warum der Berliner Entwurf die Stellung Oesterreichs zu Deutschland nicht wahrt, ist der Abschnitt III. dieses Entwurfes in seinen Bestimmungen über das Reichsoberhaupt. Es ist dieser Abschnitt von dem in Frankfurt beschlossenen in einem Punkte materiell

verschieden. Er setzt ein Fürstenkollegium ein, durch 6 Stimmen gebildet, welches berufen ist zur Theilnahme an der gesetzgebenden Gewalt, so daß dieses Fürstenkollegium den Gesetzvorschlag an den Reichstag zu bringen and in Bezug auf die durch das Recht der Initiative des Reichstages hervorgegangenen Beschlüsse das Recht des Veto zu üben hat. Hierin weicht der Berliner Entwurf materiell von den Frankfurter Beschlüssen ab; er räumt den einzelnen Staaten und Stämmen mehr Recht ein. Im Uebrigen unterscheidet er sich von den Frankfurter Beschlüssen nur durch Worte, nicht in der That. Die ganze Exekutivgewalt, das Recht der diplomatischen Vertretung Deutschlands nach außen, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Oberleitung der bewaffneten Macht, mit Einem Worte die ganze Exekutivgewalt, wie sie in Frankfurt beschlossen und für den erblichen Kaiser bestimmt wurde, der mit der Krone Preußen verbunden seyn soll, diese ganze Exekutivgewalt in derselben Weise überträgt der Berliner Entwurf an einen „Reichsvorstand“ und sagt: „Die Würde des Reichsvorstandes ist mit der Krone Preußens verbunden.“ Ich kann einen materiellen Unterschied zwischen einem erblichen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern und der mit der Krone Preußens verbundenen Reichsvorstandschaft nicht finden. Es ist ein Unterschied im Namen. Diese beiden Bestimmungen zusammengenommen enthalten nicht jene Wahrung für Oesterreichs Stellung zu Deutschland, die nach der Ueberzeugung der bayerischen Regierung nöthig ist. Denn darüber wird wohl bei jedem ruhig Denkenden, irgend nur der Geschichte und Staatsverhältnisse Kundigen kein Zweifel seyn, wenn das gesammte übrige Deutschland unter der Krone von Preußen zu einem Bundesstaate vereinigt ist, für die österreichische Monarchie in dieser Verfassung kein Platz sich mehr findet. Man hat wohl gesprochen von einem Bündnisse, von einer Union, von einem engeren und weiteren Bunde und hat hiedurch das Verhältniß dieses Deutschlands, früher richtig Kleindeutschland genannt, zu Oesterreich zu wahren geglaubt. Es ist aber nöthig, daß man in solch schweren Zeiten, wie die unserigen sind, keine Illusionen sich zu Schulden kommen lasse, sich nicht durch Worte täuschen lassen. Zwischen zwei großen Staatskörpern, wie Oesterreich einerseits es ist und es dieses vereinigte Deutschland andererseits seyn würde, gibt es kein staatsrechtliches Verhältniß, es ist nur ein völkerrechtliches denkbar, ähnlich wie zwischen Deutschland und Rußland oder England ꝛc. völkerrechtliche Verhältnisse bestehen können. Hier wird alle nationale Verwandtschaft, alle übrige Verbrüderung, die aus der Vergangenheit überliefert ist, ohnmächtig zerrissen werden durch das Gewicht der Verhältnisse in der politischen Stellung. Ein solches, wenn auch Anfangs ruhiges Verhältniß wird sehr bald in ein kaltes übergehen, und aus der Erkaltung wird eine Feindschaft werden. Denn es ist ein alter Satz, daß kein Haß so hoch auflodert, keine Fehde so erbittert gekämpft wird, wie die unter entzweiten Brüdern. Es muß also, so viel glaube ich, als unbestreitbar zugegeben werden: wenn in diesen Punkten die deutsche Verfassung stehen bleibt, wie sie in Frankfurt beschlossen und in Berlin im Wesentlichen unverändert beibehalten wurde (denn jene Theilnahme an dem Fürstenkollegium ändert die Sache nicht), so ist der Scheidebrief unterzeichnet zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, mußte die bayerische Regierung sich die Frage vorlegen, ob sie es mit ihrem Pflichtgefühl vereinbaren könne, ihre Unterschrift unter diesen Scheidebrief zu setzen, und es hat keiner langen Ueberlegung bedurft, um diese Frage mit Nein zu beantworten. Warum darf sich Deutschland von Oesterreich nicht trennen? Weil dadurch Deutschland gefährdet, die Schwächung seiner Macht nach Außen und Innen verursacht und es politischer und sozialer Beziehung seinem Verderben entgegengeführt würde. Es sey mir gestattet, in dieser wichtigen Frage die Geduld der hohen Kammer noch in Anspruch zu nehmen und die Motive, welche in diesem kritischen Momente die Beschlüsse der bayerischen Regierung hervorrufen, mit aller Offenheit ausführlich anzugeben. Dieses von Oesterreich getrennte Deutschland ist politisch nicht haltbar. Es wird eingeschlossen seyn zwischen drei mächtigen, nach Innen konzentrirten, nach Außen starken Staatskörpern; zwischen Rußland und Frankreich, die diesen Charakter schon haben, und zwischen Oesterreich, welches durch diese Scheidung von Deutschland jenen Gang der Zentralisation gehen muß. Aber nicht bloß innerlich sich mehr und mehr zu konzentriren, wird Oesterreich gezwungen, sondern es wird auch mehr und mehr slavischer Staat werden. In diesem konzentrirten Oesterreich werden die Deutschen in der Minderzahl seyn, auf dem österreichischen Reichstage, im Heere, im Staatsdienste, im ganzen staatlichen Leben. Sie werden dem Gesetze der Natur: „daß mehr und mehr die Mehrzahl über die Minderzahl den Sieg davon trägt,“ nicht entgehen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Scenen in Frankreichs Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Nach dem 9. Thermidor wurde Carrier verhaftet und vor das Revolutionstribunal geführt, das nun erneuert und von den geschworenen Mördern, aus denen es früher bestanden hatte, gereinigt worden war; Carrier war aller Thatsachen, welche man ihm zur Last legte, geständig, dann rief er mit starker Stimme: „Wenn ich auf den Grund dieser Dinge vor Gericht erscheinen muß, dann muß der gesammte Konvent, statt mich anzuklagen, mit mir vor Gericht gestellt werden, denn alle seine Mitglieder haben meinen Handlungen

öffentlich Beifall gezollt, sie haben mich, als ich zu ihnen zurückkehrte, brüderlich empfangen, sie haben mir zu dem Erfolge meiner Sendung Glück gewünscht und mir die Hand gedrückt. Während meiner Sendung nach Nantes haben sie ein Dekret erlassen, durch welches den republikanischen Generälen befohlen ward, alle Vendéer, welche in ihre Hände fielen, über die Klinge springen zu lassen, und demzufolge die sogenannten „höllischen Kolonnen“ alle Wohnungen anzünden sollten. Soll ich als Verbrecher gelten, so müssen es auch meine Kollegen, die mich zum Verbrechen getrieben haben. Wenn mein Kopf fällt, so müssen auch ihre Köpfe fallen; denn wenn ich strafbar bin, so ist im Konvente Alles strafbar, Alles, bis auf die Klingel des Präsidenten!“

Das war freilich buchstäblich wahr; Alle hatten, sey es aus Verblendung, sey es aus Grausamkeit, oder was bei den Meisten der Fall, aus Schwäche die Mordthaten Carrier's gutgeheißen, und sich so zu seinem Mitschuldigen gemacht; aber das rettete doch den Schlächter von Nantes nicht von dem tausendfach verdienten Tode.

Während Carrier und die übrigen Prokonsule in allen Theilen Frankreichs das Blut ihrer Mitbürger in Strömen vergossen, reifte im Schooße des Konvents selbst eine Verschwörung wider Robespierre. Dieser aber, dessen Macht ohne Schranken war, und in dessen Händen namentlich auch die oberste Leitung der Polizei lag, war bald hiervon unterrichtet und gedachte seinen Feinden mit einem Hauptschlage zuvorzukommen. Er ließ in Paris noch viele neue Gefängnisse errichten und sandte an die Behörden aller Departements Befehl, alle als verdächtig Verhaftete in die Hauptstadt zu liefern. Sein Vorhaben ging dahin, aus Anlaß eines Bürgerfestes — die Republik war außerordentlich freigebig mit Bürgerfesten — den Konvent einzuladen sich in Körperschaft ins Pantheon zu begeben; sobald alle Konventsmitglieder sich dorthin verfügt hätten, sollten zwanzig Geschütze, im Garten des Luxenbourg aufgestellt, das Signal geben, in allen Gefängnissen die Verhafteten zu ermorden; zugleich sollten fünfzig entschiedene Mitglieder des Konvents im Pantheon erdolcht werden. Dann wollte Robespierre, umgeben von den Mitgliedern der neuen Kommune von Paris und von der höllischen Kolonne unter Henriot dem Volke verkünden, den Septembriseurs sey Gerechtigkeit widerfahren, die sich in den Gefangenhäusern befänden. Einige Vertraute sollten dann schreien: Es lebe Robespierre, der Protektor von Frankreich — und der neue Cromwell bestieg den Thron.

Dieser Plan war geschickt genug ersonnen, aber die Feinde Robespierre's im Konvente erfuhren, welche Gefahr ihnen drohe und mannövrirten ihrerseits eben so klug und entschlossen.

So kam der 9. Thermidor heran. Die Feinde Robespierre's waren im Salon von Barras beisammen. Am entschlossensten unter ihnen zeigte sich Tallien, Fréron, Ruamps, Garnier, Revère, Thuriot, damals Präsident des Konvents, und einige Andere.

„Wer von uns will zuerst sich gegen den Tyrannen erheben?“ fragte Barras. — „Ich! rief Tallien, und mißlingt mein Angriff, so wendet Euch gegen mich, dann tödtet mich, wie man einen Verräther tödtet! — Folgt mir!“

Alle begaben sich in den Konvent; Thuriot, als Präsident, eröffnete die Sitzung. Alsbald eilt Saint-Just, dieser glühende Jünger Robespierre's auf die Tribüne und beginnt eine Rede über die Ursachen der herrschenden Aufregung.

„Fort! ruft plötzlich Tallien, es ist nicht Zeit Reden zu halten, aber es ist Zeit den Schleier zu zerreißen, der die Verräther verhüllt! Fort!“ — und er drängt sich zur Tribüne, zieht einen Dolch und ruft: „der Verräther muß in Anklagestand versetzt werden, oder ich stoße ihn nieder!“

„Präsident! schreit Robespierre erblassend, ich verlange das Wort!“

„Du hast das Wort nicht!“ antwortet Thuriot.

„Präsident der Schurken, ich verlange von Dir das Wort!“

„Du wirst nicht reden!“ antwortet Thuriot noch einmal. Und seine Klingel kräftig fassend, droht er sie Robespierre auf dem Schädel zu zerschlagen, wenn er es wagen wollte die Rednerbühne zu besteigen.

„Tugendhafte Männer,“ schreit Robespierre, und wendet sich bald zur Bergpartei, bald an das Zentrum, tugendhafte Männer, werdet Ihr es dulden, daß sie mich morden?“

Aber Einer vom Berge antwortet ihm höhnend: „Die Pflicht jedes tugendhaften Mannes ist, Dich aufs Schaffot zu schleppen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vergebliche Fassung. — „Ja, Nachbar, am Sonndag war se recht schlecht, mei Frau. Wie der Doktor von er eweg is gange, hat er mir vor der Dihr gesagt: Mache Se sich gefaßt, Herr Knöpfel! No, da haww' ich mich dann auch gefaßt. Wie er owwer am Mondag widder is komme, da hat er gesagt: Ich gradelire, Herr Knöpfel, hat er gesagt, Ihr Frau is geredd'. No, vor was haww' ich mich jetzt gefaßt?!“ —

Auflösung des Palindrom in Nro.: 92:

Sarg — Gras.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 95 16. Juni 1849.

Rede des Miniſters v. d. Pfordten,

gehalten in der zweiundzwanzigſten Sitzung der Kammer der Abgeordneten.

(Fortſetzung.)

Es iſt dann der weltgeſchichtliche Boden des germaniſchen Stammes, um ganz Oeſterreich gemindert, und es iſt dieſes Kleindeutſchland zwiſchen 3 mächtigen Staaten anderer Nationalität eingekeilt, die ihm nicht nur nicht befreundet, ſondern ſehr leicht feindlich gegenüber treten können. Soll dieſes Deutſchland dem Drange von Rußland, Frankreich und dem ſlaviſirten Oeſterreich gegenüber ſich halten können?

Betrachten wir die Gränzen! Nirgends eine natürliche Gränze, die zum Schutze und zur Vertheidigung dient; offenes Land von allen Seiten, und wie lang ausgedehnt ſind dieſe Landesgränzen vom Rhein, vom Bodenſee bis nach Memel! Welche ungeheuere Anſtrengung wäre erforderlich im Falle eines kriegeriſchen Konfliktes, um dieſe Gränzen zu vertheidigen gegen Rußlands und Oeſterreichs vereinigte Macht! Aber auch gegen Frankreich iſt keine Schutzwehr, als die Gränze, welche Frankreich bald als natürlich bezeichnen und dann den erſten Schritt in dieſes Kleindeutſchland machen würde!

Es kennt keine andere Gränze, als die Rheingränze, und wer ein deutſches Herz im Buſen hat, wird es nicht dahin kommen laſſen.

Es würde auch bald der Drang, den der Weichſelſtrom nach der Oſtſee zeigt, ein politiſcher werden, und ich frage, woher die Kräfte nehmen, ihm zu widerſtehen und zu verhüten, daß jene Gränzen nicht anders gezogen werden, als ſie jetzt gezogen ſind.

Ich will noch darauf hindeuten, wie der Süden Deutſchlands, wie Bayern umſchlungen iſt von dieſem Oeſterreich, das bisher durch ſeinen deutſchen Charakter ihm befreundet war, aber ſein Feind werden muß, wenn es ein Slavenreich wird.

Noch einmal, dieſes Kleindeutſchland ohne Oeſterreich kann ſich nicht halten, es wird über kurze oder lange Zeit dem politiſchen Tode verfallen, es wird den drei Reichen, die es umklammern, zur Beute werden.

Es hat aber dieſes Kleindeutſchland auch keine kommerzielle Zukunft, wenn es ſich von Oeſterreich trennt. Im Norden Deutſchlands und im Süden, der nicht zu Oeſterreich gehört, hat die kommerzielle und induſtrielle Thätigkeit in den letzten Jahrzehnten durch das Glück des Friedens eine Kraft und Thätigkeit entwickelt, die ohne Beiſpiel in der Geſchichte iſt; alle Quellen, die innerhalb dieſes Reiches ihr zu Gebote ſtehen, ſind erſchöpft, und alle Ausführmittel und Wege aufgefunden, mit dem unermüdlichen Fleiße, der den Deutſchen angeboren iſt. Aber wer dieſer Verhältniſſe kundig iſt, wird nie zugeben, daß trotz dieſer Anſtrengungen, dieſer Ausbeutung der gegebenen Quellen und Stoffe bis auf das Aeußerſte die Ausbeutung nicht mehr zureichen will für die Bedürfniſſe der wachſenden Bevölkerung.

Der Drang nach neuen Wegen, der Drang nach neuen Handelswegen, welcher den ganzen Handelsſtand durchdringt, wenn Deutſchland von Oeſterreich ſich losreißen würde, in dem Gebiete, welches demnach übrig bleibt, keine Befriedigung finden. Aber Oeſterreichs reiche Länder, wenn ſie unter dem deutſchen Einfluſſe ſtehen, bieten neue Abſatzwege und neuen reichen Spielraum. Wie lange währt die Thatkraft des deutſchen Volkes.

Die Donau zeigt uns, wohin die neuen Handelswege Deutſchlands gehen müſſen und können, und von wo aus die Reichthümer Deutſchlands kamen, die das Mittelalter durchzogen haben.

Die Herrlichkeit Augsburgs und Nürnbergs, die, das Vermächtniß vergangener Jahrhunderte, unſern Blick erfreuen und unſer Herz erwärmen, dieſe ſind redende Denkmäler wo die Quellen des deutſchen Handelsfleißes und Reichthums zu ſuchen ſind.

Bisher waren ſie nicht in dem Grade eröffnet, wie es wünſchenswerth wäre: Noch liegen ſtarke Zollgränzen zwiſchen Deutſchlands und Oeſterreichs Monarchie. Eben deßhalb iſt es unſere Aufgabe, dieſe Gränzen zu verdrängen; deutſcher ſoll Oeſterreich werden als es bisher war.

Mit allen Faſern des Herzens, mit allen Argumenten unſeres Geiſtes wollen wir uns an Oeſterreich klammern und es zwingen, daß es deutſch bleibe und deutſcher werde als es bisher war.

Es werden die Zollſchranken fallen und die öſterreichiſche Regierung hat auch zu erkennen gegeben, daß ſie nicht abgeneigt iſt, hiezu mitzuwirken.

Digitized by Google

Ist dieses Ziel erreicht, so eröffnet sich für den Wohlstand des deutschen Volkes eine neue Quelle. Hierauf verzichten wir aber auf immer, wenn wir Kleindeutschland von Oesterreich reißen.

Aber auch dasjenige, was der Schlußpunkt des politischen und kommerziellen Lebens des Volkes ist, und was in unserer Zeit die Quintessenz aller Bewegungen ist, die soziale Frage, zeigt, daß Kleindeutschland ohne Oesterreich nicht bestehen kann.

Die politischen Institutionen, die kommerzielle und industrielle Thätigkeit, worauf laufen sie hinaus? Was ist die Hauptaufgabe? Einen richtigen sozialen Zustand zu begründen, denn die Staatsformen sind nicht ein Selbstzweck. Sie dienen der menschlichen Gesellschaft, die durch sie getragen und erhalten werden soll. Auch Handel und Industrie sind nicht da, damit etwas Nützliches und Schönes geschaffen werde, sondern damit ein Jeder eine physisch und sittlich behagliche und seine Entwicklung förderliche Existenz finde. Denn Handels- und Industrie- und alle politischen und übrigen Bestrebungen sind vergeblich, wenn sie nicht das Hauptziel im Auge haben, die Lösung der sozialen Schwierigkeiten. Gerade in dieser Beziehung hat aber Kleindeutschland ohne Oesterreich keine Zukunft. Betrachten wir den Grund und Boden, der ihm angewiesen ist, er ist überall ausreichend bevölkert, in vielen Gegenden übervölkert, in einer Weise, daß sich schwere Bedenken und Sorgen für die Regierungen und für die Besitzenden aufthürmen, wie sie dem Mangel abhelfen, wie sie der Noth wehren sollen, welche über die Bevölkerung kommt. Lassen wir diese traurigen Blicke hier nur angedeutet. Es ist nicht nothwendig, dieselben weiter zu erörtern. Wer Deutschland kennt, kennt seine in dieser Beziehung wunden Flecke.

Wo soll aber Abhülfe für diese Uebel herkommen, wo soll der Drang der immer steigenden und zunehmenden Bevölkerung, der Drang sich auszubreiten, Abfluß gewinnen? Nach Amerika und Australien? Ja wohl, sendet euere besten Söhne hinaus in andere Welttheile, damit sie für Euch verloren sind. Reißt sie los von dem, was durch jugendliche Erinnerungen aller Art in das Herz hineingewachsen ist, und was sich nicht vertreiben läßt, wenn man auch augenblicklich über die Zustände der Gegenwart noch so unzufrieden ist. Reißt sie los von dem Gefilde der Heimath und des Vaterlandes, und ihr habt ihr innigstes Wesen gebrochen.

Es ist auch für das Mutterland kein Gewinn und kein rückwirkender Segen zu erwarten, wenn unsere Jugend, für welche bei uns kein Raum mehr ist, hinausziehen muß in die fernen Zonen, für welche sie nicht geboren und erzogen ist. Ich will nicht hinzufügen, wie es aus physischen oder pekuniären Gründen unmöglich ist, die Auswanderung in ferne Gegenden in einem Umfange einzuleiten, daß eine wirkende Abhülfe gegen die sozialen Uebel gewonnen werde, aber die Abhülfe liegt in Oesterreich, in Oesterreichs weitem Reiche, wenn es innig mit uns verbunden ist.

In dem Maße, als das übrige Deutschland bevölkert ist, fehlt es in anderen Theilen der österreichischen Monarchie an Bevölkerung.

Die untern Donaugegenden können noch vielmal soviel Menschen in Wohlhabenheit ernähren, als jetzt darin wohnen.

Und wenn es gelingt, in jenen Gegenden den Frieden herzustellen, einen geordneten staatlichen Zustand zu begründen, und das Einströmen des deutschen Geistes in jene Gegenden zu erreichen, so beginnt in demselben Maß für die germanische Nation eine neue Aera, als wenn wir von Oesterreich uns trennen würden, nach meiner besten Ueberzeugung ausgerufen werden muß: finis Germaniae. Dieß sind die Gründe, warum die bayerische Regierung sich nicht entschließen kann, den Scheidebrief Deutschlands von Oesterreich zu unterzeichnen.

Man wird uns einwenden, wir scheiden uns nicht von Oesterreich, es hat sich selbst von uns geschieden. Selbst wenn dieses wahr wäre, würde ich es für die Pflicht aller deutschen Regierungen und des gesammten deutschen Volkes erachten, diese Scheidung nicht als definitiv zu betrachten, und die Entschlüsse, die aus dem augenblicklichen Drange der Zustände hervorgegangen sind, im innersten Gebiete der Unzulässigkeit ihrer Durchführung zu überhören, und immer wieder vor Oesterreichs Thüre zu klopfen und einzuladen, daß es zurückkehre.

Aber es hat sich nicht selbst von Deutschland getrennt; darin liegt nach meiner festen Ueberzeugung Verkennen der Thatsachen. Ich spreche vielmehr frei und offen aus, weil wir in unserer Zeit keinen Rückhalt mehr haben sollen, es hat eine Partei in Deutschland gegeben, die es darauf angelegt hat, daß Deutschland von Oesterreich gerissen werden muß. Der Plan hiezu ist schon im März 1848 ziemlich klar hervorgetreten, als man zuerst in Heidelberg tagte, wer die Geschichte jener Zeit genau befolgt hat, weiß, was ich damit meine.

Er ist hervorgetreten in dem Verfassungsentwurfe, wie er aus dem Kollegium der siebenzehn Vertrauensmänner zu Frankfurt a. M. der Nationalversammlung hervorgegangen ist, und man hat dieß damals so lebhaft gefühlt, daß man selbst nicht unternommen hat, diesen Entwurf der Nationalversammlung vorzulegen, welche in jenem Stadium noch nicht zugestimmt haben würde, Oesterreich von Deutschland loszureißen.

Man hat gesagt, Oesterreich habe sich getrennt, durch die oktroyirte Verfassung vom 4. Mai 1849. Es ist aber bekannt, daß in dem Programme, welches der Reichsminister Heinrich von Gagern, als er zu Ende des vorigen Jahres das Reichsministerium bildete, dem Erzherzoge Reichsverweser vorgelegt hat, der erste Satz gelautet hat: „Oesterreich scheidet aus.“

Erst mehrere Monate später hat Oesterreich seine oktroyirte Verfassung gegeben. Kann man nun sagen, Oesterreich habe sich selbst von Deutschland getrennt, oder hat man nicht Oesterreich durch die vorgängigen Thatsachen hiezu getrieben, so daß man glauben mußte, es wolle selbst nicht mehr zu Deutschland halten. Es

sind die Beschlüsse in §. 2 und 3 der Frankfurter Verfassung in erster Lesung gefaßt worden, ehe Oesterreich die Beschlüsse gefaßt hat, in welchen angeblich die freiwillige Ausscheidung Oesterreichs enthalten ist.

Man erwäge, daß ein Staat wie die österreichische Monarchie, welche in verschiedenen Theilen aus denen er die Hauptkräfte seiner Existenz zieht, in einem furchtbaren Kampfe begriffen ist, vorerst seine Kräfte sammeln und konzentriren müsse, um diesen Kampf bestehen zu können. Man erwäge dieses, um den Zentralisationsgedanken richtig beurtheilen zu können, welcher in der oktroyirten Verfassung vom 4. März enthalten ist. Man beachte, daß die österreichische Regierung selbst in dieser Verfassung die Zentralisation nicht allein und einzig ausgesprochen hat, daß sie vielmehr dieselbe auf die Provinzialverfassungen begründet hat, welche den einzelnen österreichischen Provinzen gegeben wurden. Der österreichische Reichstag soll zusammentreten, wenn die Provinzen, welche eine provinziale Verfassung erhalten haben, ihre Thätigkeit nach derselben begonnen haben, und aus ihnen soll sodann der Gesammt-Reichstag entstehen. Die unterste Basis der oktroyirten Verfassung Oesterreichs ist das provinzielle Element und in allen Verfassungen ist die unterste Basis maßgebend.

Man gönne Oesterreich die Zeit des Friedens, dann wird sich dieses Element entwickeln, dann werden Oesterreichs Staatsmänner mit ruhigem Blicke erwägen können, in welchem Umfange die Erhaltuug einer innigen Verbindung mit Deutschland möglich ist. Ich maße mir nicht an, Prophet zu seyn, bin aber der festen Ueberzeugung, daß der Vorwand, den man aus der Verfassung Oesterreichs vom 4. März entnommen hat, daß Oesterreich freiwillig aus Deutschland scheide, seine Widerlegung finden werde; es wird sich sicher herausstellen, daß die österreichische Monarchie stets deutsch war, deutsch ist und bleiben wird, wean es in eine richtige Verbindung mit dem übrigen Deutschland gesetzt wird.

Man wird ferner einwenden, Oesterreich könne und werde nicht beitreten.

Ich glaube diesen Einwand zugleich in dem bisher Erörterten widerlegt zu haben. Allerdings verlangt die bayerische Regierung nicht, daß die Fortarbeit an der deutschen Verfassung und die Vollendung derselben so lange sistirt und ausgesetzt werde, bis der von mir bezeichnete Zeitpunkt in Oesterreich eingetreten ist.

Aber das hält die bayerische Regierung für ihre Pflicht, zu verlangen, daß in der Verfassung, welche Deutschland ohne Mitwirkung Oesterreichs im Augenblicke sich zu geben im Begriffe steht, nichts aufgenommen werde, was einen späteren Beitritt Oesterreichs unmöglich macht. Eine solche Bestimmung liegt aber in den Beschlüssen über die Oberhaupts-frage.

Ist erst an die Spitze Deutschlands ohne Oesterreich ein anderer Fürst, gleichviel welcher, (denn dieß glaube ich nicht erst hinzufügen zu müssen, daß in den vorliegenden Erörterungen kein Argument vorkömmt, welches spezifisch gegen Preußen gerichtet ist) ist erst irgend ein Fürst erblich an die Spitze Deutschlands berufen worden, so ist die Vereinigung mit Oesterreich nicht mehr möglich.

Dieß ist die nähere Begründung des I. Haupt-Einwandes, welchen die bayerische Regierung gegen das Frankfurter Verfassungs-Projekt gemacht hat, und welchen sie ebenso macht gegen das Berliner Verfassungs-Projekt.

(Schluß folgt.)

Die letzten Scenen in Frankreichs Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Und alsbald wird die Verhaftung Robespierre's, Robespierre's des Jüngern, Cauthons, Saint-Just's und Lebas' zur Abstimmung gebracht und beschlossen. Gendarmen ergreifen sie und führen sie fort. Aber die Mitglieder der Pariser Kommune, sämmtlich erklärte Anhänger Robespierre's haben erfahren, was im Konvente vorgegangen, und sind nicht unthätig geblieben. Fleuriot Lescot, Maire von Paris, erläßt an alle Beamte der Pariser Gefängnisse gemessenen Befehl, die Deputirten nicht anzunehmen, welche der Konvent proskribirt habe und ihnen senden werde; zugleich läßt er die Sturmglocken ziehen, beruft die Sektionen auf das Stadthaus und setzt sich mit den Mitgliedern des Revolutionstribunals in Verbindung. Henriot, Kommandant der Miliz, läßt Geschütze auf dem Grèveplatze auffahren, um die Kommune zu vertheidigen, wo bald, vom Pöbel im Triumph herbeigetragen, die von Konvente geächteten Deputirten eintreffen.

Ein Deputirter eilt indessen in den Konvent und berichtet, daß die Aufrührer sich in dichten Massen sammeln und sich anschicken gegen den Sitzungssaal vorzurücken. Alsbald werden alle Mitglieder der Kommune, eben so wie Robespierre und die vorhin aus dem Konvente gestoßenen Deputirten, für außer dem Gesetze erklärt.

„Die Verschwörer sind außerhalb des Gesetzes erklärt!“ ruft der Präsident; Pflicht eines jeden guten Republikaners ist es, sie zu tödten, und das Pantheon erwartet den, der uns den Kopf Robespierre's bringt! — Wer übernimmt es, der Kommune von Paris das Dekret zu verkünden, das sie außer dem Gesetze erklärt?“ —

„Ich!“ ruft ein Huissier, dessen Muth der Anblick der großen Beschlüsse erhöht, die eben unter seinen Augen gefaßt werden. Und er eilt alsbald, den übernommenen Auftrag zu erfüllen.

„Nicht mit Dekreten antwortet man dem Geschütz!“ ruft der Deputirte Louchet, „laßt uns einen General ernennen; ich schlage Barras vor!“

Barras wird einstimmig zum General ausgerufen; er verläßt alsbald den Saal, stellt sich an die Spitze der wachhabenden Gendarmen und zweier Kolonnen Sektionssoldaten, welche von allen Seiten herbeieilen, um die Vertreter der Nation zu schützen, und rückt mit ihnen auf den Grèveplatz, wo Henriot an der Spitze seiner Truppen und die Artilleristen der Kommune mit brennenden Lunten neben ihren Geschützen stehen. Ein Herold tritt hervor und liest beim Fackellicht die Proklamation, kraft welcher die Aufrührer für außerhalb des Gesetzes erklärt werden. Alsbald weicht die Menge, die den Platz füllte, und zerstreut sich. Henriot ruft seinen Artilleristen, seinen Soldaten zu, auf Barras und seine Truppen zu feuern; aber seine Soldaten gehorchen dem Kommando nicht und die Kanoniere richten ihr Geschütz gegen die Kommune.

Tausendfältig ertönt der Ruf: Es lebe der Konvent! — Robespierre und seine Anhänger, im Sitzungssaale des Stadthauses versammelt, verlieren allen Muth. Henriot stürzt herein und ruft: „Alles ist verloren!“ — Da wirft sich Cosinhal, Mitglied des Revolutionstribunals, auf Henriot, packt ihn und wirft ihn mit dem Rufe: „Feigling, Du wolltest mir für Deine Soldaten stehen!“ aus dem Fenster auf die Straße hinab. Schwer verwundet und blutend rafft sich Henriot wieder auf und versucht es, sich in eine Klooke zu flüchten; aber ein Gendarm, der mit dem Bajonett in dieser Klooke herumstöbert, stößt ihm ein Auge aus und findet den Elenden. — Zu gleicher Zeit werden die Thüren des Sitzungssaales von Barras' Soldaten mit den Kolben eingeschlagen. Ein Gendarm läuft auf Robespierre zu und zerschmettert ihm mit einem Pistolenschuß die Kinnbacken. Lebas jagt sich eine Kugel durch den Kopf. Der jüngere Robespierre will sich durch einen Sturz aus dem Fenster tödten, zerbricht sich aber nur den Schenkel. Den lahmen Couthon finden sie unter einem Tische, wie er vergebliche Versuche macht sich zu erstechen. Saint-Just allein bewährt sich als Held, er allein behält seinen ganzen ruhigen Muth. „Thut mir nichts! ruft er den Soldaten zu, die ihn packen, — laßt mich unverletzt, damit ich morgen diesen Feiglingen zeigen kann, wie ein herzhafter Mann stirbt!“

Robespierre wird, mit Blut bedeckt, in einen Sessel gelegt und in das Haus gebraucht, wo die allgemeine Sicherheitsbehörde ihre Sitzungen hielt; die zerschossenen Kinnbacken sind mit einem Tuche, das man ihm um den Kopf gebunden hat, wieder geschlossen. Im Sitzungssaale der Sicherheitsbehörde legen sie ihn auf einen Tisch; eine Kiste ist sein Kopfkissen. Er sieht, er hört Alles, aber er kann nicht reden; er bleibt stumm gegen die furchtbarsten Schmähungen, die gegen ihn ausgestoßen werden.

(Schluß folgt.)

Der Schlachter und der Advokat.

Ein Schlachter besuchte dieser Tage seinen Freund den Advokaten, um ihn wegen folgender Sache um Rath zu fragen. Eine Dame betrat gestern, so erzählte der Schlachter, meinen Laden, um ein recht schönes Stück Ochsenfleisch zu kaufen, bestimmt für ihres Ehegemahls Mittagstisch. Ihr Lieblingshund, der sie begleitete, vergessend Recht und Schicklichkeit, zog von dem Tisch ein Stück Fleisch herab, und es auf den Dielen umherschleifend, beschmutzte er es mit Sand. Die Frage ist nun: Ist die Dame gehalten, mir das Fleisch zu bezahlen und wenn so, wie viel kann ich fordern? Der Advokat fragte, ob die Dame eine gute Kunde sey, und als der Schlachter dieß bejahte, fuhr er fort: Ich würde Euch als Freund rathen, die Zahlung der 3 fl. 30 kr., welche das Fleisch kostet, nicht zu erzwingen, weil, wenn Ihr darauf beständet, Ihr nicht allein die Kundschaft der Dame, sondern auch vielleicht die ihrer Freunde verlieren könntet. Wenn Euch aber einmal der Mann dieser Dame in den Weg kommt, so könnt Ihr diese Gelegenheit benutzen und in höflicher Weise ihm die Sache erzählen; gewiß, er wird Euch Euren Schaden ersetzen. „Wahrhaftig, Sie haben Recht. Ich will sogleich Ihren Rath befolgen und nehme mir die Freiheit, Ihnen mitzutheilen, daß Ihre eigene werthe Frau Gemahlin es war.“ Der Advokat, obgleich sichtbar auf diesen Ausgang nicht gefaßt, machte gute Miene zum bösen Spiel und zahlte lachend 3 fl. 30 kr. Der Schlachter ging schmunzelnd nach Hause, stolz darauf, dem Advokaten eine Nase gedreht zu haben. Er erzählte seinen pfiffigen Streich triumphirend seinem Nachbar, Konditor, Gewürzkrämer und Apotheker, und diese stimmten in seinem Triumphgesang mit ein. Den andern Morgen stand der Schlachter, sein Pfeifchen dampfend, in seiner Thür, noch immer mit Schmunzeln an seinen klugen Streich denkend, als sich der Briefträger ihm naht, und ihm einen Brief überreicht. Er erbricht ihn; er war von seinem Freund den Advokaten und enthielt eine Rechnung auf der die Worte standen: Für Rathertheilung 2 preuß. Thaler.

Mannigfaltigkeiten.

Die Frau eines Reichen wollte sich eine kostbare Uhr kaufen. Der Kaufmann zeigte ihr mehrere und pries vorzüglich eine reich mit Diamanten besetzte, welche noch obendrein 36 Stunden ginge. — „In einem Tage?“ fragte die Dame naiv.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 96 17. Juni 1849.

Rede des Miniſters v. d. Pfordten,

gehalten in der zweiundzwanzigſten Sitzung der Kammer der Abgeordneten.

(Schluß.)

Man ſoll in demſelben nichts aufnehmen, was die Wahrung der Stellung Oeſterreichs zu Deutſchland für alle Zukunft unmöglich macht. Warum beharrt aber die bayeriſche Regierung auf ihrem Gedanken mit ſo eiſerner Konſequenz?

Dieſe Gründe hiefür liegen nicht bloß in der geographiſchen Lage Bayerns gegen Oeſterreich, nicht bloß in dem außerordentlichen Uebergewichte, welches der Norden Deutſchlands über den deutſchen Süden und Bayern insbeſondere, erringen müßte, wenn es Oeſterreich ausſchließe, ſondern vor Allem in der politiſchen Stellung, welche Bayern als dritter Staat im deutſchen Bunde und als der größte von einer rein deutſchen Bevölkerung bewohnte, einnimmt. Es iſt die politiſche Aufgabe Bayerns, die Gefahr, welche in dem Dualismus der zwei Hauptmächte Deutſchlands, Oeſterreichs und Preußens liegt, immer, ſo oft ſie hervortritt, zu mindern und abzulenken, — zu vermitteln, daß Preußen und Oeſterreich feſt zuſammenhalten, und durch ihr Zuſammenhalten das Reich der deutſchen Nation ungetrennt fortbeſtehe.

Dahin zu wirken iſt Bayerns ſchöne und große Aufgabe, und die Regierung würde ihre Pflichten in ihren höchſten und letzten Beziehungen tief zu verletzen glauben, wenn ſie irgend einen Augenblick dieſe Aufgabe außer Augen laſſen wollte. Mit derſelben Beſtimmtheit, mit welcher ſie nach der einen Seite hin erklärt, „wir dulden nicht, daß Oeſterreich ausgeſchloſſen werde“ — ſagt ſie auf der andern Seite: „wir wollen, was das Bedürfniß der deutſchen Nation für jetzt fordert“ und in dieſer Auffaſſung iſt es kein Widerſpruch, was man der bayeriſchen Regierung als ſolcher vorgeworfen hat, daß ſie ſich der preußiſchen Oberhauptsſtellung nach dem Verfaſſungs-Entwurfe entziehe, und gleichwohl auf einem Volkshauſe verharre, welches Oeſterreich nicht zugeben wolle. Dieß iſt kein Widerſpruch, denn wer die Rolle der Vermittlung übernehmen muß und will, wird am andern Vergleichspunkte feſthalten müſſen, und dieſe angebliche Weigerung Oeſterreichs, ein Volkshaus zu bilden, und an demſelben Theil zu nehmen, beruht nach meiner feſten Ueberzeugung auf einem theilweiſen Mißverſtändniſſe, denn die Vertretung des ganzen deutſchen Volks hat auch die öſterreichiſche Regierung zugegeben, und nur über die Zuſammenſetzung deſſelben eine abweichende Meinung ausgeſprochen. Die übrigen Zweifel würden ſich löſen, wenn im Inneren Oeſterreichs der Friede hergeſtellt iſt, und die ſtaatlichen Beziehungen Oeſterreichs zu Deutſchland in Folge deſſen geregelt ſeyn werden. Es iſt alſo nicht ein Widerſpruch, ſondern ein Vermittlungsakt, wenn Bayern einerſeits das Erbkaiſerthum zurückweiſt, anderſeits auf dem Volkshauſe beharrt.

Der zweite Hauptgedanke, den ich vorhin als Bedenken der bayeriſchen Regierung gegen das Berliner-Projekt ausſprach, iſt dieſer. Es iſt in demſelben Manches enthalten, was die materiellen Intereſſen Bayerns verletzt. Ich beſchränke mich, hier zwei Dinge hervorzuheben, die auch in dem Vortrage vom 18. Mai d. J. beſtimmt ausgeſprochen wurden. In den §§. 34—36 ſind die Sätze über Gemeinſchaftlichmachung der Produktions- und Konſumtionsſteuern unverändert beibehalten, ſo wie ſie in Frankfurt beſchloſſen worden. Es iſt unnöthig, wiederholt zu entwickeln, wie hiedurch die bayer. finanziellen Verhältniſſe gefährdet ſind, und warum die bayer. Regierung hiergegen Einſprache erhoben hat.

Ich weiſe ferner auf die Beſtimmungen der Art. 55, 56 und 131 hin, in welchen die Sätze über Heimaths- und Gewerbs-Verhältniſſe ebenſo unverändert beibehalten ſind, wie ſie in Frankfurt beſchloſſen worden. Es iſt zu oft ſchon erörtert, daß eben dadurch der Wohlſtand Bayerns gefährdet werden würde, und die Regierung hält ſich verpflichtet, fortwährend dahin zu ſtreben, daß dieſes nicht ſtattfinde. Endlich mag noch angedeutet werden, daß die Faſſung des §. 168 über die Fidei-Kommiſſe derjenigen Modifikation nicht entſpricht, in welcher die bayeriſche Regierung die Umgeſtaltung der Fidei-Kommiſſe in Frankfurt beantragte ſo zwar, daß ſie als Adelsprivilegien aufgehoben, aber als ein heilſames Inſtitut des Privat-Rechts für alle Staatsangehörige zugängig gemacht werden.

Ebenſo iſt im §. 135 ſchlechterdings die Stellvertretung im Heere ausgeſchloſſen worden, und wenn dieſes

Digitized by Google

auch keine Lebensfrage ist, so glaubt doch die bayerische Regierung noch in Erwägung ziehen zu müssen, ob es vortheilhaft ist, alle Stellvertretung auszuschließen, eine Frage, die von vielen und selbst von den freiesten Staaten als zweifelhaft betrachtet wird.

Ich erinnere Sie an die desfallsigen Verhältnisse in Frankreich.

Das sind die Bedenken, die die bayer. Regierung hindern, im Ganzen ihre Zustimmung zu dem Berliner-Verfassungs-Entwurf respektive der Revision der Frankfurter Verfassung, wie sie in Berlin vorgenommen wurde, zu geben.

Was folgt nun daraus?

Will die Regierung etwa deßhalb sich von dem gemeinschaftlichen Werke der deutschen Einigung trennen?

Im Gegentheil, sie will aus vollen Kräften dahin arbeiten, daß sie zu Stande komme, und sie gibt sich der Hoffnung hin, daß die drei Regierungen, welche sich über den Verfassungs-Entwurf so rasch geeinigt haben, Bayern nicht zurückweisen werden, wenn es die Verhandlungen fortsetzen will, um die Hauptgedanken noch einmal zu erörtern. Und man wird Bayerns Stimme auch jetzt noch hören, obgleich es den Beschlüssen vom 26. Mai dieses Jahres nicht beigetreten ist, und es wird gelingen, da ja im Norden wie bei uns es nur der Eine Wunsch ist, ganz Deutschland zusammenzuhalten; es wird gelingen vor dem Zusammentreten des beabsichtigten Reichstages ein Projekt zu Stande zu bringen, welches die Zustimmung aller Regierungen für sich hat, um es der Vereinbarung mit dem Reichstage zu Grunde zu legen.

Das sind die Erörterungen, welche die bayerische Regierung über das Verfassungs-Projekt, welches in Berlin verabredet wurde, zu geben sich verpflichtet hält. Es erübrigt noch eine Aurßerung über das Schutzbündniß.

Die bayerische Regierung geht von dem Grundgedanken aus, daß zur Zeit die provisorische Zentralgewalt zu Frankfurt rechtlich und faktisch besteht. Der Erzherzog Reichsverweser ist von der Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt; die Beschlüsse derselben haben seine Kompetenz bezeichnet und sie unabhängig von der Nationalversammlung in sofern gestellt, als ausdrücklich von der National-Versammlung selbst ausgesprochen wurde, daß die Zentralgewalt nicht verpflichtet sey, die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen.

Diesen Beschlüssen und dieser Wahl der Nationalversammlung sind alle deutschen Regierungen beigetreten, und seit jener Zeit hat der Reichsverweser mit einer Aufopferung und Hingebung, die jeder, der ein deutsches Herz in sich trägt, anerkennen muß, seine schwere Aufgabe zu erfüllen gewußt. Wenn auch in diesen Tagen die Nationalvers. in Frankfurt sich aufgelöst hat, die Zentralgewalt, die sie im Verein mit den deutschen Regierungen gegründet, besteht noch, sie ist das einzige vollgültige Vermächtniß der Nationalversammlung, und an diesem festzuhalten, ist die bayerische Regierung entschieden gesonnen. Diese Zentralgewalt hat die Aufgabe, die innere und äußere Sicherheit Deutschlands zu wahren; Deutschland zu vertheidigen gegen innere und äußere Feinde. Die Macht aber, die der Zentralgewalt zu Gebote steht, ist die Macht aller deutschen Regierungen, die die Zentralgewalt anerkannt und erklärt haben, ihre Macht zur Verfügung derselben zu stellen, wie es von Seite Bayerns auch geschehen ist. Es ist dieses um so mehr der Fall, als gerade nach Artikel 2 und 11 der Bundesakte und nach Artikel 25 der Wienerschlußakte, — gesetzliche Bestimmungen die nirgends aufgehoben sind, alle deutschen Regierungen verpflichtet sind, sich gegenseitig zu unterstützen bei der Erhaltung der Sicherheit nach Außen und nach Innen.

Von dieser rechtlichen Ueberzeugung ausgehend kann sich die bayerische Regierung nicht überzeugen, daß ein Bedürfniß zur Abschließung eines besonderen Schutzbündnisses bestehe. Nur so viel erkennt sie an, daß es möglich wäre, daß die provisorische Zentralgewalt auf Hindernisse in der Ausführung der ihr gewordenen Aufgabe, in der Erfüllung der ihr obliegenden Pflichten stoßen könne, und daß die Ereigniße in näherer oder fernerer Zukunft das Bedürfniß herausstellen können, eine andere provisorische Zentralgewalt zu begründen, wenn diese aufhören sollte; dann wird die bayerische Regierung, damit Deutschland den Ausdruck seiner Einheit nicht mehr verliere, sehr gerne bereit seyn, zur Begründung einer neuen provisorischen Zentralgewalt mitzuwirken, von demselben Prinzipe ausgehend, von welchen sie im vorigen Jahre die Beschlüsse der Nat.-Vers. über Gründung der Zentralgewalt anerkannt hat, von welchem sie in diesem Augenblicke die Beschlüsse der Zentralgewalt als rechtlich und faktisch anerkannt, und soweit möglich sie unterstütze. Von demselben Prinzipe ausgehend, daß Deutschland seine Einheit haben muß, wird sie mitwirken, wenn eine neue provisorische Zentralgewalt begründet werden soll. Für diesen Augenblick sieht sie dieses Bedürfniß noch nicht gekommen.

Das sind die Grundzüge der Ansicht der bayerischen Regierung über die Vorlagen, welche durch die preuß. Regierung in ihrem und der hannöveranischen und sächsischen Regierung Namen hieher gekommen sind. In diesem Sinne wird sie antworten und unmittelbar daran werden sich die Schritte der bayerischen Regierung knüpfen, um über die Differenz-Punkte eine baldmögliche Einigung herbeizuführen.

Was noch Wichtiges sich über diesen Gegenstand ereignen sollte, das werden wir den hohen Kammern mittheilen.

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

„So ist's. Ich hatte alle Ursache mit meinem Vaterlande unzufrieden zu seyn. Ich fand kein Wirkungsfeld für mein Talent. Mit Groll im Herzen verließ ich's, eh' ihm der Kaiser noch seinen Bruder gab. Mehr Zufall als Wille führte mich nach England. Sie werden wissen, was es heißt, in England sich vom gemeinen Matrosen zum Kapitän hinaufzuarbeiten; es gelang mir. Nun glaubte ich einem Stande anzugehören, der mir Ansprüche auf eine vornehme Verbindung ertheilte. Ich hatte die Tochter eines adelichen Hauses lieben gelernt; ich hielt um sie an und wurde mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. Dieß empörte mich; ich forderte ihren Bruder, der mein Glück vorzüglich hintertrieb. Der Feige zeigte mich an und ich wurde sofort vor ein Gericht gestellt und von diesem meiner Würde und meines Dienstes für verlustig erklärt. Mit kochender Wuth im Herzen habe ich das Land verlassen, wo adeliche Hohlköpfe und Schurken mehr gelten, als der talentvolle Mann, und bin in mein Vaterland zurückgekehrt. Sie, mein Herr, sind der Erste, welchem ich mein Schicksal anvertraue und ich bitte Sie um Verschwiegenheit. Mein heiligster Entschluß ist, Gut und Blut dem großen Kaiser zu widmen; und ich will eher keine Anstellung beim Seewesen, bis ich ihm einen sehr großen Dienst erwiesen habe."

„Und welches wäre der? Sie dürfen sich mir ganz anvertrauen, und sind an den rechten Mann gekommen."

„Ich bin mit dem Zustand der englischen Marine sehr genau bekannt und kann alle Mängel derselben angeben. Im Fall der Kaiser entschlossen wäre, sein Schwert gegen England zu kehren, was über lang oder kurz doch geschehen muß, so würde ich Seiner Majestät vom größten Nutzen seyn."

„Allerdings! das wäre etwas Bedeutendes."

„Doch das nicht allein. Ich weiß von England aus sicher, daß die englische Regierung und das vertriebene Haus Oranien immer geheime Verbindungen mit Holland unterhält. Da ich nun ein geborner Holländer bin und auch beweisen kann, daß ich engl. Kapitän war, so könnten durch meine Vermittlung jene geheimen Verbindungen ausgeforscht werden."

„Vortrefflich!" rief Herr von Cloporte und hüpfte vor Freude vom Sopha empor. „Das ist der beste Dienst, den Sie uns leisten können, Herr Kapitän. Haben Sie Ihre englischen Papiere mitgebracht?"

„Hier sind sie." Der Franzose durchblätterte die Attestate und Pässe. „Sehr gut! sagte er dann. Sie werden mir gefälligst diese Papiere überlassen und dafür französische erhalten. Was meinen Sie zu dem Gedanken, wenn Sie sich hier bei manchen Leuten, die ich Ihnen namhaft machen will, für einen geheimen Abgeandten des Prinzen von Oranien ausgäben? Zu Ihren englischen Papieren würde ich Ihnen dann noch einige falsche Beglaubigungsschreiben verschaffen."

„Ich finde den Gedanken vortrefflich."

„Wohlan, lassen Sie uns die Sache überlegen, Herr Kapitän. Sie kommen mir zur gelegenen Stunde. Die verfluchte Hand eines Malers in Brabant hat mir meinen ältesten Sohn einen sehr talentvollen Mann, der bereits Kapitän der Infanterie war, umgebracht, und ich habe heute dem ganzen nichtswürdigen Volke Rache geschworen. Vielleicht gelingt es durch Ihre Thätigkeit dem flüchtigen Mörder auf die Spur zu kommen. Aus dem Lande kann er nicht ohne Pässe, und diese fehlen ihm."

„Ich werde keinen Eifer sparen."

„Sie bleiben heute bei mir zu Tische, Herr Kapitän. Lolot, ein Kouvert mehr. Eine Flasche Xeres! Ich habe die Ehre, Ihnen meine älteste Tochter vorzustellen, Herr Kapitän. Sie ist Wittwe eines Kapitäns, der in Spanien auf dem Feld der Ehre starb. Er war auch nicht von Adel, doch ein tapferer verdienstvoller Mann, und mir deßhalb ein werther Schwiegersohn, als irgend ein Graf. Glauben Sie das, Herr Kapitän."

„So viel Liebenswürdigkeit adelt jedes bürgerliche Blut," sagte Kampvorst, so schwer auch seiner holländisch-englischen Natur die Schmeichelei wurde.

„Du siehst an diesem Herrn, daß weder Tapferkeit noch Galanterie ausgestorben sind, Lolot. Entschuldigen Sie, mein Herr, der Verlust des geliebten Bruders hat sie von neuem hart getroffen. Wenn Sie bekannter in unserm Hause werden, wird sie ihre Gesprächigkeit wieder finden."

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als die Fähigkeit dazu zu besitzen," sagte Kampvorst und warf ihr einen süßfragenden Blick zu. Er wurde sogleich beantwortet, indem sie rief: „Kommen Sie! Wie gefällt Ihnen mein kleiner Geoffroi? Ist er nicht ein allerliebster Junge?" und damit zog sie den Kapitän mit liebenswürdiger Nonchalance in ihr Zimmer, stellte ihn dort der lesenden Mutter als ihren neuen Freund vor, schäckerte dazwischen mit ihrem Kinde, koketterte mit ihrem Spiegelbilde und schwatzte zehnerlei in einem Athem. Der etwas unbeholfene Kapitän fand sich, so gut es eben gehen wollte in seine Rolle, und spielte sie auch bei Tafel erträglich. Jede Spur von Trauer hatte sich zu ihrer Eltern großer Freude aus Lolots Wesen verloren; sie pfiff, sang und plauderte, und entließ Nachmittags den neuen Freund mit nicht weniger Wohlgefallen als ihr Vater. Dieser aber flüsterte dem Kapitän noch zu: „Stellen Sie sich ja Punkt zehn Uhr diesen Abend ein; ich werde Ihnen einen höchst interessanten jungen Mann zuführen, der auch hier im Hause wohnt, aber guter Ursachen halber sich nicht am Tage zu mir hält; er wird Ihr Freund werden, ich weiß es, und Sie mit Ihren Obliegenheiten genau bekannt machen. Er soll Sie auch in die Gesellschaft Ihrer neuen Kameraden führen; denn sie müssen wenigstens die Genie's darunter kennen lernen."

Kamvorſt empfahl ſich, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen Onkel aufzuſuchen, und dieſem den ganzen Handel mitzutheilen, auch ſich zu erkundigen, wer denn noch von dieſem guten Schlage im Hauſe wohne.

„Das iſt der Franzos, welcher Herrn von Delfthuis das Leben gerettet," verſetzte der Wirth. „Den nimm mir ja recht aufs Korn, ich werde es auch thun."

Beide beſprachen ſich noch über mancherlei Maßregeln, zu denen auch die gehörte, in der folgenden Nacht eine Verſammlung einiger Patrioten zu halten, um denſelben mitzutheilen, was Kampvorſt heute erfahren und dieſen Abend noch erfahren würde.

(Fortſetzung folgt.)

Die letzten Scenen in Frankreichs Schreckenszeit.

(Schluß.)

Da die Verſchwörer außer dem Geſetz erklärt worden waren, ſo war es nicht mehr nöthig, noch ein Urtheil wider ſie zu erlaſſen; es war hinreichend, daß die Identität der Perſonen nachgewieſen wurde, um ſie zur Guillotine zu ſchicken. Um dieſe Förmlichkeit beobachten zu können, ſchaffte man am andern Morgen Robespierre nach der Konziergerie, wohin auch ſeine Mitſchuldigen ſchon gebracht waren, und von dort aus auf das Revolutionstribunal.

Am 10. Thermidor, um vier Uhr Nachmittags, fanden die Hinrichtungen ſtatt. Mit Robespierre wurden Robespierre der Jüngere, Cauthon, Saint-Juſt, Fleuriot Lescot, Payan, Coffinhal, Henriot, der Schuſter Simon, ein Mitglied der Kommune und derſelbe, dem Chaumette im Gefängniß des Tempels die Sorge für Ludwigs XVI. Sohn anvertraut, und der den Tod dieſes armen Kindes durch eine Reihe gräulicher Mißhandlungen veranlaßt hatte, dann Vivier, Präſident des Jakobinerklubs, und viele andere minder bekannte Anhänger Robespierre's guillotinirt.

Lauter Jubel erfüllte an dieſem Tage ganz Paris. — Bürger, die einander nicht kannten, ſchloſſen einander freudig in die Arme; Verwandte, Freunde der in allen Gefängniſſen Eingekerkerten, ſammelten ſich in dichten Gruppen vor den Kerkerthüren und riefen den Gefangenen zu: „Nur Muth, Muth, Ihr ſeyd gerettet, das Ungeheuer iſt geſtürzt!" Alle Straßen durch welche der Zug zur Guillotine mußte, wimmelten von Menſchen. Aller Augen waren vorzüglich auf den Karren gerichtet, auf welchem die beiden Robespierre, Cauthon und Henriot ſaßen. Man bemerkte, daß Robespierre der Aeltere auf ſeinem Wege zum Schaffot dieſelbe Kleidung wie an dem Tage trug, wo er auf dem Marsfelde das Daſeyn des höchſten Weſens proklamirt hatte. Heute aber erinnerte nichts mehr an die Macht die er noch geſtern beſeſſen; er war nicht mehr der Tyrann der Jakobiner, nicht mehr der übermüthige Herr des Konventes; ein verſtümmelter Menſch, lag er auf dem Karren, ſein Geſicht war durch ein ſchmutziges, mit Blut befleckte Tuch halb verhüllt. Was man von ſeinen Zügen ſah, war furchtbar entſtellt.

Die Quais und die Straße St. Honoré ging der Zug entlang. Als er an dem Palais Royal vorüber kam, durchbrach eine noch junge, anſtändig gekleidete Frau die Volksmenge, klammerte ſich an die Leitern des Karrens, auf dem Robespierre lag, und ſchrie ihm zu: „Ungeheuer, das die Hölle ausgeſpieen, Dein Tod erfüllt mein Herz mit Freude!"

Robespierre ſchlug die Augen auf und zuckte die Achſeln.

„Abſcheuliches Ungeheuer," rief die Frau weiter, daß Du nicht tauſend Leben haſt, betrübt mich nur! Ich möchte Dich tauſendmal umbringen ſehen! So erſcheine denn, Schändlicher, erſcheine denn mit den Flüchen aller Gattinnen, aller Mütter beladen, vor Gottes Thron!"

Als die Karren am Fuße des Schaffottes angekommen waren, hoben die Scharfrichterknechte Robespierre herunter und legten ihn auf die Erde, bis die Reihe an ihn kam. Als alle ſeine Anhänger hingerichtet waren, trugen ſie ihn zur Guillotine. Der Scharfrichter zog ihm den Rock aus, dann riß er ihm den Verband ab, den ein Wundarzt um ſeine zerſchmetterten Kinnladen gelegt hatte. Ströme von Blut brachen aus der Wunde hervor. Da der Kopf abgeſchlagen war und ihn der Scharfrichter, nach Vorſchrift des Geſetzes, dem Volke zeigte, bot er den ſcheußlichſten Anblick dar.

So endete Frankreichs Schreckenszeit. Die Weltgeſchichte hat kam ein zweites Beiſpiel aufzuweiſen, wo eine kleine Zahl Verwegener ein großes Volk unter dem härteſten Joche hielt.

(Europa.)

Räthſel.

Wer kann mir meinen Namen ſagen,
Bald bin ich blau, bald roth, bald grün.
Wem ich zu Theil geworden bin,
Der darf mich in dem Knopfloch tragen.
Ich ziere fürſtliches Gewand.
Doch trägt mich auch der Bauer auf dem Land.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Dienſtag № 97 19. Juni 1849.

Vier Stockwerke.

(Fortſetzung.)

Kaum hatte Kampvorſt ſeinen Onkel verlaſſen, als dieſer den Herrn van Delfthuis um eine kurze geheime Unterredung bitten ließ. Der Kaufmann ließ ihm antworten, daß er ihn in ſeinem Zimmer erwarte.

„Herr von Delfthuis,“ begann er hier, „ich weiß, Sie ſind ſtets ein guter Holländer geweſen, und haben nie etwas gemein gehabt mit denen, die ſich jetzt unſere Herren nennen, die uns zu Franzoſen machen wollen, während doch ehrliches holländiſches Blut in unſern Adern fließt. Leben wir auch in böſen Zeiten, ſo ſind wir uns doch gegenſeitig Pflichten ſchuldig, und ich erkenne es vor Pflicht, Sie vor dem Franzoſen zu warnen, welchen Sie bei ſich aufgenommen haben. Er gehört zur edlen Zunft der Spione, die uns umlauern, und hat keine gute Abſicht, indem er ſich bei Ihnen eindrängt.“

„Meiſter Peter,“ lächelte der Handelsherr, „Euer bekannter Patriotismus ſieht jede Windmühle für einen feindlichen Ritter an. Herr de Beaux iſt ganz neu hier und hat ſich nicht eingedrängt.“

„Ich fürchte doch. Wenn er ſo neu iſt, Herr van Delfthuis, wie in aller Welt kommt er denn zur genauen Bekanntſchaft mit Herrn von Cloporte, die ihm doch wahrlich keine Ehre bringt, und die er Ihnen gewiß verheimlicht hat.“

„Wie könnt Ihr Eure Beſchuldigung beweiſen?“ fragte van Delfthuis ſtutzig.

„Sie ſollen dieſen Abend mit eigenen Augen ſehen, mein Herr. Um zehn Uhr wird de Beaux ſich heimlich zu Cloporte ſchleichen und dort werden Sie über Ihr Verderben brüten.“

„Iſt's möglich!“ rief der Kaufmann höchſt betreten. „Und Ihr wißt das ſo gewiß?“

„Wir verſtecken uns hinter das Treppengeländer. Was die Augen ſehen, glaubt das Herz. Eher verlange ich keinen Glauben von Ihnen. Morgen kann ich Ihnen vielleicht mehr über Ihren Hausgenoſſen berichten.“

Der Wirth verließ den nachdenklich gewordenen Kaufmann mit dem Verſprechen, ihn in einigen Stunden abzuholen. Van Delfthuis trat mit möglichſt unbefangener Miene in das Familienzimmer und fand dort de Beaux mit Gretchen. Der Franzos umflatterte die Reizende wie ein Schmetterling die Blume, und ſang, mit dem Aufgebot all' ſeiner Liebenswürdigkeit, über ſie hingebogen, ein leichtes ſchelmiſches Liebeslied zu den Klängen der Laute, die er im Arme hielt. Als er den Kaufmann bemerkte ſprang er auf und rief: Mein glänzendſter Glücksſtern hat mich in Ihr Haus geführt, theuerer Freund. Ich werde den Margot Duetts einſtudiren aus den neueſten Opern. Das macht mich ſelig.“

Als ſich Gretchen bald darauf aus dem Zimmer entfernte, erfaßte de Beaux van Delfthuis Hand und ſagte: „Mein Herz ſteht in lichten Flammen, verehrteſter Freund; Margot iſt ein Engel; ich bete ſie an. In dieſen Tagen ſetze ich alle Maſchinen in Bewegung, meine Anſtellung zu erlangen; werden Sie mir Margots Hand verſagen, wenn ich förmlichſt um ſie anhalte?“

„Darauf muß Ihnen Margots Herz antworten,“ entgegnete der Vater beſtürzt. „Sie wiſſen, wie viel ich Ihnen ſchulde, und wie gern ich zahle.“

„Davon iſt keine Rede. Ihre gütige Verſprechungen haben mir nur Muth gemacht, Ihnen kein Geheimniß aus meinem verliebten Zuſtande zu machen. Amor hat mich raſch beſiegt, und ich möchte mich zur Rache an dem kleinen Schelm deßhalb eben ſo raſch ſeiner entledigen und mich ſeinem Bruder Hymen in die Arme werfen.“

„Ich würde Ihnen rathen, ſich nicht zu übereilen. Laſſen Sie uns dieſen Abend auf dem Kaffeehauſe mehr darüber ſprechen, wohin ich Sie mich zu begleiten bitte. Hier ſind wir nicht ungeſtört.“

„Es thut mir leid; ich habe es einigen Landsleuten auf dieſen Abend zugeſagt, die ich heute zufällig traf; und es wird Zeit ſeyn, zu gehen. Wir ſprechen morgen davon.

„Wie Ihnen gefällig iſt!“

De Beaux verließ bald darauf das Haus und van Delfthuis maß, in finſteres Nachdenken verſunken, mit langen Schritten die Zimmer.

Kurz vor zehn Uhr ſtellte ſich Stübecke ein. In Mäntel gehüllt poſtirten ſie ſich in einen Winkel, von wo aus ſie die Treppe und den matt erleuchteten Vorſaal im dritten Stockwerk überſehen konnten. Dort wur-

Digitized by Google

den sie von den Strahlen der Lampe, welche die Treppe erleuchtete, nicht erreicht.

Sie waren noch nicht lange in ihrem Versteck, als sie schnelle leichte Tritte hinter sich vernahmen. Ein Mann dicht in einem dunkeln Mantel gehüllt, mit einer Pelzmütze über den Ohren, hüpfte herauf, und zog an der Schelle. Der Wirth stieß den Kaufmann leise an. „Das ist er ja nicht," dachte van Delfthuis. „Er ist ja ohne Mantel ausgegangen und mit dem Tschako." In dem Augenblick wurde die Thüre geöffnet, und eine Frauenstimme flüsterte: „Sind Sie's, de Beaux?" — „Ich bins," versetzte der Mann. „Wie gehts Ihnen, Lolot? Seit gestern Abend wohne ich mit Ihnen in einem Hause und habe Ihnen noch keinen Besuch gemacht. Meine Sachen gehen göttlich. Nun ich will Alles nachholen." Er umarmte sie; Küsse rauschten. Die Thüre wurde verschlossen.

„Welch ein Schurke!" sagte van Delfthuis erbittert.

„Sie sollen noch mehr erfahren," versetzte Stübecke, und beide schieden.

Gleich darauf stieg Kampvorst aus dem vierten Stock in das dritte herab. Auch ihn empfing die schöne Wittwe an der Thüre, und führte ihn mit Liebkosungen in das Zimmer. Hier machte Cloporte die beiden Herren mit einander bekannt, der Plan wurde noch ausführlicher besprochen und de Beaux bestürmte, entzückt über die neue glückliche Akquisition, den eben gewonnenen Freund, ihn diesen Abend noch in die Gesellschaft der Spießbrüder zu begleiten, und Kampvorst ließ sich dazu bereitwillig finden. Sie gingen. De Beaux wußte herrlichen Bescheid in den Straßen, und stieg mit Kampvorst in eine Barke, deren Führer er zu kennen schien, um sich durch einige Kanäle fahren zu lassen. An einem Hause hielten sie. Lauter Lärm schallte ihnen entgegen. Der Franzos zog den Holländer nach, und nach einigen Minuten standen sie in einer hellerleuchteten Stube voll munterer Zecher. „Hier kannst Du Dich geben, wie Du bist, Kamerad" sagte de Beaux im Eintreten. „Ohne Rückhalt."

„Hier bring ich Euch neuen Zuwachs, ihr Schelme!" rief er dann zu den Andern gewandt, und beide waren in wenig Minuten umringt und wurden mit vollen Gläsern und Fragen bestürmt. Kaum hatte die Gesellschaft den Namen des neuen Kumpans vernommen, als sich Kampvorst bei der Hand gefaßt sah; ein stämmiger Kerl hatte sich an ihn gedrängt und rief: „Ei, grüß Gott, Valtin, lieber Landsmann und Schulkamerad! mich freut's, Dich unter uns zu sehen! Das ist Dir ein lustig Leben. Du wirst's nicht bereuen. Wie hat's gegangen seither, Bruder?"

„Seh' ich recht?" rief der Kapitän. „Das ist ja Jonathan Gruithove, mein Landsmann."

„Ja freilich, und der Vetter Deiner Braut, der Elisabeth. Es hat mir leid gethan, daß wir nicht verwandt wurden. Ich hätte sie Dir wahrlich lieber gegönnt, als dem reichen Vollmondsgesicht. Na, Bruder, ich verschaffe sie Dir noch. Ich geb' Dir mein Wort! Denn sieh, ich hab' eine ganz desparate Freude, daß Du zu den Unsrigen gehörst."

„Wie willst Du das anfangen, Jonathan?" fragte Kampvorst, und verbarg allmälig die große Verlegenheit, welche beim Anblick des schlechten Matrosen über ihn gekommen war, zum Glück von dem berauschten Burschen so wenig bemerkt, wie von den Andern, die de Beaux in der Mitte hatten und sich von ihm erzählen ließen.

„Oho!" lachte Jonathan, „das soll mir ein leichtes seyn. Ich habe ohnedieß auf mein Vetterchen einen gewaltigen Spitz, und wenn ich Dir Bruderherz, vollends einen Gefallen thun kann, so soll er bald dafür büßen, Dir die schöne Elisabeth vor der Nase weggeschnappt zu haben. Da sie unsern Freund de Beaux; der erhält das Gretchen, Delfthuis's älteste Tochter. Ein fetter Bissen! Ein allerliebstes Leben! Na, wer hat ihm dazu verholfen? Ich ganz allein. Du sollst die Elisabeth aus meiner Hand erhalten; denn ich bin Dir gewogen, Bruder."

„Aber so erzähle mir doch! Ich kann noch gar nichts begreifen."

„Sollst Alles hören, Herz. Sieh, der Schurke, der Vetter Delfthuis maltraitirte mich immer und verlangte Gott weiß was von mir, ohne mir mehr zu geben, als jedem andern Matrosen. Nichts als leere Vertröstungen und Chikane; ich hatte es satt, mich an der Nase geführt zu sehen, und ließ mich von den Franzosen bei einer guten Gelegenheit zum Späher werben. Es war Matthieu de Cloporte, damals noch Lieutenant, nachher Kapitän und als solcher nach Brabant versetzt, wo er sich eines Mädchens halber von einem Farbenkessen hat todt stechen lassen, er war's, der mich anwarb. Ich blieb nach wie vor auf dem Schiffe. Die Herren Franzosen führen nun ein genaues Verzeichniß aller reichen Mädchen und Erbinnen im Lande, um sie wegzukapern; darauf stand auch Gretchen van Delfthuis und Cloporte hatte sie unter der Aufsicht. Er gönnte sie seinem Jugendfreund de Beaux. Dieser kam hierher, besah sich das Terrain, reiste dann zu Mathieu, um ein Plänchen zu machen und leistete dem Freund Beistand in der letzten Stunde. Als er ihn begraben hatte, kam de Beaux nach Amsterdam zurück; aber nun war guter Rath theuer. Die Mädel werden ja hier zu Lande eingeschlossen, wie die wilden Bestien; es war nicht anzukommen. Da verschaffte ich Rath und fühlte mein eignes Müthchen dabei. Van Delfthuis hatte befohlen mich sogleich vom Schiffe zu jagen, wie ich nur wieder mucksete. Ich fing's gestern schier darauf an, denselben Tag, wo de Beaux zurück war. Vom Schiffe jagten sie mich, ich lief zu de Beaux ins Wirthshaus, schnell waren einige unserer Kameraden beisammen. Nun rannte ich zu meinem Vetterchen und machte ihm weiß, auf dem Schiffe seyen sie an einander gerathen und es ging darunter und darüber; er müsse schnell mit heraus. Er lief mit. Nicht weit von der Stadtherberge lag

de Beaux mit den Kameraden im Hinterhalt, als wir kamen, frisch über den Vetter her und ihn abgeprügelt; als er satt hatte, kommt de Beaux angelaufen, zieht den Degen, versprengt uns und spielt den Retter, daß es eine Art hat. Delfthuis nimmt ihn mit heim, überströmt ihn mit Dankbarkeit, gibt ihm ein Paar Zimmer und in einigen Wochen die Grete. Gib Acht, so wird's Bruder; und ich hab' ihm das Glück verschafft.«

»Du bist ja ein schlauer Fuchs; das hätte ich Dir nicht angesehen,« schmunzelte Kampvorst, während ihm der heilige Zorn am Herzen fraß.

»O es wird noch was Großes aus mir!« rief der Matrose, wandte sich an de Beaux und fragte vertraulich: »Nun, wie weit sind Sie mit Gretchen?«

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrsagerin.

Novellette von Emil Sachse.

In der letzten Regierungs-Periode Ludwig's XIV., wo der »große Monarch« bekanntlich ganz unter dem Einflusse der Maintenon und der Jesuiten und Höflinge stand, drängten sich zu seinem glänzenden Hoflager Manche hinzu, die, von Hause aus blutarm, nur aus der Gnade des Königs oder der Frau v. Maintenon ihren Lebensunterhalt bezogen. Fast der gesammte arme Landadel strömte aus den Provinzen in Versailles zusammen, und buhlte dort bei der Geliebten des Königs in Schaaren um Protektion, Fürsprache und Aemter. Unter den Tausenden, welche in dieser Absicht nach der damals für ein Weltwunder geltenden Residenz des Königs, dem prächtigen, nun so öden Versailles kamen, war auch ein armer Kohljunker aus dem Languedoc, ein Baron v. Theminay, ein kluger, unternehmender Kopf, der mindestens ein halbes Jahr hindurch die Residenz von sich reden machte, indem er durch ein ungewöhnliches Benehmen, eine auffallende Lebensweise und etliche Sonderlings-Eigenschaften großes Aufsehen unter der müssigen Welt der Höflinge erregte. Hr. v. Theminay gehörte einer alten, einst sehr angesehenen Familie an und war durch Geburt und Heirath mit einigen der mächtigsten und einflußreichsten Familien des Reiches eng verbunden. Er war talentvoll, gebildet, ein Mann von entschiedener Charakterfestigkeit und Selbstbeherrschung, den feinsten Manieren und im Besitz einer ernsten männlichen Schönheit, — Eigenschaften die ihn überall empfahlen. Er war nicht gerade arm, denn er hatte ein Landgütchen in seiner Heimath, dessen Ertrag zur Deckung seiner dringendsten Bedürfnisse für sich selbst, seine beiden erwachsenen Söhne und seine Tochter hinreichte. Seine Kinder waren wohlgerathen; seine beiden Söhne galten für vielversprechende junge Männer, seine Tochter versprach eine der ersten Schönheiten des Landes zu werden; aber trotz all dieser empfehlenden Vorzüge und Motive, sein Einkommen zu vermehren oder ein Vermögen zu erjagen, sah man doch Herrn v. Theminay niemals bei Hofe; niemals besuchte er ein Levee des Königs, nie bewarb er sich um ein Amt, oder suchte die Gunst der Geliebten oder der Minister des Königs nach.

Viele von seinen Freunden waren sehr neugierig zu erfahren, auf welche Weise Herr v. Theminay für seine Familie zu sorgen beabsichtige, und stellten mancherlei Suggestivfragen in dieser Richtung an ihn, denen er jedoch immer mit einer feinen Wendung auszuweichen wußte. Manche ließen ihn merken, daß er, ihrer Ansicht nach, die Wohlfahrt seiner Kinder seinem eigenen Stolze aufopfere, und wollten ihm beweisen, daß es seine Vaterpflicht wäre, auf jede Weise durch direkte oder indirekte Mittel ihnen ansehnliche Stellen oder Pensionen oder Verbindungen zu erwerben. Herr v. Theminay pflegte über derlei freundschaftliche Winke nur zu lächeln und zu behaupten, er habe für seine Familie bereits gesorgt. Und am Ende schien der Anschein auch diese Behauptung rechtfertigen zu wollen, denn der Baron hatte für seine beiden älteren Kinder bereits seit langen Jahren Heirathspläne eingefädelt, welche Nichts zu wünschen übrig ließen, und auch für das dritte seiner Kinder, seinen jüngeren Sohn, schon einen ähnliche Versorgung in Aussicht gestellt. Herr v. Theminay selbst war zweimal verheirathet gewesen, zum ersten Male mit einer Tochter des angesehenen Hauses Castelaine, welche er frühe verloren, nachdem sie ihn mit einem Sohn und einer Tochter beschenkt hatte; seine zweite Frau war die Tochter eines reichen Landmannes in Languedo gewesen, die ihm nur ein Kind, einen Sohn, geboren und dann ebenfalls bald das Zeitliche gesegnet hatte. Von dieser zweiten Ehe sprach er natürlich nicht viel und nicht gerne, besonders nicht gegen seine hochadeligen Freunde; aber er liebte die Frucht derselben nicht minder als die beiden älteren Kinder. Um die Ausbildung seiner kleinen Familie zu vollenden, hatte er sich insbesondere nach Versailles übersiedelt. Hier bewohnte er ein kleines Haus stiller Lage und von respektablem Aussehen, und führte darin sein bescheidenes Hauswesen; hielt weniger Dienerschaft, als er seinem Range nach hätte um sich haben sollen, und vermied alle unnützen Ausgaben. Gegen Bekannte behauptete er, er hasse alle Ostentation, und sey nur hiehergekommen, um sich einem gewählten Umgang hinzugeben und seinen Kindern die zu Vollendung ihrer Ausbildung nöthigen Mittel zu verschaffen, wozu gerade der Umgang mit der großen Welt gehöre. Freilich behaupteten Herrn v. Theminay's Bekannte: dieß seyen nicht allein die Motive seiner Uebersiedelung nach Versailles, sondern die weitaus gewichtigsten seyen, daß er sich die Gunst seiner Verwandten, der Familie Faquette, versichern wolle, welche in einem der vornehmern Theile der Stadt wohnte.

Das Haupt der Familie Faquette war ein sogenannter Generalpächter gewesen, der in diesem Amte ein sehr bedeutendes Vermögen gesammelt und dasselbe dann aufgegeben hatte, als man gar zu laut von seinen Veruntreuungen und Unterschleifen redete. Seine Frau war die Tochter eines westindischen Pflanzers und schon in früher Jugend von Martinique nach Paris gesandt und dem Abbé Kastelaine, Theminay's Schwager, zur Erziehung übergeben worden, worauf sie Herr Faquette dort kennen gelernt und geheirathet hatte. Da sie aber sehr reich war, so fragte man trotz ihres Mulattenteins nicht weiter nach ihrer Herkunft und Verwandtschaft. Herr v. Faquette hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche von ihrer Mutter eine doppelte Portion ihrer westindisch-dunklen Hautfarbe und ein Minimum von Verstand geerbt hatten, so daß diese beiden jungen Leuten in jeder Beziehung die armseligste Rolle für ihren Stand und Vermögen spielten. Mulattenfarbe und Bornirtheit sind aber Mängel, welche auch das größte Vermögen nicht vertuschen kann, und Niemand beachtete an dem glänzenden Hofe die beiden armen Erben dieser Familie, die ohnedem nur von sehr zweideutiger Respektabilität war, und trotz ihrer prachtvollen Feste und Bälle nur eine unsichere Stelle unter der Modenwelt einnahm. Die beiden Kinder des Hauses nannte man mit feinem Doppelsinn allgemein nur les pauvres Faquettes, und beachtete sie nirgends.

Gegen Herrn v. Theminay's Kinder dagegen war die Natur freigebiger gewesen. Die Kinder aus des Barons erster Ehe waren bildschön, und einander so ähnlich als es nur Geschwister seyn können. Auguste und Valerie besaßen Beide den edlen hohen Wuchs, die Grazie und Würde, welche die frühere Aristokratie Frankreichs unter dem ancien régime auszeichnete. August war ein vollendet schöner Jüngling von einundzwanzig, Valerie eine reizende blühende Blondine von neunzehn Jahren. Auch dem Charakter Beider lag eine große Aehnlichkeit zu Grunde: Beide waren enthusiastisch, großmüthig, freigebig, stolz, gefühlvoll, herrschensgewohnt, Beide von südlich-feuriger Einbildungskraft, und darum überall in den vornehmen Kreisen ihres Umganges gerne gesehen. Nur schade, daß sie im beschränkten Hauswesen ihres Vaters so wenig zu befehlen hatten.

Herr v. Theminay war auf seine beiden älteren Kinder sehr stolz, und diese fühlten sich selbst nicht minder; diese unverkennbare Auszeichnung durch ihren Vater, so wie die Uebereinstimmung in ihrem Charakter und die steten genauen Berührungen und Bezüge im Schooße der kleinen Familie, machte sie gegenseitig vertrauter und geschwisterlich befreundeter, als es sonst zwischen Kindern desselben Hauses im damaligen Adel Frankreichs Sitte war. Sich ihrer Abkunft von dem vornehmen Hause Castelaine von frühe auf bewußt, blickten sie mit einem gewissen Selbstgefühl und Selbstbewußtseyn auf ihren jüngeren Bruder Justin, den Sohn einer Bäuerin, herab, obwohl der Vater auf diesen nicht minder stolz war, als auf seine älteren Kinder. Justin war nicht so schön wie seine älteren Geschwister, aber kräftiger und talentvoller als sie; er hatte weniger gelernt, als August und Valerie, und doch übertraf er sie Beide. Er war um die Zeit, da unsere Erzählung beginnt, ein kräftiger, sinniger und lebensfroher Jüngling von sechszehn Jahren, der seine Zeit zwischen den Straßen von Versailles und dem Seminar der Franziskaner für junge Adeliche theilte, welches er nach dem Wunsche seines Vaters so lange besuchen sollte, bis sich eine geeignete Stelle im Heere oder anderswo für Justin ergäbe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Pariser Pfiff- und Kniffgenies! — Ein alter Hagestolz in Paris, ehemals Weinhändler, der aus alter Gewohnheit immer noch einen sehr guten Keller führte, bemerkte, daß man ihm jede Nacht einige der besten Flaschen Wein stahl. Er ließ die Schlösser ändern, traf Vorkehrungen, nichts half. Da bekam er eines Tages folgenden anonymen Brief: „Mein Herr! Sie werden seit längerer Zeit en détail bestohlen, jetzt hat man vor, es im Großen zu thun. Ihr Keller wird in künftiger Nacht ganz geleert werden, wenn Sie es nicht zu verhindern wissen.“ Der alte Herr gerieth in große Verlegenheit und faßte den Entschluß, sich selbst zum Wächter seiner Weine zu machen. Er kaufte sich zwei Pistolen und setzte sich hinter einem großem Faß die Nacht hindurch auf die Lauer. Er saß — saß — saß, — es kam Niemand als endlich der Strahl des Tages durch eine Spalte. Er sah nun wohl, daß er angeführt sey, und eilte sehnsüchtig nach einer Tasse Kaffee hinauf in seine Wohnung. Jetzt aber sah er erst, wie er angeführt sey, denn oben waren alle Schlösser offen und Kisten und Kasten ausgeleert. Geld, Pretiosen, Wäsche, Kleider, alles war weg.

Der Berliner Witz nennt das jetzige Ministerum der That das „Gummiministerium“, weil es sich so in die Länge zieht und reißen will.

Auflösung des Räthsels in Nro.: 96:

Knopf.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 98 21. Juni 1849.

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

„Mit vollen Segeln fliege ich dem Hafen zu,“ versetzte dieser. „Wenn ich Euch nicht auf heute Abend bestellt hätte, um Euch zu belohnen für Euern Dienst von gestern Abend, so wäre ich vielleicht heute schon mit dem feisten Holländer fertig geworden. Lange dauert's aber nicht; das Kind ist wie närrisch in mich verliebt.“

„Glück zu! Laß uns eins trinken auf schnelles Gelingen! Stoßt an! Auch Du Valtin. Es ist Dein Schade nicht. Denn siehst Du — im Vertrauen — Dein Glück gründ' ich so neben her. Sobald de Baur die schmucke Grete hat, liegt ihm dran, auch das Erbtheil zu haben — versteht sich! Ich aber habe dem Hunde schon lange den Tod geschworen. Siehst Du, da glaube ich gleich drei Fliegen mit einem Schlage. Erstlich befriedige ich meine lange gehegte Rache, zweitens verhelfe ich dem Bruder de Baur zum Erbtheil seiner Frau, und drittens verschaffe ich Dir die Elisabeth, die ja mit ihren Kindern den größten Theil des Reichthums erhält. He, was sagst Du dazu, Brüderchen?“

„Wie willst Du denn aber Deinen Vetter aus dem Wege schaffen, Jonathan?“

„Das ist mir gleichviel. Der kürzeste Weg der beste Ich denke, wir locken ihn mit Gelegenheit auf ein französisches Schiff und ich werfe ihn über Bord, daß er im kalten Bad seine hochmüthige Seele sitzen läßt.“

„Du hast Dir's gut ausgedacht, lobte der Kapitän den Matrosen innerlich schaudernd. Aber er hatte denselben Abend noch Gelegenheit genug zu schaudern; denn er saß in der Mitte schändlicher Spione, die sein armes verrathenes Vaterland mit Polypenarmen umklammert hielten, um es auszusaugen und sein Blut dann dem großen Kaiser zu spenden. Und dazu der Spott, das Hohnlachen, die widrigen Scherze, die ekelhafte Ruhmrederei, welche Kampvost aus dem Munde dieser Elenden hören mußte, das Alles erfüllte seine blutende Seele mit Nacht und Grauen. — Er war froh als die saubere Gesellschaft auseinander ging.

Auf seinem Zimmer fand er den Onkel Stübecke seiner harrend, und bei ihm entladete er sein erbittertes Gemüth, indem er ihm Alles mittheilte, was er bei Cloporte und in der Spionengesellschaft erfahren hatte.

Der patriotische Wirth hatte in der Frühe des folgenden Morgens nichts Eiligeres zu thun, als Herrn van Delfthuis das schändliche Gewebe womit er umsponnen war, zu enthüllen. Der Kaufmann war starr vor Entsetzen, und außer Stand weder zu handeln noch zu überlegen, wie er ohne Aufsehen und auf eine geschickte Weise des Spions los werden möchte, den er mit so viel Zuvorkommenheit in sein Haus aufgenommen hatte. Die Sache hatte ihre große Schwierigkeit; denn auf der einen Seite wollte Stübecke geschont seyn (von seinem Vetter sagte er dem Kaufmann gar nichts), auf der andern befürchtete van Delfthuis, daß Gretchen den schelmischen Franzosen lieben lernen möchte. Stübecke wußte selbst keinen Rath, fing aber zu ahnen an, daß er mit seiner eilfertigen Liebe für Herrn van Delfthuis seinem Neffen einen schlimmen Dienst geleistet habe, und zog sich zurück, um sich die verwickelte Lage reiflich zu überlegen und mit seinen Maßregeln auf die schlimmsten Fälle einzurichten.

Um möglichem Unglück vorzubeugen, entdeckte der Kaufmann seiner Tochter, deren junges Herz wirklich schon Feuer gefangen hatte, das gefährliche Komplott auf sie und ihres Vaters Leben. Diese Unterredung bezweckte, das unschuldige Mädchen von dem Verführer zurückzuschrecken, sie bewirkte aber noch mehr, indem sie Gretchen durch die Last des Entsetzens über den grausigen Abgrund, an dessen Rande sie unbekümmert gestanden, und von dessen Scheußlichkeit ihre reine Seele bis jetzt noch gar keinen Begriff gehabt, schier in eine Marmorstatue verwandelte. Van Delfthuis hielt es auch für Pflicht seiner Frau die bösen Erfahrungen mitzutheilen, und gleich darauf sollte die Familie mit dem Menschen zusammen frühstücken, der sie mit dem empörendsten Leichtsinn alle unaussprechlich unglücklich zu machen beabsichtigte. So sehr nun auch Delfthuis beide ermahnte, sich zu verstellen und nicht zu verrathen, so war es ihm doch selbst nicht möglich seine frühere fröhliche Unbefangenheit zu erheucheln. Die beiden Frauen saßen aber wie steinerne Gäste. Der schlaue de Baur

Digitized by Google

merkte sogleich, daß etwas Wichtiges vorgefallen seyn müsse, und zog den Kaufmann bei Seite, um mit ihm ernstlich über seine Verbindung mit Gretchen zu sprechen. Van Delfthuis half sich glücklich, sagend, er habe diesen Morgen bereits mit seiner Tochter darüber gesprochen, zu seinem großen Erstaunen aber von ihr vernommen, daß sie ihr Herz ohne sein Wissen bereits einem jungen Manne geschenkt habe und durchaus fest darauf beharre, keinem Andern ihre Hand zu geben. Aus dieser Unterredung sollte er sich auch die Verstimmung erklären, welche über der Familie liege.

So geschickt van Delfthuis dem Franzosen ausgewichen und denselben dadurch aus seinem Hause zu entfernen glaubte, so pfiffig sah de Beaux, daß hier ein falsches Spiel walten müsse, indem er Gretchens Benehmen gegen ihn von gestern mit dem heutigen zusammenhielt, und sein scharfer Verstand fiel sogleich auf Kampvorst. Zwar war er klug genug gewesen, demselben nichts anzuvertrauen, doch war dieser ja gestern bei Cloporte gewesen und am gestrigen Abend hatte er ihn viel mit dem versoffenen Matrosen Jonathan sprechen sehen. Vielleicht konnte er durch den Einen oder den Andern etwas vom Plan auf Gretchen erfahren und dem Kaufmanne gesteckt haben. Rasch entschlossen, seinen Gedanken zu verfolgen, warf er leicht gegen van Delfthuis hin, er hoffe mit der Zeit jeden Nebenbuhler zu besiegen und sich erst ganz in Besitz von Margots Herzen zu setzen, eh' er ihre Hand begehre, und doch beides bald zu besitzen. Hierauf kleidete er sich an, verließ das Haus und suchte den liederlichen Jonathan auf, um diesen vorab zur Rede zu stellen; denn vor Nachts wagte er sich nicht zu Cloporte zu gehen. Der Matrose schlief noch am Rausche der verwichenen Nacht und hörte die Flüche des vornehmen Kameraden und dessen kurzen Bericht mit Dehnen, Augenreiben und Gähnen an. Dabei erinnerte er sich aber doch, daß er seinem Landsmanne in der Freude seines Herzens alles das verrathen hatte, was de Beaux fürchtete, hütete sich aber wohl, dieß jetzt einzugestehen, sondern fragte bloß: „wo wohnt denn der Baltin Kampvorst.“

„Im vierten Stockwerke desselben Hauses, wo Cloporte und ich wohnen.“

„Alle Donnerwetter!“ riß jener die Augen auf. „Das Haus gehört ja dem Meister Stübecke, Oheim des Kampvorst, und Stübecke ist anrüchig als ein heimlicher Oranier. Ferner war die Frau Elisabeth van Delfthuis, die Frau ihres Freundes, sonst seine Geliebte, und ich glaube, sie sind sich noch immer gewogen. Der Baltin wird doch nicht des Teufels gewesen seyn ——— Wahrscheinlich steht er mit seinem alten Schatze auf gutem Fuß und hat ihr was geplaudert. Er ist verdächtig. Stecken Sie diesen Abend Herrn von Cloporte die Sache und bestellen Sie Polizeisoldaten in unser Trinkbureau. Ich lock' ihn wieder dorthin. Dort nehmen wir ihn fest und knieen ihm aufs Leder, bis er gesteht. Sobald wir ihn sicher haben, thun wir einen Schreckschuß beim Wirth, sehen an dessen Benehmen sogleich, ob dieser mit Baltin und van Delfthuis zusammenhängt. Hernach fordern Sie den Letztern auf, sich fest zu erklären, sprechen von schändlicher Verleumdung, dringen darauf, daß Ihnen Ihr Verleumder genannt werde, verdoppeln ihre Zärtlichkeit gegen Gretchen, und suchen so allen Verdacht zu entfernen, während ich auf meiner Seite schon bemüht seyn will, unser Werk endlich doch noch zu krönen. Das wäre ein schlechter Stümper, der sich durch solch ein Hinderniß irre machen ließe.“

De Beaux ging und trieb sich mißmuthig umher, war aber bei Tische wieder der heitre galante Mann und legte es darauf an, sich beiden Frauen recht liebenswürdig zu machen, gleichsam als sey gar nichts vorgefallen. Hierauf zog er sich auf sein Zimmer zurück und verließ gegen Abend wieder das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

Für die Zukunft seiner beiden ältern Kinder hatte Herr v. Theminay schon gesorgt. „August soll Clair Faquette heirathen, und Valerie wird die Braut von Jean Faquette, pflegte er zu sagen; „diese beiden Geschöpfe erben dereinst ein großes Vermögen, das für die Familie nicht verloren gehen darf.“ Diesen Plan hatte er, — natürlich aber mit andern Worten, — auch dem Generalpächter mitgetheilt, der ihm beipflichtete, da auf Theminay's Seite Geburt und Rang, auf der seiner eigenen Kinder aber das nöthige Vermögen war, um jene Eigenschaften erst zu voller Anerkennung zu bringen. Beide Eltern betrachteten dieses Abkommen als eine abgemachte Sache. Die Kinder waren damit allerdings nicht ganz einverstanden. August und Valerie hegten ein hartnäckiges stolzes Vorurtheil gegen Geldheirathen, und hatten schon frühzeitig bemerkt, daß keinerlei geistige und äußerliche Wahlverwandtschaft zwischen ihnen und ihren Vettern bestand, welche Jedermann für linkisch, dumm und abgeschmackt erklärte. Herr v. Theminay war klug genug, seinen Kindern keinen sichtbaren Zwang anlegen zu wollen; mit dem erwachenden Verstande hoffte er sie schon für seinen Plan gewinnen zu können; einstweilen ließ er gegen seine Kinder nur Winke in dieser Hinsicht fallen, und gestattete ihnen ihr eigenes Urtheil. Inzwischen hatten die beiden jungen Leute auch gar nichts dagegen, im Faquette'schen Hause wie die eigenen Kinder behandelt, reich beschenkt und zu den anmuthigsten Festen geladen zu werden, gegen die geringe Mühe, dem Vetter und der Base zu Folien zu dienen. Schmeichelt es ihnen ja doch nicht wenig, daß Herr Faquette und seine Frau sie bewunderten und unverkennbar vor ihren eigenen Kindern bevorzugten. Ueberhaupt liebte Herr Faquette die Behaglichkeit zu sehr, um sich viele Mühe mit seinen

Kindern zu geben; er las seine Zeitungen, verwaltete sein Vermögen, spielte sein Schach, besuchte Jagden, Konzerte und Theater, und überließ es den Kindern seines Vetters Theminay, mit seinem Gold seinen eigenen Kindern die Genüsse der vornehmen Welt zu verschaffen.

In dieser ruhigen Weise war etwa ein Jahr vergangen, als Herr v. Theminay fand, daß der Friseur seiner Familie für dieses Geschäft zu alt sey, und Madame Faquette empfahl ihm ihren eigenen, einen ehrbaren geschickten Gaskogner, der vor Kurzem mit Weib und Kind, einer schönen Tochter, von Paris nach Versailles übersiedelt hatte, weil er hier bessere Geschäfte zu machen hoffte. Seine Geschicklichkeit ward zuerst an einem Abend in Anspruch genommen, wo ganz Versailles sich in das Königliche Theater drängte, um die neue Tragödie eines auftauchenden Dichters zu sehen, der sich Florimer d'Avignon nannte, ganz besonderes Talent verrieth und der „Löwe" der Saison zu werden versprach. Die neue Tragödie, „Semiramis," war ausgezeichnet, wie nur eine solche unter der Regierung des „großen Monarchen" seyn konnte, wo die dramatische Kunst in ihrer höchsten Blüthe stand. Man liebte damals hauptsächlich Stoffe aus dem Alterthum, und die Semiramis sollte ganz besonders durch Lebendigkeit der Handlung und Schönheit der Verse und Fülle der Gedanken sich auszeichnen. Die Galerie weinte, im Parterre gabs Ohnmachten zu Dutzenden, und die Hälfte der Damenwelt in den Logen bekam vor Rührung heftige Krämpfe. Der Vorhang fiel unter donnerndem Beifall, man rief den Verfasser stürmisch heraus, und einige jugendliche Enthusiasten drängten sich nach der Prosceniumsloge, wo der Dichter saß, und hätten ihn in ihrer Begeisterung mit Gewalt auf die Bühne geschleppt und à la Voltaire gekrönt, wenn nicht ein neidischer älterer Dichter sie davon abgehalten und ihnen angerathen hätte, zuvor noch eine andere Tragödie desselben Verfassers abzuwarten.

Der Dichter der „Semiramis" erhob sich bei dem allgemeinen Herausrufen in seiner Loge, und verbeugte sich unter Worten des Dankes; und Valerie sah, als sie ihm mit einem von Thränen und Rosenwasser feuchten Taschentuche zuwinkte, sich gegenüber einen kleinen schlanken jungen Mann, der für einen Trappisten hätte gelten können, so bleich, abgehärmt und ernst erschien sein Gesicht. Nur ein Paar feuriger glänzender Augen und eine kostbare, überreich-gestickte Weste zeichneten ihn aus. Valerie vernahm zwar keines seiner Worte, aber ihr Auge begegnete dem Blick des Dichters, und ihre Bekannten versicherten sie hinterher allgemein, es habe aufs Haar geschienen, als gälten die Dankesworte des Poeten nur ihr.

August und seine Schwester arbeiteten sich langsam durch die dichtgedrängte Menge, welche das Theater verließ, nach ihrem Wagen, und der Vater mit Justin folgte Beiden auf dem Fuße, als eine dünne braune Hand, welche ein Briefchen hielt, sich aus der Menge drängte, und das letztere Justin hinbot, der es nahm und heimlich in seine Tasche steckte. Dem Vater war dieß entgangen, nicht so aber August, welcher sich in diesem Augenblick zufällig umgesehen hatte. Indeß war ihm keine Zeit geblieben, diesem heimlichen Ereigniß größere Aufmerksamkeit zu widmen, denn beinahe im selben Momente fesselte ihn ein schwacher Schreckensruf in entgegengesetzter Richtung, und als er sich vordrängte, sah er, daß eine wunderhübsche junge Dame vergebens ihren Arm nach Jemanden ausstreckte, von welchem sie im Gedränge getrennt worden war, während ein stämmiger Sesselträger auf ihr Musselinkleid trat und eine ganze Rotte anderer Sesselträger sie hin- und herstieß, als sie sich herandrängten, um Kunden für ihre Portechaisen zu erhalten. Ein Wort des jungen Adelichen mit dem Degen an der Seite und im gestickten Hofkleide, schaffte der bedrängten jungen Dame Raum, und ein älterer Mann, welcher laut nach seiner geliebten Ambroisine rief, arbeitet sich durch die Menge und reichte der Verlorenen seinen Arm. Er war der gaskonische Friseur, der sich nun bei seinem jungen Kunden laut bedankte, daß er sich um sein armes Kind angenommen. Es seye sein einziges Kind, sagte er, und noch nie an einem solchen Orte gewesen; sie liebe aber Dichtkunst und Theater leidenschaftlich, und darum habe er sie heute in diese neue Tragödie geführt. Das Mädchen erschien beinahe noch als ein Kind, wie es so an seines Vaters Arme hing, klein, rund und rosig, eine Brünette vom seltensten Liebreiz, mit einer Eleganz und Einfachheit gekleidet, wie sie unter Leuten dieses Standes selten zu treffen war. Die Familie Theminay schloß sich an den Haarkräusler und seine Tochter an, bis sie das Theater und seine Höfe verlassen hatten, und verabschiedeten sich dann anmuthig und leutselig von Vater und Tochter, die sich ob dieser Auszeichnung ausnehmend beehrt und geschmeichelt fühlten. August hob seine Schwester in den harrenden Wagen, allein sein letzter Blick galt noch der verschwindenden Gestalt Ambroisinens.

(Fortsetzung folgt.)

Die Befestigungen von Rom.

In diesem Augenblicke möchte eine Seite der Betrachtung der ewigen Stadt interessant seyn, welche troz der Bibliotheken, die über Rom geschrieben worden sind, doch seit 300 Jahren sehr zurückgetreten ist: ihre Fähigkeit, feindlichen Angriffen Widerstand zu leisten. Denn es sind 322 Jahre, seit ein französischer Führer, der unglückliche Herzog Karl von Bourbon die Stadt erstürmte; doch war die bunte Schaar aus Angehörigen aller Völker, welche jezt innerhalb der Stadt haust, damals vor ihren Mauern. Deutsche, Spanier und Italiener folgten einem Franzosen, der ihre Sprache nicht verstand. Aber der französische Heerführer war rascher als sein Nachfolger; am 5. Mai kam das Heer vor

der Stadt an; am folgenden Tage waren trotz des tapfern Widerstandes der Schweizer die Mauern erstürmt, obgleich der treue Sohn der Kirche, Kaiser Karl V., reichlich eben so viel Ursache zu diplomatischen Bedenken dem Papst gegenüber hatte, als die französische Republik gegenüber der römischen. 1798 aber zog Berthier ohne Widerstand, von Civitavecchia herkommend, in Rom ein.

Die Stadt Rom liegt mit zwei Regionen (Quartieren) auf dem rechten, mit zwölf auf dem linken Tiberufer, eine Eintheilung, welche Frankfurt nachgeahmt hat. Die Tiber, welche in der Breite der Seine bei Paris oder des Neckar bei Heidelberg die Stadt durchfließt, beschreibt eine doppelte S-Krümmung, die erste bei der Engelsburg, die zweite bei der Tiberinsel. Die Hügel im Innern der Stadt sind strategisch ganz unwichtig, da sie, an sich schon niedrig, durch den bei den verschiedenen Zerstörungen der Stadt in den Tiefen angesammelten Schutt noch mehr verwischt, theils auch, wie der Palatin, mit Ruinen bedeckt, theils, wie das Kapitol, leicht zugänglich gemacht sind. Am ersten möchte noch der Aventin, der mit seinem festen Kloster Santa Sabina das gegenüberliegende flache Ufer vor dem Hafenthore (Porta Portese) beherrscht, und der Coelius, der die Straße nach dem St. Sebastiansthor bestreicht und noch in späteren Zeiten theilweise befestigt wurde, einige Wichtigkeit besitzen. Desto wichtiger sind die Hügel, welche nur theilweise in die Stadt gezogen, entweder in derselben Höhe draußen sich forterstrecken, wie der Pincius, oder gar erst vor der Stadt ansteigen, wie auf dem rechten Ufer der Janikulus. Die bekannten Aussichtspunkte auf demselben: das Kloster San Onofrio, die Wasserleitung Aqua Paola, das Kasino der Villa Corsini, das Kloster der Villa Lante sind eben so viele Punkte zur Beherrschung eines, wenn auch nur geringen Theiles der Stadt, daher von der Porta Cavalleggieri von jeher die Angriffe auf Rom gerichtet waren. Dagegen ist der angränzende Vatikanische Hügel (auf dem rechten Ufer), welcher einen steil abfallenden Rand gegen das Höllenthal (Valle del inferno) zeigt, regelmäßig gegen die Anfälle der öfters in Ostia landenden Sarazenen befestigt; jedoch wird die ganze Westseite der Stadt vom Ponte Molle bis zum Vatikan von dem etwa eine halbe Stunde entfernten, hohen und durch Straßen zugänglichen Monte Mario bedroht. Die Mauern stammen aus sehr verschiedenen Zeiten: die zwischen dem Volksthor (Porta del Popolo, nicht Pappelthor, wie Tieck übersetzt) und dem Ponziusthor aus dem neunten Jahrhundert; die zwischen der Porta Pinziana und Porta Salara aus der Zeit des Belisar; die zwischen Porta Pia und Porta St. Lorenzo aus der Zeit des Tiberius; die von dem Johannisthor (Porta St. Giovanni) bis zum Amphitheatrum castresse sind von Aurelian; die bei Porta Maggiore im dreizehnten Jahrhundert erbaut. Sie sind in verschiedenem Zustand der Unterhaltung, alle genügend hoch und stark und durch Strebepfeiler unterstützt, aber ohne Vorsprünge und vorliegenden Graben. Rom hat jetzt noch 12 zugängliche Thore, nämlich auf dem linken Ufer Porta S. Giovanni in Laterano, Maggiore, S. Lorenzo, Pia, S. Sebastiano, del Popolo, Salara, S. Paolo, auf dem rechten: Porta Portese, S. Pankrazio, Cavalleggieri und Angelika. Drei Thore auf dem linken: Porta Pinciana, Latina und Nomentana, und eins auf dem rechten Ufer: Porta Fabbrico, sind vermauert. Die älteren Thore sind sehr fest; sie gehen theils durch Thürme, theils durch gewaltige Bogen von Wasserleitungen, wie S. Lorenzo und Maggiore; die modernisirten, wie Porta del Popolo, S. Pankrazio, Portese, sind weniger fest und deßhalb verbarrikadirt. Die eigentliche Zitadelle der Stadt, die Engelsburg (Castello S. Angelo) hat zum Kern die runde felsenfeste Steinmasse vom Mausoleum Hadrians. Um diese ist ein regelmäßiges Werk von fünf Bastionen mit vorliegenden Schanzen erbaut. Nach der Stadt zu beherrscht das Kastell die Engelsbrücke und die schwächste Stelle Roms, das dem Hafen der Ripetta gegenüber liegende flache und schutzlose Ufer, doch wird es selbst bei der heutigen Vervollkommnung des Geschützes vom Monte Mario bestrichen.

Die wirksamste Schutzwehr wird Rom immer in der heiligen Scheu finden, welche jeden zivilisirten Feldherrn abhält, die gräßlichen Zerstörungsmittel der Gegenwart in ihrer ganzen Wucht gegen den tausendjährigen Sitz der Kunst und der Geschichte anzuwenden; einen weiteren Schutz in der öden, ungesunden Umgebung der Stadt, welche ein längeres Davorlagern durch tödtliche Fieber straft.

Mannigfaltigkeiten.

Adolph Glasbrenner singt in seinen „freien Blättern“:

An Deutschlands bald'ger 1heit
Da 2fle ick noch sehr;
Ick jebe keenen 3er
4 diese Hoffnung her.
5 Nationalitäten
Sind, wo 6 Deutsche stehn,
Die alle abzu7,
Gebt 8, det wird nicht jehn;
Viel sind dem 9 noch abhold
Vom Scheitel bis zum 10.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 99 23. Juni 1849.

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

Vor der Thüre desselben begegnete ihm Jonathan. „Jetzt hol' ich ihn," sagte der Kerl und huschte ins Haus. Meister Stübecke machte große Augen, als er den Matrosen in das Gastzimmer treten sah; Jonathan kehrte sich aber nicht daran, sondern trat ihn frech mit den Worten an: „Meister führt mich doch zu Euerm Neffen, meinem lieben Landsmann und Jugendfreund Baltin Kampvorst. Ich weiß sein Logement nicht, auch keinen Bescheid in Euerm Hause, und es fängt schon an zu dunkeln."

Der Wirth bemerkte etwas Unheimliches in des bösen Buben Gesichte, auch fiel ihm die Nachfrage auf. Er nahm sich also vor, erst seinen Neffen von dem Begehr des Jonathan zu unterrichten, und antwortete daher: „Er ist ausgegangen, wird aber bald wiederkehren. Setze Dich und trink einmal mit mir, wenn Du Zeit hast, ihn zu erwarten."

Dieß freundliche Anerbieten machte hier wiederum den Matrosen argwöhnisch; er trank vom dargebotenen Wein, setzte sich und sprach mit Meister Peter, seinen Augen entging aber die Unruhe in des Wirthes Gesicht nicht, auch fiel ihm auf, daß dieser öfter heimlich befragt und weggeholt wurde.

Stübecke schlich zu seinem Neffen, aber da ein Theil der Oranier diesen Abend zusammen kamen, um Kampvorst's Mittheilungen zu vernehmen, so konnte dieser unmöglich mit Jonathan sprechen, von dessen Besuch beide ohne dieß nichts Gutes ahneten.

Der Matrose hatte einige Stunden ungeduldig gewartet, argwöhnte, daß er hintergangen sey und empfahl sich mit der Aeußerung, daß er nun nicht länger warten könne und lieber Morgen am Tage wieder kommen wolle. Draußen schlich er aber, wie ein Kater, die Treppen hinauf bis ins vierte Stockwerk, fühlte sich hier weiter und horchte an einer Thüre. Nur schwach vernahmen seine scharfen Ohren eine weibliche und männliche Stimme abwechselnd, und in der Ueberzeugung, es sey Kampvorst, der vielleicht mit Elisabeth hier seine Schäferstunde feiern und nicht gestört seyn wolle, ging er wieder, um sich von de Beaux Verhaltungsregeln auszubitten.

Als er in die Hausflur kam, bemerkte er, wie der Wirth dicht vor ihm einen verhüllten Mann nach hinten führte. Er wollte nachschleichen, verlor aber im Dunkel die Spur und konnte sich selbst nicht mehr heraus finden. Als er nun umhertappte und nach der kurz vorher passirten Thüre suchte, hörte er sich wieder von der Stimme des Wirths angeredet, die ein kräftiges: „Wer da!" donnerte.

„Ach, lieber Meister und Landsmann," winselte der Matrose, „ich bin der Jonathan. Ein Bedürfniß führte mich hierher und nun weiß ich gar nicht wohin ich gerathen bin."

„Willst Du fort hier, böse Sieben," eiferte Stübecke, erfaßte ihn beim Arm und schleuderte ihn durch die geöffnete Thüre auf die Hausflur.

Nun erst ärgerte sich der Wirth, daß er ihn fort gelassen, indem er bedachte, daß der Bube etwas bemerkt haben könnte; denn daß er auf der Lauer gelegen, war klar, daß er mehrere Verschworne, die hier vorübergegangen, bemerkt, war wahrscheinlich. Er fand also für gut, dieß schnell den bereits Versammelten anzuzeigen. Es wurde auch sofort ein anderer Versammlungsort bestimmt und Stübecke versprach, seinen Neffen dahin zu bringen. Hierauf gingen die Verschwornen wieder still auseinander, und der Wirth verfügte sich zu seinem Neffen, um diesen abzuholen. Sie unterredeten sich eine kleine Weile über Jonathans verdächtiges Benehmen, und stiegen dann die Treppe herab. Schon waren sie bis in das erste Stockwerk gekommen, als sie unten die von einer fremden Stimme gesprochenen französischen Worte vernahmen: „Im Namen des Kaisers! Hier darf Niemand hinaus."

„Wir sind verrathen!" flüsterte Kampvorst heftig.

„Schnell hier hinein!" rief der Wirth und zog mit wilder Heftigkeit an der Schelle an van Delfthuis's Saalthüre. Erschreckt über diesen Ton, kam die Hausfrau, um zu öffnen, weil ihr Mann und der Bediente ausgegangen waren. „Retten Sie ihn! Verstecken Sie ihn!" kreischte ihr Stübecke mit heiserer Stimme zu, warf ihr den Kapitän in die Arme und zog die Thüre wieder zu. Hierauf eilte er die Treppe hinab. Unten wurde er eben gesucht. Ein Offizier trat auf ihn zu mit den Worten: „Es wohnt ein junger Mann im

Digitized by Google

vierten Stockwerk Ihres Hauses, der mein Gefangener ist. Ich weiß schon, daß er sich zu Hause befindet, zeigen Sie mir den Weg.“

„Der ist nicht schwer zu finden, immer gerad aus.“

„Korporal,“ rief der Offizier einem der Soldaten zu, „Sie durchsuchen unterdessen alle Gemächer des Hinterhauses. Auch Sie, Herr Wirth, sind mein Gefangener.“

Der Offizier stieg mit drei Soldaten die Treppe hinauf ins vierte Stockwerk.

„Im Namen des Kaisers!“ rief er vor der ersten Thüre, die ihm beim Strahl seiner Laterne in die Augen fiel, „Aufgemacht! Oder die Thüre wird eingetreten.“ Man vernahm einen Schrei. Dann wurde die Thüre geöffnet und Rigbeeke trat dem Offizier entgegen.

Die Soldaten ergriffen ihn und der Offizier nahm die Papiere des Buchhändlers van der Vlie in Beschlag. Und rasch gings hinab. Hier mußte Stübecke alle Zimmer öffnen, als man aber nirgends etwas Verdächtiges fand, wurde der Meister wieder auf freien Fuß gesetzt, und die Schaar zog mit dem Gefangenen ab.

Louison war von Angst und dem Willen ihres Geliebten getrieben, schnell unter das Bett gekrochen. Hier raubten ihr Schrecken und Schmerz, als ihr Geliebter abgeführt wurde, die Sinne, und nur die Kälte, die ihre Glieder erstarren gemacht hatte, weckte sie aus der Ohnmacht empor. Sie wandte sich aus ihrem Versteck hervor, um sich im Bette zu erwärmen. In dem Augenblicke trat eine schöne junge Frau mit einem Licht in die Thüre. Es war Lolot, die von Neugierde getrieben, sich umsehen wollte, ob sie nicht im Zimmer des Kapitäns etwas ausfindig machen könne, was zu seiner Befreiung diene; denn sie hatte nichts Geringeres als des Kapitäns Rettung beschlossen, nachdem sie die Ueberzeugung erlangt, daß er ihr Geliebter sey und sie aus Liebe und Dankbarkeit nachher heirathen werde. Sie hatte es deßhalb auch gar nicht ungern gesehen, daß ihr Vater auf de Beaur's Anzeige diesen Abend so schnell des Kapitäns Arretirung beschlossen; denn dadurch erhielt sie ja Gelegenheit, etwas Großes für den Geliebten zu thun, kannte ihre Gewalt über den Vater, und wußte, daß Kampvorst frei war, so bald sie es nur ernstlich wollte. Nebenbei aber freute sie sich sehr, daß der geliebte Kapitän ihr zu einer so schönen Rache an de Beaur verholfen, indem er diesen um das reiche Gretchen gebracht. Denn sie hatte sich geschmeichelt, de Beaur werde sie heimführen, und sah sich nachher betrogen.

Das große Interesse, welches Lolot an dem gefangenen Kapitän nahm, dem sie jenen schön gespielten Streich gar nicht für ein Verbrechen anrechnen konnte, wie de Beaur und ihr Vater, trug sie denn auch sogleich auf den kleinen frierenden Diener desselben über — denn dafür hielt sie die leis wimmernde Louison.

„Komm mit herab, armer Junge,“ sagte sie mitleidig und streichelte ihr die blasse Wange; „ich will Dich pflegen und wärmen,“ und damit führte sie das jammernde Mädchen in das dritte Stockwerk herab in ihr Zimmer. Louison mußte hier essen und trinken, und erholte sich allmälig von dem furchtbaren Schrecken. Lolot hatte sie verlassen, und nun kam der Unglücklichen erst die Frage in die Seele, in welchen Händen sie sich wohl befinden möchte. Es war ihr unmöglich, sich zu erinnern, ob sie mit der Dame, die ihr wie ein Engel in ihrer größten Noth erschienen, ein oder zwei Treppen herabgestiegen war, weil sie aber aus des Wirthes Munde von dem guten, sanften, lieben Gretchen van Delfthuis gehört hatte, so bildete sie sich ein, der Himmel habe ihr Gretchen zugeführt. Dieser Gedanke wuchs fest in ihrer Seele. Als darum Lolot nach einer Viertelstunde zurückkehrte und sie zutraulich fragte: „Sage mir, lieber Knabe, hat denn Dein Herr nicht oft von mir gesprochen? Hat er Dir nicht anvertraut, daß er mich liebt?“ so versetzte Louison sogleich: „Ei ja wohl, er sprach oft von Ihnen, und freute sich, Sie zu sehen. Ich wußte wohl, daß Niemand anders als Sie so großen Antheil an ihm nehmen konnte, und deßhalb will ich mich Ihnen auch ganz entdecken. Ich bin kein Knabe, sondern ein Mädchen und seine Geliebte.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

Seit jenem Abende dachten August und Valerie weit häufiger an ganz andere Personen, als an ihre dunklen Kousinen. Valerie ließ sich in einer Abendgesellschaft den Dichter der Semiramis vorstellen, und plauderte eine halbe Stunde mit ihm über die Romane der Skudery. Er hatte etwas Exzentrisches in seinem ganzen Wesen und Gebahren, was Valerie gerade anzog; er gab sich für den letzten Sprößling und Stammhalter einer einst sehr erlauchten, nunmehr aber äußerst verarmten Adelsfamilie aus dem südlichen Frankreich aus, und gestand, daß ihm seine Ahnen Nichts hinterlassen, als ihren Namen und eine romantische Geringschätzung gegen alles Andere als Liebe und Ruhm. Diese offen bekannten Eigenschaften sicherten ihm die Popularität, welche er durch seine Tragödie sich erworben hatte. Die gelangweilte vornehme Welt von Versailles war entzückt von der Frische und Kraft dieses ernsten Gemüthes; man hatte schon seit langer Zeit Nichts so Neues und Gelungenes mehr gesehen, und Fürsprache, Gönnerschaften, Freundschaftsbetheuerungen und Schmeicheleien strömten in reicher Fülle von allen Seiten her auf den Helden des Tages hernieder. Die Koketterie war von jeher nur das Vorrecht der verheiratheten Frauen in Frankreich; daher konnte Valerie nicht mit ihm kokettiren;

aber sie verwandte von nun an ihre ganze Zeit auf die Lektüre und das Studium der Dichter von Homer an, und versäumte keinen Abend, wo sie mit Florimer d'Avignon zusammentreffen konnte; sie war seine aufmerksamste und begeistertste Zuhörerin. Der Dichter konnte natürlich nicht gleichgültig seyn gegen so viel Reize, Kunstsinn und Bildung, und bewies Valerie seine Anerkennung auf tausenderlei Weise in kleinen aber schmeichelhaften Zügen. Im Gespräch wandte er sich vorzugsweise an sie, und widmete ihr eine eigenhändige Abschrift seiner Gedichte. Valerie verschloß diese letztere in ihrem Schmuckkästchen bei ihrem Werthvollsten, und vergaß nicht, daß Jemand ihnen das Kompliment gemacht, sie wären gleichsam für einander geschaffen. Aber auch von einer anderen Seite her drohten die Pläne des Herrn v. Theminay in Bezug auf die Zukunft seiner Kinder vereitelt zu werden: August hatte seiner Kousine niemals sonderlich eifrig den Hof gemacht, neuerdings aber schien es beinahe zwischen Beiden zum Bruche gekommen, und mit dem jungen Manne eine große Veränderung vor sich gegangen. Er, der nach Jedermanns Ermessen und seiner eigenen früheren Meinung nur geschaffen schien, um in Gesellschaften zu glänzen, vernachlässigte Bälle und Soireen. Dazu fing er an, in sehr geringschätzigem Tone von den Vorzügen zu reden, welche Geburt und Vermögen gäben, und sprach geheimnißvoll von edlen erhabenen Eigenschaften, welche sich oft in armseliger und bescheidener Hülle bärgen, und von Seelengröße und Reichthum des Gemüthes bei Personen von niederer Abkunft, wie sie die große Welt gar nicht kenne. Valerie, welche ihn genau beobachtete, verwunderte sich hierüber nicht wenig. Eines Tages aber, als ihr Bruder seinen Schreibpult abzuschließen vergessen hatte, blickte sie mit mädchenhafter schwesterlicher Neugier hinein, und fand darin einen an August gerichteten Brief von einer schönen weiblichen Hand. Die Gelegenheit war unwiderstehlich günstig, und Valerie las den Brief. Er war nur ein Antwortschreiben voll Gefühl, das sich in einer edlen Weise aussprach, und war mit dem Namen „Ambroisine Dupré" unterzeichnet. Daraus errieth Valerie den ganzen Zusammenhang. Eines aber wunderte sie. Konnte die Tochter eines Friseurs so denken, so schreiben? Natürlich wußte sie sich bald in den Besitz von dem Rest des Geheimnisses zu setzen. August erzählte ihr, wie ihn des Mädchens einfache Schönheit schon an jenem Abende überrascht, da er sie beim Hinweggehen aus dem Theater gesehen, — wie er sie dann auf der Straße und am Fenster gesehen, ihr später einen Blumenstrauß zugesandt und dafür einen schriftlichen Dank erhalten habe, welcher ihm eine weit über ihren Stand gehende Bildung und ungewöhnlich ausgezeichnete Talente verrathen habe. Seither waren zwischen Beiden mehrere Briefe gewechselt worden, und diesen waren sogar einige mündliche Unterredungen gefolgt; kurzum, August war sterblich in Ambroisine Dupré verliebt, und beschrieb ihre Anmuth, Unschuld, Jungfräulichkeit, Anspruchslosigkeit, und ihre Liebe zu ihm in solch glühenden Farben, daß Valerie selbst sehr zu Gunsten des Mädchens eingenommen wurde, besonders nachdem sie die Briefe gelesen hatte, welche er von Ambroisine empfangen und die er alle der Schwester eingehändigt hatte, damit sie das ganze Wesen und Gemüth dieses seltenen Mädchens daraus kennen lerne. Er setzte noch hinzu, der persönliche Verkehr mit Ambroisine seye weitaus nicht so genußreich und befriedigend für ihn, da eine seltene Schüchternheit das holde Kind in seiner Gegenwart immer befangen und beinahe stamm mache.

Dieser Augenblick des innigsten geschwisterlichen Vertrauens däuchte Valerie ganz geeignet, auch dem Bruder mit einem Erguße ihrer geheimsten Gedanken und Gefühle entgegenzukommen. Sie vertraute ihm ihre Liebe zu dem Dichter an, und versprach ihm, sich mit seiner Ambroisine zu befreunden, wogegen er den Umgang des talentvollen Florimer d'Avignon suchen wollte. Während aber die Geschwister auf diese Weise ihre eigenen Angelegenheiten beriethen und besprachen, waren sie keineswegs gleichgültig gegen die ihrer Angehörigen, besonders Justin beschäftigte sie sehr. Wer hatte ihm wohl jenes Briefchen im Schauspielhause zugesteckt? und was enthielt es wohl? Der Junge hatte offenbar seine eigenen Geheimnisse; sie hatten in Erfahrung gebracht, daß man ihn häufig und zu ungewöhnlichen Stunden in einer der Vorstädte von Versailles bemerke; nur selten verbrachte er seine Abende im heimischen Familienkreise, und der hochwürdige Franziskaner, welcher ihm als Hofmeister beigegeben war, beklagte sich doch immer, daß der Jüngling eine allzu große Anhänglichkeit an das Vaterhaus habe. August und Valerie hielten es unter ihrer Würde, ihn heimlich zu beobachten oder seinem Thun und Treiben nachzuspüren; zudem war ihnen der jüngere Bruder beinahe fremd; allein sie fühlten sich wenigstens um der Ehre der Familie willen aufgefordert, den Jüngling genauer zu beobachten.

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Bugeaud.

Paris, 11. Juni. Gestern Früh um 6 Uhr 35 Minuten ist Marschall Bugeaud im 65sten Jahre seines Alters gestorben. Um halb 8 Uhr kam der Erzbischof, in der Hoffnung, den Kranken noch am Leben zu treffen, und segnete die Leiche ein. Hr. Maigne, vormaliger Kabinetschef im Justizministerum, erhielt den Auftrag die traurige Botschaft dem Präsidenten zu hinterbringen, der sie mit schmerzlicher Bewegung entgegennahm und dem Ueberbringer folgende Worte an den Obersten Feray mit zurückgab: „Mein lieber Oberst, ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, mit welchem Schmerz mich die Nachricht vom Tode des Marschalls Bugeaud erfüllt. Ein unermeßlicher Verlust für Frankreich und für mich. Seine Familie muß, ich

begreif' es, untröstlich seyn; auch vermag ich Ihren Schmerz nicht anders zu mildern, als dadurch, daß ich den meinigen ausspreche u. s. w." Die Marschallin und ihre Tochter, Gattin des genannten Obersten, sind noch Abends spät in Paris eingetroffen."

Der Marschall war am 15. Okt. 1784 zu Limoges geboren, und stammte aus einer im Poitou ansässigen Familie niedern Adels, die von altersher sich dem Kriegsstande widmete. Auch war Bugeaud ein geborner Soldat. In Spanien, wo er im Jahre 1808 schon als Oberoffizier den Feldzug mitmachte, zeichnete er sich beim Heere von Valenzia durch die glänzendsten Kriegsthaten aus. 1815 zum Obersten ernannt, hielt er vor Grenoble's Thoren mit seinem Regiment ein ganzes Armeekorps Oesterreicher im Schach, eine Heldenthat deren Andenken jüngst noch in dieser Stadt gefeiert wurde. Als er beim Friedensschluß außer Dienst gesetzt ward, sagten die Soldaten seines Regiments: „Der verliert seinen Marschallstab!" Damals war nicht vorauszusehen, daß er ihn dereinst in Afrika wiederfinden würde. Gegen Wunsch und Willen das Kriegshandwerk verlassend, wendete er sich, gleich den Alten, dem Ackerbau und der Landwirthschaft zu, für die er Neigung hatte, und deren angreifende Arbeiten ihm zusagten. Dieß neue Leben war für ihn auch eine Quelle neuer Beobachtungen und neuer Studien. Er ging dem Landvolk seiner Umgebung in vernünftiger Beschaffung des Bodens, in Einführung heilsamer praktischer Neuerungen mit gutem Beispiele voran, und beförderte nach Kräften überall das Gute und Nützliche. So erhielt ihn der Feldbau in heilsamer Thätigkeit, und als ihm Frankreich 1830 das Schwert zurückreichte, konnte er es mit kräftiger Hand ergreifen. Der eigentliche Schauplatz seines Ruhms war Afrika; er sicherte die Eroberung. Je höher er sich aufschwang, je mehr befand er sich in seinem Element; je größer der Schauplatz des Krieges, desto angemessener seinem Geiste. Er war der erste, der die Kunst verstand, den bis dahin unerreichbaren Feind zur Schlacht zu zwingen, und der Preis dieser Gewandtheit war der an der Sickack erfochtene Sieg. Bei Ysly, wo er einen neuen Gegner vor sich hatte, wußte er sogleich eine neue Schlachtordnung in Anwendung zu bringen. In hohem Grade besaß er, was Napoleon die Kunst „das Schlachtfeld zu schaffen" nannte. Bugeaud hat als Krieger ein großes Werk gethan: die Pazifikation Algiers; doch schien er bestimmt zu seyn, seinem Vaterlande wichtigere Dienste zu leisten. Er stand nahe daran, ins Ministerium einzutreten; früher oder später, unfehlbar mußte der Augenblick kommen wo er in der Regierung seinen Sitz einnahm. Mehr als irgend einer entsprach er dem zwiefachen Bedürfniß der jetzigen Situation: Stützung und Widerstand. „Ense et aratro" war sein Wahlspruch. Handelte es sich um Verbesserung der Bedingungen des allgemeinen Wohlseyns, so war keiner mehr, wie er mit Herz und Einsicht dabei. Beim Landvolk in seiner Provinz war er in hohem Grade beliebt, und in weit höherem noch beim Soldaten, der ihn des Heeres Vater nannte, und für den er auch in der That mit väterlicher Liebe sorgte. Er war für alles Nützliche, für alle Verbesserungsideen empfänglich, und dem Guten und Praktischen im Sozialismus durchaus nicht zuwider, sondern sogar mit Viktor Konsidérant befreundet, dem er manchen guten Artikel für seine „Phalange" einsandte. Bekanntlich stellte er mit der Assoziation, deren Prinzip ihm zusagte, unter der Form von Militärkolonien und Landbauvereinen in Afrika Versuche an, die jedoch mißglückten und ihm die Idee als eine unausführbare oder doch als eine dem Entwicklungstrieb des Menschen zur Thätigkeit nachtheilige erscheinen ließen, so wandte er sich allmälig von den sozialistischen Theorien ab, und ward später sogar ihr eifriger Bekämpfer, insofern sie die Arbeiter und die Landleute von ihrer ihnen angewiesenen einfachen, nützlichen Beschäftigung abziehen, um sie mit Ideen bekannt zu machen, die sie nicht verstehen oder nur mißverstehen, und durch deren verderblichen Einfluß sie aus fleißigen thätigen Bürgern, die sie waren, allmälich zu Tagedieben und Pflastertretern werden müssen. In diesem Sinne schrieb er vor Kurzem noch eine treffliche kleine Flugschrift „Gespräche auf dem Lande" bei Weitem das Beste der Art unter den vielen Veröffentlichungen des Poitiersvereins. Bugeaud war ein Mann von Geist und Kenntnissen, von Charakterfestigkeit und seltener Energie. Er hatte in seinem Wesen etwas antikes. Er sprach und schrieb wie er dachte, kurz und bündig. Er liebte den Ruhm und war auch gegen Popularität nicht gleichgültig. Letztere besaß er nicht. Der Grund dieser Unvolksthümlichkeit lag in seiner politischen Stellung. Diese zu berühren, haben wir hier vermieden, weil es uns zu weit führen würde, mit einiger Ausführlichkeit darüber zu sprechen.

Mannigfaltigkeiten.

Als der greise Held Blücher, der Marschall Vorwärts, wie ihn die Russen nannten, in Schlesien auf dem Sterbebett lag, besuchte ihn sein König und sprach ihm von Hoffnung auf Wiedergenesung. Blücher erwiederte ganz ruhig: „Ew. Majestät wissen wohl, mein Weg geht vorwärts; ich fühle, daß ich nicht mehr weit vom Ziele bin, und umkehren, das war nie meine Sache!"

Die Gesundheit des Leibes, sagt ein spanisches Sprüchwort, ist der Schlaftrunk der Seele.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 100 24. Juni 1849.

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

„Wie?“ schrie Lolot auf, und Wuth leuchtete aus ihren Blicken, „Du bist ein Mädchen und seine Geliebte? Und wagst, mir das so frech ins Gesicht zu sagen, abscheuliche Dirne! Er hat mich betrogen, der schändliche Mann, der Falsche! Er soll nun aber auch im Kerker schmachten und eine Kugel soll sein Loos seyn. An seiner Todesqual will ich mich weiden. Und Du, Schandbalg, fort aus meinen Augen, eh' ich Dich züchtige, oder ich laß' Dich auch in ein kaltes Gefängniß werfen, wo Dir die Liebesbrunst aus dem Leibe frieren soll. Fort! sag' ich Dir; fort!“ Mit diesen wildgekreischten Worten erfaßte sie das abermal zum Tode erschrockene Mädchen beim Arme und schleuderte sie aus dem Zimmer, über den Vorsaal und die Treppe hinab, die Unglückliche mit den scheußlichsten Schimpfnamen belegend. Kläglich aufschreiend flog Louison die die Treppe hinab, und stand plötzlich vor einer andern weiblichen Gestalt, welche die Stufen herauf stieg.

„Was fehlt Dir, Kleiner?“ fragte diese. „Weßhalb ist die Französin da oben so erbittert auf Dich?“

„Ach, ich weiß es nicht!“ jammerte Louison. „Ich habe sie für Gretchen van Delfthuis gehalten, aber wie Sie sagen, ist Sie ja eine Französin, und gehört also wahrscheinlich zu Cloporte's Familie.“

„Das ist wirklich der Fall. Was aber willst Du denn von Gretchen van Delfthuis?“

„Ach, Meister Stübecke hat sie so gut und hold geschildert, und weil sie Rigbeeke's Nichte ist, so hoffte ich Schutz bei ihr zu finden.“

„Rigbeeke's Nichte? Knabe, wer bist Du? Wie kommst Du zu diesem Namen, der meiner seligen Mutter gehörte; denn wisse, ich bin Gretchen van Delfthuis.“

„O so erbarmen Sie sich eines durch die Liebe zu Ihrem Oheim höchst unglücklich gewordenen Mädchens! Ich bin kein Knabe! ich heiße Louison Gaumasin, und Ihr Onkel ist vor einer Stunde von den Polizeisoldaten abgeführt worden.“

„Welche Räthsel!“ rief Gretchen erstaunt. „Schnell hier herein und auf mein Zimmer.“ Und rasch zog sie die Zitternde hinter sich her, und die Thüre wurde verschlossen.

Frau van Delfthuis erkannte den Kapitän nicht, als er in ihre Arme stürzte, selbst als er ihr zuflüsterte: „Um des Himmels Willen, Elisabeth, rette mich! Die Franzosen sind mir auf den Fersen, und wenn sie mich finden, bin ich des Todes,“ selbst jetzt noch raubte ihr die heftige Bestürzung die Erinnerung, und nur wie liebe sonst wohl vornommene Klänge schlug der Ton seiner Stimme an ihr Ohr. Unwillkürlich zog sie den Mann in ihr Zimmer, an allen Gliedern zitternd, doch nun war es auch mit ihrem Rettungsversuch zu Ende, sie wußte nicht, was sie ferner beginnen sollte. Hier aber fielen die Lichtstrahlen in sein Gesicht, und mit Erstaunen erkannte sie ihren sonst so heiß, ach! und noch immer geliebten Valtin.

„Valtin, Du bist's!“ rief die schöne Frau. „Wie kömmst Du hierher?“

„Alles später,“ entgegnete er eilig, „nur jetzt ein Versteck,“ und ohne ihre Antwort abzuwarten, schlüpfte er in das nächste Zimmer, und durch dieses in das Schlafzimmer der Hausfrau. Elisabeth stand einen Augenblick ohne alle Ueberlegung, endlich dämmerte ein Gedanke an die hohe Gefahr ihrer Lage in ihrer Seele auf. Was kümmerte sie es, wo Valtin hergekommen, genug er war da, schwebte in Lebensgefahr und es galt, ihn zu retten; aber auch ihren eigenen Ruf mußte sie auf alle Fälle zu wahren suchen, und wie leicht konnte nicht eine Magd, die zu Hause seyn mußte, herein in das Schlafgemach kommen und wie verdächtig wäre es gewesen, ihr den Zutritt zu verwehren. Zu einiger Beruhigung diente es ihr, daß das Dienstmädchen nicht in der Nähe gewesen zu seyn schien, als die Glocke so heftig gezogen wurde, sonst hätte sie gewiß die Thüre geöffnet. Aber eine zweite Dienerin, mehr Kammermädchen als gemeine Magd, war mit Gretchen gegangen, um sie aus einer Gesellschaft zu begleiten. Hatte Elisabeth nicht diese, hatte sie nicht ihre eigene Tochter, ihre übrigen Kinder, ihren Gemahl zu fürchten? Valtin mußte wenigstens den Blicken derer entzogen werden, welche der Zufall in das Gemach führen konnte. Aber auch die Verfolgung konnte hineindringen und ihn finden.

Digitized by Google

ein schrecklicher Gedanke! Mit beflügeltem Schritt eilte sie ihm nach und sprach: „Rasch in meine Garderobe, Valtin! Sie schob ihn in den Schrank und zog den Schlüssel ab. Hierauf wurde sie allmälig ruhiger und ging, um die Magd auszuforschen. Diese aber war eben von einem Geschäfte fern gehalten worden und wußte nichts von dem Vorgefallenen. In Fürchten und Bangen verstrich eine Stunde. Da kehrte Gretchen zurück. Der befangenen Hausfrau wurde neues Staunen bereitet, als sie die Stieftochter mit geheimnißvollen Geberden einen schönen Knaben hereinziehen sah. „Beste Mutter," flüsterte Gretchen, „dieß verkleidete Mädchen ist unseres Mitleids werth. Wir werden Dinge von ihr hören, die höchst wichtig für uns, vorzüglich für mich, sind. Aber wir wollen sie schnell in Ihr Schlafzimmer führen, eh' der zudringliche Franzos kommt, Dorthin kann er sich doch nicht drängen."

„Aber Gretchen!" — — sagte die verlegene Mutter.

„Bedenken Sie, daß ein sehr naher Verwandter, der Bruder meiner seligen Mutter, mein Onkel in sehr großer Gefahr schwebt! Vielleicht können wir etwas für ihn thun. Ich weiß es ja selbst noch nicht. Kommen Sie nur, ich beschwöre Sie! und lassen Sie das liebe arme Kind uns erst vom Stand der Dinge unterrichten." Die zaudernde Frau wurde mit fortgerissen. „Selbst die Zofe weiß nichts von der Kleinen," fuhr Gretchen fort; sie plaudert noch unten mit Frau Stübecke, und diese fand ich auf der Treppe, eben als sie von der abscheulichen Französin oben schlecht behandelt wurde. Gewiß steckt de Beaux mit darunter."

„De Beaux!" rief Louison. Ist dieser entsetzliche Mensch auch hier? O dann lassen Sie mich vor diesem Ungeheuer fliehen, so weit ich vermag! denn sieht er mich, so bin ich verloren."

„Kennst Du ihn auch?" fragte Gretchen mit einer gewissen Freude. „Er soll Dich nicht finden. Im Nothfalle stecken wir Dich in die Garderobe der Mutter. Nicht wahr liebe Mutter?"

Diese hatte nicht Zeit zu antworten; denn die Schelle wurde gezogen, die Thüre von der Magd geöffnet, und man hörte die Schritte der Zofe. Auch ließ sich dieselbe schon also vernehmen: „Herr de Beaux ist da, um Ihnen gute Nacht zu wünschen." Und in demselben Augenblicke vernahmen die erschrockenen Frauen die Schritte des verhaßten Franzosen.

„Die Garderobe ist verschlossen," flüsterte Gretchen heftig. „Mutter um Gott! wo haben Sie den Schlüssel?" Diese hatte schon das Licht ergriffen, um de Beaux entgegen zu eilen, von dessen Frechheit sie befürchtete, er möchte in das Schlafzimmer kommen, und jetzt, als Gretchen sie mit einem wahren Verzweiflungston um den Schlüssel der Garderobe anging, nahm sie denselben in halber Geistesabwesenheit aus dem Busen, wo sie ihn verborgen hatte, und reichte ihn der Tochter. Diese öffnete im Dunkeln den Schrank und stieß die zitternde Louison hinein, ihr zuflüsternd: „Verhalte Dich hier ruhig; ich erlöse Dich nachher. Darauf verschloß sie den Schrank und eilte durch das anstoßende dunkle Zimmer in das erleuchtete, wo de Beaux mit der Mutter war.

Diese aber hatte eben auf dessen Frage nach Gretchen, in ihrer höchsten Verwirrung geantwortet, daß sie sich zu Bette gelegt, in der Meinung, die Tochter werde im Schlafzimmer bleiben. Nun trat diese in gleich großer Verwirrung herein und die Mutter verlor alle Fassung. Beider Gesicht war mit hohem Purpur übergossen, und die Augen flogen in irrer Gluth an den Boden, und Gretchens Mund stammelte unverständliche Worte, während Frau Elisabeth ganz schwieg.

„Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich störte", sagte de Beaux mit festem forschenden Blicke auf den Frauen: „ich bin bloß gekommen, um mich zu erkundigen, ob Ihnen der Schrecken nichts geschadet."

„Welcher Schrecken?" fragte die Frau noch bestürzter, ihr Geheimniß schon verrathen wähnend.

„Ich hörte, daß man einen jungen Mann im Hause arretirt hat, welchen man für einen englischen Spion hält. Haben Sie nichts von dem Lärm gehört?"

„Ich war nicht zu Hause, sondern bei einer Freundin in der Abendgesellschaft," versetzte Gretchen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

Andere Leute mochten inzwischen ebenso gewichtige Gründe haben, auch August und Valerie aufmerksamer zu beobachten und ihre Schritte zu überwachen. Als die Sympathie des Dichters für Valerie noch ausdrucksvoller, und August's Besuche im Hause des Friseurs häufiger und statkundiger wurden, schöpfte Herr v. Theminay um so mehr Argwohn, als die Faquettes nachgerade ziemlich verdrießlich wurden und merken ließen, man wolle den früher getroffenen Abreden ein Schnippchen schlagen. Der alte Baron v. Theminay legte sich daher selbst auf die Lauer, und machte unterschiedliche Entdeckungen, die ihm nichts weniger als angenehm waren. Der ganze Liebeshandel der beiden Geschwister kam allmälich stückweise an den Tag, und führte eine Scene herbei, wie sie zuvor noch niemals in dem stillen Theminay'schen Hause erlebt worden war, denn der Grimm des hintergangenen Vaters war fürchterlich.

Gerade um diese Zeit machte eine Person in Versailles sehr viel von sich reden, nämlich eine Frau, welche seit kurzer Zeit sich in einem kleinen Häuschen auf dem Saume der Vorstadt eingemiethet hatte, — in einem jener Bauernhäuser, die noch aus den Tagen her stehen geblieben waren, da Versailles noch ein obskures Dorf gewesen, dessen Hütten über die ganze Ebene hin zerstreut waren. Ganz Versailles sprach nur von dieser

Madame Le Sage, wie sich die Fremde nannte, deren scheinbares Gewerbe das einer Briefschreiberin war, — ein Gewerbe, welches bei der damaligen Volksbildung noch häufiger war, als es noch heutzutage in Frankreich ist. Damals ward es übrigens nur sehr selten von Frauen ausgeübt. Frau Le Sage war aber eine Meisterin in ihrem Fache, und mit dem Rufe von ihrer Fertigkeit im Briefstyl verbanden sich noch besondere Umstände, die die allgemeine Neugier noch in höherem Grade anregten. Man behauptete, ihre Briefe bringen Glück; Viele wollten sogar wissen, noch keine ihrer Bittschriften habe je ihren Zweck verfehlt, und man nannte sich unter dem Siegel des Geheimnisses die ersten Familien des Reiches, welche sich um dieser wunderbaren Eigenschaften willen der Feder der Frau Le Sage bedient haben sollten. Außerdem vermochte Frau Le Sage auch noch in die Zukunft zu blicken, und dem gläubigen Neugierigen den Schleier derselben zu lüften. Der Glaube an Prophezeihung und Wahrsager war ohnedem eine charakteristische Erscheinung in jener auf dem Gebiete der Religion so ungläubigen Zeit; er herrschte unter den aufgeklärtesten und bestgebildeten Klassen der Gesellschaft ebenso allgemein vor als im Volke, und selbst die skeptischen Philosophen jener Zeit waren davon nicht frei. Natürlich, es gilt ja für alle Zeiten; das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind; Kartenschlagen und die übrige gemeine Praxis der Wahrsagerei war in Frankreich durch strenge Gesetze verboten; allein Frau Le Sage bewerkstelligte ihre Enthüllungen in Gestalt einer Lotterie, welche die Betheiligten selber zogen, und woran sie, die Wahrsagerin, gar keinen persönlichen Antheil zu haben schien. Aber gerade hierüber und über die auf solche Weise gewonnenen Eröffnungen waren die merkwürdigsten Gerüchte im Umlauf.

Auch an Frau Le Sage's Persönlichkeit haftete ein geheimnißvolles Etwas; ihrer Behauptung nach kam sie zunächst von Paris, allein Niemand wußte etwas Näheres über ihre frühere Geschichte. Ihre Züge waren scharf markirt, wie die einer Jüdin, von dunkler Farbe, ihr Wuchs klein und zwerghaft; obwohl sie kaum 30 Jahre alt zu seyn schien, war ihr Haar doch vollkommen weiß, und sie trug es lose bis auf die Hüften herabgekämmt und nur mit einer schmalen Silberspange um die Stirne gebunden. Man glaubte sie in der einen Hand und auch an dem einen Fuße gelähmt, denn sie führte immer einen Stock mit silbernem Knopfe, und trug ein dunkelbraunes, weites, faltiges Gewand mit langen herabwallenden Aermeln, nach morgenländischem Schnitte. Sie verließ nur selten das abgelegene Häuschen, welches sie allein mit ihrer Magd bewohnte, — einem ältlichen plumpen Weibe, von stämmiger Figur und groben Zügen, die eine fabelhafte Grobheit und Derbheit an sich hatte. Diese beiden Personen bildeten natürlich das allgemeine Gespräch des ganzen Stadtviertels, um so mehr als Personen vom höchsten Range sich in ihrem Häuschen einfanden. Man wollte sogar wissen, Frau v. Maintenon habe selbst schon Frau Le Sage über den Tod des Königs befragt, und die Dauphine habe sich über die Entlassung der Maintenon erkundigt. Niemals aber wurden mehr als zwei Personen zu gleicher Zeit bei der Wahrsagerin vorgelassen, und die klassische Grobheit des alten Weibes, welches die Stelle einer Thorhüterin versah, benahm auch den ausgelassensten jungen Adelichen des Hofes den Muth, diese Hausordnung bei der Wahrsagerin zu verletzen. In der That mußten überhaupt die Prophezeihungen dieser Frau höchst seltsamer Art seyn; Niemals gingen Skandal oder schlimme Folgen von ihrem Häuschen aus; vielmehr bewirkten ihre Enthüllungen in sehr Vielen ihrer Besucher eine gänzliche Sinnesänderung, und eine Veränderung ihres ganzen Wandels, und Manche, welche nur die leichtfertigste Neugier und Klatschsucht hingeführt hatte, zogen hinterher ihr Gesicht in gar ernste Falten, wenn nur von der geheimnißvollen Frau die Rede war. —

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Schleswig-Holstein.

Von Ernst Willkomm.

Holsteiner Land. Eckernförde. Die Fregatte „Gefion“ und das Wrack „Christian VIII.“

Auf dem Kieler Bahnhofe zu Altona wimmelte es von deutschen Kriegern aller Stämme. Hier konnte man binnen einer Viertelstunde mehr Variationen in deutscher Zunge erklingen hören, als sonst in Jahren. Der Bayer ging Arm in Arm mit dem Sachsen, der Schwabe mit dem Preußen; Kurhessen, Darmstädter, Nassauer plauderten vertraut und herzlich mit den hochgewachsenen Söhnen aus Angeln und den friesischen Küstenstrichen. Dieses heitere, lebensvollen Bild deutscher Volkseinigkeit und Stammesfreundschaft war kein gemachtes, kein anbefohlenes, es war das natürliche Ergebniß brüderlichen Zusammenlebens unter dem schwarz-roth-goldenen Banner, das als Symbol unseres erwachten National-Bewußtseyns über der Eingangshalle des Bahnhofes flatterte. Dieses Schwarz-Roth-Gold, in manchen Gauen Deutschlands schon wieder eine halb verpönte, wo nicht gar zur Mythe gewordene Farbe, gewinnt hier im Norden erst Bedeutung. Für die Herzogthümer sind es die Nationalfarben. Man sieht sie wehen von allen Häusern, auf einsamen Höfen der Geest, auf der Strohhütte des Telegraphen-Wächters und auf den höchsten Zinnen der Kirchthürme. Hier keine deutsche Kokarde am Hut zu tragen, würde man für eine Schande halten. Dieses Festhalten an dem Banner der Freiheit von 1848 verdanken die Herzogthümer ihrem Kampfe mit Dänemark. Es ist eine alte, unumstößliche und immer von Neuem sich bewährende Thatsache, daß Schwerterklang und

Kanonendonner selbst widerstrebende Elemente einigen, einander suchende aber schnell auf's innigste verbünden. Gründlicher, fester, dauernder als der Krieg hätte die Schleswig-Holsteiner nichts mit Deutschland verknüpfen, nichts sie für ewige Zeiten weiter von Dänemark losreißen können.

Unter dem Gesange „Schleswig, Holstein, meerumschlungen“ ging der Zug ab. Es ist der National-, der Schlachtgesang der Schleswig-Holsteiner geworden. In Neumünster trennen sich die Schienenwege. Unsere militärischen Begleiter gingen seitwärts nach Rendsburg, wir Anderen rollten weiter nach Kiel. Schon auf diesem Fluge durchs holsteinische Land leuchtet auch dem Nichtmilitär ein, wie schwer es hier seyn muß, durch große Massenbewegungen gegen den Feind zu operiren. Schlachten im gewöhnlichen Sinne sind hier geradezu unmöglich, nicht, weil das Terrain von Natur ein ungünstiges ist, sondern weil man es durch die hier zu Lande übliche Feldbebauung dazu gemacht hat. Jeder einzelne Acker Land, jedes Wiesenstück, es mag groß oder klein seyn, jede Waldung ist eingefaßt von lebendigen Hecken, die man auf bisweilen mehreren Fuß hohen Erddämmen anlegt, sorgfältig pflegt, wohl auch von Zeit zu Zeit der Holznutzung wegen köpft. Vor oder hinter diesen zahllosen „Knicken“ läuft ein häufig mit Wasser angefüllter Graben, der, wenn auch schmal, das Uebersteigen eines solchen Knicks doch sehr erschwert. In einem Lande, das auf die angedeutete Weise durch zahllose, kleine, natürliche Verhaue geradezu unzugänglich gemacht worden ist, können geschlossene Heerhaufen wenig ausrichten. Die Kriegführung bleibt hier nothwendig beschränkt auf Vorposten- und Plänklergefechte, auf Ueberrumpelungen und ähnliche Scharmützel. Kavallerie und Artillerie auf solchem Terrain anwenden zu wollen, hieße dieselbe mit wenigen Ausnahmen muthwillig der Vernichtung Preis geben; wenigstens lassen sich keine Manöver damit ausführen, denn über einen geschlossenen Knick sind Geschütze nun und nimmermehr zu transportiren.

Kiel, das ich belebt fand, und dessen Lage an einem schmalen Busen der Ostsee mit freundlichen Hügel-Umgebungen einen sehr gefälligen Eindruck macht, dieses Kiel weiß den Krieg zu seinem Vortheil auszubeuten. Die glänzende Waffenthat bei Eckernförde führt zahllose Fremde nach Kiel, von wo deren Weiterbeförderung den Wagen- und Pferdebesitzern dieser Stadt anheimgegeben ist. Man kann sich denken, wie dieses glückliche Ungefähr von Geld-Spekulanten ausgebeutet wird und wie übel der Reisende dabei wegkommt. Es ward mir versichert, daß in den ersten zehn bis zwölf Tagen nach der Eckernförder Affaire ein Wagen von Kiel nach diesem Orte mit zwanzig Thalern bezahlt worden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Münchner Reichskammer bringt der bayerische „Punsch“ folgendes Zwiegespräch. Erster Schusterbube: Du, hör' mal, was will denn Das sagen, ein Gesetz über die Bildung der Reichskammer? — Zweiter Schusterbube: Nun ja, es kann künftig Niemand mehr Reichsrath werden, der nicht wenigstens einige Bildung hat.

* Homonyme.

Zu Land bin ich, ich bin zur See zu treffen,
Doch wer mich einzeln nur zu Land besitzt,
Dem rath' ich seine Segel einzureffen,
Weil er bereits schon auf dem Trocknen sitzt;
Der Staatspapiere Kurs wird ihn nie äffen,
Indem ihr Fall und Steigen ihm nichts nützt:
Er ist vom Reichthum eines Grafen Nassau
So weit entfernt, als Miako von Passau.

Nur selten komm' ich in die Hand des Königs,
Weit öfter hascht der Bettler mich im Flug;
Werd ich beim Musensohn ein wahrer Phönix,
Ihm mundet doch sein Gläschen, ist er klug;
Ein leeres Glas nur ihm voll Arsenik's,
Wenn ihm der Wirth, philisterhaft genug,
Jedoch mit Fug, weil sich der Unfug steigert,
Baarzahlung heischend, weit'res Naß verweigert.

Der muß mich millionenfach besitzen,
Der mich ausrüstet für den Ozean,
Denn in der Einzahl kann ich ihm nicht nützen,
Damit erbaut er nicht den kleinsten Kahn;
Bemannt er mich, so kann er donnern, blitzen,
Und stolz hinfliegend auf krystallner Bahn,
Als Seeheld, ob auch Kiel und Masten krachen,
Kaltblütig Prise nehmend Prisen machen.

Und fiel er auch, so kann er mich entbehren,
Mich und viel tausend Sterling obendrein:
Gern wird das Meer ihm eine Gruft gewähren
Und dann sein Sarg der Schlund des Hayen seyn;
Doch wird ihm einst das Land ein Grab bescheeren,
So wird dieß Räthsel, jenes einzuweih'n,
Hat's beide letzte Zeichen weggegeben,
Auf seinem Leichenhügel sich erheben.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 101 26. Juni 1849.

Vier Stockwerke.

(Fortsetzung.)

„Nicht das Mindeste habe ich gehört,“ erwiederte die Mutter. „Wer war der junge Mann?“

„Ein Neffe des Wirths, Namens Baltin Kampvorst. Er soll englischer Seekapitän seyn,“ sagte der Franzos und durchbohrte die Frau mit seinen Blicken. Aber es ging keine Bewegung weiter in ihrem Gesichte vor, und sie sagte gleichgültig, „O den habe ich früher gekannt; er ist ja ein Landsmann von mir. Und wohin hat man ihn gebracht?“

„Auf das Polizeibureau. Dem ist die Kugel gewiß.“

„Haben Sie ihn selbst gesehen, Herr de Beaux?“

„Zu dienen, Madame; ich sah ihn auf der Straße, wie er an mir vorüber geführt wurde; ich fragte den Offizier nach dem Namen des Gefangenen und er wurde mir Baltin Kampvorst genannt.“

Elisabeth schwieg betroffen; aber alles war ihr natürlich unbegreiflich.

Jetzt kehrte auch Herr van Delfthuis vom Kaffeehause zurück. De Beaux begrüßte ihn geschmeidig und erzählte den Vorfall noch einmal, bedauernd, daß er nicht zu Hause gewesen, um die Frau van Delfthuis zu trösten. Hernach empfahl er sich, nicht ohne lauernde Blicke auf die beiden Frauen.

Auf dem Vorsaale ließ er sich nicht vom Bedienten, wie sonst, Licht geben, sondern von der Zofe, die eben aus der Thüre kam, und das war dem faulen Kasper recht. In dem Augenblicke, wo das Mädchen ihm das Licht reichte, drückte er ihr ein Goldstück in die Hand, indem er ihr zuflüsterte: „Nur ein Paar Worte!“ Die Zofe folgte.

„Sag mir, liebes Kind,“ begann er vertraulich und nahm noch einige Goldstücke spielend in die Hand, „hast Du jetzt eben nichts an Deinen beiden Herrinnen bemerkt? Du kannst mir's anvertrauen; ich verrathe Dich nicht, und noch drei Napoleonsdor sind Deine; sieh ich habe sie hier in der Hand.“

Das Mädchen brannte ohne dieß schon vor Begierde, ihre Wahrnehmung mitzutheilen, und hätte es umsonst gethan, nur um das Geheimniß los zu werden. „Recht gern, mein Herr,“ erwiederte sie. „Als ich vorhin in das mittlere Zimmer trat, um die Frau im Schlafzimmer aufzusuchen, sah ich im Blick eine männliche Person dort. Die Frau schoß wie toll an mir vorbei; Gretchen war aber noch im Schlafzimmer, und ich schlich näher hinzu. Da hörte ich, wie sie den Burschen in den Garderobeschrank steckte und ihm etwas zuflüsterte. Darauf rannte auch sie an mir vorüber.“

„Schon gut. Ich zahle Dir zehn Napoleon, Mädchen und verspreche Dir die beste Versorgung, wenn Du Deine jetzige Herrschaft verlieren solltest; laß die Thüre, welche vom Vorsaal zu Gretchens Zimmer führt, nur angelehnt. Es führt doch auch eine Thüre aus Gretchens Zimmer in das Schlafzimmer der Frau?“

„Ja wohl! wenn Sie mich nicht verrathen, will ich's wohl thun.“

„So gehe!“ Das Mädchen ging und er warf sich unruhig in einen Lehnstuhl. — Sobald Mitternacht vorüber war, schlich er hinaus, und fand die Thüre offen. Kein Licht in den Zimmern; das seinige zeigte ihm den Weg; Gretchens Bett noch unberührt. Durch die Thüre aus der Hausfrau Schlafzimmer ein Lichtschein. Er verbarg sein Licht, legte das Ohr an die Thüre und lauschte. Geflüster von weiblichen Stimmen; endlich ein männlicher Laut — wieder einer. Er ging zurück, drückt die Thüre leise in das Schloß, und verfügte sich sofort nach dem Schlafgemach des Herrn van Delfthuis, welches er nicht verschlossen fand. Er trat hinein und weckte den schlafenden Mann. „Mein würdiger Freund,“ redete er den erschrockenen Kaufherrn an, der ihn mit großen Augen anstarrte, „ich weiß, daß eine schändliche Zunge, mich um Ihre Gunst beneidend mich Ihnen verdächtig gemacht hat; ich werde den Verleumder zur gebührenden Strafe ziehen. Um Ihnen aber zu beweisen, wie sehr ich Ihnen ergeben bin, wie ich nicht allein mein Leben wage, um das Ihrige zu erhalten, bevor ich Sie kannte, sondern auch um Ihre Ehre rein und makellos zu erhalten, seit ich Sie kenne, so mögen Sie wissen, daß sich im Schlafzimmer Ihrer Frau ein schöner Jüngling befindet, welcher einstweilen heimlich in den Garderobeschrank versteckt worden ist.“ —

„Sind Sie wahnsinnig, Herr!“ schrie der Kaufmann.

„Ueberzeugen Sie sich selbst!“

Digitized by Google

Van Delfthuis warf zitternd die Kleider über, und beide gingen.

Als Louison sich in die Ecke des Schrankes drücken wollte, berührte sie den Kapitän und fast hätte sie laut aufgeschrieen.

„Um unseres Heils willen, seyn Sie ruhig, flüsterte Kampvorst, „wer Sie auch seyn mögen.“ Und vor Angst und Furcht fast sterbend zog sich das Mädchen in die andere Ecke zurück. Auch der Kapitän befand sich nicht in der besten Lage, und zerbrach sich vergeblich den Kopf, wer mit ihm wohl gleiches Loos theilen möchte. Die Neugierde trieb ihn endlich leise zu fragen: „Wer sind Sie denn? Und wie kommen Sie hierher?“ Bei diesen Worten näherte er ihr sich etwas mit dem Kopfe.

„Ei, mein Herr,“ versetzte sie. „Beantworten Sie mir doch erst dieselben Fragen. Ich bin ein Mädchen und schreie laut auf, so wie Sie mir nahe kommen, mag daraus entstehen, was da will.“

„Ich werde ruhig seyn, thun Sie dasselbe,“ sagte Kampvorst. „Wir werden uns, so Gott will, schon näher kennen lernen.“ — Wieder verging eine Stunde in der peinlichsten Lage; endlich wurde der Schlüssel des Schrankes gedreht, die Thür ging auf, Lichtschimmer drang herein, und Kampvorst und Louison standen vor Elisabeth und Gretchen. Die Letztere sprang entsetzt zurück, — sie war es, die den Schrank öffnete — auch noch einen hohen Mann zu sehen, den sie nicht kannte; doch die Mutter bedeutete sie gleich mit den Worten: „Er ist der englische Kapitän, von dem de Beaur sagte, daß er gefangen abgeführt sey. Ich habe ihn hierher gerettet, doch ist das Werk nur halb gethan.“

„Es ist ganz gethan von Deiner Seite, Elisabeth,“ versetzte der Kapitän. „Laß mich nur hinaus, dann will ich mir schon weiter helfen.“

„Verziehe nur noch eine kleine Weile bis erst alles im Hause fest schläft, und erzähle mir, wie Du hieher gekommen bist.“

„Ach, daß wir so uns wiedersehen müssen, Elisabeth! Das Leben hat mich um meine schönsten Hoffnungen betrogen.“

Es blühen auch wieder frische Kränze. Wir dürfen uns nun nicht angehören auf dieser Welt, und Gott weiß, daß ich nicht Schuld daran bin. Ich habe einen edlen, braven Mann, und wenn ich ihn auch nicht so lieben kann, wie Dich, so muß ich ihn doch hochschätzen und ihm die geschworne Treue bewahren. Gedacht habe ich aber immer an Dich, Valtin, und Dir alles Gute gewünscht. Ja ein Wunsch ist mir bei dem Gedanken an Dich nie aus der Seele gewichen — sie sprach hier ganz leise — Du möchtest nämlich noch unvermählt seyn und zu uns kommen, und unser Gretchen lieb gewinnen, die Tochter meines Mannes, die dort mit dem verkleideten Mädchen plaudert. Denn Dir gönne ich diesen lieben sanften Engel. Sie ist schön und gut, besitzt ihres Vaters, wie meine ganze Liebe und hat ein bedeutendes Vermögen von ihrer Mutter und ihrem Vater.“

„Es wäre in der That originell genug in meiner Lage auf Freiwerberei zu denken, und Dich, nachdem Du mich kaum dem Tode entrissen, um eine gütige Fürsprache bei Deiner Tochter zu bitten, da ich die geliebte Mutter doch durchaus nicht haben kann.“

„Wer weiß, was Gottes Wille ist! Doch erzähle mir nun schnell etwas von Deinen Schicksalen. Ich will das Meinige bei Gretchen thun.“

Während Valtin der ihm theueren Frau sein Leben von dem Augenblick, wo er sie verlassen bis zu dem, wo er in ihre Arme gestürzt, erzählte, ließ sich Gretchen von Louison ihres Oheims Geschick berichten, tröstete die Verzweifelnde und suchte die Thränen des unglücklichen Mädchens zu trocknen und die sie übermannende Verzweiflung aus ihrer Seele zu verscheuchen. Freilich war der einzige haltbare Trost, den sie Louison geben konnte, der, daß Rigbeeke — wie jetzt klar war — statt Kampvorst verhaftet worden sey, und dieser Umstand ihn vielleicht retten könne.

Gretchen wandte sich hierauf an ihre Mutter und den Kapitän und erzählte mit wenig Worten, daß ihr junger Oheim vor Kurzem in einem großen brabantischen Dorfe die Tochter eines verstorbenen Beamten kennen und lieben gelernt habe, jedoch erst da zur Erkenntniß seiner Liebe gekommen sey, als ein französischer Hauptmann, der in dem Dorfe gelegen, sie habe verführen wollen. Dieß sey der berüchtigte Matthieu de Cloporte gewesen, sein Helfershelfer aber de Beaur. Der Maier van Rigbeeke habe als Edelmann den Hauptmann de Cloporte gefordert im Duell erlegt. De Beaur sey Cloporte's Sekundant gewesen. Der Maire des Orts, ein Patriot, habe Rigbeeke einen Brief an Meister Stübecke mitgegeben, nebst Pässen als Theerhändler, damit sie sich von hier aus nach England überschiffen könnten.

Kampvorst gab den Rath, daß sein Onkel, Meister Stübecke, den Gefangenen so schnell als Möglich, als Theerhändler reklamiren solle, vorausgesetzt, daß Rigbeeke sich nicht schon selbst verrathen habe. Dann wollten sie versuchen, zusammen nach England zu entkommen.

Noch waren sie in der Unterhaltung über diesen Gegenstand begriffen, als sie ein starkes Pochen an der Thüre vernahmen. Der Schrecken lähmte ihre Zungen; Louison sprang schnell in den Schrank, Kampvorst wurde nachgeschoben, Gretchen verschloß die Thüre und ergriff ein Buch. Die Mutter aber fragte auf das wiederholte Pochen, wer ihre Ruhe störe? „Dein Mann ist es, mein Schätzchen,“ versetzte Delfthuis, „und ich bitte um gütigen Einlaß.“

Elisabeth öffnete; Delfthuis trat herein, und verfügte sich, ohne ein Wort zu reden, in das Schlafzimmer seiner Frau. Hier fand er zu seiner Verwunderung

Gretchen; denn von dieser hatte ihm ja de Beaur nichts gesagt. „Was machst Du denn hier nach Mitternacht?“ fragte er die Betretene.

„Ich habe der Mutter ein sehr interessantes Buch vorgelesen,“ stammelte sie verwirrt.

„Zeig doch her! Sehr interessant. Ein Kochbuch. — Elisabeth,“ wandte er sich jetzt zur Frau. „Schließe mir doch Deine Garderobe auf; ich habe einen sehr wunderlichen Traum gehabt vom Inhalt derselben.“

Da erbleichten Mutter und Tochter. „Ich — habe — den — Schlüssel — nicht!“ stammelte Elisabeth bebend.

„So werde ich mir wohl ohne Schlüssel öffnen müssen.“

„Hier ist er!“ rief Gretchen mit Festigkeit. „Sie können auch wissen, was dieser Schrank enthält.“

Van Delsthuis öffnete, und fuhr erschrocken zurück, zwei Männer, statt einen zu finden. „Ha!“ rief er bitter mit einem verächtlichen Blick auf Frau und Tochter, „seh ich recht? Also vereint habt Ihr Euch im schamlosen Bunde, mich zu betrügen? Seht doch, Ihr habt die Buhlen hübsch beisammen und Keine braucht vor der Andern zu erröthen.“

„Vater! Vater! Um Gottes willen! Sie sind in einem furchtbaren Irrthum begriffen!“ stammelte Gretchen, aber er kümmerte sich nicht um sie, sondern rief zur Thüre hinaus: „Kommen Sie herein, Herr de Beaur, arretiren Sie diese beiden Schänder meiner Gatten- und Vaterehre und überliefern Sie sie dem Gesetze.“

„Herr van Delsthuis,“ rief Kompvorst, „ich beschwöre Sie bei Gott, dem Allmächtigen!“ — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

Es war um die Karnevalszeit, und ganz Versailles ertönte von Musik und fröhlichem Lärm, denn der Fasching wurde damals mit beinahe italienischer Ausschweifung und Tollheit gefeiert. Mummenschanz und Bälle sollten für die strenge Einhaltung der Fastenzeit im Voraus entschädigen, und die Genußsucht für eine Weile übersättigen. Es war am eigentlichen Faschingstage, zu dessen Feier ein öffentlicher Maskenball im Schlosse stattfinden sollte, während beinahe in jedem Hause die Herrschaft oder die Dienerschaft sich auf ähnliche Weise lustig machte. Fast allenthalben strömte festlicher Lichtglanz aus den Häusern, und bekundete solche Freudenfeste. Nur in Herrn v. Theminoy's Hause war Alles dunkel und stille. Er hatte der Dienerschaft für den Abend Urlaub gegeben, sich mit ihren Bekannten zu belustigen, und war dann mit seiner Familie auf den Maskenball im Schlosse gegangen. Seither waren drei Stunden vergangen, und wer den alten Derwisch (denn diese Maske hatte der Baron gewählt, weil sie ihm die passendste dünkte) sich beobachtend und spähend unter den in Atlas gekleideten Schäferinnen und sich verbeugenden Satyrs und Faunen herumwandeln sah, die die prunkvollen Gemächer und Säle füllten, der ahnte wohl so wenig wie Herr v. Theminoy selbst, daß sein Sohn und seine Tochter, die er eben aufsuchte, sich die Gelegenheit zu Nutz gemacht hatten, einen Plan auszuführen, welchen sie schon seit mehreren Tagen gefaßt hatten und dessen Ausführung nur die stete Wachsamkeit ihres Vaters vereitelt hatte. Beide waren nämlich, durch Gesichtsmasken und schwarze Dominos unkenntlich gemacht, zu Frau Le Sage geeilt, um einen Blick in ihre Zukunft zu thun.

Das Häuschen der Wahrsagerin stand ganz vereinzelt in einem alten Weinberg, der nun noch in den Bereich des städtischen Weichbildes hereingezogen war, und am Ende eines, nur von Juden und Pfänderverleihern bewohnten Gäßchens. Das Haus war niedrig, ganz aus altersschwarzem Eichenholze gebaut, und mochte schon seit den Tagen der Ligue stehen. Den beiden Geschwistern schlug das Herz beinahe hörbar, als sie an der Thüre anpochten. Sie glaubten nicht gerade unbedingt an die Lotterie der Frau Le Sage, aber sie wollten sie doch in ihren eigenen Angelegenheiten versuchen, und selbst ein nur imaginärer Blick in die Zukunft hat immer etwas Unheimliches und Furchtbares, dabei aber geheimnißvoll Anziehendes. Die starke Hausthür ward geräuschlos, doch nur so weit geöffnet, daß sie die stämmige Thürhüterin mit der Lampe in der Hand sahen. August drückte dieser das übliche Trinkgeld in die Hand, und gab ihr den Wunsch kund, bei Frau Le Sage vorgelassen zu werden. Die Alte ließ sie eintreten, ohne ein Wort zu verlieren, schloß hinter ihnen die Thüre, steckte den Schlüssel wieder zu sich, und winkte den späten Besuchern, ihr einen schmalen Gang entlang zu folgen, der durch die ganze Länge des Hauses lief und auf welchen mehrere festverschlossene Thüren mündeten. Etwa in der Mitte des Ganges öffnete das Weib eine Thür zur rechten, und brummte: hier sey Frau Le Sage in ihrem Geschäftszimmer.

Es war ein kleines, mit farbigen Backsteinen nach ländlicher Weise gepflastertes Stübchen. Das Geräthe war äußerst einfach, und im Mittelpunkte der Stube, unter einer von der Decke herabhängenden kupfernen Lampe, saß die wunderbare Frau ganz genau in demselben Aufzug, wie man ihn schon mehrfach beschrieben hatte, in dem braunen morgenländischen Gewande, mit dem schneeweißen wallenden Haar. Ihr einer Arm, von dem ungewöhnlich langen Aermel ganz verdeckt, ruhte in ihrem Schooße, der andere auf einem einfachen Schreibpult, das vor ihr auf dem Tische stand, und das einzige Geräthe bildete, das auf ihr Gewerbe deutete, außer einem mächtig großen, altväterischen Schranke von reichgeschnitztem Eichen-

holz, der hart daneben stund, und auf welchem, auf zwei halb herausgezogenen Schiebladen, ein reich verziertes, bemaltes Manuskript lag. Eine der beiden Schiebladen trug an der Stirnseite eine eingegrabene Inschrift auf einem Messingschildchen; an der andern war statt eines Knopfes ein schreibende Hand angebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

Kiel besitzt zwölf Kanonenboote, von denen zwei im Hafen dicht vor der Stadt lagen; die übrigen zehn bewachen den Eingang zur Bucht, vor deren Mündung in weiter Ferne ein Paar dänische Kriegsschiffe kreuzten. Der Däne hütet sich wohl, holsteinischen Kanonen auf Schußweite nahe zu kommen. Das Schicksal seines heißgeliebten „Christian" hat ihm den Geschmack an deutschen Kugeln gründlich verdorben.

Auf halbem Wege zwischen Kiel und Eckernförde liegt Gottorf, gegenwärtig das Hauptquartier des Herzogs von Koburg, welcher den Oberbefehl über die zur Deckung der Häfen beider Städte in diesem Landestheile stationirten Truppen führt. Meiningische, gothaische und reußische Linientruppen nebst zwei Schwadronen Hanseaten und einer nassauischen Batterie stehen unter seinem Kommando. Bald hinter Gottorf wird die bis dahin ziemlich flache Gegend durch reizende Buchenwaldungen und sanfte Erhebung romantischer, die Bucht von Eckernförde blinkt durch das Grün der Bäume und gestattet hin und wieder einen Blick auf die blauen Fluthen der Ostsee.

Die Maisonne beleuchtete die rothen Ziegeldächer des kleinen Hafenortes, sanft murmelnd brach sich die Brandung am flachen Sandufer, und wie im tiefsten Frieden arbeiteten die Landleute auf Feld und Wiese. Unfern des Strandes war reges Leben. Kleine Fahrzeuge in Menge fuhren ab und zu und umschwärmten wie Raubvögel einen Punkt in der Bucht, der durch schwarze, aus dem schimmernden Meeresblau hervorragende Gegenstände besonders kenntlich ward. Es waren die Ueberreste vom Rumpfe „Christian's VIII."

Eckernförde erinnerte mich lebhaft an Helgoland. Niedrige, meist einstöckige Häuser, glänzend weiß getüncht, die Straßen eng, aber reinlich, am sandigen Strande trocknende Netze, die Luft geschwängert mit dem eigenthümlichen Arome des Seetanges: so giebt es sich ganz als nordisches Seestädtchen. Hart an der nach Kiel führenden Chaussee liegt die historisch gewordene Süd-Batterie, die man jetzt bedeutend verstärkt und durch ein bombenfestes Blockhaus in eine kleine Festung umgewandelt hat. Die schwarzen Mündungen ihrer erprobten Kanonen sehen ernst hinaus auf die See. Links von der Straße, der Süd-Batterie gerade gegenüber, zieht sich eine Reihe niedriger Sandhügel hin, deren höchster eine Redoute nebst Blockhaus trägt. Sowohl hier wie in den Batterien flaggten deutsche Fahnen. Diese Redoute ist bei dem Angriffe am 5. April d. J. von höchster Wichtigkeit gewesen und hat wohl zum großen Theil ihre Niederlage mit herbeiführen helfen. Die Kriegsschiffe richteten nämlich ihr Feuer vorzugsweise gegen diese hochgelegene, gar nicht armirte Redoute und durchfurchten mit zahllosen Kugeln die dahinter befindlichen Saatfelder, wie man heute noch sehen kann. Dieses hartnäckige Feuern der Dänen auf einen ganz unschädlichen Punkt ist ebenso unbegreiflich wie vieles Andere bei der Affaire des 5. April. Wer abergläubisch ist, könnte wirklich verführt werden, hier an Vorausbestimmung zu glauben. Sonderbar, aber konstatirt ist es, wie mir einstimmig mehrere Offiziere erzählten, die dem Kampfe beiwohnten und später Gelegenheit hatten, mit gefangenen Dänen zu sprechen, daß, als Paludan der Mannschaft des „Christian" den Tagesbefehl vorlesen wollte, er das Papier erst nach langem Suchen auffand, daß man durch ein unbegreifliches Versehen zuerst die Trauerflagge aufhißte, und als man den Irrthum bemerkte, nur mit Mühe und nicht ohne Beschädigung die große Ordres-Flagge aufziehen konnte, indem sich dieselbe mehrfach im Tauwerke verwickelte. Möglich, daß schon dieses einen niederschlagenden Eindruck auf die Mannschaft machte und ihr für ein Vorzeichen gewissen Unterganges galt.

Schon gegen Mittag soll, so behauptet man hier allgemein, „Christian VIII." gebrannt haben. In zehn bis zwölf Booten umschwärmten die Dänen ihr eigenes Schiff, um von außen den Heerd des Feuers zu suchen, den sie im Innern nicht entdecken konnten. Die Deutschen fürchteten um diese Zeit eine Landung und erwarteten ahnungsvoll die kommenden Dinge. Allein die Dänen nagelten Blechkapseln über die Löcher, welche die tapfern deutschen Kanoniere durch ihre vortrefflich gerichteten Geschütze den beiden Kolossen beigebracht hatten, stiegen wieder an Bord und stellten bald darauf die eben so unbegreifliche als thörichte Forderung, unbehindert die Bucht verlassen zu dürfen, widrigenfalls sie die Stadt bombadiren würden. Diese trotzige Drohung verrieth den Vertheidigern Eckernförde's die Schwäche des Feindes. Es war der Trotz der Verzweiflung die letzte Kraftanstrengung vor dem sichern Untergange.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 102 28. Juni 1849.

Vier Stockwerke.

(Schluß.)

De Beaur's Eintritt unterbrach ihn. Die Reihe zu erschrecken war nun an diesen gekommen. „Was!“ rief er, „ist das kein Blendwerk der Hölle?“ Dieser Mann ist ja der Kapitän Kampvorst, der gefangen auf die Polizei abgeführt worden ist, der ehemalige Liebhaber Ihrer Frau, Herr van Delfthuis.“

„Also die alte Flamme!“ höhnte der Kaufmann seine Frau. „Und mein sittsames Töchterlein will mir doch aufbinden, ich sey in einem ungeheueren Irrthum befangen? O barmherziger Gott, ist alle Zucht und Sitte Schein, lügen denn alle die heiligsten Anzeichen höherer Weiblichkeit? Diese beiden sich zur Sünde zu verbinden! O es wird mich zum Wahnsinn treiben!“

Elisabeth sank laut jammernd zu ihres Gatten Füßen und suchte seine Kniee zu umklammern; dieß aber nahm er für Bekenntniß ihrer Schuld und stieß sie zurück. Gretchen schrie verzweifelt: „Vater, Sie sind blind; aber es wird schrecklich um Sie tagen. Sie machen uns alle unglücklich und sich dazu.“ — Kampvorst beschwur den wüthenden Mann in einem fort, ihm nur einige Augenblicke Gehör zu geben, aber de Beaur verhinderte es; Louison wimmerte und schrie dazwischen. De Beaur brüllte: „Im Namen des Kaisers! Ihr seyd meine Gefangene,“ knöpfte den Ueberrock auf und ließ die Uniform eines französischen Polizeihauptmanns sehen.

Da wurde die Schelle an der Saalthüre heftig gezogen. Alle stutzten. Noch ein Mal tönte die Glocke. „Das ist die Polizeiwache!“ sagte de Beaur triumphirend. „Sie kommt, um den Herrn Kapitän Kampvorst zu holen.“ Aber keine Wache, sondern Meister Stübecke trat mit Rigbeeke herein. Louison flog auf den Letztern zu und umarmte ihn. De Beaur starrte ihn an und rief: „das ist ja der Maler Rigbeeke, Cloporte's Mörder, wie? und dieser Jüngling! Ist's nicht Demoiselle Gaumasin. Auf Ehre! Wie kommen Sie hierher?“

Louison wußte nichts auf diese Frage zu antworten und sah mit dem gemischten Ausdruck von Freude und Kummer zugleich an ihrem Geliebten auf. Der Franzos gewann dadurch Zeit, sich von seinem Erstaunen zu erholen, und rief: „Im Namen des Kaisers! Sowohl der Kapitän Kampvorst, als der Maler Rigbeeke sind meine Gefangenen und folgen mir augenblicklich zu Herrn von Cloporte.“

„Kinder!“ rief jetzt der Wirth, Meister Stübecke dazwischen, „der entscheidende Augenblick Eures Lebens ist da. Jetzt gilts rasch und klug zu handeln, wenn wir nicht alle verloren seyn wollen. Die Hauptsache ist, daß wir diesen Vogel dort nicht aus der Schlinge lassen, in welcher er jetzt steckt. Und dafür soll gesorgt seyn.“ Mit diesen Worten zog er eine Pistole aus der Tasche und hielt sie dem Franzosen unter die Nase. „Herr,“ sagte er nun kurz und bündig, „so wie Sie sich regen, schieß ich Sie auf der Stelle todt. Du, Valtin, und Sie Herr van Rigbeeke, trommelt den Schurken Cloporte heraus, setzt ihm ebenfalls ein Gewehr auf die Brust und zwingt ihn, Euch Päße auszuliefern für uns Alle, denn es ist sonnenklar, wir müssen Alle fort nach England, müssen in dieser Nacht fort, sogleich zur Stelle. Auch Sie müssen mit, Herr van Delfthuis, denn morgen schon säßen Sie im Kerker, weil sie diesem französischen Spitzbuben, diesem geheimen Polizeispion ihr Töchterchen versagt haben und weil Ihre Frau einen Abgeordneten unseres verehrten Prinzen von Oranien an die Patrioten der Wuth seiner Verfolger entzogen hat.“

„Wie?“ fragte der Kaufmann, „einen Abgeordneten des Prinzen von Oranien?“

Ich beschwör' Euch, Meister Stübecke,“ flehte Elisabeth, „klärt meinen Mann auf. Er hat den Valtin mit diesem Mädchen, die er für den Buhlen meines Gretchens hält, so wie den Valtin für den meinigen, im Schranke hier gefunden, wo wir beide versteckt hatten.“

„Ich bin schon aufgeklärt!“ rief van Delfthuis und umarmte seine Frau. „Vergib, der schlechte Franzos machte Dich mir verdächtig. Nun begreif' ich. Aber wie kommt mein Schwager Rigbeeke hierher?“

„Sie sollen Alles erfahren,“ entgegnete dieser, „sobald wir in Sicherheit sind. Genug ich wohnte als ein Flüchtling unter fremden Namen seit zwei Tagen im vierten Stockwerk dieses Hauses, um mit erster Gelegenheit nach England zu fliehen, weil ich den Sohn des Herrn von Cloporte, der dieses liebliche Mädchen verführen wollte, im Duell erlegt hatte. Diesen Abend

Digitized by Google

wurde ich arretirt und auf die Polizei geführt; dort hörte ich gleich aus den erſten Fragen, daß ich ein engliſcher Spion und Neffe des Meiſters Stübecke ſeyn ſollte. Dreiſt behauptete ich nun ein Theerhändler zu ſeyn; die Papiere des Buchhändlers, für den ich ſchrieb, enthielten zum Glück lauter ökonomiſche Gegenſtände, und endlich wurde mir ein Matroſe gegenübergeſtellt, der ſogleich ausſagte, ich ſey der rechte nicht. Es müſſe eine Verwechslung vorgegangen ſeyn. Augenblicklich wurde ein Offizier mit drei Mann Wache nebſt dem Matroſen fortgeſchickt, um den rechten zu holen. Nach einiger Zeit kehrten ſie mit Meiſter Stübecke zurück. Dieſer ſagte aus, daß ſein Vetter Abends ausgegangen und nicht wieder gekommen ſey, er könne auch den Aufenthalt deſſelben nicht angeben. Ueber mich befragt, ſagte er ebenfalls aus, daß ich ein Theerhändler ſey, den er ſeit Jahren kenne und zeigte meine Päſſe vor. Hierauf wurde ich in Freiheit geſetzt und eilte mit Meiſter Stübecke hierher. Wir fanden Louiſon nicht und vermutheten, daß ſie ſich hier herein geflüchtet haben möchte.“

„Nun eilt! Die Zeit verrinnt! rief Stübecke. „Verſchafft Euch Päſſe von Cloporte. Dieſer hier iſt feſtgebannt.“

„Nehmt ihn lieber mit und geht auch Ihr mit uns, Onkel,“ ſagte Kampvorſt.

„Auch gut. So ſieht Herr von Cloporte gleich, daß es unſer Ernſt iſt. Bewaffnet Euch nur alle, und ladet die Gewehre. Eilt nur, eilt! Ihr Frauen rüſtet Euch zur Flucht. Nehmt nur das Nothwendigſte mit; wir kehren, ſo Gott will, bald wieder. Weckt die Kinder, zieht ſie an; ich will's mit den Meinigen nachher auch ſo machen. Nur ſchnell! Jede Minute iſt ein Leben von uns werth.“

Kampvorſt, Rigbeeke, Delfthuis und Stübecke gingen mit geladenem Gewehr, in ihrer Mitte trotzig ſchweigend der Franzos. Durch Schellen und Pochen wurde ein Diener herbeigezogen, welcher die Thüre öffnete. Dieſe beſetzte ſogleich Delfthuis, ſo daß Niemand hinaus entwiſchen konnte. Die drei übrigen rückten dem Herrn von Cloporte vor das Bett, und thaten ihm mit vorgehaltenen Gewehrmündungen ihr Verlangen kund. Als der Oberſpion ſeinen Untergebenen, Helfer und Freund in ſolch' kläglichen Umſtänden ſah, fiel ihm das Herz.

„Thun Sie nur, was die Herren begehren, ſagte de Beaux mit Hohn; die Rechnung wird ſich ſchon ausgleichen laſſen.“

„Hoffe nicht zu viel, Schurke,“ erwiederte der Wirth, „ſonſt zerſchmettert Dir die Kugel meiner Piſtole augenblicklich den Kopf.

Cloporte ſträubte ſich nicht; er fertigte Päſſe aus. Alle wurden darin als franzöſiſche Polizeiſpione bezeichnet, welche in England gebraucht werden ſollten.

Als die Reihe an den jungen Ehemann kam, ſagte er: „Mein Name iſt Gerard de Rigbeeke, ich bin Maler.“ —

Die Feder entſank dem geheimen Polizeimann. „Was?“ fuhr er auf, „der Mörder meines Sohns?“

„Er iſt's!“ ſagte de Beaux kleinlaut.

„Und ihm ſoll ich einen Paß ausfertigen. Nimmermehr!“

„So fertigen wir Dir eine Kugel aus,“ ſagte Stübecke kaltblütig und ſpannte den Hahn ſeiner Piſtole. Cloporte ſchrieb zähneknirſchend.

Die Päſſe waren unterſchrieben und beſiegelt; da ergriff Stübecke das Licht und ſagte: „Jetzt meine Herren, haben Sie die Güte, ſich mit mir herab zu bemühen.“

Alle gingen, neugierig, zu erfahren, was nun werden ſollte. Die beiden Franzoſen in der Mitte, die Andern mit Lichtern und Gewehren verſehen, ſtiegen ſie in dem mitternächtlich ſtillen Hauſe bis in das erſte Stockwerk hinab. Stübecke führte ſie in die Gaſtſtube, aus welcher die Thüre in die weiten und tiefen Keller des Hauſes ging.

„Nun,“ ſagte er lächelnd, „wollen wir als gute Freunde den Valettrunk zuſammentrinken,“ und entfernte ſich, kehrte auch bald darauf mit einem Krug Wein zurück, ſchenkte ein und reichte die Becher ſcherzend herum. Aber kaum hatte man getrunken, als die beiden ſtämmigen Kellerknechte des Wirthes in die Stube traten, ſogleich de Cloporte und de Beaux ergriffen, ihnen Knebel in den Mund ſteckten, und Hände und Füße mit Stricken banden. Stübecke und Kampvorſt griffen ebenfalls mit zu, und als die andern Beiden ſahen, worauf es ankam, blieben ſie auch nicht müßig. Die Franzoſen hatten zum Schreien keine Zeit; denn eh' ſie ſich verſahen, waren ſie geknebelt.

„Meine Herren,“ ſagte Stübecke jetzt, „es wäre uns ein Leichtes geweſen, Ihnen das Lebenslicht auszublaſen, und wir hätten vielleicht in jeder Hinſicht beſſer gethan; aber wir wollen kein Menſchenblut vergießen. Sie werden alſo nichts weiter zu dulden haben, als den Reſt dieſer Nacht und vielleicht einen bedeutenden Theil des morgenden Tages in einem ſehr ſchönen Weinkeller zuzubringen. Sobald Sie erlöſt ſind, mögen Sie den trefflichen Inhalt dieſer Keller, ſo wie überhaupt des ganzen Hauſes und das Haus ſelbſt als ein Geſchenk von mir annehmen, jedoch auf Wiederſchenkung; denn ich hoffe zu Gott, es wird nicht lange dauern, ſo werde ich wieder kommen um es wieder in Beſitz zu nehmen. Für dieſe reichlichen Geſchenke werde ich mir aber etwas weniges von Ihrem Eigenthum zueignen, Herr de Cloporte, was ich Ihnen aber ſpäter auch zurückerſtatten will, ich meine Ihre Frau, Ihre Tochter und Ihr Enkelchen. Dieſe werden mit uns die Reiſe nach England machen. Sollte es Ihnen einfallen uns zu verfolgen, ſo ſind alle drei dem gewiſſen Tode geweiht. Merken Sie ſich das, Herr de Cloporte. Nun wünſche ich Ihnen wohl zu leben.“ Auf ſeinen Wink packten die Kellerburſchen die beiden ſtummen Franzoſen und trugen ſie in den tiefen Keller hinab, kamen dann wieder und brachten nicht lange darauf auch den Diener und die

Magd, ebenfalls geknebelt. Hierauf wurde der Keller verschlossen.

Stübecke hatte Frau und Kind ermuntert und ihnen befohlen, sich rasch anzukleiden; van Delfthuis eilte hinauf in sein Logis, da standen Frau und Kinder, Zofe, Magd und Diener reisefertig. Stübecke ging in das dritte Stockwerk, die zitternde Lolot, und ihre Mutter zu bedeuten, womit sie sich allein das Leben retten könnten. Die furchtsamen Weiber fügten sich in seinen Willen.

Es schlug drei Uhr. Da banden die Kellerknechte den Kahn auf dem Kanal hinter dem Hause los, und die Gesellschaft, an zwanzig Köpfe stark, stieg hinein. Stübecke und van Delfthuis hatten beide bedeutende Geldsäcke in das Schifflein getragen. „Es ist doch gut, wenn man sich was gespart hat," sagte der Wirth zum Kaufmann, „Alles Andere müssen wir hier lassen; aber wir sind gewiß bald wieder da, um's in neuen Besitz zu nehmen." Hierauf verrammelte er von hinten das Haus, vorn war es gar nicht geöffnet worden, und nahm Abschied davon. Schier alle Hände arbeiteten im Kahn; er flog durch den Kanal in den Y, und legte in wenigen Minuten an der Batavia, van Delfthuis Schiffe, an. Eine Viertelstunde darauf wurden die Anker gelichtet. Am Ausgang des Hafens legte der Kapitän die Pässe seiner Passagiere vor. Der Polizeioffiziant machte große Augen und ließ den Herren eine glückliche Reise wünschen.

Als der Tag aufstieg, schwammen sie auf dem hohen Meere.

* * *

Gerade ein Jahr später landete die Batavia mit den Schiffen in Scheveningen, welche den Prinzen von Oranien und sein Gefolge an die holländische Küste trugen. Den 2. Dezember 1813 hielt der Prinz seinen feierlichen Einzug in Amsterdam. In seinem Gefolge waren auch die Passagiere der Batavia; van Delfthuis mit seiner Frau Elisabeth, der Kapitän Kampvorst mit seiner Frau Gretchen, der Kaufmann van Rigbeeke, seines Schwagers Kompagnon, mit seiner Frau Louison, und der wackere Peter Stübecke ebenfalls mit Frau und Kindern. Lolot war mit ihrem Sohne und Mutter schon lange nach Paris. Die wackern Leute zogen mit Sang und Klang in ihr Haus ein, welches die Franzosen geräumt hatten, Peter Stübecke mit Frau, Kindern und Knechten in das erste Stockwerk, Jakob van Delfthuis mit Frau, Kindern, Zofe und Magd in das zweite, Baltin Kampvorst mit Gretchen in das dritte, und Gerard van Rigbeeke mit Louison in das vierte. Und also schön besetzt blieben lange die vier Stockwerke.

Die Wahrsagerin.

(Fortsetzung.)

„Was wünschet Ihr?" fragte die Wahrsagerin leichthin, und blickte von ihrem Schreibpulte auf, als die beiden Besucher eintraten. August legte abermals die üblichen Gebühren von drei Louisdor auf ihren Pult, und theilte ihr mit, daß sie Beide gekommen seyen, ihr Geschick durch die Lotterie zu erfahren.

„So reicht mir jenes Buch herüber," versetzte sie und deutete auf das Manuskript. August gehorchte, und gab ihr das Buch; die Schriftzüge waren groß, seltsam verschnörkelt und lateinische Buchstaben, aber in einer fremdartigen unbekannten Sprache. — „Welches von Euch will zuerst ziehen?" fragte Frau Le Sage, in den Manuskripte blätternd.

„Ich!" versetzte Valerie, die sich wieder einigermaßen gefaßt hatte.

„Jedermann hat drei Fragen frei," fuhr die Frau in ernstem geschäftsmäßigen Tone fort; „Jedermann vergesse nicht, daß die Wahrheit der Auskunft, welche er begehrt, abhängt von der Wahrheit seiner Antworten auf meine Fragen, die ich zuerst an ihn richte. Antwortet mir daher offen: An welchem Tag und in welchem Jahr seyd Ihr geboren? Welches ist Euer Rang und Stand? Zu welcher Religion bekennet Ihr Euch?"

Valerie antwortete, und Frau Le Sage schrieb ihre Antworten langsam auf ein Stück Papier nieder, reichte ihr dann ein anderes und sagte feierlich: „Schreibet hier in Kürze die drei Fragen nieder, die Ihr an die Schicksalskarten richten wollt, und merket Euch wohl, daß Ihr drei Fragen auf ein Mal stellen dürft!"

Mit so fester Hand als sie konnte, schrieb Valerie: „Wird mein Geliebter Glück im Leben haben? Werde ich jemals mit ihm vereinigt? Wird mein Vater seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben?"

Die Wahrsagerin überlas das Papier, um zu sehen ob Alles recht sey, faltete dann die Papiere zusammen und sagte: „Legt diese Papiere in die Schiebladе mit der kupfernen Hand!" Valerie legte sie hinein, die Schiebladе war leer und unverschlossen. „Verschließt sie!" sagte Frau Le Sage und reichte ihr den Schlüssel; „Eure Zahl ist acht, nach dem Tage Eurer Geburt, daher müßt Ihr acht Minuten warten!" dabei deutete sie auf einen kleinen Chronometer, der auf dem Tische lag, und begann sogleich laut aus ihrem Manuskripte zu lesen. Es war eine wildfremde Sprache, aber August äußerte hinterher, es seye seiner Ansicht nach die alte provençalische Landessprache gewesen. Bald in Prosa, bald in Versen, las die Dame, und die Zuhörer wähnten in Zwischenräumen das Knittern von Papieren in den Schiebladen zu vernehmen. In ihrem ganzen Leben war Valerie die Zeit nicht so lange geworden, wie während dieser acht Minuten; aber endlich wies der Chronometer,

daß sie um waren, und die Wahrsagerin legte das große Buch nieder, wie eine Person, die eine schwierige Aufgabe gelöst und überstanden hat, deutete auf die andere Schieblade und sagte: „Zieht sie heraus — Ihr braucht keinen Schlüssel dazu — und nehmt die drei Karten, welche umgebogen sind; sie gehören Euch!“

Als Valerie die Schieblade herauszog, fand sie dieselbe ganz bedeckt bis auf eine kleine Oeffnung in der Mitte, in welcher ein Bündel Karten, etwa von der Stärke eines gewöhnlichen Spiels der Höhe nach eingesteckt war. Drei derselben ragten etwa einen halben Zoll über die andern hervor, und diese zog nun Valerie unter den Augen der Wahrsagerin heraus, welche sie die Schieblade wieder verschließen hieß, und dann mit August dieselbe Prozedur begann.

Dem Anliegen der beiden Geschwister war bald entsprochen. Frau Le Sage zeigte Beiden die gezogenen Karten und legte ihnen die Antworten auf ihre Fragen vor, während sie die Blätter umschlug. Die Wahrsagerin bot ihnen gute Nacht, und die Thürsteherin leuchtete ihnen wieder ebenso geheimnißvoll und wortkarg hinaus, wie sie sie hereingeführt hatte. Als sie durch den Gang hinwandelten, wähnte Valerie auf den Backsteinfließen des Bodens Etwas hell klingen zu hören, aber ihre Uhr war noch an ihrem Platze, und andere Gedanken und Sorgen wirbelten ihr jetzt im Kopfe.

Bruder und Schwester hatten gegenseitig bemerkt, daß sie sehr verlegen darein geschaut, während sie den Bescheid der Wahrsagerin beim Schein der kupfernen Lampe gelesen; als sie aber draußen auf der finstern Straße waren, brach August zuerst das Schweigen. — „Nun, Valerie!“ fragte er, „waren die Karten Dir günstig?“

„Mir? O ja, — ich denke wenigstens,“ versetzte die Schwester gedankenvoll. „Eines aber ist mir höchst seltsam und auffallend: die Art und Weise meiner Antwort.“

„Das finde ich ebenfalls; auch mich hat es sehr befremdet,“ entgegnete August. „Laß uns unsere Antworten vergleichen: Meine Fragen waren, wie Du weißt, den Deinigen so ziemlich gleich. Jede meiner Fragen wurde nach meinem Wunsche bejahend beantwortet, allein denke Dir, Valerie, beinahe durchaus in Sätzen aus Ambroisinens Briefen. Ich täuschte mich nicht, denn ich habe ihre Briefe so oft und viel gelesen, daß ich sie beinahe auswendig weiß!“ . . .

„Bruder,“ fiel ihm Valerie rasch ins Wort, „ist es möglich? denke Dir, auch meine Fragen sind sämmtlich in Versen beantwortet worden, welche Florimer d'Avignon schon an mich gerichtet hat: glaub' mir, auch ich täuschte mich hierin nicht!“

Im höchsten Grade überrascht und grübelnd begaben sich die beiden jungen Leute nach Hause. Weder der Vater noch die Dienerschaft war seither nach Hause gekommen; allein in dem Augenblick, da August die Hausthüre aufschließen wollte, rief Valerie aus: „Ich habe meiner Mutter Porträt verloren!“ Das Mädchen meinte damit ein kostbares, reich mit Brillanten besetztes Armband, mit dem Miniaturbilde ihrer seligen Mutter, welches diese selbst ihr auf dem Todbette mit ihrem Segen um den Hals gehangen, damit das Kind es in späteren Jahren als Angedenken trage. — „Offenbar war das der Gegenstand, den ich fallen hörte, als wir das Haus verließen,“ sagte Valerie. „Komm, Bruder, laß uns zurückgehen! für alle Juwelen in der ganzen Welt würde ich es nicht hingeben, noch an einem solchen Orte verloren haben wollen.“

„Gib Acht, es ist verloren!“ sagte August; „wir kehren vergebens zurück, denn eben so gut möchten wir den Ozean ausfischen, als dieses Haus darnach durchsuchen.“ — Gleichwohl aber kehrte er doch mit ihr zurück. Es war mittlerweile schon ziemlich spät in der Nacht geworden, und sie begegneten auf den Straßen den von Tanz und Gelagen heimkehrenden Nachtschwärmern und den Equipagen, welche ihre Herren vom Hofballe heimbrachten. Da fiel es August bei, es gebe noch einen anderen stilleren Weg zu jenem Häuschen, als den über die belebteren großen Straßen; er führte durch enge Gäßchen und Sackgassen, bewohnt von dem Auswurf der Gesellschaft, welcher von Paris hieher gezogen war, um von den Abfällen des liederlichen Hofes zu leben. Nach einer Wanderung durch mehrere dieser engen Straßen sahen sie sich plötzlich unerwartet an der Hinterseite des Häuschens, das sie aufsuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zu Chatham werden fliegende Brücken neuer Art gebaut, welche aus Kautschuk bestehen und daher sehr leicht transportfähig sind. Diese Brücken bilden drei Krümmungen (Kurven) von 18 Fuß Länge und 4½ Fuß Breite. Bei dem Gebrauche derselben füllt man sie mittels eines Blasbalges, der am Ende jeder Kurve angeschraubt ist, mit Luft, welche Operation innerhalb 5 Minuten vollendet ist, und sie eröffnen dann der Artillerie und den Trupen, welche einen Fluß übersetzen wollen, einen sicheren Uebergang.

Auflösung der Homonyme in Nro.: 100:

Kreuzer.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 103 30. Juni 1849.

Die Wahrſagerin.

(Schluß.)

Alles war darinnen ſtill und dunkel; nur aus einem einzigen Fenſter ſtahl ſich ein verirrter Lichtſtrahl durch den Laden. Tappend fand Auguſt die Hinterthüre, während Valerie, die am Laden gelauſcht, ihm berichtete, ſie habe Becherklang und fröhliches Gelächter drinnen gehört. Ein Ruck an der Thüre belehrte Auguſt, daß dieſe nicht verſchloſſen; er zog den Strang, der nach damaliger Sitte die Klinke öffnete, und trat leiſe ein. Die Furcht, allein hier außen warten zu müſſen, und eine gränzenloſe ängſtliche Spannung, zu erfahren was da drinnen vorgehe, veranlaßte Valerie, ihm leiſe und raſch zu folgen. Während ſie taſtend ſeinen Mantel zu erfaſſen ſuchte, fiel ihr eine Klinke einer Thüre auf einer Seite des Ganges in die Hand, von wo aus der frohe Lärm deutlicher zu vernehmen war. Lauſchend unterſchied ſie das gellende höhniſche Lachen einer weiblichen Stimme, und dazwiſchen hinein die zürnende ernſte Rede eines Mannes, deſſen Stimme ihrem Ohre ſo bekannt ſchien. Während des lauteſten Lärmens drückte Valerie auf die Klinke, die Thüre ging auf und Beide ſchlichen ſich in ein Zimmer hinein, das von einem anſtoßenden aus, deſſen Thüre halb geöffnet, ſchwach beleuchtet war. Mit verhaltenem Athem gingen Bruder und Schweſter auf die halbgeöffnete Thüre zu, und erkannten hinter derſelben das Zimmer, worin Frau Le Sage ſie empfangen hatte. Der Schatten jenes alterthümlichen Schrankes fiel gerade auf die Lauſchenden, und ſie ſahen nun ſtatt des Schreibpultes auf dem Tiſchchen unter der Lampe eine leckere Mahlzeit mit Weinflaſchen und Kannen. An derſelben ſaß die Wahrſagerin, aber ohne ihr langes ſilbernes Haar, in einer koketten Tracht, die ſie jünger und ziemlich hübſch erſcheinen ließ. Ihr gegenüber ſaß Juſtin de Theminay, der Bruder der beiden Beſucher, und hielt ein Bündel Briefe in der Hand, und in Auguſt kochte ein bitterer Grimm, als er zufällig an der Aufſchrift derſelben ſeine eigenen an Ambroiſine Dupré erkannte.

„So?“ fuhr Juſtin in ſeiner Rede fort, als ſeine Geſchwiſter unter der Thüre ſtanden, kaum drei Schritte von ihm entfernt, „die Briefe, welche Du für die Tochter des Friſeurs ſchriebſt, waren alſo an meinen Bruder gerichtet? Und das verſchwiegſt Du mir, trotz unſerer Freundſchaft?“

„Närrchen! wozu hätte es auch geführt, hätte ich Dir's anvertraut!“ rief die Wahrſagerin leichtfertig; „wenn Jeder auf des Anderen Verwandte Bedacht nehmen wollte, könnte in der ganzen Welt kein Geſchäft beſtehen. Und zudem weißt Du ja, daß es noch innigere Beziehungen giebt, als die der verſchiedenen Angehörigen der Familie Caſtelaine untereinander.“

„Mag ſeyn,“ verſetzte Juſtin; „aber mein Bruder Auguſt iſt ja entſetzlich getäuſcht worden!“

„Allerdings, aber getäuſcht durch ſeine eigene Eitelkeit,“ hohnlachte die Le Sage. „Wie könnte er ſonſt auf den tollen Einfall gekommen ſeyn, zu glauben, das thörichte Mädel, der Grasaff, habe dieſe feurigen gefühlvollen Briefe geſchrieben, da das linkiſche Ding doch in ſeiner Anweſenheit immer da ſaß wie ein Oelgötze, und nur ihm wie einem Orakel zuhörte? Warum hielt ſeine Eigenliebe das Gänschen auch für eine Sappho? — Glaub' mir, liebſter Junge! Eitelkeit und nur Eitelkeit iſt Grund und Wurzel von zwei Drittheilen von all den ſogenannten romantiſchen Liebſchaften in der Welt. Und nur die verdammte Eitelkeit war auch Schuld, daß ſeine Schweſter — ich weiß nicht mehr, wie das Fratzchen heißt — ſich in Riviere's Sohn verliebte, da er als ein großer Dichter auftrat und ſowohl für ſie als für meine leichtgläubigen Kunden Verſe ſchrieb als Antworten beim Kartenſchlagen. Ich wollte, der Komödienſchreiber und ſeine Mutter hätten nun auch ihren Faſching und Mummenſchanz beendet, ich möchte meinen Korneval 'mal wieder auf die alte Weiſe halten. — Das arme Mädel! wie freudetrunken mag ſie wohl heute Abend ſeyn ob der Antwort, die ich ihr gegeben habe!... Je nun, ich bin froh, daß mein Tagewerk vorüber iſt, und daß ich zu dieſer Stunde keine Beſuche mehr einlaſſe.“

„Wie ſo?“ fragte Juſtin noch immer ſehr unwillig.

„Weil mir,“ entgegnete die Wahrſagerin, „ein alter Jude in Preßburg, der die Kabbala verſtand, einmal geſagt hat, Vier ſey meine Unglückszahl, und weil ich ſeitdem niemals mehr als zwei Perſonen zugleich in die Stube laſſe! Du weißt ja, allein getraut ſich ohnehin Niemand zu mir! — Aber ich wollte, die Theminay's hätten ihr Geſchmeide wieder zurück,“ fuhr ſie fort, und

Digitized by Google

schüttelte aus ihrem weiten Aermel das reiche Geschmeide, welches Valerie suchte, — „das Fräulein wird das Armband bald vermissen, und einstweilen wollen wir auch diese Briefe hier los werden.“

„Halt! sie gehören mir!“ rief August und sprang mit einem Satze in's Zimmer hinein; im selben Augenblick aber sprang auch Frau Le Sage in die Höhe, ohne daß man eine Spur von Lahmheit an ihr bemerkt hätte, und griff nach der Lampe, diese erlosch plötzlich, und Finsterniß erfüllte das Gemach. August verspürte Zugluft, vernahm forteilende Schritte und Zuschlagen von Thüren; Valerie aber, die ihm gefolgt war, erfaßte in der Dunkelheit ihres Bruders Hand, und beschwor ihn, ein Haus schnellstens zu meiden, worin ihrer vielleicht Tücke oder Verrath harre, und von dumpfen Schreck erfaßt, stürzten Beide aus dem Hause, und eilten, ohne zu wissen was sie thaten, nach Hause. Athemlos, ermüdet, über und über mit Koth bespritzt, langten sie daselbst an. Herr v. Theminay war bereits zurückgekehrt, und das ganze Haus befand sich in größter Aufregung, weil man sie vermißte. Natürlich fand zwischen dem Baron und seinen Kindern eine Erörterung über den Grund ihres Ausbleibens statt, aber bei verschlossenen Thüren und auf so geheimnißvolle Weise, daß die Dienerschaft selbst bei dem gespanntesten Horchen nicht das Mindeste davon erschnappen konnte. Im ersten Grauen des andern Morgens begab sich August mit einem Polizeibeamten nach dem Häuschen der Frau Le Sage, allein sie fanden es offen und das Nest leer. Die Möbeln, den großen Schrank miteingeschlossen, waren noch Alle da, allein die Lampe, die Handgriffe der geheimnißvollen Schiebladen, die Karten und jede Spur von beschriebenem Papier waren verschwunden.

August untersuchte den mysteriösen Schrank mit besonderer Aufmerksamkeit. Das Innere desselben glich einem kleinen Zimmerchen oder einer Loge; oben hatte er einige Schiebladen mit seltsamen Spalten und Schiebefächern, mit Rollen und Zwischenwänden, deren Gebrauch und Zweck August sich nicht enträthseln konnte, und in einer der ersten, die er öffnete, lag Valerie's Armband. Der Schrank ward gelegentlich auf die Polizeipräfektur geschafft, wo ihn der Herr Präfekt untersuchte, wodurch er auf einmal äußerst erpicht auf die Beifahung der Frau Le Sage und ihrer Thürsteherin wurde. Allein auffallenderweise führten alle seine Nachforschungen nicht auf die mindeste Spur. — Natürlich fehlte es nun, da der Zauber so zu sagen gebrochen war, nicht an den verschiedensten Vermuthungen und Versuchen, um die wunderbare Lotterie und Orakelsprüche der Wahrsagerin auf naturgemäße Weise zu erklären. Die allgemeinste Vermuthung ging dahin, Madame Le Sage habe immer einen Mann in diesem Schranke versteckt gehalten, um die Karten nach ihrer Angabe zu arrangiren, und habe die Anweisung hiezu ihm in derselben fremden, ihnen Beiden aber bekannten Sprache gegeben, in welcher sie die Beschwörungsformeln vorzulesen schien. Ferner mußte Frau Le Sage durch ihren Beruf als Briefschreiberin in den Besitz vieler Geheimnisse und Verhältnisse der Familien des Hofes und der Stadt gekommen seyn, welche sie dann als angebliche Eröffnungen der Karten und ihrer prophetischen Gabe den Neugierigen und Leichtgläubigen wieder vorhielt, so daß sie diesem Umstande gar bald ein gewisses Ansehen und einigen Einfluß verdankte.

Seit dem Verschwinden der Wahrsagerin war auch der Dichter Florimer d'Avignon in Versailles verschollen, und seine Bewunderer sprengten das Gerücht aus, er habe sich aus Ueberdruß an der Gesellschaft und um Muße zur Vollendung eines neuen dramatischen Werkes zu erlangen, in ein ländliches Stillleben zurückgezogen. Ein gelehrter Bücherwurm entdeckte aber bald darauf, daß Florimer's „Semiramis“ nur die Uebersetzung einer veralteten italienischen Tragödie war. Die Medisance brachte das Verschwinden dieser drei Personen bald in Zusammenhang miteinander, obwohl auch die angestrengtesten Nachforschungen kein Licht auf die frühere Geschichte und Lebensverhältnisse dieses Kleeblatts zu werfen vermochten. Nur einmal erfuhr man, daß drei ähnliche Personen früher in Avignon im Hause eines vor Jahren verstorbenen jüdischen Rabbi gewohnt haben und ursprünglich aus Rom gekommen seyn sollten. Späterhin konnte man die Spur dieses abenteuernden Kleeblatts nach allen Höfen Europa's hin verfolgen, wo es stets unter verschiedenen Masken und scheinbaren Gewerben auftrat, aber die Wahrsagerei stets zum Hauptgewerbe machte.

Am härtesten aber betraf jenes nächtliche Ereigniß in seinen Folgen den alten Baron Theminay, insofern sein jüngerer Sohn Justin darein verwickelt war. Wie der unerfahrene, von den Seinigen so vernachlässigte Jüngling mit einem Weibe wie diese Le Sage bekannt geworden oder in welcher Weise er an deren Gewerbe betheiligt war, erfuhren weder August noch Valerie genau. Auch Justin blieb nach dem Verschwinden der Wahrsagerin Wochen und Monate lang verschollen: die Nachforschungen der Polizei nach ihm waren eben so erfolglos, als die Aufforderungen und Nachfragen seines Vaters. Endlich gelangte durch den Hofmeister und Lehrer Justin's bei den Franziskanern nebst einem dicken Briefe seines Sohnes die Nachricht an Baron de Theminay, daß Justin in der Bretagne in ein Kapuzinerkloster getreten sey und bereits Profeß gethan habe. Theminay machte seine Freunde gelegentlich mit diesem Faktum bekannt, unter dem Beifügen, sein Sohn habe stets eine besondere Vorliebe für den geistlichen Stand gehegt; über den Inhalt von Justin's Brief äußerte er sich aber niemals. Als Balsam auf das wunde Vaterherz hatte der Baron kurz darauf die Freude, seinen Sohn August mit Mlle. Claire Faquette, und Jean Faquette mit Mlle. Valerie de Theminay de Castelaine verlobt zu sehen, denn die Rückkehr seiner Kinder zu den Kousins hatte deren Eltern ausgesöhnt, und den längst vorbereiteten Schritt zum Abschluß gebracht. Wenige Tage vor dem nächsten Karneval ward zum großen Vergnügen

aller Partieen die Doppelhochzeit in Faquette's Hotel mit großem Pompe gefeiert, und die ganze Elite von Versailles wohnte der Zeremonie an. Am Tage darauf heirathete auch die arme Ambroisine Dupré, und zwar ihres Vaters Gehülfen. Vater Dupré entfaltete ebenfalls viel Aufwand bei dieser Gelegenheit und behauptete, recht froh gewesen zu seyn, daß Ambroisine als vernünftige Tochter seinen Vorstellungen und Bitten nachgegeben und den Springinsfeld vom Hofe habe laufen lassen, da das Ende solcher Liaisons doch gewöhnlich nur zu frühe Entbindungen und gebrochene Herzen seyen. —

Skizzen aus Schleswig-Holstein.

(Schluß.)

Die Fregatte „Gefion", der beste Schnellsegler in der ganzen dänischen Marine, war schon vor dem begehrten Waffenstillstande vollkommen kampfunfähig gemacht. Die wohlgezielten Kanonenschüsse der Süd-Batterie hatten ihre Besatzung dezimirt und dieselbe so entmuthigt, daß sie dem Kapitän den Gehorsam aufkündigte und sich weigerte, den Kampf fortzusetzen. Man findet dieß erklärlich, wenn man das eroberte Schiff besteigt und die Verwüstung genauer betrachtet, welche die deutschen Kugeln angerichtet haben.

Die „Gefion", jetzt „Eckernförde" umgetauft, liegt völlig abgetakelt mit gestumpften Masten nahe bei dem Städtchen vor Anker. Die außerordentliche Zuvorkommenheit der Behörde gestattet bereitwilligst jedem Fremden, das Schiff zu besuchen, das jetzt unter Kapitän Donner's Kommando steht. Ich habe schon manches Kriegsschiff gesehen, eine solche Eleganz im Baue, solche Grazie und Schlankheit der Form, solche Solidität und Pracht ist mir noch nie vorgekommen. Einem Seemanne von altem Schrot und Korn muß das Herz vor Freude hüpfen beim Anblick dieser Prise. Ein solcher führte mich herum und theilte mir manche Details über den Kampf mit, der unvergeßlich bleiben wird in der Geschichte der Herzogthümer Schleswig-Holstein.

Die „Gefion" hat eine Länge von 160 Fuß. Sie führte 20 Kanonen auf dem oberen, 28 auf dem Zwischen-Deck, alle vom schwersten Kaliber. Ausrüstung, Verproviantirung und alles, was theils zum Komfort des Seemanns-Lebens, theils zur Verpflegung der Mannschaft auf Kriegsschiffen gehört, war, wie sich nach der Eroberung zeigte, in größter Vollkommenheit vorhanden. Noch heute zehrte die deutsche Besatzung von dänischem Mundvorrathe und letzt sich namentlich an dem dänischen Biere, das sich in ansehnlicher Menge an Bord vorfand.

Es giebt Glücks- und Unglückstage im Leben Einzelner, wie ganzer Nationen. Zu dieser Ueberzeugung würde auch der Zweifelsüchtigste bei einem Besuche auf der „Gefion" kommen. Mein Führer, ein alter Seewolf, der sich auf allen Weltmeeren herumgetrieben hatte, sprach es zu wiederholten Malen aus, daß namenloses Glück die deutschen Waffen begünstigt, grauenvolles Unglück die Dänen vom ersten Schusse an verfolgt habe. Nie ward der Uebermuth eines Feindes härter bestraft, nie der Stolz einer seemächtigen Nation tiefer gedemüthigt.

Schon vom Lande aus sieht man die Kugelmale im schwarzen Leibe des Schiffes; einen Begriff von ihrer Wirkung bekommt man erst bei genauer Besichtigung. Die Fregatte hat in Rumpf und Masten gegen 150 Kernschüsse erhalten. Die Verwüstungen einzelner Kugeln, und zwar meistens der kleineren, gränzt fast an das Fabelhafte, erklärt aber auch, wie die entmuthigte Mannschaft zu dem Entschlusse gebracht werden konnte, die Flagge zu streichen. Kugeln, welche durch mehr als fußdicke Pfosten des festesten Eichenholzes dringen mußten, rissen noch eiserne Klammerbalken von drei Zoll Stärke nebst mehreren Bolzen ab, die fünf bis sechs Zoll tief in den Schiffswänden steckten. Die kolossalen Rippen der Fregatte, die Tragbalken des oberen Deckes, die Galerien der Borde — irre ich nicht, Schanzen in der Seemannssprache genannt, die Verschalungen der Lucken, Masten, „Tops" und „Wanten", Alles ist dermaßen zerschossen, daß man sich wundern muß, wie das Schiff so furchtbare Verwundungen doch überdauern konnte.

Man hat gesagt, ein Zeitraum von sechs bis acht Wochen werde hinreichend seyn, das eroberte Schiff wieder seehaltig und kampffähig zu machen — dieß gehört zu den irdischen Unmöglichkeiten. Seehaltig allerdings ist die Fregatte, da kein Schuß tiefer eingeschlagen hat, als sie in See geht. Es sind aber eine so große Menge der wichtigsten Schiffsglieder zerschossen, die nicht bloß ausgebessert, sondern aufs Neue wiederhergestellt werden müssen, daß gewiß hundert tüchtige Schiffszimmerleute mehrere Monat Arbeit haben, um damit zu Stande zu kommen. Außerdem muß das Schiff ganz neue Masten bekommen, ehe es wieder ohne Gefahr in See gehen kann. Auch die Wanten müssen theilweise ganz durch neue ersetzt werden, namentlich die des Fockmastes, die auf der einen Seite völlig unbrauchbar geworden sind. Unverletzt ist nur das Steuerruder, gerade der Theil des Schiffes, von dem es Anfangs hieß, daß sein Verlust Veranlassung zur Uebergabe gewesen sey.

Den Anblick der „Gefion" nach Beendigung des Kampfes konnten mir Augenzeugen nicht entsetzlich genug beschreiben. Ueber 40 zerrissene Leichname und mehr als 50 schwer verwundete lagen unter Deck in einer zwei Zoll tiefen Blutlache. Die unglücklichen Menschen waren froh, als das Feuer schwieg, da sie zu der Ueberzeugung gelangten, daß sie nutzlos hingeschlachtet würden.

Ueber die Entstehung des Feuers auf dem Linienschiffe sind mancherlei einander widersprechende Gerüchte im Umlauf. Während diese den Brand einer glühenden Kugel der Süd-Batterie zuschreiben, behaupten Andere, das Feuer sey von den Dänen selbst angelegt worden, um das Schiff nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Ein schwedischer Offizier, derselbe, von dem es hieß, er habe das Glück gehabt, bei der Explosion durch ein kaltes Meerbad mit dem Leben davon zu kommen, während er, um dem Feuertode zu entgehen, sich freiwillig ins Meer stürzte und durch Schwimmen rettete, wird von Einigen als Urheber des Brandes bezeichnet. Die ganze Wahrheit wird sich nie ermitteln lassen, obwohl es wahrscheinlich ist, daß die glühenden Kugeln die nächste und wohl auch einzige Ursache der späteren Explosion gewesen sind.

Eckernförde hat auch bei diesem furchtbaren Ereignisse wunderbares Glück gehabt. Einige zerbrochene Fensterscheiben sind der einzige Schaden gewesen, den Christian's VIII. Auffliegen machte, während in stundenweit entfernten Orten Thüren und Fenster aufsprangen und selbst in dem drei Meilen entlegenen Schleswig die Erde so stark erzitterte, daß Viele einen Erdstoß vermutheten.

Der Besuch auf dem jetzt freilich schon sehr zerstörten Wrack wird eigentlich nicht mehr gestattet. Mich hinderte nicht das Verbot, sondern ungünstiger Wind daran. Plötzlich aufspringender scharfer Ost jagte die Wogen hochschäumend über die Trümmer und machte jede Annäherung an die gefahrdrohende Stelle unmöglich. Die Brandung rollte Schiffssplitter, zerstobenen Hausrath, zerrissene Segel ans Ufer und bedeckte weithin den Strand mit Millionen Holztheilchen, die von der Eckernförder Jugend emsig gesammelt und zum Theil für einige Schillinge an Fremde verkauft wurden, von denen Jeder gern ein Andenken an den wunderbaren Sieg vom 5. April mitnimmt.

Von den 84 eisernen Kanonen des „Christian" hat man bis jetzt erst 12 bergen können; doch hofft man, aller nach und nach habhaft zu werden. Die kolossale vergoldete Statue Christian's VIII., welche den Buch des Schiffes schmückte und ihm den Namen gab, ist ziemlich wohlerhalten aufgefunden worden. Man hat sie in der Festung Rendsburg aufgestellt.

Mannigfaltigkeiten.

In Dresden befindet sich unter den Inhaftirten ein Mannweib, Pauline Wunderlich, 30 und einige Jahre alt, die in der Kleidung eines Turners mit einem Zuzuge von Zschopau gekommen ist und auf den Barrikaden gefochten hat. Sie ist es, deren Auftreten in dem Kampfe man benutzt hat, um diesem einen Anstrich von Romantik zu geben. Sie ist für sehr schön erklärt worden und wird auch jetzt noch so abgebildet; sie sollte nämlich ihren Geliebten, einen Turner, durch die Kartätschung am Zeughause verloren, Rache geschworen und deßhalb auf die Barrikade sich gestellt, so und so viel Soldaten getödtet haben und endlich selbst gefallen seyn. Wir selbst sahen eine weibliche Leiche am 9. Mai in einem Sarge, an welchem der Name geschrieben stand: „Pauline Wunderlich."

Geschichte von einem Strome.

Wie manchmal in den Himmels Räumen
Plötzlich ein neuer Stern erglüht,
Jedoch nach kürzerm, längerm Säumen
Dem Auge wieder sich entzieht:
So brechen auch aus Bergestiefen
Oft Wasser, die verborgen schliefen.

Jüngst springt in einem schönen Thale
Aus einem Fels ein starker Quell.
Erstaunt sieht man mit einem Male,
Wie neue Fluthen, flink und hell,
Auf Wiesen, Feldern und in Büschen
Die Pflanzen und die Bäum' erfrischen.

Mit Jubel wird der Gast empfangen.
Schon wogen höher Saaten auf;
Die Wiesen sieht man schöner prangen,
Geschmückt mit Mühlen seinen Lauf.
Kurz jeder ruft mit frohen Mienen,
Das Heil des Thales sey erschienen.

Allmälig treibt er wild die Wogen,
Zerreißt das Wehr, durchwühlt die Flur;
Was drauf des Menschenhand erzogen,
Von allem läßt er kaum die Spur;
Erschüttert, was ihm auf dem Wege
Begegnet, Häuser, Scheunen, Stege.

Abnahm hierauf des Stromes Quelle,
Stieß seltner ihre Fluth hervor,
Bis endlich auch die letzte Welle
Spurlos sich in den Sand verlor.
Ihr fragt, wie dieser Strom sich nannte?
„Des Deutschen Parlaments Gesandte."

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 104 1. Juli 1849.

Das erlogene Kind.

Novelle von Ludwig Storch.

In einem Bergstädtchen des Thüringerwaldes, das ich aus mancherlei Rücksichten nicht nennen mag, lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts eine in ihren einst glänzenden Vermögensumständen sehr zurückgekommene, in verschiedene Aeste getheilte Familie, Namens Dörling. Die jüngeren Glieder derselben, genöthigt bei der dortigen Eisenfabrikation selbst Handwerke zu betreiben, da wo ihre Ahnen Aemter bekleidet hatten, konnten nichts desto weniger den alten, nun so ganz verlöschten Glanz ihres Hauses nicht vergessen, und zeigten gegen die übrigen Handarbeiter einen von diesen merkwürdiger Weise anerkannten und respektirten Stolz. Wenn man wissen will, wie Aristokratie entsteht, so muß man sich in den Familiengeschichten dieser kleinen Bergstädte umsehen. Ein unternehmender Handarbeiter hatte den Muth mit den Erzeugnissen seines Fleißes auf dem Rücken einen großen Markt zu beziehen, das Glück krönte seine Thätigkeit, seine Eisenwaaren fanden Absatz, sein kleines Betriebskapital vergrößerte sich, nach einigen Jahren bezog er mit einer Kiste die Leipziger Messe, und nun galt er schon etwas bei seinen Mitbürgern oder Ortsnachbaren, die für ihn arbeiteten und in ein abhängiges Verhältniß zu ihm traten. War der Emporkömmling nicht erst Handwerker, so war er gewiß Straßenfuhrmann gewesen, der sich ein Kapitälchen erkargt und dann eine und zwei Kisten auf eigene Rechnung geladen hatte, bis er das ganze Frachtgut sein Eigenthum nennen durfte. In das eigentliche aristokratische Ansehen kamen aber erst die Söhne, die das still gewachsene Geschäft im vergrößerten Maßstabe fortsetzten, sich mit manchem Luxusartikel, über den wir jetzt geringschätzend lächeln, umlegten, und sich reiche Frauen suchten. Sie bauen sich größere Häuser, kaufen Wiesen und Bergland, jeder hat zwei oder drei Kühe im Stall, seine Hauskleider sind häbig, meist von grünem Manchester, sein Sonntagsrock verläßt den altväterischen stereotypen Schnitt, sein spanisches Rohr hat einen goldenen Knopf, er wird zum Rathsherrn oder Gemeindeschöppen gewählt und macht eine Stiftung in die Kirche, entweder einen Abendmahlskelch, oder ein mit seinem Namen gesticktes Altartuch, ein Kanzelhemd, einen Priesterrock, oder er läßt die Kirche neu malen, oder er hinterläßt der Schule ein Kapital, wovon jährlich den Schulkindern an seinem Todestage frische Wecken, Schulbücher, Federn ꝛc. gereicht werden. Bei Lebzeiten hat er schon das Prädikat „Herr“ genossen, mit dem man zur Zeit unserer Väter sehr sparsam umging, und das eben nur als höchste Auszeichnung den Primaten ertheilt wurde. Seine Ansicht drang in den Gemeindeberathungen durch, sein Wort galt vor allen Anderen; wenn er sprach, verstummten die Uebrigen. Er wurde von seinen Schulfreunden mit Ihr oder auch Sie titulirt, während er sie alle Du nannte. Das Ansehen seiner Söhne ist unerschütterlich. Die Aristokraten sind fertig. Und welche Aristokraten! Man muß in solchen Verhältnissen aufgewachsen seyn, wie der Verfasser dieser kleinen Geschichte, um die ungemessene Ehrerbietung, die solchen Familien zu Theil wurde, nicht unwahrscheinlich zu finden. Wahrlich, sie genießt kein Fürst unserer Tage so rein und lauter. Da entdeckt man keine Spur von Schmeichelei oder knechtischer Unterwürfigkeit, die Aeußerungen der Untergebenheit waren echt und treu und von keiner Seite herrschte Zweifel oder Mißtrauen. Es war wirklich ein patriarchalisches oder Familienverhältniß. Stillschweigend wurden die Väter jener reichen Familien als Oberhäupter des ganzen Ortes anerkannt; es fiel gar Niemanden ein, ihrer Macht, ihrem Ansehen das Mindeste in den Weg zu legen. Geschah es nun, daß die Descendenz eines solchen Hauses durch Unglücksfälle um ihr Vermögen kam, so erhielt sie doch lange Zeit noch ihr Ansehen, und ich habe Arbeiter gekannt, mit deren Namen das Ehrenwort „Herr“ so verwachsen war, daß es ganz dazu zu gehören schien und ihnen von keinem ihrer jüngeren Genossen entzogen wurde, die man schlechtweg nur bei ihrem Taufnamen nannte.

Diese altehrwürdigen Verhältnisse sind ganz verschwunden; was Jahrhunderte lang in diesen Bergen Sitte war, ist es jetzt nicht mehr, ein Beweis, daß eine neue Zeit vor der Thüre ist, die das Leben in andere Formen gießen wird.

Ein junger „Herr Dörling“, dessen Vater noch Amtsschlosser gewesen, aber frühzeitig und ganz mittellos gestorben war, hatte die Schloßmacherprofession erlernt, und war ein nicht ungeschickter, thätiger Arbeiter geworden. Als er das Meisterrecht erlangt hatte, würde ihn

jeder mit einer heirathsfähigen Tochter versehene Bürger in seinem Hause willkommen geheißen haben, aber Kaspar Dörling ging an den Thüren der Stadt vorüber in ein eine Stunde entferntes Waldedörfchen, wo die schöne Blume blühete, die ihn anzog und um derentwillen er die Stadtkinder so vernachlässigte. Das Dörfchen Tanneberg lag hoch im Gebirge, in einem sehr einsamen Thal, das höher hinauf in seiner schauerlichen Verengung einige hohe malerische Felsenpartien, den „Katzenstein" zeigte, die im Sommer je zuweilen von Städtern zum Vergnügen besucht wurden. Außerdem kam selten ein Mensch aus der Stadt in das arme Tanneberg, wer nicht gerade in der nicht unbedeutenden Glasfabrik zu thun hatte, die schier dem ganzen Orte Unterhalt gewährte.

Es war auch die Tochter eines Glasbläsers, welche es dem stillen arbeitsamen „Herrn Dörling," dem Schloßmacher, mit ihren freundlichen Augen, ihrer hellen hohen frischen Gestalt und ihrem züchtigen sittsamen Wesen so angethan hatte, daß es seit einigen Wochen im Städtchen schon kein Geheimniß war, der wohlgelittene junge Herr werde noch vor Winters Hochzeit mit ihr machen. Die schöne Christel, wie sie alle jungen Bursche ein Paar Stunden im Umkreise nannten, hatte ihren Vater schon vor einer Reihe von Jahren verloren; sie war damals noch ein Kind gewesen. Die Kunst des Glasblasens zerstört die Blüthe des menschlichen Lebens fast immer vor der normalen Zeit. Nach dem Tode des fleißigen Hans Scharf war allmälig Armuth in seine Hütte eingekehrt. Ein Paar jüngere Kinder der Wittwe waren nach langem Krankenlager dem Vater nachgefolgt, und Christel war allein übrig geblieben, die sich aber auch desto üppiger entfaltete. Außer Mutter und Tochter bestand die Familie noch aus dem Vater der Wittwe. Dieser Mann, Namens Kurt Reisig, war früher Nagelschmied in dem zwei Stunden entfernten Gebirgsdorfe Schönau gewesen und hatte sich mit seinem wenig einträglichen Handwerke kümmerlich und dürftig genährt, so lang es hatte gehen wollen; als er aber das siebenzigste Jahr zurückgelegt, waren seine Kräfte so gesunken, daß er den Hammer nicht mehr zu führen vermochte. Seine Tochter Bärbe in Tanneberg hatte sich und ihr Kind eben so dürftig vom Einbinden der Glaswaaren in Strohsäule erhalten, seit aber Christel Jungfrau geworden war, hatten sich die Einkünfte des kleinen Haushalts um ein Weniges, durch ein neues Geschäft, das die flinke Hand der Tochter betrieb, verbessert. Die gemalten Glaswaaren kamen nämlich in Mode, und Christel malte mit geübter Hand allerlei Blumen, am meisten Rosen und Vergißmeinnichtkränze auf die Trinkbecher und Branntweinfläschchen. Dadurch wurde es ihr und der Mutter möglich, den alten schwachen Großvater von Schönau herüberzuholen, um seine letzten Tage zu versüßen. Der Greis hatte seinen bequemen Sitz und Lager in der sogenannten „Hölle" einem Orte, den man jetzt in den modernisirten Stuben unserer Gebirgsbewohner nicht mehr findet, obgleich auch in ihnen, noch mancher Teufel spukt. Einen beträchtlichen Theil der Wohnzimmer des vorigen Jahrhunderts in den Häusern der Gebirger nahm der Ofen ein, ein wahres Ungeheuer, ein kleines Haus in der eben nicht sonderlich geräumigen Stube. Sein unterer Theil bestand in der Regel aus einem großen viereckigen eisernen Kasten, auf welchem die Hochzeit zu Cana oder die Taufe des Herrn im Jordan mit Angabe der Bibelstellen und sinnigen Sprüchen, an welchen die Jugend des Hauses ihre ersten außerschuligen Leseübungen vornahm, als plumpe Reliefs eingegossen waren; der obere Theil war ein weitläufiges, aus lauter Kacheln zusammengesetztes, bis fast an die Decke emporragendes Gebäude, zwischen welchem und demjenigen Theile der Zimmerwand, durch welchen die Feuerung von Außen bewirkt wurde, sich die Blase befand, ein in den Ofen eingemauerter kupferner Kessel, in welchem stets Wasser für das Vieh und andere häusliche Bedürfnisse erwärmt wurde. Dieses Ofenhaus stand nun durchaus nicht knapp an der Wand an, wie unsere modernen Oefen, im Gegentheil fand sich dort ein so langer und breiter Raum, daß bequem ein Bett darin Platz haben konnte und oft hatte. Dieses hölzerne Bett vertrat unsere Sopha's, es hatte unten und oben einen hölzernen Boden, und am obern Theile war eine ebenfalls hölzerne Erhöhung, statt Polster und Kopfkissen. Auf diese unbequeme Pritsche streckten sich unsere Vorfahren in den süßen Dämmerstunden des Herbstes und Winters, nachdem sie auf das Feuer im Ofen eine Quantität Holz gehäuft hatten, mit der wir uns jetzt eine Woche lang genügend erwärmen.

(Fortsetzung folgt.)

Das preußische Militärwesen.

Von F. W. Hackländer.

Einberufung der Landwehr. — Marsch der Linie.

Bei den großen Manövern, welche in Preußen alle drei bis vier Jahre gehalten werden, wie überhaupt in der ganzen Bewaffnung dieses Militärstaates, spielt die Landwehr eine sehr große Rolle. Jeder Staatsbürger wird in seinem einundzwanzigsten Jahre vor eine Aushebungskommission gestellt, die ihn auf das Gutachten von Aerzten zum Militärdienste körperlich tauglich oder untauglich erklärt. Letzteres kommt viel seltener vor, als man glauben könnte; wer befreit werden will, muß für jede Waffenart, selbst für den Train, untauglich seyn. Mit einem fehlenden Auge oder einer verkrüppelten Hand ist es nicht gethan. So erinnere ich mich sehr gut, unter den „Fahrern" der Geschütze schöne starke Leute gekannt zu haben, die an der linken Hand verwachsene unbrauchbare Finger hatten, und doch nach einiger Uebung ihren Zügel ganz gut zu führen wußten

und den Dienst aufs Beste versahen. Die Dauer der Dienstzeit für jede Waffenart ist gesetzlich auf drei nach einander folgende Jahre festgesetzt; sie wird jedoch bei der Infanterie auf ein und ein halbes Jahr, bei der Reiterei und Artillerie auf zwei und ein halbes Jahr ermäßigt, nach welcher Zeit die Leute zur Kriegsreserve entlassen werden, von der sie zur Landwehr übergehen, um in diesem Verbande bis zum vierzigsten Lebensjahr zu verbleiben.

Dieß klingt hart; eine solche Fessel, welche alle Lebensverhältnisse einzuzwängen scheint, kommt dem Ungewohnten unerträglich vor. Der Preuße macht sich auch im Allgemeinen keineswegs ein Vergnügen daraus, nach der Dienstzeit in der Linie noch eine Reihe von Jahren Landwehrmann zu bleiben; aber jeder erkennt die Nothwendigkeit des großartigen Instituts und bringt gern dem allgemeinen Besten alle drei bis vier Jahre einige mühevolle Wochen zum Opfer. Denn vom Appell, der jährlich zweimal die Landwehr zusammenruft, ist gar nicht zu reden; diese Versammlungen werden von den Leuten meist als Lustpartieen angesehen. Der Appel wird in der Nähe selbst jedes größern Dorfes Kompagnieweise abgehalten. Man wählt hiezu gewöhnlich den Sonntag, um keine Arbeitszeit zu verderben. Außer den Landwehrmännern selbst findet sich eine Menge von Zuschauern aller Klassen ein, und ein buntes Gewühl bedeckt den Platz. Schenkwirthe und Marketender haben sich ebenfalls eingefunden, und wenn nicht der lustige Ton der Fidel fehlte, könnte das Ganze für ein Volksfest gelten; es wird dabei gelacht, gejubelt und zuweilen etwas geprügelt, gerade wie bei den Kirchweihfesten. Die Soldaten, die hier manchen alten Bekannten treffen, den sie vielleicht im ganzen Jahre nicht gesehen, und sich dabei mancher Streiche aus dem Garnisonsleben erinnern, necken einander, und selbst gesetzte Familienväter gedenken mit Lust der Zeit ihres Rekrutenstandes und lachen und scherzen, als habe ihnen so eben erst der Kapitän d'Armes die Exerzierjacke angezogen. Natürlich erscheinen dabei Alle in ihren Zivilkleidern, und nur die Lieutenants, die gestern noch mit der Feder hinterm Ohr ihren heutigen Soldaten die Rechnungen ausgestellt oder fertige Waaren abgenommen, brüsten sich in ihren Uniformen, ohne sich heimisch darin zu fühlen. Bald zwängt sie der steife Kragen, bald kommt ihnen der Degen zwischen die Beine, und so sehr sie sich bemühen, recht militärisch auszusehen, so blickt doch beständig ihr friedliches Gewerbe störend aus dem Waffenschmucke hervor.

Endlich kommt etwas Ruhe in den bewegten Haufen; man gewahrt den Landwehrmajor, der mit seinem Adjutanten zu Pferde, auf dem Appellplatze erscheint. Ihm folgt der Feldwebel, der sich vor seinen Kameraden in der Linie durch ein noch würdevolleres, gemesseneres Benehmen und eine weit stärkere Brieftasche unterscheidet, die zwischen dem zweiten und fünften Knopfe seiner Uniform wie ein Vorgebirge hervorsieht. Daß sich der Feldwebel der Landwehr an solchen Tagen ein großes Ansehen zu geben sucht, ist sehr natürlich; er ist ein entlaubter Stamm, dem innen im Marke die schaffende Gewalt wohnt, die schaffende Gewalt der Landwehrliste, die ihm am Appelltage wie mit einem Zauberschlage eine dreimal größere Anzahl Untergebener zuwirft, als seine Kollegen in der Linie kommandiren. — Beim Erscheinen des Majors und des Feldwebels ordnet sich der Haufen der alten Soldaten von selbst in drei Glieder und bildet eine Fronte; der Feldwebel liest darauf die Namen Aller ab, die zu seiner Kompagnie gehören und demnach auf dem Platze seyn müssen. Jeder Gerufene tritt aus dem Gliede und stellt sich einige Schritte abwärts, so eine neue Linie bildend, damit keine Unterschleife vorkommen und etwa einer für drei, vier Bekannte, die es nicht für gut gefunden hätten, beim Appell zu erscheinen, auf ihre Namen mit „Hier“ antwortet. Nachdem die Kompagnie verlesen und die Fehlenden notirt sind, läßt der Major einen Kreis schließen, theilt der Kompagnie mit, was im Laufe des halben Jahres im Bataillon vorgefallen ist, als da sind Urlaubsbewilligungen, Arrestverleihungen, kurz Alles, was die Soldaten angeht, und entläßt darauf die Mannschaft mit einer Rede voll Salbung.

Etwas ganz Anderes als diese jährlichen Musterungen sind die kleineren und größeren Manöver. Schon bei den ersten wird die Landwehr in Regimenter und Brigaden zusammenberufen, erhält Waffen und Montirungsstücke und exerziert vierzehn Tage bis drei Wochen in verschiedenen Bezirken. Alle vier bis sechs Jahre wird nun aber ein sogenanntes großes Manöver abgehalten, an welchem ein oder, wie in diesem Jahre, zwei Armeekorps Theil nehmen.

Wenn es schon bei den gewöhnlichen Appells und kleinen Manövern schwer hält, Urlaub zu erhalten, so ist es dem Landwehrmann fast unmöglich, sich vom Dienst bei den großen Manövern zu befreien. Wer nicht die ins Kleinste eingreifende Pünktlichkeit des Landwehrinstituts kennt, begreift freilich schwer, daß es dem Einzelnen nicht möglich seyn sollte, in der Masse zu verschwinden. Aber wie der Herr der himmlischen Heerschaaren die Haare auf unserem Haupte zählt, so weiß der Landwehrfeldwebel genau, wie es um jeden seiner Untergebenen steht. Er hat ihn vielleicht nie gesehen und weiß dennoch von der Farbe seiner Haare bis zum Untergestell des Körpers, die besondern Kennzeichen mit eingeschlossen, ganz genau, wie der Mann aussieht; ja seine Laster und Untugenden sind in den Annalen der Regimenter für ewige Zeiten niedergelegt, und diese Zeugen der Vergangenheit können oft recht unangenehm in die Gegenwart hinüberspielen.

Die Landwehr kann unglaublich schnell zusammengezogen werden. Alle Vorräthe sind da; Uniformen, Waffen, Geschirre hängen, numerweise geordnet, in den Zeughäusern und sind rasch ausgegeben. Auf dem Bureau des Landwehrmajors liegen gedruckte Einberufungszettel unterschrieben bereit, in denen nur das Datum ausgefüllt zu werden braucht. So kommt denn an einem

Morgen mittelſt Telegraphen von Berlin der Befehl, die Landwehr dieſes oder jenes Armeekorps in kürzeſter Zeit zuſammenzuziehen. Eine halbe Stunde darauf gehen Eſtafetten an die betreffenden Bataillonskommandanten, welche die Einberufungszettel augenblicklich ausfüllen und den verſchiedenen Landräthen überſenden. Dieſe wiſſen innerhalb vierundzwanzig Stunden jedem Manne dieſe geſchriebene Ordre zuzuſtellen und haben außerdem die Verpflichtung, alsbald eine Bekanntmachung zu erlaſſen, nach welcher alle Pferde des Kreiſes an einem beſtimmten Tage in die Kreisſtadt gebracht werden müſſen, damit dort die zum Dienſt der Reiterei und des Fuhrweſens nöthigen und tauglichen ausgewählt werden. Zugleich ſind vom Kommando des Armeekorps die Linienoffiziere bezeichnet worden, welche als Hauptleute und Regimentskommandanten bei der Landwehr den Dienſt verſehen ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In einer Verſammlung der königl. Sozietät zu London war vor Kurzem eine Maſchine aufgeſtellt, die, wenn ſie ſich bewährt, für die Buchdruckerkunſt von wichtigen Folgen ſeyn müßte. Die Maſchine beſeitigt das Gießen der Lettern, indem ſie dieſe aus Metall- (Kupfer-)Draht preßt und durch ſcharfe Stahl-Inſtrumente ſchneidet. Mit Hülfe einer Dampfmaſchine kann ſie in der Minute 60 Lettern, alſo täglich 36,000 (?) ſchlagen. Der Druck ſoll bei Weitem ſchärfer ausfallen und die Lettern wegen des härteren Metalls viel dauerhafter ſeyn. Der Erfinder, ſein Name iſt Petit, ſagt, ſie würden hundert Mal länger dauern, als gewöhnliche. Auch die Koſten ſollen nicht höher ſeyn, als für die bis jetzt gebräuchlichen Lettern.

Das Iswich Muſeum für Naturgeſchichte erhielt kürzlich von dem Biſchof von Norwich ein Exemplar des ſogenannten Fregattenvogels mit nachſtehendem Bericht: Dieſer Vogel iſt wirklich ein Luftbewohner, er lebt und ſchläft darin und kommt außer in der Brutzeit nie ans Ufer. Die Erklärung dieſes merkwürdigen Phänomens iſt ſehr einfach. Er hat einen ungeheueren Sack unterhalb ſeiner Kehle, ſeine Haut iſt locker, Knochen und Adern ſind wahre Luftgefäße. Bei einer ungewöhnlichen Ausſpannung von Schweif und Flügeln und Einſaugung einer gehörigen Menge von Luft, die er innerhalb ſeines Körpers verdünnen kann, wird er ein wahrer Luftballon und ſchwimmt ſelbſt während des Schlafes in der Luft.

Mutterliebe.

Dunkle Nacht bedeckt die Erde,
Alles ſchläft in ſüßer Ruh',
Und der Mond eilt durch die Wolken
Seinem ew'gen Ziele zu.

Stille herrſcht in Näh' und Ferne,
Lautlos iſt die hehre Nacht;
Doch am Bett des kranken Kindes
Noch ein Mutterauge wacht.

Sieht es mit dem Tode ringen,
Faßt die kleine, kalte Hand
Kann, o Jammer, ihm nicht helfen,
Sieht es an des Grabes Rand.

Betend fleht ſie auf zum Himmel,
Doch der Himmel hört ſie nicht;
Führt den ſchuldlos reinen Engel
Aus der Nacht zum ew'gen Licht.

Und ſie ſieht ihm in das Auge,
Sieht es matt und thränenleer;
Horcht dem Klopfen ſeines Herzens,
Doch das Herz — es ſchlägt nicht mehr.

Und in ſeinem kleinen Raume,
Kann das arme Mutterherz
Solche Leiden nicht mehr faſſen,
Nicht ertragen ſolchen Schmerz.

Vater! ſpricht ſie, will mich fügen,
Wenn das Mutterherz auch bricht!
Und der Himmel hört ſie beten,
Er verläßt die Seinen nicht.

Führt ſie hin zu ihrem Kinde
In das Land, das Schmerz nicht kennt,
Wo kein blaſſer Tod die Bande
Treuer Mutterliebe trennt.

Englert.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 105 3. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

Preis-Novelle.

Welch' ein Land, welch' ein Paradies Gottes! — Welch' ein Himmel, welch' eine Hölle! Ach, diese Widersprüche, einen sich hier in der Schöpfung, wie in dem Menschenherzen. Der Abend dunkelt noch nicht; aber von der Küste des Meeres erhebt sich bereits mit kühlendem Hauche ein linder Wind. Der Banianbaum, unter dem ich ruhe, ein Riese, mit seinem Gezweige und seinem Laube einen mächtigen Wald bildend, wirft bereits seine Schatten über tausend Fuß hinaus, während das blendende Lichtmeer, die Sonne, langsam hinter der fernen Pagode niedersinkt und die weißen Wolken, die wie rosige Schwäne durch den dunkelblauen Aether schwimmen, jetzt aufleuchten in allen Farbentönen, golden, purpurn, blau, violett und gelb, ewig wechselnd und ewig schön und herrlich. Die mächtige Glutscheibe, nunmehr ein strahlender Rubin, sinkt immer tiefer, um endlich im goldenen Abendsaum völlig zu entschwinden. Jetzt beginnt ein zweiter milderer Tag: das beseligende Nachtleben in dieser glühenden Zone. Keine Finsterniß verhüllt die Herrlichkeit der Schöpfung, denn am Himmel leuchten tausend und tausend Sterne sonnengleich, nur ohne sengende Gluthitze, auf dich nieder; der Mond goldet bereits am Himmel; so sahst du ihn nirgends, nicht in deinem Vaterlande, nicht in dem gepriesenen Welschland, nicht auf Jurgura's Höhen; sein Licht wandelt und verklärt alle Gegenstände um dich zauberhaft; unter seinem Strahlenschimmer erscheint die allmählig in Trümmer sinkende Pagode von Wunderblüthen und Juwelen erbaut zu seyn, während die heilige Aswatha, unter dessen Stamme einst Budha geruht haben soll, mit seinen mächtigen Zweigen, deren Schößlinge in der Erde wurzelnd, wiederum neue Stämme bilden, und so in endloser Schöpfungskraft sich immerdar mehren, einem Hühnenheere gleicht, das starr und bewegungslos die Schwelle des Heiligthums beschützen will. Der Blumenteppich der Erde hat alle seine Kelche geöffnet; dein Herz schlägt jetzt leicht und frei, denn es sind Balsamdüfte, welche du einathmest; in der Luft, die so rein und wohlthuend ist, als gehörte sie nicht mehr der sündigen Erde an, surren Käfer, mit Juwelenstrahlen bekleidet, wie leuchtende Feuerfunken umher; jede Blüthe, jede Blume ist ein glückliches Eden geworden, und dennoch herrscht in dieser belebten Schöpfung ein beseligender Friede, der mit seinem Segen auch auf dich beruhigend einwirkt; du ruhest auf einem Rohrlager in der offenen Halle, durch welche der kühlende Nachtwind haucht, und die duftenden Blumen, welche sich über deinem Haupte schaukeln, entblättert und den Blüthenregen auf dich niedersenkt. Du entschlummerst, und in deine Träume tritt eine Welt, fast noch schöner, als die welche dich umgiebt. —

Aber es kommt der Tag, der Mittag, da ist Alles anders! Ein sengendes Feuermeer ist nun die Sonne; ihre heißen Strahlen brennen so verderbend auf dich nieder, daß der Wahnsinn in deinem Hirn aufgährt und dein Blut in siedenden Wogen zu deinem Herzen stürmt; deine bebende Brust ringt nach Odem, aber die Luft, welche dich umgibt, ist ein Flammenäther geworden. Wohin dich bergen vor diesen Gluthen? Kein Baum, kein Gebäude gibt mehr Schatten; das Laub hat sein frisches Grün verloren, Blüthe und Blumen stehen verdorrt und erstorben, und aus dem Strauche, an dem du niedersinken wolltest, ringelt sich die giftige Schlange hervor. Die Hitze spaltet der Erde Tiefen, und aus ihrem Innern tauchen die Geburten der Nacht empor. Dort aber rauscht der Fluß dahin, seine Wogen können dir Kühlung und Erstärkung geben. Unglücklicher, nahe dich nicht zu dieser Stunde dem Flusse! In dem Schilfe, das an seinen Ufern emporwächst, lagert jetzt der hungrige Tiger in seinem Schlamme, lauert das Krokodill auf seine Beute.

Das ist die Schattenseite dieser herrlichen Zone! —

Wie es kam, daß ich das ferne Vaterland verließ? Die Stürme des Geschickes und des eigenen Herzens trieben mich von Frankreichs Boden. War ich doch selbst im Elternhause nie ganz heimisch; wir liebten uns zwar dort Alle recht innig, aber dennoch herrschte die Zwietracht immerdar unter uns. In unserm Hause war es, wie in dem schönen Frankreich selbst; Parteiansichten hemmten und verscheuchten jede Einigung und jedes Vertrauen. Mein Vater war durch alle Wechselgeschicke, des Lebens dem Stamme der Burbonen treu geblieben; mein Ohm war den Siegesfahnen des Welteroberers nach Egypten und Rußland gefolgt und erkannte nur ihn als Herrn des Landes an. Meine

Digitized by Google

Neigung rief mich zum Seedienst; in der Marineschule ward ich ein glühender Republikaner und glaubte nimmer diesen Ansichten entgegen handeln zu können. O, der Täuschungen der Jugend und des menschlichen Herzens; Nur wenige Jahre waren vergangen, da verließ ich den Seedienst, das wogende Meer, auf dem mir so wohl war, und trat in jene Kriegschaaren über, welche nach Afrika gesandt wurden, um die freien Söhne der Wüste zu knechten und sie in das Joch unserer Zivilisation zu zwingen. Und dennoch war dieser Widerspruch des Herzens nicht der des Lebens; ich, der ich in meinem Jugendstolz mich nicht vor Thronen beugen wollte, ward der Sklave eines Weibes, dessen Laune über mich entschied.

Eugenie von Montfort war nicht schön, aber höchst liebenswürdig, selbst ihre Fehler, deren sie so viele hatte, erschienen nur wie verhüllte Reize, und mehr durch ihre Schwächen, als durch ihre Vorzüge, verstand sie zu fesseln und zu bezaubern, und eben dadurch, weil man sie nie ergründen, nie ihr inneres Seyn enträthseln konnte, weil sie jeden Tag eine andere war, weil sie ihre Ansichten, wie ihre Kleider, des Tages dreimal wechselte, war sie unwiderstehlich. Mir hatte sie Liebe und Treue geschworen, und dennoch verschob sie die Verbindung unter tausend nichtigen Ausflüchten; endlich gestand sie mir den Grund ihrer Weigerung.

In der Pension, in welcher sie erzogen, hatte sie einst den Jugendgespielinnen gelobt, nur einem Manne die Hand zu reichen, der für Frankreichs Ruhm gekämpft und dessen Brust mit dem Ehrenkreuze geschmückt wäre. Es war keine Liebe zum Vaterlande, es war nur thörichte Eitelkeit, die mein Glück verhinderte; dennoch ließ sie nicht ab mit Bitten, mit süßen Schmeicheleien, mit zürnendem Schmollen, bis ich mich ihrem Willen ergab, und in die Reihen der Krieger trat, welche für Algier bestimmt waren.

Nennt mich deßhalb nicht einen Schwächling; auch der Stärkste hat seine Achilles-Ferse, und nicht Jeder, der Schlachten gewinnt und sich dem drohenden Tode kühn entgegenwirft, ist deßhalb, wie Bajard, ein Held ohne Furcht und Tadel. —

Nahe war der Tag der Trennung; ich und Eugenie saßen in der Vorlaube von meinem Landhause, das mein Vater jüngst erkauft hatte; vor uns lag die Straße, welche von Paris nach Versailles führt. Die buntesten Scenen gingen wie die Bilder in einer Zauberlaterne an uns vorüber; da rollte eine prachtvolle Equipage dahin und überholte den kleinen Karren, der, mit einem magern Esel bespannt, sich langsam im Gleise fortbewegte. Am Graben huckte eine alte Lumpensammlerin mit ihrem Korbe; ihr vorüber flog auf einem stolzen Andalusier, in einem mehr als fürstlichen Prunke, gefolgt von der Schaar ihrer Anbeter, eine gepriesene Schönheit der Residenz. Die Lumpensammlerin warf einen bösen Blick empor und ballte zornig die Faust, die schöne Reiterin achtete dessen nicht, was konnte die Alte von ihr wollen? schienen sich doch beide so fern und so fremd, und dennoch schien es nur so, denn es waren Mutter und Tochter! — Dort zog im blendenden Kriegerschmuck ein Regiment auf, und dort schrie ein Ausrufer das Todesurtheil eines armen Soldaten aus, der gegen die Subordination gefehlt hatte. Vor uns stand jetzt ein Stelzfuß mit dem Hute in der Hand. Der Mann heischte keine Almosen, aber das Elend hat eine stumme Sprache, die allen Herzen verständlich ist. Eugenie, ohne zu dem Manne empor zu blicken, warf ihm eine Silbermünze in den Hut. Ich aber sah in sein Angesicht; es war bleich, abgezehrt, nicht von der Last der Jahre, sondern von überstandenen Mühseligkeiten; auf seiner Brust glänzte das Kreuz der Ehrenlegion. Mir wurde recht seltsam zu Muthe; ich hob der Braut leise das Lockenköpfchen empor, wies auf den Mann und flüsterte: „Sieh', das ist vielleicht mein Bild, wenn ich einst aus Algier zurückkehre.“

Einen Augenblick erbleichte Eugenie, dann lächelte sie: „Der braune Teint würde Dich recht gut kleiden und eine Narbe würde Dich noch mehr als ein Orden schmücken.“

„Wird aber Deine Liebe,“ fiel ich ein, „auch dann ausdauern, wenn ich als Krüppel zurückkehre?“

Sie war recht ernst geworden; eine Thräne trat in ihr Auge: „Emel,“ sprach sie, „Du thust mir weh, wohl bin ich launisch und unbeständig, wo es Lust und Modetand betrifft: aber mein Herz ist Dir unwandelbar treu. O Gott,“ fuhr sie in steigender Erregung fort, „wäre es jemals möglich, daß ich die Liebe, die Treue zu Dir aus meinem Herzen bannen könnte, so möge Gott dann die Verworfene gnadenlos strafen und dieser Boden hier mein Blut trinken.“

Ich war beruhigt.

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

Die Hitze war fast erstickend und der Name „Hölle“ für das liebe Plätzchen gar nicht übel gewählt. Das hölzerne Bett aber wurde mit einem eben so bezeichnenden kräftigen deutschen Worte, „das Faullbett“ genannt. Diese Menschen konnten beides, Hitze und Kälte, in einem weit höhern Grade bequem ertragen, als wir, und gingen aus der Gluth der Hölle mit ihrer leichten Bekleidung schnell in die eisige Zugluft der Gebirgspässe hinaus, und nahmen eben so, wenn sie, halberstarrt vom Frost, Wege über die Berge gemacht hatten, auf dem Faulbette Platz, das fast dem Roste des heiligen Lorenz glich, ohne daß es ihrer Gesundheit geschadet hätte.

Auf dem Faulbette in der Hölle wohnte denn auch der einundsiebenzigjährige Kurt, als er nicht mehr arbei-

ten konnte, und der sein geschäftiges Leben vor der Gluth des Schmiedefeuers zugebracht hatte, sollte seine letzten Tage in der ihm wohlthätigen Gluth der Hölle verleben. Hier saß oder lag er den lieben langen Tag und Abend, seinen Taback aus einem schwarzgerauchten Ulmer mit ganz kurzem Rohre schmauchend und sein Viertelmäßchen Branntwein trinkend, womit ihn die Liebe der Enkelin täglich versorgte. Beschäftigt war er mit nichts, wie mit seinen Gedanken, und diese gingen gerade auch nicht weit. Zum Vorschein kam er, außer wenn er die Mahlzeit einnahm, selten, und am Gespräche der Mutter und Tochter nahm er auch nur ausnahmsweise mit ein Paar Worten Theil. Christel malte den ganzen Tag emsig, und Bärbe, die Mutter, besorgte das Hauswesen, die Ziege, Kartoffelfeld und Garten und band im Winter Glas in Stroh. Sonntags besuchten die Frauen die Kirche des benachbarten größeren Dorfes, wohin Tanneberg eingepfarrt war; für den alten Kurt war der Weg dahin zu weit und er hielt seine Andacht aus einer uralten vergilbten Hauspostille, brachte es aber mit Hülfe einer halbblinden Brille selten über ein Paar Zeilen. Ueberhaupt nahm die fromme Christel oft mit großer Betrübniß wahr, daß ihr Großvater nicht so gottesfürchtig sey, wie sie von ihm vorausgesetzt, aber sie scheute sich, mit ihrer Mutter davon zu reden. Sonntag Nachmittags ging Christel in der Regel mit ihren Gespielinnen auf den „Birkhan," einen eine Viertelstunde vom Dorfe entfernten an der Landstraße über das Gebirge gelegenen Gasthof, wo sich zu Sommerszeiten, und im Winter bei guter Schlittenbahn auch Städter einzufinden pflegten, und hier wurde nicht selten ein Tänzchen gemacht. Bei einer solchen Gelegenheit, kurze Zeit nachher, als der Großvater ins Haus gekommen war, hatte Christel auf dem Birkhan die Bekanntschaft des Herrn Dörling gemacht, die bald zu einem zärtlichen Verhältniß wurde, und die Hochzeit der beiden jungen Leute in nahe Aussicht stellte.

Es war am zweiten Pfingstfeiertage Früh, als Kaspar Dörling sich im besten Feststaate im Häuschen der Wittwe Scharf in Tanneberg einfand, um seine Verlobte zur Kirche zu begleiten, dann mit ihr zu Mittag zu essen, hernach einen Spaziergang mit Mutter und Tochter in den frischgrünen Wald nach dem Katzenstein zu machen und endlich auf dem Birkhahn bei Tanz und Trank sich gütlich zu thun. Christel glich heute der frischen prangenden Maie, womit sie ihr Stübchen zum heiligen Feste geschmückt hatte, aber ihre Wangen blüheten dem Geliebten als ein der Jahreszeit vorausgeeiltes Rosenpaar entgegen. Ihr schönes, keusches, süßes Auge leuchtete die innigste, zufriedenste Freude, denn ihr Kaspar hatte ihr so eben das Versprechen gegeben, daß er die Mutter und den Großvater mit in sein Haus nehmen und sie gut und treu halten wolle. Und so sollte denn zu künftigen Sonntag das erste kirchliche Aufgebot des jungen Paares bestellt werden. Als sie nun eben zum Kirchgang aufbrechen wollten, entstand ein Getöse auf der Gasse und die Nachbarn fuhren an die Fenster. Man hörte Gelächter, laute Stimmen, Pferdegetrab. Mutter und Tochter öffneten ebenfalls die beiden Fenster ihrer Stube, Kaspar eilte hinaus vor die Hausthüre, um zu sehen, was es gebe. Hier sah er zwei modisch und sehr elegant gekleidete Herren von jugendlichem Mannesalter und ein junges Frauenzimmer im überladenen Putz der vornehmen Gebirgerinnen, mit Scherzen und Lachen breit durch die Gassen daher ziehen. Ihnen folgten zwei reich gallonirte Diener zu Pferde, welche die ledigen Pferde ihrer Herren am Zügel führten, und ein schmuckes Korbwägelchen mit einem Pferde bespannt, wie sie vor dreißig Jahren noch den reichsten Kaufleuten im Gebirge zur Equipage dienten. Neben dem Kutscher saß eine rothwangige Magd, die überlaut lachte und schrie. Kaspar wandte sich unwillig ab, und ging in die Stube zurück, ohne die laute Gesellschaft auch nur eines Blickes zu würdigen. Drinnen aber schauten Bärbel und Christel neugierig nach den Fremden, und ergötzten sich, gleich den übrigen Dorfbewohnern, an der Kleiderpracht und dem Aufzuge derselben.

„Das war ja wohl die reiche Annaliese Kürschlepper aus der Stadt, von deren Aufwand immer so viel Redens ist?" fragte Christel endlich vom Fenster tretend ihren in Nachdenken versunkenen Geliebten, als der Zug hinter der Straßenecke verschwunden war.

„Freilich war sie es," versetzte Kaspar seufzend. „Es ist kein Wunder, wenn man viel von ihr spricht; sie versteht's ihr Geld zu genießen. Aber sie könnte es zehnmal toller treiben, als sie es wirklich thut, sie könnte doch die Zinsen ihrer Kapitalien nicht durchbringen."

„Aber wer mochten die beiden vornehmen Herren seyn, die sie in der Mitte führten? Aus unserer Gegend waren sie gewiß nicht," fuhr Christel fort.

„Sie sind schon seit vierzehn Tagen im Kürschlepper'schen Hause zum Besuch. Der eine ist ein Verwandter von Annaliese, ein berühmter Arzt aus Rußland. Er ist adlig und wird Herr Staatsrath titulirt. Sein Vater hat aus unserer Gegend gestammt, und soll, wie die Leute sagen, vor vielen Jahren als Balsamsträger nach Rußland gegangen seyn. Der andere Herr ist, wie ich gehört, ein reicher russischer Edelmann, der den Herrn Staatsrath zum Vergnügen begleitet. Seit sie da sind, spricht man in der ganzen Stadt von nichts weiter, und ich mag von den reichen Menschen nichts mehr sehen und hören. Das Kürschlepper'sche Vermögen, sagte mein Vater oft, gehöre unserer Familie, und wir seyen durch einen abscheulichen Betrug darum gekommen."

„Wie heißt denn der Herr Staatsrath?" fragte plötzlich der alte Kurt aus der „Hölle" hervor.

„Schwarzpfennig."

„Dacht' ich's doch!" murmelte der Alte. „Ja, ja, wenn man manche Dinge vorher wüßte, man würde nicht so dumm wider sein eigen Fleisch und Blut seyn."

„Wie meint Ihr das, Großvater?“ fragte Christel und trat zu dem Greise.

(Fortsetzung folgt.)

Das preußische Militärwesen.

(Fortsetzung.)

So kommt denn der Tag, der Alles in der Provinz in die größte Bewegung versetzt. Die Landwehrmänner ziehen von ihren Dörfern oder Städten in großen Haufen nach dem Versammlungsort, und wer nicht weiß, von was es sich handelt, könnte an eine Völkerwanderung glauben. Da fährt nun dem ehrsamen Schmied- und Webermeister der alte muntere Handwerksbursche in die Knochen. Die bestaubten und längst vergessenen Attribute dieses lustigen Standes, das schwere Felleisen und der knotige Wanderstab werden hervorgesucht, hinter dem Ofen hervor langt er eine alte Regimentsmütze, die er während seiner Dienstzeit getragen, und ist der Einberufene ein Reiter, so werden die Stiefel schon zu Hause mit großen Sporen besetzt, damit man gleich auf dem Marsche sieht, er gehöre zu dem bei den Mädchen weit renommirteren Pferdevolke. Die Zeit vor dem Ausmarsch zu den Manövern ist eine Zeit der Thränen und der Noth, und man könnte wirklich glauben, es gehe gegen den Feind und der Abschied sey auf Nimmerwiedersehen. Da werden alle zarten Verhältnisse noch einmal genau durchgemustert, die schadhaften entweder ausgebessert und für die Ewigkeit prolongirt, oder zerrissen. Wenn sich der Landwehrmann freut, wieder einmal eine Weile mit seinen alten Kameraden lustig zu verleben und ein Glas über den Durst trinken zu dürfen, ohne daß er dafür zu Hause eine Gardinenpredigt erwartet, so sehen die Zurückbleibenden dem Auszug der Soldaten mit weit minder behaglichem Gefühle zu. Weib und Kinder haben daheim nicht selten mit Nahrungssorgen zu kämpfen, und die Geliebte entläßt ihren Jüngling fast mit denselben Gefühlen, als sehe sie ihn den Kugeln des Feindes entgegen ziehen. Ach! und sie hat nicht Unrecht. In was für neue Verhältnisse kann er kommen! und die Angriffe schöner Augen, denen sich sein Herz bloß stellt, sind für ihre Liebe wohl gefährlicher, als das Kleingewehrfeuer.

Die Komptoirchefs und die alten Handwerksmeister sind in diesen Tagen verdrießlicher als je; denn Feder, Elle und Nadel werden nicht mehr gehandhabt wie sonst; die jungen Leute erzählen einander von den Heldenthaten, die sie auszuführen gedenken, singen Kriegs- und Schelmenlieder, und auf mancher Oberlippe erscheint vorwitzig ein, besonders bei den alten Kaufherrn hochverpönter Schnurrbart.

Endlich gerathen die Kreisstädte in die lebhafteste Bewegung. Die Landwehrmänner sind angelangt und umstehen das Rathhaus in allerlei Kostümen. Ein geübtes Auge unterscheidet leicht die verschiedenen Handwerke und Waffenarten. Der Schuster trägt einen kurzen Rock, und der Schmied einen langen, der ihm bis auf die Füße reicht, und der Schneider ist nach der neuesten Mode gekleidet. Die Artillerie und Reiterei halten sich gesetzt, so wie sie pflegen, und die Infanterie sucht sich ein Ansehen zu geben, indem sie am meisten lärmt und sich vor den Wirthshausthüren herumtreibt.

Von hier aus zieht jede Kompagnie nach der Stadt, wo sich der Major aufhält und wo sich die Kammer befindet, von der der Landwehr die Uniformen und Waffen abgegeben werden. Auch die Pferde sind hier versammelt, und von den dazu kommandirten Reiteroffizieren der Linie werden von den tauglichen so viele ausgesucht, als für die Eskadron nöthig sind. Jeder Eigenthümer erhält sodann für sein Pferd einen Empfangschein, worauf die Summe bezeichnet ist, die er während der Dauer der Manöver täglich für sein Pferd erhält. In einigen Kreisen beträgt die Miethe einen preußischen Thaler, in andern sogar einen Thaler und zehn Groschen, und außerdem versteht es sich schon von selbst, daß jeder Schaden, der dem Pferde zustößt, sey es, daß das Thier bei der Zurückkunft lahmt oder gedrückt ist, dem Eigenthümer besonders vergütet wird. Welch große Kosten dem Staate schon hieraus erwachsen, ermißt sich leicht, wenn man bedenkt, daß oft die Eskadronen und Regimenter, die sehr weit zum Sammelplatz haben, mit Einschluß der Manöverzeit, zwei Monate im Dienst sind. — Die Mannschaft wird sofort equipirt und vom Gewehr bis zum Ueberzug des Kochgeschirrs mit allem Nöthigen versehen. Alle Landwehrmänner erhalten nun ihr Quartierbillets und haben für morgen Stunde und Ort erfahren, wann und wo das Exerzieren beginnen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vorsicht. Bei Gelegenheit der Waffenablieferung der Bürgerwehr in Berlin kommt eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm in eine Wachtstube, um — ein Gewehr abzuliefern, da ihr Mann aus Furcht vor Mißhandlungen es nicht thun könne. „Aber Sie haben ja ein Kind, und kein Gewehr,“ sagt der Offizier. „Bitte sehr“ — entgegnete Frau, nimmt dem angeblichen Kinde Hut und Kleidchen ab, thut den Mantel auseinander und — ein stattlicher Stutzer wird zum großen Gaudium der Soldaten sichtbar.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 106 5. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Nach drei Jahren kehrte ich zurück. Den Stelzfuß abgerechnet, war ich ein Spiegelbild jenes Kriegers geworden, der auf der Landstraße nach Versailles Almosen heischte. Der Wahnsinn der Liebe bethörte mich, ich trat vor Eugenia mit dem verwilderten Haar, mit dem von der afrikanischen Sonne gebräunten Angesichte, in der Uniform, mit welcher ich auf dem Schnee des Atlas, auf dem sengenden Boden gelagert hatte. Sie erbleichte bei meinem Anblick, es war sogar, als bebte sie vor mir zurück; nur die Gegenwart eines Fremden, der ihr die neuesten Tagesblätter überbracht hatte, half uns über das Peinliche des ersten Wiedersehens hinweg. Wir tauschten einige jener Floskeln, mit denen man in der feinen, gebildeten Welt einander belügt, und ich schied mit sehr getäuschten Hoffnungen.

Am andern Tage war Alles anders: Meine verwilderten Locken waren gefallen unter der Scheere des Haarkünstlers; mein Bart war gekürzt und deckte nur die Oberlippe, mich umkleidete eine Paradeuniform, deren Farbe nicht gebleicht war im Pulverdampf und im numidischen Sturme, und nun empfing mich die Braut mit der Gluth der alten Liebe; jetzt jauchzte sie mir entgegen, jetzt weinte sie an meinem Herzen ihre Freudenthränen. Sie küßte die Narbe auf meiner Stirne, sie tändelte und spielte mit dem Ehrenkreuz auf meiner Brust, jener Zier, um die sie mich hinausgetrieben in die blutigen Kämpfe des Verwüstungskrieges, in die Giftnebel der Sümpfe von Metidschad. Ach, auch mir war diese wichtige Auszeichnung werth geworden; ich hatte sie ja nicht erhalten im Hofschranzendienst, ich hatte sie errungen unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren, sie erkauft mit meinem Blute; sie war der einzige Lohn, der mir geworden, für drei in ewigem Todesgrausen durchathmete Jahre meines Lebens.

Der einzige Lohn? Nein, ich hatte doch noch Edleres erworben. Einen Sklaven, einen Knecht, einen Freund! ich könnte dieses räthselhafte Wesen mit jedem dieser Namen belegen und doch gehört ihm keiner derselben an. Ich gewann ihn auf dem blutigen Schlachtfelde, wo er mein Leben bedrohte und dann freiwillig seinem heiligsten Gute, der Freiheit entsagend, mein Sklave ward.

Wir befanden uns am südlichen Ende der Ebene Metidschad; dort verpesten keine Sümpfe die Umgebung, vom dem Gebirge haucht die reinste Lebensluft. Ein Paradies Gottes liegt vor uns, von den goldenen Strahlen des Mondes beleuchtet. Ein dunkler Orangenwald, mehrere Stunden im Umfange, grünt uns zur Seite; aus den dunkeln Laubfächern blinken goldene Früchte hervor; hier und da erblickt man zwischen ihnen Bananen-, Zitronen-, Feigen-, Granat- und Dattelbäume empor sprißen. Alle Bäume tragen Blüthen und Früchte zugleich; hinter diesem nimmer welkenden Laubhimmel erheben sich zu dem Sternendome einige weiß schimmernde Minarets. An der andern Seite dunkeln finstere Wälder von Korkholzeichen und Olivenbäumen. Vor uns aber liegt die erste Bergreihe des Atlas; die Höhengipfel glänzen noch im Purpurlichte der schon längst untergegangenen Sonne, während am Fuße des Atlas gespenstige Nebel aufsteigen und seltsame Gebilde formen.

Wir selbst wanderten in einem Blumenmeere dahin, aber tiefes Schweigen herrschte in unsern Reihen; wie ruhig auch die Nacht war, wie der Friede Gottes auch rings umher in der ganzen Schöpfung waltete, wir kamen nicht, um Frieden und Erbarmen zu üben; blicket hinter uns, seht ihr dort die dunklen Gluthen der brennenden Dschema's aufsteigen; das ist unser Werk!

So nahten wir nun einem kleinen Duar *). Im Traume der Sicherheit ruhen dessen Bewohner, keine Wächter sind ausgestellt, denn hierher drang noch nie der Fuß eines Christen; aber da schlägt ein Hund vor den Hürde an, er weckt die Sorglosen aus ihrem Schlummer; zu spät! Der Mordbrand leuchtet bereits empor, das leichte Zeltdorf brennt schon von zwei Seiten; aber nicht ungerächt wollen diese freien Söhne der Wüste untergehen; in einem Augenblick hat sich eine bewährte Schaar gesammelt und mitten in den zischenden Feuerwogen beginnt der verheerende Kampf.

Die Ueberfallenen waren fast unbekleidet; die Mehrzahl nur mit Dolch Yatagan bewehrt; einige sprengten nackt auf ungezäumten Rossen daher, nur mit der Lanze

*) Duar ein Zeltdorf; Dschema ein Dorf von Häusern und Hütten.

Digitized by Google

bewaffnet. Weit an Zahl waren wir dem Feinde überlegen, dennoch wurde uns der Kampf immer verderblicher. Alles, was Leben hatte, stand uns feindlich gegenüber, unerwachsene Knaben drängten sich in die Reihen der gegen uns Fechtenden; Weiber brachten ihren Männern und Söhnen die Waffen, die langen, weit hinreichenden Flinten herbei. Diese Tapferkeit, diese Beharrlichkeit zeigte uns, daß wir mit dem kleinsten, aber furchtbarsten aller arabischen Stämme, mit den Hadschuten kämpften.

Ich führte die Nachhut dieses kleinen Kriegskorps, noch hatte ich nicht Theil genommen an dem blutigen Werke; jetzt aber brach eine berittene Schaar Araber seitwärts auf uns ein. Ihr Führer, eine schlanke Herosgestalt, sprengte in seinem weißen, wallenden Gewande auf einem herrlichen Schimmel auf mich ein; sein Säbel zischte auf mich nieder, eine unwillkürliche Bewegung und der gespaltene Tschako hatten die Kraft des Hiebes geschwächt, doch fühlte ich das Blut heiß über meine Stirne rinnen; eh' ich aber dem Feinde Vergeltungsrecht üben konnte, war er und seine Horde schon wieder von dannen, und ich sah sie einbrechen mit derselben unwiderstehlichen Wuth in die andere Seite unserer Flanke.

Die Flammen des Duars waren längst erloschen, der Tag begann anzubrechen, als uns endlich die Araber das blutige Schlachtfeld überließen. Hier und da kämpfte der Haß der Einzelnen noch. Eben als ich mich mit meinen Soldaten zum Rückzuge wandte, schlug ein Araber zu Boden, der von vier Kriegern der Höllenschaar, der traurige Beiname der Fremdenlegion, umringt war.

Diese Männer, der Auswurf und die Giftsaat aller Länder, geben niemals Pardon; um einen nutzlosen Mord zu verhüten, eilte ich dem Bedrohten zu Hülfe. Wehrlos, mit Wunden bedeckt, zu Boden geworfen, kämpft er dennoch gegen seine Ueberwinder fort. Nur mit Gefahr des eigenen Lebens gelang es mir, die Zornwüthenden von ihrem Opfer zu entfernen. Da blickte der befreite Araber zu mir empor. O welch eine Seelensprache lag in dem Blicke dieses Menschen! Das Auge war dunkel, wie die finsterste Nacht, und dennoch flammte es hell wie die Sonne zu mir auf. Es war derselbe, der mein Leben bedroht hatte, und mir die Stirnwunde geschlagen. Von einem inneren Grausen erfaßt, wandte ich mich ab von dem besiegten Feinde; wohin er kam, weiß ich nicht.

Als wir nun langsam und erschöpft über das Schlachtfeld dahin zogen, war Alles ruhig, selbst kein Leichnam zeugte mehr von dem Kampfe; sie waren alle in das hohe Blumenmeer versunken, gleichsam als wolle die Schöpfung mit ihrem schönsten Sprossen das blutige Thun der Menschen verbergen.

Und warum geschah dieß Alles? Ein Kolonist war geplündert und beraubt worden. Ob die Araber die Unthat geübt oder ob die Schuld auf unsern eigenen Truppen, auf den Bataillons d'Afrique oder auf der Fremdenlegion haftete, wurde nicht untersucht. Wir zogen hinaus als Rächer, und straften vielleicht an Unschuldigen, was wir selbst verbrochen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

„Ach, es sind alte, längst vergangene Geschichten," fuhr der Alte fort. „Geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, und deßhalb soll man sie ruhen lassen, es kommt sonst nichts Gutes dabei heraus. Aber verschweigen kann ichs nicht, daß ich mich, seit Du Herrn Dörlings Braut bist, schwer über etwas grämе, was ich in meiner Jugend gethan, und manche böse Stunde darob gehabt habe. Wer konnte auch damals ahnen, daß ich eine so hübsche Enkelin bekommen und diese in das damals noch so reiche Haus der Dörling heirathen würde?" Damit wandte er sich auf die andere Seite, ein Zeichen, daß er nicht mehr reden wolle.

Kaspar Dörling waren aber diese wenigen Worte schon schwer genug auf die Seele gefallen, und er wurde auf dem Kirchgang einsilbig und zerstreut, wußte auch kein Wort von der Predigt, als ihn seine Braut auf dem Heimwege darum befragte.

„Du hast heute wohl den Festrock, aber nicht die Festlaune angezogen, Kaspar," erinnerte Christel scherzend. „Feld und Wald lacht heute im jungen Sonnenglanz und ich lache mit, Du aber machst noch ein recht winterliches Gesicht, und, wenn ich daran denke, Du könntest mir auf der Hochzeit auch solchen Sauerampf kauen, so wird mir bange."

Kaspar zwang sich zu einem Lächeln, es wollte aber nicht recht gelingen. „Sieh, die hoffärtige Annaliese Kürschlepper hat mir den Tag verdorben," sagte er, sich entschuldigend. „Ich kann es nicht los werden, daß all' ihr Hab' und Gut eigentlich mein seyn müßte, und daß ich Dich, liebes Kind, dann schmücken könnte, wie sie es ist, daß ich Dich in das große und schmucke Haus meines Vaters einführen könnte, wo überall Hülle und Fülle wäre, statt in mein kleines Häuschen, wo nichts als Armuth und Dürftigkeit ist."

„Aber habe ich denn jemals dergleichen von Dir verlangt?" erwiederte das schöne Bräutchen. „Ich bin arm und froh, redlich und glücklich gewesen, so lang ich lebe, und hoffe und wünsche das Alles zu bleiben, so lang ich leben werde. Wenn Du so ein reicher Mann wärest, wie Deine Vorfahren, würdest Du die arme Christel Scharf nicht als Frau in Dein Haus führen. Nein, nein, es ist so recht gut, es ist so noch besser."

Betroffen schwieg Kaspar ein Paar Minuten. Dann fuhr er fort: „Du hast gut reden, Christel, Du weißt nicht, wie süß Reichthum schmeckt, und was man Alles

mit Geld und Gut ausrichten kann. Es ärgert und wurmt einen ganz verdammt, wenn man sich von schlechten Menschen um das Seinige gebracht sieht, wenn man Andere im Besitze dessen schwelgen sehen muß, was einem von Gott und Rechtswegen gebührte.“

„Aber erkläre mir nur, welche gerechte Ansprüche Du an den Reichthum der Jungfer Annaliese Kürschlepper hast, ich weiß ja noch kein Wort davon.“

„Das sollst Du Alles umständlich erfahren. Mein Großvater Hans Christoph Dörling hatte nur eine, aber um zehn Jahre ältere Schwester, und beide waren Erben eines sehr großen Vermögens, das ihnen sowohl von ihren Eltern, als von Seitenverwandten zufiel. Die beiden Geschwister liebten sich sehr, und machten mit einander aus, daß, wenn sie Kinder beiderlei Geschlechts zeugen würden, sich diese untereinander heirathen sollten. Die Schwester wurde die Frau eines Schulmeisters in Schönau, Namens Höhnling, und einige Kinder, die sie zur Welt brachte, starben frühzeitig wieder. Als sich später mein Großvater auch verheirathete, machten die beiden Ehepaare einen Ehepakt zusammen, worin sie sich verpflichteten, falls sie ohne Leibeserben mit Tode abgehen würden, sollte ihr Vermögen immer wieder an das Dörling'sche Haus zurückfallen, damit dieses stets bei seinem alten Reichthum verbleibe. Es ist, als hätten die guten Leute geahnt, wie es ihren Nachkommen ergehen würde, und hätten sie durch diese klugen Verabredungen vor dem Schicksale schützen wollen, was uns leider nun doch betroffen hat. Wie aber oft Glück und Unglück des Menschen von einer ganz unbedeutend scheinenden Sache, von einer wahren Kleinigkeit abhängt, so wurde unsere jetzige Armuth gewissermaßen von ein Paar Worten bedingt, die in jenem Ehepakt nicht klar genug ausgedrückt waren. Es stand nämlich dort, wenn die Höhnling'schen Eheleute ohne Leibeserben mit Tode abgehen würden, so sollte ihr Vermögen an die Dörling zurückfallen; es hätte aber hier von der Frau allein die Rede seyn müssen. Was kein Mensch geahnet, das traf ein. Mein Großvater zeugte acht Kinder und kam durch seine verschwenderische Frau zurück. Nach seinem Tode zersplitterte sich das Vermögen, die meisten Geschwister meines Vater gingen schmählich unter, wie gewöhnlich den Sprößlingen einer schlechten Wirthschaft geschieht. Mein Vater ging auch den Krebsgang, ergab sich dem Trunke und starb ganz arm. Vom Reichthume meines Großvaters hinterließ er mir nichts als fabelhafte Erzählungen. Die Frau Schulmeisterin Höhnling dagegen hatte durch Sparsamkeit, Fleiß und Ordnung ihren Reichthum gar sehr vermehrt. Sie hatte zwar, wie schon bemerkt, ihrem Manne mehrere Kinder geboren, aber sie waren alle wieder frühzeitig gestorben, und so mußte ihr Besitzthum an meinen Vater und dessen noch lebende beiden Geschwister fallen. Diese glänzende Hoffnung, die man eine Gewißheit nennen konnte, erhielt meinen Vater aufrecht. Er erfreute sich auch vielfacher Unterstützung von seiner Base. Inzwischen kam alles anders, als je ein Mensch gethan oder erwartet hätte. Die Base starb in ihrem zweiundsechzigsten Jahre und dem Ehepakt nach, war ihr Mann, der Schulmeister Höhnling, Erbe ihres Vermögens und Besitzer desselben bis zu seinem Tode, nach welchem es an uns fallen mußte. Da legt uns der Teufel ein Ei in unsere Aussichten. Der alte Schulmeister bedarf einer Haushälterin und nimmt dazu eine Wittwe die aus Schönau gebürtig, aber fünfzehn Stunden von hier im obern Thüringerwald an den Knecht eines Balsamsträgers verheirathet gewesen war. Sie hieß Dorthe Theilig und war früher als ein verschmitztes und durchtriebenes Frauenzimmer in Schönau und der ganzen Umgegend bekannt gewesen. Man sagte sogar, sie habe mit meinem Großvater, für den sie gearbeitet, wie die meisten Leute in Schönau, auf einem vertrauten Fuße gestanden, und habe auf dessen Frau und Kinder einen großen Haß geworfen. Genug, sie ging mit dem Balsamsträgerknecht Schwarzpfennig, der mit seinem Herrn das Gebirge oft bereisete, fort und wurde dessen Frau. Nach zweiundzwanzig Jahren, als man sie in Schönau längst vergessen hatte, kehrte sie dorthin zurück; ihr Mann war gestorben, und ihr Sohn war an dessen Stelle Knecht und Träger eines Medizinhändlers geworden. Gerade zu jener Zeit war dem auch meine Base Höhnling mit Tode abgegangen, und da die Dorthe Schwarzpfennig ein gewürfeltes und gewiegtes Weib war, die sich ein Ansehen zu geben wußte, so nahm sie der alte Schulmeister Höhnling als Haushälterin an. Sie wußte sich bald genug eine so große Gewalt über den alten Mann zu verschaffen, daß er sich mit ihr trauen ließ und sie zur Frau Schulmeisterin machte. Eben so wußte es ihre Schlauheit zu veranstalten, daß das geistliche Gericht ihrem Manne wegen seines Alters einen Substituten setzte. Auf ihren Antrieb bewarb sich ein Seminarist, den sie früher schon gekannt haben soll, um die Stelle und erhielt sie. Dieser Mensch hieß Anton Kürschlepper und war ganz der Mann, der zur Frau Schulmeisterin paßte. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, die Schulmeisterin, damals eine angehende Vierzigerin, sey gesegneten Leibes, der alte Schulmeister freuete sich kindisch darüber; genoß aber die Freude nicht lange, er starb, ehe seine Frau ihn mit einem Nachkommen beschenkte. Das Kind selbst soll nur eine Stunde gelebt haben. Genug es war der Erbe des Schulmeisters Höhnling, und eine Stunde später war seine Mutter, die Wittwe Dorthe Höhnling, seine Erbin. Vergebens machte mein Vater und dessen Bruder und Schwester einen Prozeß anhängig gegen sie, ja, als sich das Gerücht verbreitete, es sey gar nicht erwiesen, daß die Frau wirklich ein Kind geboren, bewies man aus dem Kirchenbuche Tag und Stunde der Geburt und des Todes, aber weil in Schönau kein Pfarrer ist, so hatte der Substitut Kürschlepper diese Angaben ins Kirchenbuch geschrieben; man grub an der Stelle nach, wo das Kind begraben seyn sollte, und fand wirklich die Ueberreste eines kleinen Gerippes, endlich beschwuren der Substitut Kürschlepper, die Hebamme Grete Reisig,

deren Sohn Kurt Reisig, Dein Großvater, und eine Nachbarin, daß das Kind eine Stunde gelebt und die Nothtaufe empfangen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das preußische Militärwesen.

(Fortsetzung.)

Am Einzug und dem Zusammentreten der Landwehr nimmt Alles in den Kreisstädten, von dem Alten, der das eiserne Kreuz auf der Brust trägt, bis zum kleinsten Schulknaben, den lebhaftesten Antheil. Die Hauseigenthümer haben lieber Landwehr im Quartier als Liniensoldaten und die Buben laufen den ankommenden Soldaten entgegen, um ihnen Tschako und Waffen nachzutragen, was äußerst possierlich aussieht. Jetzt beginnen die Exerzitien, und nachdem sich die Leute erst wieder in der entwöhnten Kleidung etwas zurechtgefunden haben, erlangen sie in kurzer Zeit ihre frühere Fertigkeit im Gebrauch der Waffen. Da die Landwehr meistens aus ältern, kräftigern Leuten besteht und gewissermaßen mit der Linie rivalisirt, so bemüht sich Alles, die Handgriffe und Bewegungen aufs Pünktlichste auszuführen. Gewöhnlich weiß es auch die Militärbehörde so einzurichten, daß auf demselben Platze ein Linienregiment neben der Landwehr exerzirt, dann letztere ihr Möglichstes thut, um nicht hinter den Rekruten zurückzubleiben. Beide Theile schielen eifersüchtig zu einander hin und jeder sucht den Andern an Genauigkeit zu überbieten. Der Haufe der Zuschauer, die sich immer sehr zahlreich einfinden, ist in gleicher Erregung und tritt bald zu diesem, bald zu jenem Korps, je nachdem da oder dort das Exerzitium exakter und prompter ausgeführt wird. Wie bei einem Wettrennen feuert der Volkshaufe beide Parteien durch lautes Geschrei zu immer größerer Anstrengung an, und das Regiment, das nach der Ansicht des Demos am besten exerzirt hat, wird mit lautem Jubel nach der Stadt zurückbegleitet. Die Menge, in der die Meisten selbst Soldaten waren, irrt sich selten, und wenn der Sieg gewöhnlich der Landwehr zuerkannt wird, so ist dieß nicht Parteilichkeit; man muß im Allgemeinen wirklich anerkennen, daß die gesetzten, ruhigen Männer der Landwehr nach wenigen Tagen besser exerziren, als die jungen Leuten der Linie.

Mit der Reiterei hält es freilich etwas schwerer wegen der fehlerhaften kaum gerittenen Pferde. Diese Thiere kommen vom Wagen des Fiakers, vom Pfluge des Bauern, aus den Ställen der Vermiether und haben alle möglichen Untugenden an sich, hauptsächlich die, daß sie neben fremden Pferden nie ruhig gehen und einander vorauseilen wollen, wodurch ein beständiges Anprellen, Vorspringen und so eine Zerreißen der Fronte entsteht. Doch schon während der Vorübungen, welche etwa vierzehn Tage dauern, gewöhnen sich die Pferde, mit einigen Ausnahmen, an einander, und es wird bald möglich, selbst in schnellerer Gangart mit dem Regimente vorzugehen. In diesem Zeitpunkte ist, was die Haltung und das militärische Aussehen betrifft, der Landwehrmann von dem Liniensoldaten nur dadurch zu unterscheiden, daß ersterer viel kräftiger und energischer auftritt und einen größeren Bart trägt als dieser, der kaum erst in das Alter getreten ist, wo uns die Natur diesen Gesichtsschmuck bewilligt.

Nach den Vorübungen wird die Landwehr in Brigaden und Divisionen zusammengezogen. Jedes Infanterieregiment besteht aus 3 Bataillonen und einem Reservebataillon und wird von einem Major der Linie kommandirt. Auch jedes Reiterregiment zu drei Eskadronen hat eine Reserveskadron. Die Bataillone und Eskadronen werden von dem betreffenden Landwehrmajor, der auch den jährlichen Appell abhält, befehligt; aber die Kompagnieführer sind meist Offiziere aus der Linie, zuweilen aber auch avanzirte Landwehrlieutenants. Für und wider dieses Einschieben der Subalternoffiziere der Linie in die Landwehr ist besonders in neuerer Zeit viel gesprochen und geschrieben worden. So viel ist gewiß, daß der Landwehrmann eine kameradschaftlichere Behandlung von seinen Offizieren verlangt, als sie die Subalternoffiziere den Soldaten der Linie meistens angedeihen lassen.

Die Landwehrreiterei besteht nur aus Lanzenreitern, zu welchen Alle übergehen, die in der Linie als Husaren, Dragoner und Kürassiere gedient. Ihre Bewaffnung besteht in der Lanze, dem Säbel, der Pistole, und außerdem ist der vierte Zug jeder Schwadron, die Flankeurs, mit Karabinern versehen. Die Landwehrartillerie hält nur ihre jährlichen Schießübungen, zu welchen ihr Geschütze und Pferde von der Linie gestellt werden. Da die Artilleriebrigaden der Linie stark genug sind, um bei großen Manövern zu markiren, und da es dem Staate zu große Kosten machen würde, der Landwehrartillerie ebenfalls die nöthigen Pferde zu stellen, so wird diese nicht herangezogen, sondern von ihren besonderen Schießübungen nach Hause entlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf einem englischen Schiffe kam kürzlich der größte Käse, den die Welt jemals gesehen hat, aus Amerika in Liverpool an. Er ist von der Milch von 700 Kühen bereitet, mißt 13 Fuß im Umfang, wiegt 1447 Pfund und ist 18 Zoll dick.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 107 7. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Die leichte Wunde, welche ich von dem Hadschuten erhalten, war bereits vernarbt, doch war ich noch nicht wieder in den aktiven Kriegsdienst zurückgetreten; ich benutzte die kleine Frist der Erholung, welche mir noch übrig blieb, um einen Ausflug nach den Ruinen von Rusgonia zu machen. Die Trümmer dieser alten Römerstadt liegen zehn Stunden von Algier entfernt, unweit dem Vorgebirge Matifu, in dem damals eine kleine französische Besatzung lag. Somit konnte ich allenfalls wagen, ohne Begleitung hinüber zu reiten; ich wollte einen Tag in meinem Leben ein Beduine seyn, frei, ohne Fesseln, das Leben, wie sie nur meinen Waffen, meinem Rosse und meinem guten Stern vertrauend. So wie Algier hinter mir lag, und ich auch Hausch-el-kantara *) bereits im Rücken hatte, erhob sich vor mir die ewig grünende Hügelkette, bedeckt mit duftenden Fruchtgärten und maurischen Landhäusern. Unbeschreiblich ist dieser Anblick, das Auge vermag nicht alle Reize zu fassen, welche die Schöpfung hier entfaltet; gegen diese Ueberfülle des Schönen tritt selbst Neapels Herrlichkeit in Schatten zurück. Aber jenseits der Araisch tritt ein jäher Wandel ein; das freundliche Grün der Erde ist entschwunden, nur am Meer erheben sich niedere Sandhügel und statt der Dattelpalme und der Paradiesbäume gewahrt man nur noch Gebüsche von Oleander und die dunkelgrünen Fächer der Zwergpalme.

Mir aber — seit der Wiege gekettet durch die Formen der Zivilisation — ward wohl in dieser Wildniß, die immer öder, immer lebensleerer erschien; ich warf mich an der murmelnden Quelle nieder; die Erde mein Lager, der Himmel mein Dach, die Waffe mein Schutz, versank ich in Träume der Vergangenheit; es war das Vaterland, welches vor mir aufhellte, es war das Bild der fernen Geliebten. So waren wohl mehrere Stunden entflohen, eh' ich das Roß wieder bestieg; der schwindende Tag warf bereits lange Schatten, als ich die Trümmer von Rusgonia jenseits der Uad-el-Hamiß **) erblickte. Keine Brücke führte über den Fluß; mein braves Schlachtpferd trug mich durch die Wogen.

Der Abend dämmerte bereits, als ich das jenseitige Ufer erreichte; die letzten Strahlen der sinkenden Sonne beleuchteten noch die finstern Trümmer, der Abendwind schauerte wie eine schmerzliche Klage durch das gebrochene Gestein; von dem Boden fliegen graublaue Dünste empor, formten sich zu fast menschlichen Gestalten und schwebten so wie Schatten, dem Grabe entstanden, dahin. Mir war seltsam zu Muthe; seit vielleicht einem Jahrtausend starren diese Trümmer empor, vielleicht seit langen Jahrhunderten war ich der erste Europäer, der diese Stätte der vergangenen Menschengeschlechter wieder betrat und doch war dieses stumme Grabesleben meine Sicherheit, denn seine Schauer schrecken den verwegensten Beduinen von diesem Orte zurück, wo, wie er wähnt, allnächtlich die Geister der Rummi *) umgeben.

Aber nicht die Schatten der längst Gewesenen, eine andere furchtbare Welt belebte plötzlich die Oede; an dem äußersten Rande des Horizontes leuchteten jetzt die Feuer der Beduinenlager empor, während näher um mich her das Geheul der Raubthiere laut ward. Das seltsame menschenähnliche Wimmern des Schakals, das heisere Knurren der Hyäne verstummten, so wie der numidische Löwe seine Stimme erhob; vor dem Donnergrollen dieses Königs der Wüste wagt kein anderes Raubthier sich mehr hören zu lassen.

Und auch der Löwe schwieg wieder, gesättigt vom Raube, war er wahrscheinlich wieder in seinen Versteck zurückgekehrt, aber eine dritte Welt begann sich jetzt um mich zu regen; an jedem Gemäuer, unter jedem Stein, unter jedem gefallenen Laube ward es nun lebendig; überall leuchtete es unheimlich auf, die häßlichen Kriechthiere begannen ihr Wesen zu treiben, wohin mein Fuß sich wandte, schnellten mir graugelbe Skorpionen entgegen, den Schweifstachel hoch emporhaltend. Ich bekenne es, mein thörichter Muth entschwand hier; lieber enden unter dem Messer des Nomaden, unter der Klaue des Raubthieres, als unter dem Giftzahn dieser Ungestalten. Von innerm Schauer ergriffen eilte ich von

*) Maison Kaarrée.

**) Uad-el-Hamiß, der Fluß des fünften Tages, deßhalb so genannt, weil früher jeden Donnerstag an seinen Ufern Markt gehalten wurde.

*) Christen.

dannen; da schritt ich einer Mauerblende vorüber; es hallte in derselben wie ein recht schmerzlicher Todesseufzer; nicht der Schakal konnte mich hier äffen, denn der Klagelaut war zu meinem Herzen gedrungen. Vorsichtig trat ich näher; ich befand mich in einem kleinen Gemache, von dem die Decke wohl längst eingestürzt war. Bei dem matten Sternenschimmer gewahrte ich einen Mann am Boden liegen, dessen Haupt sich an den Schaft einer zerbrochenen Säule lehnte, und der im festen Schlummer zu ruhen schien, aber es war kein Schlaf der Ermüdung, es schien eher der des beginnenden Todes, denn die Wange des Ruhenden war leichenblaß und von einer tiefen Brustwunde hatte sich der Verband gelöst und dunkle Blutstropfen quollen aus derselben langsam hervor. Als ich näher trat, erkannte ich in dem Ohnmächtigen jenen Hadschuten, mit dem ich jüngst gekämpft hatte. Auf blutigem Schlachtfelde lernt jeder Krieger Wunden verbinden, die er oft selbst geschlagen. Ein Theil meines Hemdes genügte, um den Verband wieder herzustellen; aber mein Bemühen den Verwundeten ins Leben zurückzurufen, blieb fruchtlos, seine Wange blieb kalt, das Auge geschlossen und in der Brust fühlte ich kein Herz schlagen.

Da rasselte es seltsam hinter mir, ich blickte umher, eine andere Gefahr bedrohte mich und ihn; unter dem Gestein der niedergestürzten Decke leuchteten Schwefelgelb zwei häßliche Augen hervor, eine buntgefleckte Schlange ringelte langsam aus dem Schutte auf uns zu. Ich stand nahe dem Ausgange, ein Sprung und ich war vor dem giftigen Gezücht gerettet, aber er, der Unglückliche, wäre dann rettungslos verloren gewesen; er würde nur aus einem Todeskampfe in einen andern hinübergeschreckt seyn. Schon hatte das Thier sich zischend erhoben, als ich den gefahrvollen Hieb wagte, er gelang: eh' das riesige Gewürm seinen Giftzahn in meinen Körper einschlagen konnte, fiel der drohend erhobene Kopf und nur der buntschillernde Körper zuckte noch in Todespein.

Der Hadschute war bei diesem Kampfe aus seiner Bewußtlosigkeit in's Leben zurückgekehrt. Wie von einem Traume befangen starrte er zu mir empor, in sein Auge trat wiederum jenes wunderbare Seelenlicht, das mehr als Sprache die Gefühle seines Herzens zeichnete: „Allah!“ rief er endlich, „ich war es, der Dir die Wunde schlug, welche noch auf Deiner Stirne emporglüht, und Du hast mir zweimal das Leben gerettet!“

Der Sturm seiner Gefühle gab ihm neue Lebenskraft; in weniger als einer Stunde war er völlig erstarkt und schien seiner Wunde nicht mehr zu gedenken. Aber wie auch sein Körper genas, sein Geist blieb gedrückt; er hatte sich in den fernsten Winkel dieser Trümmerstätte zurückgezogen und stierte mit scheuen Blicken zu mir empor, als sey ich ein Gespenst, das ihn schrecken wollte.

Der Tag war indeß angebrochen, meine Pflicht rief mich nach Algier zurück; ich verließ die Halle; er folgte mir in der Ferne; als ich mein Pferd aufzäumte, zuckte es wie ein rückkehrender Schmerz in ihm, er hob den Fuß, er hob den Arm, als ob er mich hindern wollte in meinem Thun; aber der Fuß wurzelte wieder am Boden, der Arm fiel wie gelähmt am Körper nieder, und sein Haupt sank auf die Brust hinab.

Ich trat zu ihm und sprach: „Hier müssen wir uns trennen, dort liegt Algier und dort sind die Zelte Deiner Brüder, kehre zu den Deinen zurück.“

Er sah wieder mit seltsamen Blicken zu mir empor und flüsterte finster: „Ich habe Niemand, dem ich angehöre, ich bin ausgestoßen aus meinem Stamme, verflucht von dem Marabout, weil ich mich nicht fügen wollte der Uebermacht, weil ich mich nicht knechten lassen wollte, von Eurem Volke, weil ich frei leben, frei sterben wollte wie meine Väter. Da ging ich zu den Hadschuten, die Euch ewig, unversöhnlich hassen, die ihr wohl vertilgen aber nicht besiegen könnt; sie gaben mir ein Zelt, eine Lanze um mit Euch zu kämpfen, und stellten es mir frei, unter den Töchtern des Landes ein Weib zu wählen. Aber in jener Nacht, wo meine Brüder von Euch überfallen wurden, fraß das Feuer mein Zelt, brach meine Lanze gegen Eure Kraft und ich ward abermals ein Bettler, ein Heimathloser. Jetzt nenne ich auf Erden nur noch ein Wesen mein, das ich liebe und das mit Treue an mir hängt.“

„Dein Weib?“ lächelte ich.

Fast höhnisch verzogen sich die Lippen des Arabers und er entgegnete: „Ich sagte Dir ja, daß mein Lager noch einsam ist. Auch ist die Treue eines Weibes wandelbarer, als des Glückes Lächeln; das Wesen, welches ich meine, ist das edelste Geschöpf des Erdbodens! — Afra! Afra!“ rief er laut, indem er in die Hände klatschte.

Es wurde kein Tritt hörbar, aber in den Lüften sauste es, als ob der gefiederte Aar sich nahe. Hinter dem Araber stand das Schlachtroß, welches er jüngst im Kampfe geritten hatte. Wohl war es ein herrliches Thier, schlank wie der Hirsch des Waldes und doch kräftig, die Farbe glänzte wie gediegenes Silber, das feine Haar der langen Mähne hing beinahe bis zur Erde nieder; es legte den kleinen schön gestalteten Kopf auf seines Herrn Schulter, und blickte ihn mit den großen feurigen Augen recht klug an, indeß seine Hufe wie zum Tanze den Boden stampfte; und der Hadschute schlang seinen Arm um den schlanken Hals des schönen Rosses und küßte dessen Auge mit inniger Liebe. Dann blickte der Araber zu mir empor, seine Stirne wurde wieder recht finster, seine Brust wogte, als wollte die Wunde wieder aufbrechen; doch hob er plötzlich das gebeugte Haupt empor, seine Gestalt wurde größer und stolzer, er reichte mir die Hand und murmelte: „Allah sey bei Dir und möge Dich schützen auf allen Deinen Wegen.“ Dann schwang er sich auf sein Roß und jagte von dannen. Ohne Zaum gehorchte das Thier dem

Winke seines Herrn, in wenig Augenblicken waren Beide entschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

Damit war der Prozeß für meinen Vater verloren und er mußte zusehen, wie die Dorthe bald darauf den jungen Kürschlepper als ihren dritten Mann heirathete. Dieser Mensch legte seine Substitutenstelle nieder, zog in die Stadt und begann ein Handelsgeschäft in Eisenwaaren, das ihm, der damaligen Kriegszeiten wegen, so überraschend glückte, daß er nach zehn Jahren das Vermögen seiner Frau verdreifacht hatte. Diese nun überließ sich allen Genüssen und berauschte sich täglich, so daß es nach diesen zehn Jahren auch mit ihrem Leben ein Ende war. Ihre Erben waren ihr Sohn, der Balsamsträgerknecht Andres Schwarzpfennig, und ihr letzter Mann Anton Kürschlepper. Der Letztere nahm sich sofort eine junge Frau und zeugte mit derselben einen Sohn, vergrößerte seinen Handel und war nach zwanzig Jahren der reichste Mann im Gebirge. Es schlug ihm Alles zu Glück aus. Sein Sohn verheirathete sich frühzeitig, wurde aber nebst seiner Frau von dem damals wüthenden Lazarethfieber hinweggerafft. Der einzige Sproß ihrer kurzen Ehe war ein Säugling, der sie überlebte. Dieser kam in des Großvater Haus und wurde da erzogen. Es ist Annaliese Kürschlepper, die einzige Erbin des ungeheuren Reichthums ihres Großvaters, der obgleich hochbejahrt, noch immer lebt. — Auf diese Weise, meine liebe Christel, ist die Annaliese Kürschlepper in Besitz eines Vermögens gekommen, welches eigentlich mir gehört, denn die Geschwister meines Vaters sind auch ohne Leibeserben in ihrem Elende untergegangen."

Die unbefangene heitere Christel hatte aber die große Hälfte der Auseinandersetzung schon wieder vergessen. Sie freuete sich des grünen Waldes auf den Bergen, der jungen Blumen am Wege, der geputzten Kirchgänger und plauderte mit ihrer Mutter von ganz anderen Dingen, während Kaspar wieder in sich hineinbrütend den Heimweg verfolgte.

Ueber Tische äußerte der alte Kurt zur großen Freude seiner Enkelin, daß er bei dem wunderschönen Pfingstwetter großes Vergnügen trage, den Katzenstein auch noch einmal zu besuchen, und deßhalb den dorthin beabsichtigten Spaziergang mitmachen wolle. Christel hüpfte sogleich zur Lade und packte des Großvaters schwarzmanchesterne kurze Hose mit den zinnernen Knieschnallen, die langen weißwollenen Strümpfe, die sie ihm selbst gestrickt, die rothe Bratenweste und den neuen altmodischen Rock mit den großen übersponnenen Knöpfen aus, den sie ihm von ihrem Ersparten hatte machen lassen, und begann dann mit emsiger Hand den Greis sonntäglich zu schmücken. Er ließ sich das Alles gern gefallen und eine Thräne der Rührung zitterte an seinen alten grauen Wimpern. Als er fertig gekleidet war, und sie ihm zuletzt den ausgebürsteten dreieckigen Hut auf die kahle Stirn gedrückt hatte, führte sie ihn triumphirend vor den kleinen Wandspiegel, ein Möbel, das sie zuerst ins Haus gebracht hatte, und rief jauchzend: „Nun seht, Großvater, was seyd ihr für ein schmucker Bursch!" Da sagte der Alte tief gerührt: „Gott verzeihe mir die Sünde, die ich dreißig Jahre vor Deiner Geburt an Dir begangen habe."

„Ach, laßt doch den alten Kram, Großvater! Macht Euch nicht solchen lächerlichen Kummer. Wie könnt Ihr dreißig Jahre vorher, ehe mir der Himmel das Leben schenkte, eine Sünde an mir begangen haben!"

„Es ist nicht zu ändern," seufzte der Greis, und die Familie brach auf, vom lachendsten Sonnenschein, der sich im frischen Grün der Blätter badete, gelockt. Ein herrlicher Pfad durch Wald, Büsche und Gärten lieblich am Berghange, unter welchen das Dorf lag, hingeschlängelt, führte sie allmälig in den bergaufsteigenden grünen Grund, der zu beiden Seiten von saftiger Buchenwaldung eingefaßt, in der Mitte von einem klaren Quellgerinne durchbändelt, sich leicht und anmuthig zum Gebirgsrücken emporhob, wo der Katzenstein seine Felsenstirn hinausstreckte, stolz und kräftig, stark und fest, wie ein Beherrscher des Gebirges, oder vielmehr wie ein unerschütterlicher, auf den Urgranit gegründeter Thron des Herrschers, weit hinausschauend in die Bergschluchten und Thäler, und in die fernen Ebenen und Landstriche. Bald gesellten sich Freunde und Bekannte, Gevatterinnen, Basen und Gespielinnen hinzu, die desselben Weges zogen; denn heute war das ganze Dorf auf den Beinen und die Gluth des Schmelzofens der Glasfabrik war heute nach langer Zeit erloschen. Mutter und Tochter wurden von der Gesellschaft in Anspruch genommen, und Kaspar blieb mit dem alten Kurt, langsamer wandelnd, eine Strecke zurück. Das war Kasparn eben recht und er begann vorsichtig: „Ihr habt heute ein Paar Worte fallen lassen, Meister Kurt, die ich gar wohl verstanden habe."

„Was habt Ihr verstanden, Herr Dörling?" fragte der Greis erschrocken. „Ich habe nichts gesagt, was Ihr hättet verstehen können und was Euch anginge."

„Ihr werdet mich nicht täuschen, Meister Kurt. Ich weiß gar wohl von meinem Vater seliger, daß Ihr einst auch mit auf der Seite der Frau Dorthe Höhnling und des Anton Kürschlepper gewesen seyd, als es galt, uns um das Vermögen des alten Schulmeisters Höhnling zu bringen, was doch von Gott und Rechtswegen unser gehörte."

„Ei, hat Euch Euer Vater davon gesagt, nun so tröstet Euch mit dem Gedanken, daß Euch das Höhnling'sche Geld nicht bestimmt war."

„Das kann ich nicht. Und Ihr würdet mir und Eurer Enkelin einen großen Gefallen thun, wenn Ihr

mir offenherzig sagtet, wie es eigentlich damals mit dem Kinde zugegangen ist. Ihr wißt selbst, wenn es todt zur Welt gekommen ist, hätte meinem Vater das Geld ausgeantwortet werden müsse.“

(Fortsetzung folgt.)

Das preußische Militärwesen.

(Fortsetzung.)

Das gleichzeitige Zusammenziehen der Linie zu Brigaden, Divisionen und Armeekorps ist natürlich mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden und kann rascher bewerkstelligt werden; doch werden auch hiezu große Vorbereitungen gemacht. Auf den Kammern wird Alles revidirt, bei der Reiterei und Artillerie Pferde und Geschirre sorgfältig gemustert und überall fleißiger als je exerzirt. Beim Appell, wo früher nach fehlenden Knöpfen oder zerrissener Uniform gespäht wurde, müssen jetzt Mantelsäcke und Tornister, kriegsmäßig gepackt, vorgezeigt werden, und dieß geschieht oft, ehe der Soldat im Stande ist, die vielerei vorgeschriebenen und nöthigen Sachen in das enge Behältniß hinein zu zwängen. Bei Tag und Nacht werden Marschübungen gehalten, wobei Alles mit vollständigem Gepäck und Waffen ausrückt, damit sich die Mannschaft vorläufig etwas daran gewöhne, die schwere Rüstung halbe Tag lang, oft in brennender Sonnenhitze, mit sich herumzuschleppen. Auch die Soldaten ordnen ihre kleinen Privatangelegenheiten, als ginge es in den Krieg und Tod, das heißt, sie rechnen mit den Marketendern und Kommisweibern ab und bezahlen ihre Schulden, um auf dem Marsche und im Lager neue machen zu können. Endlich werden aus den Unteroffizieren und Gemeinen ein Paar tüchtige Leute ausgesucht und zum Quartiermachen vorausgeschickt. Sie erhalten eine Marschroute, worin die Dörfer verzeichnet sind, durch welche das Regiment kommt, so wie einen Etat der Stärke desselben, welchen sie den betreffenden Ortsbehörden vorzuzeigen haben.

Das Quartiermachen hat, wie Alles im Leben, seine Licht- und Schattenseite. Der Infanterist darf gewöhnlich hiebei nicht den schweren Tornister schleppen; er wird ihm auf dem Wagen der Kompagnie nachgeführt; er, wie der Reiter, braucht nicht im unerträglichen Staube, den das Regiment beim Marsche emporwirbelt, dahin zu ziehen; er kann sich beim Ausruhen den schattigsten Platz auf der Bank vor einem Wirthshause aussuchen und braucht sich nicht, wie seine Kameraden, in voller Sonnenhitze auf den Rand der Landstraße zu setzen, und endlich verwehrt ihm Niemand, sich in das beste Quartier zu legen. So weit ginge Alles gut; aber jetzt, statt sich, müde vom Marsch, auf sein Lager hinzustrecken, muß er Stundenlang auf dem Rathhause stehen, bis die Quartierbillets ausgefertigt und ihm zugestellt sind; dann hat er Brod und Fourage für die ganze Batterie oder Kompagnie zu empfangen, hat die Quartierbillets für die Korporalschaften, Beritte oder Geschütze zu ordnen, und muß die Quartire des Kapitäns, der Lieutenants und des Feldwebels besichtigen, damit nicht einmal einer dieser gestrengen Herren zufälliger und entsetzlicher Weise ein Unterkommen findet, das nicht besser ist, als das jedes seiner Untergebenen. Dabei hat der Quartiermacher noch allerlei Privataufträge zu besorgen. Der Kapitän wünscht nicht zu weit vom Feldwebel und seinem Lieblinge, dem Lieutenant X., zu liegen, der Lieutenant Y. hofft einen guten Trunk in der Nähe zu finden, und der Lieutenant Z. besteht auf einem Quartier in dem sich wenigstens ein hübsches Mädchen befindet. Wehe dem Quartiermacher, wenn es ihm nicht gelingt, diese Forderungen einigermaßen zu befriedigen. Man mag sich noch so große Mühe gegeben haben, man geht am andern Morgen immer mit Zittern und Zagen der anrückenden Truppe entgegen; denn man kann sicher darauf rechnen, daß man es Niemanden recht gemacht hat. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages, weil auf meinem Zettel stand, die Fourage für die Pferde der Herren Offiziere werde auf einem Wagen nachgeführt, in die Quartiere derselben keine hinlegen ließ, worauf mir mein Herr Hauptmann, mit dem ich ohnehin nicht im besten Benehmen stand, die Bemerkung machte, ich müsse auf dem Marsche sehr stark gefrühstückt haben, und mir allergnädigst einen Arrest von vierundzwanzig Stunden zukommen ließ. — Der Quartiermacher empfängt das einrückende Regiment, übergibt seine Zettel, nimmt, wie gesagt, seine Verweise in Empfang, und bricht alsbald nach dem nächsten Orte auf, wo dieselbe Geschichte mit andern Variationen wiederkehrt.

Da die Infanterie nur vier bis fünf, die Kavallerie nur sechs bis sieben Stunden täglich zurücklegt, so dauern die Märsche zum Lager, bei etwa entfernter Garnison, sehr lange. Trotz dieser kleinen Etappen leidet die Mannschaft auf dem Marsche häufig sehr bedeutend. Die Manöver werden meist im August oder September gehalten, wo die Hitze und noch mehr der Staub die Leute quält. Offiziere und Unteroffiziere haben an solchen Tagen genug zu thun, um die erhitzten Menschen vom voreiligen Wassertrinken abzuhalten. Arrestverheißungen helfen da nicht mehr, und wir haben oft unsere Säbel, wenn auch nur zur Drohung, brauchen müssen. Wegen dieser Mühseligkeiten sieht der Soldat sehnsüchtig dem letzten Marschtage entgegen und betritt freudig die Zeltstadt, die sich vor seinen Blicken ausbreitet. Reiterei und Geschütze beziehen, so wie die Landwehr, die umliegenden Dörfer, und ein allgemeiner Ruhetag, der auf den Einzug ins Lager folgt, wird dazu benutzt, um Waffen und Kleider wieder in gehörigen Stand zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 108 8. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Ich war erst wenige Stunden geritten, der Flug eines braunen sichelschnabeligen Ibis schreckte mein müdes Pferd auf; ich schaute dem Fluge des heiligen Vogels nach, der langsam dem Gebirge entgegenzog, da sah ich von dem Dschor-Dschora eine Gestalt eilig auf mich zujagen; es war nur ein einzelner Reiter, rings in der ganzen Gegend war sonst Niemand zu erblicken, die Gefahr war folglich nicht groß; doch zog ich meine Pistolen hervor und erwartete so den kühnen Räuber. Im Windes Fluge war er an meiner Seite — es war abermals der Araber! Er schlug von seinem Rosse zur Erde nieder, fiel meinem Pferde in den Zügel und rief mit gebrochenen Zornlauten: „Christ, Du hast es mir angethan! Ich kann nicht lassen von Dir, somit will ich mich beugen meinem Geschicke, will Dein Eigenthum immerdar seyn, will Dir folgen mein ganzes Leben lang, Deine Feinde sollen die meinen seyn, und Diejenigen, welche Dich lieben, will auch ich lieben; stoße mich nicht von Dir!“

Tief erschütterte mich dieser wilde Ausbruch der Dankbarkeit. Von dem Kampfe seiner inneren Gefühle überwältigt, lag er wie niedergeschmettert zu meinen Füßen, nur sein Auge glühte zu mir empor, und es war mir fast, als sengte die Flamme in demselben eine Thräne. Ich reichte ihm die Hand, hob ihn empor und sprach in seiner Weise: „Du sollst bei mir bleiben, Deine Feinde sollen die meinen seyn, und Diejenigen, welche Du liebst, will auch ich lieben.“

Sein Antlitz erhellte sich, jedoch ohne Heiterkeit, er schwang sich wieder auf sein Roß und ritt schweigend an meiner Seite.

„Wie nenne ich Dich?“ fragte ich nach einer Weile, bloß um das peinliche Schweigen zu unterbrechen.

Da schattete es wieder über sein Gesicht, das Auge zuckte grollend zu Boden und er murmelte; „Nenne mich einen Meineidigen, denn, bei dem einigen Gotte! ein solcher bin ich. Als die Kinder meines Stammes mein Zelt niederrissen, als sie mich fortbannten von ihrem Herde und die Flüche des Marabouts über mich niedertönten, weil ich kein Feigling war, wie jeder von ihnen, weil ich mich nicht beugen wollte den verhaßten Siegern, schwur ich mir selbst, nie und nimmermehr der Knecht, der Sklave eines andern Menschen zu werden. Anders stand es in dem Buche meiner Zukunft verzeichnet; mein Feind wurde mein Wohlthäter, mein Lebensretter; Du retteteſt auf blutigem Schlachtfelde denjenigen, dessen Yatagan eben auf Dich niedergeschmettert hatte; Du verbandeſt des Widersachers Wunden, Du schützteſt ihn vor dem Zahn der giftigen Schlange, somit ist nicht allein mein Körper, sondern auch meine Seele Dein Eigenthum geworden. — Schalte mit Deinem Sklaven nach Wohlgefallen und nenne ihn nach seinem gebrochenen Schwur, den Meineidigen; — sonst nannte man mich aber Kaidur Ben Arsam.“

Aus Emil's Tagebuche.

Kaidur ist der seltenste Mensch unter der Sonne, seine Seele ist nicht zu ergründen; was andere Menschen erfreut, empört ihn, was die Menge bändigt und besänftigt, setzt ihn in Wuth. Dabei zeigt er einen unbeugsamen Stolz, als wäre er im Purpur geboren und zu den ersten Thronen des Erdballes berufen. Ohne Scheu und Furcht trat er zu dem Feldherrn, der diesen sonderbaren Menschen kennen lernen wollte; blickte auf ihn, wie der Gebieter auf einen Knecht nieder und wandte sich dann, fast verächtlich von dem Mächtigen und seinem glänzenden Gefolge ab. Er duldet von Niemandem, wer es auch sey, einen Befehl, nur mir allein gehorcht er, nur meinem Winke ist er gehorsam und eh' ich den Wunsch ausgesprochen, oft eh' er meinem Geiste selbst klar und bewußt geworden, hat er ihn schon erfüllt. Und dennoch kann ich ihn nicht lieben für diese Treue; es grauſt mir vor seiner Anhänglichkeit, weil ich ihn nicht zu begreifen vermag, weil ich nicht erspähen kann seines Herzens Tiefen, weil er mir oft nicht wie ein vom Weibe Geborener, sondern wie ein dämonisches Wesen, einer andern Welt angehörend, erscheint.

Neulich zog ein Regiment zur Parade auf; der Anblick der musterhaft geordneten Krieger, glaubt' ich,

Digitized by Google

würde Kaidur erfreuen. „Wie gefällt Dir das?“ fragte ich ihn. Da finſterte ſich wieder ſeine Stirne und er erwiederte: „Wie ſollt' es mir gefallen, wenn ich einen Wald ſehe, in dem verruchte Hände jeden Baum verſtümmelt und verkrüppelt haben, bloß damit einer dem andern gleiche. Allah ließ dem wilden Thiere ſeinen Willen, Ihr aber raubt ihn Euren Brüdern. Wir tödten unſere Feinde, aber wir ſtehlen ihnen nicht ihre Seele. Dieſen aber, die da prunken im glänzenden Waffenſchmuck, iſt ſolches geſchehen. Ihre Lippen ſind verſtummt, ihre Augen dürfen nicht ſehen, ihre Füße nicht ſchreiten nach eigener Willkür. Wehe den alſo geknechteten, aber dreimal wehe denen, die an ihnen ſolche Sünde übten!

Ein andermal zeigte ich ihm einen franzöſiſchen Offizier, der in Kleidung, Sitte und Betragen das genaue Abbild eines Arabers geworden. „Nun,“ ſprach ich, „dieſer da gefällt Dir doch, er hat alle Eigenheiten Deines Stammes und Deines Volkes angenommen.“ Da hob der Sohn der Wüſte das Haupt, ſtreckte die Rechte zu einem Baume empor, auf deſſen ſchlanken Zweigen ſich ein Affe wiegte, und erwiederte: „Der da ahmt auch Euer Thun nach, wollt Ihr ihn deßhalb für einen Menſchen erkennen?

Kaidur liebt ſein herrliches Roß außerordentlich und das Thier erwiedert dieſes Gefühl mit gleicher Anhänglichkeit. Es folgt ihm wie ein treuer Hund ſeinem Herrn, es wiehert ihm fröhlich entgegen, wenn er naht, und umtanzt ihn in frohen Sprüngen, wenn er lange fern geweſen. Sonſt iſt es wild und unbändig; Niemand darf ſich ihm nahen und es duldet keinen andern Reiter, als Kaidur. Und dennoch bat er mich oft ſein Pferd zu beſteigen. Ich ſchlug es ihm ab, aber er ſprach ſo viel zum Lobe ſeines Roſſes, er ſchien die Gewährung ſeiner Bitte als eine hohe Gunſt zu betrachten, daß ich ihm endlich lächelnd den Einwand machte: „Es duldet ja keinen andern Reiter als Dich?“ — „Dich aber wird es dulden,“ rief er mit leuchtenden Blicken, „ich müßte ja meinen Afra nicht kennen. Komm, o komm, und mach' gleich den Verſuch!“

Er faßte mich bei den Händen und zog mich halb mit Gewalt zu dem Zelte hin, wo der Silberſchimmel ſtand. Er trat zuerſt zu dem Roſſe hinan, legte ſeinen Arm wie gewöhnlich um den ſchlanken Hals des Thieres und ſprach zu ihm die traulichſten Schmeichelworte. Es iſt wirklich, als ob zwiſchen dieſen beiden Weſen ein räthſelhaftes Seelenband herrſche; das Roß lauſchte den Worten ſeines Herrn, als verſtände es ihn und blickte dann mit den Feuergluthen ſeiner Augen zu mir empor. Jetzt mußte ich, wie er, meinen Arm um den Nacken des Roſſes legen; Afra duldete es und wandte den zierlichen Kopf nach mir um. Der Araber jubelte und bat nun: „Gib ihm nun aus Deiner Hand die Gerſte.“ Ich that es, das Thier fraß und leckte dankbar meine Hand. Jetzt trat Kaidur mit einer gewiſſen Feierlichkeit vor ſein Roß hin und ſprach: „Afra, dieſer Chriſt, mein und dein Herr, wird dich reiten und du wirſt ihm gehorſam ſeyn wie mir.“

Er hob mich nun auf des Roſſes Rücken, und dahin brauße es mit des Windes Schnelle. Es iſt das herrlichſte Thier der Welt, die beſten Renner des Heeres vermögen ihm im Laufe nicht beizukommen; dabei iſt es auch gegen mich nun lammfromm und gehorcht jedem meiner Winke.

Kiadur war überglücklich, als ich zurückkehrte; er küßte die Augen, die Mähne und ſelbſt die Hufe ſeines Roſſes, er umfaßte in heißer, inbrünſtiger Liebe meine Kniee und jauchzte und ſchluzte in einem Athem; ich hatte den ſeltſamen Menſchen nie ſo weich geſehen; die Freude hatte den Störrigen zu einem ſanften Kinde gewandelt.

Seit dieſer Zeit kann ich Kaidur keine größere Freude machen, als wenn ich ſein Roß reite. Ich will es nur geſtehen, auch ich habe das ſeltene Thier recht lieb gewonnen und es gewährt mir einen hohen Genuß, auf demſelben, wie mit geflügelten Fittichen, von einer Stäute zu der andern zu jagen.

Wie Kaidur iſt auch Afra ein dämoniſches Weſen. Ich ritt ihn in der Schlacht; da ſträubte ſich ſeine Mähne hoch empor, es ſchnaufte wild aus den weit geöffneten Nüſtern, die Adern an ſeinem Körper ſchwollen, und faſt ſeinem Reiter ungehorſam, ſtrebte es dorthin, wo die Gefahr am größten erſchien. Und als ich mitten in dem Todesgewoge von Feinden umdrängt war, ſtrut das Roß mit den blutigen Kampf, hoch empor bäumte es ſich auf ſeine Hinterfüße, während die Vorderhufen den Feind, der das Todesrohr auf mich anlegte, niederſchlugen und in den blutigen Boden ſtampften; einen andern Widerſacher, deſſen Angriff ich mich im Gewirre nicht entwehren konnte, faßte es mit ſeinem Zahn und ſchmetterte ihn mit ſolcher Kraft zu Boden, daß er nimmer wieder erſtand.

Zweimal rettete mir das Roß das Leben, und als mich die Uebermacht bedrohte, als mein Schwert gebrochen, ich von Hunderten feindlich bedroht wurde, trug es mich wider meinen Willen pfeilſchnell von dannen.

Kaidur hatte nicht mitgekämpft, nicht die Waffe gehoben gegen ſeine Brüder; ſein dunkles Antlitz glänzte vor Freude, als ich ungefährdet aus der Schlacht zurückkehrte; aber die Freude ſteigerte ſich faſt zum Wahnſinne, als er hörte, daß wir die Schlacht verloren hatten. Furchtbar iſt dieſer Menſch im Haß und in der Liebe!

(Fortſetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

„Laßt das gut seyn, Junggesell!“ versetzte der Alte mürrisch. „Die Sache ist mit vier schweren Eiden beschworen, daß das Kind eine Stunde gelebt hat. Damit hat's sein Bewenden für ewige Zeit. Jeder mag zusehen, wie er damit fertig wird; ich auch. Das ist meine Sache. Ich sag' Euch: Geschehenes ist nicht mehr zu ändern. Das Geld war Euch und meiner guten lieben Christel nicht bestimmt, sonst wäre manches anders geworden. Nun laßt mir die alten bösen Geister schlafen, sie richten sonst Unheil an. Sie quälen mich ohnedieß schon genug, und schlafen doch noch. Wißt Ihr was, ich mag nichts mehr von der Geschichte hören.“

Kaspar schwieg empfindlich und Beide schritten nun still hinter den Frauen her, bis sie den Katzenstein erreicht hatten. Hier fanden sie eine nicht unbeträchtliche Menge Menschen versammelt. Annaliese Kürschlepper, vom Volke respektvoll nur „die Mamsell“ genannt, weilte mit ihren beiden fremden und vornehmen Gästen auf der Plattform des Felsens, und regalirt die versammelte Menge mit Bier, Branntwein, Kuchen, Wurst und Schinken, so viel Jeder haben wollte, und es war deßhalb kein Wunder, wenn sich der Zudrang von Minute zu Minute vermehrte. Auf der Höhe des Felsens, da wo er in Spitzen und Hörner zerklüftet war, hatten die von Annaliese angelegten Stadtmusikanten Posto gefaßt, und schmetterten ihre Töne in die Thäler und den Wald hinaus, und lockte damit alles herbei, was heute im grünen Revier auf den Beinen war. Kaspar wollte sich mißmuthig entfernen, aber die Neugierde seiner Braut und deren Mutter bezeigte dazu keine rechte Lust und auch der alte Kurt sagte: „Ich muß mir den vornehmen Herrn Staatsrath von Schwarzpfennig in der Nähe betrachten; ich habe seinen Vater gar gut gekannt, ein Paar Tage vorher, eh' er nach Rußland ging, sprach er bei mir ein, und vertraute mir noch manche Vermuthung über den gewaltsamen Tod seines Vaters, die nicht wieder über meine Zunge gekommen ist, obgleich ich ihm Recht geben mußte. Dieser sein Vater, das heißt der Großvater des Herrn Staatsraths, war nämlich mit mir befreundet, wir waren in einem Alter. Ich muß den Mann betrachten.“ Damit drängte er durch die Menge nach dem Platze, wo die vornehme Gesellschaft versammelt war; Tochter und Enkelin folgten ihm eben so begierig, nur Kaspar blieb zurück und lehnte gedankenvoll an einem Baum. Er hatte kaum bemerkt, daß ohnfern diesem Baume an der hintern dem Walde zugekehrten Wand des Felsens unter einem von Steinen kunstlos aufgeführten Heerde ein Feuer lustig loderte und darüber ein Kessel hing, in welchem das Wasser zum Kaffee für die Gesellschaft kochte. Ein Frauenzimmer ging an ihm vorüber, um mit der Magd zu reden, welche Feuer und Kessel besorgte, und wollte zurückkehren. Als sie wieder an Kaspars Seite war, redete sie ihn an: „Ei Herr Dörling, so düster und allein und Eure schöne Braut erregt die Bewunderung meiner fremden Gäste. Ihr müßt nicht eifersüchtig seyn, sonst würdet Ihr sie nicht den staunenden Blicken der Herren Russen so preis geben, ohne Eure Begleitung. Aber diese fremden Herren wissen weibliche Schönheit besser zu schätzen, als unsere Waldbursche und Bürgersöhne. Und warum wollt Ihr mir denn nicht die Ehre anthun, mein Gast zu seyn? Ich bitt' Euch, kommt und nehmt den Platz an meiner Seite ein.“ Es war die reizende Annaliese, die also zu dem verdutzten Kaspar sprach. Sie glühete, wie eine prächtige Centifolie und ihr beredtes Auge funkelte prächtig, so daß es Kasparn schier warm ums Herz wurde. So nah hatte er die üppige Annaliese noch nicht gesehen, und während sie so zutraulich zu ihm redete, schwand, er wußte selbst nicht wie, der Groll gegen sie aus seiner Seele, und der Gedanke tauchte leicht und lustig in ihm auf, der sey doch ein glücklicher Mann, der dieses reizende Mädchen mit ihren Schätzen gewinne. Er stammelte einige unzusammenhängende Worte zur Entschuldigung, eh' er es aber recht inne wurde, hatte sie ihn bei der Hand gefaßt, und durch die Leute nach der Plattform gezogen, wo er zu seinem Erstaunen seine Braut und deren Mutter und Großvater auf der Felsenbank mitten unter den beste-wirtheten Gästen sitzen fand. Der junge, schlanke, frische russische Edelmann saß neben Christeln und war, wie der Augenschein lehrte, sehr mit ihr beschäftigt. Kaspar konnte gar nicht begreifen, was er ihr Alles müsse zu sagen haben und ärgerte sich, daß er kein Wort von dem vielen Gerede verstand; er stand blöde von fern und Annaliese brachte ihm Kaffee und Kuchen und lud ihn fort und fort ein, es sich wohl seyn zu lassen. Der Staatsrath schien dagegen großes Wohlgefallen an dem etwas barokken Wesen des alten Kurt zu finden, hatte sich neben ihn gesetzt, hörte ihm zu und antwortete auf seine Fragen.

„Ihr seyd also ein Sohn des Johannes Wilhelm Schwarzpfennig von Unterwellenbach, der vor etlichen dreißig Jahren als Balsamsträger nach Rußland ging?“ fragter der Greis mit naiver Zudringlichkeit.

„So ist's, mein lieber Alter,“ erwiederte der Staatsrath leutselig. „Habt Ihr meinen Vater gekannt?“

„Als ob er mein Sohn gewesen wäre. Ich kenne Euer Geschlecht und Herkommen vielleicht besser als Ihr, Herr. Euer Großvater hieß Andres Schwarzpfennig und war mein Umgang. Wir haben als junge Gesellen viel tolles Zeug mit einander getrieben. Ich war nur um wenige Jahre jünger, als er.“

(Fortsetzung folgt.)

Das preußiſche Militärweſen.

(Fortſetzung.)

Das Lager bei Grimmlinghauſen.

Wenn einer vor Kurzem die Ortſchaften an beiden Ufern des Unterrheins noch ſo genau kannte, ſo wußte er vielleicht doch nicht, wo Grimmlinghauſen liegt, ein Dörfchen, aus wenigen ſchlechten Häuſern beſtehend, das durch das Lager des preußiſchen ſiebenten Armeekorps auf einmal eine, wenn auch raſch vorübergehende Bedeutung erlangt hat. Früher war hier kaum eine Nachenſtation, wo die Dampfboote die allenfallſigen Paſſagiere ein- und ausluden, und wenn nicht zufällig hinter dem Dorfe die große Chauſſee von Köln nach Holland vorbeiführte, wäre der Weg zum Ort zu Lande nicht praktikabel geweſen. Das Alles hat ſich ſeit Kurzem bedeutend geändert. Am Rhein erhebt ſich eine Landungsbrücke, wo Dampfboote vier- bis ſechsmal im Tage anlegen; denn Grimmlinghauſen iſt ein Punkt geworden, nach welchem aus dem ganzen Gebiet des Rheins Tauſende von Zuſchauern ſtrömen, um das große Lager anzuſchauen. Oberhalb der Landungsbrücke der Dampfſchiffe haben die Pioniere eine Schiffbrücke über den Rhein geſchlagen, um die Kommunikation mit den andern Ufern zu erleichtern. Dort halten zahlreiche Omnibus, die den Reiſenden nach Düſſeldorf bringen, von wo er zu Waſſer, zu Land und zu Eiſen in alle Welt gehen kann.

Eine Viertelſtunde vom Rhein, wo die großen Flächen des Jülicher Landes beginnen, iſt das Lager aufgeſchlagen. Ich ſah es zum Erſtenmal am 31. Auguſt 1842. Am Morgen war Manöver des ganzen Armeekorps mit markirtem Feinde, und ſchon in Düſſeldorf hörte man deutlich das Knattern des Gewehrfeuers und das Rollen der Geſchützſalven.

Ohne ſehr ausführlich, ja für manchen Leſer langweilig zu werden, iſt es nicht möglich, den Verlauf eines Manövers zu erzählen, auch war ich keineswegs zu ſtrategiſchen Studien aufgelegt. Ich ergötzte mich naiv am maſſenhaften Auftreten der einzelnen Truppentheile und am weißlichen Pulverdampf, der in dicken Wolken über die Ebene hinzog. Auf den Höhen war das Geſchütz in Thätigkeit und lange Infanterielinien ſchienen die feuerſpeienden Baſtionen gleich glänzenden Kourtinen zu vereinigen. Der Generalſtab ſah wie ein blitzender Stern aus; man ſah da nichts als Goldſtickereien und weiße Federbüſche. Das Manöver beſchloß ein großer Kavallerieangriff, und es war wirklich ein großartiger Anblick, wie acht Reiterregimenter mit donnerähnlichem Getöſe über die Ebene hinjagten. Als Alles vorbei war, zogen einige Reiterregimenter und reitende Batterien über die Schiffbrücke auf das jenſeitige Ufer des Rheins, wo ſie ihre Quartiere hatten. Der ſchmale glänzende Streif über dem grünen Fluſſe nahm ſich ſehr gut aus; an beiden Ufern ſtanden zahlreiche Zuſchauer, unterhalb harrte ein Dampfboot auf die Oeffnung der Brücke und von obenher kam ein großes Floß mit einförmigem, taktmäßigem Ruderſchlag.

Die Stadt der Zelte war heute nicht ſo belebt wie an den vorhergehenden Tagen; die Regenwolken, die den Himmel bedeckten, ſchreckten Manchen zurück. Indeſſen hatte ich ſo beſſer Gelegenheit, Alles in der Nähe zu beſehen. Das Lager bildet ein großes längliches Viereck, deſſen Fronte vom Rheine abgekehrt iſt. Die Zelte der Soldaten ſtehen in gleichen Reihen neben einander, und jede ſolche Reihe der ſchmalen Seite iſt von einer Kompagnie bewohnt. Die Zelte ſind von grauer Leinwand und mit einer grünlichen Spitze verſehen. Zwiſchen den Zelten und in derſelben Reihe befinden ſich kleinere, worin die Gewehre der Soldaten aufbewahrt werden, die ſogenannten Gewehrmäntel. Die Zelte der Offiziere zeichnen ſich durch eine kleine weiße Flagge aus, welche je nach ihrem Range mit ſchwarzen Streifen verſehen iſt; die des Kapitäns hat zwei Streifen, die des Oberlieutenants nur einen. An der hintern Seite des Lagers befinden ſich die Kochöfen, aus einem großen Schornſtein beſtehend, der an jeder Seite einen Herd hat, worin drei große Keſſel eingemauert ſind. Jedes Bataillon hat ſeinen Kochherd und jedes Regiment ſeinen Pumpbrunnen, die ein überaus gutes und klares Waſſer liefern. Dieſe Anſtalten ſind von Backſteinen auf's Sorgfältigſte aufgeführt und werden ſtehen bleiben, um ſpäter bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu dienen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Juden in Norwegen. Der nordiſche Telegraph erzählt: „Der Jude in Mandal iſt der Titel eines neuen Vaudeville vom Schauſpieler Roſenſkilde, das kürzlich auf der Bühne von Chriſtiania mit vielem Beifall aufgeführt wurde. Das Stück das in der Stadt Mandal ſpielt, verſpottet auf ſehr ergötzliche Weiſe das Geſetz gegen den Aufenthalt der Juden in Norwegen. Ein verſchuldeter Student, der, um ſeine Geliebte in Dänemark zu gewinnen, eine Reiſe dahin unternehmen will, giebt ſich in Mandal für einen Juden aus, und gerade die Leute, die ihn bis dahin in der Stadt zurückhalten wollten, — ſeine Gläubiger, — thun nun alles Mögliche, um ſeine Abreiſe zu befördern. Vielleicht wird dieſe ergötzliche Satyre mehr Wirkung auf die Philiſter ausüben, die gegen die Aufhebung jenes Geſetzes ſind, als bisher die ernſt mahnende Stimme der Humanität gehabt.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 109 10. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Ich kehre nach Frankreich zurück, Kaidur will mich begleiten. Mein Vaterland ist ihm lieb geworden durch meine Beschreibung, er freut sich, das Land der Freiheit kennen zu lernen, wo nur das Gesetz gilt und die Willkür eines Despoten nicht über das Leben eines Niedern nach seiner Laune verfügen kann. Täglich schwatzt er seinem Rosse vor, von dem fernen Lande, in welchem sie künftig leben werden, aber plötzlich verstummen seine Worte, von dem inneren Sturm in seinem Herzen unterbrochen; dann schüttelt er finster das Haupt und hebt drohend die Faust gegen die Stätte, wo unser Heer sich lagert.

Wir sind auf Frankreichs Boden, wir sind in Toulon! Kaidur ist finsterer als jemals.

Kaidur folgte mir, als ich nach meiner Rückkehr zum Zweitenmale Eugenie besuchte. Er kannte meine Liebe und war neugierig, meine Braut kennen zu lernen. Als ich nun, begeistert von den schönen Hoffnungen des Lebens, beseligt von den Schmeichellauten der Geliebten, zurückkehrte, drückte ich dem Araber die Hand und fragte lächelnd, vielleicht auch mit ein wenig stolzer Selbstgenügsamkeit: „Nun, wie gefällt Dir meine Braut?“

Er starrte mich fast mitleidig an und erwiederte: Sie ist wohl häßlich, aber vielleicht ist ihr Herz schöner als ihr Antlitz.

Großer Gott! Eugenie hält sich für eine der glänzenden Schönen unserer Weltstadt. Sie ist auch wirklich höchst liebenswürdig. Beinahe möcht' ich glauben, Kaidur leide zuweilen an Wahnsinn.

Am Abend trat er zu mir und beschuldigte mich dessen, was ich von ihm zu vermuthen begann. „Herr,“ sprach er, „wie hast du mich belogen, indem Du Dich selbst täuschtest. Wo ist das Land der Freiheit, in welchem ich leben soll? Ich glaube, wenn ich die Welt durchwanderte, vom Morgen zum Abend, und von dem Abend wieder zum Morgen, ich fände der Geknechteten nicht mehr, als hier an dieser Stätte zusammengedrängt sind. Die Stadt, von der Du mir so viel des Ruhmvollen erzähltest, ist ja nur eine Moderstätte der Sünde, ein endloser Steinsarg, angezehrt von giftigen Dünsten, die, furchtbarer als der Samum, das Leben der Menschen bedrohen. Keine Wüsten, kein blauer Himmel, keine helle Sonne, keine reine Luft, keine grünen Felder und keine Blumenmatten! Nichts, nichts, als die endlose Kerkerhalle, worinnen sich die Marterzellen bis in die Wolken thürmen, und auf deren Prunk Ihr armen Geistverblendeten so stolz seyd. Die Schöpfung Gottes habt Ihr, so weit das Auge reicht, von der Erde verbannt, und dagegen die Gebilde Eurer Thorheit aufgeführt. O wie schön sind dagegen die Wüsten, die Berge und die Fruchthaine meines Landes, und wie glücklich sind meine Brüder dort gegen die Geist-Erblindeten, die hier leben. O Herr, es ist wohl ein schweres Trauergeschick wenn Allah die Stirn eines Menschen berührt, und es dann Nacht wird, ewige Nacht in seinem Geiste und er nicht mehr vermag der Dinge Wahrheit zu erkennen; doch es ist ein Geschick Gottes, und Derjenige, so damit belastet, fühlt seine unendliche Verarmung nicht. Aber ich habe einst ein grauses Mährlein vernommen, ich weiß nicht, hat es mir in der Kindheit Tagen ein alter Mann erzählt, oder habe ich es nur geträumt in einer Krankheit, an der ich einst an der Fieberquelle schwer darnieder lag. Auf Erden soll sich ein Land befinden, wohl geht über ihm die Sonne auf und unter, wohl leuchten Mond und Sterne auf dasselbe nieder, wohl grünt der Boden und trägt Frucht und Blüthen; aber dennoch herrscht dort das ewige Schrecken; Allah hat sein Auge von dieser Stätte abgewandt und ihr geflucht in der Stunde seines Zornes, somit sind alle, die dort leben, die dort geboren werden und hinsterben, dem Wahnsinn verfallen. O, bei meinen Augen! wenn das Mährlein mehr als ein Mährlein, wenn es Wahrheit, so ist dieser Sündenpfuhl, indem wir uns jetzt befinden, das Land des Wahnsinns. Alle hier sind bethört!“ Er hob das Auge mit einem seltsamen Ausdruck zu mir empor und fuhr mit tief gedämpfter Stimme fort: „Auch Du bist es, Herr; ich will zu Allah beten, daß Deine Tage nicht trübe, Deine Zukunft nicht finster werde.“

Digitized by Google

Was will dieser unbegreifliche Mensch, welche Phantome beängstigen und verfinstern seine Seele? Ich war ja nie glücklicher, als eben jetzt.

Kaidur macht außerordentliches Aufsehen in Paris; aber er freut sich dessen nicht. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, warf er die Oberlippe höhnend empor und rief: „Du hast gefochten, wie ein Mann, auf dem Schlachtfelde, Du hast gehandelt nach dem Gebote Deines und meines Glaubens, den überwundenen Feind geschont und ihm wohlgethan, dennoch wirst Du nicht beachtet; aber auf mich blickt das Auge der irrsinnigen Thoren, weil die Haut meines Angesichts von der Sonne gebräunt ist, weil mein Auge noch leuchtet und nicht erloschen ist durch die eigene Sünde und die der Väter, weil mein Gewand ungewöhnlich, und ich die Gedanken meines Herzens nicht verhülle durch Lüge und giftige Schmeicheleien. Aber noch mehr Aufsehen macht mein Roß. Wohl ist es ein herrliches Wesen; aber es ist dennoch nur ein Thier, ist nicht geboren zur Unsterblichkeit und wird nicht eingehen in die Pforten des Paradieses. Pfui der Auszeichnung, wo ich unter einem Thiere stehe!“

Gestern wurde ich mit Eugenien verbunden. Das Fest war glänzend und geräuschvoll; Eugenie wünschte es so; mir wäre wohler gewesen in einem kleinen Kreise bewährter Freunde. Dennoch bin ich glücklich, sehr glücklich! Eugenie liebt mich wahr und innig, treu hat sie alle Eide bewahrt, die sie mir einst geschworen. — Kaidur war auf meiner Hochzeit nicht zugegen. Er ist seit fünf Tagen abwesend. . . . . Er ist endlich zurückgekehrt. Das herrliche Roß war sehr erschöpft, er selbst fast unkenntlich geworden; sein Auge glühte, wie in heißem Fieber, und seine Brust schien mühsam nach Odem zu ringen. Ich fragte ihn, wo er gewesen? Er entgegnete: „Ich war am Meeresstrande und sah den Sturm der Wogen.“ — Als er hörte, daß meine Verbindung mit Eugenien geschlossen war, athmete er schwer und schmerzlich, wie unter einer drückenden Last auf.

Das Räthsel scheint sich zu lösen, unheilvoll! Kaidur liebt Eugenie! Daher sein innerer Unfriede, daher der Sturm in seiner Brust. Der Zufall offenbarte mir das Geheimniß seines Herzens. Der Schlaf floh meinem Auge; ich trat um Mitternacht an mein Fenster und blickte nieder auf die Straße, in der es schon recht still und geräuschlos war. Da sah ich, dem Schlafgemach meiner Gattin gegenüber, in dem Schatten des Gebäudes eine Gestalt stehen, starr, regungslos, gleich einem Erzgebilde. Es war Kaidur! So stand er die zweite Nacht, die dritte, so steht der Ruhelose immer auf seiner Wacht, wenn andere Menschen ruhen und der Schlaf das Leben fesselt. Am Tage sengen seine Blicke auf Eugenie nieder und er verfolgt jede ihrer Bewegungen, ihrer Handlungen. Aber auch nur dieses Auge und sein nächtliches Thun verräth sein unseliges Geheimniß. Mit jener furchtbaren Kraft, die in diesem Menschen wohnt, beherrscht er sich selbst, mit keinem freundlichen Worte, mit keinem Hauche verräth er den Sturm in seiner Brust. Furchtbar, wie in Allem, ist dieser Mensch auch in der Liebe. Eugenie ist gut und wohlwollend gegen ihn, ohne seine Leidenschaft auch nur im Entferntesten zu ahnen. Einst, als sie von ungefähr seine Rechte berührte, zuckte es dämonisch in seinem Auge auf, und seine Linke griff nach dem Dolche, den er immer im Gürtel trägt. Durch ihn wird es mir erklärbar, wie der Araber die Geliebte, welche er nicht sein nennen darf, ermorden kann. Vielleicht will der Unglückliche durch sein schroffes Benehmen sich auch selbst seine Gefühle verbergen, und somit war sein erster Ausspruch über Eugenie: „sie sey häßlich,“ schon das verhüllte Geständniß seiner Leidenschaft.

Drei Monate nenne ich erst Eugenie mein, und schon ist der schöne Traum vorüber und der Tempel meines Glücks sinkt in Trümmer. Eugenie ist der Prunkliebe und der Verschwendungssucht so sehr ergeben, daß selbst mein ansehnliches Vermögen nicht hinreicht, um alle ihre Forderungen zu befriedigen. Ihre Ansichten wechseln launenhaft mit jedem Tage, und alles ist nur der Einfluß der vorüberwallenden Stunde. Ihre Vaterlandsliebe und ihr Eifer für Frankreichs Ruhm ist längst in ihrem Herzen erloschen; jetzt ist sie für die schönen Wissenschaften begeistert. Ein Männchen — es ist dasselbe, welches ich bei meiner Rückkehr von Algier in ihrem Zimmer fand — das duftend, geschnürt und gebügelt in dem modischen Frack, einer Wespe gleicht, und auch, wie diese, in den Zeitblättern und Journalen sticht, ist der Heros ihrer belletristischen Zirkel. Wahrlich, mein finsterer Kaidur erscheint wie eine Lichtgestalt gegen dieses Zerrbild unserer Zivilisation!

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

„Auch Eueren Urgroßvater habe ich gekannt,“ sagte der alte Kurt weiter, „und in Eurer Urgroßmutter Hause war ich oft, als sie nach Eures Urgroßvaters Tode den Schulmeister Höhnling in Schönau und nach dessen Tode den Substituten desselben den Herrn Anton Kürschlepper heirathete, der noch jetzt als Großvater der Jungfer Annalise Kürschlepper lebt. Er ist wohl dreizehn bis vierzehn Jahre älter als ich und muß jetzt im sechsundachtzigsten Jahre stehen, der alte Herr. Ich

hab' ihn sehr lange nicht gesehen, vielleicht zwanzig Jahre. Sonst arbeitete ich für ihn, denn ich bin ein Nagelschmied, und Herr Anton Kürschlepper machte sonst große Geschäfte in Eisenwaaren. Aber er hat den Handel schon lange aufgegeben; er braucht's freilich nicht und hat Geld und Gut genug. Wenn man so alt geworden ist, wie ich, und die wunderlichen Dinge alle betrachtet, die man erlebt hat, so kommt einem die Welt wie ein großes Narrenhaus vor. Als Euer Vater nach Rußland ging, hatte ich noch eine lange Unterredung mit ihm, und nach dem, was er mir damals mittheilte, hätte ich nimmer geglaubt, daß sein Sohn — — Sagt mir, lebt Euer Vater noch?"

„Er lebt gesund und stark, und hätte mich gern begleitet, wenn er sich nicht vor der weiten Reise gefürchtet und seine Geschäfte, die er nicht gern einem Andern übertragen möchte, ihn an das Haus gefesselt hätten. Er ist nämlich Besitzer einer großen Apotheke."

„Hat er Euch niemals vom Tode seines Vaters, des Andres Schwarzpfennig, erzählt?"

„Gewiß. Mein Großvater wurde auf einer seiner Wanderungen im Gebirge von einer meuchlerischen Hand erschossen."

„Ja, ja, so ist's, von einer meuchlerischen Hand. Und hat er keinen Verdacht, keine Muthmaßung hinsichtlich des Mörders bei Euch ausgesprochen?"

Der Staatsrath sah den Greis betroffen an. Diese seltsame Frage schien er nicht erwartet zu haben. Es schien fast, als wolle er sich erheben und den alten Kurt Reisig verlassen. Doch dieser war in einer Aufregung, wie seit Jahren nicht. Seine starkbuschigen Augenbrauen zogen sich finster herab, sein kleines Auge glühete unheimlich, durch die steingrauen Falten seines Gesichts schimmerte plötzlich ein leichtes Roth. Mit einer krampfhaften Kraft hielt er den Arm des Staatsraths und flüsterte ihm mit heiserer Stimme ins Ohr: „Zwischen Eurem Vater, Herr, und mir war damals kein Zweifel darüber, wer Andres Schwarzpfennigs Mörder sey, und weil Euer Vater ein armer ohnmächtiger Bursche war, der gegen den reichen mächtigen Mörder nichts ausrichten konnte — er hatte keine vor Gericht geltenden Beweisen in Händen — so verließ er, von Groll und Gram gemartert, das Vaterland und ging nach Rußland. Ich werde mich verrathen, sagte er mir mit schmerzerstickter Stimme, denn der wildeste Haß gegen den Mörder meines Vaters frißt an meinem Herzen. Ich werde es nicht verhehlen können und dann ist für mich auch eine Kugel gegossen. Darum will ich ihm aus dem Wege gehen, aber wenn mir Gott das Leben läßt, so kehre ich zurück, als ein gewiegter Mann, und trete vor den Mörder und beschuldige ihn auf den Kopf und nehme Rache an dem Bösewicht. Das schwöre ich Euch zu beim blutigen Haupte meines Vaters, der Ihr ein Freund desselben waret. — So sprach, so schwur Euer Vater, als er von mir ging. Und ich habe, seines Wortes eingedenk, von Jahr zu Jahr auf ihn gewartet, und bin ganz still gewesen und habe Alles in mein Herz verschlossen. So bin ich alt geworden, und Euer Vater ist nicht gekommen und lebt doch noch. Nun schickt er Euch, seinen Sohn, aber von seinem Schwure ist nicht mehr die Rede. — Man hat mir gesagt, Ihr werdet die schöne reiche Jungfer Annaliese Kürschlepper heirathen. Ist dem also?"

Der Staatsrath schwieg bestürzt. Der Alte stand vor ihm wie sein böses Schicksal, wie ein rachemahnender Dämon.

„Heirathen", fuhr dieser immer heftiger fort, „und sie in Eures Vaters Haus führen. Ich bitt' Euch um Gottes willen, sagt mir, ob Ihr das wollt, ob Euer Vater das will? Antwortet mir und sagt die Wahrheit!"

„Es ist meines Vaters und mein Wille. Die Demoiselle Kürschlepper ist so gut wie meine verlobte Braut; die öffentliche Verlobung wird nächstens gefeiert werden."

„Und hat Euch Euer Vater nichts aufgetragen an mich, den alten Kurt Reißig?"

„Er hat niemals Euren Namen genannt, alter Mann."

Da erhob sich der Greis mit ungewöhnlich rascher Bewegung. „Wo wollt Ihr hin, Alter?" fragte der Staatsrath, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, und faßte des Greises Hand. Aber ungestüm riß sie dieser zurück und sprach barsch und zornig: „Ich habe hier nichts mehr zu schaffen. — Kaspar, führt mich!" herrschte er Dörling zu, und beide verließen den lauten, jubelnden Kreis, wo ihr Abgehen von keinem als dem Staatsrath bemerkt wurde. Die beiden Frauen Bärbe und Christel blieben sitzen, geschmeichelt von der Ehre, die ihnen widerfuhr, und der junge Russe war fort und fort um das schöne verschämte Kind und wußte mit freundlichen zuthunlichen Worten Christel's Befangenheit bald genug zu verscheuchen.

„Kaspar," begann Kurt mit tiefer zitternder Stimme, Verrätherin seiner Aufregung, sobald sie aus dem Bereich der lärmenden Menschen waren, „Du sollst jetzt Alles wissen, wie's damals mit dem Kinde der Schulmeisterin, der betrügerischen Dorthe, zugegangen ist. Es drängt mich, Dir nichts mehr zu verhehlen, werde daraus was da wolle. Es kann am Ende nichts Schlimmeres daraus werden, als was bereits geschehen ist. Mögen sies haben, die Schufte! Ich bin toll vor Zorn und Wuth."

Kaspar hörte schweigend zu, ohne zu begreifen, was den Alten so plötzlich andern Sinnes gemacht hatte. Er führte ihn tiefer in den Wald, wo er nicht fürchten durfte, daß sie belauscht würden, und der Greis begann mit einer fast jugendlichen Heftigkeit: „Weißt Du, Kaspar, was Dich und Dein Haus um das Höhnling'sche Vermögen gebracht hat? Ein gebrochenes Versprechen und die Rache deßhalb. Weißt Du, was mich jetzt nach so vielen Jahren zum Geständniß bringt? Ein gebrochenes Versprechen und die Rache deßhalb. O kein Mensch sollte jemals eine einmal gegebene Zusage leichtsinnig brechen; das verpfändete Wort sollte Jedem

heilig seyn, dann würde viel Unheil nicht entstehen. Höre mich an, Du wirst Dinge erfahren, die Du nicht geahnt hast.“

(Fortsetzung folgt.)

Das preußische Militärwesen.

(Schluß.)

Die große Kommisbäckerei des Lagers befindet sich mit vielen Oefen einige hundert Schritte hinter dem Lager und ist ebenfalls massiv aus Steinen und wohl auf länger als die Dauer des Manövers errichtet. Vor der Fronte der Lagerseite stehen die Zelte der Stabsoffiziere, vor welchen die Fahnen des Regiments aufgepflanzt sind.

Da ich das Lager in der Mittagsstunde sah, wo die Soldaten gerade beschäftigt waren, ihre Suppe zu verzehren, und die fallenden Regentropfen fast alle Zuschauer verjagt hatten, war der Anblick des Lagers sehr einförmig, ohne alle Poesie. Nur hie und da standen einige Nachzügler um die Kochherde und ließen sich in ihre blechernen Kochgeschirre die Suppenportionen einmessen. Die Soldaten hatten ihre Zelten verschlossen, um sich vor dem hereindringenden Regen zu schützen. Die weißen Zelte auf dem gelben Sandgrunde unter dem trüben Himmel blickten mich sehr melancholisch an, weßhalb ich meinen Rückzug antrat, um die Stadt der Buden in der Nähe zu besehen.

Diese umgibt die hintere Seite des Lagers in einem Dreieck und bietet alle möglichen Genüsse des Geistes und des Herzens. Was mich bei dergleichen Anstalten am meisten interessirt, sind die Aushängeschilder, in deren Epigrammen die Eigenthümer gewöhnlich all ihren Witz verschleudern. Die Wirthe des Grimmlinghauser Lagers hatten aber vorzugsweise auf das Gefühl für die süße Heimath, das in der Brust eines jeden lebt, spekulirt; die Buden führten gewöhnlich als Aufschrift den Namen irgend eines Ortes, von dem sich Landwehrmänner hier befanden, als: Schützenzelt aus Mettmann, oder noch bündiger und anziehender, zur Schwelmer oder Gott weiß welcher Landwehr. Man sieht da unzählige Schenkbuden neben kleinen Boutiken, wo die Soldaten allerlei Nothdurft einkaufen können. Die ersteren theilen sich von selbst in gewisse Klassen. Hier findet man guten Branntwein und ein Glas schlechten Biers; dort ist das Bier besser und man kann schon eine Flasche sauern Wein haben; höher hinauf findet man Speise- und Weinkarten, doch ist besonders den letzteren nicht zu trauen. Um die Oberherrschaft der Schenkbuden streiten sich zwei Anstalten, von denen es jedoch schwer zu entscheiden ist, wo man am schlechtesten und theuersten bedient wird. Ich begab mich in eine dieser Buden, um zu Mittag zu speisen; ich setzte mich auch mit diesem Vorsatz an eine der Tafeln, wo vielleicht schon vierhundert Personen saßen, und that mein Möglichstes, konnte aber meinen Zweck nicht erreichen. Von den Dingen, die da servirt wurden, war das Meiste für die meisten nur Schaugericht. Das einzige Genießbare war die Musik eines Militärchors, das mit guter Auswahl und vieler Präzision spielte. Während wir so bei Tische saßen, verfinsterte sich der Himmel noch mehr und sandte endlich solche Regenschauer hernieder, daß sie das schlechtgebaute Zelt nicht mehr abhalten konnte. An den Wänden herab lief das Wasser zuerst,

Und dann und wann ein schwerer Tropfen
Fiel in den Messineser Wein.

Bald entstand allgemeine Verwirrung im Saal. Büffet und Küche wurden von den Regenfluthen zuerst überschwemmt, und wir mußten es geduldig mit ansehen, wie die ohnehin genug gewässerten Saucen und Gemüse noch mehr verdünnt wurden. Obendrein spielte die Musik, wie zum Hohne: „O welche Lust, Soldat zu seyn!“

Feierlich ist der Zapfenstreich, wie er jeden Abend im großen Lager abgehalten wird. Durch die Zeltgassen hindurch wirbeln die Trommeln auf und ab und rufen jeden in den Bezirk des Lagers. Vor den Zelten der Stabsoffiziere spielen die verschiedenen Musikchöre, worauf die Soldaten Kompagnieweise zusammentreten. Das Signal zum Gebete erschallt, und während dieser Zeremonie sang heute Abend das Sängerchor: „O Sanctissima.“

Ich verließ bei einbrechender Nacht das Lager und sah noch lange den Schein der erhellten Buden durch die Nacht glänzen und hörte noch fernhin den schreienden Ton der Violinen und Klarinetten. — Noch drei Tage, und das ganze bunte Getümmel ist gleich einem Zauberschmucke verschwunden. Der Herbstwind streift über die öde Fläche und irgend ein vagabundirender Marder erkiest sich einen der Kochherd ohne obrigkeitliche Erlaubniß zum Schlupfwinkel.

Räthsel.

Wer hat wohl nicht den Spruch vernommen.
Von oben muß die Hülfe kommen —
Doch kenn' ich ein freundliches Völkchen, das spricht:
Der Lehre glauben und huld'gen wir nicht;
Von unten muß die Hülfe kommen —
Ihr werdet das Völkchen wohl kennen,
Wo nicht, so will ich's Euch nennen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 110 12. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Mein Leben verarmt immer mehr. Wohl gibt es Stunden, zuweilen nur Augenblicke, wo Eugenie mich unaussprechlich beglückt; aber sie rauschen ohne Dauer, oft ohne eine freundliche Rückerinnerung, vorbei. Sie liebt mich; aber ihre Liebe ist nicht die, welche ich fordere, welche ich gebe.

Kaidur lernt jetzt unsere Sprache lesen und schreiben, mit einer Hast, mit einem eisernen Fleiße. Durch diese gewaltige Willenskraft hat er es in wenigen Tagen so weit gebracht, daß er eine kleine schriftliche Aufgabe übersetzen konnte; da sah ich etwas über sein finsteres Gesicht ziehen, das fast einem Strahl der Freude glich. In den Nächten, ob es stürmt oder regnet, gleichviel, suche ich ihn ununterbrochen auf seiner Wacht. Armer Kaidur! fast so arm, wie derjenige, den du deinen Herrn nennst.

Kaidur ist jetzt, wo er unsere Sprache lesen und schreiben kann, noch finsterer und verschlossener geworden. Seit einigen Nächten stand er nicht mehr dem Schlafgemach meiner Gattin gegenüber. Dieser Wandel beruhigte mich nicht; ich fürchtete für den Unglückseligen. Ich suchte ihn auf in seinem Zimmer; er lag auf seinem Lager im festen Schlafe, die Folgen seiner Nachtwachen, wie es schien, von schweren Träumen beängstigt, denn seine Lippen flüsterten zuweilen unverständliche Laute. Seine geballte Faust ruhte auf seiner Brust, unter deren Gewand ein Schreiben hervorsah. Als ich das Zimmer verließ, war es mir, als hörte ich ihn meinen und Eugeniens Namen stammeln.

Eugenie zürnet seit einigen Tagen mit mir; sie machte mir bittere Vorwürfe, daß Kaidur und sein Roß mir werther wären, als sie selbst und endlich forderte sie, als einen Beweis meiner Liebe, daß ich ihr das Araberroß schenken sollte. Es ist eine Laune von ihr; sie will Bewunderung, Aufsehen erregen auf dem Rücken des herrlichen Thieres. Aber konnte ich ihr diesen Wunsch gewähren? Nie habe ich Afra für mein Eigenthum angesehen, wie konnte ich dem armen Kaidur, der aus seinem Vaterlande, aus seiner geliebten Wüste nichts als dieses Roß herübergebracht, seines einzigen Eigenthumes berauben? Doch vergebens waren meine Einwendungen; Eugenie beachtete selbst die drohende Gefahr nicht, da es galt, ihre Eitelkeit zu befriedigen. Thränen, Bitten, Drohungen wurden vergebens von ihr verschwendet; endlich wollte sie sich damit begnügen, nur Afra reiten zu dürfen, um ihre Ausflüge nach meinem Landhause auf der Straße von Versailles machen zu können.

So habe ich Kaidur nie gesehen! Als ich ihn mit Eugeniens Wunsch bekannt machte, schienen alle Foltern des Lebens seine Seele in einem Augenblick zu durchschauern. Sein Haupt sank auf die Brust, sein Auge wurzelt am Boden, die Adern an seiner Stirn schwollen hoch empor und über das blutleere Antlitz zuckten finstere Schatten; so, ohne Kopf und Blick zu erheben, streckte er die Arme mit den geballten Fäusten drohend zum Himmel empor und murmelte endlich: „Noch hat Afra kein Weib getragen; doch es geschehe, Dein Wille oder vielmehr der Deines Weibes soll erfüllt werden.“ Der Entsetzliche ist räthselhaft und unergründlich in allen seinen Gefühlen; ich weiß es ja, was er für Eugenie empfindet in diesem Augenblick aber glich seine Liebe dem finstersten Haß.

In acht Tagen hat er versprochen; Afra so zu zähmen, daß Eugenie ihn reiten darf. Meine Gattin sieht mit Ungeduld dieser kurzen Frist entgegen.

Welch ein Zauberband herrscht zwischen dem Araber und seinem Rosse; auch dieses erscheint mir jetzt unschöner, wilder. Ich ritt es heute Morgen; Kaidur begleitete mich auf einem normänischen Roppen. Als wir an meinem Landhause vorüber kamen, bäumte sich Afra plötzlich wild empor, so daß ich Mühe hatte mich im Sattel zu erhalten. Kaidur legte nur seine Rechte auf des Rosses Mähne und es ward sogleich wieder ruhig. „Das Haus der Sünde,“ murmelte Kaidur finster. Ich sah mit Staunen zu dem Thörichten empor und sprach: „Das Haus ist mein Eigenthum und

Digitized by Google

es laſtet wohl keine Sünde auf demſelben. Kaidur hatte ſich abgewandt und antwortete nicht.

Eugenie iſt überglücklich! Geſtern hat ſie zum Erſtenmale Afra geritten. Das Thier trug die ſchöne Frau wie eine Siegesgöttin nach dem **Bois du Boulogne**. Die Reiterin iſt die Königin des Tages geworden und die Journale beſingen ſie in Sonetten und Madrigalen.

Ich bin allein; Eugenie iſt auf dem Araberroß nach meinem Landgute geritten. Eine ſeltſame Angſt, von der ich keinen Grund und keine Urſache anzudeuten vermag, hat mich ergriffen. Es iſt vielleicht nur ein körperliches Unwohlſeyn, was ſo martervoll meine Bruſt beengt. — Soeben trat Kaidur in mein Zimmer ein. Schon ſeit Jahren kenne ich dieſen Menſchen, und doch erſcheint er mir nach jedem kurzen Wiederſehen entfremdet und völlig umgewandelt. Wie bleich iſt er heute, wie fieberhaft unruhig irrt ſein Auge umher. Er ſetzte ſich der Tiſchuhr auf der Marmorſäule gegenüber und ſtarrte unverwandt auf die Zeiger, die das Nahen der zwölften Stunde anzeigten. Und als es elf Uhr ſchlug, ſtürzte er nieder, die Stirne an den Boden gedrückt, die Arme über den Kopf zuſammengeſchlagen! —

„Was thuſt Du,“ fragte ich ihn erſtaunt, „dieß iſt nicht die Stunde, welche Dein Glaube zum Gebet beſtimmt.“ Er hob das Haupt etwas empor und entgegnete mit gebrochenen Schauertönen: „Herr! Ich bete für eine Seele, die der Engel des Gerichtes ſo eben vor den Thron Gottes führt.“ Und er drückte wieder das Angeſicht auf den kalten Stein nnd lag regungslos, wie ein Todter. — Welch' ein unſeliges Geheimniß mag in ſeiner Bruſt hauſen. Er — —

Entſetzliches! Gräßliches iſt geſchehen! — Eugenie iſt todt! Vor dem Landhauſe wurde das Pferd wieder wild, warf die Reiterin ab und von des Roſſes Hufen zertreten liegt der blutige Leichnam faſt unkenntlich vor mir!

Geſtern wurde Eugenie begraben; es war kein weicher Schmerz; es war der Blödſinn der ſtumpfen Verzweiflung, welcher mich aufrecht erhielt, als man in die leere Gruft den Sarg niederſenkte. Es war mir wohl, als ob der Prieſter ſanfte, tröſtende Worte ſprach; aber ſie klangen kaum zu meinen Ohren, geſchweige denn zu meinem Herzen. Ach, erſt nach dem Verluſte lernt der Menſch den gehabten Reichthum kennen; erſt jetzt weiß ich, wie unendlich ich Eugenie geliebt habe.

Entſetzlich, fürchterlich! welchen Martern iſt das arme Menſchenherz auf Erden ausgeſetzt! Glaubt ich doch, als Eugenie blutig und ſtarr mit gebrochenen Augen vor mir lag; ich könne nicht unglücklicher werden. Hab' ich ihr doch meine ſchmerzlichſten Thränen geweint und nun iſt mein Auge trocken, ich habe keine Zähren mehr, und bin doch unendlich elender als zuvor. O der Wurm des Staubes wage ſelbſt in den furchtbarſten Augenblicken ſeines Lebens nicht zu glauben: Jetzt biſt du völlig unglücklich, und das Geſchick hat keine Dolche mehr, um dich auf's Neue zu verwunden. O die finſteren Gewalten finden immer noch Raum ſelbſt in das verblutende Herz einen neuen Giftſtachel zu ſenken, und ſo lange der Menſch athmet, iſt er auch dem Wehe verfallen.

Erwacht aus dem dumpfen Blödſinn, der mich bei dem entſetzlichen Ereigniß erfaßt hatte, ſtürmte mein Blut in wilder Leidenſchaft auf. Ich lud meine Piſtolen, um das Thier zu tödten, unter deſſen Hufen meine Gattin geendet hatte. Als ich in den Stall treten wollte, kam mir Kaidur entgegen. Alle Bewohner des Hauſes theilen meinen Schmerz, alle Diener klagen und jammern; nur über ihn, den Friedloſen iſt eine ſeltſame Ruhe gekommen. „Was willſt Du thun, Herr,“ fragte er, als er die Piſtolen in meinen Händen gewahrte.

„Ich will Afra niederſchießen,“ entgegnete ich, „weil durch dieſes Thier Eugenie ſtarb.“

Er trat zwiſchen mir und dem Roße und ſprach: „Thu es nicht. Das Thier iſt unſchuldig, ich trage die Schuld der That. Jene acht Tage Friſt, welche ich forderte, eh' Eugenie das Roß beſtieg, benutzte ich dazu, um es ſo einzulernen, daß es vor dem Landhauſe ſich wild emporbäumte, den kraftloſen Reiter abwarf, und wie auf den Schlachtfeldern meines Landes, ihn mit den Hufen niedertrat. Gehorſam, wie immer, war das Roß ſeinem Herrn. In wenig Tagen that es nach meinem Willen, und ſomit kann das vergoſſene Blut nicht dem Thiere, ſondern nur mir allein angerechnet werden.“

Vielleicht iſt das Geſtändniß einer ſolchen Unthat nie mit ſolcher kalten Ruhe über eines Menſchen Lippe gekommen. Eine geiſtige Ertödtung erfaßte mich, die Arme fielen gelähmt an meinen Körper nieder, das Geſchoß ſank aus meiner Hand, ich ſtierte mit Grauſen zu dem Furchtbaren empor, der ohne das mindeſte Zeichen der Reue, hochaufgerichtet vor mir ſtand, wie ein Held, durch deſſen Gebot eben Tauſende auf den Schlachtfelde gefallen, der ſich aber bewußt iſt, nur das Unvermeidliche geübt zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortſetzung.)

„Hans Chriſtoph Dörling, Dein Großvater, war ein hübſcher ſchlanker Burſche, als er ſeine einundzwanzig

Jahre zählte, trug sich fein und hatte gute Manieren. Reich, wie er war, ließ er viel Geld aufgehen, hielt die Aermeren in den Wirthshäusern frei und wurde deßhalb überall gerne gesehen. Er hatte keine Geschwister weiter, als eine einzige Schwester, die aber wohl an zehn Jahre älter war als er. Du weißt, daß sie die erste Frau des Schulmeisters Höhnling in Schönau war. Ich habe sie noch gar gut gekannt, und als Junge manchen Honigfladen von ihr erhalten. Diese Frau nun liebte ihren einzigen Bruder über die Maßen; sie hatte ihn erzogen, denn die Mutter war frühzeitig gestorben. Sie hatte mit ihrem Manne einen Ehepakt gemacht, worin sie sich gegenseitig ihr Vermögen vermachten, wenn sie ohne Leibeserben absterben sollten. Nach dem Tode des zuletzt Abgehenden sollte aber das ganze Vermögen, sowohl das Ihrige, als auch das Seinige — denn der Schulmeister war von Haus aus ebenfalls ein sehr reicher Mann — an ihren Bruder Hans Christoph Dörling fallen. Dieser nun besuchte als lediger Bursche seine Schwester oft in Schönau. Da war die Tochter eines blutarmen Pechsieders das hübscheste Mädchen. Aber sie war nicht allein schön von Gestalt und Ansehen, sie war auch schlau und pfiffig und, wie man zu sagen pflegt, mit allen Wassern gewaschen. Du merkst schon, daß ich die Dorthe Theilig meine. Hanchristoph vergaffte sich in sie; sie wußte ihn gar schön zu kirren, und bald genug hatte er sich mit ihr verplämbert. Er verspricht ihr heilig und theuer die Ehe, und sie sorgte dafür, daß dieses Versprechen den Leuten im Dorfe nicht lange ein Geheimniß blieb. Aber weder sein Vater, noch seine Schwester waren damit einverstanden; sie heizten ihm tüchtig ein, und Hanchristoph war schwach genug, sich herumkriegen zu lassen und ein anderes reiches Mädchen zu heirathen, das ihm sein Vater aufgeschwatzt. Daraus entstand alles Unglück. Dorthe Theilig that vor den Leuten, als mache sie sich nichts daraus, nach ein Paar Wochen war sie aber mit dem Knechte eines Balsamträgers auf und davon gegangen. Dieser Knecht hieß Schwarzpfennig; Dorthe wurde seine Frau in Unterwellenbach. Hanchristoph aber lebte mit seiner Frau sehr unglücklich und verlor, da sie eine Verschwenderin und üble Wirthschafterin war, fast all' sein Vermögen. Ich kann hier kurz seyn, denn Dir ist bekannt, daß die Frau Höhnling starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Nun begann Dorthe's Rache an Deinem Großvater. Sie kam als Wittwe nach Schönau zurück und machte sich an den alten schwachen Schulmeister, wurde seine Haushälterin und schon nach ein Paar Monaten seine Frau. Von ihrem ersten Manne hatte sie einen Sohn Andres Schwarzpfennig, der wiederum Knecht eines Balsamträgers war, ein Mensch in meinem Alter; er war zwanzig, ich achtzehn Jahre. Durch das Glück seiner Mutter wurde er verdorben. Sie steckte ihm viel Geld zu, und er verlangte immer mehr von ihr, wurde ein arbeitsscheuer Taugenichts und ein wüster Trunkenbold und wohnte nur in Schenken und Wirthshäusern. Auf Frau Dorthe's Betrieb wurde ihrem Manne ein Substitut gesetzt, ein Mensch, den sie früher schon gekannt hatte, und den sie für ihre Pläne tauglich fand. Nun, Du kennst ihn, er ist der Herr Anton Kürschlepper, der reichste Mann in der Stadt. Mit Hülfe desselben und ihres liederlichen Sohnes heckte Frau Dorthe nun den teuflischen Racheplan an Hanchristoph Dörling aus. Mit schwerem Gelde gewann sie die Hebamme des Dorfes und diese war meine Mutter. Diese zog mich ins Geheimniß und auch mein leichtsinniges Gemüth wurde mit Geld erkauft. Ebenso eine Nachbarin. Als Alles gehörig vorbereitet war, stellte sich Frau Dorthe gesegneten Leibes. —"

„Wie? Sie stellte sich nur so?" unterbrach Kaspar erstaunt den Erzähler.

„Freilich, das war Alles Lüge. Sie spielte ihre Rolle sehr geschickt, so daß Niemanden ein Zweifel beikam, nur hatte man über die Vaterschaft abweichende Ansichten. Als das Komplott nun seine Zeit ersehen hatte, wurde ich beauftragt, ein todtes Kind zu schaffen. Sie wollten ganz sicher gehen. Dieß machte mir aber nicht geringe Schwierigkeiten. Ich zog weit umher unter allerlei Vorwänden. Unterdessen war der alte Höhnling plötzlich gestorben, und schon damals fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ob ihn wohl Andres Schwarzpfennig nicht mit ein Paar Tropfen aus dem Wege geschafft haben möchte. Die Balsamträger kochen scharfe Gifte und in dem alten ehrlichen Manne mußten sie einen Verräther fürchten. Ja sein Tod mußte ja erst statt finden, wenn ihr Plan überhaupt Sinn und Verstand haben sollte. Das erlogene Kind mußte ja auf die Mutter sterben. Hätte der Vater desselben, oder vielmehr der scheinbare Vater des vorgespiegelten Kindes bei dessen erheuchelter Geburt und Tod noch gelebt, so wäre ja das Kind nicht sein Erbe gewesen und das Vermögen nicht in Dorthe's Besitz gekommen. Der alte gute Schulmeister ist also jedenfalls durch Andres Schwarzpfennigs giftmischerische Hand gefallen, und seine Mutter, wie Anton Kürschlepper wußten um den Mord, oder sie brachten dem alten Herrn selbst die Arznei bei. Ich war damals noch zu dumm, um alles einzusehen, lag auch in der Umgegend auf der Lauer und das Geld hatte mich verblendet. Endlich gelang es mir zu erfahren, daß ein Kind sechs Stunden von hier ein Paar Stunden nach seiner Geburt gestorben und begraben worden sey. Ich stahl das Würmchen in der Nacht aus seinem Grabe und brachte meinen Raub nach Schönau. Am andern Morgen verbreitete sich die Nachricht im Dorfe, die Frau Schulmeisterin sey in der Nacht von einem Töchterchen entbunden worden, das aber nur einige Stunden gelebt habe. Viele Leute eilten herzu und sahen das todte Kind, das gegen Abend abermals begraben wurde. Seine Geburt und Nothtaufe wurden von Anton Kürschlepper ins Kirchenbuch eingetragen. Meine Mutter, die Nachbarin, Kürschlepper, Andres und ich beeidigten vor Gericht, daß das Kind einige Stunden gelebt habe. Kürschlepper beschwichtigte mein Gewissen mit der Vorspiegelung, daß ich ja

keinen falschen Eid schwöre, da ja dieses Kind wirklich ein Paar Stunden gelebt, und ein Paar hundert Thaler, für uns arme Leute ein großer Reichthum, thaten das Uebrige. Aber das Geld brachte mir keinen Segen; zwei Jahre nach dem Tode meiner Mutter hatte ich keinen Groschen mehr davon. Mein Gewissen nagte mir aber wie ein böser Wurm an der Seele, und nur die Furcht vor der Strafe verschloß mir den Mund. Denn Kürschlepper hatte mir gesagt, daß ewige Zuchthausstrafe mit Leibeszüchtigung mein Loos seyn würde, wenn ich das Mindeste von unserm Betrug verriethe. Ich lebte lange Jahre in großer Angst. Nach und nach starben die Frau Dorthe, als Kürschlepper's Ehehälfte — sie richtete sich durch den Trunk zu Grunde, — meine Mutter, die Nachbarin, Andres Schwarzpfennig und ich wurde allmälig ruhiger. Nun leben nur noch zwei im hohen Alter, Anton Kürschlepper und ich. Aber ich habe seit dem diesen Kürschlepper gehaßt, wie einen höllischen Geist, denn er wars, der mich zu der Sünde beschwatzte, der mich zur Missethat verführte. Jeder Athemzug, der mir aus der Brust steigt, ist Haß gegen diesen Mann. Wie sich meine Theilnahme an jenem bösen Handel in meinen späten Lebenstagen an mir bestraft, weißt Du ja. Ich liebe mein Enkelein über Alles; sie ist mein Engel, meine Wohlthäterin. Wäre sie nicht, ich hätte ja verhungern müssen; denn der elende Anton Kürschlepper hat sich nicht mehr um mich bekümmert. Es wäre mir aber auch nicht möglich gewesen von diesem Elenden die kleinste Wohlthat anzunehmen. Lieber wäre ich umgekommen. Du weißt nun, wie Du um das Höhnling'sche Vermögen betrogen worden bist.“

Der Greis schwieg erschöpft.

Kaspar, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, fragte: „Und weiter habt Ihr mir nichts zu erzählen?“

„Es ist genug für Dich.“

„Und doch ließ mich der Eingang Eurer Erzählung auf einen zweiten Theil dieser seltsamen Geschichte schließen.“

„Hab' ich das verrathen? Hab' ich? Nun ja, sie hat noch einen zweiten Theil, aber er geht Dich nichts an, sondern mich allein und allenfalls den russischen Herrn Staatsrath, den geadelten Schwarzpfennig. Geadelt! Es ist zum Lachen! Und doch nicht veredelt! Du sollst schon den zweiten Theil der Geschichte auch noch erfahren. Nur heute nicht. Ich habe heute schon viel zu viel geschwatzt und fühle mich müde und matt. Laß mich unter diesem Baume ruhen, und dann führe mich heim. Die Weibsleute werden den Weg allein finden. Ihr Herz ist ohnedieß geblendet und gefesselt von dem höllischen Mammon. Das Blut, das daran klebt, halten sie für eine schöne Purpurfarbe. — Mich frierts, Kaspar! Ich glaube, ich lebe nicht lange mehr. Was soll ich auch noch auf der Welt, nachdem ich habe erleben müssen, daß Andres Schwarzpfennigs Enkel Anton Kürschleppers Enkelin freit.“

Kaspar erschrak über die letzte Aeußerung des Greises. Der Tod desselben konnte zu keiner Zeit schrecklicher für ihn seyn, als gerade jetzt, wo der gespielte Betrug ihm klar war und er noch keinen Vortheil von dem Geständnisse gezogen hatte. Seine von der heftigsten Unruhe gequälte Seele vergaß die Braut, heiße Pläne fuhren durch sein Gehirn, und während der Alte neben ihm auf den frisch duftenden Waldkräutern erschöpft eingeschlummert war, überlegte Kaspar fort und fort, wie er es am klügsten anzufangen habe, sich in Besitz des seiner Familie geraubten Vermögens zu bringen. Seine Ungeduld konnte kaum das Erwachen Kurt's erwarten, dann führte er ihn nach Hause und brachte ihn auf das Faulbett. Er selbst verließ dann eilig das Haus und beflügelte seine Schritte der Stadt zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich um's Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Und dieses Wort ist nicht von heute oder gestern, auch nicht von einem Diplomaten der alten Schulen oder einem Reaktionär der neuen Zeit; vielmehr hat es der volksthümlichste und freisinnigste Dichter der Deutschen ausgesprochen: es steht im „Demetrius“ von — Schiller.

Die Tochter eines Bataillons! — Der Oberlieutenant Speltini, der bei Sonna fiel, hinterließ ein Mädchen von 5 oder 6 Jahren in Wien. Das elfte Feldjägerbataillon, dem er angehört hatte, adoptirte dasselbe vor Kurzem feierlich und förmlich als Tochter des Bataillons.

Auflösung der Räthsels in Nro.: 109:

Schauspieler und Zoufleur.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 111 14. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Er aber fuhr fort: „Ich will vertreten vor den Thron des einigen Gottes, was ich gethan. Das Weib, welches ihrem Manne die Treue bricht, welches Schande über seine Tage bringt und seinen Namen mit Schmach besudelt, ist nicht werth zu leben, und soll vertilgt werden von der Erde Fläche.“

Das war das letzte Aufleuchten der Hölle! Ich taumelte und wäre fast vor dem Furchtbaren niedergesunken; nur mühsam bebte es von meinen Lippen: „Du lügst, Eugenie brach nie ihre Schwüre.“

Kaidur entgegnete mit seiner vernichtenden Ruhe: „Bei Deinem und meinem Gotte, ich lüge nicht, und das Licht Deines eigenen Auges, und das Licht Deines eigenen Verstandes wird Dich überzeugen von der Wahrheit meiner Worte. Längst schon war die Liebe zu Dir aus ihrem Herzen entschwunden. Am Altar sprach sie mit dem Schwur der Treue zugleich den Meineid aus. Es stand in dem Buche des Schicksals geschrieben, daß ich mich gleich in den ersten Tagen von ihrer Untreue überzeugen mußte. Ich sah ihn zu ihr schleichen in den Schatten der Finsterniß, jenen Elenden, ein erbärmliches Zwitterwesen, das vor dem lauten Wort eines Mannes zusammenzubrechen droht. Ich sah Beide in thörichter Sicherheit zusammen kosen und lächeln; ich hörte sie Deiner spotten. Aber ein Gebot unseres Glaubens sagt: „Du sollst an der Schuld Deines Bruders zweifeln, bis Du Dich drei- und siebenmal überzeugt hast. So stand ich allnächtlich Wacht und meine Zweifel erstarben nicht, und mein Argwohn erstarkte immerdar. Ihre Dienerin war eine leichtsinnige Dirne, die mich anlächelte, die mich lockte mit Blicken und süßen Schmeicheleien. Einige Worte von mir genügten, und sie verrieth ihre Herrin und übergab mir ihre Briefe. Aber ich konnte Euere Schrift nicht lesen, somit lernte ich Tag und Nacht, bis ich ihre Briefe enträthseln konnte. Der letzte Zweifel schwand; klar lag das Gewebe des Verbrechens vor mir; sie hatte Dich bereits vergessen und aus ihrem Herzen verbannt, als Du noch nicht gelandet warst an unsere Küste, als Dich die Wogen noch trugen auf dem Meere, das minder falsch als eines Weibes Herz ist. Meine Nachtwache ward nun unnütz, denn aus den Briefen, welche mir jedesmal die treulose Botin übergab, erfuhr ich Zeit und Stunde, wo Dein Weib ihren Buhlen in dem Landhause sprechen wollte. Ich war zweifelhaft, wie ich das Verbrechen enden und die Sünderin richten sollte. Da tratest Du zu mir und machest mich bekannt mit dem Begehren Deines Weibes, Afra reiten zu wollen. Das edle Roß sollte ihr dienen zu ihrer Sünde, aber ich übergab ihm das Rächeramt, und dort, wo die Treulose sündigte, ward sie auch gerichtet. Hier sind ihre Briefe, lies und überzeuge Dich!“

Ich las, nein, nein! Wahrheit war Alles; Kaidur hatte nicht gelogen!

Hier erlahmte meine Hand, ich konnte nicht fortfahren in meinem Tagebuche, nicht aufzeichnen das namenlose Weh' meines Herzens, den Sturm meiner innern Gefühle und jenen scheuen Menschenhaß vor dem betrogenen und trügenden Erdengeschlecht. Am furchtbarsten war mir Kaidurs Erscheinen, seine Nähe erstarrte das Blut an meinem Herzen. Der Unselige konnte nicht einsehen, daß er unrecht gehandelt hatte, daß, so strafbar auch Eugenie gewesen, ein anderer Richter berufen war, ihr Urtheil zu sprechen; er blieb bei jenem starren Grundsatz seines Stammes: Ein Weib, das Eid und Treue brach, ist nicht mehr werth auf der Erde Gottes zu athmen. Und dennoch fühlte dieser rohe Mensch, daß er mir wehe gethan, es schmerzte ihn tief, daß ich seine Nähe vermied, gegen alle Menschen war er stolz und herrisch, nur gegen mich demüthig und ergeben. So konnt ich ihn nicht aus meiner Nähe verbannen!

Die Aerzte wollten an meinem Körper heilen, während meine Seele litt. Sie riethen mir, zu reisen; mir selbst war nicht wohl in dem Gifthauche der Zivilisation, der mein Lebensglück vernichtet hatte. Das Meer mit seinen Stürmen, mit seinen unergründlichen Tiefen, das treueste Bild des Menschenherzens, rief mich; so kehrte ich zu meiner Bestimmung zurück und wurde wieder Seefahrer. Ich erhielt den Oberbefehl eines Handelsschiffes, das nach Kalkutta bestimmt war.

Digitized by Google

Das Schiff ſchwamm in der Bei von Bengalen; eine andere Welt, eine andere Luft nahm uns auf, über uns wölbte ſich der Dom des Himmels im tiefſten Blau; andere Sterne, eine andere, noch ſchönere und glänzendere Sonne, als in Afrika's Gefilden, ſchien hier auf uns nieder. Balſam war die Luft, welche wir einathmeten, denn durch einen ungünſtigen Wind hatten wir uns Ceylon genähert, deſſen Gebirge wie wandellose Nebelwolken in der Ferne erſchienen, und von deſſen Ufern der würzige Duft ſeiner Blüthen und Stauden weit über des Meeres Fläche ſich verbreitete. Das Meer war in dieſem Augenblick ein wogenloſer durchſichtiger Spiegel, in deſſen Tiefen ſich den Blicken eine phantaſtiſche Welt zeigte. Weiße, blutrothe, goldgelbe und braunſchwarze Korallen ſtarrten mit ihren zackigen, belebten Zweigen, wie verſunkene Baumwälder zu uns empor; zwiſchen und über denſelben wirrten und drängten ſich die Bewohner des Meeres in allen nur denkbaren Farben ſchillernd, bald eine freundliche, liebliche Geſtalt, bald ein ſpukhaftes Schreckbild. Nun erſchien vor unſeren Blicken das fabelhafte Wunderland, die Urwiege des Menſchengeſchlechtes. Von dem flachen Ufer tauchte der Pharus der Seefahrer, die Pagode von Dſchoggernath, vielleicht der älteſte aller Tempel der Erde, auf. Kaidur war am mächtigſten von dem Anblick aller dieſer Herrlichkeit ergriffen, ſein ſonſt ſo finſteres Geſicht hatte ſich ungewöhnlich erheitert. Er ſtreckte ſeine Arme der wallenden Luft, der Sonne, dem auftauchenden Ufer entgegen und rief endlich aus tiefer Bruſt: „Wahrlich, dieß muß die Lieblingsſtätte Gottes ſeyn, und ſchöner iſt es hier als in meinem Vaterlande!“

Dieß war wohl das höchſte Lob welches der Araber ſpenden konnte, doch es ſchien als riefen ſeine Worte feindliche Gewalten empor. In faſt unabſehbarer Ferne zeigte ſich eine kleine Wolke, dem Schatten einer Taube gleich; aber ſie wuchs in Gedankenſchnelle rieſig empor. In dieſer Zone erſcheint der Sturm eben ſo ungeahnet, als ſchnell. Von allen Seiten tauchten dunkle Wolken auf, ſie jagten, von dem wirbelnden Winde erfaßt, feindlich aufeinander zu, einten ſich zu einer dunkeln Trauerdecke, hinter der das Licht der Sonne entſchwand, und in des Tages Mitte trat eine furchtbare Nacht ein, denn tiefer und tiefer ſenkte ſich das ſchwarze Wolkenheer und einte ſich mit dem Meere, deſſen Fluthen, jetzt völlig getrübt, laut aufziſchten, als brenne glühendes Feuer in ihren Urgründen. Die Wogen ſchwollen zu Bergeshöhen hinan und eine dritte, furchtbare Macht nahete ſich dem allgemeinen Verderben.

(Fortſetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortſetzung.)

Auf dem Marktplatze in S. ſprang einem ſogleich ein großes dreiſtöckiges Haus in die Augen, das ſich neben ſeinen zweiſtöckigen Nachbarn recht wie ein übermüthig reicher Mann ausnahm. In der That war es das höchſte, größte und ſchönſte Haus in der ganzen Bergſtadt, und ſein dekorirtes Aeußere ließ auf den Reichthum ſeiner Gemächer ſchließen. Die Außenwand war in große Felder abgetheilt und die Fächer in denſelben mit Stukaturarabesken geziert. Den hohen Fenſtern von Spiegelglas gaben grüne maſſive Jalouſieen ein pomphaftes Anſehen, die eichene künſtlich ausgeſchnittene Hausthüre prangte mit ſchwerem meſſingenen Klopfer und Schloß, mächtige Drachenköpfe mit weit aufgeriſſenem Rachen ragten von der breiten Dachrinne weit vor, um das von ihr zu empfangende Regenwaſſer auszuſpeien.

Gegen Abend des zweiten Pfingſtfeiertages war es in dieſem Hauſe ſtill und einſam, wie überhaupt in der ganzen Stadt. Ein alter Diener, ein im Hauſe grau gewordenes Inventarſtück, lungerte am Fenſter der untern Stube, und daneben im beſſer möblirten Zimmer waltete der noch ältere Hausherr, ein kleiner ſtämmiger Mann mit dürftigem ſchneeweißen Haar und einer rothbraunen Glatze, übrigens wohlgenährt, und im kirſchrothen Geſichte das hervorragende Zeugniß tragend, die lange kupferfarbene Naſe, daß die Flaſche ſeine Freundin ſey, nach welcher man ſich auch nicht weit umzuſehen brauchte; ſie ſtand auf dem Tiſche neben ihm. Der bequeme Hausrock, die kurze Hoſe, die lange Weſte des alten Herrn waren von echtem ſchwarzen Sammt, aus welchem am Halſe und an den Handgelenken blüthenweiße feine Leibwäſche hervorlugte; ſchwarzſeidene Strümpfe wurden durch goldene Schnallen oben feſtgehalten, ein Paar koſtbare Ringe blitzten an ſeinen Fingern. Man ſah das Bild des Reichthums und des Wohllebens in dieſem alten Herrn, und man würde ihn auf den erſten Blick für einen ſehr reichen und vornehmen Mann gehalten haben, wenn er eben auch nicht eine Beſchäftigung vorgehabt hätte, die in der Regel nur reichen Leuten zukommt. Er ſtand nämlich vor einer großen und ſchweren, mittels ſtarker Schrauben an den Boden befeſtigten Geldkiſte, deren ſechs maſſive Schlöſſer geöffnet und deren Decke zurückgeſchlagen war, und zählte Geldrollen daraus auf den daneben ſtehenden Tiſch, von Zeit zu Zeit die Summen mit Bleifeder auf ein Papier notirend. Staatsobligationen, Schuldverſchreibungen, Banknoten, Säckchen mit Gold paſſirten dann die Revue, und ein daneben liegendes Kontobuch wurde zuweilen um Rath gefragt. Endlich war er fertig, trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, ſchenkte ſich ein großes Glas Burgunder ein, leerte es in einem Zuge, und ſagte, die Thüre ein wenig öffnend, in die andere Stube hinaus: „Weißt

Du, Jakob, was wir der Annaliese mit nach Rußland geben? Hundertundfünfzig tausend Thaler. Damit kann sie, will ich hoffen, die Frau Staatsräthin und adelige Dame gehörig spielen. Hunderttausend Thaler behalte ich für mich zurück, die bekommt sie ja auch einmal, und ein zwanzig tausend Thälerchen hängen immer noch darum herum, die sie einmal als Nadelgeld ansehen mag. — Aber was hast Du denn vor, Jakob? Was brömmelst Du und schneidest Gesichter?"

„Ich weiß nicht, was der Mensch bei uns will," sagte der alte Diener mürrisch. „Kommt da spornstreichs und erhitzt quer über den Markt her und gerad' ins Haus herein. Ist mir doch all' mein Lebtag' so was noch nicht vorgekommen."

„Wer denn? Wer denn?" fragte erst und kreischte dann der Hausherr. Aber es war nicht mehr Zeit zum Antworten, denn rasch ohne erst anzuklopfen oder um Erlaubniß zu bitten, trat Kaspar Dörling in die Stube.

Mit jenem impertinent stolzen Blick, den man nur an den reichen Fabrik- und Handelsherren dieser kleinen Bergstädte kennen lernen kann, wenn sie mit ihren Arbeitern sprechen, maß jetzt der reiche Greis den armen Jüngling und die Frage folgte auf der Stelle: „Was wollt Ihr? was brecht Ihr in mein Haus wie ein Toller?" Er würde mit dem Burschen noch weit grober verfahren seyn und ihn mit Du angeredet haben, wenn jener nicht ein Dörling gewesen wäre.

„Und wer bürgt Euch dafür, Herr Kürschlepper, daß ich kein Toller bin?" rief Kaspar mit finsterem Blick, „der den Verstand verloren hat über den abscheulichen Betrug, den Ihr mir, meinem Vater und Großvater gespielt habt, über einen zum Himmel schreienden gottlosen Betrug, den ich heute erst in seiner ganzen Gräßlichkeit erfahren habe."

„Jakob, Jakob, wirf den Kerl hinaus!" kreischte Herr Anton Kürschlepper; aber Jakob rührte sich dem grimmigen Kaspar gegenüber nicht. „Ruf' die Knechte herein!" Jakob zuckte mit den Achseln; denn die Knechte waren nicht zu Hause. „Hol' die Wache mit dem Spieß! Nein, nein, bleib hier!" Und mit einem für sein Alter viel zu schnellen Sprunge war Herr Kürschlepper in in seiner Stube, schlug die Thüre derselben zu, und verriegelte sie von innen. Kaspar trat hart an die Thüre und sprach mit lauter Stimme: „Weder die Wache mit dem Spieß wird Euch etwas helfen, noch Euer Riegel an der Thüre. Wißt, daß ich vom alten Kurt Reißig in Tannberg heute erfahren habe, daß Eure erste Frau, die Dorthe, von ihrem zweiten Manne, dem Schulmeister Höhnling in Schönau, niemals ein Kind gehabt hat, daß das Kind erlogen war, das Kurt eine Kindesleiche gestohlen hat, um sie für das von der Schulmeisterin geborne Kind auszugeben, daß Ihr mit Andres Schwarzpfennig, der Schulmeisterin Sohn, zusammen den alten Schulmeister vergiftet habt, daß Ihr —"

In dem Augenblicke wurde die Thüre von innen wieder hastig entriegelt und geöffnet, und todtenbleich, an allen Gliedern zitternd trat der Greis heraus, hielt mit der einen Hand dem Burschen den Mund zu, während er ihn mit der der andern in die Stube hereinzog.

„So schweig doch!" flüsterte er dazu, „und schreie die unsinnigen Dinge, die Dir der alte Narr, der Kurt, aufgebunden hat, nicht so hinaus! Die Leute könnten es ja hören und glauben, es sey ein wahres Wort daran."

„Ich würde sie bald genug überzeugen können, daß kein falsches daran sey."

„Ihr seyd nicht recht bei Trost, junger Mensch," fuhr der Greis in einem besänftigenden Tone fort. „Bedenkt doch nur, was Ihr für unsinniges Zeug schwatzt! Wie könnt Ihr so was beweisen wollen? Ihr brächtet Euch selbst in des Teufels Küche. Mir aber würdet Ihr nicht das Mindeste schaden. Aber schon das bloße Gerede, so albern und abgeschmackt es auch klingt, wäre mir unangenehm. Wer läßt sich gern in der Leute ungewaschenen Mäulern herumtragen! Nehmt Vernunft an, Herr Dörling. Schweigt von dem Gerede des alten Kurt, der wahrlich nicht mehr bei Verstand ist. Der alte Kopf ist ihm schwach geworden und er redet wie ein Irrsinniger."

„Sprecht mir nicht so, Herr Kürschlepper!" fuhr Kaspar wieder hitzig empor. „Ich werde den alten Kurt vor das Oberamt stellen und von Aerzten untersuchen lassen."

„Ei bewahre!" begütigte der Greis wieder. „Nichts Oberamt, nichts Aerzte! Wir wollen die Sache unter uns abmachen und gar nicht an die große Glocke schlagen. Ihr seyd arm und mich dauert Eure Lage, mich hat der Herr gesegnet. Nehmt diesen Beutel! Es sind fünfhundert Thaler in blanken holländischen Dukaten darin. Damit ist Euch geholfen. Außerdem — ich habe gehört, daß Ihr Euch mit einem hübschen Mädchen aus Tannberg verlobt habt, ich will sie gut ausstatten."

(Fortsetzung folgt.)

Drei russische Brustbilder *).

I. Paskiwitsch.

„Sicherm Vernehmen nach, trifft Fürst Paskiwitsch am 13. Mai bei der russischen Armee in Ungarn ein; General Rüdiger hat einer Hälfte seines Korps über Biala und Seypusch die ungarische Gränze überschritten; ob die andere Hälfte desselben Korps unter General

*) Aus der „Allgemeinen Zeitung". Die Art. sind von dem Dr. A. Buddeus, der längere Zeit in Petersburg als Arzt gelebt hat. Uns scheint bei der ganzen Darstellung etwas Klatsch mituntergelaufen zu seyn.

Saß über Altendorf in das Zipser Komitat gänzlich eingerückt sey, weiß man noch nicht u. s. w.“ Die Nachricht, in einer der jüngsten Numern der „Allg. Ztg.“, führt uns plötzlich drei Männer wieder am wichtigsten Punkte russischer Militäroperationen vor, deren Namen ganz Europa aus früheren Zeiten kennt, während sie trotzdem in den letzten Jahren, bis auf den des Fürsten von Warschau, in der Tagesgeschichte beinahe verklungen waren. Saß war seit 1843 auf unbestimmte Zeit beurlaubt, hatte unbeschäftigt in Kurland zu Goldingen und auf den Gütern seiner Brüder gelebt, ja sich noch im Jahre seiner Rückkehr vom Kaukasus verheirathet. Rüdiger hatte bekanntlich seit Jahren sein Hauptquartier in Wilna, von wo aus er über das Litthauen, Altpolen, Kur- und Livland verbreitete Armeekorps kommandirte und da auch er sich nach dem polnischen Feldzuge von 1831 verheirathet hatte, nachdem er vom Kaiser mit großen Besitzungen im Polnischen beschenkt worden war, so hatte man kaum erwartet den tüchtigen General wieder an der Spitze einer kriegführenden Armee zu sehen. Noch weniger hatte man geglaubt, daß der jetzt siebenundsechzigjährige Fürst Paskiwitsch abermals zur kriegerischen Ausübung seines Feldmarschallamtes werde berufen werden. Ueberdieß gehören die sämmtlichen Heerführer, nach der Meinung des russischen Publikums und trotz ihrer hohen Stellungen in der Armee, keineswegs zu den personis gratis des Petersburger Hofes. Wie überhaupt die hervorragenden Persönlichkeiten des russischen Reiches, ist auch ihr Leben und Wirken fast immer nur der parteiischen Auffassung verfallen. Obgleich Paskiwitsch so oft als Vertreter des russischen Prinzips in der Arme, darum früher als der heftigste Gegner des Feldmarschalls Diebitsch Sabalkansky genannt worden ist, so scheint es doch, als wenn er derselben altrussischen Partei die eine Zeit lang unläugbare Ungunst im Winterpalaste zu danken hätte, welche den General Saß vom Kaukasus zu „unbestimmtem Urlaub“ abrief, den General Rüdiger in dem bis vor Kurzem wenig bedeutsamen Posten eines Korpschefs zu Wilna beließ.

Es ist allerdings nicht richtig, wenn man die altrussische Partei als geschlossene Macht im Reiche betrachtet. Sie war es einmal, doch schon die Verschwörung von 1825 hatte sie innerlich gebrochen, und als die strengnationale Richtung des Zaaren Nikolaus zu immer entschiedener Gestalt heranwuchs, verlor sie auch im Volke und den Beamtenklassen jenen weiten Anhang, welcher früher mit ihr gegangen war, weil er nur die Geltung eines nationalen Prinzips, nicht gleichzeitig auch die Fortdauer der altaristokratischen Alleingeltung des Besitzadels und der Rechtlosigkeit des Nichtadels als Ziel und Zweck der Bewegung anzunehmen berechtigt schien. So schied sie sich neuerdings in zwei Fraktionen, welche in einer Menge von Fragen, ja selbst in den Grundfragen des Staates, feindlich einander gegenüberstehen. Die altadelige Fraktion liefert nur mit tiefstem Mißwillen aus jeder Familie einige Mitglieder zum Staatsdienste, um nicht jenem Gesetze zu verfallen, wornach bereits die dritte Generation desjenigen Geschlechtes die Adelsrechte einbüßt, aus welchem kein Mitglied einen wenigstens den persönlichen Adel bedingenden Tschin (Beamtenrang) einnahm. Sie grollt im Bewußtseyn ihres Ahnenreichthumes der nun „alleinherrschenden“ und nicht einmal mehr echtrussischen Familie der Romanow, welche ein Bojarenbeschluß auf den Thron gehoben. Sie verlangt in dieser Konsequenz eine Wiederherstellung des alten Verhältnisses, wo der Zaar keinen Befehl ohne Einwilligung der Bojaren erlassen durfte, sie zürnt dem neuen, durch den Staatsdienst vom Kaiser durchaus abhängigen Tschinadel, und betrachtet jede einzelne Persönlichkeit, welche sich aus unscheinbarem Stande zur Nähe des Thrones emporarbeitet, als natürlichen Feind ihrer auf Familienalter und Grundbesitz basirten Ansprüche. In der russifizirten Politik sieht sie nur eine kluge Berechnung zur Befestigung der absoluten Herrschaft des Zaarenthrones, eine Drohbewegung gegen ihre Interessen. Sie will Ausschließung aller nichtrussischen und nichtadeligen Elemente aus der Gestaltung und Exekutive des russischen Staatswesens, und die Kabinetspolitik ist ihr natürlich in beiden Hinsichten keineswegs genügend.

Obgleich sich dieß Alles, wenn es überhaupt zu klaren Aeußerungen in diesen Beziehungen kommt, unter täuschenden und hochtrabenden Phrasen versteckt, so erkennt die zweite Fraktion doch recht gut den Kern und Sinn. Die zweite Fraktion, welche größtentheils dem niederen Erbadel oder adelnden Militär- und Beamtenstellungen angehört, oder durch Wohlhabenheit, Ehrenbürgerthum u. s. w. sich den sogenannten „Exemtenklassen“ zurechnet, will darum den Staat nur echtrussisch gestaltet haben. Auch ihr ist die russifizirende und nivellirende Regierungspolitik noch nicht national genug; allein sie drängt die nichtrussischen Elemente durchaus nicht von der Mitarbeit am Staate weg, sie will dieselben nur den russischen durchaus untergeordnet wissen. An jene ständische Staatsform, welche der Adelspartei vorschwebt, denkt sie nicht, weil sie recht wohl weiß, daß sie diese sie selbst zu bedeutungsloser Dunkelheit im sozialen wie politischen Leben zurückdrücken würde. Wenn sie überhaupt an eine Staatsform denkt, so ist es vor der Hand nur die eines nichtrussischen Absolutismus. Uebrigens verträgt sie sich auch mit dem russischen Absolutismus, da sie in ihrer Mehrzahl zu dessen Exekutoren gehört und den von ihm beherrschten Staat, wenigstens im Kleinen, jeder Einzelne nach seinem Antheile mitregiert. „Gibt es nichts Großes, gibts doch was Kleines.“

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 112 15. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Aus den finstern Wolken leuchteten blutrothe Blitze nieder, so mächtig und zahlreich, daß sie nicht allein aus den Höhen niederzuschmettern, sondern auch aus des Meeres Gründen aufzuzucken schienen. In einem Augenblicke herrschte um uns die tiefste Nacht, in dem andern blendender Lichtglanz, als flamme das ganze Erdreich in Feuer auf! Wir befanden uns auf der gefährlichen Stelle von Sand Heads; Segel und Takellage hatte der Sturm in wenig Augenblicken von dannen geführt. Das Steuer brach, fast in derselben Zeit schmetterte der Hauptmast nieder und schleuderte mehrere Seemänner in die Wogen des Meeres nieder. Unter dem Tosen des Sturmes, unter dem Rollen des Donners konnten unsere Nothschüsse nicht gehört werden; auch war menschliche Hülfe beinahe unmöglich; wer hätte sein Leben eingesetzt, um das unserige zu retten, welcher Lootse hätte sich in diesem Aufruhr der Schöpfung von False Bay hinausgewagt? Somit auf uns selbst beschränkt, jeden Augenblick dem Untergang des Schiffes entgegensehend, befahl ich das Boot auszusetzen, um im gefährlichsten Augenblick die Mannschaft zu retten; noch eh' dieß geschehen konnte, erhielt das Schiff mehrere Stöße; es war, wie es sich später auswies, an den Anker eines hier unlängst untergegangenen Schiffes gestoßen; brausend stürzten die Wogen in das entstandene Leck. Alles eilte jetzt in das Boot hinab; Kaidur ergriff meine Hand, „komm Herr," rief er mir zu, „es ist die höchste Zeit, das Boot wird überfüllt."

Ich schüttelte den Kopf und erwiederte: „Es ist die Pflicht des Kapitäns, der Letzte auf dem untergehenden Schiffe zu seyn. Ich weiche nicht."

„So bleibe ich auch hier!" rief der störrische Araber.

„Ich befehle Dir, in das Boot zu steigen," rief ich ihm unwillig zu. Kaidur zog sich zurück. Ich hatte den Steuermann in das Boot gesandt, um Alles nach Möglichkeit zu ordnen. Die Kranken, die Frauen und die Kinder erhielten die besten Plätze; willig wurde meinem Gebote Folge geleistet. Das Boot war jetzt gedrängt voll, doch hielt es sich noch bei dem hohen Bord über Wasser. Bei des Blitzes Aufleuchten blickte ich spähend um mich her; ich war allein auf dem sinkenden Schiffe. „Stoß ab in Gottes Namen!" rief ich hinunter. — „Gott mit Euch!" rief es von unten zurück. Das Boot entschwand sogleich meinen Blicken in der Sturm und Wogennacht; umsonst war mein Bemühen es wieder auftauchen zu sehen, aber es war mir einmal, als der Donner minder wild daherrollte, als hörte ich einen freudigen Aufruf. Wahrheit oder Täuschung! Es beruhigte mich über das Loos meiner Brüder! Für mich selbst hegte ich keine Furcht; es war nicht Trotz gegen das waltende Geschick, es war nicht mehr die Erstumpfung der Verzweiflung, es war wohl etwas Besseres! In dem eben so schrecklichen als großen Naturereigniß, das mich jetzt umgab, konnte nur die feigste Selbstsucht an das eigene bedrohte Leben denken. Manchmal leuchtete urplötzlich aus der Finsterniß im verklärten Glanze die Pagode von Dschaggernath vor mir auf; dann wieder ward der Himmel ein rothes Feuermeer und unter mir die tiefste Schattennacht; dann wandelte es sich abermals, am Himmel herrschte die dunkelste Nacht, während jede aufsprützende Woge tausend und tausend Lichtgestalten bildete. Gott war mir nahe in dem Leuchten des Blitzes, in dem Aufruhre der Wogen, in dem Sturmhauch des Windes. Nicht gedenken konnte ich bei dem Erschauen seiner Allmacht des eigenen nichtigen Lebens, dessen Freudenblüthen ja alle schon verdorrt und entwurzelt waren. Als ich nun so da stand, den Mastbaum mit dem linken Arm umschlungen, und hineinstarrte in den gewaltigen Kampf der feindlichen Elemente, regte es sich hinter mir; ich blickte auf und gewahrte Kaidur. „Wie," rief ich erschreckt, „Du hast nicht gehorcht meinem Gebote, Du hast Dich nicht gerettet mit dem Boote?"

„Nein, Herr," entgegnete er gelassen, ich konnte nicht gehorchen Deinem Befehle, ich konnte Dich nicht lassen in der Gefahr. O, ich weiß es wohl," fuhr er mit tiefem Schmerze fort, „seitdem ich Dein Weib gerichtet habe nach ihrem Thun, thut Dir mein Anblick wehe; aber nahe ist uns Beiden die Todesstunde, der nächste Augenblick kann enden, darum vergib mir um Deines Gottes willen die That, die ich aus Liebe zu Dir übte."

Er war zu meinen Füßen niedergesunken; zum Erstenmal sah ich in diesem wilden Auge Thränen.

So nahe dem Gericht Gottes hat der Mensch keinen Groll, keinen Haß. Ich hob Kaidur zu mir empor, ich drückte ihn fest an mein Herz, und in diesem Vergessen und Vergeben war mir so wohl wie noch niemals früher auf Erden.

Da erhielt das Schiff abermals einen Stoß; es sank jetzt schneller; über das Deck stürzten die schäumenden Wogen und rissen Alles mit sich in den Abgrund nieder. Nur mit Mühe konnten wir uns aufrecht halten. Kaidur war nicht der Mann, der den Tod fürchten konnte: dennoch fiel eine heiße, sengende Thräne auf meine Hand, welche die seinige fest umschlungen hielt, nieder. Ich blickte befremdet zu ihm empor. Er vermochte mir keine Antwort zu geben; er wies nur mit der Hand auf das schäumende Wogengrab. Dort kämpfte sein herrliches Roß mit den Fluthen, die Wellen hatten es zu sich niedergerissen; noch im Untergange zeigte das Thier seine Kraft, schnaubend erhob es sich immer wieder aus der Tiefe empor; ehe es völlig sank stieß das Schiff abermals an ein Riff und brach in Trümmer. Ich und Kaidur stürzten, einander fest umschlungen, in das grollende Meer, aber die feindlichen Wogen trennten die Menschenarme; ich wurde von Kaidurs Seite fortgerissen, noch einmal war es mir, als sähe ich Afra wieder in meiner Nähe auftauchen und zu mir heranstreben, aber meine Kraft war dahin, ich sank in die Tiefe.

Als ich die Augen wieder erschloß war es mir, als erwache ich aus einem beglückenden Traume. Ich lag auf weichem Mooslager in einer Bambushütte, um mich blühten herrliche, aber mir unbekannte Blumen und ich athmete die reinste, mildeste Luft, geschwängert mit den schönsten Wohlgerüchen, ein. Ueber mein Lager hatte sich ein silberhaariger Greis im schneeweißen Jammahgewande *) gebeugt und trocknete mir den Schweiß von der Stirne.

„Wo bin ich, was ist mit mir geschehen?“ flüsterte ich.

„Beruhige Dich,“ entgegnete der Greis in meiner Sprache, jedoch mit fremdartiger Betonung, „Du bist gerettet aus des Meeres Tiefen und dem Leben wiedergegeben.“

„Wie geschah es?“ forschte ich weiter.

Mein Pfleger antwortete nicht; er bog nur die Blüthenzweige, welche die Oeffnungen der Hütte verschlossen, weiter auseinander und es wurde heller in der Hütte. Alles erschien mir fremd und unbekannt, aber wirkte dennoch recht wohlthuend auf mich. In der Ferne erblickte ich das sammtne Grün eines jungen Reisfeldes, das von dunkeln Palmensäulen umrahmt war, auf der andern Seite zeigte sich nun das dunkelgrüne Meer, einer unabsehbaren Wiese gleich, über welcher sich der reinste, wolkenlose Himmel wölbte. In der ganzen Schöpfung herrschte der tiefste Frieden, der furchtbare Sturm war vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jammah, feines Nesseltuch.

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

„Ihr scheint aber nicht zu wissen, daß dieses Mädchen die Enkelin, Wohlthäterin, Ernährerin des alten Kurt Reisig ist, und daß der Alte entschlossen ist, sein Verbrechen noch im Zuchthause zu büßen und Alles vor Gericht auszusagen, was er weiß, um sich dankbar gegen seine Enkelin zu bezeigen und ihr als meiner zukünftigen Frau wieder zu dem Vermögen zu verhelfen, um welches er mich in Gemeinschaft mit Euch einst für einen schnöden Lohn betrogen habt.“

„So, so!“ versetzte der alte Kürschlepper von neuem zitternd und sank kraftlos in seinen großen weich gepolsterten Lehnstuhl. „Das wußt ich freilich nicht, daß Euere Braut Kurt's Enkelin ist. Nun, wißt Ihr was, Herr Dörling, sie soll auch 500 Thaler zur Aussteuer haben. Mit tausend Thalern seyd Ihr ein reicher Mann und könnt ein schönes Geschäft anfangen. Ich selbst besitze ja nicht viel mehr. Die Leute schreien mich für steinreich aus; es ist erlogen; erlogen sag' ich Euch. Nehmt die Tausend Thaler und haltet das Maul!“

„Ihr irrt Euch sehr, Herr Kürschlepper, wenn Ihr mich damit zu fangen gedenkt. Ich will das ganze Höhnling'sche Vermögen von Euch heraus, das, wie mir mein Vater gesagt hat, aus achtzigtausend Thalern bestand. Laßt Euch doch nicht auslachen mit Euern lumpigen tausend Thalern. Ich geb' Euch Bedenkzeit bis Morgen Mittag. Habt Ihr Euch bis dahin nicht entschlossen, mir achtzig tausend Thaler zu zahlen, so gehe ich wieder nach Tanneberg und führe den alten Kurt vor das Oberamt, damit er seine Bekenntnisse zu Protokoll gebe.

„Ihr seyd von Sinnen, Mensch! Woher soll ich das Geld nehmen? Euer Vater hat Euch schändlich belogen. Macht mir keinen dummen Handel! Da! nehmt vier tausend Thaler! Hier sind sie baar; das ist das ganze Höhnling'sche Vermögen. Ihr seyd der reichste Mann in der ganzen Stadt und mich habt Ihr zum armen gemacht. Aber ich geb's Euch gern. Ihr seyd ein braver Bursche. Nicht etwa, weil des Kurt dummes Geschwätz wahr ist, nein, damit es nur nicht unter die Leute komme, die immer geneigt sind, das Schlechteste zu glauben, und wenn es noch so unsinnig wäre. Nehmt, nehmt das blanke Gold und denkt an das Sprichwort vom Sperling in der Hand. Im Oberamt sitzen lauter gute Freunde von mir, in der Landesregierung, in der Residenz desgleichen. Man wird Eure

Klage gar nicht anhören, Euch sofort zurückweisen. Drum seyd klug und nehmt die ungeheuere Summe.“

Aber Kaspar hatte in die volle Geldfüste und in Kürschlepper's bleiches Gesicht geblickt. „Wir wollen doch versuchen, ob im Oberamt und der Landesregierung Eure Freundschaft oder die Gerechtigkeit zu Gerichte sitzt. Es können dann leicht noch ganz andere Dinge zur Sprache kommen.“ Damit wandte er sich zur Thüre. Seine letzten Worte machten auf den Greis wiederum eine fürchterliche Wirkung. „So lauft doch nicht wie ein Narr fort. Nehmt zehntausend Thaler. Mehr kann ich nicht geben, es ist mein ganzes Vermögen.“

„Ich will's vor Gericht zählen!“ sagte Kaspar kalt. „Bis Morgen Mittag habt Ihr Zeit.“ Damit ging er. —

Kürschlepper wollte aufspringen um ihn zurück zu halten, aber die Kräfte versagten ihm. Mit dem nur noch schwach herausgestoßenen Worte: „Teufel!“ sank er in Ohnmacht. Der alte Jakob mühete sich ab, ihm mit allerlei Spirituosen wieder zum Bewußtseyn zu verhelfen, entkleidete ihn dann stumm und kopfschüttelnd und brachte ihn zu Bette. Dann holte er schnell den Hausarzt herbei, lief mit dem Rezept nach der Apotheke und machte in der Küche Anstalt, Kamillenthee zu kochen. Nach ein Paar Stunden ließ sich fröhliche Musik und Jubel auf der Straße vernehmen. Ueber den Markt herüber wälzte sich ein breiter Menschenzug, in der Mitte Annaliese in ihrem Korbwagen, rechts und links die beiden jungen Herren aus Rußland zu Pferde, mit ihren berittenen Dienern, voran die blasende Musikbande und Hunderte lärmenden Volkes hinterher und zur Seite. Also mit Tusch und Trompetengeschmetter passirten Wagen und Reiter ins Haus, die Musikanten aber stellten sich vor demselben auf, um Herrn Anton Kürschlepper eine fröhliche Nachtmusik zu bringen, der dazu grimmige Gesichter schnitt und manchen gottlosen Fluch murmelte. Annaliese war über die Nachricht, daß ihr Großvater plötzlich erkrankt sey, eben nicht bestürzt, vielmehr warf sie dem Staatsrath einen bedeutungsvollen Blick zu, den man leicht hätte deuten können: „Es wäre ja recht schön, wenn wir nichts hier zurückzulassen brauchten, sondern alles Geld und Gut mit nach Rußland fortnehmen könnten.“ Und er nickte recht freundlich, als wollte er sagen: „Ich verstehe Dich, mein Schätzchen. Mir wär's auch schon recht, wenn der Alte abführe.“

Hierauf verfügte sich Annaliese zum Großvater, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Zitternd reichte er ihr die Hand und bat sie um eine Stunde. Er habe höchst Wichtiges mit ihr zu reden. Doch sollte sie vorher jedermann aus ihrer Nähe entfernen, damit kein Ohr auch nur eine Sylbe von seinen Worten erlauschen könne. Seltsam gespannt von dieser Einleitung, ertheilte Annaliese den Befehl, und trat denn wieder in die Stube des Großvaters.

„Annaliese,“ sagte er mit weicher, zitternder Stimme, die sie an ihm gar nicht kannte, und geschlossenen Augen, um ihren Schreck nicht zu sehen, „ich habe Dir etwas zu sagen, worauf Du in keinerlei Weise vorbereitet bist. Es hängt jetzt ganz von Dir ab, ob wir in ein Paar Monaten blutarme Leute seyn und ich am Galgen sterben soll, oder wir in unsern gewohnten Verhältnissen fortleben und nur hinsichtlich der Zukunft einiges anders machen sollen, wie wir uns vorgenommen hatten.“

„Um Gotteswillen, Großvater, seyd Ihr bei Verstand!“ rief Annaliese aufs Aeußerste erschrocken.

„Ich dachte es wohl, daß Du mich für verrückt halten würdest,“ fuhr Herr Anton Kürschlepper fort, „aber ich bin bei vollkommen klarem Verstande, um die ganze Gräßlichkeit meiner Lage einzusehen. Fordere nicht, mein Kind, daß ich Dich zur Vertrauten meiner Lebensschicksale mache. Es kommt mir schon sauer genug an, zu gestehen, daß ich einst in Deinem Alter, von Leidenschaften verblendet, ein Verbrechen begangen habe, dessen Entdeckung mir heute angedroht worden ist. Mein Kind, ich habe unser Vermögen auf unrechtliche Weise an mich gebracht. Meine erste Frau verführte meine Unerfahrenheit zu Schritten, die ich später oft bereut habe. Jahre lang habe ich vor einer Entdeckung gezittert, und nun, wo ich endlich sicher zu seyn glaubte, tritt mir das verderbendrohende Gespenst meiner That plötzlich in den Weg. Du allein kannst mich retten.“

(Fortsetzung folgt.)

Drei russische Brustbilder.

(Fortsetzung.)

Halten wir diese Parteistellungen fest, so fällt die Erkenntniß nicht schwer, wie Paskiwitsch gleichermaßen als Saß und Rüdiger beiden Fraktionen der nationalen Partei ein Dorn im Auge seyn und in Folge dessen mancherlei Anfeindungen erdulden mußten. Fürst Iwan Fedorowitsch Paskiwitsch beging durch seine Geburt das Verbrechen einer kleinrussischen Familie anzugehören. Sein Vater war ein dunkler Edelmann zu Poltowa, dessen Adel erst durch den militärischen Rang eines Obersten unläugbar wurde. Der Sohn trat unter Paul I. in Militärdienste. Im Preobraschenski'schen Regimente focht er tapfer, aber unbemerkt 1806 in der Moldau, wurde bei Brailow 1809 schwer verwundet und machte dann den ganzen russischen Feldzug von 1812 bis 1815 mit. Doch erst im persischen, dann im türkischen Kriege eröffnete sich ihm der Weg zu höherem Ruhme, während gleichzeitig die Befehdungen der Parteien gegen ihn begonnen. Während er die Türken bei Kars schlug, Achalzike (27. Aug. 1828) eroberte und Erzerum fiel, als man erfuhr oder vermuthete, daß der Feldmarschallstitel, der höchste in Rußland und im Heere eine selbst

über den Zaaren erhabene Stelle, der Preis eines vortheilhaften Friedensabschlusses in Adrianopel seyn werde, tauchten zunächst verdienstraubende Gerüchte empor. Denn es war ja unerhört, daß ein Mann von dunkler Herkunft, ohne Protektion und Familienverbindungen in der hochtorystischen Adelschaft „vom goldenen Pfeiler“ oder „vom sammetnen Buche,“ solche Stellung ganz allein mit dem Schwerte erobern durfte. Trotzdem eroberte er sie; der Graf v. Eriwan wurde auch Feldmarschall. Während man nun in den Petersburger Zeitungen glänzende, ja bis zum Ekel lobtriefende Verherrlichungen des Feldmarschalls las, deren bester Theil jedoch natürlich den göttlichen Zaaren mit den glänzendsten Lichtern umspielte, klangs in der medisanten Gesellschaft der beiden Morskoistraßen, des englischen Kai's und des Newskoiprospektes ganz anders. Da wußte mans plötzlich von Vettern, Söhnen, Brüdern und anderen Sippen im Heere aufs Genaueste, daß keineswegs Paskiwitsch, sondern ein einfacher Ingenieuroffizier, Baron F. aus Kurland, der Urheber und Schöpfer all jener geistvollen Operationen in Persien gewesen war, durch welche die Möglichkeit gegeben wurde den seit Katharina immer von Neuem erfolglos wieder aufgenommenen Kaukasuskrieg einem für Rußland siegreichen Ende entgegenzuführen. Es war auch nicht ohne Absicht geschehen, daß gerade ein Kurländer, kein vornehmer Russe, als rechtmäßiger Besitzer von Paskiwitsch's persischem Ruhme bezeichnet wurde. So konnte es ja gar nicht scheinen, als ob Parteilichkeit oder verletzter Kastenstolz spreche. Auch war Baron F. bereits vor dem Frieden zu Turkmanschay im Lager gestorben; und man verzog nur leichtspöttisch die Lippen, wenn man erzählte ein „plötzliches Fieber“ habe ihn gerade damals hinweggerafft, sonst würde ihn der Graf v. Eriwan nach dem Friedensabschlusse gewiß zu ausgezeichneter Beförderung „vorgestellt“ haben. Den Schein zu vermeiden, als ob hier Parteileidenschaft spreche, hatte man nämlich um so mehr Ursache, als Paskiwitsch, früher der Untergebene Yermolows, an dessen Stelle getreten war, und der Widerwille gegen ihn gerade hierin eine noch tiefere Begründung als in der Erhebung des kleinrussischen Obersten-Sohnes zum Grafen v. Eriwan und Feldmarschall fand.

Yermolow, seit 1817 Generalgouverneur von Transkaukasien und Oberbefehlshaber der gesammten Kaukasusarmee, im ganzen russischen Heere der einzige der makellos hervorragende Adelsname Altrußlands, war 1827 plötzlich in Ungnade gefallen. Seine militärischen und administrativen Verdienste waren unbestritten, sein moralischer Charakter hatte bisher als glänzende Ausnahme unter den Dienern der Krone dagestanden. Gerade gegen diesen hatten sich aber Petersburger Anklagen gerichtet. Man beschuldigte ihn falscher Rechnungsführung über die ungeheueren Summen, welche der kaukasische Kampf dem Staate jährlich kostete. Als nun gar sein persönlicher Gegner, General Diebitsch, als Generaladjutant des Kaisers zur Untersuchung nach Tiflis gesendet worden war, da mochte die altrussische Partei, die altadelige wie die bureaukratisch-soldatische Fraktion, keinen Augenblik länger daran zweifeln, daß hier eine siegreiche Intrigue der sogenannten deutschen Partei vorliege, als deren Haupt und Vertreter in der Armee ja bekanntlich Graf Diebitsch Sabalkansky betrachtet wurde. Als dann Yermolow wirklich seinen Abschied erhielt, kannte der Zorn seiner Partei keine Gränzen mehr. Theils wußte man es nicht, theils mochte man es nicht wissen, daß General Diebitsch nach vollendeter Untersuchung für Yermolow höchst ehrenvolle und ihn vollkommen rechtfertigende Berichte nach Petersburg gesendet hatte, daß ferner so eben ein Belobungsbungsschreiben des Kaisers an den Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee abgehen sollte, als der damit beauftragte Kurier noch im Kabinete mit einem von Yermolow abgesendeten Boten zusammentraf, welcher ein in gereizten Tone abgefaßtes Entlassungsgesuch desselben überbrachte, daß endlich in Folge dessen das Belobungsschreiben zurückgehalten, dagegen die ungnädige Entlassung abgesendet wurde. Daß Diebitsch den erledigten Posten nicht erhielt, lenkte im Augenblicke den Haß von diesem und seiner angeblichen Partei, dagegen wälzte sich derselbe im vollsten Maße auf Paskiwitsch, als dieser in die erledigte Stellung eintrat. Yermolow, welcher nachher als Privatmann in Moskau lebte, wurde Gegenstand einer demonstrativen, fast königlichen Verehrung der altrussischen Partei, und ohne daß derselbe sich an deren Interessen näher betheiligt zu haben scheint, doch gewissermaßen der Begegnungspunkt zwischen deren beiden durch diesen Vorfall einander wieder genäherten Fraktionen. Diese vergaßen indessen auch den Feldmarschall Diebitsch nicht; sie glaubten sogar im Augenblicke den Grafen Paskiwitsch sich selbst überlassen zu können, da derselbe bekanntlich im Kaukasus nicht eben glücklich operirte, weil eben durch den persischen und türkischen Krieg in seiner Verwaltungsthätigkeit vielfach unterbrochen. Seine Gegner hofften darum auf die gewohnte rücksichtslose Undankbarkeit, womit man in Rußland die Menschen wechselt; ja in Moskau glaubte man bereits den Grafen und Feldmarschall beseitigt, während man den in Polen so unglücklich kämpfenden „Sfamower Pascha“ Diebitsch verhöhnte. Als jedoch gleichzeitig mit der Nachricht vom ersten russischen Siege bei Ostrolenka die Kunde von Diebitsch's Tode und Paskiwitsch's Berufung an seinen Posten eintraf, entzündeten sich von Neuem alle Gluthen des Hasses. Dieser eroberte indessen Polen, schloß damit Rußlands klaffende Herzenswunde wenigstens für den Augenblick und erlangte mit dem Titel eines Fürsten von Warschau von Neuem das unbedingteste Vertrauen des Kabinettes, die vollste Gnade des Zaaren, deren Strahlen allerdings in den letzten Monaten seiner kaukasischen Verwaltung bedenklich erbleicht gewesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 113 17. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

In jener Sturmnacht hatten die Küstenbewohner eine Menge ihrer Boote, Massula's genannt, ausgesetzt um die Mannschaft des Schiffes wo möglich zu retten. Die Massula's sind gegen die gefährlichen Brandungen sehr zweckmäßig erbaut, ohne Kiel mit sehr hohem Bord und und außerordentlich leicht. Dennoch war das Unwetter zu groß, um sich der gefährlichen Stelle, wo das Schiff sich befand, nahen zu können. Als nun aber unser Boot abstieß, wurde es von dem Drang der Wogen sogleich diesen Massula's entgegen geführt und von den Indiern in Sicherheit gebracht. Wie nun aber das Schiff scheiterte und zertrümmerte, hatte sich ein Indianerboot nahe zu der gefährlichsten Stelle gewagt. Mit gewaltiger Kraft gegen die Meereswogen ankämpfend, schwamm demselben ein Mann entgegen; er wurde von den Indianern gerettet, und in den Massula aufgenommen. Aber der Schiffbrüchige hatte kaum Athem geschöpft, als aus des Meeres Grunde noch eine Menschengestalt auftauchte, bleich, bewußtlos, dem Anscheine nach schon dem Tode verfallen. In demselben Augenblick, wo der Gerettete den Verunglückten gewahrte sprang er sogleich über Bord und schwamm auf denselben zu. Es gelang ihm wirklich, den Bewußtlosen zu erreichen und zu erfassen; aber wie sich auch der Erschöpfte anstrengte mit dem Ohnmächtigen das Boot zu erreichen, er vermochte es nicht, die Gewalt der Wogen trieb ihn immer wieder zurück. Dreimal tauchte er wieder auf. Die Indianer riefen ihm zu, den Leichnam zu lassen und sich selbst zu retten. Er gab keine Antwort, sondern schüttelte nur unwillig das Haupt. Da nahte ein leichtes Boot, nur von einem einzelnen Ruder geführt, muthig der Wogenbrandung, wo sich die beiden Schiffsbrüchigen befanden. Eben war der Ertrinkende mit seiner Beute wieder untergesunken, als er noch einmal, bleich, bereits des Todes Ebenbild, sich nahe dem kleinen Boote emporarbeitete. Er schlug seine Zähne in den Bord des Fahrzeuges und hob so mit beiden Armen den Bewußtlosen in das Boot. Aber wie dieses geschehen, verließen ihn auch seine Kräfte; er sank in die Tiefe des Meeres, und wie die Indianer auch harrten und suchten, er kehrte aus seinem dunkeln Grabe nicht wieder.

Ich war der Gerettete, wer aber derjenige war, der sein Leben für mich einsetzte, der für mich den kalten Wogentod erlitt, beantwortet mir Niemand als das eigene Herz.

Unergründliches Geschick! Diejenige, die ich so innig liebte, für die ich in den blutigen Schlachttod ging, kannte und übte keine Treue, und er, dessen Tod noch nicht das Grausen verlöschen kann, welches mich bei seinem Andenken erfaßt, bewährte mit seinem Leben, mit seinem Tode eine Anhänglichkeit gegen mich, den Fremdling so hehr und heilig, wo sie wohl selten eine Menschenbrust verklärt.

Wie ich hier meine Rettung mitgetheilt habe, so erzählte sie mir mein Pfleger, der greise Indier; aber anders erscheint sie mir in einem sonderbaren Traume, der nicht weichen will aus meinem Gedächtniß, aus meinem Herzen, sondern immer lebhafter, immer klarer zurückkehrt.

Es war mir, als umschlangen mich fast schmerzlich Kaidur's eiskalte Arme; aber ich vermochte nicht zur klaren Besinnung, zu einem wahren Erkennen meiner Lage zu kommen, denn felsenschwer lag es auf meiner Stirne und die letzten lichten Gedanken schwanden mir in einem dumpfen Traumseyn dahin. Und abermals war es mir, als erwache ich im schmerzlichen Gefühle, der Blitz blendete noch meine erschlossenen Augen, der Sturm peitschte noch die Wogen; aber ich befand mich nicht mehr in Kaidur's Armen, sondern mein Haupt ruhte in dem Schooße eines Engels, dessen Antlitz voll unaussprechlicher Milde auf mich niederschaute. Aber eine unwiderstehliche Müdigkeit schloß meine Augen; der Schlaf, der mich nun erfaßte, war traumlos, ohne Grausen, aber auch ohne Freude. Und nochmals war es mir, als ob ich erwache, und ich befand mich nun auf demselben weichen Moosloger, auf welchem ich wirklich zum Leben wiederkehrte, und wieder sah ich vor mir den Engel, o wie war er schön und lieblich, ich konnte ihn zeichnen aus meines Herzens Tiefen; das dunkle Ringelhaar, die edle Stirn, die weichen Züge und das Auge so schön, so herrlich und doch voller Thränen: ach, es ist mir zuweilen, als fühle ich die Zähren des Mitleids noch auf meiner Wange glühen. Wie ich in dieses Auge, in dieses Antlitz der Verklärung blickte,

Digitized by Google

wurde mir so wohl, wie mir vielleicht noch niemals gewesen; aber die Seligkeit war wieder Schmerz, auch sie raubte mir mein Bewußtseyn, und als ich nochmals ins Leben zurückkehrte, war mein Engel, mein Schutzgeist entschwunden, mich umgab die Wirklichkeit, zwar erschien sie dem Fremdlinge ebenfalls fabelhaft und phantastisch, aber doch minder schön als die Welt seiner innern Träume.

Fünf Tage sind vergangen seit jenem wilden Meeressturm, fünf Tage habe ich in jenen selbsttrügerischen Phantasieen verlebt; sie waren vielleicht dem Wahnsinn nahe, und doch machten sie mich so glücklich.

Täglich sitze ich am Ufer der kleinen Insel, auf der mein alter Indier lebt; eine fremde Welt zieht da auf dem Flusse und am jenseitigen Ufer meinen Blicken vorüber, sonderbar gebaute Fahrzeuge, zierlich ausgeschmückte Boote schwimmen den Strom hinauf und nieder. An dem Ufer des festen Landes wandern oder lagern unter hohen Palmen tiefgebräunte Gestalten in leichten, wallenden Gewändern. Die Männer sind in ihrer Tracht und in ihrem zierlichen Körperbau fast den Frauen ähnlich, die Frauen gleichen dagegen den schuldlosen Kindern. Alles zeigt, daß dieses sanfte Urvolk nicht für die blutigen Gräuel des Krieges geschaffen ist; deßhalb war es auch immerdar das unterdrückte, belastete.

Und wenn es einsamer wird auf dem Flusse und dessen Gestaden, treten andere Gestalten zu mir. Da gedenke ich des armen Kaidur's; mit jedem Tage, mit der wallenden Stunde erbleicht immer mehr sein Vergehen, dagegen wird das Andenken an seine Liebe, an seine Treue und beispiellose Anhänglichkeit immer lebendiger in mir. Wie sehne ich mich, ihm noch einmal in das dunkle Auge zu schauen, wie gerne möchte ich noch einmal seine Hand fassen und ihm danken, nicht für das Leben, das er mir erhalten, sondern nur für die Liebe, welche er meinem verarmten Herzen gab. Umsonst, das Wellengrab gibt seine Todten nicht zurück.

Das Bild meiner treulosen Gattin entschwindet meinen Augen aber immer mehr; ja es ist mir jetzt sogar, als sey selbst meine Liebe zu ihr nur eine Selbsttäuschung gewesen, als hätte ich in meinem Herzen nur ein Bild der wahren Liebe getragen, das jenes Wesens, welches ich nur im krankhaften Traume sah.

Ich fragte meinen Indier heute nach jenem Manne, der mich aus Kaidur's Armen in sein Boot aufnahm. Der Greis erwiederte: Es sey wahrscheinlich ein Fischer gewesen. Niemand habe ihn gekannt und er sey nicht wieder erblickt worden. Ich hätte dem Manne so gern gedankt.

Der Indier, der mir das Gastrecht gegeben, ist ein ungewöhnlicher Mensch. Er ist reich an Erfahrungen, die er, wie es scheint, im sturmbewegten Leben errungen; seltsam aber weichen seine Ansichten von dem Pfade der Gewöhnlichkeit ab. Es landen oft an unserer kleinen Insel Kranke, die seine Hülfe anrufen; Bedrängte, die von ihm Rath fordern. Er hilft allen ohne Ansehen der Person, ohne Rücksichten irgend eines Glaubens oder irgend einer Kaste. Christen, Hindu, Mohamedaner und Anbeter des heiligen Feuers sammeln sich oft im engen Kreise auf unserm Eiland. Und dennoch muß ich diesen Mann einer Täuschung anklagen: er gibt sich auch damit ab, den Menschen die Träume zu deuten.

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

„Aber womit, Großvater?“ weinte Annaliese. „Ich will ja gern Alles thun, was Euch förderlich ist. Worin besteht das Mittel Eurer Rettung.“

„Du darfst nicht des Staatsrathes, sondern mußt Kaspar Dörling's, des Schloßmachers, Frau werden.“ Annaliese erbleichte noch mehr.

„Herr Gott wie ist das möglich!“ seufzte sie auf. „Der Staatsrath hat Euer und mein Wort, ich bin seine Braut. Großvater, wie soll das angehen? Ich begreife es nicht.“

„Du würdest doch nicht seine Frau werden, denn die Enkelin eines Gehenkten, die blutarme, verhöhnte und verspottete Annaliese Kürschlepper würde er nicht zum Altare führen. Es gäbe nur ein Mittel, wenn Du in dieser Nacht noch mit ihm flöhest, und mein Hab' und Gut mit Dir nähmst, mich aber meinem Schicksale überließest. Ich brauchte dann nichts mehr, denn der Tod am Galgen wäre mir gewiß, wenn ich es nicht vorziehen würde, mich selbst an den ersten besten Nagel aufzuhenken. Nur dadurch kannst Du mich vom Tode der Schande retten, daß Du Kaspar Dörling's Frau wirst.“

„Aber Kaspar Dörling hat ja eine Braut, die Christel Scharf in Tanneberg, die Enkelin des alten Kurt Reisig, des Nagelschmieds.“

Der Kranke fuhr zusammen bei Nennung dieses Namens. „Weh, o weh!“ jammerte er. „Es wird nichts helfen! der alte Nagelschmied wird dann aus Rache gegen mich doch vor Gericht treten. Gerade Kurt Reisig ist mein Feind, mein Verderber. Wenn wir nur die Christel Scharf zu einer Untreue gegen Kaspar Dörling verleiten könnten; ich wollte gleich tausend Thaler darum geben, wenn sie schnell einen Andern zum Mann nähme. Dann wäre uns geholfen. Es würde Dir nachher leicht werden, den Kaspar zu fangen und an Dich zu fesseln. Biete all' Deinen Scharfsinn auf, mein kluges Mädchen, um diese Wege einzuschlagen, die allein zu unserer Rettung führen.“

„So lang Ihr mir nicht erzählt, Großvater, wie alle diese Dinge zusammenhängen, ist mein Wille gebunden. Wollt Ihr, daß ich Eure Retterin sey, so macht mich zur Mitwisserin Eueres schauerlichen Geheimnisses.“

„Ja Du sollst Alles erfahren, Du verdienst es. Wache diese Nacht bei mir, wenn alle Andern im Hause schlafen, will ich es Dir erzählen. Jetzt geh', mein Kind, und laß Dir nichts merken.“

Frau Bärbe Scharf war nicht wenig verwundert, sich, als sie in der Frühe des andern Morgens aus der Hinterthüre auf ihren Hof trat, um das zum Einheizen nöthige Brennmaterial zu holen, sich aus dem Gäßchen über den Zaun herüber leise beim Namen gerufen zu hören, und in der Ruferin die reiche Annaliese Kürschlepper zu erkennen, die zwar viel bleicher, aber noch weit freundlicher und leutseliger als gestern sie zu sich heranwinkte.

„Liebe Frau Bärbe,“ sagte die Stadtjungfer geschmeidig, „ich bin so früh aufgebrochen, um Euch auf ein großes Glück vorzubereiten, damit Euch nicht etwa ein böses Ei hineingelegt wird. Doch hier ist nicht der Ort, mich Euch mitzutheilen. Macht Euch doch einen Weg und kommt in einer halben Stunde hinauf auf den Katzenstein, da will ich auf Euch warten. Haltet aber reinen Mund gegen Eure Tochter. Sie darf durchaus nicht eher erfahren, was ich für Euch thue, bis ihr dem größten Glücke wohlgeborgen im Schooße sitzt. Ich habe Euch und sie gestern gar lieb gewonnen, deßhalb habe ich mich entschlossen, Alles zu Euerem Glücke zu thun, was in meinen Kräften steht. Aber noch einmal, sagt ja jetzt Christeln kein Wort. Da habt Ihr eine Kleinigkeit, die Euch die Zunge binden soll. Schweigt Ihr, so soll bald mehr erfolgen. Plaudert Ihr aber, so ist Alles verloren.“ Mit diesen Worten ließ sie ein Goldstück in die Hand der Frau Bärbe fallen, und dieß wäre beinahe zum Verräther geworden. Denn die glückliche Frau, die noch niemals so viel Geld gehabt hatte, konnte ihre Freude kaum bergen, und entging nur den Fragen der Tochter über ihre ungewöhnliche Erregtheit, daß sie vorgab, eine gute Bestellung auf Maikräuter erhalten zu haben, die zu suchen sie sich sogleich aufmachte. Auf dem Katzenstein fand sie schon die Verkünderin ihres Glückes.

„Frau Bärbe,“ sagte Annaliese zutraulich und faßte die Hand der hochgeschmeichelten Frau, „eigentlich ist es unrecht, daß ich Euch verrathe, was ich in Bezug auf Euch weiß, aber meine Freude darüber ist so groß, daß ichs nicht auf dem Herzen behalten kann, und dann möchte ich, wie schon g sagt, jedem etwaigen Hinderniſſe Eueres Glücks geschickt vorbeugen.“

„Nun, was ists denn nur, schönes Mamsellchen?“ rief die Wittwe neugierig.

„Der junge russische Herr, der sich gestern hier auf dieser Stelle so viel mit Euerem hübschen Töchterlein unterhielt, ist ein steinreicher Graf. Er hat an Land und Leuten in Rußland eben so viel, wie unser gnädigster Landesfürst, und wird dort auch einem Fürsten ganz gleich geachtet. Dieser vornehme Herr hat sich gestern so in Euer Christel verliebt, daß er gestern Abend noch beschlossen hat, sie zu heirathen.“

„J, du meine Liebe und Güte!“ rief die Frau höchlichst überrascht aus. „Meine Christel eine Gräfin, ein Fürstin! Mir wird ganz schwarz vor den Augen.“

„Damit noch nicht genug,“ fuhr Annaliese fort, „er will Euch als seine Schwiegermutter, auch mit nach Rußland nehmen, und Euch ein eigenes Haus schenken, viel größer und schöner, als das unserige in der Stadt, und eine Kutsche mit zwei Pferden dazu, und Diener und Kammerfrauen, so daß Ihr ferner wie eine Fürstin werdet umherfahren können.“

„Ach Gott! Ach Gott! Seyn Sie still, Mamsellchen, sonst drückt mir die Freude das Herz ab.“

„Der junge Herr Graf wird heute schon zu Eurer Tochter auf die Freit kommen. Da wollt' ich Euch nur sagen, daß Ihr ihm bei Leibe nichts in den Weg legt. Laßt ihn hübsch allein mit Eurer Christel. Versteht Ihr mich? Und sorgt dafür, daß Ihnen der Kaspar Dörling nicht etwa in den Wurf komme. Von diesem darf der Graf gar nichts erfahren. Ihr müßt Euch hübsch klug bei der Sache benehmen. Laßt es den Kaspar bei Zeiten wissen, daß es mit ihm aus sey. Und dahier habt Ihr noch Geld, falls es Euch an irgend etwas mangeln sollte. Putzt Euere Stube recht schön auf. Und wenns Euch an Etwas fehlt, so kommt nur in die Stadt zu mir; ich will Euch Alles geben; denn ich will Euer und Euerer Tochter Glück.“

„Ach ja, ja! Alles wie Sie wollen, Sie englisches Mamsellchen. In einer Kutsche soll ich fahren! Wie soll ich mich nur dabei benehmen? Ach, womit haben wir denn solch ein erstounliches Glück verdient? Und wie heißt denn der Herr Fürst?“

„Dimitri Ignaloff.“

„Den Namen kann ich gar nicht merken, aber er klingt sehr vornehm. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Was soll ich denn zuerst beginnen?“

„Geht nach einer oder zwei Stunden nach Hause und laßt Euerer Tochter ja nichts merken. Gegen Mittag, vielleicht schon früher wird der Herr Graf kommen. Dann thut, wie ich Euch gerathen habe.“

„Ja, so will ichs machen. Ich danke tausendmal, schönes Mamsellchen! Gott vergelte es Ihnen! Aber Sie sind ja schon reich genug. Sie küßte die Hand der Lächelnden und taumelte dann wonnetrunken in den Wald. Alle Bäume tanzten um sie.

(Fortsetzung folgt.)

Drei russische Brustbilder.

(Fortsetzung.)

Jetzt dauerte jahrelang nur ein kleines Plänklergefecht seiner Gegner, welche fast gleichzeitig durch einen höchst zweifelhaften Gnadenerweis des Kaisers für Yermolow, wodurch dieser in eine sogenannte Aktivität bei der Armee zurückgezwungen worden war, des Gegenstandes ihrer demonstrativen Huldigungen sich beraubt sahen. Man hoffte die unentwirrbare Verwicklung der polnischen Verhältnisse, die nothwendig häufigen Konflikte zwischen der Ungeduld der Petersburger Kabinetswünsche in Bezug auf Polens Russifizirung mit der Möglichkeit ihrer Verwirklichung, die immer neu auftauchenden Verschwörungen und Empörungen würden schon von selbst die Wetterwolken kaiserlicher Unzufriedenheit wieder über Paskiwitsch zusammentreiben. Dieses geschah indessen nicht und man war endlich aller neuen Angriffsmittel so sehr entblößt, daß man selbst den geringfügigen Umstand wie eine schwere Anklage herbeischleppte, der Fürst von Warschau gebe bei allen solennen Gelegenheiten seinem greisen Vater den Ehrenplatz neben sich und über den vornehmsten Staatsdienern. Dieses sey die Art der Usurpatoren; auch nehme sich die Milde Paskiwitsch's gegen die Polen sehr verdächtig aus. Es sey nicht unerhört, daß gerade Leute niedersten Ursprunges, auf einer so unumschränkt machtvollen Stellung angelangt, das Vertrauen ihres Monarchen mißbraucht hätten, um sich vollkommen unabhängig zu machen. Als ferner mehrere vom Fürsten unterstützte Gnadengesuche in Petersburg ankamen, auf deren Liste man die Namen einzelner, besonders gravirten Polen bemerkte, benutzte diese die Verdächtigung als Beweise der bereits umherschwirrenden Besorgnisse und Gerüchte. Freilig gelang damit nichts weiter als die Verweigerung der Gesuche; allein die immer wiederkehrenden Anschuldigungen mögen doch wohl den Keim eines gewissen Mißtrauens der obersten Mächte gegen Paskiwitsch entwikelt haben. Wenigstens trat gerade zu jener Zeit eine sehr merkliche Erkaltung zwischen dem Petersburger Kabinet und dem Warschauer Königsschlosse ein. Paskiwitsch's Macht erlitt sogar äußerlich mancherlei Einschränkungen. Die Trennung der Administration von der höhern Justiz, die völlige Uebergabe des Kabinets der Geheimpolizei an Ambramowitsch und dessen unmittelbare Korrespondenz mit dem Petersburger Kabinet fällt in und dicht hinter diese Epoche. Als nun gleichzeitig der kaukasische Krieg mit seinen ergebnißlosen Anstrengungen auch wieder in den Vordergrund der Tagesinteressen trat, schien es ganz passend darauf hinzuweisen, wie gerade seit Paskiwitsch's Oberkommando die Epochen der russischen Niederlagen hier ihren Anfang genommen, während unter Yermolow Erfolg von Erfolg gedrängt worden sey. Was aber die unläugbar zweckmäßigen Verwaltungseinrichtungen anbelange, so sey ja bekannt, daß der jetzt in Ungnade gefallene General Toll Paskiwitsch's Begleiter gewesen. Als Toll im Jahre 1844 starb, konnte man es in ganz Rußland hören, wie dieser noch vom Todtenbette einen Brief voll wichtiger Enthüllungen an den Kaiser gerichtet; welcher indessen durch Paskiwitsch's Kreaturen unterschlagen worden sey. Eine angebliche Abschrift dieses Schreibens flog sogar von Stadt zu Stadt, von Herrensitz zu Herrensitz. Darin hieß es, nicht von Paskiwitsch, sondern von Toll rührten alle kaukasischen Reorganisationsplane her, nicht Paskiwitsch's und Diebitsch's, sondern Toll's Verdiensten verdanke Rußland seine Erfolge im Türkenkriege, dagegen habe der Graf von Eriwan bei der kaukasischen Verwaltung ungeheuere Summen unterschlagen, von Persien, weil bestochen, nicht die erreichbaren Vortheile erlangt, die türkische und englische Agitation unter den Bergvölkern, weil abermals bestochen, nicht gehindert ꝛc.

Ein äußerliches Ergebniß dieser Beschuldigungen war allerdings auch damals nicht zu gewahren; aber Paskiwitsch, dieß wußten seine Umgebungen sehr wohl, litt außerordentlich darunter. Selbst auf sein Aussehen wirkten die Gemüthsbewegungen, verbunden mit fortwährend angestrengter Arbeit, mit dem Kampfe gegen die dauernden Sträubungen Polens gegen die Unterordnung unter das russische Gesetz auf der einen Seite, mit dem dauernd nöthigen Widerstande gegen die russische Lust zu despotischen Ueberstürzungen auf der andern Seite. Der bis zum Beginne des laufenden Jahrzehntes soldatisch straffe Körper beugte sich, das dunkelgraue Haar bleichte rasch, die Gesichtszüge bekamen den Ausdruck einer krankhaften Schlaffheit. Selbst dieß benutzte der russische Aristokratenhaß.

(Fortsetzung folgt.)

* Homonyme.

Wer's thut — ist das nicht wunderbar —
Stellt schwarz nur Welt und Menschen dar.
Dem, der es leidet, wird gar heiß,
Und bunt oft, was erst noch so weiß.
Wer's thut — übt eine schöne Kunst —
Wer's leidet, spräche gern: Mit Gunst!
Ich danke schönstens für die Kunst —
Wer's thut, kann Ehr und Geld erwerben,
Wer's leidet, wohl vor Schmerzen sterben.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerſtag № 114 19. Juli 1849.

Der Enkel des Herrſchers.

(Fortſetzung.)

Seltſam! Beinahe wäre auch ich verſucht, mich dem Wahnglauben an Zauberei zu ergeben. Eine Gondel, mit engliſchen Ruderern bemannt, landete an unſerem Eilande. Ein goldgleißender Palankin wurde aus demſelben getragen; er hielt vor unſerer Hütte und aus demſelben trat eine reich geſchmückte Dame in europäiſcher Kleidung. Als die ſtolze, ſchlanke Geſtalt durch die niedre Thüre trat, ſchlug ſie den Schleier zurück; nur einen Augenblick gewahrte ich ihr Angeſicht; aber das zarte blendende Weiß, nicht gebräunt von der indiſchen Gluthſonne, die ſchönen, aber kalten Züge, ſchon erſtarrt unter dem Gifthauche der Ziviliſation, ſagten mir, daß ſie eine Europäerin ſey. Sie blieb lange mit dem Indier allein, als ſie endlich zurückkehrte, war ſie ſeltſam verändert; ihr Auge lag jetzt tief in ſeiner Höhle und brannte fieberhaft. Sie wankte in den Palankin und winkte ſtumm und gebietend den Dienern zu, ſie von dannen zu tragen. Aber als ſie am Ufer die Gondel betreten wollte, wandte ſie ſich noch einmal zu dem Indier zurück und fragte mit mühſam verhehlter Aufwallung: „Iſt es Wahrheit, was Du geſprochen?“

Und der Greis entgegnete im furchtbarſten Ernſt: „So Dein Gemahl in Jahresfriſt ſtirbt, erleideſt Du drei Monden nachher den Tod der Schmach.“

Die Dame zuckte krampfhaft zuſammen und entſchwand unter dem Baldachin der Gondel.

Der Indier ſchaute eine Zeitlang ſchweigend dem raſch dahingleitenden Fahrzeuge nach, dann wandte er ſich zu mir und ſprach: „Du wirſt ſchweigen von dem, was Du geſehen und gehört haſt.“

„Weiß ich doch ſelbſt nichts,“ entgegnete ich lächelnd; „kann ich doch nur höchſtens vermuthen, daß Du dieſer Frau einen Traum gedeutet haſt.

„So iſt es,“ erwiederte er, ohne den Spott in meiner Rede zu beobachten; „aber der Traum den ſie mir mittheilte, kam nicht von Gott, ſondern aus den verborgenen Tiefen ihres ſündigen Herzens, und ſo hab' ich ihn gedeutet.“

„Ich verſtehe Dich nicht,“ fiel ich ſtaunend ein, „legſt Du wirklich eine höhere Bedeutung in die Träume des Menſchen?“

Ohne meine Frage zu beantworten, fuhr er fort: „Siehe, in Kalkutta lebte ein Engländer, er war reich, er war gut; der ſah in ſeinen ſpäteren Jahren ein junges Mädchen aus ſeinem Vaterlande, die verarmt und verwaiſt, von Niemanden anerkannt und geſchützt, als Magd ihr Kummerbrod erwerben mußte; das Mädchen war ſchön, und ſo gefiel ſie dem Auge des reichen Mannes, und er beſchloß, ihr anzubieten ſeine Hand und mit ihr zu theilen ſeine Schätze und ſeine Reichthümer. Freilich lag zwiſchen dem Morgen ihres Lebens und dem Abend des ſeinigen der lange Raum von 30 Jahren, aber er hoffte Dankbarkeit würde ihm gewähren, was er von der Liebe nicht mehr fordern durfte. So ward die niedere Magd des angeſehenen Mannes Gattin. Sie lernte ſich ſchnell in ihre Lage fügen; ſie lernte gebieten, wo ſie einſt gehorchen mußte, und in einem Jahre konnte Niemand mehr in der ſtolzen, hochgeſchmückten Dame, die ſich ſo fein und ungezwungen in den gebildeten Zirkeln benahm, jene einſtige Magd erkennen; aber was ſie nicht erlernen konnte, war Liebe zu ihrem Gatten; ihr Herz blieb immerdar verſchloſſen und da er nun erkrankte, und ſie deßhalb Feſte und prunkende Vergnügungen meiden ſollte, begann ſie, ſich von ſeiner Seite zu ſehnen. Zu derſelben Zeit kam ein Mann in ihr Haus, einer jener werthloſen Abentheurer, die ihr Vaterland verlaſſen, um hier ihr Glück zu machen. Er konnte ſchmeicheln und lügen; ſein Auge glühte noch, ſeine Wangen hatte noch nicht das Alter entfärbt, denn er zählte fünfundzwanzig Jahre weniger als ihr Gatte. Somit gefiel der Thörichten der junge Mann, und wohl mochten nun in ihrer Bruſt ſich Wünſche erheben, die ſie ſich ſelbſt nicht zu bekennen wagte, denn ſie träumte nunmehr, was ſie ſich vielleicht ſchon tauſend und tauſendmal gedacht hatte: Ihr Gatte läge auf der Bahre, ſie ſey Herrin des ganzen Vermögens und neben dem Grabe des Todten erſtehe der Wittwe ein neuer Traualtar. In unſerer Zone wachſen in Sümpfen und am ſchlammigen Ufer viele der Kräuter, welche einen verdachtloſen Tod ſpenden. Das Leben des alten Ehemannes, war in die Macht des Geliebten gegeben, denn er war der Arzt des Hauſes; ſie hatte ihm ihren Traum erzählt und er denſelben gedeutet nach ihren und ſeinen Wünſchen. Da aber kam ſie zu mir; ich erkannte die

Digitized by Google

wuchernde Saat des Bösen und beschloß dieselbe auszurotten; anders deutete ich ihren Traum als die feile Zunge des Buhlen; so habe ich einen Mord verhütet und wahrscheinlich wird die Bethörte bald den Buben, der sie verlockt, in seiner Blöße erkennen, denn er hat hier der Unthaten schon mehr verübt, und dem alten Gatten wird vielleicht die Reue geben, was ihm Liebe und Dankbarkeit versagte."

„Nicht alle Träume," entgegnete ich dem Indier, „sind ein Spiegelbild des inneren Herzens; wie würdest Du aber die Räthselbilder der Träume deuten wollen?"

Der Greis senkte die hohe Stirn in seine Hand und antwortete: Ihr eitlen Abendländer, die ihr Alles mit euerer Verstandesarmuth erklären wollt, was von den Wundern der Allmacht zeugt. Ich bin kein Betrüger, aber eben so wenig vermag ich zu fassen, wie mir das dunkle Gewirre eines Traumes klar und deutlich wird. Die Gabe kam über mich in den früheren Schmerzenstagen meines Lebens. Mögen Tausende die Gebilde der Träume als etwas Zufälliges bezeichnen wollen, ich vermag es nicht. Mir ist dieses zweite Leben des Menschen etwas Heiliges. Gottes Stimmen tönen zu uns im Traume und warnen und mahnen, und spenden heilenden Trost dem blutenden Herzen. Kein Glücklicher kann so schön träumen, als der hoffnungslos verarmte. Da schließen sich die schmerzlichsten Wunden, da lichtet sich seine dunkle Nacht, da ebnen sich seine Schauerpfade und der Friede zieht in sein sturmbewegtes Herz ein." Der Greis hob jetzt das Auge voll Mitleid zu mir empor und fragte: „Ist oder war Dein Leben wirklich so sehr verarmt, daß Dich ein Traum noch nie mehr als die Wirklichkeit beglückte?"

Diese letzten Worte berührten mein heiligstes Geheimniß; ich bekannte dem Greise was ich geträumt, als ich aus den Meeresfluthen gerettet, bewußtlos im schweren Fieber darniederlag.

Der Indier horchte aufmerksam meiner Rede, als ich aber meine Worte geschlossen, erhob er sich schweigend und schritt ohne Antwort von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Privatbrief des Erzherzogs Reichsverwesers *).

Frankfurt Anfang Oktober 1848. Ich bin auf Ihren Brief eine Antwort schuldig. Bisher fand ich keine Zeit, diese Schuld abzutragen; drei Monate sind seitdem vorübergegangen, und was ist nicht da Alles geschehen? Deutscher Reichsverweser — ein schöner bedeutungsvoller Name; allein was ist dieser Reichsverweser bisher? Er soll so beschränkt dastehen, als möglich, wenn es aber wieder den Leuten in ihren Kram paßt, soll er diktatorisch wirken; wie ist dieß möglich? Als ich berufen wurde, folgte ich dem Rufe, ohne mich nur einen Augenblick über meine Stellung zu täuschen; ich folgte dem Rufe, weil ich darinnen das Mittel sah, für den Augenblick dem beabsichtigten Umsturz des Bestehenden Einhalt zu thun; ich folgte endlich dem Rufe zum Wohl und zur Erhaltung der Fürsten und Regierungen, zur Erhaltung der Ordnung, des Friedens, der Ruhe des Volkes, zur Sicherung seiner Rechte. Es sollte ein einiges, starkes Deutschland sich bilden und eine neue Zeit aus der alten sich gestalten, alle zerstörenden Erschütterungen beseitigend. Dieß war die Aufgabe, die ich mir vorsetzte, diese will ich redlich durchführen. Ob die Kräfte eines einzelnen Menschen dazu hinreichend sind, ist eine andere Frage, ich muß das, was ich zu leisten vermag, unbefangen betrachten, Täuschungen dürfen da nicht obwalten. Wir sind im Beginnen und müssen viele Phasen, durchgehen bevor wir an das Ziel kommen; es ist unmöglich zu berechnen wie und wann jede eintreten wird, es entwickelt sich eine um die andere. Die Bauleute, welche an der Aufführung des Gebäudes mitwirken sollen, kann man füglich folgendermaßen abtheilen: in jene, welche die Nothwendigkeit vorwärts zu schreiten erkennen und den redlichen Willen dazu haben; in jene, welche alles überstürzen wollen, und diese theilen sich in wohlmeinende, aber auch sind hier die Demagogen, die Demokraten, die Führer der rothen Republik zu suchen; endlich in jene, welche stille stehen, ja selbst das unmögliche Alte haben — von diesem gar nichts abgeben wollen. Das Schlimme zu bändigen, die stehen bleiben Wollenden eines Besseren zu überzeugen, die verschiedenen Parteien zu nähern und auszugleichen, damit doch etwas Gutes erfolge, ist nicht leicht. Eine Hauptsache ist die Bestimmung des Bandes, jene der Grundsätze, endlich einer starken exekutiven Gewalt. Je mehr ich meine Aufgabe überdenke, desto mehr Schwierigkeiten stellen sich mir dar; denn ich habe mit gar verschiedenen Leuten zu thun, es sind: a) die Fürsten, eine große Anzahl — wie sind diese, und wie ist der Nachwuchs? Das Volk hat über Jeden das Urtheil gefällt, ob mit Recht oder Unrecht, wird einst die Geschichte lehren; ich muß wünschen für das Wohl Deutschlands und zur Beförderung meines Strebens, daß sie mich aufrichtig unterstützen, um so mehr, als sie von mir keine Anmaßung, keinen Eingriff zu befürchten haben. In jetziger Zeit ist Persönlichkeit erforderlich; könnte der Traum meiner früheren Jahre erfüllt

*) Zuerst veröffentlicht in der „Innsbrucker Zeitung," ohne Befugniß von Seite seines erlauchten Urhebers. Der Brief war an Professor Ennemoser in München gerichtet, der, Gründer und Redakteur genannter Zeitung, eben von Innsbruk abwesend war. Während dieser Zeit veröffentlichte der stellvertretende Redakteur den Brief, jedoch nicht nach seinem ganzen Inhalte.

seyn, wo ich die Fürsten und ihre Völker innig vereinigt mir dachte, erstere Führer, als Freunde, dem Bürgerthum befreundet, geehrt, geliebt — die Völker zufrieden und nicht ihren Fürsten fremd, daher auch das böse Treiben Einzelner keine Wurzeln fassend. Je kleiner das Fürstenthum, desto leichter, da es mit einer wohlfeilen Verwaltung abgethan seyn kann. Wie steht es aber jetzt? b) Die Regierungen, wie sind diese? Welche verschiedene Elemente; überall die Krankheit der Bureaukratie; wie manche unzuverläßig oder schwach; da liegt viel Uebles — entweder im Hader mit den Ständen, oder ganz von ihnen abhängig, und in den Individuen, welche sie bilden, alte Begriffe oder neue Tendenzen, viel Doktrine, wenig Praktisches, Schroffes oder Schwaches, wenig konsequente Festigkeit. Die Einen in der Militärgewalt ihren Schirm suchend, die Andern zugebend, daß dieselbe untergraben und verdorben wird. Ausnahmen gibt es, aber sie sind selten. c) Das Volk, was soll ich über dieses sagen, es hat dasselbe sich mehr oder minder sehr verändert; zum Uebeln ist es sorgfältig bearbeitet worden, was hat man in gutem Sinn dagegen angewendet? Wenn ich auch annehme, daß die Mehrzahl der Bürger und der Bauern konservativ gesinnt ist, so tritt hier das Konservative mit aller seiner Trägheit und Schwäche ein, welches nicht der Fall ist, wo eine kräftige Regierung besteht, denn da, wo man eines Schutzes, einer Unterstützung gewiß ist, schließt man sich gern an, vorzüglich jener, der etwas zu verlieren hat und die Früchte seines Fleißes genießen will. Viel Rohheit hat sich in den untern Klassen des Volkes und in der Jugend entwickelt; diesen Uebeln zu steuern bedarf es Zeit; in diesen Klassen finden die Wühler ihren Anhang, diese bearbeiten sie rastlos. Sehr bemerkbar ist der Unterschied jener Gegenden, die Fabriken haben, gegen jene, welche dem Ackerbau nachgehen, noch mehr aber jene Länder, die kleine Gebiete haben und untereinander gemischt sind, gegen jene, die von einer großen Ausdehnung. Betrachten wir Thüringen, wo alle die sächsischen, reussischen, schwarzburgischen Besitzthümer untereinander geworfen sind, oder die Gegend um Mainz, wo mehrere Fürsten zusammendrängen, im Vergleich mit Bayern, Hannover ꝛc. d) Die Demagogen, die Demokraten der rothen Republik, Wühler, ich nehme diese als eine getrennte Klasse an; man findet unter diesen Leute aller Art, aber darinnen sind sie gleich, daß sie nichts zu verlieren, alles zu gewinnen haben, daß sie an nichts glauben, daß sie moralisch verdorben, ihnen alle, ja die schlechtesten Mittel, um ihren Zweck zu erreichen, feil sind, verwegen und feig, da ist nicht zu bessern, da ist jede Bemühung zu überzeugen vergebens, hier hilft nur festes, unerschütterliches Entgegentreten. Viel könnten die größeren deutschen Fürsten helfen, wenn sie die Sache unbefangen in das Auge fassen möchten, würden sie offen und aufrichtig gegen die Zentralgewalt verfahren, sie in Allem unterstützen, sich mit ihr einverstehen, wir würden weiter fortschreiten; dieß wechselseitige Mißtrauen der Regierungen, welche glauben, der Frankfurter Reichstag wolle sie um Alles bringen, und des Reichstags, welcher glaubt, die Fürsten wollen keine Konzessionen machen, hemmt nur und bezweckt nur Schlimmes. Oesterreich muß thätigeren Antheil zeigen und sich erklären, was und wie es will, sonst verliert dieser Staat jeden Einfluß. Preußen muß die Absicht einer Hegemonie aufgeben, sonst gräbt sich dasselbe seine eigene Grube; beiden Staaten gebührt als den mächtigsten der erste Rang, der erste Einfluß, allein er muß fern von selbstsüchtigen Absichten seyn; es würde sonst das auf dem Wege der Erschütterungen herbeigeführt werden, was wir auf jenem des Friedens, des Einverständnisses herbeiführen müssen, weil es unvermeidlich ist, nämlich die deutsche Einheit. Es handelt sich also hier, will man sie durch einen festen, keinen verletzenden Bund bewirken, oder soll sie entstehen, daß alle Regierungen gestürzt werden: auf dem Wege der Demagogie. Ersterer ist der friedliche, gerechte, letzterer jener von namenlosem Weh. Möchten doch Alle dieses begreifen, aber leider gibt es selbst unter den sonst Guten viel einseitige, die nur das Interesse ihres Landes vor Augen haben, und des gemeinsamen deutschen vergessen; sie irren sich sehr. Wenn ich nun mein Alter und meine Kräfte betrachte, so wird es mir klar, daß meine Aufgabe sich darauf beschränken muß, die Konstituirung durchzuführen, und den Weg jenem zu bereiten, welcher dann in meine Fußstapfen zu treten hat; dazu gehört ein Jüngerer, ein solcher, dem vermöge der Gesetze der Natur eine längere Reihe von Jahren gegeben ist; er hat es darum auch leichter, weil die Sache (was immer das schwierige ist) wird ausgebildet seyn. Da ich mich um die Stelle in Frankfurt nicht beworben, sondern dahin berufen wurde; da ich dem Rufe mit Hintansetzung jeder Betrachtung darum gefolgt bin, weil es, wollte man die Zerstörung hindern, nothwendig war; da ich nichts für mich begehrt, noch angenommen habe, so stehe ich, durch nichts gebunden, nichts verpflichtet, als durch meinen guten Willen, durch meine Liebe für die allgemeine Wohlfahrt, folglich als ein unabhängiger, freier Mann da. Wenn die Stunde der Entscheidung kommen wird, kann ich meinen Entschluß fassen und mit Ehren ausführen, die Sachen mögen sich wie immer stellen. Diese können sich folgendermaßen gestalten: entweder sie gehen ihren ruhigen Gang fort, oder sie gestalten sich so, daß ich als ehrlicher Mann nicht durchdringen kann; im ersten Falle bildet sich eine Verfassung aus, die für die erste Zeit befriedigen kann, aber doch nur als ein Uebergang zu einem weiteren Fortschreiten, zu einer weiteren Gestaltung zu betrachten ist, für jene Gestaltung der Zukunft, wohin es kommen muß; es ist der Weg der Ordnung, der friedliche, milde, der wünschenswerthe, der stufenweis fortschreitende; im letztern Falle, wozu die Ungeduld und der böse Wille Mancher sich hinneiget, kann ich meine Hand nicht dazu bieten, weder um Fürsten von ihren Sitzen herabzureißen, ebensowenig um die Völker zu drücken. Wäre ich ein ehrgeizer Mensch, so dürfte ich mich nur an die Spitze der Bewegung stellen

und alles mitreißen, werde daraus, was da wolle, durch Ströme Blutes, würde sich ein neuer Zustand gestalten. Zu so einem Führer mögen mich manche auserkoren haben, darin haben Sie sich gewaltig geirrt; ich will keine Trauer, ich will keinen Schmerz, kein Leid, mein Weg ist jener der Gerechtigkeit, der Ordnung, des Friedens. Im ersteren Fall kann ich, im letzteren muß ich gehen. Möchten alle meine Ehrlichkeit, meine Uneigennützigkeit begreifen und mir mein Wirken hier nicht erschweren, wohl aber auf jede Weise erleichtern. Wenn ich auch die Hoffnung habe, daß es sich in Deutschland gut gestalten dürfte, und es mir gewiß nicht an gutem Willen fehlt, so kann ich doch nicht mit Gewißheit sagen, was in einer so bewegten Zeit wie die dermalige, wo stets neue Ereignisse eintreten, geschehen wird. Solche Zeiten fordern eine große Thätigkeit, und da liegt es mir klar vor, daß ich diese unmöglich auf längere Zeit haben kann, folglich daß ich, sobald ich meine Aufgabe gelöst haben werde, am Besten thue, bevor ich es zu thun gezwungen bin, zurückzutreten und meine Schritte dahin zu wenden, wo ich beinahe 50 Jahre meines Lebens zugebracht habe, wo meine Heimath geworden, wo mich das Volk als alten Mitbürger, Freund, Leidensgefährten und Vertreter kennt und versteht, um dort die Jahre, die mir Gott gibt, zuzubringen; da kann ich noch für spezielle Fälle auf kurze Zeit Büchse und Schwert ergreifen, mit gutem Rathe, mit Mund und Feder dienen. Wenn ich auch die Städte nicht meide, so ziehe ich doch dann vor, nach der Väter Weise zu dem Volke im Schatten einer alten Linde oder Zirme zu sprechen, unter Gottes freiem Himmel im Angesichte der ewigen Zeugen, nämlich unserer Berge. Es ist besser, ich komme zu meinen alten Freunden, den Männern, die in jeder Gelegenheit sich gleich geblieben, als daß ein Häuflein von ihnen zum Reichsverweser, wie sie mir schrieben, wandert. In jener großen Natur ziehe ich dann meinen Sohn zu einem brauchbaren Menschen; es kann eine Zeit kommen, wo er wird das Seinige leisten müssen; dazu gehört Vorbereitung, Vorbildung: nicht in den Städten, nicht in dem Weihrauch oder den Täuschungen der großen Welt, nicht im Strudel der Zerstreuungen, da ist nicht die Schule der Einfalt in Sitten, nicht jene der Tugenden, der Selbstverläugnung, der Entbehrung, der Theilnahme für seinen Nebenmenschen. Das Herz muß in der großen Natur aufgehen, es muß groß gezogen werden, es muß die ganze Menschheit umfassen, damit niemals der Egoismus — unser größter Feind — Wurzel fasse. Meine Wünsche sind sehr beschränkt, mein Ehrgeiz nur für das Gemeinsame, für mich nichts. Ich habe, Gottlob! wenig Bedürfnisse, folglich will und suche ich nichts. Meinen Entschluß habe ich Ihnen hiermit, so wie meine Ansichten über die Zustände und die Zukunft auseinandergesetzt, ersterer gibt mir viel Beruhigung."

Sternfall.

Abends, unter Blüthenbäumen,
Eingewiegt in süßen Träumen,
Blickt' ich zu den Sternen auf,
Still betrachtend Stand und Lauf.
Und den Tagen sann ich nach,
Wo die fromme Mutter sprach;
Gott hat jeden Menschenleben
Schützend einen Stern gegeben.

An der Kindheit fernes Glück
Dacht' ich frohgerührt zurück;
An der Seele zogen trüber
Tage Schatten auch vorüber;
Alles sah' ich, was das Leben
Mir verwehrt und mir gegeben,
Vor dem innern Auge hin
Still an mir vorüberzieh'n.

Und hinauf zum Abendhimmel
Blickt' ich in das Lichtgewimmel;
Mit Gefühlen, warm und weich,
Sah' ich in das Strahlenreich,
Und im Herzen milde Ruh',
Fragt' ich: Stern, wo glänzest du?
Sterne mit dem goldnen Scheine,
Welcher ist von euch der meine.

Welcher leuchtet meiner Bahn,
Meiner Zukunft treu voran?
— Als mein Blick so fragend prüfte,
Schoß ein Stern hin durch die Lüfte; —
Wie sein Fall, so zuckte jähe
Durch die Brust ein leises Wehe:
War es nur der Sinne Spiel?
Oder war's mein Stern, der fiel?

C. A. Kaltenbrunner.

Auflösung der Homonyme in Nro.: 113:

Tuschen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 115 21. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Der Purpur des Abendrothes glänzte schon an dem fernen Himmelsbogen als mein Indier wiederkehrte. Er trug in seiner Hand einen grünen Zweig, an dem eine dunkle glühende Blume blühte. „Du zweifelst," sprach er, „an der Kraft und Wahrheit des Traumes und warst doch in diesem so glücklich." Er brach die Blume, reichte mir dieselbe und sprach: „Athme den Duft dieser Blume ein, blicke unverwandt in den Kelch derselben und sage mir dann, wie Dir geschieht und was Du erschaust."

Ich that wie er verlangte; die Blume verbreitete einen fast betäubenden Geruch um sich her; in dem Kelche aber schimmerte und glänzte es so blendend, daß ich unwillkürlich die Augen schließen mußte: Und da ich sie alsogleich öffnete, war der Indier an meiner Seite entschwunden, war ich verzückt von der Erde, die mich vor wenigen Augenblicken umgab. Ungleich schöner und herrlicher als Indiens Lande waren die Gefilde, in welchen ich jetzt weilte. Der Himmel, der sich über mir wölbte, war ein einziges Sonnenmeer, das wohl ein strahlendes Licht der Verklärung verbreitete, aber ohne sengende Gluthen. Die Erde war ein Blumenteppich, in welchem die duftenden Blüthen bald mit Juwelenschimmer aus dem grünen Sammetmoose empor leuchteten, bald wiederum zu Palmenhöhen empor rankten, und vom lauen Winde gewiegt sich liebend ineinander verschlangen; zwischen diesen bunten Blumenlauben flossen sanfte Silberströme dahin, aus deren klaren Spiegelwellen wiederum Blüthen emporsproßten, an deren Gezweige golden blinkende Muscheln statt der Früchte hingen. In den Lüften schwebten Lichtgestalten aus Blumenduft und Morgenroth gebildet und lächelten freundlich auf mich nieder. Aus den Höhen, aus dem Blumen-Eden, aus dem blinkenden Wasserspiegel ertönten hehre Laute, einem ewigen, nie verhallenden Lobgesange gleich. Alles war hier beglückt, Alles hatte hier Leben und Seele; die Blume, das grüne Moosblatt, die murmelnde Welle, der linde Hauch des Windes. Das mußte die Welt der Seligen, das Land des ewigen Friedens seyn, denn auch ich fühlte mich wunderbar glücklich, und in meiner Brust herrschte eine Ruhe, wie ich sie auf der sündigen Erde nie empfunden hatte. Und wie ich so sehnend zu den holden Lichtgestalten, die in den Höhen über mir schwebten und nur zuweilen sich auf Blüthenhalmen niederließen, hinauf blickte und ihnen die Arme entgegenstreckte, fühlte ich mich meines Kerkerkörpers entledigt, konnte wie sie dahin schweben in den Himmelsräumen, wie sie lächeln, wie sie mich schuldlos erfreuen. — — Da rauschte es sonderbar, ich weiß nicht, ob aus der Höhe oder der Tiefe; ein falber Blitz leuchtete durch die Räume, ich mußte abermals die Augen schließen, und da ich sie wieder öffnete, war es anders! — Die Gefilde waren fast noch so schön wie vorher; aber an dem Sonnenhimmel dunkelten hier und da schon nächtliche Wetterwolken; die körperlosen Lichtgestalten waren entschwunden; andere Wesen traten mir entgegen, wohl minder schön, aber mir noch seelenverwandter und inniger befreundet, denn sie waren menschlicher gebildet; sie schwebten auch nicht mehr in den Himmelsräumen, sondern wandelten auch schon auf der Erde einher. Unter ihnen erblickte ich eine Gestalt schöner und verklärter als alle übrigen — es war jener Engel, jener Schutzgeist aus der Sturmnacht, wo ich mit des Meereswogen kämpfte — und wie ich sie erblickte, war es mir, als wäre mein ganzes voriges Leben nur ein Traum gewesen und ich sey jetzt erst zum wirklichen Daseyn erwacht. Und mein Auge füllte sich mit Thränen, meine Brust mit einem sehnenden Schmerze; dennoch war ich glücklich und rang nur vergebens nach Worten, um meine Gefühle der Geliebten auszusprechen. — — Da ward es Nacht in meinem Lebensmorgen, und als ich nach langem Schlaf wiederum die Augen öffnete, war Alles, Alles dahin! — — Mein Blumen-Eden, das mir durch zwei selige Träume treu geblieben, war entschwunden. Eine andere Welt grauste mich an. O, sie war finster, wie die der Wirklichkeit. Wilde Stürme durchflogen ihre Räume von einer Zone zur andern; riesige Gräber erhoben sich auf blutigen Schlachtfeldern, von den Bergen stürzte die Lavine; das Meer brach seine Ufer und der Wolkenschooß sandte seine Sündenfluthen und seine Blitzstrahlen, welche Städte und Dörfer niedersenkten. Aber in dieser Zerstörung war der Mensch das furchtbarste Wesen, er kämpfte in blutiger Zwietracht, entbrannt unter Verwüstung und Verheerung, er tödtete noch am Grabes Rande und sank

mit unversöhntem Grolle gegen seine Brüder dem Tode in die Arme. Und mir war abermals, als sey jene Seligkeit, die ich einst empfunden, nur ein täuschender Traum gewesen und als wäre mein jetzt so verarmtes Leben Wahrheit und Wirklichkeit, denn auch meine Brust war erhärtet und der Haß und der Unfriede nistete auch in meinem Herzen. Aber das heilige Bild aus meinem Jugendtraume erhob mich über die eigene Gebrechlichkeit und das Bild der Geliebten lebte, wenn auch nicht mehr auf Erden, doch in meinem Herzen verklärt fort.

Da ward es wieder Nacht, ich entschlief unter Jammer und Klage unter Streit und Verwüstung, unter dem rollenden Donner der fremden und der eigenen Zwietracht. Und wie ich wieder die Augen öffnete nach jenem Schlafe ohne Ruhe, ohne Erholung, war wieder Alles gewandelt. Die Stätte, welche mich jetzt umgab, war rauh und öde, finster, nebelschwer und kalt. Da grünte kein Baum, da blühte keine Blume, da sproß keine Frucht. Blinkende Eisgebirge hoben sich zu den dunstigen Wolken empor und vereisten Alles um sich her. Heulende Stürme durchwogten der Erde Fläche, tödteten den Keim der Saaten schon in der Erde und verödeten den ganzen Raum der Schöpfung; wohin ich den matten, trostlosen Blick wandte, sah ich nur Grabhügel und nahe zu meinen Füßen dunkelte mir eine offene Gruft entgegen, die mich, wie die ahnende Stimme verhieß, noch vor dem Abend aufnehmen werde. Jetzt, jetzt war mir erst klar, daß meine ganze Vergangenheit nur ein Traum gewesen und daß diese Lebensverarmung traurige Wirklichkeit war. Dennoch blieb mir in der Erinnerung aus den längst versunkenen Tagen noch das Bild der Geliebten zurück, aber es weilte wie in unabsehbarer nie zu erreichender Ferne, denn es lebte in meinem Herzen in ewiger Jugendschöne; ich aber war gealtert, mein Haar war schneebleich geworden, mein Nacken gebeugt, meine Kraft gebrochen und der Tod der einzige Freund, dem ich mich entgegensehnte. — —

„Wie herrlich goldet die untergehende Sonne das grüne Reisfeld," sprach eine Stimme neben mir.

Ich fuhr empor und öffnete die Augen. Jetzt war ich wirklich erwacht; die Sonne, welche bereits im Scheiden war, als ich von dem berauschenden Dunst der Blume die Augen schloß, sank jetzt eben am Horizonte nieder. Nur wenige Augenblicke konnte ich geschlummert haben, und doch hatte sich mein Traum zu langen freud- und schmerzenreichen Jahren ausgedehnt.

Der Indier blickte recht ernst auf mich und die Blume nieder und sprach: „Die Blüthe ist erstorben und mit ihr Dein Traum geendet. Was Du erschauetest war Dein eigenes Leben: die Seligkeit der Kindheit, der freundliche Wahn der Jugend, die Stürme im Mannesalter und das einsame Ersterben des Greises, noch eh' ihn das Grab aufnimmt. Und was Dir in allen diesen Lebensstufen allein treu blieb, ist Deiner Seele wahres Eigenthum!"

Sie allein, sie allein war mir nicht entschwunden, nicht entwichen!"

Ich blickte auf die sonderbare Traumblume nieder, sie war völlig erdorrt und zerfiel nun in meiner Hand zu Asche.

Der Greis wandte sich und schritt schweigend der Hütte zu.

Ich folgte ihm; mich durchbebten noch schmerzlich-süße Nachempfindungen des seltsamen Traumes: Sie allein war mir nicht entschwunden, nicht entwichen! Somit war sie, wie der Greis sprach, meiner Seele wahres Eigenthum, und doch war sie auch nur ein wesenloses Traumbild, das in der Wirklichkeit mein Auge noch nie erschaute und auch wohl nimmer erschauen wird.

Ich sank wieder auf mein Lager zum Schlafe nieder! aber die Nacht war dießmal traumloser, als es der Tag gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

Annaliese gelangte auf einem Umwege, wo sie das Dorf vermied, wieder zu ihrem Korbwägelchen, das ihrer an einer verborgenen Waldstelle wartete, und war nach kurzer Frist wieder zu Hause. Im Garten an demselben fand sie den jungen Ignaloff.

„Nun, gnädiger Herr," sagte sie, „Sie werden doch heute das Glück, das Ihnen in den wunderschönen Augen der reizenden Wälderin lachte, ritterlich verfolgen?"

„Zauberin!" rief der Russe. „Ich glaube, Sie können die innersten Gedanken meiner Seele lesen."

„O ich weiß sogar noch mehr," fuhr Annaliese schelmisch fort. „Ich weiß, daß man Sie heute in dem kleinen schmucken Häuschen in Tanneberg erwartet, das die reizendste Blume des Gebirges beherbergt. Sie glücklicher Fremdling, Sie brauchen nur zu kommen, um die Hand auszustrecken, um die köstliche Blume zu pflücken, und sie wird die Ihrige seyn. Das würde keinem unserer Waldbewohner gelingen."

„Dank für den gütigen Wink! Ich laß mein Pferd satteln, um heute wieder den duftenden Wald zu besuchen. Ich gestehe Ihnen gern, daß die heißesten Liebesflammen für das unschuldige Waldkind mein Herz durchlodern."

„Glück auf den grünen Weg!" rief Annaliese und eilte an das Bett ihres Großvaters. „Seyd ruhig!" flüsterte sie ihm zu, „es ist alles gut eingeleitet und ich hoffe, es soll vortrefflich gehen." Dann schickte sie den alten Jakob mit dem Auftrag zu Kaspar Dörling, er möchte doch die Güte haben und in einer Stunde zu einer freundschaftlichen Besprechung in ihren Berggarten kommen; seine Wünsche sollten dort erfüllt werden. Dabei schärfte sie dem alten Diener besonders ein, ja nicht

zu verrathen, daß nicht der alte Herr, sondern sie den Kaspar dort erwarten wolle. Hierauf warf sie sich in ein sie sehr gut kleidendes Negligé, das alle ihre Reize vortheilhaft hob und unterstützte, endlich packte sie einer Magd einen Korb voll des besten Weins aus dem Keller und Leckerbissen aus der Küche und Vorrathskammer, und begab sich mit ihr, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, nach dem hochgelegenen Berggarten, wo ein kleines, aber sehr niedliches und gut eingerichtetes Haus die Stadt und das ganze Thal beherrschte. Die Magd wurde mit dem strengsten Gebot des Schweigens entlassen, und nun warf die üppige Annaliese die Haube ab, daß ihr volles schwarzes Haar in Ringeln und Locken auf den blendend weißen Nacken fiel, und lugte mit Herzklopfen den Pfad hinab. Nicht lange und sie sah Kaspar Dörling hastig bergauf schreiten. Sie warf sich auf das Sopha in einer verführerischen Stellung und stellte sich schlafend. Behutsam und mißtrauisch öffnete Kaspar die Thüre, und war höchlich erstaunt, statt des Greises, den er hier gewiß vermuthete, das reizende Mädchen zu finden. Und in welcher sinnberauschenden Lage! Sein Auge wurzelte in diesen Reizen, sein Fuß im Boden. Er stand wie eine Bildsäule; kein Athem schien aus seiner Brust zu gehen. Endlich dachte er an sich und wollte sich wieder entfernen. Da stellte sie sich vom Geräusch seiner Schritte erwachend. „Bleibt, bleibt, Herr Kaspar Dörling!“ rief sie ihm mit der süßesten Stimme zu. „Warum wollt Ihr wieder gehen? Ich war, Euch zu erwarten, von der Wärme des Tages eingeschlummert, ohne es selbst zu wissen.“

„Ich glaubte Eueren Großvater hier zu finden,“ stammelte der blöde Jüngling verlegen.

„Er ist krank und liegt zu Bette. Deßhalb hat er mich geschickt, um mit Euch zu verhandeln. Ihr braucht Euch nicht zu geniren, ich weiß Alles. Setzt Euch her zu mir, lieber Herr Kaspar. Doch erlaubt mir, bevor wir auf unsern Gegenstand kommen, daß ich Euch ein Glas Wein kredenze. Wir wollen zusammen anstoßen und auf glückliche Vereinigung trinken. Ich habe noch nicht gefrühstückt, Ihr nehmt doch einen kleinen Imbiß mit mir? So setzt Euch her. Ich freue mich sehr, mit Euch allein zu seyn. Ich wollte, wir wären früher zuweilen zusammen allein gewesen; es wäre vielleicht manches anders und über den bewußten Gegenstand gar kein Streit zwischen uns.“

Kaspar wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sich von der süßen Schmeichlerin auf das Sopha ziehen lassen und die Stelle, wo er saß, war noch warm von der quellenden Schönheit ihres Leibes, ihr würziger Athem streifte seine Wange, ihr feuriges Auge blickte ihn so zauberisch verstrickend an, ihre niedlichen Finger berührten beim Anstoßen seine rauhe Hand, und es war ihm, als führe von ihnen ein Funke in sie. Der Wein — es war das üppige Sonnenkind Madeiras, und er hatte noch nie so köstlichen, feurigen Rebensaft getrunken — übte bald seine Wirkung und der arme blöde Schlosser hatte nach kurzer Frist vergessen, weßhalb er eigentlich hierher gekommen war. „Trinkt doch, lieber Meister, eßt! Thut mir den Gefallen!“ girrte sie, und sie legte ihm vor, sie schenkte ihm ein, dabei kam ihr bloßer Arm, der sich aus dem weiten Gewande herausstahl, so nahe an seinen Mund, daß ihm der Bissen darin quoll, die Kehle ihm wie zugeschnürt war und er das Glas ergreifen mußte, um nur die Speise hinabzuzwingen. „Ach Sie sind so hold und gut, Mamsell Annalieschen,“ stammelte er dann.

„Wenn Ihr nur hättet einsehen wollen, daß ich Euch vor allen hold und gut war!“

Der Arm war ihm wieder vor dem Munde, und sein glühender Kuß haftete darauf, er wußte nicht, wie es geschehen war.

„Ei, ei, Meister Dörling!“ drohete sie mit dem Finger, „bei Euch trifft das alte Sprichwort ein: stille Wasser sind tief. Ihr versteht es einer Jungfrau ihr herzinnigstes Geheimniß zu entlocken, was sie gern für ewig verschwiegen hätte. Wahrlich ich hätte nicht geglaubt, daß noch eine Stunde kommen würde, wo ich Euch gegenüber bekennen würde, daß — —“

„Was liebste Annaliese?“ drängte er und schlang den Arm um ihren Nacken über und über glühend.

„Daß Ihr in der Stadt an einem Mädchenherzen kalt und stolz vorüber gegangen seyd, das für Euch die zärtlichsten Gefühle hegte.“

„Annaliese, Sie hätten mich geliebt, liebten mich noch?“

„Darf denn das ein Mädchen einem Burschen gestehen, der eine Braut hat?“

„Eine Braut!“ rief Kaspar erschrocken. Ja, ich habe eine Braut, und Sie sind ja auch die Braut des Staatsrathes.“

„Das ist nicht wahr, Kaspar; nur Du bist mein Leben. Und Deine Braut ist Dir nicht treu. Der russische Baron Dimitri Ignaloff, der gestern neben ihr saß, hat sie gewonnen. Er ist heute schon wieder hinauf nach Tanneberg.

Das ging Kasparn wie ein Stich durchs Herz, es wurde ihm ganz dumm im Kopfe. „Ach lieber Kaspar,“ girrte die Verführerin neben ihm, „als ich Dich gestern am Katzenstein sah, erwachte meine schlummernde Leidenschaft für Dich so heftig, daß Du es hättest ansehen müssen, wenn Du ein Auge für mich gehabt. Du dauertest mich recht, daß die Christel sich gar nicht um Dich bekümmerte, und sich gleich neben den hübschen Baron setzte und sich beschwatzen ließ, während Du so allein an dem Baum standest, Deinen Gedanken nachhängend. Da dachte ich: wäre der Kaspar Dörling doch Dein Verlobter; wie wolltest du ihn vor aller Welt auszeichnen und recht stolz auf ihn seyn.“

(Fortsetzung folgt.)

Drei russische Brustbilder.

(Fortsetzung.)

Man sprach in Petersburg ganz unverhohlen von periodischen Geistesabwesenheiten des Fürsten Paskiwitsch's, man deutete jeden dem Petersburger Gouvernement mißliebigen Vorfall in Polen, jede Offenbarung neuerstehender Bedenklichkeiten dortiger Zustände als Beweis einer von des Fürsten Altersschwäche häufig unterbrochenen Konsequenz in den Verwaltungsmaßregeln. Als diese Gerüchte das rechte Ohr gefunden hatten, ging man weiter. Der Fürst selber, hieß es, verzweifle an der Möglichkeit, seine Aufgabe zum glücklichen Ziele zu führen. Er befinde sich in einem argen Dilemma, habe den Polen voreilige Versprechungen gemacht, und könne diese jetzt nicht einhalten. Diese Versprechungen seyen auch der Schlüssel des scheinbar unlöslichen Räthsels seiner Beliebtheit bei den mit der Regierung unzufriedenen Polen, sowie des Hasses der loyalen Unterthanen. Jene Beliebtheit und dieser Haß waren nun allerdings vollkommen wahre Thatsachen; nur hatten sie andere Grundlagen. Paskiwitsch gebührt nämlich das in Polen seltene Lob, unparteiisch und gerecht zu seyn. Es war also natürlich, daß nach und nach gerade die gefährlichsten Gegner Rußlands ein gewisses Vertrauen zu ihm oder doch zu seinen Absichten gewannen, während jene Leute — und sie finden sich besonders häufig unter dem besitzenden Hochadel Polens — welche durch Anheimgabe ihrer selbst an Rußland nur persönliche und Familienvortheile zu erraffen suchten, dem Fürsten immer feindlicher gesinnt wurden. Wir erinnern uns der Nachrichten, welche zu Anfang des Jahres 1844 durch die Zeitungen flogen. Sie sprachen insgesammt von Paskiwitsch's Rücktritte und des Grafen Tschernitschew Nachfolge in seiner Stellung. Ob und inwieweit darüber wirklich verhandelt wurde, ist unbekannt; jedenfalls schien des Fürsten Badereise nach Deutschland auf eine schwebende Krisis hinzudeuten. Indessen mochte wohl der im selben Jahre erfolgende Tod der Grafen Benkendorf und Cancrin eine so wichtige Aenderung im Ministerium, wie sie durch Tschernitschews anderweitige Verwendung nöthig geworden wäre, keineswegs zeitgemäß erscheinen lassen. Paskiwitsch kehrte also nach längerer Zeit aus dem Bade zurück in das Warschauer Schloß. Eine bedeutende Aenderung im Verwaltungsprinzip eine verringerte Selbstständigkeit in der Handhabung der Gewalt, ein verminderter Eifer für die Befreiung der noch jetzt in Sibirien oder am Kaukasus verbannt lebenden Polen, eine gewisse Erkaltung der persönlichen Beziehungen zwischen dem Zaaren und dem Fürsten von Warschau, eine sorgfältige Rücksichtsnahme des letzteren auf die Wünsche und Interessen der national-russischen Parteien — dieß alles sind Dinge, deren stärkeres Hervortreten man seit jener Zeit bemerkt haben will. Und seitdem vollends die neue Revolution durch Europa schreitet, behauptet man, sey von der frühern Milde, Versöhnlichkeit, Achtung nationaler Eigenheiten u. s. w. beim Fürsten von Warschau keine Rede mehr. Fraglos abhängig von Petersburger Befehlen, eingeschüchtert von dem „Polenschrecken“ Abramowitsch, verfüge er in echtrussischer Weise, mit echtrussischer Strenge und Rücksichtslosigkeit, unter dem Eindrucke gebrochener Kraft der persönlichen Ueberzeugung.

Ob man darin im Petersburger Kabinette eine vortheilhafte Bekehrung erkannte und diese durch den neuen Oberbefehl in Ungarn anerkennenn wollte, ob man von der Richtigkeit der Verdächtigungen gegen Paskiwitsch's Feldherrntüchtigkeit überzeugt war, oder ob man seine in Polen ungern gesehene Milde im Interventionskriege an der passenden Stelle glaubte — wer mag darüber entscheiden? Sollte sich wirklich die vorderhand wenig glaubliche Nachricht bestätigen, daß Oesterreich einen Theil Galiziens als Preis der ungarischen „Pazifikation“ an Rußland abtreten wolle, so wäre für Einführung einer russischen Herrschaft unter versöhnlichen Formen allerdings schwerlich ein passenderer Mann als Paskiwitsch zu finden. So weit überhaupt unter den jetzigen Staatsmaximen Rußlands die Lösung dieser Sysiphusarbeit möglich, hat er sie in Polen erfüllt. Weiter als er damit vorgedrungen, wird es unseres Erachtens keiner seiner Nachfolger bringen; es wäre denn, Rußland bliebe nicht Rußland mehr. Dieß mag der Kaiser wohl erkennen, ohne doch die Erinnerung an all jene Zuträgereien über Paskiwitsch vollkommen aus seinem Gedächtnisse verbannen zu können. Er scheint selbst bei seinem letzten Aufenthalte in Warschau wenig persönliche Berührungen mit dem Feldmarschalle gehabt zu haben. Wenigstens sprechen die russischen und polnischen Blätter nur von der Unzertrennlichkeit beider Monarchen während ihres zweitägigen Zusammenseyns; von einer persönlichen Auszeichnung des Fürsten von Warschau durch den Zaaren erwähnen sie nichts.

(Fortsetzung folgt.)

* Homonyme.

Fünf Zeichen sind im Kriege gut
Geht eine Schlacht verloren;
Sechs haben oft im Uebermuth
Die Menschheit hart geschoren.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 116 22. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Zauberhaft hatte jener Abend auf mich gewirkt, mein ganzes Leben war in einen Traum zurückgetreten, und die Wirklichkeit lag vor mir, verworren, arm und deutungsleer. Was ich gelitten, erduldet, was mich einst erfreut, beglückt hatte, entschwand mir Alles, wie die Wahngebilde eines Fieberkranken; nur sie, das Traumbild, lebte in meinem Herzen, in meiner Seele fort.

Ich heischte von dem Indier nähere Auskunft über die wunderbare Blume. „Die Blume des Traumes," entgegnete er, „wurzelt vereinzelt in dem Schlammufer des Hoogly; sie blüht nur eine kurze Stunde in dem Schatten der Abenddämmerung. Vielen aus unserer Kaste ist die Kraft ihres Duftes bekannt. Diese Wirkung scheint uns aber nicht wunderbarer, als die des Mohnsaftes, des Traubenblutes, und des brennenden Trankes, des Araks. Auch diese enthüllen ja des Menschen tief verborgene Licht- und Schattenseiten und steigern sogar, im Uebermaß genossen, seine räthselhafte Erregung zum grausenhaften Irrsinn."

„Aber?" forschte ich weiter, nunmehr völlig gläubig geworden, „wie wurde Dir die Gabe, des Menschen Träume zu deuten?"

Da senkte sich des Greises Auge zu Boden, seine Arme sanken erschlafft in seinen Schooß nieder und er flüsterte: „Sie wurde mir an dem dunkelsten Tage meines Lebens, wo der Stern eines großen Mannes unterging, wo ein herrliches Reich in schwere Knechtschaft fiel."

Die letzten Worte des Mannes schauerten so gebrochen aus der tiefen Brust hervor, daß ich nicht weiter zu fragen wagte. Nach langem Schweigen begann er ohne Anrede wieder:

„Ist es Dir wohl geschehen in Deinem Leben, daß Du einem Menschen begegnet bist, dessen Herz in einer und derselben Stunde hart und fest wie die Urgründe unserer Felsen und dann wiederum weich und sanft wie der Kelch einer dornenlosen Rose war? Solch' ein Mann war der Herrscher eines unserer herrlichsten Länder; dieses Gebiet, welches seinem Herrn täglich sechszigtausend euerer Thaler einbrachte, war dem Raja von seinem Vater überkommen. Der hatte aber dem Sohne noch etwas Höheres, seinen Heldengeist, doch mit diesem auch einen ewigen, unvertilgbaren Haß gegen England vererbt. Und wahrlich, wenn der grimme Haß eines Volkes gegen das andere jemals gerechtfertigt werden könnte, so wäre es der unseres Volkes gegen jene Inselbewohner.

Namenlos, der Junge unaussprechlich ist das, was sie an uns verschuldet haben, und wenn das rächende Geschick einst Vergeltung üben sollte für die an uns verübten Verbrechen, so muß der Untergang dieser gebildeten Barbaren der schmachvollste aller Erdenvölker seyn. Tippo Sahib hoffte auf dieses Einschreiten einer höheren Macht, auf das Erscheinen eines Gottesgerichtes, weil seine Seele sich immerdar nach demselben sehnte, weil er mit diesem Grolle wieder aus seinem Schlafe erwachte, mit diesem Grolle zu Gott betete und mit diesem Grolle wieder Abends auf sein hartes Lager sank; denn er hatte geschworen, sein Haupt nimmer auf weichen Pfühl niederzulegen, bevor nicht der Feind des Landes und seiner Seele gedemüthigt sey. Nie hat er auf weichen Kissen geruht!

Und wieder war dieser Herrscher mit dem vom Hasse verfinsterten Herzen ein zärtlicher Vater seinen Kindern, ein milder Herr seinen Dienern, ein von Gott befähigter Herrscher allen seiner Unterthanen; er ließ, obgleich ein strenger Mahomedaner, die zahlreichen Völker in seinen Staaten, die Brahmanen, die Christen, die Parsen und die Ebräer beten nach ihren Ansichten. Er gab den Armen reiche Almosen, ohne zu fragen, weß' Glaubens der Bedürftige sey. Seine hohe Seele und sein Geist dürstete nach Erleuchtung. Darum sah er es gerne, wenn Fremde an seinem Hofe in Sri Ranga Patana erschienen; besonders liebte er Dein Volk, und glaubte durch sie den heißesten Wunsch seiner Seele, die Befreiung von der englischen Uebermacht, erlangen zu können. Ach tausend und tausendmal wiederholte uns die Weltgeschichte die Lehre, daß ein unterdrücktes, geknechtetes Volk von keinem andern Beistand und Hülfe erwarten darf, daß es nur sich selbst und Gott vertrauen muß, wenn es sich wieder erheben und die verlorenen Rechte wieder erlangen will.

Noch eine Eigenheit, die wohl viele große Männer schon mit ihm theilten, besaß der Herrscher von Mysore. Er glaubte fest an eine Vorahnung der Seele, an eine

Digitized by Google

Einwirkung der Träume auf das Leben. Er hielt ein Buch, in welches er mit eigener Hand alle seine Träume aufzeichnete; *) unter seinem Gefolge befanden sich immerdar mahomedanische Sterndeuter, die ihm die bösen und die heilbringenden Tage nennen mußten; auch die Weisen unseres Glaubens zog er bei jedem wichtigen Unternehmen zu Rathe. Wie die dunkeln Gewalten auf die Geschicke der Erdgeborenen einwirken, kann wohl nimmer ergründet, nimmer erlernt werden, nur eine höhere Macht kann uns dazu erleuchten. So geschah es denn oft, daß Deutung und Erfolg gar verschieden waren.

Da konnte er nicht länger mäßigen den Sturm seines Herzens, da trieb ihn das heiße Blut der gewagten Entscheidung entgegen und nach seinem Wahlspruche: „Es ist besser, zwei Tage ein Tiger **), als zwei Jahrhunderte ein Schaf zu seyn," begann er zu handeln. Dieses stolze edle Raubthier, dieser König der Wüsten und Wälder, war das Vorbild seines Lebens. Sein Vater trug dessen Namen ***) und in seinem Wappen bildeten die Worte: Assud Allah Ul Ganlieb „der Löwe Gottes ist der Sieger!" ein furchtbares Tigerhaupt. Sein Thron bestand aus einem Tiger von mehr als gewöhnlicher Größe von gediegenem Golde, dessen Rücken den prachtvollen Herrschersitz trug; die Säulenknäufe und Zierden desselben bildeten abermals Tigerköpfe, zwischen denen überall kostbare Juwelen hervorleuchteten. Die Purpurdecke dieses Thrones war mit Franzen von echten Perlen verziert. Hoch oben schwebte ein Humai, †) dessen ausgebreitete Flügel von den herrlichsten Edelsteinen erglänzten. Silberne Stufen führten von zwei Seiten zu dem Achteck dieses Herrschersitzes empor.

Auf diesem Throne sah ich so oft den Gebieter von Mysore sitzen und hörte ihn über Recht und Unrecht mit Gott erleuchtetem Geiste entscheiden. Auf diesem Throne sah ich ihn an dem letzten Tage seines Lebens.

Dunkle Tage waren bereits angebrochen und deuteten auf den nahen Untergang des Reiches. Sri Ranga Patana war bereits von den Engländern belagert; mitten durch die Wachen der zahllosen Feinde war Tippo Saheb noch einmal von Cullali-Derdy, wo sein Heer lagerte, nach seiner Herrstadt zurückgekehrt, um die Räthe und Weisen seines Landes zu versammeln und ihren Ausspruch über die Tage der Zukunft zu vernehmen.

Ich war damals einer der vornehmsten Arab's-Beki's des Herrschers, stand den Stufen seines Thrones zunächst und hatte das Recht bewaffnet, den Säbel in der Hand, vor ihm zu erscheinen. Da kamen nun die mohamedanischen Sterndeuter und sprachen nach den Wünschen und Hoffnungen des Herrschers und weissagten ihm Sieg über seine Feinde und verkündeten ihm ein langes, heilvolles Erdenleben. Aber da erschienen auch die Brahminen unseres Glaubens, und der älteste von ihnen, ein Greis, der schon mehr als ein Jahrhundert auf Erden wandelte, sprach trauernd: „Herr, heute ist der letzte Tag des Mondenmonats und er deutet Dir böse unheilschwere Stunde an *). Siehe, mein Haar ist weiß, mein Nacken gebeugt, und ich bin überreif zum Grabe, Du aber Rajah blühst in der Fülle der Kraft und der Gesundheit, und dennoch bist Du an diesem Tage dem Tode näher als ich."

(Fortsetzung folgt.)

*) Man fand es bei der Erstürmung von Seringapatnam unter den Handschriften und Büchern seiner Bibliothek.

**) Tiger und Löwe ist in Hindustan gleichbedeutend.

***) Hyder bedeutet Löwe.

†) Humai, der Phönix; die Sage von demselben entstand zuerst in Indien.

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

„Dachtest Du das?" rief Kaspar wieder entzückt und stürzte ein Glas Wein hinab. „Es ist wahr, die Christel ist so kalt gegen mich, und es ärgerte mich auch, daß sie neben dem Russen saß. Aber untreu ist sie mir doch nicht.

„Ich will es von Herzen wünschen, versetzte Anneliese höhnisch. „Es thut mir leid, daß ich Euch mein schwaches Herz verrathen habe. — Laßt uns nun von dem Geschäfte reden, weßhalb wir hierher gekommen sind. Ihr habt vor, mich ganz arm zu machen, Herr Dörling. Könnt Ihr das wirklich wollen?"

„Anneliese! Anneliese, bist Du mir bös?" rief der Schlosser verzweiflungsvoll. „Sieh, ich liebe Dich unsäglich."

„So mache Dich von der Christel los und wirb bei meinem Großvater um meine Hand."

„Morgen, morgen!" stammelte der wein- und liebetrunkene Jüngling.

Sie duldete seine Küsse und erwiederte sie, aber der starke Wein that seine Wirkung bei ihm.

„Jetzt, mein geliebter Kaspar," sagte sie schmeichelnd, „gönne Dir einige Ruhe. Ich will heim und meinen Großvater auf Deinen Besuch vorbereiten."

Kaspar war gezwungen, ihrem Rath zu folgen, und schlief nach wenigen Minuten fest auf dem Sopha. Listig lächelnd schlich das Mädchen fort, aber auf dem Wege nach Hause hätte man an ihrem trüben Auge, ihrer abgehärmten Wange sehen können, was ihr der heutige Tag kostete.

*) Der 4. Mai 1799. Die Prophezeihung ist geschichtlich.

Kaspar erwachte, als die Sonne sich bereits ihrem Untergange näherte, und er würde Alles für einen wilden Traum gehalten haben, wenn er nicht gerade in Kürschlepper's Gartenhause erwacht wäre. Aber der böse Zauber war — wenigstens größtentheils — mit dem Weinrausche verflogen. Nur der Gedanke an Christel und die aufgebürdete Untreue erfüllte seine Seele mit einem Gefühle, das aus Wehmuth und Bitterkeit gemischt war. Ohne sich lange zu besinnen, verließ er den Berggarten und stieg verdrießlich den Pfad nach Tanneberg hinauf. Unterwegs hatte er Muße genug, sich die heute erlebte Scene mit Annaliese lebhaft ins Gedächtniß zurückzurufen, und wie die Phantasie sich stets der Erinnerung verbündet und ihre Bilder weit reizender ausschmückt, als die der Gegenwart wirklich sind, so geschah es ihm auch, daß Annaliese in Reizen vor seiner Seele stand, die ihre wirkliche Schönheit bei weitem überboten. Jedes ihrer Worte tönte ihm wie die süßeste Musik in der Seele wieder, er dachte daran, daß er mit Annalieses Hand den ungeheueren Reichthum ohne alle Mühe erwerbe, und dazu das schönste und herrlichste Mädchen, die ihm selbst gesagt, wie sehr sie ihn liebe. Wenn er sich nun auf die Weise wieder in einen Sinnenrausch hineingearbeitet hatte und über und über glühete, so stürzte der Gedanke an Christel wie ein kalter Wasserguß über ihn und kühlte ihn wieder ab.

„Erst will ich vor allen Dingen wissen, ob es wahr ist, daß mir die Christel untreu ist," murmelte er vor sich hin. Und so war er mit den widerstreitendsten Gefühlen und Gedanken fort und fort beschäftigt nach Tanneberg gekommen, er wußte nicht wie. Es war unterdessen Nacht geworden und die Uhr spät. Leise schlich er um die Hecken der Gärten und durch das Gäßchen an Christel's Häuschen hinab. Ein ungewohnter Lichtschimmer, der aus den Klinzen der Fensterladen drang, fiel ihm schwer aufs Herz. Eine Gruppe Menschen, von denen einige auf die Unterschlagmauer stiegen und durch jene Klinzen in die Stube lugten, stand vor dem Hause und vermehrte Kaspar's Herzschläge. Behutsam näherte er sich und zog die Mütze über die Stirne. „Was gibts denn hier?" fragte er einen kecken Jungen, der eben von der Mauer gestiegen war. „Da drin feiert die Christel Scharf Verlöbniß mit einem russischen Herzog," versetzte der Junge. „Wenn Ihr in die Schenke gehen wollt, könnt Ihr Euch einen guten Abend machen. Der Herr Herzog hält alles in Essen und Trinken frei, was dort einkehrt. Schier das ganze Dorf ist dort versammelt, und ich weiß nicht, wie viel Eimer Bier schon getrunken sind." Jedes Wort des Jungen war ein Dolchstich in Kaspar's Herz. Aber er wollte sich mit eigenen Augen überzeugen, und griff mit zitternder Hand den Ladenwirbel, um sich an demselben auf die Mauer empor zu schwingen. Sein Auge thränte, als er es in die helle Stube richtete und Anfangs ging Alles durcheinander. Endlich unterschied er Gestalten, und sah Christeln sonntäglich geputzt, ihr gegenüber den Russen, den Tisch voll Weinflaschen und Teller, darneben kostbare Geschenke. Der Russe hatte Christel's Zitter in der Hand und sang ihr ein Liebeslied vor. Die ganze Stube war mit Maien ausgeschmückt, wie eine Laube. Jetzt kamen die Dorfmusikanten und stellten sich vor dem Hause auf, um Musik zu machen. Kaspar zog sich zurück, und horchte nach den einzelnen Menschengruppen hin, die sich zahlreich versammelten. Da vernahm er die erstaunlichsten Dinge von Christel's künftigem fürstlichen Stande und von den Geschenken, die ihr der vornehme Bräutigam heute schon gemacht habe, und noch machen werde. Er wußte genug und trat mit durchkältetem Herzen, die Weibertreue verfluchend, den Rückweg an. Inzwischen wußte er sich gar bald zu trösten, und redete sich ein, Christel's Untreue sey ja ein wahres Glück für ihn. Ohne sie würde er Christeln nimmermehr verlassen haben. So aber habe sie selbst das Band, das sie verbunden, gelöst, und er könne nun die weit schönere und reichere Annaliese heirathen. Zuweilen schoß ihm eine Thräne ins Auge, wenn er bedachte, daß die geliebte Christel nun auf ewig für ihn verloren sey, aber dann träumte er sich schnell wieder in sein künftiges Glück hinein, und sagte: „Christel wird ja noch reicher und vornehmer als ich. So ist uns beiden geholfen. Wir wären doch unser lebelang arme Leute geblieben."

„Heimgekommen, konnte er fast die ganze Nacht den Schlaf nicht finden; seine erregte Phantasie gaukelte ihm die wunderlichsten Gebilde vor, ihnen folgten noch wirrere Traumgestalten, und als er früh erwachte, fühlte er sich abgespannt und ermattet. Inzwischen traf er doch alle nöthigen Vorbereitungen zum Werbegange, klopfte den Sonntagsrock aus, bürstete den Hut, wichste die Stiefel, putzte die Knöpfe und zog sein bestes Hemd an. Endlich war er fertig und griff zum Stocke. Eine mächtige Unruhe folterte sein Herz, aber er raffte all' seinen Muth zusammen, und schritt hastig auf das reiche Haus zu. Jakob empfing ihn schon an der Thüre und führte ihn in die Stube des Herrn. Dieser erhob sich bei seinem Eintritte im Bette und streckte ihm die Hand entgegen. Dadurch ermuthigt, brachte Kaspar stammelnd sein Wort an und bat um die Hand der Enkelin. „I von Herzen gern, wenn sie Euch liebt und Ihr sie, Herr Dörling, so ist die Sache bald geschlichtet. Ich habe nichts gegen Euch, Ihr seyd mir als Mann meiner Enkelin eben recht. Setzt Euch nieder. Jakob, rufe die Annaliese herbei!"

Sie kam, aber mit verweinten Augen. „Sage mir, mein Kind, willst Du Meister Dörling's eheliches Weib werden? Er hat so eben um Dich angehalten."

„Ja!" hauchte sie hin, aber Kasparn entging der unterdrückte Seufzer nicht, womit sie es that. Es schien ihm gar nicht alles wie gestern.

„So gebt Euch die Hände, meine Kinder, ich wünsche Euch von Herzen Glück!" sagte Kürschlepper mit einem Tone als sey ihm ein Zentnergewicht von der Brust gerollt.

„Ich habe nur die eine Bitte, Herr Sohn," fügte

er dann hinzu, „daß wir mit dem feierlichen Verlöbniß, mit dem Aufgebot und der Hochzeit es anstehen lassen, bis die Gäste, die ich jetzt in meinem Hause beherberge, abgereist sind. Lange werden sie schwerlich mehr verweilen.“

„Von Herzen gern,“ versicherte Kaspar und trank von dem dargebotenen Weine, aber er wollte ihm bei weitem nicht so schmecken, wie gestern. Annaliese war einsilbig, erwiederte aber den ehrerbietigen Kuß, den ihr Kaspar reichte. Diesem wurde es eng und unheimlich, und er ersah deßhalb die erste Gelegenheit, um sich schicklich zu empfehlen. Zwar wurde ihm leichter ums Herz, als er draußen war, aber er hatte doch den ganzen Tag mit recht widerwärtigen Gefühlen zu kämpfen, und es war ihm keineswegs zu Muthe, wie einem glücklichen Bräutigam.

(Fortsetzung folgt.)

Drei russische Brustbilder.

(Fortsetzung.)

Dieß kommt indessen hier auch nicht in Frage. Jedenfalls ist die gegenwärtige Aufgabe Paskiwitsch's wieder in jeder Hinsicht von der schwierigsten Art. Wir wissen, daß die russischen Truppen diesem Kriege keineswegs siegesmuthig entgegengehen. Jene Generation, welche von Paskiwitsch zum Siege geführt wurde, ist längst ausgestorben oder ausgetreten aus ihren Reihen. Von jenen gemüthlichen und persönlichen Wechselbeziehungen zwischen Soldat und Feldherrn, wie sie uns z. B. die österreichisch-italienische Armee oder Jellachichs Truppenchorps zeigt, ist überhaupt im russischen Heere nicht die Rede. Und die Kriegsbewegungen selbst finden in der Kooperation zweier verschiedenen Armeen sicherlich keine geringen Hindernisse. Paskiwitsch führt hier, General Haynau dort den Oberbefehl, General Berg scheint fortwährend hin und zurück zu reisen, um die Kombination der Operationen festzustellen. Es ist nicht anders möglich, als daß von beiden Seiten hier und da eine gewisse Unterordnung der andern Seite gefordert wird. Gelänge aber solches Uebereinkommen auch zwischen den Oberfeldherren, so wird es sicherlich an einer gewissen Eifersucht der Unterbefehlshaber auf mancherlei Hindernisse stoßen. Wir erinnern uns ja der Konflikte in dieser Hinsicht bei dem ersten Zuzuge der Russen nach Siebenbürgen, wo damals deren Kolonnen fraglos unter Puchner gestellt waren, während die Fragen der jetzigen Suprematie vorderhand noch eine „offene“ ist. Wenn nun vollends, wie es den Anschein hat, der Kaiser selber mit zwei Großfürsten auf dem Kampfplatze erscheint, während jenseits ebenfalls ein Kaiser den Oberbefehl führt, so kann allerdings auf beiden Seiten in gewissen einzelnen Fällen der Kriegsmuth bedeutend gesteigert werden. In Bezug auf jene angedeuteten Wahrscheinlichkeiten wünschen wir, daß darin nicht auch eine vermehrte Gelegenheit zu allerlei Verwickelungen liegen möge.

II. Rüdiger.

General Rüdiger führt die russische Kolonne, welche zunächst in das Trentschiner Komitat einrückte. Er ist um weniges jünger als Paskiwitsch, doch ging er ziemlich dieselben Wege im Heerdienste wie jener. Schon 1813 kommandirte er als Generalmajor eine leichte Kavalleriebrigade bei der Avantgarde des Wittgensteinschen Korps, im Türkenkriege die Vorhut des dritten Korps. Nur eine kurze Zeit, nachdem er mit Diebitsch über den Balkan gegangen, stand er an der Spitze einer größern Infanterieabtheilung. Im polnischen Kriege sehen wir ihn außer der eigentlichen Mitte des Kampfes gestellt. Als Kommandant des vierten Reservekavalleriekorps deckte er Volhynien gegen die Insurrektion, schlug Dwernicki nach Galizien hinüber, wo dieser die Waffen streckte, kämpfte dann im Lublinschen Gouvernement gegen Jarkowsky, Ramorino und Chrzanowsky — lauter Namen, welche uns die heutigen Insurrektionskämpfe wieder vorgeführt haben — überschritt die Weichsel, vereinte sich im Rücken von Warschau mit Paskiwitsch's Hauptarmee und wurde nach dem Falle Warschau's zum Chef des dritten Armeekorps ernannt. Seitdem trat sein Name nur wieder in den Vordergrund, als er sein Korps ins Lager von Kalisch geführt hatte. Dann war er aber so sehr im nichtrussischen Europa vergessen, daß selbst eine der bestunterrichteten Encyklopädien schließlich von ihm sagt: „er starb um 1837.“ Dieses war indessen keineswegs der Fall. Er verheirathete sich vielmehr und die Distrikte seines Armeekorps kennen den straffen strengen Kommandanten sehr wohl.

Der General der Kavallerie (seit 1832) Graf Rüdiger ist der Sohn eines Königsberger Advokaten, welcher unter dem letzten kurischen Herzog nach Mitau übergesiedelt war. Sein jüngerer Bruder lebte dort noch vor wenigen Jahren in der gleichen Stellung eines Rechtsanwaltes. Durch seine Verbindung mit der Tochter eines der ausgebreitetsten freiherrlichen Geschlechter kam er in nähere Beziehung zu dem kurischen Adel. Dieser hat indessen niemals aus dem Kopfe bringen können, daß er den „Indegenis“ nicht angehört, und ihm niemals gleiche persönliche Theilnahme wie z. B. dem General v. Saß zugewendet.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 117 24. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Ohne Zorn, ohne Widerwillen vernahm der Herrscher den Ausspruch des Brahminen. Er befahl, demselben zum Geschenk einen schwarzen Stier, zwei Büffel, eine Ziege, ein Gewand und eine Mütze, Alles von derselben Farbe, zu übergeben; er selbst überreichte ihm einen Topf voll Oel, nachdem er sein Gesicht in dem Spiegel des Oeles beschaut hatte, denn also heischt es der Gebrauch, um das bedrohende Unheil zu entfernen. So reich begabt entließ er die Brahminen, indem er sie noch aufforderte, für des Reiches Wohl zu beten. So wie dieselben aber sich entfernt hatten, erhob der erste Traumdeuter wieder seine Stimme, schalt den hochbetagten Seher einen Lügner, streckte den rechten Arm zu der offenen Halle empor und sprach die vermessenen Worte: „Schaue hinaus, Herrscher, so heiter wie zur Stunde der Himmel auf die Erde niederblinkt, werden auch Deine künftigen Tage seyn, und wie die Sonne aus dem blauen Aethermeere auf die Blumenfluren niederstrahlt, wird auch Dein Thron erglänzen und von wandelloser Dauer seyn.“

Ich war noch jung, nahm das Leben noch leicht; und darum hatten bis jetzt die Vordeutungen keinen Eindruck auf mich gemacht; aber ich liebte meinen Herrscher, sein Heldenthum, sein Streben nach Licht und Wahrheit, und somit hatte mich die Wahrsagung des greisen Brahminen tief erschüttert. Als nun aber der Traumdeuter sich auf den Himmel selbst berief, wandte ich mein Auge zu demselben empor. Aber ich sah etwas ganz anderes, als der Bekenner Mahoms. Da war kein Himmel, da leuchtete kein Aetherblau, da strahlte keine Sonne. Schwarzgelbe Nebelwolken, fast beseelten Dämonen gleich, schwebten in den Lüften und verhüllten das Licht des Tages; dort aber, wo noch vor wenigen Augenblicken die Sonne strahlte, dampfte nun eine finstere Pestwolk und unter ihrem Dunste welkte die grüne Decke der Erde zu einer öden Grabesstätte dahin. Schaudernd wandte ich meine Blicke, Entsetzliches hatte mein Auge am Himmel erblickt; Entsetzlicheres erschaute ich vor mir. Der Thron des Herrschers schwankte, als würden die Urgründe von einem Erdbeben erschüttert, die Rubinen fielen als warme Blutstropfen nieder, die Löwenhäupter hatten sich alle in schreußliche Todtenlarven verwandelt und grinsten belebt, beseelt aus ihrem Gemäuer hervor. Auf dem Herrschersitz saß aber noch der Rajah, das Antlitz vom Todtenschmerz überschattet, in der Brust die offenen Todeswunden, und Alle, die um ihn und seines Thrones Schwelle standen, waren wie er gezeichnet, waren wie er dem Vernichter anheimgefallen. Da ergriff mich ein Schmerz, so namenlos groß, daß er mein Leben, meine Seele zu ertödten drohte. Und in dieser Entfremdung meiner selbst, sprach es aus mir: „Herrscher! traue nicht den Worten des Falschen, Deine Stunde ist gekommen. Ehe der neue Tag beginnt, hast Du geendet; ich aber werde Deine letzten Stoßseufzer und Deine letzten Worte vernehmen.“

Wer die Worte in mir sprach, weiß ich nicht, schauernd tönten sie zu meinen eigenen Ohren empor. Dasselbe Entsetzen muß auch wohl die anderen Hörer ergriffen haben, denn sie riefen mit Furcht und Beben: „Der Geist der Weissagung ist über den Mann gekommen.“

Nur einen Einzigen hatten meine Worte nicht erschüttert. Ich konnte mit meinen Augen wieder die Wirklichkeit erschauen und sah Tippo Saheb so ruhig auf mich niederblicken, als hätte ich ihm eine glückliche Nachricht verkündet. „Ich glaube Dir,“ sprach er gütig und fügte nun noch gegen die bleichen Anwesenden jene hochherzigen Worte hinzu, welche die Blätter der Geschichte von ihm aufgezeichnet haben: „Nur einmal stirbt der Mensch, und somit ist es gleichgültig, in welchem Augenblick er seine Laufbahn beschließt!“ Wieder sich zu mir wendend, sprach er: „Ich werde Deiner harren in meiner Todesstunde.“

Er faßte in den Blumenkorb, der an der Seite seines Herrschersitzes stand, — Tippo Saheb liebte die duftenden Kinder der Erde mehr als köstliche Edelsteine — wand aus Jasminblüthe einen Kranz und reichte mir denselben. Es war die höchste Begünstigung, welche er einem seiner Diener gewährte.

Dann ließ er sich seinen Säbel reichen, der an einer Schnur so herrlicher und seltener Perlen hing, daß man jede einzelne einem Fürstenthume gleich schätzte, und so kehrte er, nur von einem kleinen Gefolge beglei-

Digitized by Google

tet, aber mit ungebeugtem Muthe, stolz und ruhig, nach Cullali-Derby zurück. Auch ich wollte mich an ihm anschließen, aber fast zürnend gebot er: „Du bleibst zurück! So der Geist in Dir wahr gesprochen, werden Dich auch die höheren Mächte zu mir führen.“

Der Herrscher konnte noch nicht lange nach Cullali-Derby zurückgekehrt seyn, als in der ersten Stunde des Nachmittages die Feinde zu stürmen begannen. Ich und die andern Arabs-Beki's warteten unseres Amtes als Hüter des Schlosses. Aber immer unheilvoller wurde für uns der blutige Kampf, immer riesiger erwuchs die Gefahr; der Feinde Zahl mehrte sich mit jedem Augenblick und der Eisenhagel ihres Feuergeschützes schmetterte die Mauern der festen Stadt nieder. Die ausgesandten Boten kehrten mit keiner Kunde mehr zurück, denn sie lagen getödtet auf dem Walle oder auf den Trümmern der Mauer, über welche nun die Feinde unaufhaltbar in die Stadt drangen. Schon kämpften Hindus und Christ auf den Straßen, auf den Marktplätzen, in den offenen Hallen, und von ihm, unserer Hoffnung, unserm Hort, kam immer keine Nachricht. Schon war das Schloß selbst bedroht, schon floß auch an seinen geschlossenen Thoren Blut, als durch die Hinterthür Rasah-Cawe, der erste und vornehmste der Krieger aus Tippo Saheb's Heere, hereinwankte. Er war schwer am Knie verwundet und kaum noch kräftig genug, sich aufrecht zu halten. „Fliehet,“ rief er uns zu, „fliehet zur Stunde, und überlaßt das nichtige Gut dem blutigen Sieger. Unser Herr und Herrscher ist gefallen und sein Leichnam liegt auf dem blutigen Schlachtfelde. Gleich beim Beginn des Sturmes wurde der Herrscher am Arm verwundet, aber er achtete den Schmerz nicht, und ich, der ich an seiner Seite focht, wurde nicht gewahr, was ihm geschehen. Er kämpfte mannhaft fort, und mancher Feind sank vor ihm in Todesnacht. Nun aber waren wir bis zur Brücke, welche über den Festungsgraben führt, zurückgedrängt. Furchtbar, grauenvoll, war hier der blutige Streit. Mann an Mann, Feind gegen Feind war hier zusammengezwängt, das Auge des Gehaßten spiegelte sich in dem Auge des Widersachers. Da war kein Raum mehr für das Geschoß, kein Raum mehr um Schwert und Dolch zu heben, die Faust, der Zahn ward hier den Verfeindeten zur Waffe, und so wie einer überwunden niedersank, wurde er auch niedergetreten von den Hufen der Rosse, von den Füßen der Streitenden, gleichviel, ob es ein Feind oder Genosse war. Hier schlug den Herrscher eine Kugel in die Brust, und selbst mit dieser Todeswunde hatte er noch die Kraft, den Schmerz zu überwältigen, er drückte mit der Linken das strömende Blut zurück und flüsterte mir zu: „Ich bin verwundet, hilf mir vom Rosse!“

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

Die erste schöne helle Stunde des folgenden Frühlingsmorgens fand Annaliesen im Garten am Hause. Sie hatte die ganze Nacht über kein Auge geschlossen, aber viel geweint und sah bleich und abgehärmt aus. Ihre erkünstelte Kraft war gebrochen. Ihre Unruhe trieb sie von einer Laube in die andere und sie hatte, tief in sich gekehrt, nicht bemerkt, daß ihr der Staatsrath leise gefolgt war. Sie erschrack daher nicht wenig, als er ihr plötzlich entgegentrat und sie anredete: „Theuere Elisa, Dich drückt seit gestern oder vorgestern ein schwerer Kummer, und vergebens bemühst Du Dich, ihn mir zu verbergen. Womit habe ich mein geliebtes Mädchen, mein süßes Weibchen, beleidigt, daß sie ihr bedrängtes Herz nicht vor mir ausschüttet, mich nicht zum Theilnehmer ihrer Leiden macht?“

Ein gewaltsam aus ihren schönen Augen hervorbrechender Thränenstrom war Annaliesens Antwort. Er umschlang ihren Nacken und hob mit der andern Hand ihr Köpfchen unter dem Kinn empor, um ihr in das reizende, jetzt getrübte Auge zu schauen, und fuhr fort: „Du hast mich gestern den ganzen Tag gemieden, Elise, und auch heute scheint es Dir nicht angenehm, daß ich Dir nachgegangen bin, um zu erfahren, was Du vorhast. Es muß sich im Hause etwas ereignet haben, woraus man mir ein Geheimniß machen will. Aber ich frage Dich hiermit ernstlich danach, und Du weißt, daß ich ein Recht habe, danach zu fragen.“

„O frage nicht! Frage um Gottes willen nicht!“ jammerte Annaliese. „Ich kann und darf Dir doch nicht darauf antworten. Und das schneidet mir durchs Herz. Ein fürchterliches Geheimniß bindet auf ewig meine Zunge. Wisse nur das Eine, was Du erfahren mußt, daß wir für einander verloren sind, uns niemals angehören dürfen.“

„Bist Du bei Sinnen?“

„O wär' ich es nicht! Mir wäre wohler.“

„Aber was soll das?“

„Ich bin gestern durch die Hand meines Großvaters einem andern Manne verlobt worden, den ich nicht liebe, niemals lieben werde, der mir mehr als gleichgültig, ja der mir verhaßt ist, weil er mich von der Pforte meines irdischen Himmels reißt, an dessen Eingange Du mit ausgebreiteten Armen standst, um mich an Dein liebeglühendes Herz zu ziehen. Auch meinem Großvater ist dieser Mann in der Seele zuwider, er hält ihn mit Recht für seinen größten Feind, und doch hat dieser Mann — o wie abscheulich! — mit List überredet werden müssen, um mich zu werben; o Fedor ich habe mich diesem Manne aufschmeicheln müssen! Das ist gräßlich und frißt mir an meinem Herzen. O süß und heißgeliebter Fedor, Mann meiner ersten und ein-

zigen Liebe, verlaß eilig dieß Haus des stillen trostlosen Jammers, der fürchterlichsten Verzweiflung, die nicht einmal laut klagen darf, sondern all' den gräßlichen Schmerz stumm im Herzen verschließen muß, ihn durch keinen Zug ihres Gesichts verrathen darf; wende Deine Schritte so schnell wie möglich aus diesem Hause, wo das Dich liebende, von Dir geliebte Mädchen als ein unschuldiges Opfer zur Sühne fremder Schuld fallen muß."

„Wie? ich sollte Dich feig und kleinmüthig aufgeben. Nimmermehr!"

„Du mußt. Mein Großvater kann und wird Dir mich nicht zum Weibe geben."

„Ich werde ihn dazu zwingen. Und wenn mir auch alle Deine Worte Räthsel sind, so will ich den Knoten doch rasch durch einen kühnen Schwertstreich zerhauen." Mit diesen Worten wandte er sich rasch nach dem Ausgange des Gartens.

„Was willst Du thun?" rief ihm Annaliese ängstlich nach.

„Du wirst es bald genug erfahren," versetzte er und verschwand. Sie wußte nicht, sollte sie ihm folgen oder bleiben. Rathlos sank sie auf eine Bank, und rang wimmernd die Hände.

Der Staatsrath ging und erkundigte sich, ob Herr Kürschlepper wach sey, und als man ihm diese Frage bejahete, trat er ohne Umstände ins Zimmer. Der Alte erhob sich im Bette, in der Meinung der frühe Besuch habe nur eine ärztliche Bedeutung.

„So eben habe ich von Ihrer Enkelin das Geständniß erhalten, daß Sie dieselbe gezwungen haben, sich einem, von ihr ungeliebten Manne zu verloben. Ich komme deßhalb, Ihnen zu sagen, daß ich ältere Rechte auf Herz und Hand Annalieses habe, und durchaus nicht gesonnen bin, zu Gunsten eines Andern darauf zu verzichten. Annaliese muß meine Frau werden, Herr Vetter Kürschlepper."

„Das muß sie nicht; das kann sie nicht; das darf sie nicht; das wird sie nicht!" rief der Greis mißmuthig und sich bis zum Zorn steigernd.

„Herr!" rief der Staatsrath ebenfalls heftig, „ich schwöre Ihnen zu, daß ich mich nicht wie ein Narr an der Nase führen und mich von Ihnen um das Mädchen betrügen lasse. Ich werde Mittel finden, meine Ansprüche an sie geltend zu machen."

„Sie haben keine Ansprüche, Herr Staatsrath. Nie gab ich Ihnen bestimmt und fest mein Wort; nie werde ich Ihnen solches geben. Meine Verhältnisse erfordern gebieterisch, daß Annaliese das Weib des Mannes werde, dem ich sie gestern verlobt."

„Aber sie liebt ihn nicht."

„Einerlei. Sie wird ihn lieben lernen. Und Sie würden sehr wohl thun, dem Mädchen diesen nothwendigen Schritt nicht zu erschweren, und mich überhaupt sehr verbinden, wenn Sie mein Haus bald verließen. Nach dem, was nach dem Gebot der Umstände hier geschehen ist und in den nächsten Tagen noch geschehen muß, kann Ihnen selbst der Aufenthalt darin kein angenehmer seyn, und in Ihrem eigenen Interesse wünsche ich kein längeres Verweilen von Ihrer Seite."

„Daß ich ein Narr wäre!" brauste der Staatsrath auf. „Nein, Herr Kürschlepper, Sie geben mir Lieschen zur Frau, oder —"

„Oder? — Und wenn ich nun doch nein sage."

„So klage ich Sie als den Mörder meines Großvaters Andreas Schwarzpfennig an; denn Sie haben ihn meuchlings im Gebirge erschossen, der alte Kurt Reisig in Tanneberg und mein Vater, der sogleich aus Rußland kommen wird, werden die Beweise bestätigen, die wir gegen Sie in den Händen haben." Der kranke Greis war mit einem dumpfen Schreckenslaut in das Kissen zurückgefallen und suchte Auge und Ohr vor der drohenden Geberde und Stimme des Staatsraths zu verhüllen. In diesem Augenblicke trat Annaliese, von dem lauten Wortwechsel herbeigezogen, ins Zimmer. Einige Minuten des peinlichsten Schweigens verstrichen.

„Was gedenken Sie nun zu thun?" fragte Schwarzpfennig den Alten.

„Des Herrn Gericht kömmt über mich," entgegnete dieser resignirend. „Ich weiß keinen Ausweg. Gebe ich Ihnen das Mädchen, so verdirbt mich Kaspar Dörling und Kurt Reisig, geb' ich sie Kaspar Dörling, so verderben Sie mich und Kurt Reisig. O in diesem Kurt Reisig habe ich stets meinen bösen Genius, den Engel der Rache geahnt, ich habe stets im Stillen vor seinen finsteren Blicken gezittert, und aus seinem Auge leuchtete mir stets eine düstere Flamme entgegen, die wie mein Verderben aussah. — Nun denn, wenn es nicht anders seyn kann, so nehmen Sie das Mädchen, aber mein Vermögen werden Sie nicht mit ihr erfreien. Sie erhalten ein blutarmes Kind zur Frau."

„Aber wie so?" fragte der Staatsrath bestürzt. „Ich will auch Ihre Schätze."

„Annaliese," sagte der furchtbar bedrängte Greis zu der Weinenden mit schwacher Stimme, „geh' mit ihm auf sein Zimmer und enthüll' ihm unser ganzes Schicksal. Verschweige ihm gar nichts, damit er meine Lage klar zu würdigen weiß. Dann kommt wieder herab zu mir und sagt mir, ob Ihr vielleicht einen Ausweg aus dieser Bedrängniß aufgefunden habt. Mein armer Kopf ist düster und schwer. Die beiden Liebenden gingen.

„O Herr," seufzte der Alte und versuchte die Hände zu falten, „willst Du mich in meinem hohen Alter für die Sünden meiner Jugend büßen lassen? für Sünden, zu denen ich von einem Weibe verführt wurde, die die Rache wegen eines gebrochenen Liebesschwures leitete? Freilich bin ich ein schwerer Sünder, aber man sagt ja, Du verzeihest allen Sündern, o so verzeihe auch mir!" Lange lag er wieder still und seine Lippen bebten. Die Hülle seines Fleisches fiel zusehends zusammen, schwere und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne, sein Auge glühte fieberisch; er stand eine gräßliche Angst aus.

Nach einer Stunde traten Annalieſe und der Staatsrath wieder in das Zimmer.

„Es bleibt nichts weiter übrig als heimliche und ſchleunige Flucht,“ ſagte der Letztere mit beſtimmtem Tone.

„So wollt Ihr mich verlaſſen in meiner höchſten Noth, und mich an den Galgen ausliefern? So geben Sie mir nur gleich etwas Gift, Herr Staatsrath, daß ich meinem Leben, das ſchon zu lange gedauert hat, ein Ende mache,“ jammerte Kürſchlepper.

„Ei bewahre der Himmel! Sie müſſen mit uns fort. Und da gilt kein langes Zaudern und Abwägen.“

„Ich alter, kranker Mann! Wie kann ich denn reiſen? Es iſt unmöglich!“

(Fortſetzung folgt.)

Die Wache in Landau *).

Der Aufruhr wühlt im Lande,
Die Pfalz in Rebellion;
Zerſprengt die ſtärkſten Bande,
Weiſt Vater gegen Sohn.

Geſtärkt durch freie Schaaren,
Die Niemand unterthan,
Treibt man das Land zu Paaren,
Erhält den falſchen Wahn.

Nur noch kann widerſtehen
Landau und Germersheim;
In Landau ſelbſt ſchon ſehen
Wir der Empörung Keim.

Doch Landau auch beſitzet
So manchen braven Mann,
Dem Treu im Herzen blitzet,
Für die er ſterben kann.

Die Veſten werden halten,
Und manch' Soldatenherz;
Wer unſern Gott läßt walten,
Erſpart ſich manchen Schmerz.

Die ſchönſte Perl der Krone
Kann nicht verloren ſeyn;
Nur ſoll — dem Feind zum Hohne —
Die Faſſung feſter ſeyn.

Nicht achtend auf ſein Leben
Dacht' ſo ein alter Held,
Dem König ſtets ergeben,
Von Treu zu ihm beſeelt.

„Eh' Landau wird verrathen,
„— Spricht er — bei meiner Ehr!
„Da giebt es Demokraten
„In Landau nimmermehr!

„Macht auf die Pulvertonne,
„Und mir mein Bett dazu;
„Und ſollt es ſeyn, mit Wonne,
„Geh' ich mit Euch zur Ruh.

„Eh' ich den Meineid ſiegen,
„Ich hier Rebellen ſeh',
„Lern' ich Euch mit mir fliegen,
„Fliegt Landau in die Höh!

Das Weiß' von meinem Haare,
„Mein blaues Aug' daran,
„Weht dann, wenn hoch ich fahre,
„Als meines Königs Fahn!

„Ihr Offiziere wählet,
„Weil treu Ihr All, wählt aus,
„— Daß ein der and're ſtählet —,
„Zu mir ins Pulverhaus!“

Den draußen ward die Kunde
Von dieſem alten Mann,
Von dieſem Todtenbunde,
Den er nur ſprengen kann;

Sie laſſen Landau liegen,
Nicht droht der Wach Gefahr;
Das Pulver konnte ſiegen,
Eh' es gezündet war.

Und ewig ſtark die Wache,
Und ewig brav der Held,
Und gut muß ſeyn die Sache
Wo man ſo Wache hält.

Jütland den 28. Juni 1849.

* * *

*) Eingeſendet.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 118 26. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Ich blickte umher; nur wenige der Unsrigen, mit Blut bedeckt, kämpften noch um uns, aber übermächtig war die Zahl der Feinde herangewachsen. „Herr!“ sprach ich hoffnungslos, „nenne Deinen Namen, daß die Feinde Dich erkennen und den Herrscher in Dir ehren. Aber zürnend flammte sein Auge auf und er rief: „Schweig', gebiete ich Dir, es ist besser, als ein Held zu sterben, denn zu leben als ein Feiger. Somit mußte ich gehorchen und versuchte nur, ihn von dem Rosse zu heben. Indem ich mich dessen mühte, wurde ich am Bein verwundet, doch gelang es mir, dem Herrn aus dem Sattel zu helfen. In demselben Augenblicke aber wurde auch das Streitroß auf den Tod verwundet. Es bäumte sich hoch empor und sank dann röchelnd auf uns nieder. Die Last, welche nun auf meiner Brust lag und mich zu ersticken drohte, raubte mir anfänglich das Bewußtseyn; doch bald kehrte meine Besinnung zurück; ich suchte nun das Haupt unter des Rosses Körper empor zu heben, nach einigen fruchtlosen Versuchen gelang es mir; neben mir lag der Herr. Sein Antlitz und sein Oberkörper waren nicht von dem Rosse bedeckt, aber sein Auge war geschlossen, seine Züge wie im Tode erstarrt und kein Athem mehr auf seiner Lippe. Die Linke war noch fest auf die Brustwunde gedrückt, während die Rechte noch krampfhaft den Säbel umfaßt hielt. Ich blickte nach Hülfe umher, aber die Brücke war nun von Freunden und Feinden verlassen, selbst Verwundete und Sterbende waren nicht mehr zu erschauen, nur die Todten lagen um uns in ihrer gräßlichen Ruhe. Aus der Ferne nahten aber zwei Christen, welche Beute suchten und die Leichname beraubten. Einer derselben nahte auch dem Herrscher und wollte ihm den prachtvollen Säbel entreißen; aber die Faust war an den Stahl wie angewachsen und wie der Räuber nun mit Gewalt die Hand aufbrechen wollte, erwachte der Herr aus seiner Ohnmacht und schlug alsogleich den Dieb nieder. Sein Genosse eilte zur Hülfe herbei, doch auch ihm wurde von dem Arm des wunden Fürsten dasselbe Geschick. In der Ferne donnerte und leuchtete wieder das Geschütz der siegenden Feinde; der Kampf drohte dieser Stätte wiederzukehren, daher mühte ich mich, den Herrscher emporzurichten und bat: „Herr, laß uns fliehen von dieser Unglücksstelle.“ Aber in dem Augenblick, wo er Haupt und Oberkörper emporrichtete, zischte eine Kugel daher und der Herrscher sank lautlos auf den blutigen Boden zurück, keinen Odem mehr in der Brust, kein Leben mehr in dem Herzen; ich aber, erfaßt von dem furchtbarsten Grauen, entfloh.“

Und wie Raja-Cawe seinen Trauerbericht geendet hatte, ergriff mich wieder der räthselhafte Schmerz wie am Morgen, da der Geist über mich kam, und es trieb mich hinaus durch das blutige Gewoge der Kämpfenden über die Leichname der Erschlagenen, zwischen brennende und erlöschende Trümmerhaufen; ich schritt dahin, wie ein Schlafwandler, und weiß nicht, woher es kam, daß mich die zischende Kugel nicht traf, daß der emporgehobene Stahl nicht auf mich niederschmetterte. Jetzt stand ich auf der Brücke und hier weilte mein Fuß. Ich blickte empor, wie von einem bösen Traume erweckt; am Himmel hingen schwarze Wetterwolken, kein Licht, kein Stern schimmerte auf die blutbedeckte Erde nieder; aber das Aufleuchten der Gebäude in der Nähe und Ferne schuf eine gräßliche Lichtdämmerung umher. Aufgehäuft zu einem Todtenhügel lagen hier die Leichname; manche beinahe völlig nackt, nur mit ihrem Blute bekleidet. Zu diesen Entschlafenen trieb es mich, und wie ich deren Einige emporgehoben hatte, lag der Herrscher vor mir; sein Haupt ruhte auf der kalten Brust eines Todten und seine Hand hielt noch immer den Griff des Säbels umschlossen. Wie ich ihn aber berührte, öffnete er die Augen und flüsterte freundlich und schmerzlos: „Kommst Du endlich? ich habe lange Deiner geharrt. Wahrheit hat der Geist aus Dir gesprochen, somit will ich Dir vertrauen und Du sollst den letzten Willen Deines Herrn erfüllen. Ich habe der Kinder viele und es leben mir dreizehn Söhne; aber keiner von ihnen ist mir so lieb wie der Letztgeborene, weil sein Auge leuchtet, wie das meines Vaters leuchtete, weil seine Stimme tönte wie die meines Vaters. Aber um meiner Liebe willen wurde er von den Müttern der andern Kinder gehaßt und sein Leben bedroht, darum entfernte ich ihn. Sey Du nun des Knaben Schutz, sey sein Vater, er weilt —“ Die Stimme brach dem Sterbenden, in dem Mühen, sich noch einmal zu erkräftigen, fiel sein Blick auf die unschätzbare Perlenschnur; er löste mit schon erkalteten

Digitized by Google

Händen die beiden schönsten Perlen von derselben, reichte sie mir und sprach: „Diese mögen meines Knaben Erbtheil seyn; mehr der Schätze möchten ihm zum Fluche werden: Mit jener gewaltigen Kraft, die zuweilen den Menschen in den letzten Lebensaugenblicken durchzuckt, schleuderte er die köstliche Perlenschnur in des Grabes Tiefe und rief: „Die Gehaßten sollen an dem Thronberaubten nichts finden, was ihre Habsucht befriedigen könnte.“ Er mochte wohl fühlen, daß der zornige Grimm den letzten Funken seines Lebens zerstörte. „Eile, eile,“ drängte er, „Du findest den Knaben und seine Mutter —“ Aber jetzt siegte der Vernichter über den Helden. Aus der Brustwunde stürzte ein neuer Blutstrom empor, der Körper dehnte sich lang aus, wie zum ungestörten Schlaf, und das Antlitz war unverkennbar von den Malen des Todes verfinstert.

Mich aber trieb es mit Grausen von dannen! Wer war es, der mich führte, der meine Schritte leitete in der furchtbaren Sturmnacht? Ich stand, als die Sonne emporgoldete in einem einsamen Walde vor einem kleinen, unscheinbaren Hause. Drinnen war Alles so stille und ruhig, und doch erfaßte mich eine entsetzliche Angst, als ich über die Schwelle trat. In dem Vorgemache sah es wüste und wirre aus, ein Zeichen, daß die Christen hier schon gehaust hatten. In dem zweiten Gemache erblickte ich Blut am Boden und eine Frauengestalt über das Lager eines Kindes niedergesunken. Sie hob das bleiche Angesicht und das Auge zu mir empor. „Aamru!“ rief sie überrascht, „Dich sendet der Ewiglebende zu mir, in diesem Augenblicke. Rette den Sohn Deines Herrschers, sey Du ihm Vater, aber sage ihm nie, wer sein Erzeuger war.“ Jetzt erst, wo sie mir den schlafenden Knaben entgegenreichen wollte und ermattet zurücksank, gewahrte ich die tiefe Todeswunde in ihrer Brust, und ehe ich zu ihr niederknieen und sie in meine Arme schließen konnte, war sie eingegangen zur Ruhe. O, warum soll ich Dir nicht in dieser Stunde alle die heiligen Geheimnisse meines Herzens vertrauen? Ich liebte einst ein Mädchen heiß innig, wahrhaft; sie entschwand plötzlich; Niemand wollte wissen, wohin sie sich begeben. Jetzt fand ich sie als eine Sterbende und als Mutter wieder.

Sie aber hatte mir ihr Kind anvertraut; zwei Todte hatten mir dieselbe heilige Pflicht auferlegt, und ich beschloß, sie zu üben. Der Knabe war erst vier Jahre alt, er hatte noch keine Erinnerung, somit konnt' ich auch leicht den Willen der Sterbenden erfüllen und ihm verschweigen, wer sein Vater war. Ach ich wußte es ja selbst, wie leicht das Andenken an eine große Vergangenheit den Menschen zu thörichten Hoffnungen verleitet.

Und als sie ihn eingesargt hatten, den letzten Herrscher von Mysore unter dem Weherufe der Schöpfung — denn als sie ihn hinabtrugen zu seiner Ruhestätte, brach der Sturm die Bäume und der Blitz schmetterte die Werke der Menschenhand nieder — und ihn niedersenkten in das Grabgewölbe von schwarzem Marmor, beschattet vom dunkeln Cypressenhain, wo er schläft neben seinem Heldenvater, bis beide die Stimme Gottes zum neuen Leben rufen wird, wanderte ich mit dem Knaben aus der Stätte der Verheerung und des Unglücks.

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

„Meine Kunst besitzt Mittel, Ihre Kräfte aufzurichten. Ihre Krankheit ist nur eine Gemüthsverstimmung und gehoben, sobald sich Ihr Geist wieder einer vollkommenen Freiheit erfreut. Sie dürfen nur ernstlich wollen, und Sie sind gerettet. Ich schreibe Ihnen sogleich ein Rezept, Sie nehmen die Tropfen nach Vorschrift ein, und werden darauf bald Stärkung verspüren. Ich reise heute noch ab und finde in Annaliesens Verlobung mit Kaspar Dörling den Vorwand zu dieser plötzlichen Abreise. Dieß erkläre ich in den ersten Häusern, die ich, um Abschied zu nehmen, jetzt besuche. In der Residenz treffe ich die nöthigen Vorkehrungen zur schnellsten Weiterreise. Sie lassen das Haus mit allen Effekten, Gärten und Wiesen dem guten Kaspar Dörling zurück, damit der dumme Teufel doch auch etwas habe. Er wird sich damit begnügen. Morgen packen sie in aller Stille ihre Geldpapiere und Baarschaft, so wie Ihre werthvollsten Gegenstände zusammen. Punkt zwölf Uhr in der Nacht warte ich mit meinem Reisewagen hinten an Ihrem Garten. Wir packen ein und fliegen mit schnellen Pferden davon. Während man Sie krank und schlafend wähnt, sind wir schon über die Gränze. In Berlin verschaffe ich Ihnen einen Paß von der russischen Gesandtschaft.“

„Aber wird mich die Hand der Gerechtigkeit nicht dort erreichen?“

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie sollen sicher seyn. Doch nun rasch ans Werk!“

„Aber was wird aus Ignaloff?“

„Der darf nichts von unserm Plane erfahren. Er ist von dem schönen Waldmädchen gefesselt. Ich laß ihm einen Brief zurück.“

Entschlossen ging der Staatsrath sogleich an die Ausführung seines Planes. Als er fort war, schüttelte Kürschlepper ungläubig den Kopf. „Lebend bringt Ihr mich nicht nach Rußland,“ sagte er wehmüthig zu Annaliese. „Doch ists besser, ich sterbe unterwegs, als hier am Galgen oder von meiner eigenen Hand. Wenn nur dem Staatsrath Alles gelingt!“

Das Mädchen zweifelte auch und weinte wieder. Aller Muth war ihr gebrochen, und die außerordentliche Maßregel wollte ihr nicht in den Kopf. Sie begriff nicht, wie es möglich seyn solle, ohne weiteres von Haus und Hof zu gehen, aber sie konnte doch keinen andern Ausweg finden. Ihre Angst war groß, aber als der Staatsrath zu Mittag wirklich abgereist war, fiel es

ihr wie Berge aufs Herz. Sie wandelte wie ein Schatten im Hause umher, und ihr Großvater stöhnte alle Minuten, daß es schauerlich durch das Haus schallte. Wie war doch in so kurzer Zeit dieß Haus umgewandelt!

Zu Tanneberg im Häuschen der Wittwe Scharf stand auch ein Krankenbett, auch auf diesen lag ein von Reue und Gewissensbissen gefolterter Greis, aber ein Engel saß daran, der die heiße Stirn des Kranken mit seinem süßen Odem, wie mit Palmenwehen, kühlte.

„Meine herzliebe Christel“, sagte der alte Kurt Reisig, der nach dem Gang auf den Katzenstein am zweiten Pfingstfeiertage das Lager hinter dem Ofen nicht wieder hatte verlassen können, „wie schlecht vergelt ich Dir doch Deine maßlose Liebe zu mir! Ich allein trage die Schuld, daß Kaspar Dich verlassen hat.“

„Ach laßt doch solche Gedanken, Großvater. Er hat mich untreu gewähnt. Ich hab' es ja erfahren, daß er am dritten Pfingsttag Abends hier vor dem Hause war. Die Leute haben ihn erkannt. Nun hatte ja meine Mutter überall ausgesprengt, ich sey des russischen Herrn Braut; das haben sie dem Kaspar wiedergesagt, und da ist er von dannen gegangen und hat sich mit der schönen reichen Anneliese verlobt. Ich zürne ihm deßhalb nicht; ich bin ja nur ein armes Mädchen, und er konnte ja nicht wissen, daß ich ihm treu war.“

„Du gutes Kind! Aber ich sagte es gleich, als ihr in mich drangt, die alten bösen Geschichten zu erzählen: man muß die argen Geister nicht wecken, sie richten sonst Unheil an. Aber der Unmuth riß mich dennoch hin, zu thun, wovor ich mich lange gefürchtet. Ich weckte sie, die schlimmen Geister, und nun sieh all' das Herzeleid, das sie über Dich gebracht, all' das Unheil, das sie sogleich angestiftet haben! Und wenn Du nicht ein so frommes, braves Kind wärest, so hätte ja noch weit größeres Unglück daraus entstehen können! Deine Mutter, das thörichte, verblendete Weib, wollte mich todtkranken Mann aus der Stube fortschaffen, hinter dem Ofen hervor hinauf auf den Boden unter das Dach, damit der russische Verführer ganz allein mit Dir sey und desto leichteres Spiel habe, aber Deine Liebe schützte mich an meinem warmen Plätzchen, Du littest es nicht, daß sie mich auf den Boden brachte. Das dank' ich Dir tausendmal.“

„Ach, Großvater, das ist ja nicht des Dankes werth! Ich that nur meine Pflicht. Und der freche Mensch wurde ja, mir zum Lohne, durch Eure Gegenwart stets in Schranken gehalten.“

„Ja Deine Tugend, Christel, und ich wurden Dein Retter aus der Gefahr, die Dir Deine Mutter bereitet hatte.“

„Sie hats nicht bös gemeint. Man hatte ihr weiß gemacht, ich solle eine Fürstin werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Ueberfall von Fridericia.

(Von einem Augenzeugen.)

Fridericia liegt dicht am kleinen Belt, welcher hier so schmal ist, daß die gegenüberliegende Insel Fünen mit dem leichtesten Boot und in weniger als fünfzehn Minuten erreicht werden kann. Der Verkehr zwischen der letztern und der Festung wurde immer lebhaft unterhalten, steigerte sich aber in den ersten Tagen des Monats Juli so sehr, daß es auffallen mußte. Unsere Vedetten und Wachen sahen so viele große Schiffe gehen und kommen, daß sich im Heere eine ernstliche Besorgniß zu verbreiten begann. Doch nein, Besorgniß ist nicht das rechte Wort; wir wünschten ja nichts sehnlicher, als so bald als möglich, dem Feind Stirn an Stirn gegenüberstehen zu können. Unsere Oberen trafen übrigens keinerlei Maßregeln, welche der Erwartung Aller entsprechen konnten; wir beruhigten uns, denn wie oft schon waren wir enttäuscht worden. Der Morgen des 5. Juli brach rauh und nebelig an. Ein mit feinen Wassertheilchen prägnirter Wind schüttelte uns das Mark in den Knochen und die großentheils aus Stangen, Brettwerk und Stroh gebauten Lagerhütten konnten trotz der großen Wachtfeuer, welche den ganzen Tag vor jeder Gasse unterhalten wurden, kaum Schutz gewähren. Ich war daher sehr froh, als ich mit 12 Mann kommandirt wurde, vier Brodwagen von dem anderthalb Stunden entfernten Dorfe Hogelund abzuholen und zu eskortiren. Ich bin nämlich, beiläufig gesagt, seit vier Wochen eine Stufe auf der Leiter zum Feldmarschall höher gekommen und wohlbestallter Unteroffizier im vierten schleswig holsteinischen Jägerkorps. Meine Mission war um drei Uhr Nachmittags vollbracht; wir krochen in unsere Lagerhütten und machten es uns bequem. Bald auch stand der mächtige Kupferkessel, ein Gefäß von unschätzbarem Werth, da es zu allen möglichen Verrichtungen der Kochkunst dient, über dem Feuer, das Wasser brodelte lustig darin und unser Feldwebel schickte sich an, aus den wunderbarsten Ingredienzien die Ihnen wohlbekannte, hoffentlich noch unvergessene Kriegsbowle zu brauen. Einige flotte Bursche hatten schon vorher in der benachbarten Lagergasse ein kleines Zechgelage begonnen und frisch und fröhlich tönte ihr Gesang zu uns herüber. Es wird mir stets im Gedächtniß bleiben, das Lied. Es war Herwegh's Reiterlied und eben klang die Strophe: Du junges Gras, was siehst so grün? Wirst bald wie lauter Röslein blüh'n — als von allen Seiten die Signalhörner ertönten, Schüsse fielen und die Offiziere zu den Waffen riefen. In freudiger Hast und in wenigen Augenblicken standen wir auf unseren Sammelplätzen. Die Dänen hatten in zwei Kolonnen mit etwa fünf Bataillonen, aber ohne Geschütz, einen Ausfall gemacht. Wir Jäger rückten im Sturmschritt vor bis zu den Schanzen, hier bildeten die beiden ersten Kompagnien allsogleich eine Tirailleurlinie und der An-

griff auf den Feind erfolgte mit Ungestüm. Aber die falschen Rothröcke hielten nicht Stand, kaum hatten wir zweimal gefeuert, ja ehe noch die Artillerie unserer Schanzen thätig wirken konnte, waren sie schon wieder verschwunden und von ihren Ravelins herab brummten die Vierundzwanzigpfünder den hitzigen Verfolgern drohend entgegen. Das Kommando zum Rückzug erfolgte und nach einer Stunde befanden wir uns wieder in unseren Hütten. Schon zu oft hatten die Dänen dasselbe Spiel getrieben, als daß wir uns so sehr darüber hätten ärgern müssen, um die angefangene Bowle nicht auch zu Ende zu bringen. Im Gegentheil, wir lachten und scherzten wie selten, besonders als sich herausstellte, daß wir bei unserm Angriff nicht den mindesten Verlust erlitten und nichts eingebüßt hatten, als eine Ruhestunde. Wer daher nicht Wache hatte, suchte nach 9 Uhr seine Lagerstätte so unbesorgt wie gewöhnlich, und bald war auch ich im tiefsten Schlaf versunken.

Es mochte gegen 1 Uhr seyn, als der Allarmruf uns weckte. Wirr und halb noch im Traum ergriff ich meine Waffen, die Kleider legten wir natürlich niemals ab, und trat hinaus auf den Sammelplatz. Aber da war weit größere Verwirrung als gewöhnlich, denn schon knallte es draußen an den Schanzen, schon flogen mit feurigem Schweif die pfeifenden Bomben durch die Luft und die Leuchtkugeln stiegen in den dunkeln Himmelsraum gleich Meteoren, wüstes Geschrei, Waffengeklirr erschallte ohrbetäubend von allen Seiten — man sah, es mußte etwas außerordentliches vorgegangen seyn. Ehe man nur noch Zeit zur Besinnung hatte, schmetterte schon das Signalhorn zum Angriff — in Sturmschritt vorwärts marsch! Das vierte Jägerkorps stand in wenigen Minuten dem Feind gegenüber. Dießmal war es ernstlich gemeint. Die Dänen hatten seit mehreren Tagen Verstärkung an sich gezogen und waren mit 15—20 Bataillonen vor uns, während wir ihnen lange nicht die Hälfte entgegen zu stellen vermochten. Eine lange Kette von feindlichen Tirailleurs, welche in der Dunkelheit wie eine Pallisadenreihe sich uns gegenüber ausdehnte, eröffnete allsogleich ein ununterbrochenes Feuer auf uns. Aber wir Jäger achteten wenig auf die verrätherischen Doppelkugeln der falschen Dänen, unsere Tirolleurs liefen voran mit lautem Hurrah, die treuen Büchsen erwiederten muthig die feindliche Botschaft. Plötzlich öffnet sich die dänische Tirailleurkette, ein Gluthstrom wallt uns entgegen, rings um mich prasselt und kracht es, wie Schlossenwetter im dürren Wald, zwei dänische Batterien spieen uns einen verheerenden Kartätschenhagel entgegen. Von diesem Augenblick an habe ich für die nächsten Minuten die Erinnerung verloren. Wohl sah ich rechts und links Freunde und Kameraden fallen, aber ich hatte keinen Scheideblick für sie, mechanisch lud ich die Büchse und schoß sie ab, so lange ich die Stimmen unserer Offiziere und die Hörner hörte. Es waren gräßliche Augenblicke. Es kam mir vor, als sey ich ganz allein in dem dichten Pulverdampf, der mich umgab, und es wäre leicht möglich gewesen, daß ich gerade auf den Feind zugelaufen wäre, wenn nicht die Blitze des Geschützes aus der Festung, welche mit furchtbarer Schnelligkeit sich folgten und die Leuchtkugeln mich orientirt hätten. Eben so mechanisch, als ich vorangeschritten, gleichsam instinktmäßig, schritt ich rückwärts, ehe ich noch recht wußte, wohin mich wenden. Plötzlich stolperte ich und fiel — ein Verwundeter lag im Wege. Es war unser Feldwebel, ein ehemaliger Apotheker aus dem Rheinland. „Du bists?“ sagte er zu mir; „mit mir ists vorbei; versprich mir, daß Du meiner Mutter meinen Gruß schreiben willst!“ Ich drückte ihm nur die Hand, das Signal zum Rückzug war eben gegeben, schwere Fußtritte verkündeten das nahe Anrücken einer geschlossenen Feindeskolonne und als ein jäher Windstoß den Pulverdampf vertrieb, marschirte kaum noch fünfzig Schritte von uns entfernt, ein dänisches Regiment mit gefälltem Bajonnet gegen uns heran. Unsere Reihen waren sehr gelichtet, aber der Instinkt des geschulten Kriegers hatte uns ziemlich im Glied gehalten. Noch einmal in tödtlichster Nähe, wechselten wir mit dem Feind die Geschosse — aber es war unmöglich, seinem Bajonnetangriff und den furchtbaren Salven seiner Artillerie zu widerstehen. Ja sogar von Fünen herüber warf die Strandbatterie Striib Bomben und Sechsunddreißigpfünder in unsere Reihen, während unsere Belagerungsgeschütze, deren wir bei weitem nicht die genügende Anzahl besaßen, verhältnißmäßig nur geringen Schutz gewähren, noch weniger das Feuer des Feindes zum Schweigen bringen konnten. Noch in ziemlicher Ordnung, aber doch nicht mehr in geschlossenen Gliedern, wandten wir uns, ich will es sagen, ohne mich zu schämen, im schnellsten Lauf zur Flucht und warfen uns in die Schanzen. Ich kam mit dem Rest von vier Kompagnieen in die Süderschanze. Mit einem tiefen Athemzug überflog ich ängstlichen Blicks das Häuflein meiner Kameraden — über die Hälfte fehlte und nur noch zwei Offiziere waren unter uns! Aber es war nicht Zeit zu langen Betrachtungen — der Feind stürmte unser Schanzen! Noch einmal entspann sich ein furchtbarer Kampf, der auf unsere Seite wahrhaft mit Verzweiflung geführt wurde, und nochmals unterlagen wir. Fast alle Bedienungsmannschaften der Schanzenbatterie waren gefallen, zwei oder drei Kanonen demontirt worden, und der Däne überschüttete uns wahrhaft mit einem Kugelregen. Es dünkt mich heute noch ein Wunder, daß ich unversehrt daraus hervorgegangen oder vielmehr gelaufen bin. Schon war die Schanze theilweise umgangen, theilweise erstiegen, wir Jäger vertheidigten uns noch so lange, bis die Kanonen sämmtlich vernagelt waren. Dieses letztere Geschäft habe ich den Lieutenant Christiansen mit der größten Kaltblütigkeit verrichten sehen. Endlich war jeder längere Widerstand unmöglich, und wir flohen — wir flohen zum Zweitenmal vor einem Feind, welcher niemals unsern Rücken gesehen, uns nie lang genug ins Auge geblickt hatte, um uns recht kennen zu lernen.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 119 28. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Ich lebte nun fern von jenem Lande, hatte mein Schwert und meine Wehren zerbrochen und mir selbst das heilige Gelübde gethan, nie wieder Menschenblut zu vergießen; ich hütete sorgfältig meine Zunge, somit glaubte ich den heranwachsenden Knaben an ein stilles, friedliches Leben, dem ich selber oblag, zu gewöhnen. Ach, wie nichtig ist des Menschen Beginnen; der Knabe verläugnete seinen Namen nicht, er hatte Langeweile, wenn ich ihm aus den Schriften der Weisen unseres Landes vorlas; er entschlummerte, wenn er aus Kräutern heilende Salben bereiten sollte; aber sein Auge flammte und seine Wange röthete sich, wenn er Waffengeräusch vernahm. Wahrlich! ich liebte Omar mehr, als wäre er mein eigener Sohn, dennoch hatte ich nie versucht, ihn von dem Glauben seines Vaters zu bekehren. Die verschiedene Ansicht über das Urwesen aller Welten trennte uns wohl im Gebete, aber sie schied nicht unsere Herzen. Doch jetzt bat er mich, ihm zu erlauben nach der Verpflichtung seines Glaubens die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. Ich wußte es wohl, daß nur das unstäte Blut den Friedlosen von dannen trieb; aber ich konnte ihm doch die Bitte nicht versagen, er versprach mir dagegen, bald zurückzukehren. Er hielt Wort und brachte sich aus der weit entlegenen Ferne ein Weib mit. Es war eine Araberin, ein Kind der freien Wüste. Sie war ihm treu und gut und auch mir eine liebe Tochter. Dennoch, so sehr er sie auch liebte, vermochte sie doch nicht den unruhigen Thatendurst zu bannen und ihn an den häuslichen Herd zu fesseln. Und da er nicht leben konnte im Kampf und im Schlachtengewühl, so war des Krieges Vorbild, die wilde Jagd, seine Lust. Oft zog er deßhalb in weite Fernen und kehrte erst nach Wochen, nach Monden unter das heimische Dach und an unsere Herzen zurück.

Er wurde Vater, o wahrlich er liebte seinen Sohn mehr als das Licht seiner Augen; dennoch vermochte auch diese Liebe nicht den Ruhelosen zurückzuhalten. Sein Weib war zu gut, zu ergeben, um ihm Vorwürfe zu machen; ich aber konnte ihn nur bemitleiden, denn ich wußte es ja, daß der Löwe kein Lamm erzeugt.

Als sein Erstgeborner bereits sechs Jahre alt war, gebar ihm sein Weib ein Töchterlein, doch das Kind war schwach und kränklich, Geburt und Todesstunde schienen bei demselben nicht fern auseinander zu liegen. Aber eben, weil es so leidend war, liebten die Eltern es um so mehr, und ihre Angst und ihr Schmerz waren groß. Mir fehlte, um ein stärkendes Heilmittel für die Neugeborne zu bereiten, ein Kraut, das mehrere Tagereisen von hier in den Gebirgen wuchs. Omar gürtete sein Kleid, nahm seine Waffen und wanderte dahin, um mir das Heilmittel zu bringen. Aber er blieb mehrere Tage über die Frist aus und das Kind lag im Sterben. Die bleiche Mutter, selbst einer Dahinscheidenden ähnlich, saß Tag und Nacht mit sorgender Liebe an dem Schmerzenlager der Kranken; einst, da das Frühroth schon dämmerte, besiegte des Körpers Schwäche den geistigen Willen; ihr Haupt sank auf das Krankenlager nieder, ihre Augen schlossen sich und sie entschlummerte. Glückliche Bilder schienen ihren Schlaf zu beseligen, ihre Züge erheiterten sich und sie lächelte recht freudig. Der Anblick that mir nicht wohl; auf dem gramvollen, abgezehrten Gesichte grauste mich diese Traumfreude wie ein furchtbarer Selbsthohn an. Sie aber öffnete bald die Augen und rief erheitert: „Ich fühle mich wunderbar getröstet, denn ein schöner Traum hat mich beglückt: „Ich sah meinen Eheherrn, er schlummerte sanft und fest in einem gar herrlichen Garten, der von hohen Cypressen umgränzt war, und in welchem unter dem hellen Sternenschimmer bunte Nachtblumen dufteten. Auf seiner Brust lag eine blühende Rose und sein Antlitz war so ruhig und friedenreich, wie ich es noch nie gesehen. Gib Acht, er kehrt mir noch heute wieder.“

Mich ergriff bei diesen Worten wieder jener gewaltige Schmerz, den ich immer empfand, wenn über mich das Vorschauen der Zukunft kam. Anders deutete mir der Geist den Traum, anders den friedlichen Schlaf, anders die Gluthrose auf seiner Brust; und ehe noch die Sonne am Himmel emporleuchtete, traten fremde Männer in unser Haus, die trugen den Leichnam eines Ermordeten, und der war Omar.

Er war nicht in die Gewalt der Räuber, nicht in die Schlinge der fanatischen Thugs gefallen. Eine Kugel hatte seine Brust durchbohrt, und somit konnten wir wohl ahnen, wer die blutige That geübt. Vielleicht trug der Unglückliche die Mitschuld seines Todes. Nie hatte

Digitized by Google

meine Zunge auch nur mit einem Worte verrathen, wer ihm Vater gewesen, nicht wußte er, was die Engländer ihm geraubt, was sie an ihm verschuldet hatten, und dennoch grollte er diesem Volke immerdar, und trat jedem Einzelnen desselben feindlich gegenüber. Wahrscheinlich war dieser dunkle, angeborene Haß die Ursache seines Unterganges.

Als der Leichnam in die Gruft gesenkt worden, trat die Wittwe mit einer so seltsamen Ruhe, die mir furchtbarer als der Ausbruch des tiefsten Schmerzes erschien, an das Lager ihres Kindes, das bereits mit dem stockenden Odem in der Brust dalag, wie eine geknickte Todesblüthe, küßte die erkalteten Hände, die geschlossenen Augen der Kranken und sprach dann zu mir: „Ich kann nicht weilen auf dem Boden, wo sie mir den Gatten erschlugen, kann nicht zu dem Schmerze, der in meinem Inneren nagt, noch mein Kind sterben sehen, darum will ich mit meinem Erstgebornen rückkehren zur Stunde in mein Vaterland. Schon schwellt der Wind des Schiffes Segel, das mich von dannen tragen soll.“

Umsonst waren meine Einwürfe, meine Gegenreden; die Unglückliche gab mir keine Antwort, sondern beeilte sich nur in ängstlicher Hast ihre und ihres Sohnes kleines Habe zu packen. Da ich nun sah, daß ihr Entschluß unerschütterlich war, reichte ich ihr aus dem Eigenthum ihres Mannes die beiden köstlichen Perlen zum Erbe ihres Sohnes hin.

Sie aber legte die eine Perle auf das Lager der Kranken nieder und sprach: „Noch lebt sie; eine Mutter darf ihr Kind nicht bestehlen. Ihr gehört die Hälfte von des Vaters Schatze, so sie aber gestorben, mag der nichtige Tand Dein Eigenthum werden.“

Und die Verarmte zog von dem sterbenden Kinde, von dem Leichenhügel ihres Mannes einem andern Welttheil zu.

Ich geleitete sie bis zum Schiffe, und da ich nun zurückkehrte, saß am Ufer ein Bettler, der pflegte jedem, der ihm ein Almosen gab, eine Blume dagegen zu reichen. Es war aber bereits Abend, als er von mir die kleine Gabe erhielt, und daher sein Korb leer von Blumen und Blüthen, auf dem Boden lag nur noch ein wenig grünes Kraut, das mir der Arme mit seinem Danke übergab. Da ich aber die Blätter näher betrachtete, gewahrte ich, daß es jenes heilende Kraut war, welches ich zur Rettung des Kindes so lange schon gesucht hatte. Ich eilte rasch nach Hause, noch lebte das Kind; ich bereitete schnell den Heiltrank, und flößte ihn der Sterbenden ein, und siehe! Gott war barmherzig, nicht mein gebrechliches Wissen, nicht das Kraut, wohl aber seine Güte und Gnade retteten die Sterbende. Aber die Mutter, die schwachgläubig ihr Kind in der Gefahr verlassen hatte, schwebte bereits auf dem hohen Meere, als ich ihr die frohe Nachricht verkünden wollte.“

Der Greis brach hier plötzlich seine Erzählung ab, als sey sie zu Ende. Ich aber fragte dringend: „Und wurde die Tochter Omars auch ferner dem Leben erhalten und kehrte der Enkel des Herrschers von Mysore nicht wieder an das Land zurück?“

Mit gesenkten Blicken und gesenkter Stimme entgegnete Aamru: „Darauf will ich Dir ein ander Mal antworten!“ Er hob jetzt das Auge zu mir empor und plötzlich ging ein seltsamer Wandel mit ihm vor. Die Züge seines Angesichtes versteinten, jede Lebensröthe floh von seiner Wange und Todesschatten deckten dieselbe, der Stern des Auges leuchtete fast sengend auf mich nieder; der Greis lebte, aber ein der Erde entfremdetes Daseyn; endlich rangen sich aus der tiefen Brust dumpf und gebrochen die Worte hervor: „Auch Du bist in sein Geschick verflochten!“

Die Erregung schwand so schnell als sie gekommen; aber der sonst so rüstige Greis war in diesem Augenblicke so kraftlos, daß er sich auf mich stützen mußte und nur leise zu flüstern vermochte: „Führe mich auf mein Lager.“

Dort versank er sogleich in einen todesähnlichen Schlaf; ich selbst entschlummerte erst spät, und da ich nach Mitternacht erwachte, sah ich den Greis knieen und hörte ihn innig beten.

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

„Ja der Versucher tritt immer in glänzender Gestalt auf und drückt uns Gold in die Hand. So bin ich auch in meiner Jugend verlockt worden, großes Unrecht zu thun. Dafür habe ich ein elendes, qualvolles Leben geführt. Dir aber wirds gut gehen, Du reine, fromme Magd. Der Himmel wird Dich noch glückliche Tage erleben lassen. Dann besuche mein Grab, Christel, und pflanze ein Blümchen darauf.“ Christel weinte.

„Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht, Christel. Ich glaube nicht, daß ich noch einen Tag lebe. Wenn ich doch den armen, ebenfalls verblendeten Kaspar noch einmal sprechen könnte, um ihm das Letzte noch zu sagen, was ich ihm verschwieg, damit er sich nicht mit dem Hause der Sünde und des Verbrechens verbinde und dadurch selbst mit in das Verderben desselben hinabgezogen werde.“

„Wir können Kaspar nicht holen lassen, Großvater. Das sähe ja aus, als wolle ich ihn seiner Braut wieder abspänstig machen. Wenn er von selbst wiederkäme, dann würde ich ihm von Herzen gern vergeben.“

„Du hast Recht, wie immer, mein Kind! Kaspar dauert mich. Wenn ich ihm gesagt hätte, welch' ein Bösewicht und verruchter Mörder der alte Kürschlepper ist, er würde entsetzt aus dem Hause desselben fliehen. Glaube mir, Christel, Du wirst es erleben, daß das

Kürschlepper'sche Haus schmählich untergeht. All' ihr Reichthum ist durch abscheulichen Betrug zusammengebracht und mit gemordetem Blute befleckt. Daraus kann kein Segen für Kaspar erblühen."

„Der arme Kaspar! Wenn ich ihn nur retten könnte!" weinte Christel.

„Ich weiß wohl, wie es gekommen ist. Er ist, als ich ihn über Kürschlepper's Betrug unterrichtet, ist er sicherlich dem alten Schelm zu Leibe gegangen, und dieser hat, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, ihm seine Enkelin aufgeschwatzt. Deßhalb haß' ich den alten Schurken doppelt. Ich hab' ihn gehaßt mein lebelang als meinen Verführer und Verderber; denn er wars, der mich durch schnödes Geld verblendete, meine noch reine Hand zur Unthat herzugeben. Der Andres Schwarzpfennig war auch so ein schlechter Mensch. Als der nun sein Geld durchgebracht hatte, fiel er dem Anton Kürschlepper zur Last, und erpreßte durch Drohungen stets Geld von ihm. Das wurde immer ärger. Andres war ein Trunkenbold und Kürschlepper stets in Gefahr, von ihm verrathen zu werden. Da fand man eines Tags, drei Stunden von hier, in den Bergen, den wüsten Andres erschossen. Ihm war sein Recht geschehen! denn er hatte ja den guten, alten Schulmeister Höhnling vergiftet. Aber sein Mörder war kein Anderer als Anton Kürschlepper, der, wie es hieß, eben auf Reisen war. Er hatte sich des Andres entledigt. Ich und des Andres Sohn, der Johannes Wilhelm Schwarzpfennig, hatten gleich den gegründetsten Verdacht auf Kürschlepper, aber wir beschlossen uns zu überzeugen. Wir paßten ihm auf und als er in einer dunkeln Novembernacht allein von Hammerdorf zurückkehrte, steckte sich Johannes Wilhelm, der seines Vaters Gestalt hatte und dessen Stimme sehr gut nachmachen konnte, unter die Brücke, ich aber kroch hinter die Brüstung. Als nun Kürschlepper kam, gab ich Johann Wilhelm ein Zeichen, da fing dieser an zu wimmern und nannte Kürschlepper seinen Mörder. Dieser wollte fliehen, aber ich vertrat ihm den Weg. In diesem Augenblick stand auch Johannes Wilhelm vor ihm, und ich ließ von einer Laterne, die ich in der Tasche hatte, einen Strahl auf ihn fallen. Mir grauste es selbst: er sah gerade aus, wie sein Vater. Er hatte nämlich die Kleider desselben angezogen, die dieser angehabt, als er erschossen worden. Die blutigen Stellen waren mit Wasser angefrischt. Kürschlepper stürzte zu Boden und schrie: Ich thats in Verzweiflung Andres, weil Du mich verrathen wolltest und mir stets mit Galgen und Rad drohtest. — Da wußten wirs nun gewiß. Wir ließen ihn liegen. Weil er aber so reich und so mächtig war, so getraute sich Johannes Wilhelm nicht an ihn, und ging fort nach Rußland. Vorher aber schwur er mir zu, er werde kommen und seinen Vater an Kürschlepper rächen. Johannes Wilhelm hat nicht Wort gehalten. Statt seiner kam sein Sohn und wollte die Annaliese heirathen. Das empörte mich und öffnete meinen Mund gegen Kaspar. Ich muß nun sterben und meine Augen können es nicht sehen, wie dem gottlosen Kürschlepper auf Erden seine schwarzen Thaten vergolten werden; aber ich nehme den Haß gegen ihn mit hinüber. Und vor Gottes Gericht will ich meinen Verführer ob meines Lebens Schuld und Qual anklagen."

Christel schauerte zusammen. „Lieber Großvater," bat sie, „versöhnt Euch doch im Herzen mit ihm, und geht nicht mit Groll und Feindschaft aus der Welt." Aber was sie auch sagen mochte, er antwortete nicht mehr und drückte ihr nur die Hand. Die seinige fing plötzlich an zu erkalten. Seine Kraft hatte nur so lange gehalten, als er dem Engel zu seiner Seite das letzte Bekenntniß abgelegt. Sein Auge brach, er begann zu röcheln. Christel sank neben dem Bette auf die Knie und betete laut und inbrünstig. Unterdessen war es Abend geworden. Da trat Christel's Mutter, von einem Geschäftsgange heimgekehrt, in die Stube. Kurt schien sie noch zu erkennen. Tochter und Enkelin faßten seine Hände. Er nickte noch einmal dankbar, und hörte auf zu athmen. In diesem Augenblick hielt ein Reiter vor der Thüre, sprang vom Pferde und stürmte in die Stube. Es war Ignaloff.

Christel erhob sich würdevoll und trat auf ihn zu: „Herr Baron in dieser Hütte ist kein Gegenstand für Ihre Scherze. Hier waltet ein fürchterlicher Ernst. Es ist ein Haus des Todes, in welches Sie getreten sind. Soeben ist mein Großvater gestorben. Verlassen Sie uns und kehren Sie nie wieder. Alle Ihre Ritte hierher würden fruchtlos seyn. Bei dieser Leiche schwöre ich Ihnen, daß meine Tugend Ihren bösen Versuchen stets trotzen wird. Eilen Sie schnell, eh' Sie der zürnende Geist meines Großvaters vertreibt."

Ohne ein Wort zu erwiedern, zog sich der Russe zurück, bestieg rasch sein Pferd und sprengte der Stadt zu, als sey jener Geist schon hinter ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Drei russische Brustbilder.

(Fortsetzung.)

General Rüdiger hat auch in seinem Wesen und Seyn nur wenig von den angenehmen Formen baltischer Geselligkeit. Er ist ein starrer, strenger, mitunter polteriger Soldat. Aber diese Starrheit hat keineswegs nur den ungefährlichen Muth nach unten, es werden mancherlei höchst ehrenhafte Beispiele erzählt, daß sie auch nach oben hin selbstständige Ueberzeugungen festzuhalten weiß. Manche derselben kamen um den Beginn der Vierzigerjahre bei Gelegenheit eines unter russischen Verhältnissen allerdings muthvollen Gesuches zur Sprache, welches General Rüdiger beim Kaiser eingereicht hatte. Gleichzeitig mit dem Grafentitel waren ihm nämlich

bedeutende Güter im polnischen Gebiete als kaiserliches Geschenk verliehen worden. Graf Rüdiger, von Haus aus keineswegs wohlhabend und auch durch seine Heirath nicht reicher geworden, wünschte, als ihm ein Sohn geboren war, die Besitzungen in Familienmajorate zu verwandeln. Bekanntlich wird vom Kaiser die Erlaubniß dazu sehr leicht gegeben, wenn der zukünftige Majoratsherr der russischen Staatskirche angehört, also überhaupt das Majorat Stammherrschaft einer russisch-griechischen Familie wird. Dagegen fallen derartige geschenkte Güter nach dem Tode des Empfängers dem Staate wieder anheim, oder können doch nur nach gewöhnlichem Erbrechte bei dessen unmittelbaren Nachkommen bleiben, wenn der Beschenkte seine Nachfolger der russisch-griechischen Kirche nicht übergibt. Sowohl Graf Rüdiger als seine Gemahlin sind Protestanten. Man weiß nun, wie fest der Ostseeprovinzadel (besonders in Kurland) trotz aller sonstigen Konzessionen an das russische Gouvernement an dem Glauben der Väter hängt. Besonders war dieß Festhalten im Beginne der Vierziger unseres Jahrhunderts um so mehr zu einem Ehrenpunkte geworden, als die Russifizirung immer drohender vorschritt. Der „passive Widerstand“ in dieser Beziehung schien bei den einen eben so sehr aus dem Bewußtseyn hervorzugehen, daß mit der Anheimgabe des Glaubens an die Petersburger Wünsche die Nationalität des auf sein Deutschthum stolzen Adels unrettbar verloren sey, als er bei den Anderen gleichsam zur Beschwichtigung des politischen Gewissens diente, wenn sie um persönlichen und familienhaften Glanzes willen in anderen Beziehungen dem Andrängen der russischen Politik keinerlei oder doch keinen genügenden Widerstand leisteten.

Es ist hier nicht der Ort die Verwickelungen herauszustellen, welche sich aus der Doppelstellung der baltischen Barone zu ihren provinziellen, nationalen wie sozialen Interessen und zu dem Petersburger Kabinete entwickelten. Sie waren und sind indessen so bedeutend, daß im Allgemeinen jeder baltische Deutsche von seinen Landsleuten als verloren für diesen Kampf angesehen wird, wenn er seine äußere Stellung dem russischen Staatsdienste verdankt. Um so größer war also die Bewunderung, als man erfuhr, daß Graf Rüdiger in Petersburg angekommen war, um auf seinen Sohn den Protestanten, das Majorat übertragen zu dürfen. Man wußte, es handelte sich beim Beharren auf dieser Bitte nicht nur um die Frage des Fortbesitzes der Güter, sondern selbst um die eigene Stellung, um alle äußeren Lebensvortheile des Generals. Und wirklich, so sagte man, hatte derselbe die augenblickliche Rückgabe seines Besitzthums so wie seine eigene Entlassung angeboten, falls ihm sein Gesuch abgeschlagen würde. Endlich ward die Angelegenheit zu seinen Gunsten entschieden, doch behauptete man gleichzeitig, der General werde genöthigt seyn, sich von seinem Posten zurückzuziehen. Dieß ist, wie wir heute sehen, nicht geschehen. Wohl aber sprechen einige Briefe davon, daß derselbe ursprünglich nicht bei der ungarischen Expedition verwendet werden sollte und dieß nur sehr lebhaften Vorstellungen eines persönlichen Freundes des Kaisers verdanke.

Gegenüber den von ihm geführten Truppen steht Rüdiger ziemlich im selben Verhältnisse wie der Fürst v. Warschau. Fast nur unter den Oberoffizieren dürften sich einige finden, welche mit ihm bereits in der Türkei und Polen gefochten haben. Indessen steht er den Massen doch gewissermaßen näher als jener, weil nicht so hoch gestellt, nicht in so unerreichbare Ferne von ihnen gerückt. In seinem Aeußeren ist der General eine etwas stark russifizirte Erinnerung an den Grafen Diebitsch. Er ist keine imponirende, keine wirklich kriegerische Erscheinung, sondern von untersetzter Gestalt, wohlbeleibt, ziemlich finsterblickend, kurz absprechend, leicht entzürnt, allein dabei wie Diebitsch auch wieder eifrig um das Wohl seiner Soldaten besorgt, keineswegs streng, wenn nicht eben in übler Laune — kurz einer von jenen tüchtigen Soldatencharakteren, welche ihre guten Eigenschaften unter rauher Schale verbergen, doch dafür in ihren näheren Umgebungen desto wärmere Anhänglichkeit finden. Seine strategische Stärke soll, wie es einem alten Reitergenerale gebührt, vorzüglich in überraschender Benutzung und blitzschneller Verfolgung augenblicklicher Blößen und Schwächen des Feindes bestehen — eine Eigenschaft, welche ihm im ungarischen Kriege allerdings zu besonderm Vortheile gereichen kann.

(Fortsetzung folgt.)

---

*Charade.

Die ersten zwei — ein Krieger,
Die letzten zwei — ein Krieger,
Das Ganze sey — ein Krieger.
Nun nenn' die drei — die Krieger.

Auflösung der Homonyme in Nro.: 115:

Depot. — Despot.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 120 29. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Ein deutscher Dichter läßt einen vom Wahnsinn Genesenen von seiner dunkeln Geistesmacht sprechen: Es war eine Zeit, wo mir so wohl war wie dem Fisch im Wasser! Einst erfüllten mich diese Worte mit Grausen; nun erst lerne ich ihre Wahrheit an mir selbst verstehen, denn wahrlich, es ist mehr als Traum, es ist der Irrsinn, der mich umschleicht.

Namru war seit jenem Abend, wo die sonderbare Erregung über ihn kam, schweigsam und verschlossen, oft ruhte sein Blick spähend auf mir, und es war mir fast, als fürchte er mich. Etwas Fremdartiges, das Keiner von uns zu lösen oder auch nur zu besprechen wagte, war zwischen uns getreten. Um diesem unbehaglichen Zustande zu entgehen, warf ich eines Morgens die Jagdflinte über und ließ mich an das feste Land rudern.

Von dort wanderte ich, ohne die großen Land- und Reisestraßen zu beachten, durch die grünen Reisfelder, einem dunkeln Urwalde zu. Es war einer jener herrlichen Morgen, wie man sie nur in dem Wiegenlande des Menschengeschlechtes kennt. An jeder Blume, an jeder Blüthe hingen Thautropfen, die im Demantschimmer erglänzten. In den dichten Laubgezweigen sang das bunte Gefieder und in den lauen Lüften schwammen gold- und silbergeschmückte Schmetterlinge neben juwelenschimmernden Käfern dahin. An dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel stieg jetzt die Sonne empor, ließ die fernen Berge wie Opferflammen im Purpurlichte aufleuchten und wandelte die Erde, so weit das schwache Menschenauge reichen konnte, zu einem Altar Gottes.

In dem Walde selbst war jeder Zweig, jedes Blatt eine abgeschlossene Welt, bewohnt von glücklichen Geschöpfen. Je tiefer ich unter dem grünen Waldhimmel dahinschritt, desto hehrer und friedenreicher wurde die Schöpfung um mich her. Oft berührte mich der Flügelschlag eines Vogels; aus dem Gebüsche schaute neugierig der kleine Zwerghirsch hervor und auf dem Laufe meiner Flinte ruhte ein Schmetterling von seinem Fluge aus. Ich vermochte dieses harmlose Vertrauen nicht zu stören; ich war zu glücklich, um tödten oder auch nur einem Geschöpfe Gottes weh thun zu können.

Ich lagerte mich unter den riesigen Blättern der Talipotpalme und sah dem Treiben der Affen zu, die auf einem Bananenbaume ihr Wesen trieben. Ich weiß nicht, wie lange ich dort ruhte, aber plötzlich sah ich in eiliger Hast die Affen von dannen ziehen; auch die Vögel, Schmetterlinge und Käfer entschwanden; die Schöpfung wurde lebensarm; der heiße Landwind, der sich erhoben, und dessen glühender Hauch selbst durch das dichteste Laubgebüsche dringt, hatte die Bewohner des Waldes vertrieben und sie in ihre Schluchten und Verstecke gescheucht. Auch ich floh vor demselben, um ein schützendes Obdach zu suchen; aber die Schlingpfade wirrten sich und ich mochte wohl immer tiefer auf Irrwege gerathen, der gefürchtete Landwind mit seinen entkräfteten Gluthen erhob sich immer stärker, ich wagte kaum zu athmen, denn die Luft war ein sengendes Feuer geworden. Mehr als die Erschöpfung quälte mich der fuchtbarste Durst; meine Lippen dorrten und mein Gaumen lechzte schmerzhaft nach einem labenden Trunke; aber es zeigte sich keine Quelle, kein Fluß, am Halm und Gezweig hing kein Thautropfen mehr. Da lichtete sich endlich der dichte Wald, ein grünes Blumenthal nahm mich auf, und an einem niedern Gebüsche blickte mir eine würzig duftende Fruchte entgegen. Mit Hast griff ich nach der erquickenden Labung und war eben im Begriff, sie zu genießen, als eine Stimme mir laut zurief: „Iß nicht von der Frucht, der unfehlbare Tod hauft in ihrem Gifte.“

Nicht der plötzliche Zuruf, nicht die drohende Lebensgefahr war es, was den Pulsschlag meines Herzens hemmte und meine Haare aufwärts trieb, sondern die Laute des Warners. Das Grab hatte seine Todten wiedergegeben, um den Lebenden zu schützen. Kaiburs Stimme war es, die mir gerufen hatte. Da wich die Erschöpfung von mir, da fühlte ich nicht mehr des Körpers Ermattung; ich brach durch das dichteste Gebüsch, durch die verflochtenen Zweige, ich rief seinen Namen, aber mir ward keine Antwort, es blieb um mich stille und öde und nur mein eigner Ruf tönte gespenstig zu meinem Ohre zurück.

Als ich an der Quelle ruhte, als die Luft nicht mehr glühend daher sengte, sondern um mich linde Winde koseten begann das Blut wohl ruhiger zu fließen, aber

Digitized by Google

dennoch konnte ich das Räthsel des Geschehenen nicht lösen. Kein Traumbild hatte mich getäuscht, in meiner Seele Tiefen bebten ja noch die Klänge seiner Stimme wider. Ach, auch noch im Tode treu, hatte er mir abermals das Leben gerettet.

Aber das wunderbare war noch nicht geendet. Als ich heim wanderte, waren die Abendschatten bereits erwachsen, ein freundlicher Thalgrund nahm mich auf. Unter dem Laubdache eines indischen Feigenbaumes erhob sich eine kleine, niedere Hütte. Ich trat zu derselben heran, um mich nach dem Wege zu erkundigen. Als ich durch die Oeffnung, welche die Stelle des Fensters vertrat, schaute, kam abermals die seligste Täuschung des Lebens über mich. Sie lag vor mir auf einem Blüthenlager, das Traumbild aus der Sturmnacht; aber dem Leben entfremdet war sie so bleich als schön; zwar schien sie zu lächeln, da das halb geschlossene Auge auf eine Blume in ihren Händen niederblickte, aber in diesem Lächlen lag zugleich ein Schmerz, der mein innigstes Mitleid aufrief.

Ich drückte die eine Hand an die heiße Stirn, die andere auf die tobende Brust, um aus dem Traume, aus dem schönen Wahnsinn zu erwachen; wohl glühte das Blut fieberhaft in meinen Adern, aber als ich wieder aufblickte, war die Erscheinung entschwunden und auf dem Lager schimmerten nur die Strahlen des bleichen Mondlichtes. Ich aber hatte nicht den Muth die Hütte zu betreten. Ich wankte weiter, mit dem grausenden Gefühle, daß der Wahnsinn seine irren Bilder um mich gaukle, war ich dennoch glücklich.

Als ich an der Insel landete, harrte Aamru meiner am Ufer; auch er bemerkte wohl meine sonderbare Seelenstimmung. Er blickte mir tief in das Auge und sprach dann recht freundlich: „Du hast wiederum geträumt!“

Es waren am Tage der Kranken viele bei Aamru gewesen, alle waren getröstet und mit neuen Hoffnungen von ihm geschieden. Jetzt saß der Greis in dem Lichte des Abendrothes vor seiner Thür und bereitete neue Heilmittel. „Wie glücklich,“ sprach ich, „bist Du, daß Du so Vielen helfen kannst!“

„Glücklich?“ wiederholte er trübe, „Deine freundlichen Worte klingen fast wie Hohn meinem Herzen. Mein Wissen und meine Kenntnisse sind mangelhaft und reichen nicht hin, um immer helfen zu können, und dort, wo ich helfen möchte mit dem Opfer des eignen Lebens, kann ich es nicht.“

Er ließ die Arbeit ruhen, hob den kummergetrübten Blick zu mir empor und sprach: „Die Stunde ist da, wo ich das fernere Geschick der Enkel des Tippo Saheb mittheilen muß. Die Tochter war genesen und zu einer holden Jungfrau herangewachsen, wohl war sie schön und lieblich, ihr Herz rein und unentheiligt, wie ein Tempel Gottes, aber eben darum schien sie der Erde entfremdet und nur der Himmel ihre Heimath zu seyn.

Durch jenes unbegreifliche Walten, welches die Pfade der Erdgebornen leitet, und das gewöhnlich der blinde Mensch Zufall nennt, kehrte auch der Sohn Omars aus der weiten Ferne zurück.

Die Mutter war ihm längst gestorben, mit ängstlicher Vorsicht hatte sie in ihres Knaben Gedächtniß jede frühere Rückerinnerung vertilgt, somit wußte er nicht, wer sein Vater gewesen und was ihm dieses Land war. Ich aber erkannte ihn auf den ersten Augenblick, keine Täuschung war möglich; er hatte seines Vaters Angesicht, seines Vaters Gluthauge, und wenn er seine Stimme zürnend oder milde erhob, tönte sie wie die des einstigen Herrschers zu meinem Ohre, zu meinem Herzen. Ich wollte nicht aufrufen den Sturm in seiner Brust, somit verschwieg ich ihm seine Abstammung und durfte ihm auch nicht sagen, was ihm Padara war. Aber die Stimme Gottes ist unvertilgbar in unserer Brust. Bruder und Schwester liebten sich doch so rein und innig, als kannten sie die heiligen Bande, durch welche sie vereinigt waren. —

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

Jakob, der alte Diener im Kürschlepper'schen Hause hatte erlauscht und herausgebracht, was die Herrschaft vor hatte, und war empört, daß man seiner in keiner Weise gedacht und ihn im Alter dem Elende überlassen wolle. Er war seit Jahren der Vertraute seines Herrn gewesen, nun wurmte es ihm gewaltig, daß jener jetzt den Verschwiegenen gegen ihn spielte. Ebenso abscheulich fand er es, wie Annaliese mit dem guten Herrn Dörling umging. Voll Gift und Galle schlich er in der Abenddämmerung, als Kürschlepper und seine Enkelin eben hinter verschlossenen Thüren mit Einpacken beschäftigt waren, zu Kaspar Dörling, und verrieth diesem den ganzen Handel. Kaspar traute seinen Ohren kaum, und konnte sich in der Unschuld seines Herzens nicht von solcher Bosheit überzeugen. Inzwischen verfügte er sich auf Jakob's Rath doch sofort in das Kürschlepper'sche Haus, indem er sich den Anschein gab, als wolle er seiner Braut einen Besuch machen. Annaliese hätte sich gern vor ihm verläugnen lassen, aber Jakob klopfte an die Thüre und rief: „Herr Dörling sey da und vor ihrem Bräutigam werde sie sich doch nicht einschließen.“ Annaliese mußte den heftigen Verdruß über diesen höchst unbequemen Besuch bekämpfen, ihr Gesicht zur größten Freundlichkeit zwingen und also vorbereitet die Thüre öffnen. Dörling, nicht so Meister der Verstellung, grüßte verlegen und erkundigte sich nach dem Befinden des alten Herrn. Annaliese schützte Kopfschmerz vor und meinte, sie werde sich bald zur Ruhe begeben; sie habe vorige

Nacht beim Großvater gewacht. Der Alte sprach kein Wort und wünschte Kasparn im Herzen zu allen Teufeln. Bald trat eine peinliche Pause ein. Annaliese, in fieberhafter Spannung, konnte die Rolle der freundlichen Braut nicht durchführen; sie erschrack bis ins innerste Herz, als Kaspar plötzlich sagte: „Bei Euch liegen ja die Kostbarkeiten und Geldrollen umher, als wärt Ihr mit Einpacken beschäftigt. Wollt Ihr denn verreisen und all' Eure Reichthümer mitnehmen?"

„Warum nicht gar!" sagte sie todtenbleich, aber die Worte blieben ihr halb im Munde. „Was fällt Dir ein, Kaspar? Der Großvater hat all' sein Eigenthum geordnet. Er fürchtet von seiner Krankheit das Schlimmste. Und das soll ihn, wie er meint, nicht unvorbereitet treffen. — Er hat sich heute deßhalb mehr angestrengt, als ihm zuträglich ist, und Ruhe thut ihm Noth. Auch ich bin des Schlafes bedürftig. Es ist neun Uhr vorüber. Ich bitte Dich, herzlieber Kaspar, komm morgen etwas früher, damit Du länger bei uns bleiben kannst. Iß morgen ein Bischen Abendbrod mit uns. Willst Du, liebes Herz?"

„Heute willst Du mich also los seyn? Wenn ich nun doch ein Vöglein hätte pfeifen hören, Ihr wolltet, Du und Dein Großvater, in dieser Nacht noch mit dem Staatsrathe nach Rußland fliehen und mir einen schändlichen Betrug spielen! Was sagst Du nun dazu, mein Herz?"

Annalisen war die Zunge im Munde kalt geworden, und der Alte im Bette stöhnte gräßlich auf.

„Kaspar!" rief endlich die schöne Heuchlerin mit erzwungenem Affekt, wer in aller Welt hat Dir denn solch verrücktes Zeug weiß gemacht? Bist Du nicht ein Närrchen, Dir solche Nase aufbinden zu lassen! Ich Dich verlassen, mein herziger Schatz, mein geliebtes Leben? Der Staatsrath ist längst über alle Berge und zog schnell genug ab, als er erfuhr, daß ich ihn nicht mochte. Da hat sich ein boshafter Mensch einen Spaß gemacht, und Du glaubst auch solche Narrenspossen? Bist Du nicht ein Thor! Geh heim und lege Dich unbesorgt schlafen. Es entführt Dir Niemand Deine Braut. Schlafe Du ruhig und sorglos!" Mit diesen Worten hatte sie sich auf seinen Schoos gesetzt und liebkoste ihn. Er aber antwortete kalt: „Das werde ich schön bleiben lassen, mein Herz! Ich traue Dir nicht, und Deinem Großvater auch nicht. Ich gehe jetzt, aber nicht zu Bett, sondern meine Freunde zu unterrichten und aufzufordern, mit mir diese Nacht Wache an Eurer Hausthüre und hinten an Eurer Gartenthüre zu halten. Wir werden mit geladenen Gewehren kommen, und ich schwöre Dir bei Gott zu, daß wir schießen, wenn Ihr den Versuch macht, zu entfliehen, oder der Staatsrath sich sehen läßt. Nein, ungestraft sollt Ihr mich nicht narren."

Da begann der alte Kürschlepper im Bette zu heulen und zu schreien: „Es ist Alles aus! Gebt mir Gift! Gebt mir ein Messer, daß ich mir die Kehle abschneide! Einen Strick, daß ich mich erhenke! Wehe mir! Wehe mir!"

Und Annaliese stürzte wimmernd und in äußerster Verzweiflung die Hände ringend vor dem Bette nieder.

„Also wirklich, Du arge Schlange?" eiferte Kaspar. „Belogen und betrogen hast Du mich, Du abscheuliches Wesen."

Er wurde durch Jemand unterbrochen, der rasch in das Zimmer trat. Es war der Russe Ignaloff. „Ich komme, Abschied zu nehmen," sagte er, „morgen mit dem frühesten reise ich ebenfalls ab, dem Staatsrathe nach." Annaliese hatte sich gefaßt und fragte: „Ei, was bestimmt Sie denn zu so schneller Abreise?"

„Mademoiselle, was Sie mir von der Christel Scharf gesagt, ist, mit Ihrer Erlaubniß, nicht wahr. Diese Christel ist ein frommes, tugendhaftes Mädchen, vor dem ich Achtung empfinden gelernt habe. Ich bin für meinen leichtsinnigen Plan, den Sie so sehr unterstützten, bestraft worden. Denn als ich vor einer Stunde in Christel's Wohnung trat, weinte sie an der Leiche ihres Großvaters, der eben gestorben war, und rief den Geist desselben gegen mich auf. Entsetzen erfaßte mich, und ich werde jenes Häuschen nie mehr betreten."

„Wie? Christel's Großvater ist gestorben?" rief Annaliese mit dem wilden Ausdruck der rasenden Freude.

„Kurt Reisig ist gestorben?" fuhr der alte Kürschlepper vom Bette empor, wie aufgeschnellt.

„Ich stand an seiner Leiche," versetzte Ignaloff verwundert.

„Wir sind gerettet!" jubelte der Greis.

„Ja gerettet! gerettet!" jauchzte Annaliese wie eine Mänade.

Kaspar stand wie betäubt; auch er hatte schnell die Wichtigkeit dieses Todesfalles begriffen.

„Werft mir den unverschämten Menschen dort hinaus!" herrschte Kürschlepper plötzlich wieder in seinem alten Uebermuthe.

„Eilt, Ihr alberner Narr!" höhnte Annaliese dem Erschrockenen ins Gesicht, „daß Ihr dieß Haus verlaßt, das Euch jetzt keinen Aufenthalt mehr bietet. Ihr seyd mir genug Last gewesen. Gottlob, daß ich die mir aufgezwungene Larve abwerfen kann! Geht schnell, und wißt, daß ich in acht Tagen des Staatsrathes von Schwarzpfennig Gemahlin bin. Wollt Ihr bei der Hochzeit aufwarten, so könnt Ihr Euch ein Paar Groschen verdienen. Wir brauchen viele Diener, denn wir werden viele Gäste haben und es soll hoch hergehen."

„Ja tausend Thaler und mehr laß ich mir die Hochzeit kosten!" kreischte der Großvater. Kaspar Dörling aber ging starr vor Entsetzen und Bestürzung. Es war ihm nicht anders, als müsse er den Verstand verlieren,

und ohne zu wissen wohin er ging, irrte er stumm in die Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Drei russische Brustbilder.

(Fortsetzung.)

III. Saß.

General Saß ist die romantische Gestalt im russischen Heere. Er ist sein Lebtag ein Reiteroffizier gewesen, frisch, flink, lustig und tapfer, recht eigentlich ein Vertreter der baltischen „Herren", welche freilich alle diese schönen Eigenschaften fast nur bei der „fliegenden Jagd", den Fuchshetzen und anderen Beschäftigungen ihres Landjunkerlebens zu üben Gelegenheit haben. General Saß ist auch in der äußern Erscheinung ein echter Reiteroffizier. Das vom kaukasischen Leben tiefgebräunte Gesicht des nah an den Fünfzigern stehenden Mannes sieht meistens aus, als ob dessen Besitzer weit mehr zum Scherz und Lachen als zu ernster Kriegsthat aufgelegt sey. Ein unendlich langer röthlichblonder Schnurrbart verdeckt beinahe dessen untere Hälfte und den rasch beweglichen Augen sieht man es an, daß sie scharfen, schnellen, sichern Blickes gewohnt sind. General Saß ist nicht auffallend groß, doch kräftig gebaut, in seinen Bewegungen rasch, nicht elegant aber gewandt. Außer dem Dienste ist er fast immer in lachender Laune, und man erzählt sich von ihm viele hundert gute oder schlechte Späße, deren Mehrzahl einen gesunden, soldatisch derben, doch keineswegs verletzenden Charakter hat. General Saß stammt aus einer alten, nicht eben reichen Familie Kurlands. Er ist ein jüngerer Sohn und im russischen Kriegsdienste aufgewachsen. Seine Stellung im Kaukasus hat ihn zum gefürchtetsten Feinde der Bergvölker gemacht, dessen Name noch heute, da er seits Jahren von daher zurückgekehrt ist, in den Gesängen der Adighen fortlebt und selbst im russischen Heere zu einer Art von mythischer Popularität gelangte.

Trotzdem war auch General Saß seiner Zeit ein Opfer der Intriguen seiner Gegner geworden. Inwiefern die Beschuldigungen gegründet waren, welche das moskowitische Rußland bereits lange vor seiner Abberufung aus Protschny-Okop gegen ihn umherstreute, lassen wir billig ununtersucht. Wenn von seinen Anhängern gesagt wurde, nur Saß könne einen erfolgreichen Krieg im Kaukasus führen, so antworteten sie: er kann auch nur diesen Krieg führen, wobei es nicht auf Feldherrnbefähigung, sondern einfach auf ein gutes Rittmeistertalent ankommt. Aber dieses Rittmeistertalent hatte doch im Westen des Kaukasus erreicht, was seinem Vorgänger Sawadofsky, dem Kosakenhetmann, unmöglich gewesen war: die wirkliche Unterwerfung der gesammten Steppe bis in die Berge der Laba hinein, die dauernde Neutralität großer, von den russischen Streitkräften direkt unbeherrschbarer Stämme, die stete Sieghaftigkeit der Kubankosacken in den hundert und aberhundert Einzelangriffen, Ueberfällen, Ueberrumpelungen durch kaukasische Parteigänger. Das ganze Verkehrsverhältniß zwischen Russen und Bergvölkern, besonders auch zwischen den Führern der beiderseitigen Streitkräfte hatte im Bereiche der Saß'schen Kreise einen Charakter angenommen, welcher zur Belebung gegenseitiger Bezüge und der dadurch herbeizuführenden Annäherung der Adighen noch weit wirksamer als alle Unterwerfung durch Waffengewalt war. Wenn aber die sonst wahrlich nicht weichherzigen und edelmüthigen Gegner des Generals ihn unnützer Grausamkeit, der Verletzung gegebener Versprechen u. s. w. anklagen, so klingt dieß aus solchem Munde allerdings komisch genug. Verletzt mögen seine Erfolge, mag seine Popularität allerdings die Eifersucht mancher hochtorystischen Koterie haben, welche aus ihrer Mitte keinen Rivalen zu stellen vermochte und es nicht anerkennen konnte, daß ihren Vertretern auf dem kaukasischen Kriegsschauplatze, so tüchtig sie auch sonst seyn mochten, die hier gerade nöthigen Soldateneigenschaften fehlten. Verletzt mag auch die russische Rangeitelkeit mitunter von den persönlichen Formen des Generals sich gefühlt haben, welcher bei außerdienstlichen Begegnungen wohl nicht allzustreng am Zeremoniell festhielt, und selbst in den dienstlichen Verhältnissen mitunter den Befehlen der Obergenerale seine bessere Kenntniß der Menschen, Verhältnisse und Sachlagen entgegenstellte. Diese angebliche Insubordination wurde denn endlich auch der ostensible Grund seiner Abberufung, obgleich man in Rußland sehr wohl weiß, daß Intriguen, verletzte Eitelkeit und militärische Eifersucht deren eigentliche Urheber gewesen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Dame, die einen sehr großen Mund hatte, klagte über Ohrenschmerzen. — „Sie werden sich ins Ohr gebüssen haben," sagte eine andere Dame, als Sie sich gestern im Schauspielhause über meinen Anzug fast zu todte lachen wollten."

Auflösung der Charade in Nro.: 119:

Agamemnon.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 121 31. Juli 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Mit leisem Ruderschlage war indessen ein Boot an unsere Insel gelandet; der Greis wandte sich jetzt näher zu mir und flüsterte: „Du sollst den Enkel des Herrschers sehen, aber gelobe mir bei Deinem Gott, ihm nie seine Abkunft zu verrathen.

„Ich gelobe es Dir," entgegnete ich.

Der Greis schritt in seinen Blumengarten, der hinter seiner kleinen Behausung lag. Meine Blicke folgten ihm, denn von dort her, glaubte ich, würde der Erwartete nahen. Ich aber harrte lange vergebens; da regte es sich hinter mir und eine bekannte Stimme rief: „Herr, wende Dein Angesicht zu mir."

Bebend wandte ich Haupt und Blicke; Kaidur lag zu meinen Füßen, an meinem Herzen.

Zum Troste für das arme, verlassene Menschenherz gab Gott uns des Wiedersehens Freuden. Als meine Arme so den treuen Kaidur umschlossen, als unsere Wangen heiße Thräne netzten, und Keiner wußte, wer sie von uns geweint hatte, konnte ich mich nicht besinnen, daß Kaidur mir jemals weh' gethan hatte und ich klagte nur: „Wie konntest Du mich so lange verlassen, mir so lange fern bleiben."

Kaidur senkte den Blick zu Boden und flüsterte: „Ich durfte mich ja Dir nicht nahen, ohne Dir wehe zu thun. Und als ich Dich nun in das rettende Boot hob und mich dagegen der Strom in seine Tiefe schleuderte, glaubte ich Alles sey vorüber, Alles abgethan; aber noch einmal rang ich in dem dumpfen Lebenstriebe zu dem Lichte empor, da sah ich mein treues Roß noch kräftig in den Wellen kämpfen; es schwamm auf mich zu; ich erfaßte dessen Mähne und wie ich Dich, Herr, gerettet hatte, ward das Thier mein Retter. Du hattest mir vergeben in der furchtbaren Stunde, die unser Leben bedrohte, somit kam der Gedanke über mich: Bleibe ihm todt; dem Todten wird er nicht seine Vergebung zurücknehmen und des armen Kaidur gedenken ohne Groll. Wohl wurde es mir schwer, mich aus Deiner Nähe zu verbannen, denn es war mir, als könnte ich auf Erden nichts mehr als Dich allein in mein Herz einschließen, und doch täuschte ich mich; das Menschenherz ist oft so arm an Glück und so überreich an Liebe; ich fand ein Wesen, das ich wie Dich liebe, das, wie Du heilig, meinem Herzen ist. Eine Liebe erhebt die andere, und selbst dem alleinigen Gott würde ich nicht sagen können, wer meiner Liebe minder theuer ist. Er hob das Haupt nun wiederum zu mir empor und fragte mit weichen Seelenlauten: „Und hegst Du denn keinen Groll gegen mich mehr in Deinem Herzen und hast Du wirklich Alles vergeben und vergessen?"

„Ich habe Alles vergeben und vergessen," entgegnete ich gerührt, „nur Deine Liebe und Treue nicht."

„O so gelobe mir auch," fuhr er flehend fort, „bei dieser Stunde, daß Du nimmer, was auch Dein Auge sieht, an meiner Liebe und Treue zu Dir zweifeln willst."

„Seltsamer Mensch," entgegnete ich, „wie wäre dieß jemals möglich."

„O Herr, Herr!" rief er dringend, wandelbar sind des Menschen Ansichten und Gesinnungen, es könnte sich ereignen, daß Du die Hand bewaffnet gegen denjenigen erhebst, auf den Du jetzt so freundlich niederschauest. Darum fessele Deinen Arm durch heiligen Eid und schwöre mir bei Deinem Gotte, daß Du mir vertrauen willst."

„Ich schwöre es Dir," rief ich, „bei Deinem und meinem Gotte."

Kaidur athmete tief auf und drückte sein Angesicht in meinen Schooß; ich fühlte sein Herz heftig gegen meine Knie schlagen, um ihn zu beruhigen, sprach ich: „Komm, laß uns jetzt Aamru aufsuchen."

„Aamru," entgegnete Kaidur mit seltsam bebendem Ton, „ist, so wie er von Dir schied, nach dem festem Lande gerudert; morgen folgen wir ihm. Darum laß uns zur Ruhe gehen, denn die Nacht beginnt bereits zu nahen."

Ehe noch die Morgensonne am Himmel emporleuchtete, stand Kaidur an meinem Lager und wir fuhren alsobald nach dem jenseitigen Ufer über. Dort wieherte mir freudig Afra entgegen. Zürnest Du auch dem Thiere nicht mehr," bat Kaidur, „so besteige es wieder." Ich fügte mich seiner Bitte, er selbst schwang sich auf ein anderes Roß, das ihm ein Indier entgegenführte, und wir ritten durch die grünen Reisfelder dahin. Kaidur

war mir in der Zeit, wo wir getrennt waren, beinahe unkenntlich geworden; er war jetzt so sanft und milde, daß, wer ihn nicht gesehen in seinen furchtbaren Stunden, auch nimmer ahnen konnte, welche Allgewalt die finsteren Leidenschaften über diesen Menschen ausüben konnten. Nur das Unstäte und die Unruhe waren ihm geblieben, aber sie erschienen jetzt schmerzreicher und es war mir manchmal, als ob er mit aller Kraft seiner Seele vergebens ringe, ein verborgenes Leid nieder zu kämpfen.

Ein räthselhaftes Bangen erfaßte mich, als er dem dunkeln Walde zulenkte, in welchem ich mich unlängst verirrt hatte. „Wohin führst Du mich?“ fragte ich ihn dringend. Er aber drückte die Hand gegen Herz und Auge und antwortete fast unvernehmbar: „Frage nicht, Herr, ich vermag Dir nicht zu antworten.“ Seine Unruhe und sein unbegreifliches Betragen steigerte sich; bald jagte er im raschen Fluge dahin, dann hielt er plötzlich sein Roß wieder an und schien zu zagen vor dem Ziele, dem wir entgegeneilten. Da hielten wir vor der kleinen Waldhütte; ich hatte keinen Muth eine fernere Erklärung zu fordern; mit einem Antlitz, so bleich und entstellt, als schatte der Tod bereits auf demselben, wandte sich Kaidur zu mir und flüsterte: „Harre meiner hier nur einen Augenblick, ich kehre sogleich zu Dir zurück.“

Leise nahte er sich der Thür, lauschte einen Augenblick vor derselben und trat dann in die Hütte.

Ehe ich mir selbst die Frage beantworten konnte, warum mein Herz so ängstlich und so sehnend schlage, war Kaidur zurückgekehrt. Schweigend ergriff er meine Hand und führte mich in die Hütte.

Allmächtiger Gott! Es war kein Wahn der überreitzten Sinne, so bleich als schön lag das Traumbild aus jener Sturmnacht lebend vor mir, und die holde Gestalt streckte mir freundlich die Arme entgegen und rief mit Seelenlauten, die ewig in meinem Herzen wiederhalen werden: „Kommst Du endlich, ich habe schon so lange Deiner gewartet!?“

Daß der schwache Mensch nicht an dem Daseyn Gottes verzweifle, sendet er oft seine Wunder beseligend auf die Erde nieder. So geschah auch mir; ich konnte nicht fassen, nicht begreifen die Wirklichkeit und dennoch war ich unaussprechlich glücklich. Ich stürzte zu den Füßen der freundlichen Erscheinung nieder, faßte ihre Hände, drückte sie an mein Herz und weinte meine heißesten Thränen auf ihre Wangen nieder, sie aber blickte freundlich lächelnd zu mir empor und flüsterte: „Ich habe Aamru so lange bitten müssen, eh' er mir den Wunsch gewährte, Dich wieder sehen zu dürfen. Er antwortete immer: Es würde mein Leben kürzen, und doch ist mir, als lebe ich jetzt nur, wo ich in dem Stern Deines Auges mein Bild wiedersinde. Sie streichelte mir die Wange und schmeichelte: „Wie bist Du so schön, wie leuchtet Dein Auge, wie röthen sich Deine Wangen. Wie bleich und entstellt warst Du dagegen, als Dein Haupt in meinem Schooße ruhte und uns auf dem gebrechlichen Boote der wilde Sturm umhertrieb. Dagegen fuhr sie mit einem recht schmerzlichen Lächeln und mit leisem Beben der Stimme fort, bin ich nun erbleicht, und es ist mir, als müsse ich wie Du damals die Augen schließen und Keiner würde mich wieder wecken aus dem festen Schlummer.“

Eine Hand berührte leise meine Schulter; Kaidur stand hinter mir und flüsterte leise: „Folge mir nun, Herr!“

„Nein, nein,“ rief die Kranke ängstlich und erregt, „er ist ja kaum erschienen, und schon willst Du ihn mir wieder entreißen.“

„Beruhige Dich, liebe Padara,“ bat Kaidur, „er wird gleich wiederkehren; er soll nicht scheiden, soll, wie ich die Tage, die Nächte an Deinem Lager sitzen.“

Die Jungfrau lächelte dankbar zu Kaidur empor; dieser aber zog mich mit sich fort.

(Fortsetzung folgt.)

Das erlogene Kind.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen war Jubel und Freude im Kürschlepper'schen Hause. Die ganze Stadt sprach davon, daß der Staatsrath in der Nacht zurückgekehrt und das Aufgebot Annoliesens mit ihm bereits beim Oberpfarrer bestellt sey. Niemand konnte sich das Räthsel erklären, und Kaspar war nirgends zu finden. Er war Abends nicht wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, und vergebens fragte man nach ihm, um ihn auszufragen.

Der arme Kaspar war zerknirscht nach Tanneberg geschlichen, um Christeln wo möglich aus der Ferne noch einmal zu sehen, dann — so schwebten ihm dunkle unbestimmte Gedanken vor — wollte er sich vom Katzenstein herabstürzen; denn er fühlte sich unbeschreiblich elend und das Leben dünkte ihm ganz unerträglich. Für ihn war auf Erden Alles verloren. So ging er wie ein Verzweifelter durch den frischen, glänzenden Frühlingsmorgen im Walde um Tanneberg herum, und wagte sich nicht hinein. Er wollte warten bis es Abend sey, damit ihn, den unglückseligsten aller Menschen, kein Anderer sähe.

Indem er so durch die Hecken strich, sah er wie ein Weib sich bückend frische Waldblumen pflückte; er wollte rasch vorbei, da hob sich die Gestalt empor und erkannte mit freudigem Schrecke Christeln. Sie war's, die in der Frühe Blumen suchte, um die Leiche ihres Großvaters damit zu schmücken. Erst stand Kaspar eine Minute lang wie angewurzelt, dann wollte er rasch fliehen, aber unwillkührlich hatte sie die Arme nach

ihm ausgebreitet und rief mit wehmüthiger Stimme: „Kaspar, bleib!“ Und er blieb. Er nahte sich ihr und sagte: „Christel, ich will auf ewig von Dir Abschied nehmen.“

„Auf ewig! Und weßhalb denn auf ewig!“

„Ich will — in die weite Welt gehen, um nie wieder zu kehren.“

„Nun, wirst Du denn nicht Annaliese Kürschlepper heirathen?“

„Erinnere mich nicht an die Nichtswürdige. Das ist eine Schlange, die ich noch zur rechten Zeit kennen gelernt habe.“

„So bist Du wieder frei von ihr?“ rief Christel freudig.

„Frei und ledig.“

„Gottlob, daß Du gerettet bist! Doch weßhalb in die Welt gehen?“

„Was soll ich hier? Ich kann die Schande nicht ertragen. Und Dich habe ich so sehr gekränkt.“

„Ich vergebe Dir Alles, Kaspar, und habe Dich so lieb, wie erst.“

„Du vergibst mir, Christel?“

„Von Herzen! Ich bin Dir treu geblieben.“

„Ich weiß es. Warum sagte man mir auch, Du würdest den Russen heirathen?“

„Daran war ich unschuldig. Meine Mutter hat es mir gestanden: die Annaliese hat sie dazu beschwatzt und ihr viel Geld dazu gegeben.“

„O nun durchschau' ich die Schändliche ganz! Sie wollte uns trennen und mich für sich gewinnen. Und ich ließ mich auch von ihr fangen in ihrem Gartenhaus, und ging in ihr Netz. Fangen wollte sie mich, weil ich ihr und ihrem Großvater gefährlich war, und sie mich auf andere Weise nicht unschädlich machen konnte. Nun da Dein Großvater todt ist, und ich nichts mehr gegen sie ausrichten kann, stoßen sie mich mit Schmach aus dem Hause. O Christel, das mir rechtmäßig zugehörige Vermögen ist nun für ewig verloren.“

„Laß es, Kaspar! Wir hatten erst nichts und dachten nicht daran. Wir wollen uns lieben und arbeiten. Was hindert Dich denn, das immer noch zu thun? Denke, das Ganze sey ein böser Traum gewesen.“

„Du hast Recht, liebe Christel! Es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Ich war ein Thor. Und willst Du mich denn noch?“

„Wenn Du mich nur willst, Kaspar, so bin ich unaussprechlich glücklich.“

„O Du guter, lieber Engel, und Dich konnte ich verlassen, vom Satan geblendet!“

„Die Versuchung ist vorüber. Wir lieben uns um so inniger.“

„Ja um so inniger!“ weinte Kaspar und sank an Christel's Brust. Ein herzinniger Kuß besiegelte den neuen Bund. Dann gingen sie heim zusammen und schwuren über Kurt's Leiche, sich treu zu lieben und Freud' und Leid, Arbeit und Armuth mit einander zu tragen bis an ihr Ende. Es war ihnen, als ob die finsteren Züge der Leiche sich verklärten und lächelten.

(Schluß folgt.)

Drei russische Brustbilder.

(Schluß.)

Die Geschichte der temporären Beseitigung des Generals Saß ist allerdings lang und keineswegs erquicklich, doch aber für die Charakteristik russischer Verhältnisse, des dortigen Krieges Aller gegen Alle bezeichnend, um sie nicht wenigstens mit einigen Worten darzustellen, wie sie im Munde der Leute umherläuft. Denn natürlich von einer Feststellung der Thatsachen durch die Presse oder gar von einer offiziellen Darlegung ist keine Rede. Muß sich ja doch das Wort im Privatkreise sogar hinter allerlei Vorsichtsmaßregeln verstecken, um nicht durch die Geheimpolizei dem Schwerte des Strafgesetzes gegen Ausstreuung falscher Gerüchte überliefert zu werden. Es war in der zweiten Hälfte des Jahres 1842, als General Saß urplötzlich von Protschny-Okop vor das Kriegsministerium nach Petersburg gerufen wurde. General Grabbe, der Oberfeldherr der Nordarmee, war schon früher abberufen worden, um sich über die den russischen Waffen so höchst ungünstigen Vorfälle der Jahre 1840 und 1841 im östlichen Kaukasus, so wie über die bekannte Niederlage im Lande der Gumbeten 1842 zu rechtfertigen. Auch Golowin, Generalgouverneur Kaukasiens und Oberfeldherr der (transkaukasischen) Südarmee, schien betheiligt an den Unglücksfällen der letzten Jahre und mußte ebenfalls in Petersburg darüber Rede stehen. Plötzlich hieß es, das Ergebniß der Untersuchung zeige, daß keiner von beiden, sondern General Saß die Verluste zu verantworten habe. Er sey den Befehlen seiner Obergenerale öfters gar nicht oder nicht rechtzeitig nachgekommen. So wurde auch er vor das Petersburger Gericht gestellt, trotzdem die Frage nicht gelöst. Die Anklagen versplitterten sich vielmehr auf dem weiten und ungewissen Felde der Subordinationsfrage, der Konflikte zwischen erhaltenen Befehlen, Nöthigungen des Augenblickes, Sorge für die Truppen, strategischer Lokalrücksichten u. s. w. — kurz man durfte schließlich vielleicht selbst in Petersburg die Untersuchung nicht weiter treiben, ohne dem Departement für die kaukasische Kriegsführung, ja wohl sogar allerhöchsten Anordnungen zu nahe zu treten. Die drei Generale blieben vorderhand außer Thätigkeit. General Saß ging nach Kurland, General Grabbe erhielt im Gouvernement Augustowo die Güter von Krekopol zu erblichem Besitze und schied aus dem Dienste; nur Golowin, von altrus-

sischem Adelsstamme, ward bereits im Frühjahre 1845 in den Posten eines Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen eingesetzt, wo er denn auch dem russifizirenden Interesse, wie bekannt, mit ebenso rücksichtslosem als rechtsverletzendem Eifer diente. General Saß war indessen kaum in seiner Heimath angelangt, als in Petersburg neue Anklagen, neue Verdächtigungen gegen ihn emportauchten. Besonders erzählte ein russisches Pamphlet, dessen Erscheinen die sonst so wachsame Polizei und sonst so strenge Zensur nicht verhindert hatten, so grausenerregende Einzelheiten seines kaukasischen Schreckensregimentes, daß ihrer Bewahrheitung nothwendig die schimpflichste Absetzung hätte folgen müssen. Obgleich nun nicht einmal eine offizielle Anfrage an den General erging, so reiste er doch sofort nach Petersburg zurück und widerlegte alle Anklagen. Seine beim Generalstabe eingereichte Vertheidigungsschrift nannte die öffentliche Stimme seinen größten europäischen Sieg. Und trotz dem schienen die obersten Staatsmächte fortdauernd so sehr gegen ihn eingenommen, daß er nur nach wochenlangem Warten eine flüchtige Audienz in der Reitbahn der Chevaliergarde vom Kaiser erlangte, welche keinen andern Erfolg hatte, als daß Saß sofort nach Kurland zurückging und sein Urlaub bis zum September 1844 verlängert wurde. Es war entschieden, man wollte sich seiner entledigen; denn später ward die Reaktivirung sogar auf unbestimmte Zeit vertagt — die gewöhnliche „milde“ Form einer gänzlichen Beseitigung. Erst nachdem das Jahr 1848 gekommen war und der Zaar seine Völker zum Kampfe aufgerufen hatte, erblicken wir den Kaukasuskämpfer wieder im Heere. Indessen sagt man, es habe seines Bittgesuches bedurft, um dieser Gunst theilhaftig zu werden. Wir wissen es nicht, wohl aber sind wir überzeugt, daß Rußland gerade bei dem ungarischen Interventionskriege den Gegnern keinen gefährlicheren Feind entgegensenden konnte als den General Saß. An seinen Namen knüpft sich das Vertrauen der Truppen; die Kriegführung unter Terainschwierigkeiten, wie sie die Gebirge und Sümpfe in Ungarn, der ganze unkultivirte Charakter des voraussichtlich nächsten Kriegsschauplatzes darbieten, sind ihm wohlbekannt. Selbst die Kampfweise der Ungarn hat eine gewisse Aehnlichkeit mit jener der kaukasischen Bergvölker, blitzschnelle Benutzung des augenblicklichen Vortheiles gilt hier mehr als streng formgerechte Operationen im Großen; der ganze Krieg wird an dieser Stelle mehr den Charakter einer Kette von Einzelgefechten tragen, während den mehr westlich eindringenden russischen Kolonnen, so wie den österreichischen Heeren wahrscheinlich die Aufgaben der Massenkämpfe, der Belagerungen u. s. w. zugetheilt sind.

Mannigfaltigkeiten.

St. Petersburger Adreßbuch. — Zu den merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt — sagt die Petersburger Zeitung — gehört ein Buch, das in seiner Art das einzige in der ganzen Welt seyn dürfte, welches über eine Million Seiten zählt, dessen Blätter mit Eisenstäben zusammengeheftet sind und dessen Einband das Stockwerk eines großen Hauses ist. Dieses Riesenbuch nimmt die obere Etage der Uprawa (Polizeiamt) ein, und ist der sogenannte Adreßtisch, der zwar schon seit fünf Jahren besteht, aber erst jetzt den letzten Grad der Vollendung erreicht hat, und noch keineswegs so allgemein bekannt ist, wie er seiner Nützlichkeit und zweckmäßigen Einrichtung wegen verdient. Sobald nämlich Jemand seine Wohnung verändert, — und dieser Fall tritt laut offiziellen Angaben in Petersburg täglich zweitausend Mal ein, füllt der Hausbesitzer einen vorschriftsmäßig gedruckten und eingerichteten Schein mit dem Namen und Stande des neuen Mithmannes aus, und schickt ihn auf das Komptoir des Quartal-Offiziers, der ihn ohne Zeitverlust an den Adreßtisch befördert. Hier ist eine kleine Anzahl von Beamten hinreichend, um die einlaufenden Scheine sogleich nach den Ständen und nach den Anfangsbuchstaben des Namens zu klassifiziren. Die Zettel, welche alle zu diesem Zwecke auf der linken Seite zwei große runde Löcher haben, werden ganz einfach an bogenförmigen Eisenstäben aufgereiht, die sich in der Mitte öffnen lassen, so daß man augenblicklich beliebige Blätter herausnehmen und neue hinzuthun kann, lange Reihen solcher Zettelstäbe in schönster Ordnung füllen im eigentlichen Sinne mehrere geräumige Säle, und so bedarf es nur wenige Minuten, um den Aufenthalt des obkursten Petersburgers, der gestern umgezogen, unfehlbar ausfindig zu machen.

Religionen des Weins.

Ein guter Wein, soll er uns wohl erlaben,
Muß, wie Natura lehrt, vier Religionen haben:
Lutherisch: lauter, rein vom Faß,
Kalvinisch: gekeltert in einem hellen Glas,
Katholisch: daß er in Wunder übe seine Werke,
Die Phantasie beleb', dem Leibe dien' zur Stärke;
Doch muß auch, wie ein Jud', er ungetaufet seyn —
So schließt ein gut Glas Wein
Vier Religionen ein.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 122 2. August 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Fortsetzung.)

Draußen begann Kaidur mit leiser tonloser Stimme: „Ich will Dir mit wenig Worten das Leben eines Engels schildern. In ihren frühesten Kindheittagen soll Padara eine schwere Krankheit überstanden haben; möglich, daß deren Folgen auf die Zukunft einwirkten. Wohl war ihr Antlitz hold und schön; das Spiegelbild ihrer Seele; aber ihr ganzes Wesen war dem gewöhnlichen Menschengeschlechte entfremdet. Sie konnte nicht lächeln, wenn sie die Thränen im fremden Auge gewahrte; sie konnte sich nicht freuen, wenn sie in der Nähe oder in weiter Ferne Jemand traurig wußte. Nur im fremden Glücke konnte sie das eigene finden und nur eine fremde Seligkeit konnte den Himmel ihres Herzens verklären. Da war die Sturmnacht angebrochen, in der unser Schiff unterging. Am Ufer konnte man das Aufleuchten unseres Geschützes gewahren, der Sturm trug den Angstruf der Bedrängten zu den Ohren der Mitleidigen hinüber. Durch ihr Bitten und Flehen bewegt, setzten die Bewohner ihre Massula's aus, aber wie sie sich auch mühten, sie konnten in dem Aufruhr der Natur nicht unser Schiff erreichen; doch gelang es ihnen das überfüllte Boot zu retten und es ans sichere Land zu führen. Padara jauchzte laut auf, als sie die Schiffbrüchigen gerettet sah. Aber ihre Freude schwand in demselben Augenblick auch wieder, als sie vernahm, daß noch zwei Menschen auf dem bedrohten Schiffe sich befänden. Und da sie die Schiffer und Seeleute nicht bewegen konnte, sich dem Schiffe zu nahen; stieg die Thörichte selbst in ein kleines Boot, um die Rettung zu versuchen. Die schwache zarte Jungfrau ruderte mit einer Kraft, die nur Gott und ihr Mitleid ihr verleihen konnte, durch die schwellenden Wogenberge den Felsenriffen zu. In den nämlichen Augenblicken kämpfte ich kraftlos, Dich in meinen Armen haltend, in den Wogen. Nicht erreichen konnte ich mehr die großen Boote, aber wohl das kleine Fahrzeug, in welchem sich Padara befand. Sie empfing Dich aus meinen Armen; mich selbst schleuderte der Wogendrang von dem rettenden Nachen zurück. Du aber lagst ohnmächtig zu der Jungfrau Füßen; von dem heiligen Mitleid übermannt, vergaß sie das Ruder zu führen, beugte sich über Dir und suchte den entflohenen Odem in Deine Brust zurückzurufen. Da zerschellte das kleine Fahrzeug an den umhertreibenden Schiffstrümmern. Krampfhaft hatte Dich die Jungfrau umschlungen und ließ Dich auch jetzt in der drohenden Gefahr nicht. Die nächste Massula reitete Euch Beide. Erst nach mehreren Tagen, wo sie Dich, den schwer Erkrankten, sorgsam pflegte, wagte sie ihrem Pflegevater, dem alten Aamru, zu gestehen, daß ihr die Brust heftig schmerze, und daß, in dem Augenblick, wo ihr kleines Boot zertrümmerte, sie von einem Schiffsbalken verletzt worden. Die Stelle zeigte keine äußere Wunde, aber einen dunkeln, blutunterlaufenen Fleck. Aamru's Kenntnisse nnd seine Heilmittel blieben wirkungslos; selbst die Aerzte Eures Landes wußten keine Hülfe. Die Gefahr mehrte sich mit jedem Tage und gestern gestand mir Aamru, daß die Kranke den nächsten Vollmond nicht mehr auf die Erde niederleuchten sehen wird."

Erschöpft sank Kaidur zu Boden, als die letzten Worte aus seiner Brust gebrochen waren. Mich aber ergriff eine dumpfe Betäubung, eine Seelennacht, wie ich sie früher noch nie empfunden hatte. Ich sah die Sonne am Himmel leuchten; ich sah die Wolken im Aetherblau dahinschwimmen und doch war es mir, als sey auf Erden die finstere, ewige Nacht eingebrochen. Sie hatte, mich zu retten, den Tod empfangen, ich war ihr Mörder!

Sie lächelte mir freundlich entgegen, als ich wieder an ihr Lager wankte; aber ihr Auge gewahrte sogleich meinen Seelenzustand. „Der böse Kaidur," klagte sie, „wird Dir Thörichtes vorgeschwatzt haben. Glaube ihm nicht; ich habe schon lange, noch eh' mich der Schlag der Schiffstrümmer traf, den Stoff der Krankheit, die mich jetzt verzehrt, in der beengten Brust umhergetragen." Leiser und fast beschämt flüsterte sie: „Ich will es Dir nur gestehen, in diesem Augenblick kommt mir das Leben recht schön und wünschenswerth vor. Es wird mir weh thun, von meinen Blumen und Blüthen zu scheiden; es wird mir weh thun, das Silberhaar des alten Aamru nicht mehr zu sehen und Kaidurn freundliche Worte nicht mehr zu vernehmen; aber mehr als dieß Alles wird es mich schmerzen, von Dir getrennt zu seyn. Aber gerade,

Digitized by Google

weil meine Seele Dein eigen iſt, weil ich Dich ſo innig liebe, hege ich die feſte Ueberzeugung, daß wir nur ſcheinbar getrennt werden; auch jenſeits des Grabes wird mein Geiſt Dich umſchweben, und wir werden uns wiederſehen und wiederfinden, ob nach Monden, nach Jahren, ob nach dem Raum eines Lebens, weiß ich freilich nicht; dennoch ermuthigt mich dieſe Hoffnung und nimmt dem Grabe ſein Grauſen. Sie lehnte das bleiche Haupt an meine Bruſt und flehte, da meine Thränen auf ihre Wange niederfielen: „Weine nicht, raube dem ſchwachen Mädchen nicht den Muth der Ergebung, Du ſonderbarer, räthſelhafter Menſch! Sieh', Kaidur hat mir erzählt, wie Du gekämpft haſt in den blutigen Schlachten ſo furchtbar und ſo mannhaft, und jetzt bei dem Hinwelken eines unbedeutenden Mädchens erſcheinſt Du ſo muthlos. Sie hob das ſchöne Auge zu mir empor und lächelte: „Und dennoch habe ich Dich um dieſe Muthloſigkeit ungleich lieber, als um jene Tapferkeit, die mich angrauſt.“ Sie ſenkte wieder die Blicke nieder und flüſterte wie in ſtiller Selbſtbetrachtung: „Was iſt denn der Tod? biſt Du ſchon einmal recht müde geweſen und haſt Dich innig nach Ruhe geſehnt und dann iſt der Schlaf zu Dir getreten und hat dieſen Wunſch erfüllt. Sieh, ſolch ein Schlummer ohne Träume, ohne Schreckbilder, ohne ein ſchmerzliches Erwachen iſt der Tod.“

Aamru nahte jetzt, und da er ihr bleiches Antlitz ſah, verbot er ihr das fernere Sprechen; ſie gehorchte geduldig; nur ihr Auge hob ſie zuweilen zu mir empor und lächelte auch dann noch, wenn der Schmerz ihren Körper durchzuckte, um unſerer Liebe die Furcht zu rauben, daß ſie leide. Mit ſolcher heiligen Duldung ihre Schmerzen verhüllen kann nur das Weib.

Den Frieden Gottes, der in Padara's Herzen herrſcht, ſcheint ſie auf alle Weſen in ihrer Umgebung zu übertragen. Ich bin vielleicht der Muthloſeſte; aber ich wage es nicht, eine Thräne ſehen, einen Seufzer hören zu laſſen, weil ich weiß, daß mein Schmerz der ihrige iſt. Aamru zeigt wohl die meiſte Faſſung, aber vielleicht auch nur darum, weil er ſchon ſo alt und dem Grabe ſo nahe iſt. Kaidur dagegen iſt in Padara's Nähe weich und ſanft, aber wenn er in den Wald hinaustritt, erfaßt ihn oft die furchtbarſte Verzweiflung; das Auge rollend, die Fauſt geballt, den Arm wie zum Kampfe weit ausgeſtreckt, ſteht er vor dem Eingang des Hauſes, als wollt er abwehren den furchtbaren Lebensvernichter von dem Eintritt in die Hütte. Dann plötzlich erlahmen alle ſeine Kräfte, er ſtürzt zu Boden, drückt ſein Antlitz in die dunkle Erde und nur das Wogen ſeiner Bruſt zeigt, daß er noch lebt und leidet. Stundenlang ſpricht er grollend wie im heftigen Streite mit ſich ſelbſt, dann flammt ſein Auge auf mich verzehrend nieder; er öffnet die Lippen, als wolle er mir ſeine Angſt, ſeine Furcht, ſeine Zweifel mittheilen, aber ſein Schmerz iſt lautlos wie der meinige, und beide tragen wir ihn verſtummt in der bebenden Bruſt.

O wüßte der Unglückliche, welche heiligen Bande ihn mit Padara verbinden. Und dennoch ſcheint über ihn eine Ahnung der Wahrheit zu kommen. „Es iſt ſonderbar,“ ſprach er geſtern nach trübem Sinnen zu mir, wie dunkel und nahe meine und Padara's Geſchicke ſich einen und gleichen. Als die Mutter auf dem Todtbette lag, reichte ſie mir einen ſonderbaren Talisman, faſt einer Perle ähnlich, nur ungleich größer, als mein einziges Erbe. Wie nun Padara erkrankte, hoffte ich, der Talisman würde an ihr ſeine Wunder entfalten und ſchenkte ihr denſelben. Sie aber zog aus ihrem Buſen ein Ebenbild meines Talismans hervor, das ſie, wie ich, von den Eltern ererbt hatte. Wohl bewieſen beide keine Macht, führten keine Geneſung herbei, aber es war doch ſonderbar, daß ſie ſich ſo ähnlich waren, daß es unmöglich wurde, ſie von einander zu unterſcheiden. Waltet hier der Zufall, oder bergen dieſe Talismane ein tiefes Geheimniß? Es leuchten in meiner Erinnerung oft ſeltſame Bilder auf; aber ich ſchaudere vor ihnen, denn ſie ſcheinen mir mit dem Wahnſinn verbrüdert.“

(Schluß folgt.)

Das erlogene Kind.

(Schluß.)

Der Tag war im Kürſchlepper'ſchen Hauſe in Saus und Braus verlebt worden. Am Abend hatten die Bewohner deſſelben ſchwere Köpfe. Der Staatsrath ſank in Annalieſens Arme, und der alte Kürſchlepper wurde in großer Abſpannung zu Bette gebracht. Die Lichter verlöſchten und die finſtere Nacht zog ein in das finſtere Haus. Die Mitternacht ſchlich unheimlich durch die Gemächer. Da plötzlich ertönte aus Kürſchlepper's Zimmer ein fürchterliches Angſtgeſchrei. Der Alte ſchrie mit ſo entſetzlicher Stimme, daß Alle im Hauſe wie bethört auffuhren, und nach wenigen Minuten ſich das Gemach mit Lichtern und Menſchen füllte. Knechte und Mägde, Jakob, Annaliese, der Staatsrath, Ignaloff kamen beſtürzt herbeigerannt.

„Holt mir den Pfarrer und das Amtsperſonal!“ kreiſchte Kürſchlepper. „Schnell! Um Gottes willen ſchnell den Amtmann und den Pfarrer!“

„Aber was haben ſie denn vor?“ fragte der Staatsrath verdrießlich.

„Was iſt Euch begegnet, Großvater?“ jammerte Annaliese.

„Kurt Reiſig's Geiſt iſt ſo eben bei mir geweſen — hu hu! — in welcher entſetzlichen Geſtalt! Ah! Ah! Er hat mich vor Gottes Richterſtuhl geladen noch in dieſer Nacht. Er hat mir geſagt, daß ich ſterbe, eh' der Morgen graut. Er hat mich mit ſchrecklichen Worten geladen, mich, ſeinen Verführer. Er will Abrech-

nung mit mir halten, mit mir, dem zwiefachen Mörder! Er hat mir gesagt, daß ich gut machen soll, was schnell noch gut zu machen ist. — Lauft! rennt! den Pfarrer! den Amtmann!“ Mich friert's entsetzlich. Das Mark in den Knochen wird mir Eis. Luft!“

So schrie und raſete der Greis fort, die Augen traten ihm aus den Höhlen, seine weißen Haare sträubten sich. Alle seine Züge waren scheußlich verzerrt. Der Staatsrath fühlte ihm nach dem Puls und sagte dann achselzuckend: er ist wahnsinnig geworden.“

„Das lügst Du, Schuft!“ schrie der Kranke. „Ich habe meinen vollen Verstand. Holt mir auch den Arzt herbei. Ich will von diesem Betrüger nichts wissen!“ — Die Knechte flogen, die Befehle auszuführen, und nach einer halben Stunde, in welcher Kürschlepper abwechselnd geschrieen und Annaliesen und den Staatsrath von sich gestoßen hatte, traten der Amtmann mit Protokolliſten, der Oberpfarrer und der Arzt herein. „Prüft mich zuerst, daß ich vollkommen bei Verstand bin. Ich kenne Euch Alle. Sie sind der Oberpfarrer, Sie der Amtmann, Sie mein Arzt. Und nun setzt Euch und schreibt. Ich habe als Substitut des Schulmeisters Höhnling zu Schönau, auf Anstiften von dessen Ehemeib Dorothea, mit deren Sohne Andreas Schwarzpfennig, den genannten Höhnling mit Gift ums Leben gebracht. Dann haben wir eine gestohlene Kindesleiche für ein von der Dorothea gebornes Kind ausgegeben, welches einige Stunden gelebt, und haben deßhalb falsche Eide geschworen. Dadurch kam das Höhnling'sche Vermögen, welches den Dörling gehörte, an mich. Hernach habe ich den Andres Schwarzpfennig, der mich zu verrathen drohete und mir fort und fort Geld abpreßte, meuchlings erschossen. All' mein Gut habe ich mit Unrecht beſeſſen; es gehört dem Kaspar Dörling. Daß ich die Wahrheit gesprochen, müssen meine Enkelin Annaliese Kürschlepper und der Staatsrath Schwarzpfennig bezeugen, denen ich mein gräßliches Ereigniß habe anvertrauen müssen. Ebenso weiß es Kaspar Dörling aus dem Munde Kurt Reisig's. Ich befehle Euch, Schwarzpfennig und Annaliese,“ donnerte er jetzt, „meine Aussage zu bestätigen.“ — Zitternd vor Furcht und Schrecken thaten es Beide.

„Biſt Du nun zufrieden, Kurt? Furchtbarer, ich komme!“

Röchelnd sprach er die letzten Worte. Alsbald fing der Tod ihn zu würgen an, ein schauderhaftes Schauspiel. Als der Tag grauete, hatte er geendet. Der Pfarrer betete an seinem Bette. Alle Anwesenden waren voll Grauen geflohen. Als Annaliese aus ihrer Betäubung erwachte und nach dem Staatsrathe fragte, erfuhr sie, daß er mit Ignaloff eilig abgereist sey. Sie ertrug es scheinbar gleichgültig. Ebenso schien es keinen großen Eindruck auf sie zu machen, als am Abend der Scharfrichter mit seinem Wagen unter Zulauf einer ungeheuern Volksmenge vor dem Hause erschien, hereintrat, die Leiche ergriff und auf den Wagen trug, um sie unter dem Galgen zu begraben. Dann aber verschwand sie aus dem Hause, Niemand wußte wohin. Am folgenden Tage fand man ihre Leiche zerschmettert unter dem Katzenstein.

Drei Monate später war Kaspar Dörling im Beſitz des ganzen Vermögens und wohnte mit seinem blühenden Weibe im Kürschlepper'schen Hause.

Aus Lamartine's Geschichte der französischen Revolution von 1848.

Die Flucht des Königs Ludwig Philipp und seiner Familie.

Die Geschichte der Revolution von 1848 von Lamartine ist so eben erschienen. Ein Pariser Korrespondent der Weserzeitung enthebt ihr folgende Episode. Der König, die Königin und die Herzogin von Nemours und deren Kinder waren auf dem Konkordienplatz in zwei einspännige Miethkutschen gestiegen. Sie hatten den Weg nach St. Cloud eingeschlagen, begleitet von einem Regiment Küraſſiere unter dem Befehl des Generals Regnaud de St. d'Angely. In St. Cloud nahm der König Hofwagen und begab sich nach Trianon, wo er einige Augenblicke blieb, gleichsam um dem Glück Zeit zu lassen, ihn zu erreichen und festzuhalten. Als der General Regnau de St. d'Angely ihn endlich fragte, welchen Befehl er den Truppen geben wolle und ob er sie in St. Cloud um sich zu vereinigen gedenke, antwortete ihm der König: dieß geht mich nicht mehr an; das ist jetzt die Sache des Herzogs von Nemours. Der Postmeister von Versailles führte dem König in Trianon achtundzwanzig Pferde zu für dessen Wagen, sehr sich unterscheidend von jenem Postmeister in Sainte-Menehoud, der, indem er Ludwig XVI., auch flüchtig, zurückhielt, diesen unglücklichen Monarchen und dessen ganze Familie auf das Schaffot brachte. Der Postmeister von Versailles sagte zum König: „Hier sind die besten Pferde aus meinem Stall; ich selbst habe sie ausgesucht — sie sind voll Kraft und unermüdlich — um die Abreise und die Wohlfahrt des Königs zu sichern auf den Seitenwegen, die er einzuschlagen für gut befinden wird. Lassen Sie denselben ihren vollen Lauf, solange noch ein Athemzug in ihrer Brust ist. Denken Sie nicht an mich, tödten Sie dieselben, Sire, aber retten Sie sich!“

Gegen Abend schlug der König die Straße nach Dreux ein. In der ersten Stunde der Nacht langte er dort an; die letzten Ereigniſſe in Paris waren in der Stadt noch unbekannt. Der Unterpräfekt von Dreux, Hr. Maréchal, als er die Ankunft der Hofkutschen zu ungewohnter Stunde erfuhr, glaubte, sie brächten an den königlichen Aufenthaltsort einige Prinzessinnen die von den Bewegungen in und um das Tuillerienschloß er-

schreckt seyen. Er begab sich ins Schloß und erkannte den König.

„Ich bin es nicht mehr,“ sagte ihm dieser Fürst; „ich weiß nicht mehr, wo ich mein Leben sichern soll. Paris steht in Flammen; ich habe abgedankt, um das letzte Unglück zu vermeiden; ich vertraue mich Ihnen an im Unglück, wie ich auf Sie vertraute im Glück. Unterrichten Sie sich, unterrichten Sie mich von dem Fortgange der Ereignisse, die mir unbekannt sind, und rathen Sie mir nach dem was Sie in der Nacht erfahren werden, was unter diesen Umständen zu thun ist.“

In diesem Augenblicke trat der Maire von Dreux in den Saal, um dem König seine Aufwartung zu machen; er wußte von Nichts. Der König, der das Wort wieder aufnahm, ward nun der Bote seines eigenen Mißgeschicks; er erzählte im Einzelnen und mit Leidenschaft die Reihe von außerordentlichen Ereignissen, die sich in den letzten Tagen zugetragen, bis zu dem Augenblick, wo, in seinem Palast von dem wachsenden Aufruhr umringt, von seinen frühern Ministern übel angeregt, von seinen letzten Ministern übel unterstützt, von seinen übrigens getreuen Truppen schlecht vertheidigt und von der Nationalgarde, für welche er regiert habe, verlassen, ihm nichts mehr übriggeblieben wäre als die Abdankung und die Flucht mitten durch die Flintenschüsse. Er war bewegt, rührend, leidenschaftlich. Er war entrüstet über die Verblendung der Nationalgarde, über die Schwachheiten, das Zaudern seiner Minister, über die Undankbarkeit der Völker, die einen Mann auf den Thron heben, damit er sie von der Anarchie errette, und die in einem Moment der Laune ihn in den Abgrund stürzen, aus dem er sie emporgehoben. Er äußerte sich mitleidig über die Eitelkeit der Dienste, die man den Menschen erzeigt, über das Schicksal der Königin, über ihr beiderseitiges Alter, das man auf die Seite schiebe und nicht mehr beachte, während er doch noch kräftig und frisch sey, dem man einen nutzlosen königlichen Verbannungsort anweise, fern von Paris, das sie geliebt, fern von der Regierung, die er geleitet, fern von den Rathsversammlungen, die er mit seiner Erfahrung und mit seinen Einsichten aufgeklärt hatte.

Die beiden Beamten vergossen Thränen bei diesen Vorwürfen, die ein durch seinen Sturz verwundeter Greis seinem Glück und der Nation machte. Der König verließ bald diesen Gegenstand und kam auf seine Enkel zu reden; er beklagte seine Kinder, die durch eine halbe Revolution auf einen Thron waren geworfen worden, den all seine eigene Weisheit nicht zu befestigen vermocht hatte; er schien unglückliche Ereignisse vorauszusehen und verzweifelnde Gelübde an den Himmel zu richten für deren künftiges Geschick.

Der König indessen schmeichelte sich noch mit dem Gedanken, sein Rücktritt habe alles zur Ruhe gebracht und seine Abdankung lasse noch unversehrt hinter ihm einen Thron, Kammern, eine Regierung, und er erklärte dem Maire und dem Unterpräfekten, seine Absicht sey vier Tage in Dreux zu bleiben und daselbst den Beschluß der Kammern über seine Person, seinen Aufenthaltsort und seine königliche Stellung nach dem Gutdünken der Nation abzuwarten. Er nahm einige Speise zu sich; er untersuchte bei Fackelschein die im Schloß angefangenen Bauten, die er befohlen hatte als ein Mann, der des folgenden Tags noch sicher ist.

Dieß unbewohnte Schloß war ganz entblößt von allen Gegenständen der ersten Nothwendigkeit für den König, die Prinzessinnen, die Kinder; die der königlichen Familie zugethanen Einwohner beeilten sich, Möbel herbeizuschaffen, Wäsche, Kleidungen, Silberzeug; man lieh dem König einige hundert Goldstücke; der Unterpräfekt machte ihm den Vorschlag, das in Chartres garnisonende Regiment Chartres kommen zu lassen. Er weigerte sich dessen; die Nationalgarde von Dreux lieferte die Sicherheits- und Ehrenposten im Schlosse.

Nach der Mahlzeit schrieb er langsam an Hrn. v. Montalivet, seinen Hausminister, um von ihm seine Portefeuille's, seine Necessaire's, seine Toilettengegenstände zu verlangen und ihm vorläufig seine Willensmeinung über das zuvörderst in Ansehung seines Vermögens zu Verfügende mitzutheilen.

Der mit dieser Depesche abgehende Kurier verläßt Dreux um 2 Uhr, der König legt sich zu Bett und fällt in einen tiefen Schlaf. Während dieses Schlafs langt ein Freund Hrn. Bethmonts von Paris an und verkündigt dem Unterpräfekten die Proklamation der Republik.

Hr. Maréchal will wenigstens dem König seine Ruhestunden gönnen, damit seine wiederhergestellten Kräfte dem Schlag, der ihn treffen wird, gewachsen seyen. Er begibt sich ins Schloß um 7 Uhr, er spricht mit dem Adjutanten des Königs und mit dem Herzog von Montpensier; der König schlief noch, seine Familie weckte ihn auf; die Neuigkeit wird durch die Zärtlichkeit der Königin ihm gemildert mitgetheilt; diese Fürstin hat ihren während des Kampfes lebendigen Muth in Entsagung und Hingebung umgewandelt, nachdem das Unglück entschieden war. Ein Familien- und Freundesrath wird vor dem Bett des Königs gehalten, man beschließt, die königliche Familie werde sich trennen, um einem Verdacht auszuweichen und den Bewegungen, die auf der Landstraße stattfinden könnten, wenn die Wagen oder irgendjemand erkannt worden wären.

Zum Rendezvous für die Königin und den König bestimmte man ein einzelnstehendes und unbewohntes Landhaus auf dem Kap von Honfleur, das dem Hrn. v. Perthius gehört; von dort aus hoffte man leicht die heimlichen Mittel zu finden, um nach England überzuschiffen; der Herzog von Montpensier, die Herzogin von Nemours und die Kinder würden die Straße nach Avranches einschlagen, um von dort nach der Insel Jersey oder Guernesey zu flüchten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 123 4. August 1849.

Der Enkel des Herrschers.

(Schluß.)

Ich habe den Tod gesehen an dem Bette des Ruchlosen in seiner ganzen Furchtbarkeit. Ich sah ihn walten auf dem blutigen Schlachtfelde und oft urplötzlich enden das Leben derjenigen, deren Adern strotzten von Kraft und Gesundheit, und auf deren verzerrten Todtenlarven sich noch der Groll, der Haß und die Herrschsucht wiederspiegelten. O wie anders naht er dem Sterbelager Padara's. Ihr Antlitz ist wohl bleich, ihre Sprache ist nur noch ein leiser, kaum vernehmlicher Hauch, aber ihr Auge ist reiner und lichtvoller. Ihre Verklärung beginnt schon hier auf Erden und sie müht sich nur, mich und Kaidur zu ermuthigen.

Keine Hoffnung, keine! So eben sagte uns Aamru, daß ehe die Sonne untergehe, Padara von uns geschieden seyn würde. Kaidur gerieth bei diesen Worten in den furchtbarsten Zorn; er schalt Aamru einen Lügner einen Ungläubigen. Dann stürzte er zu meinen Füßen, faltete meine Hände und rief: „Bete Herr, bete zu Deinem Gott, daß er seinen Engel sende und Padara erhalte. Bete, bete! denn Dein Glaube muß der wahre seyn, weil ihn auch Padara anerkennt; sie ist nicht getauft worden von Deinen Priestern, hat nicht gekniet in Deinen Tempeln, und dennoch befolgt sie die Lehren Deines Erlösers, ist sanft und milde und hat selbst für die Bösen keinen Haß, sondern nur ein weiches Erbarmen. Bete, bete zu Deinem allmächtigen Gotte, daß er seine Wunder geschehen lasse.“

Ich hatte keine Antwort, mein Muth, meine Hoffnung war dahin! Wohl ist der Herr allmächtig, aber es geschehen keine Wunder mehr.

Nein, nein! Frevel war mein Unglaube! Unendlich ist die Gnade Gottes, seine Wunder sind geschehen!!

Wie ein Traum liegt der Inhalt jener Stunde vor mir; das Entsetzlichste erschaute mein Auge und wie mein Blut erstarrte, wie ich verzweifelte und nicht mehr zu hoffen wagte, erfaßte mich unendliche Seligkeit.

Ich lag auf meinen Knieen und betete zu Gott für die leidende Geliebte, als ihr lauter Angstruf mich aus meiner Andacht schreckte. Ich stürzte in das Gemach! Gräßlicher Anblick! vor mir lag Padara, ein Leichenbild, das Antlitz von des Todes Farbe beschattet, die Augen geschlossen und aus einer tiefen Brustwunde rieselte ihr Blut zu Boden.

Wenige Schritte von ihr stand Kaidur, das Auge leuchtend, sengend wie einst im Schlachten-Graus, das Antlitz verzerrt, den Arm, in welchem die Hand den blutigen Dolch umfaßt hielt, weit von sich gestreckt.

Padara war durch ihn im beginnenden Wahnsinn ermordet. Da erfaßte auch mich derselbe Irrgeist, ich hob den Stahl, um Mord mit Mord zu tilgen, um den Unglückseligen niederzustoßen.

Da stürzte er zu meinen Füßen nieder, faßte meine Hände und bat: „Herr gedenke Deines Schwures und vergieße nicht mein Blut.“

Nicht besänftigt hatten mich diese Worte, nicht beachten konnte ich den gethanen Eid, aber da kreiste es wirr um mich her; in Nebeldunst entschwand Alles meinen Sinnen, bewußtlos stürzte ich nieder.

Eine Stimme, ihre Stimme rief mich ins Leben zurück. Sie lag etwas emporgerichtet auf dem Lager, ihre Wunde war verbunden, und sie flüsterte meine Hand in die ihrige pressend: „Ich lebe, ich werde leben und bei Dir bleiben.“

Ihr Auge leuchtete wieder licht und klar, ihre Wange färbte sogar ein schwaches Roth, und ihr Lächeln verhüllte keinen Schmerz mehr, sondern verrieth nur ihre Seligkeit.

Wie konnte ich da wähnen, daß ich noch weile, noch athme auf der Erde?

Und doch war es so; Aamru löste das Räthsel. Durch den Schlag, den Padara erhalten, hatte sich ein Blutgeschwülst gebildet, das ihr Leben bedrohte. Aamru verstand sich nicht auf äußere Krankheiten, auch fesselte ihn wohl der Schwur zu ängstlich: nie wieder Menschenblut zu vergießen. Kaidur dagegen hatte in der Wüste bei einem alten Arabar etwas von der Wundarzneikunst gelernt; das Verfahren war aber gewagt, ein Schnitt brachte Leben oder Tod. Darum zögerte Kaidur und hatte nicht den Muth rettend einzuschreiten.

Aber als Aamru erklärte, daß Padara nicht mehr zu retten sey, gab ihm Verzweiflung Entschlossenheit; er wagte den gefährlichen Schnitt; die Gnade Gottes lenkte seine Hand, Padara war gerettet!«

Und wie mir diese Auskunft geworden, flüsterte es furchtsam zu mir empor: „Herr, Herr, wirst Du nunmehr dem armen Kaidur vergeben und mir nicht ferner mißtrauen?«

Ich, der Schuldige, sollte dem treuen Retter vergeben!

Dort, wo einst Padara's kleine Hütte stand, erhebt sich nun eine recht freundliche Besitzung, nah' umrandet von einem duftenden Blumengarten, weithin von grünen Reisfeldern und endlich von dem dunklen Urwalde begränzt. Es ist mein, nein unser Aller Eigenthum! Padara, meine Gattin, ihren Gesinnungen nach, wie Kaidur so wahr sprach, längst eine Christin, trat mit ihrem Bruder zu meinem Glauben über. Beide wissen, welche heiligen Bande der Natur sie vereinen. Padara weiß sogar, wessen Stammes sie ist. Aber sie ist seit dieser Kunde noch demüthiger als vorher geworden; nur hält sie jetzt die gefährlichen Talismane, die beiden Perlen Tippo Saheb's, vor ihrem Bruder verborgen.

An die Umzäunung unseres Gartens lehnt sich eine niedre Laubhütte, in der Aamru treu seinem Glauben und seinen Sitten waltet.

Kaidur ist unverändert, ein seltener Edelstein in rauher Schaale. Oft ergreift ihn der Geist der Unruhe, dann wirft er sich auf sein Roß und sprengt in die weite Ferne. Aber wenn der Abend schattet, kehrt er immer sorgsam heim, um die Lieblingsblumen seiner Schwester zu pflegen. Dann sitzt er wieder Tage lang ruhig in unserer Mitte, und erzählt uns die Mährchen, welche er in der Wüste, im Beduinenzelte und auf dem Schlachtfelde erlernte. Am liebsten wiederholt er uns die Zaubersage von einem mächtigen Herrscher, dessen Throne gebrochen, dessen Reich untergegangen und dessen kronenberufenem Enkel selbst die Erinneruug an seine Herkunft verlöscht worden.

Welche dunkle Ahnungen liegen in des Menschen Seele!

Ein Versuch zur Ansiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

Von Friedrich Gerstäcker.

Amerika — Urwald — Indianer — Tomahawk — Scalpiren — Schlingpflanzen — Panther — „Oh, wer doch einmal im Urwald seyn und das Alles so recht in der Nähe mit Ansehen könnte« — ruft der entzückte Leser, während vor seinem inneren Auge eine wunderliebliche Camera obscura ihm all die obenerwähnten Sachen klein und zierlich, aber mit dem vollen Zauber reicher Phantasie übergossen, vorspiegelt.

„Da muß ich hin!« hatte auch „von Sechingen,« ein junger unabhängiger deutscher Edelmann gesagt, als er Coopers „Ansiedler« auf's Sopha warf, emporsprang, die an der Wand hängende Büchse ergriff und auf einen, im Geiste heraufbeschworenen Panther schnell und sicher anlegte.

Er nahm sich kaum Zeit, das Buch auszulesen; noch in demselben Monat ordnete er seine Geschäfte und acht Wochen später trug ihn die wogende blaue See hinüber zu dem Lande seiner Hoffnungen und Träume. Dort, im stillen Wald — im rauschenden Schwanken der Urbäume, wollte er sich seine Hütte bauen, den Bär und Panther jagen und mit den rothen Eingebornen verkehren; dort von allen Sorgen und Aergernissen des alten Vaterlandes entfernt, hoffte er die Ruhe zu finden, nach der er sich gesehnt, und die Oberlippe warf er stolz und verächtlich empor, als er jetzt an all das Komplimenten- und Etikettenwesen zurückdachte, was Gott sey Dank nun hinter ihm lag.

Die Reise war höchst glücklich — nach schneller Fahrt erreichte er New-Orleans, hielt sich aber hier kaum lange genug auf, die Stadt flüchtig anzusehen, sondern nahm, als am nächsten Morgen ein für den Arkansas bestimmtes Dampfboot stromauf lief, auf diesem Passage, und erreichte neun Tage später Little Rock, die Hauptstadt des Staates.

Hier nun strömten, wie das stets bei ankommenden Booten der Fall ist, eine Masse von Menschen an Bord, um vielleicht hie oder da einen Bekannten zu treffen, oder Zeitungen und Briefe in Empfang zu nehmen, und von Sechingen, dem das Treiben noch ganz neu und ungewohnt war, konnte nicht umhin, einen kleinen freundlichen Mann zu bemerken, der, etwa ein Achtunddreißiger, einen grauen, verschlossenen Ueberrock mit Messingknöpfen, ein Paar dunkelfarbige Sommerbeinkleider, grobe Schuh, ein hellblaues Halstuch und einen ziemlich mitgenommenen schwarzen Seidenhut trug. Der Kleine trat nämlich mit einer unbeschreiblichen, wohlbehaglichen, Sicherheit auf, schien dabei Jeden auf dem Boot zu kennen, und war auch wirklich von Allen gekannt, denn des Zunickens und Handdrückens wurde gar kein Ende und „wie gehts Charley — noch immer munter, Charley? — cless me Charley, wie dick Ihr geworden seyd!« tönte fast von jeder Lippe. — Es war Charles Fischer, dessen Name bei allen dort gewesenen oder reisenden Deutschen fast unzertrennlich von dem Namen der Stadt selbst geworden, denn schon seit langen Jahren wohnhaft in der Stadt, die er, wie er gern erzählte, „noch als ein Dorf gekannt,« hatte er durch Fleiß und Sparsamkeit (er war ein Tischler) und besonders durch Glück, bei allen seinen Unternehmungen eine hübsche Summe gespart, später ein Paar kleine Häuser gebaut, dann eine Art Wirthshaus und Schenkstand angelegt,

und jetzt steigerte sich mehr und mehr sein Verdienst, da er Alles, was er brauchte, von New-Orleans oder Cincinnati — wo Provisionen wie Getränke sehr billig sind — bezog, und dieses dann in Little Rock zu einem enormen Preis wieder verkaufte. Dazu als eine gute, harmlose Seele beliebt, und schon so lange an jenem Orte wohnend, daß ihn Hin- und Herreisende immer wieder auf derselben Stelle, der Erste an Bord jedes anlaudenden Bootes, und eine halbe Stunde später hinter seinem Schenktisch fanden, wurde Charles Fischer gewissermaßen die Hausnumer, die man auf alle nach Little Rock oder auch ganz Arkansas adressirten Briefe setzte, wenn man nicht den Ort, wohin Brief oder Passagier bestimmt war, ganz genau angeben konnte.

Charles Fischer war also, und ist selbst jetzt noch, das Polizeibüreau für sämmtliche nach Little Rock kommende Deutsche, auf dem sie sich nach jedem Interessenten erkundigen können, das aber dafür auch Alles, was den Fragenden angeht, wissen will. Selbst übrigens selten oder nie, seit er in Amerika ist, aus Little Rock herausgekommen, wechselt er auch seine Ansichten nicht besonders, und wenn Jemand von ihm wissen will, wo in Arkansas gutes Land liegt, so schickt er ihn seit 15 Jahren an den Fourche le fave; wünscht man von ihm zu erfahren, wie die „Zeiten“ sind, so schimpft er und holt ein Paketchen kleiner Banknoten, die er mit einem starken Bindfaden in einem Westenknopfloch befestigt hat, aus der Tasche und sagt „man müsse in Little Rock das Geld anbinden, sonst liefe es fort;“ erkundigt man sich nach seiner politischen Meinung, so ist er Demokrat mit Leib und Seele — er ließe sich, behauptet er, lieber todtschlagen, ehe er zu den Whigs überginge, läßt sich aber nie über nähere Erörterungen ein, da ihm der Unterschied zwischen Whigs und Demokraten noch selbst in vielen Stücken sehr dunkel ist; fragt man ihn aber, was seine Frau macht, so stößt er Einem den Zeigefinger in die Rippen, blinzt das linke Auge zu, was verschmitzt aussehen soll, und lacht.

Außer Little Rock existirt weiter keine Welt für ihn, er verschmäht jede Einladung, einmal auf das Land zu seinen Freunden zu kommen, und behauptet bei solchen Gelegenheiten stets, sich mit innigem Behagen die Hände reibend, „es gäbe doch nur ein Little Rock“ und darin hat er vollkommen recht, denn es wäre fürchterlich, wenn auf der Welt noch solch ein zweiter Platz existirte.

Eben hatte Charleh, wie er von Allen freundschaftlich genannt wurde, mehrere Briefe vom Buchhalter in Empfang genommen, die zwar an ihn adressirt, keineswegs aber für ihn bestimmt waren und wollte das Boot wieder verlassen, als von Sechingen, der jetzt genug von ihm gesehen und auch den Namen so oft gehört hatte, um ziemlich sicher zu seyn, wer vor ihm stehe, auf ihn zutrat, und freundlich grüßend fragte, ob er das Vergnügen habe, mit Herrn Karl Fischer zu sprechen?“

„Charleh — of course — gewiß —“ sagte der Kleine „eben von Deutschland gekommen, eh? haben Sie dort auch letztes Jahr so nasses Wetter gehabt, wie wir hier? aber apropos, was ich Sie fragen wollte, wie weit sind sie denn bei Stuttgart mit der Eisenbahn?“

„Es thut mir leid, Ihnen darüber keine genaue Auskunft geben zu können,“ lächelte der Fremde, „ich komme aber mit einer Bitte um Rath zu Ihnen, Herr Fischer, indem ich von New-Orleans aus durch einen dort zufällig getroffenen Freund an Sie gewiesen bin, mir die beste Gegend für Land hier in Arkansas zu nennen. Ich beabsichtige mich anzukaufen und weiß selbst noch nicht recht, ob ich meine Nachforschungen von hier aus beginnen, oder mit dem Boot bis Fort Gibson hinauf gehen soll.“

„Land kaufen?“ sagte Charleh, wie er sich selber nannte, „Land kaufen? keine bessere Gegend in der Welt, als am Fourche la fave — Land nicht todt zu machen — Weide, unverwüstlich — Wild unmenschlich.“

„Viel Wild? so?“ frug der Fremde, und wurde aufmerksamer — „und wo liegt dieses paradiesische Land?“

„Etwa vierzig Meilen von hier, über die Berge fort, Sie gehen jedoch am Besten mit dem Boot bis an die Mündung des kleinen Flusses selbst, und dann soll es noch 20 Meilen von da bis zu der deutschen Ansiedlung seyn, Sie können nicht fehlen, immer am Fluß hinauf.“

„Was fang ich aber indessen mit meinen Sachen an? denn wenn ich eine Fußtour unternehmen soll, muß ich die auf jeden Fall zurücklassen.“

„Können Sie zu mir hinstellen,“ sagte Charleh, „ich habe ein kapitales Lokal — unten ein großes Barzimmer mit einem Schlafkabinet.“

„Barzimmer?“ frug der Fremde.

Nun ja — Barzimmer, ach so, Sie wissen nicht was Bar ist, nun Schenkzimmer, das ist ja wohl deutsch — eine Treppe hoch habe ich einen Tanzsaal, sollen einmal den Tanzsaal sehen, wie ich den herausgeputzt habe — und auch ein Schlafkabinet, und oben unter dem Dach noch zwei Schlafkammern, wo, wenn es ordentlich eingetheilt wird, an die vierzehn Betten stehen können.

„Aber wo wohnen Sie denn da?“ sagte erstaunt der Fremde.

„Im Sommer wohn' ich im Tanzsaal und im Winter unten, neben dem Barzimmer.“

„Und 14 Betten in zwei Dachkammern?“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Lamartine's Geschichte der französischen Revolution von 1848.

(Fortsetzung.)

Die Hofkutschen läßt man stehen; der Unterpräfekt verschafft sich weniger verdächtige Fahrzeuge bei den Einwohnern von Dreux; die einfachsten Kleidungen dienen den Flüchtigen als Mittel, unbekannt zu bleiben; eine offene Kalesche entführte den Herzog von Montpensier und die Herzogin von Nemours auf der Straße nach Avranches; der König und die Königin, eine Kammerfrau, ein Kammerdiener und Hr. v. Rumigny, Adjutant des Königs, steigen in einen geschlossenen Wagen; die Königin, die für den Morgen auf dem Grabe ihres Sohnes in der Schloßkapelle eine Messe anbefohlen hatte, hatte nicht einmal Zeit ihre Gebete an dem Grabe ihres Sohnes zu vollenden; die Abreise erlaubte keinen Aufschub; der Unterpräfekt von Dreux bestieg den Kutschenbock; man schlägt die Straße nach Amet und Couviers ein.

Bei der Ankunft in Amet, der ersten Poststation, wird der König erkannt; man grüßt ihn mit Ehrerbietung. Hr. Maréchal verschafft ihm acht- oder zehntausend Franks in Gold und Pässe unter falschen Namen.

Zu Saint-André lassen die Postpferde auf sich warten; das an einem Markttage versammelte Volk hegt Verdacht und beobachtet von ferne den Wagen; es glaubt Hrn. Gouizot zu erkennen; ein Geschrei erhebt sich: es ist Guizot! Die Aufregung theilt sich mit und wird drohend. Der Unterpräfekt, von einigen Einwohnern von Saint-André gekannt, bemüht sich die Menge zu enttäuschen. Er macht halbe Eröffnungen die man gleich versteht und die geachtet werden.

Drei Männer indessen nähern sich und sehen in die Kutsche hinein; der König hielt in der Sitzecke, halb sich versteckend; er trug eine schwarze seidene Nachtmütze über die Stirn zusammengerollt, Augengläser und keinen künstlichen Haarwuchs. Diese Männer sind unentschlossen, und bald darauf kehren sie mit zwei Gendarmen zurück. Man fordert die Pässe. Hr. Maréchal überreichte sie; er nimmt einen der Gendarmen auf die Seite, er vertraut seinem Edelmuth das Geheimniß der Wohlfahrt des Königs und der Königin an; der gerührte Gendarm thut, als ob er die Pässe untersuche und sie ganz in der Ordnung finde; die Pferde werden angespannt; der König reist ab.

Der Wagen rollt auf diese Weise den ganzen Tag entlang ohne ein Hinderniß anzutreffen, die einzige Gefahr lag in der Durchfahrt durch Evreux. Hr. Maréchal zitterte bei dem Gedanken, der König werde erkannt und angehalten in einer, Paris so nahe gelegenen Stadt, in der die aufgeregte Bevölkerung wohl zu irgend einer Demonstration im Namen der Republik Veranlassung geben konnte. Man näherte sich der Stadt; die Angst des Mannes, dem die Rettung und das Wohl der beiden alten Leute anvertraut war, wuchs mit jedem Umschwung des Rades, schon gewahrte er die Thürme der Stadt; eine Erinnerung stieg in seiner Seele auf; es fiel ihm ein, daß einer seiner Freunde ein an der Landstraße gelegenes Landhaus in der Nähe von Evreux besitze; er ließ halten und frug einen Chausseearbeiter, der an den Chausseegräben Steine zerklopfte, nach dieser Wohnung. Dieser Mann zeigte ihm mit dem Finger das Haus und bezeichnete den Nebenweg, der dorthin führte. Hr. Maréchal befahl dem Postillon, dorthin zu fahren.

Das Haus war leer; der Pächter und seine Frau empfangen die Reisenden, ohne sie zu kennen, in ihrer eigenen Wohnung; der König und die Königin richten sich in einer Kammer ein, die an die Küche des Pachthofs stößt; sie wärmten sich, sie empfangen die ländliche Gastfreundschaft dieser guten Leute, welche die Reisenden für Freunde ihres Herrn halten.

Während der König und die Königin diese Stunden der Ruhe genießen, begibt sich Hr. Maréchal zu Fuß nach Evreux, und benachrichtigt seinen Freund von den seinem Hause anvertrauten Gütern.

Die Stadt war in Gährung bei den sich auf einanfolgenden Gerüchten über die Ereignisse in Paris; die Durchfahrt durch Evreux war unmöglich. Hr. Maréchal und sein Freunde erkundigen sich nach den Mitteln um diese Durchfahrt zu vermeiden; indem sie die Stadt umgehen, gelangen sie wieder zum Zufluchtsort der königlichen Familie.

Der Pächter, unterrichtet von seinem Herrn über den Rang und das Unglück der Gäste, die er aufgenommen, gibt sich mit Wärme der Sorge für ihre Rettung hin; er kennt alle Nebenwege; er spannt seine Pferde an die Kutsche; er selbst führt den König.

Ein sicherer Mann führt die Königin auf einem andern Wege. Man verläßt den Pachthof um 7 Uhr; man geht die ganze Nacht. Vor Tagesanbruch langen der König und die Königin, jeder von seiner Seite, auf dem Kap von Honfleur an und kommen in Sicherheit, ohne daß sie in dem Hause des Hrn. v. Perthius die geringste Aufmerksamkeit verursacht hätten. Dieß in einem Dickicht von Bäumen wie vergrabene Haus liegt auf einer Anhöhe, eine halbe Stunde Gehens von der Stadt entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 124 5. Auguſt 1849.

Ein Verſuch zur Anſiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortſetzung.)

„Ja, und wie viel meinen Sie, daß im letzten Winter, wo ich den großen Ball hatte, dort oben in eilf Betten Menſchen gelegen haben?“

„Nun, vielleicht gar zweiundzwanzig Perſonen?“ lachte der Deutſche.

„Zweiundzwanzig?“ rief Charleh die Naſe rümpfend, „wegen denen wären die Umſtände nicht nöthig geweſen — ſiebenunddreißig.“

„Aber wie iſt das möglich?“

„Möglich? in Amerika iſt Alles möglich, das werden Sie auch wohl noch erfahren, ehe Sie ſechs Monate im Lande ſind.“

„Dann kann ich alſo Alles zu Ihnen ins Haus ſchaffen laſſen?“

„Ja wohl — verſteht ſich, wollen gleich einen Mann rufen, heh — Sam! oh Sam! hierher!“

Der Zuruf galt einem großen, breitſchultrigen Mulatten, der neben ſeinem zweirädrigen Güterkarren am Ufer ſtand und mit der Peitſche knallte — „hier iſt ein Gentleman, der Sachen nach meinem Hauſe zu ſchaffen hat.“

„Ay, ay, Mr. Charleh,“ rief der Mulatte, freundlich grinſend, während er über die Plunka an Bord lief, und in wenigen Augenblicken oben neben ihnen ſtand, „ſoll richtig beſorgt werden,“ fuhr er fort, indem er den getheerten Matroſenhut neben die Peitſche auf das Verdeck legte, „aber Miſter Charleh, nicht wahr, Sam bekommt dann auch einen Schluck von dem Paech brandy?“

„Iſt der ſchwarze Teufel ſchon wieder durſtig,“ rief Charleh erſtaunt, „hat er nicht erſt vorgeſtern eine halbe Flaſche voll ausgetrunken?“

„Aber Miſter Charleh —“

„Nun ſchon gut, ſchaff nur die Sachen ordentlich und ſchnell hinauf — ich komme gleich mit und da wollen wir ſehen.“

Drei Koffer, zwei Hutſchachteln, mehrere Gewehrfutterale, ein Reiſeſack und noch verſchiedene andere kleine Kiſtchen und Kaſten wurden jetzt von dem geſchäftigen Mulatten in faſt unglaublich kurzer Zeit an's Ufer, zu dem nur wenige hundert Schritt vom Waſſerrande entfernten Hauſe Carl Fiſchers befördert, und der Fremde, nachdem er das Fuhrlohn wie einen Trunk für den Karrenführer bezahlt hatte, und Alles beſorgt ſah, wandte ſich hier zu ſeinem freundlichen Wirth und ſagte:

„Wenn es Ihnen recht iſt, ſo möchte ich jetzt ein wenig Toilette machen, denn in dieſem Aufzug kann ich doch auf keinen Fall in den Urwald dringen. Haben Sie Bären hier in der Nähe?“

„Bären?“ frug Charleh verwundert, „die Leute da oben leben von weiter nichts als von Bärenfleiſch; wie die Schweine laufen ſie im Walde herum, nach den Hirſchen ſchießen ſie gar nicht mehr.“

„Die Bären?“

„Die Jäger, of course!“

„Nun,“ rief der Fremde, „dann werde ich ja auch wohl noch heute Abend zum Schuß kommen, will alſo doppelte Kugeln einladen.“

Sie waren unterdeſſen in die Wohnung oder vielmehr das „Barzimmer“ des kleinen Charleh, wie es dieſer nannte, getreten, und in dem daranſtoßenden Kämmerchen verwandelte ſich der junge Mann bald, was wenigſtens das Aeußere betraf, aus einem Stutzer in einen Jäger, mit grüner Pikeſche, ledernen Beinkleidern, hohen Waſſerſtiefeln, umgeſchnalltem Hirſchfänger, gewaltiger lederner Waidtaſche und ſchöner Suhler Büchsflinte, dabei wohl ausgerüſtet, was Schrotbeutel, Pulverhorn, Zündhütchenaufſetzer, Meſſer, kurz Alles das betraf, was er nach deutſcher, richtiger Waidmannsart „fertig gerüſtet nennen konnte.“

„Nun kann's losgehen!“ jubelte Charleh und ſchlug vor Freuden in die Hände, als er den Jäger erblickte. „Da ſieht mans doch auch, daß es ein Jäger iſt; — hier zu Lande laufen ſie mit ihren langen Schießprügeln auf der Schulter, den Kolben nach hinten, in alten ledernen Jacken und wollenen Fracks im Wald herum und haben dünne, hirſchlederne Lappen an den Füßen, durch die man jedes Sandkorn fühlt. Ich habe ſelbſt einmal ſo ein Paar Dinger angehabt, bin aber beinah lahm geworden; weiß der Böſe nur, wie ſie noch 'was

Digitized by Google

schießen, es muß aber wohl so viel draußen seyn, daß sie's selbst nicht ändern können.“

„Gehen Sie denn nie auf die Jagd?“ frug der Fremde.

„Ich? nein — bewahre —“ lachte Charley, „ich müßte mich auch gut mit einer Flinte ausnehmen; ne, da draußen im nassen Walde herumzukriechen, den ganzen Tag ein schweres Stück Eisen auf der Schulter zu schleppen und dann auch noch d'raus zu schießen — ne — das ist meine Passion nicht. Ich habe gern Alles in der gehörigen Ordnung, Abends mein gutes Essen und ein warmes Bett, und am Tag — aber sie läuten schon wieder auf dem Boot — daß Sie's nur nicht versäumen. Was mir aber noch einfällt, es wäre doch eine Möglichkeit, daß Sie sich verliefen, denn im Walde sieht ein Baum wie der andere aus, und hier neben an wohnt ein Indianer, wenn Sie dem einen Dollar und einen Schluck Whiskey geben, so geht er mit Ihnen durchs Feuer.“

„Ein Indianer?“ rief der Fremde entzückt, o rufen Sie ihn her, ich will ihm geben, was er haben will, der muß mit mir gehen, das ist zu romantisch.“

„Wie heißen Sie denn eigentlich?“ frug Charley jetzt, dem der letzte Ausdruck wahrscheinlich auffallen mochte.

„Mein Name ist von Sechingen,“ erwiederte der Fremde.

„Ach Herr von Sechingen, ist mir sehr angenehm Ihre werthe Bekanntschaft — aber der Teufel soll mich holen, wenns da nicht schon zum zweiten Male läutet — laufen Sie aufs Boot, ich bringe den Indianer.“

„Ja — aber er muß sich doch erst zurecht machen —“

„Ist immer zurecht gemacht,“ erwiederte Charley, „nur fort, sonst werden sie noch zurückgelassen. Also wohl gemerkt — an der Mündung des Fourche la fave lassen Sie sich aussetzen, und wenn Sie Alles in Richtigkeit haben, so kommen Sie nur her, und holen sich Ihre Sachen — apropos — grüßen Sie mir die Deutschen oben.

Herr von Sechingen eilte jetzt auf das Boot, es dauerte jedoch gar nicht lange, bis Charley mit dem versprochenen Indianer nachkam und ihn auch kaum noch abliefern konnte, denn eben schellte die Glocke zum dritten und letzten Mal, die Taue wurden eingenommen ein flüchtiges Lebewohl den am Ufer Bleibenden zurückgerufen, und fort schoß der Koloß, daß „schwimmende Gasthaus“ gegen den Strom an, dem fernen, fernen Westen zu.

Der Deutsche versuchte indessen mit dem Indianer ein Gespräch anzuknüpfen, fand diesen aber zu einer langen Unterhaltung keineswegs aufgelegt, und konnte auf seine Fragen, da dieser noch dazu sehr gebrochen englisch sprach, nur kurze, und meistens unbefriedigende Antworten erhalten, so daß er seine Erkundigungen endlich einstellte und bei sich dachte, im Walde würde der rothe Sohn der Wälder auch wohl gesprächiger werden.

Dieser rothe Sohn der Wälder sah übrigens ganz anders aus, als sich Sechingen eigentlich die Indianer, jene stolzen, kriegerischen Häuptlinge gedacht hatte. Ein früher einmal blau gewesenes, baumwollenes Jagdhemd hing ihm lose um die Schultern, die Beine staken in grau wollenen Beinkleidern, die Füße in mächtigen groben Schuhen, auf dem Kopf saß ihm, bis tief in die Augen hinein, ein alter zusammengedrückter Filz, unter dem die langen, schwarzen Haare wild und unordentlich hervorquollen, und im Gürtel, der sein Jagdhemd zusammenhielt, stack ein kurzes, schmales Messer, während an seiner rechten Seite eine kleine lederne Tasche, auf seiner linken Schulter eine zusammengewickelte wollene Decke hing und eine lange, keineswegs prachtvoll aussehende Büchse mit Feuerschloß, die Bewaffnung und Ausrüstung dieses sonderbaren Wesens beendete.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Lamartine's Geschichte der französischen Revolution von 1848.

(Fortsetzung.)

Es war am 26. Februar; der Herr des Hauses bewohnte es nicht; ein verständiger und sicherer Gärtner war im voraus über das seiner Obhut anvertraute Geheimniß unterrichtet. Dieser Mann hatte seiner Frau und seinen Kindern die Vorsicht und die Hingebung eingeflößt, auf denen der ganze Plan der Sicherheit und des Entkommens des Königs und der Königin beruhte. Niemand in der Gegend dachte daran, daß dieß abgelegene Haus die Personen in sich fasse, die zwei Tage vorher die Souveräne Frankreichs und die Bewohner so vieler Paläste waren. Man sorgte dafür, die Fensterladen immer geschlossen zu halten; der Rauch der Schornsteine erhob sich nur zur Nachtzeit; diese Vereinsamung dauerte neun Tage. Diese neun Tage wurden vom General v. Rumigny, vom General Dumas und von etlichen Vertrauten angewandt, um dem König sichere Mittel zur Ueberschiffung nach England zu verschaffen; dieser Fürst und seine Freunde wußten nicht, daß die Regierung Lamartine bevollmächtigt hatte, mit den der Gefahr und dem Unglück schuldigen Rücksichten und Klugheits-Maßregeln diese Mittel der Flucht zu verschaffen.

Der König, fürchtend in Havre erkannt und verhaftet zu werden, wenn er sich dorthin begeben würde um das Postschiff von England zu benützen, ging in der Nacht zu Fuß nach Trouville. Ein Kaufmann von

Trouville, Hr. Gualtier, beherbergte ihn zwei Tage lang. Auf den Rath seines Wirths, entschloß sich der König ein Fischerboot aus dem Hafen von Trouville zu miethen, um sich auf demselben in offener See an ein englisches Postschiff zu begeben. Der erste Eigenthümer, an den er sich wendet, schöpft Verdacht, markiet und verlangt für seine Dienste einen ausnehmend hohen Preis; ein anderer vermuthet auch, es handle sich um die Rettung von Flüchtigen. Er bietet edelmüthig sein Schiff umsonst an. Seine Hingebung wird angenommen. Der erste Eigenthümer, eifersüchtig und beschämt, über die projektirte Abreise berichtet, macht das Geheimniß bekannt und zeigt es an; der König erfährt die verschiedenen Gerüchte, die in der Stadt sich verbreiten, und befürchtet Haussuchungen, zu denen diese Gerüchte Veranlassung geben zu könnten. Er ändert seine Meinung, und kehrt in der Nacht auf kothigen Wegen, während es regnete, entmuthigt, sehr ermüdet und glaubend, man setze ihm nach, in das Haus des Gärtners zurück, wo die Königin ihn erwartete. Es schien, als schließe sich die Küste vor ihnen; der Enthusiasmus für die Republik, wenn auch angriffslos und edelmüthig, schien dem ganzen Lande den Anschein des Hasses gegen das Königthum zu geben.

Ein junger Seeoffizier, in Havre sich aufhaltend, der nicht im Geheimniß des Aufenthalts des Königs in der Umgegend war, aber aus einigen ihm gemachten Mittheilungen die Vermuthung schöpfte die königliche Familie bemühe sich vergeblich, Mittel für die Flucht zu finden, nahm es aus eigenem Antrieb auf sich, den englischen Marinekapitän Pol zu fragen, ob er seine Zustimmung gebe in offener See den König an Bord zu nehmen, im Fall dieser Fürst an sein Postschiff in einer Fischerbarke anlanden würde. Der Kapitän Pol antwortete, es sey den von ihm erhaltenen Befehlen zuwider. Sobald er aber in Southampton angelangt ist, benachrichtigt er unmittelbar und auf vertraulichem Wege die Admiralität von den Eröffnungen, die ihm gemacht waren worden und von dem Dienst, den ein an den Küsten Frankreichs kreuzendes Postschiff dem Könige leisten könnte. Lord Palmerston erläßt augenblicklich Befehle in diesem Sinn an die auf unsern nördlichen Küsten residirenden englischen Konsuln.

Der junge Offizier, seinerseits von dem englischen Konsul in Havre benachrichtigt, entdeckt endlich den Zufluchtsort des flüchtigen Fürsten; er führt ihm den Vize-Konsul zu; man kommt überein, daß der König sich in Havre einschiffen werde, auf einem der Schiffe, die von der französischen Küste an die englische Küste Vieh und Lebensmittel transportiren. Aber ein entgegengesetzter Wind, eine sehr aufgeregte See machen fünf Tage die Abfahrt dieser Schiffe unmöglich; der König, Stunden und Minuten zählend, vergeht vor Ungeduld und Unruhe; mehrere Male kommt er und geht zurück, querfeldein, im Dunkel der Nacht, von seinem Zufluchtsort nach Havre und von Havre nach seinem Zufluchtsort; endlich entschließt er sich zu einem Ausweg, gefährlicher als jeder andere, nämlich sich nicht weit von Rouen an Bord eines Paketboots einzuschiffen, das von Rouen nach Havre geht. Dieß Schiff, das in der Nacht in Havre ankommt, wird ihn weniger dem Zufall aussetzen, erkannt zu werden, wenn er durch die Stadt könnte; er wird auf diese Weise als ein Reisender der von Paris kömmt, von diesem Seineschiff sich unmittelbar auf das Seeschiff begeben können, das die Passagiere nach England übersetzt.

Der König verkleidet sich; er nimmt den Namen von Theodor Lebrun an; der Maire begünstigt vermittelst seines treuen Einverständnisses diese Einschiffung; der englische Vize-Konsul gibt seinen Arm der Königin; die beiden Befahrten, auf dem Verdeck angelangt, erkennen das nämliche Schiff, das sie im vergangenen Jahre gemiethet hatten, um auf demselben vom Schlosse von Eu aus Spazierfahrten auf der See zu machen.

Einige von den damaligen Matrosen dienen noch jetzt auf dem Schiffe; derjenige der beauftragt ist bei den Passagieren umzugehen, um das Passagegeld von ihnen einzufordern, hält eine Laterne in der Hand, deren Licht zufällig das Gesicht des König erleuchtet. Er erkennt in diesem Moment den Fürsten, den ein anderer Blick als der Seinige nicht verrathen kann; schnell wendet er seine Laterne ab, indem er vor seinem ehemaligen Herrn die ehrerbietigste Rücksicht sichtbar werden läßt.

Das Gerücht verbreitet sich unter der Schiffsmannschaft, von einem zum andern, daß die Flüchtigen von Eu sich auf dem Schiffe befinden; nicht einem einzigen dieser Matrosen fällt es ein, der Republik einen Dienst zu erweisen durch einen feigen Verrath, dem Alter gegenüber und dem Unglück; sie thun, als wenn sie nichts sehen und wachen über alles. Nur als das Schiff an den Kai von Havre anlegte, stellen sie sich ohne Ziererei, zu beiden Seiten der Reisenden; sie entblößten ihr Haupt und neigten es mit schweigender Ehrerbietung. „Gott rette Sie," sagten sie mit halblauter Stimme. Die Republik selbst hatte dieß gesagt, durch die Stimme ihrer Regierung, während Schüsse noch fielen und das Blut von Paris noch nicht von den Straßen gewaschen war.

Man hatte nur die Breite eines Kai's zu überschreiten, um von dem Paketboot von Rouen auf das Paketboot von Southampton zu gelangen. Der König, die Königin, vor ihnen der General Dumas und der General Rumigny, legen diesen kurzen Weg zurück ohne bemerkt zu werden, und besteigen das englische Schiff. Im Augenblick, als der König seinen Fuß auf die Leiter setzt, nähert sich eine Frau mit einer Laterne in der Hand. Sie ruft aus: „Er ists, es ist der König!" Ein Offizier nähert sich, ohne Zweifel, um sich mit eignen Augen von der Persönlichkeit des Königs zu überzeugen. „Es ist zu spät," sagte der Kapitän des Paketboots, und läßt die Leiter wegnehmen.

Dieser Umstand machte einen großen Eindruck auf die Diener des Königs, welche glaubten, sein Heil habe von dieser Minute abgehangen, und hätte durch diesen Ausruf einer Frau und durch die Neugier eines Soldaten gefährdet werden können. Aber Niemand hatte Befehl gegeben, sich der Abreise des Königs zu widersetzen, und in den Händen der Agenten der Regierung befanden sich nur Instruktionen, die auf das Bestimmteste gegen jede Maßregel sich erklärten, welche die Sicherheit und Freiheit des Königs hätten beschränken können.

Das Schiff lichtete die Anker; es trug während einer stürmischen Nacht und bei hoher See den König nach Southampton, wo die Gastfreundschaft seines Schwiegersohns, des Königs der Belgier, ihn in dessen Schloß zu Claremont erwartete.

Die Flucht der königlichen Familie.

II.

Andere Ereignisse, entsprungen aus dem nämlichen Irrthum über die Absichten der Regierung und über den Edelsinn des Volkes, hatten einige Tage lang die Flucht der Herzogin von Orleans, ihrer Söhne, sowie des Herzogs von Nemours, seiner Kinder und der Herzogin von Montpensier bezeichnet. Wir haben gesehen, daß die Herzogin von Orleans, gezwungen, bei dem zweiten Einbruch des Volkes, aus der Deputirtenkammer zu flüchten, sich mit dem Grafen von Paris, den HH. v. Mornay, Scheffer, Lasteyrie, Courtais, Clement entfernt hatte. Hr. v. Mornay, bewunderungswürdig durch seine Geistesgegenwart und seinen Muth, hatten ihren Weggang und ihre Flucht von der Deputirtenkammer ins Hotel der Invaliden beschützt. Die Kutsche, in der sich die Prinzessin befand, war vom Volk nicht bemerkt worden. Der Marschall Molitor hatte die Prinzessin, den Grafen von Paris und den Herzog von Nemours in seinen Sälen während einiger Stunden empfangen, aber der alte Soldat, krank und von der Verantwortlichkeit, die sich an die Ereignisse knüpfte, verwirrt, hatte sich über die Stimmung der Invaliden zweifelhaft und über die Sicherheit des Ortes auf eine Weise geäußert, die das Vertrauen der Prinzessin und ihrer Freunde tief erschüttert hatte.

Während der Marschall ein Essen für seine Gäste bereiten ließ und die Freunde der Herzogin sich in ihrer Gegenwart beriethen, hatte sie, unaufhörlich an die ehemalige Gefangenschaft der königlichen Familie im Tempel denkend, an ihren Sohn, der vielleicht einem andern Gefangenwärter Simon bald würde übergeben werden, den Entschluß gefaßt, auch nicht eine Stunde länger im Invalidenhotel zu bleiben. Sie begab sich noch vor Ende des Tages unter dem Schutze des Hrn. Anatole v. Montesquiou in das Schloß Ligny, einige Stunden von Paris.

Hr. Anatole v. Montesquiou, ehemaliger Adjutant des Kaisers, später zum Hofe der Königin Amalie zählend, gehörte zu den Leuten, die von einem Hofmann nichts als die Anmuth des Benehmens besitzen, aber damit die Tapferkeit des Soldaten, die Ritterlichkeit des Dichters, die Hingebung des braven Mannes verbinden. Die Prinzessin, von Hrn. v. Montesquiou beschützt, von den Ihrigen in Paris Stunde für Stunde von allem benachrichtigt, was ihrem Mutterherzen nahe lag, was ihre Flucht aufhalten oder begünstigen konnte, brachte mehrere Tage verborgen im Schloß von Ligny zu. Sie war im höchsten Grad unruhig über das Schicksal ihres zweiten Sohnes, des Herzogs von Chartres.

Im Augenblick, in welchem die Prinzessin aus der Deputirtenkammer entkommen, war sie von ihren Kindern durch das Volk, das die Säle, die Treppen und die Vorplätze anfüllte, getrennt worden; der Herzog von Chartres war unter die Füße des Haufens gefallen; der Jammerruf der Mutter erhob sich umsonst nach ihm; die Fluthen des Volkes waren taub wie die Fluthen des Ozeans.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Sonderbare Empfehlung. — Der Steuermann eines Dampfschiffes, das eben vor der kleinen Stadt Portland in Indiana lag, pries gegen einige Passagiere den Ort ungemein und sagte endlich: „Die Stadt sieht sehr still und langweilig aus, aber die Leute darin sind außerordentlich ruhig. Vor ungefähr 15 Jahren kam ich in einem Boote auch einmal hier an und machte Halt, um einige Lebensmittel einzunehmen. Ich ging daher in die Stadt, sah zufällig an einem Kaufmannsladen einen Rock hängen und nahm ihn an mich. Der Eigenthümer aber lief mir nach, holte mich ein und führte mich vor den Richter; ich wurde sofort verhört, verurtheilt und bekam auf der Stelle 31 Hiebe und war in einer Viertelstunde wieder in meinem Boote. Ich sage Ihnen, es kann keine Stadt geben, in welcher die Geschäfte schneller abgethan und die Fremden weniger aufgehalten werden."

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 125 7. August 1849.

Ein Versuch zur Ansiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortsetzung.)

Dem jungen Sechingen blieb jedoch kaum Zeit, dieß Alles an seinem neuen Reisegefährten und Begleiter zu bemerken, denn fast sämmtliche, sich auf dem Dampfboot befindenden Amerikaner drängten sich um ihn her und begannen mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit von der Welt seine Waffen und ganze Ausrüstung anzustaunen und zu betrachten. Einer nahm ihm, mit einem freundlichen „if yon please" (wenn Sie erlauben) die Büchse aus der Hand und knackte unzählige Male die Schlösser, ein Anderer zog, ohne zu sagen „if yon please," den Hirschfänger aus der Scheide und untersuchte die Schärfe desselben, ein Dritter zupfte an dem Patentschrotbeutel, bis er die Kapsel glücklich herausbrachte und eine ganze Ladung Schrot auf's Deck streute, kurz es fehlte nicht viel, so hätten sie ihn wie eine Puppe aus und wieder angezogen.

Von Sechingen ließ sich von Anfang wirklich Alles mit vieler Gutmüthigkeit gefallen, es schien sogar seiner Eitelkeit etwas zu schmeicheln, von Jedem so bewundert zu werden; nach und nach ward ihm die Sache aber doch ein wenig lästig und er nahm, ohne viel Umstände, sein verschiedenes Eigenthum wieder an sich. Die Amerikaner frugen ihn jedoch fast bei jedem Stück, wie er es verkaufen wolle und wunderten sich sehr, als er ihnen sagte, daß er Nichts von alle dem veräußern würde. Einer wünschte sogar zu wissen, wie er seine Stiefeln gegen ein Paar Andere, erst wenige Wochen getragene vertauschen, d. h. ob er noch Aufgeld haben wolle, denn daß er sie, wenn ihm der Handel gut schiene, überhaupt vertauschen würde, verstände sich, glaubten die Leute, von selbst.

Sechingen bekam die Gesellschaft schon recht überdrüssig, als er endlich zu seiner Freude den Ausruf des Indianers vernahm, der, mit dem Finger vorwärts deutend, auf einen Anwuchs niederer Baumwollenholzschößlinge hinwies.

„Ist das die Mündung des Flusses," rief er freudig — nun Gott sey Dank — aber werden wir auch halten?"

Die Bootsglocke beantwortete seine Frage, der Ruf des Lootsen sandte die „Deckhands" oder Matrosen nach der hinten am Boot befestigten Schaluppe — der Deutsche und Indianer sprangen hinein und fanden sich, wenige Minuten darauf, an der Spitze einer Sandbank, welche gerade oberhalb des Flusses Mündung eine kurze Strecke in den Arkansas hineinlief. Das leichte Fahrzeug, was sie hierher gebracht, war indeß zum Boot zurückgekehrt — das Zeichen wurde gegeben, puffend und schnaubend brauste der schöne Dampfer stromauf, und die beiden Männer standen allein auf der kleinen, sandigen Landzunge.

Sechingen blickte entzückt um sich her — Alles — Alles mahnte ihn daran, daß er jetzt im Begriff sey, zum ersten Mal die amerikanische Wildniß, den Urwald zu betreten, und von wonnigen Schauern durchbebt, wandte er sich gegen den dunklen Wald. Zu seiner Linken, am andern Ufer des kleinen Flusses, thürmten sich schroffe, mit Kiefern und Eichen bedeckte Hügel empor, rechts von diesen, in der Richtung, die er einzuschlagen gedachte, lag eine dichte grüne Baum- und Laubmasse und hinter ihm wälzte sich der gewaltige Arkansas dem „Vater der Wasser", dem Mississippi zu, während der schmale Sandstreifen, auf dem sie standen, etwa eine Meile weit bis zu dem wieder steiler werdenden Ufer hinauflief.

Noch war der Deutsche in staunender Bewunderung des Heiligthums versunken, das er kaum zu betreten wagte, als der Indianer, dessen christlicher „Robert" in den bequemeren „Bob" umgetauscht worden, das Schweigen brach und dem jungen Mann mit wenigen Worten andeutete, wie er nicht gesonnen sey, hier die ganze Nacht auf offener Sandbank halten zu bleiben.

„Wollen gehn —" sagte er, und drehte dabei den Kopf nach allen vier Himmelsgegenden, um Wolken, Sonne und Luft genau und prüfend zu betrachten — „kaum noch eine Stunde Tag, besser an einen trockenen Platz vor Abend — Feuer anmachen — groß."

„Und welchen Weg nehmen wir jetzt?" frug Sechingen.

„Weg?" sagte der Indianer verwundert, „kein Weg von hier — lauter Wald."

„Ha, desto besser!" rief der Deutsche, „das ist

herrlich; lauter dichter, finsterer Wald, und dann das Nachtlager, — o das muß köstlich werden.“

„Will der Weiße die nächste Richtung, ganz durch den Wald gehen, oder fünf Meilen um, über die Hügel — weit oben läuft ein gebahnter Weg!“ sagte Bob.

„Oh unbedingt den nächsten Weg durch den Wald, wie weit ist es wohl?“

„Fünfzehn Meilen — aber viel naß,“ sagte der Indianer und zeigte mit dem Finger gerade auf den Wald.

„Ich habe große Stiefeln an,“ lachte Sechingen, „und wenn Sie sich nichts daraus machen“ —

„Bob kann schwimmen,“ erwiederte dieser lakonisch, schritt jetzt ohne ein Wort weiter zu verlieren und die dünnen Baumwollenholzbäumchen auseinander biegend, durch diese hinweg und betrat, von dem Deutschen gefolgt, während sie die sandige, angewaschene Landzunge hinter sich ließen, den eigentlichen dunkeln Wald.

Sechingen hatte vom ersten Augenblicke an, als er festen Grund und Boden unter den Füßen fühlte, die Doppelbüchse von der Schulter genommen, und zum großen Aergerniß Bob's, der fortwährend nach ihm hinschielte, beide Hähne aufgezogen, ging auch jetzt, stets im Anschlag, vorsichtig und aufmerksam umherspähend, hinter dem Indianer her, bis dieser endlich, trotz dem ihm angebornen stoischen Gleichmuth, das Gefühl nicht länger ertragen konnte, in dem dichten Gewirre von Schlingpflanzen eine gespannte Büchse hinter sich zu haben, und von nun an neben dem jungen Mann blieb.

Die Sonne sank indessen mehr und mehr und verschwand eben hinter den gewaltigen Bäumen, nur noch hie und da einen der höchsten Wipfel mit ihrem rosigen Schein übergießend. Im Walde herrschte tiefe Stille, die nur selten durch das Quaken eines Frosches oder das Gezirpe einer Grille unterbrochen wurde; es war ein wunderlieblicher, entzückender Frühlingsabend, dem schönen Wald von Arkansas so eigenthümlich; dennoch aber schien sich der Herr von Sechingen dieses langersehnten Genusses nicht so recht zu erfreuen, oder wenigstens keine Zeit dafür zu haben, denn bald schlug er sich mit der flachen Hand auf die Stirn, bald in den Nacken, bald auf die andere Hand; oder nahm die Mütze ab, mit der er um sich herumschlug, und endlich blieb er gar in allem Unmuth stehen und rief aus:

„Wo kommen denn nur um Gotteswillen alle diese verwünschten Mücken her? das ist ja zum Rasendwerden.“

„Mücken?“ sagte Bob, „was das? Mosquitos meint Ihr; nicht viele hier! mehr davon weiter vorne; aber lagern jetzt — gleich dunkel.“

Damit, ohne weiter eine Antwort seines Begleiters abzuwarten, warf er seine Decke und Kugeltasche ab, lehnte die Büchse an einen Baum und schlug Feuer, das er bald mit Hülfe des dürren Laubes zu einer Flamme anfachte, die, von trockenem Holz genährt, in wenigen Minuten zur hohen Gluth emporloderte.

„Hier also sollen wir bleiben?“ sagte Sechingen etwas kleinlaut, indem er sich an dem Orte, auf welchem sie sich befanden, umsah, „ja — es wäre recht hübsch hier, wenn die verdammten Mücken nur nicht wären. Also das sind Mosquitos?“ — fuhr er fort, als er eben wieder viere mit einem Schlage auf dem Rücken seiner Hand vernichtet hatte — „nun Gott sey Dank, es sind doch wenigstens genug von ihnen da, um sich abzulösen, wenn ein Theil satt oder müde werden sollte.“

„Fremder legt sich auf diese Seite vom Feuer, unter den Rauch — keine Mosquitos!“ — bedeutete ihn Bob. Sechingen befolgte auch schnell den guten Rath, und fand sich hier, in dem weichen, gelben Laub, das mehrere Zoll hoch den Boden bedeckte, bald von seinen Quälgeistern verlassen, die durch den über ihm hinwegziehenden Rauch verscheucht wurden. Bob schien sie gar nicht zu achten.

„Lieber ein Dach machen — kann regnen die Nacht,“ sagte der Indianer jetzt.

„Regnen?“ lachte Sechingen, „wo soll denn der Regen herkommen? es ist ja keine Wolke am Himmel?“

„Schadet Nichts,“ meinte Bob — „Regenfrosch gutes Zeichen.“

„Ach nein — hier ist's herrlich,“ betheuerte Jener, der, von seinen Plagegeistern für den Augenblick befreit, wieder das so lange gehegte und genährte romantisch wilde Sehnen in sich erwachen fühlte — „hier ist's so wundervoll, mit dem grünen Laubdach über uns, dem blauen sternbesäeten Himmel als Decke, und dem dunkeln, rauschenden Wald um uns her; wozu da noch ein Dach, was uns doch nur den Anblick des prachtvollen Firmamentes entziehen würde; — kommen Sie hieher, Bob, legen Sie sich neben mich und erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben.“

„Bob ist hungrig.“ war die lakonische Antwort.

„Nun ja, da es einmal erwähnt wird,“ meinte der Deutsche, „so wäre mir auch ein Bissen Warmes nicht so unerwünscht, eine Tasse Thee könnte besonders gar Nichts schaden.“

„Viel Thee im Wald,“ sagte Bob.

„Thee? grüner Thee?“

„Gewiß grüner Thee — will der Weiße Thee haben?“

„Das wäre nicht so übel,“ erwiederte Sechingen, „auf alle Fälle können wir es versuchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Lamartine's Geschichte der französischen Revolution von 1848.

(Fortsetzung.)

Die Deputirten und Beamten der Kammer hatten ihr versprochen, ihren Sohn bald zurückzubringen; sie hatten sie beschworen, sich unter diesen Umständen nicht selbst oder den Grafen von Paris ins Verderben zu stürzen, indem sie eigensinnig in einem Gedränge bleibe, das drohend für sie werden, in welchem sie ersticken oder gefangen genommen werden könne. Zwei Amtsboten der Versammlung, Namens Lipmann, aus dem Elsaß gebürtig und der Prinzessin ergeben, gaben sich unendliche Mühe, den jungen Prinzen wiederzufinden und zu retten. Während der eine von ihnen, Jakob Lipmann, das arme Kind vom Boden aufrafft, es in seine Arme nimmt, um es zu Athem kommen zu lassen und dem Gepreß der Menge zu entreißen, hält der andere am Eingang eines Ganges die gewaltig anströmende Menge auf, die ihn niederzustürzen droht. Der Amtsbote Lipmann trägt das Kind in seine Wohnung, die an den Pallast der Deputirtenkammer stößt; er legt es zu Bett, er sorgt für dasselbe, er benachrichtigt Hrn. v. Lespée, Quästor der Kammer, von dem anvertrauten Gut, das der Zufall des Tages seinen Händen anvertraut hat.

Hr. v. Lespée, der die Herzogin von Orleans noch im Invalidenhotel anzutreffen glaubte, holte um 8 Uhr bei Hrn. Lipmann den Herzog von Chartres ab. Hr. Lipmann trägt den Prinzen, gekleidet wie ein Kind des Volkes, in seinen Armen, aber die Herzogin war nicht mehr im Invalidenhotel. Hr. de la Valette und Hr. v. Elchingen übergeben den Prinzen der Sorgfalt von Hrn. und Frau v. Mornay. Der Prinz bleibt zwei Tage krank in dem Hause einer armen Frau in der Universitätsstraße, welcher Hr. v. Mornay ihn anvertraut hatte, um ihn Nachforschungen zu entziehen. Ueber die Gesinnung der Regierung beruhigt, nehmen Hr. und Frau v. Mornay den Prinzen wieder in ihre Wohnung auf, sorgen für ihn auf alle mögliche Weise und bringen ihn wieder hergestellt in die Arme seiner Mutter zurück.

Die Prinzessin verläßt das Schloß von Ligny verkleidet *); eine von ihren Freunden eingerichtete Kutsche bringt sie nach Versailles. In Asnières nimmt sie die Eisenbahn nach Lille. Schlaflos und im Gebet bringt sie die Nacht im Bett ihrer Kinder zu.

Der Schatten der Revolution verfolgte sie unaufhörlich. Noch an der Schwelle Frankreichs zitterte sie, bei dem Gedanken, dort zurückgehalten zu werden, und daß ihren Söhnen das Schicksal der Kinder Marie-Antoinettens bevorstehe; aber Frankreich war nicht mehr Frankreich ohne Gerechtigkeit und ohne Erbarmen, das Land der Gefängnisse und der Schaffotte.

Der General Baudrand, Gouverneur des Grafen von Paris und Rath der Prinzessin, hatte sich, obgleich krank und bettlägerig, im Augenblick des Einbruchs des Volkes an seinen Posten im Pallast tragen lassen. Als das Volk, kurz nachdem die Herzogin ihr Zimmer verlassen hatte, hereindrängte, sagte der General zu den Eingedrungenen: sie seyen in den Gemächern der Wittwe des Herzogs von Orleans. Sogleich entblößten sie ihr Haupt; sie respektirten die Gemächer und stellten aus eigenem Antrieb Schildwachen an die Thüren, um die Gegenstände der Erinnerung und des Andenkens der Mutter und Wittwe zu schützen; sie kämpften gegen das Königthum, aber sie beugten ihr Haupt vor der Natur.

Die Prinzessin hatte Freunde unter den Oberoffizieren, welche in Lille befehligten; das zahlreiche Heer, das in dieser Festung garnisonirte, konnte, durch ihre Anwesenheit versucht, der Republik durch Enthusiasmus für jene Frau und ihr Kind abwendig gemacht werden. Sie hatte in dieser letzten Nacht den Gedanken, sich den Truppen zu zeigen und für ihren Sohn die Herrschaft in Anspruch zu nehmen. Das Verbrechen des Bürgerkriegs erschien ihr zwischen dem Thron und diesem Gedanken; sie schauderte zurück, reiste von Lille ab und erreichte unter dem Namen der Gräfin v. Dreux, die Ufer des Rheins, wo sie ihre Mutter in Ems traf. Sie flüchtete zu den reinen Erinnerungen ihres vorübergehenden Glückes in Frankreich, ihrer Trauer, ihres Mißgeschicks, der Wandelung ihres Schicksals durch die Fehler anderer, und ergab sich in den Willen ihres zweiten Vaterlandes, in welchem ihr Name den Männern aller Parteien nie etwas anderes einflößte als Bewunderung, tiefes Mitgefühl und Ehrfurcht.

Der Herzog von Nemours verließ Frankreich ohne Hinderniß, nachdem er seine Pflichten gegen seinen Vater, seine Schwägerin und seinen Neffen erfüllt; im Unglück hatte er sich seiner Popularität würdiger gezeigt als in frohen Tagen; ebenso unerschrocken als uneigennützig, hatte er so wenig an seine eigene Erhaltung gedacht als an seine Rechte auf die Regentschaft, um die Krone für den Sohn seines Bruders zu retten. Die Geschichte ist ihm die Gerechtigkeit schuldig, welche die öffentliche Meinung ihm verweigerte.

Zwei Prinzessinnen waren bei der hastigen Entfernung aus den Tuilerien vom König und der Königin getrennt worden, die Prinzessin Clementine, Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Koburg, und die Herzogin von

*) Hr. v. Mornay, in einem Schreiben an die Redaktion des Journal des Debats vom 21. Juli, berichtigt mehrere Irrthümer dieser Darstellung, namentlich versichert er die Prinzessin habe sich nie einer Verkleidung bedient, sondern sey in demselben Anzug geblieben in welchem sie in der Abgeordnetenkammer erschienen war.

Montpensier. Der Herzog von Montpensier, als er seinen Vater bis zu den Kutschen begleitete, die denselben auf dem Konkordienplatz erwarteten, hatte geglaubt, ohne Hinderniß in die Tuilerien zurückzukehren und selbst für das Wohl seiner Gattin sorgen zu können, deren vorgerückte Schwangerschaft sie seit einigen Tagen in ihren Gemächern unthätig zurückhielt. Die Menschenmasse, die von allen Seiten in den Tuileriengarten hereinströmte, zeigte dem Prinzen bald, daß die Rückkehr unmöglich sey. Als er wegging, hatte er die Prinzessin der Vorsorge einiger Leute seines Hauses und dem Hrn. Julius v. Lasteyrie empfohlen, dessen Rechtlichkeit und dessen Namen und Popularität er so viel vertraute, daß er eiligst zu Pferde stieg und seinem Vater nach St. Cloud folgte.

(Schluß folgt.)

Die Offizin der „Times".

London, 21. Juli. Tief in der City, von sehr winkligen Straßen, in denen sich zwei Wagen kaum ausweichen können, enge eingeschlossen, liegt ein kleiner Platz, der Printing-Square. Die kleinen Gebäude, die ihn bilden, sind die Offizin des Journals, das an Einfluß und Reichthum seines Gleichen in der Welt nicht hat. Eine Marmortafel über dem Haupteingange, von einer Anzahl von Bankiers und Kaufleuten der City geschenkt, erinnert an die glückliche Entdeckung eines großen Betruges, dessen Urheber die Times mit bedeutenden Kosten herausfand und dadurch großen Verlust von der Kaufmannswelt abwandte. Tritt man ein, so erblickt man ein seltenes Schauspiel menschlicher Geschäftigkeit, die von in ihrer Art einzigen Maschinen unterstützt wird.

Die Times macht in der Regel zwei Auflagen des Tages, ausnahmsweise, z. B. zur Zeit der Februarrevolution, wohl auch vier, ja fünf Auflagen. Ihre Numer ist meistens anderthalb Bogen stark, von denen der halbe Bogen und ein Theil des Ganzen mit Annoncen ausgefüllt sind, durchschnittlich 30 Spalten in Summa. In dieser Beziehung ist der Andrang so stark, daß immer ein Theil der Inserate zurückgelegt werden muß.

Die Times hat gegenwärtig ein Abonnement von 36,000 Exemplaren; an Tagen, an welchen interessante Parlamentssitzungen stattgefunden, ist die Auflage um etwa 1000 Exemplare stärker; an dem Tage, an welchem der Mörder Rusch seine Vertheidigungsrede hielt, zog die Times 9000 Exemplare mehr ab.

In der Offizin arbeiten 200 Menschen. Der Setzer bekommt für 1000 Buchstaben 3 Schill. 9 Pence. Ist er fleißig, so kann er an einem Tage eine Spalte setzen und 15 Schilling (etwa 5 preußische Thaler) verdienen. Das Papier wird von mehreren Mühlen geschafft, der Lieferant ist Miteigenthümer der Times. Jeder Bogen wird zuerst in Sommersethouse gestempelt, wofür 1 Penny an den Senat gezahlt wird. Für diesen Stempel zahlt die Times, da sie täglich anderthalb Bogen gibt 72,000 Pence, d. h. 300 L. täglich und 93,000 L. (657,300 pr. Thaler) i. J. Ein Vorrath von 150,000 gestempelten Bogen liegt jederzeit in dem Papier-Keller, mit deren Anfechtung 6 Menschen unabläßig beschäftigt sind. Dieser Vorrath reicht immer 4—5 Tage aus. Außerdem bezahlt das Journal an den Staat für jede Annonce 1 Schill. 1 Sixpence (etwa ½ pr. Thaler). Man sieht, daß die Abgaben der Journale zu den einträglichen Revenüen gehören, die die brittische Regierung hat.

Die Maschinen der Times sind doppelter Art: Die kleineren liefern in der Stunde 4800 Bogen, die auf beiden Seiten bedruckt sind; in ihnen bewegt sich der Satz horizontal. Außerdem arbeiten noch zwei große Maschinen, in denen der Satz einen Cylinder begleitet, der, indem er seine Bahn beschreibt, 8 Bogenseiten bedruckt. Jede dieser Maschinen, von denen die zweite erst seit 8 Tagen aufgestellt ist, bedruckt 9600 Bogenseiten in der Stunde, und könnte noch mehr liefern, wenn es auf die Dauer möglich wäre, sie so schnell mit Papier zu bedienen. Der Erbauer dieser ingeniösen Maschine ist Hr. Apelgath: die Eigenthümer der Times hatten keinen Kontrakt mit ihm gemacht, sondern zahlten ihm, was er forderte, wofür er die Herstellung und stete Vervollkommnung der am schnellsten arbeitenden Pressen übernahm. Sie werden von einer Dampfmaschine von 12 Pferdekraft (einer sogenanten Disko Engine von Bischop) in Bewegung gesetzt, während für die kleineren eine Maschine von 4 Pferden hinreicht. Der Ansicht, die man in Deutschland öfters hört, daß die Cylindermaschine die Typen schneller abnütze, wird von den Faktoren der Times entschieden widersprochen; sie finden im Gegentheil, daß die horizontalen Maschinen mehr Lettern konsumiren. Es ist auch der Versuch gemacht, 12,000 Bogen in der Stunde auf den Cylindermaschinen zu drucken; aber dieser Versuch griff das Personal in hohem und die Maschine im gefährlichem Grade an.

Das Budget der Times beträgt eine Summe, die genau zu bestimmen seine Schwierigkeiten hat; aber groß genug wird es seyn, um, wie versichert wird, einen Korrespondenten in Aden am Eingang des rothen Meeres mit 1000 L. jährlich zu besolden, und einen eigenen elektrischen Telegraphen nach Liverpool zu bauen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 126 9. August 1849.

Ein Versuch zur Ansiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortsetzung.)

Bob riß hierauf einen kleinen, neben ihm wachsenden grünen Strauch aus der Erde, wischte die Wurzel so rein als möglich mit seinem Jagdhemd ab, schnitt sie in dünne Spähne, that sie in den Blechbecher, den er an seiner wollenen Decke hängend trug, füllte diesen dann voll Wasser und setzte ihn auf die Kohlen.

„Und das wird Thee?" frug Sechingen ungläubig.

„Ahem," war Bob's Antwort, der nur mit dem Kopfe nickte.

„Es ist aber doch sonderbar," sagte der Deutsche nach einer wohl viertelstündigen Pause, in der er träumend zu den funkelnden Sternen hinaufgeschaut hatte, „daß wir jetzt schon über eine Stunde durch den dichtesten Wald gegangen sind, ohne eine Spur von Wild gesehen zu haben."

„Sonderbar?" entgegnete die Rothhaut, „Bob hat drei Tage hier gejagt und keine Klaue gefunden."

Das stimmte nun freilich nicht mit Charles Fischers Aussagen überein, doch blieb ihm für den Augenblick keine weitere Zeit zu ferneren Erörterungen, denn der Thee war fertig und wurde Sechingen dargereicht.

„Etwas Zucker und Milch wäre jetzt sehr an seinem Platz," meinte dieser, — „aber halt — ich habe ja Rum bei mir; der mag den Dienst versehen," und aus einem kleinen Fläschchen, das er aus dem Jagdranzen nahm, goß er etwa ein Spitzglatz voll in den Becher, und reichte die Flasche dann an Bob hinüber, der sie schon mit gierigen, verlangenden Blicken betrachtet hatte und jetzt einen langen, langen Zug that. Mit augenscheinlichem Widerwillen mußte er zuletzt absetzen, um Athem zu holen, und Sechingen schob sie wieder in den Ranzen zurück. Der Thee war indessen etwas kühl geworden, — aber welch entsetzliches Gebräu.

„Pfui Teufel!" rief der junge Deutsche aus, indem er den Becher zurückschob und aufsprang. „Bob, das können Sie allein trinken, das schmeckt ja abscheulich."

„Indianer trinkt nur Thee, wenn krank ist."

„Ich bin aber nicht krank," rief Sechingen.

„Ich auch nicht," sagte Bob und begann mit großer Ruhe die Lederriemen aufzubinden, die seine Decke zusammenhielten.

„Daß mich auch der Böse plagen mußte, mit keiner Sylbe an Lebensmittel zu denken," murmelte Sechingen ärgerlich vor sich hin, — „ich glaubte aber sicher, noch vor Dunkelwerden irgend ein Stück Wild erlegen zu können."

„Bob kann warten," brummte dieser und rollte die jetzt gelöste Decke auf.

„Nun so erzählen Sie mir wenigstens etwas, bat ihn der Deutsche, „ich möchte gar so gerne einige Skizzen aus dem Leben der Indianer, von den Lippen eines Indianers hören, und da wir doch nun einmal im Wald sind, so lassen Sie mich auch einige Anekdoten von Ihren Jagden mit Büffeln oder Bären, von den Kämpfen mit anderen Stämmen, dem nächtlichen Ueberfall, dem Schlachtschrei und den genommenen Skalpen hören — was hilft mir denn der Wald und der Indianer, wenn wir schlafen wollen?"

„Weiß Nichts zu erzählen," sagte Bob, indem er seine Decke nahe zum Feuer ausbreitete und dieses dann wieder von Frischem aufschürte — „habe nie einen Büffel gesehen und noch keinen Bären geschossen; — kam vor sechs Jahren von Georgien mit ganzem Stamm."

„Und was haben Sie in den sechs Jahren getrieben? — Jagd?"

„Nein — Schuhmachen!"

„Schuhmachen?" frug Sechingen entsetzt — Schuhmachen? ein Indianer — in Arkansas? aber Ihr Vater war doch ein Jäger und Krieger? fiel vielleicht in der Schlacht — in einem nächtlichen Ueberfall."

„Mein Vater starb in Georgien an den Blattern — war ein Korbmacher."

Bob schien jetzt zu glauben, daß er über sich und seine Familienangelegenheiten hinlängliche Auskunft gegeben habe, denn er rollte sich in die Decke, und war wenige Minuten später, wie sein lautes, regelmäßiges Athmen bewies, sanft eingeschlafen. Sechingen aber

Digitized by Google

spießte, auf den linken Ellbogen gelehnt, mit seinem Genickfänger höchst mißvergnügt die vor ihm liegenden, gelben Blätter auf.

Er hatte sich alles so romantisch gedacht — das Heulen der Wölfe, das Geschrei des Panthers, die Erzählungen eines rothhäutigen Kriegers von Jagden und Kriegszügen, und dazu das Rauschen des mächtigen Urwaldes — Ja! Der Urwald umgab ihn, in all seiner Pracht und Herrlichkeit, mit seinen Riesenstämmen und wild durchwachsenen Dickichten, mit den gigantischen Weinreben, die sich von Stamm zu Stamm schlangen, und im unzerreißbaren Netze die gewaltigen verbanden, den einzigen Laut aber, den er vernehmen konnte, war das Summen der Mosquitos, die, von der kühlen Nacht nicht eingeschüchtert, nach dem warmen Blute des Fremdlings lüstern, dessen Lager umschwirrten.

Höchst verdrießlich schob er sich endlich die Jagdtasche unter den Kopf, und wollte ebenfalls schlafen, als er, wie von einer Natter gestochen, wieder emporsprang, und nach der Büchse griff, denn dicht neben ihm — es konnte kaum zwanzig Schritte entfernt seyn — vernahm er den sonderbarsten, wildesten Laut, den sich seine Phantasie nur je gedacht, nur je geträumt hatte.

„Huhu, huhu — — huhu, huhu — a — h!“ tönte es so klagend, so schauerlich, daß er, sprachlos vor Jagdeifer und innerem Entsetzen, den Arm seines schläfrigen Gefährten ergriff, und den Ruhenden mit aller Macht schüttelte, während er dabei in der Rechten die schnell gespannte Büchse fertig zum Schuß hielt.

„Bob, — Bob, — Bob!“ — flüsterte er dabei mit unterdrückter Stimme — „ein Panther — Bob!“

„Ein was?“ rief dieser, und sprang schnell auf die Füße, ergriff seine Büchse und sah den Fremden groß an. „Wo? wo Panther?“

„Pst!“ winkte Sechingen — „dort wars — gleich in dem Busch da — er muß auf einen Baum geklettert seyn, mir kam es hoch vor.“

„Huhu, huhu — — huhu, huhu — a — h!“ riefen die schauerlichen Töne aufs Neue, dießmal aber auf der entgegengesetzten Seite.

„Horch — horch — er hat uns umschlichen — erst war er hier.“

„Das der Panther?“ frug Bob.

„Nun? was soll es sonst seyn? ein Wolf steigt doch nicht auf die Bäume?“

„Eule!“ sagte Bob, und legte sich wieder, ohne ein Wort zu verlieren, nieder.

„Teufel!“ murmelte Sechingen ärgerlich vor sich hin, indem er den Hahn seiner Büchse in Ruhe setzte, „das nur eine Eule, und hat eine Stimme wie das stärkste, gewaltigste Thier.“ Bob hatte aber ganz recht, es war wirklich eine Eule, die ihr einsames Nachtlied krächzte, und unwillig warf sich der in seinen schönsten Erwartungen getäuschte in das gelbe Laub zurück.

Durch die ungewohnten Anstrengungen ermattet, schlief er lang und fest, sein Erwachen war aber ein sehr trauriges, unbehagliches, denn, als er von kalten Schauern durchschüttelt die Augen aufschlug, strömte von dem dunkelen, nur dann und wann durch einzelne grelle Blitze erhellten Nachthimmel der Regen in Fluthen hernieder, und fern grollender Donner murmelte seinen gewaltigen Segen dazu. Das Feuer war niedergebrannt und ausgelöscht, und tiefe Nacht umgab ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Lamartine's Geschichte der französischen Revolution von 1848.

(Fortsetzung.)

Im Augenblick, als das Schloß von der Menge angefüllt wurde, hatte Hr. v. Lasteyrie der Prinzessin den Arm gegeben und sich mit ihr im Gedränge verloren; Lärm und Verwirrung war so groß, daß man die junge Frau nicht bemerkte, als sie durch den Garten geführt wurde. Hr. v. Lasteyrie hoffte schnell genug am Ausgang des Gartens anzukommen, um die Herzogin von Montpensier sicher mit der königlichen Familie abreisen zu lassen. Eben außerhalb des Gartens angekommen, war die Kutsche bereits besetzt, von Hrn. Cremieux hastig geschlossen, im Galopp davongefahren und hatte die Prinzessin Clementine allein zurückgelassen. Nicht wissend wohin, weder im Stande, der Kutsche zu folgen, noch auf den Platz zurückzukehren, erblickte sie zu großem Glück Hrn. v. Lasteyrie und die Herzogin von Montpensier, ihre Schwägerin, und schloß sich an den Ueberrest ihrer Familie an.

Hr. v. Lasteyrie führte die beiden jungen Frauen zu seiner Mutter, ohne auf dem Wege erkannt oder gefragt zu werden. Durch den doppelten Namen von Lafayette und durch die Tugenden der Frau v. Lasteyrie, Lafayette's Tochter, war das Haus dieser Familie unter dem Volk beliebt, und vor seinem Verdacht und Nachforschungen ein unverletzlicher Zufluchtsort. Die Prinzessin Clementine verließ es zwar sehr bald, und traf mit ihrem Vater in Trianon zusammen, die junge Herzogin von Montpensier aber blieb daselbst bis zum 25. Februar unter dem Schutz der Frau v. Lasteyrie. Ihr Gemahl hatte ihr von Dreux aus durch seinen Adjutanten, den Obersten Thierry, sagen lassen, daß sie zu ihm ins Schloß von Eu kommen solle, weil er damals glaubte, der König könne dorthin seine Residenz verlegen, aber die Schnelle des Geschicks war ihm auch auf dem Wege dieses Exils zuvorgekommen, und er irrte umher an den Gestaden des Ozeans.

Die junge Prinzessin, in Eu angekommen, steigt im Schloß ab und findet es leer; beunruhigende Gerüchte reden von der Ankunft eines Haufens von Arbeitsleuten

aus Rouen, die, wie es heißt, nichts anderes im Sinne haben, als, wie in Neuilly, die Wohnung des Königs zu plündern und zu zerstören; die Herzogin verläßt den Pallast ihres Vaters, sie bittet Hrn. Eſtancelin, einen Diplomaten der Münchener Geſandtſchaft, um einen Zufluchtsort, und reiſt in Begleitung des Hrn. Eſtancellin und General Thierry bei einbrechender Nacht in der Richtung auf Brüſſel weiter nach Belgien.

In Abbeville bringt die Durchfahrt einer Kutſche die Einwohner in Unruhe; man hält die Pferde auf; man ſchreit: das ſind Prinzen, die ſich aus dem Staube machen. Hr. Eſtancelin zeigt ſich am Kutſchenſchlage; ſein Name war in der Stadt bekannt; er behauptet, die Prinzeſſin ſey ſeine Frau und er begebe ſich mit ihr auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten im Ausland. Um den Verdacht noch mehr abzuwenden, befiehlt er dem Poſtillon bei einem Freunde vorzufahren, deſſen republikaniſche Geſinnungen bei dem Volke viel gelten. Er ſteigt an der Hausthüre dieſes Freundes aus, und vertraut ihm mit leiſer Stimme den Namen, den Rang und die Flucht der jungen Frau an. Der ſchwachherzige oder herzloſe Mann fürchtet, die Aufdeckung dieſes Geheimniſſes entreiße ihm die Gunſt des Volkes oder bringe ſein Leben in Gefahr. Umſonſt dringen General Thierry und Hr. Eſtancelin in ihn, beſchwören ihn, mahnen ihn an die Unverletzlichkeit des Unglücks, des Alters, des Geſchlechts, der Schwangerſchaft einer Frau, die durch ſeine Weigerung dem Ungeſtüm eines Aufſtandes preisgegeben werde, dem Schrecken einer Gefangenſchaft oder dem Zufall einer zu Fuß unmöglichen Flucht — die Furcht iſt taub, der Egoismus undurchdringlich. Als die Reiſenden einige Männer aus dem Volk bemerken, die ſich um die Thüre ſammeln, ſteigen ſie aus dem Wagen, laſſen ihn leer in der Gaſſe ſtehen und ſuchen etwas weiter hin einen andern Zufluchtsort. Sie trennen ſich; Hr. Eſtancelin zeigt dem General Thierry die Richtung eines der Stadtthore. Man verabredete ſich, der General ſolle mit der Herzogin aus dieſem Thore die Stadt verlaſſen, an der Landſtraße nach Belgien alsdann auf den Wagen warten, mit welchem Hr. Eſtancelin, zwiſchen 11 Uhr und Mitternacht ankommen würde. Hr. Eſtancelin entfernt ſich und ſucht bei andern Freunden die Mittel, Pferde zu erhalten. General Thierry und die junge Frau irren durch die Gaſſen einer ihnen unbekannten Stadt während eines eiſigkalten Regens und in der tiefſten Nacht; der Sturmwind hatte die Laternen ausgelöſcht; ſie gehen oder vielmehr ſie tappen vorwärts in der Richtung, die man ihnen angezeigt hatte. Nach vielen Irrwegen gelangen ſie endlich unter ein im Bau begriffenes Stadtthor, deſſen mit einem Holzgeſtell verſehener und mit Holz geſtützter Bogen von der Feldſeite mit Brettern geſchloſſen war; ſie ſchlüpfen durch eine enge und niedrige Seitenthüre, die von den Bauleuten freigelaſſen war für die Fußgänger; ſie glauben außer der Stadt zu ſeyn. Aber dieſer, damals durch den Regen und die Karren grundloſe, von mit Waſſer angefüllten Aushöhlungen, mit Bauwerk und Werkſteinen bedeckte Weg führt in einen Steinbruch, der keinen ſichtbaren Ausweg hat; die junge ſchwangere Frau geräth bis an die Knöchel in die Waſſerpfützen, ihre Schuhe bleiben in der naſſen Thonerde ſtecken; der General verliert allen Muth; er fürchtet, die Müdigkeit und das böſe Wetter werde die junge Frau hülflos dem Tode nahe bringen; er läßt die Prinzeſſin ſich niederſetzen auf einen Stein, er umhüllt ſie mit ſeinem Mantel, und ſagt ihr, ſie ſolle ihn hier erwarten, unbeweglich, bis er wiederkomme aus der Stadt, wo er vom Zufall oder vom Mitleiden ein Dach oder einen Wegweiſer zu erhalten verſuchen werde. Er ſtand an, an eine Thüre zu klopfen, zitternd, dieſe Thüre könne für die Prinzeſſin eine Falle werden, anſtatt eine Rettung, als ein unbekannter Freund des Hrn. Eſtancelin, und von dieſem jungen Mann geſandt, um die Flüchtigen aufzuſuchen und ihnen den Weg zu zeigen, den General anſpricht, ſich zu erkennen gibt, mit ihm davoneilt um die Prinzeſſin wiederzufinden, worauf ſie die junge Frau in den ungeheizten Schoppen einer verlaſſenen Ziegelei bergen.

Dort zählen der General Thierry und die Herzogin von Montpenſier langſam die Stunden; bald läßt der Wagen ſich hören; endlich bringt er die Herzogin von Montpenſier nach Brüſſel und zu ihrem Gemahl.

Die Prinzeſſin war muthvoll geweſen wie eine Heldin, und ſorglos wie ein Kind während dieſer Unglücksnacht, in der ſie vergebens die Schuhe im Kothe ſuchte und barfuß in einem Hohlweg wanderte. „Was für ſonderbare Abenteuer in dieſer ſchrecklichen Nacht“, ſagte ihr Begleiter, um ihren Muth wenigſtens durch die Genugthuung einer romanhaften Einbildungskraft zu erhöhen! „Ja wohl, antwortete ſie. Ei nun, dieſe Abenteuer ſind mir lieber als die Einförmigkeit des runden Arbeitstiſches in den warmen und koſtbaren Sälen der Tuilerien.“ *)

Der Herzog von Württemberg, Gemahl jener Prinzeſſin Marie, welche von der Kunſt ebenſo ſehr beweint worden war als von dem Hof ihres Vaters, war der letzte Prinz dieſer Familie, der in Paris geblieben war. Lamartine ließ ihm einen Paß unter einem weniger bekannten Namen zuſtellen, um nach Deutſchland zurückzukehren.

So war die Auswanderung dieſer Familie, die groß geworden durch die Revolution, durch die Revolution vertrieben wurde, dann aus der Verbannung auf den Thron geſtiegen und wieder in die Verbannung zurückgekehrt war. Nicht eine einzige Verwünſchung folgte ihr nach, als ſie an der Schwelle Frankreichs ihm Lebewohl ſagte. Mehrere von ihren Gliedern haben die Verehrung, andere die Hochachtung, andere die Hoffnungen mit ſich genommen.

---

*) Das hat die Prinzeſſin gewiß nicht geſagt.

Aus Ungarn.

Hauptquartier Felegyhaza, 29. Juli. Ich habe Ihnen schon mehrmals über das Wasser geklagt. Wir haben damit in diesen Theilen Ungarns unsere liebe Noth. Man kennt hier keine anderen Brunnen als Zisternen, die bei der anhaltenden Sommerhitze entweder ganz austrocknen, oder so wenig Wasser enthalten, daß sie bald ausgeschöpft sind, und das, was man dann bekommt, ein gelber undurchsichtiger Bodensatz ist, der für uns ekelige Leute nichts sehr Einladendes hat. Zwar hilft man sich dadurch, daß man es durch Fließpapier laufen läßt, wodurch es von seinen erdigen Bestandtheilen ziemlich gereinigt wird. Aber ist es durch das Filtriren auch etwas klarer geworden, so hat es damit den fade süßlichen Geschmack nicht verloren, der den Wassern dieser Gegend eigenthümlich ist, und daher rührt, daß es so wenig alkalische Substanzen enthält, welche Stoffe bekanntlich das Wasser erst schmackhaft machen. In Uebereinstimmung mit dem Wassermangel ist der Mangel an Brennstoff. So arm an Waldungen ist der größte Theil Kumaniens, daß die Leute zu einem sonderbaren Surrogat ihre Zuflucht nehmen müssen, nämlich zu getrocknetem Rindviehmist. Als heute unsere Bäuerin das Mittagsmahl bereitete, sah ich sie unförmliche Klumpen eines mir unbekannten Stoffes, von nicht zu bestimmender Farbe, in das mit Stroh angemachte Feuer legen; ich hielt es Anfangs für eine Art Torf, bis ich auf Befragen die wahre Beschaffenheit des räthselhaften Brennmaterials erfuhr. So unappetitlich dasselbe vielen Lesern erscheinen mag, so kann ich sie doch versichern, daß es seinen Zweck recht gut erfüllt, insofern es nämlich vortrefflich brennt und eine nachhaltige Gluth gibt. Die Vegetation ist in diesen Gegenden nichts weniger als üppig, wie sich das von so sandigem Boden nicht anders erwarten läßt. Was hier am meisten angebaut wird, ist, außer Korn und Haber, Mais (Kukuruz), wovon man unabsehbare Felder sieht, und dessen man sich vorzüglich zur Schweinsmastung bedient. Obst sieht man sehr wenig, und das wenige zeigt sich von schlechter Beschaffenheit. Tabaksfelder sind mir zwischen hier und Pesth noch keine zu Gesicht gekommen. Dagegen findet man da und dort Weingärten, Kecskemet namentlich ist ganz umgeben davon. Dieses Kecskemet ist eine sonderbare Stadt. Volksreicher als Preßburg und nahezu so groß als Pesth, gleicht es dessenungeachtet einem Dorfe weit mehr als einer Stadt. Wie wenig Städtisches es hat, mag dem Umstand entnommen werden, daß es nicht einmal gepflasterte Straßen besitzt, daß es wohl Krämer aber keine Kaufleute, wohl Wirthshäuser aber keine Gasthöfe dort gibt. Die Stadt ist fast zirkelrund gebaut, und nimmt sich, vom Stadtkirchenthurm aus gesehen, mit dem frischen Grün der Akazienbäume, die vor keinem Hause fehlen, gar nicht übel aus. Was unsern Offizieren indessen am besten gefallen hat, das sind die hübschen jungen Mädchen und der gute alte Wein. Da ich eben von den Akazienbäumen gesprochen habe, so kann ich nicht unerwähnt lassen, daß das die ganze einzige Baumgattung ist, die ich auf einer Strecke von 12 Meilen gesehen habe. Unsere Soldaten wissen sich derselben trefflich zu bedienen, um sich Schirme gegen die brennende Sonnenhitze daraus zu machen, und es ist interessant anzuschauen, wie schnell sie mit ihren kunstlosen Zelten fertig sind. Kaum hat eine Kolonne an dem zum Lager bestimmten Platze Halt gemacht, und die Gewehre in Pyramiden gesetzt, so sieht man die Soldaten wie einen Haufen Ameisen auseinanderlaufen, und auf die längs der Straße gepflanzten Akazienbäume zueilen. Da beginnt es sich dann auf den Bäumen zu regen und zu bewegen, hier fällt ein Zweig, dort einer unter den kräftig geführten Säbelhieben, und nicht lange, so sieht man die Soldaten wieder, ein jeder einen mächtigen Zweig, wohl auch mitunter einen ganzen Baum hinter sich herschleppend, zum Lagerplatz zurückeilen. Die Zweige dann in die Erde gesteckt, etwas Stroh darüber um die Lücken auszufüllen, und das flüchtige Zelt ist fertig. Merkwürdig ist es dabei zu sehen, wie vortrefflich die ungelehrten Soldaten die Weltgegenden ausfinden: die Oeffnungen ihrer Zelte sind immer gegen Norden gekehrt. Aber auch, wenn keine Zweige oder kein Stroh zu finden, wissen sich die Soldaten, welche die Noth erfinderisch macht, zu helfen: sie hängen dann ihre Mäntel, einen neben den andern, an die Gewehrpyramiden, und bilden so eine beschattende Wand gegen die Sonne. Nicht minder schnell, als die Erbauung ihrer luftigen Häuser, geht bei den Soldaten die Bereitung der Küche von statten. Ein Paar von den Schlachtochsen, welche den Truppen immer nachgeführt werden, und die, da sie nicht zu arbeiten brauchen und unterwegs Futter in Menge finden, fetter als die gewöhnlich zum Verkauf kommenden sind, werden herausgeführt, ohne Formalitäten geschlachtet, auf dem Boden abgezogen, in Stücke zerhauen, an die Kompagnien und Schwadronen vertheilt, in die eisernen Töpfe gelegt und ans Feuer gestellt. Das alles geht so schnell, daß der Ochse in derselben halben Stunde gemüthlich auf der Weide spazierte, und sein Fleisch dampfend am Feuer siedet. Zum Kochen werden die eisernen Töpfe in zwei, etwa einen Schuh von einander entfernten Reihen gestellt; in die Zwischenräume kommt das grob gespaltene Holz, und unter dasselbe etwas Stroh zum Anzünden — das ist ganze Feldküche.

(Allg. Z.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 127 11. August 1849.

Ein Verſuch zur Anſiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortſetzung.)

„Bob!“ rief Herr von Sechingen — „Bob! — Bob!“ wiederholte er ſtärker und ängſtlicher, als ihn auf einmal der Gedanke durchzuckte, ſein rother Führer könne ihn im Stiche gelaſſen haben — „Bob!“ — kein Bob antwortetete und „Bob“ ſchrie er jetzt in die Höhe ſpringend aus Leibeskräften, daß er ſelbſt vor dem dumpfverhallenden Nothruf zurückbebte, der gar ſo ſchauerlich in dem öden Walde wiederklang.

„Ja!“ ſagte der Wilde, der, nur wenige Schritte von ihm entfernt und in ſeine Decke gewickelt, unter demſelben Baume mit ihm ſtand — „wir werden naſſen Morgen bekommen.“

„Warum antworten Sie denn gar nicht? ich glaubte, Sie wären fort —“

„Und wohin!“ frug Bob, „ein Baum ſo gut wie der andere — ich ſchlief!“

„Im Stehen?“

„Bob kann überall ſchlafen.“

„Was fangen wir denn jetzt um Gotteswillen an? ich bin durch und durch naß, und muß mich erkälten — wenn ich nur wenigſtens eine Decke hätte.“

„Wenn der Weiße Bob's Decke haben will,“ ſagte gutmüthig der Indianer, — „ſo mag er ſie nehmen, Bob kann ohne Decke naß werden.“

Sechingen ſchämte ſich im Anfang, den armen Burſchen ſeines faſt einzigen Schutzes zu berauben, da der dünne Kattunlappen, den jener noch darunter trug, ſicherlich als kein wärmendes Kleidungsſtück angeſehen werden konnte, doch überwog bald die Sorge um die eigne Geſundheit jede andere Bedenklichkeit, und feſt in die, wenn auch etwas feuchte doch warme Umhüllung eingeſchlagen, warf er ſich wieder, die Waidtaſche unter dem Kopf, an der Wurzel der alten Eiche nieder, deren Blätter ihnen, wenigſtens jetzt noch einigen Schutz gegen die immer ſtärker und ſtürmiſcher niedertobenden Schauer gewährten.

Bob kauerte ſich dicht daneben, einen möglichſt kleinen Raum einnehmend, zuſammen und ließ den Kopf auf die Bruſt hinunterſinken, wachte aber, denn dann und wann lauſchte er aufmerkſam den Athemzügen des Weißen, ob dieſer ſchlafe oder nicht, bis er ſich endlich von deſſen Bewußtloſigkeit hinlänglich überzeugt zu haben ſchien, und nun leiſe an ihn hinkroch.

Immer tobender raſte indeſſen der Sturm, darum aber ganz unbekümmert, befühlte Bob mit vorſichtiger Hand und geräuſchloſen Bewegungen die Waidtaſche, und nach und nach, faſt unmerklich ſeine Finger unter des Schlummernden Kopf bringend, gelang es ihm nach mehreren Minuten, die Flaſche der Ledertaſche zu entrücken. Wäre es Tageshelle geweſen, ſo hätte man des Indianers Geſicht wohl ein triumphirendes Lächeln überfliegen ſehen können, als er geräuſchlos und mit geübter Hand den Kork abzog, ſo aber ward nur gleich darauf der leiſe, gluckende Laut gehört, wie der heiße erquickende Trank die Kehle des Durſtigen hinterglitt, und lange, lange ſogen ſeine Lippen an dem engen Hals der Korbflaſche. Endlich war auch der letzte Tropfen geleert, und Bob ſetzte, tief Athem holend, ab, verſuchte dann zwar noch einmal, dem Boden einen vielleicht zurückgehaltenen Reſt zu entziehen, die Nachleſe fiel aber wenig ergibig aus, und er bemühte ſich jetzt, die entwendete Flaſche wieder an ihren früheren Platz zurückzuſchaffen. Um jedoch keinen unnützen Verdacht zu erregen, ſchob er ſie vorſichtiger Weiſe verkehrt, mit der Oeffnung nach unten, in die Taſche und ließ den Kork daneben in das Laub fallen, dann kroch er auf ſeinen alten Standpunkt zurück, und war bald ebenfalls, trotz ſtürmenden Unwetters und heulender Windsbraut, ſanft und ruhig eingeſchlafen.

Kalt und ſchaurig brach der Morgen an, die Gewitter hatten ſich verzogen, aber ſchwere, dunkle Wolkenſchichten ſchienen in an einander gepreßten Maſſen auf den Wipfeln der Bäume zu ruhen; ein feiner, dünner Regen ſtäubte nieder und einzelne Windſtöße ſchüttelten in Schauern die großen Tropfen auf das feſt an den Boden geſchmiegte gelbe Laub nieder.

Sechingen, obgleich ſchon ſeit längerer Zeit erwacht, fürchtete faſt, ſich in den naßkalten Falten der Decke zu bewegen, und lag regungslos in einander gekrümmt, bis es heller Tag geworden war; endlich ermannte er ſich, ſprang, die Hülle von ſich werfend, auf die Füße, und

Digitized by Google

ſchaute mit troſtloſem, matten Blick auf die ihn umgebende, keineswegs lächelnde Natur.

„Das alſo iſt Urwald!“ ſeufzte er leiſe vor ſich hin, indem er einige der, trotz der kühlen Morgenluft auf ihn einſtürmenden Mosquitos von ſich abzuwehren ſuchte — „das iſt Urwald? — eine ſehr ſchöne Gegend — daß mich der Böſen auch plagen mußte, dem Rath des Narren in Little-Rock zu folgen; der Indianer ſchläft dabei in ſeinem dünnen, baumwollenen Jagdhemd, als ob er im weichſten Federbett läge.“

Die Wahrheit zu geſtehen, ſchlief Bob aber eigentlich nicht, ſondern war ſchon, um ſich zu erwärmen, ſeit einer Stunde hin- und hergelaufen, hatte ſich aber, um wegen der Flaſche nicht befragt zu werden, ſchnell wieder unter den Baum geworfen, ſobald er das Munterwerden ſeines Marſchgefährten bemerkte.

„Bob!“ wollte dieſer jetzt rufen, aber Du lieber Gott, keinen Ton brachte er aus der Kehle, der Hals war ihm wie zugeſchnürt und er konnte ſich ſelbſt kaum vor Heiſerkeit reden hören; nochmals verſuchte er „Bob!“ zu ſagen, aber vergebens und ſeine Worte wurden zu einem kaum hörbaren Hauch. Er trat daher dicht neben den Indianer, und ſchüttelte dieſen, bis er auf die Füße ſprang und ſich nun langſam, wie eben erſt aus tiefem Schlaf erwacht, nach den Bäumen und Wolken umſchaute.

„Wie weit haben wir noch bis zum nächſten Haus?“ frug Sechingen jetzt mit ſeiner leiſen, röchelnden Stimme.

„Könnt laut reden,“ ſagte der Indianer, das Schloß ſeiner Büchſe abtrocknend und friſches Pulver auf die Pfanne ſtreuend, „kein Wild hier, finden aber welches; dieſer Morgen guter Jagdtag.“

„Ich kann nicht laut reden — ich habe mich ja erkältet,“ flüſterte Sechingen ärgerlich.

„Erkältet!“ rief verwundert die abgehärtete Rothhaut — „erkältet? was iſt das?“

„Wie weit haben wir noch bis zum nächſten Haus?“

„Fünf Meilen!“ ſagte Bob.

„So laſſen Sie uns wenigſtens eilen, daß wir dort hinkommen, ich bin halb todt vor Hunger und Erſchöpfung — Pſt!“ rief er aber zu gleicher Zeit, mit dem Fuße ſtampfend, aus, als er bei dieſen Worten in die Jagdtaſche gegriffen hatte, und die leere Flaſche hervorzog, „auch das noch — ausgelaufen — bis auf den letzten Tropfen — die einzige, letzte Stärkung fort.“

(Fortſetzung folgt.)

So ward die Ehre gerettet.

Novelle von Anton Langer.

1.

Eine kalte Nacht hatte ſich auf das Häuſermeer von St. Petersburg herabgeſenkt; Wolken jagten über den Mond, wie Sorgen über die Stirn eines Denkers; längſt waren die Straßen menſchenleer und die tiefe Stille, die ringsum herrſchte, wurde nur zu Zeiten durch das Hufgeklapper einer Koſackenpatrouille unterbrochen, die, tief in den Mantel gehüllt, die öden Straßen hinauf ritt. Den prächtigen Quai an der Newa entlang ſchritt ein hoher, kräftiger Mann; auch er hatte den Mantel feſt um ſich gezogen, ſo daß er faſt ſein Geſicht verhüllte, doch machte der feſte, ſporenklingende Tritt und der wallende Federbuſch den Offizier kenntlich. Er ſchritt an der Façade eines prächtigen Pallaſtes vorüber und bog in eine Gaſſe, die von dem ſtolzen Gebäude einerſeits und von eben ſo prächtigen Bauten von der andern Seite gebildet wurde. Hier hielt er an einer Pforte ſtille, zog einen Schlüſſel aus der Taſche, und nachdem er ſich rings umgeſehen hatte, öffnete er, trat ein und ſchloß wieder hinter ſich ab.

Er hatte jedoch nicht bemerkt, daß bereits ſeit einiger Zeit ihm eine Gruppe von Männern folgte, die ihn ſcharf beobachteten. Als der Offizier an dem Pförtchen hielt, blieben auch ſie ſtehen; ſobald er jedoch hineingeſchritten war, wandte ſich Einer von ihnen, der der Vornehmſte zu ſeyn ſchien, mit folgenden Worten an die Uebrigen: „Sie ſehen, meine Herren, daß weder ich Sie, noch mein ſpitzbüſcher Servier, Peter, mich getäuſcht. Sie ſind alle Zeugen, daß Graf Boroſsky auf einer Hintertreppe, die, wie wir Alle wiſſen, in die Apartements der Gräfin Woronetſch führt, ſich in die Gemächer der ſchönen Dame verfügt, daß er ſich zu dieſem Behufe eines, wie es ſcheint, bereits oft gebrauchten Schlüſſels bedient, und daß er, wie ich aus dem Licht dort im Fenſter ſchließe, erwartet wir.“

„Dafür ſoll ihn“ — brauſte einer von den Jüngern auf; allein der erſte Sprecher fiel ihm ſchnell ins Wort: „Ruhe, Ruhe! lieber Derſefsky; mit der Hitze verderben Sie Alles. Wir waren einſt Alle Nebenbuhler, nun ſind wir Freunde. Ich habe Ihnen, meine Herren, die Zuſicherung der vollſtändigſten Rache an der ſpröden Dame gegeben, und Sie ſehen, daß ich auf dem beſten Wege bin, mein verpfändetes Wort auszulöſen. Oder glauben Sie nicht, meine Herren, daß, wenn fünf Offiziere von der Garde mit ihrem Ehrenworte dieſen nächtlichen Beſuch beſtätigen, dieß hinreicht, den Ruf jeder Dame in Petersburg, und wäre es eine Herzogin, zu Grund zu richten?“

„Sie haben Recht, Oberſt,“ ſprach ein Anderer, „wir dürfen jedoch nicht mit der Thür ins Haus fallen, nicht Allen und Jedem die pikante Hiſtorie erzählen;

sondern wir müssen sie den alten Damen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen, so kommt die Geschichte am Besten unter das Volk der Salons."

„An Ihnen ist ein Diplomat verdorben," antwortete der Oberst, „natürlicher Weise darf Niemand ahnen, daß wir den Grafen auf seinem nächtlichen Gange in der Absicht, ihn zu belauschen, folgten, sondern es ist ganz zufällig geschehen; Sie verstehen mich, meine Herren."

„Vollkommen," antwortete die Gruppe.

„Nun, so lassen Sie uns gehen und bei einem Glase Punsch die Details unsers Operationsplans besprechen."

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Herr Oberst," fiel Derfefsky ein, „es ist möglich, daß Graf Borofsky seinen Besuch nicht der schönen Gräfin, sondern irgend einer anderen Bewohnerin ihres Hauses zugedacht; es ist sogar möglich, daß er auf irgend einem Wege sich jenen Schlüssel verschafft, ohne Wissen der Gräfin und nun, verwegen, wie wir ihn Alle kennen, die Festung durch einen coup de main zu nehmen gedenkt."

Wäre nicht in diesem Augenblicke der Mond von den Wolken ganz verdeckt gewesen, so hätte man um die Lippen des Obersten ein spöttisches Lächeln wahrnehmen können; er antwortete jedoch ganz gelassen: „Lieber Derfefsky, Sie wollen zum Korps der Rache gehören; stehen jedoch noch immer im Dienste des Gottes Amor. Es fällt Ihnen schmerzlich, daß das Ideal, an dem Sie begeistert hingen, nun auf einmal in den Koth gezogen wird; Sie können und wollen den Gedanken nicht ertragen, daß jene Dame, deren Hand zu küssen, Sie für das größte Glück hielten, den nächtlichen Besuch eines Mannes empfängt, der auf keinen Fall mehr werth ist, als Sie —"

„Aber" — unterbrach Derfefsky.

„Geduld, Kapitän! Lassen Sie mich zu Ende gelangen. Wir wollen sehen, ob Ihre Gründe zur Vertheidigung der Gräfin Woronetsch stichhaltig sind. Sie glauben, des Grafen Besuch gelte einem andern weiblichen Wesen; aber außer der langweiligen deutschen Vorleserin und den stupiden, dicken Mägden und Zofen aus der Ukraine ist kein weibliches Wesen im Hause; überdieß der Graf zu vernünftig, um in einem Hause, wo er wohl gelitten, sich auf eine solche Weise bloß zu stellen; was aber Ihren zweiten Grund betrifft, daß nämlich Borofsky ohne Wissen der Dame gekommen sey, so bin ich fest davon überzeugt, daß die Gräfin, sobald sie den ungebetenen Gast entdeckt, ihn durch ihre Dienerschaft wird zum Hause hinaus befördern lassen. Ob nun dieser Fall eintritt, davon können wir uns ja überzeugen, indem wir hier die Zurückkunft des Grafen abwarten. Die Nacht ist frisch, aber wir haben gute Mäntel und sind Soldaten. Wir wollen von der Taglioni, von der nächsten Beförderung, oder wovon ihnen sonst beliebt, plaudern und sollten wir irgend einer Patrouille verdächtig vorkommen, so genügt der Adlerorden unter dem Mantel, uns Ruhe zu verschaffen. Sind Sie einverstanden, meine Herren?"

Die Andern bejahten. Der Oberst zog ein elegantes Zigarrenetui aus der Tasche und bot den Inhalt an; die Herren bedienen sich und begannen, an das Gitter des Quais gelehnt, ein leichtes Gespräch, während unten die Newa ihre Wellen vorüberrollte und der Rauch der Zigarren in leichten Wölkchen in die stille, dunkle Nacht aufstieg.

Indessen schritt Graf Borofsky, nichts ahnend von dem Plane, der wenige Schritte von ihm geschmiedet wurde, auf seinem geheimnißvollen Gange weiter. Sein Pfad war dunkel und für einen Fremden wäre es unmöglich gewesen, sich hier zu Recht zu finden. Allein der Graf stieg Stufen hinauf und bog in Seitengänge mit der Sicherheit eines Mannes, der den Weg schon oft gemacht. Endlich öffnete er eine Thüre und der Uebergang aus dem Dunkel zum hellsten vollsten Licht war so stark, daß er die Hand geblendet vor die Augen hielt. Er stand in einer Art Verandah. Der Mauer gegenüber, aus der ihn die geheime Thür geführt hatte, befanden sich hohe Glasfenster; elegante Vorhänge verwehrten jedem neugierigen Blick von Außen den Eingang; der Boden war mit weichen Teppichen belegt, daß kein lauter Fußtritt das heimliche Schweigen stören möge; ringsum war eine liebliche Wärme verbreitet und nur dieser verdankten die exotischen Pflanzen, Kaktusse, Aloen, Orchideen in vollster Blüthe, die in eleganten Gefäßen ringsum standen, ihr Fortkommen in dem nordischen Klima und erfüllten, wie aus Dankbarkeit, die Luft mit den süßesten Düften, das Auge mit der wunderbarsten Farbenpracht. Zwischen ihnen standen, halbverdeckt von Zweigen und Blüthen, marmorne Statuen von der schönsten Arbeit, und die zahlreichen Lampen von mattem Glase goßen darüber ein eigenthümliches, wohlthuendes Licht; Alles ließ vermuthen, daß hier die Vorhalle zum Eigenthume einer stolzen, aristokratischen Schönheit sey.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Der Prager Ztg. schreibt ein Militär von St. Anna vor Venedig: „Unser Lager ist auf einer großen Sandfläche; Sand in Menge, daß man versinken kann, eine enorme Hitze und eine Unzahl von Gelsen und Fliegen, meine Hände, mein Gesicht sind ganz zerstochen. Zu schlafen ist nicht möglich, erst gegen Morgen verfällt man in einen kurzen Schlummer, und dieß nur aus Mattigkeit; hiezu noch der Gestank von den Wassern aus den Kanälen mit dem schmutzigen Wasser; so ists natürlich, daß Fieber hier die gewöhnliche Krankheit sind. Es ist auch kein Wunder, denn man muß nur

das Terrain kennen, wo unsere Truppen auf Vorposten kommen. So will ich Ihnen meine Stellung beschreiben. Vor einigen Tagen marschirte ich Nachts 2 Uhr ab, nach einstündigem Marsche blieb auf dem Damme des Canale di Vale eine Kompagnie stehen, und stellte ihre Posten gegen Brondolo aus; ich marschirte mit meiner Kompagnie weiter noch eine halbe Stunde, ließ einen meiner Offiziere mit einer halben Kompagnie beim zweiten Kanal stehen, rückte mittelst Schiffen über diesen Kanal, und faßte am jenseitigen Ufer auf einem hohen breiten Damme mit der andern halben Kompagnie Posto, übernahm von meinem Vorgänger die Posten, und wartete den Morgen ab, um die Gegend besehen zu können. Ehe dieser anbrach, konnte ich nicht sitzen, schlafen, gehen; überall verfolgten mich Tausende von Gelsen und Fliegen. Trotz Handschuhanziehen und Wedeln, war ich in Kurzem ganz zerstochen; nun brach der Morgen an, und ich sah die Schönheit der Gegend; denn ich war auf einem breiten Damm, rechts und links ein breiter Kanal mit einem lehmichten schmutzigen Wasser, noch dazu stinkend, nichts sonst zu sehen als Schilf, wenige Bäume und in der Entfernung vor mir Brondolo, ein Fort, welches diesem angehörig ist, und die Vorstadt Chioggia (sogenannte Fischerstadt) vor Venedig, und hörte nichts als Kanonendonner und das Summen der Gelsen und Fliegen. Wasser zum Trinken ist keines vorhanden, man muß von dort in den großen Eiskeller schicken, welcher eine Stunde rückwärts entfernt ist.“ — Derselbe Berichterstatter sagt: „Mein letzter Brief vor etwa fünf Tagen war St. Anna datirt, mein jetziger kommt von dem, an der Etsch gelegenen Marktflecken Cavarcere; die Ursache, warum wir unsere Stellung gegen Brondolo verließen und so weit zurück bis über die Etsch gingen, ist folgende: in meinem letzten Schreiben theilte ich Ihnen mit, daß man die Gegend gegen Brondolo und Chioggia unsererseits überschwemmen wolle, und daß diese Idee, welche von unserm Marschall ausging, auch bewerkstelligt wurde. Der Kukuruz wurde, soweit es möglich war, gemäht, Erdäpfel von unsern Leuten, so viel man konnte, ausgegraben, denn man sah in den Lagern der Brigade Dierkes von Früh bis auf die Nacht Feuer und Erdäpfel kochen und braten, und die Landleute wurden durch unsere Patrouillen verständigt, ihre Habseligkeiten, ihre Frucht, kurz ihr Hab und Gut zusammenzubringen, und bis zum 17. ihre Häuser, ihre Gegenden zu verlassen und über die Etsch zu wandern. Die Kanäle bei Caduſa, dann der Kanal Vale, Garzane, Corde, wurden an mehreren Orten durchstochen, und die Ueberschwemmung begann und steigerte sich von Tag zu Tag, besonders als auch der Etschdurchstich geschehen war und das Wasser, von allen Seiten seiner Fesseln (der Dämme) ledig, über die grünenden fruchtbaren Felder, Wiesen sich ergoß und uns zum Rückmarsch zwang, welcher am 19. Nachts 2 Uhr angetreten wurde. Unser Bataillon sollte nach Cavarcere, wo auch unser General sein Hauptquartier hat. Ehe wir aus unsern Lagern rückten, wurden alle unsere Lagerhütten in Brand gesetzt, und Sie haben keine Idee von der Gluth, der Hitze, dem Prasseln, als unsere, von lebendigem Reisig erbauten, durch die Hitze ausgetrockneten Hütten brannten, und in dieser Menge — denn auf der großen Sandfläche lagerten außer uns noch Deutschmeister, Emil, Schönhals-Infanterie und Gränzer, dann Artillerie und Fuhrwesen. So marschirten wir also am 19. Nachts 2 Uhr von St. Anna ab und langten Früh 6½ Uhr in unserer neuen Station an. Der Zweck der Ueberschwemmung ist folgender: die ungesunde Lage der Zernirungslager unserer Truppen gegen Venedig und namentlich jene der Vorposten, wo wir uns den Lagunen bedeutend nähern und zwischen Kanälen und Sümpfen stehen, hat viele Fieber erzeugt und manche Bataillone ganz gelichtet. Um diesem nun vorzubeugen, hat unser Marschall die Ueberschwemmung anbefohlen, wo dann die ganze Gegend, welche bis jetzt von unserer Brigade besetzt gewesen, unter Wasser ist und die Truppen von dort in eine andere gesundere Gegend über der Etsch die Vorposten beziehen, wobei noch das Gute ist, daß die dienstfreie Mannschaft in Karsernen, die Offiziere bei Privaten einquartiert sind und somit nicht mehr biwakiren, was jetzt sehr unangehm ist, da bereits die Nebel beginnen, welche gegen Morgen, zwischen 5 und 6 Uhr, so dicht fallen, daß man auf fünf Schritte Distanz nichts zu unterscheiden vermag; erst gegen 7 Uhr lichtete es sich. Hier in Cavarcere verbleiben wir noch 7 Tage, dann tritt für uns eine 14tägige Erholungszeit ein, und auf diese Zeit kommt unser Bataillon entweder nach Revigo oder Este, welche beide Orte von hier nicht weit sind. Unsere Leute stehen sich jetzt sehr gut, 6 kr. Löhnung, 1 kr. Feldbeitrag, 8 kr. Etappen und seit unserem Einrücken gegen Venedig 2 kr. Branntweinzulage, also im ganzen 17 kr. C. M., auch hatten wir das Glück, durch die Zeit unserer 7tägigen Stellung vor Brondolo keinen Mann am Fieber erkrankt zu haben, wohl aber vier Offiziere, welche zur Behandlung nach Padua abgegangen. (Allg. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Kunstwerk ganz eigenthümlicher Art ist in Berlin von Hrn. Gravert zur Schau gestellt. Es ist dieß ein für den König angefertigter Kronleuchter, der aus den Geweihen, Zähnen und andern Theilen jagdbarer Thiere zusammengesetzt ist. Es haben dazu 1 Elenthier, 1 Dachs, 12 Raubvögel, 12 Gemsböcke, 20 Füchse, 33 Keiler, 143 Dammhirsche, 480 Rothhirsche, 900 Hasen und 1433 Rehböcke die Bestandtheile geliefert.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 128 12. Auguſt 1849.

Ein Verſuch zur Anſiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortſetzung.)

„Wie ſchade!“ ſagte Bob, und ſah traurig die Flaſche an. Doch hier half kein weiteres Beſinnen, beide Männer ſchulterten alſo ihre Gewehre, Bob hing ſeine alte, naſſe Decke, die er jedoch vorher ſo gut wie möglich ausgerungen hatte, wieder auf den Rücken, und fort gings aufs Neue in den Wald hinein, oder eigentlich, beſſer geſagt, im Walde fort, denn unbeſtreitbar waren ſie darinnen. Hier zeigte ſich übrigens der Nutzen, den des Indianers Ortsſinn, ein gewiſſer ihm angeborener Inſtinkt, dem Deutſchen gewährte, denn ohne Jenen hätte er ſich im Leben nicht wieder aus den Dickichten und Sümpfen herausgefunden, die, einander ſo ganz ähnlich, ihn nicht begreifen ließen, wie man in einem ſolchen Labyrinth eine wirklich gerade Richtung beibehalten konnte, ohne bei jeder Wendung irre zu werden. Immer unwegſamer wurde hier der Wald, häufiger und häufiger kreuzten ſie ſchmale, kleine tiefe Bäche, und ſtanden plötzlich an einem kleinen Fluſſe (oder einer Slew, wie es der Indianer nannte), der ſeine ſchlammigen Fluthen dem Fourche la feve zudrängte.

„Bob!“ ſagte Sechingen erſchrocken, als dieſer ohne weiter eine Sylbe zu äußern, hineintrat und durchwaten wollte, wobei ihm das Waſſer bis unter die Arme reichte — „iſt denn keine Fähre hier? wir ſollen doch nicht mitten durch?“

„Iſt der Weiße hungrig?“ frug Bob, ſtehen bleibend.

„Sehr!“

„Und naß?“

„Durch und durch!“

Bob erwiederte Nichts weiter, ſondern badete gerade durch, während ihm die Fluth bis zu den Schultern ſtieg, und war in wenigen Minuten am anderen Ufer. Wehmüthig ſchaute ihm Sechingen nach, überzeugte ſich aber bald, daß hier nichts Anderes zu thun übrig bleibe, als zu folgen, denn allein zurück zu bleiben, ging doch auch nicht an. Das alſo, was er nicht zu durchnäſſen wünſchte, als Brieftaſche, Zündhütchen, Pulverhorn und Uhr in die Jagdtaſche ſteckend und dieſe, nebſt der Flinte, über dem Kopf haltend, trat er ſeine unfreiwillige Waſſerfahrt an, kam auch glücklich hinüber, ſchüttelte ſich hier, ließ das Waſſer aus den Waſſerſtiefeln laufen, indem er ſich auf den Rücken legte und die Beine an einem Baum in die Höhe reckte (im Anfang freilich etwas zu hoch) und folgte dann dem Führer, der ſchweigend voranſchritt.

So großen Jagdeifer Sechingen aber beim Anfang ihrer Wanderung gezeigt hatte, ſo abgeſtumpft war er jetzt gegen alles ihn Umgebende geworden und ſchaute kaum vom Boden auf, um nicht fortwährend über die unzähligen, überall umhergeſtreuten Aeſte und Stämme zu ſtolpern und zu ſtürzen; die Flinte hing ihm, Hahn in Ruh und Sicherheit aufgeſetzt, über die Schulter, die Mütze ſaß ihm tief in der Stirne und der einzige Laut, den er von ſich gab, war dann und wann ein leiſe gemurmelter Fluch, wenn ihm die naſſen Zweige ins Geſicht ſchlugen, oder ſich ſein Fuß, trotz aller Vorſicht und Aufmerkſamkeit, in dem dichten Schlingpflanzengewebe fing, das an vielen Stellen den Boden wie mit einem feſten Netze überzog.

Da blieb Bob plötzlich ſtehen und hob ſchnell und lautlos die Büchſe an den Backen, und wie mit einem magiſchen Feuer durchgoß dieſe einzige Bewegung den Körper des bis jetzt in faſt gänzlicher Apathie verſunkenen Deutſchen; blitzſchnell riß er das eigene Gewehr von der Schulter und ſchaute, hochaufgerichtet, die Augen in dem alten, keineswegs erſtorbenen Jagdeifer erglühend, ſpähend umher, das Wild zu entdecken, das der Indianer aufs Korn genommen. Aber erſt, als er der Richtung von Bob's Büchſe folgte, von deren Pfanne das Pulver ſchon zweimal abgeblitzt war, ſah er einen ſtattlichen Hirſch, der ruhig äſte und die Nähe zweier menſchlichen Weſen gar nicht zu ahnen ſchien. Vor Eifer zitternd, hob Sechingen das Doppelrohr, das, noch mit guten, deutſchen Zündhütchen verſehen, dem Wetter Trotz geboten, und der Schuß krachte dröhnend durch den ſtillen Wald.

Hochauf ſprang der Hirſch und ſetzte über einen, vor ihm liegenden Baumſtamm, blieb dann aber augenblicklich wieder ſtehen, äugte verwundert umher, witterte zu gleicher Zeit die Feinde und ſprang eben in ein benachbartes Dickicht, als ihm Sechingens Rehpoſten nach-

Digitized by Google

sausten. Wohl schüttelte er den schönen Kopf ein wenig als ihm das Blei ums Gehör pfiff, unverletzt aber warf er den Wedel in die Höhe und war mit wenigen Sätzen verschwunden.

„Ich muß ihn getroffen haben,“ rief Sechingen, der dem Anschuß in wilder Jagdlust zusprang; Bob folgte ihm jedoch sehr ruhig und bemerkte, die Fährten keines Blickes würdigend:

„Hirsch merkwürdig wohl, wenn er den weißen Fleck zeigt — weiße Mann Bockfieber!“

Gar sehr wider Willen mußte es sich Sechingen zuletzt selbst gestehen, daß er, auf kaum fünfzig Schritt, mit beiden Läufen das Wild gefehlt habe, denn auch nicht ein einziger Tropfen Schweiß war auf dem Laube zu sehen. In hierdurch nicht gerade verbesserter Laune setzten also Beide, nachdem der Deutsche zuerst wieder geladen, ihren Weg weiter fort, und erreichten, nach etwa zweistündigem Marschiren, das Haus, von dem Bob gesprochen, und Sechingen, mehr todt als lebendig, begrüßte mit freudigem Herzklopfen das trauliche, Schutz und Wärme versprechende Dach, aus dessen Lehmschornstein eine dünne, blaue Rauchsäule emporwirbelte.

Nachdem die beiden Männer zuerst noch eine niedere, die Wohnung umgebende Fenz überklettert hatten, näherten sie sich dem Gebäude, dessen Thür, nach Art all der andern fensterlosen Blockhäuser, offen stand, um Licht und Luft zu gleicher Zeit einzulassen, und betraten den inneren Raum, vor dessen breitem Kamin sie eine, dem Auge Sechingens wenigstens, sehr sonderbar erscheinende Gruppe versammelt fanden.

Es waren zwei Frauen und drei Kinder, die in malerischen Stellungen das Feuer umsaßen und umlagerten, und durch den Eintritt der Fremden in ihren verschiedenen Beschäftigungen weiter nicht gestört wurden, als daß die eine der Frauen, wahrscheinlich die Wirthin, mit ihrem Sessel ein wenig zur Seite rückte und sagte:

„Nehmt einen Stuhl!“

Nun wäre das zwar an und für sich schon eine recht freundliche Einladung gewesen, denn das Feuer flackerte mächtig und erwärmend mit rother Zunge die schwarzgeräucherte Esse empor, wenn — nur ein Stuhl dagewesen wäre, vergebens schaute sich aber der Deutsche nach einem derartigen Möbel in dem kleinen Raume um, lehnte daher vor allen Dingen die Büchsflinte in die Ecke, legte die Jagdtasche daneben, welchem Beispiel der Indianer ohne weitere besondere Einladung folgte, und trat dann in den für sie freigemachten Raum an die linke Kaminecke.

„Nehmt den Stuhl!“ sagte die Frau zum zweiten Male, und winkte dabei mit dem Kopf nach der gegenüberliegenden Ecke, aber kein Gegenstand, der auch nur die entfernteste Familienähnlichkeit mit einem derartigen Hausgeräth gehabt, oder zu solchem hätte benutzt werden können, zeigt sich dem Auge; die Ecke war, ein schmales, langes Bret was darin lehnte ausgenommen, leer. Bob schien jedoch mit den Gelegenheiten der Wohnung und ihren Gebräuchen schon etwas besser bekannt, oder ein gewisser Instinkt mußte ihn leiten, denn kaum hatte er sich seiner nassen Decke entledigt, als er eben jenes Bret vorholte, dieses dann, dicht neben dem Kamin, zwischen zweien der die Wand bildenden Stämme hindurch, und auswendig unter den, zu diesem Zweck in einen Pfirsichbaum geschlagenen Pflock schob, und dem Deutschen mit der Hand zuwinkte, darauf Platz zu nehmen, was dieser denn auch nach einigen, etwas ängstlichen Versuchen zwar, befolgte, während Bob neben ihm stehen blieb und sich, wie ein am Spieße steckender Braten, langsam vor der Gluth im Kreise herumdrehte, um seinem ganzen Körper einen gleichen Antheil von Wärme zukommen zu lassen. Bald stieg von ihren nassen Kleidern der feuchte Dampf wie eine Wolke zur Decke hinauf und drängte sich dort, durch aufgehangene Schinken und Speckseiten, ins Freie.

(Fortsetzung folgt.)

So ward die Ehre gerettet.

(Fortsetzung.)

Ohne auf all diese Herrlichkeiten einen Blick zu werfen, ging Graf Borofsky weiter; plötzlich aber blieb er wie angewurzelt stehen; denn aus einem Seitengange erschallte lieblicher Gesang, ertönte eine jener Stimmen, wie sie die Natur ihren Lieblingen ertheilt, um staare Herzen aufzuthauen und in die Wunden eines kranken Gemüthes den Himmelsbalsam der Melodie zu träufeln. Es war ein deutsches Lied, welches hier gesungen wurde und der Graf war der deutschen Sprache mächtig genug, um die folgenden Worte zu verstehen, welche in einer einfachen, rührend-klagenden Weise, von einem Piano begleitet, an sein Ohr schlugen.

Am einsamen See, wo die Weiden steh'n,
Da hab' ich den Liebsten zum letzten geseh'n;
Da lag ich zum letzten an seinem Herz,
Und wollte vergehen vor Liebe und Schmerz.

Während der Graf sich leise der Gegend näherte, aus der die Stimme, — eine weibliche, wie ich zu sagen vergaß, — erscholl, ging die einfache Weise aus Moll in ein rasches, wildbewegtes Dur über und die Stimme sang weiter:

Es trug mich mein Schiff an den fernen Strand,
Ade nun Ade, du geliebtes Land!
An fernen Küsten sucht' ich das Glück
Und ließ es doch all in der Heimath zurück.

Der Stimme folgend, gelang der Graf bis an eine nur angelehnte Thür; die Weise kehrte wieder aus der stürmischen Tonart in die einfachen, klagenden Töne der

ersten Melodie zurück und lauschend vernahm er die letzten Worte des Liedes, die mit unendlicher Wehmuth gesungen wurden:

Und als ich nun heim kam, nach Jahren lang.
Zum einsamen See war mein erster Gang;
Wohl standen die Weiden noch rings umher,
Den Liebsten aber, den fand ich nicht mehr.

Die Stimme verhallte leise klagend, wie ein letzter Seufzer der Liebe und nur die Töne des Piano rauschten fort und fort, als wollten sie die Leiden des getäuschten, in seiner süßesten Hoffnung betrogenen Herzens malen. Graf Borofsky öffnete leise die Thüre und hatte so Muße, unbemerkt die Sängerin zu betrachten. Es war die deutsche Vorleserin der Gräfin. Sie saß im leichten Nachtkleide am Piano, ihre blendend weißen Schultern waren entblößt und nur zum Theil verdeckt von dem aufgelösten, dunkelblonden Haar, das, von keinem Kamm gehalten, in langen, reichen Locken herabfiel und sich zärtlich an Hals und Wange schmiegte. Ihr Gesicht war ein frommes, reines, deutsches Antlitz, wie es altdeutsche Maler ihren Madonnen gaben und das blaue Auge goß jenen süßen Schein der Lieblichkeit darüber, welcher die Schönheit von Germanien's Jungfrauen zur ersten der Welt gemacht hat.

Der Graf wußte nicht, was er thun sollte. Die Vernunft und die eigentliche Absicht seines nächtlichen Ganges hießen ihn sich zurückzuziehen; Eitelkeit und Sinnlichkeit zogen ihn vorwärts; plötzlich aber fiel der Blick der schönen Sängerin auf die Thür und als sie dort einen Mann stehen gewahrte, sprang sie tödtlich erschrocken vom Sessel auf, warf blitzgeschwinde einen Shawl, der sie ganz einhüllte, um die Schultern und fragte dann mit zitternden Lippen: „Was wollen Sie, mein Herr?"

„Verzeihen Sie, schöne Elise!" antwortete der Graf, näher tretend, „aber ich glaube, Sie haben mich hier oft genug gesehen, um zu wissen, daß ich weder ein Dieb noch ein Mörder bin."

„Ah, Sie sind es, Herr Graf, aber ich begreife nicht —"

„Sie werden gleich Alles begreifen. Vorübergehend, vernahm ich den Ton Ihrer süßen Stimme, und erlauben Sie, daß ich mir Musikkenntniß genug zutraue, um einzusehen, daß ein nicht gewöhnlicher Genuß auf so überraschende Weise mir zu Theil wurde. Ich trat näher und öffnete die Thür —"

„Ganz wohl. Ich hätte sie wohl schließen können; aber ich wußte nicht, daß die Gräfin, wenn sie sich bereits in ihr Boudoir zurückgezogen, noch Besuche annehme."

Das Letztere war ohne alle Ironie gesagt. Nichtsdestoweniger erröthete der Graf leicht, biß sich auf die Lippen, und sprach etwas heftig: „Das ist hier Nebensache. Weit wichtiger für mich ist es, ob Sie mir eine Bitte gewähren wollen. Seit lange entbehrte ich einen musikalischen Genuß, wie den, welchen ich Ihnen heute zu verdanken hatte. Affektion und Künstelei, wie sie bei den Sängerinnen unserer Oper nur zu häufig sind, können mich dafür nicht schadlos halten. Wollen Sie nicht weiter singen, schöne Elise?"

„Herr Graf," antwortete die Vorleserin, „ich erkaufe mir durch die unermüdliche Ausdauer am Tage das Recht, einige Stunden der Nacht auf meinem Flügel zu phantasiren und süßen Gedanken an meine Heimath nachzuhängen. Kränken Sie mich nicht in dieser, gewiß geringen Freiheit. Sie kommen ja täglich, und wenn Sie es befehlen, so soll meine schwache Fertigkeit immer zu Ihren Diensten stehn."

„Ich Sie kränken?" sagte der Graf und seine Stimme nahm allgemach einen leidenschaftlicheren Ton an, „Sie sprechen von Befehlen, von zu Diensten stehen; sollten Sie sich denn wirklich so arg verkennen, daß Sie nicht wissen sollten, daß Sie zum Befehlen geboren sind und ich als Sklave zu Ihren Füßen um jene Gunst flehe; Elise, nicht wahr, Sie erlauben mir, an Ihrer Seite zu weilen und mein Herz noch länger an jenen Melodien zu berauschen, die sie auf so wunderbare Weise hervorzaubern?"

Er schwieg und blieb, den zärtlichen Blick auf sie gerichtet, stehen. Elise hatte in der Einfalt ihres Herzens wirklich geglaubt, nur ihrer Musik wegen sey der Graf eingetreten. Ihr Gemüth hatte den kindlich-frommen Glauben an Menschenwerth und Tugend, den sie aus dem deutschen Vaterland mitgenommen, treu und innig bewahrt; die Fluthen der großen Welt, die schon so manches edle Herz zerstörend in ihren Wirbel gezogen und zertrümmert, brausten vergebens wider diesen starken Fels; denn zwei treue Himmelsschwestern, Poesie und Musik, schützten ihn mit ihren Fittigen, und wehrten die Dämonen der Sünde ab. Elisens Herz war schwärmerisch, empfänglich für alles Schöne und Gute; aber wie die Sensitive beim leisesten Berühren ihren Kelch schließt, so zog sich dieses Herz auch scheu und zagend zurück vor Allem, was schlecht war, was nur den entferntesten Schein des Schlechten an sich trug. Als daher Graf Borofsky jenen Ton anstimmte, wurde sie leichenblaß; aber schnell errang sie sich Fassung genug, um zu antworten: „Herr Graf! Ich weiß nicht, was Ihre Worte bedeuten sollen oder wie ich, die Dienerin, dazu komme, auf eine Art angeredet zu werden, wie es nur der Herrin gebührt. Mein schwaches Talent steht, wie ich bereits erklärt, zu jeder andern Zeit zu Ihren Befehlen; jetzt aber muß ich Sie dringend bitten, mich zu verlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Von der Tann.

(Aus dem „Gränzboten" abgedruckt.)

Als das Volk von Schleswig-Holstein sich erhob, seine Rechte gegen die Eingriffe des dänischen Herrschers mit gewaffneter Hand geltend zu machen, da erwachte die Sympathie, welche schon lange in ganz Deutschland für den nordischen Bruderstamm glühte zu heller Flamme. Nicht bei Worten allein blieb die Begeisterung stehen, sie riß auch zu thätiger Hülfe hin. Zum Erstenmal organisirten sich in großartigem Maße Freischaaren — eine Erscheinung, welche in dieser Weise im Vaterlande noch niemals aufgetreten war, und welche seither eine ganz eigenthümliche welthistorische Bedeutung gewonnen hat; sie zogen mit mehr und minder gutem Willen und Muth den bedrängten zu Hülfe. Das gleiche thaten auf das Geheiß ihrer Fürsten verschiedene Heeresabtheilungen im Auftrage des Bundestags, und außerdem betheiligte sich ganz Deutschland durch Spenden und Unterstützung aller Art an einer Sache, welche längst zur allgemein deutschen geworden war. Unter den Fürsten interessirte sich besonders Ludwig von Bayern für dieselbe. Außer wesentlichen Gaben an Geld und Kriegsbedarf sandte er nach Schleswig-Holstein das, was dessen junges Heer vor allem und am meisten bedurfte, tüchtige, kriegserfahrene Offiziere, welche er mit einer wirklich höchst anerkennenswerthen Freigebigkeit ausrüstete. Es waren deren sieben und sie werden in Schleswig-Holstein unvergessen bleiben, so lange im Volksmund die Sagen des Dänenkriegs leben, so lange Geschichtbücher den Enkeln von der Väter Kampf für altes Recht erzählen werden. Denn unter allen Fremdlingen, welche als Offiziere Dienste genommen hatten, waren bald die Bayern die bekanntesten und beliebtesten. Jedermann rühmte ihren kühnverwegenen Muth, ihre Leutseligkeit; Anekdoten ihrer Thaten kursirten in allen Schichten der Gesellschaft. Von Aldosser, dem blitzschnellen Guerillaführer, wußte man den siegreichen Ueberfall bei Aschefell, die Tage von Missunde, Tolk, Grossolt und Aroesund zu erzählen, und nichts glich dem Triumphzug, welchen er einst an der Spitze seiner kleinen Schaar durch das kerndeutsche Angelnland hielt; den Grafen Bothmer, Adjutanten des Grafen Rantzau, betrachtete Jedermann als die Seele und den eigentlichen Führer des Freikorps, welches des Letztern Namen trug; von dem jungen Lieutenant v. Bouteville wußte man, daß er an der Spitze einer Vedette von 9 Dragonern eine ganze dänische Schwadron zur Uebergabe aufgefordert, und als ihm ein Hohnlachen des Rittmeisters zur Antwort wurde, tollkühn angegriffen hatte. Allen voran aber nannte man den Major v. d. Tann, der zum Führer der vierten großen Freischaar — die übrigen waren das Bracklow'sche, Rantzau'sche, Wasmer'sche Korps — erwählt worden war. Er stellte seine sämmtlichen Kameraden und Kollegen in Schatten, und sein Name trat überraschend bald aus der Zahl derjenigen hervor, welchen bewiesener Muth und Kriegsglück die vorderen Seiten im Buche der Ehren anwies. Mit Energie und großer Umsicht gelang es diesem Manne, schnell das Anfangs verrufene Freischaarenwesen zu ordnen und demselben einen neuen Geist einzuprägen. Sein Korps vereinigte nach und nach die Besten aller übrigen, er organisirte dasselbe auf eine treffliche Weise, ohne dabei in die Pedanterie des militärischen Zopfes von ehedem zu gerathen. Noch in gutem Gedächtniß stehen die glänzenden Waffenthaten, die er mit dieser Truppe, welcher Mitglieder aus allen deutschen Ländern angehörten, verrichtet hat. Namentlich ist es das glänzende Gefecht bei Hoptrup, in dem er den Dänen eine Batterie abgenommen, sind es die Tage der Vertheidigung von Apenrade, die der Versenkung des Dampfschiffes Hertha im kleinen Belt bei Aroesund gewesen, welche v. d. Tann zum Manne des Volkes, zum Helden der Lieder und Winterabenderzählungen in Schleswig-Holstein gemacht haben. Die wahrhaft schwärmerische Anhänglichkeit der ihm unmittelbar Untergebenen hat sich fortgepflanzt, wenn auch in ruhigerer Weise, auf alle deutschen Bewohner der Herzogthümer; selbst die Dänen sprachen aber auch nur mit der größten Hochachtung von ihm, und in ganz Deutschland ist sein Name einer vom besten Klange geworden. Aufs Neue richteten sich die Augen auf ihn, als er nach Ablauf des Waffenstillstandes zum Zweitenmal als Obristlieutenant und Chef des Generalstabs nach Schleswig-Holstein zog. Die Erstürmung der Düppeler Schanzen, auf welchen er der Erste war, hat ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt, und als die betrübende Kunde von der Niederlage vor Fridericia kam, da folgte ihr auf dem Fuße das Gerücht, v. d. Tann habe die Schmach gerächt und die verlorenen Werke wieder gewonnen. Leider bestätigte es sich nicht, aber es beweist doch die große Hoffnung und das Zutrauen, welche auf diesen Mann gesetzt werden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Fortschritte mehren sich. — In Böhmen zirkuliren Holzmünzen, von den Kaufleuten als Dreikreuzerstücke zur Erleichterung des Verkehrs und des Auswechselns des Papiergeldes ausgegeben: rund gedrechselte und mit einem Stempel bezeichnete Holzmarken in der Größe eines Viergroschenstückes. Schon hat man diese Avantgarde der österreichischen Finanzoperation in Zittau gesehen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 129 14. August 1849.

Ein Versuch zur Ansiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortsetzung.)

Die Beschäftigung der beiden Frauen zog jetzt, als das erste frostige Schütteln vorüber war, was Jeden erfaßt, der naß und kalt zu einem erwärmenden Feuer tritt, Sechingens neugierige Blicke auf sich. Die Herrin des Hauses saß nämlich auf einem kleinen Sessel, dem Feuer gerade gegenüber, hatte zwei Karden oder Wollkämme in der Hand, mit welchen sie die klargezupfte Baumwolle spinngerecht in lange Streifen rollte und nur dann und wann ihre Arbeit unterbrach, um eine kleine kurze Pfeife aus dem Mund zu nehmen und den Kopf derselben, diese am Stiel fassend, durch die glühende Asche zu ziehen, wonach sie die dadurch herausgehobene kleine Kohle in die Höhe hielt, und in langen Zügen den verlöschten Taback wieder zu entzünden suchte. In ihrem ganzen Wesen lag aber eine gewisse Reinlichkeit und Ordnung, die, mit dem freundlichen, offenen Gesicht der Matrone, einen höchst wohlthuenden Eindruck auf den jungen Deutschen machte, der durch seine letzte Wanderung besonders empfänglich für Alles Das geworden war, was Behaglichkeit und häuslichen Sinn verrieth. Sie war sehr einfach, aber höchst sauber in selbstgewebte Stoffe gekleidet, und die größte Ordnung schien auch in dem kleinen, wenn gleich sehr ärmlich ausgestatteten Raume zu herrschen, den sie bewohnte.

Keineswegs so günstig sprach ihn die Erscheinung der zweiten Gestalt an, deren Haar, nach Art der irländischen Frauen, in einem breiten Scheitel von dem rechten nach dem linken Ohr, quer über die Stirn hinüber gelegt war, und die durch ihre, nichts weniger als reinliche Kleidung auf eine um so auffallendere Art gegen die neben ihr sitzende Amerikanerin abstach. Ihr Anzug bestand aus grell buntem Kattun, der seine besten Tage schon gesehen hatte, und dessen große Pfauenaugen wehmüthig nach einer Stange Seife hinüber zu blinzeln schienen, die auf einem kleinen Brettchen in der rechten Ecke des Zimmers ruhte. Sie kreuzte den einen Fuß über den andern und stützte sich mit dem linken Arm auf das rechte Knie, mit dem rechten Ellbogen wieder auf den linken Arm, und paffte, ohne die eben Angekommenen weiter viel zu beachten, den Rauch aus ihrer kurzen Pfeife nach Herzenslust in den Kamin hinein.

Desto aufmerksamer wurden aber dafür die beiden feuchten Gäste von den drei Kindern beobachtet, deren ganzes, verwildertes, unsauberes Aussehen sie als der Irländerin (denn eine solche war der Gast) zugehörig bezeichnet hätten, wäre nicht diese stille Vermuthung Sechingens noch durch den unwiderlegbaren Beweis eines eben solchen Stückes Kattun, als Madame zum Kleid verwand, bestärkt worden, das in verschiedenen spitzwinkeligen und dreieckigen Stücken die Kehrseite des jüngsten Kindes zusammenhielt.

Mit weit aufgerissenen Augen und Sprech- oder Schreiwerkzeugen starrten diese, nicht den Indianer, denn dergleichen hatten sie schon genug gesehen, sondern den, ihrer Meinung nach, viel wunderbarer bekleideten Deutschen an, und nur durch verschiedene Ermahnungen der Wirthin des Hauses — denn die eigene Mutter schien sich wenig oder gar nicht um sie zu kümmern — konnten sie zurückgehalten werden, sich immer wieder auf's Neue zwischen den Fremden und das diesem so höchst wohlthuende Feuer zu drängen.

Auf Sechingens Bitte um etwas Warmes zu essen und zu trinken, ließ die Amerikanerin jedoch augenblicklich mit freundlichem Eifer ihre beiden Beschäftigungen, Rauchen und Karden, im Stich und es dauerte gar nicht lange, bis ein Paar heiße Tassen Kaffee, nebst gebratenem Speck und schnell gebackenem Maisbrod auf dem rohen, aber blank gescheuerten Holztisch dampften, zu dem sich auch die Zwei nicht lange nöthigen ließen, sondern mit wahrem Heißhunger über die so lang und schmerzlich entbehrten Lebensmittel herfielen.

Sechingens verwöhnter Gaumen möchte freilich, unter anderen Verhältnissen, mit den vorgesetzten Gerichten schwerlich zufrieden gewesen seyn; er befand sich aber gegenwärtig nicht in der Laune, lange zu betrachten und zu kosten, was er aß, so er nur überhaupt etwas zu verzehren hatte, und bald waren Teller und Schüssel leer und blank.

Während der Mahlzeit hatten die Frauen sich nicht weiter um die hungerigen Gäste bekümmert, als daß die Wirthin ihnen noch zweimal die schnell geleerten

Digitized by Google

Tassen mit dem heißen, erquickenden Trank füllte; da sie aber jetzt gesättigt vom Tische aufstanden und wieder ans Feuer traten, fingen sie an, die mit Schnüren und Troddeln besetzte Pikesche des Deutschen zu bewundern, der, ihnen darin gern gefällig, sich von allen Seiten genau betrachten und die Arbeit daran untersuchen ließ. Nun hatte Sechingen durch diese Aufmerksamkeit die moralische Ueberzeugung gewonnen, daß die beiden Damen von dem zierlichen Kleidungsstück ganz entzückt seyen, und frug daher die Irländerin mit freundlicher Stimme, ob sie vielleicht im Sinne habe, ihrem Ehegemahl eine dieser ähnliche anzufertigen; die Frau rief aber verwundert:

„Meinem Manne, Sir? Gott segne Euch, für eine erwachsene Person eine solche Jacke? nein, aber ein hübsches Röckchen für das Jüngste gäb' es."

Sechingen biß sich auf die Lippen und sah von der Seite den Indianer an; dieser schien jedoch in der Bemerkung nichts Auffallendes gefunden oder sie gar nicht beachtet zu haben, sondern nahm, als Zeichen des Aufbruchs, die Büchse wieder zur Hand, und nickte dem Deutschen zu.

„Was sind wir Ihnen für Ihre Güte schuldig?" frug also Sechingen jetzt, da es ihm nach dieser Aeußerung nicht mehr so recht wohnlich bei den Leuten war.

„Oh ich weiß nicht" — entgegnete die Amerikanerin, „das Wenige, was ich Euch vorsetzen konnte, war gern gegeben und keiner Bezahlung werth. Wohnten wir hier an der Straße, dann wär' es etwas anderes, man kann nicht alle Reisende umsonst beherbergen, wenn man selbst arm ist und sich seine Lebensmittel schwer verdienen und erziehen muß, so aber mag's gehen. Wir sitzen hier mitten im Wald, und in Alabama, von wo wir herkommen, ist es auch nur an wenigen Stellen Sitte, daß man Bezahlung von Reisenden nimmt, also geht mit Gott, Ihr seyd Nichts schuldig."

Herzlich dankte ihr Sechingen, nicht allein für die gegebene Stärkung, sondern auch für die freundlichen Worte, und bedeutend gekräftigt und erfrischt, obgleich immer noch sehr durch die nassen Kleider belästigt, folgte der Deutsche seinem rothen Führer einen schmalen Pfad entlang, der sich von hier aus am Fuße einer jetzt erreichten niederen Hügelreihe hinwand und die Wanderer wenigstens dem niederen Sumpflande entzog, durch das sie bis dahin ihre Bahn hatten suchen müssen. Nicht viel Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, denn Sechingen spähte, da sie den etwas offenen Wald betraten, scharf nach Wild umher, das der Führer jedoch wenig zu beachten schien, denn er schritt mit gesenkten und fest auf den Pfad gerichteten Blicken voran. Uebrigens blieb des Deutschen Aufmerksamkeit höchst nutzlos verschwendet, denn kein einziger Hirsch, nicht einmal ein Truthahn, ließ sich sehen, und höchst mißmuthig und unzufrieden mit der ganzen amerikanischen Jagd warf er sich endlich die Büchsflinte wieder über die Schulter und schwur, daß — undankbarer Mensch — Charley Fischer ein — Aufschneider sey.

(Fortsetzung folgt.)

So ward die Ehre gerettet.

(Fortsetzung.)

Die Eitelkeit des Grafen war bitter verletzt; er hatte hier geglaubt, en passant eine Eroberung zu machen und schämte sich nun wie ein Schulknabe zurückzutreten. Er suchte ihre Hand zu fassen, aber schnell ward sie zurückgezogen, während er leidenschaftlicher, als zuvor, fortfuhr: „Elise, Sie verstehen mich nicht, Sie wollen mich nicht verstehen. Aber sagt es nicht mein Auge; meine glühende Wange, sagt es Ihnen nicht Alles, daß ich — Sie liebe?"

Elise hatte nicht geglaubt, daß der Graf so weit gehen würde. Sie wollte um Hülfe rufen: allein entweder mußte sie die Schande ihrer Herrin aufdecken oder selbst in einer höchst zweideutigen Situation erscheinen. Des Grafen Liebeserklärung hatte dem stolzen, deutschen Mädchen allen Muth zurückgegeben; sie richtete sich hoch auf und sprach in gebietendem Ton, den Arm befehlend vorgebogen: „Bis jetzt habe ich gebeten; nun aber mißbrauchen Sie meine Geduld und darum befehle ich Ihnen, mich zu verlassen."

„Wie?"

„Ich befehle Ihnen, mich zu verlassen, Herr Graf!"

Der Graf warf den Kopf zurück und sein Auge blitzte zornig. Er sah in Elisen nichts, als eine Dienerin; nicht nur seine Eitelkeit, auch sein Stolz war beleidigt durch das entschlossene, gebieterische Benehmen der deutschen Jungfrau und er dachte unedel genug, um sie dafür durch den bittersten Hohn zu strafen. Im kalten, gelassenen Ton, der zu dem frühern leidenschaftlichen einen schneidenden Gegensatz bildete, sprach er daher: „Ah so, meine Liebe! Ich fange an, Sie zu begreifen. Sie wissen, daß weibliche Schönheit ziemlich selten in Petersburg ist und schätzen Ihre eigene hoch genug, um sie nicht unter dem Preise loszuschlagen. Warum also länger spröde thun; ich bin, wie Ihnen bekannt ist, reich, sehr reich, und als ich gegen die Tscherkessen diente, haben selbst die Feinde mich den Großmüthigen genannt."

Die Wirkung war die, welche Borofsky erwartet hatte. Elise warf sich auf einen Sessel, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte krampfhaft: „Herr Graf! Wer gibt Ihnen das Recht, mich so tief zu erniedrigen?"

Der Graf hatte eigentlich kein böses Herz; Stolz und Eitelkeit waren, wie gesagt, seine größten Fehler;

und als er die Vorleserin dergestalt in Schmerz aufgelöst sah, thaten ihm seine herben Worte leid; er suchte nach einer Entschuldigung, aber ehe er damit zu Ende kam, erhob sich Elise und sprach, während die Thränen noch immer über ihre Wangen rollten, mit leiser, wehmüthiger Stimme, die von Zeit zu Zeit durch Schluchzen unterbrochen wurde: „Schmerzlich ist es, zu dienen, für den, der einst gewohnt war, zu befehlen, und immer erniedrigt uns der Gedanke, von der Laune und der Willkür eines Anderen abzuhängen; aber doppelt schmerzlich ist es, wenn ein Dritter unsere Abhängigkeit, unsere Hülflosigkeit, mißbraucht, um uns Entehrendes zuzumuthen. Ich habe Sie vielleicht beleidigt, Herr Graf, und Sie haben jene bitteren Worte im Zorn gesprochen. Freilich, Sie können nicht wissen, daß auch ich einst reich und angesehen war, daß zahlreiche Diener meine Winke zu vollziehen eilten, daß man der Tochter des angesehenen Handelsherrn, der reichen Erbin huldigte. Meine Heimath ist ein herrliches Land und der Bürger reich und glücklich; denn er ist, wie unser größter Dichter sagt, der Krone Zweck, und dennoch, als unverschuldetes Unglück unseren Reichthum vernichtet, habe ich der Heimath und Allem, was mir lieb war, Lebewohl gesagt, um mein Brod auf ehrliche Weise zu verdienen. Als ich die nassen Augen zum letzten Mal nach der geliebten Küste wandte, und mein Schiff mich immer weiter und weiter trug, da dachte ich nicht, daß hier zu Lande Männer die Hülflosigkeit eines Mädchens, dem weder Freund noch Bruder zur Seite steht, mißbrauchen würden, und daß Dienen und Entehrtseyn hier gleichbedeutend sey."

Sie konnte nicht weiter reden. Thränen erstickten ihre Stimme. Der Graf war gerührt und suchte sein Benehmen so gut als möglich zu verbessern. „Entschuldigen Sie," sprach er, es war so böse nicht gemeint; wir Soldaten sind leicht gereizt und wissen dann nicht, was wir reden. Kann Sie die Versicherung, daß mich meine Worte herzlich reuen, nicht versöhnen; womit soll ich Ihnen meine aufrichtige Reue beweisen? Befehlen Sie über mich; jeder Ihrer Wünsche soll für mich Gebot seyn, aber verzeihen Sie mir Elise!"

„Wenn Ihnen Ihre Worte wirklich leid thun, so werden Sie die einzige Bitte, die ich an Sie zu richten habe, gewiß gewähren — "

„Sprechen Sie; was soll ich thun?"

„Mich allein lassen."

„Nun wohl, ich gehe, aber zuvor lassen Sie mich Ihnen die Versicherung wiederholen, daß mein Benehmen ein höchst übereiltes und unedles war. Glauben Sie, ein Mann macht solch ein Geständniß immer nur schwer und mit Ueberwindung und nur wenn er wahre Reue, so wie ich in diesem Augenblicke empfindet — "

„Herr Graf, Sie machen einer Dienerin Entschuldigungen — "

„Gerade darum, daß Sie in einem abhängigen Verhältnisse stehen, bin ich doppelt tadelnswerth; es ist feig, einen wehrlosen Feind niederzuhauen, aber noch feiger, ein Mädchen, das uns nichts als Thränen entgegensetzen kann, zu kränken. Dieses Alles sehe ich ein und darum flehe ich Sie jetzt um Ihre Verzeihung an. Elise, verkennen Sie mich nicht, ich bin kein schlechter Mensch und wären mir in meinen frühern Tagen mehr, die Ihnen gleichen, begegnet, ich wäre vielleicht sogar ein guter geworden."

„Herr Graf" sagte die Vorleserin gerührt, Sie vergessen sich."

„Nein, nein, ich weiß recht wohl, was ich thue. Verzeihung, Elise, und Ihre Hand darauf."

Er sprach diese Worte in so herzlichem, aufrichtigen Tone, daß sie nicht umhin konnte, ihm ihre Hand zu reichen, die er nicht, wie sie fast befürchtet hatte, küßte, sondern wie die eines alten Freundes herzlich drückte. Hierauf sprach er sanft: „Leben Sie wohl!" und ging. Als er die Thür sachte hinter sich zugemacht, blieb er stehen und horchte; die Vorleserin weinte leise.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Tann.

(Schluß.)

Von der Tann verdient Vertrauen und Bewunderung. Er ist ein noch junger Mann, höchstens 34 Jahre alt. Hoch und schlank gewachsen, spricht sich in seinem blonden offenen Gesicht, das mit großen blauen Augen sicher und verständig in die Welt schaut, eine Biederkeit, Zuversicht und Humanität aus, welche jeden augenblicklich einnehmen müssen. Seine hohe ernste Stirne würde einem Phrenologen interessant seyn müssen, seine scharfgeschnittenen, fest geschlossenen Lippen und der markige Bau seiner ganzen unteren Gesichtstheile drücken unwidersprechlich Bestimmtheit, Entschlossenheit und große Willenskraft aus. Ein Knebelbart und Schnurbart, hellblond wie sein Haupthaar, verleihen den Zügen des tapfern Mannes das echte kriegerische Gepräge, und die Narbe einer tiefen Hiebwunde auf der linken Wange erhöht dasselbe. Er erhielt die letztere in einem ehrenvollen Duell, dessen Veranlassung und Ende die edle Ritterlichkeit des Mannes besiegeln würde, wenn es erlaubt wäre, die näheren Umstände hier mitzutheilen. Von d. Tann kann eine schöne Heldengestalt genannt werden; oft, wenn er, umwallt von dem weißen Reitermantel, allen voranflog auf flüchtigem Renner durch die braune Haide, hat er seine Kriegsgefährten an die alten Tempelritter erinnert, die mit kleinen Häuflein den Tausenden der Serazenen furchtlos entgegenzogen und den Barbaren zuerst Respekt einflößten vor deutschem Arm und deutschem Muth. Sein Aeußeres verkündet einen vollkommen abgeschlossenen festen Charakter, und

eine nähere Bekanntschaft mit ihm bestätigt diese Schlußfolge. Er ist einer jener seltenen Männer, die mit klarem Blick sich von Früh auf einen geraden Weg vorgezeichnet haben, welchen sie, allen Hindernissen zum Trotz, stolz und unverrückt gehen bis zum Ziele — eine Natur, deren Stärke niemals so gebrochen werden kann, daß sie verzagte, oder sich selbst vergässe. Neben der unerschütterlichen Strenge und Thatkraft dieses Charakters wallt aber wiederum in ihm eine Milde und Zartheit, welche ihn ebenso unendlich liebenswürdig wie geachtet macht. Es scheint dieß einer der Grundzüge echt deutschen Wesens zu seyn, welche wir mit andern Stämmen nur selten theilen, und es mag diese fast sonderbare Vereinigung der heterogensten Charaktereigenschaften zu einem harmonischen Ganzen wohl als ein Vorzug gelten. Nicht oft wird dieselbe so innig verschmolzen und nach außen abgerundet uns entgegentreten wie in v. d. Tann. Man muß diesen Mann im dichten Kugelregen und am Bett der Verwundeten, im Qualm der Biwacht und im Damensalon gesehen haben, um ihm alle die Bewunderung zollen zu können, die er verdient. Es mag seyn, daß, wie Viele behaupten, Ehrgeiz eine Haupttriebfeder seiner Handlungen, seines ganzen Gebahrens sey — jedenfalls ist das aber ein gerechtfertigter, edler Ehrgeiz, der ihn anspornt. Ein Charakter, wie der v. d. Tann's, ist frei von niederen Schwächen und kleinlichen Leidenschaften; es ist sogar anzunehmen, daß er große Leidenschaften nicht kennt, wenigstens weiß er sie täuschend zu decken durch eine stete Ruhe und Besonnenheit, welche durch nichts zu erschüttern ist. Solche Männer werden selten geboren, aber sie sind zu Feldherren geboren, und v. d. Tann wird eines Tages Deutschlands größter und deutschester Feldherr seyn.

Eine hohe, selbst klassische Bildung befähigt ihn eben so dazu wie seine Talente und geistigen und körperlichen Eigenschaften. Es ist allgemein bekannt, daß er einer der kenntnißreichsten Offiziere der bayerischen Armee, namentlich im Ingenieur- und Artilleriewesen sehr bewandert ist. Gründliche Studien und eine sorgsam geleitete Erziehung haben ihn weit über das Niveau der gewöhnlichen Soldatenwissenschaftlichkeit gehoben. Viel werth war ihm in dieser Beziehung ein längerer Aufenthalt in Griechenland, welches er mit seinem Freunde, dem jetzigen König Max, damaligem Kronprinzen, bereist hat. V. d. Tann's politische Richtung ist ein gesunder, gesinnungskräftiger Konstitutionalismus, welcher auf die Lehren der Geschichte, eigene Erfahrung und gereifte Ansichten fußt. Er weiß Gegnern gegenüber denselben trefflich und schlagend zu vertheidigen. Schreiber dieser Zeilen, welcher gar oft mit dem interessanten Mann an demselben Tisch gesessen und dasselbe Lager im Kriegszelt mit ihm getheilt hat, erinnert sich mit großem Vergnügen noch der lebhaften Kontroversen, welche gewöhnlich bei Tafel zwischen v. d. Tann, dem Major v. Gersdorf, dessen Adjutant Ludolf Wienbarg, dem Lieutenant v. Bouteville u. a. stattgefunden haben. Fast jeder der Gäste gehörte einer andern politischen Partei an, aber fast immer behielt v. d. Tann den Sieg durch die ruhige Ueberlegenheit, mit welcher er die Blößen der Leidenschaft seiner Gegensprecher zu erfassen und zu benutzen verstand. Er ist zugleich ein trefflicher Redner, welcher zwar nicht begeistert, aber überzeugt, nicht im Sturme mit fortreißt, allein mit klarer und scharfer Logik stets den Nagel auf den Kopf zu treffen versteht. Keiner der Hunderte, welche sich damals seine Kameraden nennen durften, wird die Abschiedsworte vergessen, welche er am Abende des 6. Mai 1848 in der festlichen Biwacht der Nyberg Mölln in Jütland an sie richtete. Es waren Worte des Lebewohls eines Führers an seine treue Schaar — die Freikorps waren vorläufig aufgelöst worden — Worte des weisen, erfahrenen Mannes an die stürmische Jugend, und doch war der, welcher sie sprach jünger als gar mancher unter uns. Er stand, beleuchtet von dem riesigen Wachtfeuer, das nach dem schwarzen Himmel züngelte, in der hellblauen Uniform, den weißen Mantel malerisch umschlungen, entblößten Hauptes in der Mitte einer Gruppe wie noch keines Künstlers Phantasie sie zusammenzustellen gewagt hat. Knieend, sitzend, liegend, stehend in den mannigfaltigsten Kostümen und mit blitzenden Waffen umgab die Schaar den geliebten Führer, welchem sie ein nächtliches Fest veranstaltet hatte; sein Namenszug, aus zartem Haidekraut geflochten, prangte über dem Ehrensitz von frischem Rasen, Feuerwerke erleuchteten mit springenden Lichtern den See zu unsern Füßen, auf den düstern Haideberger, welche rings den Kessel unseres Lagers einschlossen, lagen die phantastischen Schatten der um das Feuer Gesellten. Als v. d. Tann mit glänzendem Auge das Wohl Deutschlands ausbrachte, donnerte dreimal das Pelotonfeuer der Jäger ihm und dem Vaterland zu Ehren, und dann drängte sich die ganze Menge, Jung und Alt, um ihm die Hand zu drücken, ihm zu danken, ihm zu sagen, daß er der Stolz Aller sey. In schüchterner Ferne standen verwundert die Jüten der umliegenden Dörfer und betrachteten mit starren, stieren Blicken das unbegreifliche Schauspiel. Es wird unvergeßlich seyn!

Wenn einem deutschen Mann eine große Zukunft bevorsteht, so ist es v. d. Tann. Wir klagen, unsere Feinde freuen sich, daß es uns an bewährten, tüchtigen Heerführern fehle. Da haben wir Einen, welcher beiden Theilen seiner Zeit durch Thaten zeigen wird, daß ein Mann, wenn er der rechte, mehr werth ist, als hunderttausend Sölolinge. Möge es ihm nur vergönnt seyn, einstmals die Heere eines einigen Deutschlands zu führen — gegen Deutsche, das sind wir überzeugt, wird er niemals seine Waffen tragen. W. H.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 130 16. August 1849.

Ein Versuch zur Ansiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortsetzung.)

Nicht mehr weit hatten sie von da aus zu gehen, bis sie zu der kleinen Lichtung und Blockhütte kamen die ihm von dem Indianer als die „deutsche Niederlassung" bezeichnet wurde, und hier lag wieder, wo Sechingen allerdings etwas ganz anderes erwartet hatte, ein solches unausweichbares Blockhaus vor ihm, das keineswegs dem von einer „deutschen Niederlassung" entworfenen Bilde glich; dennoch eilte er mit freudigen und lebhafteren Schritten darauf zu, denn er sollte ja jetzt Landsleute wiederfinden und durfte hoffen, nach der ausgestandenen Schreckensnacht seine Glieder in etwas stärken und erfrischen zu können.

Es ist aber eine eigene Sache mit den Deutschen in Amerika; in Arkansas, und überhaupt im fernen Westen, mag es noch angehen; selten bekommen sie hier einen Landsmann zu sehen, und freuen sich wirklich, wenn sie einmal Einem begegnen, der ihnen etwas Neues aus der Heimath erzählen kann. Anders, ach weit anders und weit trauriger ist es dagegen in den östlichen Städten, wo alle neue Einwanderer von den sich schon dort befindenden Landsleuten als „Preisverderber und Eindringlinge" betrachtet werden, wo der schon etwas Amerikanisirte zu stolz ist, den früheren Freund deutsch anzureden, weil ein zufällig daneben stehender Amerikaner sonst sogleich wissen würde, daß er ebenfalls ein „Dutchmann" wäre, und wo sich der Deutsche wirklich nur deßhalb mit dem Deutschen einläßt, um ihn, sobald sich eine Gelegenheit dazu finden sollte, tüchtig übers Ohr zu hauen und hinterher auszulachen. Das kannte v. Sechingen freilich noch nicht, ein ganz anderer Empfang wartete aber auch hier seiner, und mit offenen Armen und herzlichem, treugemeinten Gruß wurde er von dem biedern deutschen Klingelhöffer, der in der einsamen Wildniß seine Wohnung aufgeschlagen hatte, empfangen.

Er war gerade beschäftigt gewesen, Feuerholz zum Haus zu fahren, spannte jedoch augenblicklich aus und führte seine beiden Gäste in die kleine Hütte, um ihnen dort nach den ausgestandenen Strapatzen jede mögliche Bequemlichkeit gewähren zu können. Der Indianer war auch bald entschlossen, wenigstens für diese Nacht sein Quartier hier aufzuschlagen, und hing deßhalb seine Decke ausgebreitet über die Fenz, damit sie der Wind, der jetzt recht scharf aus Nordwest zu blasen anfing, abtrocknen könne, während Klingelhöffer, von Sechingen gefolgt, das Haus betrat, in welchem ihnen des ersteren wackere Hausfrau, freundlich grüßend, entgegen kam.

Vor allen Dingen mußte er nun seine nassen Kleidungsstücke ab- und trockene anlegen, und bald vergaß er bei guter, nahrhafter Kost und neben einem erquickenden Feuer die überstandenen Mühseligkeiten und Entbehrungen.

Jetzt bekam er aber auch Zeit, das Innere der einfachen Hütte, in welcher die kleine Familie hauste, zu betrachten, und begriff in der That nicht, wie Menschen, die früher schon einmal an mehr und größere Bequemlichkeit gewöhnt gewesen waren, hier und unter solchen Verhältnissen existiren konnten. Das Haus bestand, nach der gewöhnlichen Bauart des Landes, aus unbehauenen Stämmen, und die Spalten zwischen diesen waren, um den rauhen Nordwind abzuhalten, an dieser und an der Westseite mit lang gespaltenen Stücken Holz und Lehm ausgefüllt, dadurch eine feste und ziemlich warme, dem Klima wenigstens angemessene Wand bildend; die beiden anderen Wände jedoch ließen Licht und Luft ein, soviel nur durch die oft handbreiten Ritzen und Spalten einströmen konnten. In einer Ecke des Hauses standen zwei Betten, über denen ein langes Bret mit — einem seltenen Artikel in Arkansas — Büchern befestigt war, und an der gegenüberstehenden Wand befand sich ein anderer Gegenstand, den der Deutsche hier im Walde am Wenigsten gesucht hätte und der auch von dem Indianer mit neugierig staunenden Augen betrachtet wurde: nämlich ein Fortepiano. Drei oder vier rohgearbeitete Holz- und Rohrstühle, der Tisch, dessen Platte ein früherer Kistendeckel bildete, und mehrere Kasten mit Schlössern und Fächern, auf denen das wenige Küchengeräth aufgestellt war, füllten den übrigen Raum, und Sechingen, als er das Alles eine Zeitlang betrachtet hatte, wandte sich endlich zu seinem Wirth, der eben wieder einen tüchtigen, lang gehauenen Hickoryklotz ins Feuer trug, und fragte, noch immer etwas schüchtern:

„Ist denn dieses wirklich der einzige Raum, den Sie mit Ihrer ganzen Familie bewohnen?“

„Nein, sagte Klingelhöffer, „hier neben an steht noch ein kleines, sogenanntes Rauchhaus, wo wir unser Fleisch und Fett, die Kartoffeln, etwas zu Brod ausgesuchten Mais und andere zum Hausstand nöthige Sachen aufbewahren.“

„Und hier in diesem einzigen Zimmer wohnen und schlafen Sie?“

„Nun, ist das nicht genug?“ lachte der Farmer, „da sollten Sie einmal hier seyn, wenn Gerichtstag ist, und wir noch zwei oder drei Nachbarn und ein Paar Advokaten zu bewirthen und unterzubringen haben, dann geht's freilich eng her.“

„Die schlafen doch nicht mit in diesem Hause?“

„Wo denn sonst? Alle miteinander.“

„Das ist ja aber ganz unmöglich!“

„Unmöglich?“ lachte der Farmer, „unmöglich?“ wiederholte er kopfschüttelnd — „das ist ein Wort, was wir hier in Arkansas nicht kennen; „unmöglich“ ist gar Nichts auf der Welt, sobald es nur uns selbst und unsere eigenen Bedürfnisse betrifft.“

„Sie Beide, mit Ihren drei Kindern (und die beiden Mädchen da draußen können kaum noch Kinder genannt werden), schlafen und wohnen wirklich fortwährend in diesem Zimmer? entbehren alle Bequemlichkeiten, die man sich sonst bei einem Wohn- und Schlafzimmer als unentbehrlich denkt, und existiren so gewissermaßen im Freien, auf offener Straße?“

„Ja, ja,“ lachte Klingelhöffer, „und das ist noch gar nichts, jetzt haben wir doch Dach und Fach, werden nicht naß, wenn es draußen regnet, und können, wenn es kalt wird, ein Feuer anmachen, ohne dabei fürchten zu müssen, daß uns der Wind die Funken und Kohlen über das Bettzeug wegtreibt, wie das im ersten Winter der Fall war, wo wir hierher zogen und ich das Haus erst aufbauen mußte. Meine arme Frau war noch dazu damals krank und mußte viel, sehr viel ausstehen. Doch was man gern thut, wird Einem auch leicht, und wenn wir viel, ja fast Alles von dem entbehren müssen, an das wir im alten Vaterlande gewöhnt oder durch das wir verwöhnt waren, so drückten uns auch keine von den Sorgen, die wir dort kannten; wir arbeiten Beide, und dafür vermehrt sich auch unser Wohlstand und ich bin jetzt schon im Stande, das nächste Jahr ein bequemeres und geräumigeres Wohnhaus aufzuführen; bis dahin muß dieß freilich noch ausreichen.“

„Ja, daß Sie das Alles mit leichtem Muth ertragen können,“ rief Sechingen, „finde ich sehr begreiflich! des drückenden europäischen Zwanges enthoben, fühlt sich der Mann, auch wohl unter schlimmeren Verhältnissen, kräftig genug, Alles zu bestehen und zu überwinden, was ihm hemmend in den Weg tritt. Die schwache Frau aber, zarte Kinder, in solcher Wildniß, den rauhen Stürmen der Jahreszeit, all den Entbehrungen eines Lebens auszusetzen, das doch nur eigentlich für einen Indianer passend scheint, da — da weiß ich denn doch nicht, ob ich so etwas übers Herz bringen könnte. Wenn nun die Frau krank wird und das Heimweh bekommt, und sich ewig und ewig fortsehnt, zurück nach den verlassenen, glücklicheren Verhältnissen?“

„Lieber Herr von Sechingen,“ entgegnete ihm freundlich Klingelhöffer, indem er seine Hand ergriff, „wenn die Frau ihren Mann recht herzlich lieb hat, dann wird sie sich schon nicht von ihm fortsehnen, weil sie Bequemlichkeiten entbehren muß, an die sie früher gewöhnt war, im Gegentheile wird sie bei ihm bleiben wollen und alles das, was er ertragen muß, Freude wie Leid, mit ihm tragen, wie es meine Frau gethan; hat sie ihn aber nicht so recht von Herzen lieb, dann bleibt sichs auch ziemlich gleich, wo er seinen Leidenskelch leert, in der Stadt, oder im Walde. Mein liebes Weib hier ist nun einmal an mich und meine Laune gewöhnt, Gewohnheit thut viel, sie möchte mich nicht mehr entbehren, nicht wahr, Alte? und da harren wir denn schon hier im Walde zusammen aus.“

(Fortsetzung folgt.)

So ward die Ehre gerettet.

(Fortsetzung.)

Mißvergnügt schritt der Graf weiter; nur ganz schlechte Menschen können bei einer bittern Kränkung, die sie einem Unschuldigen zufügten, gleichgültig bleiben oder wohl gar sich darüber freuen, und daß Graf Borosky nicht zu diesen gehörte, glaube ich bereits gesagt zu haben; sonderbar bewegt von diesem Auftritte, den er so eben erlebt, näherte er sich dem eigentlichen Ziele seines nächtlichen Ganges. Er öffnete eine Tapetenthür und stand in einem Boudoir, das an Eleganz und Pracht Alles überbot, was im Süden Europas zu schauen, und welches nur russischer Reichthum, dem die Produkte dreier Welttheile zu Gebote standen, hervorzuzaubern vermag. Gerne würde ich meinen Lesern eine ausführliche Beschreibung dieses Tempels des Luxus und der Mode liefern, zöge nicht eine Frauengestalt, die auf einem dunkelsammtenen Divan üppig hingegossen ruhte, meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Dame mochte etwa zwei oder drei Jahre über zwanzig zählen; Ihr Antlitz, das mit dem Typus eines slavischen Stammes alle Reize desselben vereinte, bildete ein wunderschönes Oval, um das sich das dunkle Haar, einfach geordnet und mit nichts als einer Perlenschnur geschmückt, nur in der Absicht zu legen schien, damit die blendende Weiße der zarten Haut desto mehr ins Auge falle. Das feine Stumpfnäschen gab dem Antlitze einen eigenen lieblichen Ausdruck von Muthwillen und Eigensinn; dunkelschwarze,

blitzende Augen, ein ewig lächelndes Grübchen in der Wange, der schönste Gliederbau, vollendet von den weißen Schultern bis zu dem im zierlichen Pantoffel steckenden Füßchen, gaben diesem schönen Weibe einen unbeschreiblichen Liebreiz.

Auch der Graf, obwohl er diesen reizenden Anblick wohl schon oft genossen haben mochte, blieb dennoch, als erblicke er zum ersten Male diese Schönheit, wie geblendet stehen. Darin eben besteht der Zauber des Schönen, daß es nicht übersättigt und abgestumpft, sondern, so oft wir das entzückte Auge darauf wenden, uns neue, früher nie entdeckte Genüsse aufschließt, immer größere Bewunderung uns bringt und ewig jung und gleich bleibt.

Die schöne Dame streckte dem Kommenden die kleine, weiße Hand entgegen, die er feurig küßte. „Guten Abend, Alexander!“ sprach sie.

„Guten Abend, süße Gospodina,“ antwortete der Graf, indem er sich an der Seite des lieblichen Weibes niederließ, „guten Abend, und alles Heil des Himmels über das theure Haupt meiner geliebten Irene.“

„Du ließest lange auf Dich warten, Alexander.“

„Konnte ich früher kommen? Durfte ich unser Geheimniß einer Gefahr aussetzen? Wir waren bei Apuschkin. Auch Oberst Rodny, Kapitän Derfefsky und mehrere Andere meiner ehemaligen Nebenbuhler fanden sich ein; schien es mir doch, als ob der tückische Rüdny den ganzen Abend mit einem höhnischen Lächeln mich beobachtet hätte; ich muß durchaus mit diesem Menschen Händel suchen und ihn sodann aus der Welt schicken —“

„Alexander!“ rief die Gräfin, ihn erschrocken umschlingend.

„Ruhig, meine Taube,“ sagte Borofsky, indem er ihr Haupt auf seine Brust legte nnd sie leise, zärtlich auf die weiße Stirn küßte. „Noch lebe ich, lebe, um Dich zu lieben und Dir anzugehören. Was sollen Träume von Vergangenheit und Zukunft für uns. Wir wollen in der Gegenwart träumen; denn der Augenblick nur ist unser, unser mit all seinem Glück, mit all seinen Freuden und wir wollen ihn opfern und weihen der Liebe.“

Ich will diese nächtliche Scene der Liebe nicht weiter schildern. Wer solches Glück je genossen, der weiß, wie matt jede Schilderung hinter der Wahrheit zurückbleibt; wem es aber fremd geblieben, der würde mich doch nicht verstehen und begreifen können.

Ich kehre zu den Offizieren zurück, die wir auf der Straße gelassen. Die Zigarren waren verraucht und die Männer lehnten, in ihre Mäntel gehüllt am Quaigitter der Newa; nur der Oberst ging wach, — denn die Andern waren bereits halb entschlummert — mit verschränkten Armen auf und nieder. Plötzlich blieb er stehen und weckte sodann seine Gefährten. „Er kommt“, flüsterte er den in die Höhe Fahrenden zu und wirklich öffnete sich die Seitenthür im Palais der Gräfin Woronetsch und Oberst Borofsky schritt heraus und lustig und leicht die Straße hinauf, während er ein beliebtes, russisches Liedchen vor sich herbrummte, das ungefähr so lautete:

Wenn ich von dem Liebchen gehe,
Sing ich laut und bin so froh.
Machen's nicht die Nachtigallen,
Und die Tauben eben so?

Die Herren, ins Dunkel zurückgezogen, ließen ihn vorüberschreiten. Eine Thurmuhr schlug die dritte Morgenstunde. Oberst Rodny wandte sich an die Gruppe und sprach: „Meine Herren! ich glaube, es sey Zeit, schlafen zu gehen. Sind Sie nun überzeugt, Kapitän Derfefsky?“

„Vollkommen,“ versetzte der Kapitän.

(Fortsetzung folgt.)

Arthur Görgey.

(Aus der Dresdener „Abend-Zeitung“.)

Das Aeußere Görgey's bekundet weder den Ungar noch den großen Feldherrn. Er ist von mittlerer schlanker Statur mit dünnem und blondem Barte. Seiner Kurzsichtigkeit wegen ist er genöthigt fortwährend eine Brille zu tragen. Die äußere Haltung sowie die Kleidung wird bei ihm ziemlich vernachläßigt; er trägt einen gewöhnlichen Attilla, wie es bei allen Offizieren üblich ist, und unterscheidet sich durch kein Abzeichen von seinen Kriegskameraden. Nur der Blick, der zuweilen aus dem geistreichen Auge sprüht, verkündet die Thatkraft und das Talent, welche seinen Namen zu einem der ersten der ungarischen Nation erhoben haben. An alle Mühseligkeiten und Entbehrungen des Krieges gewöhnt, hat er seinen Körper wahrhaft gestählt und ihn zum Sklaven seines Geistes gemacht. Oft wechselt er wochenlang seine Kleidung nicht, die Stiefeln kommen nicht von seinen Füßen, und nur wenige Stunden der Nacht werden dem ermüdeten Körper zur nothwendigsten Erholung gegönnt. Den Kopf trägt er niemals bedeckt, weder im Zimmer noch im offenen Felde.

Görgey wird nicht bloß als ein guter Feldherr gerühmt, sondern seines wahrhaft edlen und reinen Charakters wegen von seinen Soldaten wie ein Vater geliebt, von seinen Feinden geschätzt und bewundert. Im Gespräche mit kaiserlichen Offizieren hatte ich oft Gelegenheit dieß zu bemerken; stets sprachen sie mit großer Achtung von den militärischen Kenntnissen und der Humanität des General Görgey. Die gefangenen Offiziere

werden von ihm mit der größten Schonung und Aufmerksamkeit behandelt. Bekannt ist es, daß der kaiserliche General Götz, welcher in Waitzen tödtlich verwundet wurde, in Görgey's Armen starb, auch daß er mit allen militärischen Ehren bestattet und sein Testament dem Fürsten Windischgrätz zugestellt wurde. Mehrmals wurden von der ungarischen Armee Kriegskassen erbeutet, bei denen sich die Ersparnisse der Soldaten und Offiziere als Depositen befanden. Jedes Mal wurden diese Gelder dem österreichischen Kommandanten wieder zugestellt, da sie Privat-Eigenthum seyen, und der Soldat nicht um seine sauer erworbene Ersparnisse gebracht werden solle.

Mit welchen Gedanken übrigens Görgey den Krieg gegen Oesterreich führt, möge folgende Proklamation zeigen, welche er von Komorn aus an die Armee erließ:

Kampfgenossen!

Kaum ist ein Monat verflossen, da wir noch hinter der Theiß standen, zweifelnde Blicke werfend auf unsere zweifelhafte Zukunft.

Wer hätte es damals geglaubt, daß wir nach einem Monate bereits die Donau werden überschritten haben und der größte Theil unseres schönen Landes befreit von dem Sklavenjoche der treubrüchigen Dynastie seyn wird.

Unsere Muthigsten hätten nicht gewagt, so Vieles in ihrer Zuversicht zu erwarten. Aber der heilige Odem des Patriotismus durchglühte Euch. Ihr habt gesiegt, zwei Mal nacheinander gesiegt und müsset fernerhin siegen.

Erinnert Euch dessen, wenn es wieder zur Schlacht kömmt!

Entscheidend war jede Schlacht, die wir bisher schlugen, noch entscheidender werden jene seyn, die wir fernerhin vollführen werden.

Erinnert Euch dessen, wenn es wieder zur Schlacht kömmt!

Euch wurde das Glück beschieden, mit Opferung unseres Lebens diesem schönen Lande seine alte Selbstständigkeit, seine Nationalität, seine Freiheit und Garantie seines ewigen Bestandes zu erringen. Das ist Eure schönste, heiligste Aufgabe.

Erinnert Euch dessen, wenn es wieder zur Schlacht kömmt!

Viele unter uns glauben, daß unsere gewünschte Zukunft bereits erkämpft sey, aber täuschet Euch nicht, denn dieser Krieg wird nicht zwischen Ungarn und Oesterreich entschieden; das wird ein europäischer Kampf werden: ein Kampf des natürlichen heiligen Rechtes gegen die freche Tyrannei. — Und das Volk wird und muß überall siegen.

Aber genießen werdet Ihr diesen Sieg nicht, wenn Ihr seine wahrhaft treuen Vorkämpfer seyn wollt. Denn seine treuen Vorkämpfer könnt Ihr nur dann seyn, wenn es Euer fester Entschluß ist — die Märtyrer dieses schönsten und herrlichsten Sieges zu werden!

Erinnert Euch dessen, wenn es wieder zur Schlacht kömmt!

Und da es mein fester Glaube ist, daß unter Euch kaum Einer, der ein feiges Leben einem herrlichen Tode vorzöge, und der nicht gleich mir fühlte, daß eine Nation, deren Söhne die Helden von Szolnok, Hatvan, Bicske, Isaszégh, Waitzen, Nagy-Sarló und Komorn waren, nicht zum Sklaven gemacht werden kann, so bleibt mir auch im fürchterlichsten Kanonenfeuer für Euch nur die Eine Parole:

Vorwärts Kampfgenossen! Nur immer vorwärts!!

Erinnert Euch dessen, wenn es wieder zur Schlacht kömmt!

Arthur Görgey.

Eine Nation, welche mit diesen Gefühlen in den Kampf zieht, wird auch muthig den russischen Bajonetten gegenüber Stand halten!

A. E.

Mannigfaltigkeiten.

„Der Schwiegersohn mit Spinat" heißt ein artiges Stück, welches im Theater Montpensier zu Paris allabendlich ungeheure Heiterkeit erregt. Dieser unglückliche Schwiegersohn war nämlich mit seinem überaus geizigen Schwiegerpapa übereingekommen, statt der Mitgift seiner Frau einzig und allein mit freier Kost und Wohnung vorlieb zu nehmen. — Nun wird der arme Teufel mit Spinat zu Tode gefüttert, während der Schwiegerpapa ins Geheim in Champagner und Trüffeln schwelgt. Nun kommt der Spinatfresser einmal früher als gewöhnlich nach Hause und sieht dieß lukullische Mahl, welches man hinter einen Vorhang zu verbergen sucht. Da er kontraktmäßig sein Diner fordern kann, so läßt er sich von Very die prachtvollsten Mahlzeiten auf Kosten des Geizhalzes bringen. Schwiegervater merkt die Revanche, gibt ihm lieber zwanzigtausend Franks Mitgift und kündigt ihm den Freitisch auf.

In Warschau ereignete sich der seltene und vielleicht noch niemals dagewesene Fall, daß am 12. Dezember v. J. die Numer 16,731 das große Loos der dortigen Klassen-Lotterie mit 75.000 Silber-Rubel gewann, wie es dieselbe Numer am 13. Dezember 1847 gewonnen hat.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 131 18. August 1849.

Ein Versuch zur Ansiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortsetzung.)

Er reichte bei diesen Worten der lächelnden, jungen Frau die Hand hinüber, und diese erwiederte den herzlichen Druck und lehnte sich vertrauend mit ihrem Köpfchen an seine Schulter.

„Ja, das ist Alles recht gut," meinte Sechingen kopfschüttelnd — „Sie Beide haben sich lieb, wie sich Eheleute haben sollten, und können durch Sparsamkeit und Fleiß leicht ihr Auskommen, selbst in den widerwärtigsten Verhältnissen finden; warum aber? ich bin fest überzeugt, daß Sie das auch im alten Vaterlande ermöglichen würden, und viele Genüsse des Lebens kennen Sie hier nur dem Namen nach, die dort eine natürliche Folge Ihres ganzen Wirkens wären."

„Noch kennen Sie unser Land nicht," erwiederte ihm der Farmer freundlich — „Sie sind gewissermaßen erst eine Nacht in Amerika, denn den kurzen Aufenthalt in einem der besten Hotels von New-Orleans, wie die kurze Reise auf bequemen, selbst mit jedem Luxus ausgestatteten Dampfboot, dürfen Sie gar nicht rechnen; lernen Sie also das Land erst ordentlich kennen, und ist das gesehen, dann wollen wir weiter über dieses Kapitel reden; davon aber seyn Sie überzeugt, daß es gewaltige Vortheile seyn müssen, die im Stande waren, einen Deutschen zu bewegen, seinem Vaterlande für immer zu entsagen. Nicht alle Menschen lernen übrigens diese Vorzüge einsehen, und viele von diesen schleppen dann entweder ein unglückliches Leben in dem fremden, freundlosen Lande hin, oder sie kehren in die alte, aus Unmuth oder Veränderungssucht verlassene Heimath zurück; keiner aber, der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit in sich trägt, wird, wenn ihn nicht Familienbande unaufhaltsam dorthin ziehen, weniger erbärmlicher, leicht zu entbehrender Bequemlichkeiten und Luxusartikel wegen den freien Wald wieder mit den Ketten des alten Vaterlandes vertauschen. Thät' er es aber doch, schmiegte er sich bloß deßhalb wieder unter das, einmal gemiedene Joch, flög' er wieder in den goldenen Käfig zurück, weil er sich nicht gern im Walde, in Sturm und Regen sein Futter selbst sucht, nun dann ist das kein Verlust für Amerika, solche Leute gehören auch nicht in den Wald, sie sind Futter für Bälle und Theater."

„Ich weiß nicht," meinte Sechingen kopfschüttelnd, „man braucht gerade kein Anhänger von Ueppigkeit und Wohlleben zu seyn und mag doch die Ueberzeugung haben, seine Zeit nützlicher und angenehmer verbringen zu können, als im Walde bei einem Gewitterschauer. Mir zum Beispiel ist die Kehle wie zugeschnürt, und ich werde die Erkältung in vierzehn Tagen nicht wieder los."

„Glaub's wohl," lachte Klingelhöffer, „Sie sind aber auch gleich mit dem Kopf zuerst in das Schlimmste hineingefahren; was uns hier im Walde passiren kann: Kälte, Hunger und Nässe auszustehen, ist ein freilich etwas großer Abstand gegen die reich besetzte Tafel und das warme Bett eines Dampfbootes. Doch jetzt sollen Sie, wie ich hoffe, auch einige von dem Annehmlichkeiten unseres Wald- und Farmerlebens kennen lernen, und wenn diese Sie dann nicht ganz mit unserer rauhen Heimath aussöhnen, so werden sie wenigstens viel dazu beitragen, Ihnen das Leben hier nicht allein von seiner Schatten-, sondern auch von seiner Lichtseite zu zeigen. Es gibt auch im Urwald glückliche Menschen."

„Der Urwald verliert aber doch sehr in der Nähe," erwiederte Sechingen, als er durch eine Spalte der Wohnung hinaus auf die, von grauen, nassen Regenwolken überhangenen Baummassen blickte, während der Wind, unheimlich pfeifend, durch ihre Wipfel brauste und ihnen die großen, klaren Tropfen aus den schwankenden Häuptern schüttelte, ich hatte mir in mancher Hinsicht ein anderes Bild davon entworfen."

„Sie hatten nicht daran gedacht," fiel ihm sein freundlicher Wirth lachend ins Wort, „daß die gewaltigen, stattlichen Bäume auch im Sumpfe stehen, oder gar quer über den Weg hin liegen könnten, und dann die Passage eher versperren, als verschönern, daß nicht allein das romantische Geheul der wilden Thiere, sondern auch das sehr prosaische Gesumme der Mosquitos den Wald erfüllt, und daß sich eine Landschaft, wo der Sturm auf den Flügeln der Windsbraut die Fläche durchsaust, wo tolle Regengüsse aus den Wolken niederfluthen und trockene Wege zu Bächen und Bäche zu Strömen werden, sehr hübsch und interessant auf der

Leinwand, keineswegs angenehm aber im wirklichen Leben, in der nüchternen hausbackenen Wirklichkeit ausnehmen. Ja, das geht Manchem so, das gibt sich aber, und zuletzt lernen wir selbst die Unannehmlichkeiten eines wilden Lebens lieb gewinnen. Sehen Sie aber, wie sich der Indianer das Fortepiano betrachtet, eine solche Maschine hat er im Leben noch nicht gesehen, ich werde ihm etwas vorspielen."

Damit trat der Farmer zu dem Klavier, öffnete es, und präludirte ein wenig; gar wunderbarer Weise hatte sich auch das Instrument, einige Töne abgerechnet, noch ziemlich gut in Stimmung erhalten, trotz der feuchten Luft, der es fortwährend ausgesetzt war. Der Deutsche ging also nach einigen schnell gegriffenen Akkorden zu einem leichten Walzer über, und das Erstaunen Bob's, der vom Oeffnen des Instrumentes an bis jetzt, starr von Ueberraschung und Verwunderung gestanden hatte, erreichte nun seinen höchsten Grad. Bei den immer schneller und munterer folgenden Tönen heiterten sich aber auch seine dunklen, bis jetzt fast ausdruckslos gewesenen Gesichtszüge auf, und ein Paar Reihen Zähne wurden sichtbar, die an Weiße dem frischgefallenen Schnee nichts nachgaben. Endlich schloß Klingelhöffer, und vom Stuhle aufstehend, klopfte er dem Indianer auf die Schulter und frug: „wie das klänge?"

„Bless my soul," sagte dieser noch immer das früher nie gesehene, wunderbare Gestell betrachtend — „eine große Violine mit Zähnen und Beinen wie ein Bär, die das Maul aufmachen kann — Bob hat noch nie so ein Ding gesehen!"

„Und wie gefällt es Dir?"

„Gut — unmenschlich gut!" sagte Bob, indem er den Mund von einem Ohr bis zum andern zog.

„Sehen Sie, hier haben Sie gleich eine Naturbeschreibung des Fortepianos," lachte der Farmer „der Bursche wird Wunderdinge davon erzählen, wenn er wieder nach Little Rock kommt; aber apropos, da wir von Little Rock reden, wo haben Sie denn Ihre Sachen gelassen, etwa dort?"

„Ja, bei Charles Fischer."

„Nun, da stehen sie ziemlich sicher, sonst ist dem Neste nicht viel zu trauen; ich habe allen Respekt vor dieser Hauptstadt von Arkansas."

„Haben Sie von dem Staat eine eben solche Meinung, als von der Stadt?"

„Dann blieb ich hier nicht wohnen, nein, ich halte Arkansas für den besten Staat der Union, das heißt, er ist mir der liebste, ich möchte in keinem anderen wohnen, und hoffentlich werden Sie dasselbe sagen, wenn Sie erst einmal im Lande umhergestreift sind und die verschiedenen Gegenden selbst besucht haben. Wohin gedenken Sie sich von hier aus zu wenden?"

„Aufrichtig gesagt," erwiederte ihm Sechingen „so hatte ich nach dem, was ich von Herrn Fischer in Little Rock gehört, große Lust, mir irgend ein Stück Land in dieser Gegend auszusuchen, und mich darauf niederzulassen. Es ist dieß die Ursache, weßhalb ich nach Amerika ausgewandert bin, ich — ich hatte ein so gewaltiges Sehnen nach dem — nach dem Urwald; seit letzter Nacht hat sich das freilich bedeutend gegeben, und ich möchte doch nun erst die hiesigen Verhältnisse ein wenig genauer kennen lernen, ehe ich mich bleibend festsetze. Ist es Ihnen also recht, mein bester Herr Klingelhöffer, und fall' ich Ihnen nicht zur Last, so bleib' ich ein Paar Tage bei Ihnen, wir durchziehen dann die Nachbarschaft ein wenig, und ich kann mich im Laufe dieser Woche fester und genauer bestimmen."

„Von Herzen gern," sagte der wackere Farmer, ihm die Hand reichend, „Sie sind mir so willkommen, wie die Blumen im Mai, und sehen sich das Land erst einmal an, dann gefällt es Ihnen auch. Wie wär's, wenn wir Ihre Sachen indessen von Little Rock heraufkommen ließen? Das nächste Dampfboot kann sie bis Bakers Landung in Arkansas bringen, und dort holen wir sie in nächster Woche mit einem Canoe ab."

„Wo aber soll ich bei Ihnen schlafen?" frug Sechingen mit komischem Ernst, indem er sich über all im Hause umsah — „wenn Ihre Frau und Töchter —"

Thorheiten," lachte Klingelhöffer — das fällt hier alle Tage vor, wir machen Ihnen ein Lager auf der Erde — ein wenig hart wirds seyn, doch daran müssen Sie sich gewöhnen; ein Jäger darf überhaupt nicht so sehr viele Bedürfnisse haben."

„Jagen Sie viel?"

„Nein, sehr selten, ich bin kein großer Freund mehr davon."

„Es ist wohl viel Wild in der Gegend?"

„Ja, ziemlich viel Hirsche und Truthühner!"

„Auch Bären, nicht wahr?"

„Dann und wann kommt uns einmal so ein alter Bursche zwischen die Schweine, doch sind wir in solchem Falle schnell mit den Hunden dahinter her, und fangen ihn entweder, oder treiben ihn doch wenigstens aus der Nachbarschaft."

„Dann und wann?" frug Sechingen sehr erstaunt, „aber Charles Fischer hat mir ja gesagt, daß sie hier fast nur von Bärenfleisch lebten."

„Dann müßten wir bald genug verhungern," lachte der Farmer — „Speck und Maisbrod, das ist die Kost, selten einmal Hirsch- oder Truthahnfleisch, dann Bäre fangen an zu den Seltenheiten zu gehören — ich habe in den sechs Jahren, die ich hier bin, erst drei geschossen."

„So hat Fischer also wohl auch mit dem Anpreisen des Landes nicht die Wahrheit gesagt?" meinte schon etwas kleinlaut der junge Deutsche.

(Fortsetzung folgt.)

So ward die Ehre gerettet.

(Fortsetzung.)

2.

In ihrer Kammer saß einige Tage später die Vorleserin der Gräfin Woronetsch und überlas, das schöne Haupt auf die Hand gestützt, wohl schon zum zwanzigsten Male einen Brief aus der deutschen Heimath. Das schöne Antlitz schimmerte im Morgenglanz der lang entbehrten Freude und in den tiefblauen Augen blitzten Thränen der innigsten Rührung. Es ist ja so süß, in der Ferne Kunde zu erhalten aus dem lieben Lande, wo unsere Wiege stand, Kunde von Wesen, an deren Herzen die unsern hängen mit tausend unzerreißbaren Fäden; aber doppelt entzückend ist solch eine Nachricht, wenn sie ein nicht geahntes Glück verkündet, wenn sie uns vielleicht zurück ruft ins Vaterland, ins langentbehrte, und solcher Art war der Brief, den die Vorleserin erhalten, und der wirklich so lautete:

Geliebte Elise!

„Nun ist wieder Alles gut. Ich weiß nicht, wo ich beginnen und wo ich enden soll. Ach Elise! Als jener Unglückstag über unser Haus hereinbrach, als unser Bankerot öffentlich verkündet wurde und die Leute neugierig und bestürzt vor unserm Hause zusammenliefen und mit scheuen, ängstlichen Blicken nach unsern Fenstern sahen, als der Schmerz, seinen ehrlichen Namen entehrt zu sehen, das Herz meines armen Vaters brach, als meine Mutter schluchzend an seiner Leiche kniete, und ich trost- und hoffnungslos meine thränenleeren Augen mit den Händen bedeckte, um den Tag nicht mehr zu schauen, damals warst Du es allein, Du starke, treue Seele, die uns aufgerichtet, getröstet und ermuthigt. Was wäre aus uns geworden ohne Dich? Du nahmst Dienste — Dienste! Du! — die gewohnt war an jede Bequemlichkeit des Lebens. Wir hätten Dich auch nimmer ziehen lassen mit der russischen Gräfin, hätten wir nur gewußt, wo wir am nächsten Tage Brod für Dich bekommen sollten. Als ich nun auf dem Komtoir des alten Radinger ein erträgliches Plätzchen gefunden und die Mutter in einem einfachen, aber netten Miethhause untergebracht hatte, da saßen wir Abends, wenn ich heimkam, wohl stundenlang uns gegenüber und fühlten, daß uns Etwas fehle und die Augen gingen uns über. Wir sprachen kein Wort, aber wir dachten einen und denselben Gedanken. Das war eine trübe, traurige Zeit; aber es sollte sich Alles ändern. Gott verläßt einen Deutschen nicht, sagten unsere Vorfahren, und hatten Recht. Höre, wie es kam. Bei den heftigen Krisen, welche vor Kurzer Zeit die bedeutendsten Handelshäuser Deutschlands erschütterten, gelang es meinen Anstrengungen und meiner Wachsamkeit, unser Haus aus einer drohenden Gefahr zu retten. Der alte Radinger hat mir — es war so eine Weise — darüber kein Wort des Lobes gesagt: natürlich, ich that so nicht mehr, als meine Schuldigkeit. Da er nun vor wenig Wochen starb, setzte mich der kinderlose Mann zum Erben seines gesammten Vermögens ein, mit dem Beisatze: „für treu geleistete Dienste in der Zeit der Noth.“ Elise, ich bin nun wieder reich. Ich biete Dir Hand und Herz und die schlichte Wohlhabenheit eines deutschen Bürgers. Verschmähe sie nicht, Du, die ich geliebt als Knabe, als Jüngling und Mann. Komm' in mein Haus, es ist das Deine. Du sollst Alles finden, wie es in der alten, guten Zeit war. Die alten Bilder hängen am gewohnten Platze, die Rosenstöcke stehen auf den Fenstern, auch das Gärtchen mit der Laube fehlt nicht; die Mutter geht unter Thränen lächelnd aus dem Hause in den Garten, aus dem Garten wieder ins Haus. Auch der alte Jakob, der nun bei mir das Gnadenbrod genießen und seine Tage im Frieden beschließen soll, treibt sich wohlgefällig in den gewohnten Stuben herum, und fehlt zu unserem Glücke nur Eines, und das bist Du, Elise, geliebtes Wesen, Engel meines Lebens! Eile, fliege; das nächste beste Schiff bringt Dich nach Lübeck; denke, daß jede Minute, die Du zögerst, für mich eine Ewigkeit ist. O, eile, Elise! Tausend Grüße und Küsse von der Mutter und Deinem

Heinrich.“

Die Vorleserin hatte ihren Brief geendet und küßte die geliebten Zeilen, als an der Thüre gepocht wurde. Auf ihr „Herein“ trat Ivan, der alte Haushofmeister der Gräfin, ein, gefolgt von zwei Dienern in kurzen Pelzröcken, mit rund um das Haupt abgeschnittenen Haaren, und jenem Ausdruck tiefsinniger, finsterer Blödheit im Gesicht, wie er den Geisteskranken und den Leibeigenen allein eigen ist. Der alte Ivan, der, obwohl gleichfalls Leibeigener, sowohl durch sein Gesicht, als durch sein ganzes Benehmen verrieth, daß er auf einer höheren Stufe der Bildung stand, als seine armseligen Genossen, näherte sich der Vorleserin ehrfurchtsvoll.

„Was willst Du, Ivan,“ fragte diese sanft.

Der Haushofmeister machte einen Versuch zu sprechen, aber da ihm die Unmöglichkeit einzuleuchten schien, ein vernünftig Wort herauszubringen, so fuhr er mit der Hand ins buschige Haar und schwieg, während die beiden Andern, an der Thüre stehen bleibend, seinem Beispiel folgten.

Elise lächelte. „Ei, Ivan, Du bist ja sonst nicht so schweigsam, was bindet Dir denn heute die Zunge?“

Durch fast übermenschliche Anstrengung brachte der Haushofmeister die Worte heraus: „Die Gospodina *) hat befohlen —“

„Ja so,“ versetzte eilig Elise, „die Gräfin hat nach

*) Gospodina, Herrin.

mir verlangt; gleich stehe ich zu ihren Diensten.“ Und damit erhob sie sich eilig, um ein Tuch umzuwerfen; allein Ivan hielt sie zurück, indem er ihre Hand ergriff und sich nach seinen Gefährten umsah, gleichsam als ob diese nun weiter reden sollten, allein, da sie hartnäckig schwiegen, so sah er die unumstößliche Nothwendigkeit ein, sich selbst weiter zu erklären, und fuhr fort: „Die Gospodina hat befohlen, daß wir — daß wir Ihnen — die Haare abschneiden.“

Der Haushofmeister holte, da er so nun das Schwerste herausgebracht hatte, tief Athem, und während die Vorleserin erblassend zurücktrat, plauderte er, nach und nach die gewohnte Sprachgeläufigkeit wieder findend, fort und fort: „Ja, Mamsell, Ihre eigenen, langen, schönen, goldenen Haare, die unsere Weiber und Mädchen so oft bewundert haben.“

„Was fällt Dir ein, Ivan, es ist nicht möglich.“

„Ei, freilich ists möglich, denn die Gospodina hat es uns mit finsterem Gesicht und kalten Worten befohlen.“

„Es muß ein Mißverständniß seyn!“

„Ach nein, es ist nur zu wahr,“ antwortete Ivan traurig. „Thue ich es denn gerne? Habe ich nicht die Augen aufgerissen, und meinen Ohren nicht trauen wollen, als ich den Befehl bekam; habe ich ihn mir nicht drei- viermal wiederholen lassen, so daß mich die Gospodina einen alten, begriffsstützigen Dummkopf nannte. Sehen Sie, Mamsell, ich hab' es nicht vergessen, daß Sie mein krankes Weib täglich besucht, und meinen armen Kindern manches gescheidtes Ding gelehrt und manches hübsches Spielzeug geschenkt; aber die Gospodina bleibt doch immer meine Gebieterin, und ihr Befehl ist heilig.“

„Ivan,“ sagte Elise, die sich während der ganzen Zeit im Zustand eines schweren Traumes befand und die ganze Sache nicht recht glauben konnte, „Ivan, warum will mir die Gospodina mein Haar rauben. Dieß Recht hat die Herrschaft nur, wenn eine Dienerin sich des Diebstahls schuldig gemacht, oder —“

Sie mochte das Wort Unzucht nicht aussprechen. Der Hofmeister sah sie traurig an, dann sprach er: „Nun, gestohlen werden Sie wohl nichts haben, Mamsell, aber Sie sind jung und schön und — nun, mich kümmerts ja nicht.“

„Wie!“ eiferte Elise, und die Röthe des Zornes flammte auf ihrem schönen Antlitz, „welche schändliche Verleumdung. Wer hat es gewagt? Augenblicklich will ich zur Gräfin. Sie muß mich hören, und wehe dann dem niederträchtigen Verleumder!“

„Zur Gräfin wollen Sie! Hm, es wird Ihnen doch nichts nützen. Die Gospodina hat wohl vorausgesehen, daß Sie zu ihr eilen würden und uns bei ihrem Zorne aufgetragen, Sie dieß Zimmer nur mit abgeschnittenen Haaren verlassen zu lassen.“

„O mein Gott!“ seufzte Elise aus der Tiefe ihres Herzens. „Warum diese Schmach über eine Unschuldige. Ivan, ich war stets sanft und gut gegen Dich; als Dein krankes Weib mir weinend dankte, für das, was ich an ihr gethan, als Deine Kinder den Saum meines Kleides küßten, da gelobtest Du bei der Junnfrau und allen Heiligen, mir zu vergelten, und forderteſt den Himmel auf, Dir Gelegenheit für Deinen Dank zu senden. Die Zeit ist da, halte Dein Wort und rette eine Unschuldige vor der größten Schmach.“

Ivan fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Die Gospodina hat es befohlen,“ das war der ganze Entschuldigungsgrund, den er den rührenden Bitten Elisens entgegensetzen konnte, und das ist vielleicht der größte Fluch der Sklaverei, daß der menschliche Geist bei der Ueberzeugung von dem, was Recht ist, doch sich blindlings dem Willen eines andern unterordnet, und in dieser Unterordnung eine heiligere Pflicht sieht als in der Vollziehung des Rechten und Guten. Elise selbst war außer sich vor Scham und Schmerz, tausend verworrene Gedanken dämmerten und blitzten in ihrem Kopfe auf, der Gedanke, durch einen selbstmörderischen Sprung aus dem Fenster, sich der zugedachten Schmach zu entziehen, lag wohl am nächsten, aber sie verwarf ihn, denn ihr Herz war zu voll des heiligsten Gefühles der Religion; dann wollte sie sich wehren gegen die drei Männer, und ergriff ein eisernes Linial, das auf ihrem Schreibtisch lag, allein der Haushofmeister war ihren Bewegungen mit den Augen gefolgt und sprach trübe lächelnd: „Ei, ei, Mamsell, Sie wollen Widerstand leisten; nun, die Gräfin hat auch auf das gedacht und mir zum Ende die zwei Burschen da mitgegeben. Wie wollen Sie sich ihrer erwehren? Fügen Sie sich in Gottesnamen; es soll nicht den Hals kosten sondern nur das Haar.“

Elise warf einen Blick auf die beiden derben, stämmigen Gestalten an der Thür und sah ein, daß Ivan Recht habe. Sie erkannte, daß sie durch irgend etwas den Zorn und die Rache der Gräfin mußte auf sich gezogen haben. Es fiel ihr bei, daß sie den nächtlichen Besuch des Grafen Borofsky sammt seinem Benehmen der Gräfin erzählt, und dadurch entweder ihre Eifersucht erregt hatte, oder daß die Scham, ihr Geheimniß enthüllt zu sehen, die schöne Dame zu diesem grausamen Verfahren vermocht hatte. Wie dem auch seyn mochte, so leuchtete ihr doch die Unmöglichkeit jedes Widerstandes ein, und sie beschloß mit gebrochenen Herzen, sich in das Unvermeidliche zu fügen. War es Eitelkeit, was ihr den Verlust ihres schönen, goldenen Haares so schmerzlich machte?

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 132 19. Auguſt 1849

Ein Verſuch zur Anſiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Fortſetzung.)

„Das ſteht auf einem anderen Blatt!“ rief der Farmer — „davon ſollen Sie ſich auch ſelbſt überzeugen, denn wenn er nicht fürchterlich aufgeſchnitten hat, ſo werden Sie Ihre Erwartungen eher noch übertroffen finden. Außerdem iſt dieß eine Erfahrung, die Sie ebenfalls in Amerika machen müſſen: jeder Farmer preiſt die Gegend, in der er ſelbſt lebt, am meiſten, und ich ſehe nicht ein, warum ich mich allein davon ausſchließen ſollte, da ich noch dazu das gute Recht und vollkommene Urſache auf meiner Seite habe. Aber wie iſts? wollen wir an Charles Little Rock ſchreiben, daß er die Sachen heraufſchicken ſoll? Der Indianer könnte den Brief mitnehmen?“

Sechingen blickte unentſchloſſen vor ſich nieder; er hatte ſich das Leben im Walde doch ganz anders gedacht — ſollte er hier — in einer ſolchen Wildniß von jedem Verkehr mit ziviliſirten Menſchen abgeſchnitten (ein oder zwei Nachbarn höchſtens ausgenommen) förmlich verſauern? — ſein Geld an todtes, mit ungeheueren Bäumen bewachſenes Land wenden, das er vielleicht nachher nicht einmal bebauen konnte? —

„Hm“ — ſagte er nach ziemlich langer Pauſe — „ich weiß doch nicht — wenn ich nun wieder zurückginge nach Little Rock, ſo —“

„Ja, wenn Sie darüber noch nicht mit ſich im Reinen ſind,“ unterbrach ihn ſchnell der Farmer, „dann laſſen Sies lieber beim Alten — ich ſehe ſchon wie's ſteht — die Sachen mögen alſo unten bleiben und gefällt Ihnen unſere Gegend gut genug, ei nun, dann wird auch Rath werden, die Paar Habſeligkeiten mit Allem was ein Farmer hier ſonſt noch im Walde brauchen könnte, heraufzuſchaffen. Morgen ſollen Sie ein Stück von unſerer Gegend kennen lernen, und daß ich Ihnen nicht das ſchlechteſte zeigen werde, darauf mögen Sie ſich ebenfalls verlaſſen.“

Der Indianer, der indeſſen mit Speiſe und Trank und einem tüchtigen Glaſe Whiskey hinlänglich geſtärkt war, von Sechingen auch die Bezahlung für ſeine Mühe empfangen hatte, rollte nun die an dem Feuer getrocknete wollene Decke wieder zuſammen, in deren Falten er vorher noch ein Paar, nicht unanſehnliche Stücken Maisbrod und Speck barg, warf einen letzten, ſehnſüchtigen Blick nach der, wieder auf das Wandbret geſtellten grünen Flaſche hinauf, murmelte einen kurzen Abſchiedsgruß und ſchlug bald darauf den ſchmalen, an der Fenz hin führenden Fußpfad ein, der der Countyſtraße zulief. Ueber die Berge hin war er ſo im Stande, Little Rock trockenen Fußes zu erreichen.

Sechingen ſah ſich bald häuslich eingerichtet, und wider alles Erwarten wurde ſein, wenn auch etwas hartes Nachtlager, ſo vortheilhaft, und ſelbſt dem verwöhnten Körper des Europäers genügend hergeſtellt, daß er — vielleicht auch noch durch die ungewohnten Anſtrengungen mehr als je ermüdet — ſanft und ruhig bis zum nächſten Morgen ſchlief, und ſich bei ſeinem Erwachen zum Erſtenmale geſtehen mußte, es ſey doch eigentlich recht wenig, mit dem ein Menſch glücklich und zufrieden leben könne, wenn er nur mit ſich ſelbſt im Reinen und ein freier Mann, ſeinem freien Willen auch friſch und fröhlich folgen dürfe.

Ein nach amerikaniſcher Art zubereitetes Frühſtück wurde jetzt verzehrt, und Sechingen glaubte, daß ſie gleich nach Beendigung deſſelben aufbrechen wollten; Klingelhöffer hatte aber die Abſicht, ſeinem Gaſt, ehe er ihn auf das Land ſelbſt führe, auch die Schwierigkeiten zu zeigen, die eine Urbarmachung deſſelben mit ſich bringe. Unter dem Vorwande alſo, noch Feuerholz ſchlagen zu müſſen, nahm er den jungen Mann etwa hundert Schritte mit in den Wald, zeigte ihm eine, hier unter jenen Stämmen keineswegs ſtark ausſehende Eiche von circa drei Fuß im Durchmeſſer, und bat ihn, „den kleinen Stamm,“ da er doch das Alles lernen müſſe, einmal zu fällen, er wolle dann in einem Viertelſtündchen wiederkommen, um ihn abzuholen.

Von Sechingen, der ſich lange danach geſehnt, einmal ſeine Kraft an den Rieſen des Waldes zu verſuchen, griff freudig nach der ſchweren Art, und ſeine Schläge — als ihm der Farmer erſt gezeigt hatte, wie er das Werkzeug am vortheilhafteſten halten müſſe — ſuchten ſich bald ihr Echo in den nahen Hügeln.

Klingelhöffer, der wohl gemerkt, daß dem jungen Mann die Romantik des Waldlebens noch zu ſehr im

Digitized by Google

Kopfe lag, und der ihn daher gern zu der derben, hausbackenen Wirklichkeit zurück führen wollte, schritt still vor sich hinlächelnd dem eigenen Hause wieder zu; was er aber vorausgesehen, traf auch und zwar in sehr kurzer Zeit ein. Sechingen hackte allerdings eine ziemliche Weile an dem gewaltigen Baum herum, das zähe Holz wollte jedoch seinen ungleich geführten Hieben nicht weichen, nur hie und da sprang ein, durch einen Kreuzhieb gelöstes Spänchen ab und er mußte sich endlich — todesmüde und die Hände voller Blasen — gestehen, das Wort urbarmachen klänge wohl ausgezeichnet und nähme sich auch sehr schön auf dem Papiere aus, passe jedoch in der Wirklichkeit ganz und gar nicht für ihn. So viel sah er ein, und wenn er den ganzen Tag hier stehen geblieben wäre — den Baum hätte er doch nicht umgebracht. Klingelhöffer fand ihn ziemlich verstimmt am Fuß der Eiche sitzen, und so versunken schien er im Anblick seiner Blut unterlaufenen Hände, daß er den Kommenden gar nicht hörte, bis er dicht neben ihm stand. Dieser aber suchte ihn nun auch über das noch nicht Glücken und Vorwärtsschreiten der Arbeit zu trösten und meinte, „es fiel kein Meister vom Himmel und gut Ding wolle gute Weile haben — solche Arbeit fände ein jeder schwer, der erst in den Wald zöge, und selbst Leute, die ihr Lebelang Nichts gethan hätten als schwere Werkzeuge geführt, müßten sich an die Führung der Art gewöhnen, ehe sie im Stande wären, etwas Tüchtiges zu leisten — er solle deßhalb auch ja nicht muthlos werden, denn Lust zur Sache sey halb gewonnen Spiel, und wenn ein Mann einmal recht ernstlich wolle, so könne er es auch durchführen, trotz allen Schwierigkeiten und Hindernissen.“

Das waren eine Menge Thatsachen und unbestreitbare Wahrheiten, die von Sechingen nicht gut wegläugnen konnte, das harte Eichenholz stand aber auch wieder auf seiner Seite als ein unfällbarer Beweis, und nur froh, für jetzt durch eine gute Ausrede der fatalen Arbeit enthoben zu seyn, folgte er seinem freundlichen Wirth zum Haus, bestieg eines von den Pferden und ritt nun mit ihm in den Wald hinein.

Jetzt aber hatte auch das heitere Sonnenlicht all die dunklen, trüben Regenschatten verscheucht und seine belebenden Strahlen fielen frisch und fröhlich durch die glänzenden, glitzernden Blätter der leise rauschenden Wipfel zur Erde nieder — der ganze Wald duftete so lieblich, der klare Himmel hing so rein und lächelnd über der wunderschönen Welt, daß Sechingen schon fast die überstandenen Mühseligkeiten vergaß und endlich auch seinem Begleiter nicht länger verschweigen konnte, welchen so ganz verschiedenen Eindruck der Urwald gestern und heute auf ihn gemacht habe.

„Das alte Lied“, lachte dieser, „bei trübem Wetter sehen wir auch die ganze Welt mit trüben Gläsern an, und scheint dann die liebe Sonne und zwitschern die muntern Vögel ihr Lied dazu, dann hängt der Himmel gleich wieder voller Geigen. Wir wollen die Mittelstraße wählen — ja — es ist schön hier im freien Wald, so schön, daß ich glaube, das Herz würde mir brechen, müßt ich ihm einmal wieder ade sagen, aber — er hat auch seine großen Schattenseiten, von denen Sie bis dahin allerdings erst sehr wenig kennen gelernt haben. Vollkommen ist jedoch Nichts auf der Welt, und so lange die guten Eigenschaften nicht von den bösen überdeckt werden, ei nun, so lange dürfen wir uns dann auch nicht sonderlich beklagen. Jetzt sehen Sie sich das Land erst einmal ordentlich von allen Seiten an, und dann können Sie sich nach bestem Urtheil frisch und frei entschließen, was Sie zu thun beabsichtigen.

Mehrere Stunden lang ritten die Beiden im Wald umher und Klingelhöffer gab sich besondere Mühe, dem neuen Ankömmling die verschiedenen Landarten und die Vegetation, durch welche sie sich unterscheiden, zu zeigen; dieser aber, der sich in seinem ganzen Leben noch nicht um Land oder Ackerbau bekümmert hatte, widmete dem Gegenstand keineswegs die Aufmerksamkeit, die er verdiente, und die jener zu finden erwartete, sondern sah sich jetzt vielmehr fortwährend nach Wild um und kam dadurch nicht selten in die unangenehmsten Berührungen mit vorstehenden Aesten und niederhängenden Schlingpflanzen. Dabei übersprang sein kleines muthiges Pferd alle Augenblicke vor ihnen liegende Stämme und Aeste, oder Wassergräben und Sumpflöcher, und brachte den Reiter mehrere Male sogar aus allem Gleichgewicht, daß er sich kaum noch im Sattel erhalten konnte.

Die Mittagszeit rückte so heran, noch immer aber machte Klingelhöfer keine Anstalt heimzukehren, denn er behauptete, und auch ganz mit Recht, sie wären nun doch einmal draußen im Wald und es sey nicht allein für den Fremden gut, das Land und die Vegetation kennen zu lernen, sondern er selbst wolle auch die Gelegenheit gleich benutzen, nach seinem Vieh zu sehen, das hier in der Nähe seine Weideplätze hätte, denn apart deßwegen hier herzureiten, nähme ihm zu viel Zeit weg.

Sechingen hatte nach und nach einen merkwürdigen Hunger bekommen, und die Glieder schmerzten ihn ebenfalls von der so ganz ungewöhnlichen Bewegung, Klingelhöffer schien aber von dem Allen Nichts zu spüren, ritt durch tiefe Gräben, die steilen Ufer hinab und herauf, wich keinem Dickicht aus, galopirte an Stellen, wo Sechingen lieber abgestiegen wäre und das Pferd geführt hätte und zeigte sich hier in dem wilden pfadlosen Walde so zu Hause, als ob er in seiner eigenen Stube umherginge. Da — er hatte eben davon gesprochen, den Heimweg anzutreten, und der müde Reiter athmete schon hoch auf — schlugen nicht weit von ihnen entfernt die Hunde an und der Farmer, sich hoch dabei im Sattel emporrichtend, horchte den, ihm so wohl bekannten Tönen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. — Mehrere Sekunden lang war jetzt Alles still — da plötzlich ertönte der Lärm aufs Neue und der Farmer, der jetzt wußte,

daß seine Hunde irgend etwas im Walde gestellt oder wenigstens aufgejagt hatten, fühlte im Nu den alten Jagdeifer in sich erwachen.

(Schluß folgt.)

So ward die Ehre gerettet.

(Fortsetzung.)

Elise war bei all ihren Vorzügen Weib genug, um vor dem Gedanken zu erbeben, des herrlichen Schmuckes, den ihr die Natur gegeben, beraubt zu werden, und entstellt vor den Mann ihrer Liebe zu treten, der ihr so eben Herz und Hand angeboten hatte. Mehr aber als dieß fiel es ihr schmerzlich, wie eine gemeine Verbrecherin behandelt zu werden und dem neugierigen Pöbel, wie sie es oft gesehen, ein Schauspiel der Schadenfreude geben zu müssen. Aus der Tiefe ihrer Seele flehte sie zu Gott, daß er sie stärken möge in dieser schweren Stunde; dann nahm sie einen Schemel, kniete darauf nieder und sprach entschlossen zu Ivan: „Ich bin bereit; thue Deine Schuldigkeit!“

„Sehen Sie, Mamsell,“ sagte der alte Diener, indem er eine Scheere hervorzog, „so ist es Recht; so gefallen Sie mir. Nu, nu, weinen sie nur nicht; s' ist freilich Schade um so schönes Haar; aber wie lange kanns dauern? Ein Jährchen oder zwei und Sie haben dieselben prächtigen Locken wie zuvor; — so halten Sie nur ruhig, ich bin gleich fertig.

„Ich hoffe,“ versetzte Elise schmerzlich, daß Gott den Wind nach dem geschorenen Lamme richten wird.“

„Ja, das wird er,“ sagte der Haushofmeister gerührt, „und wenn Jemand seine Gnade verdient, so sind Sie es. Nun bin ich fertig.“

Die Locken waren gefallen. Elise erhob sich, und als sie einen unwillkürlichen Blick in den Spiegel geworfen, bedeckte sie laut weinend ihr Gesicht mit den Händen. Der alte Mann sah sie mit schmerzlicher Rührung an, dann sagte er: „Ach, Mamsell, Sie werden wohl recht böse auf mich seyn; aber, du mein heiliger Gott, was hätte ich denn thun sollen? S'ist ja meine Pflicht, und mein Haar ist grau geworden, während ich meine Pflicht that; hätte ich denn in meinen alten Tagen ungehorsam werden sollen? Liebe Mamsell, mir blutet das Herz, wenn ich Sie so weinen sehe; ach, sprechen Sie nur ein Paar Worte, es wird Ihnen gleich leichter ums Herz werden; machen Sie sich Luft, schimpfen Sie auf mich, beißen Sie mich, was Sie wollen, aber weinen Sie nur nicht immer.“

Der gute Ivan glaubte, daß das Reden, so wie es ihm selbst ein Universalmittel gegen alle Widerwärtigkeiten war, auch jedem Andern von der Last seines Kummers erleichtern würde. Die Vorleserin aber sagte sanft: „Ivan, Du thatest nur, was Du thun mußtest. Ich bin nicht böse auf Dich.“

„Wie, Mamsell!“ rief Ivan mit überströmenden Augen, „Sie sind nicht böse auf mich, Sie zürnen mir nicht? O, sagen Sie nochmal das liebe, sanfte Wort. Verzeihen Sie mir wirklich?“

„Ich verzeihe Dir,“ antwortete Elise, „und möge Gott Denen verzeihen, die Dir diesen Befehl gegeben.“

„Nun, so segne Sie Gott und seine heilige Mutter!“ rief der alte Mann, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Dann fuhr er plötzlich die beiden an der Thüre stehenden Leibeigenen an; „Packt Euch, Ihr Schlingel! Was wollt Ihr noch hier; wollt Ihr gehen, wer braucht Euch noch? Wenn Ihr nicht geht, so soll Euch —“

Die beiden entfernten sich auf dieses quos ego des Hofmeisters, der seinem verbissenen Grimme nicht besser Luft zu machen wußte. Als sie fort waren, trat er demüthig zu Elisen, faltete die Hände, und sprach: „Ach, liebe, gute Mamsell, machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, und gewähren Sie mir eine Bitte.“

„Sprich,“ sagte Elise, die nach und nach ihre gewohnte Selbstbeherrschung wieder errang.

„Ich wollte nicht reden vor den beiden Tagdieben da. Sehen Sie, ich weiß, Sie werden es nicht lange mehr in Petersburg aushalten, und wenn Sie nun gehen, so hätte ich gar zu gerne ein Andenken von Ihnen. Schenken Sie mir eine von den Locken hier, wir wollen sie aufheben, wie ein Heiligthum, und wenn wir sie betrachten, dann wollen wir für sie beten, und Ihr Andenken segnen.“

Elise warf einen schmerzlichen Blick auf die am Boden liegenden Haare. Was sollte sie machen mit ihnen; würde sie sich, so oft ihr Blick darauf gefallen wäre, nicht an diese Stunde der Schmach erinnert haben? Sie antwortete daher auf die Bitte des Hofmeisters: „Du magst sie alle nehmen.“

„Tausend Dank!“ jubelte Ivan und raffte die Locken so sorgsam auf, daß auch nicht ein Härchen liegen blieb, während Elise fortfuhr: „Eines habe ich Dir noch aufzutragen: Packe meine Sachen in den großen Koffer, und besorge mir einen verläßlichen Menschen, durch den ich ihn zum Hafen schicken kann.“

Soll geschehen, Mamsell, und gewiß so, daß Sie zufrieden seyn können, ich will nur mein Weib holen, das Weibsvolk versteht sich aufs Einpacken besser als unser eins.“

Ivan ging. Elise kleidete sich an, und setzte den Hut so tief als möglich ins Gesicht. Als sie durch den Hofraum des Pallastes schritt, erröthete sie tief, denn sie glaubte, Jeder müsse sie mit neugierigen Blicken betrachten. Allein das sanfte, gefällige Mädchen war allen lieb und werth, und die hie und da zerstreut stehenden Diener grüßten sie mit der gewohnten Ehrerbietigkeit, oder thaten, als ob sie sie nicht bemerkten. Elise

hatte ihren Entschluß bereits gefaßt; sie sah ein, daß sie, wenn sie die Gräfin gerichtlich belangte, wohl ihr gutes Recht erhalten würde, daß aber, abgesehen von den damit verbundenen Verdrießlichkeiten, die gegebene Ehrenerklärung doch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangen würde. Sie wollte also so schnell es möglich Petersburg verlassen, und in die Heimath zurückkehren. — In die Heimath! — Welch' ein Zauber liegt in dem Worte! Nicht den, der sein Lebenlang an die Scholle hängen geblieben, auf der er geboren, nicht den Kosmopoliten, der selbstgefällig die Welt sein Vaterland nennt, sondern den müßt ihr fragen, den des Schicksals tückische Launen herumgeworfen in der unwirthlichen Fremde; den freigewordenen Sklaven, den ausgelösten Gefangenen, den begnadigten Verbannten fragt, wie ihm ums Herz geworden, als er nach langen, langen Jahren sprachlos und weinend die Erde seines Vaterlandes küßte. Auch Elisens Seele zitterte freudig in dem Gedanken, das geliebte Deutschland und die wieder zu sehen, die ihre einzigen Angehörigen auf der Erde waren. Sie malte sich im Geiste dieß Wiedersehen so schön aus, daß sie es nicht bemerkte, wie so mancher müßige Spaziergänger stehen blieb und sie mit neugierigen oder spöttischen Blicken betrachtete. Weibliche Schönheit ist in Petersburg etwas ziemlich seltenes, und so möchte denn das wunderliebliche Mädchen, das hier eiligen Fußes durch die Straßen schritt, und das Brandmal einer entehrenden Art an sich trug, wohl die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregen. Als sie dieß endlich bemerkte, beflügelte sie ihre Schritte, und gelangte so in die Alexanderstraße in ein stattliches Haus. Sie trat im Erdgeschosse in eine Schreibstube, und fragte einen der zahlreichen Kommis, ob Herr Warburg zu sprechen sey; der Gefragte bejahte, und führte Elise, einen flüchtigen Blick der Neugierde auf sie werfend, in ein Hinterstübchen, wo sie den Chef des Hauses mit Schreiben beschäftigt trafen, der Kommis entfernte sich, und Elise hatte Zeit, den Kaufmann, der um einen Augenblick Geduld bat, so wie das Stübchen selbst zu betrachten. Wie doch ein Menschenkenner aus einer Stube auf den Charakter, wohl sogar auf die Lebensgeschichte seiner Bewohner schließen kann. Das Bild einer alten Frau, wahrscheinlich der Mutter des Kaufmanns, hing seinem Stuhle gegenüber, darunter hingen in einem Medaillon eingeschlossen, Haare, von einem welken Vergißmeinnichtkranz umschlungen, und beurkundeten, daß der alte Hagestolz wohl auch in seiner Jugend jenes Gefühl gekannt hatte, von dem er jetzt so verächtlich zu sprechen pflegte. Eine alte deutsche Pfeife, sorgfältig geputzt, und mit Blücher's Bildniß geziert, lag auf dem Tische. Wohl hatte er sie zu jener Zeit gekauft, als Deutschlands begeisterte Jugend den Feind zurück trieb über den Rhein, und jetzt war sie die treue Gefährtin seines Alters. Auf dem Fenster im Sonnenschein standen Blumentöpfe, und an der Wand zwitscherten im blanken Käfige ein Paar Kanarienvögel. Das Herz des alten Mannes, der weder Gattin noch Kinder besaß, mußte etwas haben, das er lieben und pflegen konnte. Der Bewohner selbst saß vor seinem mit riesigen Strazzen und Rechenbüchern bedeckten Schreibtisch, im einfachen Anzuge, der aber eine Nettigkeit zeigte, welche darauf schließen ließ, daß er die Ordnung für die Seele der Geschäfte halte.

Endlich war er zu Ende, klingelte und übergab das geendete Schreiben dem eintretenden Kommis; hierauf bot er Elisen einen Sessel und sprach: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie warten ließ, aber die Post geht in einer halben Stunde ab, und ich mußte dieses Schreiben nothwendigerweise spediren. Womit kann ich dienen?"

„Das Geschäft, welches mich zu Ihnen führt," sagte Elise in deutscher Sprache, „ist von einer absonderlichen Art."

Als der alte Mann die Sprache seiner Heimath hörte, überflog eine freudige Regung sein Gesicht. Ah, Sie sind eine Deutsche", sagte er ungewöhnlich heiter, „und ich alter Hans Dampf habe das nicht sogleich erkannt. Solche Züge sind nicht in Rußland zu Hause. Die blauen Augen, die blonden Haare —"

Hier hielt er unwillkürlich inne, und betrachtete sie mit ernster, fast wehmüthiger Miene; Elise erröthete auf das tiefste, sie erkannte schmerzvoll, was in der Seele des Kaufmanns vorging; dieser faßte sich schnell und fuhr fort: „Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen; ich bin ein alter Mann, und Sie könnten mit Fug meine Tochter seyn. Zudem sind wir Landsleute, und ich weiß recht gut, daß eine große Schönheit großen Versuchen ausgesetzt ist; Sie sind hier fremd, vielleicht ohne Freunde und Verwandte und so erfuhren Sie das, was Tausende schon vor Ihnen erfuhren, und Tausende nach Ihnen erfahren werden."

„Mein Herr, Sie sind im größten Irrthume," versetzte Elise, die vor Scham in die Erde sinken wollte.

„Ei, mein Gott! Mache ich Ihnen denn einen Vorwurf? Ich weiß recht wohl: Jugend hat nicht Tugend, und was geschehen ist, ist geschehen. S'ist mir herzlich leid um Sie, aber lassen Sie uns von dem sprechen, was Sie zu mir geführt hat."

Elise erkannte, daß der Schein gegen sie, und daß es ihr unmöglich seyn würde, den alten Warburg von seinem Glauben abzubringen, auf dem er mit der Hartnäckigkeit des Alters bestand, sie beschloß daher, ihn bei seiner Meinung zu lassen, und antwortete: „Ich denke Petersburg zu verlassen."

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 133 21. August 1849.

Ein Versuch zur Ansiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel.

(Schluß.)

„Hurrah!" rief der Farmer, und wandte sich im Sattel nach seinem Begleiter um — „die Hunde sind fleißig, wir wollen die Pferde einmal laufen lassen, das Bischen Bewegung wird ihnen Nichts schaden." Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, drückte er dem eigenen Thiere die Sporen in die Seite und dieses, der Aufforderung nur zu gern Folge leistend, flog in muthigen Sätzen der Richtung zu, aus der das Bellen und Toben der Hunde jetzt immer deutlicher zu ihnen herüberschallte. Sechingen mußte, wollte er hier nicht allein im fremden Walde zurückbleiben, folgen und sein eigenes Pferd, das schon ungeduldig den Kameraden hatte davon gallopiren sehen, fühlte kaum den leichten, fast unwillkürlichen Schenkeldruck, als es fröhlich wiehernd hinten ausschlug und nun in tollen, unaufhaltsamen Sätzen den Spuren des Vorangegangenen folgte.

Nun war von Sechingen zwar ein geübter Reiter, und saß besonders schön und kunstgerecht im Sattel, verstand auch die Behandlung eines zugerittenen Pferdes aus dem Grunde, durch solch wildverwachsenen Wald aber zu gallopiren und noch dazu mit allem möglichen Schieß- und Jagdgeräth behangen, das war mehr, als er je versucht hatte, und bald blieb er mit dem locker befestigten Pulverhorn, bald mit dem Griff seines Hirschfängers, bald mit dem Gewehrriemen in den Zweigen und Schlinggewächsen hängen, und endlich wurde er gar bei einem schnellen Seitensprung des Pferdes, das einer vor ihm liegenden Schlange auszuweichen suchte, unter einen vorragenden Ast gerissen und — mit Blitzesschnelle aus dem Sattel gestreift. „Das Roß, des Reiters ledig," schien weiter gar keine Notiz von ihm zu nehmen, und von Sechingen befand sich bald darauf, als auch das Bellen der noch fernen Hunde nachgelassen hatte, mitten im Wald, ohne Weg, ohne Steg — jeder Richtung, jeder Himmelsgegend unkundig — allein.

Eine volle Stunde wohl irrte er jetzt, mit immer steigender Angst und jenem entsetzlichen beengenden Gefühl, das sich stets des Verirrten bemächtigt, in der Wildniß umher — seine feine Tuchpikesche war in den scharfen Dornen zerrissen, die Pulverhornschnur abgesprengt und das Pulverhorn verloren, den Hirschfänger hatte ebenfalls wahrscheinlich irgend eine Ranke erfaßt und herausgerissen — die Scheide hing ihm leer an der Seite — die Mütze mochte jetzt Gott weiß wo seyn, Gesicht und Hände bluteten ihm und die Rippen thaten ihm alle mit einander im Leibe weh. Erschöpft warf er sich endlich unter einer alten Eiche nieder — er konnte nicht mehr vorwärts, er mußte erst ausruhen.

„Und hier soll man den Urwald sehen?" rief er endlich in vollem Unmuth aus — „hier wo man den Kopf nicht heben darf, ohne mit dem Gesicht in irgend einem verwünschten Dornenbusch hängen zu bleiben — und die Bäume — großer Gott, es nähme ja ein Lebensalter, um nur ein halbes Dutzend von diesen Kolossen umzuwerfen; und dann ist die Erde hier so mit Wurzeln verwachsen, daß man kaum einen Stock hineinstoßen, geschweige denn einen Pflug hindurchziehen könnte. Nein — ich passe nicht zu solchem Geschäft — ich habe mir das viel romantischer gedacht. Blüthenbäume — blumige Ranken — duftenden Wald — zum Himmel strebende Riesenstämme — hol' sie alle mit einander der Teufel — ich will Gott danken, wenn ich erst wieder an einem gedeckten Tisch sitze, und eine heiße Tasse Kaffee trinken kann — und jetzt gar verirrt — in dieser fürchterlichen Wildniß. —"

Er sprang in aller Verzweiflung wieder auf, um nur wenigstens einen gangbaren Pfad zu finden, der ihn zu einer menschlichen Wohnung führe; da hörte er plötzlich, nicht weit von sich entfernt, das laute „Holla" Klingelhöffers. Vor lauter Freude schoß er rasch die Büchse ab, das verhinderte ihn aber nicht auch seiner, leider schon sehr angegriffenen Kehle, noch eine letzte, außerordentliche Anstrengung zuzumuthen, um ja die Stelle anzudeuten, wo er sich befinde.

Klingelhöffer stand bald an seiner Seite, und wenn er auch im ersten Augenblick nicht umhin konnte, recht herzlich über das tragikomische Aussehen seines etwas arg mitgenommenen Gastfreundes zu lachen, so that ihm

dieſer doch auch wieder, da er ja fremd und ein Neuling im Walde war, leid, und er bot nun Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, auf, um ihn zu tröſten und ihm Muth einzureden.

Es war ein erſter, wenn auch etwas böſer Anfang, wie er ſagte, und hatte wenigſtens das Gute, ihn alles Nachkommende ſo viel leichter und bequemer ertragen zu laſſen. Von Sechingen ſchien übrigens gar nicht geneigt, irgend etwas Nachkommendes abzuwarten, und zum Tode matt ließ er faſt willenlos mit ſich geſchehen daß ihn der Farmer auf ſein eigenes Pferd ſetzte. Er hatte, ſeiner Verſicherung nach, keinen ganzen Knochen mehr im Leibe, dafür aber Hunger wie ein Wehrwolf, Kopf- und Zahnſchmerzen und noch außerdem verloren, was an ſeinem Körper nicht nied- und nagelfeſt geweſen.

In Klingelhöffers Wohnung endlich angelangt, ſtärkte er ſeinen ermatteten Körper durch Speiſe, Trank und Ruhe. Nichts in der Welt hätte ihn aber am nächſten Morgen vermögen können, eine zweite Tour zu unternehmen, um erſtlich die verlorenen Sachen wieder zu ſuchen und dann auch, wie der Farmer lächelnd bemerkte, „das Land noch etwas beſſer kennen zu lernen.“ Er verſchwor ſich hoch und theuer, vom Lande mehr zu wiſſen als ihm lieb ſey, und war, als der Morgen graute, feſt entſchloſſen nach Little Rock zurückzukehren. Als Ausrede meinte er zwar, er wünſche erſt die öſtlichen Städte und den Oſten überhaupt zu bereiſen, ehe er ſich ganz feſt im Walde niederlaſſe; was aber die Urſache dieſer ſchnellen Sinnesänderung geweſen, ließ ſich wohl leicht genug erkennen.

Weiteres Zureden blieb auch nutzlos, und Klingelhöffer erbot ſich alſo, ihn wenigſtens mit einem Handpferd eine Strecke auf der Countyſtraße hin zu begleiten, damit er nicht die ganze Strecke, etwa 44 engl. Meilen, zu marſchiren hätte. Nach Mittag, als ſich ſein Gaſt von den erduldeten Strapatzen ein wenig erholt, brachen ſie auf, und der wackere Farmer ritt ſo weit mit ihm, daß er eine, am Wege liegende deutſche Anſiedelung noch bequem vor Dunkelwerden erreichen konnte, und nahm erſt dann, den Dank des Fremden für die ihm gewordene ſo freundliche Aufnahme und Gaſtfreundſchaft leicht übergehend, herzlichen Abſchied von dieſem.

„Leid thut mirs nur,“ ſagte er, als er ihm noch vom Pferde herunter derb und gutmüthig die Hand ſchüttelte, „daß Ihre Luſt zur Anſiedlung gleich beim erſten Anlauf einen ſolchen Stoß erhalten hat, aber — ich gebe noch nicht Alles verloren, ſuchen Sie den ſchönen Weſten doch ſpäter einmal wieder auf. Von Deutſchland gleich ohne weiteres nach Arkanſas hineinzufallen, iſt allerdings ein etwas zu großer Abſtand, haben Sie ſich aber erſt einmal eine Zeitlang in den öſtlichen Städten herumgetrieben, ſo wird Sie's ſchon wieder in die geſunde Waldluft zurückziehen. Vergeſſen Sie dann nicht, daß ſie in meiner Hütte immer herzlich willkommen ſind. So leben Sie denn wohl — grüßen Sie mir die Deutſchen in Little Rock, und halten Sie ſich nicht länger dort auf, als Sie müſſen — es giebt beſſere Plätze in den vereinigten Staaten.“

Damit hatte er den Zügel des Handpferds um ſeinen Arm geſchlungen, winkte noch einmal einen letzten Gruß herüber, ſtieß dem eigenen Thiere die Hacken in die Seite, und trabte pfeifend waldeinwärts.

Von Sechingen blieb aber noch lange ſinnend auf dem Wege ſtehen und ſein Auge ruhte ſchweigend auf den grünen Waldesſchatten, hinter denen ſein Gaſtfreund ſo eben verſchwunden war. Kopfſchüttelnd dachte er dabei an Alles, was er in ſo kurzer Zeit erlebt, zurück.

„Das alſo,“ ſagte er endlich tief aufſeufzend, „das iſt das ſtille freundliche Farmerleben — das iſt die patriarchaliſche Zurückgezogenheit der Wälder. Kaum zweimal vierundzwanzig Stunden bin ich drin, und wie ſeh ich aus? Meine Kleider ſind zerfetzt, den alten Hut, den mir Klingelhöffer zum Nothbehelf gegeben hat, würde bei uns zu Hauſe kein Lumpenſammler aufheben, und ich muß noch froh ſeyn, daß ich ihn nur habe und nicht im bloßen Kopfe zu rennen brauche; Hirſchfänger — Taſchentuch, Pulverhorn, Zündhütchenaufſetzer — Alles bin ich losgeworden, im Geſicht und an den Händen ſehe ich ſo zerkratzt aus, als ob ich die Nacht in einer Dornenhecke geſchlafen hätte. Dazu ſchmerzen mich alle Knochen — ich habe einen fürchterlichen Schnupfen, und von dem harten Lager Hühneraugen am ganzen Leibe. Nein, guter Sechingen, ſo viel merk' ich, für den Wald paßt Du nicht — ja, der Urwald ſieht ſich recht gut an — wenn man ſich nicht gerade Bäume zum Umhacken ausſucht — es lieſt ſich auch recht gut darüber, ſchläft ſich aber nur höchſt mittelmäßig darin, und was das Reiten anbelangt, ſo ſoll mich Gott vor einem zweiten Verſuch bewahren. Nein, Du mußt ja kein Farmer werden — Du kannſt Coopers Romane leſen, für Indianer ſchwärmen — wenn Dir Dein Schuſter nicht die Ideale verdirbt — und kannſt auch meinetwegen — heißt das im Geiſt — den wilden Bär und Büffel verfolgen — ſo lange es aber keine Chauſſeen und Hotels hier giebt, gehe ich nach New-York oder Philadelphia.“

„Und meine jetzige Reiſe?“ fuhr er leiſe murmelnd in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, als er ſich langſam dabei wandte und auf der Countyſtraße hinſchritt — „i nun — es war doch immer eine ganz gute Erfahrung und — wenn weiter Nichts — ein Verſuch zur Anſiedelung.

So ward die Ehre gerettet.

(Fortsetzung.)

„Das ist brav," sagte der Alte, indem er ihre Hand ergriff und freudig mit der eigenen darauf klopfte, „das ist recht, daß Sie diese Stadt verlassen. Der erste Schritt führt zum zweiten, und wer weiß was — nun, erröthen Sie nur nicht, ich meine es ja treu und ehrlich. Sehen Sie, ich habe unter meinen Leuten einige Deutsche, und plaudere gerne mit ihnen, aber so süß und lieb, wie Sie sprechen, habe ich meine liebe Muttersprache lange nicht klingen gehört, und Sie haben beim ersten Worte mein Herz gewonnen. Sprechen Sie, womit kann ich Ihnen dienen."

„Ich brauche zur Ueberfahrt zweihundert Rubel, und ich möchte Sie bitten, daß Sie mir dieselben vorstrecken."

„Mit Vergnügen. Aber wird es nicht zu wenig seyn? Die Ueberfahrt auf den gewöhnlichen Schiffen ist schlecht und langsam, auf den Dampfschiffen aber sehr theuer."

„Ich besitze noch außerdem einiges Geld."

„Sündengeld, Sündengeld!" sagte der Kaufmann „geben Sie's je eher, je lieber aus."

Die Worte des Kaufmanns, der sie fortwährend als eine Gefallene behandelte, thaten Elisen unendlich wehe, aber was konnte sie machen? Sie fuhr also, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu leiten, fort: „Uebrigens kann ich Ihnen für die besagte Summe hinlängliche Sicherheit geben, indem ich Ihnen dieß zum Pfande lasse." Und bei diesen Worten zog sie ein Medaillon, welches das Porträt einer Frau, von Diamanten umringt, enthielt, aus dem Busen und übergab es dem Kaufmann.

Dieser besah es lange und sprach dann: „Liebes Fräulein; was Sie mir hier lassen wollen, ist wohl dreimal so viel werth, als Sie von mir verlangen, wahrscheinlich ist es ein liebes, theueres Andenken; vielleicht das Bild ihrer Mutter. Behalten Sie es und möge es sie als Talisman auf ihrer Reise und vor jedem weiteren Vergehen bewahren. Die zweihundert Rubel will ich Ihnen sogleich aufzählen."

Er stand auf und öffnete einen Kasten. Elise wollte Einwendungen machen, allein Warburg sprach fast ärgerlich: „Was denken Sie denn? Ich halte es für meine Pflicht, Landsleuten beizustehen. Sie können mir das Geld wieder zurückzahlen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet. Ihr ehrliches deutsches Gesicht sagt mir, daß Sie mich nicht betrügen werden, und wenn Sie's thäten, so wäre der alte Warburg reich genug, um lumpige zweihundert Rubel zu verschmerzen. Wann wollen Sie abreisen?"

„Je eher, desto lieber."

„Können Sie heute Abend schon fort?"

„Ich glaube wohl."

„Schön. In Kronschlott liegt das Dampfschiff „Helgoland," Kapitän Wester vor Anker. Kommen Sie um fünf, meine Pferde sollen Sie hinausführen. Hier ist das Geld, die nöthigen Papiere will ich besorgen, und wir haben nur ihren Namen hineinzusetzen."

„Mein Herr!" sagte Elise tief ergriffen, „wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, Ihre Güte —"

„Ah pah, sprechen Sie mir nichts von Dank und Güte. Ich bin ein ehrlicher, deutscher Michel, und wo ich einem Deutschen helfen kann, da thue ich es mit Freuden. Wenn Sie nach Hause kommen, so grüßen Sie mir das liebe deutsche Land viel hunderttausendmal. Vergessen Sie nicht: Punkt fünf Uhr. Und somit Gott befohlen! —"

3.

Bevor ich den Faden meiner Erzählung weiter spinne, dürfte es nothwendig seyn, Einiges über die Verhältnisse der Gräfin Woronetsch, so wie über ihre Beziehung zu dem Grafen Borofsky nachzuholen. Geboren aus einer der vornehmsten Familien, verlor sie frühe ihre Mutter; ihr Vater, Graf Masoruki, war als einer der tollsten Brauseköpfe bekannt, und nur die Liebe zu seiner schönen Frau hatte ihn auf einige Zeit in Schranken gehalten, kaum aber war diese todt, als er sich von Neuem seinem Hange zu Abenteuern und einer ungebundenen Lebensart hingab. Er vertraute die kleine Irene einer Gouvernante, und durchreiste ganz Europa; von Zeit zu Zeit kam er jedoch nach Petersburg und das Kind, dessen eigenwillige Launen sonst immer unbedingt befriedigt wurden, zitterte vor solchen Momenten, denn Graf Masoruki verlangte von seiner Tochter die rücksichtsloseste Ehrfurcht, den unbedingtesten Gehorsam. So kam es, daß Irene in ihrem Vater einen unbedingten Herrscher verehrte, gegen dessen Befehl kein Widerspruch stattfindet; und als ihr, die zur herrlichsten Jungfrau erblüht war, der Vater den Grafen Woronetsch, einen bereits befahrten Mann, den er auf seinen Reisen kennen gelernt, vorstellte, und mit dürren Worten ankündigte, daß sie ihm binnen vierzehn Tagen ihre Hand reichen müsse, da hatte sie kein Wort der Gegenrede und fügte sich schweigend gehorsam in den väterlichen Willen. Was den Grafen Masoruki bewogen habe, sich gerade diesen Eidam zu wählen, ist nicht bekannt, doch sagte man nicht ohne Grund, er habe in Wiesbaden an der Spielbank ungeheure Summen verloren, und sey von dem reichen Woronetsch nur gegen das Versprechen, ihm die Hand seiner Tochter zu geben, aus der dringendsten Verlegenheit gerettet worden. Wie dem auch seyn mochte, Irene fügte sich dem Befehle ihres Vaters, der sich in den Krieg gegen die Tscherkessen begab, und, ohne ihren Gemahl auch nur im mindesten zu lieben, fühlte sie sich doch als Herrin der mächtigsten Besitzungen, als Gemahlin des vielvermögenden Woronetsch weit glücklicher, als in dem abhän-

gigen Verhältnisse, in welchem sie zuvor gelebt hatte; und als nun überdieß nach einigen Jahren Woronetsch starb, da bot sich der schönen Irene, doppelt interessant als Wittwe, das Leben mit allen seinen Genüssen dar; sie wurde die Königin des Tages, man huldigte ihr überall, die Männerwelt lag zu ihren Füßen und besonders Oberst Borofsky und jene Herren, die wir zu Anfang dieser Erzählung kennen lernten, waren es, die im Ritterdienste bei der schönen Gräfin wetteiferten. Allein bald schien es klar, daß Irene dem Grafen Borofsky, der sich durch Anstand und Schönheit vor Allen auszeichnete, besonders gewogen und nicht abgeneigt sey, ihm ihre Hand zu reichen, als ein unvorhergesehener Umstand der Sache eine andere Wendung gab.

Graf Masoruki, Irenens Vater, hatte sich, wie bereits gesagt, in den Krieg gegen die Tscherkessen begeben; er erkaufte sich, um seinen Hang nach Abenteuern zu befriedigen, den Rang eines Kapitäns, und da er den Muth eines Löwen mit der Kaltblütigkeit eines Abenteurers vereinigte, so konnte es nicht fehlen, daß er bald zum Major avanzirte. Nun geschah es, daß ein Tschetschenzen-Häuptling zu wiederholten Malen mit seiner Horde das russische Lager überfallen, große Beute gemacht, und den Moskowitern empfindliche Schlappen beigebracht hatte.

Major Masoruki, der nach dem Oberstitel dürstete, bot sich an, eine Razzia gegen den Aul jenes Häuptlings zu unternehmen, und da man seinen Muth und seine Entschlossenheit kannte, so zweifelte man nicht, daß er den kühnen Sohn der Berge todt oder lebendig einbringen würde, und gab ihm gerne die Erlaubniß zu dem Unternehmen. Allein dießmal hatte sich Graf Masoruki verrechnet; denn da er mit der ihm eigenen prahlerischen Sorglosigkeit von dem Unternehmen sprach, so wurde es durch die Ueberläufer dem Feinde verrathen, und die Tschetschenzen erwarteten ihn wohlgerüstet innerhalb ihrer Berge.

Er hatte also lange noch nicht den Aul erreicht, als ihn schon das wilde Kriegsgeschrei der Bergvölker umbrauste, die Truppen konnten sich auf dem ungünstigen Terrain nicht entwickeln, und so endete das kurze Gefecht mit der gänzlichen Niederlage und schimpflichen Flucht der Russen. Bleich mit zusammengebissenen Zähnen und dem Häuptlinge Rache gelobend, kam Masoruki im Lager an; hätte man ihn getadelt, es wäre besser gewesen, denn er hätte sich vertheidigen können; aber das Schweigen seiner Vorgesetzten brachte ihn fast zum Wahnsinn. Wenige Wochen darauf gelang es einem viel jüngern Major, den Häuptling der Tschetschenzen in seinem Aul gefangen zu nehmen; er erhielt dafür den Adlerorden und wurde zum Obersten befördert. Gegen diesen jungen Mann nun konzentrirte Graf Masoruki all seine Wuth und seine Rache; er hatte ja das Ziel erreicht, nach dem er selbst vergebens gestrebt, und ihn sollte jene Rache treffen, die er dem Häuptlinge geschworen hatte. Allein ehe er noch mit dem Obersten anbinden konnte, quittirte dieser, Familienverhältnisse wegen, und begab sich nach Petersburg. Dahin kehrte auch Graf Masoruki zurück, als ihm seine Tochter den Tod ihres Gemahls meldete.

Masoruki übernahm sogleich die Leitung Irenens Angelegenheiten und die Verwaltung ihrer Güter, und übte die frühere Herrschaft über sie mit der alten Strenge aus. Irene wagte es nicht, sich zu widersetzen, sie zitterte vor ihm. Aber wer beschreibt die Wuth des alten Masoruki, als er endlich bei einer Soirée den begünstigten Verehrer, den schon halb und halb als Bräutigam anerkannten Obersten Borofsky erblickte, und in ihm seinen Todfeind, den glücklichen Nebenbuhler aus dem Kaukasus erkannte. Es kam zu einer heftigen Scene zwischen Irenen und ihrem Vater. Letzterer schwur, sie sollte eher von seiner eigenen Hand sterben, als seinem Todfeind die Hand reichen. Die Gräfin gab endlich nach, allein sie setzte wenigstens dieses durch, daß der Oberst bei ihren Soiréen nach wie zuvor erscheinen durfte; allein stets blieb dann Masoruki in der Nähe und beobachtete die Beiden mit finstern Blicken, daß sie nicht mehr als die gewöhnlichsten Höflichkeitsformeln austauschen konnten. So sah sich Irene, die den Obersten wirklich leidenschaftlich liebte, endlich gezwungen, zu dem gefährlichen Mittel nächtlicher, heimlicher Zusammenkünfte zu schreiten, welche, wenn sie bekannt wurden, ihren guten Ruf unfehlbar untergraben und vernichten mußten. Was sie damit bezwecken wollte, wußte sie selbst nicht; sie wollte vor allem andern Zeit gewinnen; der alte Masoruki konnte sterben, oder es konnte irgend ein unvorhergesehener Umstand ihn zu Gunsten Borofsky's stimmen. Für jetzt genügte ihr die Liebe des Obersten. So standen die Sachen, als durch die nächtliche Auflaurung des Obersten Rodny und seiner Gefährten, die sich um jeden Preis für ihre Verschmähung rächen wollten, jene Katastrophe herbeigeführt wurde, wegen welcher die schöne Elise ihre Locken beraubt und zur beschleunigten Heimkehr in ihr Vaterland gezwungen wurde, und die ich meinen Lesern sogleich mittheilen werde.

Die schöne Gräfin schritt aufgeregt im Zimmer hin und wieder. Sie hatte durch ein Billet Oberst Borofsky zu sich beschieden, und da ihm diese Gunst während des Tages lange nicht mehr zu Theil geworden, so glaubte der Graf, es sey irgend eine günstige Veränderung eingetreten und eilte so schnell als möglich herbei.

Bei seinem Eintritte fand er jedoch zu seiner größten Ueberraschung die Dame blaß und in höchster Aufregung; bestürzt fragte er: „Mein Gott, was ist denn vorgefallen?“

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 134 23. August 1849.

So ward die Ehre gerettet.

(Fortsetzung.)

„Alexander!“ sagte die Gräfin, „beinahe wäre Alles verloren gewesen.“

Der Graf war vor Bestürzung keines Wortes mächtig. Irene fuhr fort: „Durch meine Entschlossenheit habe ich jedoch den Sturm glücklich abgelenkt, aber noch ist nicht alle Gefahr vorüber und ich bedarf Deiner Hülfe, um meine Ehre zu retten.“

„Sprich Irene, du weißt —“

Ich weiß, daß Du mich liebst, aber wirst Du Dich auch zu einem Opfer verstehen?“

„Zu jedem, wenn es Deinen Ruf gilt; aber erzähle doch, ich begreife von all dem so viel, als nichts —“

„Du wirst sogleich Alles begreifen und den Abgrund sehen, an dessen Rande ich stehe; gestern Abends war Ball beim Fürsten Werode. Gleich beim Eintritte bemerkte ich, daß die Frau vom Hause, die sonst mich immer ausgezeichnet, mit einer Art Verlegenheit mich empfing, und sobald es sich thun ließ, mich verließ. Auch so manche Andere warf mir einen geringschätzenden oder spöttischen Blick zu, als plötzlich mein Vater auf mich zutrat, meinen Arm in den seinen nahm und mich in ein Seitengemach führte, das inmitten des festlichen Gewühles einsam genug war, und mit von Zorn erstickter Stimme zu mir sprach: „Madame, seit wie lange pflegen Sie den Besuch des Grafen Borofsky um Mitternacht auf geheime Weise zu empfangen?“ Ich war wie vernichtet und zitterte am ganzen Leibe, aber Dank dem Blute, das in meinen Adern rollt; die Größe der Gefahr gab mir auch meine Entschlossenheit zurück und mit bebender Stimme, die aber eben so gut meine Entrüstung verursacht haben konnte, fragte ich: „Seit wie lange pflegen Sie zu lügen, mein Herr?“ Diese kecke Rede rettete mich. Mein Vater trat sichtlich überrascht einen Schritt zurück, kreuzte die Arme und sprach: „Hm, ein Glück, daß es ein Weib ist, das mir dieß gesagt. Aber wissen Sie, daß Sie mit mir zugleich fünf Offiziere sämmtlich Ehrenmänner, der Lüge beschuldigen, die mit ihrem Ehrenworte bestätigen, den Grafen Borofsky bei seinem nächtlichen Besuch gesehen zu haben!“

„Sie sollen dafür“ — brauste der Oberst auf, allein Irene fiel ihm ins Wort und sprach: „Höre mich zu Ende, Alexander! Auf jene Beschuldigung antwortete ich stolz: Die fünf Ehrenmänner hätten wohl etwas Besseres thun können, als das Treiben ihres Kameraden auszuspioniren; doch dieß ist hier gleichgültig. Es scheint — weil denn doch schon einmal jene Ehrenmänner ihr Ehrenwort gegeben, — daß Graf Borofsky sich die Gunst einer meiner Dienerinnen, einer Zofe, Vorleserin oder was weiß ich, erworben, und daß die Dulcinea ihren Don Quixote bei nächtlicher Weile eingelassen; ich werde die Sache untersuchen, das leichtfertige Ding bestrafen und dem Grafen mein Haus verbieten.“ Mein Vater war in der peinlichsten Verlegenheit; der feste Ton, mit welchem ich gesprochen, war nicht der einer Ueberwiesenen, er stotterte eine Art Entschuldigung und sprach: „Verzeihe, mein Kind, es thut mir leid, Dich hart angelassen zu haben, aber Du kennst meine Weise und wirst wohl begreifen, daß jenes Gerücht, weil es denn schon nichts anderes ist, mich bei meiner empfindlichen Seite berührte. Du hast auf die Sache ein ganz eigenes Licht geworfen und ich sehe ein, daß Du allerdings Recht haben magst.“

„Dennoch,“ antwortete ich, schmerzt es mich tief, daß Sie einem Gerüchte, das Ehrenrühriges von Ihrer Tochter sprach, so unbedingt Glauben schenken mochten.“

„Beim Bart des Zaars,“ antwortete er heftig, „Du thust mir Unrecht; habe ich etwa unbedingt geglaubt? habe ich nicht die alte Miloska, die mir zuerst die saubere Kunde zuflüsterte, beinahe ins Gesicht eine Närrin genannt, aber mußte ich nicht endlich der Sache Glauben schenken, als mir der Oberst Rodny die Geschichte als Augenzeuge bestätigte und sie mit seinem Ehrenworte verbürgte?“

„Dann muß,“ antwortete ich, „meine Vermuthung die richtige seyn.“

„Höchst wahrscheinlich,“ antwortete mein Vater, und es kommt nun Dir zu, strenges Gericht zu halten. Dem Grafen wird auf jeden Fall unser Haus untersagt.“

„Natürlich,“ sagte ich, während mir das Herz im Leibe zitterte, übrigens glaube ich, wird er selbst so vernünftig seyn, weg zu bleiben; die Sache ist schon sehr bekannt, sagen Sie?“

„Mehr als zuviel, die fünf Offiziere thun alles Mögliche, um sie zu verbreiten.“

„O schön,“ sagte ich bitter, „das ganze scheint die Folge eines Komplottes zu seyn, denn Oberst Rodny war einst mein Anbeter und scheint sich nun dafür rächen zu wollen, daß ich ihn verschmähte.“

„So scheint es, wir wollen aber gleich jetzt die Sache erläutern, der Oberst muß mir vor die Klinge, und ich erkläre öffentlich —“

„Warum nicht gar,“ sprach ich, indem ich nur zu gut einsah, daß jede zu weit getriebene Erklärung zur Entdeckung führen könnte, „wollen Sie mich nicht der öffentlichen Neugierde Preis geben und den Vorfall, wie vor Gericht verhandeln; die Ehre Ihrer Tochter, die Ehre der Gräfin Woronetsch, muß selbst über jeden Verdacht erhaben dastehen. Die ganze Welt wird einsehen, daß wenn jenes Gerücht Wahrheit wäre, dieß zum offenbaren Bruche zwischen mir und Ihnen führen müßte, indem Sie sich also vor der Welt noch viel zärtlicher, als sonst gegen mich zeigen, widerlegen Sie am Besten die Verleumdung. Dem Grafen Borofsky wird, wie gesagt, das Haus verboten, und eine von meinen Dienerinnen, die ich als die Schuldige finde, verliert, wie es Sitte ist, ihr Haar. Dieß wird genügen, um jeden Flecken an dem Rufe Ihrer Tochter zu tilgen.“

Mein Vater schwieg; nach einer Pause sagte er: „Du hast Recht mein Kind! Und nun meine wiederholte Versicherung, daß es mir sehr leid thut, Dir Unrecht gethan zu haben. Ich bin mit Deinem Plane vollkommen einverstanden, Ihr Weiber habt in derlei Dingen mehr Takt, als wir. Gib mir den Arm.“

Er nahm meinen Arm in den seinigen und wir traten in den Saal zurück. Möglich, daß man erwartet hatte, es werde zwischen ihm und mir zu einer Scene kommen; gewiß ist es, daß uns mancher Blick verwundert anstarrte, als wir Arm in Arm in der besten Eintracht dahin schritten und mein Vater die zärtlichsten Aufmerksamkeiten an mich verschwendete. Nach und nach näherte man sich uns mehr und mehr, ich nahm meinen ganzen Stolz zusammen, und an den huldigenden Blicken der Herren sah ich es, daß ich nicht bald so liebenswürdig gewesen seyn mußte, als an diesem Abende. Wir verließen bald die Soiree, die Fürstin küßte mich zum Abschiede mit der gewohnten Freundlichkeit, und so ist wenigstens die Ehre gerettet. Dieß ist die Sache, Alexander, und ich erwarte nun von Dir, dem starken Manne, Rath und Beistand.

Graf Borofsky ging mit gekreuzten Armen auf und nieder, während Irene ihre Erzählung vollendete. Jetzt blieb er stehen und sprach: „Ich habe Dir viel Kummer verursacht, Irene, nie hätte ich in jene nächtlichen Zusammenkünfte willigen sollen —“

„Mache Dir darüber keine Vorwürfe,“ sagte die schöne Gräfin, war es doch das einzige Mittel, uns zu sehen. Auch ist es jetzt nicht an der Zeit, das zu bereuen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß die Gefahr abgewendet werde; nicht die Vergangenheit, die Zukunft muß uns beschäftigen.“

„Ganz wohl,“ versetzte Borofsky, „jene Herren, die mir höchst wahrscheinlich aufgelauert, sollen nach der Reihe vor die Mündung meiner Pistolen —“

„Nicht doch!“ rief die Gräfin erschreckt, „wozu würde das führen? Alexander, bedenke; wie leicht, daß unter Fünfen Dich Einer tödten könnte. Mein Gott! habe ich nicht genug gelitten, soll ich auch noch für Dein Leben zittern müssen, und wenn Du glücklich als Sieger aus fünf Duellen hervorgehst, ist etwa dann meine Ehre gerettet? Würde Dir nicht das Gesetz nachstellen, würde mein Ruf nicht immer mehr und mehr im Munde der Leute herumgetragen werden? Nein, nein, Alexander! fuhr sie zärtlich fort und legte das schöne Haupt an seine Brust, „Du wirst Dich nicht schlagen, die Kugel die Dich tödtet, würde auch mein Herz durchbohren.“

„Nun aber,“ sagte der Graf rathlos, „ich sehe wirklich nicht, was ich von meiner Seite thun soll. Du weißt Irene, daß ich für Dich zu jedem Opfer bereit bin; sprich, befiehl über mich.“

„Wie zwischen mir und meinem Vater ausgemacht wurde, sagte die Dame, mußt Du vor Allem mein Haus meiden.“

Borofsky biß sich in die Lippen. „Es ist freilich unangenehm,“ sagte er, „daß Graf Borofsky sich zum Hause hinaus gewiesen sehen muß, wie ein gemeiner Mensch; man wird spötteln und lächeln genug.“

Alexander,“ sagte die Gräfin, „wie hart und ungerecht bist Du!“ Und dabei richtete sie ihre schönen Augen bittend auf ihn. „Leide ich nicht mehr als Du, wenn ich Deine Nähe entbehren muß. Du fürchtest, daß man über Dich spötteln und lächeln möge, und erkennst nicht, wie ich vor der Beschimpfung, vor der Vernichtung meines Rufes zu zittern habe. Ach, bei euch Männer nimmt man so etwas nicht sehr genau. Die Männer werden sagen: Graf Borofsky hat Glück und wenn es auch nur eine Dienerin ist, die Damen werden zischeln und lächeln, vielleicht Dich ein mauveis sujet nennen, aber Dich mit eben so günstigen Augen wie sonst betrachten; Du verlierst in den Augen der Welt nichts; es ist ja nur eine Dienerin, wird man sagen, und Du genießest dieselbe Achtung wie früher. Wie ganz anders ich! Wenn es je ans Tageslicht käme, daß jene nächtlichen Besuche mir galten, so bin ich entehrt für immer; jede Gesellschaft verschließt sich vor mir, alle meines Geschlechtes meiden und fliehen mich, und ich stehe allein gegenüber dem Hohne der Welt und dem Grimme eines erzürnten Vaters.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Strumpfkrämer.

Novelle von St. St. Blicher.

„Und was am schmerzlichsten betrübt,
„Ist doch zu missen, was man liebt."

Bisweilen, wenn ich recht weit in die große Alhaide hinaus gewandert bin, wo ich nur das braune Haidekraut um mich und den blauen Himmel über mir hatte, wenn ich wandelte fern von den Menschen und den Denkmälern ihres kleinlichen Thuns hier, die im Grunde nur Maulwurfshaufen sind, welche die Zeit oder ein anderer unruhiger Tamerlan dem Boden gleich macht; wenn ich schwebe mit leichtem Herzen, freiheitsstolz wie die Beduinen, die kein Haus, kein eng abgegränztes Feld an die Scholle fesselt, die vielmehr Eigenthümer sind und im Besitze von Allem, was sie sehen, die — nicht wohnen, sondern sich belustigen, wo sie wollen; wenn dann vor meinem weit umherschweifenden Blicke in dem Dunst ein Haus schimmert und ihn damit unangenehm in seinem leichten Fluge aufhält — manchmal entstand da, Gott vergebe mir diesen flüchtigen Gedanken — denn etwas Anderes ist es doch nicht — der Wunsch: wollte Gott, daß diese Menschenwohnungen weg wären. Da wohnt nur Beschwerde und Kummer, da zanken und keifen sie auch um mein und Dein — ach, die glückliche Wüste ist ebenso mein wie dein, ist Allen, ist Niemandem. — Ein Forstmann soll den Vorschlag gemacht haben, die ganze Kolonieanlage zu zerstören und Wald auf dem Felde und den geschleiften Dörfern der Bewohner anzupflanzen. Mir hat sich bisweilen der noch unmenschlichere Gedanken aufgedrungen: wenn hier noch Haide wäre, mit Ginster bewachsen wie vor Jahrtausenden, unzerstört, nicht umgewühlt von Menschenhänden! Aber wie gesagt, ich meinte es nicht ernstlich; denn wenn ich ermattet, erschöpft, verschmachtet vor Hitze und Durst mit schmerzlicher Sehnsucht an des Arabers Zelt und Kaffeekessel dachte, da dankte ich Gott, daß ein mit Haidekraut gedecktes Häuschen — wenn auch meilenweit entfernt — mir Schatten und Erquickung verhieß.

Auf diese Weise befand ich mich vor mehreren Jahren an einem stillen, warmen Septembertage weit draußen in derselben Haide, die ich im arabischen Sinne mein nenne. Kein Wind bewegte das röthliche Haidekraut, die Luft war schwül und dunstig, die fernen Hügel, welche den Gesichtskreis begränzten, schienen wie Wolken um die ungeheure Ebene zu schwimmen und nahmen viele wunderbare Gestalten von Häusern, Thürmen, Schlössern, Menschen und Thieren an, Alle aber in dunkeln und einförmigen Umrissen, unstät wechselnd wie Traumbilder. Bald verwandelte sich eine Hütte in eine Kirche, diese wieder in eine Pyramide, bald erhob sich dort eine Thurmspitze, bald verschwand eine andere. Ein Mensch wurde zu einem Pferde und dieses wieder zu einem Elephanten, hier schwankte ein Kahn und dort ein Schiff mit ausgespannten Segeln.

Lange weidete sich mein Auge an dem Anblicke dieser phantastischen Figuren — ein Panorama, das nur die Seeleute und die Wüstenbewohner Gelegenheit haben, zu genießen, bis ich endlich, müde und durstig, nach einem wirklichen Hause unter den scheinbaren zu suchen anfing. Ich wünschte recht innig meine prächtigen Feenschlösser mit einer menschlichen Hütte zu vertauschen.

Es glückte. Ich entdeckte bald einen wirklichen Hof ohne Thurm und Spitze, dessen Umrisse deutlicher und schärfer wurden, je näher ich kam und das, flankirt von Torfhaufen, größer aussah, als es wirklich war. Seine Bewohner waren mir unbekannt, ihr Anzug war ärmlich, ihr Hausroth dürftig, aber ich wußte, daß die Haidenbewohner manchmal edles Metall in einem ungemalten Kästchen oder einem ärmlichen Wandschranke aufheben und ein dickes Taschenbuch unter einem zerlumpten Wams. Da aber mein Blick beim Eintritt auf einen mit Strümpfen vollgepfropften Alkoven fiel, vermuthete ich ganz richtig, daß ich mich bei einem wohlhabenden Strumpfkrämer befand (in Parenthese sey es gesagt, daß ich keinen armen kenne).

Ein bejahrter, kraukköpfiger, aber noch rüstiger Mann erhob sich vom Tische und bot mir die Hand mit den Worten: „Willkommen — mit Erlaubniß zu fragen, wo ist der gute Freund her?"

Man stößt sich nicht an eine so unzarte und unverblümte Frage. Der Haidebauer ist eben so gastfrei, aber ein wenig neugieriger als die schottischen Lords, und im Grunde kann man es ihm nicht verdenken, daß er gern wissen will, wen er bewirthet.

Als ich ihm erzählt hatte, wer ich wäre, rief er seine Frau, die augenblicklich auftrug, was das Haus bieten konnte und mich mit gutmüthiger Freundschaft nöthigte zu essen und zu trinken, obgleich mein Hunger und Durst alles Nöthigen überflüssig machte.

Ich war mitten in meiner Mahlzeit — und mitten in einem politischen Gespräche mit meinem Wirthe, als ein junges, außerordentlich reizendes Bauernmädchen eintrat, das ich unfehlbar für ein vor grausamen Eltern und einer widerwärtigen Verbindung geflüchtetes Fräulein angesehen hätte, wenn nicht ihre rothen Hände und ihr unverfälschter Bauerndialekt mir bewiesen hätten, daß keine Travestirung stattfand. Sie nickte freundlich, warf einen flüchtigen Blick unter den Tisch, ging hinaus und kam bald zurück mit einem Gefäße voll Milch und Brod, das sie mit den Worten auf den Boden setzte: „Ihr Hund kann vielleicht auch etwas brauchen." Ich dankte für ihre Aufmerksamkeit, aber diese war ganz dem großen Hunde zugewendet, dessen Gefräßigkeit bald das Gefäß leerte und der dann auf seine Weise der Geberin dankte, indem er sich an ihr rieb, und als sie ein wenig ängstlich die Arme in die Höhe hob, verstand Chasseur diese Bewegung falsch, machte adroit und drängte das schreiende Mädchen rückwärts gegen den Alkoven. — Ich rief den Hund und deutete ihr seine gute Absicht.

Ich würde die Aufmerksamkeit des Lesers nicht auf diesen trivialen Auftritt gelenkt haben, wenn es nicht geschehen wäre, um die Bemerkung anzubringen, daß den Hübschen Alles gut steht; denn wirklich zeigte dieses Bauernmädchen in Allem, was sie sagte und that, einen natürlichen Reiz, der durchaus nicht auf Rechnung der Koketterie geschrieben werden konnte, wenn man nicht einen angebornen unbewußten Instinkt so nennen will.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, fragte ich die Eltern, ob es ihre Tochter wäre. Sie bejahten es mit dem Zusatze, es wäre ihr einziges Kind.

„Sie behalten sie gewiß nicht lange," sagte ich.

„Gott behüte uns, wie meinen Sie das?" fragte der Vater; aber ein selbstgefälliges Lächeln zeigte, daß er verstand, was ich meinte.

„Ich denke," antwortete ich, „daß es ihr kaum an Bewerbern fehlen wird."

„Hm," brummte er, „von Bewerbern können wir genug bekommen; aber ob sie etwas taugen, das ist es, wovon wir reden müssen. Mit einer Taschenuhr und einer silberbeschlagenen Pfeife zu freien, macht die Sache nicht klar, man braucht mehr als „Holt", um zu fahren. — Ei ja," fuhr er fort, beide Fäuste auf den Tisch stützend und sich niederbiegend, um zu dem niedrigen Fenster hinaus zu sehen, „kommt nicht da Einer von ihnen — ein Schafjunge, der eben aus den Haidekrautspitzen heraus geguckt hat! Ha, eins von den Dingern, die herumlaufen mit ein Paar Dutzend Strümpfen im Quersack. Dummer Kerl, um unsere Tochter freien mit zwei Ochsen und drittehalb Kühen! — Ja, laure nur — Lump."

Dieser ganze Erguß war nicht an mich gerichtet, sondern an den Herankommenden, auf den er seinen umdüsterten Blick heftete indem dieser auf einem Haicewege auf das Haus zuwanderte. Er war noch so weit entfernt, daß ich Zeit hatte, mich bei meinem Wirth nach diesem jungen Manne zu erkundigen und ich erfuhr, daß er der Sohn ihres nächsten Nachbars war — der Notabene eine halbe Meile davon wohnte — daß der Vater nur einen kleinen Bauernhof besaß, auf den er noch dem Strumpfkrämer zweihundert Thaler schuldig war, daß der Sohn einige Jahre mit wollener Waare herumgelaufen war und endlich gewagt hatte, um die hübsche Cäcil zu freien, aber einen reinen Korb bekommen hatte.

Indem ich diesen Bericht mit anhörte, war sie selbst hereingekommen und ihr bekümmerter Blick, der abwechselnd auf dem Vater und dem Wanderer draußen ruhte, ließ mich errathen, daß sie die Ansicht des Alten über diesen Gegenstand nicht theilte.

Sobald der junge Krämer zu einer der Thüren hereintrat, ging sie durch die andere hinaus, doch nicht ohne einen schnellen und schmerzlichen Blick. Der Wirth kehrte sich zu dem Eintretenden, erfaßte mit beiden Händen die Tischplatte, als bedürfte er eines Stützpunktes und erwiederte des jungen Mannes „Gottes Frieden und guten Tag" mit einem trocknen „Willkommen."

Jener blieb erst eine Weile stehen, ließ sein Auge im Zimmer herumschweifen, zog darauf aus der Brusttasche eine Tabackspfeife und aus der Hintertasche einen Beutel, klopfte die Pfeife auf dem Ofen zu seiner Seite aus und stopfte sie frisch.

Dieß Alles geschah langsam und fast wie nach dem Takt abgemessen und mein Wirth verharrte stets unbeweglich in der von ihm angenommenen Stellung.

Der Fremde war ein sehr schmucker Kerl, ein echter Sohn der nordischen Natur, welche langsam, aber kräftig und ausdauernd treibt, blondlockig, blauäugig, rothwangig, und sein feinbeflaumtes Kinn hatte noch kein Rasirmesser berührt, obgleich er gewiß seine vollen zwanzig Jahre war. Er war nach Krämerart vornehmer gekleidet, als die gewöhnlichen Bauern, ja selbst als der reiche Strumpfkrämer, in Rock und weite Beinkleider, rothstreifige Weste und ein blaugeblümtes, baumwollenes Halstuch — er war kein unwürdiger Anbeter der schönen Cäcilie.

Mir gefiel er noch mehr wegen seines sanften und offenen Gesichts, welches geduldiges Ausharren zeigte — ein Hauptzug im cimbrischen Nationalcharakter.

Es dauerte eine gute Weile bis Einer das Schweigen brach. Endlich erschloß der Wirth zuerst seinen Mund und fragte langsam, kalt und gleichgültig: „Wo geht die Reise heute hin, Esben?"

Der Angeredete antwortete, indem er ganz gemächlich Feuer auf seine Pfeife schlug und sie mit langen Zügen anbrannte: „Nicht weiter heute; aber morgen will ich fort nach Holstein."

Hierauf entstand wieder eine Pause, während welcher Esben die Stühle in Augenschein nahm und einen wählte auf den er sich niederließ. Unterdessen kamen die Mutter und die Tochter herein. Der junge Krämer nickte ihnen zu mit einer so vollkommen ruhigen und unveränderlichen Miene, daß ich fast geglaubt hätte, die schöne Cäcil wäre ihm ganz gleichgültig, hätte ich nicht gewußt, daß die Liebe in einer solchen Brust mächtig seyn kann, wie ruhig sie auch erscheint; daß sie nicht eine Flamme ist, die auflodert und prasselt, sondern eine Kohle, die wärmt, gleichmäßig und lange.

Cäcilie setzte sich mit einem Seufzer an das untere Ende des Tisches und fing eifrig an zu stricken, die Mutter ließ sich mit einem leisen „Willkommen Esben!" am Spinnrocken nieder.

„Es soll wohl auf Handelswegen seyn?" nahm der Vater wieder das Wort.

„Wie es sich macht," antwortete sein Gast; „man muß probiren, was da im Süden zu verdienen ist. Meine Bitte ist übrigens, daß Ihr nicht so sehr Eile haben mögt, Cäcile zu verheirathen, ehe ich zurückkomme und wir sehen, wie es mir glückt."

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 135 25. August 1849.

So ward die Ehre gerettet.

(Fortsetzung.)

Nach diesen heftigen Worten warf sich die Gräfin auf einen Divan und schluchzte laut. Borofsky war aufs innigste bewegt; er umschlang sie zärtlich und sprach beruhigend: „Vergib Irene, daß ich einen Augenblick an mich denken konnte. Ja, mein süßes Leben, ich will Alles thun, was Du befiehlst, ich will Dein Haus meiden; was liegt daran, wenn sie über mich lachen, weiß ich doch, daß Du mich liebst und das ist mir genug.“

„Nicht doch, flüsterte die Gräfin, ihre Thränen trocknend. Ich verlange ja nicht, daß Du mich meiden sollst, nur unser Haus, meine Soireen, wo ohnehin die Augen der Welt beständig auf uns ruhten, und wir vergebens einen Augenblick suchten, wo wir uns hätten die Hand drücken können, oder ein Wort der Liebe flüstern; nur die Prunkgemächer, wo mein Vater mit Argusaugen uns beobachtete. Was verlieren wir im Grunde dabei? Im traulichen Gemache bin ich noch immer die Deine. Unsere geheimen Zusammenkünfte sollen nicht unterbrochen werden, nur soll größere Vorsicht als bisher angewendet werden.“

„Ja, so ist es meine Taube“, sagte der Graf, „ich füge mich in alle Deine Anordnungen, und so wollen wir denn in Geduld abwarten, bis irgend ein günstiger Zufall eine Krisis in unserem Verhältnisse herbeiführt.“

Es entstand eine Pause. Der Graf schritt wieder im Zimmer auf und nieder. Irene hatte sichtlich noch etwas auf dem Herzen, aber sie wußte nicht, wie sie davon beginnen sollte und beschloß zu warten, bis der Graf selbst davon anfangen würde; die Gelegenheit fand sich bald. Borofsky blieb stehen und fragte: „Und einer Dienerin denkst Du das Haar abschneiden zu lassen?“

„Sie ist's,“ antwortete die Gräfin.

„Es ist freilich hart,“ meinte Borofsky, daß eine Unschuldige eine Strafe dulden soll, die sie auf keinen Fall verdient hat.“

„Was ist zu machen,“ versetzte achselzuckend die Gräfin. „Noth kennt kein Gebot und meine Ehre erfordert es.“

„Auch eine Dienerin hat ihre Ehre,“ sagte der Graf etwas rasch.

Glühende Röthe überflog bei diesen Worten Irenens schönes Antlitz. „Du hast,“ sagte sie unmuthig, „übergroße Bedenklichkeiten in einer Angelegenheit, die das Glück meines Lebens kosten kann.“

Der Graf ergriff ihre Hand und sie konnte an seinem Gesichte sehen, daß er einen schweren Kampf mit seinem Gewissen kämpfte, endlich sagte er: „Irene! Du kennst meine gränzenlose Liebe, Du weißt, daß ich für Dich den letzten Tropfen meines Blutes geben würde; aber ich bin Soldat, und habe seit meinen Jugendtagen die Ehre als das Höchste angesehen, und darum kann ich mich immer nicht recht in diesen Plan finden, durch den ein Unschuldiger als Verbrecher vor die Welt hingestellt werden soll, um das Unrecht der Schuldigen zu bemänteln. Nichts desto weniger muß ich Dir Recht geben, und Du magst auf das Uebermaß meiner Liebe daraus schließen, daß ich mich bereit erkläre, mich in Deinen Willen zu fügen. Uebrigens wird es ja nur eine Leibeigene seyn, die Du zum Opfer wählen wirst, und dieses Volk ist gleichgültig gegen Ehre und Schande.“

Die schöne Gräfin heftete ihre dunkelrollenden Augen fest auf sein Antlitz, wie der Arzt, dessen Hand die schneidende Lanzette trägt, das Angesicht dessen prüft, der sich einer schmerzvollen Operation unterzieht; sie sah ihn so forschend an, als wollte sie in den Tiefen seiner Seele lesen, dann sagte sie langsam in festem Tone: „Die Welt ist zu gut von dem Geschmack und dem Schönheitssinn des Grafen Borofsky überzeugt, als daß sie glauben sollte, einer Leibeigenen zu Liebe habest Du nächtlicher Weile mein Haus besucht. Wie könnte eine dicke rothhaarige Magd aus Volhynien, eine plumpe Dirne aus der Ukraine dem gefallen, der die Verwunderung aller Damen auf sich zieht!“

Der Graf schien das Schmeichelhafte, das in diesen Worten für ihn lag, ganz zu überhören und antwortete nichts, als ein langgedehntes: „Nun, und?“ —

„Nun, so muß ich mir,“ versetzte Irene, indem sie ein Lächeln affektirte und sich im Divan zurücklehnte, „ein anderes Opfer wählen, wie Du es zu nennen beliebtest.“

„Ich weiß aber nicht, sagte er, indem er sie anstarrte, „wer in Deinem Hause sich befinde, der zu dieser Rolle taugte.“

„Erinnerst Du Dich an Niemand?“

„Wär' es möglich!“ rief er, indem er einen Schritt zurücktrat, „doch nein, Du kannst nicht so grausam seyn. Es ist nicht möglich!“

„Und dennoch ist es möglich!“ sagte sie mit fester Stimme, „und ich werde so grausam seyn; diejenige von meinen Dienerinnen, die für meinen Plan am besten paßt, habe ich verurtheilt, ihr Haar zu verlieren, und dieß ist Elise, meine Vorleserin.“

Der Graf bedeckte sein Gesicht schmerzlich mit den Händen; aus Irenens Wangen war allgemach alles Blut gewichen; sie begann nach und nach die Larve zu lüften, und sagte ziemlich schneidend: „Ich begreife nicht, wie einen Soldaten, der, wenn die Zeitungsberichte nicht lügen, einer der tapfersten war, die Kunde so sehr erschüttern kann, daß eine Dienerin ihr Haar verlieren soll.“

Ohne auf diesen Vorwurf zu achten, rief der Graf: „Heiliger Gott! dieses schöne, goldne Haar soll fallen in Schmach und Schande.“

„Es scheint Sie sehr zu interessiren, dieses schöne, goldne Haar,“ sagte die Gräfin bitter.

„Ich müßte ein Stein seyn,“ antwortete er heftig, „wenn mich dieses unschuldige reizende Wesen nicht interessiren sollte.“

Das war Irenen genug. Sie hatte mit jener Selbstbeherrschung, die nur den Frauen eigen ist, bis zu diesem Augenblicke sich sanft gezeigt, jetzt aber ließ sie den Schleier fallen, und das eifersüchtige Weib trat an die Stelle der Liebenden. Das todtenblasse Antlitz, die dunklen, wild fliegenden Locken, die drohende Haltung, der gebieterisch vorgestreckte Arm gaben ihr eine schauerliche, dämonenhafte Schönheit, während ihre bleichen Lippen, zitternd vor Grimm ihm die Worte zuriefen: „So, also? Sie interessirt Dich, die blasse Jungfrau aus Deutschland, und Du schreust Dich nicht, mir es unverholen zu bekennen? Du, derselbe Mann, den ich Hunderten vorgezogen, den ich mit Liebe und Güte überhäuft, den ich angebetet habe. Undankbarer! an den Rand des Verderbens hast Du mich gebracht, ich habe Dir Alles geopfert, selbst meine Ehre habe ich für Dich aufs Spiel gesetzt, und Du ziehst mir ein albernes, sentimentales Ding, eine fade Schwärmerin vor; in demselben Augenblicke, da Du mich Deiner glühenden Liebe versicherst, liebst Du eine Andere.“

Graf Borofsky stand wie eingewurzelt; er hatte bis jetzt in Irenen nur das liebende Weib gesehen, in diesem Augenblicke aber ließ sie ihn einen Blick in den Abgrund ihrer Seele thun, vor dem er schaudernd erbebte. Aber er war ein starker und stolzer Mann, und antwortete ihren heftigen Vorwürfen gelassen: „Was soll das, Irene? Ich gebe Dir mein Wort, daß ich sie nicht liebe.“

„So?“ antwortete sie höhnisch lächelnd, „wer Dir das glaubte. Das deutsche Gänschen war albern genug, sich mir zu Füßen zu werfen und mir jenes nächtliche Abenteuer zu erzählen, wo der Herr Graf sich in die Kammer der goldgelockten Jungfrau verirrte; hast Du ihr da etwa nicht gesagt, daß Du sie liebst, pfui! Du solltest doch wenigstens nicht lügen.“

Die Stirnader des Grafen schwoll an und er antwortete heftig: „Gerade dieser Umstand, daß sie jenes unselige Zusammentreffen, wo ich von Uebermuth und der Macht des Augenblickes hingerissen wurde, Dir erzählte, gerade der Umstand muß Dir den Beweis liefern, daß jenes Wesen, dem Du so ungeheure Schmach zugedacht hast, ein edles, unschuldiges Geschöpf ist. Bei Gott, ihre Tugend ist so groß, daß Du Dir von derselben keinen Begriff machen kannst, und hinter ihrer Tugend —“

Er hielt inne. „Nun so vollenden Sie doch, sagte die Gräfin ingrimmig, „hinter ihrer Tugend bleibt die meinige weit zurück. O schön, schön!“ fuhr sie fort, immer heftiger werdend, einer schönen Furie ähnlich, „und das sagt mir jener Mann, dem ich Alles geopfert. Natürlich, der Don Juan ist meiner bereits satt, die glühende Liebe behagt ihm nicht mehr, er will es einmal mit sentimentaler Zimperlichkeit versuchen.“

„Madame,“ sagte der Graf stolz, „Sie reden irre.“

„Thue ich das?“ eiferte sie, während glühende Thränen des Zornes über ihre Wangen rollten, und wäre es denn ein Wunder, wenn ich wahnsinnig würde vor Zorn und Schmerz. Aber hüten Sie sich, mein Herr, noch ist Ihr Spiel nicht gewonnen und die Puppe, die Gnade vor Ihren Augen gefunden hat, soll verstümmelt werden. Wir wollen doch sehen, ob Sie die, Entehrte noch zu lieben wagen.“

„Irene!“ sagte er, und seine Stimme klang so sanft als es bei seiner Aufregung möglich war, „ich will Alles vergessen, was Du mir jetzt gesagt; aber nun höre ein Wort der Vernunft; lasse Dir meine Versicherung genügen, daß ich Elise nicht liebe, aber übe nicht ein himmelschreiendes Unrecht, trete nicht die Unschuld in den Staub und bewahre jenen frommen Engel vor der Schande.“

Es ist gewiß, daß keine Leidenschaft so furchtbar ist, als Eifersucht. Selbst in diesen sanften Worten, die dem stolzen Manne Ueberwindung genug gekostet hatten, lag für das von Eifersucht glühende Weib neuer Stoff zur Ueberzeugung, und in demselben leidenschaftlichen Tone fuhr sie fort: „Ein Engel! gut, aber der Engel ist in meiner Gewalt und so mögen Sie denn wissen, mein Herr daß der Zorn und die Rache eines beleidigten, zurückgesetzten Weibes keine Schranken kennt. Ja, vernehmen Sie es; nicht deßhalb, weil es galt, meine Ehre zu retten, fällt ihr Haar; o, es hätte sich schon ein Zöpfchen finden lassen, das hübsch genug gewesen wäre, um im Nothfalle für das Liebchen des Herrn Grafen zu gelten, nicht deßhalb wird sie geopfert; nein aus Eifersucht, weil sie es gewagt, Sie zu lieben, trifft

sie die Schmach, und jene schönen goldnen Locken, die Ihr Herz dem meinigen abgewandt und es als Zauberketten umschlungen, sollen unter der Schere der Entehrung; und so erreiche ich einen doppelten Zweck; ich rette meine Ehre, die durch Sie beinahe zu Grunde gegangen wäre, und bestrafe Sie zugleich für Ihre Untreue, indem ich Ihr Liebchen des schönsten Schmuckes beraube und der Schande Preis gebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Strumpfkrämer.

(Fortsetzung.)

Cäcilie erröthete und starrte unverwandt auf ihre Arbeit.

Die Mutter hielt das Spinnrad mit der einen Hand an, legte die andere in den Schooß und sah den Sprechenden steif an. Der Vater sagte zu mir gewendet: „Bis das Gras gewachsen ist, stirbt der Gaul. — Wie kannst Du verlangen, daß Cäcil auf Dich warten soll! Du kannst lange wegbleiben — es kann geschehen, daß Du nimmer wieder kommst.“

„Dann ist es Eure Schuld, Michel Kränsen,“ unterbrach ihn Esben, „aber das sage ich Euch, wenn Ihr Cäcil an einen andern zwingt, so thut Ihr eine große Sünde sowohl an ihr, als an mir.“

Darauf erhob er sich, reichte den beiden Alten die Hand und sagte ein mürrisches Adieu. Zu seiner Geliebten sagte er in milderem und weicherem Tone: „Leb wohl, Cäcil, und Dank für alles Gute. Denk an mich aufs Beste; wenn Du übrigens mußt — Gott sey mit Dir — und mit Euch Allen zusammen. — Adieu!“

Er kehrte sich gegen die Thür, steckte Pfeife, Beutel und Feuerzeug jedes in seine gehörige Tasche, nahm den Stock und wanderte fort, ohne sich ein einzigmal umzusehen. — Der alte Mann lächelte wie früher, seine Frau stieß ein „Ach ja!“ aus und setzte das Spinnrad wieder in Bewegung, aber Thräne auf Thräne rollte über die Wangen Cäciliens.

Ich hatte hier die einladendste Veranlassung, die Grundsätze zu entwickeln, welche die Eltern bei der Verheirathung ihrer Kinder leiten sollen. Ich hätte daran erinnern können, daß Reichthum zur ehelichen Glückseligkeit nicht genügt, daß das Herz auch seine Stimme haben muß, daß Klugheit überall dazu räth, mehr auf Rechtschaffenheit, Fleiß und Tugend zu sehen, als auf Geld. Ich hätte dem Vater (denn die Mutter schien wenigstens neutral zu seyn) seine Härte gegen die einzige Tochter vorhalten können; aber ich kannte den gemeinen Mann zu gut, um ein unnützes Wort an diese Materie zu verschwenden. Ich wußte, daß Vermögen in diesem Stande über Alles geht — und — aber ist es denn viel anders in den andern Ständen? Ich kannte übrigens die Festigkeit des Bauers, die gerade in diesem Punkte an Hartnäckigkeit gränzt, und daß er bei Kontroversen dieser Art mit einem Höhern oft nachgiebt und sich stellt, als ginge er zu seiner Meinung über, so daß man fast glaubt ihn überzeugt und überwiesen zu haben, eben wenn er am Unerschütterlichsten entschlossen ist, nach seinem eigenen Kopfe zu gehen.

Ferner ist es noch eine Betrachtung, welche mir gebot, nicht unaufgefordert meine Finger zwischen Messer und Wand, zwischen Thür und Angel, zwischen Hammer und Ambos zu stecken, die nämlich: Ist Reichthum nicht auch das reellste von allen irdischen Gütern — von denen Notabene, welche nach Epiktes Eintheilung in unserer Gewalt sind?

Ist Geld nicht ein hinreichendes Surrogat für alle sublunarischen Herrlichkeiten — ein unverwerfliches Repräsentativ für Essen und Trinken, für Kleider und Wohnung für Achtung und Freundschaft, ja selbst in gewisser Hinsicht für Liebe? Ist endlich Vermögen nicht das, was die meisten Genüsse und die größte Unabhängigkeit verschafft, was die meisten Mängel ersetzt? Ist Armuth nicht die Klippe, an welcher Freundschaft und selbst Liebe oft scheitert? „Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde,“ sagte der Bauer, und was sagen die Andern, wenn der Rausch der Liebe verflogen ist und die Flitterwochen vorbei? Gewiß wäre es zu wünschen, daß Amor und Hymen stets einander folgten; aber sie wollen doch am liebsten Plutus in ihrem Gefolge haben.

Nach dieser Betrachtung der Welt, wie sie ist — vernünftiger vielleicht, als Einige es erwarten und Andere es wünschen von einem Romanschreiber — wird man es konsequent finden, daß ich mich nicht in Esbens und Cäciliens Roman mischte, um so weniger, da derselbe vom Anfang bis zum Ende eine vernünftige Spekulation gewesen seyn dürfte, weniger berechnet auf der Tochter Schönheit und Herz, als auf des Vaters vollgepfropften Alkofen und schweren Wandschrank, und obschon ich wohl wußte, daß reine Liebe nicht immer eine poetische Erfindung ist, so erkannte ich doch schon damals, daß man sie häufiger in Büchern, als außer diesen findet.

Nachdem also die schöne Cäcilie hinausgegangen war — wahrscheinlich um ihren Gefühlen ungesehen in einem reichlichen Thränenstrome einen Abfluß zu geben — ließ ich nur die Aeußerung fallen, es wäre Schade, daß der junge Bursche nicht warm säße, da es doch schiene, als wäre er ein ordentlicher Mensch, der dem Mädchen gut wäre.

„Wenn er,“ fügte ich hinzu, „einmal zurückkommen könnte mit einem Stücker zwanzig guten Papieren *)“ —

„— und diese sein eigen wären,“ fügte der alte

---

*) Einhundert-Thalerscheine.

Michel pfiffig hinzu, „ja dann wäre es eine andere Sache.“

Ich ging wieder in meine menschenleere und sorgenlose Haide hinaus. In weiter Ferne seitwärts sah ich noch Esben und die Rauchwolken seiner Pfeife; — „so“ — dachte ich — „dampft sein Kummer und seine Liebe für die arme Cäcilie aus!“ Ich warf noch einen Blick zurück auf den Hof des reichen Strumpfkrämers und sagte zu mir selbst: „Hätte dieser nicht da gelegen, dann rännen so viel weniger Thränen in der Welt.“

Es vergingen sechs Jahre, ehe ich wieder in diesen Theil der Haide kam. Es war ein eben so ruhiges und warmes Septemberwetter, wie das vorige Mal, Durst trieb mich nach einem Hause und es traf sich so, daß der Strumpfkrämer eben der Nächste war. Erst beim Wiedererkennen der einsamen Wohnung des guten Michel Kräusen kam mir die schöne Cäcilie und ihr Geliebter in den Sinn und Neugierde zu wissen, welches Ende diese Haideidylle gehabt hätte, trieb mich eben so stark, wie mein Durst. Unter solchen Umständen bin ich sehr geneigt die wirkliche Geschichte zu antizipiren. Ich mache meine Vermuthungen und, stelle mir vor, wie es seyn könnte und sollte, und prüfe, wie weit meine Schätzung mit den Fügungen des Schicksals stimmen möchte.

Ach, wie oft sind die Abweichungen meiner Voraussetzungen von dem richtigen Kours der Begebenheiten sehr groß! So auch hier. Ich dachte mir Esben und Cäcilie als Mann und Weib, sie mit einem Kindlein an der Brust, den Großvater mit einem oder zwei größeren auf dem Knie, den jungen Krämer selbst als unternehmenden und glücklichen Vorsteher des ausgedehnten Strumpfhandels — aber es kam ganz anders.

Als ich die Hausflur betrat, hörte ich eine weiche weibliche Stimme singen, was ich Anfangs für einen einschlummernden Wiegengesang hielt, doch war der Ton so schwermüthig, daß meine hohe Erwartung schon anfing, bedeutend herabgestimmt zu werden. Ich blieb stehen und lauschte. Der Inhalt des Gesanges war eine hoffnungslose Liebesklage, der Ausdruck war simpel, aber wahr und rührend; aber meine Erinnerung hat nur den am Schluß jeder Strophe wiederkehrenden Refrain behalten:

„Und was am Schmerzlichsten betrübt,
„Ist doch zu missen, was man liebt.“

Mit dunkeln Ahnungen öffnete ich die Stubenthür.

Eine ältliche, große und dicke Bauerndirne, die da saß und Wolle kratzte, fiel mir zuerst in die Augen. Aber sie war es nicht, die sang. Die singende kehrte mir den Rücken zu, sie saß und neigte sich schnell vor- und rückwärts und bewegte die Hände, als wenn sie spänne. Die Erstere erhob sich und hieß mich willkommen; aber ich ging vorwärts, um der Andern ins Gesicht zu sehen.

Es war Cäcilie, blaß, doch noch schön, ehe sie den Blick zu mir erhob. Ach, da leuchtete der Wahnsinn aus ihren matt glänzenden Augen und aus den widerlich süßlichen, häßlichen Lächeln, auch bemerkte ich, daß sie keinen Rocken vor sich hatte, sondern der, welchen sie sich einbildete, mußte von demselben Stoffe seyn, wie Macbeths Dolch.

Sie hielt mit dem Gesang wie mit ihrem lustigen Spinnen inne und fragte mich eifrig: „Seyd Ihr von Holstein? Saht Ihr Esben? Kommt er bald?“

Ich merkte, woran ich war und antwortete eben so schnell: „Ja, nun bleibt er nicht lange mehr, — ich soll Dich von ihm grüßen.“

„Da muß ich fort und ihn empfangen,“ rief sie erfreut, stand von ihrem kleinen Strohstuhl auf und trippelte nach der Thür.

„Wart ein Bischen, Cäcil,“ rief die Andere und legte die Kratze bei Seite, „und laß mich mitkommen.“

Dabei blinzelte sie mir zu und schüttelte den Kopf — ihr Mienenspiel war überflüssig. „Mutter,“ rief sie laut gegen die Küchthür, „es ist Einer hier hinnen; kommt mal herein; denn jetzt gehen wir.“

Sie sprang der Wahnsinnigen nach, die schon im Hofe war.

Die Alte kam herein. Ich erkannte sie nicht wieder, doch vermuthete ich richtig, daß sie die Mutter des unglücklichen Mädchens seyn müßte. Kummer und Alter hatten sie wohl auch stark mitgenommen.

Auch sie erinnerte sich meiner nicht vom vorigen Male, aber nach einem „Willkommen, setzt Euch“ that sie die gewöhnliche Frage: „Mit Erlaubniß, wo ist der gute Mann her?“

Ich sagte es und erinnerte sie zugleich daran, daß ich vor einigen Jahren hier gewesen war.

„Herr Gott!“ rief sie und schlug die Hände zusammen, „sind Sie es? Seyn Sie so gut und setzen Sie sich an das obere Ende des Tisches, ich will unterdessen ein Butterbrod schneiden, vielleicht sind Sie auch durstig?

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging sie schnell in das kleine Seitenzimmer und kam bald zurück mit Speise und Trank.

Wohl war ich begierig, das Nähere über die arme Cäcilie zu erfahren; aber ein Vorgefühl von etwas besonders Traurigem dämpfte meine Neugierde und hielt mich ab, geradezu nach dem zu fragen, was zu hören ich sowohl wünschte, als fürchtete.

„Ist der Mann nicht zu Hause?“ war meine erste Frage.

„Mein Mann?“ sagte sie. „Ihn hat der liebe Gott vor langer Zeit zu sich genommen. „Ach ja, es wird nun zu Michaelis drei Jahre, daß ich Wittwe bin. — Noch ein Stück, seyn Sie so gut, verschmähen Sie es nicht; es ist ja freilich nur Bauernkost.“

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 136 26. Auguſt 1849.

So ward die Ehre gerettet.

(Fortſetzung.)

Das war dem Grafen zu viel, nie hätte er gedacht, daß ſo viel Wuth und Rache in der Seele eines Weibes Platz habe; ſie kam ihm in dieſem Augenblicke vor, wie eine prächtige, duftерfüllte Purpurblüthe, die aber voll iſt des tödtlichſten Giftes; er antwortete finſter und mit verſchränkten Armen: „Madame, Sie werden Ihr grauſames Vorhaben nicht ausführen.“

„Nicht?“ fragte ſie höhniſch, „und darf man wohl wiſſen, wer mich daran verhindern wird?“

„Ich!“ ſagte er ruhig.

„Das heißt mit andern Worten, Sie wollen es aller Welt ſagen, daß ich es war, die Sie um Mitternacht beſuchten, und daß mithin die Vorleſerin es nicht geweſen ſeyn kann.“

„Sie wiſſen es wohl, daß nur ein niederträchtiger Bube ſo handeln könnte und eben ſo wohl ſind Sie überzeugt, daß jede Niederträchtigkeit meinem Herzen fremd iſt. Aber es gibt ein anderes Mittel; Eliſe iſt keine Leibeigene.“

„Aber doch meine Dienerin.“

„Ich nehme Sie unter meinen Schutz.“

„Zu ſpät. Meine Befehle pflegen in demſelben Augenblicke vollzogen zu werden, als ich ſie zu geben beliebe.“

„Alſo bereits geſchehen?“ fragte der Graf erblaſſend.

„So iſts,“ antwortete die Dame kalt, und zog an der Klingel. Ivan trat ein und die Gräfin ſprach zu Boroſsky: „Sie können ſich ſelbſt überzeugen; Ivan war mit der Vollziehung meines Befehles beauftragt.“

„Sprich,“ wendete ſich der Graf an den Diener, „Du haſt es geſehen, als Eliſe ihrer Locken beraubt wurde?“

„Ach, nicht nur geſehen, ich habe ihr ja mit meinen eigenen Händen die ſchönen Haare abgeſchnitten.“

„Alſo wirklich,“ ſagte der Graf mit einem tiefen Seufzer, „und wie benahm ſie ſich dabei?“

„Wie ein Lamm; aber bittre Thränen vergoß ſie, als das Eiſen ſo unbarmherzig die prächtigen Locken hinwegmähte; es war ein rechter Jammer und weiß Gott, mir alten Narren gingen die Augen über wie einem neunjährigen Schulknaben.“

„Ich glaube beinahe,“ ſagte die Gräfin ſpöttiſch in franzöſiſcher Sprach zu Boroſsky, „ich glaube beinahe der alte Tölpel iſt auch in das blonde Gänschen verliebt; nun da haben Sie einen würdigen Nebenbuhler, Herr Graf!“

Dieſer war über die herzloſen Worte im Innerſten empört, und die dünnen Fäden, mit welchen er noch an dem einſt ſo heiß geliebten Weibe hing, wurden immer lockerer. Ohne ihr zu antworten, ſprach er zu Ivan: „Führe mich zu ihr, ſie iſt unſchuldig, Alles beruht auf einem Mißverſtändniſſe.“

„Nun ſo ſey Gott gelobt!“ rief Ivan freudig aufathmend, „ich habe es ja ſelbſt nimmer glauben mögen, daß ſie ſtrafbar ſeyn könne; nicht wahr, Gospodina,“ ſagte er zur Gräfin, „Du wirſt ihr eine Ehrenerklärung nachſchicken?“

„Du biſt ein Narr,“ ſagte Irene, ſich unmuthig umwendend.

„Iſt ſie fort?“ fragte der Graf überraſcht.

„Bereits ſeit einer Stunde,“ antwortete Ivan.

„Und Du haſt mir nichts geſagt?“ zürnte die Gräfin.

„Verzeihe, Gospodina,“ flehte der Alte demüthig, „aber Du hatteſt mir verboten einzutreten, bevor Du klingeln würdeſt, und ſo habe ich gewagt —“

„Aber,“ unterbrach die Gräfin den Geſchwätzigen, wie konnte ſie fort, ſie hat ihren Lohn nicht bezogen, es fehlt ihr an den nöthigen Papieren.“

„Sie machte einen Gang durch die Stadt, nach ein Paar Stunden kam ſie zurück und beurlaubte ſich von uns. Auf den Lohn verzichte ſie, trug ſie mir auf, Dir zu ſagen und ſie habe Dir verziehen.“

„Geh', alter Narr!“ herrſchte ihm die Gospodina zu.

Der Alte entfernte ſich ſchweigend. Irene wandte ſich an den Grafen und ſprach: „Sie ſehen, daß ihre Bemühungen umſonſt ſind; der Engel, wie Sie das Mädchen zu nennen belieben, hat wahrſcheinlich einen guten Freund, der ihr fortgeholfen hat. Bereits haben meine Leute und die Menſchen auf der Straße ſie mit abgeſchnittenem Haare geſehen. Dieß iſt nun einmal nicht zu ändern. Ich glaube, es wäre alſo am Beſten,

Digitized by Google

sie vor den Augen der Welt als die Schuldige gelten zu lassen, widrigenfalls ich eine Andere von meinen Dienerinnen zum neuen Opfer wählen müßte, da Sie doch wahrscheinlich nicht so undankbar seyn werden, mich einer Blame auszusetzen."

Der Graf verneigte sich schweigend.

Irenen war mit Elisens Entfernung ein Stein vom Herzen gefallen; sie dachte, die Welt würde nun doch einmal die Vorleserin für die Schuldige halten und zugleich kannte sie Elisen zu wohl, als daß sie nicht hätte wissen sollen, daß dieselbe nicht länger in Petersburg verweilen, und mithin dem Grafen keine Gelegenheit geben würde, seine Bewerbungen fortzusetzen. Sie sprach daher im sanftesten, zärtlichsten Tone, der gegen ihren vorigen leidenschaftlich erbitterten sonderbar abstach: "Da nun die Ursache unseres Zwistes entfernt ist, so glaube ich, könnten wir Frieden schließen," und sie reichte ihm die kleine, weiße Hand; allein ihr Blut erstarrte zu Eis, als er die dargebotene nicht annahm, sondern nach seinem Hute griff und sich tief verneigend kalt und höflich die Worte sprach: "Leben Sie wohl, Madame!"

Er ging. Sie wollte ihn zurückrufen; allein Stolz und Eitelkeit flüsterten ihr zu, er werde wohl von selbst wieder kommen. Nichtsdestoweniger war ihr Herz voll banger Ahnungen, und sie lehnte sich auf den Divan zurück und weinte. Etwa zwei Stunden mochte sie in diesem Zustande gelegen haben, als sie durch einen Besuch ihres Vaters überrascht wurde. Schnell trocknete sie ihre Thränen und der alte Herr rief polternd: "Guten Tag, Irenchen! Du scheinst verdammt schnell zu Werke zu gehen. Bereits haben die Leute Deine Vorleserin mit abgeschnittenen Haaren gesehen. Was ist's mit dem Grafen?"

"Auch ihn habe ich bereits zu mir beschieden und ihm den Zutritt zu meinen Soireen abgesagt."

"Bravo!" schmunzelte der Alte, "Du bist ein prächtiges Weib."

Ein Diener brachte ein Billet. Es war von Borofsky. Irene erbrach es eilig, sie zitterte ahnungsvoll am ganzen Leibe und las mit mühsam behaupteter Fassung:

Madame!

"Die Scene, die heute zwischen uns vorgefallen, ließ mich einen tiefen Blick in ihre Seele thun, der mich mit Schrecken erfüllte. Nimmer hätte ich geglaubt, daß ein Weib aus Liebe, — doch was sage ich Liebe — aus Eifersucht ein unschuldiges Geschöpf der Schande preisgeben könnte. Ich halte es nun für die Aufgabe meines Lebens, jenem unglücklichen Mädchen für die zugefügte Kränkung so viel als möglich Genüge zu leisten. Zwischen uns ist Alles vorbei; ich kann ein Weib nicht lieben, das eines solchen Hasses fähig ist. Ich hoffe, Sie werden mich bald vergessen; ich verlasse Petersburg und gehe als Attaché an einen deutschen Hof. Ihre Ehre ist gerettet, vor den Augen der Welt gewiß, ob auch vor Ihrem Gewissen, das überlasse ich Ihrem Ermessen. Auf meine Diskretion können Sie vollkommen rechnen. Leben Sie wohl!"

Alexander, Graf Borofsky.

Irene war zernichtet. Sie zerriß das Billet in tausend kleine Stückchen, so daß der alte Graf neugierig fragte, was denn in dem Briefchen gestanden.

„Es ist ein Billet pour prendre conge," sagte Irene, die letzten Kräfte aufbietend, „Graf Borofsky empfiehlt sich, er geht nach Deutschland."

„Bravo!" jubelte der Alte, „so haben wir den ungebetenen Freiwerber doch endlich los!" Aber seine Freude verwandelte sich in jähen Schrecken, und er rief aus Leibeskräften um Hülfe, als die schöne Gräfin plötzlich ohnmächtig zu Boden sank.

4.

Auf dem Börseplatze zu Lübeck stand ein alter Herr, der mit freudiger Neugierde die Häuser und die Menschen musterte, während von Zeit zu Zeit ein halb wehmüthiges Lächeln seine ehrenwürdigen Züge überflog. Er schien auf Jemand zu warten, und wirklich trat bald darauf aus der Börse ein junger, schöner Mann auf ihn zu und sprach: "Guten Tag, Herr Warburg; entschuldigen Sie, wenn ich Sie warten ließ, aber Sie wissen ja, wie es auf der Börse zugeht. Nun aber wollen wir gleich nach Hause, die Suppe wird schon auf uns warten, und meine Mutter und meine Verlobte halten strenge darauf, daß Punkt vier Uhr gespeist werde."

„Gut, sehr gut!" schmunzelte der Alte sich die Hände reibend, weiß Gott, die ungewohnte deutsche Luft hat mir tüchtig Hunger gemacht und ich sehne mich nach einem Teller Suppe. Ihre Verlobte, sagten Sie? Ich dächte, Sie wären schon lange verheirathet, Herr Ellers."

"Wäre wohl schon geschehen, aber wir wollen den Geburtstag meiner Mutter abwarten, der binnen vierzehn Tagen fällt."

"Schön," sagte Herr Warburg freundlich, "gratulire von ganzem Herzen und wünsche alles Glück zum heiligen Ehestande."

"Ja, ich werde glücklich seyn", rief Ellers mit leuchtenden Augen, meine Elise ist das edelste, liebenswürdige Geschöpf auf Gottes Erdboden."

Der alte Herr nahm eine Prise. "Und was besitzt sie im Vermögen?" fragte er.

"Nichts", antwortete Ellers, "aber einst bildete ihr Vermögen einen wichtigen Theil des Fondes in unserm Hause; als jenes Unglück eintrat, als wir Bankerot ansagen mußten, verlor auch sie ihre ganze Habe, und so ist jetzt, da ich wieder reich geworden bin, meine heiligste Pflicht, ihr das Verlorene nach Kräften zu ersetzen."

„Bravo," rief Warburg, dem jungen Mann gerührt auf die Schulter klopfend, „Sie handeln wie ein

rechtschaffener Mann und wie ein Deutscher. Bei Gott, mir geht das Herz weit auf in der lieben Heimath. Wenn man so ein Paar Dutzend Jahre in der Fremde gelebt, da lernt man erst das liebe, deutsche Land schätzen, und mich alten Knaben hat das Heimweh in meinem sechzigsten Jahre noch aus Petersburg getrieben und zu Schiff gejagt."

„Auch Elise war in Petersburg," sagte der junge Kaufmann.

„So? Nun da wird sich's ja prächtig plaudern lassen: geben Sie nur Acht, daß ich Ihnen Ihre Verlobte nicht untreu mache."

(Fortsetzung folgt.)

Der Strumpfkrämer.

(Fortsetzung.)

„Viel Dank," sagte ich, „ich bin mehr durstig als hungrig. — Also Euer Mann ist hinübergegangen — es ist ein großer Verlust und ein großer Kummer für Euch gewesen."

„Ach ja," seufzte sie mit Thränen in den Augen, „aber das ist nicht der einzige. — Lieber Gott, sahen Sie nicht unsere Tochter?"

„Ja," antwortete ich, „sie kam mir etwas konfrakt vor, —"

„— Sie ist ganz wahnsinnig," sagte sie, in Thränen ausbrechend. „Wir müssen einen Menschen halten, nur um sie zu beaufsichtigen und sie kann sich auch nicht viel Anderes vornehmen. Es sollte nun wahrlich scheinen, als wenn sie etwas spinnen und stricken sollte; aber es hat keine Art; denn sie muß wohl sechszehnmal des Tages mit ihr laufen, wenn sie Esben in den Kopf bekommt —"

„— Wo ist Esben?" unterbrach ich sie.

„In Gottes Reiche," erwiederte sie. „So, Sie haben nicht davon gehört? Gott sey uns gnädig, er hatte einen elenden Tod, so ein Elend hat Niemand je gehört. — Sie müssen nicht stolz seyn; essen und trinken Sie, so viel Sie wollen. — Ja wahrlich, ich habe viel durchgemacht seit der Zeit, wo Sie das letzte Mal hier waren. Die Zeiten sind auch beschwerlich. Mit den Strümpfen ist es vorbei und wir müssen Fremde halten, um nach Allem zu sehen."

Da ich bemerkte, daß ihr Kummer über die Vergangenheit, vermischt mit der Sorge für die Gegenwart, nicht größer war und sie wohl aushalten konnte, mir ihr Mißgeschick zu erzählen, bat ich sie darum. Sie fügte sich gern meinem Begehren und gab mir einen Bericht, den ich — mit Ausnahme von nicht hergehörenden Einschaltungen — so gut ich vermag — in dem eigenthümlichen, simpeln und einfachen Styl der Erzählerin wiedergeben will.

„Wir und Kjeld Esbensen," begann sie, nachdem sie ihren Stuhl an den Tisch hingezogen, sich auf demselben niedergelassen und ihr Strickzeug zurecht gemacht hatte — „sind Nachbarn gewesen von der Zeit an, wo wir auf den Hof kamen. Kjelds Esben und unsere Cäcil wurden gute Freunde, ehe es Jemand wußte. Unser Mann war nicht sehr erfreut und ich auch nicht; denn Esben hatte nicht viel und der Vater gar nichts. Aber wir dachten doch, daß das Mädel klüger seyn würde, als sich an einen so grünen Jungen zu hängen. Er lief freilich herum mit einem Bischen Strümpfe und verdiente ein Paar Schillinge: aber wie weit sollte das langen? So kam er und freite. Unser Mann sagte „Nein," — was nichts so Besonderes war, und damit zog Esben nach Holstein hinaus. Wir merkten wohl, daß Cäcil ein Bischen schwermüthig wurde; aber darum kümmerten wir uns nicht. „Sie vergißt ihn wohl," sagte unser Mann, „wenn der Rechte kommt."

„Es dauerte auch nicht lange, so kam Mads Egelund — ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen, er wohnt übrigens ein Paar Meilen von hier. — Er kam und freite mit einem schuldenfreien Hofe und dreitausend Thalern auf Zinsen. Das konnte wohl angehen. Michel sagte augenblicklich „Ja," aber Cäcil — Gott bedauere es — sie sagte „Nein." So wurde der Mann böse und stieg ihr aufs Dach. Mir scheint wohl, er war zu hart; aber der selige Mann wollte sich am liebsten selber rathen und darum ging auch er und Madses Vater zu dem Priester und ließ sie aufbieten. Es ging zwei Sonntage gut; aber am dritten, als er sagte: „Hat nun Jemand Etwas einzuwenden," erhob sich Cäcil im Stuhl und rief: „Das habe ich. Esben und ich sind dreimal im Paradiese aufgeboten."

„Ich winkte ihr zu, aber es war zu spät. Jedermann in der Kirche hatte es gehört und sah nach unserm Stuhle — es kam eine große Schande über uns. — Noch dachte ich aber nicht daran, daß sie ihren Verstand verloren hätte; aber ehe der Priester von der Kanzel herabgekommen war, fing sie wieder an, eine Menge herauszuplappern von Esben und Paradies, von Brautkleid und Brautbett, dort oben und hier unten — das Erste war das Letzte und das Letzte war das Erste — wir mußten mit ihr aus der Kirche. Der selige Michel schalt sie wohl aus und sagte, es wären Schelmenstücke. Ja, Gott bewahre uns vor Schelmenstücken — es war bitterer Ernst, verrückt war sie und verrückt blieb sie."

Hier ließ die Erzählerin den Strickstrumpf in den Schooß sinken, nahm den wollenen Knäul von der linken Schulter, drehte ihn einigemal herum und beguckte ihn von allen Seiten; aber ihre Gedanken waren wo anders. Nach einer Pause von ein Paar Minuten drückte sie den Knäuel gegen beide Augen, hing ihn wieder an seinen Haken und setzte die Stricknadeln in schnelle Bewegung, indem sie den abgerissenen Faden der traurigen Begebenheit auf folgende Weise wieder aufnahm.

„Aber ihre Rede ging da hinaus, daß sie gestorben und ins Paradies gekommen wäre, und daß sie dort Esben heirathen sollte, sobald er auch gestorben wäre, und damit fuhr sie fort sowohl bei Nacht, als am lichten Tage. Der selige Michel merkte jetzt, wie es zusammenhing. „Das hat Gott gethan," sagte er, „gegen seinen Willen kann Niemand; aber es ging ihm gleichwohl nahe und ich weiß wohl, wie viele gute Stunden ich in meinem Bette gelegen habe und geweint, wenn alle Andern zur Ruhe waren. Manchmal kam es mir vor, als wäre es besser gewesen, wenn die beiden jungen Leute zusammengekommen wären. „Kann seyn," sagte unser Mann, „aber es sollte einmal nicht seyn."

„In den ersten Paar Monaten war sie schwer zu regieren und wir hatten viel von ihr zu leiden. Später wurde sie etwas ruhiger, sprach nur wenig, aber seufzte und weinte mitunter. Angreifen wollte sie gar Nichts; „denn im Himmel," sagte sie, „da ist alle Tage Feiertag."

„So ging ein gutes halbes Jahr hin und es war fast doppelt so lange von der Zeit ab, da Esben nach Süden gezogen war und Niemand hatte weder Gutes, noch Schlimmes von ihm gehört. Da begab es sich eines Tages, wie wir am Besten hier saßen, der selige Michel und Cäcil und ich, daß Esben zur Thür hereintrat. Er war gerade von der Reise gekommen und noch nicht in seiner Heimath gewesen, wußte auch nicht, wie es hier stand, bis er das Auge auf das Mädchen geworfen hatte; da konnte er wohl sehen, es war nicht so ganz richtig."

„Du lässest lange auf Dich warten," sagte sie, „das Brautbett ist schon über Jahr und Tag gemacht; aber sag' mir erst, bist Du todt oder lebendig?

„Herr Gott, Cäcil," sagte er, „Du kannst ja doch wohl sehen, daß ich lebendig bin!"

„Das ist Schade," antwortete sie, „denn da kannst Du nicht zur Thür im Paradiese hereinkommen. Beeile Dich zu sterben, so bald Du kannst; denn Mads Egelund geht herum und lauert, ob er nicht zuerst kommen kann."

„Das ist ein übler Zustand," sagte er. „Michel, Michel! Ihr habt großes Unrecht an uns gethan. Ich bin nun ein Mann von guten fünftausend Thalern, meiner Mutter Bruder draußen in Holstein ist unverheirathet gestorben und ich soll ihn beerben."

„Was sagst Du?" sagte unser Mann. „Das ist Schade, daß wir es nicht etwas eher gewußt haben. Aber nimm Dir ein Bischen Zeit, das Mädchen kann sich vielleicht noch erholen."

„Esben schüttelte den Kopf und ging zu unserer Tochter, um ihr die Hand zu geben. „Cäcil," sagte er, „rede nun vernünftig, wir sind ja alle Beide lebendig und wenn Du vernünftig seyn willst, so geben die Eltern ihre Zustimmung, daß wir einander bekommen können."

„Aber sie warf beide Hände auf den Rücken und rief: „Bleib mir vom Leibe! Was habe ich mit Dir zu schaffen? Du bist ein Mensch und ich ein Gottesengel."

Da drehte er sich um und fing an recht bitterlich zu weinen. „Gott vergebe Euch, Michel Kränzen," sagte er, „was Ihr an uns zwei sündigen Menschen gethan habt."

„Gib Dich zufrieden sagte unser Mann, „es kann noch gut werden. Schlaf diese Nacht hier und laß uns sehen, was sie morgen sagt."

„Es war Abend und es zog ein schweres Gewitter herauf mit Blitz und Donner, das gräßlichste, das ich je gesehen habe, fast als wenn die Welt untergehen sollte. So ließ Esben es sich denn gefallen, bei uns sich zur Ruhe zu legen, und sobald das Wetter etwas nachgelassen hatte, legte er sich in die obere Stube. Wir Andern gingen ebenfalls zu Bette und ich konnte lange durch die Wand hören, wie er seufzte und weinte, ich glaube auch, er betete zu Gott im Himmel. Endlich fiel ich ebenfalls in Schlaf. Cäcil lag und schlief in dem Alkoven, geradüber von Michels und meinem."

„Es konnte wohl eine Stunde oder etwas mehr über Mitternacht seyn, als ich aufwachte. Es war still draußen und der Mond schien durch das Fenster. Ich lag da und dachte an das Elend, das über uns gekommen war und ich dachte am allerwenigsten daran, daß das geschehen wäre, wovon ich Euch jetzt erzählen will. — Es schien mir zu ruhig dort bei Cäcil zu seyn und ich konnte gar nicht hören, daß sie Athem holte, auch bemerkte ich nichts mehr von Esben. Es kam mir vor, als wäre es nicht richtig. Ich stand leise von meinem Bette auf und ging zu der Cäcil ihrem hin. Ich guckte hinein und fühlte nach ihr: aber sie war nicht da. Jetzt wurde ich unruhig in meinem Sinne, sprang schnell in die Küche, machte Licht an und damit ging ich in die obere Stube hinauf."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als kürzlich in einer Gesellschaft vom menschlichen Leben überhaupt die Rede war, sagte ein Witzling: „Der Mensch besitzt nur drei Dinge: Seele, Leib und irdisch Gut. Diese haben drei Arten von Nachstellungen zu erleiden: die Seele von den Theologen, der Leib von den Aerzten und das irdische Gut von den Advokaten."

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 137 28. August 1849.

So ward die Ehre gerettet.

(Schluß.)

Ellers lächelte, und so kamen die Beiden unter wechselseitigem Gespräch langsam vorwärts; denn der alte Herr blieb vor jedem Hause stehen und erzählte, wie es hier vor dreißig Jahren ausgesehen habe. Endlich gelangten sie vor ein nettes Haus, weiß angestrichen, mit freundlichen grünen Jalousien und Ellers erklärte, sie wären zu Hause. Sie traten in die Hausflur und trafen hier des jungen Kaufmanns Mutter, die, freudig überrascht, in Herrn Warburg einen alten Bekannten aus längst entschwundenen Tagen erkannte, und die alte Frau schüttelte unter Thränen lächelnd ihm treuherzig die Hand, während auch der alte Herr ganz absonderliche Gesichter schnitt und schlechte Witze machte, um nicht gleichfalls zu weinen. Indessen hatte der junge Kaufmann seine Verlobte geholt und stellte sie Herrn Warburg vor. Erschrocken trat dieser zurück, denn er erkannte augenblicklich das schöne Mädchen mit den abgeschnittenen Locken, welche vor wenig Monaten auf seiner Schreibstube erschienen war. Auch Elise erbleichte mächtig und war nahe daran, umzusinken, doch der alte Herr hatte sich schnell gefaßt, ergriff ihre Hand und gab durch eine jener Höflichkeitsformeln, welche, obwohl leeres Stroh auf dem reichen Feld der Sprache, doch manchmal einen günstigen Ausweg aus einer Verlegenheit bieten, der Bestürzten die Fassung zurück.

Man setzte sich zum Speisen. Elise war einsilbig; desto mehr plauderte die Mutter von den alten Zeiten und Ellers von den zukünftigen; auch der alte Herr war gesprächig und that sich Gewalt an, heiter zu scheinen, und so ging die Stunde der Mahlzeit vorüber und Ellers bat Elisen, den Kaffee in die Laube tragen zu lassen; Elise entfernte sich schweigend; die Herren begaben sich in das kleine Gärtchen hinter dem Hause und bald stand der schwarze duftige Trank der Bohne von Mokka vor ihnen und neben demselben die köstlichsten Zigarren von Havannah. Die Herren waren allein.

„Nun, was sagen Sie zu meiner Elise?“ fragte Ellers, indem er sich eine Zigarre anzündete.

Der alte Warburg antwortete nicht sogleich, sondern folgte dem Beispiel des jungen Kaufmanns, blies einige blaue Wölkchen in die Luft und begann dann langsam und feierlich: „Lieber Herr Ellers, ich war ein treuer Freund Ihres Vaters und glauben Sie, daß ich auch von ganzem Herzen des Ihrige bin. Ich bin ein alter Mann und könnte wohl schweigen, aber ich habe etwas auf dem Herzen und ich halte es für meine Pflicht, Sie nicht zu betrügen, sondern Ihnen die Wahrheit mitzutheilen.“

Verwundert über diesen Eingang nahm Ellers die Zigarre aus dem Mund und sah den Alten betroffen an.

Dieser sprach weiter: „Ihre Verlobte ist ein liebliches Geschöpf, aber Eines fiel mir an ihr auf. Warum trägt sie, da ihr die Natur so schöne Locken gegeben, dieselben kurz abgeschnitten?“

„In Folge einer Krankheit,“ antwortete Ellers, „die in Rußland einheimisch ist, wie sie ja selbst wissen müssen.“

„Hat sie Ihnen das gesagt?“ sprach der alte Herr, den Kopf schüttelnd, „so hat sie Ihnen vielleicht auch gesagt, wie die Krankheit heißt?“

„Nun?“ fragte Ellers erwartungsvoll.

„Diebstahl oder Unzucht,“ sagte Warburg nachdrücklich.

„Ellers zuckte zusammen wie vor einem elektrischen Schlag. Aus seinen Wangen wich alles Blut, und die Zigarre entsank seinem zitternden Munde, der nur leise die Worte herausstoßen konnte: „Es ist nicht möglich.“

„Leider,“ antwortete der Alte „ist es möglich; denn zum Glück oder Unglück bin ich im Stande, Ihnen Aufschluß zu geben. Gestohlen hat sie sicher nicht, also muß es das Andere seyn, und sie kam vor wenig Monaten zu mir und ersuchte mich, ihr als einer Deutschen das Geld zur Ueberfahrt vorzuschießen, und kurz bevor ich selbst abreiste, erhielt ich das Geliehene mit einem Schreiben das ich hier zufällig in meiner Brieftasche trage.“

Mechanisch nahm Ellers den dargebotenen Brief. „Elisens Handschrift!“ murmelte er, sich kraftlos im Stuhl zurücklehnend.

„Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, Herr Ellers!“ sagte der Alte, ihn gerührt betrachtend.

„Betrogen! So schändlich betrogen,“ rief der Arme, sein Gesicht bedeckend.

Digitized by Google

„Herr Ellers, seyen Sie kein Kind," sprach der alte Herr sehr ernst, „ich habe Ihnen die Schattenseite gezeigt, denn ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen, damit Sie nicht unwissentlich einen Schritt thäten, der, wenn Sie erst später zur Kenntniß der Wahrheit gelangten, Sie offenbar unglücklich machen müßte; ich war es Ihrer Ehre schuldig. Nun aber hören Sie weiter. Als Ihre Verlobte zu mir kam, war sie in Thränen, bleich und von der tiefsten Reue erfüllt, sie war so liebenswürdig, daß sebst ich alter Knabe von ihrer Anmuth bezaubert wurde. Bedenken Sie, daß so viele Liebenswürdigkeit allen Versuchungen der großen Welt ausgesetzt war, bedenken Sie, daß Elise allein in einer Stadt war, in der die Elite der Männer beisammen, daß sie allein, hülflos und unbeschützt in einem Lande war, dessen Sprache sie nicht einmal kannte; Herr Ellers, Sie müssen ihr verzeihen.

Der junge Kaufmann verharrte mit gesenktem Haupte in seinem Schweigen. Der Alte fuhr immer ernster fort: „Herr Ellers, auch Sie werden Manches gethan haben, dessen Erinnerung Sie gerne aus dem Schuldbuche Ihres Lebens auslöschen möchten; auch Sie werden so manchen Tag gehabt haben, an dem Sie im Winde des Schicksals, wie ein Rohr hin und her schwankend, nicht wußten, welche Seite die rechte. Und Sie sind ein Mann, ein starker, von Grundsätzen getragener Mann; Elise aber ist ein schwaches Mädchen; sie war abgeschnitten von der Heimath in der unwirthlichen Fremde; kein Freund, kein Vater sagte ihr: das ist das Rechte! kein Bruder bot ihr die helfende Hand; und Sie wollen gegen sie ungerechter seyn, als gegen sich selbst? Herr Ellers, Sie müssen ihr verzeihen!"

Der junge Kaufmann schwieg noch immer hartnäckig, und der Alte fuhr mit erhabener, fast begeisterter Stimme fort: „Gott ist der Reinste und er verzeiht; und der Mensch, der so viel Schwaches an sich hat, sollte nicht verzeihen können? Sagten Sie nicht selbst, Elise habe ihr ganzes Vermögen in der Fallite Ihres Hauses verloren? Nun denn, wer ist denn Schuld, daß sie zum Dienen gezwungen wurde, wer hat sie aus der theuren Heimath vertrieben in die unselige Fremde? Vielleicht wäre sie jetzt eine glückliche Frau und Mutter, und dasselbe Geschöpf, das durch Sie Alles verloren hat, wollen Sie jetzt verlassen und mit gebrochenem Herzen dem Elende preisgeben? Sie haben eine große, eine ungeheure Schuld zu tilgen; Herr Ellers, Sie werden und müssen verzeihen!"

Der junge Kaufmann sprang auf, fiel dem Alten um den Hals, und rief: „Ja, ich will verzeihen und möge mir Gott einst meine Sünden eben so vergeben. Und wäre sie tausendmal schuldig, Elise bleibt doch der Stern, der Engel meines Lebens; kommen Sie, kommen Sie schnell, daß wir zu ihr eilen und sie um Verzeihung anflehen."

Der alte Herr drückte ihm die Hand, „so ists recht," sprach er, „aber am Besten thun Sie, wenn Sie über die ganze Geschichte gegen Elisen schweigen. Sie würden ihr doch nur eine arge Beschämung bereiten."

„Sie haben Recht und ich will zehnmal freundlicher gegen sie seyn, um sie ja nichts von unserem Gespräche ahnen zu lassen."

„Nun, so gehen wir in Gottesnamen zu ihr," sagte der Alte, „mir ist das Herz leicht und froh, daß ich einmal etwas Gutes gestiftet habe."

Die beiden Herren begaben sich auf Elisens Zimmer; es war — leer; auf einem Tischchen lag ein Zettel, Ellers nahm ihn, aber kaum hatte er ihn überflogen, als er zusammenbrechend auf einen Sessel sank und wie ein Kind schluchzte; bestürzt ergriff Warburg den Zettel und las:

Mein Heinrich!

„Ich habe vom Fenster aus Euer Gespräch in der Laube belauscht; ich sah Dich erbleichen und zurücksinken, und erkannte, daß nun Alles vorbei. Heinrich, beim ewigen Gott, vor dessen Richterstuhl ich stehe, wenn Du diese Zeilen liest, — ich bin unschuldig; aber der Schein ist gegen mich und ich habe kein Mittel, mich zu rechtfertigen. Selbst wenn Du großmüthig genug wärest, mich, die Du nun einmal für eine Entehrte halten mußt, dennoch zu ehelichen, so würde ich dieß immer für eine Großmuth, nie aber für Liebe halten. Ich kenne Dich zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, daß Du kein Weib der Schande nehmen magst. Mir sollen die Fluthen der Trava ein Grab geben. Gott wird mir verzeihen, er wird Dich und die Mutter segnen, lebet wohl!"

Elise.

Der alte Mann legte mit zitternder Hand den Zettel nieder, faltete die Hände und blickte wehmüthig gegen Himmel, während die hellen Thränen über seine Wangen herabliefen, dann sprach er leise: „Mein Herr und Gott! wenn sie wahr spricht und wirklich unschuldig ist, dann habe ich ein schweres Unrecht gethan, und muß mit einer großen Sünde belastet zur Grube fahren."

Da öffnete sich die Thür und herein trat ein hoher, stattlicher Mann, in der Uniform eines russischen Obersten und an seinem Arme hing — Elise, bleich, wie eine welke Lilie. Der Oberst zog den Hut und sprach: „Meine Herren! Ich bin hier, um mich selbst anzuklagen —"

Er konnte nicht ausreden. Ellers sprang wie ein Wahnsinniger auf Elisen zu, und fiel ihr zu Füßen: „Elise! rief er, „Du lebst, so sey Gott gedankt in alle Ewigkeit;" der alte Herr konnte kein Wort sprechen, aber der Oberst fuhr fort: „Auch ich danke dem Himmel, als für eine unverdiente Gnade, daß er mich im rechten Augenblick herbeiführte, um das größere Unglück zu verhüten, als ich diesen Engel verzweifelnd am Ufer der Trave gewahrte, da ahnte ich nicht, als ich mit Windeseile hinzuflog, daß ich eben jenes Mädchen

reiten würde, welches ich, wiewohl wider Willen, ins Unglück gebracht habe.

Und nun erzählte er die ganze Geschichte, die wir bereits kennen, ohne das Geringste zu verschweigen; als er damit zu Ende war, fiel Ellers von Neuem vor Elisen auf die Kniee und rief: „Kannst Du mir verzeihen, Elise?“

„Hast Du mir nicht früher verziehen,“ sagte sie unter Thränen lächelnd, „da Du mich für schuldig hieltest?“

Inzwischen kam auch die Mutter herbeigetrippelt, die von dem ganzen Vorfalle nichts ahnte. Als sie die beiden Arm in Arm gewahrte, sprach sie: „So ist's recht, was wollt Ihr warten bis an meinen Geburtstag; wer weiß, ob die Herren noch Zeit haben in vierzehn Tagen, und das wären mir ein Paar recht liebe Zeugen und so wollen wir denn in Gottesnamen gleich heute Verlobung halten.“

Der Strumpfkrämer.

(Schluß.)

„Ach, Gott sey uns gnädig! Was sah ich da!“ Fuhr die Erzählerin weiter. „Sie saß an Esbens Bett und hatte seinen Kopf in ihren Schooß gelegt. Aber als ich genauer nachsah, war er blaß, wie eine Leiche, seine Augen und die Betttücher waren roth von Blut, ich stieß einen Schrei aus und fiel auf den Boden; aber Cäcil winkte mir mit der einen Hand und streichelte seine Backen mit der andern. „St! St!“ sagte sie, jetzt schläft mein Geliebter einen süßen Schlaf. Augenblicklich, wenn ich seinen Körper begraben habe, tragen die Engel seine Seele ins Paradies und da soll dann unsere Hochzeit seyn mit großer Freude und Herrlichkeit.“ — Ach, ach, Du guter Gott und Vater! sie hatte ihm den Hals abgeschnitten — das blutige Rasirmesser lag auf dem Fußboden vor dem Bette.“

Hier verbarg die unglückliche Wittwe ihr Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich, während Schmerz und Entsetzen meine Brust zusammenschnürten. Endlich kam sie zu ihrer gewöhnlichen Fassung und fuhr fort, wie folgt:

„Da wurde großes Elend und Jammer sowohl hier, als bei Esbens; aber was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Als sie mit ihm zu seinen Eltern gefahren kamen — sie glaubten, er wäre wohl verwahrt draußen in Holstein — ja, da wurde ein Schreien und ein Jammern, als wenn der Hof zusammenstürzen sollte. Es war ein ordentlicher Kerl und jetzt zu so großem Reichthum und Vermögen gekommen, und mußte doch so elend in seinem jungen Alter sterben und das von seiner Liebsten Hand. — Der selige Michel konnte es auch nie vergessen, er konnte sich von der Zeit an nicht wieder ermannen. Ein Paar Monate darnach ward er bettlägerig und dann nahm ihn der liebe Gott von mir.“

„Denselben Tag, wo er beerdigt wurde, fiel Cäcil in einen tiefen Schlaf und schlief wahrlich volle dreimal vierundzwanzig Stunden in einem Zuge. Ich saß an ihrem Bette und erwartete, daß sie der liebe Gott zu sich nehmen möchte; aber wie sie am Besten lag, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, warf die Augen auf mich und sagte: „Wie ist mir, wo bin ich gewesen? Ich habe sonderbare Träume gehabt. Es kam mir vor, als wäre ich im Himmel und Esben bei mir. — Herr Gott, Mutter, wo ist Esben? Habt Ihr Nichts von ihm gehört, seit er nach Holstein zog?“

„Ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. „Nein,“ — sagte ich — „ich weiß nicht viel von ihm.“ Sie seufzte. „Wo ist der Vater?“ frug sie dann. „Der Vater hat es gut,“ antwortete ich, — „ihn hat der liebe Gott zu sich genommen.“ — Da weinte sie. „Mutter laß mich ihn sehen,“ sagte sie. — „Das kannst Du nicht, Kind,“ — antwortete ich, „denn er liegt in der Erde.“ — Gott im Himmel,“ schrie sie, „wie lange habe ich denn geschlafen?“ -- Hieran merkte ich, daß sie nicht wußte in welchem Zustande sie gewesen war. „Habt Ihr mich geweckt, Mutter,“ sagte sie wieder, „so habt Ihr mir keinen Gefallen gethan. Ich schlief so süß und träumte so lieblich. Esben kam jede Nacht zu mir und besuchte mich in leuchtenden, weißen Kleidern und mit einer rothen Perlenschnur um den Hals.“

Hier sank die Alte wieder in ihre schwermüthigen Gedanken zurück und erst nach einigen tiefen Herzensseufzern nahm sie den Faden wieder auf.

„Das arme Kind hatte seinen Verstand wieder bekommen; aber Gott weiß, ob es besser für sie war. Sie war nie froh, sondern immer still betrübt, sprach nicht, außer wenn man sie fragte, verrichtete ihre Arbeit sehr fleißig — sie war weder krank, noch gesund. Es wurde bald bei den Nachbarn herum bekannt und ungefähr ein Vierteljahr darauf kam Mads Egelund, um das zweite Mal um sie anzuhalten; aber sie wollte ganz und gar Nichts von ihm wissen. Als er nun merkte, daß sie ihn gar nicht leiden konnte, wurde er böse und kriegte Böses in den Sinn. Ich und die Leute und Alle, die hierher kamen, waren immer sehr aufmerksam darauf, daß wir nicht das geringste Wort darüber fallen ließen, wie sie selbst in ihrem Wahnsinne den armen Esben ums Leben gebracht hatte und sie dachte wohl auch, daß er entweder todt wäre, oder draußen im Süden verheirathet.“

„Eines Tages, als nun Mads hier war und hart in sie drang, ihm ihr Ja zu geben, und sie dann antwortete, daß sie lieber sterben wollte, als sich mit ihm verheirathen, sagte er gerade heraus, daß er auch nicht so sehr versessen auf Eine wäre, die ihrem ersten Liebsten den Hals abgeschnitten hätte und damit erzählte er ihr das Ganze, wie es zugegangen war. Ich stand draußen in der Küche und hörte es so halb und halb.

Ich warf hin, was ich in den Händen hatte, sprang herein und rief ihm zu: „Mads, Mads, Gott vergebe Euch, was Ihr gethan habt!“ Aber es war zu spät. Sie saß auf der Bank so bleich, wie eine gekalkte Wand und die Augen standen stier in ihrem Kopfe.“

„Was habe ich gethan!“ sagte er. „Ich habe ja nichts Anderes gesagt, als was wahr ist. Es ist besser, daß sie es erfährt, als daß man sie zum Narren hält und hier ihr ganzes Leben lang gehen läßt, um auf einen todten Mann zu warten. — Adieu! Ich danke!“

„Er ging und sie war wieder zurückgefallen und kommt wahrscheinlich in diesem Leben nie mehr zu Verstande. Ihr seht selbst, wie sie ist. Die ganze Zeit, wenn sie nicht schläft, singt sie dieses Lied, das sie selber gedichtet hat, damals als Esben nach Holstein zog, und sie bildet sich ein, daß sie an ihren Brautbetttüchern spinnt. Sonst ist sie doch Gott sey Dank ruhig und thut nicht dem kleinsten Geschöpfe was zu Leide; aber wir dürfen sie doch nicht aus den Augen lassen. Gott sehe in Gnaden auf sie und nehme uns Beide bald zu sich!“

Während sie die letzten Worte sagte, kam die Unglückliche mit ihrer Begleiterin wieder herein. „Nein,“ sagte sie, „heute ist er nicht zu sehen; aber morgen haben wir ihn gewiß. Ich muß mich dazu halten, wenn ich mit den Betttüchern fertig werden will!“

Sie ließ sich schnell auf ihren kleinen Strohstuhl nieder und mit Händen und Füßen in schneller Bewegung stimmte sie wieder ihre Liebesklage an. Ein langer und tiefer Seufzer ging allemal dem Endreime voraus:

„Und was am Schmerzlichsten betrübt,
„Ist doch zu missen, was man liebt.“

Ihr schönes, blasses Gesicht senkte sich dann auf den Busen nieder, Hände und Füße ruhten einen Augenblick, aber bald und voll Eifer raffte sie sich wieder auf, fing den zweiten Vers an und setzte den Schattenrocken in Bewegung.

In schwermüthigen Gedanken wanderte ich zurück. Meine Seele hatte die Farbe der Wüste angenommen, meine Phantasie war nur mit Cäcilie und ihrem schrecklichen Schicksal beschäftigt. In jedem fernen Luftbilde glaubte ich die Tochter des Strumpfkrämers zu sehen, wie sie dasaß und spann, sich wiegte und mit den Armen ausfuhr. In den traurigen Tönen des Haidevogels und den einförmigen Klagetrillern der einsamen Haidelerche hörte ich nur die traurigwahren, von so vielen tausend verwundeten Herzen tiefgefühlten Worte:

„Und was am Schmerzlichsten betrübt,
„Ist doch zu missen, was man liebt.“

Mannigfaltigkeiten.

Herr L. wohnte in dem zweiten Stocke eines, in einer der schönsten Straßen der Stadt gelegenen Hauses. Seine Zimmer waren ganz genau von derselben Beschaffenheit, wie die in der ersten Etage unter derselben gelegenen: dieselbe Treppe, ähnliche Thüren und ähnliche Anordnungen der Piecen, aus welchen die Wohnungen bestanden. Vor einiger Zeit kommt Herr L. um halb zwölf nach Hause; er verwechselt den Stock und hält beim ersten an, anstatt zum zweiten hinaufzusteigen, wo seine Wohnung ist. Zufällig paßt auch der Schlüssel des Herrn L. für die Wohnung des ersten Stockes, er öffnete die Thür, tritt ein, und durch die Aehnlichkeit des Korridors und der Zimmer immer mehr getäuscht, geht er geradezu in die Schlafkammer. Er sucht auf dem Kamine nach einem Feuerzeuge, das er gewöhnlich dort hinzulegen pflegt; aber — es findet sich nicht an seinem Platze. Die Zimmer des Herrn L. waren mit Kupferstichen behängt, er sucht diese beim Schein der Straßenlaterne, von welchem das Innere des Gemachs schwach erhellt ist; neue Ueberraschung: sie sind verschwunden. Nun zweifelt Herr L. nicht mehr an seinem Unglück: kalter Schweiß bricht aus allen seinen Gliedern hervor; er ist bestohlen. Er schreit sogleich Diebe! Diebe! und macht einen Höllenlärm, um die Nachbarn munter zu machen. Der wirkliche Inhaber der Wohnung, welcher ruhig im Bette schlief, erwacht über diesen Lärm glaubt sich selbst von Dieben überfallen und fängt ebenfalls an zu schreien. Der wahre und der falsche Miether halten sich gegenseitig für den Dieb; sie stürzen aufeinander los und beginnen in der Dunkelheit einen erbitterten Kampf, welcher nicht eher zu Ende ging, als bis die durch das Geschrei und Gepolter aufmerksam gewordenen Nachbarn mit Licht herbeikamen. Nun klärte sich alles auf: die Miether der zweiten Etage sah seinen Irrthum ein und entschuldigte sich bei seinem unterirdischen Nachbar.

Zu einem Trunkenbold, der ein Pflaster auf der Stirne trug, sagte ein anderer: „Woher diese Wolke auf Deiner Stirne?“ — „Ach, die ist noch vom gestrigen Nebel!“ erwiederte dieser.

Man nannte Jemand einen Narrenkönig. „Wollte Gott, ich wäre dieß!“ versetzte er, „da hätte kein Monarch so viele Unterthanen wie ich.“ —

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 138 30. August 1849.

Ein Geheimniß.

(Frei nach dem Französischen des St. George's.)

I.

Ein Ball bei der Königin Hortense.

Im Mai des Jahres 1809, also zu der Zeit, in welcher das Kaiserreich in Frankreich auf dem höchsten Gipfel seines Glanzes stand und die Königin von Holland, Hortense, vermöge ihrer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Fülle des Geistes wohl eine der gefeiertsten Damen in ganz Europa war, erglänzte das Hotel Cerutti von tausend Lichtern und Hunderte von Equipagen drängten sich vor dem Eingange desselben; denn in seinem Innern feierte die Adoptivtochter des Kaisers ein Fest zu Ehren eines erst vor Kurzem wieder erfochtenen großartigen Sieges des ersten Kriegshelden seines Jahrhunderts.

Napoleon hatte zugesagt zu erscheinen, und es hatte kaum zehn Uhr geschlogen, als auch schon die Flügelthüren des Ballsaales weit aufgerissen wurden und von dem Eingange her das magische Wort: „der Kaiser!“ ertönte.

Hortense erhob sich sogleich von ihrem Sitze nnd eilte mit der ihr eigenthümlichen Anmuth und Leichtigkeit Napoleon entgegen, der sie zärtlich umarmte und mit seiner weichen einschmeichelnden Stimme zu ihr sagte: „Nicht wahr, meine Tochter, ohne mich gibt es kein rechtes Fest? Deßhalb bin ich mit so großem Vergnügen der Einladung zu dem Ihrigen gefolgt. — Ihre Mutter leidet heute wieder an ihrem Kopfschmerzen,“ setzte er hinzu, „und sie läßt durch mich ihr Bedauern ausdrücken nicht erscheinen zu können; ich werde sie aber heute Abend noch sehen, und ihr von den Wundern Ihres Balles erzählen.

„Sir,“ versetzte die Königin, sich verbeugend, „ich besitze in diesem Augenblick ein solches Wunder in meinem Pallast, daß es sehr kühn wäre, andere Wunder daneben stellen zu wollen!“

„Die Schmeichelei muß eine sehr ansteckende Krankheit seyn,“ versetzte der Kaiser lächelnd, „da sie sogar bis in meine Familie gedrungen ist.“

Hierauf wandte sich Napoleon an einige ihm zunächst stehenden Großen seines Hofes, um sich mit diesen zu unterhalten, während die Königin den Ball mit dem jungen Obersten Ransouty eröffnete. Sobald aber der Kontretanz zu Ende war, sah sich der Kaiser in der Gesellschaft um, zu welcher alles geladen war, was Paris an Notabilitäten und Schönheiten aufzuweisen hatte. Plötzlich blieb er aber erstaunt und fast erzürnt stehen, denn er erblickte eine junge Frau von außerordentlicher Schönheit vor sich, welche anstatt sich zu erheben, wie es alle Andern thaten, denen er sich näherte, mit auf die Hand gestütztem Kopfe sitzen geblieben war, und völlig theilnahmlos gegen Alles, was um sie vorging, ja selbst gegen die Anwesenheit ihres Souverains sich zeigte.

Napoleon, der sehr streng auf Etikette hielt, erlaubte nie, daß man den Kaiser in seiner Nähe vergoß. Seine Augenbraunen zogen sich deßhalb beim Anblick der schönen Zerstreuten etwas zusammen, sogleich aber glaubte er den Grund ihrer Träumerei zu errathen, und er sprach in freundlicherem Tone, als man nach seinem Gesichtsausdrucke zu erwarten berechtigt war:

„Frau Marschallin, wir haben gute Nachrichten von Ihrem Gatten; unser tapferer Herzog befindet sich am Tajo und trifft Anstalten zu neuen Siegen unserer wackern Truppen. Leider muß ich Ihnen jedoch eine noch längere Wittwenzeit verkündigen, obgleich wir von unserem Marschall überzeugt sind, daß er sein Möglichstes thun wird, unsere Angelegenheiten in Portugall so schnell als möglich ins Reine zu bringen.“

Bei den ersten Worten Napoleons hatte sich die Herzogin von Albufera unwillkürlich erhoben, denn diese Stimme übte auf sie, wie auf Jedermann eine ganz magische Gewalt. Sie wankte und wäre sicher wieder auf ihren Stuhl zurückgefallen, wenn der Kaiser ihr nicht die Hand gereicht und ihr dadurch eine Stütze verliehen hätte. Die Leichenblässe der Herzogin hatte sich in das lebhafteste Roth umgewandelt; die Marmorstatue belebte sich, und die junge Frau stammelte einige Worte der Entschuldigung über ihren Mangel an äußerer Hochachtung, die der Kaiser durch die ihr beinahe ins Ohr geflüsterte Bemerkung abschnitt:

„Wenn Sie so eben nicht von unserem guten Marschall träumten, so sparen Sie ja Träume dieser Art für Ihre innersten Gemächer auf, denn ein Ort wie

Digitized by Google

dieser, an dem Sie sich befinden, taugt nicht zur Aufbewahrung so kostbarer Perlen!"

Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ die Herzogin voll Verwirrung darüber zurück, daß er sie so durchschaut hatte. Der Ball nahm seinen weiteren Fortgang und Alles athmete Lust und Fröhlichkeit.

Endlich schlug es Mitternacht, aber die Marschallin von Albufera, die in Folge der kaiserlichen Sonne, die heute Abend sie so helle beschienen, sich von allen Seiten aufgesucht sah, hatte selbst die besten Tänzer abgewiesen und selbst die Bitten der Königin von Holland, deren erste Ehrendame, oder besser gesagt, vertrauteste und liebste Freundin sie war, hatten nicht vermocht, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Sie verharrte in ihrer nachdenklichen Stellung und ihre unruhig umherirrenden Augen bewachten ängstlich die Eingangsthüre, durch die sie Jemand erscheinen zu sehen hoffte, der noch immer nicht kommen wollte. Plötzlich durchzuckte es ihren ganzen Körper, ihr Blick belebte sich, ihr Herz schlug heftig, der Strauß, den sie hielt, entglitt ihren Händen und ihre Lippen murmelten mit einer unbeschreiblichen Freude das Wort, das sich ihrer innersten Seele zu entwinden schien: „Endlich!"

Zu gleicher Zeit entstand im Saale eine große Bewegung und der Kaiser war im Begriff unter dem Geleite der anmuthigsten Fürstin und eines glänzenden Generalstabs sich wegzubegeben. Er hatte nur noch wenige Schritte bis zur Saalthüre zu machen, als er sich einem jungen Mann gegenüber befand, der in diesem Augenblicke eintrat.

Der Ankömmling war ein Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren und eben so durch sein schönes Gesicht, auf dem sich ein Ausdruck von Trauer kund gab, wie durch seine Gestalt und sein Benehmen ausgezeichnet. Er trug ein reiches Hofkleid, auf dem mehrere ausländische Orden glänzten.

Der Kaiser ging auf den Fremden zu, der achtungsvoll einige Schritte bei Seite getreten war, und sprach mit einer Befriedigung, die er nicht zu verbergen sich bemühte:

„Es freut mich ungemein, Sie wieder zu sehen, mein Herr. Wir vermißten Sie sehr an unserm Hofe und erkennen es mit großem Dank gegen unsern Bruder Alexander an, daß er uns die ausgezeichnetsten und gewichtigsten Edelleute seines Hofes zuschickt. Rußland und Frankreich sind seit dem Frieden von Tilsit eng verbunden und es gewährt uns großes Vergnügen, alle Ihre Landsleute als Brüder und Freunde bei uns aufzunehmen."

Der Fremde verbeugte sich tief vor dem Kaiser, der hierauf den Saal verließ. Die Herzogin hatte aber der dichtgedrängten Menge wegen nicht sehen können, was unter der Thüre vorgegangen war und sie glaubte schon in der Person sich getäuscht zu haben, als sie den Fremden im Gefolge der Königin wieder erblickte, die von ihrer Begleitung zurückkam. Als dieser an der Herzogin vorüber kam, begrüßte er diese tief und achtungsvoll, hielt sich aber bei ihr nicht auf, sondern führte die Fürstin auf die Estrade, wo diese Platz nahm, worauf er sich in der Gesellschaft verlor, welche die Säle des Pallastes füllte.

Der Ball, einen Augenblick lang unterbrochen, nahm wieder seinen Fortgang und schien bis weit in den Morgen hinein dauern zu wollen; die Herzogin von Albufera aber blieb nichtsdestoweniger ihrem Vorsatze getreu, schlug alle Aufforderungen zum Tanze ab und zog sich sichtbar ermüdet, und mit einem Ausdruck der Trauer, die sie nicht mehr zu verbergen sich bemühte, in ein entlegenes Gemach zurück, wo sie, auf eine Ottomane hingegossen, einer Marmorstatue nicht unähnlich schien.

Plötzlich ließ sich ein leichtes Geräusch hören; die Herzogin erhob den Kopf und vor ihr stand der junge Fremdling, der sie mit Augen voll Trauer anblickte. Nachdem die Herzogin von einer augenblicklichen Verwirrung sich erholt hatte, wollte sie eben zuerst das Wort ergreifen, als derselbe mit lauter Stimme, so daß es sämmtliche Personen, die mit ihm in das Kabinet eingetreten waren, hören konnten, sprach:

„Die Königin wünscht, daß die Frau Herzogin mir die Ehre erzeige, eine Quadrille mit mir zu theilen, an welcher Ihre Majestät selbst sich betheiligen wird."

Statt einer Antwort reichte ihm die junge Frau die Hand und gleich darauf nahm die Quadrille ihren Anfang. Als der Fremde sich unbeachtet glaubte, benützte er diesen Augenblick und flüsterte seiner Tänzerin zu:

„Ich muß Sie so bald als möglich sprechen, Stephanie, es handelt sich um das Schicksal derer, die Ihnen auf Erden die Theuersten sind!"

„Heute Nacht um zwei Uhr," versetzte die Herzogin rasch, „in dem Pavillon, den ich bewohne, mitten in den Gärten, die das Hôtel umgeben."

Während aber der Fremde voll Hoffnung eine Angelegenheit, die ihm so sehr am Herzen zu liegen schien, ins Reine bringen zu können, seine schöne Tänzerin an ihren Platz zurückführte, sagte der Polizei-Minister Houché, auf die Marschallin von Albufera deutend, zu der Königin:

„So eben erhalte ich die Nachricht, daß der Marschall von Albufera incognito, wegen einer dringenden Angelegenheit, nach Paris gekommen ist. Er hat sich unmittelbar zu dem Kaiser begeben, bei dem er sich in diesem Augenblicke befindet."

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

Novelle von A. Lewald.

An Justinus Kerner.

Es drängt mich, lieber herziger Mann, Ihren Namen dieser Geschichte voranzustellen. Obgleich ich sie dem ganzen deutschen Publikum erzähle, wünschte ich doch vor Allem, daß Sie Kenntniß von ihr nähmen, und zugleich möchte ich sie unter Ihren Schutz gestellt wissen. Das halbdunkle, unendliche, unheimliche und doch so anziehende Reich, in welches Sie die Fackel des Wissens mit kühnem Muthe getragen haben, und in welchem Sie in der doppelten Eigenschaft als Arzt und Dichter erhabene Entdeckungen machten, ist voll von Wundern, die das Gemüth mit Schauern der Andacht erfüllen. Diese Wunder äußern sich auf die mannigfachste Weise, wahrhaft und unwiderlegbar. Aber der stumpfe Sinn verwirft sie dennoch; er ist bemüht, nach unlautern Entstehungsgründen zu forschen, und ärgerlich darüber, daß bei den meisten, und zwar den erhabensten Erscheinungen und in den räthselhaftesten Fällen seine Bemühungen vergebens sind, nennt er Alles Wahnsinn und Tollheit. Aber was wissen wir denn eigentlich von der Natur des Wahnsinns und seiner engen Verwandtschaft mit dem Zustande der Verzückung? Der gewöhnliche Arzt, der an dem Pulsschlage das Unbegreiflichste in der Menschennatur zu lauschen vorgibt, ein solcher Arzt wird freilich lächeln; allein der Oberamtsarzt zu zu Weinsberg lacht nicht mit, er drückt mir die Hand und schüttelt schweraufathmend das sinnende Haupt!

Ich trage lange schon diese Geschichte im Herzen und habe sie auch schon oft auf der Zunge gehabt, wenn wir miteinander waren. Allein ich konnte immer keinen rechten Anlauf dazu nehmen. Entweder waren wir in zu großer Gesellschaft, oder wir waren allein und dann liebte ich es, Ihnen zuzuhören; oder wir machten Beide stillschweigend unsern Weg, als wenn wir unsere Schritte zählten. Es war irgend ein Wort gefallen, das lange nachklang in uns; Gedanken die sich fortspannen, und die ein Jeder von uns nur ungern durch das hallende Wort zerrissen gesehen hätte. So unterblieb die mündliche Mittheilung. Die geschriebene sey Ihnen hiemit zugeeignet. Sie macht keine anderen Ansprüche, als die Erzählung einer Thatsache zu seyn; sie soll weder Ungläubige bekehren, noch die Wissenschaft bereichern. Könnte ich sie vor sinnigen Zuhörern ausbreiten, in jener versteckten Laube, am rauschenden Bache, im Angesichte des Hügels der heiligen Cäcilia, die über der stillen Cisterze waltet, und sähe ich Sie in meinem Kreise, der Augenblick — deß bin ich gewiß — würde mir Vortheile bieten, welche ich an meinem Schreibtische vergebens zu erringen mich abmühte.

Doch nun zur Sache!

* * *

Es mögen ungefähr zwanzig Jahre seyn, daß eine vornehme Familie aus Norddeutschland einen Sommer in einem großen deutschen Badeorte zuzubringen gedachte. Damals, als es noch keine Eisenbahnen gab, waren solche Erscheinungen häufiger. Man ließ sich für mehrere Monate vollständig häuslich nieder; man bezog ein großes Haus, in das man seine gewohnten Bequemlichkeiten hineintrug, umgab sich mit seiner Dienerschaft und lebte auf anständigem, selbst auf hohem Fuße. Jetzt wo die Reisenden auf der Eisenbahn heranziehen und fortgeschwemmt werden, wie Ebbe und Fluth, wird für die kurze Rast der Gasthof gewählt, wo man sich einbequemt, so gut es geht, und mit den Ausgaben vorsichtig ist, um den Wirth nicht ungebührlich, bei aller Entbehrung die man erleidet, zu bereichern.

Die vornehme Familie war mit dem gehörigen Troß von Gepäcke und Dienerschaft eingerückt und hatte sich in einem der schönen großen Häuser niedergelassen, die den Badeort schon damals auszeichneten. Die Herrschaft bestand aus dem alten Grafen, der Wittwer war, seinem Sohne Otto, und seiner Nichte Lydia, einer elternlosen Waise. Mit ihnen war zugleich die Freifrau von Hohenberg mit ihrer Tochter Franzieka angekommen, die dem gräflichen Hause sehr befreundet war, da sie die Jugendgespielin der verstorbenen Gräfin gewesen. Von Otto und Franzieka wußte man mit ziemlicher Gewißheit zu sagen, daß sie ein Paar werden sollten. Er war ein kräftiger, heiterer junger Mann, der in seiner Jugend einen guten Hofmeister gehabt hatte und auch ein Paar Jahre auf der Universität gewesen war, bloß zum Luxus. Er wollte weder in den Staatsdienst treten, noch mit dem Erlernten irgendwie spekuliren oder Aufsehen erregen. Seine Ansprüche wurzelten fest in einem andern Boden. Er war dazu berufen, nach dem Tode seines Vaters die Verwaltung der großen Güter anzutreten und seine reichen Einkünfte, welche ihm durchaus erwuchsen, auf adelige Weise, mit Anstand und Geschmack unter die Leute zu bringen. Seine Anlagen hiezu waren untadelhaft. Der alte Graf, das Muster eines vornehmen Herrn, war mit seinem Sohne vollkommen zufrieden und glücklich. Die Neigung, welche er zwischen ihm und der jungen Baronesse entdeckt hatte, erhöhte des Vaters Glück noch bedeutend, denn diese Verbindung war lange das Ziel seiner stillen Wünsche gewesen.

Die Baronin von Hohenberg war eine jener würdigen Damen, die man nur in alten erlauchten Geschlechtern antrifft. Von Jugend auf vor jeder Berührung mit der Alltäglichkeit und Unlauterkeit bewahrt, in welcher oft selbst wahrhaft edle Naturen untergehen, hatte sich in ihr ein Adel der Gesinnung ausgebildet, der mit Milde und Duldung gepaart, diesem Charakter eine Großartigkeit verlieh, die zur Bewunderung und Achtung ebenso hinriß, als sie ihn zu lieben aufforderte. Die Baronin war eine hochgewachsene Frau, ihre Züge nicht eben schön, allein wenn sie sprach, von dem Ausdrucke erfüllt, den ihre herrliche Seele hervorrief. Das

Auge wiederstrahlte dann den hellen Geist, auf der hohen Stirne glaubte man den Abglanz der edeln Gedanken schweben zu sehen und den Mund umfloß das menschenfreundlichste Wohlwollen. Vertrauend blickte man in dieses Antlitz, in welchem Jeder die Weisheit und Liebe einer Mutter las. Franziska, die Tochter dieser Frau, war ein zartes jungfräuliches Bild, eine blühende Rose, sanft wie die Mutter auch in ihrer Jugend gewesen seyn mochte, allein schöner wie sie einst war.

Aber Lydia! wie schwer wird es diese Schönheit zu schildern! Auf den ersten Blick sah man zwar, daß sie blond und schlank war, wie die Aehre auf dem Felde; ihr Auge war blau und hell, ihr Mund fein, und wenn er zum seltenen Lächeln sich verzog, zauberisch. Allein die geheimnißvolle Blässe, welche diese Züge stets bedeckte, das Träumerische, welches in diesem Blicke ruhte und doch so fern aller unbestimmten Sehnsucht war, vielmehr still und sicher an vertrauten Gegenständen zu haften schien, der Kopf endlich, der sich anmuthig gesenkt hielt, dieß Alles verlieh der Erscheinung etwas Uebernatürliches, und Lydia's Schönheit war die eines Engels.

Man war bereits seit einigen Wochen im Bade, wo der Schwall der Fremden im täglichen Zunehmen begriffen war. Die beiden Familien waren von ihm fast unberührt geblieben. Hier und da, an öffentlichen Orten, waren flüchtige Worte gewechselt, leichte Beziehungen geknüpft worden, die jedoch bis in die inneren vertraulichen Verhältnisse nicht mitgenommen wurden. Man war gegen das lärmende Treiben der Uebrigen abgeschlossen geblieben. Bekannte aus der Heimath fanden sich nicht, und die ungestörte Ruhe war für den Augenblick das Erwünschteste für den alten Grafen, der von ihr gute Folgen für seine durch eine harte Winterzeit erschütterte Gesundheit verhoffte. Man war jedoch keineswegs abgeneigt, späterhin an die Stelle dieser Abgeschlossenheit die heitere Mittheilung treten zu lassen und in den Kreis der täglichen Unterhaltung auch die Freuden, welche der Badeort der schönen Welt so reichlich bietet, zu entziehen, und die interessanten Menschen näher kennen zu lernen, welche sich in ihr bewegen.

Einstweilen lebte man einförmig und ruhig nebeneinander. Keiner sah etwas Ungewöhnliches an dem Andern; so kannte man seit lange, und selbst Lydia's fremdartiges, oft wohl wundersames Wesen, erregte bei den Uebrigen keine besondere Aufmerksamkeit. Auch sie war man gewohnt, zu Zeiten so zu sehen. Sonst nahm sie Theil an Allem, an den Spaziergängen und Fahrten, und auch ihre Lieblingsneigung, zu Pferde die herrliche Gegend zu durchstreifen, übte sie hier wie zu Hause.

* * *

Das stille Leben währte fort; allein Lydia begann jetzt manchmal in dem kleinen Kreise zu fehlen. Entweder hatte sie sich auf einem einsamen Spaziergange verloren, oder sie war allein auf einer Bank sitzen geblieben, um, Kopfweh vorschützend, der Abendkühle zu genießen. Das Kopfweh, ein Uebel, welches sie von Jugend auf heftig plagte, kehrte jetzt öfter wieder. Sie zog sich alsdann zurück und war für Niemand zu sprechen. Der Anfall währte ein Paar Stunden, auch wohl einen halben Tag. Wenn der Schmerz Lydia überfiel, so zeigte sich ihr schönes Gesicht seltsam verändert. Eine vollkommene Marmorblässe überzog dann plötzlich ihre schönen Züge, die Augen waren halb geschlossen und der Mund strebte, mühsam Athem zu holen. Sobald der krankhafte Zustand sich auf diese Weise verkündigte, eilte sie, auch sich Aller Blicke zu entziehen.

Als diese Zufälle häufiger eintraten, fragte man sie besorgt, ob sie sich der ärztlichen Behandlung anvertrauen wollte; aber lächelnd, selbst scherzend, lehnte sie dieses Ansinnen stets ab, denn ihre Krankheit hatte das Eigenthümliche, daß sie ohne äußerlich erkennbare Veranlassung kam und wich, und ebenso wenig erkennbare Spuren hinterließ. Hatte sich das, was Lydia ihren Kopfschmerz nannte, verloren, so kehrte eine heitere Aufregung alsbald wieder zurück und sie war bemüht, durch Freundlichkeit und Scherzen jede trübe Besorgniß aus dem Herzen ihrer Angehörigen zu entfernen.

Dieß gelang ihr aber nicht bei Allen; besonders war Frau von Hohenberg bekümmert über diesen Zustand, den sie als erfahrene Frau sogleich einem tief wurzelnden Nervenübel zuschrieb. Sie wußte an sich selbst, welches Unglück diese Nerven, die zarten Saiten der Seele, wenn sie nicht richtig stimmen, und entweder stärkerer Spannung bedürfen oder zu hoch gespannt sind, dem Menschen bereiten können. Die arme Lydia schien ihr ein höchst bedauernswerthes Geschöpf. Mit theilnehmendem Auge, aus dem sich heimlich manche Thräne stahl, betrachtete sie das holde Mädchen, das in seinen gesunden Momenten so lebensfroh auftrat und so glücklich war. Dann fiel der Blick der Mutter auf die blühende Tochter, deren Heiterkeit den Anstrich der Gesundheit zeigte, während Lydia's als krankhafte Aufregung erschien. Allein um dieß zu finden, mußte man freilich wie Frau v. Hohenberg um das Geheimniß wissen.

Es war ein schöner Morgen; Lydia war frühe aufgestanden und an das Fenster getreten. Der frische Wind kühlte ihre schöne Stirne und spielte mit dem Bande ihres Gewandes. Die wundersame Blässe war einer leichten Röthe gewichen, die der Schlummer erzeugt hatte, und die Ruhe der schönen Seele spiegelte sich in dem großen Auge. Der Hauch der Unschuld umwob die jungfräuliche Gestalt.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 139 1. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

II.

Eine Nacht des Bangens.

Den kleinen Hof der Königin Hortense bildeten drei Kammerherren und einige Ehrendamen, unter deren die Marschallin von Albufera im Herzen ihrer Gebieterin den ersten Rang einnahm. Sie war die Tochter eines reichen, aus dem Elsaß gebürtigen protestantischen Bankiers und hatte sich, kaum aus den Kinderjahren getreten, mit einem angesehenen Ausländer gegen den Willen von dessen Familie vermählt. Wie glücklich sie auch auch in dieser Ehe gelebt, die nur sehr kurze Zeit gedauert hatte, so mußte sie doch das schmerzliche Opfer bringen, dieselbe in Folge der mächtigen Einsprache der Verwandten ihres Gemahls wieder trennen zu lassen, und dem noch mächtigeren Willen des Kaisers sich beugen, der es für gut fand, seine Großoffiziere mit reichen Erbinnen zu verbinden. Auf diese Weise hatte die schöne Stephanie den Herzog von Albufera geheirathet, und man kann sich leicht denken, daß diese Ehe nichts weniger als glücklich war. Dazu kam noch, daß der Herzog, der vom gemeinen Soldaten sich zu seinem hohen Rang emporgeschwungen hatte, hinsichtlich seiner äußeren Bildung weit unter seiner Gemahlin stand, und stets von Eifersucht auf ihren ersten Gatten gequält wurde, obgleich derselbe, wie er meinte, fern von Frankreich in seiner Heimath lebte. Er konnte es nicht ertragen, daß er sie oft so traurig sah, und weit entfernt, diese Stimmung nicht auch theilweise seinem rauhen Benehmen zuzuschreiben, quälte ihn stets der Gedanke, daß ihr Herz noch ausschließlich dem Gegenstand ihrer ersten Liebe zugehöre. Um sie vor diesem ganz sicher zu stellen, hatte er es dahin zu bringen gewußt, daß sie Ehrendame bei der Königin Hortense wurde, unter deren Fittiche er sie, während seiner häufigen Abwesenheit auf den Kriegsschauplätzen, für gesicherter, als in seinem eigenen Hotel hielt. Denn in ihrer Eigenschaft als Ehrendame mußte sie im Pallast der Königin wohnen.

Der Ball war zu Ende, die letzten Wagen hatten bereits den Hof des Hotels verlassen und ein heller Mondschein ergoß sein Licht über die Gebüsche des daran stoßenden Gartens, auf dem eine tiefe Stille ausgebreitet war, die nur durch die langsamen Schritte einiger Diener gestört wurde, welche die Nachtwache um das Hotel herum versahen.

„Peter," sprach Einer von diesen, „hast Du nicht da drüben Jemand gehen hören?"

„Wer Teufels könnte auch um zwei Uhr Morgens im Garten des Hotels herumschleichen?" versetzte Peter, „unter den Eingeladenen sind keine Diebe gewesen, die sich hier hätten verstecken mögen."

Während diese Worte gesprochen wurden, gingen Peter und seine Kameraden mit einer Fackel in der Hand an einem so dicht belaubten Bosquet vorbei, in welches selbst das schärfste Auge nicht zu dringen vermocht hätte, in welchem aber ein Herz so laut pochte, daß Peter beinahe seine Schlagen hätte hören sollen. Die nächtliche Runde entfernte sich jedoch, ohne den geheimnißvollen Gast darin entdeckt zu haben.

Odoart, so hieß nämlich der junge Fremdling, hatte das zu Ende des Balles entstandene Gewirre benützt, um sich unbemerkt in den Garten zu schleichen, und war eben bis zu dem dichten Gebüsch gelangt, wo ihn nahezu die Wächter ertappt hätten. Sobald diese aber weg waren, schlich er sich so leise, als es der knarrende Sand erlaubte, dem bezeichneten Pavillon zu, in den man vermittelst einer kleinen Freitreppe gelangen konnte. Der Mond schien hell und eben schlug es auf der Uhr des Pallastes zwei Uhr, als er daselbst anlangte. Nachdem er zuvor noch einen unruhigen, prüfenden Blick um sich geworfen hatte, wollte er eben aus dem Schatten, der ihn noch barg, heraustreten, als er die leichten Schritte einer Person vernahm, welche im Inneren des Pavillons die Treppe herabkam. Odoart eilte die Freitreppe hinauf, ehe er aber noch ganz oben war, wurden auch die Schritte eines von der andern Seite Herannahenden und zwar aus derselben Allee, die er so eben verlassen hatte, vernehmbar.

Die schweren Fußtritte bewiesen deutlich, daß derjenige, von dem sie herkamen, sich nicht bemühte, ungehört zu bleiben; zu gleicher Zeit vernahm man auch einzelne, wie im Zorn ausgesprochene Worte, welche das Herz Odoarts mit Schmerz und Schrecken erfüllten. Immer mehr näherte sich der neue Ankömmling

und er war nur noch wenige Schritte von dem Punkte entfernt, von welchem aus er den vom Mondlichte scharf beschienenen Odoart entdecken mußte, dem nichts übrig blieb, als rasch um eine Ecke des Pavillons zu schlüpfen, von wo aus er eine Jasminlaube erreichte, deren Lage ihm erlaubte, alle zu sehen, ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden.

Der Marschall von Albufera, denn er war es selbst, der ankam, stieg schwerfällig die Stufen der Freitreppe hinauf und gelangte in dem Augenblicke oben an, als die Thüre für einen Anderen, als ihn, geöffnet wurde. Ein aus dem Inneren her ertönender Schrei des Erstaunens belehrte Odoart, wie sehr die Person, von der er ausging, überrascht war, den Marschall zu treffen.

„Man erwartete mich also?“ fragte der Marschall in barschem Tone die vertraute Kammerfrau der Herzogin, die blaß und zitternd da stand und kaum ihren Augen zu trauen wagte.

„Nein, gnädiger Herr,“ versetzte diese, ihre Verwirrung zu verbergen suchend, „aber ich konnte, weil es so heiß war, nicht einschlafen, und wollte im Garten frische Luft schöpfen. — Die Frau Herzogin wird sehr glücklich seyn, den Herrn Herzog so unerwartet zu sehen.“ — Und ohne diesem Zeit zu einer Antwort zu lassen, eilte sie die Treppe hinauf, die in den ersten Stock führte, indem sie ausrief:

„Frau Herzogin! Der Herr Marschall kommt, Sie zu überraschen! Welch' ein Glück, daß die gnädige Frau so lange auf dem Ball geblieben ist! Der Herr Herzog kann Sie doch jetzt noch in Ihrer bezaubernden Toilette bewundern!“

„Lassen Sie uns allein!“ sagte der Herzog zu der Kammerfrau, indem er sogleich in das Boudoir trat, in welchem die Herzogin Odoart erwartet hatte.

Der junge Mann hatte den Herzog erkannt und man kann sich denken, welche Gefühle ihn bewegten, da die Dazwischenkunft desselben es für heute, ja vielleicht für längere Zeit ihm unmöglich machte, eine Mittheilung zu erfahren, die ihm auf dem Balle versprochen worden war, und die ihm so sehr am Herzen zu liegen schien. Ueberdieß wußte er, wie sehr die Herzogin ihren Gemahl fürchtete, und welche Zweifel diesen wegen ihrer frühern Verbindung quälten. Seine peinliche Lage schien sogar seine Gesichts- und Gehör-Nerven auf eine ganz übernatürliche Weise zu stärken, denn er glaubte, ein heftiges Geberden-Spiel von beiden Seiten zu bemerken, und Worte in rauhem Tone, von dem Marschall gesprochen, zu vernehmen, welche eine schwache, fast stöhnende Stimme beantwortete. Etwa eine Viertelstunde lang hatte er es über sich vermocht, an sich zu halten, allein als die Töne einerseits immer rauher, andrerseits immer klagender erklangen, vermochte er es nicht mehr länger über sich, sich zu bemeistern, sondern sprang die Treppen hinan, stieß die Thüre auf, welche der Marschall in der Eile wieder zu verschließen vergessen hatte, und ehe er noch recht wußte, was er thun wolle, befand er sich in der Vorhalle, als ihm glücklicher Weise die von dem Marschall an die Herzogin gerichteten Worte zu rechter Zeit Ruhe und kaltes Blut wiedergaben.

„Ich werde dem Kaiser die geheimen Papiere, die ich Ihnen anvertraut hatte, bringen und heute Nacht noch wieder zur Armee abreisen.“

Nach diesen Worten entfernte sich der Herzog aus dem Gemach, vor ihm ging die Kammerfrau, die ihm mit einem Wachslichte leuchtete. Er hatte nur noch wenige Stufen auf der Treppe herab zurück zu legen, und er mußte Odoart sehen, dessen Anwesenheit durch die leiseste Bewegung, die er gemacht hätte, verrathen worden wäre. Aber in dem Augenblicke, in welchem der Herzog sich umwandte, um sich noch einmal gegen seine Gemahlin zu verbeugen, die ihn bis auf die Treppe begleitet hatte, bemerkte die Kammerfrau den jungen Mann und ließ mit jener Geistesgegenwart, welche die Frauen selten in einer schwierigen Lage verläßt, das Wachslicht zu Boden fallen, eilte zugleich die Stufen hinab und auf Odoart zu, den sie in eine kleine Hauskapelle hineindrängte, in die man vom Vorplatze aus gelangen konnte, und deren schwere Thüre sie rasch hinter ihm abschloß.

Ein dumpfer, unterdrückter Schmerzenslaut ließ sich aus dem Inneren der Kapelle vernehmen, der aber sogleich durch die Aeußerungen des Zornes des Marschalls über die Ungeschickte übertönt wurde, durch deren Schuld er sich in der Dunkelheit befand.

Eine halbe Stunde nach dieser Begebenheit, als Alles wieder still geworden war, und das entfernte Rollen des Wagens, in dem der Marschall saß, dessen Wegfahren bestätigte, eilte die Herzogin in die Hauskapelle. — Diese war aber leer. — Ein nach dem Garten zu geöffnetes Fenster hatte ohne Zweifel die Flucht des jungen Mannes begünstigt. Der Tag war unterdessen angebrochen und die Herzogin blieb von Angst und Schrecken überwältigt stehen, als sie schwere Blutstropfen an der eichenen Thüre herabträufeln sah, welche man hinter Odoart abgeschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

(Fortsetzung.)

Die frühere Landschaft lag still und friedlich. Die Nachtigallen schwiegen; der Wohlduft, der aus den Blumenbeeten emporstieg, strich feierlich wie Altarrauch durch die Lüfte. Lydia warf eine Schärpe um die Schultern, und mit halber Stimme ein Lied singend, stieg sie in

den Garten hinab. Da sprang Diana, der Lieblingshund Otto's herbei und liebkoste unter freundlichem Bellen das schöne Mädchen. Otto folgte ihm, zur Jagd gekleidet, eine Flinte am Arm.

„Guten Morgen, Lydia!“ rief er seinem Mühmchen entgegen, „Du bist schon so früh auf?“

Sie streichelte lächelnd Diana und sagte: „Der Morgen ist so schön; ich beneide Dich um Deine Jagd . . .“

„Ich wollte sagen,“ erwiederte Otto, „allein es ist nichts Verabredetes dabei und nun ich Dich finde, bleibe ich hier. Ich hatte mir längst gewünscht, mit Dir ein Paar vertrauliche Worte zu plaudern. Es ist ein allerliebstes Plätzchen hier, komm', wir wollen uns setzen.“

Er riß einen blühenden Fliederzweig ab und steckte ihn der Diana in das Halsband und als nun diese tollend fortsprang, zog er Lydia sanft zu der Bank, auf welcher er schon saß und ihr mit inniger Theilnahme in das Auge schauend, sprach er mit bewegter Stimme: „Deine Miene deutet auf inneren Kummer und flößt uns Besorgnisse ein. Sage mir, welches Leid Dich drückt. Du bist krank, Lydia, ernstlich krank.“

Der feierliche Ernst, der warme Ton ihres Jugendfreundes, den sie wie einen Bruder liebte, hatte auf das Mädchen Eindruck gemacht. Sie lächelte nicht mehr, als Diana auf sie zusprang und den langen Hals auf ihrem Knie ruhen ließ, sie streichelte auch nicht das treue Thier und blickte gedankenvoll zu Boden. Otto wagte es nicht, diese Pause zu stören und schwieg.

„Ich bin nicht krank,“ sagte sie endlich, allein in einer seltsamen Stimmung.“

„Die man Verstimmung nennen könnte,“ fiel Otto ein. „Ich wollte wetten, Du habest einen bösen Traum gehabt. Dein Zimmer ist schlecht gelegen. Die Aussicht in den Garten ist wohl sehr schön, allein es ist den Winden zu sehr ausgesetzt und das stört Deinen Schlummer. Sieh, der Vater und Frau v. Hohenberg mühen sich ab, die Ursache Deines so häufig wiederkehrenden nervösen Kopfwehs zu ergründen, aber sicher ist nichts Anderes schuld daran als die ungünstige Lage Deines Zimmers. Willige ein und wir tauschen heute, meine Nerven sind stärker und mein Schlaf ist so fest, daß ihn der Wind nicht stören soll.“

„Nein, guter Otto,“ erwiederte Lydia, „ich schlafe gut. Allein wenn Du Dich nun so theilnehmend mir gezeigt hast, so sollst Du mir nicht vorwerfen, daß ich gegen Deine liebende Sorgfalt stumpf und unempfindlich sey. Du sollst einen Blick in das Räthsel meines Daseyns thun.“

Hier machte sie eine Pause und ihm forschend in die Augen blickend, als wollte sie die Wirkung recht erfassen, welche ihre Frage auf den lebensfrohen Jüngling machen würde, sprach sie langsam und mit ruhigem Tone: „Sage mir, Otto, hältst Du es für möglich, daß unsere Seele zeitweise unsern Körper verlasse, das heißt, daß sie sich unabhängig von ihrer Hülle frei und nach Willkür im Raume bewege?“

„Allerdings,“ lautete Otto's sofortige Antwort, „allerdings, wenn wir gestorben sind, das ist ja etwas Altes!“

„Ja, dann,“ sagte Lydia, „verläßt sie den Körper, um ihn nicht wieder zu bewohnen, sie verläßt ihr Gehäuse für immer. Allein ich meinte, ob sie sich nicht gleichsam für einige Zeit entfernen könnte — während unsers Schlummers etwa . . .“

„Liebe Lydia,“ entgegnete Otto verlegen, „von diesen Mysterien verstehe ich nichts.“

Als er sie hierauf sinnend neben sich dasitzen sah, begann er im leichtfertigen Tone: „Weißt Du was, Lydia? wir wollen von andern Dingen sprechen. Wenn Du willst, erzähle ich Dir die Krankheitsgeschichte meines Braunen, mit dem es übrigens wieder besser geht. Von solchen Dingen spreche ich gern und da stehe ich auch meinen Mann. Allein mit der Metaphysik und dergleichen muß man mich verschonen. Siehst Du, das bringt mich noch mit Franziska ganz auseinander. Sie will stets das Leben, die Leidenschaft, die Gefühle zergliedern wie ein Anatom. Ich habe keinen Sinn dafür. Gestern fragt sie mich: ob ich sie liebe. Ich antworte. Nun fragt sie: wie ich sie liebe? Was sollte ich nun darauf antworten? Ich besann mich endlich und sagte, wenn ich versichere, daß ich Sie wie mich selbst liebe, so darf ich nicht hinzufügen, daß dieß in der That ein hoher Grad von Liebe sey. Jetzt wollte Sie wissen: ob ich sie mit dem Herzen oder mit dem Verstande liebe. Meine Antwort lautete: mit meinem ganzen Seyn und Wesen. Das war, glaub' ich, gut geantwortet und ich hoffte nun aller weiteren Fragen los zu seyn. Aber keineswegs; sie war noch nicht zu Ende. Warum ich sie liebe, wollte sie wissen. Das war mir zu viel! ich nahm meinen Hut, sah auf die Uhr und gab ein Geschäft vor. Was das für Launen sind!“

Lydia saß schweigend neben ihm; es war, als ob sie seine Worte nicht gehört hatte. Sie schien in Erinnerungen versenkt. Otto wollte einlenkend das Gespräch wieder auf ihren Zustand zurückführen.

„So bist Du nun nicht, mein schönes Mühmchen,“ sagte er, „Deine Reizbarkeit artet niemals in solche Fragen aus. Allein Du leidest an Ahnungen, ich nenne das leiden, weil es eine Gabe ist, wenn es wirklich eine Gabe wäre, um die ich Niemand beneiden möchte. Deßhalb erheitern Dich oftmals Begegnisse, die mich zur Verzweiflung bringen würden, und andere versenken Dich in Betrübniß, die einem Andern gleichgültig erscheinen. Daran sind aber nur die Ahnungen schuld.“

Lydia schwieg noch immer; Otto fühlte sich von diesem stillen Wesen ergriffen und blickte nach ihr hin. „Ich glaube wahrhaftig, Du schläfst!“ rief er dann, aber sogleich verstummte er wieder und rückte theilnehmend näher. Lydia schlief nicht. Weiß und regungslos, wie ein Marmorbild saß sie da; der Kopf war etwas zur linken Seite gesenkt, das Auge war offen, die Pupille nach oben gekehrt, der Mund wie von einem seligen Lächeln umzogen. Otto glaubte, daß eine plötz-

liche Ohnmacht sie angewandelt habe. Er wußte sich nicht zu helfen und wollte schon das Kürzeste wählen und die Kranke in das Haus tragen. Da hob sich ihr Busen stärker, und, leise gehaucht, vernahm Otto seinen Namen ihren Lippen entschweben.

„Otto," sprach sie, „Du sollst jetzt erfahren, warum ich so seltsam Dir und Euch Allen erscheine."

Er sah erschreckt auf die Sprechende, die nicht zu schlafen, sondern zu wachen schien. Ihre Augen starrten jetzt mit gleichgültigem Ausdruck in das Weite.

„Ich setze voraus," fuhr Lydia fort, „daß das, was ich dir mittheilen will, Dir nicht gänzlich fremd seyn kann. Es ist etwas in der Natur der Menschen, was dafür spricht und vielleicht empfindest Du bei meiner Erzählung etwas wie Rückerinnerung an einen vorangegangenen Zustand, gleichsam an ein schon vollendetes Daseyn. Das, was ich erfahren habe, hast Du vielleicht auch schon einmal erfahren, wenn Du Dir auch nicht mehr dessen in voller Klarheit bewußt bist." —

Ihre Rede war vollkommen zusammenhängend und sie sprach ohne Anstrengung. Nur klang ihre Stimme leiser als gewöhnlich und die Bewegung war langsamer als sonst. Otto's Verlegenheit war bedeutend gewachsen; er antwortete nicht und streichelte mit der herabhängenden Hand Diana, die mit fröhlichen Sprüngen an ihr emporfuhr. Lydia sprach weiter:

„Schon mehrmals während ich schlief, und auch in der letztvergangenen Nacht, war mir's als ob ich mich in die Lüfte erhöbe; furchtlos und nach meiner Willkür bewegte ich mich von einem Orte zum andern. Den schweren Körper hatte ich verlassen. Ich athmete freier, kräftiger. Ich war wie von einem zarten Duft umflossen und schwebte in der Unermeßlichkeit. Gleich einer Wolke von dem Winde, so wurde ich immer höher getrieben und sah die Erde unter mir mit ihren Städten, Meeren, Bergen und Strömen. Plötzlich erblickte ich ein weites, schattiges Thal und ich senkte mich zu ihm hinunter. Rings herrschte eine erhabene Stille und ich glaubte allein zu seyn; aber bald gewahrte ich, daß eine große Menge Wesen verschiedener Art in dem Schatten des Thales sich bewegte. Aus dieser Menge trat ein Jüngling auf mich zu, der meine Hand ergriff und mich an den Ausgang des Thales leitete. Hier erhoben wir uns zu der Höhe der blühenden Gebüsche, welche zu beiden Seiten standen und wie Vögel über ihre Zweige dahin gaukelnd, scherzten und lachten wir, und unter holden Gesprächen warfen wir uns schäckernd mit Blumen. Diese Seligkeit währte jedoch nicht lange. Ich hatte ein Gefühl, als ob in meinem Zimmer, daheim, ein großes Geräusch entstünde. Ich entfloh. Es war jetzt, als ob ich mühselig durch enge, finstre Räume hindurchschlüpfen mußte — dann erwachte ich. Das Geräusch, welches ich vernommen hatte, war ein Tisch, der mit Tassen, Gläsern und Büchern belastet, umgefallen war. Als ich die Augen aufschlug, war es schon Tag und ich kleidete mich an, um in den Garten zu gehen."

Otto blickte mit noch größerer Theilnahme wie bisher auf Lydia. Er glaubte, daß ihr Verstand verwirrt sey. „Und deßhalb, Liebe," sprach er, „fragtest Du mich vorhin, ob unsere Seele zuweilen den Körper verlassen könne? Du glaubst doch nicht etwa, sie sey während Deines Schlummers ohne Dich spazieren gegangen?"

„Nicht gerade wie Du Dich ausdrückst, möchte ich das, was ich glaube ausgedrückt wissen," versetzte Lydia in derselben Weise; „allein Alles, was ich empfand, war durchaus nicht mehr materiell und ich denke, daß das Mühsal, welches ich bei der Heimkehr verspürte, als ich durch die beengenden Räume mußte, nichts Anderes war, als das schmerzhafte Gefühl der Seele, als sie von dem Körper wieder Besitz nehmen mußte."

Otto verstummte vor Schreck und Ueberraschung und nahm sich vor, seinen Vater von diesem Gespräche in Kenntniß zu setzen. Es war der Vormund des jungen liebenswürdigen Mädchens, das so urplötzlich und unverkennbare Spuren des Wahnsinns verrieth. Lydia's Gesprächigkeit war jetzt ebenso plötzlich verstummt, wie sie erwacht war. Ihre Augen blickten jetzt wieder nicht mehr starr und offen in das Weite, sondern nahmen den früheren Ausdruck an, der ihnen eigenthümlicher zu seyn pflegte. Sie athmete schwer, ein leichtes Zucken wurde in den Fingerspitzen bemerkbar. Es schien, als ob sie Schmerz empfinde. Otto fühlte die innigste Theilnahme für seine schöne Muhme und indem er sich über sie hinbog und einen leisen Kuß, wie einen Hauch, auf ihre Stirne drückte, rief er bewegt: „Liebe Lydia!" Ein greller Schrei, kurz gestoßen, entfuhr ihrer Brust, ein tiefer Athemzug, ein lauter Seufzer folgte und sich scheu umsehend, fiel ihr Blick auf Otto. Sie erhob sich erschöpft und sprach: „Komm', wir wollen ins Haus gehen!" Er wollte ihr seinen Arm bieten, sie lehnte es aber ab und stützte sich im Gehen auf den Elfenbeinstab ihres Sonnenschirms.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In einem Lande, das durch Veredlung seiner Schafzucht sich auszeichnet, kam kürzlich an die Landesregierung ein Schreiben, worin ein Knecht auf einer der Schäfereien um Etwas nachsuchte. Die Anrede in seinem Schreiben lautete: „Allergnädigster Fürst, erbarmungswürdigste Landesregierung!" die Unterschrift: „N. N., veredelter Schafknecht."

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 140 2. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

III.

Das Fräulein Marquisin.

In der Straße Sainte Katharina befand sich ein einfaches Haus mit zwei Stockwerken, in deren erstem Mlle. Prudence, die berühmteste Blumistin von Paris, wohnte, ohne deren Kunstprodukte keine Verlobung, keine Hochzeit, kein Ball und kein Fest gefeiert wurde, denn dieselben zeichneten sich nicht nur durch ihre Vollendung, sondern auch durch einen sehr billigen Preis aus. Obgleich sie nie vermählt gewesen war, und bereis die Mittagslinie des Lebens hinüber war, hatte sie doch stets ihren guten Ruf zu bewahren gewußt, und es verstanden, ihre Gehülfinnen in Zucht und Ehren zu halten. Ihr Haus stand deßhalb im besten Rufe, und außer den Kunden, denen aber nie ein längerer Aufenthalt als unumgänglich nothwendig gestattet wurde, hatte kein Mann Zutritt zu ihr, mit Ausnahme ihres Neffen, Namens Anatole Simonet. Die Mutter desselben war frühzeitig gestorben, und so hatte sie deren Stelle bei ihm vertreten und nächst Gott liebte sie Niemand so sehr, als ihren schönen Neffen, wie sie ihn zu nennen pflegte. Dieser war jetzt Gehülfe bei einem Notar, Namens Bonamie, dessen Geschäft er seiner Zeit mit Hülfe seiner Tante an sich zu bringen hoffte. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser junge Mann mit seinen Aussichten um so mehr Gegenstand der Aufmerksamkeit der hübschen Blumistinnen des Ateliers war, als kein Nebenbuhler, der ihm hätte schaden können, daselbst zugelassen wurde, und sein einstiger Besitz gab zu manchen Mißhelligkeiten unter den jungen Personen Veranlassung, obgleich er sich noch für keine unter ihnen besonders ausgesprochen hatte. Am meisten unter allen aber interessirte sich Mlle. Viktoria, die erste Arbeiterin der Mlle. Prudence, für ihn, und sie glaubte auch das meiste Recht dazu zu haben, weil sie vermöge ihres Geschmacks und ihrer Talente mit Sicherheit darauf rechnete, die einstige Nachfolgerin ihrer Prinzipalin zu werden.

Eines Morgens, während gerade Mlle. Prudence ausgegangen war, befanden sich sämmtliche Arbeiterinnen, mit einer sehr dringenden Bestellung beschäftigt, im Atelier, bei der sie jedoch noch Zeit fanden, über alle möglichen Gegenstände, namentlich aber über Herrn Anatole zu sprechen. Plötzlich stand Mlle. Viktoria auf und sprach, ihre Arbeit zusammen packend: „Die Beleuchtung ist hier gar zu schlecht, es dringt ja kein Sonnenstrahl zu uns herein. Ich will meinen Kranz im Zimmer der Prinzipalin vollenden, denn nur dort hat man das rechte Licht.“ Mit diesen Worten verließ sie rasch das Atelier.

„So hieß es alle Tage,“ sagte Mlle. Josephine, eine kleine schelmische Brunette mit lebhaften Augen, „man läßt sich aber durch diesen Vorwand nicht täuschen. Ihre Sonne ist Herr Anatole, den sie dort von dem Fenster aus, das auf die Straße geht, ankommen sehen kann; sie verliert aber nur ihre Zeit damit, denn der schöne Anatole hat bloß Augen für Fräulein Marquisin.“

„Mll. Blanka ist aber auch ein eben so gutes, wie schönes Mädchen,“ warf Julie ein, wenn man ihr einfaches und gefälliges Wesen sieht, so würde Niemand glauben, daß sie einem so hohen Stande angehört.“

Diese Worte erregten unter sämmtlichen Arbeiterinnen einen Sturm des Zornes, die, obgleich sie ihre Genossin wohl leiden mochten, es doch nicht gerne hörten, wenn man deren höhere Geburt und Erziehung hervor hob, weßhalb sie sie auch spottweise Fräulein Marquisin nannten.

Der erregte Sturm wurde aber augenblicklich durch den Ton einer Glocke wieder gedämpft und die jungen Mädchen setzten stillschweigend ihre Arbeit fort, denn gleich darauf trat Mlle. Viktoria in Begleitung eines kleinen alten Mannes in das Atelier, der, nachdem er die Anwesenden gegrüßt hatte, sich ohne Weiteres auf einen Stuhl niederließ.

„Verzeihen Sie mir, meine Schönen,“ sprach er, „aber die steile Treppe zu Ihnen hat meine sechzigjährigen Beine etwas ermüdet; überdieß komme ich weit her und nehme mir deßhalb das Vorrecht des Alters.“

Die etwas abgetragene Kleidung und der abgegriffene Filzhut des Besuchers erweckten in den jungen Mädchen keine hohe Idee von demselben, deßhalb fragte auch Mlle. Viktoria ziemlich barsch, was ihm zu

Digitized by Google

Dienſten ſtehe? und ſetzte zugleich hinzu, daß eine dringende Arbeit ihr nicht erlaube, in dieſem Augenblicke ihre Zeit zu verlieren.

„Sie ſollen Sie aber auch mit mir nicht verlieren, meine Schöne,“ verſetzte der gute Alte, „denn auch ich komme wegen eines ſehr dringenden Antrags; allein ich fürchte,“ ſetzte er nach einem prüfenden Blick, den er umherlaufen ließ, hinzu, „das nicht zu finden, was ich ſuche.“

(Fortſetzung folgt.)

Einige Mittheilungen für deutſche Auswanderer nach Nord-Amerika.

New-York den 23. Juni 1849.

Man fragt oft: „Wer ſoll auswandern, wer nicht?“

Jeder tüchtige Profeſſioniſt kann ſich bei ſolider Lebensweiſe hier Geld ſparen, doch iſt eine ſchnelle und gute Arbeit erforderlich! — Dem jungen Handwerker braucht es nicht bange zu ſeyn, ein Unterkommen zu finden, aber dagegen ſollen Seifenſieder, Bürſtenmacher, Barbiere, Weißbinder oder Tüncher, Friſeure ꝛc. die Auswanderung nach hier unterlaſſen, weil dieſe Geſchäfte durchaus den Deutſchen nicht zuſagen, und meiſtens von den Farbigen beſorgt werden! — Namentlich ſollen keine Kaufleute (Kommis), Apotheker und Skribenten ſich nach Amerika wünſchen; meiſtens geht es ſolchen ſchlecht! — Die Eiſenbahn-Arbeiter beſtehen aus Kommis und ſtudirten jungen Leuten, welche in Ermangelung anderer Beſchäftigung, da ihr Brod zu finden ſuchen! Ein trauriges Brod! —

Welchen Weg ſoll man nehmen?

Ich kann weder Hamburg, noch Bremen, noch Rotterdam anrathen! — Da muß man die Koſt auf dem Schiffe nehmen, welche, wie ich genug hörte, gerade ſo unter die Leute vertheilt wird, als wie man in Deutſchland das Vieh zu füttern gewohnt iſt! — Jeder Paſſagier muß quasi ſich ſo benehmen, als bekäme er die Koſt geſchenkt, welche er doch theuer genug bezahlen muß! — Oft werden Speiſen gegeben, welche dem Paſſagier ganz zuwider ſind, und er hat in dieſem Falle die Ausſicht, nüchtern zu bleiben! — Die Speiſen werden nicht nach Ordnung ausgetheilt, ſondern wenn die Gar-Stunde ſchlägt, läuft ein ganzer Trupp Leute zum Koch, um ſich in die mitgebrachten Schüſſelchen die Mahlzeit zu erbetteln! — London oder Liverpool kann ich auch nicht empfehlen; gewöhnlich gehen von da nur kleine Schiffe 2 oder 2½ Maſter ab, welche viel mehr ſchwanken, und auf welchen Fahrzeugen viel leichter eine Krankheit entſteht. Außerdem ſind auch die Kapitäne und Matroſen ſo fürchterlich grob gegen die Deutſchen, daß ſie ſich in dieſer Beziehung ein wahres Renomée der Menſchenloſigkeit erworben haben. Die Engländer und Irländer können den Deutſchen nicht ausſtehen! — Den Weg über Havre halte ich für den Beſten, obgleich er etwas theuerer iſt! — Am Billigſten ſchifft man ſich unſtreitig in Rotterdam ein, doch hörte ich ſchon bei meiner Ankunft hier bedeutende Klagen. Ein Einzelner reiſt billiger über Paris per Eiſenbahn nach Havre — Familien aber werden per Schiff über Rotterdam nach Havre etwas ſparen. — Letztere Tour iſt auf der Nord-See ſehr beſchwerlich. — Erſtere über Paris höchſt angenehm, und man ſolle den kleinen Differenz nicht anſehen und per Eiſenbahn fahren. Wem es in Deutſchland gut geht, der ſoll gar nicht auswandern, das iſt jedenfalls das Beſte! — Wer aber Luſt hat, den fremden Welttheil zu ſehen, um ſich beſſer auszubilden, oder ſein fernſtehendes Glück zu probiren, der muß ſich auf das unangenehmſte Begegnen gefaßt machen, was oft alle Erwartung von allenfallſigem Unglück überſteigt! — Die wenigen Tage, welche ich hier verlebt habe, gaben mir ſchon manches Beiſpiel vor Geſicht und Ohren, und mir ſtanden dabei die Haare zu Berg! —

Vorkehrungen in Havre.

Dieſer Platz bietet vom März bis Oktober faſt täglich Reiſegelegenheit nach hier dar; ſelbſt im ſtrengſten Winter iſt die Paſſagier-Beförderung bei der ſüdlichen Fahrt nicht unterbrochen! Man wähle bei Schiffen die amerikaniſchen, denn ſolche ſegeln raſcher als die franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen oder holländiſchen Fahrzeuge. — Die Bauart iſt ſchon gediegener und auffallend leichter ſegelbar! — In Gaſthäuſern iſt es theuerer als in Paris, dagegen kann man in den Emigranten-Häuſern, wo drei und vier in ein Bett kommen, recht billig leben! — Man halte ſich nicht lange in Havre auf; es iſt weder eine intereſſante noch menſchenfreundliche Stadt! — Wer den Deutſchen betrügen kann, rühmt ſich noch — und wer nicht vorſichtig iſt, der wird betrogen! — Man ſehe ſich alsbald nach einem guten Schiffe um und kaufe ſich einen Tag vor der Abfahrt den geſetzlichen Proviant ein, ohne aber ſich an das Magazin der Beförderungs-Geſellſchaften zu wenden! — Da wird man meiſtens betrogen, denn man erhält nicht die Quantität, welche man zahlen muß, und die Speiſen ſind theuerer als in den Proviant-Handlungen; auch läuft man Gefahr, ſchlechte Kartoffel und übelriechenden Schinken zu bekommen! Letzteren muß man, wie die Kartoffeln, unbedingt unterſuchen, ſonſt iſt man auf der See übel daran! —

Außer vorgeſchriebenem Proviant hat man nöthig: Eine Matratze (von Stroh oder theuerer von Seegras); ein Kopfkiſſen von Stroh und eine gute wollene Decke! (Betten von Federn ſind ungeſund, unpraktiſch wegen Staub und davon fliegendem Flaum, und ſie verderben

oft! — Hier sind keine Federbetten üblich, denn hier sehnt man sich nach einer kühlen Lagerstätte!) — Ferner braucht man, weil die Reisenden sich selbsten zu verköstigen haben: 1 Kochgeschirr; 1 Blechgefäß für Suppe oder Salat, oder Pfannkuchenteich ꝛc.; 1 Pfännchen; 1 Tasse; 1 Trinkgefäß; 1 Kaffeekanne und ein Besteck mit Teller. — Der vorgeschriebene Seeproviant besteht nur aus Kartoffeln, Reis, Schiffszwieback, Schinken, Butter, Mehl, Salz, Essig und Oel! — Aber damit lebe der Satan auf der See, wo man nach allem Feinen Lust bekömmt! Man sieht zu viel Gerüchte, und die Essensstunde will ihre gute Speise haben, denn sie ist verführerisch. — 5 Pfd. frisches Brod, ½ Pfd. frische Butter, 4 Loth Thee, 1 Pfund gemahlenen Kaffee, 6 Pfd. Zucker, 6 Stück Zitronen, eben so viel Zwiebel mit Gewürz, 8—10 Litres Wein und ein Paar Flaschen Rum, 3 Pfd. breite Nudel, 6 Pfund Dürrobst sind Artikel, welche man brauchen kann und sehr wohl thun. — Nimmt sich eine Person 40 Stück Eier und mehrere Pfund feinen Thee-Zwieback mit, so ist noch gar kein Luxus dabei, denn man will nicht immer Schinken schneiden und der Schiffszwieback ist so hart, daß man seine liebe Noth hat, ihn klein zu bringen! Derselbe besteht aus Wasser und Mehl in runden und Karré-Stücken und ist durchlöchert und mehrmals gebacken. — Dieses Brod kann nicht leicht verderben und schmeckt auch angenehm; aber es ist außerordentlich hart! — Wer eine Tasse von Blech mitnimmt, der wird bald Sehnsucht nach Porzellan bekommen; weil ein Preise-Unterschied nicht da ist, so wähle man letzteres wegen Reinlichkeit und Beseitigung des Blechgeschmackes. Auf der See sind die gesottenen Kartoffeln die Hauptleckerbissen. Man sehe daher die Kartoffeln in Havre wohl an, um kein schlechtes Zeug zu bekommen. — Wir waren immer erfreut eine hübsche gesottene Kartoffel zu finden, welche ohne Butter am Besten mundete! — Wenn es vom Paß-Bureau in Havre nicht ausdrücklich verlangt wird, so besuche man keinen Konsul! — Diese Leute scheinen vom Staate begünstigt, um ihren Landsleuten das Geld abzunehmen. — Ein Paß oder Heimathsschein wird verlangt, dagegen sind alle anderen Legitimations-Papiere, wie Tauf- oder Impfschein ꝛc. ganz unnöthig. Besonders haben die Bauersleuten aus Kurhessen viel Geld für derartiges Papier bezahlen müssen.

Auf dem Schiffe.

Dieses hat manchmal nur zwei Klassen-Plätze: Zwischen-Decke und Kajüte; manchmal noch einen Mittel-Platz, Roof (Ruff, oder Häuschen). Kömmt man auf das Schiff, so halte man wo möglich seine Effekten bei sich an der Schlafstätte. Sind aber die Kisten groß, so kommen sie in Schiffskeller und man scheue keine Mühe gleich mit hinunter zu steigen, um zu wissen, wo die Effekten hinkommen! — Gewöhnlich müssen Wein, Schiffszwieback und Kartoffeln auch im Keller aufbewahrt werden; alle 4 oder 6 Tage, je nach Sturm oder Ruhe, wird der Keller geöffnet. — Da stürzt die ganze Passagier-Masse wie toll auf die Sachen los — und wer nicht weiß, wo seine Sachen liegen, der kann leer aus dem Keller gehen, anstatt sich mit Brod, Wein und Kartoffeln auf eine Woche vorzusehen! — Die Unordnung, welche in unserm Schiffskeller entstanden ist, war gränzenlos! Ich wußte genau, wo meine Kartoffeln Anfangs waren; später hatte ich zwei Stunden bei einer halsbrechenden Gefahr an einem entgegengesetzten Platz zu suchen, bis die Hälfte davon zum Vorschein kam; die andere Hälfte hatte sich einer meiner Landsleute wohl zu Gemüth geführt, denn mein Sack war halb leer. Zwieback und Wein aber, gab ich nicht von der Seite, was man auch kann, denn sie verbreiten keinen ungesunden Geruch! — Daß man seine Sachen wohl in Acht nehmen muß, das kann sich der Leser denken, denn man kann in ganz Deutschland keine gemeinere Bande vereinigt finden, als auf einem Auswanderungsschiff. — Die Sittenlosigkeit kann wegen strenger Aufsicht wohl nicht überhand nehmen (ganz bleibt sie nicht aus); dagegen ist Grobheit und rohes Benehmen auch bei dem zu finden, welchen man freundlich behandelt hat. Ich möchte Jedem rathen, fein und artig zu seyn, damit die Rohen Respekt bekommen, und ihn nicht insultiren! — Beim Kochen sind die Rohheiten wohl am größten, und hier muß man der Bescheidenheit Schranken setzen, um nicht weggedrückt zu werden! — Große Gefäße nehmen in den kleinen Küchen zu viel Platz weg und sind deßhalb nicht zweckmäßig. — Schon beim Antritt der See-Reise lege man seine guten Kleider weg und sehe sich von Haus aus mit ordinärem Stoff (Zwilch ꝛc.) vor! — Die Turn-Kleidung und ein alter Winterrock haben mir gutgethan! — Wenn man auf der See sich oft wäscht und mit Hemden wechselt, wenn man nichts ißt, wozu man gerade keinen Appetit hat, oder wenn man die erwünschten Speisen nicht übermäßig genießt, so bekömmt der Mann keine, die Frau nur eine schwache Seekrankheit. (?) — Die Seekrankheit ist eine Unbehaglichkeit, welche durch die ungewohnte Schiffsbewegung entsteht. Sobald die Wellen anfangen das Schiff zu schaukeln, da fangen auch schon die meisten Augen an ganz trüb und stier zu werden, es folgt Uebelichkeit und Erbrechen; — Die Frauenzimmer werden am härtesten mitgenommen und alle auf unserem Schiffe gaben von sich, was sie gespeist hatten. — Die ärgerlichen Frauenzimmer sollen alle eine Seereise machen, da geht Gift und Galle verloren! — Man weicht der Seekrankheit am Besten aus, wenn man vorerst nur sehr wenig ißt — (doch keinen Hunger fühlen läßt) — und sich, so lange es erträglich ist, auf dem Verdeck des Schiffes, in der Mitte desselben, aufhält. — Vorn am Kopfe des Schiffes und hinten am Ruder ist das Schwanken viel stärker als in der Mitte! Hat man sich erbrochen, so lege man sich ins Bett. — Dieses ist das beste Mittel! — Arzneien helfen nichts! Ein Gläschen Rum aber, das kann nichts schaden! Ich habe keine Spur von Seekrankheit gefühlt, und doch mußte ich mich einmal

ans Bord begeben, um dem eingesogenen Ekel Luft zu machen. Wohin ich sah, was ich hörte — nichts als Wehklagen und Erbrechen war am 3ten Tage meine Umgebung. —

Nachdem ich die kurze Erleichterung vollzogen hatte, steckte ich Baumwolle in meine Ohren und warf mich in meine Bett-Kouverten, so daß ich weder sehen noch hören konnte! Wenn ich später Augenzeuge der Seekrankheit war, so griff es mich nicht mehr an, und so blieb ich auch beständig wohl! — Im Winter hat man ohnehin sich mit warmen Kleidern auf der See vorzusehen; nichts destoweniger aber auch im Sommer. — Die Kapitäne wählen in warmer Jahreszeit eine nördliche Reise, wobei es oft schändlich kalt wird. — Das süße Wasser wird täglich unter die Passagiern vertheilt — (Eine Wasserflasche mit Weiden umflochten muß am Seeplatze gekauft werden.) — Jeder hüte sich beim Trinken, damit keine Krankheit entsteht! — Das Wasser schmeckt nach 8—10 Tagen schon unangenehm und eine Mischung mit Zitronen und Zucker oder Wein ist daher sehr labend! — Mit süßem Wasser darf man sich nicht waschen; das Seewasser ist ganz salzig und nimmt keine Seife an! Um sich zu waschen bedient man sich des Seewassers, und anstatt Seife muß man Pfeifenerde (oder Matrosenseife) nehmen. — Wer lustig seyn kann auf dem Schiffe, der soll es thun; es stärkt ihn und seine Umgebung! — Auf der See kann man nicht studiren! Wer sagt, daß man Muße habe, etwas zu lesen, der hat noch keine Seereise gemacht! — Man nimmt mit den besten Vorsätzen das Buch in die Hand und schaut hinein! Man liest und liest, und zuletzt fühlt man sich unbehaglich und weiß nachher doch nicht, was man gelesen hat. Wer ein Schiff betritt, der geht in die Faulenzerei! Spielen kann man, aber außer Stricken, Sticken ꝛc. kann man nichts arbeiten. —

Nicht allein an mir, sondern an allen Passagieren im Roof habe ich nach einigen Tagen eine Wehmuth gefühlt, welche dem Heimweh ähnlich ist. — Man träumt des Nachts von den Seinigen und von längst Dahingestorbenen, und man ist des Tags über in Gedanken zu Hause! — Deutschland hält man in diesem Augenblicke wieder für sein theueres Vaterland! Deutschland und all die Bekannten möchte man sehen, welche so weit entfernt sind! Auch diese Krankheit geht still vorüber. — Nie träumt man so viel als in der ersten Zeit auf dem Schiffe, aber bald fängt man auch an, ganz fürstlich zu schlafen!“

Wie ist das Schiff eingetheilt und wie sind die Plätze?

Jeder moralische Mensch fürchtet die schlechte Gesellschaft, wünscht sich eine gute Umgebung und stellt obige Frage auf! — Unser Schiff hatte drei Masten und bestand vollsegelnd aus 32 Segeln! — Es war eine Kajüte da; der erste Platz, wo man zwar 600 Frks. zu zahlen, aber auch ein nobles Zimmer und für keine Kocherei zu sorgen hatte! — Zwei Passagiere ließen sich diesen bequemen Aufenthalt kosten, wo man gutes Essen und Bedienung findet! — Die Kajüte ist eine Stiege unter dem Verdeck wie das Zwischen-Deck; doch geht durch dicke Fenster die Helle des Tages herein, welche bequeme Polster, Tische und Stühle blicken läßt! Das Zwischendeck nimmt seinen Anfang vorn am Schiffe und geht, $\frac{3}{4}$ Raum einnehmend, bis an die Scheide-Wand der Kajüte, welche, wie der Salon am Dampfschiffe nach hinten (Ruder) zieht! Unter diesen beiden Plätzen befindet sich der Keller, welcher die Fracht- und Passagier-Güter, sowie einen Proviant-Theil aufnimmt. — So bequem und schön die Kajüte ist, so beschwerlich ist das Zwischendeck, wo man in der Regel 90 Frks. — (mehr oder weniger) — zahlen muß! An den beiden Seiten sind in zwei Schichten die Bettstätten aus Brettern angebracht; der mittlere Raum bildet die Durchgänge und Bewahrung der Proviant-Kisten, (welche am Seeplatze auch gekauft werden müssen). In einer Bettstätte müssen vier Personen schlafen — gleichviel ob jung oder alt, — verträglich oder unausstehlich, — Mann oder Weib! — Ist ein Säugling vorhanden, so schlafen fünf in einem Bett! — Man gewöhnt zwar Vieles, ja Alles! Aber ich glaube, im Zwischendeck wäre ich vor Ekel erkrankt! — Kömmt Nachts an den Dritten oder Vierten die Seekrankheit, so legt er sich über die Schlafkameraden hinweg, um sich zu brechen — (Aufrechtsitzen kann man nicht, ohne sich gebückt zu halten). Die Ersteren müssen also das Aechzen mit anhören und froh seyn, nicht den ganzen Brechkrater übers Gesicht zu bekommen! — Im Zwischendeck waren zuerst 326 Personen; ein neuentstandener junger Prinz bildete 327 Personen, welche alle durch zwei Eingänge Luft hatten und frisch athmeten, obschon solche Luft nicht angenehm war! — Tisch, Stuhl, Bank — daran ist kein Gedanke! An Läusen und Wanzen war kein Mangel, obschon sehr streng auf Reinlichkeit gesehen wurde! —

Der Roof (Ruff) ist ein Bretterhaus auf dem Verdeck! Lustig und hell aber ohne Bequemlichkeit macht er den zweiten Platz aus, der 150 Frks. — (mehr oder weniger) — kostet. Es waren 34 Personen (lauter angenehme brave Leute) einquartiert! Vier in Einzel-Bettstätten! Die Uebrigen schliefen je Zwei! —

Ich ziehe den Roof jedem andern Platz vor; obschon es kein Aufenthalt für starken Sturm ist! — Wer kein Handwerker ist — warne ich vor Amerika! — Auch der Landwirth macht sein Glück! —

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 141 4. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Man findet hier die schönsten Blumen in ganz Paris,“ versetzte Mlle. Viktoria rasch, deren Künstlerstolz durch den Zweifel des alten Mannes beleidigt worden war, „allein sie stehen auch in ihrem Preise, denn wir fertigen keine ordinäre Waare, wie sie viele Leute verlangen, die die Mittel nicht besitzen, Viel zu bezahlen. — Ich fürchte daher selbst,“ setzte sie mit boshaftem Lächeln hinzu, „daß der Herr hier das Gesuchte nicht finden wird!“

„Vielleicht,“ entgegnete der Unbekannte, ohne sich den Anschein zu geben, als hätte er die boshafte Absicht der Blumistin verstanden. „Glauben Sie aber wohl, daß hundert Thaler hinreichen zu einem Strauß, Kopfputze und zum Besatze eines Ballkleides?“

„Hundert Thaler!“ rief Viktoria aus, deren stolzer Ton sich sogleich in die Unterwürfigkeit verwandelt hatte, wie man sie in den Läden trifft.

„Wenn dieß nicht genug ist,“ sagte der gute Alte, „so gebe ich noch gerne mehr dafür; da ich aber fünf derartige Garnituren brauche, so hoffe ich, daß man mir in Betracht der Zahl alle um diesen Preis ablassen wird.“

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck die Worte des alten Mannes in dem Atelier hervorbrachten. Aller Spott auf den Lippen der jungen Arbeiterinnen verstummte, die jetzt mit Neugierde, ja fast mit Achtung den neuen Kunden ihrer Prinzipalin musterten.

„Das ist ja eine Bestellung von ungefähr fünfzehnhundert Franks?“ fragte Viktoria schüchtern, aus Furcht unrecht verstanden zu haben.“

„Fünfzehnhundert oder zweitausend vielleicht, je nach dem,“ erwiederte der Alte, „denn ich sehe darauf, das Schönste und Neueste zu bekommen.“

Das Staunen wurde immer größer.

„Ich mache übrigens Eine Bedingung,“ setzte der Greis hinzu, „daß Alles in acht Tagen fertig ist, was vielleicht deßhalb schwierig ist, weil, wie geschickt auch die Arbeiterinnen seyn mögen, deren Zahl nicht groß ist, wie ich sehe, wenn nicht etwa eine oder die andere fehlt.“

„Es fehlt nur eine einzige, die aber jeden Augenblick kommen kann,“ erwiederte Viktoria; „sie ist zwar im Ausarbeiten nicht sehr stark, dagegen besitzt sie vielen Geschmack, namentlich in Guirlanden. Sie soll die Ihrigen anfertigen und wenn Sie gefälligst die Sorte von Blumen angeben wollen, die sie wünschen, so werden wir alles Uebrige liegen lassen, um Sie zu befriedigen!“

Während nun der alte Mann die ihm vorgelegten Blumen auswählte, hätte ein scharfer Beobachter bemerken können, daß seine Aufmerksamkeit nicht allein auf die Waare gerichtet war, sondern daß er jedesmal rasch den Kopf erhob, so oft die Thüre aufging, und daß eine gewisse Täuschung in seinen Mienen sich aussprach, wenn nur Kunden des Hauses eintraten.

Plötzlich ertönte eine nicht zum Besten geschulte Baßstimme auf der Treppe, mit der eine Mode-Arie damaliger Zeit geträllert wurde und gleich darauf trat der Sänger in das Zimmer, der Niemand anders, als der schöne Anatole war.

„Guten Morgen, meine Engel,“ rief er, mit der Hand durch seine Lockenhaare fahrend, „meine Tante ist ausgegangen, um so besser! Als ihr Erbe dispensire ich Euch von der Arbeit, damit wir zusammen von den Tages-Neuigkeiten besser plaudern können!“

„Unmöglich, Herr Anatole,“ beeilte sich Viktoria, ihm zu erwiedern, welche die Neuigkeiten des jungen Mannes am liebsten nur allein hören mochte, „wir haben so eben eine Bestellung erhalten, die keinen Verzug erleidet.“

„Ohne Zweifel zu einer Hochzeit?“ versetzte Anatole, „die Bräutigams wollen nie warten; es ist dieß leicht begreiflich, namentlich wenn die Braut schön ist, — nicht wahr Mademoiselle Viktoria?“

Diese erröthete bis über die Ohren, weil sie es für eine feine Anspielung auf ihre geheimen Wünsche hielt, versetzte aber: „Dießmal handelt es sich nur um eine Ball-Toilette, zu der dieser Herr die Blumen auslieft.“ Zugleich deutete sie auf den Greis, der schon ganz in seine Beschäftigung vertieft schien.

„Dieser da wählt Ball-Toiletten aus?“ erwiederte Anatole halblaut. „Er würde wohl thun, sich zuerst einen bessern Rock und Hut auszusuchen! — Das ist

Digitized by Google

ohne Zweifel irgend ein Kirchen-Aeltester, der den Auftrag erhalten hat, Blumen für den Hauptaltar seiner Kirche auszusuchen!"

„Da irren Sie sich wohl, denn seine Bestellung lautet auf fünfzehnhundert Franks," entgegnete Viktoria.

„Die lassen Sie sich ja vorausbezahlen," sagte Anatole, „denn ich befürchte, daß diese Bestellung meine Erbschaft nicht vermehren wird." Plötzlich hielt aber Anatole inne, und auf seinen Zügen drückte sich eine lebhafte Bewegung aus, denn der Greis hatte sich umgewandt und hatte wahrscheinlich die letzten Worte noch verstanden.

„Sie hier, mein Herr," sagte der Fremde höflich zu ihm, „erfreut Sie zu finden. — Es erhebt mich dieß der Mühe, Ihren Prinzipal heute zu besuchen; sagen Sie ihm gefälligst, er soll mich morgen Früh um acht Uhr erwarten, denn ich habe ihm fünfmalhunderttausend Franks für den Ankauf des Hotels zu bringen, von dem er mir gesagt hat. Was die übrigen viermalhunderttausend anbelangt, die er gestern in Empfang genommen hat, so soll er diese nach unserer Uebereinkunft verwenden."

„Das muß ja ein wahrer Krösus seyn," flüsterte Viktoria, die sich von ihrem Erstaunen kaum erholt hatte, Anatole zu.

„Ein Nabob ist er," versetzte Anatole, denn er hat meinen Prinzipal schon weit über eine Million unterbringen lassen!"

In diesem Augenblick ging die Thür des Ateliers auf und es erschien ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, von eben so schönem Gesicht als reizender Gestalt, lieblich, wie sie nur die Phantasie eines Raphael für die himmlischen Gestalten seiner Madonnen zu erfinden vermochte. Obgleich ihre Kleidung sich von der der übrigen Arbeiterinnen nicht unterschied, so trug ihr ganzes Wesen doch so sehr den Stempel des Adels, daß man sogleich ihre höhere Geburt und ihre ausgezeichnete Erziehung darin erkannte. Ihr Eintreten brachte einen fast theatralischen Eindruck hervor, der sich bei jedem der Anwesenden auf eine andere Weise kund gab.

„Da kommt die Königin des Ateliers," rief der galante dritte Gehülfe des Notars, der seine Bewunderung und eine viel zartere Empfindung nicht zu unterdrücken vermochte.

„Sie ist es," sprach der Greis vor sich hin, indem er neugierig das junge Mädchen anstarrte.

„Es ist das Fräulein Marquisin," sagte Viktoria in einem bitter-süßen Tone, den Anatole's Entzückung hervorgerufen hatte.

IV.

Der Chevalier von Saint Laurent.

Das zweite Stockwerk des Hauses, in welchem die Ereignisse sich zutrugen, die so eben erzählt worden sind, war weit aristokratischer besetzt, als das erste. Hier waren kein Atelier, keine lärmenden Arbeiterinnen, überhaupt nicht jenes Geräusch zu finden, welches mit jedem Geschäft mehr oder minder verbunden ist, sondern es herrschte vollkommene Ruhe; ein kaltes, würdevolles Schweigen, der nur zuweilen durch die Töne einer frischen und sanften Stimme unterbrochen wurde, welche in der kleinen Wohnung sich vernehmen ließ, die die Marquisin v. Montaron und deren Tochter Blanka inne hatten, welch Letzterer ihre Mitgenossinnen wegen des Titels ihrer Mutter den Beinamen des Fräuleins Marquisin gegeben hatten. Die wenigen Möbel, die sich in den Paar Zimmern der Damen befanden, trugen zwar Spuren ehemaligen Glanzes, waren aber alt und abgenützt.

Die Revolution im Jahre 1793 hatte die Marquisin zu Grunde gerichtet, die mit ihrer Tochter, damals noch ein kleines Kind, emigrirt war. Ihr Gemahl fand bei Quiberon den Tod, und so befand sich seine Wittwe im Auslande ohne alle Hülfsmittel und ohne Stütze, wo sie wohl zu Grunde gegangen wäre, wenn die Vorsehung ihr nicht in dem Chevalier von Saint Laurent eine theilnehmende Seele zugeführt hätte. Er war einst Waffenbruder des Marquis v. Montaran, dessen Freund und steter Begleiter von Kindesbeinen an gewesen, hatte dessen Wittwe in der Gegend von Mittau, dem allgemeinen Sammelplatze der Emigranten getroffen und war ihr wie ein rettender Engel in ihrem Unglück und ihrer verlassenen Lage erschienen. Auch er war aus seinem Vaterlande entflohen, wie die meisten Franzosen von Adel, welche jetzt Europa mit ihrem Wehklagen und ihrer ohnmächtigen Wuth gegen den volksthümlichen Strom erfüllten, den in sein Bett zurückzudrängen sie weder hinreichende Kraft noch Muth besaßen.

Der Chevalier hatte am Hofe Ludwigs XVI. durch seinen Geist, seine Liebenswürdigkeit und seinen Reichthum eine große Rolle gespielt, und hatte sogar zu dem vertrauten Kreise gehört, mit welchem sich Marie Antoinette umgeben gehabt. Kein Wunder also, daß ein Mann von seiner Geburt und seinen Ansprüchen das umherschweifende Leben, das er in Deutschland zu führen sich genöthigt sah, die Entbehrungen des Luxus und des behaglichen Lebens tief fühlte und nie verschmerzen konnte.

Die Marquisin v. Montaran war von je her ein Gegenstand seiner Anbetung gewesen, allein als Mann von Ehre und Freund ihres Gemahls hatte es der Chevalier stets bei einer stummen Bewunderung bewenden lassen und nie hatte auch selbst nur einer seiner Blicke der Marquisin mehr verrathen, als daß er von den aufrichtigsten und freundschaftlichsten Gefühlen für sie erfüllt sey.

Als der Chevalier nach mehreren Jahren der Trennung wieder mit ihr zusammentraf, fand er sie gegen ehemals sehr verändert, denn Runzeln furchten jetzt die Stirne, die sonst Blumen und Diamanten geschmückt hatten. Ihre Haare waren weiß geworden und ihre sonst so imponirende und würdevolle Gestalt richtete sich

nur noch selten zu ihrer vollen Höhe auf. Die Last des Kummers hatte sie niedergedrückt. Aber der Ton der weichen melodischen Stimme, der ehemals das Herz des Chevalier schlagen gemacht hatte, übte auch jetzt noch seinen mächtigen Einfluß, und wenn Herr v. Saint Laurent die Tochter anblickte und die Mutter sprechen hörte, so glaubte er sich auf einmal wieder in alle Täuschungen seiner Jugend zurück versetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

(Fortsetzung.)

Beide schritten langsam und schweigend durch den schattigen Laubgang und standen jetzt vor der breiten Steintreppe, welche in das Haus führte. Die Fenster waren geöffnet und Spinnrosen und Geisblatt zogen ihre süßduftenden Zweige um dieselbe. Ein prächtiger Sonnenstrahl fiel schräg auf die Treppe, während im Inneren des Zimmers nur Halbdunkel herrschte. Der alte Graf saß im Gespräche mit der Baronin; Franziska stand am Fenster und sah Otto und Lydia entgegen, welche in das Haus traten. Man tauschte herzlich den Morgengruß und lobte Lydia, ihres frühen Aufstehens wegen. Es wurden auch von den beiden andern Damen gute Vorsätze in dieser Beziehung gefaßt und der Plan für den Spaziergang des Tages entworfen. Der alte Graf bat Lydia, einige Anordnungen im Hause zu treffen und als sie sich anschickte, erhob sich auch Franziska von ihrem Sitze und erklärte, daß sie ihr dabei helfen wolle.

Als die Mädchen das Zimmer verlassen hatten, rückte Otto seinen Sessel näher zu seinem Vater und sagte, indem seine Stirne sich in finstere Falten legte: „Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen eine traurige Nachricht vorzubringen, ich denke aber, daß es am Besten sey, dieß so kurz als möglich zu thun — unsere Lydia hat den Verstand verloren."

Der Graf und die Baronin, welche anfänglich mit großem Ernste auf die Mittheilung hörten, mußten jetzt Beide lächeln, doch konnte sich die Baronin nicht enthalten, auf dem Sprecher selbst einen prüfenden Blick ruhen zu lassen.

„Lydia?" rief der alte Graf, „dieser klare Verstand, dieser feine, gebildete Geist? dieses edle, ruhige Gemüth, das die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten nicht in Versuchung zu führen vermag?"

„Und doch," erwiederte Otto, „doch habe ich mich leider von ihrem Wahnsinn überzeugen müssen. Sie behauptet, daß ihre Seele den Körper verlassen kann und daß sie förmlich ausgeht und heimkehrt, wie wir vom Spazierengehen nach Hause kommen."

Der alte Graf schüttelte bedenklich den Kopf; die Baronin wollte noch eine Frage an Otto richten, da trat Lydia in das Zimmer. Der Graf schien einen schnellen Entschluß zu fassen. „Komme zu mir, liebes Kind," sprach er, nicht ohne starke Bewegung in der Stimme zu verrathen, und nachdem er Lydia's Hand ergriffen hatte und sie fest anblickte, fuhr er fort: „hast Du denn auch schon die Neuigkeit vernommen? Eine junge, schöne und geistreiche Dame in Deinem Alter soll in vergangener Nacht den Verstand verloren haben."

Mit scheu verborgener Aengstlichkeit suchte er und die Baronin die Wirkung dieser Worte in Lydia's Zügen zu lesen. Allein sie lächelte heiter wie gewöhnlich und sagte nur: „Ich wollte wetten, daß Otto sie kennt; nicht wahr, Otto?" und mit Nachdruck hinzufügend: „Du glaubst sie zu kennen."

Der alte Graf zog sie an sich und küßte ihre Stirne, dann wandte er sich spottend zu seinem Sohne und rief: „Jetzt, mein lieber Freund, entscheide selbst, wer hier zum Thoren wurde. Nimm mirs nicht übel, allein ich halte Deinen Kopf nicht für sehr solide."

„Ich darf behaupten, mein Vater, daß Sie sich irren," entgegnete Otto mit leiser Stimme, zu seinem Vater hinübergebeugt, „doch freut es mich innig, wenn meine Vermuthung sich widerlegt sieht."

Man setzte sich zum Frühstück, welches von einem heitern Gespräche gewürzt wurde. Lydia unterließ es nicht, Otto seiner Plauderhaftigkeit wegen zu necken, und der alte Graf schien eine ganz besondere Freude darüber zu empfinden. Die Baronin suchte Otto in Schutz zu nehmen, der viel mit Franziska zu sprechen hatte. So verging die Zeit; der junge Graf schlug eine Tour zu Pferde vor; Lydia erklärte sich bereit, an ihr Theil zu nehmen. Eine Stunde später sehen wir eine junge Amazone und einen Kavalier den Weg hinan, dem Walde zu sprengen. Als sie in dem Schatten angelangt waren, ließ Lydia ihr Pferd langsam gehen und schien in Gedanken versenkt, während Otto stets etwas voraus war und bald mit Holz lesenden Weibern, bald mit Erdbeeren suchenden Kindern plauderte. Das heitere Glück, welches sich in dem ganzen Wesen Otto's kundgab, schien auf Lydia einen tiefern Eindruck zu machen, als es ihr Aeußeres verrieth. Otto und Franziska waren zwei glückliche Menschen, ihr Glück verrieth sich auf die mannigfaltigste Weise. Selbst wenn sie sich nicht sahen, so hatten alle ihre Wünsch und Hoffnungen ein so bestimmtes Ziel, ihre Liebe haftete nur an dem einen Gegenstand und ihre innere Zufriedenheit brach ohne Hemmniß freudig wie ein reiner Lichtstrahl hervor. Lydia konnte dieses Glück nicht; ein tiefes Uebel nagte an ihrem Inneren; wie eine flüchtige Erinnerung kam es manchmal über sie und dieß erhob sie und sie mußte sich fragen: ist dieß Glück?

Sie wären gern bis zum Abend so zu Pferde im Walde geblieben, allein Otto drängte zur Heimkehr, weil man besorgt um sie seyn könnte. Wie sie auf einem wenig besuchten Pfade in die Stadt ritten, fiel Lydia

ein kleines unansehnliches Haus auf, das fast zusammenfallend, dennoch einen seltenen Luxus in seinem Inneren zur Schau trug. Die kleinen Fenster standen nämlich offen und ließen schwere dunkelrothe Vorhänge von Seide sehen, welche zugezogen waren. Durch die schmale Oeffnung, welche sie, dort wo sie zusammengezogen waren, bildeten, gewahrte man einen zierlichen Kronleuchter, der, mit brennenden Kerzen besteckt, an der Decke des niedrigen Zimmers hing. Das Geräusch, welches die Pferde machten, lockte den Bewohner dieses Zimmers herbei; eine weiße Hand wurde durch den Vorhang sichtbar und ein edles bleiches Gesicht blickte aus großen schwarzen Augen den Vorüberreitenden entgegen. Lydia hielt von der Erscheinung überrascht ihr Pferd an und starrte nach dem Fenster hin, aus dem die schwarzen Augen auch nach ihr gerichtet blieben.

„Wer wohnt hier?" fragte Lydia, Otto einholend.

„Ein Sonderling; der junge E. aus Westphalen, von sehr reichem und sehr altem Hause. Er führt ein sehr zurückgezogenes Leben, weil er kränklich ist, und hat dieses entlegene, schlechte Haus den armen Eigenthümern um hohen Preis abgemiethet, wodurch er sie, beiläufig gesagt, aus dem tiefsten Elende gerissen hat und dann hat er sich auf das Prächtigste einrichten lassen. Es fällt schwer, den Zutritt in dieß poetische Heiligthum zu erlangen; der junge Mann ist nämlich Dichter — hast Du noch nie etwas von ihm gehört?"

„Doch," erwiederte Lydia, die wieder in tiefes Hinbrüten versunken war.

„Obgleich ich ihn ziemlich genau kenne und ihn schon längst in unserm intimen Kreis einführen wollte, so muß ich doch zu meiner Schande gestehen, daß ich noch nichts von ihm gelesen habe. Ich komme nicht dazu, aber er soll wunderschöne Verse machen und wirklich ein großer Dichter seyn, dieß hörte ich von urtheilsfähigen Leuten, die im vorigen Winter Einiges von ihm lasen, was er bei Gelegenheit des Todes der Fürstin Mutter drucken ließ."

„Auch ich habe es gefunden," sagte Lydia, kaum hörbar.

„Du kennst ihn also, rief Otto unwillig, „und läßt Dir da von mir Neuigkeiten erzählen!"

Darauf ritten sie stillschweigend weiter. Der junge Dichter aber blickte der Erscheinung nach, so weit als er es vermochte; dann wandten sich seine Augen zum Himmel. Er schloß hierauf Vorhang und Fenster und man sah ihn den ganzen Tag nicht mehr.

* * *

Um diese Zeit war es, daß Lydia Folgendes in ihr Tagebuch schrieb: „Wie gern wollte ich Dir mein Leid und meine Seligkeit mittheilen, meine liebe Mutter, wenn Du noch an meiner Seite wandeltest! denn Du allein würdest mich verstehen, Du gabst mir diese wunderbare Eigenschaft in das Leben mit, Du hast sie wahrscheinlich selbst besessen. Wenn ich Dir auch nicht in das fromme Auge blicken kann, wenn Du auch nicht meine Worte vernimmst, so spreche ich doch zu Dir, schütte vor Dir mein Inneres aus, Du wirst es erfahren, wenn ich auch die Wege kaum ahnen kann, auf denen Dir die Mittheilung Deiner Tochter zu Theil werden wird.

Ich befand mich in einem einsamen Thale; zwischen hohen Bergen herrschte die tiefste Nacht. Der Geist der Mitternacht deckte es mit seinen weiten Flügeln und ein ewiger Schlaf, gleich dem des Todes, schien hier zu brüten. Der Nordwind strich traurig durch die Wipfel der hohen Tannen, jener Thränenbäume, die dem Menschen das Holz zu seiner letzten Wohnung spenden. Der dahinrauschende Bach schien zu klagen, und eine große Trauer webte ringsumher.

Plötzlich brach der Mond durch die Wolken und wie mit einem Zauberschlage verwandelte sich die Gegend. Die Schauer der Einöde und der Nacht entwichen. Die Erde ward erfrischt; das lange Gras hob sich wehend empor; jeder Thautropfen wurde zum funkelnden Edelstein, zu einem Sterne der Erde, in welchem sich die Sterne des Himmels abspiegelten.

Nun füllte sich das Thal und die Berge mit menschlichen Wesen, allein sie schienen körperlos, und wehten wie ein lichter Hauch aneinander vorüber. Seitwärts unter den Tannen schlüpften düstere, gleich Schatten, ungesellig und einsam, dahin. Es waren die Seelen schlafender und gestorbener Menschen. Hier lagen Seelen voll Unschuld und Frömmigkeit, anbetend zum Himmel gewendet, und versenkt in der hohen Inbrunst des Gebetes. Die Seelen kleiner Kinder, die noch nicht das Licht des Tages erblickt hatten, schaukelten sich in den Rosen- und Lilienkelchen. Ihre jungen Mütter schwebten um sie, sie mit treuem Auge behütend. Auf den Bergen und auf den Gipfeln der Bäume saßen ernste Schattenbilder und schienen mit Aufmerksamkeit unverstandenen und kaum vernehmbaren Klängen zu horchen. Andere erhoben sich über die Wolken und schienen die Unermeßlichkeit des Sternenhimmels berechnen zu wollen. Hier ruhten Einige und ließen ihren Blick mit innigem Gefühl auf der vom Monde beschienenen Erde ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Fanny Horton, eine berühmte, schöne, englische Schauspielerin, hatte in ihrer Jugend als sie einmal ausgepfiffen wurde, die Keckheit, vor das Publikum zu treten und zu fragen: „was gefällt Ihnen nicht, mein Spiel oder meine Person?" — Das Spiel, das Spiel! hieß es von allen. „Nun das tröstet mich — war ihre Antwort — mein Spiel kann besser werden, meine Person aber könnte ich nicht ändern." — Sie war bald der Liebling des Publikums.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 142 6. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Der wackere Chevalier hielt es für seine Pflicht, sich ganz der Gemahlin und Tochter seines alten Freundes zu widmen, und, indem er sein Leben aufs Spiel setzte, war er nach Frankreich zurückgekehrt und es war ihm durch seine Anstrengung gelungen, das Ausstreichen der Marquisin aus der verhängnißvollen Emigranten-Liste zu bewirken. Zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, hatte er die beiden Damen schon seit mehreren Jahren nach Frankreich zurückgebracht und sie in die kleine Wohnung in der Straße Saint Catharine einlogirt, wo er, soweit es in seinen Kräften stand, ihnen seinen Schutz und seine Unterstützung fortwährend angedeihen ließ.

Vor ihrer Abreise nach Deutschland hatte die Marquisin v. Montaran einer Kammerfrau mehrere Diamanten anvertraut, welche ihr diese bei ihrer Rückkehr gewissenhaft wieder einhändigte; überdieß fanden sich auch noch einige Möbeln aus ihrem Hotel vor, welche dieselbe getreue Hand der revolutionären Konfiskation zu entziehen gewußt hatte, um sie seiner Zeit ihrer Eigenthümerin wieder zurückzugeben.

Aus einem Grunde des Zartsinnes, der leicht zu errathen ist, hatte die Marquisin den Werth dieser Diamanten und die dafür erlöste Summe vor dem Chevalier weit übertrieben, obgleich sie nur vierzigtausend Franks für ein Geschmeide erhalten hatte, das unter Brüdern 60,000 werth gewesen wäre.

Diese vierzigtausend Franks waren bei dem ehemaligen Notar der Familie, Herrn Bonami, placirt und trugen zweitausend Franks jährlich. Dieses bescheidene Einkommen reichte seit mehreren Jahren für die auf die strengste Sparsamkeit gegründeten Ausgaben der beiden Damen hin. Die alte Liebe des Chevaliers für Frau v. Montaran hatte sich jetzt in eine brüderliche Zärtlichkeit verwandelt, durch welche aber, fast gegen seinen Willen, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit einer geheimen und achtungsvollen Galanterie durchschimmerte, die ihm die Pflicht aufzuerlegen schien, der Marquisin täglich zwei Besuche abzustatten. Jeden Morgen, wenn er sich in dem altmodischen Salon der Frau v. Montaran einstellte, überbrachte er pflichtmäßig einen frischen Strauß, den er häufig nur um den Preis zu kaufen im Stande war, daß er sich seinen Kaffee nach Tisch versagte.

Die liebenswürdige Blanka v. Montaran liebte er wie seine eigene Tochter, und jeden Wunsch, den er ihr nur an den Augen absehen konnte, suchte er zu verwirklichen. Er hätte sein Leben gelassen, wenn er ihr damit einen Kummer ersparen können. Sie ging nur mit ihm aus, er führte sie Sonntags in die Messe und an schönen Tagen auf die Promenade, seitdem die Kränklichkeit die Marquisin häufig in ihrer Wohnung gefangen hielt.

Der Chevalier trug noch nach alter Sitte seine Haare gepudert, zog dann bei Veranlassungen dieser Art seine schöne Uniform der königlichen Marine an, und wenn er dann sein dreigespitztes Hütchen schief auf dem Kopfe und mit seiner schönen Mündel am Arme einher stolzirte, so glaubte er sich in jene glückliche Zeit wieder zurück versetzt, in der er den Park von Trianon durchschritt und die Herzogin von Tourcel begleitete oder der bezaubernden Fürstin von Polignac den Arm reichte.

Auf diese Weise lebten diese drei wackern Leute, deren Herzen nur Eines ausmachten, glücklich, ertrugen mit Geduld die Gegenwart und hofften das Beste von der Zukunft. Der Lieblingstraum des Chevaliers für Blanka, mit der er sich unaufhörlich beschäftigte, war eine glänzende und reiche Heirath, obgleich die Marquisin stets ihrem alten Freunde entgegen hielt, daß nur Geld wieder Geld anziehe, und Geburt in einer Zeit, welcher der Adel von Gestern war, nichts zähle. Nichtsdestoweniger hielt der Chevalier diese Idee fest, und so oft irgend ein junger Mann aus einem Wagen heraus seine schöne Blanka betrachtete, kam er ganz strahlend vor Freude zu der Marquisin, und versicherte sie, daß ihre Tochter die glänzendste Eroberung gemacht habe.

„Uebrigens," setzte er dann jedesmal hinzu, „ohne gerade reich zu seyn, haben Sie sich eines anständigen Einkommens zu erfreuen, das größer ist, als Sie beide es nöthig haben; Sie haben nichts zu wünschen; dem Himmel sey Dank, es mangelt Ihnen an nichts, und so können Sie auch warten."

Der Chevalier schätzte nämlich das Einkommen seiner Freundinnen dreimal so hoch, als es in der Wirklichkeit war, und die Marquisin hatte ihn in diesem

Digitized by Google

Irrthum gelassen, weil sie sein Herz kannte und wohl wußte, daß er sich eher die größten Entbehrungen auferlegt hätte, als daß er zugegeben haben würde, daß es ihr an Etwas fehle. Der wackere Mann war also weit entfernt, daran zu denken, daß die Marquisin und ihre Tochter nicht nur keines Ueberflusses sich zu erfreuen hatten, sondern daß sie sogar seit einiger Zeit an dem Nothwendigen Mangel litten. Eine lange dauernde Krankheit, die Frau v. Montaran vor Kurzem zu überstehen gehabt, hatte sie genöthigt, das kleine Kapital von vierzigtausend Franks anzugreifen, dessen Interessen sich jetzt auf fünfzehnhundert Frks. vermindert hatten, von denen, nach Abzug der Hausmiethe, die sechshundert Frks. betrug, den Damen nur noch neunhundert zu ihrem Lebensunterhalte übrig blieben. Je mehr aber ihre Verlegenheiten stiegen, um so mehr wandten Frau v. Montaran und ihre Tochter künstliche Mittel an, um dieselben in den Augen des Chevaliers zu verbergen.

Die meiste Sorge machte ihnen aber ein Tag in der Woche, an welchem Herr v. Saint Laurent schon seit vielen Jahren bei seinen Freundinnen speiste. Dieser sonst so freudig begrüßte Tag machte jetzt der armen Wittwe viel zu schaffen, denn ihr Gast war ein Feinschmecker und sie wußte nicht, wie sie es anstellen sollte, um es ihm an nichts fehlen zu lassen. Seither war es ihr noch immer gelungen, ihm feine Weine und Speisen aufzutischen, allein jetzt war es nicht mehr möglich, wenn sie sich nicht vollends zu Grunde richten wollte. Der gefürchtete Dienstag war wieder gekommen; man hatte zuvor berathschlagt, wie man es anstellen müsse, um den Chevalier nur nicht gerade mit leerem Magen wieder abziehen zu lassen; allein das Resultat war kein anderes, als daß man ihm nur die einfachste Hausmannskost vorsetzen könne. Mit dem Schlage vier Uhr hatte sich dieser eingestellt und gewohntermaßen, die Marquisin am Arme, ins Speisezimmer geführt. Man denke sich aber sein Erstaunen, als er eine einfache Brodsuppe essen mußte, und statt Fische und Geflügel nur Schinken vorgesetzt bekam.

„Ihre Köchin Marianne ist, glaube ich, verrückt geworden," rief er endlich aus, nachdem er in Erwartung von etwas Besserem die alltägliche Suppe verschluckt hatte, „ein Schinken in dieser Jahreszeit! Das ist ein ungeheurer Verstoß! Eine wahre Barbarei!"

Der Chevalier war eben im Begriff, noch weiter über Marianne und deren Ungeschicklichkeit los zu gehen und wollte sogar die Marquisin auffordern in seinem gerechten Unwillen mit einzustimmen, als er bemerkte, wie bleich diese geworden war und wie in ihren Augen zwei Thränen der Beschämung und des Schmerzes perlten; denn er wußte nicht, daß die Marquisin für ihre täglichen Ausgaben bereits schon zwei Drittheile ihres Einkommens erschöpft hatte, und daß Blanka nicht, wie er glaubte, zu ihrem Vergnügen, sondern vielmehr zur Vermehrung des Einkommens gegen eine sehr bescheidene Belohnung Blumen anfertigte. Es war ihm unbekannt, daß sie häufig halbe Nächte hindurch arbeitete, obgleich Frau von Montaran nur sehr ungern zu dieser Aufopferung ihrer Tochter ihre Einwilligung gegeben hatte, daß aber die Noth sie hiezu gezwungen, weil die Verlegenheiten täglich größer geworden waren, und der Hauseigenthümer schon mehrere Male, ohne jedoch angenommen worden zu seyn, sich eingefunden hatte, um die drei noch rückständigen Quartale einzukassiren.

„Was muß ich sehen?" rief er plötzlich, den Ton ändernd, der von der Steigerung des Zornes in die rührendste Unruhe überging. „Was hat es denn gegeben?" Woher rührt denn Ihre Bewegung? — Ha, ich errathe, — meine lächerliche Lebhaftigkeit. — Mein Leckermund, dieser alte Sünder hat immer noch eine zu große Gewalt über mich. — Aber Sie zu beleidigen, Sie zu verletzen, daß Sie darüber Thränen vergießen, das kann ich mir nicht verzeihen." — Und damit ergriff der arme Mann die Hand der Marquisin, die er mit dem Ausdruck einer tiefgefühlten Reue an seine Lippen drückte.

„Mein Schmerz gilt nicht Ihnen, lieber Chevalier," sagte die Marquisin, „sondern unserer traurigen Lage, die uns nicht erlaubt, Ihnen Gerichte vorzusetzen, die Ihrem Gaumen besser zusagen."

„Ich hatte sehr Unrecht, mich an der Jahreszeit zu stoßen, denn der Schinken ist ganz vortrefflich!" — Und als Beweis für die Wahrheit seiner Behauptung schnitt er sich ein größeres Stück ab, als er sonst je genommen haben würde, und verschlang es im eigentlichen Sinn des Wortes, denn seine sechzigjährigen Zähne hätten ihm nicht erlaubt, das etwas zähe Fleisch zu beißen!

Blanka hat mit tiefer Bewegung dem Auftritte mit angewohnt, denn sie sah wohl ein, daß man früher oder später den Chevalier in ihre traurige Lage einweihen müsse, was sie mehr um seinet- als um ihretwillen gern vermieden hätte. Das Mahl endigte trauriger wie sonst. Herr von Sainte Laurent ging weg, um seinen gewohnten Spaziergang zu machen, und sobald die Damen allein waren, warfen sie sich weinend einander in die Arme und machten auf diese Weise ihrem Schmerz und ihrer Unruhe Luft.

Blanka ging in das Atelier hinab. Gleich darauf trat Marianne ein und sagte:

„Der Hauseigenthümer läßt die Frau Marquisin wissen, daß er Sie zu sprechen noch heute Abend sich einfinden werde, und läßt sie ersuchen, ihn zu erwarten."

Es war dieß ein neuer Schlag für die arme Wittwe, denn sie kannte die Hartherzigkeit dieses im Kleinhandel reichgewordenen Mannes, und so erschrack sie heftig, als sie zwei Stunden nach Mariannens Weggehen heftig schellen hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

(Fortsetzung.)

Jünglinge und Mädchen sah man überall und unter den Erstern befanden sich begeisterte Dichter, die mit leuchtenden Blicken den Himmel betrachteten.

Einer unter ihnen zeichnete sich vor Allen aus. Sein Gesicht trug den Stempel des Adels, sein Schweben drückte Würde aus, Sanftmuth und Trauer hatten sich über sein ganzes Wesen ergossen. Er entfernte sich von den Uebrigen und hob sich zu einem Hügel, auf dem eine Quelle entsprang, um welche sich junge Mädchen versammelt hatten, die sich mit dem frischen Wasser stärkten oder auf Blumenlagern am Rande des Hügels ruhten. Ich war unter diesen Mädchen, meine Mutter! Als er mich gewahrte, sah ich, daß er unbeweglich blieb; dann lächelte ich ihm entgegen und er kam auf mich zu:

„Tochter der Erde," sprach er begeistert, „Dich suchte ich und hoffte nicht, Dich jemals wieder zu finden! das erste Mal, als ich Dich hier sah, warst Du zu bald meinen Blicken entschwunden."

„Ich wäre so gern geblieben Deine Worte klangen so hold, allein eine unerklärliche Unruhe trieb mich von Dir. Es war der noch zu mächtige, geheimnißvolle Zug zu der irdischen Hülle; deßhalb verließ ich Dich."

„Würdest Du mich lieben, so vergäßest Du Alles! ich strebe nach keinem andern Glücke, als Dich stets bei mir zu haben und Dich auf Deinem Pfade zu unterstützen; ich kenne keine andere Lust, als meine Blicke in die Deinen zu versenken, und sie dann auf Deiner schlanken Gestalt ruhen zu lassen, auf Deinen herrlichen Augen, auf dem ganzen Inbegriff Deiner himmlischen Schönheit."

Wir waren in ein kleines Seitenthal gerathen; ein Pfad schlängelte sich hindurch, der mit bescheidenen Blümchen eingefaßt war; der Himmel war ganz hell und voller Sterne, die Nacht war ruhig.

„Sage mir doch, Kind," fragte er, „welcher Name ziert Dich unter den Menschen?"

„Man nennt mich Lydia."

„Dein Name klingt sanft wie Dein Wesen. Seit ich Dich zum ersten Male sah, erbebte mein Herz, und meine Brust brannte. Du hast mich gelehrt, was Gefühl sey. Die Leidenschaft, welche Du mir einflößtest, erfrischt meine Seele. Ich ruhe in dieser Leidenschaft wie die Biene in dem Kelche der Blume ruht. Die Keuschheit deckt Dich gleich einem Schleier, herrliches Mädchen, erröthe nicht, verbanne die zaghafte Furcht. Keusche Liebe ist eine Tugend."

Ich senkte mein Haupt vor dem Jünglinge, der mich so glücklich durch das Geständniß seiner so reinen und doch so glühenden Liebe machte; ich wagte es nicht, ihn anzublicken. Er streckte den Arm aus und deutete nach der ruhenden Stadt und dem friedlichen Gefilde. Der Anblick fesselte uns eine Weile, dann wagte ich es, ihm ein Wort zu sagen. Ich fragte ihn, warum er plötzlich so betrübt scheine.

„Und liebst Du mich denn auch?" fragte er.

Ich weiß nicht, was ich ihm hierauf antwortete, meine Mutter! Ich glaube, ich sagte ihm, daß ich ihn in dem Häuschen, am Fenster, halb hinter dem Vorhange verborgen, erblickt hatte; ich schilderte ihm, was ich dabei empfunden, oder ich versuchte es vielmehr nur, denn wie hätte ich das wohl mit Worten ausdrücken können? Ach, ich sprach ihm von vergangenen Dingen von der Gegenwart, die mich zur höchsten Seligkeit erhob, wagte ich nichts zu sagen. Er aber verstand mich.

„Dank, Segen und Dank," sprach er, „für die Hoffnung, die mir ein übermenschliches Glück auf Erden verheißt!"

Wir waren jetzt an das Ende des Thales gelangt, dort wo es sich nach der Stadt hin öffnet. Der Bach rauschte vor uns und drüben zog sich der Laubgang mit seiner blühenden Einfassung hin. Er ergriff meine Hand und wir hoben uns bis zu Höhe der Gebüsche, und schwebten auf ihren auf- und abwiegenden Zweigen dahin. Plötzlich hörten wir ein verworrenes Geräusch. Wir blickten seitwärts, von wo es herkam, und sahen eine lärmende, summende und zügellose Menge in das Thal drängen. Männer und Frauen waren es, dunkelroth anzusehen, wie durch und durch glühend, taumelten sie stumpf und erschöpft an uns vorüber. Aus der Ferne schlug es drei Uhr. Die Bälle, das Spiel, die Gelage waren jetzt zu Ende; die Gottlosen und Frechen, welche in frevelnden Lüsten die Stimme des Gewissens zu übertäuben suchen, waren endlich dem Schlafe zur Beute geworden, da die Seele, die eingekerkerte Unsterbliche, die Qualen dieses Lebens nicht länger zu ertragen vermochte. Die reinen Seelen der Jungfrauen, der Dichter, der Kinder, der Mütter flohen erschreckt davon. Auch ich entschwebte eilig mit ihm. Der Mond verschwand wie zürnend im Osten hinter dem Gewölke."

* * *

Solcher Ergießungen oder vielmehr Schilderungen fanden sich mehrere in Lydia's Tagebuch, und muß hier unentschieden bleiben, ob sie diese Zeilen in vollkommen wachenden Zustande niederschrieb. Wer vermöchte es zu sagen, woher diese lebhaften Träumereien stammten? Wer vermöchte es zu erklären, woher die Farben genommen wurden, diese nächtlichen Scenen mit solcher Frische des Lebens auszustatten? Lydia war ihres Verstandes vollkommen mächtig; nie sprach sie klarer, geistvoller, wenn es galt ein Urtheil zu fällen, nie fühlte sie richtiger, nie berührte sie wärmer das Gute und Schöne als in jenen Tagen. Lebte ihre Seele allnächtlich ein wunderbares Leben, so ruhete sie ebenso wenig am Tage, und ihre Kraft war nur desto größer, desto staunenswerther. Doch verbarg es sich keinem Blicke, daß Ly-

dia's Körper unter der Gewalt solcher übernatürlichen Eindrücke zu leiden begann. Die Blässe, die bis dahin ihrer sanften Schönheit zur Folie gedient hatte, begann durch einen Ausdruck von Schwäche, der sich in dem ganzen Wesen der Jungfrau, gleich einer schweren Müdigkeit, offenbarte, eine qualvolle Bedeutung für Alle, die ihr nahe standen, zu erhalten. Die gewohnten Uebungen, das Durchstreifen der Gegend zu Fuß und zu Pferde, das Singen am Klavier, das Vorlesen, das lebhafte Gespräch, kurz alles dieß wurde seltener und Einiges davon nach und nach gänzlich eingestellt. Man sagte es sich leise mit Besorgniß; Lydia ist krank; man wiederholte es sich dann: Lydia muß recht krank seyn! und am Ende galt das Mädchen bei Allen für eine Kranke und wurde auch so behandelt, obgleich Lydia selbst sich für vollkommen gesund hielt. Frau v. Hohenberg erhielt den Auftrag, sie mit Vorsicht zu befragen, und sie auf die Erscheinung des Arztes vorzubereiten, den man voll Besorgniß von dem befremdlichen Zustande der vermeinten Patientin unterrichtet hatte, so weit man dieß im Stande war. Lydia nahm die Botschaft fast zürnend auf. Sie habe sich niemals so wohl gefühlt, äußerte sie, nie sey der Einklang zwischen Seele und Körper stärker und reiner gewesen, als wie sie ihn jetzt eben empfinde, und sie könne und werde es nicht zugeben, daß die Hände eines Arztes durch die materiellsten Mischungen diese himmlische Harmonie zerstörten. Frau v. Hohenberg's milde Art verstand es, Lydia's Unwillen zu beseitigen. Sie bat sie darum, zur Beruhigung ihres Oheims und Vormunds, des alten Grafen, den Besuch des Arztes anzunehmen und seinen Fragen willig Rede zu stehen. Lydia willigte endlich ein.

Der Morgen, an welchem der Arzt seinen Besuch abstatten sollte, war für Lydia peinlich. Sie hatte noch keinen so unangenehmen in dem Badeorte verlebt. Es kam ihr nun wirklich vor, als ob sie krank sey. Sie hatte zuerst nicht Lust aufzustehen, dann aber noch weniger Lust, aus der tiefsten Nachttoillete sich in ein elegantes Morgengewand zu werfen, um den Liebling der modernen Welt zu empfangen. Eine innere Unruhe hatte sie ergriffen, welche ihren Verdruß noch vermehrte. Wenn nun meine Stimmung sich auf meinen Puls überträgt, sagte sie zu sich selbst, so wird der überlästige Doktor daraus Folgerungen ziehen und meinen armen Leuten Dinge über mich in den Kopf setzen, an denen kein wahres Wort ist.

Sie setzte sich zum Klavier, sie griff nach einem Buche, sie versuchte es, zu schreiben; nichts von Allem wollte ihr zusagen. Ein Blick in ihr Tagebuch fesselte sie endlich. Sie vertiefte sich in dieses phantastische Gebege, in diese Nacht voll glänzender Erscheinungen, von einer Sonne erhellt, welche nicht die Sonne der andern Menschen war; hier glaubte sie Ruhe und Fassung zu gewinnen, und sie las weiter. Aber sie merkte nur nicht ihre fieberische Erregung, welche dieses Leben in ihr hervorrief; sie fühlte sich sehr matt, als die einsprechende Tante sie gleichsam erweckte und ihr zu melden kam, daß der Oheim den Arzt zu ihr einführen wolle. Mit einem lauten Schrei des Schreckens schlug sie das Tagebuch zu und nachdem sie es in größter Eile in den Schreibtisch verschlossen hatte, führte sie das Taschentuch zu Stirn und Augen, strich die Locken aus dem Gesichte und athmete tief auf, mit Ergebung dem Eintretenden entgegenblickend.

Die Art und Weise des Arztes vermehrte den Eindruck, welchen seine Erwartung in Lydia schon hervorgerufen hatte. Die Anmaßlichkeit seiner ganzen Erscheinung, die Sicherheit, mit welcher er zu Werke zu gehen versprach, das Zudringliche seiner Fragen, alle jene Aeußerungen, durch welche der gewandte praktische Mann den leichten Sieg bei sinnlichen Slavinnen und überspannten Britinnen zu erringen gewohnt war, verfehlten nicht nur ihre Wirkung auf Lydia, sondern brachten sogar die entgegengesetzte hervor. Sie saß stumm da und nichts unterbrach folglich den Fluß der Rede des Doktors. Er erging sich mit maßloser Breite in das Reich seiner großen Erfahrung; er sprach von Nerven, wie wie wenn ein Kaufmann von seidenen Schnüren spricht; er versuchte es, eine Entwickelung sämmtlicher Nervenkrankheiten gleichsam in einer Nuß für Laien zu entwerfen und schloß endlich damit, daß in dem verliegenden Falle durchaus nichts Räthselhaftes und Wunderbares für ihn sich zeige, als die vorgefaßte Meinung des alten Herrn, und daß der Zustand der jungen Dame sich auf eine sehr gewöhnliche Frauenzimmerkrankheit reduziren lasse und demgemäß auch gewöhnliche Mittel hinreichen werden.

Lydia hatte von dem ganzen Vortrage kein Wort vernommen. Der alte Graf merkte zuerst diese Abwesenheit und machte den Arzt aufmerksam auf dieselbe. Er richtete jetzt wieder eine direkte Frage an Lydia, welche sie zerstreut und unbestimmt beantwortete. Der Doktor lächelte und sagte leise zu dem Grafen: „dieß bestätigt mich um so mehr in meiner Annahme. Ich werde sie jetzt nur noch bitten, mir verschiedene Mittheilungen zu machen, bei welchen ich die Gegenwart der Kranken lieber vermieden wissen möchte. Also unter vier Augen, auf Ihrem Zimmer, Herr Graf!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Kollekteur hielt Jemandem auf der Straße ein Lotterieloos hin mit den Worten: „Nehmen Sie schnell, morgen wird Ihr Glück gezogen! — „Ich bin mit meinem ungezogenen ganz zufrieden,“ war die Antwort.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 143 8. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Es war aber der Chevalier von Saint Laurent, der sich einfand, und der ganz athemlos auf den Stuhl der ihm angeboten wurde, mehr fiel als sich setzte.

„Wie heiß ist es doch selbst diesen Abend noch!“ rief er, sich die Stirne wischend, aus. „Ich komme auch sehr weit her; die Nacht ist bereits im Anzuge, und wenn man keine Waffen bei sich hat, so ist es sehr unklug, mit einer so beträchtlichen Summe, wie ich sie bei mir habe, sich auf den Straßen umherzutreiben; — namentlich wenn diese Summe Einem nicht zu eigen gehört,“ setzte er nach einer Pause hinzu.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte die gute Dame.

„Es ist dieß eine Ueberraschung, die ich mir für Sie vorbehielt;“ fuhr der Chevalier fort. „Ich habe Ihnen eine kleine Summe zu überbringen, die Ihnen gehört. Ich weiß zwar wohl, daß Sie sie nicht brauchen, denn Ihre Einnahmen sind größer als Ihre Ausgaben, allein was schadet dieß. Sie können ja unserer lieben Blanka damit irgend eine Freude machen, indem Sie ihr ein Paar Toilette-Gegenstände weiter kaufen. Mit Einem Worte: es handelt sich um eine Wiedererstattung von zwölfhundert Franks, welche der Graf von Prosny, ein alter Bekannter meines armen Montaran, diesem schon seit mehr als zwölf Jahren schuldete; vor etwa acht Tagen bin ich ihm auf der Straße begegnet, und er hatte mich ersucht, dieses Geld, das ich Ihnen hier bringe, der Wittwe zu übergeben.

Mit diesen Worten legte der Chevalier vor den Augen der Frau von Montaran, die ganz verblüfft dastand, zwölf Rollen auf den Tisch, die er aus allen möglichen Taschen zusammensuchte.

„Zwölfhundert Franks!“ rief die Marquisin aus.

„Zwölfhundert Franks!“ versetzte der Chevalier gelassen.

„Interessen glaubte ich keine dafür annehmen zu sollen;“ — „Ihr Gemahl würde eben so gehandelt haben, da gute Freunde keine Geldgeschäfte miteinander machen.“

Frau von Montaran drückte dem Chevalier im Gefühle stummen Glückes die Hand, denn sie vermochte kein Wort hervorzubringen, sondern nur ein stilles Dankgebet zu dem Geber unerwarteter Glücksgüter empor zu senden.

„Und nun,“ sagte der Chevalier, „machen wir unsere Partie Piquet? Sie sind mir noch Revange von gestern Abend schuldig.

„Ich danke;“ sagte die Marquisin, welche befürchtete, der Chevalier möchte dem Besucher begegnen, den sie erwartete, „ich fühle mich nicht ganz wohl; überdieß ist es schon spät und ich bedarf der Ruhe.“

„Es ist ja noch nicht acht Uhr!“ sagte der Chevalier.

„Es muß neun Uhr seyn,“ versetzte die Marquisin, „sehen Sie nur auf Ihrer schönen, mit Brillanten besetzten Uhr nach, auf die Sie einen so hohen Werth legen, und nach der Sie immer unsere alte Standuhr richten.“

„Meine Uhr,“ stammelte der Chevalier, „habe ich diesen Abend nicht bei mir, allein ich gehe weg, indem ich Ihnen eine gute Nacht wünsche.“

„Das wird sie gewiß werden, liebster Freund, denn ich werde mit dem Gedanken an Sie einschlafen.“

„Zwanzig Jahre früher würden Worte dieser Art den armen Chevalier ganz überglücklich gemacht haben. Diesen Abend machten sie ihn nur einfach glücklich.

Von diesem Tage an richtete Herr von Saint Laurent die Standuhr seiner Freundin nicht mehr nach seiner, mit Brillanten eingefaßten Uhr, aber der Miethzins der Marquisin wurde bezahlt.

V.

Eine Botschaft.

Marianne hatte geplaudert. Als der Chevalier weg ging, um seinen Verdauungs-Spaziergang anzutreten, wie er sich selbst ausdrückte, sah er die arme Magd weinend in ihrer Küche sitzen. Der gute Mann fühlte sich davon ergriffen, weil er ihre Thränen seinen Zornesäußerungen zuschrieb. Er trat deßhalb auf sie zu und richtete einige freundliche Worte an sie, allein ihre Thränen flossen jetzt nur um so reichlicher, als sie Theilnahme bemerkte.

„Ach, Herr Chevalier,“ rief sie endlich unter Schluchzen aus, „ich weiß wohl, daß das Ihnen vorgesetzte Mahl Ihrer nicht würdig war; allein in unseren Umständen waren wir glücklich, Ihnen nur so viel bieten zu können. — Nächsten Dienstag wird es nicht einmal mehr dazu reichen.“

Der Chevalier verstand Anfangs nicht gleich ganz, was damit gemeint sey, allein eine unbestimmte Ahnung veranlaßte ihn, in Marianne zu dringen, sich deutlicher auszusprechen, und er erfuhr jetzt zum ersten Male die bedrängte Lage, in der sich seine beiden Freundinnen befanden. Er schloß sogleich einen Vertrag des Stillschweigens mit Marianne, in welchem er sich anheischig machte, von dem, was sie ihm mitgetheilt, nichts zu wissen, während sie über alles schweigen solle, was er thue. Aus diesem Grunde verschwand die schöne Uhr aus der Tasche des Chevaliers zu Gunsten des Hauseigenthümers, und der Stock mit goldenem Knopfe, nebst Schuhschnallen mit Brillanten, die goldenen Vorsteknadeln mit Edelsteinen und einige kostbare Ringe wanderten ebenfalls gegen eine erkleckliche Summe zu einem gefälligen Jouvelier, die als Vorschuß in die Hände von Lieferanten kamen, bei welchen Marianne wieder Leckerbissen einkaufen konnte, indem sie ihre Herrin versicherte, es sey wirklich Alles unbegreiflich wohlfeil und das feine Geflügel und die Fische kosteten nicht mehr, als ein Schinken, so daß die gnädige Frau sehr unrecht hätte, wenn sie, statt der delikaten Speisen dem Chevalier alltägliche vorsetzte.

Die Marquisin, die, wie alle vornehmen Damen, die Marktpreise der Haushaltungsgegenstände nicht kannte und sich ganz blind auf ihre alte Marianne verließ, freute sich darüber, daß man nicht mehr so ängstlich zu sorgen brauche, wie in den vergangenen Monaten und dachte nicht entfernt daran, der Sache näher nachzuforschen. Der arme Chevalier dagegen sah von Tag zu Tag seine kleinen Einnahmsquellen sich vermindern und sein äußerst mäßiges Einkommen erlaubte ihm nicht, nachdem er sämmtliche Gegenstände von Werth verkauft hatte, länger mehr die süße Rolle der Vorsehung zu spielen. Namentlich war ihm um Blanka's Schicksal bange. Er kannte jetzt das Geheimniß des heimlichen Arbeitens des armen Kindes und wußte, daß das, was er seither für einen angenehmen Zeitvertreib gehalten hatte, ein beschwerliches und ermüdendes Geschäft sey. Seit einigen Wochen sah er, wie sie sichtbar blässer wurde, wie bläuliche Ringe sich um ihre schönen Augen zogen und ein trockenes Hüsteln deutete auf eine etwas angegriffene Brust in Folge der sitzenden Lebensart und des Mangels an Genuß von frischer Luft. Nach und nach kam er von den Täuschungen zurück, in die er sich hinsichtlich der Zukunft seines Schützlings gewiegt hatte: denn immer noch wollte sich der schöne, liebenswürdige und reiche Gemahl nicht einstellen, auf den er für das junge Mädchen fest gerechnet hatte. Es war auch nicht wohl denkbar, daß ein Gemahl dieser Art Fräulein von Montaran, das frische und einfache, unter dem Grase verborgene Veilchen in dem bescheidenen Atelier der Straße Sainte Katharine aufsuchen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

(Fortsetzung.)

Hierauf wurde noch eine halbe Viertelstunde im Beiseyn der Kranken verplaudert, wobei sie selbst wider Willen mit in das Gespräch gezogen wurde. Es handelte sich hier um gleichgültige Dinge, welche jedoch den Arzt als Weltmann, als Mann der Gesellschaft zeigen sollten. Lydia wurde gleichsam ins Verhör vernommen; die Promenaden, Konzerte, Reunionen, die hervorragendsten Persönlichkeiten kamen an die Reihe, mit losem Finger wurde selbst der kleine Skandal berührt; Alles, Dinge, die nach der gewonnenen Erfahrung gute Wirkung auf die Fremden machen und zu einer dem Heilverfahren sehr günstigen Vertraulichkeit führen, die hier aber ohne Erfolg, wie Pfeile von einem stählernen Schilde abprallten. Nun brach der Doktor etwas verstimmt auf und gab durch einen Wink zu verstehen, daß er für jetzt genug wisse.

Man ließ Lydia allein, welche sich langsam erholte, die Blicke ringsumher schweifen ließ und als sie sah, daß kein Arzt mehr sich in ihrer Nähe befinde, dem Kammermädchen klingelte. In Eile wurde die Toilette besorgt, nach langer Zeit einmal wieder das Pferd vorgeführt und nach dem Verlauf von einer halben Stunde sah man die liebliche Amazone in Begleitung eines Jockey's aus dem Hofe reiten.

Der Doktor saß noch immer bei dem alten Grafen und der Baronin. Er hatte nach Allem gefragt, um daraus für sich eine Krankheitsgeschichte zu bilden. Nicht nur der körperliche Zustand von Lydia's Eltern, sondern auch ihre Lebensläufe mußten ihm offenbart werden und dann eben so Alles, was die Verwandten von dem jungen Mädchen wußten und was doch so wenig war. Da hörte man den Hufschlag der Pferde und als man zum Fenster eilte, flog Lydia hoch und herrlich, mit wehendem Schleier die Allee hinab. Neue Besorgniß erfüllte den Oheim; die Baronin machte sich Vorwürfe, daß sie Lydia allein gelassen hatte, allein der Doktor beruhigte Beide, indem er sich also vernehmen ließ: „Das sind nun eben Nervenkranke! Himmel und Hölle nebeneinander; Tod und Leben. In diesem Augenblicke wollen sie vergehen, hinschwinden, sind für nichts empfänglich, abwesend, oft nicht recht bei Verstande, und gleich darauf, zu Allem aufgelegt, wenn man sie sprechen hört, vollkommen wohl, unternehmend sogar, voll Lebenslust. Diese Zustände sind nie gefährlich, wohl aber in ihren möglichen Folgen bedenklich; die Kranken wollen behandelt seyn. Die Mittel, welche der Arzt zunächst im-

mer anwenden kann, haben es freilich nur mit dem Körper zu thun, allein durch den Körper wirkt man auf die Seele zurück. Es ist wahrhaft erstaunlich, zu welchen Einfluß das Gefühl ungetrübter Gesundheit, zu welcher ich die regelmäßige Funktionirung sämmtlicher Eingeweide ohne Ausnahme hauptsächlich rechne, auch auf die moralische Kraft des Menschen ausübt.“

So redete der gescheute Doktor, allein die junge Reiterin, welche jetzt so muthig dahinsprengte, war dennoch kränker, als er dachte; und um so bedenklicher, da gewöhnliche Heilmittel hier nicht ausreichten.

* * *

Lydia wurde bänglich vermißt. Frau v. Hohenberg wußte, daß sie am liebsten den Weg zu einer bewaldeten Höhe einschlug, von welcher ein Bach brausend in das Thal stürzte. Der Pfad war wenig betreten; die Aussicht war gering von oben und nur die stille Einsamkeit des Waldes anziehend, der in ihr sein ihm ganz eigenthümliches Leben ungestört entfalten konnte. Dieses Naturleben zog Lydia an. Die Baronin dachte sie hier in ihren Träumereien versenkt und beschloß, sie aufzusuchen. Sie wollte bis zu der Höhe fahren und dann zu Fuße sich in das Dickicht vertiefen. Schon war sie angekleidet und der Wagen bereit, als ein Besuch gemeldet wurde. Otto war es, der einen Fremden vorstellen wollte. Verdrießlich blickte die Baronin auf die Uhr: es war bereits drei Viertel auf Eins; der Besuch kam ihr ungelegen und sie zögerte einige Augenblicke, ihn anzunehmen. Die Sonne brannte draußen gewaltig und sie fürchtete für die Kranke nachtheilige Folgen, wenn sie in dieser Hitze nach Hause ritte. Sie hatte sich vorgenommen, sie zu bereden mit ihr zu fahren und das Pferd dem Jockey zu überlassen. Der Umstand, daß Otto den Fremden brachte, dann der Wagen, der vor der Thüre hielt und es bezeugte, daß die gnädige Frau noch nicht ausgefahren sey, bestimmte sie, endlich die gemeldeten Herren zu empfangen. Sie dachte, daß ihre Toilette, der Wagen, die nahe Eßstunde, den Besuch zum baldigen Aufbruch nöthigen würde.

Mein Gott, seufzte sie, schon wieder fünf Minuten hin; nur noch zehn Minuten bis Eins und meine arme Lydia in der gräßlichen Mittagshitze, den schwachen Kopf den glühenden Sonnenstrahlen preisgegeben!

Hier traten die beiden Herren ein. Otto stellte ihr in dem Grafen von E. aus Westphalen einen seiner Freunde vor, welcher die Gelegenheit des gemeinschaftlichen Badebesuches dazu benützen wollte, eine längst ersehnte Bekanntschaft zu machen, zu der ihm bis jetzt noch kein günstiger Anlaß sich geboten hatte. Die Baronin würde zu jeder andern Zeit den interessanten jungen Mann mit größerer Theilnahme empfangen haben als gerade jetzt. Der kühle Empfang schien ihn etwas unangenehm zu berühren, wenigstens verrieth sein krankhaftes Aussehen, daß er sich nicht wohl fühlte. Er sprach nur wenig und dieses nicht ohne Zwang, dabei schien sein schwarzes Auge gleich wie suchend im Zimmer umher zu irren.

Otto entging das Peinliche der Situation nicht; er brach auf, um die Ausfahrt der Frau v. Hohenberg nicht aufzuhalten; auch sein Vater und die jungen Damen seyen nicht daheim, setzte er entschuldigend hinzu, um sein Erscheinen in diesem Augenblicke zu rechtfertigen. Die Baronin erwiederte in herkömmlichen Ausdrücken, und der Fremde wurde von ihr eingeladen, recht bald ihren Familienkreis zu besuchen. Er versprach es und entfernte sich. Die beiden jungen Herren begleiteten die Dame zum Wagen, die nun freier athmete, als sie dem Bedienten den Befehl ertheilte, daß der Kutscher eilen solle und die starken Pferde, trotz Hitze und Berg, den leichten Wagen muthig fortrissen.

(Fortsetzung folgt.)

Rede

zur feierlichen Preisevertheilung an der königlichen Landwirthschafts- und Gewerbs-Schule zu Aschaffenburg,

gehalten

am 27. August 1849

von dem königl. Rektor derselben, Professor

Dr. ***Kittel.***

Wir stehen, liebe Schüler, am Ziele unserer dießjährigen Laufbahn, und müssen nun fragen, haben wir den Zweck erreicht, den wir im Besuche des Unterrichts der Landwirthschafts- und Gewerbs-Schule vorgesteckt erhielten? Haben wir uns mit den dauernden nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten bereichert, welche zu unserer Ausbildung als Menschen und künftige Staatsbürger, zur Erreichung des Glückes unserer Selbst und unserer Mitbürger nothwendig sind? Die vor wenigen Tagen abgehaltenen Prüfungen und die hier vor den Augen der verehrungswürdigen Versammlung aufgestellten technischen Arbeiten haben den Beweis geliefert, daß ein großer Theil von euch den Erwartungen euerer Eltern entsprochen haben. Dieß ist ein erfreulicher Trost für uns Lehrer, daß unsere Bemühungen nicht fruchtlos waren und der Same des Unterrichts größten Theils auf gutes Erdreich fiel. Noch mehr gewährt es mir Vergnügen, öffentlich hier aussprechen zu dürfen, daß im Laufe dieses bewegten Jahres unsere Schüler bei aller Munterkeit, welche jungen, gesunden und lebensfrohen Leuten nie fehlen soll, mich kein einziges Mal in die Nothwendigkeit versetzt haben, schwerere Strafen verhängen zu müssen: gewiß ein erfreuliches Zeichen des guten sittlichen Geistes unserer Schule. Man muß bei der Erziehung junger Leute nur nicht die Aeußerungen jugendlicher Munterkeit und des ihrem Alter angemessenen Leichtsinnes mit vorbedachter Bosheit und laster-

hafter Verworfenheit verwechseln, sondern den richtigen Maßstab der Beurtheilung anzulegen wissen. Gegen die Kinder anderer Leute sind viele Menschen strenger in ihrem Urtheile, als gegen sich und ihre eigenen Kinder: und das ist nicht recht. Um Fehler von Schülern richtig zu beurtheilen, muß man väterlich urtheilen, väterlich strafen, das heißt: man muß sich aufs Gewissen fragen: Wie würdest du in diesem Falle verfahren, wenn dein eigenes Kind das fehlende gewesen wäre? Mit einem Worte: man soll sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Dagegen darf man alsdann bei Erkenntniß boshafter Handlungen desto strenger einschreiten.

Diese Grundsätze der Erziehung leiteten auch mich, seit ich mit der Führung der Schule betrauet wurde. Immer soll uns der Spruch des göttlichen Meisters in den Ohren klingen: Laßt die Kleinen zu mir kommen!

Die Kenntnisse und Fertigkeiten unserer Schüler sind wirklich von der Art, daß wir uns darauf Einiges zu gut thun können. Nur Eines bekümmert mich, daß die jungen Leute oft von den Eltern nicht dem Berufe zugewendet werden, der sich an unserer Schule so schön entwickelt, und daß sich dieser Mißgriff in der gewerblichen Bestimmung zuweilen durch Erfolglosigkeit empfindlich rächet. Da wo der Beruf richtig gewählt wurde, hat unser Unterricht schon schöne Früchte getragen; und zahlreiche ehemalige Schüler unserer Anstalt zeichnen sich sowohl in den Gewerben, als im Staatsdienste durch Geschicklichkeit und ein ehrenwerthes Betragen aus.

Aber nicht bloß in den Gewerben auch in der landwirthschaftlichen Sparte haben wir schon einige tüchtige Oekonomen geliefert, die, jetzt im Auslande, unserer Schule durch ein dankbares Herz verbunden sind. Heute zu Tage sollte jeder gebildete Mann landwirthschaftliche Kenntnisse sich aneignen. Gerade durch die politischen Konstellationen der Neuzeit wenden sich jetzt mehr als jemals Männer der praktischen Landwirthschaft zu, deren Kenntnisse und Charakter sie zu den höchsten Ehrenstellen im Staate berechtigten, und so führt ein anderes Extrem des politischen Lebens die Menschen wieder dahin zurück, von wo das Staatsleben in seiner Wiege ausgegangen ist, — zum Pfluge und dem Feldbaue.

Seit Thär den einträglichen Berufskreis eines Leibarztes verließ und die deutsche Wissenschaft der Landwirthschaft begründete, schämt sich kein Mann von Geist, Kenntnissen und Mitteln mehr, dem landwirthschaftlichen Stande anzugehören, und seitdem hat die Wissenschaft solche Fortschritte gemacht, daß so wie die deutschen Forscher in den höheren Regionen der Philosophie, so in den bescheidenen des Landbaues und der Viehzucht allen Nationen des Erdballes voranleuchten.

Diese Rücksicht und die Ueberzeugung, daß Gewerbe und Landwirthschaft eine gleiche Fortbildung erreichen, und diese Verbindung und Wechselwirkung der Gewerbsindustrie und der gesteigerten landwirthschaftlichen Produktion sich Hand in Hand vorwärts bewegen sollen, war der leitende Gedanke, welcher unsere Gewerbs-Schulen zugleich zu Landwirthschafts-Schulen machte, nicht daß diese Anstalten rein die landwirthschaftliche Praxis gewährten, welche man ja auf jedem Bauerngute erlangen kann; sondern in dem Bewußtseyn, daß heute zu Tage keinem Gewerbsmanne ein allgemeines Verständniß des landwirthschaftlichen Betriebs und seiner Bedingnisse fehlen dürfe. Sind ja doch die ausgezeichnetsten Landwirthe jetzt darüber einig, daß derjenige junge Mann, welcher sich die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, wie sie auch an unserer Schule dargeboten werden, gründlich aneignet, und im Besitze der Gewandtheit der Geschäftsaufsätze und der Mathematik ist, sich schnell in der Praxis zurechtfindet, und bald den rationellsten Landwirthen sich beizugesellen im Stande ist.

Seit Thär die Naturwissenschaften und die Mathematik zur wissenschaftlichen Grundlage der Landwirthschaft gemacht hat, seitdem hat nicht nur die Theorie, sondern auch die Praxis der Landwirthschaft die bewunderungswürdigste Ausdehnung und Vervollkommnung erlangt, und dieß in der kurzen Zeit von 40 Jahren. Denn 1809 erschienen Thärs Grundsätze der rationellen Landwirthschaft, welche der Leitstern der Landwirthschaft für alle folgende Zeit geworden sind.

Vor Thär war die Kenntniß des Bodens und seiner Mischung, seiner Düngung und Bearbeitung nicht weiter gediehen, als zur Zeit der römischen Weltherrschaft. Er lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Landwirthe auf die Grade der Erschöpfung der Bodenkraft durch die einzelnen Kulturpflanzen, und seitdem ist dieser Theil der rechnenden Landwirtschaft zu einer Ausbildung gelangt, welcher wahrhaft an das Wunderbare gränzt. v. Wulffen und Vogt, Schüler Thär's bildeten diesen Theil der Wissenschaft aus, und durch Hlubeck und v. Schlicht erhielt er seine allgemeine unumstößliche, mathematischformelle Vollendung, so daß man mit Hülfe weniger Angaben durch ein kleines Rechnungs-Exempel den mittleren Ertrag eines jeden uns fremden Gutes an Körnern, Futter und Handelsprodukten, oder die Verwerthung des Futters in Fleisch, Milch oder Käse, der Kartoffeln als Futter, als Stärke oder als Branntwein berechnen und so im Voraus ohne kostspielige Versuche den einträglichsten Verwerthungsweg wählen kann. Dazu ist aber nothwendig, daß der junge Mann die Rechnung der Algebra lernt, die eben an unseren Anstalten gelehrt wird.

(Schluß folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 144 9. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Dieser Phönix von einem Gatten war übrigens vorhanden, allein wenn er auch nicht alle Eigenschaften besaß, welche der Chevalier für Blanka sich träumte, so vereinigte er doch manche Vortheile in sich, mit denen sich viele Leute begnügt hätten, die weniger anspruchsvoll waren.

Drei Monate waren seit jenem Tage verflossen, an welchem wir zum ersten Male den kleinen alten Mann in dem Atelier haben erscheinen sehen, wo er bei Mlle. Viktoria eine so bedeutende Bestellung gemacht hatte. Seit dieser Zeit hatte sich derselbe, unter dem Vorwande, die Arbeit zu überwachen, jeden Morgen eingefunden, und hatte sich Stunden lang mitten unter die jungen Mädchen gesetzt, die er durch seine Erzählungen und pikanten Scherze unterhielt. Um sich die Gunst der Mlle. Prudence ganz zu versichern, hatte er, ohne zu handeln, noch weitere Bestellungen gemacht, und die jungen Mädchen gewann er dadurch vollends ganz für sich, daß er nie anders, als die Taschen voll Zuckersachen und Leckereien sich einstellte, die, wie er sich ausdrückte, dazu bestimmt seyen, sie in ihren Arbeiten zu ermuthigen und ihren Eifer anzuspornen. Natürlicher Weise erwarteten die Blumistinnen jeden Tag mit Ungeduld die Ankunft des Herrn Daquin, denn dieß war der Name des alten Mannes. Mlle. Prudence, so strenge sie sonst war, nahm in Betracht seines gesetzten Benehmens keinen Anstoß an seinen Besuchen, die sie um so weniger sich zu verbitten wagte, weil sie einen guten Kunden dadurch zu verscheuchen fürchtete.

Unter den jungen Mädchen zeigte nur Blanka eine außerordentliche Zurückhaltung gegen ihn, und beantwortete die an sie gestellten Fragen über ihre Arbeit und Gesundheit stets so kurz als möglich. Ihre Augen fortwährend auf ihr Geschäft gerichtet, schien sie ganz theilnahmlos gegen alles, was um sie herum vorging, und sie lächelte kaum über die oft sehr pikanten Geschichten, womit der alte Erzähler seine lärmenden Zuhörerinnen amusirte. Allein er ließ sich dadurch nicht abhalten, ihr dennoch die größte Aufmerksamkeit zu erweisen, die so weit ging, daß er eines Tages, als er sie ein wenig husten hörte, sogleich wegeilte und ihr Hustenzucker zurückbrachte.

Bald war es sämmtlichen jungen Arbeiterinnen klar, daß die Blumen nur der Vorwand, Fräulein Blanka aber der wahre Grund der häufigen Besuche Vater Daquins seyen, wie man ihn jetzt nannte, und man hielt es für eine ausgemachte Sache, daß er in das Fräulein Marquisin verliebt sey. Man wird leicht begreifen, daß Mlle. Viktoria, verletzt über den Vorzug, den auch der schöne Anatole Blanka zu Theil werden ließ, sich veranlaßt fühlte, diesen von den im Atelier umlaufenden Gerüchten in Kenntniß zu setzen.

„Herr Daquin," setzte sie hinzu, „ist weder schön noch jung, aber er ist reich, ungeheuer reich, und da läßt sich leicht denken, daß die kleine Adelige wohl ein Auge zudrückt, um eine gute Partie zu machen."

Anatolen fiel diese Mittheilung schwer auf's Herz, denn schon lange hatte ihn eine heftige Neigung für Fräulein v. Montaran erfaßt, der zu Liebe er sogar seinen nichts weniger als ganz regelmäßigen Lebenswandel geändert hatte. Er trieb sich nicht mehr in den Kaffeehäusern und Theatern umher, sondern arbeitete fleißig, und sobald die Schreibstube Abends geschlossen wurde, eilte er sogleich in das Atelier der Mlle. Prudence, ja er besuchte sogar regelmäßig jeden Sonntag die Messe, nur um Fräulein Blanka dort zu sehen. Die in ihm vorgegangene Umwandlung blieb auch nicht unbelohnt, indem sein Prinzipal, Herr Bonami, der ohnehin die Absichten der Mll. Prudence witterte, ihm in ihrem Neffen einen dereinstigen Nachfolger zu geben, ihn zum zweiten Gehülfen ernannte, mit der Aussicht, bei nächster Gelegenheit ihn zu dem wichtigen Range des Obergehülfen vorrücken zu lassen.

Stolz auf sein Avancement, voll Vertrauen auf die glänzende Zukunft, die sich ihm öffnete, und im höchsten Grade beunruhigt über die Mittheilung, welche Mll. Viktoria ihm gemacht hatte, waffnete sich der schöne Anatole mit einem festen Entschluß und begab sich zu seiner Tante, um dieser seine Absichten mitzutheilen und die Tochter der adeligen Hausbewohnerin zur Ehe zu verlangen.

„Was fällt Dir ein!" rief die Blumistin bestürzt, „Dich im Alter von kaum zweiundzwanzig Jahren verheirathen zu wollen! und dazu noch mit einem Mädchen

ohne Vermögen, mit der Tochter einer Frau, die nur Schulden hat und ihre Hausmiethe sehr unregelmäßig, ja zuweilen gar nicht bezahlt!"

„Ich weiß dieß Alles," versetzte Anatole mit tragischem Feuer, „allein ich verlange auch von Fräulein von Montaran nicht mehr, als sie mir zuzubringen vermag, Tugend, Geist und Schönheit!"

„Ein schönes Heirathsgut," versetzte Mlle. Prudence, „damit kommt man in einer Haushaltung nicht weit."

„Für das, was darin fehlt, sind ja Sie da, meine liebenswürdige Tante," fuhr der schöne Neffe mit der einem einzigen Erben eigenthümlichen Sicherheit fort, der von der Zärtlichkeit, die er einflößt, fest überzeugt ist; „überdieß werde ich über kurz oder lang Notar und vermag dann hundertfach Ihre Vorschüsse wieder zu ersetzen, die Sie unserer jungen Haushaltung gemacht haben werden."

„Um Notar zu werden," versetzte Mlle. Prudence ärgerlich, muß ich ja die Stelle kaufen, und dazu habe ich stets auf das Heirathsgut Deiner künftigen Frau gerechnet!"

„Da haben Sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht, meine verehrteste Tante! „Nein, Sie verkaufen Ihr schönes Haus in der Straße Saint Martin, das schafft Ihnen eine Sorge vom Halse und erwirbt Ihnen eine anbetungswürdige Nichte! Sie können bei dem Handel nur gewinnen."

„Niemals!" rief die Blumistin unter zunehmendem Zorne, „ich werde nie die Hand zu einer solchen Thorheit bieten. — Nie werde ich in Dein Unglück willigen und lieber enterbe ich Dich."

„Thun Sie dieß, Madame," rief der Schreiber, sich in den Mantel seiner Würde hüllend, „Sie sind Herrin Ihres Eigenthums, ich aber bin Herr meines Herzens, — von heute an haben Sie keinen Neffen mehr, ich überlasse Sie Ihren Gewissensbissen! Der Tag wird sicher kommen, an dem Sie bitter bereuen werden, Ursache des Unglückes des Zärtlichsten aller Erben gewesen zu seyn. Dann ist es aber zu spät, denn wenn man mir durch Ihre Schuld die Hand derjenigen verweigert, die ich liebe, so werden Sie noch erfahren, wohin eine hoffnungslose Leidenschaft führt!"

Mit diesen Worten, die Anatole mit einer ausdrucksvollen, tragischen Pantomime begleitet hatte, ergriff er seinen Hut, drückte ihn tief in die Augen und verließ seine Tante, die ihm zitternd und tief erschüttert über eine solche Verzweiflung nachblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war Otto mit seinem Freunde in den Garten zurückgekehrt, um ihn durch schattige Lauben nach der Allee zu begleiten, die das Thal durchschnitt und an deren entgegengesetztem Ende E.'s Wohnung lag, jenes kleine Häuschen, in welchem wir den Dichter schon einmal belauscht haben. Die beiden jungen Männer sprachen wenig, denn die Hitze schien zu drückend auf Beiden zu lasten. Aus der Stadt hörte man von den Thürmen die erste Stunde des Nachmittags herübertönen. Mit diesen dumpf durcheinander dröhnenden Schlägen, diesem oftmals wiederholten Einuhrschlag, ging in E.'s Wesen eine plötzliche Veränderung vor. Zuerst überkam es ihn wie Angst; laut athmend, fast stöhnend faßte er krampfhaft Otto's Arm und drehte sich um, nach der Gegend, aus welcher sie kamen. Als Otto befremdet eine Frage an ihn richten wollte, hatte sich jener schon wieder gefaßt und versuchte es, weiter zu gehen; allein mit solcher Eile, daß es seinem Begleiter ebenso auffiel. Diese Eile ward aber nur durch die Nähe einer Bank hervorgerufen, die der von Schwindel Ergriffene noch zu erreichen hoffte, ehe er zu Boden fiel.

Die Baronin war jetzt zu dem Walde gelangt, der die Höhe des Hügels bedeckte. Sie ließ ihr Auge ringsum schweifen und erhob sich oft von dem Sitze, um weiter blicken zu können, wenn die Gesträuche ihr bei einer Wendung des Weges die nächsten Gegenstände dem Auge entzogen. Sie war überzeugt, daß Lydia diesen Weg eingeschlagen haben mußte und daß sie dieselbe hier finden würde. Sie hatte sich nicht getäuscht. Nahende Pferde und die Stimmen einiger Menschen ließen sie hoffen, die Gesuchte erreicht zu haben. Sie spähte aufmerksam den Kommenden entgegen. Mit tödtlicher Angst sah sie einen Bauernwagen langsam näher fahren und den Jockey, Lydia's Pferd am Zügel führend, daneben reiten. Lydia ist todt! war das Erste, was sie dachte. Der Kutscher trieb die Pferde an, und als man noch einige Schritte von dem Trauerzuge getrennt war, ließ die Baronin halten und stürzte auf den Wagen zu. Die guten Leute hatten das Fräulein am Wege ohnmächtig gefunden und ihr anfänglich aus Zweigen und etwas Heu ein nothdürftiges Lager auf dem Wagen bereitet; dann — als sie an einem Bauernhause vorüberfuhren — waren sie bedacht gewesen, einige Betten jenem Lager hinzuzufügen damit jetzt die Leidende ganz gemächlich ausruhen könne.

Frau v. Hohenberg berührte Lydia; sie fuhr ihr mit der Hand über die Stirne. Lydia schlug die Augen auf und blickte freundlich nach ihr hin.

„Mir ist wohl," sagte sie mit einem gewöhnlichen Tone, „und ich brauchte mich nicht so kläglich fahren zu lassen, wenn ich mir im Sturze den Arm nicht ver-

staucht hätte, so daß ich nicht mehr im Stande bin, den Zügel zu halten.

Die Baronin fühlte sich erleichtert, als sie das geliebte Mädchen so sprechen hörte. Sie bat sie, sich in ihren Wagen tragen zu lassen und Lydia willigte gern darein. Die wackern Bauern kehrten reichlich belohnt zurück. Nachdem nun die Baronin, den Kopf der Kranken an ihre Schulter gelehnt, und sie mit dem Arme umfangend und sicher haltend, in dem Wagen saß, winkte sie dem Jokey, daß er sich dem Schlage nähern sollte, um von ihm die nähern Umstände des Unfalls zu erfahren. Aber Lydia ergriff das Wort und sagte: „Wir waren gerade am Eingange des Dorfes, das auf der Höhe liegt, wo der Wald sich lichtet. Von dem grauen Kirchthurme summten in demselben Augenblicke drei Schläge, so furchtbar dröhnend, wie ich noch nie welche vernahm; ich blickte nach dem alten verwitterten Zifferblatte der Uhr und sah, daß es Dreiviertel auf Eins war. Ich fühlte einen Fieberfrost durch meinen Körper ziehen, obgleich es heißer Mittag war. Um ihn zu bekämpfen, spornte ich mein Pferd und sprengte durch das Dorf und so noch eine Weile fort. Dann fiel mir ein, daß sie Alle ungehalten und beunruhigt seyn würden, käme ich nicht zur Tafel, und so kehrte ich um. Ich hatte noch anderthalb Stunden, allein ich mußte auch noch zu Hause ankommen, mich in andere Kleider werfen. Ich war wieder im Dorfe und gerade an der Kirche, als die alte Thurmuhr aushebt und jetzt wie ein vernichtender Wetterstrahl der weithin dröhnende heisere und doch so gewaltige Schlag Ein Uhr verkündet. Mein Pferd scheut, macht einen Sprung seitwärts, ich vermag mich nicht mehr zu halten, oder — ich weiß es nicht recht anzugeben — ich lasse mich selbst fallen. Von diesem Augenblicke weiß ich nichts mehr; auf dem Bauernwagen kam ich erst wieder zu mir selbst und bald vernahm ich Ihre liebe Stimme."

Die Hand der Baronin streichelte das liebe Haupt und bat, daß Lydia jetzt ausruhen möchte. Der hellen, freundlichen Frau zog aber eine trübe Ahnung durch den Sinn, die auf einen seltsamen geheimnißvollen Zusammenhang zu deuten schien. Zufällig hatte sie um Dreiviertel auf Eins nach ihrer Uhr geblickt und sich dabei sonderbar ergriffen gefühlt; um diese Zeit hatte sich auch der fremde bleiche Graf aus Westphalen ihr vorstellen lassen. Solche Geheimnisse regen uns auf; allein diese Aufregung hätte die Baronin v. Hohenberg bedeutend mächtiger empfunden, wenn sie den Fremden beobachtet hätte, als er mit dem Schlage Ein Uhr an Otto's Seite zusammenstürzte.

* * *

Wir wollen und können hier keine Krankheitsgeschichte schreiben; aber eben so wenig sind wir gesonnen, die Erscheinungen, welche sich hier in rascher Folge zeigten, mit nüchternen Worten zu erklären. Hier spielten alle Farben jenes Geheimnisses, jenes Prisma's der Seele, das die Menschen mit den uneigentlichsten Namen benennen. Animalischer Magnetismus, Nachtseite des Daseyns, Hellsehen — welche entwürdigende Bezeichnungen für eine Erscheinung, die uns den Vorhang lüftet und uns den ahnenden Blick in ein Daseyn werfen läßt, das subtilere Beziehungen kennt und an andere Bedingungen geknüpft ist, als die nur die Wohlfahrt des Körpers bezweckenden.

Lydia's Zustand erlitt keine Veränderung, trotz der Arzneien, mit welchen der geschäftige Doktor sie bestürmte. Graf E. hatte seinen Besuch nicht wiederholt.

Der Oheim Lydia's hatte angefangen, sich ein System zur Heilung seiner geliebten Nichte und Mündel auf eigene Hand zu bilden. Von den Arzneien hielt er in diesem Falle selbst nicht viel. „Die Nerven," sagte er, „sind verstummt, je nun! so müssen sie umgestimmt werden." Und dann kamen alle jene schönen Vergleiche an die Reihe, die man kennt, wie z. B. „des Menschen Seele ist einem Instrumente zu vergleichen," u. s. w. Zuerst gedachte er diese Verstimmung durch Zerstreuungen zu heben. Wir leben wie unter Clausur, pflegte er jetzt zu äußern, und haben es doch wahrhaft nicht nöthig. Diese Einsamkeit ist wirklich für ein lebhaftes Gemüth zum Tollwerden. Ich kann mirs wohl denken, daß die Seele, von der tödtlichsten Langeweile am Tage geplagt, Nachts eine ihrer würdige Gesellschaft sucht. Ich sage, ich kann mirs denken, daß man ganz von selbst, auf solche närrische Gedanken gerathen kann, und daß zuletzt dieses zu fixen Ideen führt. Nein! wir wollen dafür sorgen, daß die Seele ihre Zerstreuung findet und sich unter ganz ebenbürtigen Seelen, wie es unser Stand bedingt, nach Kräften amüsire!"

(Fortsetzung folgt.)

Rede

zur feierlichen Preisevertheilung an der königlichen Landwirthschafts- und Gewerbs-Schule zu Aschaffenburg,

gehalten

am 27. August 1819

von dem königl. Rektor derselben, Professor

Dr. *Kittel.*

(Schluß.)

Vor Thär kannte man nur die von Karl dem Großen schon eingeführte, von den Römern erlernte Dreifelderwirthschaft, dann die alte Eggartenwirthschaft der Alpen und die Gros- oder Koppelwirthschaft des Nordens. Thär lehrte erst die verbesserte Sechs- und bequeme Vierfelderwirthschaft für kleine, dann die 7—8 und 9 Felderwirthschaft für große Güter mit Weideschlägen, eingerichtet nach Boden, Klima und Absatz-

wegen. Nachdem zugleich die Kartoffeln als Nährstoff für Menschen und Vieh in Aufnahme gekommen, und Schubart den Kleebau eingeführt, konnte die übliche Dreifelderwirthschaft nicht mehr bestehen: die Brache wurde bebaut. — Da aber Klee nur nach längeren Zeiträumen, d. h. nach 6—8jährigem Körnerbaue wieder einschlagen kann, so war die verbesserte Dreifelder- d. h. die sechsschlägige Wirthschaft von selbst geboten, wobei aber der Klee nothwendig in die zweite Brache desselben Schlages kommen mußte, und demnach auf ausgesaugtem Boden nur zu häufig versagte. Dieß führte dahin, daß der Klee in die Winterung des dritten Turnus gerückt und dadurch die gewohnte Fruchtfolge geändert werden mußte, wodurch eine Art Neunfelderwirthschaft entstand.

Thär war es, welcher zuerst den Grundsatz aufstellte, daß Ackerbau und Viehzucht sich gegenseitig unterstützen müssen, daß mit Aufhebung der Brache das durch den Körner- und Handelsgewächsbau erschöpfte Ackerland nur dann neue Ernten gestatte, wenn durch vermehrte Düngerproduktion wieder dem Boden neue Kraft zugeführt werde: er lehrte zuerst die Stallfütterung und Aufhebung der Weide für Milch- und Mastvieh. Durch Aufhebung der Rindviehweide aber wurde das Weideland für den Acker- und Wiesenbau zugängig und nicht nur eine größere Menge Nahrungsmittel für den Menschen, sondern auch Futter für das Vieh erzeugt, so daß nicht nur das Vieh in größerer Anzahl gehalten, sondern auch veredelt, d. h. produktiver werden konnte. Diese Umgestaltung des landwirthschaftlichen Betriebs gestattete nun eine größere Vermehrung der Menschen auf derselben Fläche, in derselben Ortsgemarkung. In der That sehen wir überall, wo die Weideländer in Aecker und Wiesen verwandelt und die Stallfütterung bei vermehrtem Futterbau eingeführt worden war, die Bevölkerung sich rasch vermehren und den Viehstand sich nicht nur an Zahl, sondern auch in Qualität auffallend verbessern. Jetzt stehen wir an dem Punkte, daß jener Thär'sche Grundsatz sich zu dem neuen Satze gesteigert hat, daß die Viehzucht mit entsprechendem Futterbau die Grundlage des Ackerbaues sey; weil die Körnererzeugung nur durch die Düngerproduktion möglich ist. Wir sehen den unfruchtbarsten Sandboden unter dem Segen des durch Stallfütterung gewonnenen flüssigen und festen Düngers die reichsten Ernten spenden. Seit 40 Jahren sind solche Aenderungen in der Landwirthschaft eingetreten, daß, wer die allmähligen Fortschritte nicht gesehen hätte und aus der Zeit von 1780 plötzlich in das Jahr 1850 versetzt würde, die Felder seiner Heimath nicht mehr zu erkennen im Stande wäre.

Aber neben dieser inneren Verbesserung der landwirthschaftlichen Produktion lief noch eine durch die Fortschritte der Naturwissenschaften gewonnene Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Nebengewerbe mit jener gleichzeitig fort. Die Vervollkommnung der Bierbrauerei, der Branntwein-Brennerei, der Stärke- und Stärkezucker-Fabrikation, die Fabrikation des Runkelrübenzuckers, des deutschen Kaffees, die Verbesserung der Mahlmühlen, die Käse- und Butterbereitung und wie diese Nebenproduktionen heißen mögen, wurden zur kräftigsten Stütze des landwirthschaftlichen Betriebs; während zu gleicher Zeit die landwirthschaftlichen Maschinen eine bewunderungswürdige Vervollkommnung erhielten: die Pflüge, die Eggen und alle Ackerwerkzeuge wurden verbessert, die Ackerwalze eingeführt, die Häckfel-, Wurzel- und Futterschneidmaschinen gewährten eine bessere und nahrhaftere Futterbereitung; die Wiesen wurden planirt, die nassen entwässert, die trocknen durch die kunstvollsten Anlagen bewässert, und die Grasproduktion auf das Doppelte gesteigert. Mit einem Worte, der Geist wissenschaftlich gebildeter Männer, in die landwirthschaftliche Praxis das Licht der Naturwissenschaften übertragend, hat im Verein mit der Noth, welche erfinderisch macht und das verschmähete Bessere aufnöthiget, die deutsche Landwirthschaft auf die hohe Stufe gehoben, auf der sie jetzt steht, und die besonders das westliche Deutschland auszeichnet und zum Muster für alle Länder hervorhebt, zugleich aber auch in die Klasse der gebildeteren Landwirthe die Ueberzeugung lebendig gemacht hat, daß der Boden dem gründlich gebildeten Geiste eine höhere Rente gewährt, als dem mechanisch eingeübten Bauer, der an dem Alten ohne Unterschied festhält.

Darum wird auch an den Gewerbs-Schulen Landwirthschaft gelehrt und der Schüler mit den Prinzipien einer guten Feldwirthschaft theoretisch und praktisch bekannt gemacht. Demjenigen, welcher Verstand und Sinn für die Landwirthschaft an unsere Schule mitbringt, kann der Erfolg nicht fehlen.

So schließen wir denn in den besten Hoffnungen das Schuljahr, indem wir an die würdigsten Schüler, welche sich entweder in allen Zweigen des technischen Unterrichts oder in besonderen Sparten derselben hervorgethan haben, die Ehrenpreise austheilen, welche Se. Majestät unser allergnädigster König für dieselben auszusetzen geruhet haben. Möge diese öffentliche Anerkennung für alle ein Sporn seyn, auf der Bahn der Erweiterung nützlicher Kenntnisse und der Vervollkommnung gesehener verbreitender Kunstfertigkeiten rastlos fortzuschreiten. Möget ihr, liebe Schüler, allesammt dem Volke durch Bildung und sittlichen Anstand die Ueberzeugung abnöthigen, daß die technischen Lehranstalten eine Wohlthat für die Jugend und den künftigen Bürgerstand sind, damit alle ihre fähigsten Söhne denselben zur Vorbildung für das Leben übergeben und dadurch die Möglichkeit für ihr künftiges Glück und ihre Wohlfahrt begründen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 145 11. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Besserer Rath kommt über Nacht, sagt ein altes Sprichwort, und der Rath, der Mlle. Prudence kam, war ohne Zweifel den heißen Wünschen ihres Neffen günstig, denn um sieben Uhr Abends des folgenden Tages bereitete sich die Blumistin zu einer Toilette vor, wie sie in ihrem Leben noch keine gemacht hatte. Die alte Jungfer hatte die Gedanken an Anatole's Schmerz nicht zu ertragen vermocht und Geld und Vernunft trat vor diesem trostlosen Bilde in den Hintergrund. Sie breitete ihre Arme gegen den verliebten Neffen aus, der durch ihr Versprechen, noch heute Abend um Fräulein von Montaran bei deren Mutter anzuhalten, ganz wieder mit seiner Tante ausgesöhnt wurde.

Aus diesem Grund sehen wir auch Mlle. Prudence gravitätisch die Treppe in das zweite Stockwerk hinauf steigen, wo sie vermöge ihres Aufputzes und ihrer Haltung einen Eindruck hervorzubringen hoffte. Blanka arbeitete unterdessen im Atelier und hatte keine Ahnung davon, daß man sich in diesem Augenblicke so ernstlich mit ihr beschäftige.

Herr von Sainte Laurent aber und seine alte Freundin, die sich wie gewöhnlich zu ihrem abendlichen Piket-Spiel niedergesetzt hatten, waren seit einer Stunde damit beschäftigt, den Sinn und Zweck eines Briefes zu errathen, welchen ein Diener in reicher Livree dem Chevalier in die Wohnung der Marquisin gebracht hatte.

Der Brief lautete wie folgt:

„Herr Chevalier!

Eine äußerst wichtige Angelegenheit, bei der namentlich die Frau Marquisin von Montaran, deren Freund Sie sind, sich in hohem Grade interessiren wird, veranlaßt mich, Sie zu bitten, Sie Morgen um die Mittagsstunde in Ihrer Wohnung besuchen zu dürfen. Es bedarf keiner Antwort für den Ueberbringer dieses Briefes. Sind Sie Morgen abwesend, so werde ich mich an einem andern Tage einfinden.

Ihr Diener
Antoine Daquin."

Die beiden Freunde hatten sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, und verloren sich in Muthmaßungen über den Brief und dessen Verfasser, als Marianne eintrat und Mlle. Prudence meldete.

„Verzeihen Sie, Frau Marquisin," sprach die Blumistin, nachdem sie auf dem Stuhle Platz genommen hatte, den ihr der Chevalier galanter Weise gebracht hatte, „aber es gibt Umstände in diesem Leben, in welchem einen der Drang des Herzens zudringlich erscheinen läßt, und ich befinde mich in diesem Falle."

Diese, in sentimentalem Tone vorgetragene Einleitung, versetzte Frau von Montaran in neues Staunen, die bis dahin mit Mlle. Prudence sehr wenig in Berührung gekommen war. Obwohl sie von deren Ehrbarkeit überzeugt war, denn sonst hätte sie ihr ihre Tochter nicht anvertraut, so deutete doch die Feierlichkeit, mit der die Blumistin diesen Besuch abstattete, auf ein bedeutendes Ereigniß, das die Marquisin entfernt nicht ahnen konnte. Das Stillschweigen, das sie beobachtete, als Mlle. Prudence zu sprechen aufgehört, setzte diese in grausame Verlegenheit. Als sie den dringenden Bitten ihres Neffen nachgegeben, hatte sie Anfangs zwischen ihrer Stellung und der adeligen Dame einen nur zu ihrem Vortheil ausfallenden Unterschied erblickt, indem ihrem Vermögen Blanka's Mutter nichts als einen werthlosen Rang entgegenzusetzen vermochte. Als sie sich aber der durch ihre Würde imponirenden Dame gegenüber befand, so bemerkte sie etwas spät, daß der Schritt doch nicht so leicht sey, den sie gewagt hatte. Das bescheidene Vermögen oder vielmehr die nahezu elende Lage der Marquisin verschwand jetzt in den Augen der Blumistin, und sie sah nur die große Dame vor sich, von der sie die Tochter für ihren Neffen, zweiten Gehülfen bei Herrn Bonami, zur Ehe verlangte.

Sie mußte daher eine bedeutende Verlegenheit überwinden, ehe sie es vermochte, den Grund ihres Besuches zu erwähnen; endlich gelang es ihr, hervorzubringen, daß auf ihren Neffen Anatole, einen jungen Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechtige, der Anblick des Fräuleins von Blanka von Montaran einen sehr tiefen Eindruck gemacht habe. Sie habe ihn zwar darüber getadelt, allein in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren höre man nicht leicht auf die Vernunft, aus diesem Grund wäre sie im Stande, ihr ganzes Vermögen, das man sogar bedeutend nennen könne, hinzugeben, nur um

Digitized by Google

ihren Neffen — glücklich zu sehen, setzte sie hinzu, die Stimme dämpfend, wie wenn sie sich des Wunsches schämte, der darin ausgedrückt lag.

Die Marquisin und der Chevalier nahmen diese Mittheilung mit einem Erstaunen auf, das sich auf den Gesichtern beider aussprach, obgleich der Ausdruck verschiedener Art war. In dem Chevalier kochte der Zorn über diese Keckheit, während die Marquisin im Hinblick auf ihre traurige Lage das kühne Begehren der Blumistin wenigstens entschuldigte, wenn auch nicht billigte. Weil sie aber nach der lebhaften Röthe, die das Gesicht des Herrn von Saint Laurent färbte, fürchten mußte, daß er Anatole's Tante gar zu stolz abfertigen würde, beeilte sie sich, das Wort zu ergreifen, und indem sie mit ihrer Weltgewandtheit sich anstellte, als finde sie in der Mittheilung der Mlle. Prudence nichts, als die Theilnahme einer guten Verwandten für die unzeitigen und unglücklichen Gefühle ihres Neffen, sagte sie:

„Ihre Mittheilung ergreift mich aufs Tiefste, liebe Frau, und ich will meine Bemühungen mit den Ihrigen vereinigen, um Herrn Anatole von einer Leidenschaft heilen zu helfen, die ihm nur Pein verursachen kann. Ich verstehe vollkommen, was Sie in diesem Falle von mir erwarten. Sie wünschen ohne Zweifel, daß ich diejenigen von dem armen Jungen entferne, welche die unschuldige Ursache seines Unglücks ist. Ich werde dieß ohne Zögern thun, so sehr ich auch bedauere, meine Tochter von Ihnen wegnehmen zu müssen; aber für Uebel dieser Art gibt es kein besonderes Heilmittel als Abwesenheit, und ich werde unsere freundschaftlichen Nachbarschafts-Verhältnissen nicht brechen, ohne Ihnen noch einmal meine Dankbarkeit für das aussprechen, was mein liebes Kind bei Ihnen gelernt hat."

Mlle. Prudence bemerkte wohl die Falle, die man ihr gestellt hatte, und fühlte, daß die Marquisin sie nicht verstehen wolle. Ihr plebejischer Stolz fühlte sich aufs Empfindlichste verletzt und sie war nahe daran, eine Seite herauszukehren, die nicht die liebenswürdigste ist, welche man aber stets bei Leuten trifft, die durch angestrengte Arbeit zu Vermögen gelangt sind; aber ihr gesunder Verstand trug zuletzt den Sieg davon. Obgleich sie quittengelb geworden war, faßte sie sich doch und dankte der Marquisin für die Rücksichten, die sie für ihren Neffen habe, bedauerte unendlich, eine so liebenswürdige Person und geschickte Arbeiterin verlieren zu müssen, ergoß sich in Lobeserhebungen über die Eigenschaften, die Reize, die Bescheidenheit des jungen Mädchens und schloß mit der Versicherung gegen die alte Dame, daß früher oder später eine ausgezeichnete Partie für Fräulein von Montaran sich finden würde. Um aber mit allen Kriegs-Ehren abzuziehen, und den Kampf auf eine aklatante Art zu beendigen, setzte sie noch hinzu:

„Vielleicht ist bereits ein Bräutigam gefunden, der der Frau Marquisin anständig wäre."

„Wer sollte dieß seyn?" fragte Herr von Saint Laurent rasch.

„Ein Millionär," versetzte die Blumistin, „einer unserer besten Kunden! — Herr Antoine Daquin!"

„Antoine Daquin!" riefen die Marquisin und der Chevalier zu gleicher Zeit aus.

„Unglücklicher Weise," fuhr Mlle. Prudence fort, „ist er alt, gebrechlich, häßlich. — und bürgerlichen Standes. — Aber bei einem Millionär," setzte sie im Hinausgehen und mit beißender Ironie hinzu, „sieht man über Manches hinweg."

VI.

Eine Komödien-Scene.

Der Name Antoine Daquin, des unbekannten Verfassers des Briefes, der die Marquisin und den Chevalier so sehr beschäftigte, brachte einen solchen Eindruck auf Beide hervor, daß der Spott der Mlle. Prudence ganz seinen Stachel darüber verloren hatte. Diese war indessen, so rasch sie konnte, die Treppe hinabgeeilt, und hatte, in ihrem Zimmer angekommen, Hut, Shawl und Handschuhe in eine Ecke geschleudert, und war fast ohnmächtig auf einen Stuhl gesunken, indem sie ihrem schönen Neffen, der sie ängstlich befragte, nichts zu erwiedern vermochte, als die Worte, die ihr der Zorn in den Mund gab:

„Die Tochter ist ein Zieräffchen! — und die Mutter eine unverschämte Person!"

„Wir lassen aber die Blumistin nach Belieben ihrem Erben die Mittheilung von dem furchtbaren Schlage machen, der seine Hoffnungen vernichten mußte, und kehren zu der Marquisin von Montaran zurück, die so wenig, wie ihr alter Freund, sich von ihrem Erstaunen erholen konnte.

„Welch' eine Zeit! Welch' ein Jahrhundert!" rief der Chevalier aus. „Eine Blumenhändlerin wagt es, an eine Verbindung zwischen einem Mitgliede ihrer Familie und einer Montaran zu denken! — Ein Antoine Daquin! — Irgend ein Krämer, der durch den Verkauf von Oel und Seife reich geworden ist, — der noch überdieß alt und häßlich ist wenn das wahr ist, was diese Frau sagte, und der es wagt, Ansprüche auf die Hand des edelsten und liebenswürdigsten Mädchens von Paris zu machen!"

„Ja," sagte die Marquisin mit Ruhe, „aber Sie dürfen auch hinzusetzen, der ärmsten, was sehr Vieles erklärt."

„Was liegt am Vermögen," rief der Chevalier aus, „das wäre wahrhaftig eine schöne Geschichte, wenn man auf den Stammbaum der Montaran einen Daquin oder Simonet pfropfte! Heut zu Tage ist es freilich nicht anders; Töchter von Kaufleuten heirathen Marschälle des Reichs! — Allerdings sind diese Leute einander werth und können sich wohl heirathen."

Mit diesen Ansichten über Mißheirathen und noch voll Zorn über das gestern gehörte, erwartete der Chevalier von Saint Laurent um Mittag im dritten Stock-

werke, wo er wohnte, den unverschämten Menschen, welcher nach der Aussage der Mlle. Prudence es wagte, nach der Hand des edlen Fräuleins Blanka v. Montaran zu streben. Mit dem Schlage zwölf Uhr ertönte auch die Glocke an seiner Thüre.

„Er ist wenigstens pünktlich," murmelte der Chevalier. — „Aber wir wollen uns lustig machen über die Ansprüche dieses Herrn! — Allerdings sind wir nicht reich, ja sogar ganz das Gegentheil davon, aber wir lassen uns deßhalb doch nicht durch Vermögen zu einer solchen Heirath bestimmen!" — Mit diesen Worten zupfte er an seinen Manchetten, rückte sein Kreuz vom heiligen Ludwig zurecht und erwartete festen Fußes die Ankunft des Herrn Antoine Daquin.

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

(Fortsetzung.)

Der Oheim Lydias hatte nichts Geringeres im Sinne als sein Haus der Gesellschaft zu öffnen und seinen jungen Damen Gelegenheit zu verschaffen, ihre Talente, ihre Schönheit, ihre Kunstfertigkeit im hellsten Lichte glänzen zu lassen. Nach einigen Monaten hoffte er dann von einer sogenannten Luftveränderung die er sich und den Angehörigen auf einer Reise nach dem Süden in Aussicht stellte, vollständige Herstellung des Gleichgewichts aller Körper- und Seelenkräfte, denn nur in diesem gestörten Gleichgewichte sah er Lydia's bedenklichen Zustand entstehen und selbst Gefahr für alle Uebrigen.

Er theilte seine Vorsätze zuerst der Frau v. Hohenberg mit, welche dem Versuche ihren Beifall nicht versagte. Dann wurden Otto und Franziska herbeigezogen und wie es sich von selbst versteht, waren sie ebenfalls den Absichten des theuern Vaters, der geliebten Mutter nicht entgegen. Jetzt blieb nur noch Lydia, deren Bestimmung vor Allen die wichtigste war.

Es ist aber das Besondere in dem Wesen sogenannter Nervenkranker, daß sie von der tiefsten Abgezogenheit mit großer Begierde zur belebtesten Gesellschaft übergehen; ebenso daß jede Veränderung ihrer momentanen Lage sie freudig erregt, und hierin sind sie von den bloß körperlich Leidenden, da wir bei Nervenleiden eine krankhaft ergriffene Seelenthätigkeit annehmen, bedeutend unterschieden, da solche Patienten jede Gesellschaft gern vermeiden und überhaupt mit Widerwillen von jeder Veränderung sich abwenden und in ihrer Lage wie in ihren Schmerzen mit Stumpfheit verharren.

Daher zeigte sich auch Lydia dem Vorschlage zugethan; ja, sie erfaßte den Gedanken mit solcher Heftigkeit, daß sie den Onkel inständig bat, recht bald einen öffentlichen Ball zu besuchen, oder noch besser einen zu geben und als er ihr die Zusage freudig ertheilt hatte, so ging sie auch schon daran, über ihren Putz sehr gründlich nachzudenken, zu den Modehändlern zu fahren, Vieles auszuwählen, mit den ersten Schneidern sich zu berathen, Pariser Modebilder zu befragen und Stunden lang vor dem Spiegel zu stehen. Franziska konnte sich nicht genug über dieß Alles verwundern und hörte nicht auf, ihrer Mutter von Lydia's kokettem Wesen zu berichten und ihrem Bräutigam Otto gegenüber sich selbst dabei in das ehrbarste Licht zu stellen. Mit der plötzlichen Verwandlung der Kranken war eigentlich Niemand zufrieden, als der alte Graf, der in dieser Wirkung des bloß in Aussicht gestellten Vergnügens, den günstigen Erfolg für seine Theorie eine Zerstreuungskur abzusehen sich berechtigt hielt. Frau v. Hohenberg schüttelte ungläubig das Haupt, wenn ihr Freund ihr seine sanguinischen Hoffnungen mittheilte.

Das, was sich sonst in Lydia's Innerem zutrug, könnte einzig und allein aus ihrem Tagebuche entziffert werden, das jetzt viele ihrer Aufzeichnungen empfing. Statt seine Geheimnisse jedoch zu verrathen, wollen wir indessen lieber die Begebenheiten selbst sprechen lassen.

* * *

Es war Nachmittags vier Uhr. In Lydia's Zimmer stellt sich uns ein trübes Bild dar. Die Fenster waren geschlossen und die Vorhänge herabgelassen. Auf hohen silbernen Leuchtern brannten einige gelbe Wachskerzen, welche ihren zitternden Schein auf den mit einem weißen Tuche bedeckten Tische fallen ließen. Ein kleiner grüner Zweig ruhete in der Weihwasserschale, und auf dem Bette lag ein junges Mädchen, dessen Gesicht die Blässe des Todes umschwebte.

Es war Lydia. —

Neben ihr stand ein Priester, ein kleines Kruzifix in der Hand, welcher mit lauter Stimme betete; und der Arzt legte seine Finger abwechselnd an ihren Puls und an ihr Herz, um zu erspähen, ob noch nicht das Leben in diese Hülle wieder zurückkehre. In einer Ecke des Zimmers saß Franziska und weinte still; ihre Mutter hatte ihrem alten Freunde, dem Grafen, die Hand gereicht und Beide ließen ihre Blicke von der Todten zu dem Arzte schweifen, der sie mit Ruhe beobachtete.

Das Schweigen hatte bereits lange geherrscht; endlich unterbrach es der alte Graf, dessen Herz es nicht länger zu ertragen vermochte. „Ist sie denn wirklich todt?" fragte er den Doktor, „und kann nichts sie unserer Liebe zurückgeben?"

„Ich wage es fast nicht mehr, Ihnen Hoffnungen zu erregen," erwiederte der Mann der Wissenschaft, „und doch muß ich es gestehen, daß ich in diesen ruhigen Zügen durchaus keines von den Merkmalen des wirklich schon eingetretenen Todes wahrnehmen kann. Es ist wahr; der Körper ist kalt, der Puls schweigt und das

Herz schlägt nicht mehr. In allen Organen ist die vollständige Unempfindlichkeit eingetreten. Die Kranke sieht, hört und fühlt nicht mehr. Aber auch der Starrkrampf und der Scheintod zeigen ähnliche Symptome.“ —

„Dieser Scheintod währt ja alsdann ganz entsetzlich lange, sagte Frau v. Hohenberg, „seit fünf Stunden warten wir ängstlich auf das kleinste Lebenszeichen. Wer weiß, ob nicht unsere Lydia bereits seit gestern Abend in diesem Zustand sich befindet? Ihr Kammermädchen, die hier nebenan schlief, hat nichts gehört und weiß nichts zu sagen.“ —

„Es gibt Lethargien,“ entgegnete der Doktor, „welche mehrere Tage, selbst ganze Wochen dauern.“ —

„Sie hoffen also doch?“ rief ängstlich forschend Frau v. Hohenberg.

„Ich erwarte, was sich zutragen wird,“ erwiederte kalt der Doktor, ohne den Blick von der Kranken abzuwenden.

Hier trat Otto herein. Er war, während diese Trauerscene in Lydias's Zimmer stattfand, in einem andern Theile des Hauses beschäftigt gewesen, Diener nach allen Richtungen fortzusenden, um die für den Abend geladenen Gäste von dem so plötzlich hereingebrochenen Unglücke in Kenntniß zu setzen. Denn an diesem Abende wollte der alte Graf seinen ersten Ball geben und gestern noch hatte Lydia mit großer Lust den Zubereitungen zugesehen, bei den Dekorirungen der Säle selbst angeordnet, und sich im Kreise ihrer Verwandten sehr zufrieden mit Allem geäußert. Unter den heitersten Gesprächen war der Abend verstrichen und mit den frohesten Erwartungen für den morgigen Tag hatte man sich getrennt; bei Niemand war nur die leiseste trübe Ahnung aufgestiegen und Lydia hatte nicht die mindeste Vorempfindung. Desto schrecklicher war die Ueberraschung am Morgen, als man das geliebte Mädchen zum Frühstück erwartete und nun die Dienerin erschien mit der fürchterlichen Meldung. Statt des Balls eine Leichenfeier, statt der Walzer Gebete, statt heitere Farben Trauer!

Otto's Geschäft war beendigt; die Kunde von Lydia's Tode war überall hin verbreitet worden und man durfte keine äußerliche Störung des tiefen Schmerzes der Familie befürchten. Er näherte sich dem Bette und betrachtete mit einer heiligen Scheu, mit einer unwillkürlichen Ehrfurcht die lieblichen Züge, die geschlossenen Augen, die nur der Schlaf geschlossen zu haben schien. Stillschweigend griff seine Hand nach dem Zweige und besprengte mit Weihwasser den Körper. Franziska war jetzt auch näher getreten und hatte sich über ihre geliebte Freundin gesenkt, um einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Da rief sie: „Ein Hauch fuhr an meiner Stirne vorüber!“ und die in der Stube vernahmen ein leises Geräusch, wie ein kaum hörbares Flattern.

Plötzlich — alles Uebrige blieb regungslos — plötzlich zuckten die Lippen Lydia's und wie ein tiefer Seufzer entschwebte es ihrer gepreßten Brust. Der Arzt hob die fast ohnmächtig gewordene Franziska empor, dann stand er unbeweglich, das Auge auf die Erscheinung gerichtet; die Andern wagten es kaum, zu athmen.

Jetzt sprach sie — aber leise kaum vernehmbar — folgende Worte!

„Wo bist Du, Heinrich? ich suche Dich überall! Ich vergesse Zeit und Entfernung — ich suche Dich — überall. Wie schön wäre es hier mit Dir! und Du fehlst! Welch ein Licht umfließt mich, welch ein Duft um mich her, und die Farben des himmlischen Bogens über den ganzen Horizont verbreitet! Die Sonne ist schon wieder da und Du fehlst immer noch; die Natur erwacht bereits, die Vögel singen, die Insekten schwirren, die Blumen wiegen ihre Kelche und sprechen zu einander; durch die Wälder zieht ein heiliges Brausen — Alles schwelgt in Glück, nur ich bin allein! — Ich fühle es, daß ich in meinen irdischen Körper zurückkehren muß — und ich habe Dich heute nicht gefunden, Heinrich!“

„Was ist das?“ fragte verwundert Frau v. Hohenberg. Der alte Graf war aufgestanden; Franziska, die sich wieder erholt hatte, näherte sich; aber der Doktor bedeutete Allen, sich ruhig zu verhalten und begnügte sich selbst, hier nur theilnehmend zu beobachten, ohne durch irgend ein absichtliches Einschreiten diese räthselhaften Aeußerungen zu stören.

„Fort von diesen Blumen“ — hauchte jetzt Lydia — „ich muß nach Hause — man erwartet mich — aber was ist das? Bin ich denn gestorben? was geschieht mit meinem Körper? Wollen sie mich in einen Sarg verschließen, mich in die Gruft senken, mich von Dir, Heinrich, trennen? Sind wir vielleicht schon getrennt? Ach, unsere Liebe ist mein Glück, meine Zukunft, mein Leben! So unbarmherzig wollten diese Menschen mit meiner Schönheit und Jugend seyn? Heinrich, und Du vermagst mich nicht zu retten!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Wien gab der berühmte Magier Bosko eine Vorstellung bei Hofe. Unter Andern war auch Metternich zugegen. Mit Erlaubniß des Kaisers stellte Bosko Seine Majestät unter eine große Pyramide, und berührte dieselbe mit seinem Zauberstabe, worauf der Kaiser im Nu verschwunden war. — „Wo steckt Seine Majestät?“ fragte Metternich. Da näherte sich Bosko dem Staatskanzler und gab die Antwort: „Durchlaucht haben sie in der Tasche.“ — Und so war es auch wirklich.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 146 13. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Sie wohnen etwas hoch, Herr Chevalier,“ sagte der alte Mann im Eintreten, „allein trotz des Hustens, den diese mir zugezogen haben, bin ich deßhalb doch erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ Zu gleicher Zeit setzte sich Herr Daquin ohne Umstände, und wie wenn er schon seit zwanzig Jahren der Freund des Chevalier wäre, auf einen Stuhl.

Herr von Saint Laurent mußte seine ganze Kaltblütigkeit und seine feine Lebensart zusammen nehmen, um die üble Laune nicht bemerken zu lassen, in die ihn die Manieren dieses Menschen versetzten. Allein er hielt noch an sich und fragte in ziemlich höflichem Tone, ob er derjenige sey, der eine Unterredung mit ihm wünsche?

„Und wer sollte es denn seyn,“ versetzte der Greis, „ich kenne nur einen Daquin auf der Welt und der bin ich. Ich bekenne mich also als den Schreiber des Billets, das Sie empfangen haben.“

„Gut, mein Herr,“ sagte der Chevalier, den dieser spitzige Ton immer mehr verletzte; „lassen Sie uns die Sache kurz abmachen, die Stunde meiner Promenade hat geschlagen und ich bin sehr pünktlich.“

„Mehr, als Ihre Uhr,“ unterbrach ihn Daquin etwas höhnisch. — „Es thut mir leid, aber unsere Unterredung wird etwas länger dauern, als Sie wünschen.“

„Wenn ich Sie aber kurz haben will, mein Herr!“ versetzte der Chevalier rasch.

„Sie können sie in diesem Augenblicke so wünschen,“ fuhr der Alte fort, „aber ich gebe Ihnen höchstens zehn Minuten Zeit, Ihre Meinung zu ändern, und stehe Ihnen dafür, daß Sie mich dann gegen meinen Willen zurückhalten werden.“

„Es sey um zehn Minuten, Herr Daquin, an Ihnen ist es nun, das Geheimniß aufzufinden, das mich interessirt, — denn ich gewähre Ihnen nicht eine Sekunde mehr.“

„Die Frau Marquisin v. Montaran ist Ihre Freundin,“ sagte Herr Daquin, „ich weiß, daß es auf der Welt keine achtungswürdigere Dame gibt, wie sie, denn sie erträgt mit bewunderungswürdiger Geduld Entbehrungen aller Art und ein langes Unglück, das sie nie hätte kennen lernen sollen.“

„Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß Frau von Montaran unglücklich sey?“ rief der Chevalier, aufs Tiefste verletzt, aus, daß irgend Jemand, außer ihm, die peinliche Lage der Marquisin kenne.

„Die Gesundheit der Marquisin ist aufs Tiefste erschüttert,“ fuhr Herr Daquin fort, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen; „ihre Tochter ist eine arme Blume, die durch ihre angestrengte Arbeit und ihre jetzige Lebensart zu Grunde geht! Den beiden Frauen bleibt kaum noch ein Einkommen von neunzehnhundert Franks; ihre Schulden vermehren sich und ihre Einnahmsquellen nehmen immer mehr ab. Seyen Sie offen, mein Herr, ist dieß nicht das traurige, aber wahre Gemälde der Lage ihrer Freundinnen?“

„Mein Herr,“ sagte der Chevalier, ich gestehe Niemand das Recht zu, sich in dergleichen Privatangelegenheiten zu mischen, und zwar Ihnen am allerwenigsten, denn ich weiß nicht, wer Sie sind, und sie können nur auf Schleichwegen diese Dinge erfahren haben. Brechen wir also hier ab, mein Herr! — Wenn Sie jünger wären, so würde ich Sie über Ihr Benehmen zur Rechenschaft ziehen! Aber aus Rücksicht für Ihre Jahre will ich Ihnen die Mühe ersparen, mir den Zweck Ihres Besuches mitzutheilen, den ich überdieß schon kenne, weßhalb wir folglich gar nicht nöthig haben, unter uns darüber zu sprechen!“

„Sie kennen den Zweck meines Besuches?“ rief der Alte aus. „Da bitte ich sehr, ihn mir mitzutheilen!“

„Es handelt sich um eine Heirath,“ erwiederte der Chevalier kalt.

„Um eine Heirath?“

„Mit einem sehr reichen Narren, dessen verbranntes Gehirn allein eine solche Verbindung träumen konnte.“

„Wie heißt er, mein Herr, wie heißt er?“ fragte der Greis mit einem Interesse, das er nicht zu verbergen vermochte.

„Nun! Er heißt, wie Sie,“ versetzte der Chevalier barsch, „da Sie mich zwingen, Ihnen denselben zu nennen.“

„Ich sollte es seyn!“ rief der Alte, auf seinem Stuhle

Digitized by Google

vor Lachen zurückfallend. „Ich sollte mich vermählen! Ich sollte um die Hand des Fräuleins von Montaran anhalten! Ach! Herr Chevalier, sehen Sie mir doch ins Gesicht, sehe ich denn so aus, als wenn ich mit Heirathsgedanken umginge?“

„Es handelt sich also nicht von Ihnen?“ fragte Herr v. Saint Laurent verblüfft.

„Mein Herr,“ versetzte der Greis, plötzlich aufstehend und mit einer Würde, die er bis dahin noch nicht an den Tag gelegt hatte, — „wenn ich auch jung, reich und schön wäre, so würde ich doch nie die Kühnheit besessen haben, einem Fräulein von Montaran den Antrag zu machen, den berühmten Namen ihrer Voreltern mit dem gemeinen bürgerlichen Namen Antoine Daquin zu vertauschen.“

„Was wollen Sie denn aber sonst von mir?“ fragte der Chevalier, ganz gerührt über die Erklärung des alten Mannes, die so ganz mit seinen Ansichten übereinstimmte.

„Was ich will,“ versetzte dieser spöttisch, „das würde ich Ihnen sagen, wenn die zehn Minuten, die Sie mir zur Erklärung zugestanden haben, nicht abgelaufen wären.“

„Sprechen Sie doch, mein Herr, sprechen Sie doch,“ rief der Chevalier lebhaft, indem er seinen Besucher aufforderte, sich nieder zu setzen.

„Ich kam allerdings, um wegen der Verheirathung Ihres liebenswürdigen Schützlings mit Ihnen zu sprechen,“ sagte der Alte, sich auf seinem Stuhle wieder niederlassend, aber die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, ist so eigenthümlicher und neuer Art, daß ich Sie zuerst um Ihr Wort bitten muß, mich mit kaltem Blute und ohne Zorn anzuhören.“

„Das gebe ich Ihnen,“ sagte der Chevalier über diese Einleitung etwas beängstigt, obgleich die Neugierde den Sieg davon trug.

„Wohlan, mein Herr,“ fuhr der Greis fort, „ich halte bei Ihnen um die Hand des Fräuleins von Montaran an, über die ihre Mutter nach ihrem Rathe verfügen wird, und zwar für einen Mann, den ich nicht eher nennen darf, als bis Alles zwischen uns abgeredet und festgestellt ist.“

„Das ist sehr sonderbar!“ sagte der Chevalier. „Ich werde aber doch wenigstens erfahren dürfen, ob dieser Mann jung ist?“

„Acht bis neunundzwanzig Jahre.“

„Von Adel?“

„Seine Familie kann sich mit der ältesten messen.“

„Und sein Vermögen?“

„Es trägt jährlich über eine Million Franks! Allein er kann bei seiner Verheirathung seiner Gemahlin nur dreimalhunderttausend Franks Renten zusichern!“

„Dreimalhunderttausend Franks Renten!“ rief der Chevalier aus.

„Und diese werden vollkommenes Eigenthum der Fürstin, über die sie ganz nach Belieben verfügen kann.“

Die Gesichtsfarbe des Chevaliers hatte seit einigen Minuten alle Farben des Regenbogens angenommen; die letzten Worte des alten Mannes brachten jedoch ein so dickes Roth darauf hervor, daß fast ein Blutschlag zu befürchten stand. Plötzlich wurde er aber ganz leichenblaß, denn ein furchtbarer Gedanke hatte sich ihm aufgedrängt, der alle seine Luftschlösser über den Haufen warf.

„Mein Herr,“ rief er aus, krampfhaft den Arm Antoine Daquins drückend, „Ihr Fürst ist wahrscheinlich ein Ungeheuer von Geistlichkeit!“

„Der Fürst,“ erwiederte Daquin, „ist einer der schönsten Männer Europa's und sein Geist, sein Gemüth und seine Seele stehen gegen seine Geburt und sein Vermögen nicht zurück.“

Das war für den guten Chevalier zu viel; er breitete seine Arme aus, wie um den alten Mann zu umfangen; dieser bog aber in seinem Stuhle zurück, wodurch er die Umarmung vermied, worauf er mit seiner seitherigen Kaltblütigkeit fortfuhr:

„Sie haben jetzt Alles, was angenehm, schmeichelhaft und glänzend an der Sache ist, gehört, sehen Sie sich jetzt auch die Rückseite der Medaille an.“

Der Chevalier vermochte einen leichten Schauer nicht zu unterdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

(Fortsetzung.)

Das starre Staunen der Umstehenden währte fort. Obgleich Lydia sprach, blieb sie dennoch regungslos; Alles deute an, daß sie im tiefsten Schlafe liege, der ihren Körper gefesselt hielt, während ihre Seele sich in wunderbarer Thätigkeit entfaltete. Otto und die Frauen zweifelten nicht mehr, daß sie hier Zeugen jenes räthselhaften Zustandes seyen, welchen man mit dem Namen Somnambulismus belegt, und glaubten hieraus die Seltsamkeiten und Launen, welche sich seit lange schon an dem jungen Mädchen geoffenbart hatten, erklären zu können. An dieses oberflächliche Urtheil, mit welchem gewöhnliche Menschen so leicht fertig sind, knüpften sich Folgerungen, die einen Jeden für sich beschäftigten, und ihn zu ganz eigenthümlichen Betrachtungen gelangen ließen. Otto schien zuerst mit einer Meinung im Reinen zu seyn. Mit tiefem Ernste, doch aber mit sehr zufriedener Stimme näherte er sich seinem Vater und bat ihn, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen, um ihm eine Mittheilung von höchster Wichtigkeit zu machen. Der alte Graf weigerte sich lange, denn er wollte die Kranke nicht verlassen, wo jede Sekunde eine helle oder trübe Entscheidung herbeiführen konnte, endlich aber gab er

dem dringenden Zureden nach und ging mit seinem Sohne.

Dieser erzählte jetzt in gedrängter Kürze seine Vermuthungen. Der Name Heinrich hatte ihm das ganze Geheimniß offenbart. Sein Freund, der Dichter, hieß Heinrich v. E. — Er erinnerte sich jetzt, wie Lydia mit ihm an dessen Wohnung vorbeigeritten, und das damals von ihnen geführte, ihm so gleichgültig scheinende Gespräch gewann nun mit einem Male eine höhere Bedeutung, besonders wenn er damit ein anderes Begegniß in Verbindung brachte, was früher auch als reiner Zufall erschienen war. Das Zusammentreffen nämlich, daß Lydia zu derselben Stunde der Unfall zu Pferde traf, als E. im Garten ohnmächtig wurde. „Wenn das nicht magnetischer Rapport ist," rief Otto, „so lügen alle Apostel des Mesmerismus!" Er hatte in Gedanken sich alle Maschen des Netzes ausgesponnen, das nun fertig dalag, die Meinung des Grafen unauflösbar zu fesseln; allein dieß war nicht leicht. Otto's glänzendste Beredsamkeit prallte ab an diesem festen Unglauben. Otto's Voraussetzungen seyen Hirngespinnste, meinte der Alte, und dem Somnambulismus näher verwandt, als Lydia's Zustand. Diesen zu heilen, läge in der Gewalt der Aerzte und er wisse aus Erfahrung, daß Stahlbäder, Seebäder, stärkende Alpenluft hierbei wunderbare Kuren bewirkten. Er wolle auch, sobald es der Zustand seiner Nichte gestatte, den Badeort verlassen und sich solcher durchgreifenden Mittel bedienen, von welchen er den glücklichsten Erfolg erwartete.

Otto konnte sich hierbei nicht zufrieden geben; seine frühere Gleichgültigkeit war plötzlich dem wärmsten Eifer gewichen und er beschwor den Vater, ihm wenigstens zu erlauben, seinen Freund von Lydia's Krankheit persönlich zu benachrichtigen, und sich dabei nach seinem eigenen Befinden zu erkundigen. Wenn er dann selbst vielleicht den Wunsch ausspreche, die Kranke zu sehen, so möge man sich demselben nicht widersetzen, und so ungewöhnlich, ja unstatthaft dieß auch erscheinen möge, ihm die Bewilligung dazu ertheilen. Dieses Bestürmen nöthigte endlich den alten Grafen, welchen es trieb, zu Lydia zurückzukehren, seinem Sohne zu Allem die Zustimmung zu ertheilen, und dieser eilte fort, um den Freund aufzusuchen.

* * *

In dem Krankenzimmer sah es jetzt trübe aus. Der Abend dunkelte bereits und die Nachtlampe brannte in einer Ecke. Die Kranke lag ruhig da; ausgestreckt, bleich — ein Bild des Todes. Kein Wort entschwebte mehr ihren Lippen und selbst die Athemzüge waren kaum vernehmbar und schienen dann und wann gänzlich erloschen zu seyn. Der Doktor saß zu Häupten der Kranken, die Finger an ihren Puls gelegt; zu Füßen saßen still, in sich hineinweinend, Frau v. Hohenberg und Franziska. Man wagte keine Frage an den Arzt zu richten, aus Furcht, daß seine Antwort vernichtend wäre, allein man sagte sich selbst, daß hier wohl eine nahe Auflösung bevorstünde, und hoffte nun allein auf eine schnelle Hülfe des Himmels, die wunderbar wohl hereinbrechen könnte, wie die Krankheit selbst hereingebrochen war. Auf den Zehenspitzen, unhörbar, trat jetzt auch der alte Graf zu den Uebrigen und ließ seine Blicke auf der Kranken ruhen.

„Otto hat mir ganz eigenthümliche Ansichten von Lydia's Zustand entwickelt," sagte er zu Frau von Hohenberg, als diese ihn darum befragte, „und ich habe ihm darauf hin ein Zugeständniß machen müssen, welches mir jetzt schwer auf dem Herzen lastet. Ich bin stets in diesen Dingen ein arger Zweifler gewesen; sowohl Ahnungen als Clairvoyance, sowohl Wunderkuren als Gespensterglauben habe ich stets bestritten, und ich sehe hier eher den Anfang eines hitzigen Fiebers als ein Wunder. Das, wozu mich Otto aber gebracht hat, zum Theil durch das Gefühl, einen Ueberlästigen los zu werden, regt mir Reue im Herzen auf. Denken Sie, daß ich ihm die Einwilligung dazu ertheilt habe, einen wildfremden Menschen hierhier zu führen, einen Menschen, den ich kaum dem Namen nach kenne und der — ich glaube — erst einmal die Ehre hatte, sich Ihnen vorstellen zu dürfen. Es beunruhigt mich nun aber sehr. So etwas ist gegen alle Konvenienz, streitet gegen die gute Lebensart, kann von dem Arzte übel gedeutet werden und uns dieses beklagenswerthe Ereigniß auf die auffallendste Weise in den Mund der Leute bringen; ich wünschte daher um Alles in der Welt mein Wort zurücknehmen zu können."

Frau v. Hohenberg fragte um eine genauere Erörterung dieser Angelegenheit und vor Allem nach dem Namen des Fremden, dem der Zutritt in das Krankenzimmer gestattet werden sollte und der alte Herr nannte den jungen Grafen aus Westphalen. Allein wie überrascht war er erst da als er die würdige Frau in die hohe Sessellehne zurücksinken und die Hände zusammenschlagen sah. Es schien nun auch ihr, als ob ein plötzliches Licht in dieses Dunkel breche. Auch ihr stand jetzt jener erste Besuch vor Augen und die Stunde dröhnte mit einem einzigen gewaltigen Schlage durch ihr Inneres. Hier waltet ein geistiger geheimnißvoller Zusammenhang; hier fand eine Seelenübereinstimmung statt, das konnte, auch nach ihrer Meinung, nicht weggeläugnet werden. Sie zog nun ihrerseits den alten Grafen in das anstoßende Kabinet und mit einer sanften Macht der Rede, welche ihr verliehen war und die hier noch die Umstände erhöhten, suchte sie das, was sich mit den lebhaftesten Farben vor ihrer Erinnerung stellte, dem Freunde mitzutheilen. Stumm und ernst hörte der Graf ihr zu, und sie schöpfte daraus die Hoffnung, daß sie ihn zu ihrem Glauben bekehren würde, um dann das Heilverfahren eines jener Männer anwenden zu lassen, die sich dieser Seite der Naturwissenschaft ausschließlich

zugewendet hatten, und bereits im hohen Rufe deßhalb standen.

(Schluß folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

Aus dem Englischen von Friedrich Gerstäcker.

Ich war herzlich froh, als ich endlich hörte, wir hätten die Faranolles passirt, und sprang rasch an Deck; — mehrere Stunden mußten wir aber doch noch laviren, ehe wir in die Bai von Francisco einlaufen konnten. Endlich arbeiteten wir uns zwischen die beiden hohen Bluffs und die ein Paar englische Meilen breite und fast fünf Meilen lange Meerenge hinein. An beiden Seiten stiegen hohe steile Hügel empor, und zu unserer Rechten lagen die etwas morsch aussehenden Befestigungswerke, welche die Spanier zur Vertheidigung dieser Passage errichtet hatten, über denen jedoch jetzt die „Sterne und Streifen“ der Yankees flatterten. Als wir die Meerenge hinter uns ließen, fanden wir uns auf einer weiten Wasserfläche, die wie ein großer Binnensee aussah und von allen Seiten durch malerische Hügel umschlossen war. Zahlreiche Heerden von Rindern und Pferden grasten an den Abhängen derselben, und hie und da stiegen grüne Inseln oder schroffe Felsen aus der Bai empor. Auch eine kleine Flotte geringerer Fahrzeuge lag vor Anker. Zu unserer Rechten sahen wir die Stadt San Francisco.

Ich hatte soviel unterwegs gelitten, daß ich, als wir unseren Anker in die Tiefe rollen ließen, gar keine Neigung verspürte, ans Ufer zu gehen. M'Phail und und Malcolm jedoch ließen sich hinüberschaffen und versprachen, noch am Abend an Bord zurückzukehren. Ich legte mich in meine Hängematte und schlief, was ich der ruhigen Bai zu verdanken habe, sanft bis zum nächsten Morgen.

29. April. An diesem Morgen standen wir früh auf und gingen ans Ufer; das wenige, was wir eingepackt hatten, nahmen wir ins Boot; Malcolm erzählte mir, er habe gehört, der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko sey beendet, und ich ärgerte mich nicht wenig über das Unglück, das mich überall verfolgte. Wir verfügten uns darauf nach Sweetings Hotel, das Malcolm und M'Phail gestern besucht hatten, und welches das Beste der drei Wirthschaften seyn soll, die hier, seit die Amerikaner Besitz von dem Orte genommen, entstanden sind. Malcolm beabsichtigt eine Exkursion ins Innere zu machen. Er schlägt vor, die amerikanischen Ansiedlungen zu besuchen und sich selbst von den gerühmten Vortheilen zu überzeugen, die Kalifornien als ein ackerbauendes Land haben sollte. Ich habe ihm versprochen ihn zu begleiten. Hier trafen wir zwei sehr freundliche amerikanische Gentlemen; der Eine, Kapitän Fulsom, bekleidet irgend ein Amt unter der Regierung, der Andere ist ein junger Freund von ihm, Namens Bradley. Unser Gespräch lenkte sich natürlich auf den mexikanischen Krieg, und ich erfuhr bald, daß Mr. Bradley schon seit den letzten acht Jahren in Kalifornien wohnt und einer jener Offiziere der freiwilligen Schaar gewesen ist, die sich den amerikanischen Truppen hierher angeschlossen hatten. Ich sagte ihm, daß es mein Wunsch sey, als Wundarzt in den Dienst der Staaten zu treten, und er versprach mir, sich deßhalb an Kapitän Fulsom zu wenden und von ihm einen Brief an Oberst Mason, den neuen Gouverneur, zu erhalten. Er fürchtete aber, daß wenig Aussicht auf einen günstigen Erfolg wäre, da alle die freiwilligen Korps schon aufgelöst waren oder doch in ganz kurzer Zeit aufgelöst werden sollten. Mr. Bradley wie Kapitän Fulsom sprachen vom Klima und Boden Kaliforniens sehr günstig und versicherten, daß ein Ackerbauer in kurzer Zeit sein Glück dort machen könne. Mr. Bradley, der uns versprochen hatte, uns zu begleiten, rieth Malcolm sehr dringend an, sein Quartier von Oregon hierher zu verlegen, und behauptet auch, mein Freund würde das ohnedieß thun, sobald er nur erst die Farmen im Sacramentothal, wohin wir im Anfang der nächsten Woche aufbrechen wollten, gesehen hätte. Mr. Bradley verließ uns heute, um einen kleinen Abstecher nach Sonoma zu machen.

San Francisco, obgleich noch jetzt ein sehr ärmlicher Platz, wird später sicherlich ein großes Emporium des Handels werden. Die Bevölkerung mag sich freilich erst auf einige Tausend belaufen. Von diesen sind zwei Drittel Amerikaner. Die Häuser, mit Ausnahme einiger wenigen hölzernen Gebäude, welche die Amerikaner herübergeschifft haben, sind fast alle aus ungebrannten Backsteinen errichtet. Der eingeborne Kalifornier hat einen ganz spanischen Anstrich. Die Männer tragen hohe, thurmähnliche Hüte, Jacken von bunten Farben und Manchester- oder baumwollene Zeughosen. Sie sind eine hübsche, sonnengebräunte Race. An den Frauen ist das schönste das Auge. Diese sind schwarz und sehr feurig. Uebrigens thut es mir leid, sagen zu müssen, daß die kalifornischen Schönen ihre Zähne durch das Zigarettorauchen verderben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Kommissionär empfahl ein zu verkaufendes Haus unter Anderem auch damit: „es hat den ganzen Tag die Mittagssonne.“

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 147 15. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Diese Vermählung kann nur unter drei Bedingungen stattfinden.“

„Sprechen Sie, mein Herr, wie lauten diese?“ unterbrach Herr v. Saint Laurent, den die Neugierde ungeduldig machte.

Die erste ist, daß die zukünftige Fürstin ihren Bräutigam nicht eher, als am Tage ihrer Vermählung in dem Augenblicke, an dem sie an den Altar zu treten im Begriffe steht, kennen lernt.“

„Und warum dieß?“ fragte der Chevalier erschrocken.

„Das kann ich Ihnen unmöglich mittheilen. — Die zweite Bedingung ist, daß der Fürst seine Gemahlin beim Austritt aus der Kirche verläßt, und nie wieder sieht.“

„Das ist ja aber ganz schändlich, mein Herr,“ rief der Chevalier aus, „ein solches Schicksal verdient doch gewiß ein so liebenswürdiges und schönes Geschöpf nicht!“

„Ich habe die Bedingungen nicht gemacht, mein Herr,“ versetzte Daquin gelassen, „ich bin bloß der Ueberbringer derselben.“

„Nein, mein Herr, nein! Eine solche Bedingung wage ich der Marquisin nicht vorzutragen oder ihrer Tochter anzubieten.“

„Ich begreife Ihre Skrupel, Herr Chevalier,“ sprach der Greis, und an Ihrer Stelle, würde ich sie vielleicht theilen, aber denken Sie sich einmal den Fall, das Fräulein v. Montaran würde sich gar nie verheirathen, so wäre ihre Lage ganz dieselbe, wie die ihr angebotene, nur hätte sie dann den Titel einer Fürstin und das Einkommen von dreimalhunderttausend Franks nicht.“

„Das ist wahr,“ sagte der Chevalier traurig, denn das Elend seiner Freundinnen erschien ihm in diesem Augenblicke in seiner ganzen Bitterkeit, „es verlohnt sich wohl darüber nachzudenken. Doch vor Allem muß ich erst noch Ihre dritte Bedingung hören.“

„Hier ist sie!“ sagte Antoine Daquin, indem er vorsichtig aufstand, sich im Zimmer umsah und die Thüren untersuchte, ob Niemand ihn hören könne. Hierauf legte er den Mund an das Ohr des Chevalier, wahrscheinlich um so keine vorsichtsmaßregel hinsichtlich einer so wichtigen Mittheilung zu unterlassen, und flüsterte diesem mit leiser Stimme einige Worte zu, deren Eindruck wahrscheinlich so furchtbar war, daß Herr v. Saint Laurent Anfangs, wie vom Blitze getroffen, auf seinen Stuhl zurücksank. Einige Minuten hernach belebten sich seine Augen wieder, der wüthendste Zorn jagte ihm das Blut nach dem Gesichte, er sprang in einem Satze auf und bemächtigte sich eines tüchtigen Stockes, mit dem er die Schultern seines Besuchers zu bearbeiten gedachte. — Als er sich aber umwandte, sahe er sich allein in seinem Zimmer, denn Antoine Daquin war verschwunden.

VII.

Eine Abfindung mit dem Gewissen.

Sobald der Chevalier v. Saint Laurent sich von seiner Wuth wieder etwas erholt hatte, in die ihn die Worte versetzten, welche ihm Antoine Daquin ins Ohr geflüstert hatte, begab er sich zu der Marquisin, nachdem er jedoch zuvor feierlich sich zugeschworen hatte, ihr den Inhalt seiner Unterredung und namentlich die dritte ans Unglaubliche streifende Bedingung nicht mitzutheilen.

Marianne öffnete ihm aber unter Thränen die Thüre, denn Frau v. Montaran war in der Nacht schwer erkrankt und Blanka hielt, auf den Knieen vor dem Bette ihrer Mutter liegend, deren Hände in den ihrigen.

Die Marquisin war bewußtlos; bald ohne Bewegung und eisig kalt, wie wenn bereits ihr Leben entflohen wäre, bald wurde sie wieder vom heftigsten Delirium erfaßt, so daß die Umstehenden während der ganzen darauffolgenden Nacht jeden Augenblick der Auflösung der Kranken entgegensahen. Der Hausarzt hatte erklärt, daß er den schweren Fall nicht mehr allein auf sich nehmen könne und zugleich die Erlaubniß erbeten, den folgenden Tag einen oder den andern seiner Kollegen mitbringen zu dürfen.

Dieß war ihm zugestanden worden und in früher Morgenstunde erschien er in Begleitung seiner berühmten Kollegen Louis und Portal, die nach einer unter ihnen

Digitized by Google

abgehaltenen Berathung sich dahin aussprachen: „Wenn die Kranke eine heftige, aber unumgänglich nothwendige Krisis überstehen könne, welche auf die Mittel, die sie vorschreiben werden, sich einstellen würde, so könne die Kranke am Leben erhalten werden, jedoch unter traurigen Verhältnissen vielleicht; allein sie wäre dann doch gerettet.“

Die kommende Nacht sollte über ihr Schicksal entscheiden und der darauffolgende Tag sollte die arme Blanka entweder als Waise oder in den Armen ihrer Mutter finden. Man kann sich daher die Qualen des armen Kindes vorstellen, nachdem die Aerzte weggegangen waren. Blanka und der Chevalier verließen die arme Kranke nicht eine Sekunde, und sie vereinigten ihre Gebete, in denen sie den Himmel um Erhaltung des geliebten Wesens anflehten.

Endlich stellte sich die Krisis ein und fiel glücklicher Weise günstig aus. Nach einer langanhaltenden Ohnmacht lispelte die Marquisin den Namen Blanka, die sich an ihren Busen warf. Allein an die Stelle der überschwänglichen Freude trat bald ein furchtbarer Schmerz, denn ihre Mutter sah und hörte nicht mehr! Frau von Montaran war blind und taub geworden!

Blanka brach in einen Strom von Thränen aus.

„Fräulein,“ sagte Doktor Portal zu ihr, der eben eintrat, ich war auf das, was geschehen ist, gefaßt; der durch unsere Bemühungen von dem Sitze des Lebens abgewendete Blutandrang mußte nothwendig zwei Organe ergreifen, die er in diesem Augenblicke lähmt; vielleicht gelingt es uns auch noch dieses neue Unglück zu heben. Vor der Hand müssen wir uns damit begnügen, Ihre Mutter gerettet zu haben. Mehr vermochte die Wissenschaft für jetzt nicht!“

Damit entfernte sich der würdige Mann, der jede Belohnung für seine Dienstleistung ausschlug, da er die traurige Lage der Marquisin errathen hatte, und sich dadurch, daß er einer Tochter ihre Mutter erhalten hatte, für hinreichend belohnt hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Lydia.

(Schluß.)

„Ja,“ schloß die Gräfin im Bewußtseyn des nahen Sieges ihre Rede, „ja theuerer Freund, hier kann nur der Magnetismus wirken. Der Zustand Lydia's liegt klar ausgesprochen vor uns. Sie befindet sich nach meiner Meinung auf der ersten Stufe des Hellsehens. Daß Sie Ihre Einwilligung dazu gegeben haben, den Grafen E. zu der Patientin zu führen, möge Sie nicht gereuen; jedoch wollen wir nichts unternehmen, bis wir den Magnetiseur um seine Meinung befragt haben. Daß ein Rapport zwischen Lydia und dem Herrn v. E. besteht, ist nicht zu bezweifeln; wie er entstanden ist, das möge Gott wissen! Es gibt wirklich unerklärliche Dinge zwischen Himmel und Erde. O, lächeln Sie nicht ungläubig! Ihre Zweifel sind Aberglaube, nicht mein Anerkennen des Wunderbaren. Dieser Fall, welcher sich in Ihrer Nähe entwickelte, wird in seinem weiteren Verlaufe am Besten im Stande seyn, Sie zu überführen. Meine Meinung ist, dem Doktor unsere Ansicht zu offenbaren und ihm zugleich ernstlich zu erklären, daß wir von seinen Droguen hier keine Wirkung mehr erwarten, sondern lediglich von der Anwendung jener geheimnißvollen Naturkraft alles Heil und Heilung erhoffen.

Der alte Graf fühlte sich bei diesen Aeußerungen um so drückender vom Grame niedergebeugt, als er nicht nur einer sogenannten magnetischen Kur nicht das geringste Vertrauen schenkte, sondern durch sie ein nach seiner Meinung energisches Verfahren dadurch aufgehalten sah. Allein er war, obgleich nicht besiegt, doch ermüdet und schien sich in etwas Unvermeidliches, das ihm das Schicksal auferlegt hatte, fügen zu müssen. Die Aussicht, den Ort zu verlassen, wo ihm so Schreckliches begegnet, war ihm dabei tröstlich, da er für sich selbst von dieser Veränderung eine gute Wirkung erwartete.

Er ergriff der Baronin Hand, nickte ihr jetzt als Zeichen des Einverständnisses freundlich zu, und wollte sie in das Krankenzimmer zurückführen, als Otto, bleich und athemlos, zu ihnen trat und mit bewegter Stimme die Nachricht brachte, daß der Graf von E. seit einigen Tagen heftig erkrankt sey und man jeden Augenblick seinen Tod erwarte.

Der alte Graf warf einen scheuen Blick auf die Baronin, welche sich mühsam zu fassen suchte, dann traten Beide bei Lydia ein, in deren Befinden keine Veränderung sich zeigte. Der Doktor hatte sie auf eine Stunde verlassen, um andere Kranke zu besuchen. Otto war in dem Kabinette geblieben und hatte sich, ohne Macht, sich aus seiner Erstarrung zu reißen, in einen Sessel geworfen und die Augen geschlossen, in denen er mit Mühe die Thränen zurückhielt.

* * *

Tiefe Stille herrschte. Man hatte die Uhr in ein entferntes Zimmer getragen, weil nach des Arztes Meinung ihr einförmig wiederkehrender Ton das Fräulein beunruhigen könne. Obgleich das Zimmer nicht an der Straße lag, so waren doch auf dieser dicke Strohlagen aufgeschichtet worden, um auch kein fernes Wagengerassel zu dem Ohr der Kranken gelangen zu lassen. Im Hause regte und rührte sich nichts und die Personen, welche sich in der Nähe der Kranken befanden, saßen in Betrachtungen versunken und schwiegen. Die Kranke selbst lag unbeweglich; sie schien keiner Empfindung mehr fähig, der Schmerz und die Freude dieser Welt schienen von ihr gewichen, und man konnte nicht sagen, ob hier die Auflösung schon eingetreten sey; ein kaum bemerkbarer Athemzug hob und senkte ein wenig die Brust.

Plötzlich wurde diese Todtenstille durch ein unbegreifliches Geräusch gestört. Man glaubte, daß ein kleiner Vogel im Zimmer sich gefangen habe und nun mit seinem leichtem Fittig, flatternd an den Gegenständen vorüberstreife. Alles horchte auf, Alles richtete den Blick dahin, wo das Geräusch herzukommen schien. Man überzeugte sich aber jetzt, daß jenes Flattern, draußen am Fenster stattfinde und Otto stand auf, um das Fenster zu öffnen und den nach seiner Meinung durch das Licht herbeigezogenen Vogel zu verscheuchen. Allein er erblickte weder einen Vogel noch sonst etwas, von dem das Geräusch hätte ausgehen können, und schloß das Fenster wieder.

Nun aber zog es wie ein warmer Hauch durch das Zimmer, der jedem fühlbar wurde und die Kranke erhob sich mit Heftigkeit und wie von einem Zauberschlage berührt, zu neuem Leben. „Bist Du es, mein Heinrich?“ sprach sie mit starker vernehmlicher Stimme, wie in gesunden Tagen — „nun bin ich zufrieden, da Du kommst — nun weiß ich Alles, da ich Dich habe — jetzt laß uns fort — ohne Säumen!“

Mit dem letzten Worte sank sie zurück; man wollte den Luftzug wieder gespürt haben. Die Baronin, Otto und der alte Graf eilten zum Krankenbette; Lydia lag unverändert wieder da. Sie entfernten sich in tröstlicher Hoffnung, daß auch diese Krise vorübergehen und daß der Morgen, nach diesem Schlummer, neue Stärkung der Kranken bereiten werde.

In der Ferne hörte man die ernsten Schläge der Stadtuhren die erste Stunde nach Mitternacht verkünden. In dem Herzen der gläubigen Frau v. Hohenberg blieb bei dem Schlage der Puls aus, auch Otto durchzuckte es. Auf den Grafen und Franziska machte die Stunde keinen Eindruck. Ein dumpfes Rollen verkündete den Wagen des Doktors, der bald darauf in das Zimmer trat.

Er ging an das Bette der Kranken und ergriff ihre Hand; er ließ sie aber sogleich wieder los und holte ein Licht aus dem Nebenzimmer, um ihr in das Gesicht zu leuchten. Alle waren aufgesprungen und folgten mit ängstlicher Erwartung seinem Beginnen. Franziska eilte herbei, um den Schein des Lichtes von dem Auge der Kranken abzuhalten.

„Lassen Sie nur,“ sagte der Arzt mit dumpfer Stimme, „sie ist todt.“

Er stellte die brennende Kerze dicht vor Lydia hin, die bleich und unbeweglich da lag; unverändert, wie in den letzten Augenblicken ihres Lebens. Der Tod, der dieses schöne Mädchen so plötzlich berührte, hatte keine sichtbaren Spuren auf ihrem Antlitz zurückgelassen, welches zu schlummern und einen seligen Traum zu haben schien. Und war denn dieser Tod wohl schmerzlich zu nennen? Hatte die Seele denn nicht ihre seit lange schon gewohnten Ausflüge nur dieses mal für längere Zeit gemacht? Und war denn die Seele dessen nicht ihr Begleiter, den sie so sehnlich erwartete und deren Ausbleiben allein die ihrige noch zum Verweilen genöthigt hatte?

Alle Anwesende hatte dieser Todesfall tief erschüttert; nur Franziska konnte weinen. Der alte Graf, die Baronin und Otto waren von unerklärbaren Schauern ergriffen, sie ahnten den verborgenen Zusammenhang mit einer Welt, welche der unserigen nicht ähnlich ist, das Hineinragen der Geisterwelt, wie sich die Menschen ausdrücken, wir sagen: das reine Seelenleben vom Körper entbunden, zu welchem sich besonders begabte Naturen emporzuschwingen vermögen.

Am andern Tage erfuhr man beide Todesfälle durch die Blätter. Sowohl Graf E. aus Westphalen, wie Gräfin Lydia von W. waren kaum gekannt; dennoch erregte ihr plötzlicher Tod zu derselben Zeit einiges Aufsehen.

Der alte Graf v. W. ließ die Leiche seiner geliebten Nichte in das Erbbegräbniß führen und reiste dann mit den Seinen schleunigst ab. Der Eindruck, den Lydia's sonderbare Krankheit auf ihren Oheim hervorgebracht hatte, war ein für das Leben bleibender. Den Erscheinungen des sogenannten thierischen Magnetismus wurde von ihm hinfort mit großer Aufmerksamkeit gefolgt und sein Zweifel nach und nach bekämpft. Allein seine Schwermuth wuchs mit den Jahren und er glaubte sich am Ende dadurch Beruhigung zu verschaffen, daß er folgende Preisfragen ausschreiben ließ:

1. Kann die Seele während des Schlafes für eine gegebene Zeit den Körper verlassen?

2. Entsteht aus dieser momentanen Abwesenheit der Seele jener Zustand, welchen man Scheintod benennt?

3. Sind Träume, ist der Wahnsinn lediglich der Seele zuzuschreiben?

4. Ist nicht der Somnambulismus der Wirkungsfähigkeit der Vernunft im Schlafe, im Gegensatze zu den Träumen, ebenso zuzuschreiben, wie die Vernunft im wachenden Zustande sich zu dem Wahnsinne verhält?

Als diese Preisfragen in dem Badeorte bekannt wurden, fiel dem Arzte ein, daß er einmal vor Jahren Gelegenheit gehabt hatte, einen Fall zu behandeln, der zu solchen Vorurtheilen einem nicht rationellen Arzte wohl Anlaß geben könnte. Obgleich er nun sehr viel Patienten hatte, so setzte er sich doch hin und beantwortete diese Fragen, wie natürlich verneinend und nicht ohne Spott, um wie er sagte, der Wissenschaft und dem „gesunden Menschenverstande“ einen Dienst zu erzeigen. —

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Monterey.

4. Mai. Am 3. dieses Monats brachen wir nach Monterey auf. Vor dem Hotel fanden wir unsere Pferde unter der Aufsicht eines Dieners (hier Vaquero genannt) des Mr. Bradley. Der Letztere, der Geschäfte in Monterey hatte, begleitete uns. Mein Pferd war nach spanischer Sitte mit dem gewöhnlichen hohen spanischen Sattel ausgerüstet, an dem eine Menge nutzloser Verzierungen und unbehülfliche hölzerne Steigbügel hingen. Ich konnte mich Anfangs gar nicht in das Reiten hinein finden, wenn es auch weit angenehmer war, als eine Wiederholung der furchtbaren Seekrankheit, an der ich so schauderhaft gelitten. Bald fand ich jedoch die Vortheile, die ein solcher Sattel dem Reiter über den rauhen Boden hin gewährt, da man in ihm viel leichter und bequemer seinen Sitz behaupten kann. Bradley hat uns übrigens ermahnt, unsere Büchsen stets in Bereitschaft zu halten, da hier Niemand ohne den nöthigen Schutz gern eine selbst kurze Strecke zurücklegt; denn die Berge nahe der Küste werden von gesetzlosen Banden, die auf den einsamen Wanderer lauern, nur zu oft heimgesucht.

Der erste Theil unseres Marsches ging durch ein dichtes Gebüsch von Unterholz und später durch vertrocknete Thäler und über niedere sandige Hügel hin, dann an ausgedehnten Weidegründen vorüber, wo man die Heerden nach Tausenden hätte zählen können. Auch viele Ranchos oder Farmen sahen wir, deren weiße, von kleinen Gärten umgebene Gebäude an den Seiten der Hügel liegen. Endlich kamen wir zu einer ausgebreiteten Ebne mit kleinen Gruppen von Eichen und erreichten bald darauf die vernachläßigte Mission von Santa Clara, wo wir ein Paar Stunden anhielten. Von hier aus führte unsere Straße über einen aufgeworfenen etwa 2—3 Meilen langen Weg unter schattigen Bäumen hin, die sich bis an die Außengränzen der Stadt von S. José erstreckten. Diese Stadt oder Pueblo, wie sie genannt wird, ist nichts mehr, als eine Masse schlechtgeordneter und noch schlechter gebauter Häuser mit einer häßlichen Kirche, einem breiten „plaza“, und von 3—400 Einwohnern bevölkert. Da ich nicht gewohnt war, lange Strecken zu Pferde zurückzulegen, wollte ich gern hier übernachten, Bradley überredete uns aber, noch einige Meilen weiter zu gehen, wo wir auf einem Rancho bleiben könnten, der einem von seinen Freunden gehörte. Deßhalb hielten wir uns dazu und verließen nach einem Ritte von 7 Meilen die Hauptstraße, wo wir bald das Farmhaus erreichten, freundlich empfangen wurden und ein verhältnißmäßig gutes Nachtquartier hatten.

Das Haus dieser Farm war, wie die meisten Häuser in Kalifornien, nur ein Stockwerk hoch und von Pfosten gebaut, die in den Boden getrieben, mit Zweigen und Stangen durchflochten, mit Erde überschlagen und dann getüncht waren. Die bessere Gattung der Farmgebäude ist von Adoles oder ungebrannten Backsteinen errichtet und mit Schindeln bedeckt. Das Innere erschien uns übrigens so einfach und unbehaglich, als es nur seyn konnte. Der Boden bestand aus fest, ja steinhart gestampfter Erde; der Platz, der uns zum Schlafen angewiesen wurde, zeigte als einzigen Schmuck eine alte Schwarzwälder Uhr und ein Paar buntfarbige Heiligenbilder, die an den Wänden hingen. Auch die Betten erwiesen sich nicht überbequem. Wir selbst aber fühlten uns zu sehr ermüdet, um große Ansprüche zu machen. Am nächsten Morgen betrachtete ich mir das Aeußere des Gebäudes und sah nur wenige Stücke Vieh, die in den Ställen oder Schuppen um das Haus herum eingestellt waren; der größere Theil schien, nachdem er mit dem Namensbrand versehen worden, in die benachbarten Wiesen gejagt zu seyn, um sich dort sein Futter selbst zu suchen. Hinter dem Hause befand sich ein gut angelegter Garten mit vielen Fruchtbäumen und Vegetabilien.

Während wir noch beim Frühstück saßen, richtete Malcolm an unsern Wirth verschiedene Fragen über seine Ernte und fand bald, daß er gar kein praktischer Ackerbauer sey. Er hatte jedoch auf Bradley's Rath den rohen hölzernen Pflug der Eingebornen für das weit zweckmäßigere amerikanische Werkzeug aufgegeben und versicherte uns auch, daß er glaube, seine Waizenernte würde ihm dieß Jahr 100 Fanegas für jede einzelne ausgesäte geben. Als wir hierüber unser Erstaunen ausdrückten, behauptete er, der stete Ertrag käme 60 und mehrfach. Wenn das der Fall ist, muß das Land wirklich ungemein fruchtbar seyn. Nachdem wir der Gattin unseres Wirthes, einer hübschen kleinen dunkeläugigen Frau mit etwas sehr Einnehmendem in ihrem ganzen Wesen, unsern Dank für die uns bewiesene Gastfreundschaft gesagt hatten, brachen wir wieder auf, unsere Reise fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

S. gerieth mit einem Literaten in Wortwechsel. Dieser, welcher den Humoristen um seinen Ruf beneidete, sagte: „Sie schreiben nur für Geld, ich jedoch für die Ehre.“ — „Jeder schreibt für das, was ihm fehlt!“ gab S. zur Antwort.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 148 16. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Die Krankheit der Frau v. Montaran dauerte zwei Monate. Ihre Rekonvaleszenz ging langsam von statten und kostete viel Geld. Natürlicher Weise verminderte sich das bei Herrn Bonami niedergelegte Kapital jeden Tag mehr, und auch die Hülfsmittel des Chevaliers waren erschöpft. Blanka arbeitete nicht mehr bei Mlle. Prudenze und so waren auch diese kleinen Einnahmen versiegt. — Der menschenfreundliche Arzt setzte beständig seine Besuche fort, und als eines Tages Herr v. Saint Laurent in ihn drang, ihm zu sagen, ob er noch immer an die gänzliche Wiederherstellung der Frau von Montaran glaube, so nannte ihm dieser einen berühmten deutschen Arzt, der vor Kurzem nach Paris gekommen sey und sich speziell mit der Behandlung der Organe befasse, deren Gebrauch die Frau Marquisin verloren habe. „Ich habe mit Ihnen aus dem Grunde bis jetzt noch nicht von ihm gesprochen," setzte er hinzu, „weil Kuren dieser Art sehr kostspielig sind, und folglich leider nicht in allen Klassen der menschlichen Gesellschaft in Anwendung gebracht werden können."

Von diesem Tage an hatte der Chevalier keine Ruhe mehr. Eine fixe Idee verfolgte ihn unaufhörlich. Er sann Tag und Nacht auf einen Ausweg, auf dem er sich die Mittel verschaffen könne, die Marquisin aus ihrer traurigen Lage zu befreien. Zuweilen tauchte der Gedanke an den Versucher, wie er Antoine Daquin in Gedanken hieß, in ihm auf. Namentlich wenn er sah, wie diese arme, blinde und taube Mutter, selbst mit dem besten Willen, nur unvollständig gepflegt werden könne, dann riß er sich gewaltsam von dem traurigen Schauspiele los, und suchte seinen Schmerz auf langen und einsamen Spaziergängen zu betäuben.

Auf einem derselben durchschritt er an einem schönen Frühlingsmorgen den Garten der Tuillerien, vor welchem eine Menge reicher Equipagen aufgefahren standen, welche ihre hier spazieren gehenden jungen und reizenden Eigenthümerinnen erwarteten. Der Anblick dieses Luxus, dieser glänzenden Toiletten lenkte die Gedanken des Chevaliers auf das Gemälde der Größe und des Reichthums, das der alte Daquin vor seinen Augen entrollt hatte, das er zwar stets aus der Erinnerung zu verbannen suchte, was ihm aber nie gelingen wollte.

„So könnte es unsere Blanka auch haben," sprach er zu sich, als er die eleganten jungen Frauen, aus ihren Equipagen hüpfen sah; „allein sie würde sich noch weit besser ausnehmen, denn keine von allen besitzt ihre Anmuth und Schönheit."

Seit dem Zwiegespräch der beiden alten Herren, war Vater Daquin, wie ihn die Blumistinnen nannten, zum großen Bedauern der Mlle. Prudence, deren bester Kunde er war, nicht mehr in ihrem Atelier erschienen. Auch der Chevalier hatte ihm niemals wieder begegnet, was er darum bedauere, wie er meinte, weil ihm die Gelegenheit fehle, ihn für seine unglaubliche Mittheilung zu züchtigen; allein im Hintergrunde steckte doch immer der Gedanke an die lieblichen Bilder des hohen Ranges und Reichthums, die nur durch die verhängnißvolle dritte Bedingung vergiftet worden waren.

Herr von Saint Laurent bog eben, ganz mit Gedanken dieser Art beschäftigt, um eine der Alleen in den Tuillerien, als er von Weitem den kleinen alten Mann, dessen Besuch ihm so viel zu schaffen machte, zu sehen wähnte. Bei diesem Anblicke erwachte die Wuth des Chevaliers wieder mit aller Macht; er drückte krampfhaft den Knopf von Horn seines Stockes, der an die Stelle des goldenen angeschafft worden war, und eilte Antoine Daquin mit offenbar feindseligen Absichten nach. Dieser verlor sich aber in der Menge und Herr von Saint Laurent blieb nichts übrig, als sein Vorhaben aufzugeben. Traurig und nachdenkend begab er sich zu seiner alten Freundin, wo neue Schmerzen seiner warteten. Der bereits zuvor schon sehr armselige Salon der Marquisin war jetzt ganz von Möbeln entblößt und Blanka kam dem Chevalier entgegeneilt, der bei diesem Anblick voll Erstaunen stehen geblieben war.

„Meine gute Mutter weiß glücklicher Weise nichts davon," sprach sie traurig, „weil sie nichts mehr sieht und hört. Der Apotheker, dem wir bereits schon so viel schuldig sind, weigerte sich, die neuen, vom Doktor vorgeschriebenen Mittel verabfolgen zu lassen, und vor drei Monaten haben wir auf keine Einnahmen mehr zu rechnen. Marianne hat daher einen Möbelhändler geholt, an den wir das Entbehrliche verkauft haben, um

meine arme Mutter noch eine Zeitlang pflegen zu können!“

Bei diesen Worten brach Blanka in einen Strom von Thränen aus. Der Chevalier schloß sie in seine Arme und weinte mit ihr, wie ein Kind.

Die ganze Nacht hindurch vermochte er kein Auge zu schließen. Der Anblick so großen Schmerzens, das immer näher heranrückende furchtbare Elend seiner Freunde, die quälende Angst, die ihm keine Ruhe mehr ließ, alles dieß zusammen brachten eine vollständige Umwälzung in seinen Gedanken oder vielmehr in seiner Stimmung hervor. Alles trat gegen diese in den Hintergrund und so entwarf er einen Plan, bei dessen Gedanken schon dicke Schweißtropfen in Folge des Abscheues und Scham auf seine Stirne traten.

Allein sein Entschluß stand jetzt fest und als die Mittagsstunde schlug machte er Anstalt auszugehen, um, wie er voll Schmerzen zu sich selbst sagte, die einzige schlechte Handlung seines Lebens zu vollbringen. Er begab sich in die Tuillerien, in dieselbe Allee, in der er Antoine Daquin gesehen hatte. — Allein der Alte erschien nicht! Acht Tage hintereinander erwartete ihn Herr von Saint Laurent stets auf derselben Stelle, allein jedesmal mußte er hoffnungslos in seine Wohnung zurückkehren, den geheimnißvollen Greis wieder aufzufinden, dessen Wohnung selbst Mlle. Prudence nie erfahren hatte.

Endlich am neunten Tage, als er eben seinen Beobachtungsposten verlassen wollte, sah er den alten Mann, der stets Eile zu haben schien, sich dem Pont-National zuwenden. Herr von Saint Laurent machte sich rasch auf den Weg, um ihm nachzufolgen. Als er ihn aber nahezu eingeholt hatte, fehlte es ihm an Muth ihn anzureden und begnügte sich deßhalb, ohne ihn aus den Augen zu verlieren, sich an seine Fersen zu heften.

Antoine Daquin ging durch mehrere Straßen und blieb endlich vor einem prächtigen Hotel stehen, dessen Hauptpforte nach einem kräftigen Schlage mit dem Thürklopfer vor ihm sich öffnete. Noch einige Sekunden und er mußte vor den Augen des Chevaliers verschwinden, der, mit höchster Anstrengung sich bezwingend, ihm mit dumpfer, fast erstickter Stimme die Worte zurief:

„Darf ich den Herrn Antoine Daquin wohl bitten, mir auf einen Augenblick Gehör zu schenken?“

Der Greis wandte sich um, und mit jenem Gesichtsausdrucke, der selbst seinen einfachsten Worten einen gewissen Spott verlieh, rief er aus:

„Ah, der Herr Chevalier von Saint Laurent! Welches Glück verschafft mir diesen Besuch?

„Ich wünsche Sie in Ihrer Wohnung zu sprechen,“ versetzte der Chevalier, „denn ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen.“

„In meine Wohnung?“ sagte Antoine Daquin lächelnd, „da haben wir nicht weit, denn ich wohne hier.“

„In diesem Hotel?“

„Allerdings, in meinem Hotel, in welches Sie einzuführen ich mir das Vergnügen machen werde.“ Mit diesen Worten lud er Herrn v. Saint Laurent zum Vortritt ein, der der Weisung folgte. Ein reich galonnirter Portier verbeugte sich achtungsvoll vor Antoine Daquin, der ihn aber keines Blickes würdigte. Aus dem Inneren des Hotels ertönte der Klang einer Glocke und es erschienen augenblicklich drei Diener in glänzender Livree, die auf einer breiten Freitreppe sich aufstellten, auf der man zu der Thüre der Vorhalle gelangte.

„Ist Niemand mich zu besuchen gekommen?“

„Niemand!“ versetzte einer der Lakaien mit einem tiefen Bücking.

„Das ist gut,“ fuhr der Greis fort, „geh voraus in den Empfangssaal, und wache darüber, daß uns Niemand stört.“

Herr von Saint Laurent stieg nun mit seinem Begleiter die Hauptreppe hinauf, die ein kostbarer Teppich deckte. Von hier ging der Weg durch mehrere aufs Kostbarste möblirte Zimmer, an die eine lange Gallerie stieß, welche mit den seltsamsten Produkten der Malerei aus allen Schulen behangen war. Von dieser Gallerie gelangte man in einen großen Salon, der ganz im Geschmacke des Zeitalters Ludwigs **XV.** ausgestattet war, und bei dessen Anblick das Herz des armen Chevaliers vor Freude hüpfte, weil die Erinnerung an seine glückliche Jugendzeit dadurch auf's Neue in ihm wach wurde.

„Nun Herr Chevalier,“ sprach Antoine Daquin, nachdem die Dienerschaft entfernt und Beide sich gesetzt hatten, „lassen Sie uns plaudern!“

VIII.

Ein nächtlicher Kampf.

Während der Chevalier v. Saint Laurent und der alte Antoine Daquin über die geheimnißvollen Bedingungen miteinander unterhandelten, welche dem ersteren so vielen Kummer gemacht hatten, müssen wir uns ein wenig mit einer Person beschäftigen, die wir bis dahin unsern Lesern nur im Schattenrisse vorgeführt haben. Wir meinen damit den Herzog von Albufera, über dessen häusliche Verhältnisse wir zu Anfang der Geschichte genügende Andeutungen gegeben haben. Sechs Monate waren seit dem Vorfalle in dem Pavillon in den Gärten der Königin Hortense verflossen, während welcher der Herzog fortwährend das unstäte Leben eines Kriegers geführt hatte, das der Kaiser seinen Generalen auferlegte, ohne daß er während dieser Zeit nur einmal den Fuß nach Paris gesetzt hätte.

Der Krieg mit Spanien war so eben ausgebrochen, in welchem der Herzog ein neues Armee-Korps kommandirte, und Napoleon hatte ihm den Befehl zugehen lassen, sich einen Durchgang in der Richtung von Astorga dadurch zu erzwingen, daß er dem Feinde eine entscheidende Schlacht liefere.

In einer kalten, regnerischen Aprilnacht sah man in einem weit gedehnten Lager ein großes Zelt, in welchem die Oberoffiziere der Armee versammelt waren. Adjutanten kamen und gingen und brachten Befehle oder Nachrichten über die Stellung des Feindes. Alles bereitete sich auf einen Kampf für den folgenden Tag und der Vorabend großer Ereignisse gibt für jede Armee Veranlassung zu Festlichkeiten. Während die Soldaten in ihrer Art sich auf die Schlacht vorbereiteten, und an ihre Familien dachten, die sie vielleicht nie mehr sehen sollten, oder sich mit dem Gegenstand ihres Herzens beschäftigten, der vielleicht jetzt um sie weinte, hatten sich die Oberoffiziere im Zelte des Marschalls zusammengefunden, um dort zu spielen oder auf den nahen Sieg zu trinken.

„Meine Herren!“ rief einer der Generale, „ich bringe die Gesundheit unseres ruhmvollen Marschalls aus.“

„Trinken wir die des Kaisers, meine Herren,“ sagte der Herzog, „des Kaisers, unseres Oberhauptes, unseres Vaters, dessen Namen unvergänglich ist, weil er ihn mit unauswischbaren Buchstaben auf alle Schlachtfelder Europa's gegraben hat,“ und alle Anwesenden erhoben sich ehrfurchtsvoll, um diese theure Gesundheit auszubringen.

„Herr Marschall,“ rief jetzt einer seiner Lieblings-Adjutanten, „erlauben Sie mir nun auch die Gesundheit der schönsten und anmuthigsten aller Frauen, die der Frau Herzogin von Albufera auszubringen.“

Der Marschall runzelte die Stirne, ergriff sein Glas, trank, wie alle Uebrigen, auf die Gesundheit seiner Gemahlin, gab aber keine weitere Antwort. Eine Bowle Punsch folgte auf die andere, und zwar so rasch, daß sämmtliche Anwesende in eine sehr gesteigerte Stimmung versetzt wurden. In diesem Augenblicke trat ein so eben von Paris kommender Kurier in das Zelt und übergab dem Offizier vom Dienste eine Depesche für den Marschall. Dieser erblaßte, als er sie in Empfang nahm; doch bezwang er die innere Bewegung, die sie ihm verursachte, und verabschiedete seine Gäste, indem er ihnen empfahl, mit Anbruch des Tages auf den Angriff sich bereit zu halten. Die Vorhänge des Zeltes waren nach dem Weggehen der Offiziere kaum herabgelassen, als der Marschall in größter Eile die Depesche öffnete, die er so gierig durchflog, als wenn er sie mit den Augen hätte verschlingen wollen.

„Dieser Brief ist von Peter, dem Wächter der Gärten im Pallaste der Königin Hortense, dessen gemeine Seele ich erkauft habe, um das zu beobachten, was mir das Theuerste auf Erden ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Was mich betrifft, so lag mir übrigens sehr wenig an einem neuen Ritte; denn ich war noch von den gestrigen Anstrengungen zu sehr ermüdet und litt nicht wenig an jenem unangenehmen Zustande, welchen die Amerikaner passend genug die „Sattelkrankheit“ nennen. Unser Kalifornier begleitete uns eine kurze Strecke auf unserm Wege, der viele Meilen lang durch ein breites, vom einem ziemlich bedeutenden Strome bewässertes Thal führte, das mit Eichen und Sycomoren bewachsen war. Niedere Hügel stiegen an beiden Seiten von hohen Kieferbäumen beschattet empor, und Trupps von Riesenhirschen und Hirschen sahen wir dann und wann hindurchgleiten. Endlich betraten wir einen schmalen Pfad, der durch eine Reihe schöner Hügel hinführte, passirten die Mission von San Juan, durchkreuzten eine weite Ebene und stiegen die Berghöhe empor, die zwischen uns und Monterey, das wir spät am Tage erreichten, lag.

Am nächsten Morgen begleitete mich Mr. Bradley zu des Gouverneurs Haus, wo wir Oberst Mason, den neuen Gouverneur des Staates, sahen. Er empfing uns mit großer Artigkeit, sagte aber, daß der Krieg, wenn das überhaupt ein Krieg genannt werden könnte, zu Ende sey, nur eine kleine Anzahl von Truppen im Lande gehalten werden sollte und jetzt keine Aussicht für eine Wundarztstelle wäre. „Ueberhaupt,“ fuhr er fort, „scheint mir Kalifornien im jetzigen Zustande, wo wir es aufgegeben haben, die Köpfe der Eingebornen zu zerschlagen, wo das Klima so sehr gesund ist und überdieß noch die eingebornen Kalifornier sämmtlich und für jede Krankheit eine Art von Luftbad, das „Temeschall“ gebrauchen, kaum ein passender Platz für einen Doktor.“ Oberst Mason frug dann Mr. Bradley, ob er das Gerücht schon gehört habe, das Gold am Sacramento gefunden wäre. Mr. Fulsom habe ihm wenigstens in einem Briefe versichert, dieß Gerücht laufe in San Francisco um. Bradley erwiederte ihm, er habe allerdings Etwas davon vernommen, glaube es aber nicht; soviel wäre jedoch gewiß, daß einige Narren schon nach den geträumten Goldminen aufgebrochen seyen. Hiermit schloß unsere Zusammenkunft.

Monterey scheint eine wachsende Stadt; die amerikanische Bauart verdrängt nach und nach die alten Erdgebäude und viele neue Häuser werden jeden Monat errichtet. Das Hotel, in dem wir blieben, war erst kürzlich von einem Amerikaner eröffnet worden. Monterey scheint übrigens, der Anzahl von Schiffen nach zu urtheilen, die in der Bai vor Anker liegen, ein keineswegs unbedeutender Ort zu seyn.

7. Mai. Am Freitag speisten wir im Hause des

Don Luis Palo, eines kalifornischen Gentleman von sehr angenehmem Wesen, dessen Vater vor der mexikanischen Revolution unter der spanischen Regierung irgend eine Beamtenstelle bekleidet. Ich glaube, Don Louis beabsichtigt auch in kurzer Zeit nach Spanien zurückzukehren. Er ist unverheirathet, und seine beiden Schwestern sind die schönsten Frauen, die ich bis jetzt noch in diesem Lande gesehen habe. Ihre Schönheit ist ganz im spanischen Charakter.

Die Mittagsessen in Kalifornien scheinen sich alle gleich zu seyn. Zuerst Suppe und dann auf verschiedene Art zubereitetes Rindfleisch, das mit Chillies gewürzt wird. Hierauf Geflügel, Reis und Bohnen und an jedem Gericht eine volle Quantität von Pfeffer und Knoblauch.

Am Sonnabend machten wir uns auf den Rückmarsch und erreichten nach zwei Tagen angestrengten Rittes 4 Uhr Nachmittags San Francisco wieder.

8. Mai. Kapitän Fulsom kam an diesem Tage in Sweetings Hotel an; er hatte einen Mann an diesem Morgen gesehen, der ihm versicherte, daß er eben von einem Fluß, die amerikanische Gabel genannt, etwa 100 engl. Meilen aus dem Innern gekommen sey und sich dort mit Goldwaschen beschäftigt habe. Kapitän Fulsam sah das Gold, das er bei sich hatte, es mochte ungefähr 23 Unzen wiegen und war in kleinen Schuppen. Der Mann versicherte, er habe das in acht Tagen gesammelt. Kapitän Fulsom wollte es ihm aber nicht glauben. Er behauptete dabei, schon vor einigen Wochen von dem Golde gesehen, es aber immer nur für „mica“ gehalten zu haben; Leute, die sich aber auf den Werth desselben verständen, versicherten, es sey das reine und echte Metall. Kapitän Fulsom will übrigens doch nach dem Platze hin aufbrechen, wo es her gekommen seyn soll. Nachdem er fort war, sagte uns Bradley, daß die Sacramento-Ansiedelungen, die Malcolm zu besuchen beabsichtigte, in der Nähe der amerikanischen Gabel lägen und wir dorthin zusammen aufbrechen könnten. Seiner Meinung nach betrug die Entfernung etwa 120 engl. Meilen.

10. Mai. Gestern und heute ist noch von weiter Nichts gesprochen, als dem neuen Gold „Placer“, wie es die Leute nennen. Es scheint, daß noch vier andere Männer jenen, den Kapitän Fulsom gestern sprach, begleitet haben, und daß sie alle eine nicht unbedeutende Quantität Gold mitgebracht. Sie verließen die „diggings“ (die Wasch- oder Grubenplätze) an der amerikanischen Gabel etwa vor einer Woche und blieben ein oder zwei Tage in Suttersfort, ein Paar Meilen diesseits jenes Goldplatzes und auf dem Wege hierher gelegen. Von dort an waren sie zu Wasser bis San Francisco gekommen. Die amerikanische Gabel ist, wie es scheint, der Rio de los Americanos, ein Tributar des Sacramento. Das Gold, was sie mitgebracht, ist vom ersten Alcalden und allen Kaufleuten des Platzes untersucht. Bradley zeigte uns einen Klumpen, der etwa ¼ Unze wog. Er hatte ihn von einem der Leute gekauft und etwa 3½ Dollar dafür gegeben. Ich zweifle nicht im Geringsten, daß es echtes Gold ist. Es sollen sich hier schon verschiedene Gesellschaften gebildet haben, jenen Goldplatz zu besuchen, und der Zeitung nach sind auch in der That schon Viele mit Schaufeln, Hacken und Pfannen aufgebrochen, das Gold dort selbst auszukratzen und auszuwaschen. Das wird aber wohl nicht erlaubt werden. Denn Kapitän Fulsom hat gleich an Oberst Moson geschrieben, um im Namen der Regierung die Mine, die, wie er sagt, sich auf Kongreßland befindet, in Beschlag zu nehmen.

13. Mai. Es ist jetzt bestimmt, daß wir am Mittwoch nach dem Sacramentothal aufbrechen. Heute habe ich auf Bradleys Rath ein gutes Pferd gekauft, für das ich nur etwa 15 Dollar bezahlte; es kostet mich so wenig mehr, als wenn ich mir ein Pferd im Hotel gemiethet hätte, und ist doch angenehmer, ein eigenes Thier zu haben, da Jeder, selbst der geringste Arbeiter, in diesem Lande reitet. Die Goldaufregung wächst mit jedem Tage, da die Ankunft verschiedener neuer Goldwäscher in San Francisco bekannt geworden ist. Die Händler kaufen gar eifrig das Gold ein, was die Männer aus den Bergen bringen, und bezahlen gewiß nicht den vollen Werth dafür. Uebrigens habe ich gehört, daß schon bis 16 Dollars für die Unze gegeben worden sind, und das wäre meiner Meinung nach mehr, als es selbst in den Vereinigten Staaten gilt. Ich will nicht läugnen, daß ich selbst anfange von diesem Goldfieber angesteckt zu werden, und ich kann den Mittwoch schon kaum mehr erwarten, wo wir aufbrechen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Zeitungen berichten, daß in den Vereinigten Staaten kaum in einem Jahre so außerordentlich viel gebaut worden sey, als in diesem; namentlich manche Städte wachsen zusehends, z. B. Cincinnati, das bereis 100,000 Einwohner zählt, und wo die neuen Straßen hervorwachsen wie Pilze. Wie man aber in Amerika baut, erzählt spottend der Boston Herald: „Ein Herr war in neues Haus in Newyork gezogen und lehnte sich mit dem Stuhle, wie es die Amerikaner zu thun pflegen, nach dem Tische an die Wand, um seine Zigarre zu rauchen. Die Wand aber gab hinter ihm nach, und er stürzte aus dem zweiten Stock auf die Straße hinunter. Der Mann fiel zum Glück auf den — Kopf, sonst hätte er sich gewiß schwer verletzt; so kam er mit zweistündigem Kopfschmerz davon. Er klagte natürlich gegen den Hausherrn, wurde aber von dem Gerichte abgewiesen, weil er als Bürger von New-York die Gefahr habe kennen müssen, sich an die Mauer eines Hauses zu lehnen.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 149 18. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Der Marschall fuhr, die Hand an die vor Scham roth gewordene Stirne legend, fort: „Fatale Eifersucht! die mich mir selbst verächtlich macht. Warum besitze ich die Kraft nicht, dich zu besiegen? — Sie liebt mich nicht, hat mich nie geliebt! Sie denkt noch immer an ihren ersten Gatten! Ha! — Wenn ich diesen auffinden könnte, er müßte sterben!"

Hierauf las er Folgendes:

„Herr Marschall!"

„Es thut mir sehr leid, Sie benachrichtigen zu müssen, daß bei der Frau Herzogin sonderbare Dinge vorgehen. Schon mehrmals, wenn ich Morgens die Runde machte, habe ich Spuren von männlichen Fußtritten im Stande der Allee bemerkt, die nach dem Pavillon führt, welchen die Frau Herzogin bewohnt. Schon vor mehreren Monaten, dem Tage nach dem Besuche, den der Herr Marschall der Frau Herzogin abgestattet hat, hatte ich Blutspuren entdeckt, welche von dem Pavillon bis an die Hofthüre des Hotels sich erstreckten; weil aber Mlle. Rosa, die Kammerfrau, mir gesagt hatte, daß der Herr Marschall an der Klinge eines Dolches sich schwer verletzt hätte, die Sie für nicht geschliffen gehalten, so habe ich mich mit dieser Entdeckung nicht weiter mehr beschäftigt.

Vor acht Tagen aber habe ich in der Nähe des Pavillons das Packet Briefe gefunden, das ich Ihnen hier schicke. Ich habe geglaubt, daß diese Briefe Sie interessiren können, gnädiger Herr, weil sie an die Frau Herzogin adressirt sind. Wenn ich mich geirrt habe, so entschuldigen Sie mich gnädigst, Herr Marschall, und seyen Sie überzeugt von der aufrichtigen Dienstbeflissenheit

Ihres
ganz gehorsamsten und
ergebensten Dieners
Peter,
Wächter im Pallast der Königin
von Holland."

Blaß und zitternd vor Wuth öffnete der Herzog den ersten dieser Briefe, bei dem er vor Allem nach einer Unterschrift forschte, um doch zu erfahren, an wem er Rache zu üben habe. Es stand aber kein Name darunter, doch glaubte er deutlich den Beweis einer geheimen Intrigue oder vielmehr einer heftigen Leidenschaft darin zu finden, welche die Herzogin ohne Zweifel theilen mußte. Namentlich erweckte der folgende Satz seine lebhafteste Neugierde und seine höchste Wuth:

„Ein undurchdringliches Geheimniß wird stets das bedecken, was Sie wissen Stephanie, und nur Eine Person auf der Welt ist im Stande, es aufzudecken; Sie werden aber in meinen nächsten Briefen erfahren, wie ich es angegriffen habe, um mich deren Stillschweigen zu versichern."

Der Herzog wollte eben in dem Packet den Schlüssel zu dem Räthsel und vor Allem den Namen seines vermeintlichen Nebenbuhlers suchen, als im Lager Allarm geblasen wurde, worauf Alles in Bewegung gerieth, und ein Offizier um den andern in das Zelt des Marschalls gestürzt kam. Der Feind, den man hatte angreifen wollen, hatte selbst die Offensive ergriffen, und fiel von allen Seiten über die französische Arme her. Es war jetzt keine Zeit mehr, an häusliche Angelegenheiten zu denken, und vor den Pflichten des Generals mußte alles Uebrige in den Hintergrund treten. Der Herzog hatte im Augenblick seine Ruhe und Kaltblütigkeit wieder gefunden, zog den Degen, ertheilte Befehle und bezeichnete die Stellungen, welche jedes Korps einnehmen solle. Augenblicklich stellte sich Ordnung in den Reihen her, als sich die Stimme des Oberkommandanten vernehmen ließ. Die Offiziere stellten sich an die Spitze ihrer Truppen und um das Zelt des Marschalls wurde ein großes Quarrée formirt.

Dieser hatte einen Augenblick benützt, in welchem er allein geblieben war, um seine Papiere und was er von Werth besaß, zu sich zu stecken. Natürlich vergaß er auch dabei die verhängnißvollen Briefe nicht, die er in einer der sichersten Taschen seiner Uniform barg, worauf er sich mit innerlich kochender Wuth auf sein Streitroß schwang und zum Kampfe eilte.

Dieser nächtliche Kampf bot ein furchtbar schönes Schauspiel dar, das theilweise durch die Bivouac-Feuer erleuchtet wurde. Bald ertönten die Salven der Mus-

leten, brüllte der Donner der Kanonen, und das Gefecht wurde allgemein. Eine gleiche Wuth schien sich der Streitenden bemächtigt zu haben, von denen die einen für ihr Vaterland und ihren heimischen Heerd fochten, während die andern siegen oder sterben wollten, weil es der Kaiser so befohlen hatte. Die Spanier, die Anfangs zurückgeschlagen wurden, kamen aber bald wieder in Vortheil durch neue Verstärkungen, die auf den Flügeln der französischen Armee eintrafen, wo sie der Marschall nicht vermuthet hatte. Sie warfen sich mit aller Macht auf die Franzosen und brachten in deren Reihen Tod und Verwirrung.

Als der Herzog von Albufera sah, daß die Schlacht verloren gehen könne, stürzte er sich mit einigen seiner Offiziere mitten in die feindlichen Haufen, um diese zu durchbrechen und seine Leute zu sammeln, die sich zu zerstreuen anfingen. Die Reihen öffneten sich zwar vor ihm und den Seinigen, schlossen sich aber sogleich wieder hinter ihnen, so daß diese Tapfern sich mit einem Male mit einem Walde von Bajonetten umgeben sahen, die auf ihre Brust gerichtet waren. Alle Tapferkeit war gegen diese Ueberzahl vergebens; die Menge mußte siegen und Einer nach dem Andern sank todt oder verwundet nieder. Nur der Marschall saß noch auf seinem Pferde, ein ausgezeichnetes Thier, auf das er sicher rechnen durfte, und welches der Lärm und der Pulverdampf noch feuriger, wie gewöhnlich gemacht hatten. Indem er nun diesem edlen Thier beide Sporen gab, während er zugleich den Zügel an sich zog, machte dieses einen so heftigen Sprung, daß es die zunächst Stehenden zu Boden warf und seinen Herrn aus der schwierigsten Lage befreite, in der er sich je in seinem Leben befunden hatte.

Während der Marschall, von allen Seiten umgeben, sein Leben gegen die erbitterten Feinde vertheidigte, hatte der Gang des Gefechtes wieder eine andere Wendung genommen. Es war den Franzosen gelungen, mit Hülfe ihrer Artillerie-Massen die dicht gedrängten Reihen der Spanier zum Weichen zu bringen, in welchen bald Unordnung einriß, die eine allgemeine Flucht zur Folge hatte. In diesem Augenblicke kam der Marschall einhergesprengt, der den Schüssen der Feinde glücklich entgangen war, die sie ihm nachgesendet hatten, nachdem sie sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt. In der Dunkelheit gerieth er mitten unter die Flüchtlinge, und ein feindlicher Schütze, der sich von ihm für verfolgt hielt, wandte sich nach ihm um, feuerte seine Büchse ab und traf den Marschall in die Seite, so daß er vom Pferde stürzte und auf einen Haufen Todter zu liegen kam, von dem er sich nicht mehr aufzuraffen vermochte. Hier blieb er eine Zeit lang ohnmächtig liegen, und als er endlich wieder zu sich selbst kam, stellte sich ihm das Gräßliche seiner Lage in den düstersten Farben dar. Das Blut floß in Strömen aus seiner Wunde und weit und breit war auf keine Hülfe zu rechnen, denn das Kampfgewühl entfernte sich immer mehr und wurde zuletzt kaum noch hörbar. Allein nur ein Gedanke beschäftigte ihn ausschließlich, nämlich der an Rache, über den er sogar seinen Unfall und den Tod so vieler seiner Tapfern vergaß, denn er fürchtete, seine Rache an der vermeintlichen Treulosen nicht mehr vollbringen zu können. Dazu gesellten sich noch die körperlichen Schmerzen und der Ekel, mitten unter den Todten und Sterbenden zu liegen, deren Ausdünstungen er einathmen mußte.

Nach mehreren qualvollen Stunden bemerkte er endlich den ungewissen Schein eines Lichtes, daß sich hin- und herbewegte, zuweilen stehen blieb, dann aber wieder weiter getragen wurde und endlich sich ihm näherte. Es ging von einer Laterne aus, die ein Mann trug, dem ein anderer folgte. Es waren bewaffnete Bauern, deren finstere Gesichtszüge durch den matten Schein des Lichtes noch wilder und widriger aussahen. Zuerst näherten sie sich einem großen Haufen Todter, und nachdem sie diesen beleuchtet hatten, sagte einer derselben auf Spanisch, was der Marschall verstand:

„Keine dicken Epauletten hier! Das sind nur Soldaten, Lumpen, die weder Geld, noch Gegenstände von Werth bei sich führen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldsindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

17. Mai. Dieser Ort ist jetzt in einer förmlichen Raserei begriffen. Die ganze arbeitende Klasse scheint in eine wilde Hitze gerathen zu seyn. Als ich heute durch die Stadt ging, fand ich nur an einem halben Dutzend Plätzen von den fünfzig neuen Gebäuden, die jetzt im Bau begriffen sind, Arbeiter beschäftigt. Die Mehrzahl der Handwerker macht ebenfalls Vorbereitungen, nach den Minen aufzubrechen und viele hundert Menschen von allen Klassen, Advokaten, Kaufleute, Händler ꝛc. schließen sich denen an. Man kann in der That sagen, daß eine wahre Goldraserei hier herrscht. Ich zählte nicht weniger als 18 Häuser, die geschlossen waren, weil die Einwohner sie verlassen hatten. Wenn Oberst Mason Truppen an die amerikanische Gabel schicken will, so wird dieß, wie man sich hier versichert, ganz nutzlos seyn.

Unser Marsch muß noch verschoben werden; denn der Sattler kann das, was er zu leisten hat, in nur schnellstens 48 Stunden fertig bekommen. Er versichert uns, daß er selbst, sowie er diese Arbeit beendet habe, nach den Minen aufbrechen wolle. Ich habe ihm bedeutende Versprechungen gemacht, wenn er uns dieß Mal nicht im Stich läßt. Er selbst fordert auch schon einen sehr hohen Preis, weil ihn drei seiner Leute verlassen haben sollten und er nur mit noch zwei Arbeitern zurückgeblieben sey, unsere Aufträge auszuführen.

Ich erzählte Mr. Bradley die Ursache unsers Aufenthalts, und er versprach auf uns zu warten, rieth mir aber, den ganzen Tag beim Sattler aus- und einzugehen, um auch überzeugt zu seyn, daß er die Arbeit nicht liegen lasse, wir könnten sonst noch 14 Tage hier sitzen bleiben.

20. Mai. Es gehört eine riesenmäßige Geduld dazu, ruhig den Arbeiten eines unaufmerksamen Handwerkers in solchem Strudel von Aufregung zuzusehen, wie er hier jetzt wüthet. Sweeting versichert mir, daß sein schwarzer Aufwärter 10 Dollar den Tag verlangt habe und bekomme, um nur bei ihm zu bleiben. Er ist genöthigt, sich dieser ungeheueren Forderung zu fügen; denn Arbeiter sind beinahe gar nicht mehr zu bekommen. Nur in den letzten wenigen Tagen müssen mehrere hundert Menschen die Stadt verlassen haben. Malcolm und ich sind mit unserm Gepäck so weit fertig, am Montag aufzubrechen.

22. Mai. — Alle unsere Vorbereitungen sind umsonst, der Sattler hat sein Versprechen nicht gehalten, und während Malcolm, Bradley und ich unsere Entrüstung gegen ihn aussprachen, erschien Don Luis Palo. Das Goldfieber hat sich auch nach Monterey herunter erstreckt und er selbst sich entschlossen, nach den Minen hin aufzubrechen. Er hatte seinen Diener, einen bekehrten Indianer, den er José nannte, mit sich, ebenso Extrapferde mit der Bagage. Er beabsichtigt, selbst Gold zu waschen und Alles mit sich zu nehmen, was dort gebraucht wird. Er versicherte uns, das Gerücht, Oberst Mason wolle eine Truppenmacht nach der Mine beordern, um auf diese Beschlag zu legen, sey reiner Unsinn. Allerdings wäre ein Theil der Garnison von Monterey schon dorthin abgegangen, aber dieser sey desertirt, um dort selbst auf eigene Rechnung Gold zu graben. Oberst Mason soll recht gut wissen, daß er keine hinlängliche Macht zu solchem Zwecke bei sich habe, und wäre das wirklich der Fall, so würde er doch nicht im Stande seyn, sie zusammen zu halten.

Den jetzigen Gerüchten nach scheint es übrigens, daß die Minen mehrere Meilen im Umkreise einnehmen und das Gold keineswegs auf einen einzigen Fleck beschränkt sey. Als wir dieß hörten, beschlossen wir ohne Weiteres, Don Luis Beispiel zu folgen und wenn es auch etwas absurd schien, daß vier Männer, die doch alle irgend einen Rang in der Gesellschaft einnahmen, zu einem Zweck, aufbrachen dessen Erfolg so sehr ungewiß, ja anscheinend selbst thöricht war, und wo sie am Ende noch ausgelacht werden konnten, so bestimmte uns doch das Gold, das wir sahen, wie das Beispiel der Massen, die täglich dorthin strömten, endlich mit den Uebrigen zu gehen und unser Glück einmal zu versuchen. Vor allen Dingen hielten wir also einen Kriegsrath, was die beste Methode seyn würde, unseren Entschluß ins Werk zu setzen. Und jeder machte die ihm zweckmäßigst dünkenden Vorschläge.

Während wir so beschäftigt waren, trat M'Phail, unser Mitpassagier vom Oregon, der gerade von Sonoma zurückgekehrt war, ein. Er hatte viel von den neuen Goldplätzen gehört und war jetzt nur zurückgekommen, sein Gepäck zu holen, um dann augenblicklich selbst nach den Minen aufzubrechen. Das Resultat unserer Verabredung ergab sich als Folgendes: Jeder sollte sich mit einem Pferde für seinen eigenen Gebrauch und einem zweiten für das, was er selbst an Gepäck mitnahm, wie auch einen Theil des allgemeinen Eigenthums zu tragen, versehen, ebenso eine Büchse, Satteltpistolen ꝛc. bei sich haben. Auch dazu entschlossen wir uns augenblicklich, ein Zelt zu kaufen, wenn ein solches erlangt werden könnte; ferner einige Spaten, Hacken und eine gute starke Axt, wie eine gewisse Zahl von Decken und Häuten zum Daraufliegen; ferner den gehörigen Kaffee, Zucker, Whiskey, Brandy, Messer, Gabeln, Teller mit Kessel und Töpfen und alle die nöthigen Utensilien für ein Lagerleben mitzunehmen. Nur das Zelt zu erhalten scheint eine bedeutende Schwierigkeit, und die Furcht wurde laut, wir würden es nicht bekommen. Bradley glaubte aber eines aus den Vorräthen der Regierung kaufen zu können.

Ich ließ den Sattler den ganzen Tag nicht aus den Augen und war glücklich genug, unsere Sättel, Satteltaschen ꝛc. um 4 Uhr zu bekommen. Als ich ein Paar Stunden später noch einmal zu seinem Hause ging, um einige kleine Aenderungen gemacht zu haben, fand ich es verschlossen und leer. An der Thür aber klebte ein Papier mit den Worten: „Gone to the diggings.“ *)

(Fortsetzung folgt.)

Haynau.

Julius Freiherr von Haynau, einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands entsprossen, wurde i. J. 1786 zu Kassel im Kurfürstenthum Hessen geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte, trat der feurige Jüngling, den eine früh erwachte und durch die neapolitanischen Kriege genährte Neigung zum Militärstande zog, im Jahre 1804 als Lieutenant in österreichische Dienste, und zwar in das Regiment Brechainville Nro. 25. Schon im Feldzuge 1805 machte er sich durch Tapferkeit und militärische Einsicht bemerklich, so daß der damals regierende Kaiser sich bewogen fand, ihn, mit Uebergehung der Oberlieutenantstelle, i. J. 1806 zum Kapitänlieutenant im Infanterieregiment Erzherzog Johann Nepomuk Nr. 35 zu ernennen. Im Jahre 1810 wurde er zu dem Infanterieregiment Baron Vogelsang Nr. 47 versetzt und beim Ausbruch des Feldzuges von 1813 außer seiner Tour zum Major befördert. Als solcher erhielt er den Auf-

*) Wörtlich; zum Graben gegangen; als Amerikanismus aber: zum Teufel gegangen.

trag, ein nur aus Ausländern bestehendes, sogenanntes „deutsches leichtes Bataillon“ zu errichten. Er entledigte sich dieses Auftrages mit so viel Eifer und Geschick, daß schon nach sechs Wochen das Bataillon vollständig bewaffnet, gekleidet und eingeübt nach Italien abmarschiren konnte, wo es die Feldzüge 1813 und 1814 mitmachte. Im Jahre 1815 wurde diese Truppe befehligt, zur Rheinarmee zu stoßen, und Major v. Haynau — der in Italien wiederholte Beweise seiner militärischen Talente an den Tag gelegt hatte — erhielt den Auftrag, das Kommando der Vorhut des Armeekorps Feldzeugmeisters Grafen Kolleredo zu übernehmen. Hier war es besonders, wo er Gelegenheit hatte, jene Kühnheit, jenen Unternehmungsgeist, jene Wachsamkeit und unermüdliche Thätigkeit zu entwickeln, welche bis auf die neueste Zeit seine militärische Laufbahn charakterisirt haben. Nach geschlossenem Frieden kehrte Haynau mit der Armee nach Oesterreich zurück, wurde im Jahre 1824 Oberstlieutenant in seiner Tour, im Jahre 1827 als Oberstlieutenant Regimentskommandant im Regiment Prinz Wiederrunkel Nro. 34; i. J. 1830 Oberst und Regimentskommandant im Infanterieregiment Graf Nugent Nr. 30; i. J. 1835 Generalmajor und Brigadier in Italien; 1844 Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Gratz; im Jahr 1845 Inhaber des Infanterieregiments Nro. 57; im Jahre 1847 ward er als Divisionär nach Temeswar im Banat versetzt. Der Ausbruch der Revolution der Lombardei und Venedig i. J. 1848 und der Krieg mit Piemont riefen Haynau auf einen neuen Schauplatz der Thätigkeit. Er trat freiwillig als Oberst in das nach ihm benannte, damals in Italien liegende Regiment Nro. 57, wurde mit unumschränkter Vollmacht Festungskommandant in Verona und nach einigen Monaten Korpskommandant im dritten Armeekorps. Welchen Einfluß er als Festungskommandant in Verona auf den Ausgang der Schlacht von Custozza hatte, ist bekannt. Nicht minder bekannt und im frischen Andenken sind seine Thaten im Feldzuge von 1849, wo er — den die Italiener unwillkürlich charakteristisch „Einhau“ nennen — als Kommandant des zweiten Reserve-Armeekorps in Italien bei Unterdrückung des Aufstandes in Brescia eine blitzschnelle Entschlossenheit zeigte, die seinen Namen zum Schrecken aller Revolutionäre machte. Er wurde zur Leitung der Belagerung von Malghera berufen, sah jedoch den Fall dieser Feste, den er vorbereitet hatte, nicht, da eine höhere Bestimmung ihn nach Wien rief, wo ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil wurde, das Kommando der operirenden kaiserlichen Armee in Ungarn zu übernehmen und dem unglücklichen Lande Frieden zu geben.

Wie sehr seine Verdienste im italienischen Feldzuge Anerkennung fanden, beweisen das Kommthurkreuz des Maria-Theresienordens, das Großkreuz der eisernen Krone, das Kommandeurkreuz des Leopold- und das Ritterkreuz des k. russ. St. Georg-Ordens, welch' erstere er von seinem Monarchen, den letzteren von dem Kaiser von Rußland erhielt; außerdem seine Ernennung zum k. k. Feldzeugmeister. Allein nicht bloß diese äußeren Zeichen der Anerkennung wurden ihm zum Theil, ihn begleiteten auch das Vertrauen und die Achtung der ganzen italienischen Armee und ihres gefeierten Führers, des Grafen Radetzky, der — ein kompetenter Richter — bei jeder Gelegenheit sich über die Feldherrntalente und die militärischen Leistungen Haynau's auf das Vortheilhafteste aussprach.

Haynau ist ganz der General, wie ihn die Soldaten lieben: streng im Dienst, aber ohne Pedanterie, unablässig besorgt für die Bedürfnisse und das Wohl seiner Untergebenen, die er — selbst auf die Gefahr hin, nach oben anzustoßen — nach Kräften vertritt und in Schutz nimmt, leutselig, ohne seiner Würde zu vergeben. Im Besitz einer eisernen Gesundheit, ungeschwächter Rüstigkeit und unermüdlicher Thätigkeit des Körpers und des Geistes, erträgt er, der keine Bedürfnisse kennt, die Beschwerlichkeiten des Krieges mit Leichtigkeit, und erfüllt die schweren und mannigfachen Pflichten seines hohen Berufes, ohne daß er von ihnen niedergedrückt wird. Als Mensch offen und gerade, hält er streng auf Wahrheit, welch' letztere er Jedem ungeschminkt in das Gesicht sagt; treu als Freund und fern von Hochmuth, bleibt er seinen Freunden derselbe, wie hoch auch sein Rang ihn über sie erhebe; unerbittlich gegen die Feinde der Monarchie ist er, mild und großmüthig gegen seine persönlichen Feinde.

Haynau, der nunmehr in seinem 63sten Jahre steht, ist eine hohe, hagere, doch für sein Alter noch ungemein rüstige Gestalt; das etwas nach wie vorn geneigte Haupt trägt weißgraue, schlichte, eben nicht reichliche Haare über einer hohen, fast gemeißelten Stirn; unter dichten grauen Augenbraunen blickt ein blaugraues, für gewöhnlich freundliches, doch, wenn er mit den Pflichten seines Berufes beschäftigt ist, ernst blickendes Auge hervor; die Nase ist stark, an der Nasenwurzel mäßig gebogen; der Mund, den ein ungeheuerer gelbgrauer Schnurrbart fast ganz verbirgt, ist in der Regel fest geschlossen; das mehr eckige als runde Kinn schaut trotzig zwischen dem kolossalen, nach unten gekehrten Schnurrbart hervor; seine Manieren sind ungezwungen; seine Lebensweise ausnehmend einfach; sein Ton freundlich und Zutrauen erweckend; sein immer gleicher Humor wirkt belebend und aufmunternd auf seine Umgebung. Das ganze seiner Persönlichkeit imponirt, so wie seine Physiognomie den Stempel einer unbeugsamen Karakterfestigkeit, großer Gemüthsruhe und rascher Auffassung trägt. Wer ihn einmal gesehen, wird ihn nicht leicht vergessen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 150 20. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Der Marschall erkannte sogleich das Gewerbe dieser Elenden, die sich wie Raubvögel auf den Schlachtfeldern einfinden, um die Gefallenen zu berauben. Jetzt näherten sich die Räuber ihm. Was konnte er in seiner Lage und dazu noch ohne Waffen machen? Das geringste Lebenszeichen war für ihn ein Todesurtheil. Es blieb ihm also nichts Anderes zu thun übrig: als die Arme über der Brust zu kreuzen, die Augen zu schließen und sein Schicksal zu erwarten.

„Curamba!“ rief einer der Räuber, als er die Auszeichnung des Marschalls entdeckte, — „da ist endlich einmal einer, dessen Taschen wohl gespickt seyn müssen, und der für die Andern wohl bezahlen kann!“

Mit diesen Worten steckte er die Hände in die Taschen des vermeintlichen Todten und zog eine Börse mit Gold hervor.

„Das nenn ich einmal ein unerwartetes Glück Pietro, und diese Epauletten müssen auch ohne Zweifel von echtem Gold seyn!“ Mit diesen Worten riß er die Epauletten herab.

„Ich spüre hier etwas Besseres,“ versetzte der Andere, indem er die Brust des Marschalls befühlte. „Hier sind Papiere, wahrscheinlich Banknoten!“ — Zugleich bemühte er sich, den Arm des Marschalls wegzuschieben, den dieser krampfhaft an sich gedrückt hielt, denn hier befanden sich auch die Briefe, die er um keinen Preis in der Welt, ohne sie gelesen zu haben, hergegeben hätte, und welche die Elenden ihm entreißen wollten!“

„Der Todte leistet Widerstand,“ sagte Pietro, „sollte er nur halb hin seyn? — In diesem Falle ist ein gutes Werk, dem armen Teufel vollends hinüber zu helfen! Gib mir Dein Messer, Nunas, daß ich ihm diesen Dienst leisten kann.“

„Es wäre schon der Mühe werth, mein Messer deßhalb zu beschmutzen und unsere Zeit zu verlieren!“ versetzte Nunas; „wir haben Anderes zu thun, und überdieß habe ich den Schatz bereits,“ setzte er hinzu, nachdem es ihm gelungen war, die verborgenen Papiere unter der Uniform hervor zu zerren!“ Laß den Franzosen allein krepieren, und wenn er dieß nicht bald thut, so werden ihm die Kanonen vollends hinhelfen, die ich da unten herauf fahren sehe und die gerade ihren Weg über seinen Leib nehmen werden!“

Mit diesen Worten entfernten sich die Elenden. Der Herzog von Albufera aber erhob jetzt mühsam seinen rechten Arm, den er unter Schmerzen in die halbgeöffnete Uniform steckte, indem er mit sterbender Stimme sagte:

„Dem Himmel sey Dank, die Schurken haben mir nur meine Werthpapiere genommen, die Briefe aber haben sie mir gelassen!“ — Zugleich fiel er sterbend zurück auf den blutgetränkten Boden, gerade in dem Augenblicke, in welchem der Artillerie-Park sich näherte.

IX.

Die Entwicklung.

Gott allein weiß das, was zwischen Antoine Daquin und dem Chevalier v. Saint Laurent in dem Hotel des Ersteren abgehandelt worden war. Hatte der Versucher Daquin über den Unwillen des Chevalier den Sieg davon getragen? War es ihm gelungen, dessen strenges Gewissen zum Schweigen zu bringen? Diese Fragen wird uns die Folge dieser Geschichte beantworten.

Am Abend des folgenden Tages befanden sich drei Personen in dem armselig möblirten Salon der Frau v. Montaran, die, blind und taub, in der Nähe des Kamins traurig und nachdenklich auf einem alten Lehnstuhl saß, der ihr allein noch von ihrem ehemaligen Mobiliar übergeblieben war. Blanka stickte beim Scheine einer mattbrennenden Lampe, während der Chevalier von Saint Laurent das Feuer im Kamine brennend zu erhalten und mit feierlicher Miene ein Gespräch einzuleiten suchte, das ihn auf den Gegenstand, der ihn so sehr beschäftigte, leiten sollte. Derselbe mußte sehr zarter Natur seyn, denn sonst hätte er wohl keine so großen Umschweife gemacht, um darauf zu sprechen zu kommen.

„Es gab freilich einmal eine Zeit,“ sprach er, „in der man nur aus Liebe heirathete. Unglücklicher Weise ist aber auf dieser Welt nichts vollkommen, und so muß sich jetzt eine Frau begnügen, wenn ein Loos ihr beschieden ist, das sie der Sorgen enthebt, und welches sie in

Digitized by Google

den Stand setzt, für das Wohl Derer zu sorgen, die ihr theuer sind!"

Während dieser Tirade, die der Chevalier mehr an die Holzblöcke im Kamin, als an Blanka, für die sie offenbar bestimmt war, zu richten schien, war diese aufgestanden und hatte sich an den Stuhl ihres alten Freundes hingeschlichen, indem sie ihm ins Ohr flüsterte:

Ich würde mich unter solchen Umständen nicht weigern, mich zu vermählen, lieber Papa, — das war nämlich der freundschaftliche Name, den Blanka ihm gab, — wenn Sie mir einen Gatten finden, der meinetwegen jung und schön, meiner armen Mutter wegen aber reich und gut ist."

„Ein solcher ist gefunden, mein Kind," versetzte der Chevalier, „und es hängt nur von Dir ab, in acht Tagen vermählt zu seyn."

„Sie wollen sich wohl über mich lustig machen, nicht wahr, liebster Freund?" sprach sie mit einer Stimme, die ihre innere Bewegung verrieth, denn der Gedanke an einen bereits gefundenen Gemahl kam ihr so überraschend, daß sie kaum an die Wahrheit des Gesagten glauben konnte. — „Wer möchte wohl ein armes Mädchen, wie mich heirathen, deren kranke Mutter noch überdieß eine weitere Last für ihn wäre?" —

Bei diesen Worten füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Höre mich an, mein Kind," sagte der Chevalier, sie näher an sich ziehend; „die Heirath, die sich Dir darbietet, ist sehr glänzend. Sie verleiht Dir einen großen Namen, einen jungen und schönen Gemahl, den Titel einer Fürstin und ein Einkommen von dreimal hunderttausend Franks."

„Ach, Sie erzählen mir hier eine Fabel," versetzte Blanka lächelnd.

„Die Geschichte ist vollkommen wahr," entgegnete der Chevalier, „so unwahrscheinlich sie auch klingt, ich würde mir nie erlauben, über einen Punkt dieser Art mit Dir zu scherzen."

„Reich!" rief Blanka; „ich würde reich und meine Mutter wäre nicht mehr unglücklich!" Zu gleicher Zeit umarmte sie ihre Mutter und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihren Mund. Der glänzende Titel, der schöne Gemahl, kurz Alles, was der Chevalier Blanka zusagte, verschwand vor dem einzigen Gedanken an das Glück ihrer Mutter und an die Mittel, diese aus ihrer grausamen Lage zu ziehen. Der Chevalier fühlte sich von dieser rührenden, kindlichen Zärtlichkeit so ergriffen, daß er sich versucht fühlte, dem Fräulein v. Montaran Alles zu sagen, und ihr dieß furchtbare Geheimniß, den Preis dieser glänzenden Verbindung, mitzutheilen; allein er fürchtete, daß selbst ihre Liebe zu ihrer Mutter nicht stark genug wäre, um diese Prüfung zu bestehen, und da er fest entschlossen war, dem Loos der beiden Freundinnen, selbst gegen ihren Willen, eine andere Wendung zu geben, so beschloß er, die Verantwortlichkeit der Handlung, die er begehen wollte, allein auf sich zu nehmen.

Blanka kam wieder zu dem Chevalier her, der stille schwieg; denn nachdem zuerst ihr Herz als gute Tochter sich ausgesprochen hatte, rührte sich nun doch auch die weibliche Neugierde, und es war wohl sehr verzeihlich, daß sie gern etwas Näheres über den Gemahl gehört hätte, den man ihr in Aussicht stellte. Anfangs wußte sie nur nicht gleich recht, wie sie es anstellen sollte, da der Chevalier nicht geneigt schien, sprechen zu wollen. Endlich faßte sie aber doch Muth, fuhr dem alten Herrn mit ihren Rosenfingern durch seine gepuderten Locken und fragte in einem Tone, den sie möglichst gleichgültig zu machen sich bemühte:

„Haben Sie diesen Prinzen aus Tausend und eine Nacht gesehen? denn er muß wenigstens ein Sultan aus Indien seyn."

„Ich habe ihn nicht gesehen," versetzte Herr von Laurent, „aber man hat mir sein Bild gezeigt, und ich kann versichern, daß ich nie ein edleres Gesicht und schönere Züge gesehen habe."

„Um so besser!" rief Blanka, unwillkürlich einem Eindruck der Freude Worte verleihend; gleich darauf erröthete sie aber vor Scham und Verwirrung auf's Tiefste und umarmte den Chevalier, damit dieser es nicht bemerke.

„Meine Tochter," sprach jetzt der alte Mann ernst, „die Vermählung, um die es sich handelt, hat ihre zwei Seiten. — Der vornehme und reiche Gemahl, um den es sich handelt, kann Dir nur sein Vermögen und seinen Namen geben, denn an dem Tage Deiner Verheirathung wird er Dich auf lange Zeit, vielleicht auf immer verlassen. — Du wirst in Deinem neuen Leben eben so vereinzelt dastehen, wie seither und wirst Dich mit der Zärtlichkeit Deiner Mutter und meiner liebevollen Theilnahme begnügen müssen! — Ueberlege also, ob Du unter solchen Umständen Deine Einwilligung geben willst!"

Blanka war, während der Chevalier dieß sprach, vor Erstaunen und Schrecken immer bleicher geworden, denn diese Worte vernichteten ihre Träume, an der Hand eines geliebten Gatten glücklich zu werden und Glück um sich zu verbreiten. Von allen ihren Hoffnungen blieb ihr nichts übrig, als ein Titel und Geld.

„Warum will er mich denn aber auf diese Weise verlassen?" stammelte sie endlich.

„Ach! mein armes Kind," sagte der Chevalier traurig, „unsere Lage in dieser seltsamen Geschichte ist der Art, daß wir nur ablehnen, aber nicht die Lösung des Räthsels verlangen können! Ich schwöre Dir zu, daß ich die Bedingungen dieser Heirath nach Kräften bekämpft habe; hörst Du wohl, alle habe ich bekämpft; aber es gelang mir nicht, dem eisernen Willen, der mir entgegengesetzt wurde, auch nur eine Kleinigkeit abzuringen! Man wird Dir Deine Hand mit einem glänzenden Titel und einem ungeheuren Vermögen bezahlen. — An Dir ist es, zu entscheiden, ob die Liebe zu Deiner Mutter so groß ist, daß Du um dieser willen einwilligst."

„Meine gute Mutter!“ rief Blanka mit einem tiefen Seufzer, indem sie in ihrer Seele die Stärke und den Muth suchte, ein Loos anzunehmen, das ihr unwillkürlich so vieles Bangen verursachte.

„Deiner Mutter,“ fuhr der Chevalier fort, der sich zum Siege noch eine letzte Waffe aufgespart hatte, „Deiner Mutter könnte vielleicht durch dieses ungeheuere Vermögen wieder zu ihrer Wiederherstellung geholfen werden!“

Der Chevalier hatte sich nicht verrechnet, diese Aussicht hob bei Blanka jeden Rest von Bedenken; sie stand rasch auf und rief mit dem Tone der höchsten Zärtlichkeit aus:

„Liebster Freund! fürchten Sie nicht mehr, daß ich mich in dieser Ehe unglücklich fühlen werde; das Glück, das sie mir einerseits verschafft, gleicht alles Uebrige aus, und ich nehme ohne Zögern den Gemahl an, den Sie mir vorschlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Sonoma.

24. Mai. An diesem Morgen brachen wir endlich auf. Wir verließen San Francisco bald nach 7 Uhr und schifften uns mit unseren Pferden und Gepäck in einem kleinen Fahrzeuge ein, das uns noch vor zehn Uhr in Sausalitto ans Land setzte. Von dort begaben wir uns nach Sonoma, wo wir die Nacht blieben. Wir bildeten eine ordentliche Kavalkade und hatten ein ziemlich imponirendes Aussehen. Zuerst kamen die Pferde, sechs an der Zahl, die unsere Bagage, Lagergeräthschaften ꝛc. trugen, nach diesen José, Don Luis indianischer Diener, der viel lebhafter scheint, als die Indianer sonst gewöhnlich sind. Diesem waren die Extrapferde zur Aufsicht überantwortet, und wußte sie wirklich mit bewundernswerther Geschicklichkeit in Ordnung zu halten, so daß er mit Pfeifen, Schmeicheln, Fluchen und dem Schwingen seiner riatta über ihre Köpfe sich so in Respekt zu halten wußte, daß sie gingen, als ob er sie sicher am Zaum führte und leitete. Wir folgten ihm, wenn es die Straße erlaubte, alle in einer Reihe und boten so jeder Bande von Desperados, die vielleicht keck genug gewesen wären, uns anzugreifen, eine nicht unbeträchtliche Front. Von Räubern hatten wir übrigens kaum etwas zu fürchten; denn keine Meile ritten wir, ohne einzelne kleine Partien zu treffen, die ebenfalls, wie wir nach den Goldminen zogen. Im Anfange konnten wir, aber nur langsam vorwärts rücken; denn die Straße lief bald steile Hügel hinauf bald in tiefe Schluchten wieder hinunter. Als wir aber zuletzt ein sich einige Meilen breit hinausschlängelndes Thal erreichten, bewegten sich unsere Pferde mit einer Schnelle über den Boden hin, wie man es wirklich nach solchen Anstrengungen nur von kalifornischen Thieren erwarten konnte. Gegen Abend überschritten wir die Hügel, die dieses Thal von der Sonoma-Ebene trennten, und als wir Sonoma erreichten, blieben wir in einem Hotel, das dort ein Bürger der Vereinigten Staaten erst kürzlich eröffnet hatte. Dieser versicherte uns übrigens im Laufe unseres Gespräches sehr kaltblütig: „Daß er dächte, er wolle sich noch nicht nach den Minen hinaufrücken, bis er nicht erst ein Paar tausend Dollars aus den San Francisco Leuten herausgepreßt hätte, die bei ihm durch nach den Wäschereien hinauf passirten.“

27. Mai. In Sonoma blieben wir fast den ganzen Donnerstag, um unsern Pferden eine kurze Rast zu gönnen. Im Hotel traf ich auch den Lieutenant Sherman, der dem kommandirenden Offizier Depeschen von Oberst Mason gebracht hatte. Ich freute mich sehr, diesen Gentleman wieder zu finden, und wir plauderten viel von der fröhlichen Zeit, die wir in Washington zusammen verlebt hatten. Als er den Ort unserer Bestimmung erfuhr, erbot er sich freundlich, uns einen Empfehlungsbrief an einen von seinen alten Freunden, an Kapitän Sutter, den Eigenthümer von Suttersfort und mit einer der ersten Ansiedler des Sacramento, mitzugeben. Ich nahm dieses Anerbieten sehr gern an, und etwa um 3 Uhr brachen wir gegen die Ebene hin auf, während wir unsern Weg durch die Gruppen schöner Eichbäume, die hier den Boden nach jeder Richtung hin bedecken, verfolgten. Hiernach stiegen wir die Hügel hinauf, die zwischen uns und dem Napperthal liegen. Nachdem wir auch diese überschritten hatten, hielten wir auf das Haus eines amerikanischen Ansiedlers, eines Freundes Bradley's, der uns so gut beherbergte, wie es nur irgend in seinen Kräften stand. Wir gingen zeitig zu Bett, aber Legionen von Flöhen waren unsere Schlafkameraden und quälten uns auf eine so entsetzliche Art, daß wir viele Stunden den Schlaf vergebens herbeiwünschten. Das Land ist von diesen nichtswürdigen Insekten auf das Bösartigste heimgesucht, und ich weiß wirklich nicht, wie es die Ansiedler aushalten. Vielleicht sind sie daran gewöhnt; ein Fremder fühlt die Unbequemlichkeit auf das Entschiedenste.

Am nächsten Tag überschritten wir eine ähnliche Reihe von Hügeln, wie die, die wir am Donnerstag gekreuzt hatten, und fanden uns jetzt bald inmitten eines viel wilder aussehenden Landes. Steile, schroffe, dicht mit dunkeln Kiefern bewaldete und von tiefen, jähen Schluchten durchschnittene Gebirge schlossen schöne und fruchtbare Thäler ein, in denen goldne Blumen blühten und prachtvolle Eichen ihre weiten Aeste ausstreckten. Während wir eine der gefährlichen Schluchten hinabritten, wurde Bradley, der uns zeigen wollte, wie gut er beritten sey, von seinem Thier geworfen und fiel

ziemlich schwerfällig auf seinen Arm. Wir untersuchten ihn rasch und fanden ihn wirklich zu unserm Erstaunen nicht gebrochen. Dennoch war er so beschädigt, daß er ihn mehrere Tage lang nicht brauchen konnte. Ich verband ihm den Arm, legte ihn in eine Schlinge, und Bradley verfolgte von da an seinen Weg etwas vorsichtiger.

An diesem Abend gebrauchten wir zum ersten Male unser Zelt. Wir wußten übrigens noch nicht recht damit umzugehen, so daß die ganze Bescherung drei Mal erst auf uns niederkam, und uns unter der flatternden Leinwand begrub, wobei wir hie und da einige nicht ganz unbedeutende Stöße von den Stangen erhielten. Nachdem wir bei dem endlich befestigsten Zelt ein loderndes Feuer entzündet hatten, was den Bären eine freundliche Mahnung seyn sollte, daß sie nicht in unsere Nähe zu kommen brauchten, kochten wir auf den Kohlen unser Abendessen, wickelten uns in unsere Decken und schliefen weit besser, als uns die Flöhe in der vergangenen Nacht hatten schlafen lassen.

An diesem Morgen untersuchte ich Bradley's Arm und freute mich, die Entzündung etwas gemildert zu sehen. Er war übrigens auch sonst noch am Körper sehr geschunden und klagte, während wir die rauhen, steilen Hügelhänge hinauf ritten, die das Sacramento-Thal einschließen, viel über die Schmerzen, die er fühlte. Vom Gipfel derselben hatten wir eine herrliche Aussicht über den sich unten hinwindenden Strom mit seinen kleineren Nebenflüssen, wie über seine mit edlen Eichen und Platanen dicht bewachsenen Inseln. In der Nacht lagerten wir uns am Fuße dieser Hügel und zwar dicht bei einem kleinen Bache, der lustig vorbeisprudelte. Wir sahen an diesem Tage verschiedene Rudel Riesenhirsche, ebenso auch eine große Anzahl wilden Geflügels.

Sonntag den 28. Mai. An diesem Tage machten wir einen langen Halt; denn wir fühlten uns Alle ungemein ermüdet, und einige unserer etwas schwer beladenen Packpferde schienen sogar nicht mehr weiter zu können. Wir beschlossen deßhalb, hier bis spät Abends zu bleiben und dann dem Laufe des Baches ein Paar Meilen zu folgen, wo wir nachher das Zelt aufschagen konnten. Nachdem wir die Pferde zum Weiden losgelassen, gingen einige von uns ein Wenig auf die Jagd. Das Einzige, was sie aber schossen, waren wilde Gänse, die in dem Sumpflande, was das Ufer des Baches bildet, sehr zahlreich sind. Ich kam auf einen Riesenhirsch zum Schuß, der die Quelle, an der ich lagerte, aufsuchte, seinen Durst zu löschen, muß ihn aber gefehlt haben; denn er sprang unverletzt davon.

29. Mai. In der letzten Nacht lagerten wir unter einer Eichengruppe und sahen an dem Rauche, der hie und da zwischen den Bäumen aufstieg, daß auch noch andere Gesellschaften und zwar in nur geringer Entfernung von uns, im Thale ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Als wir am nächsten Morgen wieder aufbrachen, trafen wir einzelne Partien, die ebenfalls nach dem Sacramento zogen. Ein Ritt von wenigen Stunden brachte uns an die Ufer des schönen, ein Paar hundert Schritt etwa breiten Stroms, und wir trafen augenblicklich unsere Vorbereitungen, überzusetzen. Nach verschiedenen Unglücksfällen und Aufenthalt gelang es uns endlich, in einer Art von kleinem Segelboot den Uebergang zu bewerkstelligen. Die neue Stadt Suttersville zählt etwa 10 — 12 Häuser und ist innerhalb einer halben Meile an den Ufern des Flusses angelegt. Von hier brachte uns ein scharfer Ritt über eine ebene Fläche, die in Weizenfelder und in Wiesengründe getheilt und mit Hunderten weidenden Viehes bedeckt war, hinüber zu Sutter's Fort. Es ist dieß ein ziemlich weitläuftiger Block von Holzgebäuden, der auf dem Gipfel eines kleinen Hügels und dicht bei einem Wasser gebaut ist, das in den Amerikanos, nicht weit von seiner Verbindung mit dem Rio Sacramento, einfließt. Ein Schoner und einige kleinere Fahrzeuge arbeiteten sich den Amerikanosfluß nach dem Fort zu hinauf, und am Landungsplatze lagen mehrere Boote, die ihre Ladung ausschifften. Als wir den Platz erreichten, sahen wir bald, daß hier Alles arbeitete und beschäftigt war, Bootsleute schrien und fluchten, Wagenführer pfiffen und hallohten und knallten mit ihren Peitschen über die Pferde hin, die sich in gutwilliger Anstrengung ins Geschirr legten; schwer beladene Wagen bemühten sich, verschiedene Waaren in den inneren Raum der Gebäude hineinzuschaffen. Gruppen von Reitern sprengten hin und her, und eine ziemliche Zahl von anderen Leuten wanderten dazwischen herum. Es zeigte sich deutlich, daß die Goldmanie wuchs, je mehr wir uns dem jetzt heiß ersehnten Eldorado näherten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als ein eklatantes Beispiel wahrer Männerliebe mag folgendes dienen. Ein junger Chemiker in Paris, der seiner Geliebten, wie man zu sagen pflegt, mit seinem Herzblute dienen wollte, ließ sich so lange zur Ader, bis er aus dem dadurch geronnenen Blute so viel Eisen gewann, um für dieselbe einen Ring anfertigen zu lassen und — starb endlich an den Folgen der häufigen Aderlasse.

In einer Anzeige der Philadelphia Zeitung liest man: „Es ist eine Uhr gestohlen worden, 100 Dollars werth. Wenn der Dieb sie zurück gibt, soll er gratis benachrichtigt werden, wo er eine stehlen kann, welche zwimal so viel werth ist und soll ihm weiter keine Frage gestellt werden.“

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 151 22. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Es war ein schöner Wintertag und in dem Atelier des Mll. Prudence herrschte große Rührigkeit, bei der sich namentlich Mlle. Viktoria besonders auszeichnete, was sie indessen nicht hinderte, auf jedes Geräusch, das sich vernehmen ließ, zu lauschen, denn jeden Augenblick hoffte sie den schönen Anatole eintreten zu sehen, der natürlicher Weise nichts von der verunglückten Botschaft seiner Tante hatte verlauten lassen und seinen Schmerz darüber mit Zerstreuungen aller Art zu betäuben suchte. Aus diesem Grunde hielt sich Mll. Viktoria für den allein geliebten Gegenstand, und weil Blanka nicht mehr im Atelier erschien, so glaubte sie ganz gewonnenes Spiel zu haben, da die Nebenbuhlerin entfernt war.

Plötzlich wurde die Thüre des Arbeitszimmers aufgerissen und Anatole kam hereingestürzt, indem er schon auf der Schwelle ausrief: „Das ist einmal ein köstlicher Spaß! — Vater Daquin verheirathet sich! Vater Daquin nimmt eine Frau! Wahrscheinlich braucht er eine Pflegerin für die Gebrechen seines Alters, und seine Haushälterin hat ihm aufgekündigt! Er kam gestern selbst zu meinem Prinzipal und bestellte bei ihm seinen Heiraths-Kontrakt!“

Sämmtliche Arbeiterinnen drangen in Anatole, ihnen den Namen der Glücklichen zu nennen, der aber dießmal den Verschwiegenen wider Willen machte, weil er ihn selbst nicht kannte. Während er aber noch mit einer Menge Fragen von Seite seiner neugierigen Zuhörerinnen bestürmt wurde, rief eine der am Fenster Sitzenden plötzlich aus.

„Da kommt er ja selbst, unser Bonbons-Spender, unser alter Freund, Vater Daquin!“

Alle sprangen von ihrer Arbeit auf, die Einen eilten ans Fenster, die Andern auf den Vorröhrn, um Antoine Daquin zu sehen, der die Treppe heraufgestiegen kam, nachdem er einen kostbaren Wagen verlassen hatte, an dem ein Paar prächtige Pferde gespannt waren, die ein Kutscher in reicher Livrée lenkte. Aber in dem Gesicht, im ganzen Wesen, ja selbst in der Kleidung des alten Mannes war eine gänzliche Umwandlung vor sich gegangen. Der Ausdruck des Spottes war aus seinen Zügen verschwunden, die jetzt eine Würde angenommen hatten, die man sonst nicht in denselben gefunden hatte; seine Gestalt schien weniger gekrümmt und statt des abgetragenen alten Rockes trug er einen schwarzen Frack, auf dem sich ein Stern mit Brillanten befand. Vor ihm her ging ein Lakai und er stieg langsam die Treppe zu der Blumistin herauf. Als er im ersten Stockwerke angelangt war, sah er sich plötzlich von den jungen Mädchen umringt, die ihn mit Freudengeschrei und Vorwürfen empfingen, daß er sich so lange nicht mehr habe blicken lassen, und die jetzt erwarteten, er werde wie ehemals im Atelier eintreten, und seine mit Zuckersachen gefüllten Taschen ausleeren. Der Anblick des reich galonnirten Lakaien und der imposante Anzug ihres alten Freundes machte aber mit Einemmale alle Zungen verstummen, und die Mädchen blieben verblüfft stehen, als sie Antoine Daquin gemessenen Schrittes in das zweite Stockwerk hinaufsteigen sahen, die zu der Wohnung der Marquisin von Montaran führte, indem er nur durch einen herablassenden Gruß die Freudenbezeugungen erwiederte, die er an sich verschwendet sah.

„Jetzt weiß ich's!“ rief Anatole mit wüthender Geberde auf den Komtoir-Tisch des Atelier schlagend, es ist Eure ehemalige Kamerädin, das Fräulein Marquisin, die der alte Sünder heirathet! Seine Millionen haben ihren Eindruck nicht verfehlt!“

Während dem hatte Marianne die Thüre im zweiten Stockwerke Herrn Antoine Daquin geöffnet, der in den Salon der Frau von Montaran trat, in welchem Blanka, die Marquisin und der Chevalier beisammen waren.

„Mein Fräulein,“ sprach Antoine Daquin nach einer tiefen, achtungsvollen Verbeugung gegen Blanka, „ich bedauere, daß die Lage der Frau Marquisin von Montaran mir nicht erlaubt, noch in dieser wichtigen Angelegenheit, die mich hieher führt, an sie zu wenden; aber der Herr Chevalier von Saint Laurent, der die Stelle eines Vormunds und Vaters bei Ihnen vertritt, hatte die Güte, mir zu erlauben, Sie mit den Wünschen dessen bekannt zu machen, für welchen ich heute das Wort führe. — Ich habe die Ehre, um ihre Hand für meinen früheren Mündel und jetzigen Freund, den Fürsten Odoart Metzersky anzuhalten!“

Digitized by Google

X.

Der geheime Artikel.

Antoine Daquin, oder vielmehr der Graf Boromsoff hatte mit wenigen Worten die Verhältnisse auseinander gesetzt, in Folge davon er berechtigt war, als offizieller Brautwerber aufzutreten. Als Verwandter des Prinzen Odoart, der schon in zartester Jugend verwaist war, hatte er stets Vaterstelle bei ihm vertreten, und seit dieser Zeit ihn nie verlassen. Unter dem alltäglichen Namen Antoine Daquin war es ihm möglich geworden, sich dem Fräulein von Montaran zu nähern, deren Tugenden und Anmuth kennen zu lernen und in ihr eine Person zu finden, die würdig war, sich mit einem Metzerski zu verbinden, dessen Familie eine der angesehensten in Rußland war. Blanka hatte mit niedergeschlagenen Augen in zwar bescheidenem, aber kaltem Tone ganz einfach geantwortet, daß sie die Hand des Fürsten annehme. Während dieses feierlichen Augenblickes aber, dachte die arme, blinde und taube Mutter entfernt nicht daran, daß ihre einzige Tochter, ihr heiß geliebtes Kind um ihretwillen Freiheit, Herz und Zukunft hingebe.

Der alte Graf stand jetzt auf, flüsterte dem Chevalier einige Worte zu, verbeugte sich respektvoll vor den beiden Damen und ging weg. Dießmal erwarteten ihn sämmtliche Blumistinnen, Mlle. Viktoria an der Spitze, auf der Treppe des ersten Stockwerkes und er konnte nicht umhin, sich ein wenig bei ihnen aufzuhalten.

„Fräulein von Montaran," sprach er zu den jungen Arbeiterinnen, „vermählt sich in acht Tagen, ich bitte für sie die schönste Brautkrone anzufertigen, die je gemacht worden ist, und dazu natürlicher Weise auch einen Strauß. — Der Betrag für meine Bestellung findet sich hier in dieser Brieftasche, und wenn zufälliger Weise mehr als fünfhundert Franks darin seyn sollten, die ich für meine Bestellung bestimmte, so erlauben Sie wohl einem alten Freunde den Ueberschuß Ihnen im Namen einer ehemaligen Genossin als Hochzeitgeschenk anzubieten. Damit stieg er die Treppe hinab und in seinen Wagen, während die jungen Mädchen, von Neugierde geplagt, in das Atelier stürzten, wo sie die Brieftasche öffneten, in der sie zwölftausend Franks fanden.

Einige Stunden nach dem Weggang des Grafen Boromsoff saß Blanka, den Kopf auf ihre schöne Hand gestützt, auf einem Schemel zu den Füßen der Marquisin. Ihre Gedanken schweiften in einer unbekannten Welt umher. Diese sonderbare Heirath, dieser Titel, dieses ungeheuere Vermögen, kamen ihr wie ein täuschender Traum vor, der plötzlich wieder verschwindet und angenehme oder bittere Empfindungen wieder zurückläßt. Allein so glänzend auch einerseits das Gebilde sich darstellte, so vermochte sie doch ein gewisses Bangen nicht zu unterdrücken und sie fühlte sogar eine Art von Haß gegen das geheimnißvolle Wesen, das mit seinem Golde ihre Zukunft und Freiheit erkaufte.

Während sie noch diesen schmerzlichen Gedanken nachhing, sah sie, von Marianne eingeführt, einen Unbekannten in den Salon ihrer Mutter treten.

„Ich habe doch die Ehre mit Fräulein v. Montaran zu sprechen?" fragte der Fremde mit einem ausländischen Accente.

Blanka bejahte es durch eine Verneigung.

„Der Herr Graf v. Boromsoff hat mir im Namen des Fürsten Odoart Metzersky die Aufforderung zugehen lassen, meine Dienstleistungen Ihrer Frau Mutter anzubieten, welche das Unglück hatte, Gehör und Gesicht zu verlieren."

„Sie sind es, mein Herr," versetzte Blanka mit gerührter Stimme, „dessen Kenntnisse und Geschicklichkeit unser Hausarzt schon so oft gerühmt hat?"

„Ihr Arzt ist sehr nachsichtig," versetzte der Fremde, „indessen sollte es mich unendlich freuen, wenn es mir gelingen würde, das Vertrauen, das er und Sie in mich setzen, rechtfertigen zu können."

Hierauf näherte er sich der Marquisin und untersuchte aufs Genaueste den Zustand der Augen und der Ohren der Kranken, worauf er seinen Hut wieder ergriff und im Weggehen sagte:

„Fassen Sie Muth, Fräulein, die Kur wird vielleicht lange dauern, aber ich habe alle Hoffnung!"

Kaum war der Arzt aus dem Zimmer, als das junge Mädchen auf die Kniee niederfiel, um Gott für diesen tröstenden Besuch zu danken. Es war dieß seit langer Zeit wieder ihr erster glücklicher Augenblick und es that ihr fast wehe, daß sie denselben dem Fürsten Metzersky verdanke.

An demselben Abende befanden sich der Graf Boromsoff und der Chevalier von Saint Laurent in dem Kabinet des Notars, Herrn Bonami, wo der Heirathskontrakt des Fürsten Odoart und des Fräuleins Blanka entworfen wurde. Der Notar erhielt die Instruktion mitgetheilt über die ungeheueren Vortheile, welche der Fürst seiner jungen Gemahlin einräumte, und es wurden ihm die Werthpapiere eingehändigt, welche das Vermögen der Fürstin als deren vollständiges Eigenthum ausmachen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns an eine „Squaw" (indianische Frau) gewendet hatten, die wir am Eingange des Forts trafen und die gerade genug englisch verstand, unsere Fragen zu begreifen, zeigte sie unter den verschiedenen Gruppen den Kapitän Sutter, einen schlanken, gut aussehenden Mann mit einem Strohhut, weitem Rock und

Beinkleidern von gestreiftem Zeug, seine Gesichtszüge aber einem Yankee so unähnlich, wie nur möglich. Ich stellte mich ihm ohne Weiteres vor und überreichte ihm den Brief, den mir Lieutenant Sherman für ihn gegeben hatte. Nachdem er ihn gelesen, sagte mir der Kapitän, daß er sich herzlich freue, mich zu sehen, obgleich er fürchte, der große Wechsel, den die letzten Wochen in diesem Theile der Welt hervorgebracht, werde die Ursache seyn, daß er mir nur geringe Gastfreundschaft erzeugen könne. Jeder Winkel seines Lagers war mit Waarenballen, Mehlfässern und tausend andern Dingen gefüllt, für die auf einmal und ganz plötzlich ein Bedarf entstanden. Des Kapitäns Haus glich in der That auch eher einem Hotel und hatte so viel Besucher, wie es nur möglicher Weise halten konnte. Dennoch sollte, wie sich der Kapitän freundlich genug ausdrückte, Niemand, der durch seinen Freund Shermann an ihn empfohlen wäre, einen andern, als gastfreundlichen Empfang bei ihm finden. Alles jedoch, was er thun konnte, bestand, wie er mir sagte, darin, daß er mir ein Schlafgemach für mich und solche Freunde, die ich darin aufzunehmen wünsche, zur Disposition stellte. Dann verließ er mich auf kurze Zeit, die Sache mit denen zu arrangiren und versprach bald zurückzukehren und uns unser Quartier zu zeigen.

Ich theilte meinen Gefährten des Kapitäns Anerbieten mit. Diese meinten aber, auch diese Nacht wieder außer dem Fort zubringen zu wollen, und wir arrangirten es so, daß nur Bradley und ich das so freundlich gebotene Schlafkabinet benutzen sollten, da besonders eine gute Nacht Schlaf unserm kranken zerquetschten Freunde weit zuträglicher seyn würde, als draußen im Freien, unter dünner Decke mit dem Sattel als Kopfkissen, zu liegen. Zwei unserer Pferde hatten ihre Hufeisen verloren, und Malcolm und José gingen damit nach der Schmiedewerkstatt, um sie wieder beschlagen zu lassen. Auch wollten wir für künftige Zufälle eine Partie Hufeisen und Nägel mitnehmen. M'Phail und und unser spanischer Freund unterzogen sich zu derselben Zeit dem Auftrage, etwa für zehn Tage Provision für uns einzunehmen, und Bradley versprach, sich im Fort umzusehen, ob er dort nicht noch einen Diener bekommen würde. Leider gelang ihm das aber nicht.

Während diese verschiedenen Kommissionen besorgt wurden, kehrte der Kapitän zurück und führte mich im Fort herum. Unterwegs zeigte er mir das Wachthaus, die indianischen Soldaten aber, die es sonst besetzt hielten, waren fast bis auf den letzten Mann nach den Bergwerken desertirt. Nur in der Wollenfaktorei fand ich noch einige 30 Frauen an der Arbeit; das Brennereihaus, wo der berühmte Pisco (aus den dortigen Trauben) fabrizirt wird, und die Schmiede- und Wagnerwerkstatt hatten mehr Arbeit liegen, als sie mit den wenigen Arbeitern in einem ganzen Monate hätte ausführen können. Dennoch sprachen alle diese Leute davon, in ein oder zwei Tagen nach den Minen ebenfalls aufzubrechen. Der Kapitän versicherte mir, es sey ihm nur möglich gewesen, sie bis jetzt durch rasend erhöhte Preise und einen vollständig freien Gebrauch von Pisco und Brandy an sich zu fesseln.

Es wurde uns gar nicht so leicht, unsern Weg durch die Massen Fremder, die sich nach jeder Richtung hin und wieder bewegten, zu finden. Karren fuhren unablässig heraus und herein, Gruppen von Indianern die zusammenkauerten, schwatzten und plauderten und zeigten einander die flammend rothen und gelben Tücher, die zinnoberrothen Decken und die schlecht genug gearbeiteten Musketen, für die sie ihre Goldstücke hingegeben hatten, und die Squaws standen dabei und sahen so gleichgültig wie möglich aus. Ich sah einen Häuptling, der dreißig Jahre lang mit keiner andern Bedeckung, als einen gewöhnlichen Lumpen, seine Nacktheit zu bergen, gegangen war, wie er sich eben, wenn auch nur mit sehr unbedeutendem Erfolge bemühte, in ein Paar Matrosenhosen hineinzufahren. Innerhalb des Forts war der Lärm und Spektakel fast noch größer wie draußen. Etwa ein halb Dutzend Yankees mit scharf gezeichneten Zügen handelten bis aufs Blut gegen eine Masse von Kunden, die für ihr gesammeltes Gold Kaffee, Taback, Brod, Brandy und Bowiemesser verlangten. Spaten und Hacken waren keine mehr zu bekommen. In einer Ecke hinter einem umgitterten Schreibpulte saß ein schlau blickender alter Mann, mit Waage und Gewichten beschäftigt, den Goldklumpen oder den Säcken mit Goldstaub, die ihm überreicht wurden, seine eigene Schätzung beizufügen und zu erklären, welche Quantität Dollars er dafür geben würde. Diese Dollars aber kehrten augenblicklich wieder zu ihrem Originalplatze zurück; denn die Verkäufer handelten dafür ohne Weiteres an der anderen Seite des Ladens ihre Güter ein.

Zwischen dem Tabacksqualm hindurch, den eine Masse Pfeifen und Cigarettos ausströmten, konnte man wild durcheinander gemischt die buntfarbigsten Indianer finden, deren verschiedene Grade der Zivilisation sich auch in ihren verschiedenen damit korrespondiren den Kleidern am Besten kund that. Man sah hier die braunen Söhne der Wälder, theils mit ihrem Hüftentuch, theils in baumwollenen Hemden und Jacken und Beinkleidern von russischem Segeltuch. Zwischen ihnen durch standen Gruppen von Fallenstellern, bis aus Oregon herunter, in Büffel- und Hirschhäute gekleidet, und mit so rauhen, sonnenverbrannten Zügen, daß man sie von ihren Bedeckungen fast gar nicht unterschieden konnte.

„Kapitän," sagte einer dieser Herren, der, als wir vorübergingen, einen Sack mit Goldstaub zu Kapitän Sutter emporhielt, „ich denke, das hier geht noch über Biberfelle. He, Kapitän?"

Ein Anderer von ihnen, der einen wildaussehenden Wolfshund bei sich führte, plauderte mit einem Indianer von den Ufern des Klamath-Sees und schien mit diesem auf sehr intimen Fuße zu stehen.

„Sehen Sie jene beiden Schufte," sagte der Kapitän zu mir. „Sollte man nicht denken, sie wären wie

Brüder zusammen? Lassen Sie aber nur irgend einen von ihnen die Gelegenheit zu einem Schusse nach des Andern Kopf bekommen, — nachdem er ihn vielleicht Tage lang über die weiten Jagdgründe hin aufgespürt hat, — und nur das schnellste Auge, und die bereiteste Hand wird nachher bestimmen, wer am nächsten Tage die Sonne wieder soll aufsteigen sehen.“

Ich war erstaunt, in der Menge auch einen Don von der alten Schule zu erblicken, der so stolz und trutziglich einherschritt, als ihn eine lichtblaue Jacke mit Silberknöpfen und scharlachner Einfassung und Hosen von rothem Manchester mit gestreifter seidener Schärpe und gestickten, wildledernen Schuhen, und einer parfümirten Cigaretto machen konnten. Er trug seinen aufgeschlagenen Sombrero keck auf einer Seite und unter ihm das unausweichliche, schwarzseidene Taschentuch, dessen Ecken über seinen Nacken herunterhingen. Hinter ihm drein kam sein Diener mit aufgeschlagenem Hute und blitzenden Strumpfbändern. Dieser trug eine Muskete auf der Schulter und warf etwas schüchterne Blicke nach der bunten Versammlung von Indianern und Fallenstellern hinüber, die ihn dann und wann neckten. Hinter diesen gruppirten sich noch 20 — 30 spekulirende Yankees, „Gentlemen-Händler,“ wie sie sich wahrscheinlich nannten, mit einigen recht hübschen kalifornischen Frauen, die mit ihren Männern nach den Minen hinaufzogen. Ich bemerkte, wie der Kapitän fast mit Jedem wenigstens ein Paar Worte wechselte und allgemein beliebt und geachtet schien.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Paris den 5. September.

Der Luftschiffer Arban, welcher den 2. September um 6½ Uhr des Abends von Marseille abging, gelangte den nächsten Morgen um 2½ nach Stubini in der Nähe von Turin. Arban erzählt folgendermaßen diese seltsame Reise: „Den 2. September um 6½ Uhr des Abends ging ich von dem Chateau-des-Fleurs ab; gegen 8 Uhr durchschnitt ich den Wald von Esterel; die Versuche, die ich machte, zeigten mir, daß ich 4000 Metres hoch war. Die Witterung war kalt, aber trocken und Thermomètre centigrade stand auf 4 Grad unter Null. Der Wind kam von Süd-Ost und trieb mich in der Richtung von Nicea.

Ich war während 2 Stunden von dichten Wolken umgeben; mein Pelz reichte nicht hin, um mich gegen die Kälte zu schützen, von der ich besonders an den Füßen litt. Ich entschloß mich dennoch, meine Reise fortzusetzen und die Alpen zu überschreiten, von welchen ich nicht mehr sehr weit entfernt war. Die Kälte nahm zu, der Wind wurde regelmäßig, der Mond leuchtete mir wie die Sonne am hellen Tage. Ich war am Fuße der Alpen; der Schnee, die Wasserfälle, die Bäche glänzten; die Abgründe, die Felsen bildeten schwarze Massen, welche als Schatten diesem großartigen Bilde dienten. Der Wind verhinderte den regelmäßigen Gang; ich war genöthigt mich niederzulassen und in die Höhe zu steigen, um die sich unaufhörlich darbietenden Felsenspitzen zu übersteigen. Es war 11 Uhr Abends, als ich auf dem Gipfel der Alpen ankam; der Himmel wurde frei; mein Gang regelmäßig. Ich dachte alsdann an mein Nachtessen.

Ich war 4600 Metres hoch; ich war gezwungen, meine Reise fortzusetzen und Piemont zu erreichen; ich sah nichts als ein Chaos vor mir und es war unmöglich für mich, mich hier niederzulassen. Nachdem ich gegessen, hatte ich die Idee meine Flasche wegzuwerfen, damit, wenn einst ein kühner Reisender auf diesem Felsen niedersteigt, er ein Zeichen finden würde, daß schon ein Anderer vor ihm diese unbewohnten Regionen durchstreift hat.

Um 1¼ Uhr des Morgens befand ich mich über dem Berge Viso, welchen ich von einer früheren Reise in Piemont kannte. Der Po nimmt hier seinen Ursprung. Ich erkannte seine Lage wieder und ich entdeckte seine herrlichen Ebenen. Ehe ich diese Gewißheit hatte, hätte mich ein seltsamer Schein, den der Mond auf die Wolken und den Schnee warf, beinahe glauben lassen, daß ich mich über der See befände. Indessen hatte der Ostwind nicht aufgehört zu wehen und meine Beobachtungen bewiesen mir, daß ich nicht über dem Meere seyn konnte. Die Sterne kamen meinem Kompaß zu Hülfe und ich erblickte den Mont-Blanc, dessen Lage mir die Gewißheit gab, daß ich mich Turin näherte. Der Mont-Blanc, welchen ich zu meiner Linken hatte, überragte alle Wolken und glich einem ungeheueren Kristal, welcher tausend Feuer auswarf.

Um 2¾ Uhr bemerkte ich deutlich an dem Mont-Viso, daß ich mich in der Nähe von Turin befand und ich beschloß, herunterzusteigen, was ich auch ohne alle Schwierigkeiten in Ausführung brachte. Ich stieg nicht weit von einer großen Meierei herunter; mehrere Hunde umgaben mich, indem sie mich anbellten. Die durch das Geheul der Hunde herbeieilenden Bauern, welche mehr erstaunt, als erschrocken waren, mich zu sehen, bescheinigten mir, daß es 2½ Uhr des Morgens und daß ich mich in dem Dorfe Pion-Forte bei Stubini 6 Kilomètre von Turin befände.

Des Morgens um 9 Uhr kam ich in Turin an, schrieb sogleich an meine Freunde, um dieselben zu beruhigen, holte mir einen Paß bei unserem Gesandten und wohnte dem Gottesdienste zu Ehren Karl Alberts bei. Des Abends im Theater konnte ich nicht umhin zu denken, daß den Abend vorher zur selben Stunde ich mich 140 Meilen weit im Chateau-des-Fleurs von Marseille befand.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 152 23. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Bis dahin war Alles ganz vortrefflich, und Herr Bonami ergoß sich in Lobeserhebungen über die Freigebigkeit des Fürsten, als der Graf Boromsoff wieder das Wort nahm und dem Notar den geheimen Artikel des Kontraktes mittheilte, gegen den sich der Chevalier so heftig gesträubt hatte. Während dieser Mittheilung verbarg Herr von Saint Laurent sein Gesicht mit den Händen und über seine bleiche, gramerfüllte Stirne rieselte ein kalter Schweiß. Herr Bonami, der in seiner Eigenschaft als Notar schon in unzählige Familien-Geheimnisse eingeweiht worden war und auf diesem Wege schon manches Seltsame anvertraut erhalten hatte, vermochte eine Bewegung des Erstaunens nicht zu unterdrücken, als er die Bedingung des Grafen vernahm. Er hielt im Schreiben inne, erhob langsam den Kopf, blickte den Chevalier v. Saint Laurent an, dessen heftige Gemüthsbewegung ihm nicht entgangen war; als er aber seinen fragenden Blick unbeantwortet sah, schrieb er zögernd den Punkt nieder, den ihm der Graf diktirte.

„In drei Tagen, mein Herr," sagte Boromsoff zu Bonami, „werden Sie gefälligst den Kontrakt dem Fürsten bringen, der ihn unterzeichnen wird."

„Es ist aber gebräuchlich," versetzte der Notar, „daß Brautleute ihren Kontrakt zusammen unterzeichnen."

„Ich bitte Sie," sagte der Chevalier rasch, „dießmal uns zu Liebe von der Gewohnheit abzuweichen und Fräulein von Montaran ebenfalls allein unterzeichnen zu lassen. — Ich werde anwesend seyn!" setzte er hinzu, den alten Grafen bedeutungsvoll anblickend; hierauf verabschiedete er sich und verließ hastig das Kabinet des Notars, in welchem er es nicht länger mehr auszuhalten vermochte, denn er glaubte ersticken zu müssen. Kaum befand er sich im Freien, als er sich auf einen Eckstein setzte, und in einen Strom von Thränen ausbrach.

Alles war jetzt für die Vermählung des Fürsten mit dem Fräulein von Montaran vorbereitet. Die ganze Stadt sprach bereits von der unerwarteten Neuigkeit und die jungen Arbeiterinnen des Atelier waren nicht die letzten, welche es erfuhren und die, weit entfernt darüber eifersüchtig zu werden, eine große Freude an den Tag legten. Nur eines fiel ihnen auf, daß der Fürst, den sie selbst so gern gesehen hätten, gar nie sich zeigen wollte, und die alte Marianne wurde jeden Tag gefragt, ob er noch nicht zu Besuch gekommen wäre. Diese gab aber stets zur Antwort: „Es gibt Geheimnisse, die Niemanden etwas angehen, und meine Gebieterin hat mir befohlen, reinen Mund über die Sache zu halten."

Blanka hatte durch Herrn von Saint Laurent erfahren, daß sie ihren Bräutigam erst am Tage der Vermählung zu Gesicht bekommen werde, und sie hatte sich auch in Gedanken an ihre Mutter dieser sonderbaren Bedingung ebenso wie den andern Anforderungen über ihre künftige Lage unterworfen.

Endlich erschien der Tag, an welchem das junge Mädchen ihren Heirathskontrakt unterschreiben sollte. Mlle. Prudence war eben bei ihr, um ihr im Namen ihrer Arbeiterinnen für das großmüthige Geschenk zu danken, das Vater Daquin, das der Herr Graf, ihr alter Kunde, beübte sie sich zu verbessern, in ihrem Namen denselben gemacht habe, als Marianne zwei Lakaien ins Zimmer führte, welche auf den alten Tisch einen ungeheueren Korb von weißem Atlas stellten, welchen sie dem Fräulein von Montaran im Namen des Fürsten Metzersky überbrachten, worauf sie sich wieder wegbegaben.

Im ersten Augenblicke fühlte sich Blanka versucht, das Geschenk abzulehnen, aber Herr v. Saint Laurent, der anwesend war, machte eine so bittende und zugleich so betrübte Miene, daß Blanka sich bezwang und schwieg.

„Das ist ja wahrhaftig königlich!" rief Mlle. Prudence aus, den Korb untersuchend, und wenn das Fräulein mir erlauben wollte, ihr beim Ordnen der prächtigen Gegenstände hülfreiche Hand zu leisten, so würde mich dieß sehr glücklich machen."

„Sie werden uns dadurch verbinden, Mademoiselle," versetzte der Chevalier, während Blanka den Korb mit der gleichgültigsten Miene von der Welt anblickte.

Die Blumistin ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern machte sogleich Anstalt zum Auspacken; allein je mehr sie auslegte, um so mehr wuchs ihr Erstaunen, denn er enthielt zwölf echt indische Kaschemir Shawls von der größten Schönheit, Spitzen von enormem Werthe.

Bewunderungswürdige Stoffe zu Kleidern. War aber die Begeisterung der Mll. Prudence bei diesen Gegenständen sehr groß, so erreichte ihr Erstaunen den höchsten Grad, als sie auf dem Boden des Korbes zehn Schmuckkästchen erblickte, von denen jedes einen Schmuck von Rubinen, Perlen, Smaragden und Saphyren enthielt; aber aus dem letzten, das sie öffnete, strahlten ihr die schönsten und bewunderungswürdigsten Diamanten entgegen, die man nur sehen konnte, und das allein zweimalhunderttausend Franks werth seyn konnte.

Die Bewunderung der Mll. Prudence machte sich jetzt in den begeistertsten Worten Luft, so daß Blanka nicht umhin kannte, darüber zu lächeln. Einen Augenblick lang war auch sie von all' diesen Reichthümern geblendet worden, allein sie faßte sich sogleich wieder, und flüsterte dem Chevalier zu: „Mein Freund, welch ein trauriges Leben muß mich erwarten, daß man dasselbe durch Geschenke, wie diese, zu versüßen sucht.“

Der Chevalier gab keine Antwort, sondern wandte den Kopf ab, um seine Röthe zu verbergen.

Herr Anatole Simonat erschien jetzt. Dießmal war aber von seinem sonst so leichtfertigen Wesen keine Spur zu bemerken, sondern sein Wesen drückte Ernst und Würde aus. Von Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, den Hals in einer wohlgestärkten weißen Kravatte, legte er eine Wichtigkeit an den Tag, der den einstigen gewichtigen Nachfolger des Herrn Bonami in ihm errathen ließ. Da mein Prinzipal sich diesen Morgen sehr unpäßlich fühlt,“ sprach er zu Herrn v. Saint Laurent, „so hat er mich, seinen zweiten Gehülfen, beauftragt, den Kontrakt dem Fräulein von Montaran zur Unterschrift vorzulegen, den ich überdieß *selbst abgeschrieben* habe. Diese Worte hob er in scharfer Betonung hervor. „Ich bringe ihn deßhalb, mein Herr, indem ich mich zugleich zu Ihrer und des Fräuleins Verfügung stelle.“

„Geben Sie ihn mein Herr,“ sagte der Chevalier, Anatole den Kontrakt abnehmend; „das Fräulein kennt den Inhalt dieses Dokuments und braucht folglich nur ihre Unterschrift darunter zu setzen.“

„Man sollte ihn aber wenigstens vorlesen,“ bemerkte Anatole, so schreibt es wenigstens die Regel vor.“

Der Chevalier wurde leichenblaß und sah das junge Mädchen an, die aber, statt einer Antwort, die Feder ergriff, den Kontrakt unterzeichnete, und ihn ihrem alten Freunde einhändigte.

Anatole machte eine verlegene Verbeugung und wollte sich, nebst seiner Tante, wegbegeben. Während aber Blanka in das Zimmer der Marquisin sich begab, ergriff Herr v. Saint Laurent den Arm des Schreibers, und indem er ihn gewaltsam einige Schritte zurückschob, sprach er mit heftiger, drohender Stimme:

„Mein Herr, ich hatte gehofft, daß ein gewisser Artikel in diesem Kontrakt nur ihrem Prinzipal und denen, welche er angeht, bekannt würde; da aber der Zufall Sie in das Geheimniß eingeweiht hat, so vergessen Sie ja nicht, daß, wenn nur Ein Wort über Ihre Lippen kommt, Sie den Tod von meiner Hand zu gewärtigen haben.“

XI.

Die Vermählung.

Der große Tag war endlich angebrochen. Schon in den frühesten Morgenstunden herrschte große Bewegung in der bescheidenen Wohnung der Marquisin. Der Chevalier hatte Mll. Prudence gebeten, die Toilette der lieblichen Braut zu überwachen, ein Auftrag, dem sie sich sammt ihren ersten Gehülfinnen mit größtem Vergnügen unterzog. Während aber Fräulein von Montaran durch ihre ehemaligen Genossinnen angekleidet wurde, nahm ihre Unruhe immer mehr zu, denn ihr Geist war mit ganz andern Dingen, als mit ihrem Anzuge beschäftigt. Endlich sollte sie den geheimnißvollen Mann, den verborgenen Genius kennen lernen, der seit vierzehn Tagen einen so mächtigen Einfluß auf ihr Leben übte, und der über ihre Zukunft bestimmen sollte. Sie sollte also einen Gemahl annehmen, der sie nur aus dem Grunde zur Ehe verlangte, um sich dadurch das Recht zu erwerben, sie zu verachten und zu fliehen.

Die Zivil-Ehe und die kirchliche Einsegnung sollten beide an einem und demselben Tage stattfinden. Der Fürst sollte selbst kommen, seine Braut abzuholen, um sie an den Altar zu führen. Je näher nun dieser feierliche Augenblick kam, um so heftiger schlug Blankas Herz. Der Chevalier v. Saint Laurent hatte seine schönste Uniform angezogen, denn er sollte bei der Braut Vaterstelle vertreten; allein dieser Gedanke, der ihn unter anderen Umständen mit der höchsten Freude erfüllt hätte, verdüsterte jedesmal sein Gesicht, so oft er sich ihm aufdrängte. Auch Marianne fiel ihr Antheil an dem bedeutungsvollen Tage zu, indem ihr der Auftrag zu Theil geworden war, den alten Salon ihrer Gebieterin in möglichst anständigen Zustand zu setzen, und die darin fehlenden Möbel bei einem Händler auf einige Stunden zu entlehnen, um die Wohnung in den Augen eines so reichen Fürsten nicht gar so armselig erscheinen zu lassen.

Man kann sich denken, daß die Spannung, in der diejenigen sich befanden, welche das Ereigniß zunächst anging, auch von sämmtlichen Neugierigen, deren es in der kleinen Straße gar viele gab, getheilt wurde, und Alles eilte ans Fenster, als gegen zehn Uhr Morgens die würdigen Bewohner der Straße Sainte-Catharine eine Equipage einher rollen hörten. Allein wie groß war die allgemeine Täuschung, als man nur einen höchst einfachen Wagen erblickte, dessen Fenstervorhänge herabgelassen waren, und der gerade dem Hause gegenüber anhielt, in welchem man den Bräutigam erwartete. Der Kutscher blieb unbeweglich auf seinem Sitze und schien genaue Instruktion erhalten zu haben, denn man bemerkte durchaus nicht, daß ihm irgend ein Befehl aus dem Inneren ertheilt worden wäre.

Blanka's Toilette war beendigt und Mlle. Prudence setzte eine Krone von Orangenblüthen auf die bleiche Stirne des jungen Mädchens, der ihr weißes Spitzenkleid und ihre durchsichtige Echarpe einen sylphidenartigen Anstrich verliehen. Die Marquisin v. Montaran, mit Hülfe ihrer Tochter in die letzten Ueberreste ihres ehemaligen Reichthums gekleidet, wurde in den Salon geführt, und dort auf einen Stuhl gesetzt, wo sie zu einer stummen Rolle bei einer Handlung verurtheilt war, dessen Seele sie hätte seyn sollen. Blanka hatte sich mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen neben ihrer Mutter niederlassen. Das geringste Geräusch machte sie erzittern, weil sie jedesmal den Mann endlich erscheinen zu sehen fürchtete, der ihr so gräßliche Angst verursachte. Der Chevalier stand vor dem alten Kamine; sein Herz pochte beinahe so laut, wie das des jungen Mädchen, und auf seinem Gesichte stand ein kalter Schweiß.

Endlich ließ sich ein verwirrtes Geräusch hören. Es kamen mehrere Equipagen hintereinander angefahren. Alles deutete auf die Ankunft des Fürsten. Die auf der Straße stehende Menge drängte sich dergestalt um die Hausthüre, daß selbst der geschickteste Kutscher Gefahr lief, ein halbes Dutzend Gaffer zu überfahren.

Der Fürst stieg zuerst aus; ihm folgte der alte Boromsoff. In diesem Augenblicke wurde einer der Vorhänge des gegenüber haltenden Wagens durch eine feine und weiße Hand geöffnet, sogleich aber wieder herabgelassen, ohne daß sich eine weitere Bewegung in demselben kund gegeben hätte.

Der Prinz Odoart, der äußerst einfach gekleidet war, und nur ein Ordensband im Knopfloche seines schwarzen Frackes trug, wurde in den Salon der Frau Marquisin eingeführt. Er sah sehr blaß aus und schien äußerst bewegt zu seyn. Blanka stand zitternd auf, indem sie sich, einer Ohnmacht nahe, auf den Armstuhl ihrer Mutter stützte.

„Mein Fräulein," sprach der Fürst, auf Blanka zutretend, „ich bedaure unendlich, daß Umstände, die ich nicht zu beseitigen vermochte, mir nicht erlaubt haben, Ihnen früher für die Ehre zu danken, die Sie mir durch die Gewährung Ihrer Hand erzeigen." Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, war so weich und so voll Anmuth, daß Blanka unwillkürlich die Augen zu dem Fürsten erhob, die sie aber sogleich wieder niederschlug, als sie den traurigen Ausdruck in Odoart's Gesicht bemerkte.

Boromsoff stellte jetzt dem Fürsten den Chevalier v. Saint Laurent als einen der würdigsten Edelleute, die er je kennen gelernt, vor. Der Chevalier verbeugte sich, ohne daß seine trauervolle und umwölkte Stirne sich aufgehellt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Bradley erzählte mir heute Abend die Ursache einer Wunde, die in Kapitän Sutters Antlitz gerade eben sichtbar war. Der Kapitän, ein geborner Schweizer, muß wohl 1830 einer von Karl X. Garde gewesen seyn, wo denn ein Säbelhieb von einem polytechnischen Schüler seinem Gesichte das unvertilgbare Andenken an die drei rühmlichen Tage einzeichnete. In der That scheint es, als ob der Kapitän gewöhnlich Partei mit den eingesetzten Obrigkeiten gehalten habe, da er sich auch 1845 mit all seinen Leuten der mexikanischen Regierung zur Disposition stellte. In Kalifornien war er übrigens glücklicher als in Paris; denn bei dieser Gelegenheit bekam er auch nicht die leichteste Wunde.

30. Mai. Zu meinem großen Leidwesen setzten wir an diesem Tage unsere Reise noch nicht fort. Wie ich es befürchtet hatte, fand es Malcolm gestern unmöglich, beim Hufschmied Beistand zu erhalten und kam Abends zu mir, mich zu benachrichtigen, daß er und die Uebrigen die Nacht noch auslagern würden. Bradley und ich fanden ein reichliches Abendessen für uns bereitet, und nachdem wir allem Eßbaren die gehörige Ehre erwiesen, sah ich nach Bradley's Arm und kürzte die Nacht dadurch, daß ich meine Erlebnisse niederschrieb.

An diesem Morgen stand ich früh auf und ging nach dem Lager hinüber, das sich etwa 1½ Meile entfernt unter einigen Eichen auf einem Stück Wiesengrund und auf Kapitän Sutters Farm befand. Es wurde mir nicht leicht, es gleich herauszubekommen; denn wenigstens 15—20 ähnliche Zelte standen am Ufer herum zerstreut. Die Gesellschaft fand ich schon munter und des Frühstücks harrend, das unter Don Luis Oberaufsicht eben bereitet ward. Die allgemeine Ansicht ging dahin, noch zwei Extrapferde zu kaufen, um unsere Vorräthe fortzuschaffen. Malcolm versicherte dabei, es gäbe noch eine Masse von Artikeln, deren wir nothwendig bedürfen, nämlich Blechbecher zum Trinken und einige Eimer zum Wasser, Gabeln und andere kleine Dinge. Auch rieth er, noch ein Paar Aexte und eine starke Säge mit Hämmern, Nägeln und einigen der indianischen Körbe, die man hier so häufig sah, bei Brannans einzukaufen.

Als ich nach dem Fort zurückkehrte, traf ich den Kapitän, der eine leichte militärische Uniform trug. Ich plauderte mit ihm etwa eine halbe Stunde über seine Farmen, und er erzählte mir, daß er der erste weiße Mann gewesen sey, der sich in diesem Theile des Landes niedergelassen. Vor zehn Jahren etwa, als die mexikanische Regierung voller Kolonisationspläne war, deren Zweck dahin ging, die Mission aufzulösen und eine Bevölkerung dorthin zu führen, die den Kalifornern die

Spitze bieten könnte, erhielt er die Schenkung eines Stück Landes, sechszig Meilen nach einer Richtung und zwölf nach der andern hin, von dem er jetzt etwa 16—1700 Acker unter Kultur gebracht hatte.

„Als ich hieher kam," sagte der Kapitän, „kannte ich das Land und die Indianer gut genug. Vor acht Jahren wuchs noch auf diesen Feldern das lange, holzige Gras, und hie und da schoß eine Eiche oder Kiefer zwischen ihm heraus. Sie können sehen, was sie jetzt sind. Was die Indianer betrifft, so machten mir die etwas mehr Mühe. Ich kann mich eines Schutzes von vierzehn Kanonen rühmen, obgleich man sie jetzt kaum anders gebraucht, als einmal an Festtagen ein Paar Schüsse abzufeuern. Den größten Theil dieser Kanonen erhielt ich die letzten vier Jahre von Roß; als ich aber zuerst hier anlangte, brachte ich ein Paar Haubitzen mit, aus denen ich in einer Nacht, als mich die Diebe von allen Seiten einschlossen, eine Granate gerade über ihre Köpfe wegfeuerte. Der bloße Anblick derselben, als sie platzte, überzeugte die Schurken jedoch, welche Mittel der Vertheidigung mir zu Gebote standen. Wenn mich das aber gegen einen direkten Angriff sicherte, so konnte es doch nicht meine Pferde und Rinder schützen, die bei jeder passenden Gelegenheit gestohlen wurden."

Hiernach versicherte mir der Kapitän, daß er die Indianer zuletzt ziemlich unter Kontrolle und sie zuletzt durch Versprechungen von Kleidern und andern Artikeln sogar dahin gebracht hatte, für ihn zu arbeiten. Nur darin war er vorsichtig, sie mit Büchsen, Pulver und Blei zu versehen. Seiner Aussage nach ist übrigens jeder Backstein, aus dem das Fort besteht, durch Indianer gemacht, die auch alle die Gräben aufwarfen, welche seine Weizenfelder voneinander scheiden. Solche Gräben sind nämlich sehr nöthig, die große Anzahl von Rindern und Pferden, die zu einer Farm gehören, zu verhindern, in die Felder zu brechen.

Während wir zum Hause zurückkehrten, bat ich den Kapitän mit dem Oberschmied wegen unserer Pferde zu sprechen; hiernach gingen wir zum Frühstück, wo ich seine Frau und Tochter zum ersten Male sah. Es sind diese Beide sehr liebenswürdige Damen und zwar geborne Französinnen. Während des Mahles fand ich Kapitän Sutter ziemlich gesprächig über die Entdeckung der Goldminen, und das freute mich um so mehr, da mir viel daran lag, einen wirklich authentischen Bericht über die Einzelheiten derselben, über die so manche lächerliche Geschichten schon erzählt worden, zu vernehmen. So trug man sich sogar mit dem Gerüchte herum, die Minen seyen nach einer Prophezeiung des berühmten Joe Smith von den Mormonen aufgesucht und gefunden worden. Eine andere Sage ging, der Kapitän habe den Geist eines indianischen Häuptlings gesehen, welchem er früher einmal eine Büchse gegeben hatte. Dieser Büchse konnte sich der Indianer damals nur drei Monate erfreuen; denn er wurde in der Nachbarschaft der Felsengebirge und im Begriff, mit seinem Stamme einen Angriff auf die Pawnees zu machen, von einem Büffel zu Tode gestampft. Dieser Geist sollte dem Kapitän versichert haben, er wolle ihn sehr reich machen, wenn der Kapitän mit einem Theile des versprochenen Goldes augenblicklich eine Schiffsladung von Büchsen kaufen und jedem seines Stammes eine derselben geben wollte. Solcher Gestalt liefen die verschiedenen Gerüchte; den wahren Bericht der Entdeckung will ich aber hier, soweit ich mich dessen erinnern kann, mit des Kapitäns eigenen Worten wiedergeben.

„Ich saß eines Nachmittags," erzählte der Kapitän, „gerade nach meiner Siesta und, beiläufig erwähnt, im Begriff, an einen meiner Verwandten in Luzern zu schreiben, an meinem Tische, als ich durch Mr. Marshall, ein Gentleman, mit dem ich häufig Geschäfte hatte, und der plötzlich zu mir ins Zimmer sprang, gestört wurde. Nach seiner ungewöhnlichen Aufregung zu schließen, mußte etwas Außerordentliches vorgefallen seyn, und ich sah fast unwillkürlich, wie wir es in diesem Theile der Welt bei solchen Gelegenheiten stets thun, nach meiner Büchse hinüber, ob sie auch am richtigen Orte stünde. Sie müssen überdieß wissen, daß selbst Mr. Marshall's Gegenwart in diesem Augenblicke im Fort genug war, mein Erstaunen rege zu machen, da er erst vor zwei Tagen den Platz verlassen hatte, einige Aenderungen in einer Sägemühle vorzunehmen, welche er mehrer Meilen weiter den Amerikanos hinauf für mich gerade gebaut.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Hochzeitsabentheuer. — Kürzlich wurde auf dem Lande bei London, in Noshire, eine Hochzeit gefeiert. Als der Bräutigam mit seiner jungen Frau nach Hause fahren wollte und nach dem Thore lief, um nach dem Wagen zu sehen, wurde er von drei baumlangen Kerlen ergriffen, aufgehoben und 4 Meilen weit durch Felder und Büsche getragen. In der Gesellschaft verursacht sein Außenbleiben große Beängstigung. Zum Glück war dem armen Teufel nichts Erhebliches geschehen. Nachdem sie ihn vier Meilen weit getragen hatten, ließen sie ihn los und er mußte den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen, von welchem er erst Früh um sechs Uhr müde und durchnäßt, bei seiner jungen Frau anlangte. Ein verschmähter Freier der Braut soll sich aus Rache diesen Spaß erlaubt haben.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 153 25. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Herr Chevalier," sagte Odoart zu ihm, „ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet für die väterliche Liebe, welche Sie dem Fräulein v. Montaran seit ihrer Kindheit zu Theil werden ließen, und Sie werden mich zu weiterem lebhaften Danke verpflichten, wenn Sie dieselbe auch auf die Fürstin Metzersky übertragen!" —

Hierauf näherte er sich der Marquisin und sprach, sich verbeugend: „Gott ist mein Zeuge, daß ich Alles in der Welt darum geben würde, wenn ich dieser ehrwürdigen Dame die Sinne wieder verschaffen könnte, deren sie in diesem Augenblicke beraubt ist. Ich hoffe übrigens, daß Geschicklichkeit ein glückliches Resultat bei ihr zuwege bringen wird, und daß sie mir einstens verzeiht, nicht so lange gewartet zu haben, bis sie selbst im Stande war, meiner Verbindung mit ihrer Tochter den Segen zu ertheilen." Mit diesen Worten ergriff er die Hand der Kranken, die er achtungsvoll küßte.

Als Blanka den Fürsten so gefühlvoll sprechen und handeln sah, drückte sich auf ihren Zügen das höchste Erstaunen aus; denn so hatte sie sich den Mann nicht gedacht, dessen Bild schon in Gedanken sie mit Widerwillen und Bangigkeit erfüllt hatte. Der Chevalier v. Saint Laurent hatte sich aber nicht so leicht entwaffnen lassen und sich deßhalb begnügt, in zwar höflichem aber kaltem Tone auf die Frage des Prinzen zu antworten, der Anfangs mechanisch, dann aber mit dem Ausdrucke des innigsten Mitleids die Armuth überblickte, die in dem Salon der Marquisin herrschte. Blanka, die zum zweiten Male gewagt hatte, ihn anzublicken, ertappte ihn über seinem prüfenden Umhersehen, und sie erröthete unwillkürlich über die Anordnungen, die getroffen worden waren, um die Armuth zu bemänteln, indem sie sich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß der Fürst sie eines kleinlichen Hochmuths und schlechten Geschmacks fähig halten müsse. Aber der Eindruck auf den jungen Mann war ganz anderer Art. Ueberrascht von dem Adel und dem würdigen Benehmen der Marquisin, gerührt von der bescheidenen Anmuth und der entzückend frischen Schönheit der Tochter, fühlte Odoart lebhafte Gewissensbisse, denn er begriff wohl, als er die beiden, der Achtung und Bewunderung so würdigen Damen sah, daß nichts das Uebel, das er ihnen zuzufügen im Begriffe stand, auszugleichen vermöge.

„Die Zeremonie ist auf ein Uhr festgesetzt," sagte Boromsoff, und wir werden um Mittag auf der Mairie erwartet."

„Ich erwarte nur die Befehle des Fräuleins," versetzte Odoart, sich vor seiner Braut verbeugend. Diese fühlte einen Augenblick lang ihren Muth wanken. Sie warf sich vor der Marquisin auf die Kniee nieder, und liespelte ein inbrünstiges Gebet, in welchem sie Gott anflehte, er möchte ihrer Mutter in diesem Augenblicke des Bangens einen Gedanken an ihre Tochter einflößen. — Ihr Wunsch schien Erhörung gefunden zu haben, denn zum großen Erstaunen dieser rührenden Scene erhob die arme Mutter die Arme gegen Himmel und breitete sie über den Kopf ihres Kindes, das auf ihren Knieen ruhte, segnend aus.

Nun machte man sich auf den Weg, ehe man aber an die Wagen gelangte, mußte man sich durch die Reihen der Gaffer förmlich Bahn brechen. In einem derselben nahmen Blanka und der Chevalier, im anderen Boromsoff und der Fürst Platz. In demselben Augenblicke fuhr der geheimnißvolle Wagen von seinem Beobachtungsposten weg und stellte sich vor dem Portal der Kirche der heiligen Elisabeth auf, in welcher die Trauung stattfinden sollte.

Die bürgerliche Trauung war ohne Interesse. Der Fürst, seit seiner Vorstellung bei Fräulein v. Montaran sichtbar ergriffen, schien einen inneren Kampf zu bestehen; er war stumm und in sich gekehrt worden, und hatte nur einige Worte der Höflichkeit mit seiner Braut gewechselt, welcher sein jetziges Benehmen wieder ihre frühere Furcht einflößte.

Die Kirche war bis zum Erdrücken mit Menschen angefüllt, die, von der glücklichen Außenseite dieser Vermählung geblendet, entfernt nicht daran dachten, welch' schmerzliche Gefühle die Herzen des Brautpaares bewegten. Die feierliche Stimme des Priesters hatte sie vereinigt und die Orgel schien in feierlichen Akkorden das so eben abgelegte Gelübde vor den Thron des Höchsten zu tragen. Die zitternde Blanka stand zuerst auf und wie von einem traurigen Instinkte über die nahe bevorstehende Trennung geleitet, ergriff sie fast krampfhaft die Hand, die ihr der Fürst geboten hatte, um sie aus

Digitized by Google

der Kirche zu geleiten. Aber in dem Augenblicke, in welchem sie diese Hand ihres Gemahls faßte, vermochte sie eine Bewegung des Schreckens nicht zu unterdrücken, denn sie fühlte, daß dieselbe verstümmelt sey und ein Finger daran fehle.

Während der Fürst und seine schöne Gemahlin langsam die Treppen des Hauptportals herabstiegen, um in ihren Wagen zu gelangen, schrie ein öffentlicher Ausrufer:

„Hier ist das siebente Bulletin der französischen Armee! — Es enthält die Einzelheiten des großen nächtlichen Kampfes und des Sieges, den unsere Truppen in der Ebene von Astorga erfochten haben! — Den Tod des Marschalls v. Albufera, der, durch eine Kugel getroffen, auf dem Schlachtfelde blieb.“

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der Fürst todtenbleich und ein Schrei der Verzweiflung aus dem geheimnißvollen Wagen heraus hörbar wurde, vor der Kirche der heiligen Elisabeth hielt.

XII.

Das Hotel.

Der Fürst bemeisterte aber seine Bewegung sogleich wieder und geleitete seine Gemahlin bis an den Wagen, in den Blanka zuerst stieg. Sie fühlte sich fast glücklich, als sie bemerkte, daß neben ihr Jemand Platz nahm; als sie aber endlich wagte, den Schleier, der ihr Gesicht deckte, zurück zu schlagen, bemerkte sie, daß Niemand bei ihr war außer ihrem alten Fremde, dem Chevalier v. Saint Laurent.

„Wo ist denn der Fürst?“ rief sie im Tone der Ueberraschung und der Verwirrung aus.

„Den Fürsten, mein Kind,“ sprach der Chevalier, „wirst Du nicht wieder sehen.“

„Nicht wieder sehen!“ versetzte Blanka, indem sie sich selbst über das beleidigende Benehmen ihres Gemahls zu täuschen suchte, „das ist ja nicht möglich. So hätte er mich gewiß nicht verlassen.“

„Mein Kind,“ versetzte Herr von Saint Laurent traurig. „Die Entfernung des Fürsten vom Altare weg, war eine der Bedingungen Deiner Vermählung. Wollte Gott,“ murmelte er vor sich hin, „es wäre dieß nur die einzige! Wir haben aber Alles eingegangen! — und so bleibt uns nichts übrig, als uns zu unterwerfen.“

Blanka senkte das Köpfchen und eine vorstohlene Thräne träufelte auf ihren Blumenstrauß, während der Chevalier nachdenklich schwieg und die Pferde im schnellsten Laufe über das Pflaster hinjagten. Als aber die Fahrt gar zu lange dauerte, riß sich endlich der Chevalier aus seinem dunklen Brüten heraus und rief, als er keine der Straßen mehr erkannte, die sie durchflogen: „Der Kutscher ist entweder ein Narr, oder betrunken, wir sind ja gar nicht in unserem Stadttheile! Wo zum Henker führt er uns denn hin? Wir müssen weit von der Straße Sainte-Catharine entfernt seyn. Die Marquisin wird unsere lange Abwesenheit sich gar nicht zu erklären wissen!“ Allein so viel er sich auch Mühe gab, dem Kutscher sich verständlich zu machen, so beobachtete dieser entweder sein Rufen nicht, oder überhörte er es, denn anstatt langsam zu fahren, trieb er seine Pferde nur zu immer mehr gesteigertem Rennen an, bis er endlich auf einem geräumigen Platze vor einem sehr schönen Hotel anfuhr, dessen Flügelthüren sich wie durch Zauber vor ihm öffneten.

„Wir wohnen ja aber nicht hier!“ schrie der Chevalier aus dem Wagenschlage, in die Straße Sainte-Catharine hättest du uns führen sollen, Elender, jetzt sind wir gewiß eine Stunde davon entfernt.“

In diesem Augenblicke hielt der Wagen endlich im Inneren des geräumigen Hofes unter einem schönen Portale, unter welchem der Graf v. Voromsoff, von zahlreicher Dienerschaft umgeben, wartend stand, und nachdem der Fußtritt herabgelassen worden war, Blanka mit den Worten den Arm anbot: „Ich bitte um die Erlaubniß, Frau Fürstin, Sie in Ihr Hotel einführen zu dürfen.“

„Meine Mutter! mein Herr!“ versetzte Blanka, „zu dieser wünsche ich geführt zu werden.“

„Die Frau Marquisin erwartet Sie hier in Ihren Gemächern,“ versetzte Voromsoff; Sie wurde während der Zeremonie Ihrer Vermählung hierher gebracht.“ — Mit diesen Worten geleitete er Blanka in ein schönes Gemach zu ebener Erde, das in einen geräumigen Garten ging.

„Der Fürst,“ sprach Voromsoff, „hat sich, als er mir den Auftrag gab, das Hotel für die Frau Fürstin anzukaufen, bis auf Ihre weitere Verfügung die Freiheit genommen, die Gemächer zu vertheilen, und so hat er die zu ebener Erde für die Frau Marquisin ausgesucht, weil das Grün der Bäume und Gebüsche den Augen der Frau Marquisin wohl thun wird, wenn es gelingt, ihr das Gesicht zurück zu geben.

Diese zarte, fast kindliche Aufmerksamkeit für die Marquisin überraschte Blanka, weil sie sie nicht recht mit dem Benehmen gegen sie in Einklang zu bringen vermochte. Der alte Graf führte sie jetzt durch eine Menge Zimmer, von denen immer eines reicher als das andere ausgeschmückt war, bis sie endlich in ein geräumiges Schlafgemach kamen, wo Blanka ihre Mutter, umgeben von all' den Bequemlichkeiten, die das Leben so angenehm machen, vorfand. Dieser Anblick machte auf sie einen so tiefen Eindruck, daß sie in der Tiefe ihrer Seele demjenigen dankte, der der Urheber davon war. Selbst der Chevalier konnte nicht umhin auszurufen:

„Wahrhaftig, das ist doch wunderbar!“ „Man glaubt in dem ehemaligen Schlafzimmer sich zu befinden, welches die Frau Marquisin in ihrem Hotel auf dem Platze Beauvau inne hatte.

„Sie befinden sich auch dort,“ versetzte der Graf

Voromsoff mit jenem verschmitzten Lächeln, das man als Vater Doquin an ihm kennen gelernt hatte.

„Nicht möglich!“ rief der Chevalier, ich habe ja gar nichts wieder erkannt, als ich hereinfuhr.“

„Weil man sehr Vieles verändern mußte, „versetzte der Graf, denn die Schreckenszeit während der Revolution hatte auch hier viele Spuren zurückgelassen! Aber der Fürst, der sich wohl dachte, daß es der Frau Fürstin höchst angenehm seyn würde, Eigenthümerin des Hotels ihrer Väter zu werden, ließ nicht nach, bis es ihm gelang dasselbe wieder zu erwerben. Ein Theil der alten Möbel, die sich hier vorfanden, hat uns bei der Anschaffung der übrigen zur Richtschnur gedient, und so gelang es uns Alles so herzustellen, wie Sie es ehemals gekannt haben.“

Der Chevalier fühlte sich unwillkürlich von Dankbarkeit ergriffen, und streckte die Hand dem Grafen hin; ehe dieser jedoch Zeit fand, die seinige hinein zu legen, erinnerte sich Saint Laurent plötzlich wieder der verhängnißvollen Bedingungen des Ehekontraktes und entfernte sich rasch von dem alten Manne, indem er sich der Marquisin näherte. Diese sagte jetzt zu Blanka, indem sie das schöne blonde Köpfchen der jungen Frau an ihren Busen drückte: „Was machst Du denn für seltsame Dinge, ich befinde mich nicht mehr in meinem alten Lehnstuhle, ich fühle es wohl, dieser ist viel weicher, viel elastischer, der Ueberzug ist von einem andern Stoff,“ fuhr sie fort, mit den Händen den Stuhl befühlend, „und dann, was bedeutet denn dieß, daß man mich in eine andere Wohnung gebracht hat? — Du wirst mir Alles dieß einmal sagen, wenn ich es zu hören vermag,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Gnädige Frau,“ sagte nun Voromsoff zu der Fürstin, „sehen Sie jetzt gütigst sich einmal das Hotel Ihrer Familie ganz an, sollte Ihr feiner Geschmack Eines oder das Andere auszusetzen finden, so wird man sich beeilen, die begangenen Fehler zu verbessern.

Blanka und der Chevalier folgten dem Grafen. Im ersten Stockwerke befand sich ein geräumiges Bibliothekzimmer, das zu gleicher Zeit zum Empfangzimmer und zum Studierkabinet diente; einige kostbare physikalische Instrumente standen darin, und schienen nur die kunstgeübte Hand zu erwarten, um ihre Wunder hervorzubringen.

„Wahrhaftig ganz wie ehemals!“ rief der Chevalier, „das ist unser Arbeitszimmer, in welchem der arme Marquis und ich unsere Experimente machten.“

Der Graf öffnete jetzt eine Thüre, deren Füllungen mit werthvollen Malereien geschmückt waren, und Blanka sah sich plötzlich mitten in ein Gewächshaus versetzt, aus welchem die feinsten Wohlgerüche der seltensten Blumen und Gewächse entgegen dufteten.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Als er sich ein Bischen erholt hatte, versicherte er mir, mein Erstaunen möge bei seinem unerwarteten Wiederkommen so groß seyn, wie es wolle, es würde noch weit größer werden, wenn ich erst die Ursache erführe, die ihn zurückgebracht, eine Ursache, setzte er hinzu, die, wenn ordentlich benutzt, uns Beide in den Besitz unerhörter Reichthümer, ja zu Millionen von Dollars bringen könne. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich im ersten Augenblicke, als er dieß ausrief, glaubte, es habe sich ihm Etwas im Kopfe verschoben. Alle meine Befürchtungen wurden aber dadurch plötzlich beendet, daß er eine Hand voll rein gediegener Goldschuppen auf den Tisch warf. Ich stand wahrhaftig wie vom Schlage getroffen und bat ihn nur, mir zu erklären, was dieß Alles bedeute. Als er, nun etwas ruhiger, berichtete, wie er meinen Instruktionen zufolge das Mühlrad ausgehoben und das ganze Wasser in den Damm gelassen hatte, damit es sich dort selbst eine größere Bahn durch den Mühlkanal brechen könne, der bis jetzt zu schmal gewesen war, das Wasser in gehöriger Quantität abzulassen, und dadurch das Rad verhinderte, ordentlich in Gang zu bleiben. Durch diese Aenderung wurde der schmale Kanal auch wirklich bedeutend erweitert und eine Masse von Sand und Kies durch die Macht des Stromes fortgeschwemmt.

Früh am Morgen, nachdem dieß geschehen, ging Mr. Marshall am linken Ufer des Stromes herunter, als er Etwas blinken sah, das er im Anfang für ein Stück Opal, einen klaren, durchsichtigen und dort sehr gewöhnlichen Stein hielt, der an den abgewaschenen Stellen des eingebrochenen Ufers funkelte. Er achtete nicht weiter darauf. Während er aber den Arbeitern noch die nöthigen Befehle gab, sah er an andern Stellen gleiche und eben so blitzende Körper, so daß er zuletzt, von Neugierde gereizt, sich niederbückte, einen derselben aufzuheben. „Wissen Sie,“ sagte Mr. Marshall zu mir, „daß ich mich im Anfange ein Paar Mal ordentlich besann, ob ich den Rücken krumm machen sollte oder nicht, und sogar mich entschloß, es nicht zu thun, bis weiter unten ein anderes glimmerndes Stück meinem Blicke begegnete. Es ist die größte der jetzt vor Ihnen liegenden Goldscheiben. Ich beschloß endlich, es aufzuheben und fand zu meinem Erstaunen, daß es eine dünne Schuppe allem Anscheine nach reinen Goldes war. Er sammelte hiernach noch etwa 20—30 ähnliche Stücke, wobei er sich nach genauerer Untersuchung endlich überzeugte, daß seine Vermuthungen recht gewesen. Der erste Gedanke hierüber, der in ihm aufstieg, war der, daß dieß Gold dort von einem früheren indianischen Stamm entweder verloren oder vergraben

worden sey. Es konnten ja einige jener geheimnißvollen Bewohner des Westens gewesen seyn, von denen wir weiter keine Berichte haben, die aber diesen Kontinent vor Jahrhunderten bewohnten und jene Städte und Tempel bauten, deren Ruinen noch jetzt durch die Wildniß zerstreut liegen. Als er aber, jetzt aufmerksam gemacht, den benachbarten Boden untersuchte, entdeckte er, daß er überall mehr oder weniger goldhaltig sey. Dieß bestimmte ihn augenblicklich. Er bestieg sein Pferd und sprengte so rasch zum Fort, als ihn dieß tragen konnte.

„Als Mr. Marshall seinen Bericht beendet," sagte der Kapitän, „und ich mich nach den mitgebrachten Beweisen überzeugt hatte, daß der Bericht nicht übertrieben sey, fühlte ich mich fast so erregt, wie er selbst. Ich frug ihn rasch, ob er das Gold den Arbeitern an der Mühle schon gezeigt habe, und war froh, als er mir versicherte, er hätte es gegen keinen einzigen Menschen erwähnt. Wir beschlossen nun also," fuhr der Kapitän lächelnd fort, „den Umstand gegen Niemand laut werden zu lassen und bereiteten uns vor, früh am nächsten Tage nach der Mühle aufzubrechen.

Als wir gerade vor Sonnenuntergang dort ankamen, wühlten wir den Sand an verschiedenen Plätzen auf und es dauerte gar nicht lange, daß wir, natürlich mit erdigen Theilen vermischt, über eine Unze Gold gesammelt hatten. Ich blieb die Nacht bei Mr. Marshall, und am nächsten Morgen gingen wir eine kurze Strecke die Südgabel hinauf, wo wir bald fanden, daß das Gold nicht allein am ganzen Laufe des Bachs, sondern auch im Bett des Hauptstromes, ja sogar in jedem aufgetrockneten Ravin und feichtem Creek existirte. Ich glaube überhaupt, daß es gerade in der Gegend am Häufigsten vorkommt; denn ich selbst, mit weiter Nichts als einem kleinen Messer, fand in einer schmalen trocknen Schlucht, den Berg ein Stückchen hinauf, einen Klumpen, der fast 1½ Unze wog."

„Als wir nach der Mühle zurückkehrten, waren wir nicht wenig erstaunt, die Arbeiter zu sehen, die uns in Masse entgegenkamen und uns kleine Stückchen Gold zeigten, gerade wie wir sie gefunden hatten. Marshall versuchte sie auszulachen und davon abzubringen, indem er sie überreden wollte, sie hätten weiter Nichts als irgend ein blitzendes Metall von keinem Werth gefunden. Einer der Indianer aber, der mit in einer Goldmine in der Nachbarschaft von La Paz in Niederkalifornien gearbeitet hatte, rief aus: oro, oro! Uns ärgerte diese Entdeckung nicht wenig, und wir konnten nicht anders glauben, als daß die Arbeiter uns nachgeschlichen seyen, wenn wir auch jede Vorsicht gebraucht hatten, die, wie wir glauben mußten, ihnen unsere Schritte verbergen sollte. Später hörte ich, daß Einer von ihnen, ein schlauer Kentuckeyer, unseren Fährten gefolgt sey und gerade dabei, daß er die Spuren im Auge behielt, kleine Stücke Gold gefunden habe."

„Am nächsten Tage ritt ich zum Fort zurück, organisirte einen Arbeitertrupp, ließ die Zimmerleute einige nöthigen Sachen zurichten und begleitete sie am folgenden Tage zu einer Spitze des Bachs, wo wir die Nacht auslagerten. Am folgenden Morgen hatte ich etwa 50 Indianer ordentlich an der Arbeit. Zuerst schaufelten wir den Boden nur in kleine Eimer oder in einige unserer berühmten indianischen Körbe, dann wuschen wir die leichte Erde aus und suchten die Steine oben ab. Nach diesem trockneten wir den Sand auf Stücken Leinwand und bliesen alles Leichtere mit Röhren fort. Jetzt habe ich einige rohe Maschinen in Gebrauch und einige hundert Mann beschäftigt, größtentheils Indianer, die gut genährt werden und drei Mal des Tages Whiskey erhalten. Das Gerücht verbreitete sich aber wie ein Lauffeuer. Ein Theil des Goldes wurde nach San Francisco geschickt, und von dort strömten die Bewohner in Masse nach den Minen heran. Hierzu kam noch, daß gerade in dieser Zeit eine große Auswanderungsgesellschaft von Mormonen über die Felsengebirge nach Kalifornien und zwar in denselben Tagen, als unser Fund bekannt wurde, in den Gebirgen einzog. Sie machten natürlich Halt und fingen etwa 30 Meilen von hier an zu arbeiten, wo Einige von ihnen sich noch aufhalten. Als ich zuletzt in den Minen war, mögen etwa 800 Mann an verschiedenen Plätzen dort beschäftigt gewesen seyn, und 300 etwa gingen hin und wieder zwischen hier und den Goldplätzen. Zuerst glaubte ich, das Gold würde durch solche Massen bald erschöpft seyn, spätere Beobachtungen haben mich aber überzeugt, daß viele Jahre dazu gehören werden, ein solches Resultat herbeizuführen, wenn gleich zehnmal die Zahl der jetzt Beschäftigten noch einträfe."

„Was mich übrigens wundert," fuhr der Kapitän fort, „ist, daß dieß Land schon so lange Jahre durch wissentlich gebildete Männer besucht und erforscht wurde, und daß nicht Einer von ihnen diese Schätze gefunden. Massen von scharfäugigen Fallenstellern und Jägern durchzogen dieses Thal in allen Richtungen, ganze indianische Stämme haben Jahrhundert lang darin gewohnt, und dennoch war dieß Gold nie entdeckt. Ich selbst bin über den Platz wohl mehr als hundert Mal in den letzten zehn Jahren gegangen, war aber so blind wie die Uebrigen, und so darf ich mich freilich nicht wundern, daß die Entdeckung nicht früher gemacht worden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Deklamatorium sagt, der Galgen sey ein dreibeiniges Kompliment, das sich die Leute gegenseitig machten, um sich einzureden, wer nicht daran hinge, sey kein ehrlicher Mann.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 154 27. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Dieß ist eine moderne Erfindung," sprach der Graf, „aber wir Russen, die wir das Grün in der Natur nur so kurze Zeit genießen, haben einmal diesen schlechten Geschmack, daß wir die Kunst selbst in unseren Wohnungen zu Hülfe nehmen."

„Mein Herr," versetzte Blanka, „ich bin so wenig an Pracht gewöhnt, daß ich mich beinahe beschämt fühle über die viele Mühe, die man sich um eines armen, einfachen Mädchens willen, wie ich bin, gegeben hat."

Der Graf drängte sie, auch die weiteren Gemächer anzusehen, und immer mehr wuchs ihr Erstaunen über die ungeheuere Pracht, von der sie bei ihrem eingezogenen Leben gar keine Ahnung hatte. Ihr Erstaunen erreichte aber den höchsten Grad, als er sie in ein allerliebstes Boudoir führte, in welchem auf einem Tische alle die Kronen und künstlichen Blumenbouquette lagen, welche Vater Daquin früher bei Mll. Prudence bestellt hatte.

„Ach! mein Herr," sprach sie mit himmlischem Lächeln zu dem alten Grafen, „Sie wollten nicht, daß die Fürstin die ehemalige Arbeiterin vergesse, um der Dankbarkeit beider in einer Person versichert zu seyn!"

Das Wort Dankbarkeit verwundete ohne Zweifel den Chevalier tief, denn er runzelte finster die Stirne. Der Graf bemerkte dieß und drang in die junge Frau, ihn in das zweite Stockwerk des Hotels zu begleiten. Dort herrschte die strengste Einfachheit und außer einigen Familienporträts, fanden sich nur die ehemaligen Möbels des Marquis von Montaran vor.

„Ich erkenne sie wieder!" rief der Chevalier aus; Blanka, mein Kind, sieh nur, hier ist das Bett Deines Vaters, sein Schreibtisch, sein alter Lehnstuhl! und hier gar sein Bild, von unserem berühmten Dumont gemalt! Wie war es nur möglich, alle diese Dinge wieder aufzufinden?"

„Dieses Bild," sagte Voromsoff, „wurde mir von einem ehemaligen Diener im Hause überlassen, der es bei Seite gebracht hatte, als man seinen Herrn in seiner Wohnung gefangen nehmen wollte. Wir haben ihm dafür wieder eine Anstellung als Portier in seinem ehemaligen Hotel gegeben."

So viel zarte Aufmerksamkeit verwischte vollends bei der Fürstin die letzten Spuren von Vorurtheil gegen den Mann, der ihr so eben seinen Namen verliehen hatte, und da ihr die Worte fehlten, um alles das aussprechen zu können, was sie fühlte, ergriff sie die Hand des Greisen und drückte sie mit rührender Dankbarkeit.

Herr v. Saint Laurent bemerkte nichts davon, denn seit einigen Sekunden waren seine Blicke stier auf eine Thüre gerichtet, die dem Zimmer gegenüber lag, in dem er sich befand und auf welcher auf einem reichen Wappenschilde die Worte eingegraben standen:

Wohnung des Herrn Chevalier
v. Saint Laurent.

„Was bedeutet dieß?" rief er plötzlich aus, „ist dieß ein Scherz? Und weßhalb hat man sich erlaubt, meinen Namen auf diese Thüre zu schreiben?"

„Damit Ihre Freunde ohne Mühe erfahren, wo Sie wohnen, mein Herr," versetzte Voromsoff ganz einfach; „war denn dieß nicht das Zimmer, das Ihnen Ihr alter Freund einräumte, wenn Sie auf Urlaub in Paris waren?"

„Das ist wohl wahr," versetzte der Chevalier, „aber ich befand mich dann bei einem Freunde!"

„Sie werden jetzt bei zwei Freundinnen wohnen," sagte Blanka zu ihm, „bei meiner Mutter und bei mir, oder, besser gesagt, Sie werden hier zu Hause seyn, und wir werden uns nie mehr trennen!"

Länger konnte der Chevalier seine Rührung nicht mehr bemeistern, aber sein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als er in dieser Wohnung alle seine Lieblingsmöbeln wieder fand. „Das ist doch ein wenig stark!" sagte er in halb zornigem, halb befriedigtem Tone; „man hat mein Mobiliar ohne meine Erlaubniß in ein anderes Haus getragen."

„Um Sie hier einzulogiren, Herr Chevalier," versetzte der Graf; „die gute Marianne, die ich ins Vertrauen gezogen habe und welche in Ihrer ehemaligen Wohnung bekannt ist, hat mir bei dieser Gelegenheit als Mithelferin gedient."

„Meine Uhr! Meine Pretiosen! mein Stock mit dem goldenen Knopfe!" rief jetzt Herr von Saint Laurent aus, der sich dießmal in der That verletzt fühlte,

Digitized by Google

daß man ihm auf diese Weise ein Geschenk machte, indem man ihm die Gegenstände wieder erstattete, die er verkauft hatte, um den dringenden Bedürfnissen der Marquisin abzuhelfen.

„Stille davon," flüsterte ihm Voromsoff ins Ohr. — „Ihre junge Freundin geriethe in Verzweiflung, wenn sie die Opfer erführe, die Sie ihr und ihrer Mutter gebracht haben. Uebrigens ist dieß nichts weiter, als ein Vorschuß, den Sie leicht wieder erstatten können, denn der Kaiser Napoleon, der nur das Verdienst kennen zu lernen braucht, um es sogleich zu belohnen, bietet Ihnen den Grad eines Gegenadmirals und die Rückstände Ihres Gehaltes eines Schiffskapitäns von fünf Jahren her an, wodurch Sie also auf eine einfache Quittung hin, die Sie im Kriegsministerium vorzuweisen haben, die Summe von dreißigtausend Franks erheben können."

„Nein, mein Herr," erwiederte Saint Laurent mit leiser aber festen Stimme: „Nichts von Ihnen und nichts durch Sie."

„Ich verleihe Ihnen weder einen Grad, noch gebe ich Ihnen Geld, mein Herr," versetzte der Graf, „ich theile es ihnen bloß mit, und das ist Alles. Das Uebrige müssen Sie mit dem Kaiser ausmachen."

Hierauf wandte er sich mit einer tiefen Verbeugung an die junge Frau und fuhr fort:

„Mein Auftrag ist zu Ende. Die gnädige Frau ist jetzt in Ihrem Hotel eingeführt, Ihre Leute erwarten Befehle; hier ist der Schlüssel zum Sekretär in Ihrem Zimmer, in welchem Sie die Ihnen gehörigen Dokumente und Papiere finden werden. Ich habe jetzt nichts mehr zu thun, als der Frau Fürstin meinen tiefsten Respekt zu bezeugen und mich weg zu begeben." Zur gleichen Zeit machte er einige Schritte um das Zimmer zu verlassen, Blanka aber hielt ihn mit fast bittender Geberde zurück und fragte mit tiefbewegter Stimme:

„Herr Graf! habe ich denn gar keine Hoffnung, den Fürsten wieder zu sehen, um ihm wenigstens meine Dankbarkeit ausdrücken zu können."

„Der Fürst," versetzte Voromsoff, „verläßt noch heute Nacht Paris und kehrt nach Rußland zurück."

Diese Nachricht schnitt Blanka tief ins Herz und der Graf entfernte sich.

XII.

Ein Drama.

Der geheimnißvolle Wagen, der vor der Kirche der heiligen Elisabeth gehalten, und aus welchem heraus der Schmerzensschrei vernommen worden war, als man das Bulletin der Armee ausgerufen, brachte die Herzogin v. Albufera in den Pallast der Königin Hortense zurück. Es war in der That die schöne Marschallin gewesen, welche das Brautpaar von Blanka's Wohnung bis an den Altar gleich einer unsichtbaren Fee begleitet hatte. Zu Hause angekommen, eilte sie in ihre Hauskapelle, wo sie auf ihre Kniee niederfiel und in ihrem gränzenlosen Schmerz ein inbrünstiges Gebet zum Himmel schickte. Plötzlich aber rief sie, von einem Gedanken erfaßt, aus: „Wie thöricht bin ich, mein Gott! Wenn auch Odoart noch frei wäre, so hätte doch der Tod des Marschalls das zwischen uns bestehende Hinderniß der Wiedervereinigung nicht gehoben. — Denn besteht denn nicht noch immer jene Scheidewand, die ein Bündniß zwischen uns unmöglich macht?" Und ihre Thränen flossen aufs Neue.

„Der Marschall lebt noch," sprach eine Stimme aus dem Hintergrund der Kapelle und ich komme aus diesem Grunde, um es Ihnen anzukündigen!"

Zitternd und vor Schrecken ganz außer sich, wandte die Herzogin die Augen nach der Seite, von der die Stimme sich vernehmen ließ, und erblickte einige Schritte vor sich die Königin Hortense, die die Arme nach ihr ausbreitete.

„Ach, Majestät," rief Stephanie, indem sie sich der guten Fürstin zu Füßen warf, „Sie wissen mein Geheimniß und werden mich verachten, weil ein Schwur mich bindet, Ihnen Alles mitzutheilen!"

„Ich beklage Sie nur, arme Freundin!" versetzte die Königin, „was Ihr Geheimniß anbelangt, so verlange ich nicht, es zu erfahren, denn ich weiß, daß ich das Beste von Ihnen voraussetzen darf. Wie schwer aber auch Ihr Herz belastet seyn mag, so müssen Sie doch schleunigst eine Pflicht erfüllen, deren Vernachläßigung Ihnen der Kaiser nie verzeihen würde."

Mit diesen Worten faßte sie die halb ohnmächtige Herzogin am Arme, und zog sie in ihr Boudoir, dessen Thüre sie sorgfältig verschloß, und dann sprach: „Die Bulletin's der Armee sind häufig ungenau und in dem neuesten hat man zu frühzeitig den Tod Ihres Gemahls angekündigt; er blieb schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen und wäre nahe zu durch einen Artillerie-Park überfahren worden, wenn nicht einer der Führer noch zur rechten Zeit bemerkt hätte, daß ein Verwundeter auf dem Boden liege, und so den Marschall vor dem gräßlichen Loose bewahrte, das ihn erwartete. Er befindet sich in diesem Augenblicke in einer elenden Hütte in der Nähe von Astorga und seine Verwundung ist so schwer, daß man fast an seinem Aufkommen zweifelt. Und nun, meine liebe Herzogin, ist Ihr Benehmen genau vorgezeichnet; Sie schulden Ihrem Gemahl, der Welt, sich selbst, daß Sie sogleich zu dem Marschall abreisen, um ihn zu pflegen und ihn entweder dem Leben zurückzugeben, oder seinen letzten Seufzer entgegen zu nehmen."

Zwei Stunden nach dieser Unterredung entführte sie ein Reisewagen auf der Straße nach Spanien.

Vierzehn Tage waren verflossen seit jenem nächtlichen Kampfe, von dem wir weiter oben berichtet haben. Der Herzog v. Albufera befand sich, wie die Königin gesagt hatte, in einer elenden von ihren Bewohnern verlassenen Bauernhütte, bei der man nur eine Sicherheitswache zurückgelassen hatte, weil die Armee zur Belage-

rung von Oſtorga ausgebrochen war. Die Entzündung der Wunde war noch zu ſtark, als daß man die Kugel hätte ausziehen können, und ſo lag der Verwundete zwiſchen Leben und Sterben, in fortwährender Fieberhitze da. Der Tag ging eben zu Ende und in nicht ſehr großer Entfernung ertönte der Donner des Belagerungs-Geſchützes, von welchem jeder Schuß dem Marſchall konvulſiviſche Bewegungen verurſacht, der ſeine Augen ſtier und geiſterhaft auf ſeine Uniform, die an einem Nagel hing und ſeine Waffen in einer Ecke des Zimmers gerichtet hielt. Man ſah ihm an, daß er in ſeinem halb bewußten Zuſtand das Gefechte mitkämpfte, deſſen Lärm vernehmbar war.

„Baptiſte,“ murmelte er endlich mit ſchwacher Stimme, die vollends den Reſt vom Leben aufzuzehren ſchien, der noch in ihm war, „was hat denn der Arzt Dir geſagt? Muß ich denn hier ſterben?“

„Der Herr Marſchall iſt gerettet,“ verſetzte der Diener, „wenn er den Trank hier nehmen will.“

„Gib, gib!“ rief der Herzog, indem er ſich aufrichtend die Hand ausſtreckte. „Ich würde Meerwaſſer trinken, ich würde Feuer verſchlingen. — Ich will am Leben bleiben, um mich zu rächen!“

Baptiſte begriff den Kranken nicht, der, von Schmerz und Anſtrengung erſchöpft, auf ſein Lager wieder zurückgeſunken war. Mit einem Male hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens, der vor der Hütte halten blieb; der Poſtillon ſtieg vom Pferde, öffnete den Wagenſchlag und der Diener ſah eine, in einen Mantel gehüllte Dame in das Haus treten.

„Sie hier, Frau Herzogin?“ ſagte Baptiſte überraſcht, als er ſeine Gebieterin erkannte.

(Fortſetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortſetzung.)

Ich muß geſtehen, daß ich mich, während der Kapitän ſeine Erzählung beendete, ungemein erregt fühlte und lieber gleich nach den Minen aufgebrochen wäre. Sobald er fertig war, ging ich, nach unſern Pferden zu ſehen; obgleich dieſe jedoch bereit ſtanden, ſchienen die übrigen Hufeiſen, die wir mit uns nehmen wollten, noch nicht angefertigt zu ſeyn, ja die Beendigung derſelben ſollte noch einige Stunden dauern. Wir bekamen ſie auch erſt ſpät am Nachmittag. Von Kapitän Sutter kauften wir noch zwei Pferde, ſehr ſtarke Thiere, und M'Phail wußte einen kräftigen Burſchen als Diener zu engagiren. Es war dieß ein ziemlich rauh ausſehender Geſell, der wahrſcheinlich von irgend einem Schiff deſertirt ſeyn und ſich hier herauf geflüchtet haben mußte. Alles in Betracht gezogen, beſchloſſen wir endlich, noch eine Nacht hier zu bleiben und unſern Marſch dann am nächſten Morgen ſo früh als möglich wieder aufzunehmen.

Sonntag den 4. Juni. Am Morgen, an dem wir das Fort verließen, bot die ganze Gegend ein ſehr belebtes Schauſpiel. Unten in der Niederung ſtanden etwa zwanzig aufgeſchlagene Zelte, vor denen große Feuer qualmten, und während überall das Frühſtück bereitet wurde, ſchienen die Männer jeder Geſellſchaft ebenſo damit beſchäftigt, ihre Pferde zu ſatteln und ihre Bagage zu arangiren. Verſchiedene Wagen befanden ſich ſchon unterwegs und folgten der Straße den Windungen des Stromes entlang. Bald verſchwanden ſämmtliche Zelte, der Rauch der Feuer erſtarb, und eine wirkliche Karavane zog ſich der Richtung des jetzt nicht mehr verlachten Eldorados zu.

Man kann ſich denken, daß wir mit nicht geringer Ungeduld ebenfalls aufbrachen und uns indeſſen den glänzendſten Träumen unſeres Glückes als Goldſucher hingaben. Unſer Weg führte durch ein weites graſiges Thal; in dem ſich der Amerikanosfluß an unſerer Linken hinſchlängelte. Im Anfang befand ſich der Strom etwa zwei Meilen von der Spur unſerer Karavane entfernt, je weiter wir aber vorrückten, deſto mehr näherten wir uns auch ſeinen Ufern. Das Land erſchien uns höchſt freundlich, beſtand aus einer Reihenfolge kleiner Hügel und Thäler und wechſelte hier und da mit Gruppen ſtattlicher Eichbäume ab. Wir paſſirten verſchiedene traurig genug ausſehende indianiſche Dörfer, Gruppen von ſchmutzigen, rauchigen Hütten und ſahen dann und wann den Fluß, der zwiſchen den ihn umſchließenden Eichen hindurch ſchimmerte. Wir kamen ziemlich gut mit unſern Pferden zu Stande; es erforderte aber große Erfahrung, um die Ladung von Proviſionen und Waaren, die ſie tragen ſollten, auch zweckmäßig auf ihrem Rücken zu befeſtigen. Mehl bildete natürlich den Hauptartikel unſerer Vorräthe, dieß war in Säcke gepackt, die wiederum in großen aus Häuten genähten und „parfleshes“ genannten Taſchen hingen. Es geſchieht dieß deßhalb, damit die Leinwand der Säcke nicht durch die Zweige des Unterholzes, an denen man vorbeiſtreifte, zerriſſen werden könne. Die Säcke hingen auf ſtarken Packſätteln, zwiſchen denen und dem Rücken des Pferdes dicke weiche Decken lagen. Alle unſere Bagagepferde hatten lange Seile am Nacken, die ſie hinter ſich herſchleiften. Es geſchieht dieß deßhalb, um das Pferd, wenn man es braucht, leichter fangen zu können.

Außer den Thieren, die wir ritten, hatten wir noch zum Fortſchaffen unſerer Proviſionen, Zelte ꝛc. ſieben Pferde mit. Die beiden, die wir vom Kapitän Sutter kauften, waren, wenn auch kräftig, doch ſcheu und machten uns viele Mühe. Unſer neu engagirter Diener, deſſen Name James Hory war, ſchien überdieß mehr von Harpunen und Wallfiſchen, als Pferden, zu verſtehen. Er zeigte ſich allerdings höchſt willig und that

sein Bestes, machte uns aber dabei vielen Spaß, wie wunderlich und verkehrt er den Tag über zu Pferde saß. Nichts konnte ihn übrigens aus der Fassung bringen; so oft er auch abgeworfen wurde, sprang er immer wieder rasch in die Höhe und lachte dann lauter, als die übrigen.

Nachmittags hielten wir, um uns am Ufer eines kleinen krystallhellen Quelles zu erfrischen. Während wir unsere Vorbereitungen für das Mahl trafen, wandten wir die Blicke nicht vom Kies des Baches, um Gold auch in diesem kleinen Wasserkurs zu finden, sahen aber keins, wir hatten den günstigen Platz noch nicht erreicht. Nach einigen Schwierigkeiten, die Lastpferde wieder zu fangen, von denen es sich eine der hartnäckigen Bestien in den Kopf gesetzt hatte, bis an den Bauch in den Strom hineinzugehen, wo es munter umherplätscherte und sich des kühlen Wassers erfreute, brachen wir wieder auf und waren entschlossen, die unteren Goldplätze wenigstens noch bei Sonnenuntergang zu erreichen.

Je mehr wir uns jenen Stellen näherten, desto rauher und schwerer, mit Eichen und Kiefern bewachsen fanden wir den Boden, während wir in der Ferne und vor uns, durch dichte Wälder dieser Bäume getrennt, einen langen Gebirgsrücken schneebedeckter Kuppen sehen konnten. Es war dieß die Sierra-Nevada. Unser Plan lag aber darin, Gold zu finden, und wir kümmerten uns wenig um die nichts einbringenden Naturschönheiten. Nur unsere Pferde trieben wir zu schnellerer Eile an. Wir ritten jetzt an des Flusses Ufern hin und erblickten gegen Abend die unteren Minen, die hier die Mormonenminen genannt werden und sich etwa zwei bis drei Meilen am Flusse hindehnen. Etwa vierzig zerstreute Zelte standen an der Hügelseite hin aufgeschlagen, die meisten wurden von Amerikanern, von denen einige auch ihre Familie mitgebracht hatten, bewohnt. Obgleich die Sonne schon fast unterging, fanden wir Alle doch noch in voller Arbeit. Immer nur wenige Schritte von einander standen Männer mit ihren bloßen Armen und waren ebenso beschäftigt, die goldnen Schuppen und den Goldstaub aus dem reichhaltigen Boden herauszuwaschen. Andere schütteten es erst durch Siebe, von denen viele aus erst ganz kürzlich ineinander geflochtenen Weidenzweigen verfertigt schienen. Sie wollten sich dadurch vorher der großen Steine entledigen, um nachher die Erdklumpen in Töpfen auszuwaschen, die unter der Oberfläche des Wassers standen. Der Inhalt der Gefäße wurde dabei fortwährend mit der Hand aufgerührt, bis die leichtere Erde oder Kiestheile ausschwemmten.

Ein großer Theil der Ansiedler beschäftigte sich übrigens mit der Verfertigung von Maschinen, die sie hier „Wiegen“ nennen, der Name rührt auch theils von der Form her, die sie ihnen geben, theils von der schaukelnden Bewegung, mit der sie später benutzt werden. Diese Maschine schlägt man ziemlich roh aus Brettern zusammen. Später am Tage beobachtete ich eine derselben in voller Arbeit und ließ mir die Fabrikation erklären. Vier Männer standen daran beschäftigt. Der Erste schaufelte die Erde auf, ein Anderer trug sie zu der Wiege und warf sie gegen eine Art Rost oder Sieb, das horizontal zu Kopf der Maschine stand. Der Draht dieses Rostes lag ziemlich dicht nebeneinander und ließ nur die kleineren Theile von Erde und Sand hindurchfallen. Die Dritte schaukelte die Wiege, und ich muß gestehen, daß ich noch nie einen Mann an einer Wiege so emsig beschäftigt gefunden habe, wie den. Der Vierte hatte nur fortwährend Wasser hineinzugießen. Das Resultat dieses vierfältigen Prozesses ist, daß die leichtere Erde nach und nach durch das Plätschern des Wassers hinausgeschwemmt wird und ein dicker Satz von schwarzem Sand und Boden zurückbleibt; diesen nahmen sie nachher sehr sorgfältig heraus und legten ihn bei Seite, damit er am nächsten Tage an der Sonne getrocknet würde.

Ich glaube nicht, daß ich im Stande wäre, die Wirkung zu beschreiben, die dieser Anblick auf unsere Gesellschaft hatte. Es war ordentlich, als ob die fabelhaften Schätze der arabischen Nächte plötzlich vor unsern Augen realisirt würden. Wir schüttelten uns einander die Hände und schworen, treu zusammenzuhalten und zum gemeinsamen Wohl kräftig mitzuhelfen. Die Goldsucher versicherten uns, daß Einige von ihnen manchmal bis zu 50 Dollar Werth den Tag auswüschen. Während wir so von Lager zu Lager ritten und die Goldmassen sahen, manches in kleinen Klumpen, der größere Theil aber in einer groben Art Staub, was Alles durch diese Leute in den letzten kurzen Wochen zusammengewaschen worden, so überlief uns eine ordentliche Fieberhitze. Ein Mann zeigte uns 400 Unzen reinen Goldstaub, den er in einer Blechpfanne ausgewaschen hatte und zu vierzehn Dollar die Unze schätzte. Man kann sich wohl denken, daß die ganze Scene nicht wenig auf unsere Einbildungskraft wirken mußte. Alle kleinen Erhöhungen, die sich in leisen Abdachungen von den Ufern des Flusses erhoben, waren mit weißen Leinwandzelten besprenkelt, und zwischen denen hindurch lagen die düster aussehenden Hütten, die früher mit grünen, jetzt verdorrten Zweigen bedeckt waren. Ein Paar hundert Schritte vom Flusse entfernt sahen wir einen großen Haufen von Planken und Balken, die, wie uns gesagt worden, dazu dienen sollten, einen Laden aufzurichten. Der Eigenthümer desselben, ein gelbhäutiger Yankee mit einem großen Cigaretto im Munde, arbeitete dort ebenfalls in Hemdärmeln.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 155 29. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Wo ist der Herzog?“ fragte die Herzogin. „Der Franzose, der mir als Postillon diente, hat mir gesagt, der Marschall befinde sich in einer armseligen Wohnung, die mitten in dieser Ebene liege, und er sey im Stande, mich dahin zu führen.“

„Er ist hier,“ versetzte der Diener, „und die gnädige Frau haben recht wohl daran gethan, den gnädigen Herrn aufzusuchen, denn ich finde ihn sehr schlecht und fürchte für heute Nacht das Schlimmste!“

In diesem Augenblicke brach der Sturm, der schon die ganze Nacht getobt hatte, mit neuer Wuth aus, die Herzogin stieß einen Angstschrei aus, auf den ein Schmerzensschrei aus dem Innern der Hütte antwortete. Die Herzogin eilte, von Baptiste gefolgt, hinein und fand den Marschall bewußtlos. Ein kalter Schweiß rieselte über seine blasse Stirne, seine Zähne waren fest zusammengebissen, seine stieren Augen standen weit offen. Das Unwetter hatte eine schon längst bevorstehende Krisis befördert.

„Was ist hier zu machen?“ rief die Marschallin, in deren Herzen das Mitleid mit solchen Schmerzen jedes andere Gefühl verwischt hatte.

„Sie können nichts thun, als dem Kranken jede Stunde einen Löffel voll von dieser Arznei geben,“ versetzte der Diener, auf einen Kolben deutend; „er hat aber so eben davon genommen und darf erst in dreiviertel Stunden wieder davon nehmen. Sein Leben hängt, wie der Arzt versichert hat, von der geringsten Nachläßigkeit im Einnehmen ab.“

„Schon gut,“ versetzte die Herzogin, ihre Uhr auf den Tisch legend, „ich werde nichts versäumen.“ Mit diesen Worten entließ sie Baptiste und hüllte sich fester in ihren Mantel, um sich besser gegen die Kälte zu schützen, indem sie sich in der Nähe des Bettes niedersetzte, um die Zeit zu erwarten, in der sie die Arznei wieder zu reichen hatte. Der Sturm heulte fortwährend und dicke Regentropfen schlugen an die Fenster, die sie fast zu zerschmettern drohten. Die Herzogin fühlte sich in der peinlichsten Lage; gleich ermüdet an Geist, wie an Körper, drückte sie die um sie herrschende Todtenstille fast zu Boden. Mit einem Male hörte sie, fast hart an ihrem Ohre, ihren Namen aussprechen und zwar mit einer furchtbaren Verwünschung begleitet. „Die Elende!“ fuhr die Stimme fort, „mich so schändlich zu täuschen, mich zu verrathen, während meiner Abwesenheit!“

Zu gleicher Zeit erhob sich der Herzog plötzlich indem er seine Bettdecke von sich warf, fast wie ein Todter, der sein Leichentuch abschüttelt, wandte sich mit stieren Augen nach seiner Gemahlin, die er jedoch in seinen Phantasien nicht erkannte. Die Herzogin, von Schrecken ergriffen, wollte entfliehen, aber es fehlte ihr dazu an Kraft, und so sank sie wieder auf ihren Stuhl nieder.

„Höre,“ sprach der Herzog, ihre Hand ergreifend, „ich weiß Alles. — Die Schändliche hat mich verrathen! — Sie hat den mir geleisteten Schwur gebrochen! — Ich will nichts mehr von ihr! — Aber meine Ehre werde ich rächen! — Nur Blut kann diese Schmach sühnen, und darum muß ihr Blut fließen! — Ich werde sie tödten! — Ich bin ihr Richter vor Gott! — Ich werde ihr Henker vor den Menschen seyn!“ — Und mit einem furchtbaren Fluche nahm der Marschall den Himmel zum Zeugen seines Schwures. Stephanie glaubte, dieß nicht überleben zu können; es war ihr aber unmöglich, ihre zarte Hand los zu machen, welche der Marschall krampfhaft drückte, so daß sie vor Schmerz laut hätte aufschreien mögen, obgleich nur dieser sie vor einer Ohnmacht bewahrte. Endlich ließ der Druck nach, die Finger des Sterbenden wurden schlaff, seine Augen schlossen sich und die Herzogin sah sich befreit. Sie stand auf und gelangte wankend an die Thüre der Hütte. Da fielen ihre Blicke auf den Tisch, auf welchem das Glas stand, das die rettende Arznei des Herzogs enthielt; daneben lag die Uhr, welche die Stunde anzeigte, in welcher die Medizin wieder gereicht werden mußte. Ein heftiger Kampf entspann sich im Innern der unglücklichen Herzogin. Der Gemahl, der sich von ihr beleidigt glaubte, und welchen von ihrer Unschuld zu überzeugen sie ein Schwur band, war ganz in ihre Hand gegeben. Wenn sie ihn ohne Hülfe ließ, so war er verloren! — Wenn sie ihm zur Genesung verhalf, so war ihr Tod gewiß! — So heftig auch ihr innerer Kampf war, so siegte doch das bessere Gefühl bei der edlen Frau; mit der erhabensten Ergebenheit in ihr

Digitized by Google

Schicksal goß sie einen Löffel voll von der Arznei in eine Schaale und gab den Inhalt dem Leidenden ein, auf dessen Lippen sich alsbald wieder die Farbe des Lebens einstellte, das so eben noch am Erlöschen gewesen war. Es folgten nun einige Minuten des Stillschweigens auf diese furchtbare Scene; allein das Drama war noch nicht zu Ende! Die Herzogin sollte die schreckenerregendste Entwicklung noch mit ansehen.

Nachdem sie die heilige Pflicht erfüllt, die ihre Ehre ihr vorschrieb, nachdem sie am Rande des Grabes ihren Henker, wie er sich selbst nannte, zurückgehalten hatte, erwachte der so natürliche Instinkt der Selbsterhaltung bei der unglücklichen Herzogin. Sie wollte das Zimmer des Schreckens fliehen und eilte der Thüre zu, aber in diesem Augenblicke fühlte sie sich an ihrem Kleide gehalten und durch eine unwiderstehliche Gewalt zu dem Sterbenden zurückgeführt. Der Marschall, der ganz zu sich gekommen schien, stieß einen Schrei des Erstaunens aus, als er seine Gemahlin in seiner Nähe fand.

„Stephanie hier," rief er in spöttischem und wildem Lachen, „Stephanie! meine treue Stephanie! — Die liebende Gattin, die ohne Zweifel meinen Todeskampf mit ansehen wollte, um von da aus in die Arme ihres Buhlen zu eilen! — „Bei der Hölle, dieses Schauspiel fehlte noch! — Aber für jetzt wollen wir die Rollen tauschen, — denn nicht ich, sondern Sie müssen sterben!" —

„Mein Herr," sagte die Herzogin, vor dem Bette auf die Kniee niederfallend, „man hat Sie getäuscht, — hören Sie mich an." —

„Madame," versetzte der Herzog, „Worte täuschen sehr häufig, — aber ich besitze etwas Besseres, als Worte, — ich habe schriftliche Belege, Briefe, deren Züge Sie leicht erkennen werden und die Ihnen wohl manche süße Thräne entlockt haben!" —

Die Herzogin fühlte sich verloren, denn es stand nicht in ihrer Macht, über den wahren Inhalt dieser Briefe Aufschluß zu geben.

„Seit vierzehn Tagen auf das Schmerzenslager geworfen," fuhr der Marschall fort, „glaubte man, ich phantasire, wenn ich mit gefalteten Händen bat, man möchte mir meine Uniform bringen; heute aber besitze ich die Kraft, sie selbst zu holen, denn ich bin ganz bei Besinnung, um Sie zu überführen und Sie mit eigener Hand zu züchtigen."

Mit diesen Worten war der Herzog aus dem Bette gesprungen und zog die Herzogin mit sich fort, die sich an seinen Arm hing, um ihn zu verhindern, an die Stelle zu gelangen, wo sich seine Kleidungsstücke befanden; allein trotz der Kraftanstrengungen Stephanie's kam er dem Orte immer näher, an den Wuth und Rachsucht ihn trieben. Durch einen mit höchster Anstrengung geführten Stoß erhaschte er endlich den Uniformsrock, aus dem er die furchtbaren Papiere heraus riß, worauf er sich der Lampe näherte, dort aber brüllend ausrief: „Bei der Hölle! die Räuber haben mir meine Briefe geraubt und mir dagegen die Werthpapiere gelassen!"

Der Paroxismus des Zornes in dieser, durch die Heftigkeit des Fiebers und die ungeheuere Gemüthsbewegung erschöpften Natur war so stark gewesen, daß er jetzt bewußtlos und wie vom Blitze getroffen, auf den Boden fiel. Ganz außer sich und fast wahnsinnig, entfloh die Herzogin aus der Hütte. Einige Minuten hernach kam der Marschall wieder zu sich, und als er seine unsichern und wirren Blicke umherlaufen ließ, fragte er sich, ob das, was vorgegangen, nur ein schrecklicher Traum gewesen sey. — Aber seine zerrissene Uniform und die auf dem Boden umherliegenden Papiere überzeugten ihn bald von der traurigen Wahrheit. In seinen zusammengepreßten Fingern hielt er noch das Bruchstück eines, durch die Gewaltthätigkeit der Banditen, zerrissenen Briefes, auf welchem geschrieben stand:

„Platz Beauveau, Hotel von Montaran. — Nur dort findet man den Schlüssel zu unserem undurchdringlichen Geheimniß!" . . .

„Noch ist nicht Alles verloren!" rief der Marschall. — In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen rollen, der sich rasch von der Hütte entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Geschäftsbetrieb der Auswanderungs-Agenten, zur Warnung für deutsche Auswanderer.

Die Art und Weise, wie das Auswanderungswesen von einzelnen Agenten gegenwärtig betrieben wird, die unwürdigen und verwerflichen Mittel, die von manchen derselben gebraucht werden, um die Auswanderungslustigen an sich zu ziehen, müssen auf jeden unparteiischen und gefühlvollen Beobachter den schmerzlichsten Eindruck machen.

Von einzelnen Agenten werden pomphafte Ankündigungen in die Welt geschleudert; diesen wird dadurch glauben zu machen gesucht, daß jeder dieser Agenten im Besitz von Mitteln und durch dieselben im Stande sey, die Auswanderer beinahe zu allen Zeiten und nach allen Richtungen Amerikas auf das prompteste und billigste zu expediren. Geht man der Sache aber auf den Grund, so wird man finden, daß es in vielen, ja vielleicht in den meisten Fällen weiter nichts ist, als eine offenbare Marktschreierei. Seeschiffe werden mitunter genannt und selbst in den Ueberfahrts-Verträgen aufgeführt, die entweder in dem betreffenden Seehafen noch gar nicht anwesend, oder schon wieder ausgelaufen sind. Gewöhnliche Kauffahrteischiffe werden ohne Weiteres zu Postschiffen qualifizirt, während öfters in solchen Momenten

der betreffende Agent noch nicht einmal über irgend ein Schiff verfügen kann.

In derartigen Fällen vereinigt sich die Marktschreierei mit der Schwindelei. Ist aber die erstere unwürdig und verwerflich, so ist die letztere im höchsten Grade strafbar, da die Auswanderer im guten Glauben akkordiren, daß der Agent auch wirklich die von ihm angegebenen Transportmittel besitze, und da sie nicht wie eine todte Waare behandelt, von einem Spediteur an den andern gesandt, an den ersten besten Schiffer verladen und in jeden beliebigen Schiffsraum gesteckt werden können, sondern dafür eine volle unzweifelhafte Garantie schon vor ihrer Abreise aus Deutschland haben müssen, daß sie an einem festgesetzten Tage, und mit einem bestimmten, wirklich vorhandenen und brauchbaren Schiffe die Seereise antreten können.

Diejenigen Agenten, welche sich mit einer solchen Marktschreierei und Schwindelei befassen, ermessen nicht — und können zum Theil, wegen Mangels an Begriff von den Verhältnissen eines Seehafens und der Seeschifffahrt, nicht ermessen — welche ungeheure moralische und rechtliche Verantwortlichkeit sie auf sich laden, wenn sie Auswanderer zur Beförderung nach Amerika engagiren, ohne der erforderlichen zweckmäßigen Seetransportmittel versichert zu seyn. Sie können bei einem solchen leichfertigen Verfahren nur ihren persönlichen Vortheil — das Einstreichen der Provision — im Auge haben, daher ihr Bestreben auch nur darauf gerichtet ist, möglichst viele Leute an sich zu ziehen und in irgend einen Seehafen zu senden, unbekümmert darum, ob und wie dieselben ihr weiteres Fortkommen finden. Ueberfahrtsverträge, die uns schon zu Gesicht gekommen, enthielten unter andern die auffallende Bestimmung: daß die betreffenden Auswanderer über Bremen oder Hamburg, oder über Rotterdam, Antwerpen, Havre oder London nach New-York befördert werden sollten! Wer erkennt hier nicht auf den ersten Blick die Unlauterkeit der Sache? Und doch haben sie die betreffenden Auswanderer, die freilich eben so wenig geographische — als Menschenkenntniß besaßen, erst eingesehen, nachdem sie von wohlwollender und redlicher Seite auf die ihnen drohenden Gefahren aufmerksam gemacht und belehrt worden waren, wie sie sich auf Grund solcher empörender Vertragsbestimmungen würden gefallen lassen müssen, von einem Seehafen in den andern geschleppt zu werden, bevor sie nur ihre eigentliche Seereise anzutreten im Stande seyen. In Folge dieser Belehrung haben die betreffenden Auswanderer von den fraglichen Ueberfahrtsverträgen keinen Gebrauch gemacht, vielmehr, unter Verzichtleistung auf ihre bereits bezahlten Aufgelder von 5—6 Gulden per Kopf, mit anerkannt soliden Agenten neue Verträge abgeschlossen.

Aber nur bei wenigen der Auswanderungslustigen haben bisher derartige wohlmeinende Belehrungen Eingang gefunden, so daß wir öffentlich das auf Erfahrung gegründete Urtheil fällen müssen: daß die Welt betrogen seyn will. Die Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit des größten Theils der Auswanderer, gepaart mit Mißtrauen gegen gebildete Männer und Behörden, tragen das Meiste dazu bei, daß mancher Agent seinen eigennützigen Zweck besser erreicht, als er zu hoffen wagen mag. Die Auswanderungslustigen hängen sich bei ihrer Ankunft in einem Main-, Rhein- oder Neckarhafen an Leute der gemeinsten Art, die sich Mäkler nennen, lassen sich von diesen recht süß und schön vorschwätzen, und dann zu diesem oder jenem Agenten führen. In der Regel werden sie aber an denjenigen Agenten verhandelt, welcher diesen sogenannten Mäklern per Kopf am meisten vergütet. Ein solcher Mäkler bekommt 2—3 und mitunter auch 4 Gulden für jeden Auswanderer, mit dem der Agent Vertrag geschlossen hat, und nicht selten verdient ein solcher Mäkler in einer halben Stunde 30—40 Gulden, die nachher in Saus und Braus wieder verschwendet werden. Daß aber Niemand anders, als die Auswanderer, die Geprellten sind, liegt auf der Hand, denn ihnen nimmt der Agent mit dem Ueberfahrtsgelde die Mäklergebühr ab und zahlt sie an die Mäkler. — Weitere Mißbräuche, die durch solche Mäkler mit den Auswanderern in Bezug auf Unsittlichkeit häufig getrieben werden sollen, wollen wir, um das Schamgefühl nicht zu verletzen, hier nicht näher erörtern.

Zu allem Dem ist seit einiger Zeit noch das weitere, in steter Zunahme begriffene Unwesen getreten, daß sich Leute — zum Theil aus Deutschland, zum Theil aus Holland und Belgien — für Auswanderungs-Agenten ausgeben und durch Umherreisen in Deutschland mit der Anwerbung von Auswanderern befassen, die gar keine Konzession zum Betriebe des Geschäfts eines Auswanderungs-Agenten besitzen, die keine Kaution geleistet haben, die in keinem Seehafen mit einem Schifferheber in unmittelbarer Verbindung stehen, und die deßhalb auch nicht einmal im Stande sind, in ihren Schiffsverträgen anzugeben, an wen sich die Auswanderer bei ihrer Ankunft im Seehafen zur Weiterbeförderung zu wenden, und von wem sie bei etwaigen Aufenthalte die vorgeschriebene Entschädigung zu empfangen haben. Einem Gerüchte nach soll kürzlich wieder eine Partie Auswanderer aus dem Großherzogthum Hessen, welche mit einem solchen umherreisenden Quasi-Agenten akkordirt hatte, in Rotterdam wegen Mangel eines Beförderungsmittels ungebührlich lange aufgehalten worden seyn.

Eine andere Art von Spekulation besteht darin, daß sich deutsche Geschäftsleute in öffentlichen Blättern den Auswanderungslustigen zur Auskunftsertheilung empfehlen. Wer sich mit denselben einläßt, ist in den meisten Fällen nicht besser daran, als wenn er mit einem der vorerwähnten umherreisenden Quasi-Agenten kontrahirt hätte; denn diese Geschäftsleute besitzen, wie jene, ebenfalls keine Konzession, sie haben keine Kaution geleistet und stehen nicht in direkter Verbindung mit anerkannt soliden Schifferhebern; sie können darum keine rechtsverbindliche Ueberfahrtsverträge abschließen und stellen

deßwegen, gegen Einzahlung eines angemessenen Draufgeldes, sogenannte Ueberweisungsscheine auf ein Handlungshaus im Seehafen aus. Kommen die Auswanderer nun mit einem solchen Schein im Seehafen an, so sind sie in vielen Fällen eben so übel, zuweilen noch übler daran, als wenn sie ganz ohne allen Vertrag aus ihrer Heimath abgereist wären.

Wenn indeß, nach der vorstehenden gewissenhaften Darstellung, die Auswanderungslustigen bei der Wahl derjenigen Agenten, mit welchen sie Ueberfahrtsverträge abschließen wollen, nicht vorsichtig genug seyn können, so dürfen wir, zu deren Trost und um nach allen Seiten hin gerecht zu seyn, nicht unberührt lassen, daß es in Deutschland „auch sehr achtbare und rechtliche Auswanderungs-Agenten gibt, die dem Auswanderer jede Garantie darbieten und welche im Falle der Noth kein Opfer scheuen, um ihre Vertragsverpflichtungen vollständig zu erfüllen." Die Auswanderungslustigen werden daher in ihrem eigenen Interesse dringend ermahnt und aufgefordert, ehe und bevor sie Ueberfahrtsverträge abschließen, sich bei unparteiischen sachkundigen Männern und den betreffenden Staats- und Orts-Behörden nach dem Rufe der Solidität und den Transportmitteln der einzelnen Agenten zu erkundigen und sich unter allen Umständen von den oben erwähnten höchst gefährlichen Mäklern entfernt zu halten.

Diejenigen verehrlichen Redaktionen öffentlicher Blätter und Zeitschriften, welche ein Interesse an dem Auswanderungswesen überhaupt nehmen, bitten wir aber, dem vorstehenden Aufsatze gefälligst die größtmöglichste Verbreitung geben zu wollen.

(Didaskalia.)

Vier Monate unter den Goldsindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Noch gar nicht recht über all das Neue, was uns umgab, zur Besinnung gekommen, eilten wir soviel als möglich, unser Lager aufzuschlagen, und hatten uns bald einen passenden Platz dazu ausersehen. Dieser befand sich dicht an einem ausgetrockneten Bachbett, durch welches in der nassen Jahreszeit ein kleines Wasser dem größern Strome zufloß. Trotzdem gingen wir nicht gleich daran, die für die Nacht nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Unsere Finger zuckten uns förmlich nach dem Golde, und in kaum einer halben Stunde nach unserer Ankunft war das Lastthier, das unsere Schaufeln, Pfannen und Hacken getragen, seiner Last entledigt, und unsere ganze Gesellschaft stand so geschäftigt an der Arbeit, wie die Uebrigen.

Was mich betrifft, so sprang ich, mit einem großen Ausschöpfer und einer flachen Blechpfanne versehen, gerade da in den Bach herunter, wo ich keine Spur von Kies erkennen konnte. Dicht neben mir befand sich eine klare, kleine Lache, die mir dazu dienen sollte, das Gold auszuwaschen. Einige aus unserer Gesellschaft gingen eine kurze Strecke von mir entfernt an die Arbeit, während Andere ihr Glück an den Ufern des Amerikanos hin versuchten und die Schiefer aufgruben die dicht am Ufer desselben lagen. Nie werde ich das Gefühl vergessen, mit dem ich meinen Ausschöpfer zum ersten Male in den Boden vor mir stieß. Ich füllte meine Blechpfanne halb mit Erde und trug sie zur Lache, wo ich sie, wie ich das von Andern gesehen, unter die Oberfläche des Wassers hielt und dort die Masse mit der Hand aufrührte. Allerdings zeigte ich mich im Anfange nicht besonders geschickt, und mag wohl eine ziemliche Quantität des werthvollen Metalls wieder mit hinausgeworfen haben. Dennoch bemerkte ich bald, daß die Erde abbröckelte und durch die Bewegung des Wassers in die Lache gewaschen wurde. Diese trübte sich, und ich behielt zu meiner Freude den sandigen Satz im Gefäße zurück, von dem ich gehört, daß er das Gold enthalte. Sorgfältig das Wasser ablaufen lassend, legte ich den Sand in einen der dichtgeflochtenen indianischen Körbe, die wir mit uns gebracht hatten, beschloß aber auch, denselben noch an diesem Abend beim Feuer zu trocknen, da die Zeit vor Dunkelwerden zu kurz war, um die Feuchtigkeit bloß durch das Aussetzen an der Luft verdünsten zu lassen.

Nachdem ich etwa eine halbe Stunde gearbeitet, kehrte ich mit meinem Korbe zum Platze zurück, wo wir unsere Pferde verlassen, und fand die Thiere noch immer mit den Lasten auf dem Rücken. Mr. Malcolm war vor mir eingetroffen und trug etwa eine gleiche Quantität des kostbaren schwarzen Sandes. Das mußte sich übrigens noch herausstellen, welche Goldtheile unsere gesammelten Haufen enthielten. Nach kurzer Zeit schlossen sich auch Bradley und Don Luis, und beide vortrefflicher Laune, uns an.

„Ich denke, dieß ist die Art, wie wir es in diesen Rodungen zu Wege bringen," sagte der Erstere und schüttelte einen Sack des Goldsandes aus. Was José, Don Luis indianischen Diener, betraf, so begnügte sich dieser, dankbare Gebete zur Mutter Maria und dem großen Geist emporzusenden, die er unverdrossen miteinander auf eine höchst eigenthümliche und keineswegs orthodoxe Weise vermischte.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 156 30. September 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

XIV.

Ein Gebet zu Gott.

Drei Monate waren seit der Vermählung des Fräuleins von Montaran mit dem Fürsten Odoart Metzerski verflossen, ohne daß seitdem die junge Gemahlin von dem Fürsten wieder hätte reden hören, von welchem der alte Boromsoff behauptete, daß er wieder nach Rußland zurückgereist sey.

Blanka hatte sich natürlich leicht in ihre reichen Verhältnisse gefunden; denn der Luxus, die Eleganz, die sie umgaben, stimmten vollkommen mit ihrem ganzen Wesen zusammen. Sie verließ übrigens ihr Hotel nur, um zuweilen mit ihrer Mutter und dem Chevalier Spazierfahrten zu machen, und setzte eigentlich ihr früheres eingezogenes, trauriges Leben nur unter dem Flitterglanze einer Fürstin fort. Die einzige Verwendung, die sie sich von ihrem Reichthume erlaubte, war, daß sie im Stillen Gutes that und Wohlthaten übte. Sie meinte damit den großen Fehler, den sie begangen, wieder zu sühnen. Der einzige Trost, der ihr zu Theil wurde, war, daß die Wiederherstellung ihrer Mutter unter der Leitung des deutschen Arztes sichtbare Fortschritte machte. Bereits kündigte der Doktor eine nahe bevorstehende Wiederherstellung des Gesichtes der Kranken an und dann sollte die Kur des Gehörs folgen. Der Chevalier aber, so sehr er auch mit Blankas Hoffnungen sympathisirte, sah doch mit Bangen dem Augenblick entgegen, in welchem seine Freundin Anfragen über die Verbindung ihrer Tochter anstellen würde. Was sollte man dann dieser zärtlichsten aller Mütter antworten? und dieser Tag stand nahe bevor. Der Arzt hatte bereits angekündigt, daß die Sehnerven der Kranken plötzlich wieder ihre Kraft erhalten würden, wenn gleich scheinbar die innere Revolution nur langsam vor sich gehe und daß man jeden Tag darauf gefaßt seyn dürfe, die Marquisin wieder sehend zu finden.

An einem schönen und heißen Morgen des Juli saß Blanka, mit einer Stickerei beschäftigt, am Fenster im Zimmer ihrer Mutter, während Herr von Saint Laurent aufmerksam eine Zeitung las, und Frau von Montaran in ihrem weiten Lehnstuhle eingeschlafen schien. Ein leiser Ausruf veranlaßte die junge Frau, den Kopf in die Höhe zu heben. Der Chevalier, ganz in seine Lektüre vertieft, hörte nichts. Die Marquisin, die Augen gegen Himmel aufgeschlagen, schien wie aus einem Traume zu erwachen, während ihre Lippen ein inbrünstiges Gebet murmelten. Blankas Herz schlug gewaltig. War der himmlische Ausdruck in den Zügen ihrer Mutter, dieser so lange Zeit düstere und eisige, jetzt aber feurige und lebenskräftige Blick das von dem Doktor versprochene Wunder? — Die Ungewißheit sollte nicht lange dauern. — Die Mutter wandte sich instinktartig nach der Seite, auf der ihre Tochter saß; beider Augen begegneten sich und Blanka stürzte mit dem Ausrufe an ihr Herz: „Meine Mutter! Meine Mutter! Sie sieht mich!“ und Thränen und Küsse drückten ihr Entzücken aus. Auch Herr v. Saint Laurent kam herbei, der bei diesem rührenden und feurigen Schauspiele Vergangenheit und Zukunft vergaß, und er küßte mit Inbrunst die Hand, welche ihm seine Freundin entgegenstreckte. Sobald aber die Gemüthsbewegung vorüber war, sah sich die Marquisin im Zimmer um, dann schloß sie plötzlich die Augen wieder, wie wenn ihr die Helle weh thäte.

„Meine Mutter!“ rief Blanka beunruhigt aus, „sollte es nur ein augenblicklicher Schimmer des Glückes gewesen seyn! und sollte sie mich nur einen Moment gesehen haben und mich nie wieder sehen können?“

Frau v. Montaran stand auf, und indem sie sich an den Möbeln hielt, ging sie langsam im Zimmer herum, während sie sorgfältig die Wände und alle Gegenstände befühlte. Immer mehr drückten ihre Züge Erstaunen aus. Dann rief sie mit einem Male: „Ich glaubte zu träumen, aber ich wache, und alles was ich gesehen habe, ist wirklich vorhanden. Ich befinde mich hier in diesem Gemache, wie vor zwanzig Jahren, wie während der schönsten Tage meines Lebens.“ —

Blanka hatte die Gedanken ihrer Mutter errathen und rasch einige Worte auf ein Papier geschrieben, das sie der Marquisin in die Hand gab. Diese öffnete aufs Neue die Augen und las: „Ich bin verheirathet, reich und Fürstin!“

Der Blick der Frau v. Montaran belebte sich und es drückte sich darin mütterlicher Stolz aus; durch ein Zeichen gab sie aber Blanka zu verstehen, ihr eine Feder zu reichen, worauf sie unten auf das Papier die einfache Frage schrieb, welche alle ihre Gedanken in sich schloß: „und glücklich?“

Blanka ging ein tiefer Stich durchs Herz, doch machte sie ein bejahendes Zeichen und entfloh, um ihre Thränen zu verbergen, denn das arme Kind war entfernt nicht glücklich! — Ehe man ihr von einer Verbindung gesprochen, hatte sie in kindlicher Unschuld nie an das Glück der Liebe gedacht, allein ihr Seelenfrieden war seit dem Augenblicke dahin, in welchem man durch das Wort Ehe die in jedem jugendlichen Busen schlafenden Gefühle geweckt hatte. Der Fürst, der ihr durch die Bedingungen, welche er ihr auferlegte, Anfangs Widerwillen eingeflößt, hatte durch sein schönes Aeußere, sein würdevolles Benehmen, noch mehr aber durch seinen Edelmuth und seine Freigebigkeit ihr Herz ganz für sich gewonnen, so daß sie ihn jetzt innig liebte und sein Bild tief in ihrem Herzen trug. Allein so glücklich auch sie der Gedanke an ihn machte, so tief schmerzte sie dagegen seine freiwillige Verbannung von ihr, deren Grund sie sich durchaus nicht erklären konnte. Ihr weiblicher Stolz erlaubte ihr jedoch nicht, den Chevalier den tiefen Kummer, der an ihr nagte, merken zu lassen, der sich durch ihre Resignation täuschen ließ und dadurch beruhigt wurde. Zwar wandte sie alle möglichen kleinen Kunstgriffe an, um ihn zu veranlassen, mit ihr vom Fürsten zu sprechen, aber Herr v. Saint Laurent wurde jedesmal so einsilbig und übel gelaunt, daß die Arme selbst auf diesen Trost des Herzens Verzicht leisten mußte.

So verflossen drei Monate, und Blanka blieb nichts übrig, als heimlich ihre Thränen während ihrer vielen schlaflosen Nächte zu weinen und zum Gebet ihre Zuflucht zu nehmen, in welchem sie den Himmel um Muth und Kraft anflehte. — Die Charwoche war gekommen und es drängte sie, in der Kirche, statt zu Hause, ihre Andacht zu verrichten; sogleich ließ sie ihren Wagen vorfahren, um sich in die Kirche der heiligen Elisabeth zu begeben. Der Tag fing bereits an, sich zu neigen, als sie dort eintrat. Sie ließ sich in derselben Kapelle auf die Knie nieder, die sie an ihren ersten und letzten Augenblick des Glückes erinnerte. Sie vergegenwärtigte sich jenen feierlichen Moment wieder, wo sie, ihre Hand in die des Fürsten legend, geschworen hatte, den ewig zu lieben, der sie nie lieben sollte! — Sie glaubte ihn wieder zu sehen, glaubte seine Nähe zu fühlen, und noch einmal tönte die weiche Stimme Odoart's in ihr Ohr. — Unwillkürlich füllten sich ihre Augen mit Thränen und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer gepreßten Brust.

Aber war es Täuschung oder Wirklichkeit? es kam ihr vor, als wenn ein anderer Seufzer den ihrigen beantwortet hätte. — Von unaussprechlicher Angst ergriffen, welche noch die sie umgebende Dunkelheit vermehrte, stand sie zitternd auf, warf einen verstohlenen Blick nach der Seite, von welcher her sie das Echo ihres Schmerzens gehört hatte und bei dem schwachen Schimmer einer Lampe, welche in der Kapelle brannte, sah sie in ihrer Nähe einen Mann auf den Knieen liegen, der weinend betete. — Sie wollte sich eben entfernen, als dieser Mann mit eindringlicher, aber trauriger Stimme sprach:

„Verschmähen Sie es nicht, daß zwei Seelen, die Gott auf dieser Erde vereinigt hat, ihre Gebete gemeinschaftlich zu seinem Throne emporsenden!“

Blanka hatte die Stimme des Fürsten Metzerski erkannt; sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verließen, und gleich darauf sank sie bewußtlos auf ihren Stuhl zurück. Der Fürst fing sie mit seinen Armen auf, schlug den Schleier zurück, der ihr Gesicht verhüllte, und betrachtete sie eine Zeitlang wie bezaubert von der himmlischen Schönheit, indem er in seiner Bewunderung den Zustand ganz vergaß, in welchem sich Blanka befand. Bald faßte er sich wieder, denn die Schrecken erregende Blässe der jungen Frau machte ihn um sie bange, und er zog ein Riechfläschchen hervor, das er ihr knieend vorhielt, und dessen starker Geruch bald wieder Farbe auf die leblosen Wangen zauberte. Als Blanka die Augen öffnete, begegnete sie denen Odoart's, die mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Unruhe auf sie gerichtet waren.

„Sie fühlen sich doch besser?“ flüsterte Odoart.

„Besser,“ versetzte Blanka, „ich habe mich noch nie so wohl gefühlt!“ — Und wie erschrocken über das Geständniß, das ihr entschlüpft war, wandte sie sich ab, um ihre Röthe zu verbergen.

„Ich wage nicht zu glauben, daß derselbe Gedanke uns Beide an diesen Ort geführt hat,“ fuhr Odoart fort, „aber ich hoffe, hier Glück zu finden, und meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“

Blankas Herz drohte zu zerspringen. Dieses so lange gewünschte Wiedersehen war endlich zur Wirklichkeit geworden! Sie sah den Mann wieder, den sie anbetete, der vor Gott und den Menschen ihr gehörte! Sie sollte das Geheimniß seiner Entfernung und seines Stillschweigens erfahren! Sie wollte, ihre Liebe und ihren Schmerz zu Hülfe nehmend, sprechen, ihm sagen, er solle seine Geschenke, sein Vermögen, seinen Titel entweder wieder zurücknehmen, oder Alles mit ihr theilen. Odoart, der noch immer vor ihr auf den Knieen lag, schien sie durch die zärtlichsten Blicke zu befangen, als eine Frau oder vielmehr ein Schatten, in einen langen schwarzen Schleier gehüllt, an dem Fürsten vorüber geschwebt kam, ihn mit der Hand berührte, nach der Eingangsthüre der Kirche deutete und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Wir gingen jetzt an die Arbeit, unser Zelt aufzurichten. Malcolm bereitete indessen Kaffee und buck einige Brode aus dem Mehle, das wir mitgebracht. Sein Kochen wurde aber nicht wenig durch den Eifer gestört, den wir zeigten, an demselben Feuer unseren zusammengescharrten Sand zu trocknen, bei welcher Gelegenheit Bradley ungeschickt genug ein Loch in unsere beste Pfanne brannte. Endlich gelang es uns jedoch, die Feuchtigkeit auszuscheiden, und die Augen zumachend, bliesen wir den Sand mit dem Munde fort und fanden uns bald darauf im Besitz einger weniger Goldprieſen. Das machte uns wenigstens für den Anfang Muth. Wir tranken unsern Kaffee voll bester Hoffnung, brachten dann die Pferde in Ordnung, richteten uns so bequem ein, als die Umstände es erlaubten, und schliefen, nicht allein durch die Reise und Anstrengung, sondern auch durch die ungewöhnliche Aufregung ermüdet, fest bis zum nächsten Morgen. —

Der Morgen brach gar herrlich an. Das erste aber, was wir beim Aufstehen bemerkten, war, daß zwei unserer Pferde ihre Seile zerrissen hatten und davongelaufen waren. Wir konnten die Thiere nicht entbehren, und José und Horry wurden deßhalb abgeschickt, nach ihnen zu sehen. Sie brummten freilich, den Schauplatz des Goldes verlassen zu sollen, Bradley aber nahm eine Büchse und schwor, er würde sie beide über den Haufen schießen, wenn sie nicht gehorchten. Und so folgten sie denn nach kurzem Einreden.

Das Frühstück wurde bald beseitigt, und die Frage entstand nun, wie wir an diesem Tage unsere Operationen beginnen sollten. Don Luis war der einzige, der des Sonntags wegen nicht anfangen wollte zu waschen. Er hatte nichts dagegen, sich am Sonntage zu amüsiren, aber er weigerte sich, zu arbeiten. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, beschlossen wir, daß jeder Mann das, was er fände, behalten und unser Bund sich nur auf allgemeine und gegenseitige Beschützung und Vertheidigung beschränken sollte. Don Luis also rauchend in seinem Zelte verlassend, gingen wir scharf an die Arbeit und fanden bald, daß die große Majorität der Goldsucher jedenfalls unsere Meinung theilte, oder doch wenigstens unser Beispiel, am Sonntage zu arbeiten, nachahmte. Ich hatte jetzt Gelegenheit, die Natur des Bodens, in dem sich das Gold findet, zu beobachten. Der Staub wird zwischen den Schiefern und wirklich unter dem Wasser gefunden, die bequemste Art aber, ihn herauszubekommen, ist, die Erde aus dem Theile des Bachbetts, der früher überschwemmt, jetzt aber trocken war, herauszunehmen. Diese Erde ist gewöhnlich kiesiger Art, voll kleiner Steine, und soweit ich es beurtheilen konnte, aus einem Gemisch von kleinen, milchigen Jaspisstücken mit Schiefern und Basaltsplittern durchmischt zusammengesetzt. Man glaubt allgemein, daß das Gold von den Hügeln heruntergeschwemmt sey.

Ich arbeitete, wie wir alle, angestrengt den ganzen Morgen hindurch. Die Arbeit ist sehr schwer, das ewige Bücken drückt natürlich den Unterleib zusammen, während das fortwährende Unterdemwasserhalten der Hände die Haut runzelt, und zuletzt schmerzhaft wird. Doch was sind alle diese Unbequemlichkeiten gegen den Gewinn, mit dem man dafür belohnt wird!

Zwölf Uhr etwa, zu unserer festgestellten Mittagszeit, trafen wir uns ziemlich ermüdet an den Zelten. Mittagessen war jedoch nicht zu finden; denn José sowohl wie Horry liefen noch immer hinter den Pferden her; wir mußten uns also mit etwas von unserm getrockneten Rindfleisch begnügen, zu dem Zwieback und Kaffee unser Mahl bildeten. Nach dem Mittagessen beschlossen wir, bis zum nächsten Tage zu ruhen. In der That hätten wir aber auch wohl nicht mehr arbeiten können. Der menschliche Körper erträgt nicht unausgesetzte Arbeit und sollte es auch wohl nicht; und ich glaube, daß bei zivilisirten oder wenigstens bei arbeitsamen Gesellschaften der Sonntag, der einmal eine Ruhezeit in das geschäftige Leben bringt, selbst physisch nothwendig sey.

Wir verplauderten deßhalb einige Zeit und wurden endlich durch die Ankunft von José und Horry unterbrochen, die mit den entflohenen Pferden zurückkehrten. Horry verlangte übrigens augenblicklich größeren Lohn und drohte uns, im entgegengesetzten Falle davon zu gehen und auf seine eigene Faust hin zu arbeiten. Bradley versuchte, ihn einzuschüchtern, aber umsonst. José fürchtete sich ein wenig vor Don Luis, und dieser betrachtete seinen Diener als seinen Sklaven. Dieser sagte auch Nichts. Es ließ sich nichts verkennen, daß sie sich mit den benachbarten Goldwäschern unterhalten hatten, und wir mußten deßhalb schon nachgeben. Später am Nachmittag ging ich mit Malcolm und M'Phail durch die Minen spaziren. Wir fanden verhältnißmäßig nur einen kleinen Theil der Leute, die am Morgen mit Goldwaschen begonnen hatten, noch an der Arbeit. Eine große Anzahl lag schlafend unter den Bäumen oder im Schatten ihrer Zelte und Wagen. Andere saßen rauchend und plaudernd im Grase, besserten ihre Kleider aus oder verrichteten andere kleine häusliche Dienste. Es waren in der That bunte, interessante Gruppen; Indianer stolzirten vorbei in all der Pracht, die ihnen bunte Kattune geben konnten, die indianische Sitte lag hier unter einer Art zivilisirter Hülle verborgen. Muskulöse, sonnenverbrannte Burschen, deren stattliche Gestalten und braune Gesichter das spanische Blut in ihren Adern verriethen, unterhielten sich mit gelbhäutigen, scharfnäsigen Yankees, schlaue Gesellen, wo es den Handel gilt, und fortwährend für Boe ausschauend. Hie und da stach uns auch das Flanellhemd und die groben segeltuchhosen eines Seemanns in die Augen, jedenfalls Deserteur von irgend einem Südsee-Wallfischfänger. Auch ein

Paar einzelne Neger plapperten mit aller Zungenfertigkeit ihrer Race zusammen, schüttelnd die wolligen Köpfe und zeigten die weißen, glänzenden Zähne. Ich knüpfte mit einem langen Amerikaner ein Gespräch an; es war ein geborner Kentuckier und voll von dem etwas prahlerischen Charakter seiner Race. Er prophezeite merkwürdige Dinge, die aus der Entdeckung dieser Metallschätze Kaliforniens hervorgehen sollten, und behauptete, sie würden eine Goldrevolution über die ganze Erde hervorbringen. Die Weise, in der er dieß Alles vorbrachte, war wirklich komisch und pikant, und er würzte sie mit echt amerikanischen Aufschneidereien.

Weiterhin trafen wir ein ungeheueres großes Zelt, das aus zwei oder drei zusammenbefestigten hergestellt worden und, wie wir bald fanden, als Kapelle dienen sollte. Ein Missionär von einem der Neuenglandstaaten predigte dort, wie mir gesagt wurde, einer ziemlich großen Versammlung. Der Platz schien mir aber heiß und dumpf, und ich blieb eben lange genug darin, um zu hören, daß die Rede aus den hohlen schwülstigen Phrasen und Dogmen der kalvinistischen Theologie bestand.

Den übrigen Theil des Nachmittags benutzte ich, mein Tagebuch zu schreiben, das ich hier abbreche, aus Rache an dem höchst geringfügigen Mittagessen ein herzhaftes Abendbrod einzunehmen. Das Rostbeaf sieht allerdings nicht so delikat aus, wie wenn es in irgend einem Hotel der größern Städte auf den Tisch gebracht werden würde; die aber, die dort ihre Beine unter das Tischtuch stecken, haben wohl auch schwerlich einen solchen Appetit, wie wir hier, die wir weit hinter Sorge und Zivilisation in den Goldregionen Kaliforniens lagern.

5. Juni. Wir haben den ganzen Tag ziemlich hart mit Graben und Waschen, aber nicht ohne günstigen Erfolg gearbeitet. Ich fange jetzt wirklich an zu glauben, daß ich hiemit den Grund zu meinem künftigen Glück gelegt, und danke Gott dafür. Bis jetzt mußte ich mich ziemlich wild in der Welt herumschlagen, und das Sprichwort, daß ein rollender Stein kein Moos sammelt, hat sich ziemlich wahr an mir bewiesen. Nun jedoch steht mir wenigstens die Aussicht aufs Gegentheil bevor, und ich bin entschlossen, wenigstens zu versuchen, wie viel ich mit Fleiß und Eifer dazu beitragen kann.

Ehe wir diesen Morgen zu arbeiten anfingen, wurde beschlossen, daß José den Tag kochen sollte, während ihm der Nachmittag für sich selbst zum Graben und Waschen zugesichert ward. Horry mußte die Aufsicht der Pferde übernehmen. Ich arbeitete ziemlich hart, hielt mich nahe zu Bradley und plauderte mit ihm, während wir die Erde in unsere Gefäße warfen und umrührten. Wir sammelten ziemlich viel Gold, glaubten aber doch, daß es nur eine sehr unvollkommene Art sey zu reussiren; dazu gefiel mir auch gar nicht dieses ewige rückenzerbrechende Bücken den ganzen Tag. Ich machte daher den Vorschlag, daß wir eine Wiege bauen sollten. Die Auslage für Holz war allerdings bedeutend, dennoch mußte es vortheilhafter seyn, als den bisherigen rauhen mühsamen Weg zu verfolgen.

Wir schlugen diesen Plan unseren Kameraden beim Mittagsessen vor, und er wurde im Ganzen gut aufgenommen. Malcolm und M'Phail gingen gleich darauf ein, und wir wollten jetzt einmal versuchen, ob wir nicht genug Zimmertalent in uns fühlten, ihn auszuführen. Der nächste Tag war zum Beginn der Arbeit bestimmt.

Nach dem Mittagessen kehrten wir zu unsern Schaufeln und Eimern zurück. Am Abend waren wir sehr neugierig zu sehen, wie viel Gold wir durch unsere Arbeit bis jetzt realisirt hätten, und ich ging deßhalb eine Wage zu borgen. Nachdem ich mehrere Zelte umsonst aufgesucht, wurde ich zu dem Yankee gewiesen, der die Materialien für den neu zu errichtenden Laden herbeigeschafft hatte, und dessen Namen Hiram Ensloe war. Er hatte mehrere zu verkaufen, aber keine zu verborgen. Ich frug ihn nach dem Preis und erlebte jetzt zum ersten Male ein wirkliches Beispiel des Einflusses, den eine Menge Gold und wenig Waaren auf den Preis der Güter haben. Für eine ganz kleine gewöhnliche Messingwage mit einem Satz troy Gewichte zahlte ich — für die ganze Gesellschaft natürlich — fünfzehn Dollars.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 4. Sept. starb an der Cholera der Bankier Bullen auf seinem Landsitze in der Nähe von Liverpool, unzweifelhaft einer der reichsten Männer in Europa, da sein bei Bankhäusern angelegtes baares Vermögen auf 5 bis 7 Millionen Pfd. Sterl. (60—84 Millionen Gulden) angeschlagen wird. Der Verstorbene war eben so geizig als reich, bewohnte im Hause seines Oheims nur zwei bis drei Zimmer, sah keine Gesellschaft bei sich, noch besuchte er eine; nur im Ankauf von Gemälden gestattete er sich größere Ausgaben: aber er hing die Bilder nie auf, noch gab er sie den Blicken Anderer preis; man fand sie nach seinem Tode alle mit der Vorderseite gegen die Wand gelehnt. Da er schon mehrere Jahre leidend war, machte er vor einiger Zeit eine Reise nach Malta, Smyrna ꝛc., und kehrte mit sehr gebesserter Gesundheit zurück; aber die Ausgaben ärgerten ihn, und der Arzt, der ihn auf dieser Reise begleitet hatte, konnte ihn nur durch Androhung eines Prozesses zur Auszahlung von 700 Pfd. Sterling bewegen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 157 2. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Dooart überrascht und wie durch eine unwiderstehliche Macht getrieben, wollte der finsteren Erscheinung nacheilen, als Blanka, aus Angst, ihn wieder zu verlieren, vor ihm niederfiel, und da sie außer Stand war, in ihrer Verzweiflung ein Wort hervorzubringen, so faltete sie die Hände, wie zu einer stummen, herzzerreißenden Bitte.

Der Fürst hob sie rasch auf, zog sie an sein Herz und rief leidenschaftlich:

„Blanka, ich liebe Dich!“ — Mit diesen Worten verließ er sie.

Von diesem Augenblicke an hatte sich Alles im Leben der jungen Gattin geändert. Alles war durch dieses Eine Wort vergessen, das Ihr ganzes Herz erfüllte. Blanka war geliebt und liebte nicht mehr allein. — Was lag ihr jetzt daran, ob sie noch leide? Er litt ja mit ihr, da er ihr gesagt hatte: „Ich liebe Dich!“ und da er dennoch sie hatte fliehen müssen. So trostlos sie in den Tempel Gottes getreten war, so voll Glück und Freude verließ sie jetzt denselben; und als sie zu Hause bei ihrer Mutter angekommen war, warf sie sich dieser voll Trunkenheit in die Arme, indem sie ausrief: „Sey unbesorgt um mich, liebe Mutter! ich bin glücklich!“

Den folgenden Tag stand Blanka auf dem Balkon ihres Zimmers, von wo sie ihre zerstreuten Blicke über den Garten des Hotels hinlaufen ließ. Plötzlich wurde sie aus ihren Gedanken durch das heitere frische Lachen von Kindern erweckt, die sich in einer kleinen Laube befanden, welche sie vor den heißen Strahlen der Sonne schützte. Es war ein Knabe und ein Mädchen von etwa drei Jahren, ein Zwillingspaar, schön wie junge Liebesgötter, welche von Maienblümchen einen Kranz flochten. Um das liebliche Bild besser in Augenschein nehmen zu können, stieg Blanka rasch in den Garten hinab, weil sie aber befürchtete, die unschuldigen Besucher zu erschrecken, schlich sie sich in eine dichte bedeckte Allee, um unbemerkt sich nähern zu können. Durch einen dichten Rosenstrauch verborgen, bewunderte Blanka das harmlose Spiel der unschuldigen Kinder, als ein Sonnenstrahl das Gesicht des Knaben schärfer beleuchtete. Sie vermochte einen Schrei des Erstaunens nicht zu unterdrücken, als sie in seinen Zügen die frappanteste Aehnlichkeit mit denen des Fürsten fand, dessen Miniaturbild er zu seyn schien.

XV.

Die Einladung.

Auf den Schrei der Fürstin, kamen die beiden schönen Kinder herbeigelaufen. Blanka nahm den kleinen Knaben auf ihre Arme, der, als sie ihn in die Nähe ihres Gesichtes brachte, seine Lippen darauf drückte, weil er glaubte, man verlange diese Liebkosung von ihm, während die junge Frau, nachdem sie ihn eine Zeitlang mit zunehmender Verwirrung ansah, ausrief: „Er ist es! Er ist es! — Es sind seine Züge, seine Augen, seine blonden Haare. — Man glaubt ihn zu sehen!“ — Und bis dießmal war sie es, die in der freudigen Regung, die sie nicht zu unterdrücken vermochte, das Kind küßte.

In diesem Augenblicke erschien eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, deren Aeußeres sowohl, wie ihr Accent, sogleich die Engländerin verrieth, als sie sagte: „Entschuldigen Sie gütigst, aber ich habe die Ehre, schon seit sechs Monaten ihre Miethbewohnerin zu seyn; ich bewohne nämlich den Pavillon, der zu diesem Hotel gehört, mit diesen Kindern, meinem Neffen und meiner Nichte. — Schon lange quälen diese mich, daß ich ihnen erlauben solle, diesen schönen Garten besuchen zu dürfen, den wir von unseren Fenstern aus übersehen und so habe ich bei Ihrem Haushofmeister die Erlaubniß nachgesucht, sie hieher führen zu dürfen. Ich werde mich aber sogleich entfernen und bitte die gnädige Frau um Entschuldigung, daß ich mir die Freiheit genommen habe.“

„Blanka hörte kaum, was man ihr sagte, die Augen fest auf den kleinen Knaben gerichtet, vergaß sie sie Alles darüber, daß sie immer mehr Aehnlichkeit des Mannes mit ihm entdeckte, der tief in ihr Herz gegraben war. „Diese Kinder sind also Verwandte von Ihnen?“ fragte sie endlich.

„Es sind zwei Waisen,“ versetzte die Engländerin, „die ich nach dem Tode meines armen Bruders an Kindes-Statt angenommen habe, und deßhalb in Frank-

reich erziehe, weil das Leben hier wohlfeiler ist, als in England.“ Damit verbeugte sie sich gegen die Fürstin und wollte sich wegbegeben, als die kleinen Geschöpfe, welche mit der der Kindheit eigenem Instinkte diejenigen errathen, die sie beschützen, Blanka mit ihren Armen umfaßten, mit dem festen Entschlusse, weder sie noch ihren schönen Garten zu verlassen.

„Bleiben Sie, Madame,“ sprach diese zur Fremden, „diese Wohnung ist leider nur zu einsam und die Anwesenheit der Kinder wird ihr Leben und einen fröhlichen Anstrich verleihen.“ Und aufs Neue küßte sie die schöne weiße Stirne des Knaben und wollte sich zurückziehen, um ihre neuen Gäste nicht zu stören, als Mary ihr im Tone des Vorwurfs nachrief: „bekomme ich nicht auch ein Küßchen?“ Blanka merkte jetzt erst, daß sie unwillkürlich dem Knaben den Vorzug gegeben hatte und küßte das Mädchen eben so, wenn auch nicht mit der gleichen Zärtlichkeit.

Jeden Morgen erwartete sie nun mit Ungeduld den Augenblick, in welchem sie die Kinder wieder sehen sollte und sobald nur von Ferne ihr Freudengeschrei hörbar wurde, eilte sie ihnen entgegen, und mischte sich in ihre Spiele. Ihre Tante, die fest überzeugt war, daß sie bei der Fürstin unter guter Aufsicht ständen, enthob sich sehr häufig der Mühe mitzukommen, was Blanka sehr lieb war, da sie für diese Frau nur wenig Sympathie fühlte. Mehrmals fühlte sie sich versucht, sie über diese auffallende Aehnlichkeit auszufragen, aber die Fremde verstand das Französische sehr schwer und schien überhaupt über die an sie gestellten Fragen so erstaunt, daß Blanka keinen weiteren Versuch mehr machte. Jedermann im Hotel liebte und verhätschelte die kleinen Nachbarn, mit Ausnahme des Herrn v. Saint Laurent, der sie gar nicht gerne zu sehen schien und Alles anwandte, um sie von Blanka zu entfernen, indem er als Grund angab, er möge Kinder überhaupt nicht leiden, weil sie ihm zu viel Geräusch machen.

Obgleich Blanka offenbar Edgar, dem Knaben, den Vorzug gab, so fand sie doch endlich, wenn sie das schöne Köpfchen Mary's in den Händen hielt, und mit ihren langen Haaren spielte, und ihre klaren Augen bewunderte, auch in ihr Aehnlichkeit mit Odoart. Sie pflegte dann oft die Augen zu schließen, und ihre Gedanken irrten bei dem umher, der ihre Phantasie unaufhörlich beschäftigte, und die theuern Worte, die sie nur einmal gehört hatte: „Blanka ich liebe dich!“ tönten immer wieder aufs Neue in ihren Ohren.

Mitten unter diesen melancholischen Träumereien kündigte der Chevalier ihr eines Tages den Besuch des Grafen Voromsoff an, indem er hinzusetzte: Was zum Henker kann er nun von uns wollen? Ich glaubte auf immer der Höflichkeit des alten Russen enthoben zu seyn, und seine Anwesenheit scheint mir nichts Gutes zu bedeuten!“

„Und warum dieß, lieber Papa?“ versetzte Blanka; „ich werde Herrn v. Voromsoff mit Vergnügen sehen; und überdieß,“ setzte sie erröthend hinzu, „bringt er uns vielleicht Nachrichten — von ihm!“

„Vom Fürsten, von Deinem Scheingemahl!“ entgegnete der Chevalier mit zunehmendem Zorn, „ich kann nicht begreifen, daß Du noch an ihn denkst und hätte mehr Stolz und Ergebenheit in Dir vorausgesetzt!“

„Ich habe versprochen, ihn zu lieben,“ versetzte Blanka lächelnd, „und eine Frau besitzt nichts, als ihr Wort.“

„Was ihn betrifft,“ sagte Herr von Saint Laurent, „so hält er das seinige getreulich. Er hatte angekündigt, daß er Dich nicht wieder sehen würde und hat sich auch seit Deiner Vermählung nicht wieder gezeigt.“

„Glauben Sie?“ bemerkte Blanka schelmisch, die dem Chevalier, dessen Abneigung gegen Odoart sie fürchtete, nichts von ihrem Abenteuer erzählt hatte.

„Wie so, sollte ich nur glauben? Ich denke, Du hast ihn so wenig gesehen, wie wir, denn er müßte nur die Gabe haben, Dich unsichtbar besuchen zu können.“

Blanka gab keine Antwort, denn sie verabscheute jede Lüge und besaß doch nicht den Muth genug, den Fürsten den Spöttereien ihres alten Freundes preiszugeben.

Glücklicher Weise gelangte man in diesem Augenblicke in den Salon, in dem sich Voromsoff bereits befand. „Gnädige Frau,“ sprach dieser, „ich komme als Abgesandter zu Ihnen von Seite meines Neffen.“

Blanka's Herz schwoll vor Freude bei diesen Worten. Der Chevalier aber, der eine verwünschte Gelegenheit fand, seine üble Laune an Jemand auszulassen, ließ dieselbe nicht unbenützt vorübergehen, indem er bemerkte: „Es ist doch sehr liebenswürdig von dem Fürsten, in Rußland sich zu erinnern, daß er sich in Frankreich vermählt hat!“

„Der Fürst wird in keinem Lande die liebenswürdige Gemahlin vergessen, die er sich ausgesucht hat,“ versetzte Voromsoff im galantesten Tone; „aber seine Erinnerung hat keinen so weiten Weg zurückzulegen, denn der Fürst befindet sich in Paris.“

„Man sollte kaum glauben,“ fuhr der Chevalier fort, der einmal durchaus mit dem Feinde anbinden wollte, „daß ein so wohl zusammenpassendes Ehepaar sich in einer und derselben Stadt befinde, wenn man seine Schlüsse nach dem Eifer ziehen will, die er an den Tag legt, seine Gemahlin wieder zu sehen.“

„Mein Herr,“ sagte Voromsoff, „es thut mir leid, daß Sie mich zwingen, Sie an gewisse Punkte des Ehekontrakts zwischen dem Fürsten und seiner Gemahlin zu erinnern; wenn Sie sie aber gütigst wieder durchlesen wollen —“

„Schon gut, mein Herr,“ versetzte Saint Laurent, rasch sich abwendend, um seine Verlegenheit zu verbergen, die ihm die Antwort verursacht hatte. „Es han-

delt sich jetzt auch nicht vom Kontrakte, sondern von Ihrer Botschaft, und Sie sehen uns in Erwartung —"

„Es ist nicht meine Schuld," erwiederte der kleine Alte spitzig, „daß ich mit der meinigen noch nicht herausgerückt bin, allein der Herr Chevalier besitzt eine so ausgezeichnete Unterhaltungsgabe, daß es einem sehr schwer wird, seine Absicht zu verfolgen, wenn man ihn sprechen hört. — Gnädige Frau," fuhr er, an Blanka gewendet, fort, die nur Ein Gedanke, nämlich die Hoffnung, den Fürsten wieder zu sehen, beschäftigte, „mein Neffe bittet Sie um eine Gunst, auf welche er einen sehr hohen Werth legt."

„Eine Gunst?" sagte Blanka immer verwirrter werdend.

„Es handelt sich nämlich um ein glänzendes Fest," fuhr Woromsoff fort, „welchem beizuwohnen der Fürst Sie bitten läßt."

„Ein Fest!" rief die junge Frau bestürzt aus.

„Wie? der Fürst gibt ein Fest?" fiel der unverbesserliche Chevalier mit boshaftem Lächeln ein. „Etwa gar um endlich seine glückliche Vermählung mit dem Fräulein v. Montaran zu feiern?"

„Der Prinz gibt keine Feste, mein Herr, aber er soll dem beiwohnen, welches der Graf Frochot, Präfekt der Seine, der Hauptstadt in den Sälen des Stadthauses, zu Ehren der Taufe des Königs von Rom gibt."

„Wird der Fürst dort seyn?" rief Blanka unwillkürlich in freudigem Tone.

„Er hofft," erwiederte Woromsoff, „die Ehre zu haben, die Frau Fürstin dort zu treffen. Der russische Gesandte wird sich ebenfalls einfinden, und da dieser sich nicht zu erklären weiß, weßhalb ein Verwandter seines Kaisers ihn noch nicht mit seiner jungen und schönen Gemahlin bekannt gemacht hat, so wünscht der Fürst diese Gelegenheit zu benützen, sie ihm vorzustellen."

„Vortrefflich, mein Herr," bemerkte der Chevalier, „es ist dieß also eine rein diplomatische Angelegenheit, eine Sache der Etiquette."

„Es ist mehr, wie dieß," erwiederte der Graf streng, „und Sie wissen besser, als irgend Jemand, um welche wichtige Interessen es sich handelt."

Der Chevalier war abermals zum Stillschweigen gebracht.

„Was soll ich dem Fürsten für eine Antwort bringen?" fragte Woromsoff Blanka.

„Ich werde erscheinen, mein Herr," versetzte diese in ihrer gewohnten Natürlichkeit, „weil der Fürst es wünscht."

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Der Verkäufer tröstete mich übrigens damit, daß er äußerte, es sey seine Meinung, wenn die Goldjäger nur noch 14 Tage lang so herbeiströmten, so würde ich den Artikel nicht für drei Mal den Preis bekommen haben. Mit meinem Kauf in der Tasche kehrte ich zu meinem Zelte zurück. Das bis jetzt von Jedem ausgewaschene Gold wurde gewogen und nach dem Werth berechnet, den die Kolonie bis jetzt dafür ungefähr angenommen hatte, nämlich vierzehn Dollars jede Unze Goldstaub. Wir fanden, daß M'Phail und Malcolm im Ganzen die glücklichsten gewesen waren. Jeder von ihnen hatte etwa zwei Unzen reinen Goldstaub, also ungefähr 28 Dollars Werth. Ich selbst mochte ungefähr dreizehn Dollars werth haben, Bradley 25. So beträchtlich diese Summe auch war, so hofften wir doch, sie noch bedeutend anwachsen zu machen, sobald wir nur erst einmal eine Wiege hätten. Während des Tages trafen verschiedene Partieen von Sutters Fort ein. Meiner Meinung nach werden diese Minen bald mit Menschen überfüllt seyn. Zwei der Neugekommenen kannte Bradley. Einer war ein Mr. Briggs, ein Schiffsagent von San Francisco, der Andere Mr. Lacosse, ein französischer Kanadienser, der sich erst kürzlich in Kalifornien niedergelassen hatte. Sie nahmen unser Anerbieten an, sich uns anzuschließen. Wenn das Hinzuströmen von solchen Menschenmassen fortdauert, so bin ich überzeugt, daß der Yankee mit seinem Laden die besten Geschäfte machen wird, und ein solches Haushalten wird sicherlich mehr einbringen, als mit Schaufel und Eimer handthieren. Was mich wundert, ist, daß in diesem abgelegenen Theil der Welt, der so weit von Jedem entfernt ist, was man Gesetz nennen könnte, und unter diesen Umständen, so viel Ruhe herrscht. Niemand hört von irgend einer Gewaltthat oder selbst Unehrlichkeit. In der That würde sich auch der Diebstahl kaum belohnen. Die Gefahr, die Einer dabei liefe, wäre größer, als der Vortheil, den er davon zöge. Entdeckte man Jemanden bei Raub, so hätte er ohne Weiteres eine Kugel durch den Kopf. Eins aber, was auch viel zur Ordnung beitragen mag, ist, daß das Eigenthum sogleich vertheilt wird — es gibt keine begünstigte Klasse. Jeder, der hier einen Schöpfer oder einen Spaten und Hände, sie zu gebrauchen, hat, genießt dieselbe Vortheile und kann sich ein Vermögen mit Schnelligkeit erwerben, die bis jetzt wohl kaum ihres Gleichen hatte.

Sonntag den 11. Juni. Fast ist eine ganze Woche vergangen, seit ich mein Tagebuch zum letzten Male geöffnet habe. Am Dienstag begannen wir an unserer Wiege zu arbeiten und beschlossen sogar zwei herzustellen. Zu diesem Zwecke gingen wir in Masse nach dem

Laden herunter, um zu sehen, wie wir die Bretter anschaffen könnten. Wir fanden das Nutzholz ungeheuer theuer, man verlangte 40 Dollars für 100 Fuß Bretter. Nach einigem Handel erhielten wir so viel, als uns zu genügen schien, für 35 das Hundert.

Die nächste Frage war jetzt, ob wir einen Zimmermann miethen sollten. Es wurde uns gesagt, es befänden sich einer oder zwei in den Minen, die vielleicht jedenfalls aber um ungeheueren Arbeitslohn, zu bekommen wären. Demzufolge gingen Bradley und ich, einen dieser Gentlemen aufzusuchen und fanden ihn, wie er in einem ausgehölten Baumstamme seinen Goldsand wusch und ein aus Weiden geflochtenes Sieb dazu benutzte. Er erbot sich, uns für 35 Dollars den Tag zu helfen. Dabei sollten wir ihm noch Provisionen und Handwerkszeug stellen. Auf Handel wollte er sich gar nicht einlassen.

Wir hielten dieß für einen zu extravaganten Preis, glaubten die Sache billiger selbst herstellen zu können, und verließen ihn. Indessen hatte Horry zwei von unsern Pferden nach dem Laden gebracht. Wir beluden sie augenblicklich mit Brettern und kehrten nach unserm Zelt zurück.

Nach dem Frühstück, das in Kaffee ohne Milch, aus kleinen Waizenkuchen und Streifen getrockneten Rindfleischs, das wir auf den Kohlen rösteten, bestand, gingen wir an die Arbeit. Wir hatten eine hinreichende Zahl von Aexten und eine gute starke Säge, ein großes Lineal und ein paar starke Meisel mit vielen Nägeln. Wie sich aber erwarten ließ, so zeigten wir uns als nur sehr mittelmäßige Zimmerleute.

Mr. Lacosse war vielleicht der geschickteste, Malcolm kaum weniger, bis der letztere unglücklicher Weise eine schwere Wunde mit dem Meisel erhielt, die über das Gelenk des Zeigefingers der linken Hand hinüberlief. Ich nähte die Wunde zu, aber die rauhe Arbeit verschlimmerte es bald noch mehr, es hatte jedoch keine bösen Folgen. Sie heilte in sehr kurzer Zeit und bewies, welche günstige Folgen harte Arbeit, Mäßigkeit und fortwährendes Bewegen in freier Luft auf den Körper haben.

Beim Bau unserer Wiege oder „Goldcanoes“ wie sie die Indianer nannten, fanden wir übrigens bald, daß die Planken in einander zu fügen, eine Arbeit war, die uns mit unsern geringen Fähigkeiten keineswegs von der Hand ging, noch dazu, da wir nicht die nöthigen Meisel zu solchem Zwecke hatten. Wir sahen uns deßhalb genöthigt, die gröbere Art zu versuchen: daß die Bretter etwa einen halben Zoll über einander hinstanden und in einander genagelt werden konnten. Da jedoch die Ungleichheit der Bretter unter der Wiege auf solche Art unsere spätere Arbeit sehr bedeutend gehindert haben würde, so spannten wir einige Stücke getheerter Leinwand, die wir glücklicher Weise unter unsern Zeltdecken mitführten, über den Boden und machten ihn dadurch glatt, was unserm Zwecke vollkommen genügte. Nachdem wir das zu Stande gebracht, fühlten wir uns ermüdet genug, für diesen Abend die Arbeit aufzugeben. Wir hatten unausgesetzt gearbeitet und nur so lange gerastet, um ein schnelles Mahl einzunehmen. Früh am andern Morgen begannen wir wieder, um unsere Wiege zu vollenden; denn fortwährend und ringsumher sahen wir, welcher günstige Erfolg mit diesen Maschinen erzielt wurde. Oben daran befestigten wir ein geflochtenes Sieb und gingen dann daran, den Arbeitsapparat herzustellen, in dem sich die Wiege bewegen sollte, und der, wie wir bis dahin gefürchtet, unsere Kenntniß wohl ein wenig zu sehr in Anspruch nehmen würde. Wir fanden es jedoch leichter, als wir gedacht, und noch vor Sonnenuntergang standen die Wiegen so weit fertig, daß wir sie gebrauchen konnten. Fein waren die Wiegen allerdings nicht gearbeitet, aber fest und stark. So sehr fürchteten wir aber, daß unsere Maschinen in der Nacht gestohlen oder beschädigt würden, daß ich, und zwar nur halb im Scherz, vorschlug, zwei von uns sollten dem Schutze ihrer Zelte entsagen und wie gute liebe Kinder bis zum Morgen in den Wiegen schlafen.

Am nächsten Morgen gingen wir mit nicht geringem Eifer an die neue Arbeit, nachdem wir vorher die schwerfälligen Maschinen nach einem uns ergiebig scheinenden Platze geschleppt hatten; die Arbeit war allerdings auch noch hart genug, stand aber doch in keinem Vergleich mit dem früheren Topfwaschen, während es noch dazu die Hände vor dem höchst nachtheiligen fortwährend in Sand und Wasser wühlen bewahrte. Wir wechselten mit den verschiedenen Geschäften, die solche Instrumente mit sich bringen, ab und fanden, daß dieß, indem es nach und nach verschiedene Muskeln anstrengte, und die andern ruhen ließ, uns große Vortheile gewährte und uns lange nicht so ermüdete. Am Abend und mit Hülfe unserer neugekauften Wage, prüften wir das, was wir gewonnen hatten. Die Wiege, an der Don Luis, Malcolm und ich gearbeitet, — denn wir hatten sie so nahe am Wasser, daß drei Mann vollkommen dazu genügten — ergab sechs Unzen Goldstaub Gewinn, die andere mit Bradley, M'Phail, Biggs und Lacosse wies ziemlich ebensoviel auf. An diesem Tage strömten wieder zahlreiche Schaaren herbei. Die Ufer des Flusses werden deßhalb mehr und mehr bevölkert, und wir hören, daß der Preis von allen Arten von Lebensmitteln und sonstigen Vorräthen im Verhältniß damit wächst.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 158 4. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„In drei Tagen," sprach der Graf im Weggehen, „werde ich die Ehre haben, die gnädige Frau abzuholen, wenn dieselbe mich der Gunst würdigt, ihren Begleiter abzugeben."

„Du gehst zu diesem Feste, mein Kind," fuhr Saint Laurent nach Woromsoff's Weggehen fort, „Du willst allein, ohne Deinen Gemahl, am Arme eines Fremden hingehen? Beim Himmel! Ist dieß die Weise, in welcher eine Montaran zum ersten Male in der Welt erscheint? Und ich bin die Ursache dieser neuen Demüthigung."

„Mein Freund," erwiederte Blanka, „der Graf ist ein ehrenwerther Mann und ein Freund meines Gemahls, ich kann deßhalb nichts Unpassendes darin finden, daß er mich bei dieser Gelegenheit begleitet. — Ueberdieß habe ich Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, das ich nicht länger mehr zu verbergen vermag: Ich liebe mit ganzer Seele den Mann, den Sie unaufhörlich anklagen, und mit welchem Sie fortwährend bedauern, mich vereinigt zu haben!" — Sie erzählte ihm nun den Vorfall in der Kirche der heiligen Elisabeth. Der gute Saint Laurent hörte sie wie ein nachsichtiger Beichtvater an, und als sie zu Ende war, umarmte er sie mit Zärtlichkeit, und sprach:

„Gott allein kann so vieles, was uns unmöglich scheint, zum Guten lenken. Vertrauen wir deßhalb auf ihn."

Den folgenden Tag stellten sich eine Menge Kaufleute im Hotel der Fürstin ein, die ihr die kostbarsten Geschenke von der Hand ihres freigebigen Gemahls zu hinterbringen hatten, und welche zu ihrer Toilette bei dem Feste bestimmt waren. So einfach an und für sich Blanka war, so sagte ihr doch dießmal ihr Instinkt, daß sie ihr Möglichstes thun müsse, um im vollen Glanze ihrer Schönheit strahlen zu können, denn nur auf diese Weise glaubte sie die Ketten brechen zu können, die sie von Odoart trennten, und ihn zu ihren Füßen zu führen. Blanka war Frau, sie wollte deßhalb schön seyn, um zu gefallen und zu siegen.

Als der Graf Woromsoff sie abzuholen erschien, war er ganz geblendet, von so vieler Lieblichkeit und Anmuth. Sie war der vollendete Typus einer großen Dame, und so sehr am Fürsten Metzeroki jeder Zoll ein Fürst war, so wurde doch seine Würde gegen die imponirende Haltung seiner Gemahlin in den Schatten gestellt. Der Graf Woromsoff fühlte dieß, und trotz seiner Weltgewandtheit fühlte er sich zum ersten Male in seinem Leben verlegen, den Ehrenwächter einer jungen Dame zu machen.

So fuhren sie zusammen in das Stadthaus, in dessen Säle sie kaum getreten waren, als von allen Seiten ein Geflüster des Erstaunens und der Begeisterung sich erhob. Wo sie sich zeigten, bildete sich sogleich eine Reihe Neugieriger auf ihrem Wege, und es kostete Blanka und Woromsoff viele Mühe, bis in den Empfangsaal zu gelangen, wo sich der Präfekt und die Großwürdenträger des Reiches befanden. Mit Einem Male trat ein junger Mann in prächtiger Uniform, die eine Menge Orden zierten, aus der Menge heraus, ergriff Blankas Hand und führte sie auf einen Mann von kleinem Wuchse, in der einfachen Uniform eines Generals, zu.

„Sire," sprach er zu Napoleon, „ich habe die Ehre, Eurer Majestät die Frau Fürstin von Metzeroki vorzustellen."

XVI.

Ein ärgerlicher Auftritt.

Das von der Stadt Paris gegebene Fest, zu Ehren der Taufe des Erben des Kaisers, schloß alle Klassen der Gesellschaft ein; Alles war hier in buntem Gemische unter einander. Die Notabilitäten jedes Standes und jedes Gewerbes waren vertreten. Von den Marschällen des Reiches und den Senatoren an, bis auf den Gewürzkrämer herab, wogte Alles in buntem Gewirre unter einander, und sämmtliche Damen, von der höchsten bis zur niedrigsten herab, wetteiferten in Luxus und Geschmack. Der Kaiser zeigte sich nie liebenswürdiger, als bei Veranlassungen dieser Art; er sprach mit Jedem und hatte für Jeden ein angenehmes Wort in Bereitschaft. Um diese ungeheuere Gesellschaft aufnehmen zu können, hatte man in dem Hofe des Stadthauses zu diesem Zwecke einen sehr großen Saal erbaut; denn nur auf diese

Weise war es möglich, daß diese Tausende von Menschen sich bewegen und tanzen konnten.

Auch Anatole Simonet, der unterdessen erster Gehülfe bei Herrn Bonamie geworden war, fehlte bei diesem Feste nicht, und genoß auf diese Weise die Ehre, einen Abend mit Sr. Majestät, dem Kaiser Napoleon, König von Italien und Beschützer des Rheinbundes, hinzubringen. Er war übrigens nicht die einzige Person dieser Geschichte, welche wir im Stadthause wieder finden. Ein Mann von schon etwas vorgerückten Jahren, dessen Züge den Ausdruck eines langen Leidens trugen, der mit dem Großkreuze der Ehrenlegion geschmückt war und die Insignien der höchsten Auszeichnung in der Armee trug, erweckte die allgemeine Aufmerksamkeit und Neugierde, nicht allein wegen seines hohen militärischen Rufes, sondern auch wegen eines besonderen Umstandes, der in neuester Zeit die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatte. Er war nämlich bei einem großen Siege, den die Armee in Spanien erfochten, unter den Opfern des Kampfes gezählt worden; Paris hatte ihn in Folge eines unrichtigen Bulletins für todt gehalten und so kam es, daß alle Freunde des französischen Ruhmes sich Glück wünschten, den Marschall von Albufera auf dem Balle des Seine-Präfekten zu sehen.

Der Herzog war nämlich nach einer drei Monate dauernden Rekonvaleszenz nach der Hauptstadt gebracht worden, während welcher er sich unaufhörlich mit seinen Racheplanen beschäftigte, die er zwar für den Augenblick verschob, deßhalb aber nichts desto weniger stets im Auge behielt. Er hatte sich zugeschworen, die Qualen seines Inneren Niemand merken zu lassen und namentlich vor den Augen der Herzogin zu verbergen, die durch seine aus Spanien erhaltenen Briefe beinahe gänzlich beruhigt worden war, indem er in denselben von der nächtlichen Scene in der Hütte nur wie von einer Phantasie in Folge des heftigen Fiebers, das ihn damals verzehrte, sprach. Baptiste, sein vertrauter Diener, hatte von ihm den Befehl erhalten, nie mit ihm von dem Besuche der Marschallin in Spanien zu sprechen, während diese den Mann bezahlte, damit er dem Herzoge nie etwas von ihrem kurzen Besuche im Lager sagen solle.

Seit einigen Tagen nun war der Marschall zurückgekehrt und hatte die in seinen Briefen angefangene Rolle bei seiner Gemahlin fortgespielt, obgleich er insgeheim keinen Schritt unterließ, der ihn näher auf die Spur des vermeintlichen Verbrechens seiner Gemahlin gegen ihn bringen konnte. Die Herzogin, welche keine Ahnung von einer solchen Verstellungsgabe hatte, dankte Gott! daß er die drohende Gefahr so glücklich abgewendet habe!

Der erste Gedanke des Marschalls nach seiner Ankunft in Paris war jenes Hotel Montaran, welches, dem Bruchstücke des Briefes gemäß, das allein in seinen Händen geblieben war, die Lösung des Geheimnisses enthalten sollte, das mit der Treulosigkeit seiner Frau im Zusammenhang stehen mußte. Allein auf seine Nachfragen darnach hatte er nichts weiter erfahren können, als was Jedermann wußte, nämlich die Vermählung des Fürsten mit Blanka, den Ankauf des Hotels für letztere, und das ruhige und zurückgezogene Leben, das dessen Bewohner führten. Der Herzog, der jetzt nur noch auf den Zufall rechnete, hatte sich obgleich noch sehr schwach, auf den Ball des Grafen Frochot begeben, wo man ihn zum ersten Male seit seiner Rückkehr aus Spanien öffentlich mit der Herzogin sah.

Die Stürme, welche seit einigen Monaten über Stephanie gegangen waren, zeigten sich auf ihrem schönen Gesichte durch eine ungemeine Blässe, die nebst ihren schönen schwarzen Augen ihr ein ganz merkwürdiges und phantastisches Aussehen verlieh, so daß sie fast wie eine Erscheinung aus einem längst vergangenen Jahrhundert aussah, welche sich bei einem modernen Feste eingefunden habe.

Nachdem Odoart seine Gemahlin dem Kaiser vorgestellt hatte, der ihr den anmuthigsten Empfang zu Theil werden ließ, nahm er sie am Arme, um den russischen Gesandten, Fürsten Kourakin, aufzusuchen, denn sehr wichtige Gründe machten es ihm zur Pflicht, diesem möglichst bald seine Gemahlin gleichfalls vorzustellen. Blanka war ihm voll Freude gefolgt, denn sie hoffte nochmals die süßen Worte: „Ich liebe Dich!“ von ihm zu hören, allein Odoart's Benehmen war gezwungen und es war leicht zu bemerken, daß er sich in einer unbehaglichen Lage fühle. Im Tone seiner Stimme war keine Spur von jener zarten Weichheit, welche sie in der Kapelle der Kirche der heiligen Elisabeth an ihm bemerkt hatte, an deren Stelle jetzt ein zeremoniöses, feierliches Wesen getreten war. Diese plötzliche Umwandlung schmerzte sie so tief, daß sie beinahe bedauerte, den Mann wieder gesehen zu haben, der ihr überströmendes Gefühl so sehr durch seine Kälte verletzte. Odoart gab sich übrigens nur den Anschein dieser eisigen Gleichgültigkeit, denn seitdem er sich vermählt hatte und namentlich seit seinem letzten Zusammentreffen mit seiner jungen Gemahlin war in seinem Herzen eine Umwandlung vorgegangen, und er hatte dasselbe dem Wesen zugewendet, das er Anfangs nur zum Instrumente seiner geheimen Plane hatte machen wollen. Die Gewissensbisse, die ihn quälten, weil er sich nicht länger verhehlen konnte, welches Unheil er über ein himmlisches Wesen gebracht habe, dem man nicht einmal mitzutheilen wagte, welche Rolle es in diesem unbekannten Drama spiele, das innige Mitleid, welches ihm das unschuldige Kind einflößte, das ihm so harmlos die Liebe, die es für ihn fühlte, an den Tag gelegt, hatte auch sein Herz tief ergriffen, und ein anderes Bild in den Hintergrund gedrängt, von dem er geglaubt hatte, es werde ewig in ihm fortleben. Alles dieß zusammen trug dazu bei, ihm seine gewohnte Ungezwungenheit zu rauben. Er hatte zwar mit großem Eifer die Gelegenheit ergriffen, Blanka auf diesem Balle wieder zu sehen, wozu ihn überdieß noch andere gewichtige Gründe getrieben hat-

ten, aber kaum hatte er einige Schritte mit ihr gemacht und kaum hatte er seine Bewunderung für sie auch mit den übrigen Anwesenden getheilt, als er von Erstaunen und Schrecken sich wie gelähmt fühlte. Seine Augen waren nämlich denen der Marschallin von Albufera begegnet, die ihn so schmerzvoll anblickte, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb, das er eben an Blanka richten wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Sonntag den 18. Juni. Die Vorgänge der letzten Woche waren nur eine Repetition der vergangenen. An Goldstaub haben wir jedoch etwas mehr realisirt, im Ganzen fast 16 Unzen den Tag. Wiegen werden fast überall um uns her gebraucht; dennoch scheint die Zahl, derer, die mit gewöhnlichen Schalen im Wasser stehen und waschen, keineswegs vermindert zu seyn.

Am Donnerstag Abend erhielten wir einen Besuch von einem Gentleman aus Monterey, ein Mr. Larkin, der, wie ich glaube, eine Stelle bei der Regierung bekleidet und hier nach den Minen gekommen war, um seinen Bericht über dieselben nach Washington einzusenden. Don Luis erkannte ihn augenblicklich und lud ihn ein, Abend und Nacht in unserem Zelte zu verbringen. Wir waren sehr neugierig, zu hören, was er uns von der Küste erzählen könne, und Mr. Larkin seinerseits suchte Alles von uns zu erfahren, was hier die Minen betraf. Don Luis meint, er sey sehr reich, und seine Reise war also bloß mit dem Zwecke zu inspiziren, nicht selbst ein Geschäft zu beginnen, unternommen. Wir machten es ihm so bequem, als es in unseren Kräften stand. Lacosse besonders strengte sich in der Kaffeebereitung unserem Gast zu Ehren außerordentlich an, und wir erfreuten uns mehrere Stunden lang einer ganz interessanten Unterhaltung.

Mr. Larkin sagte, daß er bis jetzt allerdings noch keine Idee habe, welche Schritte die Regierung, diesen placer betreffend, nehmen könne. „Ihnen, Gentlemen," fuhr er dabei fort, „kann es übrigens ganz einerlei seyn; denn obgleich ich nicht den mindesten Zweifel habe, daß sich das Gold auf Kongreßland befindet, so werden sich doch alle die, die sich gegenwärtig hier mit Graben und Waschen beschäftigen, ehe nur Instruktionen von Washington können eingetroffen seyn, nach ihrer Herzensneigung bereichert haben, wenn Reichthum überhaupt ihres Herzens Neigung gewesen."

„Jene Bemerkung," sagte da Malcolm, „ruft mir eine kleine Anekdote ins Gedächtniß zurück, die mein Vater von einem Farmer, einem seiner Freunde, erzählte, der einst seinen Zins zu einem alten übermäßig reichen Gutsbesitzer trug, obgleich eine Kleinigkeit daran fehlte. Er wurde gefragt, weßhalb er nicht die ganze Summe gebracht. „Ei," erwiederte der Farmer, „ich glaubte, Sie hätten genug." — „Genug? sagte der Geizhalz. „wissen Sie, was genug ist? ich sage Ihnen, genug ist immer noch etwas mehr, als was ein Mann hat."

Mr. Larkin sprach dann von der Wirkung, die dieses „metallische gelbe Fieber," wie er es nannte, auf San Francisco hervorgebracht. Dort waren, wie er uns sagte, bei seiner Abreise mehr als zwei Drittheile der Häuser verlassen. Wir erstaunten gar nicht darüber, da die Leute, die fortwährend hier eintrafen, doch irgend woherkommen mußten. Fast alle Schiffe im Hafen hatten durch Desertion einen großen Theil ihrer Mannschaft verloren; eine Barke, die Amity, behielt, als Mr. Larkin den Ort verließ, nur noch 6 Mann. Am Bord eines andern Schiffes von den Sandwichs-Inseln blieb der Kapitän im reinen Sinne des Wortes allein an Bord, und auf der Straße selbst begegnete er einem andern Kapitän, der mit jedem Mann seines ganzen Fahrzeugs nach den Minen aufgebrochen war und sein Schiff unbeschützt im Hafen zurückgelassen hatte. Als ihm Mr. Larkin sein leichtsinniges Betragen vorwarf, antwortete er ihm nur: „O, ich bin überzeugt, daß seine Anker und Taue halten, bis wir wieder zurückkommen." Mr. Larkin versicherte uns auch, daß, wie er auch hier schon vermuthet, Lohn und Gehalt aller Klassen fabelhaft gestiegen wäre. Buchhalter, die sonst 4—500 Dollars bekommen, erhielten jetzt 9—1200. Sowohl der Star als der Kalifornian, die dortigen Zeitungen, erschienen nicht mehr. Auch glaubte er uns damit in Erstaunen zu setzen, daß er uns versicherte, Schaufeln, die sonst einen Dollar gekostet, würden jetzt in San Francisco mit 5—6 verkauft. Bradley erwiederte ihm, er dächte, dieß wäre ein sehr mäßiger Preis; denn er hätte heute selbst dreißig Dollars für einen Spaten bieten hören.

„Apropos, wissen Sie," sagte Mr. Larkin, „wenn ich heute hier bis an seine Knie im Wasser gar eifrig mit einer Blechschüssel gesehen habe? Denken Sie sich, einen Advokaten, der noch vor nicht achtzehn Monaten General-Fiskal des Königs der Sandwichs-Inseln gewesen!"

„Der wird Goldwaschen für einträglicher, als Sandwigsinselgesetz gehalten haben," erwiederte Bradley. „Er ist aber nicht der einzige seiner Brüder, die von demselben Geiste beseelt sind. Es gibt Massen von Advokaten hier in den Minen. Aber es ist auch ganz gut; sie sind jetzt besser beschäftigt, als sie im Leben gewesen. Es sind goldsuchende Menschen über die ganze Welt, hier aber haben sie doch wenigstens dafür zu arbeiten, und das ist ein Trost."

Ehe wir uns den Abend niederlegten, machten wir mit Mr. Larkin einen kleinen Spaziergang durchs Lager. Es war eine mondscheinhelle Nacht, und einige

der eifrigſten Sucher ſtanden noch immer an der Arbeit; wahrſcheinlich waren dieß die Neuangekommenen, die ſich viel zu ſehr erregt fühlten, um ſich zum Schlafen niederzulegen, ohne wenigſtens einen Verſuch des Goldwaſchens gemacht zu haben. Mr. Larkin verließ uns am folgenden Tage.

Freitag den 23. Juni. Wie ich ſehe, habe ich zum letzten Male am Sonntag in mein Tagebuch eingetragen. Am nächſten Tage fanden wir, daß uns die Proviſionen ausgingen, und es ward deßhalb eine Berathung gehalten. Es war gar nicht daran zu denken, Proviſionen in den Bergwerken ſelbſt zu kaufen. Man hätte da mögen arbeiten, wie man wollte, die Lebensmittel, die ein geſunder kräftiger Mann konſumirt, würden auch wieder jedes Korn Goldſtaub aufgezehrt haben. Wir beſchloſſen deßhalb, Bradley und José zurück nach Suttersfort zu ſchicken, um von dort neue Vorräthe herbeizuholen. Bradley aber ſollte natürlich Theilhaber des Goldes ſeyn, was wir in ſeiner Abweſenheit fänden. Nachdem dieſes Arragement getroffen, brachen ſie am folgenden Morgen zu Pferde auf und nahmen die beiden Thiere mit ſich, die wir in Suttersfort gekauft. Wir trugen Bradley auf, wo möglich einen leichten Wagen zu kaufen, auf den er die Proviſionen laden könnte, die er mitnehmen wollte. Die beiden Extrapferde hätten ihn dann ziehen können, und ſolch ein Fuhrwerk wäre in mancherlei Art nützlich geweſen. Er nahm ungefähr 250 Dollars Werth Gold mit ſich, um wenigſtens genug bei ſich zu haben, wenn die geforderte Summe zu übermäßig ſeyn ſollte.

Sie brachen am Dienſtag auf, und wir ſetzen unſere Arbeit fort. Am Nachmittag deſſelben Tages hatte ich viel Glück. Ich grub die Erde auf, um ſie in die Wiege zu werfen, als ich einen Klumpen Gold von der Größe einer kleinen Wallnuß fand, der, wie ich im Augenblicke wußte, Gold war. Er wog $2\frac{3}{4}$ Unzen. Dieß gehörte nach dem Geſetze der Minen (denn es iſt wunderbar, wie bald wirklich eine Art Geſetz, das von Allen geachtet wird, unter dieſem wilden Volke aufſprang) mir allein zu, und nicht der Geſellſchaft, da es über eine halbe Unze Gewicht und ich es gefunden hatte, ehe wir die Erde in die Wiege warfen. Höher den Sacramento hinauf und beſonders am Bärenfluß und deſſen Tributarien ſollen dieſe Klumpen häufiger vorkommen. In den Mormonenminen waren ſie aber ſehr ſelten.

Am Donnerſtag mit Sonnenuntergang begrüßten wir ſehr freudig die Ankunft Bradley's, mit einem gut beladenen Wagen, von leichter aber dauerhafter Arbeit. Er war gerade zur rechten Zeit eingetroffen; denn unſere Speiſekammer erwies ſich als faſt gänzlich erſchöpft. Ein oder zwei Tage hätten wir übrigens doch noch, wenn auch in kleineren Rationen, aushalten können und würden es auch gethan haben, ehe wir den übermäßigen Preis bezahlten, der dort für Lebensmittel verlangt wird.

Bradley gab uns einen kurzen Bericht ſeiner Expedition. Sie hatten Suttersdorf ſicher erreicht und den Platz ſo geſchäftig gefunden, als ob er von einem Bienenſchwarm bewohnt geweſen wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Sonntag den 30. September 1849.

Czaar und Zimmermann.

Komiſche Oper von Lortzing.

Was man mit billigen Anforderungen von einer hieſigen Theaterdirektion verlangen kann, haben wir gewiß in der erſten Opernvorſtellung realiſirt gefunden. Ohne ins Detail der einzelnen Numern eingehen zu wollen, haben wir im Allgemeinen die Anſicht gewonnen, daß die Träger ſämmtlicher Soloparthien mit den nöthigen Mitteln für ihre Fächer ausgerüſtet ſind, und mit Fleiß und gutem Willen zuſammengreifen. Fräulein Herbold verbindet mit einer jugendlich friſchen Stimme ſehr deutliche Ausſprache und gewandtes, durchweg decentes Spiel. Herr Wege beſitzt eine echtkernige Tenorſtimme — nur würden wir ihm rathen, den ganz offenen Anſatz der Töne nicht zur ausnahmsloſen Regel zu machen, wenn er eine gewiſſe Monotonie und Härte vermeiden will, und es mit ſeiner Stimme gut meint. Herr Erk freuen wir uns geſtehen zu können, daß er ſeit ſeinem letzten Engagement an hieſiger Bühne bedeutend an Spiel und Stimme gewonnen hat. Herr Übrig iſt ein Baßbuffo, der ſeine Parthie nicht bloß ſpielt, ſondern auch ſingt, ſo, daß wir mit Recht erwarten können, daß er auch als ſeröſer Baß ſeine Stelle ausfüllen wird. Bedauerlich war Herrn Steinhauer's Heiſerkeit, deſſen Leiſtungen uns ja ſchon zur Genüge bekannt ſind. Die Chöre, eine hier ziemlich neue Erſcheinung, bedürfen noch immer einer innigeren Vertrautheit mit dem Orcheſter, ſo wie dieſes eines präziſeren Anſchmiegens unter ſich und an den Taktſtock des Dirigenten, — mehr Piano in den Blechinſtrumenten, eine reinere Stimmung in den Holzinſtrumenten, wären gewiß beſcheidene Wünſche.

Als beſonders gelungene Numern heben wir hervor: die Ouverture, das zweite Finale, das Sextett aus E-dur und das Duett zwiſchen Marie und Peter Iwanov aus A-dur. Der Vortrag des Prologs durch Fräulein Stein berechtigt uns zu der Hoffnung, daß die Direktion an ihr eine denkende Darſtellerin gewonnen hat.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 159 6. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Der Fürst hatte die Herzogin seit ihrer Rückkehr aus Spanien noch in keiner Gesellschaft getroffen, und obgleich er über das Verhältniß zu ihrem Gemahl beruhigt war, so hatte er doch nicht geglaubt, sie bei diesem Feste zu finden. Der leidende Ausdruck in ihrem Gesichte sagte ihm aber mehr als Worte und Odoart fühlte, daß, wie er auch handle, ein Herz das Opfer seyn müsse; und daher rührte seine plötzliche Kälte, das eisige Benehmen, das Blanka so tief schmerzte und fast zu Boden drückte!

In dem Augenblicke, in welchem die Herzogin von Albufera den Fürsten ins Auge gefaßt, hatte ein eisiger Schauder ihren Körper geschüttelt, und sie war wo möglich noch bläſſer, als zuvor, geworden. Beides war dem Marschalle nicht entgangen, der, als er den Blicken seiner Gemahlin folgte, ebenfalls den Fürsten bemerkte und nun mit einem Male auf der Spur des Geheimnisses zu seyn glaubte.

„Wie heißt der junge Russe mit der jungen, schönen Dame am Arme?“ fragte er im natürlichsten Tone Caulaincourt, der eben an ihm vorüberkam.

„Der Fürst Metzerski,“ versetzte dieser, ein Russe von sehr vornehmer Familie, der vor noch nicht langer Zeit ein Abenteuer bestand, das ganz Paris zu sprechen gab.“

„Ein Abenteuer?“ fragte der Herzog, indem er den Arm seiner Gemahlin fester an sich drückte, weil diese, wie durch eine unwillkürliche Bewegung, sich von ihm loszumachen suchte.

„Wahrhaftig,“ versetzte Caulaincourt, „dasselbe macht dem jungen Mann alle Ehre! Man sagt nämlich; daß er einer Intrigue wegen, die man sich aber in Betracht seines sonstigen musterhaften Lebens nicht recht erklären kann, sich genöthigt gesehen habe, in eine Kapelle zu flüchten. Die Thüre sey aber hinter ihm so rasch zugemacht worden, daß ihm dadurch einer seiner Finger zerquetscht wurde. Trotz des ungeheueren Schmerzes habe er aber den Muth besessen, keinen Ton von sich zu geben, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.“

„Das ist wirklich wunderbar,“ versetzte der Herzog mit der größten Kaltblütigkeit, indem er den Arm der Marschallin immer mehr an sich drückte, die ohne diese Stütze zu Boden gefallen wäre. — „Woher kennt man denn aber diese merkwürdige Entwicklung?“

„Von unserm berühmten Chirurgen Dubois, der noch in derselben Nacht gerufen wurde, um den verwundeten Finger abzunehmen und der von dem Kranken während seines Irreredens das merkwürdige Geheimniß erfuhr. — Die Namen der in dieses Geheimniß verwickelten Personen hat uns aber Dubois vorenthalten, der die ganze Geschichte dem Kaiser erzählte.“

„Das ist Schade!“ rief der Marschall, „vielleicht hätte die Geschichte uns Stoff zum Lachen gegeben! Ein Glück für uns Beide, liebster Caulaincourt, daß in unsern Häusern nichts dergleichen vorfallen kann!“

Caulaincourt verbeugte sich vor der Herzogin um seines Weges weiter zu gehen; als er diese aber anblickte, sah er, daß sie fast ohnmächtig am Arme ihres Gemahls hing. „Die Frau Herzogin befindet sich unwohl?“ fragte er.

„Es hat nichts auf sich.“

„Etwas Ermüdung ohne Zweifel,“ erwiederte der Marschall; „die zu große Hitze vielleicht; das Beste ist, wenn wir uns zurückziehen.“ Mit diesen Worten zog er die arme, fast sterbende Frau durch die Menge, die ihm achtungsvoll Platz machte, und führte sie in die Vorhalle, wo er nach seinem Wagen rief.

„Madame,“ sprach er zu ihr, „eine solche Menschenmenge taugt nicht für eine so zarte Gesundheit, wie die Ihrige. Sie haben für diesen Abend sich hinreichend unterhalten, fahren Sie nach Hause und ruhen Sie dort aus. Ich hingegen, der ich mich vollkommen wohl fühle, werde auf den Ball zurückkehren.“ Mit diesen Worten kehrte er zu dem Feste zurück, in der Hoffnung, neue Einzelnheiten über das Abenteuer zu sammeln, denn die Blutspuren, die sich in der Nähe des Pavillons vorgefunden hatten, welchen die Herzogin bewohnte und von denen ihm Peter, der Wächter des Pallastes, in dem Briefe geschrieben, den er in Spanien empfangen hatte, waren ihm wieder ins Gedächtniß gekommen und fingen an, Licht in der dichten Finsterniß zu verbreiten, welche über der Sache lag . . .

Sobald Odoart aus der Nähe der Fürstin durch das bei dem Feste herrschende Gedränge gekommen war, fühlte er sich von dem Gewichte, das auf ihm lastete, etwas erleichtert. Einige im sanftesten und liebevollsten Tone an Blanka gerichtete Worte zerstreuten die Wolken, die auf ihrer Stirne lagerten, ihr Herz lebte neu wieder auf und sie war voll des besten Muthes, als ihr Gemahl sie dem Fürsten Kourakin vorstellte, der sich auf die schmeichelhafteste Weise gegen sie aussprach. Doch fiel ihr ein Umstand dabei auf, indem er halblaut die sonderbaren Worte dem Fürsten Metzerski zuflüsterte: „Es ist mehr als eine Pflicht, es ist sogar ein Glück, seine Fehler gut machen zu können, namentlich, wenn diejenige, die dieselben geheilt hat, einer solchen Verbindung so würdig ist, wie die bezaubernde Fürstin."

Blanka hatte sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt, das diese sonderbare Sprache bei ihr erweckt hatte, als der Graf Voromsoff herbeikam und rasch zu Odoart sagte: „Der Kaiser, der im Begriffe ist, sich wegzubegeben, verlangt nach Ihnen."

„Ich eile," versetzte dieser, den Grafen bittend, seiner Gemahlin den Arm zu leihen. Man befand sich in diesem Augenblicke in der Nähe eines einsamen Zimmers, an das ein großes Buffet stieß, in welchem die guten Bürger von Paris sich den Champagner des Präfekten tüchtig schmecken ließen. Blanka und der Graf traten in dieses Zimmer, wo sie noch mit den Worten beschäftigt, die sie hatte hören müssen, sich niederzusetzen wünschte.

Der Graf, welcher Blanka's Aufregung bemerkte, ging weg, einige Erfrischungen zu holen, welche er an diesem Buffet nicht finden konnte, an dem nichts, als starke Weine und Punsch zu haben waren. Einer der lärmendsten Gäste um diese reich besetzte Tafel war Anatole Simonet, der heute seine besten Witze preisgab.

„Haben Sie auch die schöne Fürstin Metzerski bewundert?" rief ihm einer der übrigen Anwesenden zu. „Welche Schönheit! Welcher Adel! Man bemerkt doch gleich, was für ein edles Blut in ihren Adern fließt!"

„Nun, damit hat's gute Wege!" versetzte Anatole, „ich kenne sie wohl! Sie war eine arme Arbeiterin bei meiner Tante, der Blumistin."

„Pah!" riefen die Zuhörer, „Anatole träumt, er weiß nicht, was er spricht."

„Ich weiß nicht, was ich spreche?" versetzte der erste Gehülfe, ein Glas Champagner nach dem andern hinunterstürzend, „es ist eben so wahr, als daß meine Tante für mich um ihre Hand angehalten hat. — Sie war aber so zartfühlend, ihr eine abschlägige Antwort zu ertheilen, und ich danke Gott jeden Tag dafür."

„Das ist doch stark!" rief einer der Anwesenden, „und warum denn dieß? — Anatole ist betrunken, sonst könnte er sich über so etwas nicht Glück wünschen."

„Warum?" schrie dieser, den der Wein ganz den Kopf verdreht hatte, „weil ich nur ein ehrbares Mädchen heirathen will und diese kein solches war!"

Ein halbunterdrückter Schmerzensschrei ließ sich aus dem benachbarten Zimmer her hören.

„Anatole ist ein Verläumder!" riefen Alle mit einer Stimme. — „Es ist schändlich, so die Ehre einer Frau anzugreifen."

„Was ist schändlich?" versetzte der Schreiber immer hitziger werdend, „ich weiß genau, was ich sage, und habe die Beweise gesehen, weil ich den Heirathskontrakt selbst kopirt habe, in welchem sie zwei Kinder vor ihrem Ehebündnisse mit dem Fürsten anerkennt!"

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als die unglückliche Fürstin aus dem Zimmer, in dem sie sich befand, herausgestürzt kam und mit einer Stimme, der allein Scham und Verzweiflung eine durchdringende Gewalt zu verleihen vermochten, ausrief: „Mein Herr! Es ist eine Schändlichkeit von Ihnen, mich auf solche Weise an der Ehre anzugreifen!" Zugleich sank sie bewußtlos zu Boden.

Der Herzog von Albufera war Zeuge dieses ganzen Auftrittes gewesen.

XVII.

Das Hausgesetz der Familie Metzerski.

Blanka wurde durch den Grafen Voromsoff in ihr Hotel zurückgebracht. Das Gerücht von der, der Fürstin Metzerski wiederfahrenen Beleidigung verbreitete sich rasch unter den Gästen des Balles, und dem Urheber desselben, Herrn Anatole Simonet, blieb nichts übrig, als sich eiligst aus dem Staube zu machen. Man kann sich vorstellen, welche furchtbare Nacht die junge Frau zubrachte, welche fieberhafte Phantasien und furchtbare Träume sie quälten, nachdem sie endlich gegen Tag ein wenig eingeschlafen war. Als sie die Augen aufschlug, sah sie, daß Jemand an ihrem Bette sitze.

„Gnädige Frau," sprach diese Person in fremdem Accent, „weil ich Ihre Unpäßlichkeit erfahren habe, so hielt ich, als Ihre Miethbewohnerin, es für meine Pflicht, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Ihre Frau Mutter, die Sie diesen Augenblick verlassen, hat mich ersucht, so lange ihre Stelle zu vertreten, als der deutsche Arzt bei ihr ist, der diesen Morgen einen entscheidenden Versuch mit dem Gehör der Frau Marquisin machen wird, und ich fühle mich so verpflichtet für die Aufmerksamkeit gegen meine jungen Verwandten, daß ich keine angenehmere Pflicht kenne, als auch Ihnen in etwas nützlich seyn zu können."

Die Stimme dieser Frau, die Blanka an die beiden Waisen erinnerte, machte in einem Augenblicke einen um so größern Eindruck auf sie, in welchem die Erinnerungen von der vergangenen Nacht noch so lebhaft in ihr waren. Anatole's Worte tönten noch in ihren Ohren und plötzlich fing es an bei ihr zu tagen. „Ich danke," erwiederte sie dieser Frau, „erwarten Sie mich einige Augenblicke in meinem Boudoir, ich bitte darum, denn ich habe mit Ihnen zu sprechen." Hierauf schellte sie

einer Kammerfrau, hüllte sich in ein Morgenkleid und eilte rasch in das Zimmer des Chevalier, der wahrscheinlich um einer dringenden Angelegenheit willen bereits ausgegangen war. Denn nachdem er von Herrn v. Boromsoff das Ball-Abenteuer erfahren und sich versichert hatte, daß Blanka's Zustand nicht gefährlich sey, hatte er mit Anbruch des Tages das Hotel verlassen, nachdem er zuvor auf eine in die Augen fallende Weise ein ziemlich dickes Packet mit der Adresse: „An die Fürstin Metzeroki" auf seinen Schreibtisch niedergelegt. Blanka sah es sogleich, und riß den Umschlag ab, in welchem sie zwei Schriften fand, auf deren einer die Worte: „Mein Geständniß", auf dem andern; „Heirathskontrakt des Fürsten und der Fürstin Metzeroki" standen.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Eine Art von Hotel war auch eröffnet worden, und der Wirth machte rasende Geschäfte. Die Auswanderer strömten nun förmlich herzu und kauften Schaufeln, Schöpfer, Pfannen und was sie sonst brauchten, zu ungeheuer hohen Preisen. So einträglich, wie das Waschgeschäft auch seyn mochte, so meinte Bradley doch, daß die Händler im Fort mehr verdienten, als wenn sie ihre Hände selbst in den Pfannen hätten. Kapitän Sutter war wohl und gesund, und am Morgen nach seiner Ankunft sprach er mit ihm über einen Wagen. Der Kapitän hatte keinen, den er verkaufen mochte; auch ließ sich im ganzen Fort keiner auftreiben. Nach einigem Ueberlegen meinte Kapitän Sutter jedoch, daß Mr. Sinclair, dessen Rancho etwa drei Meilen entfernt an der gegenüberliegenden Uferbank lag, im Stande seyn würde, ihm aushelfen zu können. Deßhalb eilte Bradley, so rasch er konnte, dort hinüber, fand aber auch Mr. Sinclair zu keinem Handel geneigt. Endlich nach mancher Ueberredung gelang es Bradley, einen Wagen und einen Wagenführer, wenigstens auf eine Woche zu leihen. Das Fuhrwerk wurde noch dieselbe Nacht über den Fluß geschafft, und am Morgen brach er mit einer tüchtigen Ladung Provision auf und langte ohne weitere Zufälle noch am selben Abende hier an. Wir mußten uns jetzt für einen vollen Monat mit Provisionen versehen, waren aber in Verlegenheit, wie wir eine so große Quantität wegpacken sollten, ohne das Zelt zu diesem Zwecke aufzugeben. Wir sahen uns aber doch dazu genöthigt und mußten jetzt im Freien schlafen, was in dieser Zeit aber nicht viel zu sagen hat, da die Nächte mild und warm sind.

Unter den Neuangekommenen in den Minen trafen besonders viel Kalifornier ein. Viele von diesen bringen ihre Frauen mit, die dann gewöhnlich indianische Mädchen bei sich haben. Das graziöse, spanische Kostüm der Neuangekommenen gibt der geschäftigen Scene einen neuen Charakter. Diese Kalifornier arbeiten mitten zwischen den fahlen Yankees mit ihren weißen, weiten Beinkleidern und Strohhüten, und der halbnackte Indianer wird oft Seite an Seite mit dem eingebornen Kalifornier gesehen, wie er mit seinem sonnenverbrannten Gesicht und glänzend schwarzen Augen, in das allgemein getragene kurze, enge mit Schnüren besetzte Jäckchen und Manchester-Beinkleider mit einer seidenen Schärpe um den Gürtel gekleidet, seine hübschen, hirschledernen Stiefeln mit schmutzigem Wasser besudelte.

Die Frauen sahen sehr zierlich und kokett aus, ihre Röcke, nicht lang genug, einen sehr hübschen Knöchel zu verbergen, sind auch mit bunten Farben gestickt und verziert. Scharlach scheint besonders bei ihnen beliebt zu seyn. Ihre Haare hängen in langen Zöpfen den Rücken herunter, und in allem übrigen kleinen Schmucke der Kleidung, wie Ohrringe, Halsbänder ꝛc. sind sie sehr reich bedacht. Das hauptsächlichste und charakteristischste Kleidungsstück derselben ist jedoch die reboso, eine Art Schärpe, gewöhnlich aus Baumwolle gemacht und ziemlich der mantilla der alten Spanier entsprechend. Sie wird auf die verschiedenartigste und graziöseste Weise getragen, manchmal um den Gürtel und die Schultern geschlagen, manchmal in geschmackvollen Falten bis zu den Füßen niederhängend, immer aber mit diesem unbeschreiblichen Zauber und Geschmack arrangirt, wegen dessen die spanischen Frauen schon seit Jahrhunderten berühmt sind. Seit diese neuen Goldwäscher hier eingetroffen sind, wird fast jeden Abend vor irgend einem Zelte ein Fandango getanzt. Der Name Fandango übrigens, obgleich er sonst wohl eine besondere Art Tanz bezeichnet, scheint hier für jeden Abendtanz, in dem nur verschiedene Pas eingeführt werden, gebraucht zu seyn. So war ich vor mehreren Abenden gegenwärtig, wie einige Paare den „el jarabe" aufführten, der übrigens hauptsächlich nur aus ziemlich einförmigen Ferse- und Zehenbewegungen auf dem Boden bestand. Die Bewegungen des Fußes waren übrigens wunderbar schnell und hielten genauen Takt und Zeit mit der Musik. Der Walzer fehlte übrigens bei keinem. Sie tanzen mit einer Masse eingeflochtener Figuren, in denen die Kalifornier ganz zu Hause zu seyn scheinen. Männer und Frauen walzen auf das Reizendste.

Es ist eine ordentliche Erholung nach harter Tagesarbeit, Abends zu diesem Fandangos zu gehen. Die muntern Töne der Guitarre und Violine verkünden sie allen Nachbarn, und bunt genug ist die Gruppe, die, fortwährend Zigarren rauchend, einen Beifall klatschenden Kreis um die ebenfalls qualmenden Tänzer schließt. Lacosse scheint ein großer Liebhaber dieses Vergnügens zu seyn und nimmt nicht selten Theil daran. In den Pausen wird von den senoras Kaffee getrunken, von

den sennors Kaffee mit etwas Stärkerem darin, so daß, je weiter die Nacht vorrückt, die Fröhlichkeit mit der späten Stunde zu wachsen scheint.

Sonntag den 25. Juni. Wir alle haben aufgehört, Sonntags zu arbeiten, da wir die Beschwerde in sechs auf einanderfolgenden Tagen hart genug fanden. In der letzten Woche hatten wir kein besonderes Glück; denn wir gewannen nur etwa neunzehn Unzen Gold, kaum $\frac{1}{3}$ Unze der Mann. Der Staub wird ausgewogen und jeden Abend vertheilt, so daß Jeder seinen Theil immer bei sich tragen kann. José, der sich eine ziemliche Quantität dadurch erübrigt hat, daß er in seinen Freistunden fleißig war, fühlt sich fortwährend am Körper herum, ob er seine Beute auch immer noch in Sicherheit habe. Er wiegt es auch zwei oder drei Mal den Tag, wahrscheinlich um zu prüfen, ob es nicht verdunstet, oder auf irgend eine andere Art abnimmt, und beschwört abwechselnd jeden Heiligen im ganzen Kalender, seinen Patron Joseph aber noch ganz besonders, wie alle seine heidnischen Geister, seinen Schatz ihm sicher zu erhalten. Einem Gelübde zufolge, das er, ehe er von Monterey aufbrach, geleistet, hat er ein Viertheil seines Schatzes der großen Frau, wie er die heilige Jungfrau Maria wahrscheinlich im Gegensatz zum großen Geiste nennt, zugesichert. Ich fürchte aber fast, daß ihr Theil jeden Tag vermindert, und daß José nicht ehrlich Spiel hält.

Wir halten eine lange und ernste Unterredung, diesen Nachmittag den Fluß etwas höher hinauf zu ziehen und weiter oben unsere Arbeit zu beginnen. Denn unserer letzten Woche Ertrag war fast zu dürftig ausgefallen. Wir erinnerten uns jetzt an Kapitän Sutters Bericht, auf welche Weise Mr. Marshall das Gold zuerst in der Nähe der Mühle entdeckt hätte, und wie häufig dort welches gelegen habe. Die Minen werden überdieß von Neuhinzukommenden so voll gedrängt, daß man nicht einmal mehr seine Sache in Obacht nehmen kann, und uns schon einige Pfannen und Körbe gestohlen sind. Wir beschlossen deßhalb, wenn wir unsere Wiegen vortheilhaft verkaufen könnten, und Nichts scheint wahrscheinlicher als das, da die Zimmerleute den Platz alle verlassen haben, um andere für Neueingetroffene zu fabriziren — höher den Amerikanos hinaufzuwandern und unser Glück an einem weniger gedrängten Platz zu versuchen. Eins nur werde ich hierbei vermissen, und das ist der Fandango und zwei oder drei allerliebste Sennoritas, von denen eine ihm fast jeden Abend beigewohnt hat.

Sonntag den 2. Juli. Gestern verließen wir, unserm gerade vor acht Tagen gefaßten Beschlusse gemäß, die Mormonen-Minen und verfolgten unsern Weg den Amerikanos aufwärts. Es war am Donnerstag Abend als wir unsere Abreise fest bestimmten, und am nächsten Tage ging ich deßhalb mit Bradley und M'Phail durch die Minen, um Käufer für unsere Wiege zu finden. Nichts war leichter als das. Anerbieten hatten wir von allen Seiten, und wurden zuletzt von sechs oder acht Leuten so gedrängt, die unter jeder Bedingung mit uns handeln wollten, daß wir beschlossen, eine Auktion zu halten. Ich war nicht unverschämt genug, den Auktionator selbst zu machen, Bradley stieg aber sehr kaltblütig auf eine der Maschinen hinauf und rief die Gentlemen-Händler auf, ihre Gebote zu machen. Das höchste Gebot, was wir nach einer Weile erhielten, war 160 Dollar für die größte der beiden Maschinen. Bradley gelang es aber, die Käufer noch weiter anzureizen, indem er dann und wann anhielt und ihnen vormolte, welche Goldschätze sie damit auswaschen würden; ja, er versicherte ihnen auch noch mehr als einmal und mit besonderer Hinweisung auf den vorgekommenen Fall, daß dieß in der That die identische Wiege sey, in welcher der Goldklumpen von $2\frac{3}{4}$ Unzen, das größte Stück, was bis jetzt noch in den Mormonen-Minen gefunden worden, entdeckt sey, und wies damit auf mich als den „Gentleman an meiner Rechten, der, wie Alle wissen, nach dem bewundernswerthen Gesetz dieser Minen, den Klumpen als sein Privateigenthum beansprucht und behalten hat."

Ein schallendes Gelächter folgte dieser Anpreisung; das Beste aber war, daß die Umstehenden sich von jetzt an noch zu überbieten suchten, und die Wiege ging zuletzt um 194 Dollars — in Goldstaub zahlbar und zwar zum stehenden Werthe von 14 Dollars die Unze oder von einem Diskonto von 10 Prozent, wenn in Silberstücken bezahlt — fort. Die andere Wiege brachte uns 180 Dollars.

Für diese beiden Wiegen erhielten wir also 375 Dollars Werth Goldstaub. In derselben Nacht beschäftigten wir uns damit, starke Ledersäcke zu machen, die wir an die Körper anschnallten, und darin unsern Goldstaub und die Wage fortzutransportiren.

Am Mittwoch Morgen hatten wir noch vor Sonnenaufgang den Wagen und Wagenführer, von José begleitet, nach Mr. Sinclairs Rancho zurückgeschickt. José stieß am Donnerstag mit den Pferden wieder zu uns. Als wir übrigens aufbrachen, fanden wir, daß unsere Pferde nicht alle unsere Provisionen fortbringen und zu gleicher Zeit einen guten Tagemarsch machen konnten. Wir ließen deßhalb einige der schweren Artikel unter dem Schutze eines Mannes von St. Francisco, den Bradley kannte, zurück, und brachen auf. Eine oder zwei Meilen rückten wir so ziemlich gut vor, und als wir den Gipfel eines Hügels übersteigen wollten, hielten wir einen Augenblick, um die geschäftige Scene der Goldwäscher zu beobachten, wie sie sich aus der Ferne darbot.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 160 7. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Blanka's Hand zitterte, ihre Augen trübten sich; allein obgleich sie nicht zweifelte, daß der Neffe der Blumistin nur eine schändliche und unverschämte Lüge vorgebracht habe, so drängte es sie doch, sich selbst zu überzeugen, daß nichts der Art in dem Kontrakte stehe. Sie überflog eiligst das Papier, und als sie unter den zahlreichen Paragraphen denjenigen aufsuchte, den sie sicher nicht darin zu treffen hoffte, fielen ihre Augen endlich auf einen Artikel, über dem geschrieben stand:

„Ausdrückliche Uebereinkunft zwischen den beiden Gatten."

„Fräulein Blanka v. Montaron erkennt die dreijährigen Kinder des Fürsten Odoart Mezerski als die ihrigen an. Beide wurden in der Kirche Soint-Philipp unter dem Namen Edgar und Mary getauft."

Das Erstaunen, der Schrecken, die Verzweiflung der unglücklichen Fürstin, als sie diese Worte las, lassen sich nicht beschreiben, und sie mußte sich erst besinnen, ob sie wache oder träume, ehe sie diesen schändlichen Artikel ganz zu fassen vermochte! Alles war ihr jetzt klar: die Aehnlichkeit des Fürsten und wie durch Zufall in ihre Nähe gebrachten Kinder, das Geheimnißvolle dieser so glänzenden und überraschenden Vermählung, die Entfernung dieses Mannes, der sie vom Altar weg floh, und sie nur zum Werkzeuge seiner Absichten gemacht hatte, deren Grund sie freilich nicht zu errathen vermochte, der sie aber ohne Mitleid und rücksichtslos von sich stieß! Die Unglückliche erröthete vor Schaam über den Gedanken an die schmähliche Rolle, die man sie spielen ließ! Eine brennende Neugierde drängte sie aber, das Räthsel gelöst zu sehen, und in der Hoffnung, Aufklärung in der Schrift des Chevalier zu finden, öffnete sie diese mit zitternder Hand und las:

„Mein Bekenntniß."

„Vielleicht sehe ich Dich nie wieder meine Tochter. Aber ehe ich Dich, wahrscheinlich auf immer, verlasse, muß ich zuvor noch um Deine Vergebung flehen über das Verbrechen, das ich an Dir begangen habe! Ich allein bin Schuld an Deinem Unglücke und klage mich vor Gott desselben an. Lange Zeit habe ich mit tiefem Abscheu die unwürdigen Bedingungen zurückgewiesen, die mir gestellt wurden; aber die Gesundheit Deiner Mutter, Dein dringender Wunsch ihr ihre Sinne wieder verschaffen zu können; das Elend, in dem ihr lebtet, Alles zusammen hat mich schwach gemacht. Ich gab nach! Aber ich besaß den Muth nicht, Dir das Opfer mitzutheilen, das man Dir auferlegte. — Ich täuschte Dich. — Ich mißbrauchte Dein edles Vertrauen, indem ich den verhängnißvollen Kontrakt Deinen Blicken entzog, in welchem Du, ohne es zu ahnen, Deine Schande unterzeichnetest!

„Der Grund dieses schmählichen Bündnisses ist folgender:

„Das Hausgesetz der Familie Mezerski erklärt jede Ehe für Null und nichtig, die ein Mitglied derselben, so lange es minderjährig ist, mit einer Person aus bürgerlichem Stande eingeht, und die aus einer solchen Heirath entsprossenen Kinder werden gleich unehlichen angesehen.

„Der Fürst Odoart Mezerski, der eine solche Ehe früher eingegangen hatte, die durch ein Machtwort seiner Familie wieder getrennt worden war, besitzt zwei Kinder aus derselben. Gedrängt durch besondere Verhältnisse sich endlich einmal zu vermählen, blieb ihm, um diesen unglücklichen Geschöpfen ihre von Gott und Natur zustehenden Rechte zu bewahren kein anderes Mittel, als eine junge Dame vom Adel zu finden, die sich zu dem Bekenntnisse hergab, in einer Verbindung vor ihrer Vermählung mit ihm gestanden zu seyn. — Man hat Dich auserwählt!" —

Blanka hielt im Lesen inne, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Plötzlich stieg aber ein noch viel bitterer und peinigender Gedanke in ihr auf, als alle die, welche sie bis jetzt zu Boden gedrückt hatten, und ein neuer Schmerz erfaßte ihr Gemüth. — Odoart war also nicht einmal ganz frei, als er sich mit ihr verband. Die Mutter seiner Kinder lebte noch, in seiner Nähe, vielleicht bewaffnet mit ihrem Einflusse, den Ansprüchen, die sie zu machen hatte! Man hatte ihr, dem armen, zur Schmach bestimmten Opfer, einen Gatten auf einige Stunden geliehen, um ihn hernach wieder zu nehmen; gleichsam wie ein Faustpfand, und eine alte Liebe bewahrte noch ihre Herrschaft und ihre Rechte über ihn. — Bei diesem Gedanken, der noch mehr ihr Herz

Digitized by Google

als ihren Stolz verletzte, bei dieser weiteren Beleidigung, die sie sowohl als Frau wie als Gattin traf, fühlte Blanka, in Folge ihrer grausam verletzten Würde, ihre Niedergeschlagenheit verschwinden. Ihr ganzer Stolz empörte sich, und sie empfand nur noch ein Gefühl, nämlich das des Hasses gegen die Frau, die die Ursache dieser Qualen und die geheime Veranlassung dieser doppelten Beschimpfung war!

In diesem Augenblicke erschien ein Diener und übergab ihr ein Billet des Inhalts: „Die Marschallin von Albufera bittet die Frau Fürstin Metzerski, sie auf einen Augenblick zu empfangen. Es handelt sich um das Leben von all dem, was ihr theuer ist.“

Ohne den letzten Satz in diesem Briefe hätte Blanka diesen ungebetenen Besuch nicht angenommen, allein sie meinte, er beziehe sich auf ihre Mutter, den einzigen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit in diesem Augenblicke, und gab Befehl, daß man die Marquisin in den Salon führe, wohin sie sich begab. Die vorgebliche Tante der Kinder erwartete sie im Vorzimmer.

„Ich weiß Alles!“ sagte Blanka zu ihr im Tone der tiefsten Verachtung. „Ich kenne jetzt die schändliche List, zu deren Mitschuldigen Sie sich gemacht haben. Entfernen Sie sich und erscheinen Sie nie wieder vor meinen Augen!“ Die Frau wollte ihr antworten, allein Blanka entfernte sich schnell, so daß sie nicht einmal die Kinder bemerkte, welche ihr entgegengesprungen kamen, und gar nicht begreifen konnten, daß die sonst so liebenswürdige Dame sie gar keines Blickes gewürdigt hatte.

Es entstand zuerst ein kleines Stillschweigen, als die beiden Damen sich einander gegenüber befanden; aber ein Schmerzensschrei, der sich der gepreßten Brust der Herzogin entwand, unterbrach dasselbe bald und füllte den Raum aus, der sie von der jungen Nebenbuhlerin trennte. Zu gleicher Zeit fiel sie dieser zu Füßen und hob in bittender Stellung die gefalteteten Hände zu ihr empor. — Blanka wollte vor Erstaunen sie aufheben.

„Lassen Sie mich,“ rief die Herzogin, „Sie um Ihr Mitleid anflehen! Lassen Sie mich auf den Knien Sie beschwören, mir das Ueble zu vergeben, das ich Ihnen zugefügt!“

„Erklären Sie sich, Madame, ich kenne Sie nicht.“

„Ein Wort wird Ihnen Alles sagen,“ versetzte die Herzogin. „Ich bin die Mutter der Kinder des Fürsten Metzerski!“

„Und Sie wagen,“ sagte Blanka, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend, „zu mir zu kommen?“

„Ich werde Alles wagen,“ rief die Marschallin in herzzerreißendem Tone, „um das Leben des Vaters meiner Kinder zu retten.“

„Madame,“ versetzte die Fürstin, „ich will nichts von Ihnen hören! Ihre Anwesenheit hier setzt den Beschimpfungen die Krone auf, die der, von dem Sie mir sprechen, sich gegen mich hat zu Schulden kommen lassen! Er hat mir mehr, als das Leben, er hat mir die Ehre geraubt, hören Sie wohl! und mein Herz fühlt kein Mitleid mit Denen, die keines mit mir hatten!“

„Hören Sie mich an,“ rief die Herzogin, ihre Hand aufs Neue ergreifend, die sie mit ihren Thränen netzte, „der strengste Richter, Gott selbst hört einen Schuldigen an, ehe er ihn verurtheilt, und darum beschwöre ich Sie, auch mich zu hören!“

Blanka machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

„Wohlan,“ rief die Marschallin, „also in seinem Namen flehe ich Sie an, der mich nicht mehr liebt, weil er sein Herz Ihnen zugewandt hat, in seinem Namen flehe ich also —“

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir, Madame?“ fragte Blanka, deren Herz sich von dem furchtbaren Schmerze bewegt fühlte.

„Was ich von Ihnen will? Sein Leben, das Leben Odoart's, Ihres Gatten! Der Herzog von Albufera, mein Gemahl, hat einen furchtbaren Verdacht geschöpft, und Verhältnisse, welche aufzuklären mich einen Schwur bindet, erlauben mir nicht, ihn aus seinem unglückseligen Wahne zu reißen; er war gestern Abend Zeuge Ihres gerechten Unwillens und hörte, wie Sie den Schimpf, den man Ihnen anthat, zurückwiesen. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, den Verdacht eines Verhältnisses zwischen mir und dem Fürsten, den er hegt, zu bestätigen, und so hörte ich ihn diesen Morgen sagen: „Entweder gehören die Kinder des Fürsten Metzerski's Gemahlin zu, die sie abläugnet, oder Ihnen, denn ich weiß, daß Sie noch in geheimer Verbindung mit demselben stehen, und in diesem Falle soll er heute noch von meiner Hand sterben!“

„Er will ihn tödten?“ rief Blanka außer sich vor Schrecken.

„Wenn es sich nur um mich handelte, so würde ich Alles über mich ergehen lassen. Aber sein Leben, die Zukunft seiner Kinder steht auf dem Spiele und darum retten Sie ihn, retten Sie ihn um seinet- und der unschuldigen Wesen willen, die jedenfalls keinen Theil an dem haben, was der Vater an Ihnen verbrochen hat.“

Die Marschallin hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als aus dem angränzenden Zimmer mehrere Stimmen vernehmbar wurden. Einer derselben sprach: „Ich wiederhole Ihnen nochmals, Herr Graf, daß ich die Fürstin sehen will und sie auch trotz Ihnen und der ganzen Welt sehen werde.“

„Der Herzog!“ rief die Marschallin erblassend, „wenn er mich hier findet, so ist Alles verloren!“

„Treten Sie hier ein, Madame,“ sagte Blanka, ihr Schlafzimmer öffnend, aus welchem die beiden Kinder, ohne daß ihre Mutter in ihrer Angst sie gesehen hätte, herausgesprungen kamen und sich an den Arm der Fürstin hingen.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ sagte der Graf, Woronzoff, ich habe den Marschall in der Thüre Ihres

Hotels getroffen, der so fest darauf bestand, Sie zu sehen, daß ich es ihm nicht abzuschlagen wagte, ihn Ihnen vorzustellen."

In diesem Augenblicke trat die Marquisin v. Montaran herein, deren Augen von einer Freude strahlten, die merkwürdig mit dem Ausdrucke der Trauer auf dem Gesichte ihrer Tochter kontrastirte, der die gute Mutter eine Ueberraschung zugedacht hatte.

Sie begrüßte die beiden Besucher und setzte sich neben Blanka.

„Gnädige Frau," sprach der Marschall zur Fürstin, „ich war gestern Zeuge der Beschimpfung, die Sie von einem Elenden zu erdulden hatten. Nur von meinem Unwillen geleitet, und weil Ihr Gemahl abwesend war, habe ich diesen Menschen angeredet, in der Hoffnung, ihn zum Geständniß einer Lüge zu zwingen, der aber die Frechheit hatte, sie fortwährend zu behaupten. Ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu benachrichtigen," fuhr der Herzog fort, Blanka mit lebhafter Aufmerksamkeit betrachtend, „daß derselbe sich angeboten hat, Beweise zu liefern."

„Mein Herr," versetzte Blanka, einen plötzlichen heroischen Entschluß fassend, „da das Unglück einmal gewollt hat, daß ein Geheimniß, von dem meine Ehre abhing, auf eine schmähliche Weise veröffentlicht worden ist, so schulde ich Ihrer edelmüthigen Theilnahme ein volles Geständniß. — Dieser Mann hat die Wahrheit gesagt. — Die Kinder, welche Sie hier sehen, gehören mein, und der Fürst Metzerski ist ihr Vater!"

„Meine Tochter," rief die Marquisin v. Montaran, plötzlich aufstehend und indem sie Blanka einen niederschmetternden Blick zuwarf, — „meine Tochter, sollte dieß möglich seyn! Solltest Du auf diese Weise den Fluch Deiner Mutter auf Dich geladen haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Das Land wurde, je höher wir den Strom hinaufkamen, immer hüglicher und rauher. Die Oberfläche desselben ist grasbedeckt, und der Boden schien fruchtbar. Hier und da durchschnitten tiefe Schluchten unsern Pfad, über die wir große Schwierigkeit hatten, unsere so schwer beladenen Pferde zu treiben. Bei einem dieser Ravins rutschte das Thier, das unsere Zeltpfähle trug, aus und rollte, eine wahre Lavine von Kies und Schiefer mit sich nehmend, den Abhang hinunter. Malcolm und Lacosse liefen hinterher, und es gelang ihnen, es nach einigen Anstrengungen einen weniger steilen Hang wieder hinaufzuführen.

Mittags hielten wir und aßen etwas. Nachmittags bemerkten wir eine Art von kleinen Schakal, die man hier Koyott nennt, der unsern Fährten anzuhängen schien, dann und wann zeigte er sich zwischen dem langen Gras und den niedern Büschen. Bradley nahm allerdings seine Büchse vor und feuerte mehrere Male darauf. Das Thier war aber zu rasch und rastlos, um selbst dem geübten Auge eines amerikanischen Schützen sichern Schuß zu bieten. Eine Kugel aber, die Bradley nach einer an uns vorüberspringenden Antilope sandte, war glücklicher und wir freuten uns in der Aussicht auf ein delikates Abendessen. Wenige Minuten später hatte er das Thier über sein Pferd geworfen, und wir setzten unsern Weg fort.

Das Land wurde immer rauher und bergiger, je weiter wir vorrückten, und als wir uns der Sägemühle näherten, schienen die Hügel wirklich 1000 Fuß über die Wasserfläche des Sacramento emporzusteigen. Gruppen gigantischer Kiefern und Eichbäume wechselten an ihren Hängen ab. Wir sahen uns ängstlich nach der Sägemühle um, als wir einen Schuß hörten, und gleich darauf einen Mann in weißen, weiten Beinkleidern, seine Füße in hirschledernen Moccassins steckend, einen breiten mexikanischen Sombrero auf dem Kopfe und seine Büchse in der Hand auf uns zukommen sahen. Es war dieß Niemand geringeres, als Mr. Marshall selbst. Er empfing uns sehr freundlich und frug nach Neuigkeiten von den unteren Minen und wie es bei Sutter aussehe, als wir dort durchgekommen. Mr. Marshall hatte immer fünfzig Mann beschäftigt und Kapitän Sutter einen andern Trupp von doppelter Stärke an derselben Uferbank.

Wir lagerten in einer kleinen, holzigen Niederung, am Ufer eines seichten Baches, der sich hier dem Hauptstrom anschloß, und wo wir gute Weide für unsere Pferde fanden. Mr. Marshall's Haus lag ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meile den Fluß weiter hinauf. Nach einem guten Abendessen in Wildpret legten wir uns zum Schlafen nieder. Am nächsten Tage ritten Lacosse und M'Phail mit Horry und noch zwei Extrapferden nach den Mormonenminen zurück, um die dort gelassenen Provisionen nachzuholen. Indessen ging ich aus, um unsere neuen Quartiere zu rekognosziren. Ich kam bald an der Mühle an und sah den Platz, wo das Gold zuerst entdeckt wurde. Hier traf ich auch Mr. Marshall wieder. Natürlich war der Bau der Sägemühle eingestellt worden; denn die Arbeiter beschäftigten sich entweder weiter oben oder unten ebenfalls mit Goldgraben. Mr. Marshall bezahlte die Indianer, die für ihn waschen, hauptsächlich in Waaren. Ich sah einen Theil seines Trupps. Die Männer gingen großentheils in baumwollene Hosen und Moccassins gekleidet ohne weitere Bedeckung. Sie arbeiteten mit denselben Instrumenten, wie die waren, die wir in den unteren Minen gesehen. Nicht weit vom Platze, wo die meisten beschäftigt standen, sah ich eine Anzahl Frauen und Kinder, die Eicheln in einem ausgehöhlten Troge mit einem langen Stein zerstießen.

Von dem also gewonnenen Eichelmehl backen sie eine Art trockener harter, ungenießbarer Kuchen, die wirklich nur ein indianischer Magen vertragen kann.

Nachdem wir die Natur des Landes etwas näher erforscht, um zu sehen, was wir da besonders zu hoffen hätten, fanden wir, daß die Plätze, wo das Gold in größerer Menge und in den größten Stücken vorkam, die Betten der jetzt noch trocknen Bergströme seyen, die manchmal in beide Gabeln einfließen. Wir kletterten einige der steilen Ravins hinauf und bemerkten bei verschiedenen Gelegenheiten, während wir unter den Schiefern herumsuchten, scheinende Stücke Gold. Im Boden ist jedenfalls sehr viel Gold enthalten, die einzige Schwierigkeit aber die große Entfernung vom Wasser. Abends kamen unsere Freunde aus den untern Minen und brachten die Provisionen mit. Am nächsten Tag beschlossen wir an die Arbeit zu gehen.

3. Juli. Nachdem wir einen uns tüchtig scheinenden Platz im Herzen der steilen Bergschlucht ausgewählt hatten, schafften wir unsere großen indianischen Körbe, die wir in Sutters-Fort eingehandelt, herbei, schaufelten die Erde hinein, steckten Stöcke hindurch, legten diese auf unsere Schultern und trugen die also beladenen dann zum Rande des Stromes hinab, wo wir nach alter Art wieder zu waschen anfingen. Der Erfolg war übrigens sehr günstig, und am Abend fanden wir, daß wir uns um ein Bedeutendes verbessert hatten. Der Boden ist hier weit reichhaltiger an Gold, als weiter unten. Die Arbeit aber, die Erde nach dem Wasser herunterzuschleppen, war auch um so größer, und ich bin an diesem Abend so müde, daß ich mich kaum zwingen konnte, mein Tagebuch zu öffnen und diese kurzen Notizen niederzuschreiben.

4. Juli. Als wir diesen Morgen mit der ersten Ladung Kies nach dem Flusse zu aufbrachen, meinte Lacosse plötzlich, daß er gar nicht einsehe, weßhalb die Pferde dort wie Gentlemen spazieren gingen, während die Gentlemen wie Pferde arbeiteten, und er schlug vor, lieber die Schultern unserer Thiere, als unsere eigenen dazu zu benutzen, den Kies bergab zu schaffen. Wir waren natürlich gern damit einverstanden und wunderten uns nur, daß uns das nicht früher eingefallen war. Die Pferde wurden bald von ihren behaglichen Weiden herbeigeschafft und zur Arbeit angehalten und mußten die jetzt an beiden Seiten herabhängenden Körbe zu Wasser tragen.

Verschiedene Neugekommene von den Mormonen-Minen passirten heute an uns vorbei und gingen weiter den Bach hinauf. Am Morgen besuchte uns auch Mr. Marshall, um zu sehen, was wir erbeuteten. Er hatte von Kapitän Sutter gehört, und dieser wollte nach den Minen selber aufbrechen, sobald er nun seine Waizenernte, was hoffentlich während der nächsten Woche geschehen könnte, eingebracht habe. Eine Anzahl wilder Enten hält sich auf dem Fluß auf und ist besonders häufig in den grasigen und schilfigen Lachen, die sich an dessen Ufern befinden. An diesem Morgen schossen wir einige und fanden sie als eine treffliche Zugabe zu unserem Mittagsessen.

Der Nachmittag ist vom größern Theil der Goldgräber als Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung feierlich begangen worden. Es wurde eine Art Fest im Freien hergestellt, mancher Toast getrunken, manches Lied, unter andern der „Yankee Doodle" und das „Star stangled Banner" gesungen, und Bradley hielt eine ganz tüchtige Rede, wo er, seinen sonstigen Meinungen ziemlich entgegengesetzt, auch uns Engländer mit einigen freundlichen Andeutungen auf unser Mutterland begrüßte.

9. Juli. Einige Tage noch Erfahrung in der Nähe der Sägemühlen gesammelt, und wir waren überzeugt, daß wir hier in Folge der großen Entfernung zwischen dem Orte, wo wir das Gold herabholten, und dem Wasser, nur Zeit und Mühe verschwendeten und gewiß einen weit vortheilhaftern Platz auffinden konnten. So lange wir uns hier befanden, hatten wir fortwährend gehört, daß an Webers Fluß das Gold in weit größerer Menge gefunden würde, und nach Webers Fluß beschlossen wir zu ziehen. Der hier genannte Wasserkurs ist ein kleiner Tributar der nördlichen Gabel des Amerikanos.

Wir schlugen unsere Zelte gestern Morgen ab, beluden unsere Pferde und brachen auf. Der Fluß war an der Furth breit und reißend, aber seicht. Die einzige Schwierigkeit im Uebergang machten uns die glatten runden Steine, die mit grünem, schleimigen Moos bedeckt waren und den Grund des Flusses bildeten. Ueber diese stolperten unsere Pferde mit einer Heftigkeit, die drohte, ihre Ladung abzuwerfen. Glücklicher Weise kamen wir aber Alle, den armen Horry ausgenommen, gut hinüber. Dessen Pferd stolperte nämlich über einen außergewöhnlichen großen Stein und warf seinen Reiter, zum unbeschreiblichen Vergnügen der ganzen Gesellschaft, die den Fall des armen Matrosen mit lautem Gelächter begrüßte, ins Wasser. Horry plätscherte so schnell er konnte und ohne sich weiter im mindesten um sein Pferd zu bekümmern, ans andere Ufer. Das jedoch war noch eher auf trocknem Lande, als er selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ninon de l'Enclos sagte einst, daß, wenn der liebe Gott bei Erschaffung der schönen Welt sie um Rath gefragt hätte, sie ihm gewiß den Rath gegeben haben würde, die Runzeln unter die Fußsohlen zu verbannen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg

Erheiterungen.

Dienstag № 161 9. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Die Ausforderung.

Dießmal hatte der Marschall gewiß geglaubt, endlich am Ziele seiner Rache zu seyn, und die unsichtbaren Fäden der Intrigue, an die er nun einmal fest glaubte, in den Händen zu haben; denn der elende Peter, von dessen Berichten nach Spanien wir schon früher gehört haben, hatte ihm mitgetheilt, daß die Herzogin sich öfters zu Fuß am frühen Morgen nach dem Platze Beauvau, in einen Pavillon begebe, der zur Wohnung des Fürsten Metzerski gehöre. Anfangs hatte er geglaubt, derselbe diene etwa zum Zusammenkunfts-Orte seiner Gemahlin mit dem Anbeter, den er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, allein es stellte sich auf das Bestimmteste heraus, daß das einzeln stehende Haus nur von einer Fremden und zwei kleinen Kindern bewohnt sey. Es konnte also die Herzogin Niemand anders, als diese, besuchen, und wahrscheinlich war es ein gutes Werk, was sie dahin zog. Er hätte nicht weiter mehr daran gedacht, wenn nicht Caulaincourt ihm auf dem Balle das Abenteuer des Fürsten Metzerski erzählt und ihm dadurch den Namen desselben wieder ins Gedächtniß gebracht hätte, dessen Wohnung er natürlich nirgends anders, als im Hotel Montaran, bei seiner jungen Gemahlin, sich dachte. Die Verwirrung, welche die Herzogin beim Anblick des schönen Fremdlings an den Tag legte, das Zusammentreffen der romanhaften Verwundung desselben, mit den Blutspuren, die man im Garten des Pallastes der Königin gefunden hatte, alle diese Indizien dienten ihm als Leitfaden, den der unerbittliche Gatte so rücksichtslos verfolgte. Dazu kam noch die skandalöse Scene auf dem Balle, der er zufälliger Weise angewohnt hatte, der heftige Unwille, mit welchem Blanka den Schimpf zurück gewiesen hatte; Alles zusammen schien ihm Licht über die Finsterniß zu verbreiten, die ihn umgab.

Mit großer Hoffnung, endlich einmal Aufklärung zu bekommen, hatte er sich zu Blanka begeben, deren Erklärung und Geständniß ihres Fehltritts aber auf einmal wieder Alles über den Haufen warf, so daß er ganz entmuthigt das Hotel Montaran verließ. Er hatte jetzt alle Hoffnung aufgegeben, jemals seine Rache ganz befriedigen zu können, und war nach Hause gegangen, um sich einem dumpfen Brüten hinzugeben, denn leider war sein Hang zur Eifersucht stärker, als alle die Vernunftgründe, welche einer solchen Handlungsweise seiner Gemahlin geradezu widersprachen. Wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, daß sie ihn nicht liebe, und ihr Herz noch an ihrem ersten Gatten hänge, von dem man sie gewaltsam getrennt hatte, so war doch ihr Betragen sonst so tadellos, daß man selbst an dem sonst nichts weniger, als strengen Hofe, niemals über sie flüstern hörte.

Er hatte schon ziemlich lang in seinem Kabinet gesessen, als er an der Thüre klopfen hörte, und ein kleiner, bleicher Mann mit gemeinen Gesichtszügen in der Livrée der Königin von Holland eintrat.

„Was gibt es? Hast Du etwas entdeckt?“ rief ihm der Marschall entgegen. „Sprich, mein ehrlicher Peter, es hört uns hier Niemand.“

„Gar vielerlei,“ versetzte dieser, „doch hat es mich viele Mühe gekostet, die Sache herauszubringen.“

„Keine Umstände, ich habe keine Zeit zu verlieren!“

„Ich will mich also kurz fassen,“ fuhr Peter fort. „Der Russe hat seit seiner Vermählung das Hotel der Fürstin noch nicht betreten.“

„Das weiß ich,“ versetzte der Herzog.

„Auch ist es ganz gewiß, daß ihm in der Nacht, in welcher der Herr Marschall hier auf Besuch war, der Finger in einer Thüre zerquetscht wurde.“

„Auch dieß weiß ich. Weiter!“

„Weiter habe ich erfahren, was die Bewegung bedeutet, die man im Hotel bemerkt. Der Fürst kehrt nämlich nach St. Petersburg zurück, wohin ihn sein Kaiser gerufen hat, und wenn der gnädige Herr zufälliger Weise ein Paar Worte mit ihm zu sprechen hätte, so dürfte er keine Zeit verlieren.“

„Er reist ab?“ rief der Herzog aus.

„Mit Tagesanbruch vielleicht schon,“ ergänzte Peter; „man packt bereits die Koffer.“

Der Herzog ging mit großen Schritten in lebhafter Aufregung im Zimmer auf und ab, indem er vor sich

hinmurmelte: „Er reist ab, oder vielmehr, er glaubt abzureisen, dieser schöne Fürst, der sich aus Liebe verstümmeln läßt, der die Finger seiner schönen weißen Hände zum Opfer bringt, um die Ehre seiner Dame zu retten. Ist es nicht genug für mich, daß ich weiß, daß er seinen Finger in meinem Hotel zurückließ, brauche ich noch weitere Beweise für seine und meiner Gattin Schuld! Bei der Hölle, ich muß ihm Gelegenheit geben, seinen Muth auch mir gegenüber zu erproben! Zuerst er, und dann die, die mich verrathen hat!" — Damit warf er Peter eine Börse zu und rief: „Pack Dich, ich brauche Dich nicht mehr. Wir sind jetzt quitt!"

Der Tag war kaum angebrochen, als der Herzog seinen Wagen vorfahren ließ und nachdem er unter seinen weiten Oberrock sein Pistolen-Kästchen verborgen hatte, ließ er sich ins Hotel des Fürsten Metzerski führen, in dessen Hofthor kurz darauf sein Wagen hinein rollte, fast wie wenn man ihn daselbst erwartet hätte.

„Ich wünsche Ihren Herrn zu sprechen, obgleich es noch sehr früh am Tage ist," sagte der Herzog, seinen Namen nennend; „es handelt sich aber von einer sehr dringenden Angelegenheit. Ersuchen Sie ihn also, aufzustehen und mich zu empfangen."

„Seiner Exzellenz," erwiederte einer der Diener, „steht jeden Morgen um fünf Uhr auf und folglich können der Herr Marschall sogleich bei ihm eintreten." — Zu gleicher Zeit öffnete ein Thürsteher die Flügelthüren in ein geräumiges Bibliothekzimmer, indem er hineinrief: „Der Herr Marschall von Albufera!" — An einem Tische, der dicht mit Papieren belegt war, saß Odoart, völlig wie zum Ausgehen angekleidet, der, als er den Namen des Marschalls aussprechen hörte, zwar leicht erblaßte, sich aber sogleich wieder faßte und demselben auf die höflichste und zuvorkommenste Weise entgegen ging.

„Ich fühle mich sehr glücklich, den Herrn Marschall bei mir zu sehen," sagte der Fürst, „weil wahrscheinlich schon Morgen ich nicht mehr auf diese Gunst hätte rechnen dürfen."

„Warum dieß, mein Herr?" fragte der Herzog.

„Weil heute noch," erwiederte Odoart, „der Marschall von Albufera das Hotel des Fürsten Metzerski mit seiner Gegenwart beehren darf, während Morgen seine Pflicht es ihm verbietet."

„Erklären Sie sich deutlicher, mein Herr," rief der Marschall erstaunt.

„Morgen, mein Herr," fuhr der Fürst traurig fort, „werden Sie ein sehr wichtiges Ereigniß erfahren, das diese Depesche mir verkündigt; damit deutete er auf ein vor ihm liegendes Papier: „der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ist erklärt."

„Der Krieg!" rief der Marschall, von seinem Stuhl aufspringend und nur mit Einem Gedanken beschäftigt, der ihn hergeführt hatte, „da habe ich sehr wohl daran gethan, mich zu beeilen."

„Sie sehen also", setzte der Prinz hinzu, „daß ich leider Ihnen nicht einmal Ihren Besuch zurückgeben kann."

„Darauf mache ich auch keinen Anspruch," sprach der Herzog, „dagegen bitte ich mir eine andere Gunst von Ihnen, und zwar die, daß Sie den Augenblick mir folgen und eine Blutschuld abtragen, der Sie sich gegen mich schuldig gemacht haben!"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," versetzte Odoart mit der größten Gelassenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefel Napoleon's.

Es war den 27. August 1813. Unter Kanonendonner war der wilde Sohn der Zeit geboren worden, und Sturm und Regen waren vergebens bemüht, den grausamen Brand zu löschen, den er entzündet. In Nebel und Dunst verhüllt lag die bange Braut des Kampfes, die Stadt Dresden: Regen und Pulverdampf hatten einen Wittwenschleier um sie geworfen, durch welchen sie scheu und thränenvoll hervorblickte.

Im Halbkreise vor ihr wogte die Schlacht; zornig schnaubten die Batterien gegen einander, und bald mußte es sich entscheiden, wer dießmal Recht behalten sollte. Während des Vormittags war Frankreichs Koriolan, der edle Moreau, im Kampfe gegen seine grollende Mutter, auf den Anhöhen bei Räcknitz gefallen. Die nach Kriegssitte schweigenden Thurmuhren der Stadt schienen, wie das Schicksal selbst, die Macht und den Muth verloren zu haben, die entfesselte Zeit zu messen. Unangerufen von der ehernen Zunge der Glocken rasten die Stunden vorüber; Kanonenschüsse waren ihre Pendelschläge.

Die Wuth der Witterung hatte das Aeußerste gethan, um die Lage der Verbündeten zu erschweren. Ihre beiden Flügel, der rechte gegen die Elbe gelehnt, und durch den Verlust des brennenden Dorfes Strießen und und des großen Gartens, der linke durch die ihm entzogenen festen Stellungen von Cotta und Löbdau erschüttert, hingen ermattend in die nach beiden Seiten auslaufenden Niederungen herab. So hatten sich denn alle feindseligen Kräfte der Schlacht gegen das Zentrum zusammengepreßt, wo das zerklüftete felsige Terrain des Plauen'schen Grundes und der ihm sich anreihenden steilen Höhen, dem Widerstande doppelten Halt, dem Angriffe doppeltes Ungestüm verleihen mußte.

In der zweiten Nachmittagsstunde ritt Napoleon auf seiner Falbe in gemessenem Trabe die Wilsdruffergasse hinab. Er hatte zum Schutze gegen die fürchterliche Witterung den grauen Ueberrock enger an sich gezogen, und den kleinen Hut fest in die eherne Stirn gedrückt. Das Menschliche in ihm hatte sich so recht unbehaglich

abgesperrt gegen die Neckereien der Natur. Dennoch sprach aus seinem Antlitze eine kalte Zuversichtlichkeit, während aus den gesenkten, zwischen den Ohren des Pferdes vor sich hinblickenden Augen der alte Geist der Schlachten blitzte, und mit stolzem Schweigen die bange fragende Stadt abzufertigen schien. Neben ihm ritt Murat, dem er den Auftrag ertheilt hatte, sich an die Spitze der zur Zeit noch ruhig in der Ebene liegenden 15,000 Pferde starken Division Latour-Maubourg zu setzen, und sie nach der Freiberger Straße hinauf zum Angriffe zu führen. Murat's abenteuerliche, halb hunnische Tracht, spielte in dem Regen und Sturme eine etwas zweideutige Rolle, und die Wasser des Himmels wuschen das Romantische seiner Kleidung zum Bizarren herab. Rustan's braunes Gesicht, das hinter den beiden Kriegsfürsten auftauchte, blickte ziemlich verdrießlich darein, und der blitzende Heldenschwarm, der sich der Gruppe anschloß, sah muthig und kampfentschlossen, aber frostig und ungeduldig aus. Als sie das Ende der Gasse erreicht hatten, auf dem Platze des zwei Jahre früher abgetragenen Wilsdrufferthores, stockte der Zug. Sie mußten einzeln reiten, denn man hatte die Ausgänge der inneren Stadt mit Sandfässern, Balken, Säcken, in möglichster Eile verbarrikadirt, und nur einen schmalen, vertieften Durchgang übrig gelassen. Diesen aber hatte das hier zusammenrinnende Regenwasser in die übelste Verfassung gebracht. Die Pfütze war zu einem kleinen Teiche angeschwollen, und der Grund derselben, von Gerölle, Bausstücken und zerweichtem Sande gebildet, gewährte die übelste Possage. Zu Pferde hindurch zu kommen, daran war nicht zu denken. Napoleon stieg also ab, winkte dem ebenfalls absteigenden Mameluken und übergab ihm sein Pferd, um es an der Hand über die gefährliche Stelle zu führen. Er selbst suchte, der nassen Schlucht nach Kräften ausweichend, die Abdachung des Pfahlwerkes zu überklettern. Aber kaum hatte er einige Schritte auf diesem unbequemen Terrain gethan, als er auf dem von Regen und Nässe schlüpfrigen Holzwerke ausglitschte. Zwar hielt er sich an den Palisaden fest, und schützte sich auf diese Weise vor dem Hinfallen, aber sein rechter Fuß fuhr heftig zwischen Hölzer und Schlamm hinein, und saß plötzlich so fest, daß er ihn nicht zurückziehen konnte. Als er mit ziemlicher Anstrengung endlich doch seinen Fuß befreite, geschah dieß nur mit Zurücklassung des Stiefels, der zerweicht und halb zerrissen in dem Trümmerwerke stecken blieb.

Jetzt war guter Rath theuer. Der Kaiser, der den unbeschützten Fuß nicht auf den triefenden Erdboden setzen mochte, stand in unbequemer Stellung auf einem Beine, und blickte fragend um sich. Seine Marschälle sahen einander verlegen an. Die Gasse war wegen des grausamen Unwetters menschenleer, und alle Gewölbe wegen des Schreckens der Schlacht, geschlossen.

Da trat aus dem kleinen Häuflein der Gaffer, welche Neugier oder Geschäfte in den Regen hinausgeführt hatten, ein junger Mann mit einer Hacke unter dem Arme hervor. Er trug einen großen schwarzen Backenbart, und hatte einen entschlossenen militärischen Blick, den jedoch seine ärmliche bürgerliche Tracht nicht rechtfertigte.

Er kletterte dicht zu dem Kaiser hin und sagte in gutem Französisch:

„Sire, wenn Sie mir ihren Fuß erlauben, so kann ich Ihnen vielleicht aus der Verlegenheit helfen.“

„Wer bist Du?“ fragte der Kaiser zögernd.

„Sire, ich habe die Ehre, Ihr Unterthan zu seyn. Ich stamme aus Straßburg, und focht unter Eurer Majestät bei Jena. Da traf mich eine preußische Kugel in den Schenkel, und beraubte mich des Glückes, auch ferner Ihre Waffen zu tragen. Invalid und ergrimmt über mein böses Schicksal, hinkte ich nach Sachsen herüber, wo ich weitläufige Verwandte aufsuchte. Ich nahm hier mein früheres Gewerbe wieder auf, konditionire als Schuhmachergesell, und bescheert mir der Himmel einiges Glück, so bringe ich es auch wohl noch zum Bürger und Meister.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Wir zogen uns jetzt an der rechten Uferbank der Nordgabel hinauf und bekamen an der entgegengesetzten Seite einen Trupp von Indianern zu sehen, die dort und, wie wir später erfuhren, für Mr. Sinclair arbeiteten. In einer einzigen Woche hatte dieser Trupp 16 Pfund feingewaschenen Goldstaub gewonnen. Sie arbeiteten hart, wurden gut mit Provisionen versehen und bekamen täglich reiche Quantitäten des „starken Wassers“. Mittags rasteten wir ein Paar Stunden in einem freundlichen dicht bewaldeten Thalgrund und stiegen später in einem rechten Winkel von dem Fluß ab, einen von vielen Bächen durchkreuzten, waldigen, aber nicht zu steilen Abhang hinauf.

Während dieses Marsches passirten wir mehrere verlassene indianische Dörfer. Die rundgebogenen Skelete der Hütten zeugten allein von früheren Ansiedlungen. Kein einziges Glied des ganzen Stammes war mehr zu sehen, der Biber mag jetzt dort in Ruhe seine Hütten bauen und das Thier seine Weide suchen. Gegen Abend betraten wir das Thal, das Webers-Fluß bewässert; seine äußere Erscheinung war reizend und das klare Wasser schoß in seinem engen, steilen, felsigen Bett schäumend über große runde Kiesel und niedere Granitblöcke springend hinab.

Die grasigen Abdachungen des Thales sind nach allen Richtungen hin mit kleinen Bächen durchschnitten,

deren Bett von üppigem Unterholz, hohem Gras und Gruppen niederer Eichen bezeichnet wird.

Ein Paar Lager sahen wir mit einem oder zwei roh aussehenden Zelten, alle mit flammenden Feuern davor. Wir hielten ebenfalls und hofften, am nächsten Tage einen Platz zu erreichen, den wir zu unserm Zwecke geeignet finden würden. An diesem Morgen brachen wir sehr frühe auf und erblickten bald verschiedene Gesellschaften von Drei bis Vieren, die theils im Bette des Flusses Goldsand wuschen oder die Schluchten mit ihren Schaufeln und Spaten untersuchten. Das Wetter fing an, entsetzlich heiß zu werden, so in der That, je weiter wir den Sacramento verließen, desto drückender wurde die Luft. Die Seebrise kann nie bis hierher dringen, uns zu erfrischen, und die Luft ist, wenn nicht dann und wann ein frischer Windzug durch das Thal zieht, ungemein schwül.

Wir rückten nur langsam von, erreichten aber doch in einer Stunde etwa eine Gegend, die den Windungen des Stroms nach ungefähr 20 Meilen von da liegen mochte, wo er sich mit dem Amerikanos verband und wo wir beschlossen, unser Glück zu versuchen. Auch hier fanden wir schon eine Art Lager, allerdings nicht in der Ausbreitung, wie in den Mormonen-Minen; dennoch waren die Goldwäscher sehr zahlreich und der größte Theil von diesen Indianer. Einige Wenige arbeiteten im Bett des Stromes, den größten Theil fanden wir aber in den Schluchten, die die Berge hinauf liefen, beschäftigt. Die größte Quantität Goldstaub wurde allerdings am ersteren gefunden, die letzteren lieferte aber die besten Exemplare von Goldklumpen und Goldschuppen. Es wurde uns gesagt, daß die Seitenschluchten, obgleich sie sehr reichhaltig seyen, dennoch ungewisseren Ertrag geben, als der Hauptstrom. Allerdings fand man immer Klumpen von mehreren Unzen Gewicht, versäumte aber auch oft einen ganzen Morgen, ohne das Mindeste zu bekommen, wo hingegen der Mann, der ruhig im Strom blieb und regelmäßig fortwusch, doch sicher seyn konnte, seine eine oder zwei Unzen zu realisiren. Deßhalb beschlossen auch wir bei dem Fluß zu bleiben. Unser erstes Geschäft war nun, zu versuchen, ob wir nicht ein Paar Wiegen herstellen könnten.

In einem ziemlich großen neu errichteten Laden fanden wir einige Kieferbretter, die Forderung dafür aber auch ungeheuer. Wir beschlossen deßhalb dem Beispiel der Indianer zu folgen, die wir bei den Sägemühlen gesehen hatten, das ist: ein Paar starke Bäume zu fällen und sie so auszuhöhlen, daß sie unserem Zwecke dienen konnten. Wir gewannen uns dabei die Hülfe eines ganz artigen und freundlichen Burschen, der uns eine Tagesarbeit für 30 Dollar den Tag zusagte. Er überwachte das Fällen der Bäume und wies uns dann an, wie wir mit der Arbeit vorrückten. Wir fanden das Hauen und Sägen ziemlich anstrengend und fühlten, wie mir schien, die Hitze hier viel stärker, als es weiter unten der Fall gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die mikroskopischen Untersuchungen in Betreff der Cholera bringen englische Blätter Näheres. Die Doktoren Brittan und Swayne hatten sowohl in der Atmosphäre infizirter Orte, als auch in den sogenannten Reißwasser-Entleerungen der Cholerakranken gewisse früher unbekannte organische Körperchen von gleichartiger Beschaffenheit entdeckt, und die nämlichen Substanzen sind jetzt von einem anderen Bristoler Arzte Dr. Budd in allem Trinkwasser der Cholerabezirke und nur in diesem wiedergefunden worden. Wo die Seuche am heftigsten auftrat, fanden sich diese Theilchen am häufigsten in jedem Wasser vor. Dr. Budd zieht aus den gedachten Wahrnehmungen folgende Schlüsse:

1) Die Ursache der Cholera ist ein bestimmter lebender Organismus von eigenthümlicher Spezies.

2) Dieser Organismus, der zur Klasse der Schwämme zu gehören scheint, geht durch Verschluckung in die Eingeweide über und vervielfältigt sich durch Selbstfortpflanzung ins Unendliche.

3) Die Folge davon ist der der Cholera eigenthümliche Durchfall.

4) Die genannten Organismen entwickeln sich nur in den Eingeweiden der Menschen.

5) Diese Organismen werden theils in der Luft verbreitet in unfaßbare Partikelchen, theils in Kontakt mit Lebensmitteln, theils und hauptsächlich im Trinkwasser infizirter Orte. In der Luft mögen sie vielleicht sich längere Zeit mit ihrer ganzen Wirkungsfähigkeit erhalten, im Wasser dagegen, dem Hauptvehikel ihrer Verbreitung, werden sie rasch zerstört und, wie die andern Spezies dieser Klasse, eine Beute der Thierchen höherer Ordnung.

Sind diese Annahmen richtig, namentlich die, daß allein in den Eingeweiden des Menschen sofort das Choleragift erzeugt wird, so würde sich, meint Budd, überall verhindern lassen, daß die Krankheit epidemisch werde. Man brauche nur alles in den Körpern erzeugte Gift sofort zu zerstören und der Wirkung des bereits verbreiteten vorzubeugen. Das erste dadurch, daß man sofort in den Entleerungen der Kranken die Schwämme durch ein chemisches Mittel — z. B. Zinnchlorid — vernichte, das andere, indem man die infizirten Lokalitäten mit Trinkwasser aus cholerafreien Gegenden versorgt oder in dem am Ort vorhandenen Trinkwasser durch Kochen, Distilliren ꝛc. die etwa vorhandenen Körperchen zerstört. Infizirte Häuser müssen geweißt und die von den Kranken benutzten Gegenstände purifizirt werden.

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 162 11. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Ich hoffte," rief der Herzog, „nicht nöthig zu haben, Ihnen das, was sie gegen mich verschuldet haben, vorhalten zu müssen. — Seit drei Monaten weiß ich, daß Sie mit der Herzogin in einem Verhältnisse stehen. — Ich weiß, daß diese edle Leidenschaft Ihnen einen Finger Ihrer Hand gekostet hat." Dabei warf der Marschall einen höhnischen Blick auf Odoart's verstümmelte Hand. „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß zwei Kinder die Frucht dieser schändlichen Verbindung sind. — Sie werden zugeben, mein Herr," fuhr er fort mit drohender Miene, auf den Fürsten zuschreitend, „daß es für den Marschall v. Albufera nicht so viel bedurfte, um solche Schändlichkeiten in Ihrem Blute abzuwaschen."

„Mein Herr," erwiederte Odoart in ruhigem Tone, „wenn alles dieß wahr wäre, so würde der Marschall v. Albufera nicht drei Monate gewartet haben, bis er den Fürsten Metzerski zum Zweikampfe forderte."

„Daß der Fürst Metzerski noch am Leben ist, sagte der Herzog, „rührt nur daher, weil man mir auf dem Schlachtfelde die Beweise dieser schändlichen Intrigue geraubt hat! Ihre Briefe nämlich, die ich um jeden Preis in der Welt wieder erkauft hätte."

„Aber da Sie durchaus einen Beweis Ihres Verrathes haben wollen, so lesen Sie hier einen, der von Ihrer Hand unterzeichnet ist!" — Mit diesen Worten entfaltete er ein Papier, aus dem er Folgendes las:

„Mademoiselle!"

„Ich vertraue Ihnen die beiden Wesen an, die Sie zur Welt kommen sahen, als Sie in Diensten bei meiner geliebten Stephanie waren. Durch eine Amputation zurückgehalten, der ich mich in Folge eines Zustoßes unterwerfen mußte, habe ich meinen einzigen getreuen Freund gebeten, sie von der Amme wegzunehmen und Ihnen zu bringen. Seyen Sie Ihnen so lange Mutter, bis ich denselben wieder eine geben kann."

„Fürst Odoart Metzerski."

„Die Schändliche!" rief der Fürst ganz außer sich, „sie hat Ihnen mein Geheimniß verrathen!"

„Sie hat es mir um zehntausend Thaler verkauft," versetzte der Marschall. „Ich muß aber dieser zarten Person die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß nicht allein Interesse sie geleitet hat, sondern daß sie es in Folge einer Beleidigung that, die ihr von derjenigen zu Theil wurde, die Sie jetzt ihren Kindern zur Mutter gaben." Diese Worte betonte er besonders, weil sie sich auf den Schlußsatz des Briefes des Fürsten bezogen. Ueberdieß leitete sie noch der Wunsch, um jeden Preis aus ihrer demüthigenden Stellung gerissen zu werden, und deßhalb hat sie mir die Mittel an die Hand gegeben, Sie zu überweisen und mich zu rächen!"

„Ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen, mein Herr," versetzte Odoart, sich widersetzend.

„So sind Sie also ein Feigling?" rief der Marschall mit donnernder Stimme.

„Das ist es, was ich erwartete," entgegnete der Fürst mit größter Kaltblütigkeit, indem er zugleich auf eine daneben stehende Glocke schlug. Gleich darauf trat der Graf Boromsoff in's Zimmer.

„Wer ist dieser Mensch?" fragte der Herzog, auf den Grafen deutend.

„Dieser Mensch," erwiederte Odoart, „ist der Graf Boromsoff mein Verwandter, mein Freund, und einer der ersten Männer Rußlands! — Der Herr Marschall," fuhr er an den Greis gewendet fort, „hat mich in einer Aufwallung von Zorn, dessen Ursache aber nur ihn und mich berührt, mich auf die schwerste Art beleidigt. Er hat mich hier, in meinem Hotel einen Feigling genannt, und ich wiederhole dieß in Ihrer Gegenwart, damit man den Kampf auf Leben und Tod, der zwischen uns Beiden stattfinden muß, keiner andern Ursache zuschreibe."

„Es sey darum, mein Herr," versetzte der Herzog in ruhigerem Tone, „ich erkenne in diesem Benehmen den wahrhaft ritterlich gesinnten Mann, und weiß dieß zu ehren. — Wenn ich aber nur Gelegenheit finde, Sie zu tödten, liegt mir im Ganzen wenig an der Ursache unseres Duells."

„Ich stehe zu Ihren Befehlen, mein Herr," entgegnete der Fürst kurz, sich vor dem Marschall verbeugend.

„Ein Duell ohne Zeugen," rief Boromsoff aus, „das ist unmöglich und würde für einen Mord gehalten werden."

Digitized by Google

„Von zwei Männern, wie der Herzog und ich,“ versetzte Odoart streng, „kann man kein Verbrechen voraussetzen. Wir werden uns also allein schlagen, mit Gott als Zeugen, und mit unsern Gründen als Entschuldigung.“

„Nehmen Sie Ihre Waffen,“ sagte der Herzog, „ich habe meine Pistolen bei mir.“

„Ich glaubte Sie zu beleidigen, wenn ich andere wählte,“ antwortete der Fürst. „Ich nehme deßhalb die Ihrigen, so wie Ihren Wagen an, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Zustimmung dazu geben.“ Damit drückte er dem Grafen die Hand, indem er zugleich auf einen Papierstoß deutete, der auf seinem Schreibtische lag, und leise hinzusetzte: „Ich habe dieses Unglück vorausgesehen, verbrennen Sie diese Briefe und denken Sie an meine Kinder!“ . . .

Die beiden Gegner begaben sich weg und der alte Freund des Fürsten, sank von Schmerz überwältigt auf einen Stuhl zurück. Nach einigen Minuten faßte er sich aber wieder, und seine ganze frühere Kraft wieder findend, eilte er aus dem Bibliothekzimmer und verschwand.

XIX.

Das Duell.

Im Gehölz von Boulogne standen damals noch die Ueberreste des alten Klosters von Bongchamps. Diese hatte sich der Marschall als günstigen Platz zu einem Stelldichein ausersehen, und dahin fuhr auch der Wagen, in welchem die beiden Gegner den weiten Weg unter Stillschweigen zurückgelegt hatten. Einige Hundert Schritte vor den Ruinen ließ der Marschall halten, und der Fürst und er stiegen aus.

„Mein Herr,“ sprach der Marschall, „dieser Wagen wird denjenigen aufnehmen, der den andern überlebt.“ Zugleich nahm er sein Pistolen-Kistchen zur Hand und vertiefte sich, von Odoart gefolgt, in das Gebüsch, der sich einer schmerzlichen Empfindung nicht erwehren konnte. Bei dem Gedanken, daß ein mächtiges Geschick ihn zwang, das Wort nicht aussprechen zu dürfen, das sogleich den Marschall veranlaßt hätte, sein Unrecht einzusehen und ihm Ehrenerklärung zu geben.

Die rauhe und kurz angebundene Stimme seines Gegners erweckte ihn aus seinen düsteren Betrachtungen, indem ihn dieser fragte: „Ist diese Stelle Ihnen genehm?“ während er zugleich auf die Ruinen der Abtei deutete, in deren Mitte sie sich befanden.

Odoart erhob mechanisch den Kopf und erwiederte mit sichtbarer Gleichgültigkeit: „Vollkommen!“

„Wählen Sie selbst Ihre Waffe, mein Herr,“ sprach der Marschall ihm die beiden Pistolen hinhaltend; „weil sie mir gehören, muß dieß so seyn.“

Odoart nahm, ohne zu wählen und ohne zu untersuchen, das Pistol, das ihm zunächst zur Hand war.

„Und nun,“ fuhr der Herzog fort, „die gewöhnliche Entfernung.“ Zugleich maß er zwanzig Schritte ab, worauf er sich dem Fürsten wieder näherte und mit plötzlich veränderter Miene und Ton, ganz außer sich vor Wuth, die um so heftiger war, als er sich seit einer Stunde hatte bezwingen müssen, rief: „Sie haben wohl begriffen, daß ich, um Sie zu tödten, Sie hieher geführt habe, Fürst Metzerski! — Sie können sich wohl denken, daß es sich um ein Duell auf Leben und Tod handelt. — Daß einer von uns zu viel auf der Welt ist, und sogleich einer von uns fort muß! Es gibt aber ein heiliges Recht, das des beschimpften Mannes, welches ich für mich in Anspruch nehme, und worauf ich fest bestehe. Der erste Schuß gehört mir!“

„Ich wollte Sie so eben selbst daran erinnern,“ versetzte Odoart gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefel Napoleon's.

(Fortsetzung.)

Napoleon hatte, als der Fremde auf sein Gewerbe zu sprechen kam, ihm seinen Fuß hingegeben. Der Geselle kniete vor dem Kaiser nieder, und hielt dessen Fuß in den Händen.

„Ha, welch' ein schöner Fuß!“ rief er mit handwerksgemäßem Entzücken; denn Napoleon hatte wirklich einen kleinen, sehr schön geformten Fuß, und pflegte denselben mit einiger Sorgfalt und Eitelkeit. — „Unter allen Kunden meines Meisters hat nur ein Einziger einen eben solchen Fuß, ein junger Advokat ohne Praxis, der von seinem Gelde lebt, und mit dem Dresdener Straßenpflaster wenig in Berührung kommt, um sein Pedal nicht zu verwahrlosen. Und welch' ein glücklicher Zufall, daß ich eben auf dem Wege war, diesem eleganten Herrn ein Paar schöne, nagelneue Stiefeln hinzutragen! Mein sicheres Augenmerk müßte mir ganz untreu geworden seyn, wenn sie Euerer Majestät nicht wie angegossen paßten.“

Bei diesen Worten band er seine Hocke auf, zog ein Paar blankgewichste Stiefel hervor, und ehe der Kaiser es sich versah, war sein Fuß bekleidet.

„Gelt, Sire, der Stiefel sitzt wie angegossen? Jetzt lassen Eure Majestät mich schnell Ihren alten Stiefel vom andern Fuße ziehen, und gegen den neuen umtauschen. Welch' eine Pfuscharbeit, Sire,“ fügte er hinzu, während er den alten Stiefel abzog, „dieses Gemächte wäre Ihnen Stückweise vom Fuße gefallen. Für diese neuen Stiefel stehe ich! ich selbst“ — sagte er mit Stolz — habe Sie zugeschnitten und genäht.“

„Aber Dein Meister wird böse seyn, und der junge Advokat noch mehr, wenn er seine bestellten Stiefel

nicht zur rechten Zeit erhält," sagte der Kaiser lächelnd.

„Er mag sich nur gedulden. Ich habe noch ein Paar ältere Stiefel von ihm zum Ausbessern zu Hause. Diese flicke ich ihm in aller Eile kräftig zusammen, und er soll sich einstweilen damit behelfen, bis die andern neuen Stiefel fertig seyn werden. Besser er läuft einige Tage in schlechtem Schuhwerke umher, als daß Eure Majestät zu spät in die Schlacht kommen."

„Schon gut, mein Braver!" erwiederte der Kaiser in guter Laune. „Geld habe ich nicht bei mir. Ich muß erst die Feinde schlagen, vielleicht fällt da einige Beute für mich ab, um Dir Deine Stiefel zu bezahlen. Aber gleich nach der Schlacht — hörst Du — besuche mich im Schlosse; dort wollen wir Abrechnung halten."

Er schwang sich auf sein Pferd, grüßte mit der Hand und ritt hinweg. Als er den freien Platz erreichte, nahm ihn ein dort aufgestelltes Infanterie-Regiment in Empfang. Ein „Vive l'Empereur!" erschallte, und die donnernden Klänge der Feldmusik rissen den Sohn der Zeit dem Schlachtfelde zu.

Ein Paar Stunden später war die Schlacht entschieden. Die Glocke des Kreuzthurmes, welcher nach langem, drückendem Schweigen der Kampf wieder die Zunge gelöst hatte, schlug die fünfte Stunde; der Sturm dämpfte und zerstäubte den dumpfen Ton und trug ihn stammelnd über die befreite Stadt dahin. Da vernahm man vom Wilsdruffer-Demolitionsplatze her Pferdegetrappel. Napoleon kam. Sein grauer Ueberrock triefte vom Wasser; die Krempe des kleinen Hutes war vom Regen herabgeweicht und klappte, wie das Pferd sich bewegte, auf und ab auf dem starren Nacken, der durch so viele Jahre das Geschick der Welt getragen. Dahinter folgte, durchnäßt wie ihr Kriegsgott, die alte Garde; von ihren Bärten und den kurzen dicken Haarzöpfen tropfte der Regen herab.

Von der Wilsdruffergasse aus bildeten mehrere französische Regimenter Spaliere, um den Cäsar zu empfangen. Viele Soldaten, mit verbundenen Köpfen, ohne Czako, standen mit in Reih' und Glied, ihre Augen blitzten und ihre bleichen Gesichter färbten sich, als ihr Meister heranzog. Einige todtgeschossene Franzosen lagen mitten in der Straße. Aber ihre lebenden Kameraden zogen die Leichname auf das Trottoir hin, und traten vor ihnen dichter zusammen, um den Blicken des Kaisers diese blutige, untröstliche Seite seines Werkes zu ersparen. Fernhin ächzte die verendende Schlacht in immer schwächerem Kanonendonner aus.

(Schluß folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

8. Juli. Gestern waren wir vom frühen Morgen bis spät am Abend beschäftigt gewesen, unsere Wiegen auszuhöhlen. Während wir zusammen vor dem Zelte saßen und nach dem Essen ein Paar Züge aus unseren Pfeifen oder Zigarren thaten, sahen wir, wie das Lager unter uns in volle Bewegung gerieth. Die Leute liefen aus ihren Zelten und schrien ihren Nachbarn etwas zu, und nach und nach bildete sich eine Gruppe um einen Reiter, der gerade dort bei ihnen anhielt. Neugierde trieb auch uns hinunter nach Bonnells-Hütte, bei welcher die ganze Sache ihren Ursprung gefunden zu haben schien. Kaum aber hatten Bradley und ich uns durch die Menge einen Weg gebahnt, so erkannten wir auch augenblicklich die Züge des Oberst Mason.

Der Oberst, der seine Uniform trug, war eben und wie es schien, in der Absicht abgestiegen, durch die Minen einen Spaziergang zu machen. Wenige Minuten später kam mein Freund Sherman ebenfalls herbei, und wir befanden uns bald in einer sehr lebhaften Unterhaltung über den Golddistrikt. In der That wollte der Gouverneur eben die Minen inspiziren, um seinen Bericht darüber an das Kabinet in Washington zu machen. Ich vergaß nicht, Lieutenant Sherman für seinen Empfehlungsbrief an Kapitän Sutter zu danken und ihm zu erzählen, wie freundlich mich der Kapitän aufgenommen habe. Dann schloß ich mich der Unterhaltung an, welche die Umstehenden mit Oberst Mason begannen. Und dieser wurde jetzt hauptsächlich gefragt, was die Regierung, besonders die Goldminen betreffend, thun würde. Der Oberst mochte wohl nicht gern mit seiner eigenen Meinung darüber heraus, deutete jedoch an, daß er glaube, es würde vom Kongreß nur klug gehandelt seyn, wenn er Beamte und Arbeiter herüberschicke und augenblicklich an irgend einem bequemen Platz der Küste eine Münze anlegte. Er gestand vollkommen die Schwierigkeiten ein, die Männer unter Umständen wie die gegenwärtigen bei ihren eingegangenen Verpflichtungen zu halten, sagte aber auch, es müßten jedenfalls Schritte gethan werden, das System der Desertion unter den in Monterey und San Franzisko einquartirten Truppen zu hemmen. Allerdings müßte die Löhnung der Soldaten erhöht werden. „Sie aber," und er wandte sich dabei gegen die ihn umstehenden Männer, „werden auch als gute Bürger verpflichtet seyn, mit allen Ihren Kräften bekannte Deserteure, Männer, die ihre Fahnen verlassen und das Land in Gefahr brächten, um in den Minen ein trunkenes Leben zu führen, auszuliefern."

Oberst Mason besuchte hiernach Kapitän Weber's Laden, wohin ihn Bradley begleitete. Als dieser zurückkehrte, sagte er uns, der Oberst und sein Stab beabsich-

tige, noch an demselben Nachmittage nach Suttersfort zurückzukehren und wollte einige Meilen unterhalb der Sägemühle die Nacht auslagern. Bradley nahm mich dann bei Seite und frug mich, ob ich nicht glaubte, daß dieß eine gute Gelegenheit seyn würde, unsern bisher gesammelten Goldstaub an den Kapitän Sutter zu übersenden, der für mäßige Kommissionsgebühren ihn für unsere Rechnung einem Kaufmanne in Monterey übergeben könnnte. Das Gewicht desselben wurde schon lästig, und wir befanden uns noch außerdem in fortwährender Angst, daß uns irgend Etwas damit passiren könnte. Jetzt wäre die Zeit, meinte Bradley, Alles das, was wir bisher erbeutet, in Sicherheit zu bringen. Er kannte Oberst Mason, hatte auch in der That unter ihm gedient und wollte, wenn sich die übrige Gesellschaft dazu verstände, es übernehmen, das Gold unter dem Schutz des Obersten nach Suttersfort sicher und gut hinunterzuschaffen.

Dieser Vorschlag hatte viel für sich, und Oberst Mason versicherte, als er darum angegangen wurde, Mr. Bradley mit dem größten Vergnügen solchen Schutz angedeihen zu lassen, als seine Begleitung ihm gewähren könne. Wir riefen deßhalb unsere Gesellschaft zusammen, und nachdem wir sämmtlichen bis jetzt gewonnenen Goldstaub oder fast die ganze Quantität, herbeigebracht und gewogen, fanden wir, daß er 27 Pfund 3 Unzen Troy, also etwa im Werth von 4600 Dollars, betrug.

(Fortsetzung folgt.)

Freitag den 5. Oktober 1849.

Lukretia Borgia.

Oper von Donizetti.

(Erste Aufführung.)

Abgesehen von der ästhetischen Frage, ob man überhaupt eine Giftmischerin ex professo zum Vorwurf einer musikalischen, einer künstlerischen Behandlung machen darf und soll, so bietet das Sujet im Einzelnen viele glückliche lyrische und dramatische Momente, die der Komponist wohl zu nützen verstand.

Anlangend die Aufführung, so freuen wir uns, in unserer Beurtheilung des Personals bei Gelegenheit der ersten Oper uns nicht übereilt zu haben, freuen uns, Madame Fröhlich-Froitzheim in einer Partie vorgeführt bekommen zu haben, in der sie den ganzen Reichthum ihrer musikalischen und dramatischen Bildung entfalten konnte: das rechte Maß und Ziel in den Momenten der höchsten dramatischen Steigerung zu halten, die Fülle der Leidenschaft in Schranken ästhetischer Berechnung und künstlerischen Bewußtseyns zu bannen, sind Eigenschaften, zu der man jeder Künstlerin nur Glück wünschen darf. Madame Froitzheim besitzt eine markige Mezzo-Sopranstimme von wohlthuender Wirkung bis in die tiefsten Korden, und von einem sorgfältigen Studium der verschiedenen Register zeugt es, daß sie im Stande ist, auch höher gelegene Partien singen zu können: nur hätten wir ihr gerade diese, namentlich in der Höhe so anstrengende Partie, nach einer fatigirenden Reise und höchst einflußreichem Stimmwechsel, in ihrem Interesse nicht zur Auftrittspartie gewünscht. So lobenswerth es von Herrn Steinhauer ist, recht tüchtig in den Chören mitzuwirken, so möge er dieß doch nicht auf Kosten seiner Solopartie thun, indem Chor- und Soloansatz ganz verschiedene Dinge sind, und eine vorangehende Ueberanstrengung im Chor auch ein unangenehmes Forciren im Solo zur unausbleiblichen Folge hat. Fräul. Herbold rechtfertigte auch in ihrer zweiten Partie vollkommen unser neulich ausgesprochenes Urtheil, sang dießmal auch sichtlich sicherer, und zeigte, daß sie bei fleißigem Studium auch eine ganz hübsche Koloratur bekommen wird. Herrn Wege müssen wir das Zeugniß großen Fleißes und des besten Willens geben, dabei aber nur die Bemerkung wegen des monotonen ungedeckten Ansatzes wiederholen, was gerade in einer stets in der Höhe sich bewegenden Partie für die Dauer sehr wehe thut, und am Ende in ein förmliches Schreien überzugehen droht. Doch, wenn erst mehr Sicherheit und Ruhe im Spiel eingetreten ist, wird auch mehr Aufmerksamkeit auf den Gesang, den wir übrigens als recht korekt bezeichnen müssen, gewendet werden können. Die kleineren Partien thaten sämmtlich ihre Schuldigkeit, und namentlich bestätigte Herr Erk unsere neuliche lobende Bemerkung. Chor und Orchester! — zwei fromme Wünsche, wenn man sie an einer kleinen Bühne in der Vollendung treffen will: doch ließe sich Manches noch erzielen, Manches vermeiden: Präzision im Takt ist doch eine Elementar-Anforderung an jeden Musiker, und dann sollten doch die Herren vom Chor stets bei Zeiten auf der Bühne seyn, um nicht erst im 10., 12. Takte eines Chores beginnen zu können, wie es im E-dur Chor $\frac{6}{8}$ Takt des zweiten Aktes war. Genaueres, kouragirteres Einsetzen der Blechinstrumente, namentlich der Hörner nach längeren Pausen, reinere Intonation der Pässe, reinere Stimmung der Pauken, die dießmal durchweg $\frac{1}{4}$ Ton zu hoch waren, mehr Piano beim Akkompagnement der Solonumern sind Dinge, die wir, zum Theil wiederholt, anempfehlen müssen.

Ausstattung und Garderobe war jeder Anforderung genügend, und wünschen wir nur, daß eine gleichmäßige Theilnahme des Publikums der Direktion ein gleichmäßiges Fortführen der Sache möglich macht.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 163 13. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Der Herzog blickte ihn voll Erstaunen an, bemerkte aber nicht die mindeste Unruhe oder Bewegung in seinen Zügen, was seine Wuth noch mehr steigerte. — Sie stellen sich nun einander gegenüber auf. In diesem Augenblick ließ sich ein leises Geräusch hören, und wären die beiden Gegner weniger mit ihren Absichten beschäftigt gewesen, so würden sie daselbst einen vor Angst und Verzweiflung bleichen Greis bemerkt haben, der mit gespannter Erwartung den Ausgang überwachte. Es war dieß der treuergebene Freund Odoarts, der Graf Voromsoff, der sich den besten Renner des Fürsten hatte satteln lassen und den Feinden nachgejagt war, nachdem er jedoch noch unterwegs einen Rettungsanker ausgeworfen hatte, von dem aber kein Nutzen zu hoffen war, weil die Gegner so sehr mit ihrem Kampfe sich beeilten!

Odoart stellte sich aufrecht hin, senkte seine Pistolen zu Boden, warf dem Gegner einen herausfordernden Blick zu, und erwartete, was geschehen würde. Dieser drückte ab, ohne jedoch den Fürsten zu treffen. —

„Nun ist die Reihe an Ihnen, mein Herr," rief ihm der Marschall mit einer Stimme zu, in der sich Erstaunen und Wuth ausdrückten.

Statt einer Antwort deutete sein Gegner auf die rothe Frucht eines Vogelbeerbaumes, der mitten im Gehölze, fünfzig Schritte von ihm entfernt stand, zielte auf den Ast, an dem die Frucht hing, und schoß ihn herab!

„Was soll dieß heißen," rief der Marschall ganz außer sich, indem er auf den Fürsten zustürzte, „wollen Sie mir etwa gar das Leben schenken?"

„Mein Herr," erwiederte Odoart, „ich weiß diese Waffe so gut zu handhaben, daß ein Duell mit mir ein Mord von meiner Seite wäre, denn ich fehle keinen Schuß."

„Das hätten Sie mir zuvor sagen sollen, ehe Sie mich Feuer geben ließen."

„Ich hatte meine Gründe, die mich zu schweigen veranlaßten," erwiederte der junge Mann; „aber ich schlage Ihnen einen Ausweg vor, um die Partie gleich zu machen, — nämlich nur eine Pistole zu laden, um die Wahl dem Zufall zu überlassen."

„Ich nehme es an," sprach der Herzog, der sich auf seine gute Sache verließ, und um jeden Preis seinen Gegner aus dem Leben spediren wollte. Hierauf nahm er eine der Pistolen und lud sie sorgfältig, damit sie ja nicht in der Hand dessen versage, der sich ihrer bedienen würde. Dieser fürchterliche Kampf, in welchem nur das Loos entscheiden sollte, erfüllte aber den verborgenen Zeugen mit solchem Schrecken, daß er aus dem Gebüsche hervorgestürzt kam und ausrief:

„Dieser schreckliche Kampf darf nicht stattfinden. Ich werde es nicht dulden!"

„Wieder dieser Mensch," sagte der Marschall zum Fürsten. „Werden wir denn bewacht, oder ist er vielleicht auf Ihren Befehl hier?"

„Der Graf v. Voromsoff empfängt von Niemand Befehle, Herr Herzog, versetzte Odoart; „ihn hat wahrscheinlich nur seine Anhänglichkeit an mich hierher geführt; allein zum ersten Mal in meinem Leben muß ich ihm sagen, daß seine Anwesenheit mich beleidigt, und ich erwarte von seiner Ergebenheit gegen mich, daß er sich wegbegibt."

„Dieser Aufforderung muß ich gehorchen," erwiederte der Graf. „Gott möge uns Beide beschützen, denn die Kugel, die Dich trifft, wird zwei Seelen vor seinen Richterstuhl führen!" Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, der Herzog aber, dem plötzlich ein Gedanke aufstieg, hielt ihn zurück, indem er sprach:

„Bleiben Sie, mein Herr, Sie sollen über unser Geschick entscheiden und uns, wenn es Ihnen beliebt, die unter diesem Schnupftuch verborgenen Waffen anbieten."

„Es sey!" erwiederte Voromsoff, die Pistolen ergreifend, „ich willige ein, und wie hart auch mich der Auftrag ankommt, so will ich ihn doch noch lieber vollziehen, als mich entfernen!" — Nachdem er einige Male die Waffen, die er unter dem Schnupftuch verborgen hielt, gewechselt hatte, bot er sie den beiden Gegnern an, welche sich hierauf wieder von einander entfernten.

Voromsoff's Angst war so groß, daß er nicht mehr wußte, welches die geladene und welches die ungeladene Pistole sey, und er war daher außer Stande, zu sagen, welchem der beiden Gegner er das Leben des andern in

Digitized by Google

die Hand gegeben habe. Der Marschall legte auf seinen Gegner an, allein der Stein schlug, ohne zu zünden, auf die leere Pfanne!“ — Zum Zweitenmal hatte ihn das Glück im Stiche gelassen.

Odoart erhob jetzt den Arm, schoß in die Luft und warf sein Pistol zu Boden.

„Teufel!“ rief der Herzog, außer sich vor Wuth, „schon zum zweiten Male schenkt er mir das Leben!“

„Ich habe Ihnen ja bereits gesagt,“ erwiederte der Fürst kalt, „daß ich mich schlagen, aber nicht meuchelmorden will.“

„Aber ich will Sie tödten! Ich will Sie tödten, weil sie mich hintergangen haben, wie ich auch die tödten werde, die mich verrathen hat!“ schrie der Marschall, der gar nicht mehr wußte, was er that; und wie er eben auf seinen Gegner zustürzte, um ihn den Kolben seiner Pistole in's Gesicht zu schlagen, der so wenig, wie Boromsoff, auf einen so plötzlichen und unvorhergesehenen Angriff gefaßt war, ließen sich plötzlich die Worte hören: „Im Namen des Kaisers haltet ein!“

Die drei handelnden Personen wandten sich um und sahen sich von sechs berittenen Gendarmen, von einem Ordonnanz-Offizier des Kaisers geführt, umgeben.

„Herr Marschall,“ sagte dieser, „der Polizeiminister war diesen Morgen in den Tuillerien, wo er das Duell erfuhr, das Sie mit dem Fürsten Metzerski beabsichtigen, und ich bringe Ihnen in größter Eile ein Billet Seiner Majestät, des Kaisers.“

Bei diesem eben so gefürchteten, als geachteten Namen legte sich der Zornes-Paroxismus des Marschalls, der das Papier nahm und las:

„Marschall,

Sie sind ein Narr. Hundert Frauen sind das Leben eines Tapfern, wie Sie, nicht werth! Ich befehle Ihnen zu leben, und verbiete Ihnen, sich für Jemand Andern als für mich, zu schlagen.

Napoleon.“

„Es sey, mein Herr,“ sprach der Herzog zu dem Offizier, „ich werde gehorchen; aber wenn eine Frau schuldig ist,“ murmelte er vor sich hin, „und das Leben eines Tapfern nicht aufwiegt, so verdient sie wenigstens den Tod aus der Hand des Tapfern, den sie entehrt hat.“ Mit diesen Worten stürzte er aus dem Gebüsche und eilte seinem Wagen zu, in den er sich mit der Worten setzte: „Kutscher, in den Pallast der Königin von Holland!“ . . .

* * *

Während dieser Ereignisse im Gehölze von Boulogne lag eine noch schöne Frau, auf deren Zügen aber Erschöpfung und Leiden sichtbar waren, vor einem Christusbilde auf den Knien, das sich in einer kleinen Hauskapelle befand. In ihren Händen hielt sie einen Brief, auf welchen von Zeit zu Zeit hieße Thränen herab träufelten. Dieser Brief enthielt Folgendes:

„Madame!

Sie haben sich edel und barmherzig gegen mich gezeigt. Sie haben mir mehr gegeben, als das Leben, indem Sie das des Mannes retteten, der mich um Ihretwillen vergißt und den ich nie vergessen kann! Sie haben meine Bitte erhört, indem Sie zugleich Ihre Ehre preisgaben, durch eine Unwahrheit, die Ihnen aber Gott hoch anrechnen wird, indem er Ihnen auf Erden ein Glück bescheeren wird, das mir nicht zu Theil werden sollte!

So schuldvoll aber auch ich in Ihren Augen erscheine, so kann ich Sie doch aufs Heiligste versichern, daß nur der Schein gegen mich ist und der einzige Vorwurf, den ich mir zu machen habe, besteht darin, daß Sie durch mich, obwohl ich nur die Ursache bin, in die Lage versetzt wurden, in der Sie sich jetzt befinden, und daß ich den Mann nicht vergessen konnte, der mir einst so nahe stand! Ich hoffe deßhalb auf die Vergebung des Himmels, obgleich ich sie von Menschen nicht zu erwarten habe! Erhören Sie noch die weitere Bitte einer Sterbenden: Lieben Sie nicht nur ihn, sondern auch seine Kinder. Vergessen Sie, daß sie die meinigen sind, und seyen Sie Ihnen Mutter. Theilen Sie ihnen nie mit, daß Sie Ihnen nicht das Leben gegeben haben. Pflanzen Sie in ihre Seelen Ihre Tugenden, denn ich werde sie nie wieder sehen, obgleich sie der einzige Trost für mich waren in dem traurigen Geschicke, das mich verfolgte.

Stephanie.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Stiefel Napoleon's.

(Schluß.)

Eine halbe Stunde später drängte sich, der erhaltenen Weisung folgsam, unser Gesell unter Anstrengung und Rippenstößen durch das Hauptportal in den innern Raum des Schlosses, welches Napoleon bewohnte. Es kostete beispiellose Mühe, sich durch die Gaffer, Wachen und Hofbedienten aller Art durchzuwinden, und im Schloßhofe mußte er über die wirr durcheinander gestreuten eroberten Kanonen klettern, die hier als Trophäen aufgefahren werden sollten. Endlich, nach tausend Anstrengungen, oftmals zurückgewiesen, aber mit französischem Trotze jedes Hinderniß überwiegend, hatte er das zweite Stockwerk erklommen, und stand vor jenem, an den Parade-Audienzsaal gränzenden Zimmer, welches der Kaiser der Franzosen sich hatte einräumen lassen. Der Portier machte Schwierigkeiten, ihn einzulassen; aber als der Gesell ihm sein Abenteuer treuherzig erzählte, schien es seine Richtigkeit zu haben, und man ließ ihn ein. Die hohen, von Gold- und Seidentapeten flimmernden Wände, welche die einstige Pracht des

polnischen Königthums nachblitzten, und die großen Decken- und Wandgemälde mit den kecken, nackten Götterscenen, von Sylvesters üppigem Pinsel gemalt, machten dem Burschen bange. Es war ihm nicht mehr so frei ums Herz, als vorher unter freiem Himmel, wo ihm in Sturm und Nässe der große Kaiser mehr als Mensch zum Menschen begegnet war.

Dieser saß auf einem Ruhebette; sein Kammerdiener kniete vor ihm, und war eben beschäftigt, ihm den einen Stiefel, der vom Regen dergestalt verschwollen war, daß er sich nicht mehr ausziehen ließ, mit einem Federmesser vom Fuße zu schneiden. Diese grausame Operation an seinem Kunstwerke ging dem armen Gesellen durch die Seele, und er stieß unwillkürlich einen leisen Schrei aus.

Napoleon blickte auf, und bemerkte jetzt erst den demüthig an die Thür hingedrückten Gesellen.

„Gut, daß Du da bist," sagte er mit herablassender Freundlichkeit. „Sieh', Deine Stiefel haben nicht lange gedauert; ich kann sie nicht mehr tragen."

„Aber ausgehalten haben sie doch, Sire," erwiederte der Gesell, sich ein Herz fassend. „Bei dem grausamen Unwetter will das schon etwas heißen, und auch jetzt noch sind sie so fest und stark, daß man sie herunterschneiden muß."

„Schon recht, sie haben gut gehalten; denn ich bin heute in der Schlacht nicht eben sanft aufgetreten. Aber jetzt muß ich Dir die Stiefel auch bezahlen. Bitte Dir eine Gnade aus!"

Da maß der Bursche den Kaiser mit blitzenden Augen. „Sire," sagte er, „wenn ich etwas verlangen darf, so sind es diese Stiefel, die meinen Kaiser getragen haben."

„Diese Stiefel? Nun gut, Du sollst sie haben. Aber Du mußt nun auch Bürger und Meister werden, und dazu wird diese Börse besser helfen, als jene zerschnittenen Stiefel. Und nun gehab' Dich wohl, ich habe heute wenig Zeit."

Der Gesell steckte die Börse ein, packte mit Inbrunst die nassen Stiefel zusammen und eilte nach Hause. Die Börse enthielt 300 Napoleonsdor.

Er war schon seit mehreren Jahren Bürger und Meister, hatte tüchtig Arbeit, eine brave Frau und zwei Knaben, als der Baron B—k, eine seiner Kundschaften, ihm die Stiefel Napoleon's feil zu machen suchte. Baron B—k war damals Vorsteher des weltberühmten grünen Gewölbes, ein glücklicher, aber auch so leidenschaftlicher Sammler, daß er später, weniger aus Geiz, als aus wilder Liebhaberei, einige kostbare Kunstgegenstände veruntreute, was seinen bürgerlichen Tod zur Folge hatte.

Der Schuhmacher war um keinen Preis zu bewegen, jene ihm unschätzbare Relique seines Kaisers herzugeben. Aber bald darauf verfiel er in ein Nervenfieber und starb. Seine Wittwe widerstand den erneuten Kaufanträgen des Barons nicht so unerschütterlich, wie er. Die Stiefel gelangten um eine anständige Summe in den Besitz des Barons, und gingen nach der angedeuteten unglücklichen Katastrophe desselben, in die öffentlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft über.

Im historischen Museum zu Dresden steht auf einem eigens dazu gefertigten Postamente ein Stiefel-Paar, wohl erhalten, nur daß der eine an der Ferse aufgeschnitten ist. Sie sind noch immer wasserhart, und zeigen genau die Formen jenes zierlichen Fußes, welcher die Welt so schonungslos zertreten. Es sind „Napoleon's Stiefel."

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Bradley stellte der Gesellschaft hierüber eine Quittung aus, und er verpflichtete sich, eine gleiche von Kapitän Sutter zurückzubringen. Der Goldstaub wurde dann in einen kleinen Mantelsack durch zahlreiche Seile fest zusammengeschnürt, gepackt und auf den Lastsattel eines Extrapferdes gebunden. Neben diesem wollte Bradley reiten, den Zügel desselben um seinen Arm schlingen und das Schleppseil vom Hals des Pferdes an seinem eigenen Sattel befestigen. Er war gut mit Pistolen und Büchse bewaffnet und brach mit Oberst Mason's Gesellschaft einige Stunden vor Sonnenuntergang auf, so daß sie den Fluß noch vor Dunkelwerden kreuzen konnten; den übrigen Weg wollten sie bei Mondenlicht zurücklegen.

Mittwoch den 12. Juli. Wir beendeten bis spät am Sonnabend unsere Wiegen, ließen aber dann die Arbeit bis Montag ruhen. Einige der Bergleute wuschen jedoch auch den Sonntag fort, die Meisten machten aber einen Rasttag daraus und rauchten und schliefen abwechselnd im Schatten. Ich ging durch die Grabeplätze und hörte, daß viele von den Arbeitenden an einem Wechselfieber litten, was mich übrigens gar nicht in Erstaunen setzte. Schlechte Diät, täglich der Sonne bis zur größten Hitze ausgesetzt, dann die kalte, feuchte Nachtluft, das Alles mußte dahin wirken, die nicht daran gewöhnten Konstitutionen zu erschüttern. Als ich zum Zelte zurückkehrte, sah ich nach meinem kleinen Medizinvorrathe, der, wie ich Ursache hatte zu glauben, bald sehr verlangt werden würde.

Am Montag begannen wir auf die alte Art, gruben, trugen Wasser und schaufelten die Wiege. Die Sonne brannte mit ungeheurer Kraft nieder und machte fast Allen, besonders aber Malcolm, der sehr viel klagte, plötzliche Kopfschmerzen. An diesem Tage erübrigten wir doch sehr viel, wir gewannen 9 Unzen mit der einen und 7½ mit der andern Maschine. Abends klagte Malcolm noch immer

mehr über seinen Kopf, und da augenblicklich ein Fieber in ihm stack, gab ich ihm eine Dosis Calomel und eine, das Fieber vertreibende Mischung, die ihm gegen Morgen Linderung zu verschaffen schien.

Bradley erschien den Vormittag nach einem ermüdenden Ritte von Suttersfort; er hatte den Kapitän getroffen, das Gold überliefert und das Geschäft in Ordnung gebracht. Wir arbeiteten hart den ganzen Tag. Abends kam ein Mann ins Zelt gekrochen, um sich zu erkundigen, ob wir etwas Medizin hätten, die wir verkaufen wollten. Ich sagte ihm, daß ich ein Arzt sey und frug ihn, was ihm fehle. Er hatte an einem Wechselfieber gelitten, das schon mehr den Charakter eines schwachen Typhus annahm. Ich gab ihm Chinin und sagte ihm, daß er sich hinlegen und schonen müsse. Er versprach es mir; schon am nächsten Tage aber und in seinen Fieberansätzen sah ich, daß er mit der Pfanne arbeitete. Die Nachricht übrigens, daß ein Doktor im Lager sey, verbreitete sich bald, und ich werde fortwährend aufgefordert, für Kranke zu verordnen. Eine Unze Gold ist das Gewöhnliche, was ich dafür bekomme, und die Arbeit ist allerdings einträglicher und weniger mühsam, als an der Wiege zu stehen. Eins aber ist ein großes Hinderniß bei der Sache; die Leute wollen auch wirkende Medizin haben, und da ich die kleine Quantität, die ich mitgebracht, nicht gern weggeben will, weil wir sie wahrscheinlich noch für unsere Gesellschaft brauchen werden, so muß ich dort meine Praxis gewöhnlich unterbrechen, wo Medizinen absolut nöthig sind. Die eingebornen Kalifornier, Indianer wie Weiße, haben ein Universalmittel für alle fieberartige Krankheiten im Allgemeinen. Es ist das sogenannte Temascal, eine Art heißen Luftbades, nicht unähnlich einem Schilderhaus aus Weiden geflochten und später mit Erde überdeckt, bis es luftdicht wird. An den Weberfluß-Goldwäschereien steht eine solche Maschine, welche die Indianer in den letzten Tagen gebaut haben. Einer von ihnen gebrauchte es diesen Nachmittag zum ersten Male. Ich kann sagen, daß ich wirklich erstaunt bin, ihn am Leben zu sehen. Nachdem ein großes Feuer dicht vor der Oeffnung entzündet war, die kaum groß genug schien, daß sich ein kleiner Mann hindurchdrängen konnte, ließ man es nach und nach abbrennen, während es jedoch die Luft auf ungewöhnliche Weise erhitzt hatte. Hier hinein arbeitete sich der Indianer, und er blieb darin, bis er in den vollkommensten Schweiß gerieth, dann aber sprang er heraus und augenblicklich in den eiskalten Strom. Hier plätscherte er ein Paar Minuten herum, kroch dann wieder ans Ufer und lag erschöpft auf der Erde.

Die Atmosphäre ist noch entsetzlich schwül, und die Bergleute, die am Fluß und nicht im Schatten arbeiten, sind mehrmals zum Tode erschöpft unter den Anstrengungen niedergesunken. Auch Kolik hat sich durch die ungesunde Nahrung hie und da gezeigt, überhaupt sieht die ganze Sache in dieser Jahreszeit nichts weniger als freundlich aus.

Sonnabend den 15. Juli. Wir haben eine große Partie Indianer gemiethet, für uns in den Ravins zu arbeiten; sie gehören dem Schlangenstamme an und scheinen ein armer Trupp halb verhungerter Wesen; wir bezahlen sie in Provisionen und geben ihnen zuweilen einen Schluck Pisko.

(Fortsetzung folgt.)

Hinkeldeyzug. *)

Wärs noch unsre Köpp heut gange,
Hädde mer de Hinckeldey
Un aa sey' Dragoner gfange;
Unser Wille war darbei;
Un was wär des for e Ehr
For die hiesig Bürgerwehr!

Wie ich hör die Trummel schlage
Lad ich glei darheem mei' Flint,
Butz mei' Knöpp un börsch mei' Krage,
Sag Adjes zu Fraa un Kind,
Un mei' Fraa die schticht noch schnell
In ihr Gsangbuch mit 're Schpell.

Wie se ufschlächt, fangt se a',
Un heult mer in mei' Ohre:
„Mit unsrer Macht ist Nichts gethan,
„Wir sind gar bald verloren" —
Als wann uf die Bürgerwehr
Schun im Gsangbuch geschtichelt wär.

Mach der do nor jo kee' Sorge,
Sag ich, daß nor Eener fällt;
For die Hauptleut is uf morge
Schun e Middagesse bschtellt;
Meenscht dann, unser Bürgerwehr
Ging do naus, wanns gfährlich wär?

*) Bekanntlich suchte Oberst Hinkeldey mit dem Rest der badischen Armee nach dem allgemeinen Abfall mit mehreren Geschützen zu entkommen, wurde aber von den Aufständischen verfolgt und auf württembergischem Gebiet seiner Kanonen beraubt.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 164 14. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später war die Hauskapelle mit Menschen angefüllt. Eine edle und gute Königin hielt ihre Freundin, die Marschallin v. Albufera, die unsere Leser in den Betenden erkannt haben werden, kalt und leblos in ihren Armen. Der schöne Kopf der Herzogin ruhte am Busen der Königin von Holland, die die bleiche Stirne mit Küssen bedeckte und im Uebermaß ihres Schmerzes der eben Verschiedenen von ihrem Leben einzuhauchen suchte. Portal, der eiligst herbeigerufen worden war, untersuchte sorgfältig in einer Ecke der Kapelle ein kleines leeres Fläschchen, das einen starken Opiumgeruch verbreitete. Die Leute der Herzogin sowohl, wie die Königin, knieten oder standen an der Thüre und vermischten ihr Schluchzen mit dem der Fürstin. Plötzlich wurde von Außen ein heftiges Geräusch hörbar und und eine starke Stimme, welche die allgemeine Sammlung störte, rief wüthend den Namen der Herzogin aus. — Derjenige, welcher sich auf diese Weise ankündigte stieß Alles barsch auf seinem Wege zurück und drang in die Kapelle, wo er einige Schritte auf die Marschallin zuging, die er in den Armen der Königin erblickte. Aber Hortense, die auf den Herzog einen Blick voll Schmerz und Hoheit warf, rief ihm zu:

„Vielleicht achten Sie jetzt Ihre Ruhe, Herr Herzog, sie ist todt!“ —

Der Marschall, von diesen Worten, wie vom Blitze getroffen, verbarg sein Gesicht in seine Hände und ging hinaus.

„Es ist also vorbei?“ sagte die Königin zu Portal, der seine Hand auf das Herz der Herzogin gelegt hatte.

„Vielleicht,“ antwortete dieser.

XX.

Zwei Mütter.

Es ist schwer, den Seelenzustand Blanka's zu beschreiben, als sie den voll Erstaunen und Unwillen auf sie gerichteten Blick ihrer Mutter bemerkte, nachdem sie das furchtbare Geständniß dem Herzog von Albufera abgelegt hatte, und dieses Ohr, das sie dem Geräusche der Welt noch verschlossen glaubte, plötzlich geöffnet fand und nun zuerst Beweise der Schmach und der Entehrung vernehmen mußte! Sie hatte sich zitternd, ganz außer sich ihrer Mutter zu Füßen geworfen, als die Marschallin aus dem Nebenzimmer, indem sie seither verborgen gewesen war, wieder erschien, nachdem der Herzog und Boromsoff zuvor schon sich entfernt hatten.

„Ach Madame,“ rief Blanka bei ihrem Anblick. „Meine Mutter, meine arme Mutter! Um Sie zu retten, habe ich ihr den Todesstreich versetzt!“

Die Marquisin v. Montaran erhob langsam den Kopf, schwere Thränen rollten aus ihren Augen, als sie die Marschallin anblickte, und als Blanka ihrer Hand sich bemächtigen wollte, stieß sie diese von sich, stand auf und wollte das Zimmer verlassen. Aber sie fühlte sich so schwach und so ergriffen, daß sie auf ihren Stuhl wieder zurück sank und mit gebrochener Stimme sprach: „Laß mich wenigstens allein weinen!“

Die Herzogin kniete vor ihr nieder und indem sie auf die beiden Kinder deutete, die ganz eingeschüchtert in einer Ecke standen, weil sie die heftige Scene nicht begriffen, die sie mit angesehen, sprach sie mit tiefer Stimme: „Madame, ich schwöre vor Gott, der mich hört, daß Ihre Tochter schuldlos ist. — Diese Kinder gehören mein!“ Und nun theilte die Marschallin der armen Mutter Alles mit, was sie sagen durfte, und diese von der Wahrheit überzeugen konnte, welche, nachdem die Herzogin zu Ende war, gegen ihre edle Tochter die Arme ausbreitete, indem sie ausrief:

„Möge der Himmel mir verzeihen, daß ich Dir für das große Opfer, welches Du selbst Deiner Ehre gebracht hast, so schweres Unrecht gethan habe.“

Blanka warf sich jetzt an ihr Herz und Thränen und Küsse besiegelten den neuen Bund zwischen Mutter und Tochter. „Verlaß mich aber jetzt, liebes Kind,“ sprach diese endlich, „denn ich bedarf nothwendig der Ruhe auf die vielfachen Erschütterungen und Gemüthsbewegungen von diesem Morgen.“

Blanka und die Marschallin verließen nun den Salon und die Kinder folgten den beiden Damen. „Madame,“ sagte Blanka zu der Herzogin, „sie konnten mir zwar die Ehre nicht wieder geben, die meine verhängnißvolle Vermählung mir geraubt hat, aber ihr Ge-

Digitized by Google

ständniß hat mir wenigstens das Herz meiner Mutter wieder geöffnet, und dafür danke ich Ihnen!"

Die Herzogin sah Blanka mit dem Ausdrucke der tiefsten Trauer an und sagte: „Wir werden uns nicht wieder sehen, aber ich habe einen Blick in Ihre Seele geworfen und nehme eine Hoffnung mit mir, die mein Trost und mein letztes Glück seyn wird!" Hierauf eilte sie auf die Kinder zu, die sie in ihre Arme nahm, mit Küssen bedeckte und mit dem Ausdruck des ungeheuersten Schmerzens und der innigsten Liebe an ihren Busen drückte, worauf sie auf Blanka deutend, im eindringlichsten Tone, wie wenn sie diese Worte auf ewig in ihr Gedächtniß hätte prägen wollen, ausrief: „Liebt sie recht sehr, denn diese hier ist eure Mutter!"

Diese Verläugnung der Herzogin, dieses Verzichtleisten auf den süßesten Titel, den die Natur zu verleihen mag, flößten Blanka das tiefste Mitleid ein. Sie reichte der Marschallin die Hand, welche diese ergriff und sprach: „Gott hat mich nicht ganz verlassen, denn er gewährt mir die Freundschaft eines Engels! Beten Sie für mich und versprechen Sie mir die letzte Gunst zu gewähren, um die ich Sie bitten werde."

„Ich verspreche es Ihnen," erwiederte Blanka.

„Ich denke," sagte die Herzogin, „morgen sollen Sie erfahren, was ich von Ihnen erwarte." — Hierauf hüllte sie sich in ihren Mantel und ging, von Blanka gefolgt, weg, ohne Edgar und Mary noch einmal anzusehen, denn dieser Anblick hätte ihr den Muth geraubt, einen Vorsatz auszuführen, dem sie nur zu getreu blieb. Die Unglückliche kehrte in den Pallast der Königin zurück, um dieser andern Mutter jenen Brief zu schreiben, den wir im vorhergehenden Kapitel gelesen haben und in welchem sie dieser ihre Kinder vermachte, um sich dann den Tod zu geben!

Als die Fürstin wieder in das Zimmer zurückkehrte, waren die beiden Kinder nicht mehr darin, die man ohne Zweifel wieder zu ihrer wackern Gouvernante zurückgebracht hat. Sie wollte nun nach ihrer Mutter sehen, und um diese nicht zu stören, wenn sie etwa schlafen sollte, hob sie langsam den Vorhang an deren Thüre in die Höhe und wurde dadurch Zeuge eines ganz sonderbaren Auftritts. Sie sah nämlich einen Mann vor ihrer schlummernden Mutter auf den Knieen liegen, der unter Schluchzen eine Bitte um Vergebung vor sich hinmurmelte. „Verzeihen Sie mir," sprach er, „das Böse, das ich Ihnen zugefügt habe! Sie haben mir, Ihrem einzigen Freunde, den kostbarsten Schatz anvertraut, den Sie besaßen, und dieser Freund hat Sie verrathen! — Er hat Schande und Schmach über Ihre letzten Tage gebracht. — Aber ich werde mich dafür bestrafen, indem ich Sie verlassen, Sie fliehen, und dann sterben werde, denn ich kann nicht leben ohne Sie, und bin doch nicht mehr würdig in Ihrer Nähe zu leben! Zugleich stand der Greis auf, drückte einen fast frommen Kuß auf das Gewand der Marquisin, blickte diese noch einen Augenblick an, und wandte sich zum Weggehen um. Als er aber Blanka sich gegenüber erblickte, erblaßte er und zitterte wie ein Verbrecher.

„Bleiben Sie," sprach diese, „meine Mutter weiß von nichts, und Ihr Geständniß ist für mich allein."

„Du verzeihst mir also?" rief der Chevalier mit einer von Thränen fast erstickten Stimme.

„Haben Sie nicht für diese da Alles dieß gethan?" antwortete Blanka, auf die Marquisin deutend, die so eben erwachte.

Frau v. Montaran schien Anfangs erst ihre Gedanken sammeln zu müssen, dann blieben ihre Blicke auf dem Chevalier haften und auf ihre Tochter deutend, sprach sie: „Man hat Ihnen ohne Zweifel das grausame Opfer verheimlicht, das sie gebracht hat, denn ich weiß, daß die Ehre Ihnen noch über das Leben geht, und Sie würden nie zugegeben haben, daß man die unsrige verhandle!"

Diese Worte schnitten dem Chevalier tief ins Herz. Der bald erröthete, bald erbleichte.

„Ich habe nach eigener Eingebung gehandelt, liebe Mutter," beeilte sich Blanka zu erwiedern, indem sie ihrem alten Freunde durch eine großmüthige Unwahrheit zu Hülfe kam."

„Wenn es auch so ist," sprach die Marquisin, der ihr Unwille wieder ihre ganze Kraft verliehen hatte, so will ich jetzt, nachdem Gott mir Gehör und Gesicht wieder gegeben hat, die zu entziehen seine Allmacht gut gefunden, mich nicht zur Mitschuldigen eines solchen Handels machen! — Meine Tochter," setzte sie hinzu, indem sie das Miniatur-Bild des Marquis v. Montaran von der Wand nahm, „ich beschwöre dich, mir zu sagen, in Gegenwart dieses verehrten Bildes, ob du, ohne zu erröthen, ferner einen Titel tragen, und ein Vermögen genießen kannst, die so theuer erkauft worden sind!"

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Als wir das Lager unserer Indianer gestern, nachdem die Arbeit vorüber war, besuchten, fand ich etwa ein Dutzend eifrig von ihnen mit Hazardspielen beschäftigt, und der Einsatz war nichts Geringeres, als das ihnen eben ausgetheilte Abendessen. Sie gaben in ihrer Spielhitze zivilisirten Europäern sicherlich nichts nach. So viel ich übrigens beurtheilen konnte, wurde das Spiel ziemlich ehrlich gespielt. Eine kleine Kugel ging bei dreien von ihnen mit solch ungeheurer Schnelligkeit von Hand zu Hand, daß kein Auge ihren Bewegungen

folgen konnte. Drei Andere beobachteten dabei mit größter Aufmerksamkeit ihre Hände; dann und wann riethen die letzteren, wo sich die Kugel befände; trafen sie es, so bekamen sie einen Strich zu ihren Gunsten, trafen sie es nicht, einen Strich gegen sie gezeichnet. Die Indianer lieben überhaupt Hazardspiele und verspielen manchmal das letzte Hemd von ihrem Rücken. Ich hörte von einem Fall, der nahe bei der Sägemühle einem Indianer passirt war. Dieser hatte Alles, was er besaß, an seinen glücklicheren Gegner verloren, und setzte endlich eine ganze Woche Arbeit gegen das baumwollene Hemd, das er zuletzt verspielte. Er verlor, setzte noch eine Woche, mußte endlich sechs volle Wochen für seinen Mitspieler Gold waschen und wurde dafür mit Eichelbrod gefüttert. Mr. Neligh, der mir den Fall erzählte, hatte den Mann selbst an seiner Arbeit, die er pünktlich vollführte, gesehen.

Die Krankheit unter den Bergleuten hat immer mehr Fortgang; in unserer eigenen Gesellschaft ist Lacosse einige Tage vom Fieber heimgesucht gewesen, jedoch glaube ich, daß er sich jetzt bessert. Das Klima scheint nicht ungesund zu seyn, es ist nur die ungeheuere Arbeit und die Sonnenhitze, der man sich aussetzt, welche Fieber herbeiführt. In unserer Gesellschaft ist schon davon gesprochen worden, weiter nach den Bergen hinaufzurücken, wo das Gold in größerer Masse vorkommen soll. Gestern brach eine Gesellschaft, viele Mormonen unter ihnen, nach dem Bärenflusse, einem kleinen Flusse, der in den Sakramento fließt, auf. Er soll etwa fünfzig Meilen gerade nördlich von da, wo wir jetzt sind, entfernt liegen.

Die arbeitenden Indianer haben den Preis des Pisko und Whiskey zu ungeheurer Höhe hinaufgetrieben. Sie begnügen sich, das bittere Eichelbrod zu essen, und verschwenden all ihr Erspartes an das starke Wasser und ein bischen Putz. Manchmal fängt eine Gesellschaft, wenn sie es ein wenig im Kopfe spürt, einen ihrer wilden Tänze an, und das Stampfen und gellende Schreien scheint dann einen viel gefährlicheren Charakter, als sonst, anzunehmen. Der Tanz beginnt gewöhnlich mit einem rohen Gesang, die Worte sind, wie immer, die nicht gerade angenehm klingenden Gaumenlaute, die Gedanken aber gewöhnlich treffend und eigenthümlich. Einer ist mir übersetzt worden, der das Lob der „gelben Erde" besingt, die dem Shoshonee die „schnelle Büchse" in die Hand gibt, mit der er seinen Pawnee Feind treffen kann. Das Lied sagt jedoch nichts von dem starken Wasser, das den Arm des Häuptlings schwächer macht, als den eines Kindes. Denn mit all ihren Lastern existirt doch noch jener Stolz im indianischen Charakter, der ihn sich einer Schwachheit schämen läßt, während er doch nicht stark genug ist, zu widerstehen. Manchmal, wenn die indianischen Krieger von ihren Anstrengungen ausruhen, nehmen die Frauen des Stammes den Platz ein; ihre Stellungen und Bewegungen sind aber nichts weniger als zart. Doch was kann man in den Vergnügungen eines solchen wilden Lebens anderes erwarten! —

Montag den 24. Juli. Wir haben beschlossen, nach dem Bärenfluß aufzubrechen. Die letzte Woche arbeiteten wir sehr hart, mußten aber viel von der Hitze leiden. Fast Jeder unserer Gesellschaft klagte über fieberhafte Anzeichen, Schmerz in den Gliedern und Rücken und Kopf. Dennoch schienen wir besser daran, als die meisten Bergleute. Diese Waschplätze sind jetzt fast so gedrängt voll, als die Mormonen-Minen waren, wie wir sie verließen, und ungeheuere Summen wurden durch einige glückliche Abenteurer zwischen den Ravins realisirt. Das ganze Thal ist mit Zelten und grünen Lauben bedeckt, und kaum einen Wasserkurs gibt es, wo die Goldgräber nicht sieben, schaufeln und waschen. Etwa die Hälfte der Leute arbeitet in Gesellschaften zusammen; die Andern sind für sich allein; Hunderte von Indianer gibt es, von denen viele phantastisch genug gekleidet gingen; denn sie können sich Alle schöne Anzüge, selbst zu enormen Preisen, besonders in Werbers Laden kaufen. Sie arbeiten einen Tag und betrinken sich in Pisco oder Whiskey den andern. Einer von ihnen rollte kürzlich im Trunke eine felsige Schlucht hinunter und brach den Hals.

Als wir gestern im Schatten unserer Zelte lagen, besuchte uns ein alter Fallensteller Joe White. Er hatte Bradley und Don Luis erkannt, die er früher einmal an der Küste gesehen, und wir luden ihn ein, Kaffee mit uns zu trinken. Joe White war einst mit Kapitän Sutter, von dem er mit großer Achtung sprach, in diesen Theil des Landes gekommen und gab uns auch einen kurzen Bericht über dessen früheste Anstrengung, hier eine Ansiedlung zu gründen. Ihre Gesellschaft muß in der Wildniß hier die erste von weißen Pionieren gewesen seyn. Sie lebten einige Zeit in einem Lager, das sie aus mitgebrachten, mit Zelten überspannten Wagen gebildet hatten, unter denen sie so lange lagen, bis sie einige rauhe Hütten und schützende Außenwerke bauen und aufwerfen konnten. Während sie diese errichteten, und auch noch mehrere Monate später, wurden sie auf die fürchterlichste Weise von den Indianern bedroht, die fortwährend ihre Rinder überfielen und Pferde und Ochsen wegführten oder tödteten und verzehrten. Die Indianer sind nämlich nicht eigen und essen, wenn sie kein Rindfleisch haben, eben so gern Pferdefleisch. In einer Nacht besonders, wo die Gesellschaft sich fast einer etwas zu sorglosen Sicherheit überließ, da sich die Indianer in letzter Zeit besonders freundlich gezeigt und oft ins Lager gekommen waren, wurden ihnen über 20 Pferde und Maulthiere fortgetrieben, und Sutters Leute merkten nicht eher den Verlust, bis sie am nächsten Morgen aufwachten und die Seile alle zerschnitten fanden, an denen jene befestigt gewesen. Entschlossen übrigens, das nicht zu dulden, nahmen sie augenblicklich die Fährte auf und fanden, daß sie zu einem indianischen Dorfe, etwa 8 Meilen den Sacramento hinauf, führte.

Dieß Dorf war, wie sie glaubten, der Schlupfwinkel „der indianischen Bestien“ nach Joe Whites Ausdruck, von deren ewigen Diebereien sie so viel zu leiden hatten. Kapitän Sutter beschloß, eine eklatante Rache zu nehmen. Sie kehrten an diesem Tage nach dem Fort zurück, brachen aber am nächsten Morgen wieder mit einer stärkeren Partei auf, jeder Mann trug seine nie fehlende Büchse und sein großes Bowie-Messer mit sich. Auch führten sie eine Haubitze, die der Kapitän mit über die Felsengebirge gebracht. Die Indianer müssen jedoch durch ihre Kundschafter Nachricht von der Expedition bekommen haben; denn als die Weißen das Dorf erreichten, fanden sie es verlassen, nicht einmal eine einzige Squaw zwischen den niederen Hütten. Dadurch wollten sie sich aber nicht von ihrem Vorhaben abhalten lassen und wenigstens das Dorf zerstören. Die ganze Bauart der indianischen Häuser machte dieß ungemein leicht; um es aber vollständig auszuführen, war Feuer nöthig. Kaum stieg der Rauch des ersten Brandes in die Höhe, als ein Klageschrei an ihre Ohren schlug, das von einem dichtbewaldeten kleinen Eilande einige hundert Schritt den Strom hinauf, wiedertönte. Von allen Richtungen her aus dem hohen Gras und niederen Büschen tauchten Massen von Squaws mit ihren Kindern auf; Schrei nach Schrei stieg in die Lüfte, und Baumzweige schwingend verfluchten sie die Zerstörer ihrer Wohnungen.

Sutter und seine Leute fühlten sich etwas durch diesen Vorgang beunruhigt, und die Frage drängte sich ihnen auf, wo die Männer nur seyn könnten! So rasch sie konnten, eilten sie wieder zu ihrem Fort zurück und verließen das indianische Dorf brennend und die Frauen noch in ihren Wehklagen. Wie sie es aber vermuthet hatten, so war es. Als sie in etwa zwei Meilen ihren eignen Wohnplatz erreichten, hörten sie Knall auf Knall abgefeuerter Gewehre und kamen, ihre Pferde zu gestrecktem Galopp anspornend, eben noch zur rechten Zeit, um die Indianer von ihrer Beute zu verscheuchen und in den Wald zu treiben.

Nach dieser doppelten Niederlage scheinen die Stämme jede Idee aufgegeben zu haben, Krieg mit ihren neuen Nachbarn zu führen. Sie entwöhnten sich auch nach und nach von ihren diebischen Angewohnheiten und siedeln sich in der Nachbarschaft des Forts an, jagen manchmal für die „blassen Gesichter,“ oder graben und machen Backsteine, wofür sie gewöhnlich mit Kleidungsstücken und kleinen Quantitäten von Pisco bezahlt werden. Der Fallensteller erzählte uns, daß der Kapitän Sutter jetzt eine Blechmünze in Zirkulation habe, auf der sein Name steht, und die für eine gewisse Quantität Kleidungsstücke im Fort angenommen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Duell-Surrogat. — Im deutschen Bürgervereine, der zu Bromberg gleich nach dem 18. März gestiftet wurde, stellte sich bald der Gegensatz der preußischen und der deutschen Partei heraus, und es kam im Vereine zu manchem harten Kampfe. So ward einst kurz vor Eröffnung einer Sitzung in engeren und weiteren Kreisen über die Anbringung von preußischen Dekorationen neben den schon bestehenden deutschen gesprochen. Ein junger Mann, der für die Idee der deutschen Einheit schwärmte, trat diesem Vorschlage entgegen, indem er sagte: „Man müsse jetzt von allem spezifischen Preußenthum absehen, um nur die deutsche Einheit durchzuführen, da ohne sie Preußen verloren sey. Er schätze sein eigenes Vaterland hoch, aber die Idee des einigen Deutschlands habe ihn immer noch mehr begeistert, als die einer preußischen Nation.“ Derjenige nun, welcher den Vorschlag über Anbringung der preußischen Dekorationen gemacht hatte, ward über diese Worte so erbittert, daß er sagte: „Herr, das ist recht erbärmlich von Ihnen!“ Der Beleidigte, welcher durch diese Grobheit den Disput abgebrochen sah, machte eine Verbeugung und sagte: „Ich schimpfe nie, wenn ich geschimpft werde; — doch nächstens werde ich mehr von mir hören lassen!“ Tags darauf übersandte er dem Beleidiger einen Brief folgenden Inhalts: „Mein Herr! Ihre Beleidigung, die Sie mir gestern zugefügt haben, fordert Genugthuung; da ich aber als Ehemann mein Leben nicht aufs Spiel setzen mag, und dasselbe von Ihnen voraussetze, so schlage ich Ihnen vor, daß wir vor Zeugen einen Schuß mit der Pistol nach der Scheibe thun, und daß der schlechtere Schütze zur freiwilligen Anleihe den Betrag von 100 Thalern zahlt, die aber als Eigenthum dem besseren zufallen. Zugleich können Sie auf diese Art Ihren Patriotismus bethätigen.“ Dieser sonderbare Zweikampf ward angenommen; in dem nahe bei der Stadt gelegenen Försterhäuschen fand das Schießen statt. Der Beleidigte erhielt durch das Loos den ersten Schuß. Obgleich die Pistolen beiden Theilen fremd waren, schoß er den Nagel, mit dem die Scheibe gerade im Zentrum an einem Pfahl genagelt war, entzwei, und der Beleidiger, welcher Anfangs gar nicht schießen wollte, dann aber auf vieles Zureden schoß, jedoch kaum die Scheibe traf, mußte die 100 Thaler zahlen und zahlte sie.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 165 16. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Blanka senkte den Kopf, denn sie kannte den unbeugbaren Charakter ihrer Mutter, welche trotz ihrer unendlichen Herzensgüte im Ehrenpunkte um kein Haar breit nachgab; und sie sah wohl ein, wenn auch sie um ihrer Liebe willen verzeihen konnte, ihre Mutter nie vergeben würde. Auch wußte sie wohl, daß der Chevalier eben so dachte und folglich nicht auf ihrer Seite seyn würde, der seit der fatalen Vermählung, wie er sich ausdrückte, keinen ruhigen Tag mehr gehabt hatte. Beständig war ihm der Gedanke vorgeschwebt, daß Blanka früher oder später die geheimen Punkte des Ehevertrages erfahren würde, und er hatte gewissermaßen mit Angst den Tag erwartet, an welchem die Marquisin durch Wiedererlangung ihres Gesichts und Gehörs in den Stand gesetzt würde, über die Vermählung Nachfrage anzustellen. Zwar tröstete ihn einigermaßen die behagliche Lage, in die er seine Freundinnen versetzt sah, allein sein Gewissen wollte sich dadurch durchaus nicht beruhigen lassen und er hatte sich unaufhörlich mit dem Gedanken beschäftigt, ob sich nicht ein Ausweg finden lasse, der Marquisin und ihrer Tochter das Vermögen zu erhalten, zugleich aber die Punkte des Vertrages, die ihn so schwer drückten, zu beseitigen. Diesen Plan mußte er natürlich aufgeben, als Blanka ihm ihre Liebe zum Fürsten gestanden hatte; um so größer war aber auch seine Verlegenheit, als die Marquisin ihn auffordernd anblickte, in dieser so ernsten Angelegenheit ebenfalls seine Ansicht auszusprechen. Es blieb ihm aber keine andere Wahl, und so sagte er nach einigem Zögern:

„Ich glaube kaum, daß es mir zukommt, etwas Entscheidendes hier auszusprechen; doch glaube ich, wenn die Fürstin sich nur durch edelmüthige Rücksichten für ihren Gemahl gebunden wähnte, es mir leicht fiele, ihr einen Grund an die Hand zu geben, der sie derselben entheben würde, da sie mit Ehren nie an der Seite des Fürsten leben kann! Dieser hat nämlich der wahren Mutter seiner Kinder zugeschworen, nie mit seiner Gemahlin zusammen zu leben, so lange die Herzogin von Albufera existire.“

„Wie schändlich!“ rief die Marquisin aus.

Blanka glaubte sterben zu müssen; denn dieser abscheuliche Gedanke war ihr entfernt nie gekommen, und ihr reines Herz hätte ihn unter allen Umständen zurückgewiesen, da sie keine Ahnung von dem Bande haben konnte, welches diese beiden Menschen kettete.

„Meine Tochter, rief die Marquisin, sie an ihr Herz ziehend, „selbst die Liebe würde sich eine solche Beleidigung nicht gefallen lassen, — Titel und Geld können vollends eine Seele, wie die Deinige, nicht bestechen. Ueberlaß also Deiner Mutter die Sorge, Dich über so vielen Schmerz zu trösten! Ich kann es als Mutter nicht dulden, daß mein Kind noch länger das schmachvolle Joch trägt, das man ihr auferlegte! Sollte es aber möglich seyn, daß die Tochter des Marquis von Montaran es noch länger zu tragen Willens wäre, so mag Deine alte Mutter wenigstens nicht Zeuge dieser Schmach seyn, und würde Dich verlassen, um allein und entfernt von Dir zu sterben! Wähle daher zwischen dem Urheber aller Deiner Uebel und mir, von der Du nur Liebes und Gutes empfangen hast!“

Statt einer Antwort warf sich Blanka in die Arme der Marquisin, die sich sodann in Begleitung des Herrn v. Saint Laurent wegbegab. Die junge Frau wußte jetzt, was sie zu thun habe, denn verletzte Eigenliebe schmerzt tiefer, als Liebe. Sie entschuldigte zwar Alles in Odoart's Benehmen, selbst die grausame Nothwendigkeit der Aufopferung ihrer Ehre und das Geheimniß, das man vor ihr verborgen hatte, aber den Schwur, sie nie wieder zu sehen, vermochte sie nicht zu entschuldigen! Die Worte, die er ihr zuzuflüstern gewagt, während er doch einer Andern zugehörte, so viele Schmach, so viele Schändlichkeiten, konnte sie nicht verzeihen, und so stand ihr Entschluß fest! . . .

Drei Tage hernach hatte sich im Hotel Montaran Alles geändert, das einen sehr traurigen Anblick gewährte, der von der sonst darin gewohnten Bewegung sehr verschieden war. Der Chevalier v. Saint Laurent stand in seinem von Möbeln entblößten Zimmer und erwartete einen Besuch, den man ihm so eben gemeldet hatte. Als Gleich darauf der Graf Boromsoff eintrat, glitt ein spöttisches fast verächtliches Lächeln über die Lippen des Chevaliers.

„Die Fürstin ist nicht sichtbar, wie man mir gesagt hat,“ hub der alte Graf nach der Begrüßung an.

Digitized by Google

„Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt,“ erwiederte Herr v. Saint Laurent. „Was wollen Sie von ihr? Nach so vielen Gemüthsbewegungen bedürfte ein viel stärkeres Gemüth, als das ihrige, der Ruhe und Einsamkeit.“

„Man theilte mir mit,“ versetzte Voromsoff spöttisch, „der Herr Chevalier habe den Elenden gefordert, dessen unverschämte Plauderhaftigkeit einen so abscheulichen Skandel auf dem Balle letzthin veranlaßt hat, und ich fürchtete, daß die Jugend und Gewandheit des Obergehülfen“ —

„Ueber mein Alter und meine Schwäche den Sieg davon tragen würde?“ fiel ihm der Chevalier ins Wort. Mein Herr, Ihr Antheil rührt mich, aber Sie hatten vorgestern im Gehölze von Boulogne Gelegenheit zu erfahren, daß es Mittel giebt, die Wechselfälle eines Duells auszugleichen!“

„Sie wissen also von dem des Fürsten?“ sagte Voromsoff erstaunt. Denn diese Geschichte sollte sehr geheim bleiben.“

„Wie wenn ich selbst dabei gewesen wäre!“ erwiederte der Chevalier. „Uebrigens hat meine Ausforderung des Obergehülfen, wie sie meinen Besuch bei diesem Burschen zu nennen belieben, mich nicht gezwungen, zu einem Mittel dieser Art meine Zuflucht zu nehmen. — Er scheint schon seit einiger Zeit sich unpäßlich gefühlt zu haben und hat nun diese Gelegenheit ergriffen, wirklich krank zu werden.“

„Ist dieß nicht ein Glück?“

„Mein Herr,“ sagte der Graf mit ernster Miene „ein viel wichtigerer Grund, als der, nur mit Ihnen zu plaudern, führte mich hieher. Ich habe nämlich den Auftrag, die Frau Fürstin zu benachrichtigen, daß ihr Gemahl die Absicht, ja sogar den dringenden Wunsch hat, diese bei sich zu sehen!“

„Wahrhaftig!“ rief der Chevalier, „dieser Wunsch stellte sich etwas spät ein.“

„Der Fürst,“ fuhr Voromsoff fort, reist in einigen Stunden nach Rußland ab, wohin ihn der Krieg ruft, den es gegen Frankreich erklärt hat. Es würde ihm sehr schwer fallen, die Fürstin und ihre Kinder selbst mitzunehmen, da er die weite Reise sehr schnell zurücklegen muß; ich werde daher die Ehre haben, der Frau Fürstin als Begleiter zu dienen, und wenn der Herr Chevalier geneigt wäre uns zu begleiten“ —

„Zu viel Güte,“ warf der Chevalier ein, „ich will nicht bei den Feinden meines Landes, namentlich während der Zeit des Krieges wohnen.“

„So werde ich also allein mit der Fürstin abreisen,“ erwiederte Voromsoff.

„Ich glaube nicht, daß sie Sie auf dieser Reise begleiten wird,“ sagte der Chevalier.

„Und wer will es verhindern?“ erwiederte der Graf.

„Ein sehr triftiger Grund,“ entgegnete der Chevalier aufstehend, indem er Voromsoff stolz ansah, — „die Ablehnung der edlen jungen Frau, die so lange zum Spielball Ihrer Intriguen gedient, und die endlich müde ihrer demüthigenden Lage mich beauftragt hat, Ihnen drei Dinge anzukündigen.“

„Und wie heißen diese, mein Herr?“ sagte der Graf, tief bewegt.

„Erstens,“ fuhr der Chevalier fort, „erklärt Blanka von Montaran, daß sie nicht mehr den Namen eines Gemahls tragen wird, der sie nicht öffentlich anerkennt!“ —

„Zweitens wird sie dem Fürsten Alles zurückgeben, was sie von ihm empfangen hat, und sich mit dem Wenigen begnügen, was ihr Vater ihr hinterlassen.“ —

„Drittens endlich, ist sie und ihre Mutter nach einem einsamen Orte abgereist, wo weder Ihr Geld, noch Ihre Gewandtheit sie aufzufinden vermögen.“

„Das werden wir sehen,“ rief Voromsoff ganz außer sich.

„Sie werden es sehen, mein Herr,“ erwiederte der Chevalier. — „Was aber ihre Kinder, wohl gemerkt! die Kinder der Fürstin anbelangt, denn Sie haben dieselben ihr auf gesetzlichem Wege zuerkennen lassen, so hat sie dieselben mitgenommen, als das einzige Angedenken, das sie vom Fürsten Metzerski sich bewahren wollte!“

„Ohne Gemahlin! ohne Kinder!“ rief Voromsoff im lebhaftesten Schmerze, „was bleibt ihm denn noch?“

„Seine Gewissensbisse,“ versetzte der Chevalier.

XXI.

Die Rosenhütte.

Die Rosenhütte war eine kleine, allerliebste Wohnung, die einige Stunden von Saverne in dem lieblichen Thale von Marmoutier liegt. Gegen dieses einfache und heimliche Häuschen hatten die Marquisin von Montaran, ihre Tochter und der Chevalier von Saint Laurent das prachtvolle Hotel auf dem Platze Beauvau vertauscht, wohin ihnen auch Edgar und Mary gefolgt waren, welche die Königin von Holland, auf Bitten ihrer sterbenden Freundin, durch einen vertrauten Diener an Blanka nebst dem, von der Herzogin während ihrer letzten Augenblicke geschriebenen, Brief zugesendet hatte. Trotz der tiefen Wunde, welche der Schwur des Fürsten, Blanka's Gemüth geschlagen, hatte sie es doch nicht über sich vermocht, den heiligen Wunsch einer Sterbenden abzuschlagen, weil sie aber fürchte, ihr alter Freund der Chevalier, möchte sie der Schwäche anklagen, so verbarg sie vor ihm den Tod der Marschallin und das Vermächtniß ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin. Herr v. Saint Laurent hatte deßhalb auch in dem Gespräch mit dem Grafen Voromsoff geglaubt, daß die Fürstin, durch die Nichtwiederherausgabe der Kinder, nur eine Wiedervergeltung für die vielen Uebel übe, die sie hatte erdulden müssen, während sie nichts als eine heilige und

edelmüthige Pflicht erfüllte. Frau v. Montaron aber hatte mit ihrer Tochter über den Brief der Herzogin geweint, und sich mit dieser einverstanden erklärt, die unschuldigen Geschöpfe die Fehler deren nicht entgelten zu lassen, die ihnen das Leben gegeben hatten. So waren zwei Jahre verflossen, seitdem die kleine Kolonie, in der selbst die alte Marianne nicht fehlte, ihren Aufenthalt in der Rosenhütte aufgeschlagen hatte. Wie sehr aber auch Blanka sich Mühe gab zu vergessen, so trug doch ihr Aussehen die Spuren eines inneren Grames, der an ihr nagte, und sie zehrte sichtbar ab. Eines Tages, als sie sich allein im Zimmer glaubte, hatte sie sich vor eine Landkarte gesetzt, auf der sie aufmerksam die ungeheuere Entfernung zwischen Frankreich und Odoart's Vaterland maß. Unwillkürlich entströmten Thränen ihren Augen, allein sie war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie gar nicht bemerkte, daß eine Person ins Zimmer getreten war und ihr über die Schulter zusah, wie sie gar nicht bemerkte, daß eine Person ins Zimmer getreten war und ihr über die Schulter zusah, wie sie ihren Finger fest unter das Wort „Rußland" hielt. Blanka stieß einen Schrei des Schreckens aus, aber eine plötzliche Verwirrung bemächtigte sich ihrer, als ihre Mutter mit schmerzlichem Vorwurf ihr sagte:

„Das ist also das Geheimniß, das Deine Gesundheit untergräbt, und meine Tochter stirbt lieber, als daß sie mir es anvertraut?"

„Liebe Mutter!" rief Blanka, „waren Sie es nicht, die uns trennten?"

„Unglückliches Kind," versetzte die Marquisin, hast Du mir denn je gesagt, daß Du ihn liebtest?"

Von diesem Tage an litten zwei Herzen in der Rosenhütte und zwar das der Marquisin fast noch mehr, als das ihrer Tochter, weil ein grausamer Gedanke sie unaufhörlich quälte. Die heimliche Verzweiflung ihrer Tochter war ihr Werk.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir noch einigen solcher wunderbaren Abenteuer gelauscht hatten, wandte Bradley die Unterhaltung auf das Land um den Bärenfluß. Der Fallensteller versicherte uns, er kenne es gut, und sagte, er habe gehört, es sey dort viel Gold in der Nähe. Bradley frug ihn, ob er es wohl unternehmen wolle, uns dorthin zu führen, und nach einigem Handeln sagte er es uns zu. Die Summe, die er dafür verlangte, war 65 Dollars und Provisionen. Wenn man die hohen Preise aller Lebensbedürfnisse hier rechnet, so ist dieß wenig genug. Der alte Fallensteller versicherte uns aber aufrichtig, er sey es müde, den ganzen Tag nach Gold im Wasser zu suchen und zöge es vor, ein Paar Tage in der Wildniß herumzustreifen. Das Klima ist weiter nördlich viel kühler, wie er uns versichert hatte, und verhältnißmäßig wären auch erst wenig Bergleute in das Thal des Bärenflusses eingedrungen. Wir debattirten lange darüber, beschlossen aber endlich, übermorgen, am Mittwoch dorthin aufzubrechen.

Dienstag den 25. Juli. — Dieser Tag ist dazu bestimmt gewesen, die Vorbereitungen für unsere Reise zu treffen. Unsere Provisionen mit Ausnahme von Mehl sind fast erschöpft. Wir mußten deßhalb wieder Vorräthe einlegen, fanden aber natürlich Alles rasend theuer. Wir haben uns also begnügt, etwas geräuchertes, Schweinefleisch, getrocknetes Rindfleisch und Kaffee zu kaufen und wollen uns auf unsere Büchsen für weiteren Unterhalt verlassen; es soll im Bärenflußthal sehr viel Wild geben. Nach Joe Whites Rath werden wir also nicht allein unsere Lastthiere mit einem Theil unserer Provisionen beladen, sondern jeder Mann wird auch etwa noch für 14 Tage Mundvorrath selbst tragen. Die Lastthiere werden noch auf andere 14 Tage mitfortbringen können. Am liebsten wäre es uns gewesen, wenn wir das Gold, das wir seit Bradley's Reise nach Kapitän Sutters Fort gesammelt, wieder dorthin hätten schicken können. Nach einiger Ueberlegung glaubten wir aber doch, es sey besser, dieß nicht ohne eine sichere Begleitung zu wagen. Wir wollen also das sicherste unserer Pferde mit dieser werthvollen Bürde belasten und es dann mit Leitseilen in unserer Mitte festhalten.

An diesem Morgen erboten sich drei Männer, die von unserer beachsichtigten Expedition hörten, uns zu begleiten. Es waren dieß Eduard Story, ein amerikanischer Advokat, der eine der unteren Alkaldenstellen während der spanischen Regierung in Montery bekleidet hatte; dann John Dowling, der erste Steuermann, und Samuel Bradshaw, der Zimmermann eines amerikanischen Wallfischfängers, den sie in San-Francisco verlassen. Der Advokat war ein ganz gebildeter Mann und mit den Sprachen mehrerer Stämme bekannt, der Steuermann schien auch den Kopf auf der richtigen Stelle zu haben, und der Zimmermann war jedenfalls eine sehr vortreffliche Akquisition, da wir jetzt noch dazu im Begriff standen, die äußersten Gränzen der Zivilisation zu überschreiten und sehr wahrscheinlich auf die Angriffe der Indianer, ohne auf Hülfe von Andern rechnen zu können, gefaßt seyn mußten. Wir freuten uns über das gemachte Anerbieten und nahmen sie gern in unsere Gesellschaft auf. Alle drei hatten Pferde, obgleich, wie das bei Seeleuten gewöhnlich ist, der Steuermann und Zimmermann entsetzlich schlechte Reiter waren.

Mittwoch den 26. Juli. An diesem Tage brachen wir unser Lager noch vor Sonnenaufgang ab, und hatten die Pferde gepackt, um unterwegs den kühlen Morgen benutzen zu können. Der Marsch war sehr ermüdend, das Land schien eine ununterbrochene Kette von

dichtbewaldeten Niederungen oder Thälern und steilen felsigen Bergrücken zu seyn, welche die Kraft unserer Pferde nicht wenig auf die Probe stellten. Vom Gipfel eines der etwas höher als die übrigen gelegenen Hügel, hatten wir einen Blick über das ferne Thal des Sacramento. Unsere Reise ging im Allgemeinen Nord-Nord-West. Der Fallensteller erwies sich uns als ein vortrefflicher Führer und wechselte seine Richtung von Zeit zu Zeit, um uns die bequemsten zugänglichsten Wege zu führen, wobei er besonders Sorge trug, die tiefen Schluchten zu vermeiden, welche die Hügel nach jeder Richtung hin durchrissen. Wir aßen den Mittag wie gewöhnlich, aber ziemlich gut, und zwar eine Hasensuppe, die wir von einem Paare diesen Morgen geschossener Hasen zubereiteten. Hirschspuren fanden wir sehr häufig. Nachdem wir eine höchst steile und felsige Gebirgskette hinan und wieder hinabgestiegen waren, lagerten wir neben einigen Wasserfällen in einem weiten offenen Thale. Die Nacht kam uns kalt vor, und wir erfreuten uns eines tüchtigen Feuers von Kieferästen, die wir aus trockenen umgestürzten Bäumen in der Nachbarschaft herausschlugen.

Freitag den 28. July. Der gestrige Morgen brach klar und etwas kalt an. Den Vormittag kreuzten wir die Nordgabel des Amerikanos, die hier nur ein kleiner unbedeutender Bach ist. Der allgemeine Charakter des Landes wird immer mehr gebirgig, immer schwieriger zu durchwandern, und wir fanden den Marsch sehr beschwerlich. Eine große Zahl von Wasserkursen kreuzten unsern Pfad, die Betten sind aber fast alle trocken, die Steine und Schiefer weiß und bleichen in der Sonne. Einem der Lastthiere begegnete ein höchst unglücklicher Zufall diesen Nachmittag. Es stürzte über einen Haufen wild durcheinander gestreuter Steine, während es gerade in einem dieser Betten emporklettern wollte, und brach ein Bein. Wir mußten das arme Thier erschießen, um ihm Leiden zu ersparen. Seine Last wurde auf die glücklicheren Kameraden vertheilt. Wir lagerten zwischen Felsen und verzehrten ein ziemlich ärmliches Abendessen von Mehlbrod und gebratenem Speck. Während der Nacht spürte Don Luis Fiebersymptome, ich gab ihm Chinarinde, die ihm zu helfen schien.

Heute wurden unsere Pferde rasch gesattelt und gepackt, und mit der ersten Dämmerung brachen wir auf. Es war kalt, aber der Himmel herrlich klar. Als jedoch die Sonne vollständig aufging, brauchten wir uns über Kälte nicht mehr zu beklagen. Der Weg wurde immer schwieriger, wir mühten uns zwischen steilen Ravins und Schluchten hin, kletterten schroffe und felsige Hügelketten hinauf, die unsern Pferden die Füße zerschnitten und konnten nur höchst langsam vorrücken. Das Holz bestand größtentheils aus Kiefern mit scharfen Nadeln und großen Zapfen. Hier und da kamen wir auch zu immergrünen Eichen, die übrigens verkrüppelter erschienen, als wir sie in den tiefer liegenden Regionen gesehen. Um Mittag etwa passirten wir die Quelle des **Rio de las Plumas** oder Federflusses, und nach einem mühseligen und in mancher Hinsicht wirklich forzirten Marsch erkletterten wir die letzten steinigen Berghänge, die uns vom Bärenthale trennten. Die Sonne war im Untergehen, als wir den Abhang hinunter gegen den Fluß zu marschirten. Wir fanden ihn an einem kleinen Strome, der rasch über sein schiefriges Bett gegen Westen floß, und lagerten uns unfern davon und gar wohl zufrieden, unsere mühselige Fahrt beendet zu haben.

Sonntag den 30. Juli. Wir rasteten bis etwas spät am Sonnabend Morgen, um uns von den Beschwerden der Reise von Webers Fluß hierher auszuruhen. Als wir das Land betrachteten, fanden wir uns in einer förmlichen Wildniß. Nicht einmal ein Indianer, viel weniger ein weißer Mann war zu sehen. Das fruchtbare Thal des Bärenflusses mit seinem üppigen Gras, in dem hie und da Völker des kalifornischen Rebhuhns lagern, schien noch unberührt vom menschlichen Fuß und zog sich in reizender Schöne zwischen den felsigen Hügeln und Granitblöcken mit ihren dunklen Schluchten und Felsspalten, die es eingeschlossen, hin.

Unsere erste Sorge nun war die Produktion des Landes, was das Gold betraf, zu erforschen. Wir trennten uns deßhalb und suchten verschiedene Stellen des Strombettes, wie auch verschiedene Felsspalten auf, in denen in der Winterzeit die Wasser herabrauschen, um hier unser Glück zu versuchen. Zu unserm großen Erstaunen und nicht zu geringerer Bestürzung kehrte jedoch Einer nach dem Andern mit der Nachricht, nichts gefunden zu haben, nach dem Lager zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der neue Kaiser von Haiti scheint ein Demokrat zu seyn. Außer Napoleon bewundert er hauptsächlich Garibaldi und Robespierre, und will sich deßhalb unter dem Titel: „Garibaldi Robespierre Napoleon Soulouque“ krönen lassen. In Ermanglung einer goldenen Krone war für die Kaiserwahl eine aus vergoldetem Pappendeckel verfertigt worden, die der Senat dem Nachfolger Dessaline's und Christophs anbot, und die derselbe als provisorischen Schmuck auf sein Haupt setzte. Die Krönung soll mit demselben Zeremoniell wie die des Kaisers Napoleon stattfinden, und zu dem Ende sind bereits Kaisergewänder, Krone, Szepter, Reichsapfel, Thron ꝛc. in Paris bestellt.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 166 18. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Ihre unbeugbaren Begriffe von Ehre hatten das Band gelöst, das Blanka an den Fürsten kettete, und den Keim zu der Krankheit gelegt, die nothwendig mit dem Tode endigen mußte. Denn als vollends die arme Trauernde ihr Herz ganz ihrer Mutter geöffnet, ihr von der Liebe erzählt hatte, welche Odoart für sie hege und auch die leidenschaftliche Scene in der Kirche zur heiligen Elisabeth mitgetheilt hatte, so sah die Marquisin das Unheil vollkommen ein, dessen Ursache sie war. Dazu kam noch, daß der unglückselige Schwur des Fürsten, entfernt von seiner Gattin zu leben, der ohne Zweifel in Folge einer alten Verbindung geleistet worden, durch den Tod der Marschallin sich gelöst hatte. Dem Glück der jungen Ehegattin wäre jetzt nichts mehr im Wege gestanden, statt dessen aber war nichts als Trennung und Schmerz die Folge gewesen, und die Zukunft zeigte nur ein Grab!

Man mußte diese Mutter sehen, wie sie von nun an diese Tochter hegte und pflegte, deren Kräfte jeden Tag abnahmen, denn wenige Monate hatten hingereicht, diesen traurigen Zustand herbeizuführen. Der Chevalier, den man in die Ursache der Leiden seiner jungen Freundin eingeweiht hatte, fühlte, wie sein alter Kummer sich seiner wieder bemächtigte, wegen der Rolle, die er in dem Drama von Blanka's Leben gespielt hatte. Er war finster und schweigsam geworden, und gab sich selbst mit den Kindern weniger mehr ab, deren herrliches Gedeihen sonst seine größte Freude gewesen war; namentlich wenn Blanka Edgar anblickte, der täglich mehr das Ebenbild des Fürsten wurde, vermehrte sich ihre Verzweiflung und ihr Leiden, und ihre Mutter, der dieser Eindruck nicht entging, bemühte sich deßhalb, das arme Kind aus ihren Augen zu entfernen.

Eines Morgens lag Blanka auf einem Sopha im Salon; ihre Hand ruhte in der der Marquisin und sie wiederholte zum hunderisten Male mit fieberhafter Stimme die Einzelnheiten des Zusammentreffens mit Odoart in der Kirche, in der sie getraut worden waren, als der Chevalier von Saint Laurent plötzlich mit bestürzter Miene eintrat und den beiden Damen entgegenrief: „Erfahren Sie eine traurige Nachricht, die alle meine Plane über den Haufen wirft. — Meine Tochter," fuhr er an Blanka gewendet fort, „ich war fest entschlossen gewesen, Euch zu verlassen um einer langen Reise willen. Alle meine Vorbereitungen waren schon getroffen gewesen. Ich wollte mich nämlich nach Rußland, nach St. Petersburg begeben."

„Zu ihm!" — rief Blanka, sich aufrichtend, aus, die neues Leben in ihren Busen wiederkehren fühlte. —

„Ja, zu ihm," versetzte der Chevalier, „ich hätte ihm Alles erzählt, Deinen Schmerz, Deine Liebe, und hätte ihn gewiß zu Deinen Füßen, in Deine Arme geführt!"

„Nun, und jetzt?" fragte Blanka.

„Nun?" erwiederte Herr v. Saint Laurent traurig, „ist es unmöglich."

Die Kranke ließ den Kopf sinken und das Blut, das ihre Wangen gefärbt hatte, verschwand wieder aus ihrem Gesichte.

„Ich hatte, wie alle Franzosen gehofft," fuhr der Chevalier fort, „daß Napoleon bald mit den Kosaken fertig werden, und, seiner Gewohnheit gemäß, den Frieden in seiner Hauptstadt diktiren werde! — Aber zum Erstenmale hat ihn das Glück verrathen! — Die Preußen und die Russen haben unsere Gränzen überschritten, und sind in unserer Nähe. — Frankreich ist verloren!" —

„Frankreich wird nie unterliegen!" rief die Marquisin, deren Nationalstolz sich empört fühlte.

„Das wird allerdings nicht der Fall seyn, allein jedenfalls müssen wir uns auf feindlichen Besuch gefaßt machen. Wir können nicht mehr hier bleiben, denn bereits nähert sich, wie man sagt, eine feindliche Kolonne, und dieses Asyl bietet uns keine Sicherheit mehr."

Blanka hatte nichts mehr gehört, seitdem sie vernommen, daß das Projekt des Chevalier unmöglich geworden sey; und diese gescheiterte Hoffnung vermehrte noch das Bedenkliche ihres traurigen Zustandes.

Die Vorhersagung des Herrn v. Saint Laurent ging nur zu rasch in Erfüllung. Schon in der folgenden Nacht hörte man in der Ferne Kanonendonner, und als am Morgen darauf die Bewohner des friedlichen Thales sich flüchten wollten, erfuhr man von allen Seiten, daß die Fremden Herren der Gegend seyen, und eine

Digitized by Google

Flucht unmöglich machten. Es müsse demnächst ein Zusammenstoß zwischen den Franzosen und Alliirten stattfinden, indem sich zwei große Armee-Korps gegenüber ständen. Und so war es auch. Kaum war die Morgenröthe angebrochen, als bereits die russisch-preußischen und französischen Vorposten aneinander geriethen, worauf zwei Stunden hernach eine allgemeine Schlacht erfolgte, deren Ausgang lange zweifelhaft blieb, und in welcher die merkwürdige Episode stattfand, die wir jetzt erzählen wollen:

Zwei höhere Offiziere, wie aus ihren Abzeichen zu ersehen war, waren durch irgend einen Zufall von ihren Truppen getrennt worden, und jeder von ihnen hatte nur einige Reiter bei sich. Ein und derselbe Grund hatte Beide bestimmt, sich einer vom Kampfplatz ziemlich entfernten Thalschlucht zu nähern. Beide wollten diese einsame Stelle rekognosziren, weil Jeder einen Ueberfall von dieser Seite fürchtete.

Mit einem Male befanden sie sich gegenüber, und von Beiden vernahm man einen Schrei des Erstaunens. Diese beiden Männer erkannten sich! Der ältere von ihnen stürzte, wie wüthend, auf seinen Gegner los, so daß er in einem Augenblicke sich hart an dem Pferde desselben befand.

„Endlich," rief der Franzose, „endlich treffe ich ihn! So wahr ich lebe, der Krieg ist doch noch zu etwas gut!" Zugleich warf er seinen Säbel in die Scheide, riß eine Pistole aus dem Halfter und schoß es auf seinen Gegner ab, der noch fest im Sattel sitzend, seinen Begleitern zurief: „Schießt nicht auf diesen Mann; er glaubt im Recht zu seyn, mich zu tödten." Diese heldenmüthigen Worte waren aber die letzten, die der Fremde aussprach, denn ein Strom von Blut schoß ihm aus dem Munde, seine Hand ließ die Zügel seines Pferdes fahren und er fiel zu Boden. Zu gleicher Zeit fielen aber sechs Schüsse von den Begleitern des Reiters, und der Franzose fiel, von allen Seiten getroffen, sterbend an der Seite des Mannes nieder, der ihn hatte schonen wollen.

Die Franzosen wurden geschlagen, zurückgedrängt, besiegt; denn sie hatten ihren Befehlshaber verloren. Der Marschall v. Albufera war getödtet worden! . . .

* * *

Die kleine Rosenhütte hatte einen ganz andern Anblick erhalten. Wo sonst Ruhe und Ordnung geherrscht, da war jetzt ein ängstliches Hin- und Herrennen und die Bewohnerinnen des Hauses hatten Verwundete und Kranke zu pflegen, mit denen alle Häuser, und selbst das Kloster in der Nähe dicht belegt waren. Ein höherer Offizier war in den Salon zu ebener Erde gebracht worden, den aber die Marquisin allein in Empfang genommen hatte, weil Blanka ihrer leidenden Gesundheit wegen, ihr Zimmer nicht verlassen konnte, und der wackere Chevalier aufs Schlachtfeld geeilt war, um den Unglücklichen Hülfe zu bringen, denen noch geholfen werden konnte. Unterdessen war es Nacht geworden, und man hörte nichts mehr, als die Rufe der Schildwachen und das Gewinsel der Sterbenden.

Die Marquisin saß am Bette ihrer Tochter und erzählte ihr von dem armen jungen Manne, den sie sterbend bei sich aufgenommen habe. Er sey sehr schwer verwundet und sein heftiges Fieber erlaube dem Arzt nicht, sich über seinen Zustand auszusprechen.

„Ist es ein Franzose?" fragte Blanka.

„Nein," erwiederte die Marquisin, „es ist ein russischer Oberoffizier."

Bei diesen Worten ergriff die junge Frau die Hand ihrer Mutter und sagte: „Ach! pflegen Sie ihn ja gut, im Gedanken an ihn, oder vielmehr im Gedanken an mich!"

Die Marquisin versprach es und begab sich weg. Blanka konnte aber nicht einschlafen. Seit dem sie wußte, daß ein Landsmann Odoart's in ihrer Nähe sey, tobte ihr Blut in ihren Adern, und eine nervöse Aufregung verwirrte ihre Gedanken; ihr Herz schlug zum zerspringen, und endlich schlummerte sie, erschöpft von so großer Gemüthsbewegung, einige Minuten ein. Kaum war dieß geschehen, als sie plötzlich ihren Namen mehrmals von einer Stimme aussprechen zu hören glaubte, deren Ton tief in ihr Herz gegraben war. Weil sie aber meinte, es sey nur ein Traum gewesen, schloß sie die Augen wieder, um vielleicht aufs Neue im Schlummer die geliebte Stimme zu hören. Aber dießmal konnte sie sich überzeugen, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Es war ihr Name, der ausgesprochen wurde; es war seine Stimme, die ihr rief! — Zitternd, im höchsten Grade ergriffen, richtete sie sich auf, hielt den Athem an sich und bemerkte, daß die Worte, die sie gehört hatte, durch den Boden ihres Zimmers zu ihr drangen. Gerade unter dem Gemache, das sie inne hatte, befand sich das, in welchem der Verwundete lag. —

(Schluß folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Auf des alten Fallenstellers Rath sandten wir jedoch eine Entdeckungsgesellschaft den Strom hinauf, um gegen die Quellen hin zu sehen, ob sich dort Gold befände. Diese marschirten etwa zehn bis zwölf Meilen, kreuzten einige der wichtigeren Tributarien des Hauptstromes und hatten das gute Glück, einen Fleck zu finden, wo sie nach einer flüchtigen Untersuchung Gold in großem Ueberfluß zwischen Sand und Schiefern und zwischen den Felsen antrafen. Heute haben wir das Lager nach diesem Flecke hin

verlegt, und da wir uns jetzt außer der Hülfe weißer Männer befanden, so drängt sich uns wohl das Gefühl auf, daß wir wenigstens auf einige Zeit eine sich selbst stützende Partei bilden müssen, und Vorkehrungen zu treffen seyen, sowohl Provisionen einzulegen, als auch Befestigungswerke herzustellen. Bradley, Joe White und José sollen unsere Jäger seyn; Malcolm, Lacosse und M'Phail werden an die Arbeit gehen, Wiegen herzustellen, zu denen ihnen der Zimmermann die Anweisung geben wird. Hauptsächlich soll sich dieser damit beschäftigen, die Aufrichtung einer großen Hütte in Angriff zu nehmen, damit wir nicht allein einen Wetterschutz für die ganze Gesellschaft haben, sondern auch einige rauhe Befestigungswerke aus Fichtenstämmen und Pallisaden ringsherum aufrichten können. Dieß soll einen Raum umschließen, der hinreichend groß ist, die Pferde Nachts hineinzutreiben, damit sie vielleicht nicht einem diebisch gesinnten und dort herumkriechenden Indianer zur Beute würden. Die Herstellung der Hütte mit Allem, was dazu gehört, wird wahrscheinlich eine Woche, ja vielleicht noch länger dauern, Malcolm, M'Phail und Lacosse werden uns dabei, sobald sie ihre Wiegen vollendet haben, helfen. Die Jäger hatten an diesem Tage Glück und kamen mit ein Paar feisten Hirschen wieder. Der Fallensteller fing ebenfalls eine Anzahl Rebhühner, so daß unser Tisch gar vortrefflich versehen war. Unser Mittagsessen erfreute sich auch eines Desserts, und dieß bestand aus einer Frucht, die den Aepfeln an Geschmack glich, aber nicht größer war, als gut ausgewachsene Stachelbeeren. Joe White hatte sie gefunden und mitgebracht.

Sonntag den 6. August. Ich bin die letzten Tage ziemlich niedergeschlagen gewesen. Man denkt unwillkürlich an die Heimath, und ein nicht gut zu beschreibendes wehmüthiges Gefühl liegt mir so auf dem Herzen, daß es meinen Kameraden schon aufgefallen ist. An diesem Abend, als die Uebrigen sich gerade niederlegen wollten, zog ich mein Notizbuch heraus und fing neben dem Lagerfeuer an zu schreiben.

„No puede Vm. dormir?" sagte Don Luis zu mir, als er gegen das Zelt zuschritt.

„Nein, Senor," erwiederte ich, „Pienso a la veja Ingleterra, a mi Hermano y a mis amigos."

„Por ventura a una amiguita," erwiederte Don Luis.

Ich lachte, antwortete: „Es possible, sennor," und fuhr mit Schreiben fort. Wir haben uns jetzt am Bärenfluß wirklich häuslich niedergelassen und bis dahin noch kein Zeichen menschlichen Lebens um uns her gefunden; es scheint also, daß das Gerücht, welches uns an Webers Fluß zu Ohren kam, die Goldsucher wären schon bis in dieß Thal gedrungen, völlig unbegründet ist. Wir haben frische Fährte gefunden, die, wie uns der alte Fallensteller sagte, nach der Richtung des Truckee Sees hinzugehen scheinen, auch trafen wir hie und da auf die Ueberbleibsel einiger Lagerfeuer und zwar in verschiedenen Theilen des Thales. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese Spuren von Mormonen-Auswanderern hinterlassen, die, wie es heißt, auf einer Goldexpedition über die Salzwüste nach den Ufern des großen Salzsees hingezogen sind. Es ist dieß eine Entfernung von 7—800 Meilen. Der alte Jäger weiß einige wunderbare Geschichten über die Gefahren eines Marsches durch die Salzebene zu erzählen. Er behauptet, ein Mann hätte vom ersten Tagesanbruch, bis die Sonne hinter den hohen Kuppen der fernen Sierra Nevada sinkt, so rasch, als sein Pferd ihn tragen will, über eine Wüste vom weißem Salz zu reiten, die unter seines Thieres Hufen bei jedem Tritt bröckelt und nachgibt; kein Wasser findet er dort als salziges ungenießbares, und seine Lippen sind von Durst gepeinigt, seine Augen und Nasenlöcher von salzigen Dünsten, die von allen Seiten aus der Wüste aufsteigen, gereizt und was den großen Salzsee betrifft, so meiden Indianer wie Fallensteller, die Wüstenufer dieses Binnensees, und kein lebendes Wesen ist bis jetzt noch kühn genug gewesen, die Fläche seiner dunkeln Wasser zu befahren; denn der Glaube besteht, daß ein fürchterlicher Strudel seine Oberfläche kräuselt und Alles verschlingen würde, das sich in seine entsetzliche Nacht wagt.

Unsere Wiegen wurden am Montag beendet, die Hütte am Sonnabend Nachmittag; sie umschließt eine Art Außengebäude für eine Küche, und die übrigen Pallisaden, die sie umgeben, sind hinlänglich, die Pferde gegen irgend einen Versuch, den Indianer möglicher Weise machen könnten, sie fortzutreiben, zu beschützen. Sobald unsere Bauarbeiten gestern beendet waren, gingen wir mit Graben und Waschen an die Arbeit und hatten ein sehr günstiges Resultat. Das Land ist hier, wie sich das von selbst versteht noch rauher und zerrissener, wie in den untern Minen. Gras gibt es hinlänglich im Thale. Die felsigen Höhen sind aber mit einer sehr gedrückten Vegetation bedeckt und liefern den Pferden kaum Nahrung. Der Boden scheint in mineralogischer Hinsicht sich wenig von dem in der Nachbarschaft von Webers Fluß zu unterscheiden, nur ist er jedenfalls goldhaltiger. Am Freitag entdeckte Don Luis einen großen rauh aussehenden Klumpen in einer Felsenspalte etwa eine Meile von der Hütte. Am nächsten Abend fand Bradley auf einem seiner Jagdzüge einen ähnlichen, aber kleineren.

8. August. Wir haben unsern Freund, den Jäger mit 15 Dollars die Woche und zwei Mal den Tag Whiskey engagirt, für uns zu jagen. Er will aber Nichts mit Goldgraben und Waschen zu thun haben. Dollars scheint er ziemlich zu verachten, er hätte sonst mehr verlangt. Ein Mann, der fast sein ganzes Leben in der Wildniß verlebt hat, und keine andern Bedürfnisse kennt, als die, womit ihn seine Büchse rasch befriedigen kann, darf auch wohl mit Verachtung auf „die Wurzel alles Uebels" herabsehen. Ist er hungrig, so kann ihm ein Schuß nach einem Riesenhirsch oder brüllenden Büffel Nahrung für Wochen geben, ist er durstig, liefert ihm das klare Wasser des sprudelnden Baches

Alles, was er verlangt; die Haut des Bären, Büffels und Hirsches kleidet ihn und schützt ihn vor den kalten Winterfrösten, während eine Zahl Biberfelle ihm mehr Munition verschafft, als er das ganze Jahr hindurch braucht. Was soll ein solcher Mann mit Gold!

Gestern, während wir bei Tische saßen, wurden wir durch die Annäherung einer Indianerpartei in Erstaunen gesetzt, die vom Truckee See sich unserm Lagerplatze näherte. Sie schienen keine feindliche Absicht zu haben, und wir erwarten deßhalb ruhig ihr Herankommen. Der vorderste Häuptling hielt einen langen Stock in die Höhe, an dem ein Büschel weißer Federn hing; Story erklärte uns, dieß sey ein freundschaftliches Zeichen und versicherte, wir hätten Nichts von dem Trupp zu fürchten. Als sie näher kamen, fingen sie an zu tanzen und zu singen; wir bemerkten auch bald, daß nur Wenige unter ihnen bewaffnet waren, und ihr ganzes Auftreten schien weder kriegerisch, noch imponirend.

Story ging hinaus, ihnen entgegen und schüttelte einigen der ersten Häuptlinge die Hände. Als sie die Hütte erreichten, vor deren Thür wir saßen, sammelten sich die Häuptlinge an unserer rechten Seite und kauerten auf dem Boden nieder, wo die Friedenspfeife augenblicklich durch einen alten Häuptling hervorgeholt und herumgereicht wurde. Ich that mit den Uebrigen einige wenige Züge daraus und wir hörten dann von unserm Besuch, daß sie sich gern in einen Handel einlassen wollten. Alles, was sie übrigens hatten, waren einige wenige nahrhafte Wurzeln und mehrere Säcke Fichtennüsse.

(Fortsetzung folgt.)

Freitag den 13ten Oktober 1849.

Der Goldteufel

oder

Ein Abenteuer in Amerika.

Romantisch-komisches Gemälde mit Gesang in drei Akten von Elmar. Musik von J. A. Muck.

(Erste Aufführung.)

Ein Bühnenstück in Raimund's Manier, abwechselnd in Ernst und launigen Scherzen, mit einer trefflichen Diktion und ergreifenden Theatereffekten.

Die Musik von einem wegen anderer Berufsgeschäfte dahier verweilenden Dilletanten, Herrn J. A. Muck aus Würzburg; schon längst als Virtuos auf dem Pianoforte bekannt.

In diesem, hier zum Erstenmal zur Aufführung gekommenen Tongemälde, hat nun auch dieser junge Komponist seine großen Anlagen zur Tondichtung entwickelt. Melodie mit Harmonie innig verbunden, reiche Ausstattung in der Begleitung ohne Ueberladung, richtige Auffassung der dramatischen sowohl als romantisch-komischen Effekte, sind Eigenschaften, welche diesem Tonwerke den allgemeinen Beifall erringen mußten.

Besonders gelungen ist das schöne Lied der Marianne im zweiten Akte, und nicht mindere Anerkennung verdient die gleich darauffolgende große Arie, bei welcher jedoch die zu große Ausdehnung gerne vermißt würde. Die Komposition der Chöre im ersten und dritten Akte ist lebendig und anziehend, und die melodramatischen Zwischensätze lassen Nichts zu wünschen übrig.

Besondere Erwähnung verdient noch die gewandte und pünktliche Direktion, welche der Komponist selbst übernommen hatte.

Was nun die Leistungen des Bühnenpersonals betrifft, so hat sich Frau Fröhlich-Froitzheim in der Rolle der Marianne aufs Neue als treffliche dramatische Sängerin bewährt, und wir hatten besonders mit ihren Leistungen im zweiten Akte Gelegenheit, den großen Umfang ihrer klangvollen Stimme kennen zu lernen. Ihr Spiel überhaupt, so wie ihre Deklamation in den Dialogen beurkundeten eine routinirte Schauspielerin.

Fräulein Herbold als Wirthin rechtfertigte auch hier wieder unsere bereits früher über sie vortheilhaft ausgesprochene Meinung und ließ deutlich erkennen, daß ihr ihre Ausbildung als Sängerin am Herzen liegt.

Herr Gellert als Cyrillus Flügerl war als Komiker ganz an seinem Platze, und wir freuen uns, bemerken zu können, daß wir die Erwartung bezüglich seines Strebens nach musikalischer Ausbildung, wozu wir uns schon bei seinem letzten Hierseyn berechtigt hielten, schon so weit realisirt fanden:

Herr Froitzheim als Robert Flamming und Herr Wolters vom Hoftheater zu Stuttgart, welcher die Rolle des Richard Fallner als Gast übernommen hatte, entsprachen ihren Anforderungen als gewandte Schauspieler in Darstellung und Deklamation.

Die übrigen Rollen des Stückes sind zu untergeordnet, als daß es nöthig wäre hierüber etwas Näheres zu erwähnen. Die Aufführung war übrigens im Ganzen eine gelungene, so daß wir uns auch für berechtigt halten, einige kleine Verstoße in den Gesangproduktionen mit Stillschweigen zu übergehen.

Schließlich müssen wir noch der Leistungen des Orchesters, welche schon nach der Aufführung der theilweise schwierigen Ouvertüre den Beifall des Publikums erhielten, lobende Erwähnung thun, und wünschen, daß solches, wie dießmal, auch künftig die Wünsche, die wir bei der Rezension über die Oper Lucrezia Borgia ausgesprochen haben, zu beachten streben werde.

Am Schlusse der Vorstellung wurde der Komponist nebst dem mitwirkenden Personale gerufen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 167 20. Oktober 1849.

Ein Geheimniß.

(Schluß.)

Dieser Gedanke erweckte eine Art von Delirium in ihr, sie sprang aus dem Bette, zog die nächsten besten Kleider, die sie fand, an, und indem ihr ihre Liebe neue Kräfte verlieh, ging sie aus dem Zimmer hinaus und rasch die Treppe hinab nach dem Salon, dessen Thüre sie hastig öffnete und auf deren Schwelle voll Angst und Zweifel stehen blieb.

Auf einem, in der Eile hergerichteten Bette befand sich ein junger Mann mit der Todesblässe auf den Lippen, in halb liegender Stellung, den Kopf auf die Schultern einer barmherzigen Schwester gestützt, welche weinte. Weil sie aber ihre Stirne zu der des Sterbenden herabgesenkt hatte, so war es nicht möglich, seine Züge zu unterscheiden. Bei dem Geräusche, das durch das Oeffnen der Thüre entstanden war, erhob die Schwester den Kopf und Blanka stieß einen Schrei des Schreckens und der Freude aus, denn sie hatte in dem Verwundeten Odoart, und in der Nonne, die Herzogin v. Albufera erkannt, die ihn pflegte.

Die Herzogin kam sogleich auf sie zu und sprach: „Er hat Sie gerufen, Madame, und Gott selbst schickt Sie ihm.“

Blanka hörte nichts mehr, denn sie hatte nur noch einen Gedanken, — ihn! — sein Leben oder seinen Tod!

Sie eilte auf den Fürsten zu, drückte ihn an ihr Herz, und sie, wie die Herzogin, ließen ihren Thränen freien Lauf, indem sie zu gleicher Zeit um die Erhaltung ihrer einzigen Liebe beteten. So verfloß die Nacht zwischen Furcht und Hoffnung; Blanka fühlte keine Schwäche mehr, denn die Gemüthsbewegung schien ihr neues Leben verliehen zu haben. Eine leichte Bewegung des Kranken belehrte die fromme Schwester, daß er auf dem Punkte stehe, zum Bewußtseyn zu gelangen.

„Madame,“ sprach sie deßhalb zu Blanka, „die Stunden der Gefahr sind für ihn vorüber, glauben Sie meiner Erfahrung, die ich mir während zweier Jahre meines Dienstes erworben habe. Er wird leben! Sein erster Blick gehört Ihnen, und das Glück wird sein bester Arzt seyn! Sprechen Sie nie von mir mit ihm. Niemand auf dieser Welt zweifelt an meinem Tode, außer der anbetungswürdigen Königin, die meine Freundin war, und der würdige Doktor, ihr edelmüthiger Helfershelfer. Allgemein glaubt man mich in meiner Familiengruft begraben, wohin man auch den Sarg getragen hat, der mich bald aufnehmen wird, denn ich sehne mich aus einem Leben hinweg, das mir wenig Freude und vielen Kummer gebracht, und mannigfache Verfolgungen zugezogen hat. Als für diese Welt todt, bin ich meines Schwures entbunden und darf sprechen:

Ich war mit dem Manne hier vermählt, und die beiden Kinder sind die Frucht einer kurzen, aber äußerst glücklichen Verbindung. Durch ein hartes Geschick wurden wir getrennt, und Odoart schwur mir zu, nie mit einer andern Frau zu leben, so lange ich noch existire. Wie gerne hätte er sich verpflichtet, gar nie mehr zu heirathen, wenn nicht eben diese Kinder da gewesen wären. Für diese mußte er eine Mutter suchen, um sie in die Rechte, die ihnen zukommen, einsetzen zu können. Er hat sie in Ihnen gefunden. Mich zwang mein hartes Geschick, dem Herzog von Albufera die Hand reichen zu müssen, den ich, die erste Liebe im Herzen tragend, nie lieben konnte, obschon ich ihm stets eine getreue Gattin blieb; allein seine Eifersucht verfolgte mich stets und es erhielt diese noch dadurch Nahrung, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß der Fürst mich in dem Pavillon, den ich bewohnte, aufgesucht habe. Ich selbst war die unglückliche Veranlassung, daß dieser sich damals einstellte, und nur durch sein ritterliches Benehmen mich vor der Schmach eines öffentlichen Auftritts bewahrte. Wenn ich mir aber einen Vorwurf zu machen habe, so ist es bloß der, der übergroßen Mutterliebe, indem ich selbst mit ihm über das Schicksal unserer Kinder Rücksprache nehmen wollte, von deren Daseyn ich dem Herzog nie Mittheilung gemacht habe, um deren Zukunft nicht zu gefährden, was ich um der geliebten Wesen willen, dem Fürsten bei unserer Trennung zugeschworen hatte. Daß ich sein Bild noch als die Gattin eines Andern im Herzen trug, und daß ich ihm das Versprechen abgenommen habe, so lange ich lebe, nie einer Andern anzugehören, wird mir Gott verzeihen, zu dem ich täglich flehe, und dessen Dienst ich mich ganz geweiht habe, seitdem ich seit meiner wunderbaren Wie-

Digitized by Google

derbelebung in den Schooß der katholischen Kirche übergetreten bin.

Nun, leben Sie wohl! Daß Sie meinen Kindern Mutter im vollsten Sinne des Wortes geworden sind, dafür bürgt mir Ihr edles Benehmen gegen mich. Ich werde für Sie und für ihn beten! Noch einige Tage hienieden und dann, wie ich hoffe, ewig im Himmel!" —

Mit diesen Worten ging die barmherzige Schwester fort. . . .

Odoart öffnete die Augen. Beim Anblick von Blanka's lieblichem Gesichte erhellte ein Strahl von Freude seine Züge. Er legte schweigend seine Hand auf die ihrige, wie um sich zu versichern, daß er nicht träume, und als er einen Gegendruck von ihr fühlte, ergriff ihn dieß so sehr, daß er ohnmächtig wurde. — Als er wieder zu sich kam, erwartete ihn das süßeste und entzückendste Schauspiel. Blanka hatte die Herzogin ersetzt und hielt seinen Kopf an ihr Herz gedrückt; Edgar und Mary standen an seiner Seite und hielten ihn umarmt; der getreue Voromsoff, den der Chevalier auf dem Schlachtfelde getroffen, wo er seinen jugendlichen Freund gesucht hatte, stand mit zärtlich auf ihn gerichteten Blicken vor ihm, und die Marquisin flehte auf den Knien zu Gott um die Erhaltung des Lebens desjenigen, von dem das Leben ihrer geliebten Tochter abhing.

„Mein Gott!" sagte der Verwundete mit schwacher und flehender Stimme: „mein Gott, laß mich jetzt nicht sterben, nachdem Du mir so viel Glück gezeigt hast!"

Die Wünsche des Fürsten wurden erhört, denn jeden Tag verbesserte sich sein Zustand, und vermöge einer rührenden magnetischen Gewalt der Liebe, schien Blanka mit ihm, mit ihrem Gemahl, neu aufzuleben.

Paris nahm endlich Beide auf, aber glücklich und unzertrennlich. Ihre beiden Kinder erfuhren nie, daß Blanka nicht ihre wahre Mutter sey, aber sie beteten jeden Morgen und Abend für eine Freundin ihrer Mutter, die ihnen diese jedoch nie nannte.

Der Graf Voromsoff und der wackere Chevalier stritten zwar zuweilen miteinander, waren aber deßhalb doch gute Freunde; überdieß zeigte sich der Graf so aufmerksam für die alte Marquisin, daß Herr von Saint Laurent dem Vater Doquin nie lange böse seyn konnte, der, als er eines Tages bei dem Chevalier eintrat, diesem einen Brief überreichte, den er so eben erhalten hatte, und dessen Inhalt den Leser interessiren kann.

Er lautete folgendermaßen:

„Herr Anatole Simonet, Notar und Nachfolger des Herrn Bonami, hat die Ehre, Ihnen seine Verbindung mit Mademoiselle Viktoria Chapusot anzuzeigen."

Die Pennypost.

Wenn man sagen hört, daß seit der Pennypost jährlich dreihundert Millionen Briefe mehr als früher in England geschrieben werden, so gibt Einem diese Zahl eigentlich einen Begriff von der Bequemlichkeit und Vortrefflichkeit dieser großen Wohlthat, und noch weniger gibt es Einem eine Idee davon, wie sehr der Dienst der Posten durch diese Neuerung verbessert worden ist. Die alte Postschule auf dem Kontinent zeigt mit einem stupiden Triumph auf die vermehrten Kosten der englischen Post seit der Aenderung des Systems, und freut sich, daß diese von 800,000 Pfd. Sterl. auf 1,300,000 gestiegen sind, aber damit hat die Pennypost nicht viel zu thun. Die alte englische Post war die theuerste und schlechteste in Europa, und einzig darauf berechnet, für den möglichst geringen Dienst die möglichst hohe Steuer zu erheben, und sie hätte in dieser Art nicht mehr länger fortdauern können, auch wenn die Pennypost nicht eine gänzliche Reform in der ganzen Anstalt nothwendig gemacht hätte. Ich will ein Beispiel von dem damaligen Zustand geben, das ich aus eigener Erfahrung kenne. Ich wohnte vor der Reform auf einem Landgut, das an der großen Poststraße nach Birmingham liegt, aber etwa drei bis vier englische Meilen von einer Stadt. Man schickte damals alle Morgen einen Mann zu Pferd in die Poststadt, um die Briefe abzugeben und das Felleisen für das Gut und das anliegende Dorf zu holen. Der Haß, den damals die hohen Briefstarife erregten, war ganz krankhaft geworden, und ich habe oft gesehen, daß man Briefe stundenweit zu einem Parlamentsglied in der Umgegend schickte, um sie frankiren zu lassen, und das ganze Briefgeschäft nahm einen Mann und ein Pferd so ziemlich das ganze Jahr in Anspruch. Das Landhaus und das Dorf lieferten damals zusammen zwanzig bis dreißig Briefe wöchentlich. Ich habe dasselbe Haus vor einigen Wochen wieder besucht und gefunden, daß jetzt die Briefe um den Penny alle Morgen durch einen laufenden Boten von der Post ins Haus und Dorf geliefert und die Antworten Nachmittags wieder abgeholt werden. Dieser Mensch hat alle Tage zwölf englische Meilen zu gehen, und erhält dafür von der Post zwölf Schilling wöchentlich. Im Dorf ist bei einem Krämer ein receiving house eingerichtet, d. h. eine kleine Postanstalt, wo man die Briefe abgibt und Stempel zum Frankiren haben kann. Das Geschäft ist durch die Stempel und die Einförmigkeit des Preises sehr vereinfacht, daß der Krämer es für 4 Pfd. St. jährlich versieht. Die Zahl der Briefe hat sich auf dreihundert wöchentlich vermehrt, hauptsächlich, weil die Pächter, welche das Dorf bewohnen, und die früher fast nie einen Brief erhielten, jetzt regelmäßig mit ihren Kindern, die auswärts arbeiten oder verheirathet sind, korrespondiren. Der Eifer, den dieser Umstand in dem Besuch der Dorfschulen erregt hat, ist

eine natürliche und erfreuliche Folge der Postreform, welche der klare Geist von Rowland Hill voraussah und voraussagte, als er seinen unsterblichen Plan zuerst vorlegte. Wenn man die Masse von Briefen sieht, die jetzt täglich in ein Haus kommen, so sollte man denken, daß die Zeit der Nation mit Korrespondenz zugebracht werde, aber dem ist nicht so, denn die Briefe sind viel kürzer geworden, seit sie fast umsonst gehen, man schreibt, um ein Wort zu sagen, während man sich vorher schämte, weißes Papier durch die theuere Post zu versenden. Die Genauigkeit in Geschäften hat dadurch sehr gewonnen, man gibt und erhält jetzt Antwort auf die geringste Anfrage und ohne Zeitverlust, weil es Niemand mehr einfällt, etwas zusammenkommen zu lassen, bis er schreibt, wie zur Zeit der alten Barbarei. Ich weiß nicht, was sich die Nation nicht lieber gefallen ließe, als die Wiederherstellung des alten Postwesens, und darüber ist nur eine Stimme, sogar unter den leidenschaftlichsten Tories, bei denen nichts, das die neue Zeit gebracht hat, Gnade findet. Das Abliefern der Briefe in großen Städten bietet bei ihrer zunehmenden Masse eine große Schwierigkeit dar, zwar erleichtert das Vorausbezahlen es sehr, aber es ist doch noch ein großer Zeitverlust, wenn der Briefträger an jeder Thüre warten muß, bis man öffnet. Die Post hat daher wiederholt die Leute aufgefordert, einen Briefkasten innen an den Thüren anzubringen, und man sieht jetzt ganze Straßen in London, wo die Einrichtung besteht; außen an der Thüre eine Spalte eingeschnitten, welche durch eine bewegliche Klappe von Metall geschlossen ist, der Briefträger schiebt die Briefe hinein, welche dann in den Kasten einerseits fallen, und der Briefträger gibt zwei kleine Schläge mit dem Thürklopfer, um anzuzeigen, daß Briefe da sind, aber ohne zu warten, bis man kommt. Die ganze Operation geschieht fast, ohne daß er seinen Gang unterbricht. Die Pennypost hat nach und nach in der Ausführung alle Einwendungen, welche die Postverwaltung gegen sie gemacht hatte, widerlegt, mit Ausnahme der Verminderung der Einnahme, und auch diese wird in einigen Jahren gedeckt seyn. Eine der scheinbarsten war die Gefahr, daß die Stempel nachgestochen werden würden, man stellte vor, daß die Banknoten, die doch viel kunstreicher verfertigt seyen, beständig der Verfälschung ausgesetzt seyen, wie viel mehr diese Stempel, die in den Händen aller Menschen zirkuliren und wegen ihres geringen Werthes ohne Untersuchung angenommen würden. Aber es ist nicht geschehen, denn jeder Brief tragt ja das offizielle Zeichen seines Ursprungs mit sich; wenn nun plötzlich eine Menge falscher Stempel an einem Ort erscheinen, so würde die Post in zwei Tagen den Fabrikanten und die Verbreiter entdecken, indem man nur die Schreiber der Briefe aufzufordern brauchte, zu erklären, wo sie ihre Stempel kaufen. Die nur der Verkauf von Hunderttausenden die Kosten der Fabrikation ersetzen könnte, so würde zu ihrer Verbreitung eine Zahl von Personen gehören, bei welcher das Geheimniß keinen Tag unverrathen bleiben würde. In Paris sind die Stempel den ersten Tag der Einführung der französischen Postreform nachgeahmt worden, und den nächsten Tag waren die Betrüger in den Händen der Justiz. (Sammler.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Diese Fichtennüsse röstet und essen die Indianer, der Geschmack ist aber keineswegs angenehm. Als Tausch dafür verlangten sie einige Ladungen Pulver und Kugeln. Drei von ihnen führten, wie ich bemerkte, alte spanische Musketen, auf die sie äußerst stolz waren. Sie hielten sie in der gewöhnlichen vorsichtigen, indianischen Art, den Kolben in der rechten Hand gefaßt, den Lauf im linken Arm ruhend. Einige Andere hatten Bogen und Pfeile über den Schultern. Wir schützten, um den Handel abzulehnen, selbst Mangel an Munition vor. Unsere Provisionen waren ebenfalls so knapp, daß wir ihnen nicht einmal etwas zu essen bieten konnten. Einige Decken gaben wir ihnen aber, die wir nicht sehr vermißten, um sie wenigstens bei guter Laune zu erhalten; denn sie hätten es, wie uns Story sagte, sehr übel genommen, wenn sie nicht wenigstens einige Geschenke erhielten. Die Indianer blieben und lagerten die ganze vergangene Nacht bei unserem Fort, und an diesem Morgen brach der größte Theil wieder auf. Die Wache hatte übrigens Befehl, scharf aufzupassen, da wir uns nicht enthalten konnten, zu glauben, unsere Freunde möchten, wenn auch wirklich keine feindselige Absicht gegen uns, doch vielleicht eine zu freundliche Neigung zu unsern Pferden hegen. Es fiel aber nichts Verdächtiges vor. Fünf junge Leute des Stammes blieben zurück und erboten sich, für uns zu arbeiten. Wir fühlen aber schon den Mangel an Lebensmitteln so, daß wir das Anerbieten nicht annehmen können, ausgenommen, unsere Jäger kehren heute mit guter Beute zurück.

13. August. Unsere Jäger sind in den letzten Tagen sehr glücklich gewesen, wir haben einen großen Vorrath von Riesenhirschfleisch, das wir auf die indianische Art trocknen wollen. Am Freitag, während Don Luis und der Fallensteller zusammen ausgingen, wurden sie plötzlich durch einen ungeheueren Bären in Erstaunen gesetzt, der ganz langsam und gemächlich auf sie zukam. Sobald er sich ihnen auf etwa hundert Schritte genähert, setzte er sich auf sein Hintertheil nieder, eben aber, als sie sich bereit machen, ihm einen Gruß in Gestalt von ein Paar Kugeln zuzusenden, stieg er auf und trottete davon. Sie schossen, doch ohne Erfolg; die Bestie sprang in ein Dickicht, so daß sie weiter nichts von ihr sahen.

Unsere Indianer, die einige Tage bei uns blieben,

in den Nächten aber fortwährend außer dem Fort kampiren mußten, waren plötzlich am Freitag Morgen, oder während der Nacht von Donnerstag auf den Freitag, unbemerkt von unsern Schildwachen, verschwunden. Sie nahmen jedoch nichts mit, was unserer Gesellschaft gehörte, ein Paar wollene Decken ausgenommen, die wir den beiden Häuptlingen geborgt hatten.

Sonntag den 28. August. Die letzte Woche ist in mancher Hinsicht eine sehr bedeutungsvolle für uns gewesen. Am Freitag, während einige von uns in der Nähe des Lagers in den zahlreichen Bergschluchten herumkletterten, die zwischen uns und der Sierra Nevada liegen, fanden wir zwischen den lockern Felsblöcken, die von den Seiten des Ravins abgebröckelt und in den Grund gefallen waren, verschiedene sehr große Goldklumpen, wie wir sie bis jetzt noch nicht entdeckt hatten. Dieß veranlaßte uns, den obern Theil des Ravins zu untersuchen, wo sich bald gar lockend erscheinende Goldzeichen vorfanden. Eine nähere Untersuchung überzeugte uns, wie das edle Metall hier in weit größern Quantitäten liege, als in der Gegend, die wir bis dahin bearbeitet und auch, was uns besonders freute, mit weniger Arbeit zu erlangen wäre. Da wir es hier größtentheils in gediegenen Klumpen aufspürten, ersparten wir jedenfalls die mühselige Arbeit des Waschens. Wir entschieden uns deßhalb dafür, all unser Handwerkszeug zu diesem Fleck zu schaffen, wo wir nur das eine Unangenehme hatten, daß er sich etwas zu weit entfernt von unserm Lager befand.

Seit uns unsere Freunde, die Indianer verlassen, mochten wir die Hütte nicht mehr ohne Wache wissen, und es mußte stets irgend einer von uns dort bleiben, um Pferde und Bagage vor heimlichen Dieben zu schützen. Zu dieser Maßregel bestimmte uns noch dieß, daß unsere Pferde in der letzten Zeit sehr häufig unruhig gewesen waren, ein ziemlich sicheres Zeichen, daß Indianer in der Nähe herumkriechen. Während des Tags blieb gewöhnlich ein Mitglied der Gesellschaft in der Hütte und behielt entweder José oder Horry bei sich.

Die Schlucht, zu der wir gehen wollten, lag ziemlich eine halbe Meile entfernt. Nach dem Frühstück gingen Bradley, Lacosse, M'Phail und der alte Jäger auf eine Jagderpedition aus; denn unsere Provisionen fingen an, Lücken zu zeigen. José und der Advokat blieben im Lager. Die Uebrigen der Gesellschaft, ebenso auch ich, gingen mit unsern Werkzeugen nach der Goldschlucht hinauf, wo wir nach wenigen Stunden Arbeit mehr Gold erbeutet hatten, als in irgend zwei Tagen der letztvergangenen Woche. Wir wollten eben nach dem Lager zurückkehren, um unser Mittagsessen zu verzehren, als Dowling, der neben einigen Wermuthbüschen am obern Theile der Schlucht stand, etwas zwischen ihnen rascheln hörte und anspringend einen Indianer bemerkte, der sich eben davonzuschleichen suchte. Kaum aber bemerkte er, daß er entdeckt sey, so sprang er auf und schoß einen Pfeil auf den Kopf des Weißen ab. Der Pfeil traf allerdings sein Ziel nicht, zerschnitt aber doch, und zwar ziemlich bedeutend, Dowlings Ohr. Der Wilde stieß einen furchtbaren Schrei aus und lief davon, stolperte aber, ehe er einen zweiten Pfeil aus seinem Köcher ziehen konnte, während Dowling, ihm nacheilend, sein kleines Beil aus dem Gürtel riß und dem gestürzten Feind damit den Kopf spaltete. Er blieb todt auf dem Platze.

In diesem Augenblicke hörten wir einen Schuß in der Richtung vom Lager her, der uns, mit dem Schlachtschrei der Indianer noch in den Ohren nicht wenig erschreckte. Wir alle griffen jedoch nach den Büchsen, und Dowling, niederspringend, erzählte uns mit wenigen Worten, was eben geschehen sey. Einige Sekunden blieb Alles still, und ich eilte einen kleinen Hügel hinauf, um zu rekognosziren. Plötzlich sah ich einen Trupp Indianer, die Ersten zu Pferde, die sich uns in vollem Gallopp näherten. Ich kehrte rasch zu meinen Gefährten zurück, und wir suchten in einer kleinen Schlucht Schutz, entschlossen, hier jeden Angriff abzuwehren; denn daß die Indianer nicht friedlich gesinnt seyen, lag auf der Hand.

Es war ein Augenblick athemloser Erwartung. Wir hörten das Stampfen der Pferde, die gegen uns ansprengten, sie aber und ihre Reiter konnten wir noch nicht erkennen. Ich muß gestehen, daß ich am ganzen Leibe zitterte, wenn auch nicht aus Furcht — obgleich wir erwarten konnten, daß wir einige Momente später von unsern wilden Angreifern Alle skalpirt seyn würden —; es war die überraschende Gefahr, die mich aufregte und mein Herz so heftig schlagen machte. In dem nämlichen Augenblicke aber, und gerade als ich mir selbst meinen Mangel an Muth vorwarf, durchschnitt ein furchtbarer Schrei die Luft, und gleich darauf sahen wir etwa 40 bis 50 kriegerische Indianer vor uns. Die erschienene Gefahr gab mir meine volle Selbstbeherrschung wieder, und als ein Pfeilschauer zwischen uns hinsauste, war ich der Erste, der diesen mit einem Büchsenschuß erwiederte und dadurch einen der vordern Indianer vom Pferde warf. Ich lud augenblicklich wieder; indessen leisteten die Büchsen meiner Gefährten gute Dienste. Wir hatten unsere Stellung hinter einer Reihe von Weidenbäumen, genommen, die das Ufer eines schmalen Baches umgürteten, und dadurch wurden wir sehr bedeutend gegen die Pfeile unserer Angreifer geschützt, die größtentheils durch die Zweige eine andere Richtung bekamen. Eine zweite Salve folgte dabei von unserer Seite der ersten, und während wir wieder luden und sich der Rauch leise verzog, konnte ich sehen, wie wir Tod und Verderben in die Reihe der Feinde geschleudert, die ihre Todten zurückließen und sich zum Rückzuge vorbereiteten.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 168 21. Oktober 1849.

Egeria.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

Der Alte hob den dürren Arm,
Sie hielt den Stab empor,
Aus ihrem Auge, bei dem Spruch,
Ein Blitzstrahl schoß hervor.
Englische Ballade.

In der Zeit, in welcher Ludwig XIV. zu Versailles Wunder der Baukunst schuf, und in der einfachen Ebene Gartenparadiese mit dem Aufwande von Millionen hervorzauberte, gab es noch Punkte in der Nähe von Paris, die einen oft überaus widerwärtigen Anblick darboten. Die jetzt so schöne Umgebung von Neuilly war damals eine sehr reizlose Fläche, und auf dem Wege dahin, unweit einer Stelle die seitdem durch den Tod eines liebenswürdigen jungen Fürsten eine traurige Berühmtheit erlangt hat, sah man eine Hütte, die mehr für den Aufenthalt von Thieren als für eine menschliche Familie geeignet schien. Dicht an der Fahrstraße war ein etwa sechs Schritte ins Gevierte haltendes Loch in die Erde gegraben, und mit Stangen überbaut, die man mit Rasen bedeckt hatte. Der Eingang der Hütte war, anstatt der Thüre, mit einer Bastmatte, die aufgerollt werden konnte, verhangen. Zur Seite des sonderbaren Bauwerks, das viele Aehnlichkeit mit einem Bieberbau, einem Backofen, einer kolossalen Hundehütte, oder vielmehr von jedem derselben etwas hatte, war ebenfalls aus Stangen und Matten eine Art von offenem Zelt errichtet. Hier befand sich ein aus Feldsteinen roh zusammengefügter Herd, über welchem ein eiserner Kessel hing, dicht daneben aber ein kleiner Schmiedeambos. Ein kunstlos aus einem rohen Ziegenfell und einem Pistolenlauf gefertigter Blasebalg, so wie einige Hämmer und Zangen, deuteten darauf, daß der Bewohner der Barracke sich mit Schmiedearbeit beschäftige. Wie es den Anschein hatte, ward die Hütte von den Eigenthümern mehr als Schlafstätte oder Zufluchtsort bei übler Witterung betrachtet, denn die Thürmatte war fast beständig herabgelassen, dagegen wimmelte es von ihnen unter dem Zelte. Obgleich letzteres auch nicht geräumiger als jene war, so mußte es doch ungeachtet des durch Herd und Werkstätte geschmälerten Raumes Platz für acht Personen hergeben. Die große Anspruchlosigkeit der Bewohner aber erklärte sich nicht bloß durch ihre Armuth — sie würden auch in besseren Verhältnissen ihr abscheuliches Nest unbedingt einer andern Wohnung vorgezogen haben — sondern vorzüglich dadurch, daß sie der räthselhaften in grauer Vorzeit eingewanderten Nation der Zigeuner angehörten. —

Es ist merkwürdig, daß dieß über die ganze alte Welt verstreute Volk, wohne es nun in der Nähe des Eismeeres, in dem schönen Klima Italiens oder Frankreichs, oder unter Afrikas glühendem Himmel, sich nicht nur im Aeußeren, sondern auch in Sitten und Gewohnheiten treu geblieben ist. In Spanien, wie in Rußland, ist der Zigeuner Eisenarbeiter, Hufschmied, Thierarzt, oder Dieb; die Zigeunerin Zitterspielerin, Wahrsagerin, Tänzerin, oder Diebin. Der Zigeuner in Ostindien weiß sich dem in England in dem nämlichen Idiom verständlich zu machen, und gleicht ihm im Aeußern wie ein Ei dem andern. In religiösen Angelegenheiten bequemt er sich nach dem Lande in dem er lebt. In Rußland ist er Grieche, im Orient Muhamedaner, in Spanien Katholik; er verspottet indeß, wenn er unter Seinesgleichen ist, jeden Kultus.

Während die Männer gewöhnlich hochgewachsen, sehr mager, von dunklem Teint und listigen meist unangenehmen Zügen sind, bemerkt man unter dem weiblichen Geschlecht oft Personen von ausgezeichneter Schönheit, und mehrere derselben haben durch Verheirathungen mit Männern von Rang und Vermögen ihr Glück gemacht.

Die Personen, welche unter dem Zelte versammelt waren, bestanden aus einem Manne, einer alten und einer jungen Frau, einem Mädchen und vier Knaben, von denen einer — noch ein Säugling — splitternackt auf der Erde lag. Das Aeußere des Mannes hatte den entschiedensten Zigeunertypus. Das dunkle Haar, die schwarzen Augen, die braune Hautfarbe, und die langen schneeweißen Zähne machten es besonders auffallend. Die jüngere Frau mochte vor einigen Jahren nicht unschön gewesen seyn; jetzt sah sie kränklich und abgemergelt aus. Das Mädchen und ein etwa vierzehnjähriger Knabe waren hübsche, schlanke, jugendliche Gestalten, ohne sich jedoch durch besondere Schönheit auszuzeichnen. Die auffallendste Person in der Gesellschaft war indeß eine

Frau von etwa sechzig Jahren. Sie war so mager, daß die Haut fast über die Knochen gespannt schien, aber auf ihrem Haupte sah man noch kein weißes Haar, in ihrem Munde fehlte kein Zahn, ihre dunkeln Augen strahlten von einem fast unheimlich zu nennenden Feuer, ja es waren in ihren echt orientalisch zu nennenden Zügen noch Spuren ehemaliger großer Schönheit zu erblicken. Obwohl sie in einem grob zusammengezimmerten Lehnstul saß, ihre Kleidung reinlich aber ärmlich aussah, und ihre Füße der Gicht wegen mit Tüchern und Matten umwunden waren, so lag doch in ihrem Wesen etwas Imponirendes. Diese Person war die Mutter der Hausfrau, aber sie erschien fast als die Herrin und Gebieterin der Familie, denn der Mann, der eben ins Zelt trat, begrüßte sie mit einer Art Respekt, ehe er der Frau zunickte, und einen Sack mit allerlei Werkzeug neben den Herd warf.

„Nun wie ists, Asan? Dürfen wir bleiben?" fragte die jüngere Frau, indem sie mit einem hölzernen Napfe etwas Suppe aus dem Kessel schöpfte und sie dem Manne, der auf der Erde Platz genommen hatte, hinreichte.

„Möge dieß Volk das Wetter erschlagen!" entgegnete Jener. — „Ihr wißt, Zilla," fuhr er sich zu der Schwiegermutter wendend fort, „daß ich vorgestern in das Haus des Bankiers Bernard gerufen wurde, weil die Ratten dort wieder sehr überhand genommen hatten. Als ich vernahm, daß der Polizeilieutenant de Villarceaux in demselben Hause wohne, denke ich: „Halt! da läßt sich ein doppelter Coup ausführen." — Ihr müßt nämlich wissen, dessen Pferde und die des Hausherrn stehen in einem und demselben Stalle. — Unter dem Vorwande, mich nach den Ratten umzusehen, drücke ich geschwind einen Nagel in die Sohle seines besten Reitpferdes. Ich wußte, daß wenn ich heute käme, um nach der vergifteten Rattenäzung zu sehen, würde man mir die Kur des lahmen Pferdes übertragen, und ich dann vielleicht Gelegenheit finden den Polizeilieutenant in Person zu sprechen. Gedacht, gethan. Kaum trete ich in den Stall, als der Polizeilieutenant in Person erschien, und mich befragte, was den Unfall veranlaßt habe, und ob er schwer zu heben seyn werde. — Ich hatte nämlich einen Stift, der nicht leicht zu bemerken war, zwischen die Trachten des Hufes gestoßen. — Obgleich ich eine bedenkliche Miene annahm, das Uebel als sehr gefahrvoll darstellte, so versicherte ich ihm doch, daß eine geschickte Operation und ein bewährtes Geheimmittel sein Lieblingsthier schnell wieder herstellen würde, worüber er sehr erfreut schien. Ein Paar Schnitte mit dem Auswirkemesser brachten auch als Herr von Villarceaux den Rücken gewendet hatte, den Nagel richtig heraus, und als ich ein bischen Schweineschmeer und Pech in die Wunde geschmiert und den Fuß sehr sorgsam verbunden hatte, trat das Thier so kräftig wieder auf, als ob ihm nichts geschehen wäre. In der Freude seines Herzens schenkte mir der Polizeilieutenant zwei Goldstücke — hier sind sie — aber die Freigebigkeit mochte dem Geizhammel wohl bald wieder gereuet haben, denn als ich davon zu sprechen anhob: „daß wir das feste Vertrauen in den gnädigen Herrn hätten, daß er uns von dem Plätzchen, wo wir wohnten, nicht vertreiben würde," ward der Mann ganz teufelstoll. Er habe geglaubt, schrie er, daß wir die Barracke schon verlassen hätten, und daß diese der Erde gleichgemacht sey! Sr. Exzellenz, Monseigneuer de Louvois, hätten gesagt, sie schimpfire ihnen die Aussicht aus ihrem Landhause, und als Sr. Hoheit, der Prinz von Marsillac, neulich bei Hofe geäußert: „die Zigeuner hätten wieder in der Gegend von Paris sehr zugenommen, und dieß Volk stehle wie die Raben," habe Sr. Majestät ein sehr ernstes Gesicht gemacht, Herrn von Villarceaux angesehen, und gesagt: „C'est un cas!" Nun sey aber bekannt, daß Sr. Majestät diese gewichtige Aeußerung nur in bedeutenden Fällen thue, und darum müßten alle Zigeuner sich aus der Nähe von Paris entfernen, und namentlich dürfe keiner in der Umgebung — mindestens eine Stunde von der Stadt entfernt — seine Hütte erbauen."

„Ha, der Elende!" rief die alte Zigeunerin. „Was? Mich will er vertreiben, er, dessen Vater überglücklich gewesen wäre, wenn ich ihn eines Blickes gewürdigt hätte? Ich soll mein Zelt abbrechen, obwohl meine Vorfahren das ihrige aufschlagen durften zu Delhi vor den Thoren der Königsburg?"

„Alles ganz gut, Mutter, aber — was sollen wir thun?" erwiederte der Zigeuner.

„Was? — Wir gehen eben nicht!" entgegnete Jene kalt.

„Das würde uns am Ende dennoch schlecht bekommen;" meinte die jüngere Frau. „Man könnte uns verhaften."

„Meinst Du?" versetzte die Mutter verächtlich. „Das Gefängniß, in das man mich einsperrt, ist noch nicht gebaut! Es müßte in meinem Kopfe so leer aussehen wie in den Eurigen, wenn es dahin kommen sollte. — Sagtest Du nicht, Asan, der Polizei-Lieutenant wohne in dem Hause des Bankiers Bernard?"

„Ja wohl! Rue neuve des petits Chams, Numer neun;" erwiederte Jener.

„War nicht sein Vater ein gewisser Charles Bernard, dem auch früher das Haus gehörte?"

„Allerdings, und der ein reicher Mann war. Der Sohn soll auch noch ziemlich wohlhabend seyn, aber ein lustiger Vogel, der gern Aufwand macht und viel mit großen Herren umgeht. Er und sein Miethsmann, der Polizei-Lieutenant, sind genaue Freunde, und die Dienstboten sagen, es käme daher, weil der Bankier dem Herrn von Villarceaux Geld borge. Der letztere soll ganz verdammt stark in den Büchern Samuel Bernards angekreidet seyn."

„Wir verlassen diese Hütte nicht!" sagte die Zigeunerin jetzt mit festem Tone. — „Zehra," sprach sie zu dem jungen Mädchen, ihrer Enkelin, „bringe mir einmal das schwarze Kästchen."

Das Mädchen ging durch einen Seiteneingang in die Hütte, welche unmittelbar an das Zelt stieß. Sie brachte ein mit schwarzem Leder überzogenes, mit Messing beschlagenes Kästchen; die Frau öffnete es mit einem Schlüssel, den sie an einem schwarzen Bändchen an dem Halse hängend trug. Der Inhalt desselben war sehr verschiedenartig. Alte verblichene seidene Bänder, vergelbte Papiere, aber auch eine seidene Börse mit Goldstücken, einige goldene Ketten, ein Paar von echten Steinen strahlende Ringe kamen zum Vorschein. Die zuletzt genannten Kostbarkeiten kontrastirten so stark mit dem Anzug Derer, die sie in der Hand hielt, daß, wenn ein Polizeimann in der Nähe gewesen wäre, dieser nicht Anstand genommen haben würde, sie mit Beschlag zu belegen, da er gewiß würde der Meinung gewesen seyn, daß solche nicht eben auf die beste Weise erworben wären.

Nachdem die Zigeunerin einige Zeit in dem Kästchen gesucht, wickelte sie etwas in einen Fetzen Leinwand, schlang einen Wollenfaden kreuzweis darum, und indem sie es der Enkelin hinreichte, sagte sie:

„Gehe in die Stadt, Rue neuve Croix des petites Champs Numer neun, zu dem Bankier Samuel Bernard. Gib ihm dieß Päckchen, und sage ihm, er solle sogleich zu mir kommen. — Ziehe Dich aber anständig an, Zehra, damit die Dienstboten nicht meinen, Du seyest eine Bettlerin oder Diebin.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Ich hatte meine Augen auf einen alten Mann gerichtet, der eben von seinem Pferde sprang; mein Finger lag am Drücker, als ich aber sah, wie er kaltblütig vortrat und einen seiner verwundeten Gefährten, der ins Bein geschossen worden, in den Arm nahm, um ihn auf sein Pferd zu setzen, dann sein eigenes bestieg und des andern Thieres Zügel ergriff und damit fortgalloppirte, konnte ich mich dennoch nicht entschließen, abzudrücken, wenn ich auch wußte, daß eben diese Bande, hätte sich das Glück des Tages gegen uns entschieden, nicht einen einzigen Mann von uns am Leben gelassen, sondern alle skalpirt haben würde.

Nach wenigen Minuten waren die Hügelseiten rein von Feinden, und als wir aus unserm schattigen Ravin vortraten, konnten wir nur noch drei der Zurückgebliebenen in ihrem Blute, ein Paar Pfeile, einige leere Köcher und ein Paar zerstreute Federn und Tomahawks sehen, die auf dem Boden lagen. Einer nach dem Andern schlichen wir jetzt vorsichtig nach dem Gipfel des kleinen Hügels hinauf, von dem ich das erste Nahen der Feinde beobachtet, und als wir dort fanden, wie sie im vollen Galopp eine entgegengesetzte Richtung von unserm Lager einschlugen, beschlossen wir, augenblicklich nach diesem aufzubrechen; denn wir fürchteten schon fast, Story wie José ermordet zu finden. Als wir das Fort erreichten, kam uns jedoch Story sehr kaltblütig entgegen und erwiederte auf unsere Fragen, daß er, während er das Kochen des Mittagessens besorgt und José die Kannen mit Wasser füllte, mehrere von unsern Pferden habe fortgalloppiren sehen, denen zu gleicher Zeit drei oder vier Indianer nachsprengten. „So rasch,“ erzählte er dabei, „geschah das Alles, daß sie, ehe ich nur meine Büchse aufgreifen konnte, schon fast aus Schußweite waren. Ich feuerte allerdings noch nach, doch ohne Erfolg, und während ich mich, wahrscheinlich etwas sehr verblüfft, umschaute, sprengten etwa noch vierzig andere rasch an mir vorbei. Ich weiß nicht, ob sie mich bemerkten oder nicht; mir lag aber keineswegs viel daran, ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, und ich war froh genug, als ich nichts mehr von ihnen hörte noch sah. Ich ging dann, um José aufzusuchen, den ich im Fluß und zwar bis an den Hals im Wasser fand. Er hatte geglaubt, sich auf solche Art am Besten verstecken zu können, da er wußte, daß ihn seine wilden Brüder, sobald sie ihn erwischten, jedenfalls erschlagen, und vielleicht gar gefressen hätten.

Ich ging augenblicklich daran, Dowlings Ohr und eine Wunde, die Don Luis in die Hand bekommen hatte, zu verbinden. Die letztere schien nur kaum geritzt, und die einzige Gefahr konnte seyn, wenn der Pfeil vielleicht vergiftet gewesen wäre. Don Luis fühlte sich aber so fest überzeugt, daß dieß nicht die Sitte der dortigen Stämme sey, daß er mir nicht einmal gestattete, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen einen solchen Fall zu treffen.

Wir fingen jetzt an, um unsere Freunde besorgt zu werden, die auf der Jagd draußen waren, und sahen ängstlich deren Rückkunft entgegen. So überraschend kamen uns dabei die ganzen Vorfälle des Morgens, daß Keiner von uns Lust verspürte, gleich wieder an die Arbeit zu gehen, und wir uns in und um das Lager herum beschäftigten, die vermuthliche Ursache des indianischen Angriffs besprachen und überlegten, ob wohl ein erneuerter zu fürchten sey. Der Tag schwand, ohne daß wir auch nur ein Zeichen von der Rückkehr unserer Gefährten sahen. Gegen Abend schossen wir gelegentlich eine Büchse ab, um sie wenigstens die Gefahr wissen zu lassen, der sie aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen Angriff der Wilden ausgesetzt waren, wie auch den Letzteren anzudeuten, daß wir für sie ebenfalls bereit seyen. Dabei hatten wir uns verständigt, alle wach zu bleiben, bis unsere Freunde einträfen; wir konnten uns dann auch besser gegen jede uns noch drohende Gefahr bewahren. Denn wenn sich die Indianer überhaupt noch in der Nähe des Lagers aufhielten, so beabsichtigten sie jedenfalls einen neuen Ueberfall. Erschöpft jedoch durch

Aufregung und Arbeit legten wir uns nacheinander nieder und schliefen ein. Ich erwachte endlich, wie ich glaubte, durch den Knall einer Büchse, dem augenblicklich ein furchtbares Stöhnen folgte. Wir alle sprangen wie der Blitz empor, griffen unsere Büchsen auf und erwarteten nichts Anderes, als die Feinde. Bradleys wohlbekanntes Pfeifen beruhigte uns jedoch in Etwas wieder.

Wenige Minuten später standen Lacosse, Bradley und der alte Jäger am Lagerfeuer.

„Ist M'Phail hier?" frugen Alle in einem Athem und sahen sich ängstlich im Kreise um. Die Antwort war eine traurige. Keiner von uns hatte ihn gesehen. Auf unser Fragen, wo sie sich von ihm getrennt, und ob sie den Schuß gehört, der uns aufgestört, erwiederte Lacosse, daß sie ihn zuerst etwa vor ¾ Stunden vermißt, sich aber nicht viel darum gekümmert hätten, da sie geglaubt, er sey vorangeritten. Die Nacht war ziemlich dunkel, Lacosse versicherte jedoch, die Spur wäre deutlich zu erkennen. Was den Schuß betrifft, den wir gehört, und das Stöhnen, das ihm folgte, so sagte Bradley: Bald nachdem sie gefunden, daß M'Phail fehle, seyen einige Wölfe auf ihre Spur gekommen, die wahrscheinlich die geschossenen und auf den Pferden liegenden Hirschen witterten. Damit der Lärm aber nicht etwa einen gefährlicheren Feind in Gestalt eines Panthers auf sie locken möchte, feuerten sie ein Paar Pistolen auf den Rudel ab und verwundeten zwei desselben, die in ein furchtbares Geheul ausbrachen. Bradleys letzter Schuß muß uns aufgeweckt haben; denn Keiner von uns hatte mehr als einen gehört.

Unsere drei Jäger gingen augenblicklich daran, ihr Abendessen zu bereiten und hofften fest, daß M'Phail eintreffen würde, ehe das Fleisch gebraten sey. Das Mahl wurde jedoch gekocht und gegessen, und M'Phail kam nicht. Noch eine Stunde schwand dahin, und dann überlegten wir, daß es wohl jetzt drei volle Stunden wären, seit er zuletzt gesehen worden, während die Entfernung, in der er damals gewesen, kaum eine einzige Stunde vom Lager betrug. Er mußte also entweder die Spur verfehlt, oder den Rückwechsel, wie der alte Jäger meinte, angenommen haben. War das nicht der Fall, so konnte ihm nur ein Unglück wiederfahren seyn. Wir beschlossen augenblicklich, ihn aufzusuchen und ließen deßhalb eine Wache im Lager. Der Steuermann und Don Luis, Beide verwundet, blieben natürlich ebenfalls zurück. Bradley schützte Müdigkeit vor und wünschte, als Wache zu bleiben. Biggs wurde ihm beigegeben.

Es muß ungefähr 1 Uhr gewesen seyn, als wir aufbrachen, und nach einer halben Stunde scharfen Reitens erreichten wir den Ort, wo M'Phail zuletzt gesehen worden. Wir schrieen einige Zeit so laut, als unsere Lungen erlaubten, hörten aber Nichts, als das Heulen einiger Wölfe. Dann folgten wir der Spur etwa 8—9 Meilen in raschem Trab, konnten aber auch hier Nichts von unserm fehlenden Freunde entdecken. Es schien daher gar nicht mehr möglich, herauszubekommen, ob er dieser Richtung gefolgt sey, oder nicht, da die Spuren, welche die Gesellschaft an dem Morgen hinterlassen, den alten Jäger irre machten. Sein scharfes Auge entdeckte jedoch bald Spuren eines Pferdehufes in einer entgegengesetzten Richtung, über die hin, welche die Pferde der zurückkehrenden Partei auf ihrem Heimmarsch hinterlassen hatten. Diese Zeichen fanden wir aber nicht auf der Stelle, die wir jetzt erreicht, wohin sie sich aber gewendet, war die Nacht zu dunkel zu erkennen.

Ueberzeugt, daß ein Weitersuchen vor Tagesanbruch ganz nutzlos seyn würde, beschlossen wir ein Paar Stunden zu schlafen, stiegen von unsern Pferden, banden sie, so gut es gehen wollte, fest, legten unsere Sättel auf die Erde, schlugen die Satteldecken um uns her und lagen bald fest eingeschlafen. Story und Horry hatten die erste Wache.

Während sie auf ihrem Posten standen, weckte mich ein heftiges Ziehen an meinem Beine, ich griff nach meiner Büchse und erkannte bald Storys Stimme, der mich beim Namen nannte. Er sagte mir, daß er seit der letzten halben Stunde verschiedene Feuer an den Hügeln hin erblickt habe, die etwa ½ Meile von uns entfernt seyn konnten. Er hatte sie einige Zeit beobachtet und zuletzt beschlossen, mich aufzuwecken.

Ich ging mit ihm aus dem kleinen Weidendickicht hinaus, wo wir uns unser Lager gemacht, und sah bald ebenfalls die Feuer, die jedenfalls einem indianischen Lager zugehören mußten; möglich, daß es dieselben waren, die am Morgen unsere Pferde gestohlen und uns selbst angegriffen. Wir kehrten zurück und weckten die Uebrigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Letzthin eiferte ein Arbeiter in Gesellschaft seiner Kameraden gegen den Kommunismus. Einer der Letztern fragte ihn: „Du sprichst gegen den Kommunismus, weißt Du auch, was das ist?" Der Arbeiter zog sein blaues Ueberhemd aus, zerriß es in zwei, dann in vier, dann in acht Stücke ꝛc., und gab jedem seiner Kameraden eines derselben mit den Worten: „Der Kommunismus hat zum Zwecke, aus Etwas, das Einem nützlich ist, einen Haufen Stücke zu machen, die Niemand etwas helfen." Es möchte schwer seyn, den Kommunismus treffender zu versinnlichen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg

Erheiterungen.

Dienstag № 169 23. Oktober 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Wie es schien, war der Zigeuner und seine Frau an das unbeschränkte Kommando der Alten so gewöhnt, daß Beide nicht den geringsten Einwand machten, als diese der Enkelin befahl, sich zu einem jungen Manne zu begeben, den der Zigeuner erst als einen lustigen Bonvivant geschildert hatte. Es schien Alles ganz in Ordnung zu seyn, denn nachdem das Mädchen das Kästchen wieder fortgetragen hatte, dauerte es nur eine kurze Weile, bis Zehra in einem obwohl einfachen aber kleidsamen und reinlichen Anzuge im Zelte erschien, um nun die Wanderung nach der Stadt anzutreten. Wer das Mädchen jetzt in dem schwarzen Mieder, dem scharlachrothen Tuchrocke, den weißen Hemdärmeln gesehen hätte, dem würde die schlanke Gestalt in der kleidsamen Tracht schon von weitem aufgefallen seyn, aber auch die dunkeln mit rothem Bande eingeflochtenen Zöpfe, der kleine Strohhut, mit eben solchem Bande umschlungen, trugen dazu bei, ihre jugendlichen Züge zu heben und das ganze Aeußere recht angenehm ins Auge fallen zu lassen. Nur wenige Worte wurden noch gewechselt, dann trat das Mädchen ihre Wanderung an. —

Es war an demselben Tage, als in einem elegant ausgestatteten Vorderzimmer des Hauses Numer neun in der Straße Croix des petites Champs eine muntere Gesellschaft junger und älterer Männer beim Wein versammelt war. Der Bankier Samuel Bernard liebte es dann und wann kleine Soupers zu geben und dazu einige Künstler, Literaten und andere Leute von Welt aus seiner Bekanntschaft einzuladen. Auch heute waren eine Anzahl Gäste versammelt, man war eben beim Desert, der Champagner brauste in den Gläsern und in den Köpfen. Der Wirth saß zu oberst an der Tafel. Er war ein sehr hübscher Mann von einigen dreißig Jahren. Sein offenes Gesicht war geeignet, beim ersten Blick für ihn einzunehmen; es lag etwas ungemein Heiteres, Wohlwollendes darin. Sein Anzug war nach der neuesten Mode, ja in dieser Hinsicht sogar ein wenig übertrieben, denn die mit Spitzen besetzte Halsbinde, wie die Manschetten, waren von einer ungewöhnlichen Länge. Man hätte, wäre diese Bezeichnung damals schon erfunden gewesen, Samuel Bernard einen „Dandy" prima Sorte nennen können.

Die andern Gäste ähnelten in dieser Hinsicht dem Hausherrn mehr oder minder, nur ein Mann, der ihm zur Rechten saß — ein Sechziger — hatte ein sehr einfaches, ja, was den Anzug anlangte, beinahe ärmlich oder gemein erscheinendes Aeußere.

Die Unterhaltung war laut, manchmal tobend, der Wein hatte seine Wirkung nicht verfehlt.

„Es war also nichts auszurichten?" sagte ein ungemein dicker, fettglänzender Mann, den man den Gutschmecker auf den ersten Blick ansehen konnte, zu dem Hausherrn. „Es ist mir unbegreiflich! Ich hatte Sie doch Herrn v. Viomenil so warm empfohlen, wie man nur einen Bruder empfehlen kann."

„Wie ich Ihnen sage, Herr von Elbene;" erwiederte achselzuckend der Hausherr. „Der Herr Intendant antwortet mir recht artig, aber er sagt, daß er mir die Stelle eines Receveur general nicht verleihen könne, da Jemand um dieselbe angehalten, den Monseigneur der Herr Minister von Louvois als einen Mann von ausgezeichneten Verdiensten dringend empfohlen habe."

„Seine Verdienste werden in einem gefüllten Geldsacke bestehen;" versetzte der Komponist Lully, der den Witzbold zu machen liebte. „Es ist Herrn v. Viomenil nicht zu verdenken, wenn er eine Vorliebe für Seinesgleichen hat."

„Ich dachte es mir gleich;" sprach Bernard lächelnd. „Was ich auf eigenen Betrieb unternehme, mißlingt mir stets. Alles Gute, was mir begegnet, muß mir durch äußeren Antrieb kommen. So besagt es mein Horoscop, was ich mir einst von dem berühmten Astrologen Desroberts stellen ließ, und das bis jetzt stets eingetroffen ist."

„Ach was!" rief der Chevalier d'Elbene. „Das sind nur Fratzen, die Ihr Euch da in den Kopf gesetzt habt. War da das Horoskopstellen auf eine rasende Weise in die Mode gekommen, weil der König den Doktor Desroberts mit dem seinigen beauftragt hatte! Es ist eitel Wind damit. Weiter nichts."

„Ganz recht!" rief Lully boshaft lachend, und Bernard zunickend. „Alles dummes Zeug! Ich halte bloß auf das Prophezeien aus der Physignomie. Darin liegt viel. So lese ich Ihr Ende in der Ihrigen, Chevalier. Eine Gänseleber-Pastete, oder ein Trut-

Digitized by Google

hahn mit Trüffeln, bringen Sie gewaltsam unter die Erde."

Alle lachten. Ein Diener trat ins Zimmer.

„Es ist eine junge Zigeunerin draußen, welche einen Auftrag bei Monsieur auszurichten zu haben behauptet;" meldete er. „Ich sagte, daß sie mir ihn mittheilen möge, da Herr Bernard bei Tafel säße, aber sie besteht darauf, gemeldet zu werden. Sie müsse Monsieur selbst sprechen, behauptet sie."

Die Gesellschaft begann übermäßig zu lachen.

„Ah Monsieur Bernard!" rief der Eine.

„Ein Geschäft mit einer jungen Zigeunerin!" schrie ein Anderer.

„Sie will ihm aus der Hand wahrsagen!" fügte lachend ein Dritter hinzu.

„Uns Allen soll sie prophezeien;" sprach Elbene.

„Sey es, was es sey," rief Lully. „Wir unternehmen das Geschäft gemeinschaftlich; wo möglich auf Aktien."

„Laß sie hereinkommen!" sprach Bernard lächelnd zu dem Diener.

Nach ein Paar Augenblicken trat Zehra ins Zimmer.

„Ah das ist die hübsche Zitterspielerin vom Pont royal, die neulich einem der königlichen Mousketairs eine Ohrfeige gab, weil er sie küssen wollte, und von der ich aus derselben Ursache beinahe eine gleiche empfangen hätte!" rief Lully sie erblickend.

Zehra lächelte verächtlich, und ging auf Bernard zu.

„Monsieur!" — hob sie an, aber Elbine ließ sie nicht zu Worte kommen. Der Wein wirkte heftig in seinem Kopfe. Er faßte Zehra beim Arme.

„Komm her, Mädel!" schrie er tobend, indem er sie zu sich zog, und ihr seine fette Hand hinhielt. „Sieh die Linien meiner Hand, und sage mir: „Wann, wie und wo werde ich sterben?"

In ein Paar Jahren, halb verhungert, im Spital," erwiederte Zehra mit halb boshaftem, halb verächtlichem Tone, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen.

„Pfui Teufel! — Fort, kleine boshafte Hexe!" rief der Chevalier, indem er sie von sich stieß und Alle lachten.

„Brav! — Das war recht! — Es lebe der Witz und die Wahrheit!" schrie Lully. „Komm, niedliche Kreatur, und sage mir: Womit wird der König meine Verdienste belohnen?"

„Mit einer Lettre de cachet, und sechs Monaten in der Bastille: erwiederte Zehra ebenso schnell.

„O Diavolina!" rief Lully, als Alle lachten. — „Du hast mich unstreitig mit Monsieur Korneille verwechselt, der so trübselig dasitzt wie ein beregnetes Huhn, weil dem Könige seine „Horatier" nicht gefallen wollen."

Er zeigte mit diesen Worten auf den ältlichen unscheinbaren Mann an Bernards Seite.

„Dem will ich wahrsagen! rief Zehra rasch, ging auf Corneille zu, und ergriff dessen runzliche und magre Hand. „Gräme Dich nicht," sprach sie einen Kuß auf sie drückend, „gräme Dich nicht," wenn ein Fürst Dich verkennt, Du bist größer als er, bist ein Fürst im Reiche der Geister. Aus Deinem Grabe wird der Lorbeer sprießen, und Fürsten werden Dich so hoch halten, daß sie bedauern werden, Dich nicht zu ihres Gleichen machen zu können." *)

Corneille lächelte schmerzlich, Lully biß sich auf die Lippen, die Andern schwiegen.

„Nun, mein hübsches Kind, willst Du mir nicht auch wahrsagen?" fragte Bernard freundlich.

„Ei, warum nicht? Und dazu brauche ich nicht einmal die Hand von Monsieur;" erwiederte das junge Mädchen lachend. „Ihr werdet sogleich alle die lustigen Herren im Stiche lassen, um Euch zu einer alten Zigeunerin zu begeben."

Mit den letzten Worten überreichte sie Bernard das Päckchen, das sie von der Großmutter empfangen hatte. Die Gesellschaft lachte überlaut. Bernard stand auf, und ging mit dem Päckchen an das Fenster.

„Dießmal hast Du schlecht prophezeit, kleine Hexe!" sagte Lully neckend. „Wetten wir um einen Kuß?"

„Ja, und um eine Ohrfeige;" erwiederte Zehra. „Monsieur Bernard wird thun was er nicht lassen kann." —

Der junge Mann hatte eben das Päckchen geöffnet; er schien von dem Inhalt überrascht.

„Mein liebes Kind," sagte er zu Zehra tretend und indem er das Päckchen in die Rocktasche schob, „ich werde Dich sogleich begleiten, und muß die Herren um Verzeihung bitten, wenn ich sie auf eine Stunde verlasse."

„Alle Wetter! Was soll dieß bedeuten?" rief Elbene voll Erstaunen.

„Diable! Ich habe meine Wette verloren;" schrie Lully. „Womit soll ich mich von der Ohrfeige loskaufen?"

„Ich mache keinen Anspruch auf den Gewinnst. Ich wußte, daß ich gewinnen müßte;" versetzte Zehra verächtlich.

„Jean!" sprach Bernard zu dem Diener. „Laßt den Wagen anspannen. — Und Du, mein hübsches Kind, lasse Dich bei uns nieder, und genieße inzwischen ein Paar Bissen Biequit und ein Glas Wein."

„Danke, Monsieur!" erwiederte das Mädchen etwas kurz. „Ich bin nicht gewohnt mit vornehmen Herren zu diniren, und habe auch keinen Hunger. — Ich werde im Vorzimmer warten bis der Wagen bereit ist."

„Wie eine junge wilde Katze geberdet sich das Teufelsding!" rief Lully, als Zehra, ohne nur eine Ant-

*) Worte Napoleons.

wort abzuwarten, aus dem Zimmer gehüpft war. — „Aber sagen Sie, Bernard, was hat es für eine Bewandtniß mit dieser Sendung?“

„Ein Rendezvous gibt es, und die Kleine ist die Vermittlerin!“ rief Elbene. — „Mir soll man nichts weiß machen!“

„Sie täuschen sich gänzlich, Chevalier, wenn Sie dieß glauben,“ versetzte Bernard ungewöhnlich ernst. „Die Sache hat eine ganz andere Bedeutung, und ich bin davon eben so überrascht worden, als Sie, meine Herren, es nur immer seyn können.“

„Heraus damit, wenn wir es wissen dürfen!“ riefen Lully, Elbene und noch ein Dritter.

„Auch ich bitte darum;“ sagte Corneille. „Mich interessirt das räthselhafte Volk, das wie Ahasver verurtheilt scheint zu wandern bis an das Ende der Tage.“

„Ich kann Ihnen nur wenig sagen;“ entgegnete Bernard. „Mir ist das Ganze eben so räthselhaft wie Ihnen. Das Wenige aber, was ich weiß, will ich gern mittheilen. Es ist kein Geheimniß dabei.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Nun wurde Rath gehalten und da wir gut bewaffnet waren, die Indianer aber an diesem Morgen so besondere Eile gezeigt, aus der Nähe und dem Bereiche unserer Büchse zu kommen, beschlossen, einen Ueberfall zu versuchen, um wo möglich unsere gestohlenen Pferde wieder zu gewinnen. Wir sattelten die Thiere, stiegen so schnell als möglich auf, ritten etwa eine Meile nach den Feuern hin und fanden, daß wir uns unsern Feinden ziemlich näherten. Vorwärts rückten wir; jeden Busch, der unter den Hufen der Pferde krachte, hielten wir für irgend einen indianischen Vorposten, der unsere Annäherung entdeckt, und als wir uns nur noch eine kleine Strecke von den Lagerfeuern befanden, stiegen wir von den Pferden, banden sie an einen Baum und überlieferten sie der Sorgfalt Horry's, wobei wir ihm wohl einprägten, seine Ohren hübsch aufzuhalten und, sobald er hörte, daß wir uns vor den Indianern zurückzögen, ein Paar Mal laut aufzuschreien, damit wir wüßten, wo wir die Mittel zu unserer Flucht zu suchen hätten.

Wir rückten äußerst vorsichtig weiter. Malcolm und Bradshaw gingen dem Haupttrupp etwa zwanzig Schritte voran. Unser Plan war, daß fünf, nämlich Lacosse, Story, der Fallensteller, José und ich, die Hauptmacht bilden und einen Halbkreis formiren sollten, von dem die beiden Kundschafter die äußersten Spitzen zu bilden hatten. So wollten wir uns dem indianischen Lager nähern, dann eine Salve auf sie feuern und abschwenkend unsere Pferde mit uns forttreiben. Innerhalb 200 Schritte von den Lagerfeuern wurden wir durch einen Schuß erschreckt, ein schrilles Pfeifen folgte. Wir rückten aber noch immer weiter vor und erreichten in wenig Augenblicken Malcolm und Bradshaw, wobei der Matrose in den Armen seines Gefährten lag, der mir entgegenrief, der Mann sey geschossen, und mich bat, nach ihm zu sehen. Die Uebrigen unserer Partei rückten, als sie dieß hörten, noch ein Paar Schritte weiter vor, legten an und waren im Begriff zu feuern, als sie plötzlich mit echt britischem Accent und dem Ausrufe: „Verdammt Eure Augen, wer geht da,“ begrüßt wurden. Dieß setzte uns so in Erstaunen, daß dadurch wahrscheinlich das Leben sämmtlicher im Lager gerettet wurde. Die Männer hielten einen Augenblick und beriethen zusammen, was jetzt zu thun sey. Ein Schuß war vom Lager abgefeuert worden und einer der Unsern verwundet. Es ließ sich daher kaum etwas Anderes denken, als daß wir einen Trupp jener herumwandernden Räuber gefunden hätten, die, wie uns schon gesagt worden, den Fuß der Sierra Nevada so unsicher machen.

Ich erfuhr jetzt übrigens von Malcolm, was er mir im Anfange nicht gleich gesagt, daß Bradshaw sich durch das Losgehen seiner eigenen Büchse verwundet habe. Rasch sprang ich zu meinen Gefährten, erklärte ihnen das, sagte ihnen, der Mann sey ziemlich bös im Bein verwundet, ich hätte ihn aber rasch mit meinem Schnupftuche verbunden und der Sorgfalt Malcolms überlassen, und ich wollte sie nur davon unterrichten, damit kein Weiteres Blutvergießen statt fände. Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als wir Horry laut schreien hörten, gleich darauf glaubte ich ein Stöhnen zu vernehmen. Die Andern wollten aber Nichts davon wissen, und ich dachte, ich hätte mich geirrt. Möglich war es, daß er bloß unserm Befehl noch geschrieen hatte; wir nahmen deßhalb keine weitere Notiz davon. In demselben Augenblick kamen mehrere Pferde in vollem Galopp und wenige Schritte an uns vorbeigesprengt, dicht hinter ihnen folgten etwa ein halbes Dutzend berittener Indianer. Wir erriethen im Nu die Wahrheit, sie mußten die Zügel unserer Pferde zerschnitten haben und trieben sie jetzt fort, sie mit denen zu vereinigen, die sie an diesem Morgen uns abgeholt. Wir schossen, luden wieder, schossen noch einmal und folgten dann, während ein lauter Chor von Hallohs und wildem Schreien aus dem vor uns liegenden Lager in das Gebrüll der fliehenden Indianer und unserm Drohrufe hineineintönte, den Wilden. Es gelang uns auch, unsern Pferden den Weg abzuschneiden, und die Diebe verschwanden, so rasch wie sie gekommen.

Nachdem wir unsere Thiere in Sicherheit hatten, brachten wir sie nach der Richtung zurück, wo wir Horry verlassen, und fanden auch glücklicher Weise nach einigem Suchen den genauen Fleck, dort aber zu unserm

Entsetzen den armen Teufel von Matrosen todt, seinen Körper mit Blut bedeckt und Kopf und Gesicht furchtbar zerschnitten. Eine genaue Untersuchung zeigte uns bald, daß sie den Unglücklichen erst ermordet und dann skalpirt hatten. „Ja, ja," sagte der alte Jäger, „ich dachte es mir fast; sein Skalp hängt in dem Gürtel von einem der Teufel. Aber bei Gott, ich werde eine Unze Blei durch die erste Rothhaut schicken, der ich wieder begegne! Rache wollen wir wenigstens haben."

Sobald ich mich nur in Etwas von dem Entsetzen, das diese Scene natürlich auf mich hervorbrachte, erholt hatte, kehrte ich mit dem alten Jäger zum Platz zurück, wo wir Malcolm und Bradshaw verlassen, kaum jedoch noch erwartend, nach diesen Vorfällen Einen von ihnen am Leben zu finden. Glücklicher Weise war meine Furcht grundlos gewesen, und wir trugen jetzt den Verwundeten so gut es gehen wollte, nach dem Platze zurück, wo die Uebrigen der Gesellschaft auf uns warteten. Hier blieben wir bis Tagesanbruch schweigend und niedergeschlagen. Was mich betrifft, so hätte ich weinen mögen. Der arme Matrosenknabe, obgleich ich mich sonst wohl wenig um ihn und sein Leben bekümmert hatte, war doch Einer von unserer kleinen Gesellschaft gewesen, wo er das rauhe Leben der Wildniß mit uns getheilt, und mir war es, als ob ich einen Freund verloren.

Der Tag dämmerte endlich. — Nachdem wir unsere Zügel, so gut es ging, wiederhergestellt, brachen wir auf. Wir schlugen den Körper des Todten in eine Decke und legten ihn auf sein Pferd, um ihn mit zum Lager zu nehmen und nach den Gebräuchen der englischen Kirche zu begraben. Ich untersuchte des Zimmermanns Bein und fand, daß die Wunde glücklicher Weise nur im Fleisch saß; es verursachte ihm nichts desto weniger große Schmerzen, dabei zu reiten, anders konnte er aber nicht zum Lager transportirt werden.

Während wir langsam im grauen Dämmerlicht des Morgens dahinritten, bekamen wir einen Blick über das Thal, das der Schauplatz unserer letzten Unglücksfälle gewesen, und sahen in den Hügelseiten zwei mit weißer Leinwand bespannte Auswandererwagen, deren Pferde ruhig im Thale weideten. Einige von uns ritten dorthin, fanden aber keine Seele dabei. So war wenigstens eine unserer letzten geheimnißvollen Erscheinungen erklärt, das Lager, das wir zuerst für ein indianisches und nachher für eines der Bergräuber gehalten, mußte wahrscheinlich einigen Auswanderern angehört haben, die eben die Sierra Nevada gekreuzt hatten, um in das Sacramento Thal hinüberzugehen. Durch den furchtbaren Lärm und das Schießen erschreckt, glaubten sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach von entsetzlichen Gefahren umgeben, verließen ihre Wagen und suchten ein Versteck, um wenigstens ihr Leben in Sicherheit zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Freitag den 19ten Oktober 1849.

Alessandro Stradella.

Romantische Oper in 3 Akten von Friedrich. Musik von Flotow.

Wieder ein deutscher Kompositeur, der als Apostat sein Talent der französischen Schule zugewendet — französische Modulation, französische Harmonisirung und Instrumentation — doch ist ja diese Manier pikant, liebenswürdig, und Einheit des Styles wird in dieser wie in andern Opern Flotows nirgends vermißt. Die Aufführung zeigte, daß, was das Zusammengreifen in den Ensemblenumern betrifft, ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen sey. Das Orchester hielt sich durchweg recht tüchtig: einzelne Stellen, namentlich das Klarinettsolo in der Tenorromanze im 1. Akte verdienen sogar besonders lobender Erwähnung: nur meinens immer noch die Blechinstrumente zu gut: auch das stärkste Fortissimo darf immer nur mit Bezug auf den Ton des Sängers ein Fortissimo seyn, der immer und immer die Hauptsache bleiben muß.

Die Solopartien waren durch Madame Fröhlich-Froitzheim (Leonore), Hrn. Wege (Stradella), Hrn. Erk und Ubrig (die beiden Banditen) würdig repräsentirt. Wohlverdienten reichlichen Beifall erhielt Erstgenannte während und nach ihrer großen Arie im 2. Akte, und Hr. Wege hat in dieser, weniger auf lebendiges Spiel berechneten Partie unser schon mehrfach ausgesprochenes Urtheil gerechtfertigt, daß ruhige Berechnung ihn immer mehr die Theorie mit der Praxis vereinigen und ihn den Erfolg erzielen lassen werde, zu dem ihn seine Mittel und künstlerische Errungenschaft berechtigen. Leider haben wir nach dem Banditenduett im 2. Akte und nach dem Männerterzett im 3. Akte, welche beide, mitunter difficile Numern, recht brav exekutirt wurden, einen lohnenden Beifall vermißt. Kleine Unglücksfälle im Einsetzen nach mehreren Pausen kommen an den besten Bühnen vor, darum wollen wir über das Malheur bei dem Liedchen des Stradella im 2. Akte mit Stillschweigen hinweggehen unter Anempfehlung größerer Aufmerksamkeit für ähnliche Fälle. Schließlich Fräul. Herbold unsern Dank für ihr fleißiges erfolgreiches Mitwirken in den Chören.

Ausstattung und Inscenesetzung mehr als genügend. Könnten die Entreakte hier, wo es eben nicht Mode ist, während dieser Pause zu soupiren, nicht etwas abgekürzt werden?

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg

Erheiterungen.

Donnerstag № 170 25. Oktober 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

„Es werden jetzt bald zehn Jahre seyn," erzählte Bernard, „seit mein Vater starb. In seiner letzten langwierigen Krankheit, und nachdem er sein Testament gemacht hatte, ließ er mich eines Tages in sein Kabinet kommen. „Samuel," sagte er, „ich habe in meinem letzten Willen Alle bedacht, denen ich irgend einen Dank schuldig bin. Vollziehe meine Verfügungen gewissenhaft, mäkle nicht an ihnen, Du bist mein einziger Erbe, und wirst genug haben, um leben zu können. Eins ist indeß, was mir das Scheiden schwer macht. Es lebt ein Wesen, dem ich Dank schuldig bin, und dem ich nicht so danken konnte, wie dasselbe es um mich verdiente. Es schlug jede Sorge für seine Zukunft, jedes Vermächtniß aus. Nur durch dringende Bitten vermöchte ich es zu bewegen, mein Bild von mir anzunehmen, und mir das Versprechen zu geben, sich an Dich wenden zu wollen, wenn ihm Hülfe noththue. Als Zeichen wurde zwischen uns verabredet, daß es dann Dir dieß Bild zuschicken, oder überbringen und eine Unterredung fordern solle. Tritt dieser Fall ein, Sohn, dann bitte, dann beschwöre ich Dich, ja ich befehle Dir, daß Du Alles daran setzest auszuführen, was dieß Wesen von Dir verlangt. — Es kann nur Gutes wollen. — Ich würde nicht ruhig sterben können, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du meinen Auftrag erfüllen, daß Du der ersten Aufforderung nachkommen willst, es sey bei Tag oder Nacht, beim Essen oder der Arbeit. Versprich es mir: so lieb Dir der Name eines ehrliches Mannes ist!"

„Sie können wohl denken, meine Herren, daß ich meinem Vater gerne dieß Versprechen leistete!" fuhr Bernard nach kurzer Pause fort. „Es hätte nicht einmal einer in seinem Testamente enthaltenen Klausel bedurft, die mich ausdrücklich an die unverbrüchliche Haltung „eines meinem Vater in seiner letzten Krankheit gegebenen Versprechens" erinnerte. — Bis heute erhielt ich nicht die geringste Aufforderung —"

„Und jetzt haben Sie sie erhalten. — Von einer alten Zigeunerin?" unterbrach ihn Lully auflachend.

„Ich weiß nichts weiter, als was Sie selbst gehört haben;" erwiederte Bernard. — „Dieß aber," setzte er hinzu, indem er in die Tasche griff und ein Medaillon herauszog, „ist der Inhalt des empfangenen Päckchens, ein sehr wohlgetroffenes Portrait meines Vaters."

„Diable!" rief Lully nach dem Bilde langend. „Mit werthvollen Steinen besetzt!"

„Es sind Diamanten;" sagte Elbene mit Kennermiene.

„Das Bildchen ist vortrefflich gemalt. Es muß von der Hand eines guten Künstlers seyn;" sprach Corneille.

Das Medaillon war allerdings in künstlerischer und pekuniärer Hinsicht von bedeutendem Werthe. Die Steine waren nicht schlecht, die Fassung von Gold, die Malerei fein und geschmackvoll.

„Eine hübsche Zigeunerin muß ihren Vater bezaubert haben, und so hat er ihr zum Andenken zärtlicher Stunden sein Bild geschenkt;" rief Elbene lachend.

„Er hätte diese Stunden gewiß billiger haben können;" bemerkte Lully boshaft.

„Ich muß Ihnen bemerken, Herr Lully," sprach Bernard mit großem Ernst, „daß mein Vater ein Ehrenmann war und mit meiner Mutter ein sehr glückliches Leben führte."

„O mein Gott, wer zweifelt denn daran!" rief Jener. „Es wird vor seiner Verheirathung gewesen seyn."

„Jedenfalls," bemerkte Elbene, „hat ihn die Zigeunerin bezaubert, sey es nun durch ihre Schönheit oder auf andere Weise."

„Und dieser Zauber erstreckt sich selbst bis auf den Sohn!" fiel Bernard lachend ein. „Sie entschuldigen deßhalb, wenn ich Sie auf eine Stunde verlasse, und der Aufforderung folge. Bei Tag oder Nacht, beim Essen oder der Arbeit, lautet mein Versprechen."

Der Diener meldete so eben, daß der Wagen angespannt sey, und die junge Zigeunerin bereits darin Platz genommen habe. Bernard und seine Freunde scherzten noch über die Unbefangenheit des Mädchens, Ersterer versprach den Freunden eine Relation dessen, was er sehen und hören würde, und bald ging die Reise von dannen.

Zehra beantwortete die Fragen, die Bernard an sie that, ziemlich einsilbig, aber mit Verstand, und der junge

Digitized by Google

Mann fand das Mädchen durchaus nicht uninteressant. Als er sie über die Lebensweise ihrer Familie ausforschte, äußerte sie ohne Zurückhaltung, daß ihr Vater mit Pferdekuren und Vertreibung von Ratten ziemlich viel verdiene, daß sie selbst mit Zitherspielen und Gesang, wobei sie ihr Bruder unterstütze, zu dem Unterhalte der Familie beitrage, ihre Großmutter aber in der Chiromantie sehr erfahren sey, und selbst von vornehmen Leuten — Damen besonders — deßhalb besucht werde. —

In weniger als einer Stunde war Bernard bei dem Etablissement der Zigeuner angelangt. Er schüttelte etwas den Kopf bei dem Anblick der Wohnung, die auffallend mit dem hübschen Mädchen an seiner Seite kontrastirte. Asan schien von den Ankommenden wenig Notiz zu nehmen, und blieb bei seiner Schmiedearbeit, auch führte das Mädchen den jungen Mann nicht unter das Zelt, sondern in die daran stoßende Hütte. Das Innere derselben unterschied sich sehr von dem, was man nach dem äußern Anblick erwarten konnte. Die Wände waren mit einem leichten bunt-wollenen Zeug tapetenartig behangen, den Boden bedeckte eine hübsche Bastmatte, ein Paar große Küsten, ein Tisch, ein Paar nett geflochtene Stühle bildeten die Meubles. Die alte Zigeunerin saß in einem Lehnstuhle. Ein großer blautuchener Mantel verhüllte sie vom Halse bis zu den Füßen. Um den Kopf trug sie einen türkischen Shawl turbanartig gewunden. Dieser Anzug, im Verein mit den scharfen Zügen, dem blitzenden Auge, gaben ihr ein durchaus orientalisches Ansehen.

So wie der junge Mann in Begleitung Zehra's eintrat, winkte die Alte dem jungen Mädchen sogleich, daß dieses die Hütte verlasse. Ein zweiter Wink mit der Hand lud Bernard ein, sich niederzulassen. Der Ort, wo er sich befand, die Person der er sich gegenüber sah, Alles kam ihm so eigenthümlich vor, daß er, davon frappirt, schweigend eine Anrede der Alten erwartete. Auch diese schwieg längere Zeit. Sie schien Bernard aufmerksam zu betrachten, dann sagte sie, doch mehr unbewußt und wie zu sich selbst:

„Ja, so war er! Es sind seine Züge, aber weniger fest, und entschieden. —"

Bernard glaubte das Gespräch eröffnen zu müssen. Er überreichte ihr das Medaillon und sagte:

„Ihr habt mich rufen lassen, und ich wüßte nicht, welche Botschaft auf mich hätte einen lebhafteren Eindruck machen, oder mich zu größerer Eile spornen können, als die theuren Züge dieses Bildes. Möchte ich Euch so nützlich werden können, als ich gern gekommen bin. — Darf ich vor Allem fragen, in welcher Beziehung dieses Bild —"

„Nein, Herr Bernard, dieß dürfen Sie nicht;" sagte die Zigeunerin mit festem Tone. „Ich mag den Sohn des Mannes, der aus meinem Munde nie ein anderes Wort als das der Wahrheit hörte, nicht belügen. Ueberdieß sehen wir uns das Erstemal und kennen uns noch zu wenig, als daß ich ganz offen meine Beziehungen zu Ihrem Vater darlegen wollte. Nehmen Sie also an, er sey mein Freund gewesen, oder" — diese Worte sagte sie mit einer gewissen Bitterkeit — „wenn es Ihnen zu anmaßend dünken sollte, daß eine Ziegeunerin Ihren Vater Freund nennen durfte, so können Sie ja auch annehmen, ich hätte ihm aus den Linien der Hand, wie andern reichen oder vornehmen Leuten, gewahrsagt, es sey eingetroffen, und er habe in einem Uebermaß von Freude mir deßhalb sein Portait geschenkt. Jedenfalls bin ich auf eine in allen Beziehungen rechtliche Art dazu gekommen."

In dem dunkeln Auge der Zigeunerin blitzte bei den letzten Worten ein so entschiedener Strahl von Selbstbewußtseyn, daß man es fast hätte Stolz nennen können; ihre Züge drückten so stark die nämlichen Empfindungen aus, daß sie Bernard dadurch ungemein imponirte.

„Madame," sagte er, und es war ihm zu Muthe, als ob er nicht zu einer Zigeunerin, sondern zu einer vornehmen Frau spräche, „es bedarf einer solchen Versicherung durchaus nicht. Mein Vater sagte zu mir auf dem Sterbebette: „Es lebt ein Wesen, dem ich Dank schuldig bin, und dem ich nicht so danken konnte, als es um mich verdient!" Er gab Euch sein Bild. Diese Thatsachen sind hinreichend, um den Sohn zu verpflichten, alle Kräfte aufzubieten, die noch nicht getilgte Schuld des Vaters abzutragen. Gebietet über mich, und wäre es die Hälfte meines Vermögens, es ist zu Eurem Dienste bereit."

„Stünde mein Sinn nach Geld und Gut, so hätte ich mir Beides verschaffen können. Glauben Sie mir dieß, Herr Bernard;" versetzte die Zigeunerin ziemlich kurz. — „Es gab eine Zeit," sagte sie, nach und nach immer lebhafter werdend, „es gab eine Zeit, wo ich die Wahl hatte an einer glänzenden Tafel zu sitzen, auf seidenen Polstern zu ruhen und eine vornehme Frau zu heißen. Noch mehr: ich hätte die Meinigen wohlhabend machen, den Stempel der Verwerfung von ihrer Stirn wischen können. Es war ein harter Kampf in meiner Seele, als die Versuchung in lieblichen Zukunftsbildern in meinem Geiste aufstieg, aber ich habe ihn mit Erfolg bestanden. Ich wählte diese erbärmliche Hütte statt Euren glänzenden Sälen, der Stein an der Landstraße blieb meine Tafel, die Fetzen der Nomadie mein Putz, aber ich behielt auch das, was ich nicht mit allem Glanze vertauschen wollte: die Freiheit. — Ja, junger Mensch, nicht der Hofmann in König Ludwigs „oel de boeuf," nicht der Finanzmann neben der goldgefüllten Kasse, selbst nicht der Bettler auf dem pont royal sind frei, wahrhaft frei ist nur der Nomade, der Zigeuner."

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

Erzählung von C. v. Wachsmann.

Sieht er! Das hat er wohl erwogen,
Einen andern Menschen hat er angezogen,
Mit dem Helm und dem Wehrgehäng'
Schließt er sich an eine würdige Meng'.
Muß ein fürnehmer Geist jetzt in ihn fahren. —

Wallensteins Lager.

Die ziemlich romantisch am Fuße des Riesengebirges gelegene Stadt Goldberg war im Mittelalter noch blühender und bevölkerter als in unseren Tagen. Zahlreiche alte Halden geben Zeugniß, daß die Goldbergwerke, von denen der Ort den Namen trägt, einst eine reiche Ausbeute lieferten. Der Sage nach sollen in der Tartarenschlacht bei Wahlstatt fünfhundert Bergleute aus Goldberg mitgekämpft haben, größtentheils aber getödtet und der Rest nach Asien fortgeschleppt worden seyn. — Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wurden dort nur noch geistige Schätze ausgebeutet; aber auch hierdurch erlangte die Stadt bei den Zeitgenossen eine Art Berühmtheit. Es befand sich nämlich eine gelehrte Schule an dem Orte, welche weit und breit einen bedeutenden Ruf hatte. An der Spitze der Anstalt stand der Rektor und der Kantor Ambrosius Fechner, ein grundgelehrter, aber äußerst pedantischer und, wie es hieß, ungemein stolzer Mann. Obwohl seine Mitbürger ihn wegen seiner stupenden Gelehrsamkeit schätzten, ja, so zu sagen, auf ihn stolz waren, indem sie ihn als eine Art Wahrzeichen der Stadt betrachteten, so konnte man dennoch nicht behaupten, daß er bei ihnen eigentlich beliebt gewesen wäre. Er hatte nämlich nicht nur gerne seine Hand in allen öffentlichen Angelegenheiten, in denen er dann das große Wort zu sprechen liebte, sondern er übte auch einen gewissen Einfluß auf das Privatinteresse der einzelnen Bürger aus. Dieß ging nämlich folgendermaßen zu. Die Schule zählte gegen ein Paar hundert junge Leute, die zum Theil aus der Ferne herbeikamen, zum Theil adeligen, fast sämmtlich wohlhabenden Familien angehörten, und die von ihren Angehörigen dem Rektor Fechner empfohlen waren. Ihm lag es nun ob, die Jünglinge in der Stadt unterzubringen, und die Leute behaupteten, daß, wer je ermangelt habe, dem „Rector scholae", wie er sich gern nennen hörte, die größte Reverenz zu beweisen, ja, so wie er ihn von weitem erblickte, nicht ehrfurchtsvoll das Baret abgenommen habe, nie daran denken dürfe, je einen Scholaren in Kost und Wohnung zu bekommen. Dieß aber war eine Art Gewerbe, durch das die Mehrzahl der minder begüterten Bürger ihren Unterhalt suchten. War nun aus dieser Klasse ein beträchtlicher Theil seine Gegner, so waren ihm die vermögendern eben auch nicht viel freundlicher gesinnt. Gegen diese ließ er dadurch seinen Stolz blicken, daß er mit Verachtung auf Alle herabsah, welche keine gelehrten Kenntnisse besaßen. Hierin machte er zwar eben keine übertriebenen Ansprüche — namentlich was die Bürgerklasse betrof — aber in Einem Punkte war er unbeugsam. Hier ließ er nicht mit sich handeln. In einem sah er das Kriterium: ob man zu den Höherstehenden, Gebildeten zu rechnen, ja ob man, so zu sagen, eigentlich ein Mensch sey. Es war dieß die Kenntniß der „lateinischen Sprache." — Von dieser ging ihm Alles aus. Von ihr hing die geistige Taxe des Mannes ab. „Schade, daß der Mann kein ordentliches Latein versteht!" pflegte er zu sagen, wenn sich jemand auf irgend eine Weise, nur nicht in diesem Stücke, auszeichnete. „Schade, daß der Mann ein so gutes Latein spricht!" sagte er aber, wenn irgend Einer, der in dieser Beziehung taktfest war, etwa einen schlechten oder dummen Streich begangen hatte.

Von der Gattin des Rektors war wenig zu sagen. Doch ließ man ihr drei gute Eigenschaften stehen. Die erste, daß sie eine sorgsame Hausfrau war, die zweite, daß Niemand das schlesische Nationalgericht, Rauchfleisch mit Backobst und Klösen, so schmackhaft wie sie zu bereiten wußte, die dritte, daß sie die Mutter des schönsten Mädchens in ganz Goldberg war. Letztere Eigenschaft galt aber in den Augen der jungen Goldberger als ihr Hauptverdienst.

In der That war Veronika Flechner ein ausgezeichnet schönes Mädchen. Was indeß mehr war, sie galt auch für so gut als schön. Ihre Bescheidenheit machte sie überall beliebt. Jung und Alt lächelte beifällig, wenn Jungfer Veronika sich auf der Straße blicken ließ, und Jeder blickte gern in das liebliche Gesichtchen, das klare Auge des hübschen Kindes. Ein solches aber konnte man sie in der That noch nennen, denn wenn auch vollkommen ausgebildet, hatte sie doch kaum sechszehn Jahre hinter sich. Bei alledem hatten sich in dem jugendlichen Herzen Veronika's schon Regungen kund gegeben, die ihr des Lebens Lust und Weh kennen lernen sollten. Der Rektorwohnung schräg gegenüber lag ein Haus, dem drei an einer langen eisernen Stange befestigte messingene Teller oder Becken, als Aushängeschild dienten. Dieses Haus war die sogenannte „Rathbaderei". Hier wohnte der Chirurgus Eusebius Grimm, ein Mann, welcher eine ausgebreitete Praxis hatte, indem er nicht nur einen ehrsamen Rath und die Geistlichkeit, sondern auch alle Goldberger, vom Höchsten bis zum Geringsten, regelmäßig purgirte, schröpfte und ihnen Blut abzapfte, sondern auch in allen Krankheiten, bei „großem und kleinem Sterben", wie man die Epidemien damals nannte, treulich beistand. Zu seiner Unterstützung hatte er zwei Famuli, vulgo „Gesellen", denen überdies das Geschäft des Rasirens oblag, und die man deßhalb den ganzen Tag die Gassen auf- und abtrottiren sah.

Herr Eusebius Grimm war bei dem Rektor Fechner überaus wohlgelitten. Er ließ ihn zwar nicht für einen Gelehrten gelten, aber er achtete ihn doch im Allgemeinen wegen seiner Kenntnisse. Er nahm alle vier Wochen eine von Meister Grimm verfertigte Purganz-

latwerge, ein und da diese pünktlich den gewünschten Effekt hervorbrachte, so sagte er dann oft: „Der Rathsbader kennt meine Natur außerordentlich, und versteht überhaupt sein Fach aus dem Grunde, was mich indeß nicht Wunder nimmt, denn obwohl er kein großer Lateiner ist, so habe ich ihn doch nie einen falschen Kasus setzen hören.“ Mit den Famulis des Arztes war der Rektor indeß desto weniger zufrieden. Er nannte sie „Bartkratzer“, „Straßenlaufer“, „Nebulones“, denen sich Niemand anvertrauen könne, sintemal sie kein Wort Latein verständen, und „welche unverschämt genug wären, stundenlang in den Fenstern zu liegen, und durch freches Umherblicken ehrliche Jungfrauen, die Töchter angesehener Leute zu molestiren.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldsindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Wir schrieen, so laut wir konnten: „Freunde, Amerikaner“ und andere Namen, um Vertrauen bei ihnen zu erwecken, falls sie sich in Rufesweite noch befinden sollten, erhielten aber keine Antwort. Wir eilten nun zu unserer Gesellschaft zurück, erreichten etwa nach drei Stunden das Lager immer noch dabei hoffend, den jetzt vielleicht zurückgekehrten M'Phail zu finden. Doch auch hierin sahen wir uns getäuscht. Er war ausgeblieben, und traurig gingen wir daran, des armen Horry Grab zu graben. Nachdem Malcolm aus einem englischen Gebetbuche die üblichen Worte abgelesen, deckten wir ihn mit Erde zu sägten dann einen Kieferstamm ab, den wir ein Paar Fuß in den Boden ließen, glätteten den obern Theil und schnitten mit rauhen Buchstaben seinen Namen und Todestag hinein.

7. August. Wir haben eine schwere, aber nicht sehr einträgliche Woche überstanden; drei volle Tage brauchten wir dazu unsere Vertheidigungswerke zu verstärken, und es war keine Kleinigkeit, die Bäume zu fällen und zu unseren Pallisaden zu schleppen. Spitze Pfosten trieben wir in die Erde, legten dann die Stämme langweg dahinter und flochten die leichteren Zweige und das Buschholz der Bäume in die Zwischenräume. Ehe wir jedoch dieß Werk anfingen, gingen Malcolm und Lakosse und der Jäger noch einmal aus, M'Phail zu suchen, kehrten aber denselben Abend (Sonntag) ebenfalls unverrichteter Sache zurück. Indessen erholten sich meine Patienten ziemlich schnell, die reine Luft und das mäßige Leben thaten mehr für die Wunden, als ärztliche Hülfe im Stande gewesen wäre.

Am Montag hielten wir nochmals eine Berathung, ob ein Erfolg möglich sey, wenn wir noch eine Partie ausschicken sollten, unsern fehlenden Freund zu suchen. Nach einigem Hin- und Herreden brach der Jäger allein auf und nahm Provision für zwei oder drei Tage mit sich. Am Mittwoch gingen wir wieder an die Arbeit, gruben und wuschen, hielten uns jedoch zu den Theilen des Stromes und zu den Schluchten, die sich in der Nähe unseres Lagers befanden. Im Ganzen machten wir übrigens ziemlich gute Geschäfte und erbeuteten gewöhnlich vier Unzen Goldstaub der Mann täglich. Früh am Mittwoch kam der Fallensteller wieder, aber ohne eine Spur unsers fehlenden Kameraden gefunden zu haben.

Es war Donnerstag Abends, wir suchten eben nach einer harten Tagesarbeit unser Lager, als wir nicht wenig durch M'Phails Anblick, den wir schon fast verloren gegeben, erfreut wurden. Er erschien in Begleitung von ein Paar Indianern, die auf die phantastischste Art nach spanischer Mode gekleidet waren und sich den Putz wahrscheinlich weiter unten im Lande mit Goldstaub angeschafft hatten. Man kann sich denken, wie froh wir unsern Freund empfingen und eine besondere Kanne Pisco Punsch wurde zur Feier seiner Rückkehr gebraut.

Die Abenteuer, die er seit seiner Trennung von der Gesellschaft bestanden, waren bald erzählt. Er hatte sich an jenem Abend etwas seitwärts gewandt, um sein Pferd in einem kleinen Bach zu tränken, und zu den Spuren zurückgekehrt, vergebens auf die Kameraden gewartet, die er noch immer weiter zurück glaubte. Nachdem er etwa eine halbe Stunde gewartet, kam es ihm vor, als ob sie vielleicht schon an ihm vorbei wären, und er galloppirte ihnen seiner Meinung nach in der genauen Richtung nach. Nach einer halben Stunden etwa fand er sich jedoch vollkommen verirrt, keine Spur des Lagers, keine Spur seiner Kameraden. Er kletterte auf mehrere hohe Hügel, die, wie er hoffte, den Blick über das Bärenflußthal gewähren würden. Alles, was er aber erkennen konnte, war eine Wildniß von Bergen und tiefen Schluchten, zwischen denen hier und da ein furchtbares Thal mit Kiefern und Eichen lag. Er verlor in der That seine ganze Geistes-Gegenwart, und um ihn noch mehr zu verwirren, stolperte sein Pferd in einem reißend schnellen Bergstrom, den er durchreiten wollte, und wurde ein Stück mit fortgerissen, so daß er ans Ufer schwimmen mußt. Endlich erreichte er mit dem Pferde die andere Uferbank, fand aber, daß er im ersten Schreck seine Büchse hatte fallen lassen, die rettungslos verloren war.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 171 27. Oktober 1849

Egeria.

(Fortsetzung.)

Die Alte hielt hier plötzlich inne. Es war als ob sie mehr gesagt hätte, als sie hätte sagen wollen. Plötzlich fuhr sie mit fast erkünstelter Kälte fort:

„Dennoch, Herr Bernard, muß ich hinzufügen, daß wir uns leicht täuschen, wenn unser Ich in Frage kommt. Sie werden meinen, daß ich eitel sey, eingebildet auf diese Freiheit, auf die Vergangenheit, auf diese Lumpen; Sie haben nicht Unrecht. Im Grunde sind wir alle Sklaven. Die Gewohnheit ist unser Tyrann. Diese ists nun auch, die mich beherrscht, die mich veranlaßte, Sie zu bitten sich her zu bemühen. Sie werden lachen, wenn Sie den Grund hören. Der Polizei-Lieutenant hat uns befohlen, diese Hütte abzubrechen. Sie schimpfire dem Herrn von Louvois die Aussicht aus seinem Landhause. Sie werden sagen, dieß sey ein ganz vernünftiger Befehl und es sey ja nichts leichter, als die häßliche Barracke über den Haufen zu werfen und sie in der Entfernung von ein Paar Stunden unter dem ersten besten Baum, an dem ersten besten Feldrain wieder aufzurichten. Dieß ist auch ganz richtig, aber, Herr Bernard, vor dieser Hütte habe ich dreißig Jahre lang die Sonne aufgehen sehen, ich habe dieß Gestirn als eine Gottheit, aufgestiegen in dem fernen Lande meines Volkes, und von daher über die Erde wandelnd, auf meinen Knien liegend erwartet, aus einer solchen Hütte zog ich als Mädchen mit der Zitter am Arm durch Frankreich, und kehrte immer wieder in sie zurück, in ihr sind fünf meiner Enkel geboren — sehen Sie, Herr Bernard, dieß ist der Grund warum, ich die Fesseln der Gewohnheit nicht so leicht von mir, und die alte Hütte über den Haufen werfen sehen kann."

Es lag ein Gemisch von Bitterkeit, von Rührung, von Schmerz in den Worten der Zigeunerin. Sie schien von diesen Empfindungen in tiefster Seele ergriffen, und obwohl sie sich sichtlich Mühe gab, kalt zu scheinen, so bewegte ihre magere Brust sich heftig, und ihre Stimme zitterte.

„Da Sie nun," fuhr sie nach einer Weile, ihre Aufregung gewaltsam bekämpfend, fort, „mit Herr von Villorceaux in einem Hause wohnen und, wie ich weiß, mit ihm genau bekannt sind, so wäre es mir lieb, wenn Sie ihn dahin brächten, daß er diesen Befehl zurücknähme."

„Ganz gewiß soll dieß geschehen! fiel Bernard lebhaft ein. „Noch heute — nein gleich nach meiner Rückkehr — gehe ich zu ihm. Ich bin überzeugt, er wird nicht die geringsten Umstände machen. Geschehe es aber auch, so verlasse ich ihn dennoch nicht eher, bis er mir seine Einwilligung zugesichert hat. Diese setze ich um so eher voraus, als er mir eine bedeutende Summe Geld schuldig ist, und deßhalb nicht leicht etwas abschlägt."

„Villorceaux ist Ihnen Geld schuldig? — Ihr Vater hätte ihm keines geborgt. Der Mann ist ein Verschwender;" sagte die Zigeunerin, ihn aufmerksam beobachtend.

„In der That, es war ein wenig leichtsinnig von mir;" erwiederte Bernard in einiger Verwirrung. „Ich habe in dieser Hinsicht einige bittere Erfahrungen gemacht, und ich fürchte, ich werde noch mehrere machen. Als mein Vater starb, wandten sich verschiedene Leute von Rang an mich. Sie wären in augenblicklicher Verlegenheit, sagten sie. Ich lieh ihnen einige nicht unbedeutende Summen. — Wer hätte dem Worte, der Handschrift solcher Männer nicht trauen sollen? — Leider stehen mir, wie ich fürchte, noch große Verluste bevor; auch mit einigen Künstlern und Dichtern geht es mir nicht besser."

„Das glaube ich wohl;" versetzte die Zigeunerin lächelnd. „Bei Ihrem Vater waren die Vornehmen wie die Künstler gleich schlecht accreditirt." — Wie aber, Herr Bernard — erlauben Sie immer einer Freundin Ihres Vaters die Frage — steht es sonst mit Ihren Geschäften?"

„Bald gut, bald übel!" sagte Bernard leicht. „Ich habe in einigen unerwartetes Glück, in andern unerwartete Verluste gehabt. Die letzteren überwogen meist die ersteren. — Erst heute erhielt ich eine Hiobspost. Herr von Louvois hat eine Generalpacht zu vergeben. Ich kenne den Gegenstand, um den es sich handelt, genau, es ist viel dabei zu gewinnen. Ich blieb auch Meistbietender. Der Minister hat sich indeß unter den Lizitanten die Auswahl vorbehalten. Leider ist unter diesen ein gewisser le Tellier, ein Verwandter von ihm, und obwohl mir Herr von Louvois auf Morgen eine

Digitized by Google

Audienz bewilligt hat, so ist doch dieß nur eine Form, und Niemand als sein Vetter bekommt den fetten Pacht."

„Und ist denn das Geschäft wirklich so vortheilhaft?" fragte die Zigeunerin.

„Außerordentlich!" sprach Bernard. „Durch einen Zufall bekam ich Einsicht in die Bücher des verstorbenen Inhabers. Der Mann hat in wenigen Jahren ein Paar Millionen verdient, und dabei war er ein Geizhals, der, weil er am unrechten Orte knickerte, nicht so viel profitirte, als er hätte verdienen können. Hätte ich die Stelle, so wäre mein Glück gemacht."

„Herr Bernard," sagte die Zigeunerin nach kurzem Nachdenken, „wo hat Ihnen Herr von Louvois die Audienz versprochen?"

„Auf seinem Landhause, Vormittags zehn Uhr;" erwiederte der junge Mann. „Ich fahre hier vorbei, und denke Euch dabei die Nachricht bringen zu können; daß der Polizei-Lieutenant Euren Wunsch genehmigt."

„Wohlan," versetzte Jene, „so bitte ich Sie, daß Sie jedenfalls eine Minute hier anhalten. Ich könnte Ihnen vielleicht einen Rath ertheilen, der Ihnen in Beziehung auf die General-Pächterstelle nützlich seyn dürfte."

Der junge Mann schien überrascht, doch lächelte er unwillkürlich, als er dachte, daß er von einer alten Zigeunerin Instruktionen empfangen solle, die ihm beim Minister von Vortheil seyn würden.

Jene bemerkte dieß sogleich.

„Sie müssen schon," sagte sie frostig, „einer alten Frau die Anmaßung verzeihen, Ihnen in Dingen Rath ertheilen zu wollen, die Sie unstreitig besser verstehen. Sie können ja aber allenfalls einen Versuch machen, der Ihnen weiter nichts kostet, und dann mein Mittel erst anwenden, wenn kein anderes ausreicht. Vornehme Hofherren oder Damen besuchen mich auch manchmal, obgleich auch diese bereits Alles besser wissen und keines Rathes bedürftig sind. Sie thun es „scherzweise", wie sie sagen, und so können Sie es ja auch machen!"

„Ich werde zur bestimmten Stunde hier seyn," erwiederte Bernard. „Jedenfalls bringe ich die Genehmigung des Polizei-Lieutenants — indessen erlaubt mir eine Frage. Sollten nicht Rücksichten auf Eure Familie, selbst auf Euer zunehmendes Alter eine bessere Wohnung räthlicher erscheinen lassen? Wäre dieß der Fall —"

„Ich danke Ihnen, Herr Bernard, bitte Sie aber zugleich diesen Punkt nie wieder zu berühren," unterbrach ihn kalt die Zigeunerin. „Wir haben, was wir brauchen, und was wir wünschen, und das ist der Unterschied zwischen uns und den vornehmen Leuten."

Da sie sich von diesem Augenblick von dem Sessel erhob, so sah dieß der junge Mann für eine Verabschiedung an, und stand, obwohl er unwillkürlich darüber lächeln mußte, gleichfalls auf. Als er in den Wagen stieg, erblickte er Zehra, die mit der Zither am Arm eben im Begriff war eine Wanderung anzutreten. Er bemerkte aufs Neue, daß das Mädchen in ihrem kleidsamen Putz gar nicht übel sey.

„Wohin, mein hübsches Kind?" rief er ihr zu.

„Nach dem pont royal;" erwiederte sie lächelnd.

„Das ist kein Umweg für mich;" sagte er, „Ich bringe Dich dahin."

„Vielen Dank, mein Herr!" entgegnete Zehra. „Nur in Geschäften aber nicht zum Vergnügen fahre ich mit Männern."

Mit den letzten Worten kehrte sie ihm den Rücken zu und schlug einen Fußweg ein, der in ziemlich gerader Richtung nach der Stadt führte. —

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Letztere Beschuldigung war nicht ganz aus der Luft gegriffen, und von diesem Umstande schrieb sich auch besonders der Widerwille des Rektors her. Unter den beiden Hülfsärzten befand sich ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der allerdings, wenn er des Tages über die Gasse Goldbergs auf- und abgetrabt, kein größeres Vergnügen zu kennen schien, als Abends am Fenster zu stehen und unverwandt nach dem Hause des Rektors zu blicken, bis er dann plötzlich verschwand. Der junge Mensch hieß Albert Bergmann und war der Sohn einer Wittwe, welche Ausgeberin bei dem Freiherrn Christoph von Redern, in dem böhmischen Städtchen Friedland gewesen war. Der eben genannte Edelman war der Wohlthäter der ganzen Familie gewesen. Er hatte Alberts Vater, der längere Jahre sein Diener, dann aber plötzlich erblindet war, ein Gnadengehalt bis zu dessen Tode gegeben, außerdem die Wittwe in seinen Diensten behalten, dem Sohne aber versprochen, ihn auf seine Kosten auf die hohe Schule nach Prag zu senden, um dort Medizin zu studiren. Der unglückliche Aufstand der Böhmen hatte indeß Alles verändert. Da sich der Freiherr dem sogenannten „Winterkönige" — dem Friedrich von der Pfalz — angeschlossen hatte, so war er, nach der verlornen Schlacht am weißen Berge, wie viele Anhänger der unglücklichen Fürsten, geächtet und seine Güter konfiszirt worden. Jetzt irrte der Freiherr als ein Flüchtling umher. Sein Eigenthum war zum Theil dem Wallenstein, zum Theil dem General Gallas gegeben worden. Albert Bergmann sah sich, durch das Unglück seines Beschützers, jeder Aussicht studiren zu können beraubt. Da er indeß eine besondere Liebe zur Medizin hatte, so beschloß er, als Chirurg — oder, wie man damals sagte, als „Bader" — in einer unter-

geordneten Laufbahn sein Glück zu versuchen, und er trat, als er die Schule verließ, bei Meister Grimm zu Goldberg in die Lehre. Dieser erkannte bald die Tüchtigkeit des jungen Menschen, und behielt ihn, so wie die Lehrzeit vorüber war, sehr gern als „Gesellen“ — wie man die jungen Chirurgen zu nennen pflegte — in seinem Hause. Meister Grimm hatte auch gar so unrecht nicht, wenn er große Stücke auf Albert hielt. Der Jüngling liebte sein Fach und war sehr geschickt. Es dauerte gar nicht lange, bis er sogar einen gewissen Ruf erworben hatte. Nicht nur daß er „wegen seiner leichten Hand“ einen hochedeln Rath, die Geistlichkeit und sämmtliche Honoratioren Goldbergs auf ihr ausdrückliches Verlangen schröpfte und rasirte — Meister Grimm war zu alt und der zweite Geselle zu ungeschickt — sondern er hatte auch bei dem „kleinen Sterben“ das im letzten Jahre stattgefunden, sich um die Bürgerschaft durch sorgsame Behandlung und glückliche Kuren sehr verdient gemacht, weßhalb ihm der Rath „zehn Gülden verehrte“ und der Pastor Pfaffuntius seiner Verdienste sogar in der „Dank- und Pestilenzpredigt“ gedachte. Alle die Verdienste machten indeß, wie gesagt, auf Rektor Fechner keinen Eindruck, vielmehr war Albert gerade derjenige beider „nebulones“, den er am meisten haßte. Dieß kam vorzüglich von der Meinung her, daß seine Tochter Veronika eine andere Ansicht als er in Beziehung auf Albert habe. Der Alte hatte nämlich bemerkt, daß, so wie sich der junge Mediziner eine Zeitlang am Fenster gezeigt, Veronika sich ungewöhnlich viel am diesseitigen Fenster zu schaffen mache, ja sogar verstohlen hinüberluge, was, wie Fechner behauptete, ein, für eine ehr- und tugendsame Jungfrau ungemein unschickliches Gebahren sey. So sehr indeß auch Vater Fechner schmollte, und Albert Bergmann mit allerlei lateinischen Spitz- und Schimpf-Namen überhäufte, hatte sich dennoch in das Herz des Mädchens eine Liebe eingeschlichen, die um so stärker, als sie die erste war. Das öftere Herüberblicken hatte Veronika zuerst auf den jungen Mann aufmerksam gemacht, und sie hätte nicht ein Paar so gesunde Augen, als sie besaß, im Kopfe haben müssen, wenn sie nicht hätte bemerken sollen, daß Albert einer der hübschesten, wo nicht der schönste junge Mann in Goldberg sey, und sein öfteres Erscheinen am Fenster ihr selber gelte. Daß die Jungfrau nun auch länger als sonst am Fenster zu verweilen pflegte, daß sie Anfangs erröthend, endlich freundlich lächelnd hinübersah, gab Albert den Muth, das Mädchen bei Begegnung auf der Straße, oder an der Kirchenthüre, zu grüßen, endlich aber beim Kirchweihfeste auf dem Rathssale anzureden, und so entspann sich zuletzt zwischen beiden jungen Leuten ein Liebesverhältniß. Die Gelegenheit zu Zusammenkünften mangelte auch nicht. Der Rektor war gewohnt, jeden Abend ein oder zwei Stündchen auf dem „Rathskeller“ zuzubringen, um dort in Gesellschaft einiger Honoratioren etliche Krüglein Goldberger Bier zu sich zu nehmen, und über Krieg und Frieden, so wie über Angelegenheiten der Stadt, Worte der Weisheit vernehmen zu lassen. Die Frau Rektorin hatte auch ihr Abendkränzchen, wo zwar weniger in das Oeffentliche, desto mehr aber in das Spezielle, nämlich in das Familienleben der Bewohner gemeiner Stadt, eingegangen wurde, und wobei sie, als mit den zu verhandelnden Gegenständen sehr vertraut, eben so wie ihr Gatte auf dem Rathskeller das große Wort führte. Damit nun dem Töchterlein die Zeit zu Hause nicht allzulang werde, erlaubte sie demselben gleichfalls auf ein Stündchen „eine Freundin“ zu besuchen, welche Erlaubniß Veronika auch mit Vergnügen benutzte, wobei sie jedoch — wie der Rektor sich vielleicht ausgedrückt hätte — einen grammatikalischen Schnitzer machte, indem sie „das genus verfehlte“, indem ihr Besuch nicht einer Freundin, sondern einem Freunde, das heißt Albert Bergmann, galt. —

So wie nämlich der Rektor sich aus dem Hause entfernte, um auf den Rathskeller zu gehen, trat der junge Mann ans Fenster: erschien nun Veronika auch an demselben, so war dieß das Signal, um ihn anzudeuten, daß sich auch die Rektorin zum Abmarsch rüste, und nun brach Albert auf, um sich vor das Liegnitzer Thor — in die Gegend, wo heute das Schießhaus liegt — zu begeben, wo der Rektor Fechner einen Garten hatte. Hier sprang er auf einer von ein Paar Bäumen beschatteten Stelle über den ziemlich niedrigen Bretterzaun, und erwartete in einer dichten Laube die Ankunft Veronika's, die dann auch regelmäßig stattfand. —

Es war an einem schönen Augustabend, als Albert mit noch größerer Sehnsucht als gewöhnlich sie erwartete. In jedem Rascheln des Laubes glaubte er den Fußtritt der Geliebten, in jedem Knarren der vom Winde bewegten Bäume das Oeffnen der Gartenthüre zu vernehmen. Endlich that sich die letztere auf, und leicht wie ein Reh hüpfte Veronika den Gang nach der Laube zu.

„O wie lange Du heute Dich erwarten ließest!“ rief ihr der junge Mann entgegen. „Und ich habe Dir doch so Vieles mitzutheilen.“

„Zürne nicht, Du Lieber!“ sagte Veronika, ihm freundlich die Hand reichend. „Die Mutter war nicht fortzubringen. Ich stand wie auf Kohlen. Morgen ist große Frauenversammlung bei uns, und da war des Ueberlegens kein Ende, wer eingeladen werden solle und wer nicht. Die Frage: ob die dicke Stadtschreiberin gebeten werden dürfe, da sie mit der Syndikussin in Zerwürfniß gerathen, diese man aber doch nicht weglassen könne, da ihr Mann im Rathe sitze, nahm wenigstens eine gute Viertelstunde weg.“

„Hoffentlich,“ fiel Albert lachend ein, „ward die wichtige Frage bejahend entschieden. Gebe Gott, daß dieß Morgen mit einer andern, die ich an Deinen Vater gelangen lassen will, gleichfalls so seyn möge!“

„An meinen Vater? Du erschreckst mich, Albert!“ sprach Veronika, sichtlich überrascht.

„Höre was sich heute zugetragen hat! Vielleicht ist

unser Glück, die Erfüllung unserer Hoffnungen uns näher, als wir dachten;" rief Albert fröhlich. „Heute Nachmittag rief mich Meister Grimm in sein Putzstübchen. Er habe, sagte er, mir etwas mitzutheilen, was weitläufiger Besprechung bedürfe. Was meinst Du, daß es war? Der Alte sagte — ich brauche seine eigenen Ausdrücke — er habe nun lange genug Pflaster geschlagen, er sey bereits ein halbes Jahrhundert auf unseren holprigen Straßen herumgetrabt, und wolle sich endlich zur Ruhe setzen. Da er keine Kinder habe, so käme es ihm auch nicht darauf an, besonders viel Geld zu sammeln; seine liederlichen Neffen würden es ihm doch keinen Dank wissen. Er sey immer mit mir zufrieden gewesen, ich verstehe mein Metier. — Hier sagte er mir noch allerhand Freundliches, das ich übergehe. — Kurz, das Ende der Rede war, daß er mir für eine, wie mir scheint, wirklich billige Summe, seine Baderstube überlassen will. — Ich wandte ihm nun ein, daß ich völlig mittellos sey. Er entgegnete: das wisse er, dieß sey aber kein Hinderniß. Ich solle ihm die Summe verzinsen, bis ich sie ihm nach und nach abzahlen könne. Außerdem gebe es noch ein Mittel, wie ich aus seiner Schuld kommen könne. Ich solle ein Mädchen heirathen, das einmal ein hübsches Vermögen haben würde, und von dem er glaube, daß es meine Hand nicht ausschlagen werde."

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldsindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Als er endlich einsah, daß er an diesem Abend in der ihm vollkommen fremden Gegend, doch Nichts weiter vornehmen könne, beschloß er zu lagern, legte deßhalb ruhig seinen Kopf auf den Sattel, wickelte sich in die Decke und schlief ohne Abendbrod ein. Als er am Morgen erwachte, war sein Pferd, das er an einen benachbarten Busch gebunden, in der Nacht fortgegangen. Er folgte der Spur einige Zeit, mußte aber endlich die weitere Nachsuchung aufgeben. An diesem und dem folgenden Tage streifte er rathlos in dem unfruchtbaren von furchtbaren, oft mehr als hundert Fuß tiefen Schluchten durchrißnem Lande umher, wo er oft Meilen weit gehen mußte, um nur eine dieser Felsspalten zu passiren. In der Zeit erging es ihm sehr traurig. Wohl sah er viele Trupps von Riesenhirschen, sie sprangen aber unbeschädigt vorbei; er hatte keine Büchse! er versuchte einige eßbare Wurzeln zu finden, doch vergebens, und endlich mußte er Gras und Hollundermark kauen.

Während dieser ganzen Periode hatte er ungemein viel auszustehen, und wurde auch zuletzt noch so krank, daß er endlich nicht mehr auf seinen Füßen stehen konnte. Am Abend des dritten Tages legte er sich auf einem grasigen Fleck nieder und fiel in eine Art dumpfen Halbschlafs, aus dem er, wie er fest glaubte, nur zu seinen Todeszuckungen wieder erwachen würde. Dort wurde er von den beiden Indianern entdeckt, die ihn zum Lager brachten. Sie betrugen sich mit großer Freundlichkeit gegen ihn, ließen ihm jedoch im Anfang nur ein Paar Bissen von dem getrockneten Fleisch essen, das sie bei sich führten, damit er sich nicht überessen sollte. Als sich sein Magen nach und nach an Speise wieder gewöhnt, gaben sie ihm mehr, und nachdem sie ihn diese und die nächste Nacht bei sich behalten, fühlte er sich hinlänglich wieder hergestellt, seinen Weg zu uns zurück anzutreten. Die wackern Wilden verstanden einige Worte spanisch, und er fand sich endlich im Stande, ihnen den Theil des Landes, den er zu erreichen wünschte, zu beschreiben. Sie versprachen ihn dahin zu führen und sagten ihm, daß er dort seyn würde, wenn er einmal geschlafen hätte. In langsamen Märschen erreichten sie endlich das Bärenflußthal am Abend des zweiten Tages. M'Phail äußerte sein Erstaunen, nicht weiter davon entfernt gewesen zu seyn. Seinen Führern bewies er übrigens seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihnen die beiden großen Sattelpistolen gab, die er mit sich von Oregon gebracht, und am nächsten Morgen verließen sie unser Lager.

29. August. Wir führten diese letzten Tage ein ziemlich mäßiges Leben. Die Aufregung, der wir kurz vorher ausgesetzt waren, machte uns für regelmäßige Arbeit untauglich, und überdieß haben wir uns auch wirklich bis dahin ziemlich stark angestrengt. Obgleich wir, seit wir uns hier ordentlich niedergelassen (was jetzt ungefähr ein Monat seyn mag) nie mehr, als täglich 4—5 Stunden arbeiteten und abwechselnd jagen gingen, so glaube ich doch, daß es die Meisten von uns satt zu bekommen scheinen; es wäre denn, daß die Regenzeit bald anfinge und wir dann doch gezwungen wären, aufzuhören, so glaube ich, würde ich meines Theils schon jetzt nach der Küste zurückkehren. In unserm Lager hat sich auch Krankheit gezeigt und drei liegen: Bradshaw, dessen Wunde zwar heilt, wird doch noch einige Tage das Bett hüten müssen; auch Biggs hat einen ziemlich starken Anfall von Fieber gehabt, erholt sich aber jetzt wieder; nur Dowling, der in der Hütte liegt, befindet sich in einem wahrhaft traurigen Zustande. Unsere Medikamente sind ebenfalls fast erschöpft. Glücklicher Weise bin ich selbst stets gesund geblieben. Die Vegetation stirbt in dieser Jahreszeit in den Thälern ab, und das verursacht eine Art Malaria; hier aber, in den höheren Gegenden scheint das weniger der Fall, als in den niederen Ansiedlungen, wenigstens ist die Wirkung keineswegs so bösartig, auch erfrischt uns die kühle Bergluft nicht wenig.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 172 28. Oktober 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Es kam Bernard recht auffällig vor, daß er auf dem Rückweg das Bild der jungen Zigeunerin nicht aus den Gedanken bringen konnte. Sie war nicht schön, ja kaum besonders hübsch zu nennen, wenn man ihren allerdings schönen Wuchs, ihre Haltung, ihre dunkeln glänzenden Locken, nicht mit in Anschlag brachte. Endlich, meinte er, daß es das Ungewöhnliche sey, was ihm das Mädchen so anziehend mache. Er traf die Genossen noch in seiner Wohnung, als er zurückgekehrt war, und seine abenteuerliche Fahrt ward nun der Gegenstand zu einer Menge Neckereien von Seiten derselben. Der Polizei-Lieutenant, den er noch an demselben Tage sprach, machte eine Menge Einwendungen, als Bernard in ihn drang, der Zigeunerfamilie an dem bekannten Platze einen längern Aufenthalt zu gestatten. Er meinte, ein Wort des allmächtigen Ministers, wenn auch nur eine indirekte Andeutung, sey ein Befehl, und wollte endlich wissen, was Bernard bewege, sich für «das Pack», wie er sich ausdrückte, zu interessiren. Dieser eben nicht gesonnen, Herrn von Villarceaux alle Details mitzutheilen, sagte bloß, daß sein Vater ihm empfohlen, die Familie zu unterstützen.

Plötzlich schien der Polizei-Lieutenant aufmerksam zu werden.

«Ei parblen!» rief er. «Ist das nicht die Familie der Zigeunerin Zilla, die in ihrer Jugend durch ihre Schönheit die Köpfe verschiedener junger Herren verdreht gemacht hat? Wie es hieß, ist die Verrücktheit einiger so weit gegangen, daß sie sie haben heirathen wollen, und — sollten Sie dieß für möglich halten? — die Person hat es ausgeschlagen. Sie kam dadurch, so zu sagen, bei Hof in die Mode, und noch heute läßt die vornehme Welt sich von ihr zum Narren haben, und aus der Hand wahrsagen. Da man nun weiter nichts Uebels von ihr weiß, und die Damen der „haute volée“ mich einen Barbaren schelten würden, wenn ich die Leute vertriebe, so mögen sie meinetwegen in der Hütte bleiben.»

Es war am andern Morgen, als Bernard auf dem Wege nach der Villa des Ministers sich befand. Da das Wetter überaus schön war, stieg der junge Mann aus dem Wagen. Plötzlich sah er aus einer der nahen Farmen eine junge Person, die ein Gefäß auf dem Kopfe trug, heraustreten, und sogleich erkannte er Zehra. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und sie sagte ihm, daß ihr Vater als Schmied und Thierarzt von den Landleuten sehr gesucht sey, so wie, daß er von den Nachbarn keine Bezahlung annehme, diese dagegen ihre Dankbarkeit dadurch bezeigten, daß sie die Familie mit allerlei Lebensmitteln versorgten. So eben habe sie von einem Pachter, dem ihr Vater manche Dienste geleistet, einen Krug Milch geholt, mit welcher überhaupt die Landleute sie reichlich beschenkten. Das Mädchen plauderte heute mit Bernhard, wie mit einem alten Bekannten, und war sehr vergnügt, als dieser ihr mittheilte, daß er die Einwilligung des Polizei-Lieutenants zu längerem Verweilen überbringe. Bernard wollte sich nach Art der jungen Pariser Bonvivats gegen Zehra einige leichtfertige Scherze erlauben, er schlang seinen Arm um ihren Leib; das Mädchen ward indessen augenblicklich sehr ernst, sie sah ihn mit einem halb stolzen, halb verächtlichen Blick so fest an, daß dem jungen Mann aller Muth zur Fortsetzung seiner Späße verging, und er froh war, als er das jetzt etwas einsilbig gewordene Mädchen wieder zum Plaudern gebracht hatte. Je länger die Unterredung dauerte, je interessanter fand Bernard das Mädchen. Jedes Wort zeigte von einem hellen natürlichen Verstande, dabei machte eine gewisse gutmüthige Spottsucht, und ein Talent zur Nachahmung anderer Personen, ihr Plaudern ungemein pikant. Bernard mußte laut auflachen, je mehr Zehra in den Zug kam, die vornehmen Damen zu schildern, welche ihre Großmutter besuchten, um sich von dieser aus den Linien der Hände wahrsagen zu lassen. Sie ahmte — und wie es schien unwillkürlich — die Sprache der Marquise X, der Gräfin Y und der reichen Bankiersfrau Z. so natürlich und ohne Uebertreibung nach, daß Bernard in ein lautes Gelächter ausbrach, in welches dann Zehra mit allem Uebermuthe der Jugend aus Leibeskräften einstimmte. So wie aber Bernard der Wahrsagerkunst selbst als etwas Lächerlichem gedachte, ward Zehra aufs Neue überaus ernst:

„Ich verstehe nichts von dergleichen,“ sagte sie. „Ich kann nichts als Zitterspielen und kleine Lieder dazu singen, und ich wundere mich manchmal, daß die Leute es

Digitized by Google

der Mühe werth halten, darauf zu horchen. Ich singe wie der Vogel singt, weil ich eben muß, weil es mir Freude macht, weil es so in meiner Art liegt. — Der Finke dort, der eben so tapfer und lustig schreit, als wollte er sich die Kehle sprengen, versteht es noch zehnmal besser, und es klingt auch noch schöner. — Mit dem Wahrsagen mag es wohl eben so seyn, wie mit dem Gesange. Meine Großmutter wird gewiß eben so dazu, wie ich zum Singen geschaffen seyn. Fragen Sie solche nur einmal, Herr Bernard, und Sie werden sich bald überzeugt haben, daß die Vergangenheit und die Zukunft vor ihr so offen daliegen, wie hier vor unsern Augen die Landstraße. Ob sie das Alles aus den Linien der Hand sehen kann —" das Mädchen hielt Bernard ihre Hand hin und der junge Mann meinte, daß er in seinem Leben keine kleinere, rundere, vollere, gesehen hätte — „dieß weiß ich freilich nicht. — Ich sehe an den Händen der vornehmen Damen nichts Besonderes, und wundere mich bloß, daß man die dürren klapperigen Finger durch eine Menge kostbarer Ringe nur noch häßlicher und auffallender machen kann. — Manchmal denke ich, meine Großmutter erräth Alles aus einer besondern Eingebung, die andern Menschen nicht beiwohnt."

Zehra sprach diese Worte so überaus natürlich, daß Bernard der Meinung war, dieß sey ihre feste Ueberzeugung, und doch spielte manchmal ein so schalkhaftes Lächeln um ihren Mund, daß er wieder glaubte, sie wolle sich über ihn lustig machen. Mochte indeß Eins oder das Andere seyn, so viel war gewiß, kein weibliches Wesen — und Bernard hatte nicht wenig weibliche Bekanntschaften — war ihm noch so liebenswürdig und interessant erschienen, als diese junge Zigeunerin.

So langten Beide endlich bei der Hütte an.

Die Alte schien Bernard bereits erwartet zu haben, denn Asan stand an der Thüre, und mit einer Hand den Hut abnehmend, mit der andern die Matte wegschiebend, bat er ihn einzutreten. Zilla war allein und saß, wie gestern angethan, in ihrem Lehnstuhl.

„Sie bringen mir gute Nachrichten, Herr Bernard!" rief sie ihm entgegen. „Ich danke Ihnen, denn es ist ein großer Dienst, den Sie mir geleistet haben."

Der junge Mann wunderte sich außerordentlich, daß die Zigeunerin bereits von dem Erfolge seiner Bemühungen unterrichtet schien. Er hatte mit Niemand als mit Zehra ein Wort darüber gesprochen, diese war nicht mit ihm ins Zelt getreten, ja die Großmutter hatte sie mit keinem Auge erblicken können. Bernard dachte an das Ahnungsvermögen, das, wie das Mädchen ihm gesagt, der Alten beiwohnen solle.

„Da Ihr bereits den Ausgang der Sache wißt," sagte er scherzend, „so werdet Ihr auch davon unterrichtet seyn, daß der Polizeilieutenant erst nach langer Weigerung einwilligte."

„Ganz natürlich," erwiederte die Zigeunerin einfach. „Der Mann ist gewohnt, ein Wort des Ministers als Befehl anzusehen, und jedenfalls wird er nicht wenig erstaunt seyn, daß Sie „dem Zigeunerpack" das Wort reden."

Bernard erstaunte immer mehr. Dieß waren fast dieselben Worte, welche er aus dem Munde des Herrn von Villarceaux vernommen hatte. War die Frau allwissend?" Niemand war bei der Unterredung mit dem Polizei-Lieutant zugegen gewesen. Diese Uebereinstimmung machte ihn ganz betroffen. Zilla schien ihn in der Pause, welche entstand, scharf zu beobachten. Ihr Auge ruhete mit großer Aufmerksamkeit auf seinen Zügen. Er ward immer verlegener.

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Veronika erschrack sichtlich bei den letzten Worten.

„Und was sagtest Du dazu?" fragte sie kleinlaut.

„Ich ging sogleich auf den Vorschlag ein;" erwiederte Albert, auf eine sonderbare Weise lächelnd.

„Du gingst darauf ein?" rief das Mädchen erschrocken.

„Natürlich. Jedoch unter der Bedingung, daß Meister Grimm bei den Eltern den Freiwerber mache;" versetzte der Jüngling neckend. „Warum hätte ich auch nicht darauf eingehen sollen? Die Braut, welche der Alte mir vorschlug, wareſt — Du."

„Ach geh! Du spaßest! Das hat er nicht gesagt;" versetzte Veronika erröthend.

„So war ich Dich liebe!" rief Albert, sie umschlingend. „Der Alte hat überhaupt scharfe Augen. Er hat, wie er sagte, längst gemerkt, daß wir uns lieben, und er will unser Glück machen. Morgen will er, wenn Du es gestattest, mit Deinen Eltern reden."

„Ach nein! Nein! Sie werden nicht einwilligen;" versetzte Veronika ängstlich. „Die Mutter thäte es wohl, aber der Vater würde Nein sagen, dessen bin ich gewiß."

„Er kann mich nicht leiden. Ich weiß es. Er macht mir stets ein so grimmiges Gesicht, wenn er mich am Fenster stehen sieht;" sagte Albert betrübt. „Doch vielleicht ließe er sich erweichen, wenn Meister Grimm für uns redete, Du ihn bätest und die Mutter sich unserer annähme."

„Ach, Albert, ich bin überzeugt, daß er Nein sagt;" sprach das Mädchen, traurig das Lockenköpfchen schüttelnd.

„Ich bin ihm zu arm?" fiel Albert ihr in die Rede.

„Das nicht —" erwiederte Veronika zögernd.

„Nicht vornehm genug?" rief er weiter.

Das Mädchen schwieg. Der Jüngling hatte den rechten Punkt getroffen.

„Warten wir, lieber Albert;“ sprach Veronika, die Hand des jungen Mannes ergreifend, und indem ihr ein Thränlein über die rosige Wange schlich. Lieben wir uns denn nicht? Können wir uns nicht sehen, nicht sprechen? Was bedarf es mehr? Laß uns einander treu bleiben und unsere Zukunft Gott anheimstellen.“

„Ich weiß wohl,“ sagte Albert empfindlich, „daß ein „Badergeselle“, wie mich Dein Vater gewöhnlich zu nennen pflegt, kein ebenbürtiger Bräutigam für die Tochter des berühmten Rektors einer gelehrten Schule ist. Es kann auch seyn, daß die zierlichen Töchterlein unserer Rathsherren das Näschen rümpfen würden, wenn sie vernähmen, daß wir Brautleute wären, aber es gäbe in den Hütten der Armen da draußen vor dem Thore Einige, die sich erinnern würden, daß ich ihnen voriges Jahr, als das Faulfieber wüthete und so viele Opfer verlangte, hülfreich gewesen, und diese würden sich freuen und Gebete für uns gegen Himmel senden. — Freilich,“ setzte er bitter hinzu, „im Kreise der Reichen und der Vornehmen würdest Du die erste Zeit unserer Ehe die Augen manchmal niederschlagen müssen, um die höhnischen Blicke nicht zu bemerken.“

„O Albert, wie großes Unrecht thust Du mir und Dir selbst!“ rief Veronika, den Jüngling zärtlich bei der Hand fassend. „Ich möchte am liebsten allen Menschen freudig zujubeln, daß Du mein bist und ich Dein, und ich würde in meinem ganzen Leben nie so stolz meine Augen aufgeschlagen haben, als wie ich es thun würde, wenn ich als Braut an Deiner Seite ginge.“

„Wohlan,“ rief der Jüngling, „so beweise es morgen, indem Du Deine Eltern aus allen Kräften zu bewegen suchest, daß sie in unsere Verbindung willigen.“

„Du willst es, Albert, und ich verspreche es, aber — mir ahnet Unglück;“ versetzte Veronika trübe. „Bedenke, bis jetzt weiß der Vater noch nichts von unserer Liebe. Durch Deine Bewerbung wird er aufmerksam, und wird er dieß, so ist es vorbei mit unsern Zusammenkünften. Daß er nicht in unsere Verbindung einwilligt, auch wenn die Mutter und Meister Grimm sich verwenden, scheint mir fast nur zu gewiß.“

„Ich ertrage diese Ungewißheit nicht länger;“ sagte Albert. „Jetzt erscheint nun die einzige günstige Gelegenheit, wo es möglich wäre, mit, wenn auch geringer Aussicht auf Erfolg, bei Deinen Eltern um Dich zu werben, und diese sollte ich unversucht lassen? Ein glücklicher Augenblick, der vielleicht nimmer wiederkehrt, brachte Meister Grimm auf den Gedanken, mir ein besseres Geschick zu gründen, und ich sollte undankbar sein Anerbieten unbeachtet lassen? Sollte ich mir sagen müssen, ich hätte aus Feigheit, aus Furcht eine abschlägige Antwort zu erhalten, nicht gewagt, einen Versuch zu machen, mein höchstes Glück zu erwerben?“

„Du wirst sehen, Albert, dieß Unternehmen trennt uns, wenn nicht für immer, doch mindestens für lange Zeit;“ sprach das Mädchen schmerzlich.

„Für immer nicht, Veronika! Nicht für immer, wenn Du mir treu bleibst;“ versetzte der junge Mann. „Ich bin Deinen Eltern nicht vornehm genug. Wohlan, schlagen sie mir Deine Hand ab, so will ich ein anderes Gewerbe ergreifen, ich will mich auszuzeichnen, einen höheren Rang unter den Leuten zu erlangen suchen, oder — nicht länger leben.“

„Um Gott, Albert, Du erschreckst mich!“ rief Veronika. „Sage, was hast Du vor?“

„Versagen mir Deine Eltern Deine Hand, so werde ich Soldat. Ich gehe zu dem Heere des Herzogs von Friedland. Viele aus geringem Stande, gemeine Reitersleute, haben dort ihr Glück gemacht, sind reich und berühmt geworden. Warum sollte mir nicht gleichfalls das Glück blühen können, in Wallensteins Heere Rang und Ehre zu erwerben?“

„Ich bitte Dich, Albert, schlage Dir diese Gedanken aus dem Sinne!“ rief Veronika erschrocken. „Wie, ich sollte Dich als Soldat bei dem Heere jenes schrecklichen Mannes wissen, bei jenen wilden Schaaren, die den Weg, den sie nehmen, überall mit Blut, Brand und Verheerung bezeichnen?“

„Es ist nicht so arg damit, als die Leute fabeln;“ erwiederte der Jüngling. „Der Herzog ist ein großer Kriegsfürst, er kann als Heerführer sich nur um das Große, Ganze bekümmern, und nicht für jede Unbill, jeden Gräuel einstehen, der in seinem Namen von untergeordneten Anführern oder Soldaten begangen wird. — Du weißt, wie die Leute den Schweden zujubelten, und doch hast Du gewiß auch die Gerüchte vernommen von den Unthaten, die diese nicht nur in den Landen des Kaisers, nein selbst in Brandenburg und Sachsen verübten, wo doch alle Welt sie als ihre Befreier und Verbündete betrachtete.“

„Kein Wort mehr, Albert, von einem Entschlusse, den ich nur einen verzweifelten nennen kann! fiel Veronika ein. — „Da Du es so haben willst, so werde ich mit der Mutter reden, und ich zweifle nicht, daß diese in unsere Wünsche willigen wird. Wir werden sodann gemeinschaftlich mit Bitten den Vater bestürmen —“

„Ich sende ihm Meister Grimm auf den Hals!“ rief der Jüngling, Veronika unterbrechend. „Er wird ihm zureden, Vorstellungen machen; gewiß, er wird endlich nachgeben müssen.“ —

Albert sprach noch lange von dem glücklichen Erfolg, den ihre beiderseitigen Anstrengungen und Bitten bei den Eltern haben würden, so daß Veronika nach und nach selbst der Meinung ward, daß der Vater einwilligen werde, und Beide malten sich nun eine Zukunft aus, so rosig und blühend, wie solche nur je zwei Lebenden vor der Seele gestanden haben mag. — —

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Unsere Provisionen nehmen sehr ab, unser Mehl ist fast erschöpft, und wir sind gezwungen, von dem zu existiren, was wir auf der Jagd erbeuten. Das Bischen, was wir noch vom Mehle übrig behalten haben, wollen wir für die Invaliden und Rekonvalescenten aufsparen. Gestern kamen unsere Jäger, nachdem sie den ganzen Tag draußen herumgestreift, nur mit einem schwarz gewedelten Hirsche und ein Paar Hasen zurück. Rebhühner gibt es jedoch ziemlich häufig. Lacosse und der alte Jäger haben sich erboten, nach Sutters-Fort zu gehen, um von dort einen Vorrath von Brod und Mehl zu bringen, der ausreicht, bis die kränkliche Jahreszeit beginnt. Ich glaube, sie wollen Morgen aufbrechen.

1. September. Es ist schon mehrmals zwischen uns die Rede davon gewesen, ob es klug sey, eine so große Quantität Gold, die wir jetzt in unserm Lager liegen haben, auch dort zu lassen, wo wir jeden Augenblick von Indianern überfallen werden können, die uns, das zu erbeuten, gewiß sämmtlich mit dem größten Vergnügen erschlügen und skalpirten. Es scheint sich von Stamm zu Stamm das Gerücht verbreitet zu haben, daß die „gelbe Erde", welche die bleichen Gesichter jetzt suchen, ihnen nicht allein Glaskorallen und Knöpfe und Rothfarbe, sondern auch Büchsen, Kugeln, Pulver und rothe Decken und das starke Wasser verschaffen können, das die Indianer leider nur zu sehr lieben. Einige von uns sind der Meinung, daß wir es bei uns behalten und nur fortwährend eine starke Wache dabei aufstellen sollen, bis wir den Platz hier ganz verlassen und damit zusammen nach den Ansiedlungen zurückkehren können. Bradley und Don Luis scheinen jedoch dagegen zu seyn und erboten sich, das Gold selbst nach San Francisco oder Monterey zu schaffen und dort dem Kaufmanne auf unsere gemeinschaftliche Rechnung zu übergeben. Mir gefällt der Plan nicht recht; denn die Summe ist groß genug, irgend Einen zu verführen, sich damit aus dem Staube zu machen. Uebrigens wäre es gefährlich, eine so starke Wache fortzusenden. Heute haben wir uns schon auf kleine Rationen gesetzt, unsere Provisionen verlangen Eintheilung.

2. September. Die Mehrzahl unserer Gesellschaft scheint Bradley's Vorschlag geneigt; einige der Furchtsamen behaupten, wir wären auf diese Art und für die nächsten zwei Monate, wo die Regenzeit beginnt, und wo wir doch zu erbeuten aufhören müssen, in fortwährender Gefahr, wenn wir das Gold behielten. Wie Schade, daß wir es nicht mit Lacosse und dem Jäger nach Suttersfort schickten!

Drei Indianer kamen gestern Abend in unser Lager. Sie gehören, wie ich glaube, zu einem nicht sehr fernen Stamme. Wir gaben ihnen ein gutes Abendbrod, zeigten ihnen dann, soviel es irgend ging, unsere Büchsen und Kugelvorräthe ꝛc., und ließen sie dann sehen, daß unsere Pferde und Maulthiere, ehe wir uns Nachts niederlegten, vollkommen sicher angebunden würden. Story und M'Phail waren die Ersten auf Wache. Die drei Indianer wickelten sich in ihre Decken, und schliefen gerade vor dem Zelte draußen. Am nächsten Morgen nach einem guten Frühstück brachen sie wieder auf, schüttelten uns allen noch die Hände und drückten durch Zeichen ihre Zufriedenheit über die genossene Behandlung aus. — Biggs hat sich fast von seinem Anfalle erholt und wird in ein Paar Tagen wieder anfangen können, zu arbeiten. Indessen thut er Wache. Dowling und Bradshaw sind noch immer sehr unwohl.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Themse hat man vor mehreren Tagen einen seltenen Fang gemacht: ein Wallfisch von beinahe 70 Fuß Länge und etlichen 30 Fuß im Umfang, gerieth bei dem Dorfe Grays, unterhalb von Gravesend, zur Zeit der Ebbe ins seichte Uferwasser. Die Bauern hielten den Leviathan anfangs für ein umgestürztes Boot, bis sie seine gewaltigen Bewegungen, um wieder flott zu werden, wahrnahmen. Mit großer Mühe und nicht ohne Gefahr, ward er mit Stricken umschlungen, ans Ufer gezogen und da getödtet. Die spekulativen Dorfbewohner ließen das Ungeheuer sofort für Geld sehen, und beabsichtigten mit demselben nach London hinaufzukommen. Indessen der Lordmayor von London, als Konservator der Themse bis an den Einfluß des Medway, behauptete als solcher seinen Anspruch auf den Fisch, und begab sich deßhalb mit dem City-Solicitor nach jenem Dorfe, wo sich ihm die mittlerweile in Fäulniß übergegangene ungeheure Fleischmasse des Fisches schon von fern durch furchtbaren Gestank ankündigte. Er verzichtete sofort auf das Eigenthum zu Gunsten der Fänger des Fisches, diese wurden aber unter sich uneinig — denn der Fisch ist zu 200 Pd. Sterling gewerthet — und so dürfte ein Wallfisch-Prozeß entstehen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienſtag № 173 30. Oktober 1849.

Egeria.

(Fortſetzung.)

„Herr Bernard,“ ſagte die Zigeunerin nach einer Weile mit einem Tone, in welchem mehr Weichheit wie ſonſt, ja etwas von Rührung lag, „ich habe ſchon früher manchmal gewünſcht, Sie kennen zu lernen, und es reuet mich, daß ich Sie nicht eher erſuchte, ſich zu mir zu begeben. Verſtehen Sie mich recht: Ich wünſchte es nicht meinet- ſondern Ihretwegen. Nicht ich habe Sie, Sie aber mich, das heißt Jemand nöthig, der offen und wahr gegen Sie iſt. Bis jetzt iſt dieß nicht der Fall geweſen. Sie ſind ſo unglücklich, keinen wahren Freund zu haben. Alle die mit Ihnen umgehen — vielleicht den einzigen Corneille ausgenommen — ſind nur die Freunde Ihrer Tafel, Ihres Geldbeutels. Iſt letzterer leer, ſo wird ſich Niemand um Sie kümmern, man wird die ausgepreßte Zitrone wegwerfen, und bis dahin dürfte es nicht mehr allzulange dauern. Sie ſind auf dem beſten Wege dazu.“

Bernard wollte kaum ſeinen Ohren trauen, als er die Zigeunerin, der er ſo eben erſt einen weſentlichen Dienſt geleiſtet hatte, auf dieſe Weiſe zu ihm ſprechen hörte. Er war faſt noch mehr beſtürzt, als empört, und es entſtand eine neue Pauſe, in welcher die Zigeunerin ihn wieder aufmerkſam betrachtete.

„Die Leute,“ fuhr Zilla in vorigem Tone ruhig fort, „die Leute, mit denen Sie umgehen, ſind meiſtens Taugenichtſe, obgleich ſie mitunter im Gebiete der Kunſt nicht ohne Ruhm genannt ſind. Dieſe Menſchen, welche Ihnen ſchöne Dinge ſagen, weil Ihre Tafel und Ihr Keller, ſo wie Ihr Beutel, offen ſtehen, ſchmeicheln Ihnen ins Geſicht, lachen Sie aber hinter dem Rücken aus. Sie ſpotten des reichen Bankiers, der durch den Umgang mit Künſtlern Aufſehen erregen, und ſelbſt für einen Kunſtverſtändigen gelten möchte. Hätten Sie das Geld zur Rolle eines ſolchen Mäcens — wiewohl immer etwas Lächerliches daran klebt — ſo möchte es ſeyn, aber Sie ſind nicht reich, Ihr Vermögen iſt ziemlich zuſammengeſchmolzen, und wenn Sie nicht andere Wege einſchlagen, werden Sie in Kurzem arm ſeyn.“

„Madame,“ ſagte Bernard ſtotternd, „ich erlaube mir, Euch zu fragen —“

„Was mich berechtigt, zu Ihnen, der mir ſo eben einen wirklich weſentlichen Dienſt geleiſtet, auf dieſe Weiſe zu ſprechen?“ fuhr die Zigeunerin auf eine Art fort, als ob ſie den Gedanken Bernards Worte leihen wollte. „Ich will es Ihnen ſagen. Ich habe dreierlei Gründe dazu. Erſtlich dieſes Dienſtes wegen, zweitens wegen dem Andenken an Ihren Vater, und drittens weil mich die Charakterſchwäche jammert, die Ihnen eigen iſt, und die Sie, wenn ich mich nicht Ihrer annehme, unfehlbar in Kurzem zu Grunde gerichtet haben wird.“

„Madame,“ ſprach Bernard etwas piquirt, „Ihr könnet vielleicht Hinſichts einiger dieſer Beſchuldigungen nicht ganz Unrecht haben —“

„Ich bin meiner Sache ganz gewiß, Herr Bernard;“ unterbrach ihn die Zigeunerin kalt. „Sie haben die Fehler Ihres Vaters, aber in bei weitem größeren Grade. Ihr Vater warf auch oft ſein Geld weg, aber auf eine edlere Weiſe, er war eitel, aber nicht auf Aeußerlichkeiten wie Sie, er handelte auch manchmal unüberlegt, aber dann war es eine großmüthige Regung, die ihn ſo handeln ließ; leichtſinnig, wie Sie, war er nicht.“

Jetzt ward es Bernard doch etwas zu arg. Raſch erhob er ſich von ſeinem Seſſel. Er machte Miene ſich zu entfernen.

„Bleiben Sie, Herr Bernard! Ich habe noch mehr mit Ihnen zu reden;“ ſagte die Zigeunerin in einem Tone, als ob ſie die innere Bewegung des jungen Mannes nicht beachtete. „Ich meine es gut mit Ihnen, und da Sie ſonſt Niemand haben, der es redlich mit Ihnen meint, ſo halte ich mich verpflichtet, ganz offen mit Ihnen zu ſprechen. So verletzt Sie ſich auch jetzt von meinen Worten fühlen mögen, ſo wird dieß Gefühl dennoch ein vorübergehendes ſeyn. Es iſt die Sonde des Wundarztes, die Sie empfinden. Daß die Wunde da iſt, werden Sie nicht läugnen, ja Ihr beſſeres Selbſt geſteht es jetzt ſchon zu. Es kommt nun darauf an, ſie zu heilen. Dazu aber, will ich beitragen.“

Die Sicherheit, mit der die Zigeunerin dieſe Worte ſprach, die ſonderbare Situation, in der er ſich befand, die eigenthümliche Lehrmeiſterin und die mit ihr übereinſtimmende Umgebung, ſelbſt der Aerger, zu dem er ſich hatte hinreißen laſſen, Alles zuſammen machte auf Bernard jetzt einen faſt komiſchen Eindruck. Er ließ

Digitized by Google

sich wieder nieder, und sagte in einem etwas ironischen Tone:

„Madame, ich bin ganz Ohr!"

Die Zigeunerin schien die veränderte Stimmung so wenig wie früher zu bemerken.

„Sie sagen, daß Ihnen an der Generalpachterstelle ungemein viel liegt;" sprach sie. „Ich glaube dieß gerne, denn Ihre kaufmännischen Geschäfte stehen nicht sonderlich. Sie retabliren sich durch diesen rentablen Posten. Es kommt nun darauf an, Ihnen denselben zu verschaffen."

„Und Ihr, Madame, wollet die Güte haben?" fragte der junge Mann im vorigen Tone.

„Ja, Herr Bernard, das will ich, und zwar in der Hoffnung, daß Sie künftig weniger leichtsinnig handeln, als bis jetzt;" versetzte Jene kurz. „Wenn Sie zu dem Minister kommen, so wird er Sie artig aufnehmen, wie dieß in seiner Art ist, und wird Ihnen dann sagen, daß er bedauere, Ihnen die Stelle nicht verleihen zu können."

„Par Dieu!" rief Bernard lachend; „dieß fürchte ich auch, und es gehört eben kein Wahrsagergeist dazu, um dieß zu errathen."

„Sie werden Ihre Bitte dann wiederholen," fuhr die Zigeunerin, ohne sich irren zu lassen, fort. „Er schlägt sie Ihnen ganz entschieden ab."

„Richtig! Und nun gehe ich zum Tempel hinaus;" setzte Jener noch immer lachend hinzu.

„Nein, dieß thun Sie nicht;" „sprach die Alte ruhig. „Sie geben dem Minister nun dieß leere Briefkouvert" — sie langte ein solches aus einem Kästchen, das neben ihr stand — „und fragen ihn: ob er vielleicht am Sonntage vor acht Tagen Nachmittags einen Brief im Garten von Versailles verloren habe? Er wird dieß bejahen, und den Brief wieder zu haben wünschen. Sie bedauern, ihn nicht dazu verhelfen zu können. Sie hätten nur gesehen, daß ihn ein Mann, den Sie wohl von Ansehen, aber nicht dem Namen nach kennten, aufgehoben, gelesen, in die Tasche gesteckt und das Kouvert in die Sträucher geworfen habe. — Sollte der Minister die Beschreibung des Aeußeren dieses Mannes verlangen, so sagen Sie ihm, was Ihnen einfällt, sollte er aber sodann Sie auffordern ihm zur Wiedererlangung des Briefes behülflich zu seyn, und dem Manne, den Sie gesehen, nachzuforschen, so geben Sie ihm auf eine gute Art zu verstehen, daß der Brief nur durch das Dekret, das Sie zum Generalpächter ernennt, zu erlangen sey."

„Verzeiht," sagte Bernard ein wenig betroffen, „es ist ein etwas sonderbarer Vorschlag, den Ihr mir da macht —"

„Der aber zum Ziele führt;" unterbrach ihn die Zigeunerin.

„Gesetzt, ich befolge buchstäblich Euren Rath, und der Minister sagt mir die Stelle zu, wenn ich ihm den Brief verschaffe —"

„So erhält er ihn und Sie die Stelle;" versetzte die Alte.

„Ihr selbst also seyd im Besitz des Briefes? — In diesem Falle dürftet Ihr mir ihn nur anvertrauen, ich sage dem Minister, daß ich ihn gefunden hätte, und ihn nur gegen das Brevet des Generalpächters herausgeben würde."

„Er ließe Sie dann einsperren, Ihnen den Brief abnehmen, und sein Verwandter bekäme den Pacht;" versetzte die Zigeunerin. „Nein, Herr Bernard, auf diese Weise geht es nicht. Entweder Sie befolgen meinen Vorschlag, oder es wird nichts aus der Sache."

„Wohlan," rief der junge Mann, „komme es wie es wolle, ich bin entschlossen."

„Es wird kommen, wie ich gesagt habe, Sie müßten sich denn überaus ungeschickt benehmen;" sprach Jene mit dem Tone der Ueberzeugung. „Es ist indeß jetzt Zeit, daß Sie Ihren Weg antreten. Wenn Sie zurückkehren, mögen Sie hier anhalten, um mir den Erfolg mitzutheilen." —

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Am Abend des folgenden Tages gab es in dem Hause des Rektor Fechner einen überaus stürmischen Auftritt. Die Rektorin weinte, Veronika weinte, Herr Ambrosius Fechner aber schritt wie ein Jupiter tonans das Zimmer auf und ab. Sein breites, von dem gewohnten Genusse eines Krügleins Grünberger Weins geröthetes Gesicht, das heute von dem dazukommenden Zorn noch dunkler erglühete, verwandelte den griesgrammenden Leuen, wie ihn die Schüler oft zu nennen pflegten, heute in einen grimmigen.

„Ich sage," schrie der Rektor, sich immer noch mehr zum Zorn aufstachelnd, „es ist eine injuria atrox, die mir der Grimm, der Bader, angethan, wenn er mir zumuthet, daß ich, Ambrosius Fechner, Rector scholae et artium liberalium Magister, meine einzige Tochter seinem Gesellen, einem Bartkratzer und Pflastertreter, zur Frau geben soll!"

„Der Albert Bergmann ist aber doch ein geschickter Mensch in seinem Fache;" sagte die Mutter.

„Geschickt? Ja freilich; aber in was?" rief grimmich der Rektor. „Expeditus — im Bartabnehmen! Promtus im Aderlassen! Peritus — im Hühneraugenausschneiden! O Himmel und Erde! — Mein Schwiegersohn soll auch geschickt seyn, aber in litteris, in doctrina, in scientia. Davon ist aber bei dem Albert Bergmann keine Spur anzutreffen. Er war stets der schlechteste Lateiner, den ich in der Schule gehabt, und ich erinnere mich noch recht gut, daß er einst den Satz: „Haec relata Scipioni spem fecerat" übersetzt

hatte: Dieses hat dem Spion Hoffnung gemacht.“ — Scipioni — Spion! O Cicero! O Latinität! Wer so übersetzt, an dem kann kein gutes Haar seyn. An einem solchen ist Hopfen und Malz verloren!“

„Er ist vielleicht ein schlechter Lateiner, aber dennoch ein guter Arzt;“ sagte die Rektorin. „Ich habe mit eigenen Ohren gehört, daß die Leute geäußert: Viele Menschen hätten, bei dem Sterben im vorigen Jahre, ihre Erhaltung dem jungen Manne zu verdanken.“

„Unsinn! Nichts als Unsinn! — Wie kann Einer ein schlechter Lateiner und ein guter Medicus seyn? Die Leute wären gewiß auch ohne ihn gesund geworden. Mir ist nur ein einziges Beispiel bekannt, daß Einer, der sich beim Latein ungeschickt anstellt, dennoch ein bedeutender Mann geworden ist. Dieß ist der Herzog von Friedland. Als er noch als Albrecht von Waldstein bei mir in Quarta saß, war er ein so jämmerlicher Lateiner, daß ich eines Tages zu ihm sagte: „Wenn Du ein großer Mann wirst, will ich bei Dir Hofnarr werden.“ Ich bin indeß überzeugt, daß er in Freiburg und in Padua das Versäumte nachgeholt haben wird, weil er sonst unmöglich es dahin gebracht hätte, wozu er es gebracht hat.“

„Du hast indeß wohl auch sonst den natürlichen Verstand des Waldstein gerühmt;“ versetzte die Rektorin, um den Zorn des Gatten durch Eingehen in ein anderes Gespräch ein wenig verrauchen zu lassen.

„Nur in so fern, als der Albrecht stets einen Abscheu vor Tanz, Spiel, Jagd und andere Vergnügungen unserer leichtsinnigen Adelsjugend zeigte;“ versetzte der Rektor, durch eine auftauchende Erinnerung fortgezogen. „Stand ich da eines Tages vor der Hausthür, als der von Schellendorf zu Roß mit allerlei Jägervolk, einem Falken und einer Koppel Hunde über den Markt zog. Der Albrecht Waldstein sah den Schellendorfer so nachdenklich an, daß ich ihn fragte: Nun, Albrecht, wolltest Du nicht auch lieber also dahin ziehen, als den Cornelius übersetzen? Was denkest Du von diesem Edelmann? — Ich sagte dieses auf lateinisch. — Der Waldstein erwiederte darauf: „Est bestia, sedens super bestiam, ducens bestias, gerensque super manum bestiam, et insequens bestias“ — was so viel heißen will, als: Da sitzt die Bestia auf einer andern Bestia, trägt und führt Bestien, und fängt Bestien. — Hierauf sagte er auf Deutsch: „Er wolle lieber mit einer Leibeskrankheit, als mit der Jagdsucht beladen seyn, da Einer sein Lebenlang ein Holznarr bleiben, und von einem Baum zum andern reiten müsse, wie ein unsinniger Mensch.“ — Jedoch,“ fuhr der Rektor, indem er plötzlich die List der Gattin durchschaute, in verändertem Tone fort, „wir sprechen jetzt nicht von dem Waldsteinio, sondern von dem Bader da drüben, und so sage und erkläre ich nochmals: Es wird aus der Sache nichts, und der Mensch nicht mein Schwiegersohn, so wahr ich Ambrosius Fechner heiße, Rector scholae Goldbergiensis!“ —

Wer den Sprechenden kannte, mußte wissen, daß dieß seine höchste Betheuerung und ungefähr so viel war, als wenn die ewigen Götter beim Styx schworen. Man hatte kein Beispiel, daß Herr Ambrosius Fechner je diesen Eid gebrochen hätte. Umsonst war daher alles Zureden der Gattin, umsonst waren die Thränen und die Verzweiflung der Tochter, der Rektor blieb fest dabei, daß der „nebulo“, der „Ignorant“, der „Badergeselle“, niemals die Hand Veronikas bekommen werde, und fuhr dann wie ein Sturmwind zur Thür hinaus. Auf dem Rathskeller aber war er heute widerhaariger und rechthaberischer als je, weßhalb der Stadtsyndikus, der den Rektor ohnehin nie recht leiden konnte, seinem Nachbar, dem Pastor Pfaffnutius, ins Ohr raunte: der hochmüthige Rektor gebehrde sich heute wieder einmal, als ob ihm der lebendige Teufel in den Leib gefahren sey, über welche kecke Bemerkung, und um sich jeder Antwort zu überheben, Magister Pfaffnutius seine Augen gegen Himmel erhob und das vor ihm stehende Krüglein Bier auf zwei Züge ausleerte. — —

Acht Tage später war es zu Gitschin in Böhmen sehr lebendig. Der Herzog von Friedland war angekommen, und es hieß, er werde vierzehn Tage verweilen, ehe er mit der Armada wieder aufbreche, um gegen den Feind zu rücken. In dem Städtlein und auf den Dörfern wimmelte es von Kriegsvolk, und in dem ersten besonders erblickte man Krieger der verschiedensten Waffengattungen. Bald ertönte der schwere Tritt eines Pappenheimischen Kürassiers unter den Arkaden der Häuser am Markte, bald klapperte der leichte Hufschlag eines nach dem Schlosse zugaloppirenden Kroaten die Straße hinab, bald hörte man das Anrufen der sich eben ablösenden Arquebusiere des Regiments Teufenbach. Letztere hatten die Wache an dem am Ende der Straße liegenden Schlosse. Schildwachen umstanden dasselbe, bis an den daran stoßenden Garten von dreißig zu dreißig Schritt. Sie schienen besonders darauf zu halten, daß kein Lärm stattfände, ja ein bärtiger Soldat lief mit Anstrengung hinter einem Hahne her, der, auf einer Mauer sitzend, sein Morgenlied absingen wollte und nun eilig entfloh, weil der Teufenbacher ihm mit der Hellebarde den Garaus zu machen strebte. Auf der andern Seite des Gartens, nach dem Felde zu, ging indessen ein junger Mann, mit einem braunen Wams bekleidet und einen grauen breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopfe, an der Gartenmauer hin und blieb endlich an einem kleinen Pförtchen stehen, das in den Garten führte.

„Ob es wohl offen seyn mag?“ fragte sich der Jüngling, der Niemand anders war, als — Albert Bergmann.

Er rüttelte ein wenig an der Thüre, es klirrte etwas inwendig, und bald überzeugte er sich, daß er die Haspe, welche den Schloßriegel hielt, aus der Mauer gerissen habe und das Pförtchen offen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Sonntag den 3. Sept. Bradley wiederholte seinen Vorschlag heute, daß er und Don Luis von José begleitet, der noch ein Paar Pferde mitnehmen sollte, die das Gold trügen, am folgenden Morgen aufbrechen wollten. Story war der Meinung, daß sie wenigstens durch eine Wache bis zum Sacramento-Thal begleitet werden sollten. Zu unserm Erstaunen wiedersetzten sich aber Bradley und Don Luis diesem, indem sie meinten, solche Vorsicht sey unnöthig.

Gestern Abend nahm ich die Gelegenheit wahr, mit Malcolm und M'Phail unter vier Augen über Bradley's Vorschlag zu sprechen, und sie besonders darauf aufmerksam zu machen, daß sie Story's vorgeschlagene Begleitung zurückgewiesen, ohne selbst zuzugeben, daß es besprochen würde. Wir kamen dann auf einen Punkt, an den wir bis dahin noch gar nicht gedacht, daß nämlich Keiner von uns bis jetzt die Quittung gesehen hatte, die Kapitän Sutter für das Gold, das Bradley dort deponirt, ausgestellt haben mußte. Wir beschlossen, dieß bei der ersten Gelegenheit zu erwähnen. Heute und noch beim Frühstück frug Malcolm Bradley, ob Kapitän Sutter ihm eine Quittung für das Gold wirklich gegeben, und dieser antwortete: „Ja, gewiß", setzte aber auch zu unserm Erstaunen hinzu, daß er ungeschickt genug gewesen wäre, sie zu verbrennen. Er erzählte, daß er bei seiner Rückkehr von Webers-Fluß, während er einmal Halt gemacht und Feuer angeschlagen, sich eine Zigarre anzuzünden, unvorsichtiger Weise gerade diese Quittung zu dem Zwecke benutzt habe. Er versicherte, die Sache gegen Don Luis an demselben Tage erwähnt zu haben. Malcolm, M'Phail und ich sahen einander an, fühlten uns aber verpflichtet, Bradley's Worten zu glauben. Bei einem kurzen Spaziergange, den wir vom Lager aus machten, kamen wir jedoch dahin überein, auf Bradley's Vorschlag, was den Transport unserer jetzigen Quantität Gold betraf, nur unter der Bedingung einzugehen, daß Einer von uns Dreien die Beiden begleite.

Nach dem Mittagessen brachte ich die Sache noch einmal in Anregung und theilte der Gesellschaft mit, Malcolm wünsche, da Bradley doch nun einmal das Gold an die Küste führen solle, mit von der Partie zu seyn, und um eine Entschuldigung dafür zu haben, sagte ich, ich möchte, daß er mir auch eine gewisse Quantität Medizin von San Francisco mitbringe, da das, was ich bei mir geführt, ziemlich erschöpft sey. Thörichter Weise dachte ich gar nicht daran, daß Bradley und Don Luis dieß eben so gut hätten besorgen können, und ich also gar keinen wirklichen Grund dafür geäußert. Malcolm kam mir übrigens zu Hülfe, er versicherte, er habe selbst ein Geschäft in San Francisco abzumachen und sagte, er müßte die Kapitäne einiger Fahrzeuge im Hafen sehen, die wahrscheinlich in kurzer Zeit nach dem Columbiafluß absegeln würden. Bradley sah Don Luis von der Seite an und erwiederte, zu dieser Jahreszeit lägen keine Schiffe in San Francisco, die nach Kolumbia gingen. Biggs jedoch, der mehr von der Küstenfahrt wußte, als irgend einer von uns, bestätigte, daß jedenfalls einige dort liegen müßten. Eine ziemlich heftige Debatte entstand jetzt, die aber durch Story und M'Phail unterbrochen wurde, von denen Beide zu Bradley sagten, da Macolm einmal nach San Francisco zu gehen wünsche, so sähen sie auch nicht ein, weßhalb sie die Reise nicht zusammen machen wollten. Hiergegen ließ sich nicht gut Etwas einwenden, und es ist jetzt die Veranstaltung getroffen, daß sie am 5. am Dienstag aufbrechen sollen. José wird zurückbleiben.

Unsere Beute von der letzten Wochen ist ziemlich gut ausgefallen, wenn man nämlich bedenkt, daß zwei von unserer Gesellschaft abwesend und drei krank gewesen sind. Am Himmel zeigten sich gestern viele Wolken, wie mir aber die Uebrigen versichern, ist noch keine Hoffnung vorhanden, daß es vor wenigstens vier Wochen regnen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Graubündten. Es ward berichtet, daß jüngst in Andeer ein Bär erschossen wurde. Ueber die gefährliche Bärenjagd vernimmt man Folgendes: Nachdem man durch das Verschwinden einer Anzahl Schaafe auf die Vermuthung gekommen war, daß sich ein Bär in der Nähe aufhalte, machten sich etliche rüstige Männer zu seiner Verfolgung auf. Nicht lange stand es an, daß sie das Ungeheuer ansichtig wurden. Ein Schuß fiel — der Bär war am Kopf getroffen, aber nicht tödtlich. Die Bestie wurde rasend und bereitete sich zum Angriff auf ihre Gegner, die nunmehr in der größten Gefahr waren. Ein zweiter Schuß knallte und die Kugel pfiff dem Brummer in den Rachen. Aber auch diese vermochte nicht den Tod herbeizuführen, sondern steigerte nur die Wuth des Unthiers und erhöhte die Gefahr der Jäger. Endlich brannte eine dritte Büchse los — der wohlgezielte Schuß fuhr dem Bären in die Brust und machte dessen Leben nun glücklicherweise ein Ende. Sein Fleisch wurde von verschiedenen Personen zugerichtet und sehr schmackhaft gefunden: in der That soll ein Bärenbraten gar kein übles Gericht seyn.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 174 1. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Es war eine halbe Stunde später, als Bernard in das Kabinet des Ministers trat. Das Herz klopfte ihm ein wenig, als er vor dem mächtigen Manne stand, dessen Einfluß auf den König, wie man sagte, zwar bereits etwas im Sinken war, vor dem aber die Großen des Hofes sich dennoch bis zur Erde beugten. Louvois hatte in seinem Benehmen alle die angenehmen Formen, in welchen sein Herr und Meister sich so besonders auszeichnete, und die dadurch nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa als Muster galten, obwohl unter dem glänzenden aber durchsichtigen Firniß bei seinen Nachahmern manches hervorblickte, was nicht eben zu den sieben Kardinaltugenden gezählt werden konnte.

„Ah, Herr Bernard!“ rief der Minister dem Eintretenden mit bewillkommnender Handbewegung entgegen. „Sie wünschen gewiß sich bei einer der Lieferungen für die Armee in der Pfalz zu betheiligen? Ist dieß der Fall, so werde ich Ihre Anträge recht gern entgegennehmen.“

„Monseigneur werden entschuldigen, wenn ich sagen muß, daß dieß nicht meine Absicht ist; versetzte Bernard sich tief verbeugend. „Ich habe bei den früheren mehr Verlust wie Vortheil gehabt.“

„Ei nun, vielleicht ließe sich dieß jetzt ausgleichen;“ meinte der Minister.

„Und dann bin ich auch noch im Vorschuß —“

„Ja so!“ unterbrach ihn der Minister etwas trocken. „Sie werden sich noch einmal an die Intendantur wenden müssen. — Was aber, Herr Bernard, ist es sonst das Ihnen zu Diensten steht?“

„Wie Monseigneur bewußt ist, bewarb ich mich um den offen gewordenen Generalpacht —“

„Ja, ich freute mich, Ihren Namen auf der Liste der Bewerber zu finden;“ unterbrach ihn der Minister. „Leider aber mußte ich auch bedauern, daß Sie sich zu spät gemeldet haben.“

„Zu spät, Monseigneur?“ sagte Bernard. Der Pacht läuft erst in sechs Monaten ab.“

„Ja, und da melden sich die Leute fast ein Jahr vorher. Es ist ein Mißbrauch, aber was will man machen? Solide Konkurrenten kann man doch nicht abweisen, und so ist denn diese Stelle so gut wie vergeben.“

„Ich bitte dringend, Monseigneur;“ sprach Bernard. Eure Gnaden wissen, daß ich bei den übernommenen Lieferungen zum mindesten nichts gewonnen habe. — Hätte ich die Gegenstände so abliefern wollen, wie es Dieser oder Jener gethan, so würde es vielleicht anders gewesen seyn. Die Intendantur wird mir ein günstiges Zeugniß nicht versagen. Auch mein Vater ist viel bei Lieferungen betheiligt gewesen, und ich denke, er hat die übernommenen Verpflichtungen stets gewissenhaft und zur Zufriedenheit der Behörde ausgeführt.

„Gott! wem sagen Sie das?“ unterbrach ihn der Minister höflich. „Das Haus Bernard ist von jeher wegen seiner Solidität geachtet gewesen. Eben deßwegen schmerzt es mich, Ihnen Ihre Bitte versagen zu müssen. Aeltere Ansprüche können nicht unberücksichtigt bleiben. — Sollte sich indeß etwas Anderes finden —“

Der Minister machte eine Verbeugung, die, wie es schien, eine verabschiedende seyn sollte, denn er begleitete sie mit einer Handbewegung und trat einen Schritt zurück.

„Entschuldigen Sie, Monseigneur, eine Frage?“ sagte Bernard, entschlossen in die weiten Taschen der silberbrokatnen Modeweste greifend und das bekannte Briefkouvert hervorlangend. „Haben Sie am Sonntag vor acht Tagen im Garten von Versailles vielleicht einen Brief verloren, dem dieß Papier als Hülle diente? — Ich sah es Jemand dort in ein Bosket werfen, und da ich die Adresse las, so fiel mir ein, Monseigneur deßhalb zu befragen.“

„Allerdings verlor ich einen Brief;“ sagte der Minister hastig nach dem Kouvert langend. „Kannten Sie vielleicht den Mann, der das Papier aufhob? — Es liegt mir viel daran, es wieder zu haben.“

„Ich kenne ihn nur von Ansehen, jedoch ohne seinen Namen zu wissen;“ versetzte Bernard. „Ich bedaure, daß ich nicht eher aufmerksam wurde und ihm nachging.“

„Wie war sein Aeußeres? — Könnte man vielleicht durch die Polizei —“

Digitized by Google

„Er hatte einen dunkeln Rock, schwarze Haare, und mochte etwa in dem Alter von vierzig bis fünfzig Jahren stehen.“

„Leute mit schwarzen Haaren und dunkeln Röcken gibt es viele in Paris;“ sagte Louvois etwas übellaunig.

„Der Mann muß in meiner Nähe wohnen, ich begegne ihm oft;“ sprach Bernard hingeworfen.

„In der That?“ versetzte der Minister aufmerksam. — „Mir liegt viel an dem Briefe, Herr Bernard.“

„Ich werde mir Mühe geben, Monseigneur dazu zu verhelfen;“ sprach dieser zögernd.

„Sie würden mich ungemein verbinden. Könnte ich Ihnen dann nützlich werden —“

„Monseigneur würden mich durch die Generalpachterstelle zu größtem Dank verpflichten —“

„Es geht nicht, mon cher. — In der That, es geht fast nicht;“ sagte Louvois nachdenklich.

„O Euer Gnaden wissen ja Alles möglich zu machen; fiel lebhaft der junge Mann ein. „Ich würde, dürfte ich die Hoffnung mit mir nehmen, die Stelle zu bekommen, alles Mögliche daran setzen, meine Dankbarkeit zu beweisen, und selbst in dem in Rede stehenden Falle nicht eher ruhen, bis der Brief wieder in Ihren Händen ist.“

„Sie meinen also, daß Sie ihn wieder erlangen würden?“ sprach Louvois den jungen Mann starr ansehend.

„Ich zweifle nicht daran;“ versetzte Bernard, eine so unbefangene Miene wie möglich annehmend. „Der Mann muß zu entdecken seyn, und treffe ich ihn, so werde ich auch den Brief von ihm zu erhalten wissen.“

„Wenn er ihn aber Ihnen nicht anvertrauen wollte?“

„Er wird es thun. Verlassen sich Monseigneur darauf;“ sagte Bernhard keck. „Ich werde Mittel finden, ihn dazu zu veranlassen.“

„Es sind Staatsgeheimnisse in dem Briefe;“ sagte Louvois auf die vorige Weise.

„Diese erfährt Niemand;“ sprach Jener kurz. „Ich würde auch dafür sorgen.“

„Wohlan, Herr Bernard gelingt es Ihnen, mir das Papier zu verschaffen, so rechnen Sie auf meine vollste Erkenntlichkeit —“

„In Gewährung jener Stelle? Dieß ist es doch, was Monseigneur damit sagen wollen? Ich würde mich dann auf ein durch Ihr Wort verbürgtes Versprechen fest verlassen.“

„Sie sollen die Stelle haben, Herr Bernard, ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort;“ sprach Louvois, nachdem er den jungen Mann längere Zeit schweigend fixirt hatte. „Ich gebe es Ihnen, aber nur unter der Bedingung, daß der Brief binnen vierundzwanzig Stunden in meinen Händen ist. Sie stehen mir übrigens dafür, daß außer Ihnen — ich will sagen außer Dem, der ihn gefunden, und Ihnen — Niemand weiter den Brief zu sehen bekommt.“

„Sobald ich ihn in meiner Hand habe, sende ich solchen versiegelt an Monseigneur. Niemand wird ihn lesen. Ich versichere dieß gleichfalls auf meine Ehre.“

„Wohl, Herr Bernard! Ich gratulire Ihnen zum Voraus zu der Stelle;“ sprach der Minister mit einem Lächeln, in dem ein wenig Malice lag. „Ich bin überzeugt, Sie werden gute Geschäfte machen. Es ist selten, daß ein junger Mann, wie Sie, Alles, was ihm der Zufall in die Hände führt, so gut zu verwerthen versteht.“

Mit einer etwas frostigen Miene entließ Louvois den jungen Mann. —

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

„Verdammt!“ sagte Albert erschrocken. „Wenn Jemand dieß bemerkt hat, so könnte ich wohl für einen Dieb gehalten werden. — Aber nein!“ setzte er sogleich hinzu, indem er, die Pforte ein wenig öffnend, in den Garten blickte. „Es ist Niemand da. — Und wie hübsch, wie zierlich Alles eingerichtet ist!“ fuhr er fort. „Ich könnte mich ein wenig im Garten umsehen. Käme Jemand, so könnte ich ja sagen, daß ich die Thüre offen gefunden hätte.“

Mit den letzten Worten trat Albert in den Garten, und ging einen Laubengang hinunter, der nach einem Lusthäuschen führte. —

In letzterem befanden sich, ohne daß es der junge Mann bemerken konnte, zwei Personen im Gespräch. Die eine derselben war ein dürres Männchen mit bereits ergrauendem Haar. Er trug einen Pelzmantel, den er dicht um sich geschlagen hatte, da der Herbstmorgen ziemlich kalt war. Ein anderer Mann, in mittlerem Lebensalter, von ziemlich düsterer Miene, braunen ein wenig ins Röthliche fallenden Haaren, saß auf einem Lehnstuhl und blickte in ein Blatt, das er in der Hand hielt. Der Mann trug die Kriegstracht jener Zeit, ein Lederkoller, über dem eine rothe Schärpe von der Schulter zur Hüfte herabhing. Die braunen Stiefeln, mit weiten Stulpen, bedeckten fast die Hälfte der Oberschenkel.

„Eine sonderbare Konjunktion!“ sagte der Letztere zu dem kleinen vor ihm stehenden Manne. „Und Du willst daraus schließen —“

„Daß Eurer Fürstlichkeit eine unvorhergesehene Begegnung mit Jemand bevorsteht, der Euch einen großen Dienst leisten, eine Gefahr von Euer Gnaden abwenden, oder sonst auf eine Weise Glück bringen wird.“

„Wer hat nun Recht?“ sagte lächelnd der Vorige, indem er Jenem ein anderes Blatt hinreichte. „Ich habe die Konstellation nach Keplers Methode berechnet

und bringe ein ganz anderes Resultat heraus. Die unerwartete Begegnung ist richtig, aber mir oder dem Unbekannten erwächst eine Gefahr daraus."

Jener zuckte die Achseln, blickte auf das Blatt und sagte dann mit bittersüßem Lächeln:

„Herr Keplerus ist ein wohlverdienter Mann, ein trefflicher Mathematikus, aber — seine Methode ist eine andere als die meinige. Da er die Begriffe von den himmlischen Häusern nicht gelten lassen will und die Triplizität verwirft, so können unsere Berechnungen nicht übereinstimmen."

„Kepler sieht mehr auf das Ganze, die Totalität, Du, Zenno, mehr auf Nebendinge, darin liegt der Unterschied;" versetzte der Andere lächelnd. „Aber was ist das?" rief er aufspringend, und indem die Röthe des Zornes seine starken Zügen überflog." „Treibt sich da nicht ein Fremder im Garten herum? Ich habe doch befohlen, Niemandem den Eintritt zu gestattet. Hat ihn eine der Schildwachen gegen meinen ausdrücklichen Befehl hereingelassen, so soll die Bestie hängen."

Der Sprechende, der Niemand als der Herzog von Friedland selber war, hatte seine Stimme so laut ertönen lassen, daß Albert, der sich ungefähr zwanzig Schritte von dem Pavillon in der Nähe eines Blumenbeets befand, seine Blicke hierher richtete. Er schien sich einen Moment zu besinnen. Dem Anscheine nach, hatte er wohl die Stimme, aber nicht die einzelnen Worte des Sprechenden vernommen, denn er näherte sich bald ganz unbesorgt und wohlgemuth dem Gartenhause.

„Entschuldigt, liebe Herren," sprach er, den Hut ziehend, „gehört Ihr etwa zu dem Hofe Seiner Fürstlichkeit, des Herzogs von Friedland?"

„Wie kommst Du in den Garten, Mensch?" herrschte ihm der Herzog grimmig zu. „Hat Dich eine der Wachen hereingelassen, oder bist Du über die Mauer gestiegen?"

„Hereingelassen?" sagte Albert. „Die Wachen lassen Niemand herein. — Ueber die Mauer gestiegen? Oho, so schlimm ists nicht! Ihr denkt wohl, ich sey ein Obstdieb? Da habt Ihr schlechte Begriffe von meiner Mutter Sohn. — Nein, lieber Herr, ich rüttelte ein Bischen an der Thüre, welche aufging, und die wohl offen gewesen seyn mag. Da es nun hier so hübsch aussieht, so wollte ich mich ein wenig im Garten umsehen."

Die Miene, mit der Albert diese Worte sprach, war so offen, so unbefangen, daß Wallenstein sogleich sehen mußte, wie der junge Mensch keine böse Absicht bei seinem Besuche gehabt, auch schien den Fürsten das Aeußerere des Jünglings auf eine angenehme Weise anzusprechen.

„Wie heißt Du, junger Geselle, und wo bist Du her?" fragte er mit ernstem, doch nicht unfreundlichem Tone.

„Ich heiße Albert Bergmann und bin aus Friedland gebürtig;" entgegnete derselbe. — „Da ich," setzte er lachend hinzu, „ein Unterthan des Herzogs bin, so werdet Ihr mir wohl Glauben schenken, wenn ich Euch sage, daß ich nicht nach Gitschin gekommen, um meinem gnädigen Herrn sein Obst zu stehlen, sondern aus ganz andern Ursachen."

„Und was hat Dich denn hergeführt, mein junger Fant?" fragte der Vorige.

„Mein Stern; vielleicht auch der des Herzogs!" versetzte Albert munter. „Ich wollte dem Herrn meine Dienste anbieten, und denke ihm nützlich werden zu können."

Wallenstein blickte bei diesen Worten mit einer Art Ueberraschung auf den Astrologen. Es war, als ob er ihn an das vorhergegangene Gespräch erinnern wolle. Zenno erwiederte den Blick.

„Wodurch meinst Du wohl dem Fürsten nützlich werden zu können?" fragte Wallenstein.

„Auf verschiedene Art;" entgegnete Albert leicht. „Ich könnte — zum Beispiel — den Herrn rasiren."

„Ach was!" versetzte der Fürst halb lächelnd, halb verdrüßlich. „Er wird nicht erst auf Deine Ankunft gewartet haben."

„Es ist die Frage, ob er Jemand hat, der dieß besser versteht als ich; fiel Albert ein. „Ich kann ihn auch verbinden, wenn er verwundet wird. Ich bin ein Chirurgius."

„Die Kugel, die den Friedland treffen soll, ist noch nicht gegossen:" versetzte Wallenstein verächtlich.

„Ich könnte auch sein Schreiber werden;" meinte der junge Mann. „Nur mit dem lateinischen und welschen Krimskrams, den man jetzt in die Briefe mengt, will es nicht recht fort."

„Der Herzog schreibt seine Befehle mit der Spitze des Schwertes — Verstehst Du sonst nichts?"

„Ei nun, Herr, ich kann auch für ihn kämpfen, und, wenn es seyn muß, sterben!" rief Albert lebhaft.

Der kecke Ton, mit dem der junge Mann diese Worte sprach, der Muth, der ihm dabei aus den Augen blitzte, schien auf den Fürsten einen angenehmen Eindruck zu machen. Er betrachtete ihn eine Weile mit anscheinendem Wohlgefallen, dann sagte er:

„Ich glaube, der Herzog wird Dich in seine Dienste nehmen. — Da Du aus Friedland gebürtig bist," fuhr er nach kurzer Pause fort, „so mußt Du dort genau bekannt seyn."

„Das will ich meinen! Ich kenne jedes Kind in dem Städtchen;" erwiederte Albert.

„Du kennst folglich auch Alle, die bei dem vorigen Besitzer, dem Redern, in Diensten oder sonst gut angeschrieben standen?"

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

An diesem Morgen (5. Sept.) sollte die nach der Küste bestimmte Gesellschaft abreisen. Wir standen vor Tagesanbruch auf, frühstückten und hatten die Pferde, gerade als die Sonne über den Bergen emporstieg, bereit. Nach meinem Vorschlag bekam Malcolm das stärkste Pferd, das es in unserem Lager gab, da es die Hauptmasse des Goldes tragen sollte, während Don Luis und Bradley so viel nahmen, als sie in ihren Satteltaschen mit fortbringen konnten, um zu gleicher Zeit dabei die Wache bilden zu können.

Dieser Plan wurde dem vorgezogen, ein besonderes Pferd mit der Last zu führen, da es den Marsch hätte sehr aufhalten und die Gesellschaft verhindern müssen, die Ansiedlungen am Sacramento noch in der Nacht zu erreichen. Bradley und Don Luis führten jeder 18 Pfund Gold bei sich. Malcolm, der weiter gar Nichts trug, als nur ein Paar Pistolen im Gürtel, hatte fast 78 Pfund. Um Malcolms Pferd so viel als möglich zu schonen, gingen drei von uns, die als eine Art Eskorte den Zug bis einige Meilen von Sacramentothal begleiten sollten, mit und trugen Jeder, soweit wir gingen, 15 Pfund. Diese Eskorte bestand aus Story, José und mir selbst. Bald nach Sonnenaufgang marschirten wir unter dem schwachen Hurrahruf unserer kranken Gefährten aus, und da es nöthig war, daß wir noch vor Abend zurück seyn mußten, so beschlossen wir, den Zug nur etwa bis Mittag zu begleiten. Der Anfang unseres Weges führte durch offenes Land, das nur durch Granitblöcke und Gruppen dunkelgrauer Wehrmuthbüsche unterbrochen war. Bloß die Gipfel einiger niedriger felsiger Hügel deckt ein dichter Wald gigantischen Unterholzes. Wir betraten ein grasiges Thal, das mit edeln Cedern bedeckt stand, und deren ausgebreitete Zweige boten uns einen höchst einladenden Schatten zur Rast. Dann und wann mußten wir unter steilen Abhängen hin, die unsere Bahn aufzuhalten drohten, und nicht selten steile Höhen hinaufglimmen.

Zu Mittag hielten wir und schützten uns gegen die Sonne in einer kleinen Schlucht, deren murmelnder Bach mitten darin herabrieselte, während buschige Weiden seine Ufer einfaßten. Wir trabten daran hinunter, stiegen ab, ließen unsere Pferde neben uns weiden und setzten uns selbst dann dicht unter einen großen Granitblock, der dort lag. Unser kleiner Provisionssack wurde geöffnet, und wir verzehrten ein ganz herzhaftes Mahl. Gerade, als wir dieß beendet, kamen etwas lockere Erde und ein Paar kleine Steinchen von oben herunter und sprangen hier und da von den überhängenden Felstheilen ab, bis sie zu unseren Füßen niederfielen. Wir fuhren rasch in die Höhe und glaubten, es wäre vielleicht irgend ein grauer Bär, der unser Fleisch wahrscheinlich kosten wollte, und Bradley und Malcolm kletterten schnell hinauf, um zu sehen, ob sie ihn zum Schuß bekommen könnten. Er mußte aber zu schnell für sie gewesen seyn; denn gerade, als sie den obern Gipfel erreichten, hörten sie, wie die Zweige der Büsche in einem kleinen Dickicht des gegenüberliegenden Unterholzes raschelten. Es lag dieß zwischen uns und dem tiefen Wasserkours, den wir eben gekreuzt hatten. Mit einer noch anstrengenden Reise vor sich, hielten sie es nicht der Mühe werth, das Thier zu verfolgen, und wollten eben wieder zu uns heruntersteigen, als Bradley's Blick in der weichen sandigen Erde die Fußtapfe eines Mannes entdeckte. Mehrere andere waren daneben eingedrückt, und Bradley behauptete fest, daß Keiner von unserer Gesellschaft, noch weniger ein Bär sie hinterlassen haben könnte, sondern daß irgend welche dieser herumkriechenden Indianer unseren Spuren wieder folgten. Sie eilten, uns diese Nachricht mitzutheilen, meinten aber, da der Zug nur noch wenige Stunden von den oberen Ansiedlungen des Sacramento entfernt sey, so würden die Indianer kaum keck genug seyn, sie dort anzugreifen, und wir könnten deßhalb auch ruhig zurückkehren. Wir jedoch bestanden darauf, sie noch einige Meilen zu begleiten. Erst dann nahmen wir Abschied von ihnen mit den herzlichsten Wünschen für den glücklichen Erfolg ihrer Sendung und wandten die Köpfe unserer Pferde wieder der Richtung unsers Lagers zu.

Die Vorfälle vom Morgen hatten uns aber ein wenig unruhig gemacht, und als wir wieder an dem Platze vorbeikamen, wo wir die Spuren entdeckt, schauten wir uns gar ängstlich und vorsichtig nach allen Seiten um. Nichts ließ sich jedoch sehen, und nach einem ziemlich harten Ritt von mehreren Stunden erreichten wir, ziemlich froh jeder weiteren Gefahr entgangen zu seyn, gleich nach Sonnenuntergang das Lager wieder. Den Abend blieben wir fröhlich beisammen, eine doppelte Quantität Whisky wurde ausgetheilt, und wir tranken auf das Wohl und die glückliche Rückkehr unserer Freunde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In einer neuen Posse von Nestroy sagte sehr richtig Einer: „Nur Jene, die arbeiten, sollen zu essen bekommen.“ Da erwiederte ihm der Andere: „Bedenken Ew. Gnaden, wie viele Menschen dadurch brodlos würden.“ —

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samſtag № 175 3. November 1849.

Egeria.

(Fortſetzung.)

„Nun gebe Gott, daß die Alte mir zu dem Briefe verhilft, ſonſt habe ich mich abſcheulich blamirt;“ ſprach Bernard ſeufzend als er wieder im Wagen ſaß. „Aber würde ſie dann mit ſolcher Zuverſicht davon geſprochen haben, wenn ſie es nicht im Stande wäre? — Der Miniſter glaubte gewiß, daß ich den Brief ſchon in der Taſche hatte, und ihn nur des Dekorums — oder vielmehr hier der Lügen halber — nicht gleich herauslangen wollte.“

Mit dem leichten Sinne eines jungen Franzoſen, und dem eignen, wie er ihn ſchon anderweitig vielfach bekundet hatte, lachte er über die eigenthümliche Situation, in die er ſich gebracht ſah. Er ward erſt wieder ernſthaft als er in die Hütte der Zigeunerin trat.

„Der Miniſter hat Ihnen die Stelle zugeſagt, unter der Bedingung, daß Sie ihm den Brief baldmöglichſt wieder ſchaffen;“ rief ihm die Alte entgegen als er eintrat, und indem ſie ihm winkte ſich niederzulaſſen.

„Iſt denn der Schwarze mit der Frau im Bunde oder lieſt ſie den Leuten das, was ſie wiſſen will, auf dem Geſicht?“ fragte ſich Bernard erſtaunt, als die Zigeunerin von der Sache mit einer Sicherheit ſprach, als ob ſie das Geſpräch zwiſchen ihm und dem Miniſter mit angehört hätte.

„Er hat mir allerdings die Stelle mit ſeinem Worte zugeſichert, wenn ich ihm den Brief zu verſchaffen im Stande ſey;“ erwiederte der junge Mann.

„Wohl, ſo hält er es auch. Es iſt dieß einer ſeiner Vorzüge;“ verſetzte Jene.

„Hier, Herr Bernard,“ ſprach ſie nach einer Pauſe, in welcher ſie das neben ihr ſtehende Käſtchen geöffnet hatte, „iſt das Papier. Es iſt von Neuem verſiegelt. Ehren Sie das fremde Geheimniß, das Sie überhaupt nichts angeht. Der Miniſter wird dadurch überdieß in Zweifel gehalten, ob Sie, oder ein Anderer, oder alle Beide den Inhalt kennen, was etwaiger Möglichkeiten wegen ganz angemeſſen erſcheint. Sie haben nun nichts weiter zu thun, als ihm den Brief zu ſenden.“

„Madame,“ ſagte Bernard, nachdem er das kouvertirte Schreiben freudig zu ſich geſteckt, „ich weiß kaum, wie ich Euch meinen feurigſten Dank, die lebhafteſten Gefühle meines Herzens ausdrücken ſoll.“

„Das will ich Ihnen ſagen, Herr Bernard;“ ſprach die Alte ein wenig kurz. „Danken Sie mir dadurch, daß Sie Ihr Leben ändern, daß Sie keinen ſchlechten Umgang — ja, mein Herr, ich ſage ſchlecht, — mit einem Worte keinen Umgang weiter ſuchen, der Sie von Ihrer Beſtimmung, ein tüchtiger Geſchäftsmann, ein Mann wie Ihr Vater war, zu werden, abziehen müßte. Laſſen Sie mich nicht in den Fall kommen, es bereuen zu müſſen, Ihnen die Stelle verſchafft zu haben. Einem Verſchwender, einem Gecken habe ich nicht nützlich werden wollen.“

So unangenehm ſich der junge Mann von dieſen Ermahnungen berührt fühlte, ſo mußte er ſich doch ſagen, daß es angemeſſen ſeyn würde, gegen eine Perſon, die ihm einen ſo weſentlichen Dienſt geleiſtet hatte, dieſe Empfindungen zu verbergen.

„Ich gebe Euch mein Wort, daß ich Euern Rath beherzigen, und mich mit Eifer meinen Geſchäften widmen werde;“ ſprach der junge Mann. „Noch eine Bitte aber habe ich: Erlaubt, daß ich Euch dann und wann beſuchen, und mir vorkommenden Falles Euren Rath erbitten darf.“

„Sie wollen, wie es ſcheint, mir damit ein Kompliment ſagen, oder von meiner Wahrſagerkunſt — wie Sie es etwa anſehen und nennen mögen — ereignenden Falles Gebrauch machen;“ verſetzte die Alte ein wenig ſpöttiſch. „Ihr Vater, Herr Bernard, der ein Mann — im edelſten Sinne des Wortes ein Mann — war, wußte, daß ich auf Komplimente keinen Werth lege, indeß holte er allerdings dann und wann meinen Rath ein. So kommen Sie denn auch, und es ſoll mich freuen, Ihnen nützlich werden zu können. —

So wie Bernard zu Hauſe angekommen war, ſchrieb er ſogleich an den Miniſter, daß es ihm gelungen wäre, den Unbekannten auszukundſchaften, und von ihm den in Rede ſtehenden Brief, den er hiermit überſende, zu erlangen. Des Miniſters Antwortſchreiben war kalt höflich. Er dankte für Bernards Bemühungen, und fügte etwas doppelſinnig hinzu, daß er wünſche, daß alle ſeine Berechnungen ſo glücken möchten, als die, welche er in dieſer Angelegenheit gezeigt. Das Beſte

Digitized by Google

war das Brevet als Generalpächter, das dem Schreiben beigeschlossen war. Bernard jubelte laut, als er es empfing. Bis jetzt hatte er die Sache immer nicht als vollkommen gesichert angesehen. Jetzt hatte er eine höchst vortheilhafte Gelegenheit, ein reicher Mann zu werden, in den Händen. Es kam nur darauf an, den größtmöglichsten Nutzen davon zu ziehen. Schon am folgenden Tage fuhr er nach der Zigeunerwohnung. Es drängte ihm, der Alten nochmals aus vollem Herzen seinen Dank auszusprechen, zugleich sagte er sich aber, daß er auch wahrscheinlich Zehra antreffen würde, und dieser Umstand trug nicht minder zu seinem Entschlusse bei. Das Mädchen erschien ihm in ihrer Naivität, ihrem gesunden Verstande, ihrer munteren Laune so allerliebst, daß er sich wieder viel Vergnügen von einer Unterhaltung mit ihr versprach. Der Zufall begünstigte seine Wünsche ungemein. Er traf das Mädchen beschäftigt mit häuslicher Arbeit; die übrige Familie — auch die Großmutter — war abwesend. Letztere war in der Equipage einer vornehmen Dame abgeholt worden, welche, wie das Mädchen schalkhaft hinzufügte, große Stücke auf sie halte. Auch heute sprach sich Zehra über die außerordentliche Vorhersagungsgabe der Alten, jedoch stets in einem Tone aus, von dem Bernard nicht wußte, ob er ihn als Ernst oder als Ironie anzusehen habe. Da die junge Zigeunerin mit Bernard gern zu plaudern schien, und ihn wie einen Freund und Bekannten behandelte, so fiel jede Schüchternheit in der Unterhaltung von selbst weg, und als der junge Mann nach Hause fuhr, was erst nach einigen Stunden stattfand, sagte er sich, daß es in Paris wohl schönere, aber kein so liebenswürdiges, witziges und geistreiches Mädchen, wie Zehra, geben könne. —

Mehrere Wochen vergingen, in welchen Bernard öfters seine Besuche bei der Zigeunerfamilie wiederholte. Er wunderte sich über das eigenthümliche Verhältniß, in welchem die Individuen derselben zu einander standen. Asan war ein ganz gewöhnlicher Mann, der sich von andern seiner Nation durch nichts Unterschied, die Frau desselben war kränklich, und hatte ihre Plage mit den Kindern, für deren Bedürfnisse sie sorgte, und sich um das Hauswesen allein zu kümmern schien. Die Alte war dagegen, so zu sagen, die Gebieterin. Sie beherrschte Alle, und ihr Schwiegersohn behandelte sie durchaus wie eine Respektperson. Sehr oft sah Bernard Equipagen in der Nähe der Hütte halten. Dann sagte ihm Zehra, daß vornehme Damen die Großmutter besuchten, denen sie wahrsagen müsse, und daß diese deßhalb nicht zu sprechen sey. Dem jungen Manne war dieß meistens nicht ganz unlieb, denn seine Unterhaltung mit der Alten gehörte selten zu den angenehmen. Die Frau hatte meistens an ihm zu tadeln. Sie sprach unaufhörlich von seiner Eitelkeit, seiner Charakterschwäche, und daß, wenn er sich nicht bedeutend ändere, er auf keinen grünen Zweig kommen werde. Anderseits schien sie sich wieder sehr für ihn zu interessiren, sie gab ihm gute Rathschläge, und Bernard konnte nicht läugnen, daß, wo er solche befolgte, er stets sehr gut dabei gefahren sey. Er wußte oft nicht, was er mehr bewundern solle, den scharfen Verstand der Frau oder ihre Divinationsgabe, die bis ins Unglaubliche ging. Es kam nicht selten vor, daß, wenn er ihr einen Besuch machte, um über dieß oder Jenes ihre Meinung zu vernehmen, die Alte, so wie er nur in die Thüre trat, das Gespräch über den Gegenstand begann, wegen dessen er eben gekommen war. Sie sagte ihm oft, was er eben dachte, und es schien ihm, als ob sie auf den Grund seiner Seele zu schauen im Stande sey. Sein Glaube an ihr Wissen, an eine gewisse übernatürliche Kraft ward endlich so stark in ihm, daß er sie für eine Art Pythia und ihre ohnehin manchmal dunkeln, dabei stets kurzen, und sarkastischen Aussprüche für die eines Orakels hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

„Freilich;“ erwiederte der junge Mann. „Vom Freiherrn bis zum Thorwart ist mir dort Jedermann genau bekannt. Ich kenne alle dortigen Verhältnisse aufs genoueste. Wie wäre es auch anders möglich? Ich bin da geboren und erzogen und meine alte Mutter lebt ja dort.“

Der Fürst nickte bei der Rede des Jünglings wie beifällig mit dem Haupte, dann sagte er:

„Der Herzog nimmt Dich jedenfalls in Dienst. Gehe deßhalb in einer Stunde nach dem Schlosse und fordere vorgelassen zu werden.“

„Ja, da liegt der Hase im Pfeffer!“ versetzte Albert, sich besorgt hinter dem Ohre kratzend. „Die Teufenbacher halten Jeden ab, der sich nur dem Thore nahen will. Ich sah vorhin einen hinter einem Hahne herrennen, als ob der Hahn ein Lindwurm wäre, den er mit der Hellebarde erlegen müsse. Man wird mich gewiß nicht ins Schloß lassen.“

„Es wird keinen Anstand haben. Sage nur: der Herzog hätte Dich rufen lassen.“

„Wolltet Ihr, lieber Herr, mir vielleicht Euren Namen sagen, damit ich mich auf Euch berufen könnte?“ fragte der Jüngling.

„Nein, das ist nicht nöthig;“ versetzte der Vorige nach einem Augenblick Nachdenken. „Sage überhaupt Niemandem, daß Du hier im Garten warst, und mache Dich reisefertig. Der Herzog wird Dir vielleicht einen Auftrag geben. — Hier hast Du etwas zu Bezahlung Deiner Zeche und jetzt geh'.“

Die letzten Worte waren so kurz, abgestoßen, fast hart, daß Albert erschreckt kaum in ein Paar unverständlichen Lauten seinen Dank stammeln konnte, zum Pavillon hinausging, und erst, als er den Garten im Rücken hatte, mit Erstaunen inne ward, daß er ein

Goldstück, vom Werthe mehrerer Dukaten, in der Hand hielt. —

Zur bezeichneten Zeit ging Albert nach dem Schlosse, um zu versuchen, ob er vor den Herzog gelangen könne. So barsch ihn auch die Schildwache am Eingange fragte: „wer er sey und was er begehre?“ so freundlich ward der Teufenbacher, als er seinen Namen genannt hatte. Ein herbeikommender Diener gebot ihm zu folgen.

Durch mehrere Gänge und Säle, bis in ein entferntes, nach dem Garten hinaus gelegenes Zimmer, ging sein Weg. Kaum hatte ihn der Diener gemeldet, als er ihn auch einzutreten gebot. Der Jüngling war höchlich überrascht, ja fast erschrocken, als er bemerkte, daß ein Mann mit auf dem Rücken gelegten Händen, der im Zimmer auf- und abging, derselbe sey, den er bereits im Pavillon gesprochen, und dieser Niemand anders, als der Herzog wäre. Ein anderer Mann, von mittlerem Alter, in Kriegskleidung, saß an einem kleinen Tische am Fenster und schrieb.

So wie Albert eintrat, blieb der Herzog stehen und fixirte den Jüngling eine Weile.

„Du willst in Kriegsdienste treten;“ sagte er dann. „Kennst Du aber auch die Eigenschaften, die ein Soldat haben muß, wenn er diesen Namen verdienen will?“

„Er muß Muth besitzen, und ich denke zu beweisen, daß dieß bei mir der Fall ist;“ versetzte Albert keck.

„Ich gebe wenig auf einen Vorzug, den ich bei Jedem, der das Schwert führt, voraussetze;“ erwiederte Wallenstein kalt.

„Er muß thätig seyn;“ fuhr Albert fort.

„Nicht mehr noch minder als seine Ordre lautet;“ unterbrach ihn der Herzog. „Eins ist, das mir mehr gilt als alles Uebrige: Der Soldat muß treu seyn.“

Der Fürst sah, bei diesen Worten, den jungen Mann mit einem durchdringenden Blicke an.

„Ich meine, diese Verpflichtung liege schon in dem Eide, den er der Fahne geschworen;“ erwiederte freimüthig der Jüngling. „Nur niedrige Seelen können ihrem Kriegs- oder Feldherrn die Treue brechen.“

„Du weißt nicht, was Du sprichst, und bist zu jung, um die Macht der Umstände erfahren zu haben;“ sagte der Herzog düster. „Ich rede hier auch nicht von jener allgemeinen Treue, die bei der Fahne hält, sondern bei jener besondern, die, ohne zu erwägen, was befohlen worden, das Gebot des Feldherrn ohne weitere Rücksichten, unter allen Umständen, ausführt. — Denkst Du, eine solche Treue zusagen zu können?“

„Unbedenklich;“ erwiederte Albert rasch. „Ich werde mein Leben daran setzen, Alles zu thun, was Eure Gnaden mir befehlen.“

„Wohlan,“ sprach Wallenstein, „ich werde Dich auf die Probe stellen. — Der Lieutenant Neumann“ — er wandte sich zu dem Schreibenden — „wird Dich zur Fahne schwören lassen, und Du wirst dann einen Auftrag übernehmen, von dessen mehr oder minder geschickter Ausführung die Art Deiner Anstellung in meinem Heere abhängen soll.“

Der Offizier hatte, wie es schien, eben einen Brief beendigt, der Herzog trat zu dem Tische, unterzeichnete und kam, als das Schreiben versiegelt und überschrieben war, damit auf Albert zu.

„Du begibst Dich,“ sagte er, „mit diesem Briefe heute noch auf den Weg nach Friedland, und meldest Dich dort bei meinem Schloßhauptmann David Hain, dem Du das Schreiben einhändigst. Du wohnst bei Deiner Mutter, und sagst weder dieser noch sonst Jemand, daß Du mich gesehen hast, oder in meinen Diensten stehst. Du bist bloß gekommen, die Deinigen zu besuchen. Was Du in Friedland zu schaffen hast, wird der Schloßhauptmann Dir eröffnen. Verfahre dabei mit Klugheit. Sie ist mehr als Muth, und nur jene hast Du bei Deinem Auftrage nöthig. Vor Allem aber — sey treu. Wärest Du dieß nicht, so würde Dich mein Zorn treffen, und Du würdest diesem nicht entfliehen, wenn Du selbst die Fittiche des Vogels hättest.“

Die von Natur harten Züge des Herzogs nahmen, bei den letzten Worten, einen noch härteren Ausdruck an.

Der Fürst kehrte sich jetzt um und der Offizier winkte Albert, ihm zu folgen. Beide gingen durch mehrere Zimmer und traten dann in eines, worin eine Menge Fahnen und Standarten waren. Der Offizier zog eine Schrift aus seinem Koller, er sagte, daß dieß die „Kriegsartikel“ seyen, und nun las er dem Jünglinge eine Verordnung vor, wo das dritte Wort stets Hängen, Erschießen und Auspeitschen war. Albert wurde ganz Angst ums Herz. Erst als die Vorlesung zu Ende war, athmete er wieder freier. Er mußte nun die Hand auf eine Fahne legen, und „Kaiserlicher Majestät“, ganz besonders aber dessen „obersten Feldhauptmann, dem Herzoge zu Friedland“, Treue und Gehorsam schwören.

„Du gehst jetzt, mein junger Rekrut,“ sagte der Offizier, „nach Friedland, wo Du Dich so, wie Sr. Fürstliche Gnaden Dir bereits eröffnet haben, benehmen wirst. Richte klug und mit Vorsicht aus, womit Dich der Schloßhauptmann beauftragen wird. Um dieß auf geschickte Weise thun zu können, wirst Du Geld nöthig haben. Hier hast Du eine angemessene Summe.“ — Der Sprechende drückte ihm sechs große Goldstücke in die Hand. — „Suche nicht zu sparen. Des Friedlands Soldaten brauchen nicht zu geizen. Gib auf Alles acht, was Du hören und sehen wirst. In etwa vierzehn Tagen sehen wir uns wieder.“

Der Offizier winkte ihm einen freundlichen Abschied zu und Albert verließ hocherfreut Zimmer und Schloß.

„Ein herrlicher Anfang! Mein Glück ist im Steigen;“ sagte er, indem er die schimmernden spanischen

Quadrupel betrachtete. „Hundertundachtzig Gulden, so wahr der Herr lebt! So viel Geld habe ich in meinem Leben noch nicht besessen. Und wofür erhielt ich es? Für nichts und wieder nichts; denn ein Gang nach Friedland ist ja eine wahre Kleinigkeit. Wenn das so fortgeht, so bin ich in Jahresfrist ein reicher Mann, und ein vornehmer auch, denn die reichen Leute werden vornehm, so geschwind man eine Hand umwendet. Dann aber wollen wir sehen, was der Rektor Fechner, gegen einen Schwiegersohn dieses Schlages einzuwenden haben wird.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Heute zum ersten Male und zwar nach Verlauf von mehreren Wochen setze ich mich wieder nieder, um die Fortsetzung meines Tagebuchs aufzunehmen. Spät am Abend des fünften, während meine Gefährten noch neben dem Feuer plauderten und ich eben mit Schreiben beschäftigt war, wurden wir plötzlich durch einen lauten Pfiff unterbrochen, und mir kam es vor, als ob dieß ein wohlbekanntes Zeichen sey.

„Wahrhaftig, das ist Bradley!“ rief ich aus. Die Andern glaubten es aber nicht, griffen nach ihren Büchsen und untersuchten die Feuersteine. Das Pfeifen wurde jedoch wiederholt und überzeugte bald Alle, daß meine erste Vermuthung richtig gewesen. Einige Minuten später galoppirte Bradley zu uns heran, und Don Luis folgte bald. Zu unserm Erstaunen fehlte aber Malcolm.

„Freunde!“ rief Bradley, „ein trauriger Fall, der beste Theil unseres Goldes ist wahrscheinlich verloren!“

„Verloren“? sagte ich und ein dunkler Verdacht, daß hier von Bradleys und Don Luis Seite Verrath, jedenfalls ein versteckter Betrug im Spiele sey, stieg in mir auf. „Was verloren, ich glaube es nicht, ich werde es niemals glauben!“

Bradley warf mir einen ärgerlichen Blick zu, erwiederte aber Nichts.

„Wo ist Malcolm?“ frug ich dann.

„Jetzt wahrscheinlich todt, fürchte ich,“ sagte Bradley.

„Guter Gott!“ ertönte es von unser Aller Lippen, und ich flüsterte leise bei mir selbst: dann habt Ihr ihn ermordet. Ich bemerkte, wie Bradley die Gesichter der ganzen Gesellschaft beobachtete, und als mein Auge dem seinen folgt, sah ich, wie Alle finster und sinnend niederschauten. Auch er mußte das bemerken und sprach fast kein Wort mehr den ganzen Abend. Don Luis jedoch gab die folgende Erklärung des Geheimnisses.

Er erzählte uns, daß sie, sobald wir sie verlassen hätten, ihre Pferde in einen ziemlich scharfen Trab setzten, um sobald als möglich ein freundlicher aussehendes Stück Land zu erreichen. Sie konnten sich des Glaubens nicht erwehren, daß noch herumstreifende Indianer in ihrer Nähe wären, und da der Grund und Boden, auf dem sie sich befanden, solchem Gesindel nur zuviel Gelegenheit bot, sich zu verstecken, so wünschten sie, so schnell wie möglich einen offeneren Distrikt zu erreichen. Ihre Straße führte mehrere Meilen hindurch über einer Reihenfolge kleiner Hügel auf denen einzelne Kiefern standen, während sie von mit Krüppeleichen bewachsenen Thälern durchschnitten wurden. Gerade als sie sich um eine kleine Hügelkette herumzogen, die, wie sie glaubten, sie noch vom Sacramentothale trennte, und während sie an ihrer Linken einen schmalen Waldstreifen ließen, sah sich Don Luis, der Bradley und Malcolm eine kurze Strecke voranritt, zufällig einmal nach diesen um und bemerkte, wie nicht weit hinter ihnen ein Reiter vorsichtig aus einem Dickicht herauskam. Wenige Augenblicke später schloß sich diesem ein anderer an. Ehe Don Luis das Alarmzeichen geben konnte, hob sich der Zweite, der allem Anschein nach ein Indianer seyn mußte, in seinem Sattel empor, schleuderte seinen Lasso und warf die Schlinge mit furchtbarer Sicherheit über Malcolms Kopf und Schultern. Don Luis, der dieß Alles mit ansah, sprang augenblicklich von seinem Pferde, ergriff seine Büchse und feuerte gerade, als der Indianer fortgalloppiren wollte. Die Kugel schlug durch des Pferdes Hirn, dieß stand und stürzte im nächsten Moment, gerade als die Schlinge angezogen wurde und Malcolm aus dem Sattel gerissen hatte, mit dem Reiter zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Todtenliste in der „Wiener Ztg.“ brachte den Titel: „kaiserlich königlicher Hofschwanzrührer“. An den Wasserfässern, welche zur Bespritzung der Hofräume in der Burg gebraucht werden, sind Lederschläuche angebracht, deren Oeffnung mit einem Siebe versehen ist. Diese Schläuche werden vermittels eines kleinen Strickes nach rechts und links geschwenkt, während das Faß vorwärts gefahren wird. Der Beamte, welcher diese Besorgung hat, führt den amtlichen Titel: k. k. Hafschwanzrührer.

* * *

Druck und Verlag bei Wailandt's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 176 4. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

So nützlich es Bernard ward, wenn er die Alte zu Hause traf, so tröstete er sich doch leicht, wenn dieß nicht der Fall war. Er kannte die Stunde, wenn Zehra aus der Stadt nach Hause ging, und suchte es dann einzurichten, daß er ihr unterwegs begegnete und sie begleiten konnte. Das Mädchen hatte dann auch nichts dagegen einzuwenden. Sie plauderte recht gern, meinte sie, dieß verkürze den Weg, aber auf dem pont royal, wo sie singe, dürfe er sie nicht besuchen. Es könnte dann den Anschein haben, als habe sie Bekanntschaft unter den jungen vornehmen Herren, und dieß schade ihrem Rufe. —

Je öfter aber Bernard das Mädchen sah und sprach, je liebenswürdiger erschien sie ihm, und es dauerte gar nicht lange, als er bereits leidenschaftlich in sie verliebt war. So offen und freundlich sie sich aber auch immer zeigte, so duldete sie doch nicht die geringste Freiheit in seinem Benehmen. Sie scherzte und lachte viel und herzlich, so wie Bernard ihr aber von Liebe vorzureden begann, ward sie plötzlich ernst und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände. Kleine Geschenke von unbedeutendem Werth, ein Band, ein Korallenhalsband, nahm sie freundlich an, ja sie schien von dem letztern ganz entzückt; als Bernard ihr aber eines Tages eine kleine Börse mit einigen Goldstücken in die Hand drücken wollte, schien sie aufs Unangenehmste überrascht. Sie sah ihm mit den schönen, blitzenden Augen, die, wenn sie in Zorn war, einen gewissen Ausdruck von Wildheit annahmen, fest ins Gesicht.

„Herr Bernard!" sagte sie: „Ich habe mir mit meinem Gesang auf dem pont royal heute etwa zwei Livres, mein Vater durch seine Arbeit vielleicht eben so viel verdient. Dieß ist mehr, als wir für unsere Familie brauchen. Ein Band, eine Spielerei nehme ich wohl aus der Hand eines Freundes, eine Sache von Werth, nur aus der meines künftigen Mannes. Ich bitte, daß Sie sich und mich hinreichend achten, um mir nie mehr etwas anzubieten."

Nur mit Mühe gelang es dem jungen Manne, Zehra zu beruhigen. Sie blieb indeß verstimmt, und noch nie hatte sie einen so frostigen Abschied von ihm genommen, als diesen Abend. —

Bernard hatte inzwischen in diesen Tagen seinen Generalpacht angetreten. Er fand die Stelle noch viel vortheilhafter, als er geglaubt hatte, und gewann große Summen. Noch mehr glückten ihm seine andern Unternehmungen. Er übernahm Lieferungen für die Armee, die ihm ein enormes Geld eintrugen. Er ward jetzt in den Augen der Pariser Geldleute ein Mann von Bedeutung, indem die Welt nur zu geneigt ist, das, was Glück und Zufall gethan, einem scharf berechnenden Verstande zuzuschreiben. Daß auch von andern Personen dem reichen Generalpächter, dem Manne von Einfluß, Komplimente gemacht wurden, verstand sich von selbst, doch war Bernard in so weit klug geworden, daß er die früheren Parasiten aus seinem Hause verbannte. Leider spornte ihn aber die in seinem Charakter liegende Eitelkeit an, nachdem er die Gesellschaft der Künstler und Literaten — den einzigen Corneille ausgenommen — aufgegeben, sich in die Kreise der vornehmen Welt zu mischen. Da er einen großen Aufwand machte, in seinem Hause der feinste Geschmack herrschte und eine fürstliche Pracht zu sehen war, ein Generalpächter aber auf die damalige haute volée etwa denselben Einfluß ausübte, wie die Geldlords unserer Zeit auf die heutige, so war es auch kein Wunder, daß seine Eitelkeit volle Befriedigung fand. Die Vornehmsten des Hofes waren in seinem Salon zu finden, und es wurden berühmte Leute genannt, die in ihren Nöthen, bei der für sie offenen Kasse des reichen Generalpächters Bernard, eine Zuflucht suchten. Verlor er bei diesen hier und da eine, mitunter nicht ganz unbeträchtliche Summe, so verdroß ihn dieß am Ende weniger, als der Umstand, daß er sich in jedem einzelnen solchen Falle auf eine tüchtige Strafpredigt von Seiten der alten Zigeunerin gefaßt machen konnte. Wunderbarerweise schien diese fast so genau wie er selbst von dem Stande seiner Angelegenheiten unterrichtet zu seyn, und es war ganz natürlich, daß Bernard an das Ahnungsvermögen, oder an die Wahrsagergabe — er wußte nicht, wie er die seltene Eigenschaft bezeichnen sollte — wie an ein Evangelium glaubte. Die Strafpredigten, die er nun zu hören bekam, waren nicht die mildesten, und wurden stets schärfer und schärfer. Unaufhörlich sprach die Alte von seiner Charakterschwäche, seiner Eitelkeit, und daß es keine

Digitized by Google

Frage sey, daß, wer ihn bei einer von beiden zu fassen wisse, ihn nach Belieben gängeln, ja zu Grunde richten könne.

„Werfen Sie Geld weg, Herr Bernard, werfen Sie es mit vollen Händen weg, aber lassen Sie sich wenigstens nicht auslachen;“ rief sie eines Tages, als sie ihn wieder ausschalt, einem Manne von Rang Geld geliehen zu haben. „Daß ein Mann, der viel verdient, auch viel ausgibt, daß er einen gewissen Glanz um sich verbreitet, sey es nun aus Prachtliebe, aus Eitelkeit, aus Neigung für irgend Jemand, mag hingehen, daß er es aber an Leute hinwirft, die ihn dafür auslachen, die da glauben, daß es dem Roturier zur Ehre gereiche, sich von ihnen den Beutel fegen zu lassen, ist eine jämmerliche Schwäche. Geld zu gewinnen, haben Sie nun gelernt — wenn auch nicht auf eine so umsichtige Weise, wie Ihr Vater, da Sie mindestens eben so viel dem Zufall wie Ihren Berechnungen verdanken — aber Geld auszugeben — ich meine auf eine verständige Weise — dieß verstehen Sie nicht, und werden es auch nicht lernen, wenn Sie nicht ein verständiges Wesen bevormundet. Ich, Herr Bernard, kann dieß nicht seyn. Sie sind bereits fertig mit einem einfältigen Streiche, ehe ich ihn verhindern kann. Es gibt nur ein Mittel, Sie zur Raison zu bringen: Sie müssen heirathen.“

Bernard lachte laut auf, als die Alte dieses sprach. Er fühlte indeß, daß sie nicht Unrecht hatte, und als er nach Hause ging, gab ihm dieß Thema Stoff genug, zum Nachdenken. Es war kein Zweifel. Sein Junggesellenleben hatte ihn in eine Menge gesellschaftlicher Verbindungen gebracht, die mehr oder minder auf seine Kasse einen nachtheiligen Einfluß übten, auch ließ es sich nicht läugnen, daß, wenn eine Frau von Verstand an seiner Seite lebte, wenn er ein Wesen, das er aus voller Seele liebte, um sich hätte, sein Glück sich nur erhöhen könne. Wer aber sollte dieß Wesen seyn? Es war nicht zu läugnen, daß ein Mann, wie er, den man bereits unter die Millionärs zu rechnen begann, unter den reichsten Kaufmannstöchtern von Paris nur hätte eine Auswahl treffen dürfen. Er wäre nirgends zurückgewiesen worden. Geldgier war aber eben nicht seine Schwäche. Ihm hatte die Glücksgabe des Geldes noch nicht gemangelt, Fortuna schien ihn zu ihrem Schooskinde erkoren zu haben. Nach Geld zu heirathen, dieß fiel ihm nicht ein. Seine natürliche Eitelkeit spornte ihn zu etwas ganz Anderem. Er war reich, aber nicht vornehm. Dieß zu werden, war nur durch eine Verbindung mit einer Tochter aus vornehmem Hause möglich. Kam auch dann und wann eine solche Heirath in Paris vor, so war sie doch noch immer eine Seltenheit. Fast noch nie ward sie durch Herzensdrang oder ohne besondere Nothwendigkeit geschlossen. Der höhere Adel vermählte selten eine Tochter, mit einem nicht ebenbürtigen Manne. Sie mit Jemandem „aus der Roture“ zu verehelichen, ward für ein Flecken für die sämmtliche Familie angesehen. Kam eine Heirath dieser Art zu Stande, so war es meist die Noth, welche ein vornehmes, aber in seinen Vermögensumständen gänzlich heruntergekommenes Haus dazu antrieb.

Es war bei Bernards Eitelkeit kein Wunder, daß er zuerst an eine Vermählung dieser Art dachte, außerdem aber kam noch ein zweiter Umstand hinzu. Unter den Schuldnern seines Vaters, befand sich ein Mann von altem Geschlecht aber zerrütteten Vermögensumständen, ein Herr von St. Chamans. Es waren wenige Hoffamilien, mit denen er nicht verwandt gewesen wäre, diese aber ließen ihn mehr oder minder im Stiche, als er theils mit, theils ohne seine Schuld, sein großes Vermögen verloren hatte. Herr von St. Chamans hatte eine einzige Tochter. Feliceté von St. Chamans stand eben in der Blüthe der Jugend und Schönheit, als Bernard eines Tages sich zu deren Vater begab, um mit ihm wegen Geldangelegenheiten sich zu besprechen. Er sah das Mädchen hier auf ein Paar Augenblicke, und sie machte auf den jungen Mann einen nicht geringen Eindruck. Heute — seit jener Zeit zum Erstenmal — stand ihr Bild wieder aufs Lebendigste vor seiner Seele. „Sie wäre die Einzige, wo Neigung des Herzens und Aussichten auf höhere Familienverbindungen sich vereinigen ließen;“ sagte er sich. — „Aber nein!“ setzte er sogleich hinzu. „Es ist nicht daran zu denken. Zwanzig Verwandte würden mitzusprechen haben, Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten sich aufthürmen. Ich will allein der Richtung folgen, welche mir mein Herz angeben wird, und auf Nebendinge keine Rücksicht nehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Frohen Muthes verließ Albert Gitschin nach Verlauf von kaum einer Stunde. Gern hätte er von dem Betrage des erhaltenen Geldes etwas auf den Ankauf eines guten Schwertes, einer rothen Schärpe und einer eben solchen Feder verwendet — hätte ihm dieß doch ein martialisches Ansehen gegeben — aber der Fürst hatte ihm ausdrücklich untersagt, sich als Soldat und in seinen Diensten stehend, anzukündigen, und so unterließ er es, obwohl ungern, sich mit den wallensteinischen Zeichen zu schmücken. Vergnügt wanderte er dem sich am Horizonte abzeichnenden Kamme des Riesengebirges zu. —

Es war am dritten Tage gegen Abend, al er sich dem Städtchen Friedland näherte. Alle Erinnerungen aus der Jugendzeit wurden in ihm wach. Er passirte ein Eichenwäldchen. Jeder Baum war ihm hier bekannt. Das Wäldchen war noch nicht zu Ende, als er einige Schritte vom Wege einen Mann in Bettlerkleidung

auf einem Steine sitzen sah. Der Mann bemerkte ihn nicht, denn er hatte, wie es schien, seine Blicke nach einer Lichtung gerichtet, durch welche man das hochemporragende stattliche Schloß zu Friedland deutlich erblicken konnte. Der Bettler hatte das Haupt auf die Hand, und den Arm auf das Knie gestützt. Mit der andern Hand wischte er sich von Zeit zu Zeit die Augen.

„Der arme Mann leidet gewiß Noth! Ich gebe ihm ein Paar Kreuzer. Bin ich doch hinlänglich bei Geld;“ sagte der Jüngling zu sich selbst, indem er ein kleines Silberstück aus der Tasche zog. „Besser kann ich meinen Einzug in die Heimath nicht feiern.“

Hierauf ging er auf den Bettler zu.

„Hier, Freund, nehmt diese kleine Gabe!“ hob er an, aber das Wort erstarb ihm im Munde, als sich der Mann erschrocken nach ihm umwendete und er in ein, ihm sonst wohlbekanntes Gesicht blickte.

„Um Gottes Willen, edler Freiherr, wo kommt Ihr her? Und in diesem Aufzuge!“ fragte er mit Erstaunen.

Der Fremde war, wie es schien, noch mehr überrascht, wie der junge Mann. Er griff rasch unter sein zerlumptes Kleid, als ob er dort irgend etwas — vielleicht eine Waffe — suche.“

„Du bist es?“ sprach er sodann. „Albert Bergmann? — Wahrhaftig! — Nun, Gott sey gelobt! Er selbst hat Dich gesendet. Du wirst Deinen alten Herrn nicht verrathen.“

„Gottes Fluch treffe mich, wenn ich dieß thun könnte!“ rief Albert lebhaft. „Aber wo kommt Ihr her? Wo wollt Ihr hin? Ich glaube, daß Ihr hier nicht sicher seyd.“

„Das Letztere ist nur zu gewiß;“ versetzte der Freiherr, ein Mann mit einem so geist- als würdevollen Gesicht. „Der Lotterbube, der mich Waldstein auslieferte, würde gewiß eine gute Belohnung erhalten. Ja, lieber Albert,“ fuhr er mit einem bitteren Tone und tiefseufzend fort, „als Du mit meinem Erstgebornen, der nun auch schon bei Gott ist, im Garten oder in meinem Zimmer spieltest, als Dein wackerer Vater, mein treuer Diener, in meinem Hause waltete, da hätten wir wohl nicht gedacht, daß wir uns einst so treffen würden.“

„Aber verzeiht, edler Herr, warum wagt Ihr Euch eben jetzt, wo der Herzog in der Nähe ist, hierher?“ fragte Albert ängstlich.

„Bei meiner Flucht, die mir selbst so unerwartet kam, mußte ich einen kleinen Koffer, der einige Juwelen von Werth und einige Tausend Gulden in Gold enthielt, zurücklassen. Ich vergrub ihn in einen Winkel, im Schloßgarten. Der Inhalt des Koffers ist das einzige Eigenthum, das mir geblieben. Ich bin deßhalb in dieser Verkleidung zurückgekehrt, um den Koffer zu holen und dann für immer mich aus der Gegend zu entfernen. Wüßte ich nur einen Zufluchtsort, wo ich mich einige Tage aufhalten könnte, so wäre Alles gut. Der Ort, wo der Koffer vergraben, ist glücklicherweise so abgelegen, daß nichts leichter ist, als ihn in einer dunklen Nacht wieder auszugraben. Das Gold und die Juwelen sind keine große Last, ich kann sie ganz gut in meinen Kleidern fortbringen, und mich so still entfernen, wie ich gekommen bin.“

Albert war bei der Rede des Freiherrn ganz nachdenklich geworden. Er hatte die Hand an die Stirn gelegt.

„Richtig, so gehts!“ rief er plötzlich aus. „Herr Freiherr,“ sagte er munter, „der Zufluchtsort ist gefunden. Eben so wird es mit dem Koffer und mit Eurer Entfernung seyn. Ihr geht jetzt mit mir, sobald es dunkelt, zu meiner Mutter. Dort seyd Ihr sicher. Sie wohnt ganz allein. In einer der nächsten Nächte holen wir den Schatz, und ich begleite Euch dann ein Paar Meilen, bis Ihr außer dem Bereich Eurer Feinde seyd.“

„O Gott, wie soll ich Dir danken? Du bist mein Engel! Mir zur Rettung gesendet;“ rief der Freiherr entzückt.

„Könnte ich denn weniger für Euch thun?“ sagte Albert freundlich. „Sind meine Eltern nicht eine lange Reihe Jahre in Eurem Dienst gewesen? Waret Ihr nicht immer ein gütiger Herr gegen alle Eure Leute, insonderheit aber gegen uns? Ich bin so froh, so vergnügt, Euch hülfreich seyn und so einen Theil der Schuld, zu der Ihr uns durch viele Wohlthaten verpflichtet habet, abtragen zu können. — Doch kommt jetzt, edler Freiherr! Es beginnt bereits zu dunkeln und Niemand erkennt Euch in dieser Verkleidung.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Bradley, der die Gefahr nur nach dem Schwirren des Lasso errieth, glitt eben so rasch, aus seinem Sattel, duckte sich, wie Don Luis hinter das Pferd, zielte und feuerte ebenfalls. Seine selten fehlende Kugel legte den andern der Feinde nieder, einen sonnengebräunten Burschen mit dem gewöhnlichen mexikanischen Sombrero. Rasch führten sie ihre Pferde jetzt hinter einen Granitblock, der ihnen Schutz gewährte, und von dort sahen sie, wie vier Männer in vollem Galopp auf sie niedersprengten. Bradley und Don Luis waren übrigens Beide in dieser Art Kriegführung geübt und hatten ihre Büchsen schon wieder geladen. Don Luis schoß zuerst, fehlte aber. Seinem Schuß antwortete eine Büchsensalve von dem Feinde, die über seinen und Bradleys Kopf hinschwirrte. Gleich darauf sprach Bradleys Büchse wieder, „und Ihr würdet gedacht haben,“ sagte

Don Luis zu uns, „daß sich die Kugel in vier Theile getheilt und Jedem der Schufte sein Theil zugesandt hätte, so rasch wandten sie ihre Pferde um und galloppirten mit Malcolms Thier, das sie vor sich hertrieben und wir nicht wieder sahen, davon.“

Don Luis erzählte dann weiter, daß sie, sobald sie die Küste rein gesehen, ihr Versteck verlassen und Malcolm aufgesucht hätten, der mit dem Lasso noch fest um seine Arme und allem Anscheine nach todt am Boden lag. Als sie ihn näher untersuchten, fanden sie freilich, daß er noch athmete, die flüchtigen Pferde mußten ihn aber mit ihren Hufen bös verletzt haben. Bradley zog sein Messer und zerschnitt den Lasso; seine Verletzungen waren jedoch so bedeutend, daß er nicht einmal aufrecht stehen konnte. Er blieb in der That bewußtlos. In dem Augenblick wurden sie durch den Schall von Stimmen erschreckt, und als sie sich umsahen, kam ein Trupp Reiter im vollen Gallopp vom Sacramento herunter auf sie zu. Sie gaben sich schon für verloren, als sie zu ihrer Freude sahen, daß die Neugekommenen eine Gesellschaft von Bergleuten seyen, die, so viele Büchsenschüsse schnell hinter einander hörend, augenblicklich nach dem Orte geeilt waren. Don Luis vermuthete jetzt, daß die Räuber deren Ankunft gesehen, und dieß, aber nicht Bradleys Kugel, ihren Rückzug so beschleunigt habe. Sie fanden des Indianers Pferd, in dessen Sattel der Lasso hing, todt, der Indianer selbst hatte es möglich gemacht, auf irgend eine Art fortzukriechen. Don Luis meinte aber, er müsse jedenfalls verwundet seyn, da er selbst gesehen, wie das Pferd gerade über ihn weggerollt wäre. Auch die Leiche des Räubers, den Bradley erschossen, fanden sie. Die Kugel war ihm schräg durch den Körper gegangen und hatte jedenfalls sein Herz durchbohrt. Einige der Bergleute erkannten ihn als einen der aus dem letzten kalifornischen Kriege entlassenen Soldaten, Namens Thomas Maria Carillo, ein Mann vom schlechtesten Rufe, der sich schon seit langer Zeit mit einer kleinen Bande von Räubern verbunden haben sollte, um die nach der Seeküste führenden Wege zu belagern und irgend einen unglücklichen Kaufmann oder Bauer zu plündern, der unbeschützt diesen Weg wandern würde. In der jetzigen Goldkrise schien diese Bande die Küste verlassen zu haben, um ihr Glück in der Nachbarschaft der Minen zu versuchen und nach den Berichten, welche die Bergleute von ihnen gaben, und nach der Zahl der Räubereien, die in letzter Zeit vorgefallen, mußte ihr Erfolg ein nicht geringer gewesen seyn.“

„Unsere erste Sorge,“ fuhr Don Luis fort, „war jetzt, nach dem armen Malcolm zu sehen, unsere zweite, die Räuber zu verfolgen. Als wir aber dieß unseren Freunden vorschlugen, weigerten sie sich zu unserm Erstaunen, uns auch nur den geringsten Beistand zu leisten. Neugierde, schien fast das einzige Motiv gewesen zu seyn, das sie zu unserer Rettung herbeigeführt, und mit Abscheu erfüllte es unsere Herzen, als sie ruhig die Köpfe ihrer Pferde abwandten und uns mit unserem sterbenden Freunde, trotz aller Bitten um Hülfe, allein zurückließen. Nein, sie mußten wieder an die Arbeit gehen, graben und waschen, und wir konnten nur froh seyn, daß sie noch zu rechter Zeit gekommen und unser Leben gerettet hatten.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der gemeine russische Soldat“, erzählen die „Gränzboten“, reinigt sich ohne Zwang nie, und da der Zwang bei so großen Massen, doch nicht alltäglich in Ausübung gebracht werden kann, so hat er fast stets ein Ansehen, als ob er ein Mann der heißen Zone wäre. Des Gesundheits-Zustandes halber, hat sich die Regierung ins Mittel schlagen und Anstalten errichten müssen, in welchen große Massen auf einmal gereinigt werden können. Dieses sind die russischen Dampfbadehäuser. Vorschriftsmäßig werden die Soldaten alle acht, mindestens alle vierzehn Tage zur Reinigung in die Dampfbäder getrieben, außerdem jedes Mal vor großen Kirchenfesten, Festen des kaiserl. Hofes und großen Paraden. Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, an den bestimmten Tagen Rußlands Stütze und Stolz kompagnieweise und in Reihe und Glied in das Dampfbad treiben zu sehen. Jeder der schmutzigen Burschen trägt in der einen Hand ein weißes Hemd, in der anderen einen Besen von Birkenreisig, mit welchem er im Baden in der Kompagnie hinter ihm stehenden Mann reinigen muß, so wie dieser ihn als seinen Vordermann. Gleicher Weise müssen sich die russischen Soldaten alle vier Wochen regelmäßig einer großen Haarschur unterwerfen, welche ebenfalls massenweise ausgeführt wird. Die Haare werden dicht auf der Haut weggeschnitten. Ursache dazu mag wohl genügend vorhanden seyn, denn selbst bei den sehr kurzen Haaren der Soldaten, ist es immer noch ungefährlich, mit ihnen in allzuenge Berührung zu kommen. Der Sold, welcher den Soldaten gegeben wird, ist freilich vielleicht der niedrigste, den es in Europa gibt. Er beträgt noch nicht einmal drei Pfennige für den Tag. Bei solchem Verdienst würde der beste Wille, sich Kamm und Seife zu halten, ein vergeblicher seyn. Man zahlt überdieß den Sold, damit das Geldstück doch nicht allzu erbärmlich aussehe und die Sache der Mühe werth sey, nur alle vier Monate einmal aus. Es bekommt dann der Mann einen Silberrubel, und diese seltene Gabe wird ihm natürlich der Grund zu einem Freudenfeste, bei welchem an Bedürfnisse des Leibes von solider Art nicht gedacht werden kann.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 177 6. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Bernards Herz aber hatte schon gesprochen. Ehe er nach Hause gelangte, waren seine Gedanken wieder bei Zehra, und erschrack förmlich, als er inne ward, daß er sie mit den Betrachtungen über eine Heirath in Verbindung gebracht hatte. — Heirathen! Eine Zigeunerin heirathen! — Unmöglich. — Dennoch konnte er den ganzen Tag über diesen Gedanken nicht aus dem Sinne bringen, und wunderbarerweise war er auch am folgenden sein erster. Er machte sich eine Menge Vorwürfe, er ward unwillig auf sich selbst, dennoch kam er stets wieder darauf zurück. Ein Paar Tage später erschien ihm die Sache lange nicht so übel, so unmöglich als früher. Er rekapitulirte sich alle Fälle, wo etwas Aehnliches vorgekommen war und keinen schlimmen Ausgang gehabt hatte. Zehra war so liebenswürdig, so interessant, so verständig. Ganz Paris würde zwar ein Paar Tage über die sonderbare Heirath reden, endlich aber des Redens überdüßig werden und Alles dann ganz gewöhnlich finden.

War Bernard indeß beinahe schon zu einem Entschlusse gekommen, so brachte ihn der Gedanke, daß sie eine „Zigeunerin“ sey, eben so schnell davon wieder zurück. „Wäre sie ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse,“ sagte er dann, „mein Entschluß wäre gefaßt! Aber eine Zigeunerin! Es ist unmöglich! Es ist fast unmöglich.“

So hatte Bernards innerer Kampf bereits viele Tage gedauert, als er eines Morgens über den pont royal fuhr. Er sah aus dem Wagenfester. Da stand das liebliche Geschöpf und sang zur Zither. Eine Anzahl Gaffer bildeten einen Kreis um sie, und warfen Kupfermünzen auf einen Teller, der auf dem Brückengeländer sich befand. Dicht neben Zehra saßen zwei Zigeuner auf der Erde. Der Eine, ein älterer Mann, besserte eine Mausefalle aus, der Zweite, ein junger Bursche, schor einen Pudel. Zehra bemerkte nicht, wer in dem glänzenden Wagen saß. Sie schien ganz vergnügt. Ihre Wange glühte von der Anstrengung des Gesanges, der frisch, wie der der jungen Lerche in die Morgenluft hinauswirbelte. Zehra war heute reizender wie je.

„Sie darf nicht länger das unwürdige Geschäft treiben, nicht in dieser abscheulichen Gesellschaft bleiben. Ich rette sie;“ sagte Bernard zu sich selbst. „Ich sorge dafür, daß sie eine Bildung erhält, die ihrem übrigen Werthe angemessen ist. Eine anständige Familie in einer größern Provinzialstadt mag sie während dieser Zeit aufnehmen, ich führe sie dann nach Paris, Niemand wird die ehemalige Zigeunerin in ihr vermuthen.

Bernard freute sich, daß er, so zu sagen, indem er diesen Entschluß faßte, einen Sieg über sich selbst errungen hatte.

„Wie wird Zehra staunen, wenn ich meinen Antrag mache, wie glücklich die Alte seyn, ihre Enkelin plötzlich in eine reiche und vornehme Frau verwandelt zu sehen! — Morgen eile ich zu ihr, um ihr meinen Entschluß mitzutheilen.“ —

Bernard konnte kaum den folgenden Tag erwarten. Besorgt, daß die Alte oder Zehra abwesend seyn könnte, war er schon mit Tagesgrauen auf dem Wege. Zehra wunderte sich nicht wenig über sein frühes Kommen, Bernard beschränkte sich indeß auf einige dunkle Andeutungen; er wollte die Ueberraschung nicht vermindern, und sagte ihr nur, daß er mit ihrer Verwandtin eine nothwendige Unterredung habe. Zehra meldete ihn, und er trat nach einigen Augenblicken in die Hütte.

„Es ist mir lieb, Sie zu sehen, Herr Bernard;“ rief ihm die Alte entgegen. „Seit gestern habe ich mich viel mit Ihnen — das heißt mit dem Gedanken an Ihre Verheirathung — beschäftigt.“

Der junge Mann war wie versteinert.

„Wie?“ rief er. „Seyd Ihr denn allwissend? Erst gestern Abend bin ich zu einem festen Entschlusse gekommen, und während ich Euch aufs Höchste zu überraschen gedenke, wißt Ihr bereits, daß ich um die Hand Zehra's anzuhalten komme.“

Die Alte machte bei den letzten Worten eine unwillkürlich scheinende Bewegung. Hätte sie nicht bereits von seiner Heirathsabsicht gesprochen, so würde Bernard solche, wie von Ueberraschung oder Erstaunen herrührend gedeutet haben, da aber in den Mienen der Frau von Beiden nicht das Mindeste zu spüren war, so mußte er es als eine Zufälligkeit ansehen.

Digitized by Google

„Ihr werdet vielleicht," fuhr er fort, „da ich nie etwas hierauf Bezügliches äußerte, befremdet seyn —"

„Nicht im Geringsten!" unterbrach ihn die Alte kalt. „Mich befremdet nichts von Ihnen, das einem unüberlegten, leichtsinnigen Streiche ähnlich sieht."

„Wie?" rief der junge Mann ganz empört, als er den Nimbus des Erstaunens, der Dankbarkeit und alles Dessen, was er sich so schön und romantisch gedacht, plötzlich wie eine Nebelwolke verschwinden sah. „Ihr tadelt mich wegen einem Entschlusse, der Eure Enkelin —"

„Zur Dame machen, und mir und allen den Meinigen zur höchsten Ehre gereichen würde?" versetzte die Zigeunerin halb ironisch, halb erzürnt. „Ja, Herr Bernard, denn es wäre der dümmste Streich von den zahlreichen, die Sie bis jetzt gemacht haben, und wahrscheinlich noch machen werden. — Ich sage Ihnen daher ein für allemal, daß aus der Sache nichts werden kann, und nichts werden wird."

„Darf ich vielleicht die Gründe wissen?" fragte Bernard nur mühsam an sich haltend, und indem die Röthe des Zornes ihm ins Gesicht stieg.

„Im Grunde wäre dieß nicht nöthig;" erwiederte die Zigeunerin. „Meine Enkelin schließt keine Heirath zu der ich nicht meine Einwilligung gebe. — Da Sie aber die Ursache meiner Weigerung einmal zu wissen begehren, so sage ich Ihnen: Ich will nicht, daß Sie sich erniedrigen und lächerlich machen. — Ich meine dieß in Beziehung auf die Ansichten der Menge. — Ich will auch nicht, daß Zehra sich erniedrige. Ich meine, daß sie ein Gegenstand des Mitleids und des Spottes werde. — Sagen Sie mir nichts von früheren Beispielen, von Verachtung der öffentlichen Meinung. Das letztere ist nichts als eine Lüge, die sich die Menschen selber aufheften, ein Pflaster, unter dem die Wunde nur desto heftiger schmerzt. Wenn aber Beispiele solcher Heirathen früher vorgekommen sind, so hat es auch welche gegeben, wo Bewerbungen dieser Art zurückgewiesen worden sind. Ich kenne selber eins, und das eben in Rede stehende wird das zweite seyn."

„Ich glaube nicht, Madame, daß Ihr berechtigt seyd, so ohne Weiteres einen Antrag zurückzuweisen, durch den die Zukunft Eurer Enkelin gesichert werden könnte;" sprach Bernard, sich so viel wie möglich bemeisternd.

„Darin können Sie allerdings Recht haben;" erwiederte die Zigeunerin ruhig. „Ich wollte Ihnen indeß ersparen aus dem Munde Zehra's eine abschlägliche Antwort zu hören."

„Dieß würde noch darauf ankommen;" versetzte der junge Mann lebhaft. „Ich werde selbst mit Zehra reden, ich werde ihr sagen —"

„Thun Sie das, Herr Bernard;" unterbrach ihn Jene mit spöttischem Lächeln. „Erinnern Sie sich aber dabei an einen gewissen Georg Dandin; — so heißt ja wohl der Mensch in der Komödie des Herrn Molière, von der die Leute, wie ich höre, so entzückt sind. — Damit Sie indeß nicht lange auf die Entscheidung warten dürfen," setzte die Alte ruhig hinzu, „so ist es am Besten, wir fragen Zehra sogleich um ihre Meinung."

Ehe Bernard nur ein Wort erwiedern konnte, rief die Alte zwei Worte in einer unbekannten Sprache, und augenblicklich trat ihre Enkelin in die Hütte.

„Höre Kind!" sagte die Alte mit ironischem Lächeln. „Ein großes Glück steht Dir bevor. Du sollst eine reiche und vornehme Frau werden. Du sollst seidene Kleider, goldene Ketten tragen, und kannst Dir sogar, wenn Du Lust hast, die Haare frisiren lassen. Auf schönen Sopha's kannst Du sitzen, Dich bedienen lassen, und brauchst nicht mehr für einige Liards auf dem pont royal zu singen. Mit einem Worte, Herr Bernard will die Güte haben, Dich zu heirathen."

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Das Haus, welches die die Wittwe Bergmann bewohnte, war klein und am Ende des Städtchens ziemlich einsam gelegen. Die beiden Wanderer gelangten unbemerkt dahin. Die Alte war ein gutes Mütterchen und seelenvergnügt, den Sohn wieder zu sehen, welcher ihr sagte, daß er von Goldberg aus auf ein Paar Tage zum Besuch käme. Eben so freute sie sich, ihrem ehemaligen Herrn eine Zufluchtsstätte gewähren zu können. Sie führte ihn in ein reinliches Oberstübchen, das die Aussicht nach dem Felde hatte, und wo, wie sie versicherte, Niemand ihn aufsuchen würde. Ohnehin, fügte sie hinzu, lebe sie ganz einsam, nur sehr selten besuche sie eine alte Nachbarin, und keinem Menschen würde es einfallen, den einst so mächtigen Freiherrn in ihrer armen Hütte zu vermuthen. Sie fügte noch eine Menge Klagen und Lamentationen über das wandelbare Geschick des Menschen hinzu. — Zwischen Albert und dem Baron ward abgeredet, daß man die Nacht des folgenden Tages, wo der Mond eine Stunde später aufgehe, zu Ausgrabung des Koffers anwenden wolle. Heute solle der Freiherr von den Anstrengungen des Tages ausruhen. —

Es war am Morgen des folgenden Tages früh, als Albert, ohne seiner Mutter oder dem Baron etwas davon zu sagen, nach dem Schlosse ging, um Herrn David Hain die Depesche zu überbringen. Es war ihm ein eigenes Gefühl, als er durch die Höfe der alten Burg schritt. Jeder Winkel desselben, jeder Block des Basaltfelsens, auf dem sie erbaut ist, jeder Strauch, der aus der Mauer wuchs, war ihm bekannt. Er hatte seine ganze Kinderzeit in diesen Räumen verlebt, sein Vater hatte als Hausmeister, seine Mutter als Wirth-

schafterin hier gewaltet, er selbst, in Gemeinschaft mit dem Sohne des Freiherrn, der ihn wie ein Bruder geliebt hatte, fröhliche Jugendspiele unternommen. Wie ganz anders war es heute! Da, wo sich sonst ein Heer reichgekleideter Diener umhergetrieben, war Alles todt und öde, der Freiherr ein Flüchtling, die Burg das Eigenthum eines Fremden, er selbst ein Diener des Letztern. —

Der Schloßhauptmann, ein stiller ernster Mann, empfing Albert kalt, doch nicht unfreundlich. Wie es schien, durchlas er zweimal den Brief von Anfang bis zu Ende, dann betrachtete er den jungen Mann eine Weile schweigend und als ob er über etwas nachdächte.

„Ihr seyd hier aus dem Orte, und steht in dem Dienste meines gnädigen Herrn, des Herzogs?“ hob er endlich an.

„So ists, Herr Schloßhauptmann;“ versetzte Albert, voll Erwartung, was kommen würde. „Ich bin der Sohn des früheren Hausmeisters.“

„Nun da müßt Ihr freilich alle Leute in Friedland kennen, vorzüglich die, welche bei dem vorigen Besitzer in Gunst waren;“ fuhr Jener fort.

„Ja wohl, edler Herr;“ versetzte der Jüngling. „Ich kenne die Verhältnisse und Menschen hier ganz genau.“

„Waren nicht auch Eure Eltern bei dem Redern in Gunst?“ fragte der Schloßhauptmann.

„Allerdings;“ antwortete Albert.

„Und dennoch ginget Ihr in die Dienste unseres Herrn?“ fuhr Jener mit sonderbarer Miene fort.

„Warum sollte ich nicht?“ sprach Albert leicht. „Der Herzog ist ein großer Mann, er ist mächtig, von aller Welt bewundert, ich hoffe in seinem Dienste mein Glück zu machen. — Außerdem ist wohl nicht zu erwarten, daß der Freiherr wieder zu seinem Eigenthume gelangt.“

„Aha! Denkt Ihr so?“ sprach lächelnd der Schloßhauptmann. „Nun; da kann ich Euch wohl ohne Gefahr den Auftrag des Herzogs kund machen. Ihr wißt dann Alles und könnt Eure Maßregeln nehmen. — Da les't den Brief!“

„Ich vernehme“, schrieb Wallenstein an den Schloßhauptmann, „daß der leichtfertige Schelm, der Christoph Redern, in dortiger Gegend sich herumtreibt und das Landvolk aufwiegelt. Deßwegen ist mein ernstlicher Befehl, daß Ihr im ganzen Friedländischen und Reichenbergischen Gebiet publiziret: daß, wer mit ihm die mindeste Gemeinschaft heget, mir mit Leib, Gut und Ehre verfallen seyn, wer mir ihn aber todt oder lebendig zu Handen bringt, zehntausend Gulden erhalten soll. Ueberbringer dieses, zu Friedland geboren und dort genau bekannt, wird Euch nützlich seyn können, geheime Nachforschungen nach dem besagten Christoph Redern anzustellen, und ihr habt ihn deßhalb dazu zu verwenden.“

„Der Inhalt des Schreibens wirkte auf Albert wie ein Donnerschlag. Seine Lage war eine entsetzliche. Seinem Auftrage gemäß, hätte er den Freiherrn sofort verhaften und ihn dem Herzoge, oder, was eben so viel war, dem Tode überliefern müssen. Er schauderte bei dem Gedanken. Er erschien ihm so abscheulich, daß er sich wie ein Scheusal vorgekommen wäre, hätte er ihn nur in Erwägung ziehen wollen. Wenn er aber den Auftrag nicht erfüllte, ja, wenn er gerade das Gegentheil davon that, brach er dann nicht die kaum beschworene Treue? Ward er nicht ein Verräther an seinem Herrn? — Der junge Mann ward bei der Durchlesung des Briefes todtenbleich, er zitterte am ganzen Leibe. Wäre nicht eben ein Diener eingetreten, dem der Schloßhauptmann Befehle zu ertheilen hatte, und somit Albert keine Aufmerksamkeit widmete, so hätte ihm die Bestürzung des Jünglings nicht entgehen können. Albert suchte sich indeß so gut als möglich zu fassen, er sagte, daß er eilen wolle, Nachforschungen anzustellen, und entfernte sich dann, so schnell es nur die Schicklichkeit gestattete. Wie ein Verzweifelnder eilte er aus der Burg in die Stadt, und aus dieser in ein in der Nähe gelegenes Wäldchen. Er mußte allein seyn, er mußte Zeit haben, einen Entschluß fassen zu können, bevor er handelte. Es dauerte lange, ehe er dahin kam, den Fall ruhig zu überlegen. Erst nach und nach gelang es ihm, sich zu fassen. Er erwog, was Ehre, Pflicht und Gewissen ihm sagten. Endlich kam er zu einem Entschlusse. Ein Gebet zu Gott gab ihm die nöthige Kraft, ihn auszuführen. —

So wie er zu Hause angekommen war, begab er sich zu dem Freiherrn. Er sagte ihm, daß der Herzog von Friedland, von der Anwesenheit des Barons in der Gegend unterrichtet, einen Preis von zehntausend Gulden auf dessen Kopf gesetzt habe, und er deßhalb in höchster Gefahr schwebe, da es doch möglich sey, daß irgend ein ruchloser Bösewicht diesen Preis zu erwerben trachten könne. Es sey deßhalb nöthig, daß sich der Freiherr sobald als möglich aus der Gegend entferne, und nicht daran denke, wiederzukehren, es sey denn, daß eine vollkommene Aenderung der politischen Verhältnisse ihm die Rückkehr gestatte. Wolle der Baron dieß versprechen, so verpflichte er sich, wie er auch bereits zugesagt, auf jede Gefahr hin, ihm nicht nur zu dem vergrabenen Schatze zu verhelfen, sondern ihn auch aus dem Bereich des Heeres des Herzogs zu geleiten. Doch müsse er, und ohne daß er angeben dürfe weßhalb, darauf bestehen, daß der Freiherr seine Nichtwiederkehr mit seinem Ritterworte verbürge.

Der Jüngling sagte mit Vorbedacht kein Wort von dem Schreiben des Herzogs, noch daß er selbst in dessen Diensten stehe, am wenigsten etwas von dem Auftrage, der ihm geworden. Entschlossen, alle Folgen seines Unternehmens allein zu tragen, glaubte er Alles verschweigen zu müssen, was den Baron beunruhigen könne.

Mit Freuden willigte dieser in Alberts Verlangen. Er sah in diesem eine, nicht eben unmotivirte Aengstlich-

keit, daß bei einer Rückkehr seine frühere Verbindung mit dem jungen Manne ans Licht kommen könne, und er gab sein Ehrenwort darauf, nie mehr heimlich nach Friedland zurückkehren zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Das war etwa der Inhalt ihrer Antwort. In ihrer unersättlichen Gier nach Gold kannten sie weiter kein anderes Gefühl und durften keinen Augenblick selbst für die heiligste Christenpflicht versäumen. „Endlich“, erzählte Don Luis, „und meinen dringenden Aufforderungen, denen ich zuletzt auch das Anerbieten, einer Belohnung, wie sie dieselbe nur fordern konnten, hinzufügte, Folge leistend, entschlossen sich zwei von ihnen, eine Bahre herbeizuschaffen, um Malcolm nach ihrem Lager zu tragen.“

Die Bahre, die sie nach einiger Zeit wirklich brachten, bestand aus zusammengebundenen Baumzweigen, die dicht mit Decken überlegt waren. Auf dieser wurde Malcolm langsam gegen die Hügel hin getragen, bis wir eine rohgebaute Hütte erreichten. Wir schafften ihn dort hinein und fanden glücklicher Weise eine gütige kalifornische Frau, die uns versprach, ihn zu pflegen, bis wir wieder hierhergeeilt seyn könnten, um weitere Hülfe herbeizuschaffen.

Auf meine Fragen versicherte Don Luis, er glaube nicht, daß ein Knochen bei dem Verwundeten zerbrochen sey. Entsetzlich gequetscht sollte er aber seyn, auch an vielen Stellen verwundet. Möglicher Weise sogar, daß er einen innerlichen Schaden davon getragen. Da ich übrigens meinen Weg unmöglich noch in dieser Nacht dorthin hätte finden können, so beschloß ich, mich ein Paar Stunden niederzulegen und am folgenden Morgen nach dem Frühstück zu ihm zu eilen.

Während Don Luis Erzählungen dachte ich auch nicht einen Augenblick an das Gold, das wir verloren. Mein ganzes Herz war bei meinem armen, verwundeten Freunde. Als Don Luis jedoch geendet, sah ich, wie nur wenige unserer Kameraden mein Mitleiden theilten. Don Luis wurde augenblicklich mit ziemlich derben Fragen bestürmt, was aus dem Golde geworden sey. Das Einzige, was er darüber wußte, war, daß Malcolm in seinen Satteltaschen die größte Masse des Goldes für San Francisco bestimmt gehabt habe, und daß dieß natürlich, da die Räuber das Pferd fortgetrieben, ebenfalls darauf geblieben sey. „Das habt ihr dem Doktor zu verdanken,“ brummte Bradley dabei, und wenn ich auch nicht einsehen konnte, daß ich die wirkliche Schuld trug, so machte ich mir doch auch in der That Vorwürfe, so mißtrauisch gewesen und dabei die Ursache geworden zu seyn, die Malcolm mit nach der Küste sandte. Vielleicht war er dadurch geopfert. Ich dachte jetzt an seine arme Frau und Kinder in Oregon, und der Gedanke ließ mich nicht rasten, daß diese jetzt von Stunde zu Stunde seiner Heimkehr entgegensähen, während er nun hier im Walde dem Tode nah unter fremden Leuten läge. Die ganze Nacht hindurch blieben die Meisten unserer Gesellschaft um das Lagerfeuer versammelt. Manchmal saßen sie in dumpfem, schweigendem Brüten da, dann wieder sprachen sie in bitteren Worten ihren Aerger aus über die Täuschung, die sie erduldet, und über die Anordnungen des Transports, die eigentlich das ganze Unglück herbeigeführt. Als das erste matte Licht des anbrechenden Morgens über die hohen Kuppen der Schneegebirge hervorblitzte, fand es uns noch immer niedergeschlagen und hohläugig neben dem Feuer und dabei in der übelsten Laune von der Welt.

Wir verzehrten am Morgen des sechsten ein hastiges Frühstück von unsern gerade nicht mehr sehr reichlichen Provisionen, und kaum war es beendet und ich eben im Begriff mein Pferd zu satteln, um den armen Malcolm zu besuchen, als Don Luis zu mir trat und mir mittheilte, daß unsere Gefährten der Meinung zu seyn schienen, es wäre wohl das Beste, das noch vorhandene Gold gleich mit einem Male zu theilen, so daß die, welche es vorzögen, damit nach den Ansiedlungen reiten könnten, während die Andern, so lange sie wollten, fortarbeiten möchten. Ich hatte Nichts gegen diesen Vorschlag einzuwenden, und das Gold wurde zusammengebracht und gewogen. Bradley übernahm es, Lacosses Theil ihm einzuhändigen, und wurde ersucht auch Malcolms Theil ihm zuzuführen. Im Ganzen brachten wir etwa zweiundvierzig Pfund zusammen; denn ohne das Gold, das Don Luis und Bradley noch in den Satteltaschen hatten, lagen auch noch einige Pfund da, die dem allgemeinen Vermögen angehörten. Dieß mußte gleich vertheilt werden; denn das Gold, das wir von Webersfluß mitgebracht, war Malcolms Sorgfalt in einem besondern Sacke anvertraut gewesen. Die Masse gab gerade vier Pfund und zwei Unzen auf den Mann, im Werthe von 700 Dollars. Dieß mit 650 Dollars, meinen Antheil am Gelde, das bei Kapitän Sutter lag, wie meinen Theil an dem, was wir von dem Verkauf der Wiegen und dem Gewinne in den Mormonenminen gewannen, ehe Lacosse und Biggs sich uns angeschlossen, mochte im Ganzen etwa 1500 Dollars betragen.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 178 8. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte die Alte geendet, als Zehra ein lautes Gelächter aufschlug. Bald darauf aber ward sie ungewöhnlich ernst.

„Ich denke," sagte sie, indem sie bald den jungen Mann, bald die Großmutter anlah, „Herr Bernard wird mir das Zeugniß geben müssen, daß in meinem Betragen gegen ihn nichts gelegen, das ihn auf eine so — fabelhafte Idee kommen ließ."

„Herr Bernard," sagte die Alte in einem milderen Tone und in welchem sogar eine Spur von Rührung zu liegen schien, „hat gewiß viel mit sich selbst zu kämpfen gehabt, ehe er zu diesem, freilich abenteuerlichen Entschlusse gekommen ist, und dieß nicht mit Dank zu erkennen, würde von Deiner Seite eine große Ungerechtigkeit seyn. Ueberlege daher was Du zu thun gesonnen bist, erbitte Dir, falls Du dieß nöthig hast, Bedenkzeit, und dann sage ihm Deine Meinung."

„Ei wie könnt Ihr nur so sprechen, liebe Großmutter!" rief Zehra lebhaft. „Ich sollte mich in ein Haus einsperren, ich sollte nicht mehr frei durch Feld und Wald schweifen, nicht zur Zitter singen dürfen? Alle Lebensfreuden würden ja für mich verloren seyn. Aber diese Reden, ich weiß es, sind gewiß nicht Euer Ernst. Ueberdieß wißt Ihr ja —" Zehra stockte plötzlich. Die Alte nahm das Wort.

„Ganz recht;" sagte sie mit dem Kopfe nickend. „Und da Herr Bernard unser Freund ist, so können wir so ganz offen mit ihm reden. So beseitigt sich ja auch Alles am Besten. — Aus einer Verbindung mit meiner Enkelin könnte schon darum nichts werden," setzte sie zu dem jungen Manne gewendet hinzu, „weil diese, so zu sagen, von der Wiege an, mit einem jungen Manne unserer Nation versprochen ist. — Sollten Sie ihn nicht vielleicht auch schon bei ihr auf dem pont royal gesehen haben?"

„Was?" rief Bernard überrascht. „Der, welcher neulich den Hund schor?"

„Ganz recht!" rief Zehra. „Er scheert Hunde, und sein Vater reparirt Mausefallen —"

Bernard fiel aus den Wolken. Die Alte schien sich an seinem Erstaunen zu weiden. Ihre Augen wurden lebhafter, in ihren Zügen spielte ein spöttisches Lächeln, eine Art Triumph lag in dem letztern.

Lernen Sie, mein Herr," sagte sie dann, „daß auch der Zigeuner stolz seyn, daß der Bettler den Reichthum verachten kann."

Die Alte sagte wieder zwei fremdartig klingende Worte zu Zehra, und diese ging schnell zur Thüre hinaus.

Sie werden sich überzeugt haben, Herr Bernard," sprach sie sodann im ruhigsten Tone zu dem jungen Manne, „daß unter den obwaltenden Umständen an eine Verbindung zwischen Ihnen und meiner Enkelin nicht weiter gedacht werden kann, und in ein Paar Tagen werden Sie es mir Dank wissen, Sie abgehalten zu haben, vor ganz Paris zum Gespött zu werden. Demungeachtet steht es fest, daß Sie sich bald möglichst verheirathen müssen. Eine Frau, die Sie liebt, und der Sie vertrauen dürfen, ist Ihnen nöthig. Da mir nun zufällig gerade eine solche bekannt ist —"

„So wollt Ihr mir dazu verhelfen!" unterbrach sie Bernhard kurz, und mit verdrüßlicher Miene. „Ich bin Euch, Madame, dafür nun zwar sehr dankbar, aber —"

„Sie wollen sich solche selber suchen. — Nicht mehr wie billig. — Da bei dem Suchen man sich ja aber Verschiedenes ansieht, so glaubte ich, daß auch weiter kein Unglück dabei wäre, wenn Sie die Person, die ich für eine passende Parthie halte, gelegentlich mit in Augenschein nähmen, und ich zweifle dann nicht, daß sie Ihnen ganz wohl gefallen würde."

„Ich gestehe ganz offen," erwiederte Bernard noch verdrüßlicher, „daß ich nach den heutigen Erfahrungen mich keineswegs aufgelegt fühle, mich nach einer Frau umzusehen."

„Desto schlimmer, Herr Bernard! Sie haben eine solche außerordentlich nöthig;" erwiederte die Ziegeunerin kalt. „Warten Sie noch einige Jahre, so werden Sie ein alter Junggesell, und diese sind meist die Narren aller Welt. Ein solcher begeht oft mehr Dummheiten als ein junger Mensch von zwanzig Jahren, und hat er, wie Sie, von Haus aus eine Anlage dazu — ich beziehe mich auf Ihre heutige Bewerbung — so geht es vollends ins Kolossale. Mit einem Worte, überlegen Sie sich die Sache. Die Person, die ich im Sinne habe, ist hübsch,

Digitized by Google

sehr hübsch, sie ist gut, verständig, und — was bei Ihnen gewiß in Anschlag kommt — aus einer vornehmen Familie."

„Hübsch, gut, verständig und vornehm? Lauter schöne Eigenschaften;" rief Bernard besserer Laune werdend, da ihm die Scene komischer zu werden anfing.

„Reich ist sie freilich nicht;" fuhr die Alte fort. „Rechnen Sie aber das Geld, was Sie ohne einen verständigen Genuß davon zu haben, das Jahr über wegwerfen, oder um das Sie sich betrügen lassen, und wovon sie Sie zurückhalten wird, ihr als Heirathsgut an, so kommt immer ein hübsches Kapital heraus."

„Vortrefflich! rief der junge Mann herzlich lachend. „Das wäre dann zugleich der erste Fall, wo ich ein „minus" als „plus" zu notiren hätte. — Und wie heißt denn die junge Dame?"

„Sehen Sie solche erst;" versetzte die Zigeunerin nach kurzem Nachdenken. „Gefällt Ihnen ihr Aeußeres nicht — denn darauf kommt doch bei Ihnen Alles an — so bedarf es des Namens nicht. Gefällt sie Ihnen aber, dann erfahren Sie das weitere von mir."

„Und wo ist die Liebenswürdige zu schauen?" fragte Bernard spöttisch.

„Wann besuchen Sie die Oper?" fragte die Zigeunerin.

„Heute;" erwiederte Bernard.

„In der Loge Numer sechzehn werden Sie eine junge Dame rechter Hand neben einer ältern sitzen sehen. Diese ist's, die ich meine."

„Wie? Ihr habt mit ihr über mich gesprochen? Denn darauf kommt es doch hinaus;" sagte Bernard unwillig und befremdet.

„Wie hätte ich es thun können?" erwiederte die Zigeunerin ihn ruhig ansehend. „Sie haben mir ja keinen Auftrag dazu ertheilt, und Heirathen zu prokuriren ist eben nicht meine Sache. — Dient es Ihnen indeß zur Beruhigung, so gebe ich Ihnen hiermit mein Wort, daß ich mit der in Rede stehenden Dame in meinem ganzen Leben kein Wort gewechselt habe. Ich weiß bloß, daß sie gut, schön, liebenswürdig und eine für Sie passende Parthie ist. Ueberdieß hat sie eine gute Meinung von Ihnen — eine bessere vielleicht, als Sie es verdienen."

„Und Alles dieses wißt Ihr so genau? — Darf ich fragen —"

„Nein, Herr Bernard, denn es würde zu Nichts führen;" unterbrach ihn die Alte. „Sie können ja glauben, man hätte es mir erzählt, oder es hätte mir geträumt. — Anstatt sich darüber den Kopf zu zerbrechen, würden Sie gut thun, mit sich zu Rathe zu gehen, ob Sie meiner Weisung folgen sollen oder nicht. — Glauben Sie mir," setzte sie hinzu, indem wieder ihre Stimme einen gewissen Anklang von Rührung hören ließ, „ich meine es gut mit Ihnen, und ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, Sie glücklich zu wissen, so sauer Sie mir auch dieses Vorhaben machen mögen."

Mit den letzten Worten reichte ihm die Alte die Hand. Bernard hatte die Frau noch nie so weich, so bewegt gesehen.

„Gewiß," sagte er, indem er bei seinem, jedem momentanen Eindruck zugänglichen Charakter schnell bewegt, die Hand der Frau mit den seinigen umfaßte, „ich habe Eure Freundlichkeit, Eure Theilnahme, die ich fast eine mütterliche nennen könnte, bereits so verschiedentlich, und bei so wichtigen Angelegenheiten erfahren, daß es die größte Undankbarkeit verrathen würde, wenn ich nicht immer derselben eingedenk bleiben wollte. Euch dieß zu beweisen, werde ich mir die Dame, von der Ihr gesprochen habt, ansehen, wenn sie auch — wie ich überzeugt bin — mir nicht Eure Enkelin vergessen machen wird."

„Thun Sie es immer, Herr Bernard;" versetzte die Alte freundlich lächelnd. „Ich müßte die Menschen — und vorzüglich Sie — nicht kennen, um nicht überzeugt zu seyn, daß Sie in vier Wochen es mir danken werden, Sie von einem unbesonnenen Streiche abgehalten zu haben."

Nach nur noch wenigen Zwischenreden entfernte sich der junge Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Die nächste Nacht begaben sich Albert und der Baron in den Schloßgarten, wohin über eine halbeingestürzte Mauerstrecke leicht zu gelangen war. In einem dichten Bosket hatte der Freiherr den kleinen Koffer vergraben, und es kostete wenig Mühe, ihn herauszuziehen. Zu Hause angekommen, fand es sich, daß der Inhalt unberührt geblieben war. — Es ward nun beschlossen, daß den Abend des folgenden Tages die Abreise des Freiherrn stattfinden solle. Um den Grund der eigenen schleunigen Entfernung hinlänglich zu motiviren, begab sich Albert früh Morgens zu dem Schloßhauptmann. Er sagte diesem, wie ihm von Bekannten, die er indessen nicht nennen dürfe, die Nachricht geworden sey, daß der Baron nicht nur in der Gegend, sondern selbst mehrere Tage in Friedland gewesen, daß er aber von seinen Anhängern gewarnt worden und sich bereits wieder entfernt habe. Man glaube, er habe seinen Weg nach Schlesien genommen, um dort zu dem bei Steinau befindlichen schwedischen Korps zu stoßen. David Hain, überhaupt kein böser Mann, war vergnügt über diese Nachricht. Sie beruhigte ihn hinsichts eines besorgten Aufstands des Landvolkes, und überhob ihn der gehässigen, bei der Stimmung der Leute vielleicht selbst nicht ungefährlichen, Gefangennehmung des Freiherrn. Er billigte auch die Erklärung Alberts, unter diesen Um-

ständen Friedland wieder zu verlassen und sich in das Hauptquartier des Herzogs begeben zu wollen. —

So wie der Abend anbrach, verließ der Baron in Begleitung unseres Bekannten seine Zufluchtsstätte. Er hatte die Bettlerkleidung beibehalten, da er in dieser am Besten nach Sachsen, wohin er sich zu begeben gedachte, durchzukommen meinte. Die Juwelen hatte er in die Kleidung eingenäht, das Geld in ein unscheinbares Ränzchen gesteckt. Albert hatte dem Freiherrn zugesagt, ihn bis Zittau begleiten, und erst dann, wo er ihn in mehrerer Sicherheit wußte, sich nach Böhmen zurückwenden zu wollen. So wie sie zum Orte hinaus waren, schlugen sie einen Fußweg ein. Plötzlich blieb der Freiherr stehen, er wandte seine Augen nochmals nach der Gegend zu, wo die Thürme des Hauses seiner Väter im Zwielicht sich an dem Abendhimmel abzeichneten. Der Unglückliche weinte laut.

„Nie," sagte er, als er wieder so viel Fassung hatte, um sprechen zu können, „werde ich jene alte Burg, wo so viele Generationen meines Geschlechtes geboren wurden und glücklich waren, wiedersehen, nie wird mein Fuß wieder diesen Weg betreten. Eine innere starke Ahnung sagt es mir. Junger Mensch," setzte er hinzu, „es werden ruhigere, glücklichere Zeiten eintreten. Du bist jung, Dein Auge wird sie noch schauen, Du wirst einst nach Deinem Geburtsort zurückkehren. Bringe dann den Wenigen, die sich meiner und meines Geschlechtes noch erinnern, meinen Scheidegruß, meinen Segen. Erzähle ihnen von diesem Abend, von meinem Schmerz, und sage ihnen: ich ließe bitten, zu meinem Andenken diesem Wege, den wir eben wandeln, auf ewige Zeiten den Namen: „der Trauerweg", beizulegen. — Hierher soll der unter ihnen gehen, der betrübten Herzens ist. Er wird sich dann sagen müssen, daß ein Mann, der noch viel unglücklicher war, ihn einst wandelte, und der Trauernde wird getröstet heimkehren."

Lautes Schluchzen unterbrach die Rede des Freiherrn; auch Albert weinte, und Beide eilten in die Nacht hinaus, um in deren Stille und Dunkel Beruhigung zu suchen und zu finden. — —

Es war wenige Tage später, als Albert, gebeugten Hauptes und niedergeschlagen, dem Schlosse zu Gitschen zuschritt. Dem jungen Manne war es zu Muthe, als ob er in den Käfig eines Löwen eintreten sollte. Kaum hatte er sich gemeldet, und beim Herzoge um Audienz bitten lassen, als er auch sogleich eingeführt wurde. Der Fürst war allein im Zimmer. Erwartungsvoll blickte er auf den Eintretenden.

„Schon zurück? — Hast Du den Rebern ausfindig gemacht?" fragte er lebhaft.

„Ich habe ihn gesehen und gesprochen;" entgegnete Albert mit niedergeschlagenem Blicke.

„Folglich auch sogleich verhaftet;" fiel Wallenstein ein, und seine kleinen und dunkeln Augen begannen zu blitzen. „Der Kopf des Aufwieglers soll mir für seine Umtriebe haften!"

„Ich bringe Euer Gnaden mein Haupt statt des seinigen;" sprach der junge Mann mit mattem Tone.

„Was? Er ist entflohen? — Hat ihn Hain entfliehen lassen, oder entkam er durch Deine Schuld?" rief zornig der Fürst.

„Durch die meinige. Ich gestattete ihm die Flucht;" entgegnete zitternd der junge Mann.

„Ha Elender! Ich lasse Dich aufhängen;" rief Wallenstein. Sein Haar schien sich zu sträuben; seine gelbfahlen Wangen röthete der Zorn.

„Mein Leben ist in Eurer, oder vielmehr in Gottes Hand;" sagte Albert, indem er sich zu fassen suchte. „Mögen Eure Gnaden indeß geruhen mich anzuhören."

Albert erzählte nun dem Fürsten ausführlich, wie Alles gekommen. Seine Worte trugen dergestalt das Gepräge der Wahrheit, daß sie nicht den geringsten Zweifel gestatteten. Er hob hervor, daß, wenn er gewußt hätte, daß er bestimmt sey, den Aufenthalt des Freiherrn auszukundschaften, er diesen Auftrag nicht angenommen, sondern lieber verzichtet haben würde, in die Dienste des Fürsten zu treten. Er schilderte dann den Seelenkampf, in dem er sich befunden habe, als er so unvermuthet mit dem Baron zusammengetroffen sey. Er läugnete nicht einen Augenblick, daß es ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Freiherrn verhaften zu wollen, sondern daß all sein Trachten nur darauf gerichtet gewesen, denselben für immer von Friedland zu entfernen. Auf solche Weise habe er gemeint, in dem Konflikt zwischen Dienstpflicht und Dankbarkeit am Besten zu handeln, den Wohlthäter zu retten und den neuen Herrn von einem gefährlichen Feinde zu befreien.

Da der Fürst, wenn auch mit gerunzelter Stirn und finsterem Blick, jedoch ohne Unterbrechung ihn anhörte, so faßte der junge Mann von Sekunde zu Sekunde mehr Muth, seine Rede wurde freier und ungezwungener, endlich dachte er gar nicht mehr daran, daß er dem mächtigsten und zugleich dem als grausam verschrieensten Manne seiner Zeit gegenüberstand, und seine Worte schwangen sich zu einer Art Begeisterung auf.

„Ja, gnädiger Herr," rief er, „mag das Schaffot mein Lohn seyn, ich würde, träte der Fall noch einmal ein, nicht anders handeln, als ich gehandelt! Niemals würde ich mein Gewissen so beflecken, um meinen ehemaligen Wohlthäter, den gütigen Herrn meiner Eltern, der nichts verbrochen hat, als daß er einen Theil seines Eigenthums abholen wollte, um sich vor Hunger und Elend zu schützen, für Judaslohn einem ungerechten und schimpflichen Tode zu überliefern. Träfe aber dieser letztere mich selbst, müßte ich, anstatt jenes unglücklichen Mannes sterben, so würde der Gedanke, daß ich nicht anders gekonnt, vielleicht auch der, daß ich den glanzvollen Namen des Herzogs von Friedland bei der Nachwelt vor dem Unglimpf, daß er einen Mann aus edlem Geschlecht, der nichts Böses gethan, auf das Schaffot geschickt, gerettet habe, mir Trost gewähren."

„Du weißt nicht, was Du sprichst!“ sagte der Herzog finster. „Der Revern war ein Verräther.“

„Aber nicht an Euch!“ entgegnete Albert kühn. „Er nahm die Partei Friedrichs von der Pfalz, er lehnte sich gegen seinen Herrn auf, und sein Herr hat ihn gerichtet. — Ich entschuldige den Freiherrn nicht, aber wer mag sagen, daß er in Zeiten wie diese, unter unerhörtem Zusammentreffen von Umständen, immer den schmalen Weg der strengen Pflicht wandeln und niemals straucheln werde? Niemand steht jetzt so fest, so hoch, so sicher, daß er seines Endes gewiß sey.“

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil des Morgens verging mit Streitigkeiten über das Wiegen des Goldes. Ich nahm keinen Antheil daran und begnügte mich mit dem, was mir zutheilt ward. Ich rief M'Phail bei Seite und frug ihn, was er zu thun beabsichtige. Er wiederte mir, daß er, wenn sich ihm noch Andere anschlössen, die Männer verfolgen würde, die uns beraubt hätten; leid that es ihm, daß der alte Fallensteller nicht da war, weil er fest glaubte, mit dessen Hülfe den Schuften auf die Spur zu kommen.

Da ich einsah, daß die Reise zum armen Malcolm eine zu gefährliche sey, um allein unternommen werden zu können, war ich genöthigt, zu warten, bis ich noch einen Andern der Gesellschaft überreden konnte, mich zu begleiten. Don Luis, José, Bradley, M'Phail und ich selbst kamen endlich überein, aufzubrechen. Biggs, der sich jetzt wieder vollkommen wohl fühlte, zog es vor, noch einige Tage zu warten. Weder Bradshaw, noch Dowling fühlten sich ganz hergestellt, um zu reisen. Story beschloß zu warten, bis sie ihn begleiten konnten. Ich ließ diese vier Männer nicht gern zurück, nur zwei waren unter ihnen, höchstens drei, die sich, wenn angegriffen, vertheidigen konnten. Sie aber schienen keine Gefahr zu fürchten, hätten sie es aber auch wirklich, so waren die Meisten von uns so selbstsüchtig und ungefällig geworden, daß ich kaum glaube, man würde sich viel um sie gekümmert haben.

Eine Stunde nach Mittag mochte es etwa seyn, als wir fertig waren, abzureisen. Wir führten zwei der Bagagepferde mit uns, um die Zeltpfähle, Decken und einige andere nöthige Utensilien zu tragen. Was wir selbst besaßen, nahmen wir auch auf das Pferd, das wir ritten. Bradley und Don Luis bildeten den Vortrab, José kam dahinter mit den Packpferden, und M'Phail und ich selbst deckten den Rücken. Kaum waren wir also auf dem sogenannten „Trail“ fortgeritten, so sahen wir zwei Reiter uns gerade entgegenkommen, und erkannte sie bald genug als Lacosse und den alten Fallensteller. Wir sprengten rasch vor, erreichten sie bald und frugen sie augenblicklich, was sie genöthigt habe, so lange in Suttersfort zu beleiben, und wie es käme, daß sie weder Packpferde, noch irgend Provisionen, die wir doch erwarteten, bei sich führten? Lacosse gab uns folgende Erklärung. Er berichtete, daß sie, nachdem sie das Lager verlassen, den Sacramento noch in derselben Nacht und ebenfalls die neuen Ansiedlungen gegen Abend des nächsten Tages erreicht hatten. Am nächsten Morgen verfolgten sie ihren Weg kamen mit Sonnenuntergang nach Suttersfort. Sie lagerten dort die Nacht durch. Mehl kostete 85 Dollars das Faß, und alle Provisionen standen in einem verhältnißmäßig hohen Preise. Sie kauften eine Parthie Mehl ein, beluden ihre Pferde und ritten noch an demselben Tage ab. Am Abend lagerten sie 15 Meilen den Sacramento hinauf, unfern der Mündung, des Federflusses und etwa hundert Schritt von dem Platze, wo das indianische Dorf gestanden, das Kapitän Sutter damals zerstörte. Ich habe die Geschichte schon im Anfang erzählt. Früh am andern Morgen setzten sie ihren Marsch wieder fort, hatten am Abend etwa 25 Meilen zurückgelegt und blieben, als es dunkelte, nicht weit von einer der kleinen Lagerstätten der Bergleute, die sie in der Entfernung von einigen Meilen durch das ganze Thal zerstreut fanden. Am nächsten Tag trafen sie diese Lager viel weniger zahlreich und passirten nur zwei oder drei. Gerade nach Sonnenuntergang jedoch sahen sie, den Feuern nach zu urtheilen, an den Hügeln eine ordentliche kleine Kolonie von Goldwäschern. Gegen diese wandten sie sich, und nachdem sie einige Lebensmittel in einem erst kürzlich eröffneten Laden zu einem wahrhaft unmäßigen Preis eingekauft, banden sie ihre Pferde sicher an in den Boden getriebene Pfähle und lagerten für die Nacht. Sie hielten es nicht für nöthig einen Posten auszustellen. Als sie aber am Morgen erwachten, waren ihre Lastthiere fortgetrieben und ihre Packen sämmtlich gestohlen, die Reitpferde standen noch, wie sie sie verlassen; die Spuren um das Lager waren jedoch zu zahlreich, um etwas herauszufinden. Als sie in einigen der Zelte nach dem Gestohlenen frugen, wurden sie auf höchst gentile Weise empfangen. Keiner wußte natürlich Etwas weder von ihren Pferden, noch von ihren Provisionen und ein großer, langer Amerikaner drohte sogar ihnen eine Kugel durch den Kopf zu schicken, wenn sie seine Hütte nicht augenblicklich verließen. Das war aber doch ein Bischen zu stark, es sich ruhig gefallen zu lassen. Sie sagten also dem Burschen ihre Meinung ganz derb heraus.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 179 10. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

„Ich hätte ihr nicht versprechen sollen ins Theater zu gehen, um die Person zu sehen, von der sie sprach;“ sagte Bernard mißmuthig zu sich selbst, und indem er sich in eine Ecke des Wagens drückte, um Zehra nicht zu sehen, falls er ihr auf dem Wege nach der Stadt begegnen sollte. „Es ist am Ende nichts mehr und nichts minder als eine Intrigue, mir eine Frau aufzuhängen, im Werke. — Aber: Pfui! — Pfui! — Wie komme ich auf diesen Gedanken, nachdem ich der Alten schon so viel zu verdanken habe? Hat sie sich nicht immer als eine vortreffliche Rathgeberin bewiesen? Hätte ich ohne sie je auf die Generalpachterstelle rechnen dürfen? War sie nicht sichtlich gerührt, als sie vorhin zu mir sprach? Eine eigennützige Person wäre vor Freuden über meinen Entschluß, ihre Enkelin zu heirathen, hoch aufgesprungen, und sie wies ihn gleich bei den ersten Worten zurück; dieß thut kein gewöhnliches Weib.“ —

„Im Grunde,“ fuhr er nach einer Pause fort, „ist es ganz schlecht, recht nichtswürdig von mir, einer so bewährten Freundin nicht unbedingten Glauben beimessen zu wollen. Hat sie sich nicht stets treu, wahr und von einer fast übermenschlichen Voraussagungsgabe gezeigt? Ich habe ihr Unrecht gethan, und die geringste Weise, das Unrecht wieder gut zu machen, ist, daß ich pünktlich Wort halte, — und in die Oper gehe. Ich bin doch neugierig, was für ein Geschöpf ich in Numer sechzehn erblicken werde! — Daß mir die Person gefallen sollte, daran ist freilich nicht zu denken. Das Bild Zehra's wird dieß schon verhindern; aber ich möchte doch wissen, wer die Dame seyn mag.“ —

Unter Gedanken dieser Art langte Bernard zu Hause an. Er war heute sehr mißvergnügt. Zehra stand ihm unaufhörlich vor der Seele, aber mit ihrem Bilde vergesellschaftete sich immer der hundschreerende Zigeuner, und dessen Vater, der Mausefallen-Verfertiger, und so suchte der junge Mann zum Erstenmale sich das liebliche Mädchen aus dem Sinne zu schlagen. —

Sonderbarer Weise war Bernard heute fast eine Viertelstunde früher als gewöhnlich auf dem Wege nach dem Theater de l'Opera. Dort angekommen, fand er, daß es noch eine Weile dauern würde, ehe die Vorstellung begönne. Er ging deßhalb, im Gespräch mit einem Bekannten, längere Zeit auf und ab. Viele Personen traten inzwischen in den Saal und verließen ihn wieder. Plötzlich machte ihn sein Freund auf zwei Damen aufmerksam, die eben vorübergingen.

„Sehen Sie Mademoiselle de St. Chamans! — Ist sie nicht von strahlender Schönheit?“ zischelte er. Bernard blickte hin. Es war Felicité. Seit einem Jahre hatte er sie nicht gesehen, und auch damals nur auf ein Paar Momente. Der junge Mann verbeugte sich tief. Fräulein von St. Chamans erwiederte sehr freundlich den Gruß.

„Sie kennen sie?“ fragte der Freund. „Sie Glücklicher! Das Mädchen soll so gut und liebenswürdig als schön seyn. Schade, daß sie ohne Vermögen ist! Oder vielmehr, es ist ein Glück. Hätte sie Geld, so entstünde Tod und Blutvergießen unter den jungen Hofherren. Bei alledem soll sie ein Paar gute Parthien zurückgewiesen haben. Sie will, heißt es, bloß einer Neigung des Herzens folgen.“

„Meinetwegen mag die Schöne in Numer sechzehn sitzen oder nicht, es ist mir einerlei;“ sagte Bernard zu sich selbst, als er mit einem Händedrucke von dem Freunde Abschied genommen hatte. „Hübscher wie Fräulein St. Chamans ist sie gewiß nicht, und an Liebenswürdigkeit kommt sie Zehra unstreitig auch nicht gleich, so wie Letztere allerdings in Hinsicht des Aeußeren mit Felicité wieder nicht zu vergleichen ist.“

In der Loge, in welche Bernard eintrat, befanden sich ein Paar Bekannte, die den Freund sogleich in eine Unterhaltung verwickelten. Erst ehe der Vorhang emporstieg erinnerte sich der junge Mann, weßhalb er eigentlich in der Oper war. Er suchte die Loge Numer 16. Nur zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, befanden sich darin. Wie groß war aber seine Ueberraschung! Die jüngere war Niemand anders als — Felicité de St. Chamans. —

Wohl zehnmal überzählte Bernard die Logenreihe, immer fand er, daß er sich nicht irre. Es hatte seine Richtigkeit; die Loge war die bezeichnete, und Felicité die von der Alten zum Gegenstand seiner Bewerbungen vorgeschlagene Dame. —

Tausend Gedanken durchkreuzten ihm den Kopf. Wie war die Alte auf den Gedanken gekommen, ihn zu ver-

Digitized by Google

anlassen, um Felicité's Hand zu werben. Der junge Mann dachte darüber nach, ob er je zu ihr von Herrn von St. Chamans gesprochen, und dabei zufällig dessen Tochter erwähnt habe. Sein gutes Gedächtniß ließ ihn dieß mit voller Gewißheit verneinen. Also dennoch vielleicht eine Intrigue! Aber auch von diesem Gedanken kam er bald wieder zurück. Wäre es wohl denkbar, daß Fräulein von St. Chamans, ein Mädchen von vornehmer, wenn auch eben nicht bemittelter Familie, sich ihm durch eine Zigeunerin zur Ehe antragen lassen solle? Nein, unmöglich! Die Idee war also bloß von der Alten aus eigener Bewegung aufgefaßt worden. Aber hatte sie nicht ausdrücklich erklärt, daß sie nie ein Wort mit ihr gesprochen? Hatte sie nicht jede Verabredung geradezu verneint, und war sie nicht immer wahr gegen ihn gewesen?

„Es ist nicht anders, die Alte ist im Besitze einer Sehergabe!“ sprach Bernard zu sich selbst. „Wie viele Dinge hat sie mir nicht vorhergesagt, die alle pünktlich eingetroffen sind. — Und erst heute! Wußte sie nicht, als ich in die Hütte trat, daß ich um Zehra anzuhalten komme, und daß mir dieß einen langen Kampf gekostet hat? — Hier hat kein Betrug, ja kaum ein Zufall thätig seyn können. Ich hatte mit keiner menschlichen Seele früher davon gesprochen.“

Bernards Geist ward wenig von der Oper in Anspruch genommen. Bald dachte er an die Alte, bald an Zehra, mehr aber endlich an — Fräulein von St. Chamans, und das, was die Zigeunerin von ihr gesagt. Es konnte nicht fehlen, daß sein Auge oft auf ihr ruhete. Er verglich sie mit den Damen in den übrigen Logen des ersten Ranges. So viel war gewiß, keine Andere konnte sich an Schönheit mit ihr messen.

War es Zufall, war sein öfteres Herüberblicken Ursache? Bernard glaubte zu sehen, daß Felicité, so oft sie sich unbemerkt glauben konnte, ihr Auge auf ihn richtete. Der junge Mann fühlte sich natürlich dadurch geschmeichelt. Wäre er auch weniger eitel gewesen, dieser Umstand wäre nicht ohne Eindruck auf ihn vorübergegangen.

„Sie ist gut, sie ist liebenswürdig, und hat eine gute Meinung von Ihnen, so sagte ja wohl die Alte;“ sprach Bernard nach einer Weile zu sich selbst. „Hm, es lohnte sich gewiß der Mühe, sie besser kennen zu lernen. Und das wäre ja auch eben so schwer nicht. Ueberdieß habe ich mit St. Chamans ohnehin noch eine Berechnung. Ich könnte zu ihm gehen.“ —

Bernard mußte unwillkürlich lächeln, als er sich so auf dem besten Wege fand, in den Vorschlag der Alten einzugehen.

„Nichts da! Ich gehe nicht hin. Ich bin kein Kind und lasse mich nicht gängeln;“ dieß war jetzt sein fester Vorsatz. Er beschloß, nicht einen Moment mehr nach der Loge gegenüber, sondern bloß nach der Bühne zu sehen.

Dieser Vorsatz wurde indeß sehr mangelhaft ausgeführt. Unwillkürlich blickte er immer wieder hin, und ehe noch der Vorhang fiel, stand Bernard an der Thüre des Hauses, um — Felicité in den Wagen steigen zu sehen.

Er mochte eine gute Weile dort gestanden haben, als er eine liebliche Stimme hinter sich sagen hörte:

„Ah, ma bonne, jetzt ist uns geholfen, dort sehe ich einen Bekannten meines Vaters. — Entschuldigen Sie, Herr Bernard,“ sagte sie weiter, „unser Lakay hat uns verfehlt! Dürfte ich Sie wohl bitten, uns zu unserm Wagen zu verhelfen?“

Es war Felicité, welche diese Worte sprach.

„Mit tausend Freuden! rief der junge Mann, und eilte sofort, um die ihm bekannte Equipage herbei zu beordern. Da diese, des Gedränges wegen, nicht sogleich vorfahren konnte, hatte er Gelegenheit, sich einige Zeit mit der jungen Dame zu unterhalten. Er wußte kaum zu sagen, was ihn mehr angezogen hätte, die Schönheit des Mädchens, der melodische Ton der Stimme, die Natürlichkeit des Ausdruckes, oder der Verstand der in jedem ihrer Worte lag. Zudem sagte ihm ein gewisses Gefühl, daß die Alte nicht Unrecht hätte, als sie geäußert, daß Fräulein von St. Chamans eine gute Meinung von ihm habe. Es lag Etwas in ihren Reden, das, ohne dieß geradezu auszusprechen, ihn in diesem Glauben bestärkte.

„Ich gehe hin! — Ich gehe morgen hin! — Es ist schon der Abrechnung wegen nöthig;“ sagte er zu sich selber, als die Damen nach freundlichem Abschiede davon fuhren. Aber dieß war auch das letztemal als er der Abrechnung gedachte. Er träumte den ganzen Abend nur von Felicité. Des folgenden Tages eilte er, tausend Hoffnungen und Erwartungen im Herzen, nach dem Hotel St. Chamans. — —

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Wallenstein blickte dem jungen Mann längere Zeit starr ins Gesicht. Sein Zorn schien sich gelegt zu haben und die Worte des Jünglings nicht ohne Eindruck geblieben zu seyn. Albert ward dadurch nur noch dreister gemacht.

„Gnädigster Herr,“ sagte er, „was hättet Ihr, wenn Euch einst Unglück träfe, von mir, von einem Menschen Euch zu versehen, der, um das Blutgeld von einigen Tausend Gulden zu verdienen, seinen Wohlthäter, den Wohlthäter seiner Eltern, dem Henkerbeule überliefern konnte? Würde mir das Haupt des Feldherrn heilig seyn, nachdem ich an dem des Mannes, den ich wie einen Vater geehrt, aufs Schändlichste gefrevelt? Gebe Gott, mein hoher Fürst und Herr, daß Ihr niemals in die fürchterliche Lage kommen möget,

in welcher der Freiherr sich befindet, oder wenn Gott dieß Unglück über Euch verhänget, möget Ihr dann eine Seele finden, die Euch treu bleibt und einen Arm, der Eure Brust vor der Partisane des Mörders schützt."

Bei den letzten Worten verdüsterte sich der Blick des Fürsten zusehens.

„Schweig! Es ist Unsinn, was Du schwatzest;" sagte er hart. — „Wollte ich nach den Gesetzen des Krieges, die Du beschworen hast, mit Dir verfahren," fuhr er mit etwas milderem Tone fort, „so müßte ich Dich dem Strange überliefern. Du hast dem Feinde des Kaisers, meinen Feind, dem Rebern zur Flucht geholfen; dieß Vergehen würde den Tod verdienen. Wüßte Jemand außer mir, wessen Du Dich unterfangen hast, ich ließe Dich ohne Weiteres aufknüpfen. Ich müßte dieß schon um des Beispiels willen thun. Der Soldat soll nicht urtheilen, er soll nicht einmal denken, wenn es sich um Ausführung klarer Befehle handelt; er soll gehorchen, überall, blind und unbedingt. Du hast dieser Vorschrift entgegen gehandelt und mußt bestraft werden, wenn ich auch nicht die Strenge des Kriegsgesetzes gegen Dich anwenden will. Deine Strafe soll darin bestehen, daß Du nicht in die Reihen meines Heeres eintreten darfst. Ich sagte Dir: „der Soldat muß treu seyn." Unbedingt treu. Du bist es nicht gewesen. Du taugst nicht zum Soldaten."

„Dieß mag wahr seyn;" versetzte Albert beschämt. „Ich glaube es sogar selbst. — Dennoch habe ich die Ueberzeugung, daß ich Euer Fürstlichen Gnaden auf andere Weise ein redlicher und nützlicher Diener seyn würde."

„Meinst Du?" versetzte Wallenstein, indem ein leichtes Lächeln wie ein Streiflicht seine düstern Züge überflog. „Wohlan! Es ist sonst nicht eben meine Art, es mit einem und demselben Menschen zweimal zu versuchen. Ich werde Dich auf andere Weise in meinem Dienst anstellen. — Bist Du nicht Mediziner? — Nun wohl! Du wirst nach Sagan gehen und Dich dort bei meinem Landeshauptmann, dem Gradus von Rechern, melden. Als ich das letzte Mal in Sagan war, kam mir Alles ganz abscheulich vor. Es war so unreinlich dort. Die Straßen eng gebaut, Unrathhaufen bei allen Häusern. Ich befahl dieß abzuändern; besonders in der Nähe des Schlosses. Rechern sollte Häuser abbrechen lassen; dreißig, fünfzig, siebenzig; meinetwegen die halbe Stadt! Du wirst Dich deßhalb hinbegeben, um zu sehen was in dieser Hinsicht geschehen ist, und anzuordnen, was nöthig seyn könnte. Der Ort soll reinlich seyn und ein gesunder Aufenthalt werden. Was zu dem letzteren gehört, mußt Du wissen, es ist Dein Fach. Ordne an, was nöthig ist. Nimm keine Rücksichten auf das Geschrei der Einwohner. Es ist mir einerlei, was das Lumpenvolk dazu sagt. Besonders siehe darauf, daß keine der erbärmlichen Hütten in der Nähe des Schlosses stehen geblieben sind. Da war ein Lärm, daß man es nicht aushalten konnte! Eine Apotheke war da, wo das Geklapper, das Stoßen der Mörser, gar nicht aufhörte. Und dann das Geschrei der Kinder! Abscheulich! — Halte darauf, daß Alles dieß abgestellt wird, und sage, wenn das Volk nach seiner Weise dabei klagt und heult: ich würde, wenn ich nach Sagan käme, den klappernden Apotheker in seinem eigenen Mörser zerstampfen und die schreienden Kinder an den Bäumen des Schloßplatzes aufhängen lassen."

Je länger der Herzog sprach, je düsterer wurden seine Züge, je rauher seine Stimme. Die Sätze der Rede kamen abgebrochen, so zu sagen, stoßweise, aus seinem Munde. — Wie es schien, besann er sich indeß bald wieder. Es war, als ob es ihm unangenehm wäre, wegen so geringer Dinge in Eifer gerathen zu seyn.

„Du wirst," schloß er lächelnd, „diesen Auftrag besser wie den früheren ausführen. In vierzehn Tagen bin ich in Sagan. Ich werde dann sehen, was Du gethan hast."

Eine Handbewegung entließ den jungen Mann. —

Wenige Tage später ritt Albert auf einem hübschen Braunen, der ihm auf Befehl des Herzogs gegeben worden war, in Sagan ein. So wie er das Thor im Rücken hatte und in die Stadt eintrat, sah er das neuerbaute Schloß sich zu seiner Linken glanzvoll erheben, aber das ganze Stadtviertel, welches dieß von dem sogenannten „Topfmarkte" trennte, lag in Ruinen, zwischen denen Einwohner mit kummervollen Mienen herumirrten. Dennoch hatte nicht, wie man im ersten Augenblick bei diesem Gräuel der Verwüstung hätte meinen können, ein Brand hier gewüthet. Fünfundsiebenzig Häuser waren auf Befehl des Landeshauptmann Gradus von Rechern niedergerissen worden. Die verzweifelnden Eigenthümer waren obendrein gezwungen worden, den Schutt fortzuschaffen. Letzteren Umstand theilte ein weißköpfiger Alter, der den Jüngling für einen Durchreisenden ansehen mochte, und mit welchem letzterer sich in eine Unterhaltung einließ, ihm mit.

„Ja, lieber Herr," sagte der Greis, sich eine Thräne aus den fast erloschenen Augen wischend, „der Wallenstein ist ein schrecklicher, wüthender, tyrannischer Herr! Die Sperlinge auf dem Dache mochte er nicht leiden, als er das letztemal hier war, und wenn ein Mensch ihm etwas Geringes zuwider that, hieß es sogleich: „Laßt die Bestie hängen!" Erst gestern sind alle adelichen Söhne aus dem ganzen Fürstenthume, und aus der Stadt Sagan alle bürgerlichen, die vaterlos und unter zwanzig Jahren waren, fort und, wie es heißt, nach Gitschin gebracht worden, um dort in der Schule, die er gestiftet hat, erzogen zu werden. Ein Enkel von mir ist auch dabei."

Der Alte wischte sich eine Thräne aus dem Auge und karrte weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Der lange Amerikaner aber nahm sehr kaltblütig seine Büchse von der Wand herunter, versicherte ihnen, er würde ihnen gerade genug Zeit geben, ob sie gehen wollten oder nicht, bis er seinen Feuerstein in Ordnung gebracht habe, und wenn sie dann nicht fort wären, so werde er Jedem von ihnen nach einander eine Kugel durch das Hirn jagen. Da sie sahen, daß er sich wirklich alles Ernstes vorbereitete, die Drohung wahr zu machen, verließen sie die Hütte und trafen etwa 10—12 Leute, die draußen zusammenstanden. Von einem derselben hörte Lacosse, der Mann habe schon zwei Menschen, seit er sich hier niedergelassen, erschossen und sey der Schrecken aller Bergleute. Es scheint überhaupt etwas gar nicht Ungewöhnliches, daß bei einem Streit hier ein Gegner den andern zu beschädigen sucht, daß er nachher nicht mehr im Stande ist, ihm wieder ein Leids zuzufügen. Mehrere fanden wir an der Arbeit am Fluß, die ihren Arm in Binden trugen und bedeutend verwundet waren.

Unsere Freunde hielten es für das Beste, diesen Ort, so rasch sie konnten, zu verlassen, bestiegen ihre Pferde und setzten ihre Reise fort. In der Nacht hüteten sie sich wohl, in der Nähe der goldsuchenden Brüderschaft ihr Lager aufzuschlagen.

An uns war jetzt die Reihe, Lacosse die Ursache unserer Rückkehr nach den Ansiedelungen und den unglücklichen Vorfall, der uns begegnet, zu erzählen. Er war darüber niedergeschlagen genug und äußerte, er wolle zum Fort gehen, dort seine Bagage zusammenpacken und sich dann wo möglich Don Luis, Bradley, und M'Phail bei Sutters anschließen. Nachher ließ sich vielleicht ein Plan treffen, den gestohlenen Schatz wieder zu bekommen. Der Jäger sollte sie begleiten, und sie verabredeten sich, in Suttersfort aufeinander zu warten. Wir ritten weiter, und schlugen mit Sonnenuntergang unser Zelt im Grunde einer tiefen Schlucht auf. Die Nacht war ziemlich frostig, und als ich am Morgen erwachte, fühlte ich mich ganz starr vor Kälte. Wir bereiteten unsern Kaffee und verzehrten unser einfaches Frühstück, sattelten dann unsere Pferde und brachen wieder auf. Erst spät am Abend erreichten wir die rohe Hütte, zu welcher der arme Malcolm vor ein Paar Tagen geschafft worden. Es war für mich ein ängstlicher Augenblick, als wir eintraten, ich freute mich aber herzlich, ihn so weit wieder hergestellt zu finden, daß er schon aufsitzen und einige Nahrung zu sich nehmen konnte. Er versicherte mir, er glaube nicht, daß er außer einigen bedeutenden Quetschungen und einer Wunde im fleischigen Theile des Beins weitere gefährliche Beschädigungen erhalten habe. Gestern hat er übrigens den ganzen Tag Kopfschmerzen gehabt, von denen ihn glücklicher Weise ein gesunder Schlaf in letzter Nacht befreite. Starke Uebelkeit verspürte er aber fortwährend und versicherte mich, er könne selbst den Gedanken an Essen nicht ertragen. Ich verordnete ihm solche Mittel, als ich sie augenblicklich für nöthig hielt, und verließ ihn bis zum Morgen unter der Obhut seiner freundlichen Pflegerin.

Bald nach Sonnenaufgang stand ich wieder an seinem Bett und beobachtete ihn, bis er erwachte. Ein abermaliger guter Schlaf schien ihn sehr gestärkt zu haben. Während des Tages erzählte er mir, daß er, als der Lasso zuerst über seine Schultern flog, für einen Augenblick wirklich geglaubt habe, er befände sich im Griff irgend eines wilden Thieres, sobald er sich aber vom Pferde gezogen fühlte, durchzuckte ihn auf einmal der Gedanke an die wirkliche Gefahr, in der er schwebte. Durch den Fall betäubt, lag er besinnungslos am Boden und schien nicht einmal gefühlt zu haben, daß eines von den Pferden der Räuber über ihn weggesprengt sey.

Don Luis, Bradley, M'Phail und José verließen uns am Nachmittag auf ihrem Weg nach Suttersfort. Ich versprach, sie in einigen Tagen dort zu treffen, wenn Malcolm nämlich so weit hergestellt wäre, daß er weitere Hülfe nicht länger bedürfe. Zu solchem günstigen Resultat hatte ich auch Hoffnung, da er sich, seit ich ihn am vorigen Tag verlassen, bedeutend besser gezeigt.

Am nächsten Tage blieb ich noch bei Malcom und verbrachte einen guten Theil meiner Zeit damit, zwischen den Goldwäschern in der Nähe herumzugehen. Dennoch verspürte ich weiter keine Lust Theil an ihren Arbeiten zu nehmen. Fieber zeigten sich in ziemlich bedeutender Menge, und ich fand, daß fast zwei Drittel der Leute in dieser Ansiedlung nicht im Stande waren, das Zelt zu verlassen; das andere Drittel bewies sich aber viel zu selbstsüchtig, ihnen Hülfe zu leisten; die Regenzeit mußte bald eintreten, wo sie sich gezwungen sehen würden, ihre Arbeit aufzugeben; bis dahin aber suchten sie nach dem Gold, als ob all ihr Seelenheil auf günstigem Erfolg beruhe. Mir wurde gesagt, es kämen fortwährend Sterbefälle vor. Die Ueberlebenden seyen aber so gierig nach mehr und immer mehr Gold geworden, daß sie sich nicht einmal die Zeit nähmen, die Körper ihrer armen Kameraden zu begraben, und die Leichen lieber den Wölfen zur Beute ließen.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 180 11. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Es war sechs Wochen später, als Bernard wieder nach der Wohnung der Zigeunerin fuhr. Er zögerte und schlug etwas die Augen nieder, als er in die Hütte trat. Die Alte reichte ihm lächelnd die Hand zum Gruße.

„Siehe da, mein schöner Herr, sie haben lang auf sich warten lassen!“ rief sie spottend. „Nicht ein einziges Mal zu mir zu kommen um mir zu sagen, daß Sie meinen Rath so gut befolgt, und sich mit einem Eifer um Fräulein von St. Chamans beworben haben, als ob es die erste Dame sey, die Ihren Augen wohlgefallen habe. Möchte dieß indeß noch hingehen — ich sagte Ihnen ja gleich, daß es mit Ihrem Vorsatze, meine Enkelin heirathen zu wollen, nur eitel dummes Zeug sey — aber wenn Sie seit sechs Wochen alle Tage den weiten Weg nach dem Hotel St. Chamans zurücklegen konnten, so würde es sich wohl auch haben einrichten lassen, einmal eine alte Bekannte aufzusuchen.“

„In der That, ich schämte mich“ — hob Bernard an.

„O ich weiß, ich weiß!“ fiel die Alte lachend ein. „Sie wollten mir nicht gern gestehen, daß sie an dem nämlichen Tage, wo Sie um Zehra angehalten, sich bereits in das Fräulein verliebten, und am Morgen des folgenden in deren Wohnung eilten. Sie fürchteten überdieß, meine Enkelin möchte dieß gleichfalls wissen und Sie damit aufziehen. Später hatten Sie für nichts Sinn und Gedanken als für Felicité.“

Es war buchstäblich so, wie die Alte sagte. Ihre Allwissenheit machte aber jetzt nicht mehr einen so beängstigenden Eindruck wie sonst auf den jungen Mann.

„Mutter,“ rief er lachend, „da Ihr einmal Alles wißt, so wißt Ihr auch —“

„Daß Sie gestern das Jawort erhielten, und daß über vier Wochen die Hochzeit ist?“ fiel Jene ein. „Freilich weiß ich es, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. — Schade,“ setzte sie hinzu, „daß Zehra nicht mehr hier ist. Sie würde sich gleichfalls darüber freuen.“

„Und wo ist sie?“ fragte Bernard lebhaft.

„Fort und verheirathet. Sie zieht mit ihrem Manne nach der Pyrenäengegend; da leben viele von unsern Leuten. Ihr Mann will von dort aus einen Hunde- oder Pferdehandel nach hier unternehmen, und ich glaube, daß dieß ein ganz gutes Geschäft ist.“

Die Alte lächelte, als sie dieß sagte, und dieß Lächeln war ein ganz eigenthümliches. Es lag etwas von Humor, Spott und Persiflage darin. Zudem bemerkte Bernard, daß sie ihn scharf beobachte.

„Ich glaube, meine mütterliche Freundin, daß es gut war, daß Ihr meinen Vorsatz, Zehra heirathen zu wollen, nicht billigtet,“ sagte er beschämt. „Ich glaube jetzt selbst nicht, daß wir für einander gepaßt hätten. Erlaubt mir aber nun auch ferner Euern Rath in Anspruch zu nehmen.“

„Es ist die Frage, ob Sie dieß thun werden, wenn Sie ihn gerade am nöthigsten haben;“ sagte die Alte mit einem Lächeln, in dem etwas von Rührung lag. — „Ich kannte einst einen Mann, an dem ich großen Antheil nahm, der mir sein ganzes Herz offenbart hatte, und sein Vertrauen in einer Weise schenkte, wie man es selten einem menschlichen Wesen schenkt. Er kam oft zu mir, meine Meinung in dieser oder jener Angelegenheit zu vernehmen, und nannte mich dann scherzweise seine Egeria. Dennoch blieb derselbe manchmal aus, wenn ihm mein Rath am nöthigsten gewesen wäre. Dieß habe ich nun auch bei ihnen gefürchtet, darum wünschte ich, daß Sie eine treue Rathgeberin zur Seite hätten, und schlug Ihnen Fräulein von St. Chamans zur Gattin vor. Ob meine Absicht Erfolg haben wird, steht dahin. Felicité ist gut, verständig, nicht ohne Charakter, aber — sie liebt Sie zu sehr.“

„Wie, Mutter, und dieß haltet Ihr für einen Fehler?“ rief Bernard lachend.

„In diesem Falle allerdings;“ sagte die Alte ernsthaft. „Um verständig zu rathen, muß man den Kopf stets oben behalten, er darf nicht durch das Herz beherrscht werden. Felicité ist verständig genug, um Ihre Schwächen zu bemerken, und auch treu um sie zu bekämpfen, aber sie wird dieß nicht immer und nicht in den entschiedensten Fällen thun. Und dann ist sie nicht ein Weib, auferzogen in einer Sphäre der Täuschung, des unechten Schimmers der glänzenden Nichtigkeit? Wird sie selber den zahlreichen Lockungen widerstehen

Digitized by Google

können, die Rang, Reichthum und die sonstigen Reize des Lebens der höheren Kreise ihr darbieten? Wären Sie ein Mann von festem Charakter, so würde ich sagen: Halten Sie sich fern von den vornehmen Verwandten Ihrer Frau, lassen Sie sich nicht einfallen, etwas Anderes seyn zu wollen als der Kaufmann Bernard, der Chef eines geachteten Handelshauses, seyen Sie gefällig und zu dienen bereitwillig den Niedern, vorsichtig, zurückhaltend und kalt gegen den Höheren. Da Ihnen aber die nöthige Festigkeit dazu mangelt, so sage ich Ihnen nur Eins: Halten Sie sich vom Hofe fern, und mißtrauen Sie jeder Gunst, die von dort kommt. König Ludwig sieht mit den Augen Louvois', und dieser wird Ihnen niemals günstig seyn."

„Und woraus schließt Ihr das?" fragte Bernard befremdet.

„Ich weiß, daß es der Fall ist;" erwiederte Jene kurz. „Louvois wird artig gegen Sie seyn, wie er es gegen Jedermann ist, er wird sogar, wenn er Sie zu brauchen gedenkt, Ihnen diese oder jene Auszeichnung hinwerfen. Beißen Sie aber in den bunten Köder, weiß er Sie fest am Haken, so wird er Ihnen einen Schlag versetzen, den Sie bis in Ihr Lebensende fühlen werden."

Die Alte sprach noch lange in diesem Tone zu Bernard. Sie warnte ihn fortwährend vor der Gunst des Hofes, sie zeigte ihm, um wie viel besser es sey, unter dem bescheidenen Namen Samuel Bernard, allgemein geachtet auf eigenen Füßen zu stehen, als zu dem Schwarme eines neugebackenen Adels geworfen zu werden.

„Glauben Sie mir," schloß sie, „der einfältigste Landjunker lacht Sie aus, wenn Sie sich einen Titel kaufen, er zuckt die Achseln, wenn Sie ein Besitzthum erwerben, an welches ein solcher geknüpft ist, und nie wird er Sie für Seinesgleichen halten. Sie würden unter der Kaste des Adels wie der Renegat in der Türkei seyn; ins Gesicht würde man Ihnen vielleicht Artigkeiten sagen, die eigentlich Grobheiten sind, weil man Ihnen damit zeigen wollte, daß man Sie wirklich für das halte, was Sie seyn wollen, hinter dem Rücken würde man sich aber über Sie lustig machen. — Ich bitte Sie, Herr Bernard, zwingen Sie, dadurch, daß Sie ein Bürger bleiben, diese Leute Sie zu achten."

Der junge Mann versprach Alles, was die Alte haben wollte, und er würde heute noch viel mehr versprochen haben; war doch nun der Moment, der ihn so lange von einem Besuche bei ihr abgehalten hatte, glücklich überstanden, und hatte er doch nicht nöthig gehabt, die Augen vor Zehra niederzuschlagen. Mit noch einmal so leichtem Herzen, als er gekommen war, eilte er nach Hause. —

Vier Wochen später war seine Hochzeit mit Fräulein von St. Chamans. Die Wahl, die Bernard getroffen hatte, erwies sich durchaus als eine glückliche, was die Eigenschaften des Geistes und des Herzens der jungen Frau anlangten. Die alte hatte sich durchaus nicht getäuscht. Felicité war gut, verständig und liebenswürdig. Sie liebte überdieß ihren Gatten mit Leidenschaft. Dieser konnte der alten Rathgeberin, die ihn zu dieser Wahl veranlaßt hatte, nur aus vollem Herzen Dank wissen, und er sprach diesen auch aus, so oft er sie besuchte. Oft drang er in die Alte, ihm zu sagen, wie sie zuerst auf den Gedanken gekommen, ihm Felicité zur Gattin vorzuschlagen. Sie lächelte dann gewöhnlich still vor sich hin, ohne etwas zu äußern, als er indeß einmal heftiger in sie drang, sah sie ihn lange mit einem durchdringenden Blicke an und sprach sodann:

„Wenn ich Ihnen die ganz einfachen Gründe mittheilte, so würden Sie es mir dennoch nicht glauben, denn der Mensch übersieht meist das, was ihm gerade vor den Füßen liegt; so mögen Sie denn annehmen, daß ich es auf einem übernatürlichen Wege erfuhr; diesen aber kann ich Ihnen nicht näher angeben."

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Albert ward es ganz Angst ums Herz, als er nach dem Schlosse zubog und sich sagte, daß er in dem Dienste des furchtbaren Mannes stehe, vor dem Alles, was sich ihm nahte oder seinen Namen aussprach, zitterte. Erst jetzt begriff er, in welcher Gefahr er sich befunden hatte, als er dem Fürsten offen mitgetheilt, daß er dem Freiherrn zur Flucht verholfen. Er fand es beinahe unbegreiflich, daß er noch lebte. Es war die Großmuth des Löwen, die der Herzog an ihm geübt. Das Neue, der ungewöhnliche Umstand, daß Jemand ganz offen ihm geäußert, daß er seine Befehle nicht vollzogen habe, war es unstreitig gewesen, der ihm das Leben gerettet hatte. Wäre der Fürst auf andere Art hinter seine Handlungsweise gekommen, hätte er sie geläugnet, er wäre dem Strange nicht entgangen. — Diese und andere Betrachtungen ähnlicher Art waren eben nicht die angenehmsten; indeß gelangte Albert dadurch zu dem Resultat: daß die Wahrheit oft die beste Politik seyn könne, und er beschloß nicht nur bei derselben zu bleiben, sondern seinem Herrn auch treu zu dienen, und ihm so die Großmuth, die er gegen ihn, wenn auch vielleicht nur ausnahmsweise, geübt, zu vergelten.

In dem Schloßhauptmann fand Albert einen Schergen, wie ihn solcher ein strenger, willkürlicher und gewaltthätiger Kriegsfürst nicht besser wünschen konnte. Es schien ihm nicht nur Vergnügen zu machen, die, wenigstens einen vernünftigen Zweck habenden, Befehle Wallensteins auf die härteste Weise auszuführen, sondern auch noch die unsinnigsten Quälereien hinzuzufügen.

Alles Vieh hatte er aus der Stadt hinausbringen lassen. Da es vor den Thoren keine Ställe gab, so sah man sich genöthigt, es ganz abzuschaffen, und die ungedüngten Felder blieben unangebaut. Da viele Einwohner heimlich entflohen waren und hundertundfünfzig Häuser wüste standen, so befahl Grabus von Nechern, die Häuser wieder zu besetzen. Geschähe dieß nicht binnen drei Monaten, so solle jedes Rathsmitglied fünfzig Dukaten Strafe zahlen.

Die grausamen Maßregeln des Landeshauptmanns brachten, wie gewöhnlich alle von der Unvernunft diktirten, gerade das Uebel hervor, das durch sie beseitigt werden sollte. Der Rath, um der angedrohten Strafe zu entgehen besetzte die leerstehenden Häuser mit allem schlechten Gesindel der Gegend, welches er nur zusammenzubringen im Stande war. Unter diesen unregelmäßig lebenden Menschen brachen Krankheiten aus, und bald grassirte in Sagan eine bedenkliche Epidemie. Die Vorstellungen, welche Albert diesem Beamten machte, hörte er verächtlich an, ohne etwas zu thun, das den Unglücklichen hätte Hülfe bringen können. Da nächster Tage der Herzog erwartet wurde, so wurden alle Kräfte angespannt, um den Platz rings um das Schloß zu säubern, mit Sand zu bestreuen, vor Allem aber alle Häuser in der Stadt weiß anzustreichen. Daß den Hähnen in der ganzen Stadt der Krieg erklärt ward, verstand sich überall, wo Wallenstein erschien, von sich selbst.

Der Tag kam endlich herbei, wo der Fürst in Sagan eintraf. Sein Gefolge war das eines Souveräns. Es wimmelte von Kavalieren und Edelknaben, die alle in Sammt und Seide gekleidet waren. Er selbst war einfach wie immer angezogen. Er liebte den Prunk an seinem Gefolge, vermied ihn aber an seiner Person. Grabus von Nechern hatte eine ungeheuere Ehrenpforte vor dem Schlosse errichten lassen. Die daran angebrachte Inschrift verglich den Herzog mit Salomo und Alexander. Dieser schien indeß nicht wenig Notiz davon zu nehmen. Er sah finster und verdrüßlich aus. Dem Abte des Augustinerklosters nickte er freundlich zu, dem Magistrate gebot er mit einem Winke der Hand, sich zu entfernen. Wahrscheinlich hatte er bereits eine Maßregel beschlossen, von welcher der Rath von Sagan am folgenden Tage durch den Landeshauptmann die Anzeige erhielt. Grabus von Nechern schrieb, daß Sr. Fürstliche Gnaden beschlossen hätten, der Stadt zwei Dörfer, das Brauurbar und die Jagdgerechtigkeit abzukaufen! Er gab zugleich den Betrag an. Es war der vierte Theil des Werthes. „Der Herzog will!“ war Alles, was der Magistrat zum Bescheid erhielt, als er Vorstellungen machte. —

Albert hatte inzwischen ein hinreichendes Feld für seine Thätigkeit gefunden. Er behandelte mit so viel Vorliebe als Glück die Kranken in der Stadt, wo ein typhöses Fieber sich immer mehr zu verbreiten anfing. Obwohl der Landeshauptmann meinte: es würde wohl am Besten seyn, wenn man mit den Kranken so verführe, wie in dem benachbarten Priebus, wo man — und zwar um den Kontakt mit den Gesunden zu verhindern — sie mit Steinwürfen zur Stadt hinausgetrieben hatte, so gab er doch den dringenden Vorstellungen Alberts nach, daß diese, von einer hohen Obrigkeit angeordnete, Sanitätsmaßregel den Ort ja dennoch nicht vor neuen Erkrankungen geschützt hätte, und daß er durch andere Mittel, wie durch Steinwürfe, der Epidemie beizukommen trachten wolle. In der That rettete er durch seine Bemühungen eine Menge der Erkrankten.

Es war ungefähr acht Tage nach Ankunft des Fürsten, als sich in Sagan ein Gerücht verbreitete, welches Anfangs ein Freund dem andern nur ins Ohr zu flüstern wagte, von dem aber bald allgemein laut gesprochen wurde. Der Herzog, hieß es, sey ebenfalls von der Epidemie ergriffen worden. Schon nach wenigen Tagen vernahm man, daß er gefährlich krank darniederliege. Albert war mit dem Leibdiener des Fürsten zufällig genau bekannt geworden. Von diesem vernahm er Manches, was die Aerzte dem Kranken verordnet hatten. Er sah die Rezepte und die Arzneien, und schon hier hatte er ein und das andere Bedenken, als er indeß hörte, daß man Blasenpflaster anwenden wolle, glaubte er nicht länger schweigen zu dürfen.

„Geschieht dieß, so ist der Herr verloren! Die Wunden würden brandig werden. Die Aerzte verkennen die Krankheit;“ rief er aus.

Sein Bekannter sagte ihm, daß dieß eine kecke Behauptung sey, aber Albert blieb dabei.

„Ich bitte Euch,“ sprach er dringend, „sagt dem Herrn, daß er kein Pflaster dieser Art anwenden lasse; es kann nur von Nachtheil seyn.“

Albert hatte kaum das Schloß verlassen, als ein Diener ihn in seiner Wohnung aufsuchte. Er solle, so hieß es, augenblicklich zum Herzog kommen. So wie er auf dem Schlosse erschien, ward er zum Fürsten geführt. Dieser sah ungemein übel aus. Eine dunkelfahle Blässe deckte sein Gesicht, die Augen waren matt, fast gläsern. Die Stimme war beinahe unverständlich.

„Matteo sagte mir, Du wärest der Ansicht, ich würde falsch behandelt;“ sprach Wallenstein. „Worauf gründest Du diese Meinung?“

„Auf die Beschreibung, die mir Euer Diener von dem Zustande der Krankheit machte, und auf die Rezepte, die ich gesehen habe;“ erwiederte Albert keck. Wollten Euer Gnaden erlauben, daß ich Euch näher untersuche, so würde sich mein Urtheil vielleicht noch fester begründen lassen.“

Statt aller Antwort, hielt ihm der Fürst den Arm hin.

Albert befühlte den Puls, dann die Haut des Armes, kaum aber hatte er die Brust besichtigt, als er lebhaft ausrief:

„Ja, die Aerzte verkennen die Krankheit! Es ist eine andere Behandlung dringend nöthig.“

„Wie nennst Du meine Krankheit?“ fragte der Fürst. — „Sprich! Ich will es wissen;“ setzte er hinzu, als Jener zögerte.

„Es ist das Faulfieber;“ versetzte Albert mit Bestimmtheit. „Die erscheinenden Flecken lassen keinen Zweifel.“

„Ist noch Hülfe möglich?“ fragte der Fürst.

„Ja, aber es muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden;“ sagte der junge Mensch. „Die Krankheit ist zwar äußerst gefährlich, aber Eure starke Natur kann mit Erfolg dagegen ankämpfen. Ich kenne die Krankheit äußerst genau. Ich habe voriges Jahr in Goldberg so Manchen gerettet, der daran darniederlag, jedoch meist mit Hülfe der Natur und geringen Mitteln; Arznei vermag nur wenig.“

„Du sollst mich behandeln!“ versetzte Wallenstein.

Albert erschrack fast über die Verantwortung, die er sich aufgeladen hatte, als der Fürst Befehl gab, die Aerzte abzuweisen, sobald sie erschienen.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später sah sich Malcolm soweit hergestellt, daß er meines Beistandes nicht weiter bedurfte. Auf sein Zureden selbst, brach ich nach Suttersfort auf, wo mich M'Phail oder Lacosse doch wahrscheinlich noch erwarteten. Ich wußte Malcolm auch in guten Händen, da seine treue Pflegerin und ihr Gatte Alles für ihn thun würden, was sie könnten. Was für einen Gegensatz bildeten diese braven Leute zu der Masse wüsten, herzlosen Gesindels, das sie umgab!

Ich ritt langsam an den Ufern des Sacramento hinunter und passirte mehrere Kolonieen von Goldwäschern auf meiner Bahn. Nachmittag hielt ich bei Einem von diesen an und trieb mich eine kurze Zeit um das Lager herum. Die hier rasch verdorrende Vegetation wurde die Ursache eines Fiebers, das mit Macht um sich griff. Die armen Kranken ließen sich aber selbst davon nicht abhalten, und so lange sie nicht förmlich unfähig waren aufrecht zu stehen, arbeiteten sie, bis sie unter der Anstrengung zusammenbrachen. Jeder schien entschlossen, so lange zu waschen, als es ihm das Eintreten der Regenzeit noch gestatten würde, und die Folge konnte nichts anders seyn. Viele fanden ihren Tod dabei.

Außer diesen gab es aber noch manche Andere, die sich mit dem glänzenden Golde auf schnellere und weniger gefährliche, wenigstens nicht so beschwerliche Weise zu bereichern suchten. Wie mir gesagt wurde, waren Leben und Eigenthum dort gleich gefährdet. Man äußerte ziemlich allgemein, daß ein Mann kaum eine große Quantität Gold zusammenhaben könnte, als auch schon jede seiner Bewegungen aufs Genaueste und Sorgfältigste beachtet würde, und böte sich eine Gelegenheit, so könnte er sich auch darauf verlassen, in aller Stille aus der Welt geschafft zu werden. Bekannt waren sehr wenige Morde geworden, die Anzahl fehlender Personen aber war höchst bedeutend, und selbst die Freunde der Fehlenden hatten es dann gewöhnlich der Mühe gar nicht werth, sich weiter um sie zu bekümmern. In allen Fällen hatte man aber nie wieder der Erschlagenen Gold in ihren Zelten gefunden, was besonders auch darin seine Ursache fand, daß es die Leute stets mit sich herumtrugen, so schwer es immer seyn mochte. Eine oder zwei Leichen trieben auch den Fluß hinab, und schon das gab einen Beweis, daß sie ermordet waren. Denn im andern Falle trug doch selbst der geringste Goldwäscher immer so viel in seinem Gürtel, daß er jedenfalls hätte untersinken müssen. Offene räuberische Angriffe gehörten zu den Seltenheiten. In der Nacht schleichen die Diebe herum, und wo sie ein Zelt finden, in dem vielleicht zwei oder drei Goldwäscher liegen, die von der Tagesarbeit erschöpft es nicht für nöthig gehalten haben, eine Wache auszustellen, da gleiten sie hin und stehlen, woran sie Hand legen können. Schon aus Vorsicht schläft deßhalb fast ein Jeder mit dem erbeuteten Golde unter dem Kopf, und die Büchse liegt stets schußfertig im Arm.

An demselben Abende erreichte ich das Lager der Goldwäscher, wo Lacosse und dem Jäger die Pferde und Provisionen gestohlen worden waren. Der Diebstahl wurde wahrscheinlich von Leuten verübt, die selbst an Lebensmitteln bittern Mangel litten, und dieß für eine weit bequemere und raschere Art hielten, das, was sie brauchten, zu bekommen, als wenn sie den langen mühseligen Weg dafür nach den Ansiedlungen hätten machen und auch vielleicht noch einen höchst unmäßigen Preis dafür bezahlen müssen. Auch die Kleider kosten enorme Summen und können kaum angeschafft werden; die Meisten der Goldwäscher gehen förmlich in Lumpen einher. Um einen kleinen Schenkstand herum, wo Brandy zu einem Dollar das Glas verschenkt wurde, sah ich eine Gruppe abgerissener Goldwäscher, von denen der größte Theil furchtbar am Fieber zu leiden schien, und die diesen enormen Preis für Glas nach Glas des feurigen Trankes bezahlten. Jeder Schluck, den sie thaten, mußte ihre Krankheit nur verstärken und sie aller Wahrscheinlichkeit nach dem Grabe einen Schritt näher bringen.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 181 13. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Ein eigenthümlicher, an sich unbedeutend scheinender Umstand zog jetzt Bernards Aufmerksamkeit auf sich. Wie es bei Manchen — vorzüglich älteren Personen — vorkommt, welche irgend einem Thiere, etwa einem Hunde oder einem Vogel, eine besondere Neigung zuwenden, hatte auch die Zigeunerin einen solchen Liebling. Bernard hatte oft im Stillen ihre Wahl belächelt. Der Liebling war nämlich ein, dem jungen Manne besonders häßlich erscheinendes — schwarzes Huhn. Der Grund, warum es ihm so besonders häßlich vorkam, war der Umstand, daß es zu der Varietät gehörte, die sich durch gesträubte, fast verkehrt stehende Federn auszeichnet. — Dazu saß das Thier fortwährend in einem entfernten Winkel der Hütte, schien ganz besonders scheu, und gab seine Anwesenheit nur durch ein ziemlich seltsam widriges Glucken kund. Die Alte schien indeß dem Thiere eine besondere Zärtlichkeit zu widmen, denn sie warf ihm dann und wann einige Waizenkörner zu, die es ziemlich gierig auflas, aber sich dabei nie sehr weit aus seinem Winkel entfernte. Heute schien das Thier indeß nicht so träge, wie sonst. Die Alte hatte, bei den von ihr zuletzt gesprochenen Worten, wie zufällig dreimal mit den Fingern auf den Tisch geklopft, als das Huhn wie der Blitz aus seinem dunkeln Winkel hervorflatterte, und auf die Lehne des Stuhles flog, auf welchem Bernard saß.

„Ah," sagte sie fast wie befremdet, „Bijoux scheuet sich nicht vor Ihnen. Das Thierchen ist sonst keine Menschenfreundin. Mit mir — und heute, zu meiner Verwunderung, auch mit Ihnen — macht es eine Ausnahme. Probiren Sie doch, ob es aus Ihrer Hand Futter annehmen wird."

Mit den letzten Worten reichte sie Bernard eine Tasse mit Waizenkörnern. Der junge Mann ergriff ein Paar und hielt sie dem Thiere hin. Dieß schien indeß die Freundlichkeit ziemlich übel aufzunehmen. Es stieß einen widrigen Laut aus, und gab dem jungen Manne einen heftigen Schlag mit dem Flügel auf die Hand, dann hüpfte es der Alten auf den Schooß. Hier schien es noch immer wilde Blicke auf Bernard zu richten und sträubte erzürnt die Federn. Es kam diesem jetzt nicht nur abschreckend vor, sondern seine Phantasie sah selbst etwas Dämonisches in dem häßlichen Vogel.

„Ich dachte es mir wohl," versetzte die Zigeunerin lächelnd. „Bijoux befreundet sich nicht so leicht, und ist überhaupt ein wenig empfindlich."

Die Alte nahm jetzt auch einige Körner aus der Tasse. Der Vogel fraß den Waizen aus ihrer Hand, doch sträubte er noch dann und wann die Federn, wenn sein rothes wildes Auge auf Bernard fiel.

„Sie werden es sonderbar finden, daß dieß Thierchen von einem so unscheinbaren, ja wie ich glaube, Ihnen häßlich vorkommenden Aeußern, mir so lieb ist," sagte die Zigeunerin lächelnd. „Es ist aber nicht sonderbarer als der Geschmack, mit welchem die Damen der vornehmen Welt häßliche triefäugige Hunde zu ihren Lieblingen erwählen, oder zur Zeit Karls des Neunten gar junge Ferkel auf den Armen herumtrugen und in die glänzendsten Zirkel mitnahmen. Ueberdieß hat das kleine Geschöpf fast Menschenverstand. Es versteht jedes meiner Worte, und wenn mich mein Gicht manchmal längere Zeit an diesen Stuhl oder mein Lager fesselt, ist das drollige Ding tagelang meine einzige Gesellschaft. — Aber gehe, Bijoux! Gehe an Deinen Ort. Du störst unsere Unterhaltung."

Kaum hatte die Frau diese Worte gesagt und sie mit einer entsprechenden Handbewegung begleitet, als der Vogel von ihrem Schooße fort und wieder in seinen Winkel flog, wo er sich wieder still verhielt wie vorher.

Bernard war von der Scene ungemein frappirt. Ein Kind seiner Zeit war er über die Vorurtheile derselben nicht hinausgekommen. Es war ihm neu und überraschend, daß das Huhn wie ein Hund der Weisung seiner Herrin gehorchte, und es kam ihm ganz unheimlich vor, wenn er nun in den Winkel blickte, wo der Vogel zusammengehockt saß, und nur dann und wann einen glucksenden Ton hören ließ, oder wie unwillig sein Gefieder schüttelte. Er dachte unwillkürlich an den Hauskobold, den „Drachen", in der Gestalt eines schwarzen Huhns, von dem er als Knabe oft von seiner alten Wärterin erzählen gehört hatte. In diesen Ideen befangen, blickte er unverwandt in den Winkel, wo Bijoux seinen Platz genommen hatte, und beantwortete einige Fragen der Alten ganz verkehrt. Diese schien den

Digitized by Google

Grund seines Nachdenkens zu errathen, und lachte plötzlich laut auf.

„Sie scheinen sich heute nicht bei mir zu gefallen, Herr Bernard,“ sagte sie mit ihrem so oft wiederkehrenden ironischen Tone. „Kein Wunder! wenn es Ihnen hier etwas unheimlich, jedenfalls aber weniger gemüthlich vorkommt, als im Hotel St. Chamans. So gehen Sie denn zu Felicité, und möge sich ihr Name zur That erheben! Möge sie glücklich seyn, und Sie beglücken! Ob sie dieß kann, wird von ihrer Charakterstärke abhängen. Sie betreten jetzt eine weit schlüpfrigere Bahn, indem Sie sich in den vornehmen Zirkeln bewegen werden. Gebe der Himmel, daß Felicité Sie dann mit verständigem und treuem Rathe unterstützt, und diesem Folge zu geben die Kraft hat. Jedenfalls werden Sie ihn gebrauchen können.“ — —

Die Ehe Bernards mit Felicité von St. Chamans war eine der glücklichsten die es geben konnte. Die junge Frau liebte ihren Gatten unaussprechlich, und Bernard konnte, wenn er, was freilich nur in längern Zwischenräumen geschah, die alte Zigeunerin besuchte, nicht genug schildern wie glücklich er sey, und mit welchem Danke er erkenne, daß er ihr allein dieß Glück verdanke. Die Alte hörte dieß dann gewöhnlich mit sichtlicher Zufriedenheit an, doch warnte sie ihn fortwährend vor aller Annäherung an den Hof und was diesem anhing. Bernard stellte ihr dann vor, daß er unmöglich den Umgang und die näheren Beziehungen mit den Familien, denen seine Frau durch die Bande der Verwandtschaft verbunden sey, vermeiden könne, daß er aber davon bis jetzt eher Vortheil als Nachtheil gehabt habe. Dieß war auch in der That der Fall. Er fand durch diese Familienverbindungen Gelegenheit, bedeutende Besitzthümer zu einem angemessenen Preise zu erwerben, und der Herr der Herrschaften Guignes und Vitry galt bald in Paris nicht nur für einen reichen, sondern auch für einen angesehenen Mann. Das Glück, welches ihn in allen seinen Unternehmungen begünstigte, steigerte sein Vermögen auf die bedeutendste Weise. Sobald man vernahm, daß Samuel Bernard sich um einen Generalpacht, eine Lieferung oder dergleichen bewerbe, traten andere Konkurrenten meist sogleich zurück. Die Einen thaten dieß, weil sie sich nicht getrauten Bedingungen zu machen, wie ein Mann, den man bereits unter die Millionärs rechnete, die Andern, weil sie voraussetzten, daß es unnütz seyn würde mit ihm zu wetteifern, da durch die Verwandtschaft seiner Frau Mittel und Wege gefunden werden würden, Niemand wie ihm das Unternehmen zu überlassen. Mochten nun auch beide Parteien Unrecht haben — denn Bernard war ein zu redlicher Mann, als daß er zu dergleichen hätte seine Zuflucht nehmen sollen — so zog er aus der Furcht der Gegner dennoch Vortheil. Er erlangte, was er nur immer wünschen mochte.

Daß das Ansehen Bernards nicht nur in der Kaufmannswelt und in der Hauptstadt Frankreichs, sondern auch am Hofe immer mehr stieg, so wie seine Reichthümer zunahmen, darf wohl kaum gesagt werden. Er galt nicht nur für einen glücklichen, sondern auch für einen äußerst geschickten Finanzier, und selbst Colbert, der als solcher eines großen Rufes genoß, hatte sich mehrmals sehr günstig über Bernard ausgesprochen. Am zuvorkommendsten war aber der Minister Louvois gegen ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Der junge Mann verordnete nun sogleich säuerliche, der Fäulniß widerstehende, die Nerventhätigkeit mehrende Mittel. Waschungen mit Essig und Wein wurden mehreremal des Tages wiederholt und Umschläge aufgelegt. Wie es schien, machte die Krankheit wenigstens keine weiteren Fortschritte. Albert wich Tag und Nacht nicht vom Bette des Fürsten. So kam endlich der verhängnißvolle einundzwanzigste Tag heran, den Albert als entscheidend bezeichnet hatte. — Er verging glücklich. Die starke Natur Wallensteins hatte eine der schlimmsten Krankheiten die es geben konnte, besiegt. —

Obgleich nun jede dringende Gefahr vorüber war, so erfolgte die völlige Genesung des Fürsten nur langsam. Albert hatte die größte Mühe, ihn zu vermögen, sich noch einige Zeit Ruhe zu gönnen, ehe er zur Armee abreiste. Da der junge Mann täglich längere Zeit um den Fürsten war, so sprach Wallenstein mehr mit ihm, als er sonst mit seinen Dienern zu sprechen pflegte. Die muntere Redeweise des Jünglings schien ihm zu gefallen, und während der Fürst die größte Zeit des Tages noch auf seinem Lager zubrachte, mußte Albert ihm allerhand vorerzählen. Nach und nach schwand die Furcht vor dem mächtigen und als so gewaltthätig verschrienen Manne immer mehr, und der junge Mensch erzählte nun ganz unbefangen von seiner Jugend, von Friedland, von dem Freiherrn von Redern, endlich auch von dem Rektor Fechner und dessen Tochter Veronika. Selbst sein Verhältniß zu der Letztern, und wie der Ausgang desselben ihn angetrieben, dem Fürsten seine Dienste anzubieten, blieb nicht unerwähnt. Wallenstein hörte den Plaudereien des jungen Menschen meistens schweigend zu. Selten unterbrach er ihn durch eine Frage. Als Albert von den Eigenheiten Fechners sprach, und eine oder die andere von dessen stehenden Redensarten, wie solche in Goldberg allgemein bekannt waren, erwähnte, verzog sich sein düsteres Gesicht zu einem momentanen Lächeln. —

Es dauerte fast sechs Wochen, ehe der Herzog wieder im Stande war, sein Zimmer zu verlassen. Kaum war dieß aber der Fall, als es hieß, daß der Fürst zur Armee aufbrechen werde, die sich in der Gegend von

Schweidnitz im Lager befand. Albert hatte bis dahin noch durchaus keine Bestimmung über seine Zukunft erhalten, er fing hinsichts derselben an, ziemlich besorgt zu werden, als der Landeshauptmann, der ihn bis dahin immer ziemlich geringschätzig behandelt hatte, ihn eines Tages „einen ungemein verdienstvollen Mann", „einen überaus geschickten Arzt" nannte und sich, falls Albert den Fürsten zum Heere begleiten sollte, seinem „freundlichen Andenken" empfahl. Unser Bekannter dachte noch darüber nach, was wohl die plötzliche Umwandlung des sonst so groben und hochfahrenden Mannes veranlaßt haben könne, als er zu dem Herzog gerufen wurde.

Er fand diesen an einem Tische stehend, auf welchem ein Papier mit einem großen Siegel und ein Häufchen Dukaten lag.

„Nimm dieß als Arztlohn;" sagte Wallenstein, auf die Dukaten zeigend. — „Du wirst mich ins Feld begleiten und, falls meine Krankheit noch einige Nachwehen im Gefolge haben sollte, ärztlich behandeln. Du kennst meine Natur besser als ein Anderer. — Da es sich nicht schicken würde, wenn mein Arzt ein gemeiner Feldscheerer wäre, so habe ich für Dich ein Diplom, ein Doktordiplom aus Prag kommen lassen. — Ich denke," schloß er lächelnd, „Du wirst, nun Du einen Gradus hast, mir keine schlechtern Mittel verschreiben."

Albert war fast bestürzt von dem unverhofften Glück, das über ihn gekommen war. Er küßte den Saum des Mantels seines Herrn und wollte eine Danksagung stammeln, aber dieser sagte in fast rauhem Tone:

„Schon gut! — Gehe und mache Dich reisefertig. Die Zeit des Schwatzens und Faullenzens ist endlich vorüber, und die des Handelns ist gekommen."

Der Jüngling wußte kaum, ob er wache oder ob er träume, als er das Zimmer des Fürsten verließ, und bald auf das Gold, bald auf das Doktordiplom blickte. Hundert Dukaten! So reich war er in seinem Leben noch nicht gewesen. Und Doktor! Diese Würde zu erlangen, überstieg seine kühnsten Hoffnungen und Erwartungen. Er hatte nun selbst die Erfahrung gemacht, daß, wie man allgemein sagte, Wallenstein eben so großmüthig im Belohnen, als furchtbar und grausam im Bestrafen sey. Kaum konnte er sich in seine neue Lage finden. Alle, die ihn bis dahin kaum beachtet, die Pagen, denen es sonst kaum einfiel, seinen ehrerbietigen Gruß mit einem verächtlichen Kopfnicken zu erwiedern, hatten, während er den Herrn behandelte, ihm öfters wie einen geachteten Bekannten zugewinkt, jetzt verbeugten sie sich vor ihm und nannten ihn wohl gar „wohlgelahrter Herr". Auch auf der Reise war es so. Ging er, nachdem der Herzog aufgestanden war, in dessen Zimmer, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, stand er, wie es der Fürst befohlen hatte, während Letzterer speiste — was gewöhnlich allein geschah — unweit der Thüre im Zimmer, um über die Zuträglichkeit der Speisen Auskunft ertheilen zu können, und hatte der Herr gar einige gnädige Worte an ihn gerichtet, so war er der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit für das Gefolge. Mit einem Worte, der, von dem Rektor Fechner zu Goldberg verachtete „Badergeselle", war mit einmal ein hochgeachteter Mann, der „Stein, den die Bauleute verworfen, zum Eckstein geworden."

Nach zurückgelegten sehr kurzen Tagereisen, kam endlich der Fürst — Albert in seinem Gefolge — in der Gegend von Schweidnitz an. Das Heer stand bei Waizenroda, Grunau und Wikau im Lager. Gleich nach Ankunft ließ Wallenstein ein Paar Dörfer in Brand stecken. Wie es schien, geschah es, um sich an den schlesischen Fürsten zu rächen, die seinen Befehlen nicht immer schnell genug gehorcht, sondern eine Art Neutralität zu behaupten versucht hatten. Einen militärischen Zweck konnte diese Verwüstung nicht haben. Nachdem der Fürst mit dem ihm bei Bunzelwitz gegenüberstehenden Feinde zweimal einen Waffenstillstand geschlossen und ihn eben so oft wieder gebrochen hatte, ließ er die Armee eine Bewegung machen, als ob er durch die Lausitz in Sachsen einfallen wolle. Sogleich verließ der ihm gegenüberstehende sächsische General Arnheim sein Lager. Die von dem Herzoge verbreitete Nachricht, Graf Piccolomini sey schon dahin aufgebrochen, bestimmte Jenen, dem Kurfürstenthum zu Hülfe zu eilen. Ungestört ließ ihn Wallenstein vorausgehen und schlug mit seiner Armee einen andern Weg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Der große knochige Amerikaner, der Lacosse und den Jäger auf so rohe Weise behandelt hatte, und welcher der Schrecken dieser Leute zu seyn schien, wurde mir ebenfalls gezeigt. Ich erfuhr jedoch, daß er eine sehr große Summe Goldes, wohl über 16,000 Dollar werth, erübrigt und nun Verdacht gefaßt habe, man suche nur eine Gelegenheit, ihn zu berauben, was auch wohl die Ursache seiner tödtlichen Drohungen gewesen seyn mochte. Er glaubte sicherlich, die Fremden seyen bloß in seine Hütte unter einem Vorwande gekommen, sich die schwachen Stellen derselben zu besehen und hätten jedenfalls einen Plan im Werke, wie sie entweder in der Nacht oder wenn er am Tage beim Waschen abwesend wäre, auch des Tages bei ihm einbrechen könnten. Die Männer, die er erschossen hatte, sollen ganz gewöhnliche Diebe gewesen seyn, der eine ein Deserteur von der Garnison zu Monterey, und der andere einer solchen Räuberbande zugehörend, wie die gewesen war, die unser Gold in Beschlag genommen.

Ich erreichte Suttersfort am nächsten Tage und fand es so volkreich, wie eine der größten europäischen Städte, nur daß die große Masse von Leuten, die man dort traf, einer ganz verschiedenen Masse angehörte. Ich sah Kapitän Sutter ebenfalls auf einige Augenblicke, und er benachrichtigte mich, daß Mr. Bradley und seine Gesellschaft den Platz vor einigen Tagen verlassen habe, ein Gentleman jedoch, den ein Mann Namens Joe White begleitete (der Kapitän äußerte auch, es sey derselbe, der vor dem Goldfieber für ihn gesagt), habe an demselben Tage schon nach Mr. Bradley gefragt. Dieß konnte Niemand anderes als Lacosse und der Jäger seyn, und ich versuchte jetzt, sie aufzufinden. Es gelang mir auch glücklicher Weise nach einigem Umherforschen, Lacosse in einem erst kürzlich eröffneten Hotel, wo er die Nacht hatte bleiben wollen, aufzufinden. Ich theilte sein Zimmer mit ihm, ein kleiner Kasten, der kaum mehr als zehn Fuß Breite und zwölf Fuß Länge haben konnte. Wir waren jedoch froh, nur dieses Obdach bekommen zu haben, da sich gerade hier eine solche Unmasse von Menschen aufhielt.

Ich hörte von Lacosse, daß Kapitän Sutter ihm versichert, der Führer jener Räuberbande, die uns geplündert, sey mit einigen seiner Gefährten vor kaum erst zehn Tagen im Fort gesehen worden. Er wollte fast überzeugt seyn, es wäre der richtige Mann; denn Thomas Maria, derselbe, der erschossen worden, gehörte zu seiner Bande, ja begleitete sogar die Würde eines ersten Lieutenants. Der Name des Kapitäns sollte Andreas Armijo seyn, und Kapitän Sutter rieth Bradley, nach San Francisco aufzubrechen, wo er ihn noch möglicher Weise antreffen könne, da er wenigstens vom Fort aus den Weg dahin verfolgt habe.

Am nächsten Tage brachen wir nach San Francisco auf, und nach einigen Nachforschungen bemerkten wir, daß wir uns auf der rechten Fährte befanden. Bradley, Don Luis, M'Phail und José waren erst vor ein oder zwei Tagen hier durchpassirt. Dieses, unser nächstes Ziel erreichten wir ohne weitere Abenteuer und begaben uns augenblicklich nach Sweetings Hotel, glücklicher Weise einen der wenigen Plätze in der Stadt, den wir nicht verschlossen fanden. Wir trafen daselbst unsere Freunde, die sich hier fast zwei Tage aufgehalten und jetzt gerade im Begriff standen, dem Andreas und seinen Kameraden nachzusetzen. Wir erfuhren von ihnen, daß sie, so wie die richtige vom Kapitän Sutter mitgetheilte Nachricht gehört, augenblicklich die Verfolgung, jedoch keineswegs mit der Hoffnung begonnen hätten, ihn eher als in San Francisco anzutreffen. Den Weg entlang hörten sie fortwährend von ihm; denn der Kapitän schien eine viel zu bekannte Persönlichkeit, da er schon so manchem armen Ranchero die wenigen Dollar abgenommen, die er aus dem Verkauf seiner Hütte gelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtungen von Arad.

Der „National“ bringt noch einige Details über das Ende der in Arad hingerichteten Offiziere. Kiß, heißt es dort, ward mit seinen drei zu Pulver und Blei verurtheilten Gefährten um 11 Uhr Morgens erschossen. Sein Tod war furchtbar; dreimal wurde auf ihn gefeuert, und seine Leiden dauerten über 10 Minuten. Um 6 Uhr desselben Morgens schleppte man die neun ungarischen Generäle, welche zum Strang verurtheilt worden waren, auf den Richtplatz, und erst um 10 Uhr war das traurige Schauspiel vollendet. Den Grafen Vecsey, den man so streng wie möglich wegen des Schadens strafen wollte, welchen seine Kanonen den Wällen von Temeswar zugefügt, hatte man bis zuletzt aufgespart, damit er vier Stunden lang Zeuge der Leiden seiner Waffenbrüder sey. Neun Galgen waren in einer Reihe aufgerichtet; nur Ein Henker mit zwei Knechten waren vorhanden; Etwa um 8 Uhr ward Graf Leiningen, welcher als Dritter an die Reihe kommen sollte, in Folge der absichtlichen Verzögerung ungeduldig und sagte in heiterem Tone: „Man sollte uns doch wenigstens etwas zu Frühstücken geben“. Mit den Worten: „Wollen Sie trinken, General?“ reichte ihm ein Soldat seine Feldflasche. „Ich danke Dir, Freund,“ erwiederte der Graf, „ich brauche keinen Wein, um mir Muth zu trinken; doch gib mir ein Glas Wasser.“ Hiernach schrieb er mit Bleistift einige Zeilen an seinen Schwager, in welchen er die Beschuldigung, als habe er auf Gefangene feuern lassen, für eine Verläumdung angab und erklärte, er habe im Gegentheile sein Möglichstes gethan, um die österreichischen Gefangenen zu schützen. Er empfahl seinem Bruder sein Weib und seine beiden Kinder, und erklärte, er sterbe für eine Sache, welche er für gerecht und heilig halte. Einige Minuten nach Vollendung des Briefes war er nicht mehr. Vor seiner Hinrichtung hatte man ihm Gelegenheit zum Entkommen gegeben, allein er hatte sich geweigert, zu fliehen, weil sein Schwager an der Flucht nicht Theil nehmen könne. General Leiningen war von athletischer Gestalt. In der Schlacht kümmerte er sich nicht um seine persönliche Sicherheit, trug jedoch beständig Sorge, seine Leute zu schonen, und ward deßhalb sehr von ihnen geliebt. Er war von Geburt ein Deutscher; seine Gemahlin ist eine Ungarin. Alle neun Generäle starben, ohne das geringste Zeichen von Furcht zu verrathen. (Didaskalia.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 182 15. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Der Minister Louvois lud Bernard häufig zu sich hin, behandelte ihn aufs zuvorkommendste, und schien sich stets darin zu gefallen, seine Ansichten über diesen oder jenen Finanzgegenstand zu vernehmen. In solchen Beziehungen war aber in jener Zeit in Frankreich nichts so theuer als guter Rath. Die auswärtigen Kriege hatten den Schatz völlig erschöpft, und der Kredit war vollständig zerrüttet. Eine Menge Finanzoperationen waren versucht, was zu verpfänden war, verpfändet worden. Es gab kein Mittel mehr sich Geld zu verschaffen. Unter diesen Umständen wandte sich der Minister an Bernard. Er stellte ihm den Geheimrathstitel, Orden und Ehrenstellen in Aussicht, wenn er — dem Staate zwölf Millionen borgen wolle. Bernard entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit eine solche Summe aufzutreiben, da sein eigenes Vermögen dazu nicht hinreiche, so wie mit dem Umstande, daß er ohne genügende Deckung fremden Kredit nicht in Anspruch nehmen könne. Der Minister meinte dagegen, daß, wenn er nur ernstlich wolle, er leicht das Doppelte aufbringen könne, und daß die Einkünfte der Tabaksregie, die in einem Jahre neu zu verpachten sey, die Deckung gewähren würden. — Die Unterredung endigte damit, daß Bernard die Forderung des Ministers rund abschlug, und im Eifer hinzusetzte, daß er ohne genügende Garantieen dem Staate nicht einen Louisdor leihen werde. Der Minister schien dieß ungemein übel zu empfinden. Er blickte Bernard starr ins Gesicht und sagte: „Mein Herr! Der König ist der Staat, und das Wort des Monarchen ist genügende Garantie.“

Hiermit ward Bernard und, wie es schien, in völliger Ungnade entlassen. —

Schon auf dem Heimwege machte er sich viele Vorwürfe über seine vorschnelle Aeußerung. Er sagte sich, daß Mancher ein weniger bedeutendes Wort mit jahrelanger Haft in der Bastille gebüßt. Seine Besorgnisse wurden eben nicht vermindert, als er sie seiner Frau mittheilte. So verständig wie sie war, dachte sie doch jetzt an nichts, als an die Möglichkeit einer Gefahr für den Gatten, und dieß brachte sie in eine Angst, welche ihr diese immer drohender erscheinen ließ. Ihre Aengstlichkeit wirkte auf Bernard zurück, und beide überlegten nun, auf welche Weise man den Dingen, die da kommen konnten, am Besten begegnen könne. So vergingen zwei angstvolle Tage. Welcher Schreck aber erfaßte Bernard am dritten, als er ein Schreiben empfing, das er dem Siegel, der Form und dem Umstande nach, daß es von einem Unterbeamten des Ministers überbracht ward, für nicht weniger als die gefürchtete lettre de cachet halten mußte! Seine Hand zitterte, als er es erbrach. Was glich aber seinem Erstaunen, als der Minister ihm in den freundlichsten Ausdrücken anzeigte, „daß Se. Majestät sich bewogen gefunden, ihn seiner Verdienste halber zum Ritter des St. Michaelsordens zu ernennen, und daß Sie die außerordentliche Gnade haben wollten, morgen Früh 12 Uhr seinen Dank zu Marly persönlich entgegenzunehmen.“

Bernard war entzückt von der Gnade König Ludwigs. In jener Zeit sah man in einem Orden nicht bloß eine Schmucksache, die auf dem Rocke eines Mannes von Stande nicht fehlen dürfe. Trug aber Jemand, der nicht von vornehmer Geburt war, ein solches Ehrenzeichen, so konnte man vollends mit Sicherheit annehmen, daß er ein Mann von Verdiensten seyn müsse. Die Freude Bernards über die empfangene Auszeichnung war demnach sehr groß. Was sie aber noch steigerte, war die Art, wie er sie erhielt.

„Der edle, der großmüthige Monarch!“ rief Bernard begeistert. „Gewiß hat ihm der Minister von meiner Weigerung, zwölf Millionen Livres dem Staate zu leihen, gesagt, und der König will mir zeigen, daß diese Weigerung seiner gnädigen Meinung von mir dennoch keinen Eintrag gethan habe. — Jetzt wollte ich, daß ich im Stande wäre die Summe herbeizuschaffen, um sie ihm zu borgen. Aber ohne Garantie ist dieß unmöglich. Es ist rein unmöglich.“ —

Am folgenden Tage befand sich Bernard zur bestimmten Zeit zu Marly. Er ward höchst angenehm überrascht, als ihm ein Kammerherr des Königs sagte, daß dieser so eben nach dem Chateau d'Eau — der berühmten Maschine, welche die Gärten von Versailles mit Wasser zu versorgen bestimmt war — begeben, und den Befehl hinterlassen habe, daß Herr Bernard, wenn er käme, ihn dort treffen würde.

„Er hat bereits meiner gedacht! Welche Gnade!“

Digitized by Google

sagte Bernard zu sich selbst und sprang in den Wagen, um nach dem Chateau d'Eau zu fahren. Dort angekommen, sah er bereits einige königliche Pagen, die ihn auf den König aufmerksam machten, der mit dem berühmten Lenotre — dem Schöpfer der Gärten von Versailles — in einer nahen Allee auf- und abging. Wie es schien, bemerkte ihn der König sogleich, denn er winkte einem in einer kleinen Entfernung stehenden Kammerherrn, der auf Bernard zueilte, um ihm zu sagen, daß Se. Majestät ihn erwarte.

König Ludwig war damals schon ein Mann in vorgerückten Jahren, aber sein Aeußeres war noch von vollkommenster männlicher Schönheit. Züge, Miene und Haltung waren in äußerstem Einklange; das Ganze umschwebte ein Nimbus von Majestät.

Mit äußerst gnädigem Lächeln hörte der König die Danksagungen an, die Bernard mit hörbarer Rührung mehr stammelte als sprach.

„Es ist mir ein Vergnügen gewesen, Ihnen den Orden zu ertheilen;“ sagte der König, als Bernard seine Rede geendigt hatte. „Es war eigentlich schon früher meine Absicht, aber da kam der Krieg, und der Drang der Begebenheiten brachte dieß, wie manches andere Gute und Angemessene, für den Moment in Vergessenheit. — Aber wissen Sie, Chevalier, warum ich Sie gerade nach Marly entbieten ließ?“ setzte er mit gnädigem Lächeln hinzu. „Man hat mir gesagt, Sie seyen ein Mann von Geschmack, und hätten in Vitry sehr hübsche Gartenanlagen und Wasserleitungen geschaffen. Nun bin ich auf die Einrichtungen, die Lenotre hier getroffen hat, ein wenig eitel, und ich wünschte, daß Jemand, der etwas davon versteht, sie zuerst sehen soll, ehe sie dem Publikum zugänglich werden. Kommen Sie deßhalb mit mir, sehen Sie sie an, und sagen Sie mir Ihre Meinung.“

Bernard wußte nicht, ob er wache oder träume. König Ludwig, der große Ludwig, ließ ihn kommen, um seine Meinung in Geschmacksachen zu vernehmen! Der König, der für ein Orakel in Sachen des Geschmackes in ganz Europa galt! Es war etwas Ungeheueres! — Was aber alle Gränzen überstieg, war die Gnade, daß sich der Monarch herabließ höchstselbst ihm die Anlagen von Marly zu zeigen. So etwas war noch nie dagewesen. Kein Großer des Hofes hatte sich solcher Gnade rühmen können. Lenotre und der Kammerherr vom Dienste schienen selbst davon ganz versteinert. Sie betrachteten Bernard mit einem Ausdruck von Ehrfurcht und Erstaunen. Dieser aber wünschte, daß nicht nur jene Beiden, sondern seine Frau, seine Verwandten, der ganze Hof, ja ganz Paris zugegen gewesen wären, um sich mit ihm zu überzeugen, daß dieß alles kein betrüglicher Traum, nein die baare, wahre, beglückende Wirklichkeit sey. —

König Ludwig zeigte ihm nun die ziemlich komplizirte Maschinerie der Wasserkunst. Da der König sehr ins Detail einging, so hütete sich Bernard um so mehr, etwas Anderes als seine Bewunderung zu äußern. Das Bewußtseyn auch nicht das Allergeringste von Maschinenbau zu verstehen, machte ihn etwas ängstlich, und er dankte Gott in seinem Herzen, als die Besichtigung glücklich überstanden war.

„Haben Sie den Plan zu den neuen Anlagen bei sich, Herr Lenotre?“ fragte der König jetzt den Gartenkünstler.

„Verzeihung, Sire,“ erwiederte dieser. „Wenn aber Ew. Majestät befehlen —“

„Ja, holen Sie ihn! — Herr Bernard soll ihn kennen lernen. — Sie treffen uns bei dem neuangelegten Bosket. — Kommen Sie, Chevalier.“

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Es war am 4. Oktober, als solche in der Nähe von Goldberg ein Lager bezog. Albert pochte lebhaft das Herz, als er von der Höhe des Lagers aus die Thürme der Stadt, in welcher er mehrere glückliche Jahre zugebracht, und in der die Geliebte wohnte, erblicken konnte. Er war schon um das Schicksal Goldbergs besorgt gewesen, als er die Kroaten des Grafen Isolani in mehreren unregelmäßigen Haufen Goldberg zusprengen sah, er beruhigte sich aber wieder, als er an die starken Mauern der Stadt, welche ohnehin gewiß nicht geneigt seyn würde, schwärmenden Reitertrupps ihre Thore zu öffnen, sich erinnerte. Auch glaubte er mit Zuversicht, daß der Herzog eine Stadt nicht übel behandeln lassen würde, wo er seine wissenschaftl. Bildung empfangen hatte. Bald überzeugte sich indeß der junge Mann, wie sehr er sich getäuscht hatte. Es war kaum eine Stunde nach dem Abgange der Kroaten, als eine Menge Flüchtlinge aus der Stadt den nahgelegenen Dörfern zueilten. Die Meisten trugen irgend ein Päckchen Sachen auf dem Rücken oder in den Händen und suchten auf Umwegen das Lager zu vermeiden. Albert, neugierig, was vorgefallen sey, bestieg ein Pferd und jagte querfeldein, um die Fliehenden zu befragen. Der Erste, dem er begegnete, war — Meister Grimm, sein ehemaliger Prinzipal. Der Eine von beiden Begegnenden war so erstaunt als der Andere, sich auf diese Weise zu treffen. Wenige Worte des Stadtbaders erklärten, was vorgegangen war.

„Es ist entsetzlich,“ sagte Grimm weinend, „wie die Kroaten in Goldberg hausen! — Ein Trupp hatte sich zuerst beim Oberthore eingefunden, dessen Befehlshaber mit dem Bürgermeister zu sprechen verlangte. Dieser erschien nebst einigen Rathleuten, und der Offizier erklärte, der Rath solle ein Frühstück für den Herzog und die Generalität besorgen. Da man den Offizier um eine schriftliche Ordre zu dieser Bestellung fragte, gab

es einen heftigen Zank. Während dieser Zeit erschien der Graf Isolani mit noch mehreren Truppen. Diese umringten die Stadt und wollten die Thore besetzen. Nun wollten die Rathspersonen sich entfernen, aber Isolani befahl sie zu ergreifen und zu binden. Die Bürger, welche dieß sahen, wollten die Thore schließen, aber Graf Isolani kam ihnen zuvor. Auf seinen Befehl überstiegen die Kroaten die Mauern, öffneten die Thore von innen und ließen die Brücken nieder. Die Truppen drangen in hellen Haufen in die Stadt. Jetzt begann die Plünderung, gemischt mit Mord und Gräueln der entsetzlichsten Art. Die gefangenen Rathspersonen mußten die Häuser der reichsten Bewohner anzeigen, deren Plünderung die Offiziere selbst übernahmen, die übrigen wurden den Gemeinen preisgegeben. Was fliehen konnte entfloh. Ich und die Meinigen haben nichts wie das nackte Leben gerettet."

„Und was ist aus dem Rektor Fechner und den Seinigen geworden?" fragte Albert hastig.

„Graf Isolani nahm in dem Hause sein Quartier. Wahrscheinlich ist es ihnen besser als uns gegangen, denn es stand eine Schildwache vor dem Hause, die keinen der Plünderer hineinließ. Vielleicht wird der Alte mit Bezahlung einer tüchtigen Summe und ohne Mißhandlung davongekommen seyn."

„Wohlan Meister," fuhr Albert fort, indem er einige Goldstücke seinem ehemaligen Prinzipal in die Hand drückte, „nehmt dieß einstweilen und sucht damit in die Gegend von Jauer oder Schönau zu kommen, wo Ihr aus dem Bereich der Truppen seyd. — Ich will jetzt sehen, ob es möglich ist, den Herzog zur Rettung der Stadt zu vermögen."

Nachdem Albert mit wenigen Worten seinem ehemaligen Herrn sein jetziges Verhältniß erklärt hatte, und während dieser vor Dankbarkeit und Erstaunen kaum zu sich kommen konnte, warf Albert sein Pferd herum und eilte pfeilschnell nach dem Lager. Hier angekommen, begab er sich sogleich nach dem Zelte des Herzogs und ließ diesen um gnädiges Gehör ersuchen.

Mit allem Eifer der Jugend, und noch erfüllt von dem Abscheu, den die Erzählung der Gräuelthaten in ihm erregt hatte, theilte er dem Fürsten das Gehörte mit, und bat sodann, der Stadt eine Sauvegarde zu bewilligen.

Die ohnehin stets düstere Miene Wallensteins ward dabei von Minute zu Minute finsterer.

„Schweigt, Doktor!" sagte der Fürst endlich verdrießlich. „Ich liebe es nicht, daß sich meine Diener in Dinge mischen, die sie nichts angehen. — Was ists auch weiter! 's ist Krieg! Eine geplünderte Stadt mehr oder weniger! Darauf kann es beim Kriegführen nicht ankommen. Der Soldat muß auch etwas haben. Warum haben die dummen Spießbürger so viel Umstände gemacht, ehe sie die Truppen hereinließen. Dadurch sind diese erbittert worden."

„Eure Fürstliche Gnaden haben sich ja wohl anderwärts großmüthig gezeigt;" sprach Albert, wiewohl etwas kleinlaut. „Ueberdieß sind mehrere angesehene Männer in der Stadt, denen Eure Fürstlichkeit mit Huld zugethan war, wie mir bekannt ist. So zum Beispiel: der Hofrichter Kaspar Fabricius und Andere."

„Fabricius? — Hm, ja! Das ist ein braver Mann. Er hat mir auch geschrieben und um Schonung der Stadt gebeten;" sagte Wallenstein etwas milder.

Der Fürst ergriff ein silbernes Pfeifchen, das auf einem Feldtische lag, und auf den Ton desselben trat ein Kroatenoffizier ins Zimmer.

„Reite nach der Stadt," sprach der Fürst zu diesem, „und sage dem Grafen Isolani, daß er der Plünderung Einhalt thue. Wird Einer nach Sonnenuntergang noch dabei getroffen, so soll die Bestie hängen."

„Vielleicht geruhen Eure Gnaden, sich noch der Person des Rektors Ambrosius Fechner zu erinnern," sprach Albert zögernd.

„Ha, Fechner! — Gut, daß Ihr mich an den erinnert," versetzte der Fürst, und ein sonderbares schnelles Lächeln durchzuckte auf einen Moment dessen finsteres Gesicht. — „Graf Isolani," fuhr er zu dem Offizier fort, „soll mir den Rektor Fechner unter Bedeckung von zwei Kroaten ins Lager senden. Sollte dessen Haus geplündert worden seyn, so wird das Geraubte seiner Familie — doch nicht eher, als bis er hierhergesendet ist — zurückgestellt."

Ein Wink mit der Hand entließ den Offizier, ein zweiter unsern Bekannten.

Albert konnte sich durchaus nicht erklären, was der sonderbare Befehl, den Rektor mit zwei Kroaten ins Lager zu senden, und sein geraubtes Eigenthum erst dann zurückzugeben, wenn er selbst nicht mehr anwesend wäre, zu bedeuten haben sollte. Daß der Fürst selbst bei Kleinigkeiten meist eine verborgene Absicht hatte, war dem jungen Manne zwar bekannt, doch konnte er nicht errathen, welche hier zu Grunde liegen möchte. —

Es war eine Stunde später, und Albert stand eben vor seinem Zelte, als er einen Anblick hatte, über den er unwillkürlich laut auflachen mußte. Zwei Kroaten sprengten nach dem Lager zu, zwischen ihnen — auf einem wilden slavonischen Rosse — der Rektor Ambrosius Fechner. Wahrscheinlich hatte Isolani geglaubt, den Befehl des Feldherrn so schleunig als möglich ausführen zu müssen, und deßhalb den Aermsten genöthigt, gewiß zum erstenmale in seinem Leben, einen muthigen Kroatenrenner zu besteigen. Der Rektor machte eine sehr komische Figur. Mit beiden Händen hielt er sich an den Mähnen des Rosses fest, obwohl er in der Mitte zwischen beiden Reitern so ziemlich vor dem Herabfallen geschützt war. Das Baret saß ihm im Nacken, der schwarzseidene Mantel flog im Winde. Wie es schien, war Albert nicht der Einzige, dem der wie unsinnig dahersprengende Gelehrte komisch vorkam, denn als die sonderbare Jagd die Lagerfronte vorbeitobte, erschallte aus allen Zelten ein donnerndes Gelächter und die Soldaten steckten die Köpfe aus den Zelten. Unter

Hülfe der beiden Kroaten, die in ihrem Begleiter unstreitig einen Gefangenen vermutheten, der für den Strang bestimmt sey, und die deßhalb eben nicht sanft mit ihm verfuhren, stieg der Rektor vor dem fürstlichen Zelte von dem Rosse und ward sogleich vor den Herzog geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Als sie in San Francisco eintrafen, frugen sie augenblicklich, ob irgend ein Schiff den Hafen kürzlich verlassen, und waren froh, zu hören, daß kein einziger Kauffahrer im ganzen Hafen läge, der genug Matrosen an Bord hätte, in See zu gehen. Die Mannschaft war von jedem Schiff mehr oder weniger desertirt, um ein Paar Wochen in den Goldwäschereien zu arbeiten. Andreas Armijo und seine Leute schienen übrigens an Bord mehrerer Fahrzeuge nachgefragt zu haben, wann sie den Platz verließen. Als sie fanden, daß keines genug Matrosen besitze, boten sie dem Kapitän eines Schooners 1000 Dollars, sie in irgend einen beliebigen Hafen Mexikos ans Land zu setzen, und versicherten ihm auch, sie wollten selbst mit Matrosendienste verrichten. Der Kapitän schlug jedoch das Anerbieten aus.

Nachdem unsere Gefährten diese Nachricht erhalten, gingen sie zum Hause des ersten Alkalden, um den zu fragen, was sie jetzt für Schritte thun sollten, die Räuber, die sich noch sicherlich nahe der Küste aufhielten, einzufangen. Der erste Alkalde war jedoch, wie sie bald sahen, mit seinen übrigen Leuten nach den Minen aufgebrochen, und sie suchten jetzt den zweiten auf. Aber auch der hatte den ersten begleitet. Weitere Nachfragen überzeugten sie bald, daß nicht eine einzige Magistratsperson in der ganzen Stadt zu finden wäre, und sie entschlossen sich, nun geradezu nach Monterey aufzubrechen, da es sehr wahrscheinlich war, die Bande würde ebenfalls dort hinabgeritten seyn, um da vielleicht ein Schiff zu finden.

Lacosse und ich beschlossen, sie zu begleiten, und der alte Jäger bot seine Dienste an, worein wir mit Freuden willigten. Wir erhielten von Sweeting frische Pferde und sprengten rasch die Bahn entlang, um die Entfernung, die zwischen uns und den Dieben lag, soviel als möglich zu vermindern. Früh am Mittwoch Morgen erreichten wir Monterey, und M'Phail und Bradley gingen an Bord aller Schiffe in der Bai, während Don Louis, Lacosse und ich selbst in der Stadt Nachfragen anstellten. Wir erfuhren bald, daß Andreas Armijo und seine Gesellschaft auch hier gewesen und daß sogar Einer von der Bande, der sich hinlänglich verkleidet geglaubt, nicht erkannt zu werden, als Deserteur der Garnison gefangen genommen worden wäre. Die Andern ließ man ruhig gehen, da keine besondere Klage gegen sie vorlag und man von der an uns verübten Räuberei natürlich hier noch nichts wissen konnte. Don Luis und ich sandten augenblicklich Lacosse an Bord der Schiffe, Bradley und M'Phail davon zu unterrichten. Er suchte dann eine Audienz bei Oberst Mason zu erhalten. Diesem theilten wir den an uns verübten Raub mit und erhielten bald von ihm Erlaubniß, den eingefangenen Soldaten zu sehen. Durch Versprechungen, daß nicht untersucht werden solle, ob er Theil an dem Raube gehabt, beredeten wir ihn endlich, alle damit zusammenhängenden Umstände zu bekennen und uns die Richtung anzugeben, die der Kapitän und die andern Beiden der Bande zu nehmen beschlossen hatten. Diese lag, wie es schien, gegen Santa Fé auf der großen spanischen Straße.

Als wir uns mit unseren Kameraden wieder vereinigt, beschlossen wir den übrigen Theil des Tages hier zu bleiben, um am nächsten Morgen die Verfolgung wieder aufzunehmen. Wir benachrichtigten Oberst Mason davon, und er versicherte uns, er würde uns mit Freuden eine Wache mitgeben, wenn er nicht die feste moralische Ueberzeugung hätte, daß sämmtliche Soldaten in dem nämlichen Augenblicke, wo sie die Gränzen der Stadt erreichten, augenblicklich nach den Minen desertirten.

Um vier Uhr am nächsten Morgen brachen wir auf. Jeder von uns nahm genug Provision mit, um etwa 14 Tage daran zu haben, obgleich wir alle hofften, noch vor dieser Zeit zurück zu seyn. Es kam hier bloß auf scharfes Reiten an. So viel wir erfahren konnten, war Andreas mit den Seinen etwa 5 Tage uns voraus und kannte auch wahrscheinlich den Weg, den er zu nehmen hatte, besser, als der alte Jäger, der sich uns zum Führer angeboten. Dieser war nämlich nie weiter als zum Fuß der Sierra gekommen, so daß wir, einmal die Berge gekreuzt, Indianer zu Führern nehmen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Dorfzeitung spaßt, sie sagt, daß wegen der Aufregung, welche in Homburg v. d. Höhe die dort verbreiteten amtlichen Schmähschriften hervorgebracht hätten, die Militärwache dort Abends verdoppelt werde, so daß oft fünf Mann aufzögen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 183 17. November 1849

Egeria.

(Fortsetzung.)

Bernard schwamm in einem Meere von Entzücken. Er genoß heute eine Auszeichnung, die Alles überstieg, was ihm in seinen kühnsten Träumen von einer solchen vorgeschwebt haben mochte. Ueberdieß ward es ihm etwas muthiger ums Herz. Er hatte sich in letzter Zeit zu seinem Vergnügen viel mit dem Studium von Gartenanlagen beschäftigt, und durfte nicht fürchten sich lächerlich zu machen. Ganz glückselig folgte er dem Monarchen nach einem nahen Theil des Parkes, wo man mehrere Menschen mit Abstecken der Linien beschäftigt sah. Wären es doch eben so viele Tausende gewesen, um das unerhörte Schauspiel, das sich eben zutrug, zu sehen! —

Der König erklärte seinem Begleiter mit wenig Worten die Idee, die Lenotre bei der Anlage vorgeschwebt, er hörte indeß, wie es Bernard vorkam, nur mit halbem Ohr auf die Bemerkungen, womit dieser seine Gartenkenntnisse dokumentiren wollte, und bog dann in eine nahe Allee ein.

„Ich fürchte," sagte der König mehr wie hingeworfen, „die Ausführung des Planes des guten Lenotre wird etwas langsam von statten gehen. Es fehlt überall an Geld. Louvois wird mit Ihnen ausführlich davon gesprochen haben."

„Zu Befehl, Sire," sagte Bernard. „Er sagte mir, daß jetzt ein großer Geldmangel in den Staatskassen sey."

„Es liegt mir außerordentlich daran, daß meine Pläne mit Versailles und Marly zur Ausführung kommen. — Außerdem bedarf es für den Staatshaushalt bedeutender Summen. — Louvois meinte, er wolle sich mit Ihnen berathen. Er hält sie für einen tüchtigen Finanzier. — In der That, Chevalier, es würde mir einen Dienst, einen sehr großen Dienst, leisten heißen, wenn Sie Mittel wüßten, die fehlenden Summen herbeizuschaffen."

„Wie glücklich würde ich mich schätzen, Ew. Majestät die Mittel angeben zu können, durch welche" — hob Bernard an.

„O Sie werden dieß schon machen! ich bin davon überzeugt," unterbrach ihn der König. „Eine andere Deckung kann ich Ihnen vor der Hand freilich nicht gewähren, als die, von welcher der Minister mit Ihnen gesprochen haben wird. Wie gesagt, Chevalier! Der Staat hat dringend Geld nöthig. Ich bitte Sie, sich der Sache zu unterziehen, und die Anleihe zu übernehmen."

„Sire, meine Bereitwilligkeit Ihnen zu dienen, könnte nur mit meinem Leben aufhören" — hob Bernard von Neuem zu sprechen an.

„Ich weiß es. Es bedarf keiner Versicherung. Ich kenne Ihre Intentionen und werde Sie zu belohnen wissen," unterbrach ihn der König, ohne ihn weiter sprechen zu lassen. „Begeben Sie sich morgen deßhalb nochmals zu Louvois. Besprechen Sie mit ihm das Nöthige. Ich werde genehmigen, was er mit Ihnen abschließt. — Aber da kömmt Lenotre! — Hören Sie, Herr Lenotre! Zeigen Sie dem Chevalier Bernard die Anlagen recht im Detail, und gehen Sie mit ihm den Plan durch. Er hat mir sehr gute Bemerkungen gemacht. — Adieu Chevalier! Es ist mir sehr lieb gewesen, Sie zu sehen."

Der König winkte dem von fern stehenden Kammerherrn, dieser einem Lakayen, und zwei Minuten später begrub der fortrollende Wagen des Monarchen den Bankier und den Gartenkünstler in seinen Staub. — —

Bernard war ziemlich verblüfft über die so schnell abgebrochene Audienz. Die Bemerkungen, die er Lenotre zu machen hatte, lohnten eben nicht die Mühe den Plan herbeigeholt zu haben. Sie beschränkten sich auf einige Komplimente, und die vollständige Billigung der grandiosen Unternehmung. —

Die Gefühle, welche Bernard auf seiner Heimreise begleiteten, waren ziemlich entgegengesetzter Art. Fühlte er sich auch noch ganz entzückt von der ihm widerfahrenen enormen Auszeichnung, so wirkte der Gedanke an das Darleihen von zwölf Millionen doch wie ein niederschlagendes Pulver. Bei seiner Ankunft theilte er Felicité, die ihn ängstlich erwartet hatte, den Vorgang ausführlich mit. Sie sah nur die ungeheure Ehre, welche an die Stelle unnützer Befürchtungen getreten war. Was das Darleihen anlangte, so, meinte sie, würde er gewiß Mittel und Wege finden, wie sich Alles am Besten, wenigstens ohne Gefahr und Nachtheil einrichten ließe. Bernard konnte in der folgenden Nacht

Digitized by Google

kein Auge schließen. Hatte am Tage der Gedanke an die ihm gewordene Auszeichnung vorgeherrscht, so war es jetzt der an die zwölf Millionen, welcher dergestalt vorherrschte, daß er erst gegen Morgen einige Stunden Ruhe fand. Eben hatte er sich von seinem Lager erhoben, er saß beim Frühstück und gedachte mit schwerem Herzen seines Besuches bei Louvois, als ihm gemeldet wurde, daß ein Knabe einen versiegelten Zettel gebracht habe. Er erbrach ihn. Er fand nichts als zwei ziemlich unleserlich geschriebene Zeilen. Sie lauteten:

„Kommen Sie, ehe Sie zu dem Minister gehen, zu mir, oder Sie sind verloren. Zilla."

„Auch diese Angelegenheit ist Dir schon bekannt!" sagte Bernard ein wenig erschrocken zu sich selbst. „Wie wird sie schelten! — Aber immerhin. Weiß sie hier ein Auskunftsmittel, so will ich Alles über mich ergehen lassen."

Es verging nicht eine Stunde, als er schon im Wagen saß und zu der Alten fuhr. Sie schien ihn bereits erwartet zu haben.

„Nun mein Herr Chevalier v. St. Michel, Sie haben sich köstlich dupiren lassen!" rief sie ihm, halb spottend, halb erzürnt, entgegen. „Trotz dem, daß ich Sie wiederholt gewarnt, sind Sie wie der beste Gimpel in das Netz gegangen, das Ihnen Louvois gestellt."

„Was wollte ich machen, Mutter?" erwiederte Bernard ein wenig kleinlaut. „Sollte ich den Orden etwa nicht annehmen, und in die Bastille wandern? Sollte ich mich nicht zu der herkömmlichen und obendrein ausdrücklich befohlenen Danksagungsaudienz begeben?"

„Beides konnten, oder vielmehr Sie **mußten** es thun, nachdem Sie so unnütz als unverständig zu dem Minister gesagt, daß Sie dem Staate „keinen Louisdor leihen würden." — Dieß wäre nämlich der einzige Prätext gewesen, unter dem man Sie hätte einsperren können. Aber auch bei der Audienz haben Sie sich einfältig benommen."

„Ich wüßte doch in der That nicht" — sprach Bernard in vorigem Tone.

„Nicht? — Nun Gott stehe Ihnen bei! — Ich sage Ihnen, Herr, Sie sind ein verlorner Mann, Sie sind ruinirt, wenn Sie die zwölf Millionen ohne hinlängliche Garantien herbeischaffen! Ueberdieß sind Sie es nicht einmal aus eigenen Mitteln im Stande, und so fügen Sie der Unbesonnenheit noch die Unredlichkeit gegen Andere, die Sie mit ins Unglück ziehen, hinzu."

„Mein Gott! Was sollte ich aber thun?" versetzte Bernard ängstlich. „Der König überraschte mich. Er ließ mich kaum zu Worte kommen. Was hätte ich sagen sollen?"

„Die Wahrheit, mein Herr!" rief die Alte heftig. Es ist dem Könige — denn er hat große Eigenschaften — unstreitig bitter genug eingegangen, den Rath des Ministers, auf solche Weise sich Geld zu verschaffen, zu befolgen. Hätten Sie offen gesagt: „Sire, das was Sie verlangen ist unmöglich. Ich besitze nicht so viel Mittel, als nöthig, um die Summe zu schaffen. Um sie von Andern zu borgen, muß ich Garantien haben, ich kompromittire sonst meine Ehre. Ich will ein ehrlicher Mann bleiben." Hätten Sie so gesprochen, so würde es den Eindruck auf den König nicht verfehlt haben. Er ist der Mann, Gesinnungen dieser Art zu würdigen. Er hätte Ihnen wider Willen Recht geben und Sie nur um so höher achten müssen."

„Bei Gott, Mutter, Ihr habt Recht!" sprach Bernard verwirrt. „Ich hätte so handeln sollen. Jetzt ist es zu spät. — Was soll aber nun geschehen? Ich sehe keinen Ausweg."

„Haben Sie mit Ihrer Frau von der Sache gesprochen?" fragte die Alte rasch.

„Allerdings! Diese sah aber nur die Ehre, die mir widerfahren ist, und nicht die Folgen."

„Ich dachte es mir wohl! Die Liebe zu Ihnen, macht sie befangen. Ich hatte mir von Ihrem Rathe mehr versprochen," sagte die Alte höchst verdrüßlich. „Jetzt bleibt nur ein einziger Weg, übrig Sie aus dem Abgrunde zu retten, in welchen Sie sich so unverständig, kopfüber gestürzt haben, und ich sage Ihnen nochmals: Sie sind verloren, wenn Sie ihn nicht einschlagen."

„Welcher? — Mutter, ich bitte Euch, welcher?" rief Bernard hastig, indem er an die erprobte Vorhersagungsgabe der Zigeunerin dachte.

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Fortsetzung.)

Der Herzog stand nach seiner Gewohnheit mit auf dem Rücken gefalteten Händen, und sah mit düster zusammengezogenen Augenbraunen auf den Eintretenden.

„Serenissime ac illustrissime princeps —" hob Ambrosius Fechner, sich bis zur Erde verbeugend, an, aber das Wort erstarb ihm im Munde, als ihn der Fürst mit hartem Tone unterbrach.

„Ich war einst Euer Schüler. Erinnert Ihr Euch wohl eines Traumes, den ich gehabt, und der durch meine Mitschüler zu Eurer Kenntniß kam?"

„Möge Eure Fürstlichkeit verzeihen — mein schlecht Gedächtniß —" stammelte Fechner.

„Dem will ich zu Hülfe kommen," sprach Wallenstein rauh. „Mir träumte, ich ginge unten am Rande des Bobers spazieren. Die alten Weiden verneigten sich vor mir. Ich erzählte in der Schule meinen Traum, und sagte, daß dessen Inhalt mir eine bedeutsame Zukunft zu prophezeien schiene. Meine Mitschüler sprachen davon zu Euch. Es sind jetzt mehr als vierundzwanzig

Jahre seit jener Zeit vergangen, aber ich habe das höhnische Gelächter, das Ihr aufschlugt, noch nicht vergessen. Ihr sagtet dann: „Ich wolle dem Joseph nachahmen."

„Sollten Eure Gnaden ein zufälliges Lachen —" hob Fechner zitternd an.

„Schweigt!" unterbrach ihn Wallenstein mit Härte „Dieß war es nicht allein, was meine junge Seele empörte. Der Hohn war es, mit dem Ihr hinzufügtet: „Wenn Du ein vornehmer Mann wirst, so will ich Dein Hofnarr werden!" — Wohlan, ich denke der Traum hat sich erfüllet! Haltet jetzt Euer Wort. Die Stelle ist eben offen."

Der Rektor wußte nicht, ob er recht gehört. Halb verdutzt, halb entsetzt, starrte er den Fürsten an.

„Ja, ja," sagte dieser. „Ihr versprachet mein Hofnarr zu werden, wenn ich zu Ehren und Würden käme, und ich nehme Euch jetzt beim Wort."

Der Aermste war im Begriff auf die Knie zu sinken. Wie sollte er auch nicht erschrocken seyn. Hatte doch der Fürst erst vor wenig Tagen an den Herzog von Liegnitz, der einen seiner eigenen Unterthanen wegen Mord nach Urtheil und Recht hinrichten lassen, ohne zu achten, daß der Mörder sich zum Wallenstein'schen Dienst bereit erklärte, einen Brief geschrieben, in welchem es hieß: „er solle ihm anstatt des Hingerichteten sogleich zweihundert Soldaten von seiner Besatzung schicken, oder er würde ein Dutzend vom Liegnitz'schen Adel beim Kopfe nehmen und niederhauen lassen." Was ließ sich von dem gewaltthätigen Manne, der mit Fürsten auf diese Weise umzuspringen pflegte, nicht Alles erwarten! — Der Rektor zitterte wie von Fieberfrost geschüttelt.

„O gnädiger Herr," sagte er, als es ihm möglich war, einige Sylben hervorzubringen, „geht nicht also ins Gericht mit Eurem Knechte!"

„Es ist Euer lächerlicher Hochmuth, Euer Dünkel, der Euch jedes unscheinbare Verdienst verkennen läßt," sagte Wallenstein mit Härte. „Da ist mein Leibarzt, ein Doktor der Medizin und wohlverdienter Mann, er bewarb sich um Euere Tochter. Das Mädchen liebte den jungen Menschen, aber Ihr schlugt ihm ihre Hand ab; Alles aus Hochmuth und Selbstüberschätzung."

„Entschuldigen Eure Fürstlichen Gnaden, dieß ist eine Verleumdung meiner Feinde! Niemals hat ein in Dero Diensten stehender, durch Amt und Ehre ausgezeichneter Mann, um meine Veronika angehalten," rief Fechner lebhaft. „Leibmedikus und Doktor! Mit tausend Freuden hätte ich eingewilligt. Heute noch würde ich es mir zur Ehre schätzen, einen solchen Schwiegersohn zu erhalten."

„Das sind Ausreden!" fiel Wallenstein ein. „Ihr denkt auf diese Art Euch herauszuwickeln, indem Ihr das Faktum läugnet; aber wie wäre es, wenn es Euch von dem Manne ins Gesicht gesagt würde? — Jede Beleidigung, die einem meiner Diener angethan wurde, betrachte ich wie eine, die mich selbst betraf."

„Ich bin bei Euer Gnaden verleumdet worden!" rief Fechner mit aufgehobenen Händen. „Möge mich jede Strafe treffen, wenn dieß anders gefunden wird."

„Wohlan, ich stelle Euch den Mann gegenüber," sprach der Herzog. „Sagt er Euch aber die Sache ins Gesicht, und Ihr könnt ihn nicht Lügen strafen, so tretet Ihr sogleich die Stelle an, zu der Ihr Euch einst verbindlich gemacht habt, es sey denn, daß mein Leibarzt noch gesonnen wäre, Euer Schwiegersohn zu werden, in welchem Falle ich seinetwegen die mir angethane Beleidigung vergessen will."

Der Herzog pfiff nach einem Diener.

„Mein Leibarzt! Er soll sogleich zu mir kommen," rief er diesem entgegen.

Es vergingen einige Minuten, in denen der Rektor kaum zu sich selber kommen konnte. Er wußte nicht, ob er wache, ob er träume, ja kaum wußte er, ob er lebe. Aengstlich harrte er der Entwicklung der Sache, bei welcher er durchaus einen Irrthum zum Grunde liegend wähnte. — Endlich trat Albert ins Zelt.

„Hier ist mein Leibarzt, der Doktor Bergmann!" rief Wallenstein. „Sprecht, Mann, habt Ihr ihm die Hand Eurer Tochter verweigert oder nicht?"

„Dieser? — Dieser — Mediziner, ist der Leibarzt von Euer Gnaden? — Und Doktor? Doctor promotus?" rief Fechner voll Erstaunen.

„Er soll Euch sein Diplom zeigen! Ueberdieß verbürge ich die Sache mit meinem Worte," versetzte der Herzog. — „Nun, Rektor," setzte er hinzu, „wie ists? Wollt Ihr ihn zum Schwiegersohn, oder tretet Ihr die offene Hofstelle an, für die Ihr Euch erboten habt?"

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß Herr Ambrosius Fechner sich für die erste der beiden Nothwendigkeiten erklärte.

Der Herzog ward nun freundlicher. Er sagte, daß er dem Leibarzte einen achttägigen Urlaub zur Vollziehung seiner Verheirathung ertheile, und entließ den Gelehrten endlich mit einem gnädigen Kopfnicken.

(Schluß folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Unsere Pferde antreibend, gelang es uns noch an dem Abend die Küstenhügel zu übersteigen, und wir lagerten eine kurze Strecke den Hügel herab auf der andern Seite an einem ziemlich geschützten Platz. Die Nacht

war etwas frostig. Wir zündeten aber ein tüchtiges Feuer an und schliefen vortrefflich bis zum nächsten Morgen. An diesem Tage kamen wir zum Fluß der Seen und fanden ihn dicht mit Waldung am ganzen Ufer hin bewachsen. Wir entdeckten sehr bald eine Furth und lagerten in der Nacht einige Meilen von der Ostuferbank entfernt. Am folgenden Morgen trafen wir einige zivilisirte Indianer, die uns auf unsere Fragen benachrichtigten, daß eine kleine Gesellschaft von drei Weißen vorgestern Abend hier vorbei passirt wäre. Ihr Lagerplatz konnte nicht weit von da entfernt gewesen seyn, wo wir uns jetzt befanden.

Don Luis erzählte uns, diese Indianer hätten früher Alle zu den kalifornischen Missionen gehört, seit aber diese Anstalten aufgehört haben, wären sie über die Küstengebirge gegangen, um sich in der Nähe der Tule Seen niederzulassen. Dort lebten sie hauptsächlich von Pferdefleisch. Die Pferde, die hier Mustangs genannt werden, weiden auf den ausgebreiteten Prairien und in der Nachbarschaft der Seen. Dort lassen sie sich ziemlich leicht schießen. Die Indianer wählen aber noch eine bequemere Methode, ihr Wildpret zu bekommen. Wenn sie Fleisch brauchen, ziehen sie über die Gebirge und treiben irgend eine große Heerde zahmer Pferde, die vielleicht einem armen Teufel von Ranchero gehört, zu sich nach Haus, um sie zu schlachten. Von denen leben sie, so lange es anhält, und haben sie den letzten Bissen verzehrt, gehen sie auf eine ähnliche Expedition wieder aus. Manchmal werden sie verfolgt und wenn eingeholt ohne Erbarmen todtgeschlagen. Gewöhnlich aber entkommen sie in das Innere, wo sie vor Verfolgung sicher seyn können.

Wir setzten unsern Pferden die Sporen ein und durchsprengten bald den sumpfigen Boden, der zwischen uns und dem nächsten Tributar des Flusses lag. Diesen furtheten wir und ritten mehrere Meilen durch ein dicht bewaldetes und von zahlreichen Eichen durchschnittenes Land. Große Heerden von Riesenhirschen sahen wir, und den ganzen Tag hörten wir ihr scharfes Pfeifen.

Wir schlugen an dem Abend unser Lager auf, ohne Weiteres über Andreas Armso und seine Gefährten gehört zu haben. Mehrere Trupps von Indianern, denen wir begegneten, wollten von keinem Weißen etwas wissen. Wäre es auf mich allein angekommen, so hätte ich die Verfolgung gern aufgegeben; denn mein Pferd fing schon an zu ermatten. Meine Gefährten wollten aber davon Nichts wissen und beschlossen, jedenfalls noch zu versuchen, ob sie der nächste Tag den Flüchtigen nicht näher bringen könne. Wir hatten Alle bemerkt, daß auf dem Wege oder dem sogenannten „Trail“ keine neuen Hufspuren von beschlagenen Pferden zu sehen waren. Bradley versicherte uns aber, die Räuber hätten jedenfalls unbeschlagene Thiere, da die eingebornen Kalifornier ihre Pferde nie beschlagen, ausgenommen, sie wollten eine sehr steinige Strecke durchreisen.

Am nächsten Tag trafen wir einige andere kleine Trupps von Indianern und hörten von ihnen, die Männer, die wir verfolgten, seyen uns volle zwei Tagereisen voraus. Eine Gesellschaft, die sie im Lager den vorhergehenden Abend mehr als 40 Meilen entfernt gesehen, theilte uns mit, sie hätten sich bei ihr nach der Stelle erkundigt, wo der Weg nach Los Angelos abgehe. Diese Stadt lag aber noch wenigstens 5—6 Tagereisen entfernt, und da wir die Sierra kreuzen mußten, um sie zu erreichen, so beschlossen wir endlich, lieber nach Monterey zurückzukehren. Hiermit schienen wir Alle einverstanden zu seyn; denn Hoffnung, die Schurken zu erreichen, blieb ja doch nicht mehr, und je weiter wir kamen, desto tiefer drangen wir in ein feindliches Land ein. Wären wir bis Los Angelos geritten, so hätten wir dort sicher erfahren, daß sie, wie auch ihre Absicht gewesen, die große spanische Straße genommen. Keinesfalls aber ließ es sich denken, daß sie lange in Los Angelos sitzen bleiben würden.

Wir wandten deßhalb die Köpfe unserer Pferde, und kehrten in einer nicht eben fröhlichen Stimmung nach der Küste zurück. Mancher Fluch wurde gemurmelt über die schuftigen Diebe, die uns um manches Monats harte Arbeit auf so schändliche Weise gebracht. Bis nach Monterey fiel weiter nichts Bemerkenswerthes vor. Wir mußten dieselben Prairien, dieselben Dickichte, dieselben Flüsse kreuzen. Heerden von Riesenhirschen und Pferden ließen sich fortwährend auf den Höhen blicken, und dann und wann trafen wir auch einige kleinere Parthien von Indianern, von denen Viele der Häuptlinge in spanischer Tracht gekleidet gingen. Wir waren zu gut bewaffnet und zu stark an der Zahl, als daß sie, wenn das wirklich ihre Absicht gewesen, es hätten wagen sollen, uns anzugreifen; sie schienen aber Alle vollkommen friedlich gesinnt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Ministerium des Innern auf den Sandwichsinseln, erzählt der Bremische Beobachter, wird gegenwärtig von einem Bremer bekleidet. Der Mann heißt Funke und war in früheren Jahren Polizeidiener in Bremen, erhielt seinen Abschied und nahm Dienste auf einem Schiff. So kam er nach den Sandwichsinseln, wo er ins Militär eintrat, und es bald zu großem Ansehen und zu einem Militärposten brachte. Gegenwärtig ist er Minister des Innern und hat die Aussicht, mit der Zeit ein reicher Mann zu werden. So meldet er selber in einem kürzlich in Bremen angekommenen Briefe.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 184 18. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen, Herr Bernard," sagte Zilla weiter, „der Generalpächter der Tabaksregie, Pidal, hat noch ein Jahr bis zum Ablauf des Pachtes vor sich. Der Mann, ohnehin ein Verschwender, ist gegenwärtig mit einer halben Million den Staatskassen im Rückstande. Wahrscheinlich erklärte er sich bei Ablauf des Pachtes bankerott. Sie begeben sich nun augenblicklich und ehe Sie zu dem Minister gehen, zu ihm und sagen: Sie wollten, wenn er Ihnen den Rest seiner Pachtzeit überließe, die halbe Million Schulden mit übernehmen. — Die halbe Million ist wahrscheinlich weggeworfen, aber es geschieht Ihnen schon recht, und ist noch eine allzugelinde Strafe. — Pidal, welcher weiß, daß Sie diese Summe während des noch übrigen Jahres nicht an dem Pacht gewinnen können, wird mit beiden Händen zugreifen. Nun fahren Sie zu dem Minister. Sie erklären sich bereit, die zwölf Millionen schaffen zu wollen, wenn man Ihnen sofort die Tabaksregie als Unterpfand überlasse. Louvois wird Ihnen antworten, daß dieß unmöglich sey, so lange der Pacht mit Pidal nicht zu Ende, daß es indeß geschehen solle, sobald dieser Fall eintrete, und daß man es dann gerne sehen würde, wenn Sie Meistbietender blieben. Wäre letzteres nicht der Fall, so würde man auf Staatsrechnung administriren, und Ihnen die Gelder überweisen. — Nun, Herr Bernard bitte ich, daß Sie sich nicht zum zweiten Male so einfältig fangen lassen, denn darauf ist es abgesehen. — Sie erklären jetzt ganz ruhig: Ehe Sie den Tabakspacht nicht als Pfand in Händen hätten, könnten Sie kein Geld schaffen. Sie schlügen daher dem Minister vor, Ihnen zu dem Preise, den Pidal jetzt bezahle, nach Ablauf dessen Pacht zu übertragen und Ihnen zu überlassen, sich mit diesem zu einigen. Der Minister, an die rückständige halbe Million, und daran denkend, daß sobald Pidals Pacht abgelaufen der Staat freie Hand haben würde, Sie auf diese oder jene Art hinzuhalten, wird auf Ihren Vorschlag eingehen. Sie übernehmen dann Morgen den Pacht, zeigen dieß dem Minister an, und stellen ihm die Erhebung der Abschlagssummen Zug um Zug gegen die Aushändigung des Pachtverlängerungsdokuments frei."

„In der That, Mutter, dieß ist ein Ausweg," rief Bernard überrascht.

„Der aber nur praktikabel ist, wenn er festen Schrittes betreten und verfolgt wird. Thun Sie dieß nicht, lassen Sie sich noch einmal dupiren, so ist es aus mit Ihnen. — Sie erklären rund und fest: Sie könnten keinen Pfennig zahlen, bis Sie das Pfand in Händen hätten."

Mit erleichtertem Herzen stieg Bernard in den Wagen und fuhr zu dem Pächter der Tabaksregie. Dieser, froh so wohlfeilen Kaufes aus aller Verlegenheit zu kommen, willigte mit Freuden in Bernards Vorschlag und fertigte ihm sogleich das Abtretungsdokument aus. Mit solchem in der Tasche, eilte er zu dem Minister. Dieser stellte sich Anfangs sehr befremdet, daß Bernard noch andere Garantien als das Wort des Königs und die Versicherung des Ministers, daß, falls er nach Ablauf des Pachtes nicht Meistbietender bliebe, ihm die Einkünfte der Tabaksregie pünktlich überantwortet werden sollten, verlange. Bernard blieb aber fest bei der Behauptung, daß er ohne Annahme seiner Bedingung kein Geld schaffen könne. Der Minister fertigte endlich den Befehl zu Abschließung des Kontraktes nach den Forderungen Bernards aus. — Nach drei Tagen war Alles beendigt, Bernard, mit dem Kontrakte in der Tasche, veröffentlichte nun auch sein Abkommen mit Pidal, und trat die Verwaltung des Geschäftes an. Louvois sah, daß seine List vollständig mißlungen sey. — —

So bedeutend auch die Summen waren, die Bernard jetzt zu schaffen hatte, so stieg doch sein Kredit durch die Uebernahme der Tabaksregie, dieses so ins Ungeheuere gehenden Geschäftes, so sehr, daß es ihm ungemein leicht war, alle Termine pünktlich inne zu halten, und dieß gab ihm als Finanzier ein solches Ansehen, daß er bald als der mächtigste Geldmann in ganz Frankreich betrachtet ward. Es trat überdieß ein für ihn vortheilhafter Umstand ein. Louvois, der niemals sein Freund gewesen, so aufmerksam und zuvorkommend er immer sich auch zeigte, starb in dieser Zeit. Der Nachfolger des Ministers schätzte Bernard um so höher, je mehr er dessen Geldquellen zu benutzen sich genöthigt sah. Er regnete jetzt Ehrenstellen und Gunstbezeugungen auf ihn, und ehe ein Jahr verging, war er Geheim-

rath, endlich sogar „Graf von Caubert.“ Seine Frau, die den Gatten schwärmerisch liebte, war ganz glücklich über diese Auszeichnungen. Sie würde ihn zwar, auch ohne sie, eben so sehr geliebt haben, aber sie sah nun, wie ihre Verwandten, die bis jetzt von dem Kaufmann Bernard nicht eben viel wissen wollten, keinen Anstand nahmen mit dem „Geheimenrath Grafen von Caubert“ in die freundschaftlichsten Beziehungen einzugehen. Bei alledem kam Bernard dieß bessere Verhältniß nicht eben billig zu stehen. Bald hatte dieser oder jener herabgekommene Edelmann irgend ein Anliegen, selbst Leute von langen Namen und Titeln, und Ritter hoher Orden muthete ihm zu, ihre in Verwirrung gerathenen Vermögensverhältnisse wieder in Ordnung zu bringen, und Alle beriefen sich darauf, daß sie in dem und dem Grade mit ihm verwandt wären. Bernard hätte es sich früher niemals träumen lassen, daß er einst so ein Heer vornehmer Verwandten haben würde. Seine natürliche Gutmüthigkeit, und ein in den Finanzrechnungen noch nicht ganz untergegangener leichter Sinn trieben ihm, zu helfen, wo er nur konnte. Manchmal wäre es ihm überhaupt auch nicht möglich gewesen, das Ungemach von seiner Kasse abzuwenden. Hatte er sich aber einmal allzuleicht hinreißen lassen, so konnte er sich auf eine tüchtige Strafpredigt von Seiten Zilla's gefaßt machen.

„Es wäre gar kein Wunder,“ pflegte sie dann voll Verdruß auszurufen, „wenn Sie Ihres Leichtsinns und Ihrer Neigung, sich von dem ersten Besten zur Dupe machen zu lassen, am weißen Stabe aus Ihrem Hotel wandern müßten! — Ihre Frau sollte wenigstens klüger seyn. Wie habe ich mich in dieser getäuscht! Sie hat eine Menge guter Eigenschaften, aber gerade die, weßhalb ich sie Ihnen zur Gattin vorschlug, nämlich Festigkeit des Charakters, geht ihr gänzlich ab.“

Bernard besuchte die Alte jetzt sehr häufig, obwohl er von dergleichen Strafpredigten eine beständige Furcht hatte. Die Zigeunerin kränkelte fortwährend und bald zeigte es sich, daß ihre Krankheit eine unheilbare, nämlich eine auszehrende sey. Eines Morgens traf er sie kränker als gewöhnlich.

„Es ist mir lieb, Hr. Bernard“ — sie nannte ihn nie anders — „daß Sie kommen, und zwar heute kommen.“ Diese Worte sagte sie mit schwacher Stimme, indem sie ihm winkte, sich neben ihr niederzulassen, und ihr mattes Auge mit einer ungewöhnlichen Milde auf ihm ruhete.

„Wir sehen uns heute zum Letztenmale. Wären Sie nicht gekommen, so hätte ich Sie rufen lassen.“

„Nein, Mutter,“ rief Bernard mit tiefer Rührung, „Ihr dürft nicht sterben! Wir haben Aerzte, es muß noch Mittel geben —“

„Es gibt keins! Ich *fühle*, daß ich sterbe;“ unterbrach ihn die Alte. „Uebrigens,“ setzte sie lächelnd hinzu, „fürchte ich nicht den Tod. Ich halte ihn für eins der geringsten Uebel.“

Während sie dieß sagte, griff sie nach einer Cassette, die sie aufschloß, und ein versiegeltes Packet herausnahm, das sie neben sich legte.

„Herr Bernard,“ sagte sie dann mit ruhigem Tone, „ich habe mich über die Zukunft der Meinigen und dann über die Ihre mit Ihnen zu unterhalten. In beider Hinsicht hege ich ernste Besorgnisse. Was die erste anlangt, so bin ich stets der Meinung gewesen, der einzige, glückliche, freie, selbstständige Mensch sey — *der Zigeuner*. Sie werden dieß lächerlich finden, aber Sie sind befangen, Sie sind nicht im Stande, darüber zu urtheilen. Er ist glücklich, denn er hat „keine Bedürfnisse“, er ist frei, denn er hat „keinen Herrn“, er ist selbstständig, denn er hat „keine Heimath“. Alles was er ist oder nicht ist, Alles was ihm fehlt oder was er hat, beruht auf ihm selbst und auf seinem Willen. Ihm gebietet kein Monarch, er ist sein eigener Fürst, sein König. Frei wie der Vogel der Lüfte zieht er über die Ströme, die Landesgränzen, die Meere und bleibt oder geht wie es ihm gefällt. — Sie, Herr Bernard, können diese Gefühle nicht würdigen. Man muß sie empfunden haben, um sie zu verstehen. Es gibt starke Seelen, die da fühlen, daß nichts auf Erden diesen Empfindungen gleichkommt, und die alle Vortheile, die ihnen geboten wurden, wenn sie sie verläugnen wollten, hinwarfen. — Meine Enkelin Zehra, mein Liebling, gehört zu diesen. Für diese bin ich daher unbesorgt, sie bedarf nichts als meinen Segen. Mein Geist, meine ganze Seele ist mit ihr. Mit meinen übrigen Angehörigen ist es ein anderer Fall. Mehr oder minder sind sie schwach, und werden von der Last des Lebens gedrückt. Für diese und zu deren Unterstützung, nehmen Sie dieß Kästchen. Es enthält Tausend Louisdor und eine goldne Kette. Die letztere geben Sie meiner Enkelin Zehra, wenn sie sich einmal bei Ihnen einfinden sollte. Sie wird das Gold verachten, aber als Andenken an mich wird ihr die Kette werth seyn. Von den Tausend Louisdor unterstützen Sie die Meinigen, sagen ihnen aber nie, daß dieß Geld von mir komme. Lassen Sie die Unterstützungen überhaupt sehr sparsam fließen. Geben Sie ihnen niemals mehr als einen Louisdor auf einmal. Sollte einer der Knaben sich der Nation, der er angehört, unwerth zeigen, ich meine, sollte er sich ihrer schämen, ein Gewerbe treiben, sich anfällig machen wollen, so bleibt es Ihnen überlassen, ihm von dem Gelde ein Etablissement zu gründen. — So viel, Herr Bernard, was die Zukunft der Meinigen betrifft. Jetzt zu der Ihrigen und diese, ich gestehe es offen, macht mich bei Weitem mehr besorgt. Sie sind mehr durch Glück, wie durch ernstes verdienstliches Streben, ein reicher und vornehmer Mann geworden. Sie haben sich *einige* Erfahrungen gesammelt, Ihren Leichtsinn *in Etwas* abgelegt, aber im Ganzen betrachtet sind Sie dennoch schwach und eitel. Ich war Ihre Rathgeberin, Ihre *Egeria*. Sterbe ich, so fehlt Ihnen diese, und doch bedürfen Sie mich noch. Ihre Frau kann mich nicht ersetzen. Sie ist schwach wie Sie. Ich gestehe,

daß mich dieser Umstand bekümmerte, daß ich viel darüber nachgedacht habe, ohne ein ganz geeignetes Auskunftsmittel zu finden. Endlich kam ich auf eines, wiewohl nicht völlig meinem Wunsche entsprechendes: Bijour soll meine Stelle vertreten, soll Ihre „Egeria" seyn." —

Die Alte rief zwei Worte in der Zigeunersprache, und das häßliche schwarze Huhn, das wie gewöhnlich in seinem Winkel hockte, kam plötzlich wie ein Sturmwind geflogen und ließ sich auf dem Schooße derselben nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Alles ist möglich!

(Schluß.)

Albert invitirte den künftigen Schwiegervater in sein Zelt. Er wußte sich gar nicht die plötzliche Sinnesänderung des Letzteren, so wie was dieser vorhergegangen sey, zu erklären, und nachdem er seine eigene Fata dem Alten mitgetheilt, befragte er ihn namentlich, welche Bewandtniß es denn mit der Hofstelle habe, von der der Herzog gesprochen. Der Rektor schien ganz verwirrt.

„Fragt mich nicht darüber, Schwiegersohn in pse," sagte er. „Der Herzog will, es soll verschwiegen bleiben. Es ist, so zu sagen, ein Staatsgeheimniß. — Leibarzt! — Doktor! Wer hätte das je in Euch gesucht? Es gehen jetzt ganz absonderliche Dinge vor. — Seht einmal dort hinunter nach dem Boberufer! — Wenn Ihr einmal bemerket, daß die alten Weidenstummel dort herumspazieren und Komplimente zu schneiden beginnen, so dürft Ich Euch darüber durchaus nicht wundern. Es ist gar nichts Absonderliches dabei, in einer Zeit, wo man Fürstlicher Leibarzt und Doktor, rite promotus, werden kann, ohne mensa dekliniren zu können. — Aber um Gotteswillen," fuhr er erschrocken fort, als Albert, von den letzten Worten unangenehm berührt, eine etwas krause Stirn machte, „glaubt etwa nicht, daß dieß auf Euch Bezug hat! Eher wollte ich einen Löwen an der Mähne zausen, oder einen Leoparden am Schwanze zupfen, als einem der Diener Sr. Hochfürstlichen Gnaden, des Herzogs von Friedland, mit einer Sylbe zu nahe treten. Und dann — könnt Ihr nicht inzwischen ein ganz vortrefflicher Lateiner geworden seyn? Heute zu Tage ist Alles möglich! Der Albrecht Wallenstein war auf der Schule eben auch kein Hexenmeister, was das Latein anbelangt, und heute — ich will darauf schwören — fließt es ihm gewiß zum Munde heraus, wie dem Cicero oder dem Hortensius. Deßhalb ist er unstreitig auch ein großer Mann geworden. Wundert Euch deßhalb künftig über nichts. Hochfürstlicher Leibarzt, Doktor und Schwiegersohn. Macht es wie ich. Ich zweifle an nichts mehr. Gestern hätte ich es keinem Menschen geglaubt, wenn man mir gesagt hätte, daß Ihr mein Schwiegersohn werden und der Herzog mir eine — Hofstelle antragen würde, heute glaube ich Alles, und wenn man behauptete, ich würde Vezier des Königs von Samarkand werden. Wie gesagt: Alles ist möglich! Und das soll der Denkspruch seyn, den man auf meinen Leichenstein schreiben wird."

Albert sah den künftigen Schwiegervater ganz bedenklich an, als er ihn solche Reden führen hörte. Am liebsten hätte er ihn an den Puls gefühlt. Er war so ziemlich der Meinung, daß entweder aus Furcht vor dem Herzog, oder aus Stolz über irgend eine von diesem ihm angebotene Stelle, sein Verstand ein wenig in Verwirrung gerathen sey. Er beschloß daher, theils aus diesem Grunde, theils um Veronika zu sehen und die Geliebte mit der Nachricht ihres gemeinsamen Glückes zu überraschen, den Rektor nach der Stadt zu begleiten.

Nur schwer würde man den Uebergang vom Kummer bis zur höchsten Freude schildern können, von der das Herz des Mädchens erfüllt war. Auch der Rektor begann die Sache von einer vortheilhafteren Seite zu betrachten, als er sah, mit welcher Achtung der General Isolani und seine Offiziere dem Leibarzt des Herzogs, der so ziemlich allgemein für einen Liebling des Herrn galt, begegneten. Auch die Entschiedenheit, mit welcher Albert, auf die sofortige Abstellung der Mißhandlungen der Bürger drang, welche, wie er sagte, nicht die Billigung des Fürsten finden würde und dem er die Zahl der Ermordeten und Verwundeten — der Ersten waren über ein-, der letzteren über dreihundert — mitzutheilen sich verpflichtet hielte, imponirte dem Rektor ungemein. —

Drei Tage blieben die Truppen in der Gegend. Der Fürst sagte Albert nochmals, daß er ihm acht Tage Urlaub zu seiner Verheirathung gewähre, daß er ihm dann aber nach der Gegend von Steinau nachfolgen solle. Rektor Frechner machte jetzt keine Schwierigkeiten mehr gegen die Verbindung der jungen Leute. War sein Schwiegersohn doch „Doktor" und „Leibarzt", mithin ein allgemein geachteter Mann. Die Heirath wurde auch nach wenigen Tagen vollzogen. Leider mußten die Neuverbundenen sich bald wieder trennen, denn schon zwei Tage darauf reiste Albert nach Steinau ab, wo der Herzog inzwischen die Schweden total geschlagen hatte.

Nur selten im Laufe des Krieges gelang es Albert, die junge Gattin, die während der Zeit im Hause der Eltern geblieben war, zu sehen. Der unstete Wechsel des Kriegsglücks nöthigte ihn, seinen Herrn in die verschiedensten Gauen Deutschlands zu begleiten. Er war inzwischen ein wohlhabender Mann geworden. Nicht nur, daß ihn der Herzog, der gegen seine Diener und Beamten stets sehr freigebig war, fürstlich belohnte,

auch bei der Generalität trug ihm seine Praxis eine bedeutende Summe ein. Erst das traurige Ende, das den Herzog zu Eger erreichte, machte der leibärztlichen Laufbahn Alberts ein Ende. Zwar wollte der Nachfolger Wallensteins beim Heere, der General Gallus, auf gleiche Weise ihn in seinem Dienste anstellen, er mochte indeß nicht bei dem Manne bleiben, der seinem früheren Freunde den, wenn auch verschuldeten, Untergang gebracht. Zudem war er des unsteten Lebens müde. So wie der Leichnam Wallensteins, den er nach Gitschin geleitete, in die Gruft gesenkt war, begab er sich nach Goldberg zu seiner Gattin. Er fand diese in Trauer um den Vater, welcher vor Kurzem und zwar gänzlich versöhnt mit dem Schwiegersohn, mit dem er in letzter Zeit sogar ein wenig zu prunken liebte, gestorben war. Obwohl Albert sehr bequem von dem erworbenen Vermögen hätte leben können, so zog er es doch vor, in Goldberg, wo er bis an den Tod als ein von Allen geschätzter Arzt lebte, seine Praxis auszuüben.

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Schon früher waren wir dahin übereingekommen, uns, sobald wir die Seeküste erreichen würden, zu trennen. Es lag kein weiterer Zweck vor, daß wir noch länger zusammenbleiben sollten, da unser künftiger Plan doch für spätere Zeiten natürlich nur von Umständen abhing. Dennoch kostete uns dieser Schritt einige Ueberwindung, und ich kann wohl sagen, daß ich fast eine Art Schmerz empfand. Vier Monate hatten wir zusammen in treuer Kameradschaft gelebt, Mühseligkeiten und Gefahren zusammen ertragen, und eine Freundschaft, die man sich in zivilisirten Ländern nicht leicht nach so kurzer Bekanntschaft denken kann, war zwischen uns entstanden. Kleine Zänkereien fanden allerdings dann und wann statt, aber diese, wie der falsche Verdacht, den ich auf Bradley einmal geworfen, waren alle vergessen. Die Vernunft gebot übrigens, daß wir uns trennen mußten. Als wir Monterey wieder erreichten, gingen wir in ein Hotel zweiter Klasse, freilich das Beste, was geöffnet war, und am folgenden Morgen ordneten wir die Theilung des Goldes an, das Bradley durch Kapitän Sutter hierher konsignirt hatte. Am nächsten Tage nahmen wir Abschied. Don Louis ging nach seiner eigenen freundlichen Heimath zurück, Bradley nach San Francisco; wohin sich die Uebrigen wendeten, weiß ich selbst nicht einmal; als ich aber früh erwachte, fand ich mich allein.

Nach dem Frühstück durchwanderte ich die Stadt. Monterey ist, wie San Francisco, fast ganz verlassen. Alles ist nach den Goldwaschplätzen aufgebrochen, und die Geschäfte, Schiffe und Läden sind sich selbst überlassen. Die zurückgebliebenen Personen treiben entweder ein ungemein einträgliches Geschäft, dessen Existenz die Gegenwart des Prinzipals an dem Fleck verlangt, oder es sind Diener und Kommis, die durch ein ungeheueres Salair veranlaßt worden, noch kurze Zeit auszuhalten. So will ich hier nur erwähnen, daß Kommis von 2300—2700 Dollars nebst Kost und Logis jährlich bekommen haben. Selbst Knaben erhalten einen ungeheuren Lohn, und die niedrigsten und einfachen Arbeiten werden in einem Verhältniß bezahlt, das nur dieser Ueberfluß an Gold rechtfertigen kann.

Selbst aber mit dem Versprechen solchen hohen Lohnes ist es manchmal fast eine Unmöglichkeit, die Leute, die fest entschlossen sind nach den Bergwerken aufzubrechen, zurückzuhalten. Ich erfuhr von Oberst Mason, daß die Offiziere in der Garnison zu Monterey seit zwei Monaten nicht im Stande gewesen wären, sich einen einzigen Bedienten zu halten, und in der That waren sie genöthigt gewesen, entweder ihr eigenes Mittagsessen zu kochen, oder es roh zu essen. Abwechselnd hatten sie deßhalb das Küchendepartement übernehmen müssen, und selbst Oberst Mason war nicht davon ausgenommen.

Die in den Minen herrschende Krankheit hat Einige hierher zurückgesandt, und mit dem Anfang der Regenzeit, denke ich, wird es wohl Leute genug zur Arbeit hier geben, wo dann der Werth derselben auch sinken muß. Jetzt sieht indessen die Stadt noch sehr verlassen aus, die Läden sind geschlossen, die Häuser verrammelt, und im Hafen liegen die Schiffe einsam und unbeschützt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nicht weniger als fünf europäische Staaten suchen gegenwärtig Anleihen zu machen, um die Ausgaben für die letzter Zeit stattgehabten Bürgerkriege zu decken. Oesterreich verlangt 71 Millionen Gulden oder circa 38 Millionen Rthlr.; Frankreich 200 Millionen Franks oder circa 53 Millionen Rthlr.; Toskana, Sardinien und Neapel, jedes 30 Millonen Frks. oder 38 Millionen Rthlr. preußisch Ctr. Zusammen circa 115 Millionen Rthlr. pr. Ctr.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 185 20. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Bernard erschrack unwillkürlich. Hatte er einen Augenblick vorher geglaubt, daß die Alte in Fieberhitze zu phantasiren anfange, so fühlte er sich versucht, sie jetzt für eine Zauberin, das häßliche Huhn für ihren Leibdämon zu halten. Zilla schien seine Gedanken zu errathen; sie schüttelte den Kopf und lächelte auf jene oft wiederkehrende sarkastische Weise.

„Ich bitte Sie, Herr Bernard, Bijoux mit sich zu nehmen und das Thierchen gut zu verpflegen. Es wird Ihnen nicht zum Schaden gereichen. Es wird Ihnen auch keine Ungelegenheiten zuziehen. Bijoux ist gar wohlgezogen. Seine Nahrung sind Waizenkörner und Wasser. — Es wird Ihnen wunderbar vorkommen," fuhr sie nach einer Weile mit Ironie im Tone fort, „daß ich Ihnen ein Huhn schenke, und dieß sogar Ihnen an meiner Stelle als Rathgeberin empfehle. Sie können, wenn Sie Lust haben, sich dieß aus zweierlei Gesichtspunkten erklären. Einmal können Sie denken, ich sey in das arme Ding so vernarrt, und wollte ihm eine gute Pflege sichern, und dann können Sie auch annehmen, daß die Zigeuner an Seelenwanderung glauben und ich hoffte, so zu sagen, selber als Bijoux neben Ihnen zu existiren, bis daß mein Geist im All zerflösse." —

Zilla sah Bernard während dieser Rede mit einem sonderbaren Ausdruck an. Er wußte nicht, sollte er das, was er hörte, für Ernst, Spott oder Wahnsinn halten.

„Sie versprechen mir also," fuhr sie fort, „zu meinem Andenken den Vogel gut zu behandeln und ihm täglich mit eigener Hand das Futter zu reichen. Dieß darf aber nie anders — verstehen Sie wohl — als mit der linken geschehen. Wollen Sie nun wegen irgend einer wichtigen Sache die Meinung wissen, die ich haben würde, wenn ich lebte, so reichen Sie Bijoux bei der nächsten Mahlzeit einunddreißig Waizenkörner, aber mit der rechten Hand. Frißt das Thier, so können Sie nach gehörigem Bedenken auf die Unternehmung eingehen. Frißt es nicht, so warten sie damit drei Tage, und beleuchten Sie inzwischen die Sache von allen Seiten, denn es droht Ihnen Gefahr. Jedenfalls unterlassen Sie das Geschäft gänzlich, wenn Ihre Existenz dadurch gefährdet werden könnte."

Bernard war ganz verblüfft über die Mittheilung. Unter andern Umständen würde er die Sache für einen Scherz gehalten haben. Die Zigeunerin schien seine Gedanken zu errathen.

„Sterbende scherzen nicht, Herr Bernard!" sagte sie ernst. „Ihr Glück, Ihre Existenz, ist vielleicht an dieß Huhn gebunden. Bewahren Sie diesen Talisman, er ist Ihnen nur allzunöthig."

Die Alte winkte dem Huhne mit einem Finger und dieses hüpfte mit einem Sprunge Bernard auf den Arm.

„Dieses Päckchen," sagte sie, indem sie ihm ein versiegeltes Packet übergab, „bewahren Sie bis zu Ihrem fünfzigsten Geburtstage. Dann — keinesfalls eher — können Sie es erbrechen und sich von dem Inhalte unterrichten. Ich habe es stets gut mit Ihnen gemeint. Sie erfahren dann auch das: Warum?"

Während die Alte sprach, schimmerte in ihren blassen und leidenden Zügen dennoch ihr oft wiederkehrendes sarkastisches Lächeln und Bernhard wußte nicht, ob sie ihn verspotte oder im Ernste rede. Er lächelte deßhalb gleichfalls, jedoch verlegen.

„Sie können," sagte sie jetzt etwas scharf und trocken, „wenn Sie Lust haben, an die römischen Auguren denken — so hießen ja wohl die Leute? — die lachten auch einander ins Gesicht; die Sache hatte indessen dennoch eine ernste Seite, und wenn Sie meinen Rath nicht befolgen, so werden Sie es zu bereuen haben."

„Mutter," sagte Bernard, indem er ihre Hand ergriff, mit gerührtem Tone, „Ihr könnt mir auftragen zu diesem Tische, zu diesem Stuhle zu sprechen, und ich würde es thun. Was habe ich nicht Euch Alles zu danken! Und ich sollte nicht ausführen wollen, was Ihr verlanget? — Verlaßt Euch darauf, daß ich pünktlich verfahre, wie Ihr mir gesagt habt. Ich werde überdieß dieß Thier als ein geheiligtes Gut, als einen Talisman betrachten. Ihr habt es geliebt, Eure Hand es gepflegt. Es soll mein theuerstes Gut seyn."

„O," sagte sie gleichfalls nicht ohne Rührung, und indem ihre Knochenhand die seinige drückte, „es ist nicht wegen mir, und nicht wegen des Thieres selbst, daß ich Ihnen Bijoux übergebe. Es geschieht Ihretwegen. So

Digitized by Google

lange Sie meinem Rathe **pünktlich nachkommen**, so lange Sie dieß Huhn besitzen, wird Sie das Glück nicht verlassen, so weit nämlich von Geld und Geschäften die Rede ist. — Es wird auch einst eine Zeit kommen, wo Sie meine Liebe und den Grund, auf den meine Zusicherung beruht, klar erkennen werden.“ —

Bernard stürzten die Thränen aus den Augen, sie flossen über seine Wangen.

„Euren Segen, Mutter!“ rief er tief ergriffen, indem er vor ihr auf die Knie stürzte.

„Der Geist, der da groß ist und ewig, im Schaffen, im Erhalten und im Zerstören, möge mit Ihnen seyn;“ versetzte Zilla ihre Hände auf sein Haupt legend. — Gehen Sie jetzt! Die Stunde kommt, wo meine Seele in das All hinübergeht.“

Bernard ergriff nun das Huhn, das bis dahin ruhig ihn angeblickt, und wankte unter häufigen Thränen zur Thüre hinaus. — —

Bis jetzt hatte Bernard noch nie mit seiner Frau von der Zigeunerin gesprochen. Heute fühlte er sich dazu veranlaßt. Er erzählte ihr Alles mit Ausnahme seiner Neigung für Zehra, so wie des sonderbaren Verfahrens, das ihm die Alte Hinsichts des Huhns empfohlen. Was das Letztere anlangte, so sagte er bloß, daß Jene eine besondere Neigung für das Thier gefaßt gehabt und daß er es zu deren Andenken bewahren wolle. Zu seinem Befremden sagte Felicité, daß sie sich zwar besinne von der Zigeunerin Zilla als einer mit auffalender Wahrsagungsgabe vertrauten Person reden gehört zu haben, daß sie sie aber niemals gesehen habe. Da Zilla Fräulein von St. Chamans so genau zu kennen geschienen hatte, war ihm dieß um so auffallender. Am folgenden Tage fuhr Bernard wieder nach der Wohnung der Alten. Sie war in voriger Nacht gestorben, und nach ihrer vorher bestimmten ausdrücklichen Verfügung bei Aufgang der Sonne von ihrer Familie in einem benachbarten Gehölze begraben worden. Sie hatte untersagt, auf ihrem Grabe einen Hügel oder ein anderes Denkmal zu errichten, indeß bestand Bernard darauf, das Plätzchen, wo sie ruhte, mit einem Fliederstrauche bepflanzen zu dürfen.

„Es könne nicht ihr Wille gewesen seyn, es ihm unmöglich zu machen, das Grab seiner besten Freundin von Zeit zu Zeit zu besuchen, und es stets richtig aufzufinden,“ sagte er.

Er drang zuletzt noch in die Familie, sich, so oft ihr etwas mangle, oder sie andere Hülfe nöthig habe, an ihn zu wenden. —

Um durchaus dem Willen der Alten aufs Beste nachzukommen, beschloß er Bijour sein eigenes Kabinet zur Wohnung anzuweisen. Er ließ ein sehr schönes metallenes Bauer, so groß, daß fast ein Mensch darin Platz gehabt hätte, verfertigen und wies diesem einen Platz dicht am Fenster neben seinem Schreibtische an. Zu seinem Befremden wollte das Huhn durchaus nicht darin verweilen, sondern suchte sich stets das dunkelste Eckchen des Zimmers, hinter einem Vorhang, zum Aufenthalt aus. Erst als Bernard das Häuschen dorthin brachte, schien Bijour vollkommen zufrieden gestellt, und nahm augenblicklich und aus freiem Willen darin Platz. Hier saß der Vogel tagelang, und obwohl die Thüre offen stand, verließ er doch nie sein Bauer, nur zweimal des Tages, und wenn die Futterzeit herannahete, ließ er sein gewöhnliches heiseres Glucken hören. Rief Bernard nun den Namen: Bijour, so kam das Huhn, wie vom Sturmwind getrieben und flog ihm auf den Schooß. Hier fraß es die Waizenkörner, die ihm Bernard nach Vorschrift mit der Linken reichte, es trank und blickte ihn dann mit den rothen Augen so nachdenklich, so verständig an, daß Bernard fast auf den Gedanken der Möglichkeit einer Seelenwanderung gekommen wäre, und Bijour für das zweite Ich Zilla's hätte halten können. — —

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

Historische Zeitnovelle von Gotthold Auerbach.

1.

Es war am Abend des achtzehnten Februar des Jahres 1849.

Die Straßen der alten Magyarenstadt Debreczin waren glänzend erleuchtet, und prächtige Karossen, dieselben, die sonst zur Karnevalszeit ihre Eigenthümer zu den kaiserlichen Hoffesten geführt, rollten zum Schlosse hinauf, wo Kossuth der gewaltige Diktator, der allmächtige Abgott des Volkes, der Zauberer der Revolution, die kurze berathende Zusammenkunft der ungarischen Feldherren durch glänzende Feste verherrlichte.

Kossuth kannte sein Volk. Mitten unter den Stürmen dieses furchtbaren Krieges, den die „einsame Nation“ gegen die Legionen ihrer Feinde führte, sollte der prachtliebende Adel der Feste nicht entbehren, die ihn so lange an Wien und die Dynastie der Habsburger gefesselt. Die gewohnte Herrlichkeit sollte den Muth der magyarischen Großen beleben und sie über die Abgründe der Zukunft täuschen.

An einem der hohen Fenster des alten Schlosses stand ein schöner, hochgewachsener Mann. Seine Hände stützten sich krampfhaft auf die marmorne Brüstung, während sein großes Auge die weite Ebene überschaute.

Das Rollen der glänzenden Karossen, der laute Jubel soldatischer Lust, der aus den Straßen heraufscholl, der tiefe Athem des Windes, der die Ebene durchzog und auf seinen schweren Schwingen einzelne Töne der Musik aus dem unfernen Lager herübertrug, vermochte nicht den Strom seiner düsteren Gedanken zu unterbrechen.

Sein Antlitz war bleich, seine Lippen zuckten, schwere Athemzüge rangen sich aus der arbeitenden Brust hervor.

Der Mann in der glänzenden Magyarentracht mit dem goldenen Säbel und den gewaltigen Gedanken, war — Kossuth, der Diktator.

„Allmächtiger Gott," flüsterte er leise vor sich hin, während die gefaltenen Hände sich unwillkürlich zum Himmel erhoben, „werde ich auch im Stande seyn, das Riesenwerk zu vollbringen, das Du auf meine Schultern gelegt . . . werde ich im Stande seyn, dieß Volk vor dem Untergange zu bewahren, das mich vertrauensvoll an seine Spitze gestellt? . . . Wird die Geschichte einst gerecht gegen mich seyn . . . und die Tausende, die auf den Schlachtfeldern schlafen?... Werde ich im Stande seyn, dem armen Volke, zum Lohne seiner furchtbaren Opfer, den Segen der Erlösung aus der Knechtschaft seiner selbstständigen Gebieter zu gewähren? . . . Armes Volk . . . meine einzige Stütze . . . ich fühle, wie der Neid mich umzischt, wie der Verrath mich umlauert, wie man nach Augenblicken lechzt, den stolzen Emporkömmling vernichten zu können! . . . Armes Volk . . . fluche mir nicht! . . . Es muß seyn . . . ich will, ich will die Bahn bis zum Ende durchlaufen und ich werde sie demüthigen diese stolzen Magnaten! Ich fürchte Dich nicht, armes, zerrissenes Oesterreich, . . . aber," und das leichtgeröthete Antlitz wurde bläßer und das stolze Haupt sank gedankenvoll auf die klopfende Brust, „wenn denn doch wirklich die Wolke aus dem Osten heranzieht und der Zaar seine Legionen sendet? . . ."

In diesem Augenblicke wurde der Präsident durch einen leichten Schlag auf die Schulter aus seinen düsteren Träumen geweckt. Ein leichter Schauer durchzuckte ihn, aber mit der Hand über die Stirn fahrend, bot sein Gesicht schnell wieder den gewöhnlichen ernsten und festen Ausdruck. Er drehte sich um und erkannte Dembinski.

Der alte polnische General hatte Kossuths letzte Worte gehört. Auf eine offene Depesche zeigend, die er in der Hand hielt, antwortete er mit trübem Lächeln:

„Ja, sie zieht heran, die gefürchtete Wolke, bald werden hunderttausend Russen die Zahl unserer Feinde vermehren . . . Poh! wir werden Spartaner seyn . . . die Polen werden uns Hülfe senden, und sollen sie Mann für Mann durch die russischen Gränzkordons schlüpfen . . . wir werden das nachher noch weiter besprechen . . . aber bevor wir zum letzten Kriegsrath zusammentreten, einen Wink, . . . ich habe Ursache, Szirmai zu mißtrauen . . . er darf nicht um unsern Plan wissen . . . weißt Du kein Mittel, ihn heute von der Berathung auszuschließen?"

„Er steht obenan auf meiner Liste, aber wir müssen vorsichtig mit ihm umgehen! Szirmai hat einen mächtigen Anhang! Rufe Bem, Görgei und den jungern Meszari, wir wollen hier auf der Stelle unsere letzten Verabredungen nehmen!"

„Kennst Du die Ursache seines Verraths?"

„Er haßt Meszari und mich . . . seine gemeine Seele ist jedes Verbrechens fähig, er würde Vater und Mutter verrathen, um die schlechteste seiner niedrigen Leidenschaften zu befriedigen. Er möchte an meiner Stelle seyn, um einst die ungarische Krone... Armer Knabe, nur Dein Ehrgeiz überragt Deine Nichtigkeit!"

„So sind sie! Der erbärmliche Schreiber hofft sich mindest eine Generalsuniform oder ein Ministerpatent zu erobern. Das Volk allein ist wahrhaft patriotisch. Aber wenn uns der Himmel den Sieg verleiht . . . wenn Ungarn wieder ein freier, selbstständiger Staat und einst Polen aus den Klauen des weißen Adlers erlöst seyn wird, dann . . ."

Die Augen des greisen Feldherrn flammten, seine Gestalt dehnte sich in die Höhe, während die Rechte das Schwert halb aus der Scheide empor riß. Schnell in seine gewohnte Weise zurückfallend, sagte er flüsternd:

„Weißt Du keinen andern Grund des Hasses Szirmai's gegen Dich und Meszari?"

„Daß ich nicht wüßte!" antwortete Kossuth, „ich habe im Gegentheil Alles gethan, seinen Ehrgeiz mit den reichen Abfällen der Gewalt vollzustopfen und gewiß sehr unverdienter Weise, denn er ist feig wie ein Schranze."

„Nun wohl. Zwei Worte klären Alles auf: Valeska Carolyi! Man sagt, sie sey Meszari's Geliebte und — Deine Freundin."

Ein flüchtiges Roth überflog die Wangen des Präsidenten.

„Valeska Carolyi ist mir stets eine liebe Freundin gewesen. Sie ist ein edles Wesen und eine glühende Patriotin . . . sie hat der Sache des Vaterlandes ungeheuere Opfer gebracht! Daß sie Meszari's Geliebte, wußte ich eben so wenig, als daß der erbärmliche Szirmai die Augen zu dieser Perle Ungarns erhebt, . . . Aber woher weißt Du?"

„Die Augen der Könige sehen nicht Alles!" antwortete Dembinski mit einem Lächeln, das nicht ganz der ironischen Färbung entbehrte. „Aber Du weißt jetzt genug, um auf Szirmai ein doppelt wachsames Auge zu haben. Die Eifersucht eines solchen Mannes ist zu jedem Bubenstück fähig. Bleib, ich werde jetzt die Freunde hierher führen."

Der alte General entfernte sich.

Ein Chaos widerstreitender Gefühle durchtobte die Brust des Diktators. In seinen künftigen Träumen, wenn bestrickende Ruhmbegier ihm, am Ziele der ungeheuern Laufbahn, verlockende Bilder vorgaukelte, wenn er sich schon im wallenden Purpur, die Krone auf dem Haupte erblickte, dann zauberte ein anderes Gefühl das Bild der schönen Valeska vor seine Seele. Und wenn die furchtbare Wirklichkeit ihm nur zu schnell aus diesen Träumen aufschreckte, dieses Bild verschwand nicht mit den übrigen kühnen, phantastischen

Schatten. Es lächelte ihm Troſt in ſorgenvollen Nächten, es ſtärkte ſeinen Muth in den kritiſchen Momenten des verzweifelten Kampfes.

(Fortſetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Fortſetzung.)

Brief des Autors an ſeinen Bruder in England.

Monterey, 11. Okt. 1848.

Theurer Georg!

Ich benutze die Abreiſe eines durch Oberſt Maſon, den kaliforniſchen Gouverneur der Vereinigten Staaten, nach Washigton mit Depeſchen geſandten Kuriers, um Dich wiſſen zu laſſen, was ich ſeit den letzten fünf Monaten, in denen Du keine Nachricht von mir bekommen, hier gethan habe. Lange ſchon, bevor Du dieſen Brief erhältſt, wirſt Du in England von den außergewöhnlichen Umſtänden Kunden erhalten haben, die hier ſtattgefunden. Mein letzter Brief, den Du hoffentlich erhalten, theilte Dir das Mißlingen des Auswanderungsplans nach Oregon mit, ebenſo meine Abſicht, jenen dürren, unwirthbaren Fleck bei der erſten möglichen Gelegenheit zu verlaſſen. Einer meiner Freunde, von dem ich Dir ſchon früher geſchrieben, nämlich Mr. Malcolm, ein Schotte und ein durch und durch praktiſcher Ackerbauer, wollte gern ſeine Heimath nach Kalifornien verlegen, deſſen Boden ihm von Allen, die er beſucht, als ſo ungemein fruchtbar geprieſen wurde. Wir hatten auch von dem Kriege gehört, der zwiſchen den Vereinigten Staaten und Mexiko ausgebrochen ſeyn und ſich ſelbſt bis zu dieſem Lande erſtreckt haben ſollte. Mr. Malcolm überredete mich deßhalb, ihn nach San Francisco zu begleiten, wo ich, wie er glaubte, eine Stelle in der Vereinigten Staatenarmee als Chirurg bekommen könnte. Wir machten die Reiſe zuſammen und das dieſe Zeilen begleitende Tagebuch beginnt mit einem Berichte unſerer erſten Abreiſe.

Um aber wieder auf Kalifornien zurückzukommen, ſo verſichere ich Dir, daß es kaum möglich iſt, irgend einen Bericht der Goldminen, oder deſſen, was ich vielleicht Goldkies und Sand nennen möchte, zu übertreiben. Das Eldorado der früheren Reiſenden nach Amerika iſt endlich wirklich entdeckt worden, und klügere Köpfe als der meine iſt, gehörten dazu, das zu ergründen, welche ungeheuern Folgen dieſe Entdeckung nicht allein für Amerika, ſondern für die ganze Welt haben wird und jedenfalls erwarten wir, mit Auswanderern, die wahrſcheinlich nun von allen Theilen der Welt herbeiſtrömen, überſchwemmt zu werden; auch kann ich Dir aufrichtig verſichern, es iſt Gold genug für Alle da.

Jetzt iſt allerdings wohl die erſte Frage, die Du an mich richten wirſt, ob ich denn nun mein Glück gemacht? Meine Antwort iſt, daß mich mein altes Pech noch nicht verlaſſen. Ich kriege immer des Hundes Antheil, mehr Schläge, wie Knochen. Vor drei Monaten glaubte ich, daß mein Glück in der That gemacht ſey und daß ich als ſüdamerikaniſcher Nabob nach Hauſe zurückkehren könne. Aber Gott bewahre.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

* Paris. Ein Brief aus Haiti an einen hieſigen Volksvertreter meldet, daß der neue Negerkaiſer Fauſtin I. ſein Reich ganz wie Napoleon organiſirt hat. Eine Kaiſergarde von 2000 Mann iſt in 3 Monaten organiſirt worden. Sie beſteht aus drei Grenadierregimentern zu Fuß, die ganz wie die alten franzöſiſchen Grenadiere uniformirt ſind (Bärenmützen, Rabatten und enganliegende Hoſen). Die ſchönſten Leute der ganzen Inſel ſind dazu ausgeſucht worden. Etwas Beſonderes ſind die dreifarbigen Kompagnien, die aus Weißen, Schwarzen und Meſtizzen beſtehen. Die Kavallerie iſt ſehr ſchön. Sie beſteht aus einer Schwadron Grenadiere zu Pferd, einer Schwadron Uhlanen, zwei Schwadronen Huſaren, einer Schwadron Küraſſiere und einer Schwadron Dragoner, ferner einer Schwadron Courinen und zwei Schwadronen Garde-du-Korps, welche die Uniform der Horſe-Guards der Königin von England tragen. Dieſelben begleiten den Kaiſer beſtändig bei ſeinen Ausflügen. Fauſtin I. hat eine große Muſterung abgehalten. Er trug dabei einen Hut á-la Henri IV. und das Sammet-Koſtüm Bonaparte's als erſten Konſuls. Allen Offizieren der Garde verlieh er das Kreuz der Ehrenlegion; die Oberſten erhielten das Kommandeur-Kreuz. Der Kaiſer ritt einen prächtigen Araber, den ihm ein Pferdehändler Sir Richart aus England geſchickt hatte. Die Kaiſerin Durika befand ſich in einer ſchönen offenen Kaleſche, umgeben von ihren 12 in rothen Atlas gekleideten Edelknaben und ihren Ehrendamen, lauter Negerinnen von der größten Schönheit. Bei Abgang des Briefes ſandte Fauſtin I. einen ſeiner Adjutanten nach Paris, der außer politiſchen Aufträgen auch den hatte, eine Kolonie von 50 Malern, Kupferſtechern, Muſikern, Literaten u. ſ. w. nach Haiti mitzubringen, um auf der Inſel die Ziviliſation völlig einzuführen. Vom 1. Januar 1851 wird das amtliche Journal den Namen führen: „Moniteur von Haiti.“

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 186 22. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

Die Geschäfte Bernards nahmen in jener Zeit einen immer glücklicheren Gang und er hatte nicht ein einziges Mal nöthig an die Entscheidung seines Hausorakels zu appelliren. Er betrachtete Bijour jetzt in der That als einen glückbringenden Talisman, denn Alles, was er unternahm, gelang. Der hauptsächliche Grund lag aber darin, daß sich Niemand getraute mit dem Grafen Caubert, dem Geheimrathe des Königs, der die wichtigsten Dinge an der Quelle und zwar zuerst erfuhr, zu konkurriren. Es war natürlich, daß unter solchen Umständen er für einen der wichtigsten Männer in Frankreich galt, daß er sehr geehrt, aber auch sehr beneidet und sein Thun und lassen genau beobachtet und viel besprochen wurde. In seinem öffentlichen und Privatleben unterschied sich Bernard indeß wenig von andern bedeutenden Männern der Hauptstadt. Er machte ein großes Haus, ohne eben zu verschwenden, er galt für wohlthätig, ohne indeß sein Geld an Unwürdige wegzuwerfen. Hierbei gab es für das Geschwätz der Salons kein besonderes Interesse. Dieß aber fand sich auf einmal, als sich, wie es hieß, ein auf die Mittheilungen der Dienstleute des Grafen Caubert gegründetes Gerücht erhob. Bernard, hieß es, habe eine sehr sonderbare Liebhaberei. Sie bestehe, sagte man, in einer geheimnißvollen Neigung für ein häßliches, struppiges, schwarzes Huhn. Diesem habe er, wie einer Art Fetisch, einen ganz besonderen Kultus gewidmet. Das Huhn wohne in einem Bauer von lauterem Golde — das Häuschen war aus Messingstäben konstruirt — Niemand wie der Graf dürfte sich ihm nahen, er verrichte beim Aufstehen Früh Morgens nach Sonnenaufgang vor dem Käfig auf den Knien sein Gebet und füttere das Thier mit eigener Hand. Andere meinten, das Huhn fresse gar nicht, es sey überhaupt ein gespenstisches Huhn, eine Art Hausdämon. Die ungebildete Menge in Paris — namentlich die Leute, denen Bernard die Bitten um ein Darlehen abgeschlagen hatte — behaupteten indeß die Sache viel genauer zu wissen. Sie sagten kurzweg: das Huhn sey „der Drache", der „böse Feind", dem der Graf Caubert seine Seele verschrieben habe, wenn er ihn die Zeit des abgeschlossenen Paktes über mit Reichthum, Glanz und Ansehen überhäufe. Dieß sey auch der Grund, warum der Kaufmann Bernard sich so hoch erheben können. Man würde indeß einmal mit Schrecken vernehmen, daß, wenn der Termin abgelaufen sey, ihm der Teufel an irgend einem schönen Tage ohne Weiteres den Hals gebrochen habe. — Daß es in Paris auch eine Menge verständige Leute gab, die über diese Gerüchte lachten, versteht sich von selbst. Als diese indeß vernahmen, daß das Ganze wenigstens nicht aus der Luft gegriffen sey, sondern daß ein solches Huhn wirklich existire und bei Bernard in besonderer Gunst stehe, so sahen sie die Sache als eine komische Marotte an, die man dem sonst gescheuten Manne wohl zu Gute halten könne. —

Es verging fast ein Jahr, während welcher Zeit Bernard den ihm anvertrauten Vogel stets nach Vorschrift eigenhändig gefüttert, jedoch nie einen Grund gehabt hatte, dessen mystisches Orakel einzurufen. Jetzt fand sich plötzlich ein solcher. Ein vornehmer Herr ersuchte ihn um ein Darlehen von viermalhunderttausend Livres, wofür er ihm ein sehr einträgliches Gut verpfänden, oder unter gewissen Bedingungen als Eigenthum überlassen wollte. Die Bedingungen waren so vortheilhaft, daß Bernard hierdurch zuerst auf den Gedanken gebracht wurde, es müsse mit jener Verpfändung wohl eine ganz besondere Bewandtniß haben, weil Jener sich das Geld sonst sehr leicht auf eine andere Weise hätte verschaffen können. Erkundigungen und vorgelegte Papiere ließen ihn nicht klarer sehen. Plötzlich kam er auf den Gedanken, Bijour zu befragen. Es war mehr Neugierde, wie das Thier sich benehmen werde, als ernster Glaube an dessen Orakelgabe, was ihn bewog. Nächsten Mittag, als der Vogel vor ihm saß um das gewohnte Futter zu empfangen, sagte er daher nach Vorschrift zu ihm:

„Soll ich das Geschäft, mit Herrn von N., betreffend, das Darlehn von viermalhunderttausend Livres, abschließen oder nicht?" Er reichte ihm nun die sorgfältig abgezählten einunddreißig Waizenkörner mit der rechten Hand.

Der Vogel, der sonst ohne Weiteres zuzulangen pflegte, schien unruhig zu werden, er stieß einige glückende Töne aus, seine rothen Augen bewegten sich leb-

Digitized by Google

haft, er sträubte die Federn und — flog nach dem Häuschen zurück.

Bernard war ungemein überrascht. Es ward ihm gewissermaßen unheimlich zu Muthe. Dieß Gefühl veranlaßte ihn, einen Brief, in welchem er Herrn von N. seine Bereitwilligkeit auf das Geschäft einzugehen angezeigt hatte, sogleich zu vernichten, um noch genauere Erkundigungen einzuziehen. — Nur auf wiederholten Ruf erschien heute Bisour, nahm aber sodann, wenn auch sichtlich aufgeregt und unruhiger wie sonst, aus der Linken das gewohnte Futter. —

Während der folgenden Tage machte Bernard große Anstrengungen, um alle Umstände, die mit dem Gutsbesitz des Herrn von N. verbunden waren, zu erfahren. Sie waren nicht ohne Erfolg. Er erfuhr, daß jener Herr nicht berechtigt sey, ohne Zuziehung gewisser Seitenverwandten über das Besitzthum zu verfügen, und daß somit das Geschäft ein gewagtes seyn würde, da Jene ihre Zustimmung verweigert hätten. Er gab jetzt jeden Gedanken an das Geschäft auf. — Seine Ueberzeugung, daß Bisour übernatürliche Gaben besäße und daß sein ganzes Glück an diesen lebenden Talisman geknüpft sey, stand jetzt felsenfest. —

Zwei Jahre vergingen, ohne daß sich in den äußern Verhältnissen Bernards etwas Besonderes ergeben hätte. Seine Geschäfte waren so umfangreich als einträglich, sein Ansehen stieg immer mehr. In dem Innern seines Hauses aber war ihm ein Glück erblüht, auf das er seit langer Zeit vergeblich gehofft hatte. Felicité gebar ihm eine Tochter. Der Zufall wollte, daß die Neugeborene eines der schönsten Kinder war, das man nur sehen konnte. Nichts glich dem Glücke Bernards. — Dieß ließ ihn jedoch nicht die Vergangenheit, noch weniger die Gründerin dieses Glückes, seine verstorbene Freundin vergessen. Oft besuchte er das Grab derselben und dann erschien er auch jedesmal in dem Kreise der hinterlassenen Familie derselben. Er ward hier wie ein alter theurer Bekannter und Freund aufgenommen. Asan hatte schon vor längerer Zeit seine Gattin verloren, die Knaben wuchsen heran; jetzt fing auch der Vater derselben an zu kränkeln. Nach einer langen Unterredung vermochte Bernard den Letztern den Aufenthalt in der ungesunden, jedem Unwetter ausgesetzten Hütte, mit dem auf einem der Güter Bernards zu vertauschen. Hier verwaltete er die Stelle des Thierarztes und gab auch zu, daß die Knaben für das bürgerliche Leben erzogen wurden. Er war um so leicher dazu zu bewegen, als er das beschwerliche Zigeunerleben längst würde aufgegeben haben, wenn Zilla — das eigentliche Haupt der Familie — nicht mit solcher Leidenschaft daran gehangen hätte. —

Von Zehra hatte Bernard nichts Näheres in Erfahrung bringen können, als daß sie in der Nähe der Pyrenäen sich befinde und der Lebensweise der Zigeuner eifrig ergeben, mit ihrem Manne jene Gegenden so wie einen Theil Spaniens durchstreift habe.

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

„Aber Du bist Gatte und Vater," flüsterte in den Augenblicken der Versuchung sein Verstand, „Du bist der Mann Deines Volkes und darfst dieß Volk nicht um Krone und Purpur verkaufen!" Alsbald kroch auch wieder aus den Tiefen seiner Seele schmeichlerisch die Verführung herauf: „Und wenn Du als König dieß Volk allein glücklich zu machen vermöchtest, dieß Volk, das noch viele Dezennien für jede andere Verfassung unreif seyn wird, das erst allmälig die ersten Stufen der Humanität hinaufgeführt werden muß ... und dieser entsittlichte Adel, der einer eisernen Faust, eines mächtigen und strengen Gebieters bedarf ... und wenn Du dann auf dieser höchsten Höhe durch ihre Hand Dich mit dem Adel versöhntest, und, ein zweiter Bonaparte, Deine Gattin der politischen Nothwendigkeit zum Opfer ..."

Der gesunde, kräftige Geist des Präsidenten kehrte jedoch stets bei dem letzten Schlußgliede dieser verführerischen Reflexionen zu eiserner Selbstbeherrschung zurück und nur selten ließ er sich von den beiden feindlichen Leidenschaften so weit hinreißen, die unbestimmte Lösung, wie die meisten Sterblichen in ähnlichen Fällen zu thun pflegen, dem Zufall und der Zukunft zu überlassen.

Die Enthüllung Dembinski's in Bezug auf das Verhältniß Meszari's zu seiner schönen Freundin brachte jetzt ein neues Moment in den geistigen Kampf des Diktators.

Meszari, schön, jung, reich, ein glühender Patriot und außerdem ein naher Verwandter der reizenden Valeska, hatte ihm, trotz des vertrauten Umgangs der Beiden, nie einen eifersüchtigen Gedanken eingeflößt.

Mit sich selbst beschäftigt, hatte er diese Vertraulichkeit für eine rein verwandtschaftliche gehalten, während seine Eigenliebe ihn nie an die Möglichkeit erinnerte, daß Valeska's Gefühl für ihn vielleicht nur ein schwesterliches sey.

Nach einem kurzen und heftigen Kampfe, während er mit großen Schritten das weite Gemach durcheilte erhob sich seine Seele von Neuem zur edelsten Resignation.

„Er ist mein Freund und ihrer würdig ... ich will ihre Vermählung zu beschleunigen suchen, dann stirbt die Versuchung und kein anderes Interesse stört mich in meinem Laufe."

Nachdem er mit vollster Energie diesem Entschluß gefaßt, kehrte er zur gewohnten Thätigkeit zurück, wie sie der Augenblick gebieterisch heischte.

Er zog die Klingel.

„Rufe Snaida!“ befahl er dem eintretenden Diener, und wenige Augenblicke später wurde leise an eine Tapetenthüre im Hintergrunde des Zimmers gepocht.

Der Präsident öffnete.

Eine weibliche Gestalt mit rabenschwarzen Locken, die üppig unter einem rothen türkischen Käppchen hervorquollen, trat herein und drückte demüthig ihre Lippen auf die gestickte Zipfel des Schnurenrockes, der den Diktator bekleidete. Dann erhob sie sich langsam und blieb mit über die Brust gekreuzten Händen vor dem „Abgotte des Volkes“, stehen.

Snaida war eine Tochter des „verlornen Volkes“, das in den ungarischen Steppen seit Jahrhunderten seine Zelte aufschlägt. Sie trug die malerische Tracht ihres Stammes, den braunen Mantel und rothe Stiefelchen mit kleinen Sporen. Aus dem Gürtel, der das kurze faltige Röckchen um ihre dünne schmiegsame Taille zusammenhielt, blitzte der Griff eines kleinen scharfen Dolches. Ihre halbentblößten Arme waren mit goldenen Spangen geschmückt und um den nackten Hals trug sie an einer Schnur von Bernsteinperlen einen wunderbar gestalteten Talisman, von der weisen Prophetin ihres Stammes geweiht.

Sie war schön, diese kleine Zigeunerin und diese eigenthümliche Schönheit wurde durch die ungewöhnliche Sauberkeit ihrer Tracht noch erhöht. Große, schwarze, mandelförmig geschnittene Augen überstrahlten ihr braunes Gesicht, das bei scharfmarkirten Zügen, doch keineswegs anmuthig abgerundeter Linien entbehrte. Ein Gemisch von Schlauheit, Schwärmerei und Entschlossenheit, Eigenschaften, die auf der hohen Stirn und um die feinen Lippen zu schweben schienen, erhöhten das eigenthümlich Anziehende ihrer Erscheinung.

„Snaida,“ sagte der Diktator, mit würdevoller Freundlichkeit die anmuthige Gestalt überschauend, „ich habe einen Auftrag für Dich!“

Die Kleine verbeugte sich und küßte noch einmal den gestickten Zipfel seines Rockes. Dann richtete sie sich empor, erhob ihr lockiges Köpfchen und sah ihm erwartend in die Augen.

„Ich bin Dir und den Deinigen immer ein freundlicher Gebieter gewesen, . . . meine Hand war offen und mein Urtheil mild und gerecht.“

„Wir segnen Dich dafür, Herr, und meine Brüder bewachen Dein Haupt.“

„Kennst Du den Grafen Szirmai?“

Das Gesicht des Mädchens verfinsterte sich, ihr großes Auge sprühete Blitze, ihre Lippen schlossen sich zuckend an einander, während ihre kleine Hand blitzschnell nach dem Griffe des Dolches fuhr. Und wie sie so dastand, den gezückten Dolch in der Hand, sprungfertig wie eine Tigerin, lag etwas so Dämonisches, so furchtbar Entschlossenes in ihrem Anblick, daß der Diktator unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Plötzlich sank ihre Hand, sie verbarg den Dolch an seiner Stelle unter ihrem wild pochenden Herzen und stand wieder vor ihm, ganz tiefe, unterthänige Demuth.

„Was that Dir der Graf, Snaida?“

„Er raubte meine Schwester, schleppte sie auf sein Schloß und ließ sie bei einem Fluchtversuche zu Tode peitschen, nachdem er sie . . .“

Snaida vollendete nicht, aber ihr Gesicht nahm von Neuem den Ausdruck dämonischen Hasses an.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien.

(Schluß.)

Hier war ich auf dem Flecke, fast, als die ersten Nachrichten vom Golde anlangten, hart habe ich gearbeitet, ungeheure Beschwerden erduldet, jetzt aber, Dank sey es dem gesetzlosen Zustande dieses Landes, auch beinahe wieder Alles verloren, was ich verdient. Und wenn die trockene Jahreszeit wieder beginnt, kann ich aufs Neue anfangen. Nur 1400 Dollars Werth des kostbaren Metalls sind mir geblieben und wie die Preise hier im Allgemeinen stehen, wird mir das kaum ein Paar Monate Unterhalt gewähren. In dem Falle, wo ich bin, sind übrigens viel Andere. Wie sich die Zahl der Wäscher und Bergleute vermehrte, wuchsen auch die Räubereien und Gewaltthaten gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten. Zuerst, wie wir in den Mormonenwäschereien ankamen, war z. B. Alles ruhig, Jeder arbeitete, ohne seinen Nachbar zu stören, für sich selbst. Jetzt hat sich das weit verändert. Als ich zuletzt in den Bergen war, standen die Dinge, wie Du auch aus meinem Tagebuche gesehen haben wirst, schlecht genug. Jetzt soll es aber nach ziemlich treuen Berichten so seyn, daß kein Mann, von dem man weiß, daß er viel Gold erübrigt habe, Abends seinen Kopf mit der Ueberzeugung auf sein Kissen niederlegen kann, am Morgen wieder aufzuwachen. In der That gibt es auch hier keine ausübende Gewalt, die diesem Stande der Dinge ein Ende machen könnte. Das Land ist eine vollkommene Wildniß, in der Indianer die einzigen Bewohner sind. Die kleine Macht, die Oberst Mason hier befehligte, wurde schon durch Desertion sehr geschwächt und die Treue derer, die bis jetzt zurückgeblieben sind, gilt, der Versicherung des Kommandirenden selbst zufolge, keinen Deut.

Du kannst Dirs wohl denken, daß ich durch meinen Unfall ziemlich niedergeschlagen bin. Es thut Einem doch in der Seele weh, durch eine Bande von Räubern um das betrogen zu werden, für das man so hart gearbeitet und so viel ertragen hat. Uebrigens habe ich die feste Hoffnung, daß meine nächste Goldreise glücklicher ausfallen wird.

Wahrscheinlich sind viele Berichte über die kalifornischen Verhältnisse in den Zeitungen erschienen. Da jedoch nicht allein Du, sondern auch Anna und Charley und meine gütigen Freunde Mr. und Mrs. — und Mr. — und viele andere Personen sicherlich wünschen, etwas Genaueres über meine persönlichen Abenteuer zu hören, so schicke ich Dir ein rohes Tagebuch dessen, was ich gesehen und gethan habe. Ich weiß in der That nicht, ob Du im Stande seyn wirst, das Ganze herauszubekommen; denn ich habe viel korrigirt und meine Schrift hatte nie einen sehr leserlichen Charakter. Doch es sollte ja auch kein kalligraphisches Werk seyn und wie Du weißt, schreibe ich immer, wenn ich eine Reise mache, meine Erlebnisse nieder, die für mich selbst wenigstens später von hohem Interesse sind. Hier kam indeß auch noch etwas Anderes dazu. Diese Goldwäscherei bildet nicht allein einen ziemlich wichtigen Moment in eines Menschen Leben, sondern sogar eine Periode in der Geschichte. Deßhalb habe ich auch immer nach einigen Tagen ein ziemlich genaues Tagebuch geführt und seit ich hierher zurückgekehrt bin, wandte ich mehrere Tage darauf, es auszuarbeiten und besondere Einzelheiten, die ich von größerem Interesse hielt, noch hinzuzufügen. Ich weiß jedoch nicht, ob Du gesonnen bist, Dich durch einen solchen Wust von Nachrichten durchzuarbeiten. Ich bekam einen ordentlichen Schreck, als ich das Manuskript zusammenpackte und scheute mich fast, Oberst Mason darum zu bitten, ein solches Packet für mich zu besorgen. Du weißt aber, daß unsere Kuriere hier mit einem ganzen Zuge Pferde reisen und ein Paar Pfund mehr oder weniger machen da keinen großen Unterschied. Da Du Dich aber doch dafür interessirst und F—. es mit Vergnügen durchlesen wird, so schicke ich es Dir, und Du magst thun damit, was Du willst. Ich adressire dieß Manuskript an einen jungen Freund von mir, Mr. Thorne, nach New-York und habe ihn gebeten, es mit einem der allmonatlich abgehenden Dampfboote nach England hinüber zu spediren; das erspart Dir wenigstens ziemlich hohes Porto, worüber Du nicht böse seyn wirst.

Du kannst gar nicht glauben, mein theurer Bruder, wie oft ich gewünscht habe, daß Du bei mir wärest. Deine Talente als Ingenieur hätten uns sicherlich unschätzbare Dienste geleistet, irgend eine neue Methode aufzufinden, den Goldstaub herzustellen, oder ihn vielmehr von der Erde zu trennen und sie wäre gewiß erfolgreicher gewesen, als die, mit der wir uns begnügen mußten. Zugleich bin ich aber auch froh, daß Du zu Hause geblieben bist. Leicht genug kann man hier Gold gewinnen, aber es ist ungemein schwer, es zu behalten, und das Ganze kommt mir in der That fast wie eine gefährliche Lotterie vor. Die, die mit ihren Pfunden nach zivilisirten Theilen zurückkommen, haben das große Loos gewonnen.

Ich weiß jetzt kaum, was ich hier, bis die trockene Jahreszeit wieder beginnt, thun soll. Die Regen haben allerdings noch nicht begonnen, werden aber von Tag zu Tag erwartet und wir dann wahrscheinlich wieder Massen von Einwanderern aus dem Innern hier haben; denn es ist förmlich unmöglich, in der Regenzeit im Walde zu existiren. Natürlich wird dann auch der Preis von Kleidung und Nahrung unmäßig wachsen und das Beste für mich möchte wohl seyn, sobald sich die Seeleute wieder blicken lassen und die Schiffe bemannt werden könnten, zu versuchen, ob ich nicht eine Passage nach den nicht sehr entfernten Sandwichs-Inseln bekommen kann. Dort wird man doch wenigstens billiger leben, als hier. Ehe die trockene Jahreszeit beginnt, wäre ich dann leicht im Stande, wieder hierher zurückzukehren. Was freilich bis dahin Alles geschieht, kann kein Mensch voraussagen. Die Staaten mögen das Land und das darin befindliche Gold beanspruchen und eine Armee senden, ihre Rechte zu bewahren. Geschieht das, so entsteht jedenfalls furchtbarer Kampf und Unordnung. Alle die gesetzlosen Abenteurer, die in diesem Theile des Kontinents herumstreifen, strömen nach den Goldregionen, ebenso die Indianer und ich bin fest überzeugt, daß Bruder Jonathan, wenn er all das Metall für sich behalten wollte, einen ungemein harten Kampf zu kämpfen hätte.

In England werden die Leute auch nicht schlecht die Ohren spitzen, wenn sie hören, was wir hier treiben; Auswanderer bekommen wir sicherlich genug; sollte ich Jemandem rathen, ich wüßte selbst nicht, wie. Gold gibt es jedenfalls hier in ungeheurer Masse; wie aber im nächsten Jahr die Möglichkeit seyn wird, es zu gewinnen und heimzuschaffen, das weiß ich nicht. Schwierig wird es sich jedenfalls und unter jeder Bedingung herstellen und auch vielleicht gefährlich.

Es grüßt Dich herzlich

Dein

J. Tyrwhitt Brooks.

Mannigfaltigkeiten.

Ein oberschwäbischer Bauer wunderte sich gegen die Zehentablösung, die ihm sonst gut gefiel. Hör', sagte er auf dem Markte von Kißlegg zu seinem Nachbar, das Ding gefällt mir nur halber, daß mans jetzt mit dem Bauer auf einmal so gut meint; dieß ist nie gewesen, so lang die Welt steht. „Narr," erwiederte der Andere, „Dein Weib füttert die Gänse auch gut, daß sie Federn kriegen; bald sie's aber hent, dann rupft sie's." Dieses Zwiegespräch fand statt, als von der Steuererhöhung noch nicht die Rede war.

(Deutsches Volksbl.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 187 24. November 1849

Egeria.

(Fortsetzung.)

Längere Zeit verging so. Bernard lebte glücklich und zufrieden. Felicité und seine Tochter machten sein ganzes Glück aus. Mit fast religiöser Sorgfalt folgte er Zilla's Vorschriften Hinsicht des ihm anvertrauten besiderten Lieblings. Nur ein oder zweimal hatte er sich noch veranlaßt gesehen, die Orakelgabe desselben auf die Probe zu stellen. Der Erfolg war ganz dem Erstenmale gleich gewesen. Der Grund, warum er seinen Talisman nicht öfter befragte, lag in der größeren Geschäftssicherheit, die er gewonnen hatte, und in dem mehrern Ernst seines vorgerückten Alters. Der junge, eitle Kaufmann Bernard würde jetzt von Niemand in dem ernsten nachdenkenden Grafen Caubert wieder erkannt worden seyn. Er galt für den vorsichtigsten kenntnißreichsten Geschäftsmann in ganz Paris. Mit diesen Eigenschaften kontrastirte indeß, allerdings auf eine sonderbare Weise, die jedem Kinde in Paris bekannte Sage von seinem „Wunderhun", die überdieß noch auf die tollste Weise verändert, vergrößert, ja bis zum Unglaublichsten verunstaltet wurde. Daß er mit Niemand über diesen Gegenstand sprach, trug noch zur Vermehrung der darüber im Schwange gehenden Gerüchte bei. Wandte man sich an seine Gattin, so läugnete sie keineswegs die Existenz dieses Thieres, sie erzählte, was sie wußte, nämlich daß ihr Mann dasselbe von einer verstorbenen Bekannten zur Pflege erhalten und sich an den Vogel, der verschiedene besondere Eigenschaften besäße, gewöhnt habe. Diese Erklärung war indeß zu einfach, als daß man sich dabei hätte beruhigen können. Man sah selbst in den „besondern Eigenschaften" einen verborgenen Fingerzeig und so blieb denn das Huhn ein gespenstisches, ein Hausdämon, „der Drache". —

Jahre vergingen indeß. Bernard hatte bereits die Mitte des Lebens um mehrere Jahre überschritten, sein fünfzigster Geburtstag war nur noch einige Monate entfernt, als sich ein Umstand ereignete, der auf ihn einen bedeutenden Eindruck machte. Bernard war von Tage zu Tage stiller und einsilbiger geworden, er schien zu kränkeln. Seine Gattin, die ihn leidenschaftlich liebte, drang fortwährend in ihn, um zu erfahren, was ihn quäle und beunruhige. Erst nach langen Bitten gelang es ihr, ihn zu bewegen, sich auszusprechen. Sie erstaunte, als er einen Grund angab, der ihr unter andern Umständen vielleicht lächerlich erschienen wäre, der sie aber jetzt aufs Höchste beängstigte. Bernard sagte ihr, wie er überzeugt sey, daß sein Tod, oder doch der Untergang seines Glückssterns nahe bevorstehe. Er habe durch gemachte Erfahrungen die feste Ueberzeugung von den innigen Beziehungen seiner Verhältnisse zu der Existenz des von Zilla empfangenen Talismans, des schwarzen Huhns, gefaßt, und diese Ueberzeugung sey so fest gewurzelt, daß ihn nichts davon abbringen könne. Seit einiger Zeit kränkelte das Thier, es werde von Tage zu Tage schwächer und er erwarte dessen Tod. Träte dieser Fall ein, so sey dieß zugleich ein Vorzeichen von dem seinigen, denn sein Geschick sey durchaus an die Existenz dieses Thieres geknüpft.

Felicité erschrack über das, was Bernard ihr mittheilte. — Sie sah darin eine Geistesstörung. Bernard bemerkte die Besorgnisse seiner Gattin, er suchte sie in dieser Hinsicht zu beruhigen, aber er kam stets wieder auf den Gegenstand zurück.

„Glaube mir," schloß er dann, „es ist nicht anders. — „Ihr Glück, Ihre Existenz ist an dieß Huhn gebunden." So sagte Zilla, die Sterbende, zu mir, und ich habe sie stets warhaftig erfunden."

Nichts war vermögend, Bernard von diesen trüben Vorstellungen abzubringen. Er verließ sein Kabinet nur auf einige Stunden des Tages. Die übrige Zeit brachte er bei dem Thiere zu, an das er die eigene Existenz geknüpft glaubte.

Als Bernard eines Tages länger wie gewöhnlich beim Frühstück auf sich warten ließ, ging Felicité auf sein Zimmer, um zu sehen ob ihm etwas zugestoßen sey. Sie fand ihn blaß, verstört, das Huhn lag todt vor ihm auf dem Tische.

Die unglückliche Vorstellung, die Bernard von dem Zusammenhong seines Geschickes mit der Existenz des Huhnes gefaßt hatte, schien in Erfüllung zu gehen. Aller Lebensmuth, aber nicht allein dieser, sondern auch alle Körperkräfte schwanden von Tag zu Tag. Er ward von der schwärzesten Melancholie erfaßt. Tagelang saß er in seinem Lehnstuhl, still vor sich hinbrütend, ohne je sein Kabinet zu verlassen. Ueber seinen Zustand kursirten indeß in Paris die wunderlichsten

Digitized by Google

Gerüchte. Während die Einen von seiner Schwermuth sprachen, redeten die Andern davon, daß er völlig verrückt, ja rasend geworden sey und daß man ihn habe in Ketten legen müssen. Die Masse erklärte sich für letztere Version und setzte bloß noch hinzu, daß die Angst ihn soweit gebracht habe. Mit seinem fünfzigsten Geburtstage sey nämlich der Pakt mit dem Satan abgelaufen und man werde, wenn er bis dahin nicht vor Angst umkomme, an diesem Tage unfehlbar vernehmen, daß ihm der Teufel den Hals gebrochen habe. —

Felicité erschöpfte sich inzwischen in den verständigsten Vorstellungen, jedoch ohne allen Erfolg. Am Meisten vermochte sie noch auf ihren unglücklichen Gatten zu wirken, wenn sie sein Töchterchen zu ihm brachte. Dieß schien ihm auf Augenblicke — aber auch nur auf solche — zu erheitern. Bald legte er indeß dem Kinde die Hände auf das liebliche Lockenhaupt und sagte seufzend: „Arme Anastasie, bald wirst Du keinen Vater haben!“ —

Der fünfzigste Geburtstag Bernards kam indeß heran. Er begann traurig genug. Schon seit länger als einer halben Woche hatte Bernard sein Bett, wohin ihn Körperschwäche gebannt, nicht mehr verlassen und selbst die Aerzte begannen alle Hoffnung zu verlieren. Felicité saß weinend und trostlos am Bette des Gatten, als der Kammerdiener eintrat und folgende Meldung machte:

„Es sey,“ sagte er, „eine Unbekannte draußen, welche den Herrn Grafen dringend zu sprechen verlange. Er habe die Person abweisen wollen, er habe gesagt, daß der Graf krank sey und Niemand vorlasse, sie aber bestehe darauf und sage, sie müsse ihn unter allen Umständen sprechen. „Melden Sie mich augenblicklich!“ habe sie hinzugesetzt. „Sagen Sie ihm, es sey die Zigeunerin Zehra, die ihn besuchen wolle, und die ihm Dringendes mitzutheilen habe.“

Felicité stand unwillig auf und befahl dem Kammerdiener die Unverschämte augenblicklich fortzuweisen, wie erstaunte sie aber als sich ihr Gatte aufrichtete und hastig ausrief:

„Nein! — Nein! — Laß sie kommen. Ich muß sie sprechen.“

Nach ein Paar Augenblicken trat Zehra ins Zimmer. Sie war freilich nicht mehr das jugendliche Geschöpf, das Bernard einst ein so großes Interesse eingeflößt hatte. Sie war jetzt eine starke, robuste, sonnengebräunte Frau in der Mitte des Lebens. Ihre Züge waren schärfer geworden, man sah, daß Strapatzen auf ihr Aeußeres eingewirkt hatten. Nur ihr Auge war noch schön. Ueberdieß blitzte ein durchdringender Verstand aus demselben. Sie hatte jetzt eine große Aehnlichkeit mit ihrer Großmutter, wie diese in Zehra's Alter war.

„Die Enkelin meiner Freundin Zilla, von der ich Dir gesagt habe,“ sagte Bernard, sie seiner Gattin vorstellend.

„Ei, Herr Bernard! Was muß ich hören! Sie sind krank?“ sagte Zehra ihm die Hand reichend.

„Ich stehe nicht wieder von diesem Lager auf,“ erwiederte Bernard seufzend. „Sey mir willkommen, liebe Zehra.“

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

„Nun so höre! Dieser Mörder Deiner Schwester will das Vaterland und mich verrathen, er will Rache nehmen an Deiner Gebieterin, der Gräfin Valeska... er geht morgen ins Lager nach Kaschau! Folge ihm, niste Dich an seine Fersen, bestricke ihn wie Du vermagst, erspähe sein Geheimniß, bewache jeden seiner Schritte und sende mir durch tägliche Boten Nachricht. ... Hier ist Gold ... nimm ... spare nichts und wenn meine Hülfe zu spät kommen sollte um den Verrath zu verhindern, dann ...“

Das Mädchen berührte zum Zeichen des Einverständnisses, mit einer feierlichen Bewegung den Griff ihres Dolches.

„Nun, so gehe, Snaida! Wenn Du mir treu dienst und dem Vaterlande, so soll es Deinem Volke nimmer an einer ruhigen Zufluchtstätte fehlen!“

Die schönen Augen des Mädchens ruhten während dieser Worte mit dem Ausdrucke so schwärmerischer Verehrung auf dem milden Antlitz des Diktators, daß dieser ihr unwillkürlich die Hand zum Kusse reichte, als sie demüthig nach seinem Rockzipfel haschte. Mit dunkelm Roth übergossen berührte sie leicht die Spitzen seiner Finger mit ihren Lippen, während eine verrätherische Thräne wie eine Perle ihre braunsammtnen Wangen hinabrann.

„Die Mutter der Kinder der Wüste,“ sagte sie scheidend, indem sie ihr Haupt mit dem Ausdruck prophetischer Begeisterung zum Himmel erhob, „hat in den Sternen gelesen. Dein Stern steht hoch im Lichtkreis des Aldabaran:

Dreimal noch wird sein lichter Glanz sich trüben,
Bis Ungarns Krone Deine Stirne schmückt.“

Mit diesen Worten beugte sie anmuthig das Knie und verschwand wie ein Phantom durch dieselbe Thür, durch welche sie eingetreten war.

Als die Feldherren zum Kriegsrath eintraten, stand Kossuth immer noch an derselben Stelle und murmelte unwillkürlich:

„Bis Ungarns Krone Deine Stirne schmückt.“

2.

Während die Feldherrn im Zimmer des Diktators ihre letzten kurzen Verabredungen nahmen, denn ein

gemeinsamer Angriff gegen den unaufhaltsamen vorrückenden Feind war unvermeidlich geworden, hatte sich im großen Saale des Schlosses die Blüthe des magyarischen Adels versammelt.

Die glänzenden Räume, die prächtigen Gewänder der von Juwelen strahlenden Frauen, die mit den ritterlichen Magyaren auf und ab gingen oder in plaudernden Gruppen zusammenstanden, hätten Niemand ahnen lassen, daß ein verzweifelter Kampf bereis die Hülfsquellen des Landes erschöpft habe.

Und so groß war die Täuschung, die aus dem Anblick dieser Versammlung der Hauptträger magyarischer Aristokratie hervorging, so groß das Gefühl der Sicherheit, das aus dem Genusse der gewohnten Freuden unwillkürlich die Gemüther erfaßte, daß nur wenige tiefer Blickende mit kummervollem Herzen Debrezin verließen. Die Meisten entfernten sich mit neuen Hoffnungen, nachdem ein glänzender Karneval, so glänzend und lustig man ihn kaum jemals in der Kaiserstadt erlebt, die Abgründe der Wirklichkeit mit den trügerischen Rosen glänzender Feste überdeckte.

An dem obern Ende des Saales hatte sich eine besonders glänzende Gruppe versammelt, deren Mittelpunkt die gefeierte Valeska Carolyi war.

„Ich wollte, sagte eine alte Magnatin, die den größten Theil ihres Lebens am kaiserlichen Hofe zu Wien verlebt hatte, „ich wollte, die gute Erzherzogin Sophie sähe uns hier; sie würde den Erzählungen der Cibbini dann weniger Glauben beimessen! Apropos, chère Valeska, haben Sie den Steckbrief gelesen, den man aus der Hofburg dem Diktator nachgeschleudert?“

Alles lachte, als die Patriotin den sorgfältig aus der Wiener Zeitung herausgeschnittenen Steckbrief zur Ansicht umherbot.

Nur Valeska Carolyi blieb ernst.

„Sie lachen nicht, gnädige Gräfin?“ fragte Graf Szirmai, der sich mit der Zudringlichkeit eines geduldeten Liebhabers stets an ihrer Seite hielt.

„Nein,“ war die Antwort, „ich lache niemals über so ernste Dinge, deren unselige Möglichkeit noch im Schooße der Zukunft ruht.“

„Von so schönen Lippen so düstere Worte in diesen Momenten der Freude? . . . Gräfin, das ist eine üble Vorbedeutung für die Erfüllung des Wunsches, den ich Ihnen so eben vortragen wollte!“

„Einen Wunsch?... an mich? Sprechen Sie Graf . . . ich bin niemals so ungerecht, die Erfüllung billiger Wünsche von meiner augenblicklichen Stimmung abhängig zu machen?“

„Ich würde eine geeignetere Zeit gewählt haben,“ fuhr der Graf fort, eingeschüchtert durch den kalten Ernst ihrer Antwort, der schlecht zu den zärtlichen Gefühlen paßte, die er sich in seine Blicke zu legen bemühte, „aber wir leben in einer Zeit, die jeden verlornen Augenblick unersetzlich macht. Ich gehe Morgen nach Kaschau zurück und wer weiß, ob . . .“

„Der Held muß frei in die Zukunft schauen, trübe Ahnungen gehören nur den Frauen,“ unterbrach sie mit leichtem sarkastischen Anflug den Grafen — „aber um der Dienste willen, die Sie dem Vaterlande so eben zu leisten im Begriffe sind“ — sie betonte diese Worte auf eigenthümliche Weise — „will ich Sie anhören!“ Dabei wandte sie sich einem Nebenzimmer zu, indem sie mit herablassender Handbewegung dem Grafen winkte, ihr zu folgen.

Valeska Carolyi war die zweiundzwanzigjährige Wittwe eines der reichsten ungarischen Magnaten, dessen kurz vor der Revolution erfolgter Tod ihr volle Freiheit und den Genuß eines fast unermeßlichen Vermögens verschafft hatte.

Valeska Carolyi war eine der wunderbaren Schönheiten, deren bezaubernde Anziehungskraft aus einem Gemisch des Erhabenen mit dem Schmachtenden hervorgeht. Mit der stolzen, ernsten Hoheit, die gewöhnlich auf der hohen Stirn und um die feinen geschlossenen Lippen thronte, war so viel sehnsüchtige Hingebung und anmuthig Schalkhaftes in so zauberhafter Weise verbunden, daß jede leise Regung ihres Gefühls sich auf ihrem Antlitz, wie die Töne eines Instrumentes, in der umfassendsten Skala wiedergab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kriminalprozeß in England.

London. „Ein Kriminalprozeß“, der in England eine fast fieberhafte Spannung erregt hat, ist beendigt. Die blutige Geschichte, welche ihm zu Grunde liegt, ist einfach genug. Ein Paar Menschen, welche eine Zeitlang mit den vornehmsten Kreisen in Berührung gestanden haben, der Kammerdiener eines Lords und die hübsche schweizerische Zofe der Herzogin von Sutherland, verheirathen sich und errichten von ihrem Ersparten in London, in Bermondsey-Street als Mr. und Mrs. Manning eine Art Hotel Garni. Die Frau beginnt einen Liebeshandel mit einem jovialen, gutmüthigen Junggesellen Namens O'Conner, der ein hübsches Vermögen und eine gute Stelle beim Zollwesen hat. Freigebig und arglos wird er von dem abgefeimten Ehepaar eine Zeitlang weidlich ausgebeutet, bis dem letztern der verruchte Gedanke kommt, durch einen Mord sich in den Besitz des ganzen Vermögens des verliebten Zollbeamten zu setzen. Eines Tages ist O'Connor verschwunden; 48 Stunden vergehen, ehe seine Kollegen nach ihm forschen. Seine Hauswirthin sagt aus, daß Mrs. Manning, wie es häufig der Fall war, auf O'Connor's Zimmer gewesen sey und sein Schreibpult untersucht habe. Die Polizei wird benachrichtigt; Manning's Wohnung wird aufgesucht, das Ehepaar ist nicht mehr da. Man durchsucht das Haus, aber man entdeckt keine Spuren von dem Vermißten. Da entdeckt ein Polizeidiener, daß ein

Fließ im Fußboden der Küche nicht kunstgerecht eingemörtelt ist; man hebt das Fließ aus, man gräbt nach und findet zwei Fuß tief unter der Erde die nackte Leiche des Vermißten, die sogleich an einem falschen Gebiß erkannt wird. Der Schädel zeigt eine Schußwunde und Spuren von Hammerschlägen; daß ein furchtbares Verbrechen verübt ist, leidet keinen Zweifel mehr. Durch ein zärtliches Billet verlockt, hat das unglückliche Schlachtopfer sich den verrätherischen Gastfreunden in die Hände geliefert, welche, als er sich mit ihnen zu Tische setzte, schon entschlossen waren, daß er nicht mehr ihr Haus verlassen solle. Gleich nach dieser Entdeckung entwickelte die Londoner Polizei mit seltener Großartigkeit alle Mittel, welche diesem unerreichten Institute zur Verfügung stehen, um die muthmaßlichen Mörder zu ergreifen. Die Telegraphen spielten, Kriegsdampfböte setzten den letztabgesegelten amerikanischen Packböten nach, Polizeiagenten gingen nach Wales, nach Irland, nach Schottland, nach Frankreich. Einem Polizei-Inspektor gelang es mit einem Aufwande unglaublichen Scharfsinns, den Fiacker zu entdecken, welcher Mrs. Manning am Morgen nach der Mordthat gefahren hatte; er hatte sie nach der Nordbahn gebracht. Der Faden war gefunden; am Bahnhofe erfuhr man, daß eine Mrs. Manning werthvolles Gepäck theilweise nach Edinburgh hatte einschreiben, theilweise an Ort und Stelle deponirt hatte. Das letztere ward untersucht, und siehe da, es enthielt einen bedeutenden Theil des O'Connor'schen Vermögens. Nun flog der Verhaftungsbefehl auf den Schwingen des elektrischen Funkens nach Edinburgh und ehe noch zwei Stunden vergingen, war in London die Antwort: „Mrs. Manning ist verhaftet!“ Die abgefeimte Spitzbübin hatte einem Edinburgher Bankier Staatspapiere zum Verkaufe angeboten, sie hatte diesem ihr Hotel angegeben, und der Bankier war zufällig gerade auf dem Polizeiamte, als die Londoner Depesche anlangte. Als man die Mörderin verhaftete, las sie gerade in der „Times“ den Bericht von ihrer Bluthat! Dem weit minder verschmitzten Manne gelang es, mehrere Wochen sich den unermüdlichsten Nachforschungen zu entziehen. Endlich entdeckte man ihn auf der Insel Jersey. Er suchte sogleich alle Schuld auf seine Frau zu schieben, welche, so lange sie ihren Mann frei wußte, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit ihre Unschuld darzuthun gesucht hatte. Am Mittwoch begann unter einem beispiellosen Andrange des Publikums der peinliche Prozeß gegen die beiden Gatten vor dem hiesigen Kriminalhofe; gestern wurde das Verfahren beendigt. Einer so erschütternden Scene hatten Wenige je beigewohnt. Im überfüllten Saale hörte man fast die Herzen pochen, als nach einstündiger Berathung die Jury wieder eintrat. Sie fand beide Angeklagte schuldig. Nun erfolgte jene ergreifende Zeremonie der Urtheilsprechung, welche in englischen Gerichtshöfen, so stereotyp sie ist, immer von Neuem alle Anwesenden bis ins Innerste erschüttert. Der Richter Creswell setzte die „schwarze Mütze“ auf und sprach: „Frederick George Manning und Maria Manning“, — aber hier unterbrach ihn die Mörderin mit einem wüthenden Redestrom: sie sey eine Fremde, sie könne eine Fremdenjury verlangen; man habe sie behandelt wie ein wildes Thier; sie sey unschuldig; ihren Mann würde sie eher ermordet haben, als diesen guten, lieben O'Connor; ein schutzloses Weib stehe sie da, ꝛc. Der Richter hub von Neuem an; da schrie sie: „Nein ich will's nicht hören; ich will hier nicht länger bleiben!“ und sie versuchte fortzueilen. Man mußte sie gewaltsam festhalten, und der Richter sprach: „Frederick George Manning und Maria Manning, ihr seyd von einer einsichtsvollen und sorgfältigen Jury, nach der genauesten Erwägung schuldig gefunden worden des vorsätzlichen Mordes und ich glaube kein vernünftiges Wesen hätte einen andern Spruch finden können. Unter allen Umständen ist Mord das furchtbarste Verbrechen; aber der Mord, dessen ihr überwiesen seyd, ist der kaltblütigste, berechnetste, von dem ich je gehört habe. Unter dem Vorwande der Zärtlichkeit ward der unglückliche Mann nach dem Orte gelockt, wo sein Grab vorher schon gegraben war, ihn aufzunehmen und dann ward die grauenhafte That verübt, auf die ihr seit Tagen und Wochen gesonnen hattet. Man hat gesagt, euer Schlachtopfer habe einen lasterhaften Lebenswandel geführt. Ich weiß es nicht; aber es ist klar, daß ihr ihn tödtetet ohne Warnung, ohne Vorbereitung, ohne eine Frist um Vergebung für seine Sünden zu flehen, sandtet ihr den Unglücklichen zu seiner letzten Rechenschaft. Das Gesetz, barmherziger als ihr, gibt euch Zeit zur Reue und zur Vorbereitung. In dieser Welt ist keine Hoffnung mehr für euch; so ermahne ich euch denn, Gnade im Himmel zu suchen. Nach diesem Rathe hab' ich nur noch über euch Beide die schreckliche Strafe des Gesetzes auszusprechen, welche ist, daß ihr von hier sollt genommen werden zu Ihrer Majestät Gefängniß in der Grafschaft Surrey und sollt von dort gebracht werden nach einem öffentlichen Hochgerichte und daselbst am Halse aufgehängt werden, bis ihr todt seyd und daß nach eurem Tode eure Leiber sollen begraben werden innerhalb der Mauern des Gefängnisses, darin ihr zuletzt bewahrt worden seyd. Und möge Gott euren sündigen Seelen gnädig seyn!“ Während dieser feierl. Anrede wollte Mrs. Manning zweimal den Richter heftig unterbrechen; als er schwieg, fuhr sie auf und mit dem Rufe: Mylord, ich bin nicht Eure Landsmännin, daß Ihr mich so behandelt!“ warf sie eine Handvoll Raute, die man vor ihrem Sitze ausgebreitet hatte, mitten unter die Richter. Dann schrie sie: „Schändliches England!“ und folgte wankend den Schließern ins Gefängniß. Während dieser furchtbaren Scene blieb Mr. Manning völlig unbewegt; stumpf und mechanisch ließ er sich hinwegführen.

(W. Ztg.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 188 25. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

„Ach was!“ rief die Zigeunerin keck. „Ihre Augen sind noch ganz munter. Es wird nicht so arg seyn. Vielleicht kann ich selbst dazu beitragen, Sie wieder herzustellen. Ich komme deßhalb mit einigen ganz guten Hausmitteln von den Pyrenäen hergewandert, aber wie ich sehe, thun es Bergkräuter allein nicht. Es wäre mir deßhalb lieb, Herr Bernard — oder vielmehr Herr Graf, denn Sie sollen, wie ich höre, jetzt ein gar vornehmer Mann seyn — wenn ich mich recht ausführlich mit Ihnen über Ihr Uebel besprechen könnte.“

Felicité schien den Wink zu verstehen. Sie entfernte sich deßhalb unter einem Vorwande.

„Nun, Herr Bernard,“ sagte Zehra, ganz ungenirt auf einem Stuhle an seinem Bette Platz nehmend; „was fehlt Ihnen denn so eigentlich?“

„Der Lebensmuth und die Lebenskraft, liebe Zehra! Ich weiß, daß ich sterbe,“ sagte Jener seufzend.

„Hm, das wäre viel! Die Leute wissen das sonst sehr selten und wollen es auch nicht wissen. — Wie sind Sie denn zu dieser Kenntniß gekommen?“

„Deine Großmutter hatte es mir vorhergesagt!“ sprach Jener trübe.

„Das ist, mit Ihrer Erlaubniß nicht wahr!“ unterbrach ihn Zehra eifrig. „Zilla war zu verständig, um einen so einfältigen, und zu gut, um einen schlechten Streich machen zu können. — Hier muß ein Mißverständniß walten.“

„Durchaus nicht! Sie schenkte mir ihren Liebling, ein Huhn, das wunderbare Eigenschaften besaß. Sie sagte: mein Glück, meine Existenz sey an das Thier geknüpft. Dieß ist nun gestorben und darum sterbe ich auch.“

Zehra lachte bei diesen Worten aus Leibeskräften.

„Dachte ichs doch, daß so etwas dahinter stecken würde!“ rief sie. „Meine Großmutter hatte drei Lieblinge, an denen sie immer zu meistern, zu modeln und zu dressiren liebte. Der eine war ich, der zweite war Bijour, der dritte — waren Sie. Ueber Sie und Ihren Leichtsinn, Ihre Eitelkeit, hat sie sich manchmal weidlich geärgert und oft äußerte sie, wenn sie Ihnen diese Fehler nicht abgewöhnen könnte, so müßten Sie durchaus zu Grunde gehen.“

„Mag Alles seyn,“ versetzte Bernard. „Aber das Huhn hatte ganz übernatürliche Eigenschaften. Zilla gab es mir an ihrem Todestage. Sie sagte, es solle mir bei zweifelhaften Fällen als Orakel dienen. Ich solle es dann laut befragen und ihm mit der „rechten Hand“ sein Futter reichen. Nähme es dieß nicht an, so solle ich die Sache genau untersuchen oder sie lieber ganz unterlassen.“

„Da haben wir es!“ rief Zehra noch lauter lachend wie vorher. „Zilla, von Ihrem Leichtsinn überzeugt, nahm an, daß eine Sache sehr zweifelhaft seyn müsse, wenn sie Ihnen so erscheinen solle. Sie wußte, daß in solchem Falle das Huhn niemals das Futter nehmen und Sie dadurch zum Nachdenken gezwungen werden würden. Bijoux war nämlich so dressirt, nur mit der „linken Hand“ gefüttert zu werden, wozu Sie meine Großmutter auch gewiß angewiesen hat.“

„In der That, das erklärt sich ganz natürlich,“ versetzte Bernard überrascht. „Aber warum hatte Zilla denn das Thier so gewöhnt?“

„Erstlich,“ erwiederte Jene, „aus Langeweile und weil sie es liebte an Jemand stets zu modeln, dann aus einer Vorliebe für das Sonderbare, Geheimnißvolle, endlich jedenfalls auch — Ihretwegen und da sie sich sonst keinen Rath wußte. Aber da fällt mir ein, daß sie mir einst schrieb, Sie hätten wieder einmal einen so leichtsinnigen Streich gemacht, daß der beste Student im quartier latin ihn nicht hätte toller machen können. Sie hätten ohne Weiteres, weil Ihnen der König die Wasserkünste zu Marly gnädigst gezeigt, zwölf Millionen ins Wasser geworfen. Sie war deßhalb ganz wild auf Sie und die Geschichte mag ihr vorgeschwebt haben, als sie Ihnen ein — struppiges Huhn zum Hofmeister gab.“

„Mein Gott,“ rief Bernard höchlich überrascht, „wie konnte ich so blind seyn, nichts von Allem zu ahnen!“ —

„O das darf Sie nicht Wunder nehmen,“ fiel Zehra ein. „Es ist Andern auch so gegangen. In der That hatte Zilla eine Kombinationsgabe — ich möchte es lieber einen sechsten Sinn: ein Ahnungsvermögen nennen — die Staunen erregte. Ueberdieß

Digitized by Google

besaß sie einen scharfen Verstand und eine Beobachtungsgabe, wie sie kaum bei einem, unter tausend Menschen, vorkommen. Nehmen Sie nun noch dazu die sonderbaren Ereignisse aus ihrer Jugendzeit, ihre Erziehung." —

„Aber" — hier hielt Zehra plötzlich inne — „sie hat Ihnen wohl nichts davon mitgetheilt?"

„Sie hat niemals mit mir davon gesprochen;" erwiederte Bernard.

„Hm, das ist fatal! Höchst fatal!" sagte Zehra bekümmert. „Es wäre doch so nöthig, mit Ihnen darüber zu reden; dennoch weiß ich nicht, ob ich es thun darf. — Sagte sie Ihnen auch nichts von ihrem Verhältnisse zu — einer gewissen Person?"

„Nichts! Durchaus nichts," versetzte Jener.

„Sie zeigte Ihnen also auch keine Briefe, übergab Ihnen keine Papiere, was sie doch ganz gewiß thun wollte?"

„Mein Gott, ja!" rief Bernard plötzlich. „Sie übergab mir ein Packet, das ich an meinem fünfzigsten Geburtstage öffnen sollte; dieser aber ist heute."

„Gott sey Dank, dann darf ich reden!" rief Zehra freudig. „Wo haben Sie das Packet? — Gewiß enthält es die Briefe, die ich meine."

„Reiche mir doch die kleine Schatoulle dort, liebe Zehra; sprach Bernard, indem er auf ein Kästchen zeigte und nach einem Schlüssel griff, der auf einem Tischchen neben dem Bette lag.

Zehra brachte die Schatoulle, Bernard öffnete, nahm ein Packet heraus, und las: „Durch Herrn Bernard an seinem fünfzigsten Geburtstage zu erbrechen."

Bernard erbrach das Packet. Ein Porträt und eine Menge Briefe fielen heraus.

„Das Bild meines Vaters! — Lauter Briefe von seiner Hand!" rief er in größter Ueberraschung.

„Gut! — Gut! — O Gott sey Dank!" sagte Zehra vor Freude die Hände zusammenschlagend. „Nun, Herr Bernard, kann ich ganz offen mit Ihnen sprechen und Ihnen mit wenig Worten, sagen, was Sie, schwach und krank wie Sie gegenwärtig sind, doch nicht in seinem Umfange aus der weitläufigen Korrespondenz herauszustudiren im Stande seyn würden." —

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

Valeska Carolyi schon in ihrem sechzehnten Jahre einem rauhen und strengen Greise vermählt, hatte ihr Geist in ersteren und umfassenderen Bildungsstudien, als sie sonst bei Frauen und Mädchen dieses Alters vorkommen, Ersatz für die entbehrte Gefühlswelt gesucht.

Ein glühender Patriotismus war das einzige Gefühl, das, von ihrem greisen Gemahl sorgfältig geweckt und genährt, sie mit diesem näher verband.

Durch seinen Tod erlöst aus einer eifersüchtigen Gefangenschaft auf einsamen Gütern, erschloß sich ihr jetzt die schönere Seite des Lebens.

Es war im Beginn des großartigen Aufschwungs der magyarischen Bewegung, als sich ihre glänzenden Zirkel in Pesth den Patrioten öffneten. Selbstständig und frei in ihrer Stellung, ging sie, unbekümmert um ihre gut kaiserlich gesinnte Familie, kühn ihren eigenen Weg.

Kossuth wurde damals auf den Schwingen der Popularität zur Höhe getragen. Sie erkannte schnell die Bedeutung des Mannes, und während sie ein innigeres, ihr noch unbekanntes Gefühl für ihn in ihrer Seele emporkeimen fühlte, entspann sich zwischen ihnen ein Verhältniß, über dessen wahren Charakter sie unter dem Einflusse der stürmischen Ereignisse bis jetzt noch selbst im Unklaren war.

Auch ihr Vetter Meszari näherte sich ihr in jener Zeit. Das vertrauliche Verhältniß zwischen ihnen entwickelte sich unter der verwandtschaftlichen Aegide bald zu einer Innigkeit, die im Herzen des jungen, heißblütigen Grafen sich bald zur glühendsten Leidenschaft steigerte, nur noch zurückgehalten und gemäßigt durch den patriotischen Eifer, der es verschmähte, sich in so großartiger Zeit dem Genusse zärtlicher Gefühle zu überlassen.

Ihr Herz war zwischen Kossuth, Meszari und dem Vaterlande getheilt, und noch wußte sie selbst nicht, auf wessen Seite das Zünglein der Wage sich neigte. Und dennoch war es vielleicht nur der edle Messari, der ihre Pulse rascher klopfen, die zarten Saiten ihres Herzens heller tönen machte, wenn sein Auge inniger auf ihr ruhte oder seine Hand die ihrige in traulichem Gespräch zufällig berührte. Auch gehörte Kossuth zu sehr dem Vaterlande und der Geschichte an, als daß ein Gedanke an ein zärtliches Verhältniß zu ihm, in ihrer Seele hätte wurzeln können.

Als der Krieg zum Ausbruch kam, wurde ihr der Graf Szirmai durch Kossuth vorgestellt.

Szirmai, bereits über die Blüthe der Jugend hinaus, stand eben im kräftigsten Mannesalter. Ohne häßlich zu seyn, trug doch sein Gesicht den Stempel der innewohnenden Gesinnung. Stolze Grausamkeit und wilde, zügellose Leidenschaft sprach aus den stechenden dunkeln Augen und den wulstigen Lippen, die der dichte röthliche Schnauzbart nicht ganz zu bedecken vermochte.

Der Graf war nicht ohne Bildung und kriegerischen Ruf. Er galt für einen tüchtigen und umsichtigen Offizier, aber die Nachtseiten seines Charakters traten aus dem glänzenden Firniß um so greller hervor; er war gefürchtet und gemieden.

Kossuth hatte Valeska mit dem Charakter des Grafen bekannt gemacht, sie aber zugleich gebeten, ihm mit möglichster Freundlichkeit entgegenzukommen. Man buhlte

damals um jede bedeutende Persönlichkeit, und Szirmai war immerhin durch Reichthum, Einfluß und militärisches Talent eine wünschenswerthe Erwerbung.

Der Anblick der schönen Valeska und die bezaubernde Freundlichkeit, womit sie dem Freunde des Vaterlandes entgegentrat, riefen im Herzen des Grafen schnell die wildeste Leidenschaft wach. Da die ernste Zeit damals der Mediſance wenig Raum gestattete, so hörte er auch des Verhältnisses der schönen Gräfin zu Kossuth und ihrem Vetter nur leichthin erwähnen, und obgleich dieß ihm genügt hätte, Beide unversöhnlich zu hassen, so hatte er sie doch niemals beisammen gesehen, um seinem Hasse bestimmtere Grundlagen zu unterbauen.

Er war entschlossen, Valeska zu erringen, sie um jeden Preis zu besitzen; und die eiserne Konsequenz, mit der er bisher die Erfüllung jedes Wunsches erstrebt, gab ihm ein Gefühl der Sicherheit, das in der unveränderlichen Freundlichkeit der Gräfin hinreichende Nahrung fand.

Obgleich er während der Dauer des Feldzuges häufig an verschiedenen Orten mit ihr zusammengetroffen war, ja in der letzten Zeit selbst mehrere Tage auf einem ihrer Güter in der Gegend von Kaschau, wo sie jetzt ihren gewöhnlichen Wohnsitz hatte, im Quartier gelegen, so hatte sich ihm doch bis jetzt kein geeigneter Moment zu einer offenen Erklärung seiner Gefühle darbieten wollen. Es war daher sein fester Vorsatz, seine Anwesenheit in Debreczin zu diesem Zwecke zu benutzen.

Bis zu einer Zögerung aus patriotischen Rücksichten verstieg sich das Zartgefühl des Grafen nicht.

In demselben Augenblicke, als Gräfin Valeska mit ruhigem Ernst aus dem Nebenzimmer zurücktrat, gefolgt von Szirmai, dessen bleiches, den inneren Grimm der getäuschten Hoffnung widerspiegelndes Gesicht den unglücklichen Ausgang seiner Werbung verkündete, öffneten sich die gewaltigen Flügelthüren des Saales und herein trat der Diktator, an der Spitze der Generäle, um den Ball zu eröffnen.

Und so imponirend und voll Hoheit war die Erscheinung dieses Mannes, den sein gewaltiger Geist in so kurzer Zeit zu dieser schwindelnden Höhe emporgetragen, daß die ganze aristokratische Versammlung unwillkürlich in ein begeistertes: „Eljen Kossuth!“ ausbrach.

Mit dem Anstande eines Königs seine Gäste begrüßend, näherte er sich der gefeierten Valeska, mit ihr den Ball zu eröffnen.

Und als sie bei den Tönen der rauschenden Musik sich im ungarischen Nationaltanz gegenüberstanden, als ihre Blicke auf einander ruhten, da fühlte sie zum ersten Male eine unnennbare Verwirrung ihre Sinne umfangen und nur sein starker Arm und die Blicke der Versammlung hielten sie vom sinken zurück. Erst die sanften, fast vorwurfsvollen Blicke ihres Vetters, der sie zum nächsten Tanze führte, brachten sie wieder zu sich, und jetzt zum ersten Male, während seine Hand die ihrige inniger drückte, wurde sie, angeregt durch die Ereignisse des Abends, sich selbst über die Gefühle klar, die, ihr unbewußt, bis dahin in ihrem Herzen geschlummert. Aber Kossuth gehörte dem Vaterland und Kossuth war Gatte und Vater! —

Wenige Stunden später stürmte Szirmai an der Spitze seiner Husaren aus den Thoren von Debreczin. Wüthende Rachegedanken durchwühlten den Grund seiner Seele, er — war schon ein Verräther noch ehe er die Mauern der alten Magyarenstadt hinter sich hatte.

Der Reitertrupp hatte kaum eine halbe Stunde im offenen Felde zurückgelegt, als in einem Gebüsch am Wege zwei dunkle Gestalten ihre Rosse bestiegen. Schnell wie der Wind schwang sich die eine in den Sattel eines kleinen, grauen, wunderschön gebauten Pferdes, mit buntem arabischen Zaumzeug geschmückt. Leicht hob sich das muthige Thier und blies in die Nüstern und scharrte mit den feinen Hufen ungeduldig die feuchte weiche Erde auf, bis der Begleiter im Sattel und Beide im gestreckten Galopp, wie dunkle Racheengel, der Schaar des Grafen nachsprengten.

Es war Snaida mit ihrem Begleiter.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der populärste Novelliſt Englands, Charles Dickens, hat in Bezug auf die am 13. Nov. zu London erfolgte Hinrichtung der Eheleute Manning folgendes Schreiben an die „Times“ erlassen:

„Mein Herr! Ich wohnte heute Morgens der Hinrichtung in Horsemonger Lane bei. Ich war hingegangen, um die bei diesem Schauspiele versammelte Menge zu beobachten und habe treffliche Gelegenheit gehabt, mein Vorhaben zu verschiedenen Zeiten der Montags-Nacht und während des ganzen Morgens auszuführen, von Tages-Anbruch bis zu dem Momente, wo das Drama endete. Ich beabsichtige nicht, die abstrakte Frage wegen Abschaffung der Todesstrafe zu erörtern. Ich wünsche einfach, daß aus dieser schrecklichen Erfahrung etwas Gutes für das öffentliche Wohl hervorgehe und die Gelegenheit zu benutzen, daran zu erinnern, daß in der letzten Session der Minister des Innern, Sir G. Grey, die Absicht der Regierung anzeigte, eine Maßnahme zu unterstützen, wodurch die Hinrichtungen in stille Akte im Innern der Gefängnisse umgeändert würden (mit solchen Bürgschaften für die strenge und sichere Vollziehung der Gesetze, als nur irgend für das Publikum wünschenswerth seyn könnten), und ich möchte Sir G. Grey dringend bitten, selbst die Initiative dieser Verbesserung unserer Gesetze zu ergreifen, als eine Verpflichtung, die ihm der Gesellschaft gegenüber auferlegt ist, als eine Pflicht der Verantwortlichkeit, der er sich nicht

entziehen kann. Ich glaube, daß es keiner menschlichen Einbildungskraft gelingen würde, eine so tief erschütternde Scene zu erfinden, als das Schauspiel der Immoralität und des Leichtsinns der ungeheuren, bei der heutigen Hinrichtung versammelten Menge; ich glaube, daß man in keinem von der Sonne beleuchteten Barbaren-Lande ähnliche Bilder sehen kann. Die Schrecken des Galgens und des Verbrechens, das diese elenden Mörder dorthin gebracht hatte, verschwanden in meinem Geiste vor dem abscheulichen Benehmen, den Blicken und Reden der versammelten Zuschauer. Als ich gegen Mitternacht zur Stelle kam, bekundete das Gellende des Geschreies und des Heulens, das von Zeit zu Zeit aus der Menge laut wurde, daß sie von einem Haufen Knaben und Mädchen ausgingen, welche bereits die besten Plätze inne hatten, und ich fühlte das Blut in meinen Adern erstarren. Je mehr die Nacht vorrückte, desto ununterbrochener folgten sich das Schreien, Pfeifen und der Gesang in starkem Chor von Parodieen der Negerlieder, wo man „Susannah“ mit „Mistreß Manning“ ersetzte und dergleichen. Bei Anbruch des Tages strömten Diebe, Freudenmädchen der niedrigsten Klassen, Vagabunden und Gesindel aller Art auf den Platz und das Benehmen dieser Leute zeigte in den mannigfaltigsten Formen Alles, was nur anstößig und widerwärtig ist. Schlägereien, Ohnmachten, Pfeifen, Nachahmungen des „Punch“, rohe Scherze, lärmende Aeußerungen einer unanständigen Freude, wenn ohnmächtige Weiber mit in Unordnung gebrachter Kleidung von der Polizei aus dem Gedränge gezogen wurden, gaben dem allgemeinen Feste eine neue Würze. Als die Sonne hell aufging, und das that sie an diesem Morgen, vergoldeten ihre Strahlen Tausende und aber Tausende von aufwärts gekehrten Gesichtern, die in ihrer brutalen Lustigkeit oder Stumpfheit so unaussprechlich scheußlich waren, daß man als Mensch Grund hatte, sich der Gestalt, die man trug, zu schämen und schaudernd vor sich selbst zurückzufahren, als vor einem nach dem Bilde des Teufels geschaffenen Wesen. Als die beiden unglücklichen Geschöpfe, welche dieses ekelhafte Schauspiel veranlaßt hatten, zitternd in den Lüften hingen, zeigte die Masse nicht mehr Bewegung, nicht mehr Mitleid, nicht mehr einen Gedanken davon, daß zwei unsterbliche Seelen ins Gericht gegangen seyen und legte sich nicht mehr Zwang ihren früheren Obscönitäten auf, als wenn der Name Christi niemals auf dieser Welt gehört worden wäre und als wenn man ihren Tod nicht anders betrachtete, als wie den des Viehes. Ich habe einige der schlimmsten Quellen der allgemeinen Ansteckung und Verderbniß in diesem Lande gesehen und ich glaube, es gibt nicht viele Phasen des Londoner Lebens, welche mich in Erstaunen setzen könnten. Ich bin fest davon überzeugt, daß nicht die reichste Erfindung irgend Etwas ersinnen könnte, was in dieser Stadt in demselben Zeitraume so viel Verderben anrichten würde, wie eine öffentliche Hinrichtung, und ich stehe überrascht und entsetzt da bei dem Gedanken an die Lasterhaftigkeit, welche dieses Schauspiel zu Tage fördert. Ich glaube nicht, daß irgend eine Gesellschaft gedeihen kann, innerhalb welcher vor den Thüren guter Bürger ein solch grauenvolles und entsittlichendes Schauspiel aufgeführt wird und unerkannt oder vergessen vorübergeht. Und wenn wir in unsern Gebeten und Danksagungen demüthig vor Gott unsern Wunsch aussprechen, die moralischen Uebel des Landes zu entfernen, so möchte ich Ihre Leser bitten, daß sie überlegen, ob es nicht an der Zeit sey, an dieses Uebel zu denken und es auszurotten.

Devonshire-Terrace, 13. Nov.

Charles Dickens.

Die drei Lebenssterne.

I.

Der Glaube.

Treu bewahr' der Kindheit heil'gen Glauben,
Wie das Schicksal drohen mag;
Laß durch kein Verhängniß ihn Dir rauben,
Auf die Nacht folgt lichter Tag.

Er allein hält aufrecht uns im Leben,
Wenn uns Alles auch entweicht;
Wenn des Schicksals Stürme uns umgeben,
Leid und Kummer uns beschleicht.

Darum fleh' vertrauensvoll nach Oben,
Lerne groß im Unglück seyn;
Einst wird man den wackern Fährmann loben,
Läuft sein Schiff im Hafen ein.

Und mag selbst der Sturm Dein Schiff zerschellen,
Klamm're Dich am Mast noch fest;
Sicher trägt er durch die Fluth der Wellen,
Wenn Dein Muth Dich nicht verläßt.

Der nur wird dereinst sein Ziel erringen
In der sturmbewegten Welt,
Den des Schicksals Wellen nicht verschlingen,
Weil er fest am Mast sich hält.

Kann euch Nichts den tiefen Gram verscheuchen,
Der aus heißer Thräne spricht,
Glaube fest! Das Schicksal kann uns beugen,
Brechen kann's den Muth uns nicht!

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg

Erheiterungen.

Dienstag № 189 27. November 1849.

Egeria.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen," sagte sie, „daß unter der Regierung des vorigen Monarchen einst eine Art Treibjagen auf unsere Nation gemacht wurde. Alle Zigeuner sollten plötzlich angesiedelt, in gemeinsame Wohnplätze vereinigt und, was die Hauptsache war, bekehrt werden. Dieser Kalamität suchte sich Jeder von ihnen, so gut er konnte, zu entziehen. So Viele als nur konnten, eilten über die Gränze, aber bald wurde ihnen diese versperrt. Man wollte seinen Plan durchführen. Nun griffen die Zurückgebliebenen zur List. Sie vertheilten sich in verschiedene Provinzen, nahmen andere Namen an, griffen zu allerlei Gewerben. Viele wurden entdeckt und mit Gewalt zur Ansiedlung gezwungen, Andere blieben unerkannt. Die Kinder einer großen Anzahl wurden in Waisenhäusern untergebracht, um dort bekehrt und zu allerlei Handwerken ausgebildet zu werden. Unter ihnen waren Manche, die sich in das neue Leben zu finden wußten, Andere blieben heimlich ihren Ueberzeugungen und Gewohnheiten treu. Diese Letzteren befinden sich jetzt längst in verschiedenen Aemtern, sind Handwerker, Diener in vornehmen Häusern, stehen aber ins Geheim mit ihren ehemaligen Genossen in Verkehr und suchen ihnen auf alle Weise zu nützen. Ja selbst Die, welche sich aufrichtig ihrer neuen Laufbahn, ihrem angenommenen Glauben zuwendeten, bewahren für sie noch ein lebhaftes Interesse. Die Verfolgung, die Ueberzeugung des erlittenen Unrechts, ist das unzerreißbare Band, das sie an ihre alten Stammesgenossen fesselt. — Einer Anzahl Familien unserer Nation war es gelungen, über die Gränze nach Spanien zu entweichen. Unter dem jetzigen Könige, und nachdem die Verfolgung nachgelassen hatte, kehrten sie zurück. Es waren meist solche, die leidenschaftlich an den Traditionen unsers Volkes hingen und die, von eben diesen Traditionen, als in grauer Vorzeit angesehenen Häuptlingsgeschlechtern angehörig bezeichnet wurden. Zilla war die Letzte eines solchen alten Geschlechts, das der Sage nach über einen der mächtigsten Stämme unsers Volkes, als solches noch in einem entfernten Lande wohnte, geherrscht hatte. Ihr wurde daher von allen Zigeunern, auch denen, die sich nicht mehr als solche bekannten, eine unbegränzte Ehrfurcht bewiesen. Diese Ehrfurcht ward noch durch ihre außerordentlichen Geistesgaben, die fast als übernatürliche angesehen wurden, unterstützt. Jedes ihrer Worte galt für einen Befehl, für sie hatte Niemand ein Geheimniß. Dieß, Herr Bernard, wird Ihnen erklären, wie sie Vorgänge wissen konnte, die mit dem tiefsten Geheimniß bedeckt waren. Der alte Geheimsekretär des Ministers Louvois, Mr. N., der, wie ich höre, vor Kurzem gestorben ist, die Mutter der Gesellschafterin der Prinzessin von Vaudemont, die jetzt ebenfalls gestorbene Amme Ihrer Gattin, gehörten, wie noch viele Andere, unserer Nation an. Von diesen erfuhr Zilla, was sie nur wissen wollte. Für die Bewahrung dessen, was sie erfahren hatte, war ihre Klugheit Bürgschaft."

„Ha! jetzt begreife ich, daß sie es wissen konnte, was im Kabinet des Ministers, im Hotel St. Chamans und an zehn andern Orten verhandelt worden war," rief Bernard mit Erstaunen.

„Es ist Alles, so wie ich sage," fiel Zehra ein. „Hören Sie jetzt, wie sich das Verhältniß Ihres Vaters zu Zilla gebildet hatte. — Ihr Vater fand in einem kleinen Orte der Gascogne ein Zigeunermädchen von zwölf Jahren in den Händen der Polizei. Man sagte ihm, daß die „Horde", der es angehörte, über die Gränze nach Spanien entflohen sey, und daß das Kind in ein Arbeitshaus nach Bordeaux gebracht werden solle. Die unglückliche Kleine interessirte Ihren Vater und er bat, daß man ihm das Kind überlassen möge, um auf seine Kosten erzogen zu werden. Zilla war dieses Kind. Nachdem man seinem Verlangen entsprochen hatte, nahm er sie mit nach Bordeaux, wo er damals wohnte, und brachte sie in einer anständigen Erziehungsanstalt unter. Schon auf der Reise ward er von ihren erstaunlichen Geistesfähigkeiten überrascht. Später wußten Lehrer und Lehrerinnen ihren Verstand, ihre sich entwickelnden Talente nicht genug zu rühmen. So schnell aber, wie sich ihr Geist entfaltete, eben so schnell blühte Zilla's Körper zu größter Jugendschöne auf. Ihr Vater, damals ein Mann von einigen dreißig Jahren, ward lebhaft von diesen Vorzügen ergriffen, bald liebte er Zilla leidenschaftlich. Diese hatte inzwischen die Pension verlassen, sie war nach Nantes gegangen, wo sie in einem vornehmen Hause als Aufseherin kleiner Mädchen ihr Unterkommen gefunden hatte. Sie war, wie sie mir

später mittheilte, dorthin gegangen, weil sie die Leidenschaft, die sie Ihrem Vater eingeflößt, entdeckt hatte. Ihr Wohlthäter konnte indeß nicht ohne sie leben, er eilte ihr nach und ward von ihrem erneuten Anblick noch mehr hingerissen. Er bot ihr jetzt seine Hand. Zilla erschrack heftig darüber. Obwohl in ihrem Herzen eine Stimme laut für den Antrag sprach, so suchte sie solche sogleich niederzukämpfen. Sie erklärte Ihrem Vater, daß sie niemals sich entschließen würde, ihm ihre Hand zu reichen. Nie würde sie ihrem Wohlthäter das, was er an ihr gethan, dadurch vergelten, daß sie ihn mit seiner ganzen Familie entzweie und einen Flecken auf seinen Namen bringe. Ihr Vater drang nur desto heftiger in sie. Auf seinen Knien beschwor er sie, die Seine zu werden. Er bat sie, ihm Hand und Herz zuzusagen und wollte nicht eher aufstehen, bis er ihr Jawort erhalten habe. Sie war in der furchtbarsten Angst. Ihrer selbst nicht sicher, suchte sie für den Moment durch unbestimmte Redensarten ihn zu beschwichtigen. Dieß für eine entschiedene Zusage haltend, nannte er sie seine Geliebte, seine Braut, er drang ihr sein Porträt auf. Noch an demselben Abend reiste er nach Bordeaux zurück, um Anstalten zur Vermählung zu treffen. Zilla war jetzt in furchtbarster Angst. Sie hatte einen harten Kampf mit sich selber zu bestehen. Es stand in ihrer Macht, einen jungen und reichen Mann zu heirathen, dagegen mußte sie sich sagen, daß dieser Mann von den Seinen wie ein Paria ausgestoßen werden würde, sobald man erführe, daß seine Gattin eine Zigeunerin sey. „Nein", rief sie aus, „lieber todt, als daß durch mich Schande über ihn komme." Sie beschloß jetzt Nantes zu verlassen. Doch wohin gehen? Diese Frage entschied sich plötzlich, als eben bei dem Regierungsantritte des Königs ein Trupp Zigeuner, die nun nicht mehr verfolgt wurden, durch Nantes kam. Bei ihrem Anblick wachten alle alten Erinnerungen in den Herzen Zilla's auf. Die gewohnten Sprachtöne, die lustigen Zitherklänge rührten sie bis zu Thränen. Ihr ward klar, daß der Zigeuner allein der wahrhaft freie Mensch, daß die Zivilisation eine Sklaverei, wenn auch eine glänzende, sey. Schnell hingerissen, beschloß sie dadurch den Knoten ihres Schicksals zu zerhauen, daß sie mit ihren alten Stammesgenossen zöge. Sie verschwand aus Nantes plötzlich, nichts als das Porträt Ihres Vaters und seine Briefe mit sich nehmend. Man glaubte dort, sie sey auf einem Spaziergange am Ufer der Loire verunglückt. — Eine Reihe Jahre verging nun. Zilla hatte die empfangene Bildung fast gewaltsam abgestreift, wie man wohl ein zu enges unbequemes Kleid abzuwerfen pflegt. Sie hatte sich verheirathet und war mit ihrem Manne in die Nähe von Paris — dort wo auch Sie uns gefunden haben — gezogen. Sie wußte nicht, daß Ihr Vater sich von Bordeaux nach der Hauptstadt übergesiedelt habe. Sie war so erschrocken und erstaunt als er, da sie durch Zufall sich wiederfanden. Ihr Vater hatte sich inzwischen ebenfalls verheirathet. Er mochte wohl eingesehen haben, welche Folgen es für ihn gehabt hätte, wenn eine „Zigeunerin" seine Frau geworden wäre."

(Schluß folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

3.

Auf einem Hügel mitten in der weiten Ebene, die sich von Kaschau fast zehn deutsche Meilen weit nach Süden hin ausdehnt, steht ein einsames Schloß. Düstere Epheugeflechte schlingen sich an seinen alten Mauern und Thürmen empor und verleihen ihm ein eigenthümlich romantisches Ansehen.

In diese Einsamkeit hatte sich Valeska vor den Stürmen geflüchtet, die seit dem verhängnißvollen Abend ihre Seele durchschauerten.

Sie hatte Koffuth nicht wieder gesehen und nur Messari hatte einen kurzen, aber herzlichen Abschied von ihr genommen.

Ihr Gesicht war bleicher als sonst, als sie wenige Tage nach ihrer Abreise von Debreczin mit unruhigen und ungleichen Schritten in ihrem Zimmer auf- und niederging.

„Nein, nein," flüsterte sie und drückte die Hände an ihr pochendes Herz, „das ist nicht Liebe, diese heiße Gluth, die meine Seele versengt und meine Gedanken verwirrt . . . die Liebe ist ein sanftes Gefühl, eine milde, süße Zärtlichkeit, wie ich sie für Meszari empfinde . . . Und Meszari liebt mich wieder, seine Augen sprechen zu mir . . . Koffuths Blicke aber, der Ton seiner Stimme bezaubern mich, meine Seele fliegt unwillkürlich dem Gewaltigen entgegen, doch in der seinigen ist kein Raum für diese zarten Gefühle, jede Faser ist dem Ruhme und dem Vaterlande geweiht! Warum kann ich dieß klopfende Herz nicht bezwingen . . . die Männer — wie glücklich sind sie! Im Gewühle der Schlacht, im Sturme des Lebens werden die Blumen des Herzens zertreten, ohne daß eine Thräne über ihren Tod dem Auge entrinnt! . . . Wir bedürfen des schützenden Stabes, und Meszari . . . Es muß seyn, vergib mir, Schutzgott des Vaterlandes, wenn meine Seele von ihrem Pole weicht . . ."

In diesem Augenblicke störte der eilige Galopp eines Pferdes, das über das Pflaster des Schloßhofes sprengte, die quälenden Phantasieen des schönen Weibes.

Ein Husar sprang vom Pferde und übergab dem wartenden Diener einen Brief.

„Ein Schreiben vom Herrn Präsidenten!" meldete der Diener, das zierlich gebrochene Billet auf silbernem Präsentirteller überreichend.

Valeska's Wange wurde vom dunkelsten Roth überpurpurt, ihre Hand zitterte, ihre Knie wollten brechen, als Sie das Siegel des unerwarteten Schreibens löste. Es schwamm vor ihren Augen . . . sie mußte sich setzen, um lesen zu können.

Aber als sie unter dem Einflusse dieser stürmischen Gefühle mühsam den Inhalt der hastigen, hierogliphenartigen Schriftzüge entziffert, als sie gelesen hatte: „In einer Stunde bin ich hier . . . Melzari folgt morgen, um auf längere Zeit in dieser Gegend Quartier zu nehmen," da war Alles vergessen, ihre Seele lachte, ihr Antlitz lachte, Alles lachte um sie her . . . und während sie gedankenvoll im Zimmer auf und nieder schwebte und ihre Lippen unwillkürlich die Worte: „er kommt, . . . er kommt!" aussprachen, zog sie mit Heftigkeit die Klingel.

„Korvy soll in einer Stunde ein Frühstück bereit halten; Debren mein Pferd satteln . . . den Apfelschimmel; Rösi soll heraufkommen."

Während ihre Befehle sich so ungestüm kreuzten, trat ihre Zofe, das Reitkleid der Gebieterin über dem Arme, eilend ins Zimmer.

„Eile Dich, Rösi . . . der Schimmel stampft schon ungeduldig das Pflaster . . . o, nicht dieses dunkle, traurige Kleid . . . ich bin ja erlöst aus den Banden der langen Gefangenschaft! . . . in den Farben der Hoffnung will ich dem Helden des Vaterlandes entgegenfliegen."

Und in wenigen Minuten saß sie in weißem Reitkleide und dunkler samminer prächtiger Kozawaika auf dem Rücken des muthigen Thieres. Es war ein reizender Anblick, das schöne Weib lächelnd mit unendlicher Grazie sich im Sattel heben, die Zügel des Lieblings ergreifen, und mit flatterndem Schleier leicht und flüchtig in kurzem Galopp den Abhang des Hügels hinabsprengen zu sehen.

Eine echte Tochter des kühnen Reitervolkes, dessen Krieger lachend, die brennende Pfeife im Munde, zur Schlacht reiten, sprengte sie über die Steppe, der Spur des Hovved folgend, der ihr vorausgeeilt.

. . . . . .

Es war bereits Abend geworden und Valeska wieder mißmuthig zurückgekehrt ohne den Diktator getroffen zu haben, der nicht Zeit gefunden zu dem angekündigten Besuche.

Kossuth, wie alle Gewaltigen, bezahlte seine Stellung mit furchtbaren, fast vernichtenden Anstrengungen und Sorgen.

Der Mond warf sein silbernes Licht durch die Scheiben der hohen gothischen Fenster, als er plötzlich ungemeldet und kaum mehr erwartet in der Gräfin Wohnzimmer trat.

Nur die Strahlen des Mondes erhellten das prächtige Zimmer der Burgherrin mit ihrem magischen Glanze.

Auf schwellendem Polster, das schöne Haupt auf die Hand gestützt, deren feine Formen sich unter der Pracht schwarzer seidener Locken verloren, ruhte in halbliegender Stellung das reizende Weib.

Und so fest hatten phantastische Träume sie mit glänzenden Netzen umstrickt, daß sie den klirrenden Tritt des Diktators nicht hörte, als er bereits vor ihr stand und bezaubert von diesem Anblick, vom Anblick des einzigen Weibes, das diesen gewaltigen Geist zu fesseln und zu verwirren vermochte, nicht die Kraft in sich fand, den Zauber zu brechen der seine Sinne gefangen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Der 4. Januar 1805 auf dem Schlosse St. Cloud.

Die Kaiserin Josephine war eine große Kinderfreundin; sie hatte immer einige Kleinen um sich, die sie scherzend ausfragte und beschenkte. Es verging keine Woche, ohne daß sie allerlei artige Geschenke, denen sie immer ein gutgemeintes Wort oder eine weise Lehre beifügte, für ihre Schützlinge kaufte. Am Neujarstag war ihr kleiner Badesaal stets so voll Puppen, Trommeln, Trompeten, Bonbons, Kleider, Schmucksachen, daß er einem Spielwaarenladen ähnlich sah. —

Am 1. Januar 1805 hatte sie so viele Aufwartungen und Deputationen zu empfangen, daß sie den Kaiser den ganzen Tag nicht verlassen konnte, deßhalb ließ sie die Personen, die eingeladen waren, ihr mit ihren Kindern das neue Jahr anzuwünschen, durch ihre Ehrendame wissen, daß sie sich am 4. Januar zu St. Cloud einfinden sollten, wohin sie sich expreß begeben wollte, um sie zu empfangen.

Der erwartete Tag kam endlich heran, alle Herrlichkeiten waren von Paris herbeigeschaft worden, um 1 Uhr wurde Groß und Klein eingelassen, all' die Pracht zu bewundern. Josephine gab den Kindern mit ihrer bekannten Anmuth die Geschenke, worauf die seligen Kleinen sie nach der Reihe umarmten, und ihr jedes etwas Schönes sagte, die ausgenommen, die vor Rührung und Freude nicht sprechen konnten. Den Knaben, welche später in eine Militärschule eintreten sollten, hatte die Kaiserin etwas Geeignetes gegeben, ein Reußzeug oder einen Säbel; alle hätten gern ein Paar Pistolen gehabt, allein die waren nicht zu haben. Die jüngsten sprangen gleich auf die hölzernen Pferde und Gewehre zu, die Mädchen dagegen erhielten Kämme, Uhren und Halsbänder. Nach der Vertheilung machte das junge Volk einen solchen Lärm, daß Josephine in ihr Boudoir entfloh. Allein jetzt entspannen sich hitzige Debatten. Die Buben hatten einstimmig beschlossen, daß sie Krieg spielen wollten und suchten nun die Mädchen mit Gewalt anzuwerben; diese wehrten sich dagegen, ja einige protestirten ganz laut gegen dergleichen Gewaltstreiche. In diesem Dilemma beschloß der junge Achille

N . . ., der sich aus eigener Macht zum Anführer der Soldateska ernannt hatte, die widerspenstigen Mädchen in die Zitadelle zu sperren und sie so lange in Haft zu halten, bis sie unter seine Fahne träten. —

Diese Zitadelle war ein angenehmes Ruhegemach neben dem Badesaal. Ein einziges Fenster mit grünseidenen, silbergestickten Vorhängen erhellte den lieblichen Raum den eine große Jardiniere mit natürlichen Blumen und ein Käfig aus Akajouholz voll amerikanischer Vögel, der köstliche Plafond mit Apollo und den Musen, und die prächtigsten Teppiche zu einem kleinen Paradiese machte. — Kurz, es sollte Kriegsrath gehalten und die kleine Emma, die sich an die Spitze der Opposition gestellt hatte, gerichtet und erschossen werden, als die Ehrendame der Kaiserin sich zum Glück ins Mittel legte, Hrn. Achille drohte, er solle nur trockenes Brod zum Vesperstück bekommen, wenn er den jungen Damen ferner wehren wolle, zu spielen, was ihnen gefiele und diese in die Zitadelle treten ließ. Nach dem Abzug der Dämchen hatte der Streit ein Ende, dafür verdoppelte sich der Lärm.

Die Kaiserin war entzückt, wie sie das herzliche Gelächter hörte; aber Napoleon, dessen Zimmer unter dem blauen Salon war, fand sich durch den Tumult unangenehm gestört. Er ging demnach zu seiner Frau und fragte sie, halb im Scherz, halb im Ernst, was das Getümmel oder ihm bedeuten solle. Du könntest ihnen wohl Deine Geschenke geben, wenn ich nicht zu Haus bin. Ich will Deine kleinen Gäste gleich selbst bitten, still zu seyn! und wenn sie ihren Lärm nicht einstellen . . . — O nein, Bonoparte! Du wirst die armen Kinder erschrecken! Was hast Du denn, sie vergnügen sich, sie spielen Krieg. Machst Du denn nicht mehr Lärm als sie? Du? Geh' nicht hin, ich will Jemand schicken, der sie im Zaum halten wird. — Ah! sie spielen Krieg! . . . Das muß hübsch seyn, ich bin doch neugierig, wie sie das anfangen. —

Napoleon schlich auf den Zehen an die Thüre; er lauschte einen Augenblick: „vorwärts! . . . drauf und dran! . . . todt! . . . ich hab' ihn erstochen! . . . nicht wahr! . . . ja . . . Wohlan! da, siehst Du!" Unmäßiges Gelächter und Geschrei erschallte, dazwischen hörte er weinen.

Der Kaiser öffnete die Thüre leise und rief: Nun, was ist das? Man weint hier? Bei diesen Worten sahen die Kleinen auf, senkten erschreckt die Waffen und wagten vor Furcht und Ueberraschung nicht, sich zu regen. Napoleon musterte die hübschen Kleinen, die sich ihre Uniform aufs Drolligste improvisirt hatten. Besonders der kleine Adolph, der sich einen Schnurrbart mit Tusch gemalt und in seinen Gürtel, einen Palatin, ein Papiermesser aus Perlmutter, als seinen Dolch gesteckt hatte, während er in jeder Hand eine Kinderpistole hielt, sah so eulenspiegelmäßig aus, daß der Kaiser Mühe hatte ernst zu bleiben. Er setzte sich, um ihn mit mehr Bequemlichkeit zu betrachten, winkte ihm und fragte, indem er ihn zwischen seinen Beinen hielt: Wie heißt Du, Hr. Eisenfresser? — Ich heiße Adolph. — Ich wette, daß Du eben am stärksten weintest. — Sapperment auch, Hr. Achille läßt mich nie General seyn, er ist es immer. — Und wer ist dieser Hr. Achille? — Der da unten. —

(Schluß folgt.)

Die drei Lebenssterne.

(Fortsetzung.)

II.

Die Hoffnung.

Mögen alle Sterne Dir auch schwinden,
Einen wirst in gold'nem Schein
Stets am dunklen Aether dennoch finden,
Leuchtend durch die Nacht herein.

„Hoffnung!" heißt der schöne Stern; vergebens
Glänzt er nicht am Sternenzelt,
Leuchtend auf der düst'ren Bahn des Lebens,
Wenn kein Stern die Nacht erhellt.

Seh ich auch die hellen Sterne blinken
An des Himmels lichten Höh'n,
Wie so freundlich sie herniederwinken,
Denk' ich: „Keiner glänzt so schön!"

Denn viel schöner, als das Licht der Sterne,
Das durch Nacht und Dämm'rung dringt,
Kreis't er in der Zukunft gold'ner Ferne,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Er allein zeigt, frei von allen Leiden,
Fern von Sorg' und Erdennoth,
In der Zukunft kommend bess're Zeiten,
Künft'gen Glückes Morgenroth.

Möge nie er treulos Dich verlassen,
Stets mit Dir durch's Leben zieh'n;
Müßtest, Armer! sonst dieß Leben hassen,
Das nur Qual ist ohne ihn.

Sorglos hoffe denn auf bess're Tage,
Wenn kein Stern des Glücks sich zeigt,
Bis es wieder sich in gold'ner Wage
Einst auf Deine Seite neigt.

(Schluß folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 190 29. November 1849.

Egeria.

(Schluß.)

Zehra sah hier ihren Bekannten mit einem schalkhaften Blicke an.

„Ihr Vater," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „blieb Zilla's Freund bis zum Tode. Er besuchte sie sehr oft. Sie erwies sich ihm übrigens ungemein nützlich. Durch sie, und mittelst ihrer Verbindungen erfuhr er Manches, worauf er seine Spekulation gründete und sich ein großes Vermögen erwarb. Er unternahm kein wichtiges Geschäft, ehe er nicht vorher Zilla's Rath eingeholt hatte. Deßhalb nannte er sie oft scherzweise seine „Egeria". — Sehr oft, Herr Bernard, unterhielt sich Zilla mit mir über Sie. Anfangs wollte sie nicht viel von Ihnen wissen. Sie waren ihr als ein eitler, oberflächlicher, leichtsinniger junger Mensch, geschildert worden. Der Zufall fügte es, daß sie Sie näher kennen lernte und ihr Sinn änderte sich nach und nach. „Er ist nicht wie sein Vater, aber er kann ihm ähnlich werden und ich will versuchen, ihn dahin zu bringen," pflegte sie dann zu sagen. Je genauer sie Sie kennen lernte, je mehr interessirte sie sich für Sie. Waren Sie nicht zugegen, so sprach sie viel von Ihnen. Bald lobte sie, bald hatte sie an Ihnen etwas zu tadeln. Am verdrüßlichsten war sie bei einer gewissen Gelegenheit" — Zehra erröthete hier; sie meinte bei Bernards Bewerbung — „indeß sagte sie dennoch damals: „Er soll ein tüchtiger Mann werden, er mög' es mir nun so sauer machen als er will."

„Die Gute, die Edle!" sagte Bernard, die Augen gegen Himmel richtend. Wie kann ich ihr danken für das, was sie an mir gethan!"

„O dieß können Sie, Herr Bernard!" rief Zehra lebhaft. „Sie können es, indem sie die öftere Mahnung der Dahingeschiedenen „ein Mann zu seyn" befolgen. — Sie sind nicht krank, Herr Bernard. Verlassen Sie deßhalb dieß Lager. Hypochondrie, erzeugt durch ein fast lächerliches Mißverständniß, hat Ihren Geist gefesselt. Es steht einem „Manne" wohl an, Einbildungen, wie die wirklichen Uebel des Lebens, muthig zu bekämpfen." — —

Bernard ward von Zehra's Rath ergriffen. Er schämte sich fast, als er sah, in welcher Täuschung er befangen gewesen. Setzte er die Veranlassung auch zum Theil auf Zilla's Liebe zum Geheimnißvollen, Außerordentlichen, so sah er doch recht gut ein, welche Charakterschwäche ihm die Frau zugetraut, als sie sich entschloß, ein so außerordentliches Mittel anzuwenden, um ihn von dieser zu kuriren. Noch an demselben Tage verließ er sein Krankenlager. Wenige Zeit reichten hin, ihm die verlornen Kräfte zurückzugeben. Er sah Zehra öfters. Sie war nach Paris gekommen, um ihre Brüder zu besuchen, die sich durch Bernard's Hülfe in einer guten Lage befanden. Letzterer drang oft in Zehra, mit ihrem Manne auf eines seiner Güter zu gehen und dort sich eine Beschäftigung, welche ihr etwa zusagen möchte, zu wählen.

„Nein, Herr Bernard," sagte sie dann lächelnd und mit dem Kopfe schüttelnd. „Mein Mann und ich, wir haben Beide etwas von der Natur des Adlers — oder wenn Ihnen dieses Bild zu anmaßend dünkt — des Isards der Pyrenäen. Sperren Sie jenen in einen goldenen Käfig, diesen in den blumenreichsten Park, sie werden beide ihr Auge nach den heimathlichen Höhen richten, und in den glänzenden Kerkern trauern. So wie diese können auch wir die freie Gebirgsluft nicht entbehren."

Indem sie diese Worte sprach, hatte ihr blitzendes Auge in der That etwas von dem des Aar's, die lebhafte Bewegung ihrer Glieder von der der Gemse. — Nach wenigen Tagen befand sie sich bereits wieder auf dem Wege nach der Heimath. Das Gewühl, der Qualm der Hauptstadt raube ihr den Athem, sagte sie.

Bernard durchlas jetzt in Mußestunden die Briefe, die sein Vater mit Zilla gewechselt hatte. Athmeten jene die feurigste Leidenschaft der Jugend, sie zeugten diese von vieler Bildung und dem durchdringendsten Verstande. Es war Bernard unbegreiflich, wie ein junges Geschöpf von solchen Gaben nach einem, wie sich aus ihren Briefen unwillkürlich herausstellte, nicht geringen Kampfe mit sich selbst, entschließen konnte, ein glänzendes Glück zu fliehen, um in einer Erdhütte, an der Seite eines weit unter ihr stehenden Gatten, in Mitten einer „Zigeunerhorde", ihr Leben zuzubringen. Nur die schon im Blute befindliche angeborne Neigung, wie der Reiz des Eigenthümlichen, Absonderlichen, endlich der Hang, denen mit ihrer Geistesbildung nicht

Vertrauten, als eine räthselhafte, fast wunderbare Erscheinung zu gelten, ließ eine einigermaßen gültige Erklärung zu. —

Bernard behauptete die, durch Glück und Zufälle günstiger Art, errungene Stellung und befestigte sie immer mehr durch die gemachten Erfahrungen. Er war ein, nicht nur in Paris, sondern in ganz Frankreich hochgeachteter Mann. Als seine einzige Tochter zur Jungfrau erblüht war, fanden sich Bewerber aus den ersten Familien Frankreichs. Sie wählte den nachmaligen Präsidenten Molé, Herrn von Champlatreux. Bernard erlebte es noch Großvater, der Herzogin von Cossé-Brissac, und dadurch mit Biron, Duroure und Boulainvilliers verwandt zu werden. —

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

Und als Kossuth jetzt von ihren Lippen, ihr unbewußt, seinen Namen in Tönen aussprechen hörte, in welchen nur die Leidenschaft zur Leidenschaft spricht, da zerriß das letzte Glied seiner Gedankenkette, er sank zu ihren Füßen, riß sie in seine glühende Umarmung und der stolze Diktator, der „Abgott des Volkes", der Großkophta der Revolution lag wie ein gewöhnlicher Erdensohn, von der menschlichsten der menschlichen Leidenschaften besiegt, in den Banden des schönen Weibes.

„Theuere Valeska," flüsterte er, während sein trunkenes Auge die Strahlen des ihrigen einsog und ihr Haupt bewußtlos an seiner Schulter ruhte, „vergib den Ausbruch einer Leidenschaft, die der Dämon des Augenblicks entfesselte. Ich liebe Dich, Valeska, wie Kossuth lieben kann, Du warst der Engel meiner Träume, die Göttin meiner Zukunft, Du solltest als Königin der Preis am Ziele meiner Laufbahn seyn!" —

Als sie spät von einander schieden, waren wohl heiße Gelübde der Treue zwischen ihnen gewechselt und phantastische Brücken ins Reich der Zukunft gebaut worden, aber die Reinheit des Herzens hatten sie sich gewahrt und der sinnliche Mensch war dem fesselnden Ausbruch der Leidenschaft, die den jungfräulichen Leib durchzitterte, fern geblieben.

Während noch der Traumgott süße und schreckhafte Bilder in chaotischem Wirrwarr an der Seele Valeska's vorüberführte, hatte bereits die nüchterne Wirklichkeit mit ihrem eisernen Finger die goldenen, bestrickenden Bilder, die aus der tiefe seines Herzens heraufgestiegen waren, von dem klaren Verstande des Diktators wieder hinweggescheucht.

Unruhig und schlaflos im Zimmer umhergehend, kämpfte dieser gewaltige Geist den Riesenkampf zwischen glühender Leidenschaft und dem Gebote der Pflicht.

„Nein," sprach er, sich stolz aufrichtend, indem sein Auge über die weite, mondbeleuchtete Ebene schweifte, „Ungarn allein soll die Braut meiner Seele seyn. . . . Meine Gedanken, die ganze ungeschwächte Kraft meines Genius, gehören dem Vaterlande ... Und mein Weib, das mit jeder Faser ihres Herzens an mir hängt und meine Kinder . . . O mein Gott, warum hast Du mir das gethan und die Last meiner Sorgen durch die Qualen dieser bestrickenden Versuchung vertausendfacht! . . . Arme Valeska" — und die Augen des so starken Mannes füllten sich mit brennenden Thränen — „arme Valeska, möge Deine starke Seele Trost finden in dem Gedanken, daß das Vaterland und die Pflicht dieses furchtbare Opfer forderten!"

Und mit gewaltiger Kraft den Kampf endend, setzte er sich an den Schreibtisch.

„Sie soll mich nicht wiedersehen, bevor nicht Alles vorüber. Ehe sie erwacht, bin ich ihr fern!"

Und nachdem er den Brief an die Gräfin geschlossen und der Wache Befehl gegeben, Alles zur schleunigsten Abreise zu bereiten, begann er mit rastloser Thätigkeit in den vor ihm liegenden Staatsschriften zu lesen, um die Zeit bis zum Aufbruch mit der Erfüllung der umfassenden Pflichten seines Berufs hinzubringen und nur selten unterbrach ein Seufzer, aus der Tiefe des Herzens heraufsteigend, die tiefe Stille der Nacht.

. . . . . .

Als spät am andern Morgen Valeska erwachte, fiel ihr erster Blick auf Kossuth's Billet, das die Zofe auf das Tischchen vor ihrem Bette gelegt.

Eine bange Ahnung durchschauerte sie, als sie die zitternde Hand danach ausstreckte.

„Von ihm!" sagte sie, und indem sie erbleichend das Siegel löste, trat die Erinnerung an die Scenen des gestrigen Abends lebhaft und deutlich vor ihre Seele.

„Er ist fort! Allmächtiger Gott!" Und mit diesem Ausruf sank sie in die Kissen zurück.

Erst nach geraumer Zeit vermochte sie sich wieder zu erheben.

Von Neuem griff sie nach dem entfallenen Papier, und die Zeilen die seine Hand berührt, an ihre Lippen drückend, las sie, während große Thränen über ihre marmornen Wangen rollten, die Worte:

„Muth, theuere Valeska! Wenn Dein Auge auf diesen Zeilen ruht, geschrieben in der qualvollsten Stunde meines Lebens, bin ich Dir fern. Zürne mir nicht, daß ich ohne Abschied Dich verließ . . . Es mußte so seyn, und meine hochherzige Valeska wird mich begreifen und mit mächtigem Zauber den Sturm der Leidenschaft bewältigen; denn das Vaterland ruft und die Pflicht!

„Höre mich, Valeska!"

(Fortsetzung folgt.)

Der 4. Januar 1805 auf dem Schloſſe St. Cloud.

(Schluß.)

Adolph zeigte mit dem Finger auf einen etwas größeren Knaben, auf deſſen Küraß, einem Notenbuch, ein Stern aus Kandiszucker glänzte. Ach! ſagte Napoleon, ich will gleich mit dieſem Hrn. Achille ſprechen, der nicht leidet, daß die andern General ſind; das iſt nicht recht, jeder ſoll es nach der Reihe ſeyn. Er gab Adolph einen leichten Schlag auf die Wange und rief Hrn. Achille. Dieſer lief herbei und ſprang mit einem Satz auf des Kaiſers Knie. Wie heißt Dein Papa, Hr. Achille? — Er heißt General N... Bei dieſem Namen belebte ſich die Phyſiognomie des Kaiſers, ſeine Augen glänzten, er zog das Kind an ſich und betrachtete es mit zärtlichem Wohlgefallen. N... ſagſt Du? das iſt einer meiner guten Freunde, ein Braver! Und Du, was willſt Du einmal werden? — Ich! was der Papa iſt; ich will zwei große goldne Epauletten und einen guten, großen Säbel haben. — Teufel! und was willſt Du damit anfangen? — Ich will die Feinde tödten. — Wahrhaftig, ich hoffe, zu der Zeit werden wir keine mehr haben. — Dann will ich auch das Ehrenkreuz haben, mit einem ſchönen rothen Band um den Hals, wie der Papa; das iſt ſchön... nicht wie das da. Bei dieſen Worten riß der Knabe den Stern von Kandis herab, ſteckte ihn in den Mund und krachte herzhaft darauf los. — Das iſt was anderes, fuhr Napoleon fort, bei Dir geht es etwas ſchnell. Wie alt biſt Du jetzt? — Zehn Tage nach dem Geburtstag der Mama werde ich zehn Jahr alt. — Nun wohl, mit zwanzig Jahren . . . — Aber das iſt mir zu ſpät! der Papa hat geſagt, ich würde mit achtzehn Jahren Offizier ſeyn. — Dein Vater hat Dich eben nach ſich beurtheilt. Ueberdieß hängt dieß von Dir ab, bis dahin. — Der Kaiſer zog ein Vierzigfrankenſtück aus der Taſche und gab es ihm — wenn Dein Säbel zerbrochen iſt, kaufe Dir einen andern. Darauf hieß er Achille mit ſeinen kleinen Kameraden weiter ſpielen, empfahl allen, nicht ſo viel Lärm zu machen und ſagte, indem er fortging: meine Kinderchen, unterhaltet Euch gut, aber vor Allem, ſchlagt Euch nicht im Ernſt: das verbiete ich Euch. — Der Befehl des Kaiſers wurde nicht ganz befolgt; der kleine Adolph fing mit Achille aus Eiferſucht Händel an und ſie waren nah daran, Ernſt zu machen, als die Mama's kamen und die Knaben bedeuteten, daß das Veſperbrod ihrer warte. Bei dieſer magiſchen Kunde vergaßen die Nebenbuhler ihren Streit und die kleine Armee eilte im Sturmſchritt in die Zitadelle, wo das Buffet aufgerichtet war, indem ſie zu den betäubenden Tönen ihrer Trompeten und Trommeln im Chore ſchrien: Rran, rran plan, plan, plan, plan, rrann, rrann.

2.

Es war zu Anfang des Jahres 1814. Europa ſtand gegen Napoleon verbündet. Der Kaiſer hatte ſich am 6. März zu Craone feſtgeſetzt, ringsum war die ruſſiſche Armee konzentrirt. Napoleon rekognoszirte während der Nacht die verſchiedenen Poſitionen des Feindes; bei Tagesanbruch ſtellte ſich die Armee in Schlachtordnung. Um 8 Uhr erſchien der Kaiſer und die Schlacht begann. — Der Sieg hing von dem unbeſtrittenen Beſitze eines Plateau's ab, das ſchon mehrmals gewonnen und verloren worden war. Die große Schwierigkeit beſtand aber darin, ſich darauf zu behaupten.

Es war ſchon 4 Uhr, der Tag neigte ſich und noch war nichts entſchieden. — Napoleon warf auf ſeine alte Garde, die unbeweglich, aber ungeduldig hinter ihm ſtand, einen unentſchiedenen Blick. Ein Wort und Alles konnte in einem Augenblick entſchieden ſeyn. Er ſchwankte, als ein Adjutant mit verhängtem Zügel heranſprengte: Der Kaiſer! der Kaiſer! wo iſt der Kaiſer!

Napoleon trat vor, mit Koth beſpritzt — er war am Morgen in einen Graben gefallen — Was gibt es? da bin ich! — Sire, ſagte der Adjutant, indem er abſtieg, wir ſind Meiſter des Plateau. — Endlich! rief der Kaiſer, mein Pferd her. — Und während der Mameluk den Steigbügel hielt, fragte er den Offizier: Wer ſchickt Sie? der Marſchall oder der General? —

Sire, erwiederte der Offizier — ſein Antlitz war von Todesbläſſe überzogen, ſein Kleid blutbeſpritzt, er ſchien ſich mit Mühe aufrecht zu erhalten — nicht mein General, er blieb auf dem Plateau . . . und ich ſelbſt . . . Er konnte nicht weiter ſprechen, ſeine Augen ſchloſſen ſich, er ſchwankte und ſtürzte zu Boden. Man ſorge für dieſen Offizier, ſagte Napoleon mit bewegter Stimme . . . Er iſt Kapitän! Gleich meine Herren, warten Sie! — Er machte ſein Kreuz los, bückte ſich und legte es auf die Bruſt des Verwundeten, der die Hand des Kaiſers ergriff und an die Lippen drückte, indem er mit erſtickter Stimme ſagte: Ach Sire! ich ſterbe zufrieden. Ich hatte es ja Ew. Majeſtät vor 9 Jahren zu St. Cloud vorausgeſagt, daß ich eines Tages die Ehre haben würde, das Kreuz zu empfangen. Darauf erhob er ſich mit der letzten Kraft, rief: Es lebe der Kaiſer! und ſank zurück.

Unterdeſſen hatte ihn Napoleon aufmerkſam betrachtet, als ob er ſich eine dunkle Erinnerung zurückrufe; die letzten Worte des Adjutanten erſchütterten ihn. Ja, ſagte er mit erſtickter Stimme, ich erinnere mich, armes Kind! Er wendete ſich ab, um eine Thräne zu unterdrücken, ſaß auf, und rief mit lauter Stimme: Zu Pferd meine Herren! Steigt ab! Grenadire! ſagte er darauf zu ſeiner Garde, als er an ihrer Front vorüberritt, die Schlacht iſt gewonnen! So ritt er dahin, der ſchallende Ruf: „Es lebe der Kaiſer!“ folgte ihm nach.

Da näherten ſich einige Grenadiere dem Leichnam

des Offiziers, der noch neben seinem schaumbedeckten Pferde lag. Armer Lieutenant! murmelte der eine, so jung! . . . Der Kaiser hat ihn zum Kapitän gemacht! er hat ihm sein eigenes Kreuz gegeben. Wahrhaft, kein Mensch . . . aber er hätte doch nicht sterben sollen. — Was brummst Du da? rief ein Brigadier, der daneben stand, hat er doch vor 9 Jahren versprochen, sich heute tödten zu lassen . . . hast Du denn nicht verstanden, was er sagte?

Des andern Morgens wurde Achille mit kriegerischen Ehren zur Erde bestattet.

Zwei Tage darauf bemerkte Napoleon den General N . . .; General, sagte er zu ihm, Ihr Sohn ist auf dem Feld der Ehre geblieben. — Sire ich weiß es. — Er hat eine Schwester, nicht wahr? — Ja, Sire, sie hatte Niemand außer mir und ihm. — Und mich, setzte der Kaiser lebhaft hinzu. Sie vergessen mich, General? . . . Ich habe gestern ihre Aufnahme in das kaiserliche Institut zu Ecouen unterzeichnet . . . Ich nehme ihre Ausstattung, ihre Mitgift auf mich . . . Ich hatte ihren Bruder dekorirt . . . General, ich habe Sie diesen Morgen zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Umarmen Sie Ihren Kaiser. Und der Vater Achill's stürzte sich seinem Kaiser schluchzend in die Arme.

Die Tochter des Generals N . . . lebt noch. Sie trat in das kaiserliche Institut und später in das könignigliche Haus zu St. Denis ein. Nur ausſteuern konnte sie Napoleon nicht, denn sie sandten ihn einsam und verlassen nach St. Helena. Die Erinnerung ihres Bruders lebt in ihrem Herzen, wenn sie von ihm spricht, füllen sich ihre Augen mit Thränen. Ueber dem Kamin ihres Zimmers hängen ein kleiner Kindersäbel, ein Ehrenkreuz und ein verwelkter Kranz — der erste, den Achille auf dem Lyzeum erhielt.

Die drei Lebenssterne.

(Schluß.)

III.

Die Liebe.

Alles ist vergänglich,
Nur die Liebe ewig.

Des Elysiums Räumen selbst entstiegen,
Aus der Götter eig'nem Zelt,
Um des Lebens Mühsal aufzuwiegen,
Kam die Liebe in die Welt.

Ihre Heimath ist im stillen Herzen;
Fremd dem eitlen Weltgewühl
Trägt sie ihrer heißen Sehnsucht Schmerzen,
Ihrer Hoffnung bang' Gefühl.

Darum such' sie nicht im Drang des Lebens,
In der Stille suche sie;
Wer sie dort sucht, sucht sie nur vergebens,
Und erreicht sein Streben nie.

Wie nicht Tag kann ohne Sonne werden,
Nie ein schöner Morgen lacht,
Ist das Leben ohne sie auf Erden
Trüb und düster wie die Nacht.

Fragt die arme, elternlose Waise,
Ohne Heimath, Vaterland.
Fragt den Knaben bis zum ernsten Greise,
Der die Liebe nie gekannt:

Ob sein Herz so glücklich je geschlagen,
Wie's in Deinem Busen schlägt,
Ob so gern sie Leid und Kummer tragen,
Wie die Liebe gern sie trägt?

Liebe ist der Talisman, der's Leben
Erst zum Götterleben macht;
Als Geschenk der Gottheit uns gegeben,
Ward im Himmel sie erdacht.

Liebe ist's, die an die Heimath bindet,
Fesselt an das Mutterherz,
Die der Freundschaft Epheukränze windet,
Mit uns Freude theilt und Schmerz.

Liebe ist's, die in dem Aug', dem blauen,
Deiner Braut liegt klar und rein;
In dem treuen Blick' kannst Du erschauen
Ihrer Seele Wiederschein.

Liebe ist's, die jene heil'gen Bande
Um das Glück der Ehe webt;
Welche an Gemüth und Geist Verwandte
Zu dem höchsten Glück erhebt.

Liebe war's, die einst an's Herz uns drückte,
Als das Leben wir erblickt;
Die die Wiege uns mit Blumen schmückte,
Lebensfroh uns zugenickt.

Liebe ist's, die uns ans Grab geleitet,
Unſre Seele noch umschwebt,
In die Ewigkeit hinüber leitet,
Wo die Liebe ewig lebt.

Schloß Laudenbach im Oktober 1849.

Franz J. Englert.

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 191 1. Dezember 1849

Herzensräthsel.

Erzählung von Martha von der Höhe.*)
(Clara von Massow.)

Motto:
Siehst Du dort die Sonne am Himmel niedergehen? —
So gewiß sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!
Schiller.
(Jungfrau von Orleans.)

„Fort! daß die Leyer klinge, dann wird's im Herzen still!
„Geh' Fanchon! geh' und singe ein fröhlich Vaudeville!"

Frau von Goldony rezitirte diese Strophen aus der bekannten Oper in ihrer anmuthig heiteren Weise, aber wer sie näher kannte, sah doch in dem Lächeln ihrer Augen nur einen Schleier, welcher die innere Wehmuth verhüllte, die sie in Beziehung auf theilnehmende Freundschaft empfand.

Die junge Dame, an welche Frau von Goldony ihre Aufmunterung in nur dieser verständlichem Tone richtete, schlug die großen, wunderbar vielsagenden Augen zu der Freundin auf, erhob sich schnell aus der nachdenklichen Stellung, in welcher sie einige Minuten wie unbewußt, am fernsten Fenster des Saales gelehnt und etwas starr auf das tiefe Meer und zum hohen Himmel geblickt hatte und ihre Hand in Frau von Goldony's dargebotenen legend, sagte sie mit einer plötzlichen Heiterkeit, die einen aufmerksamen Beobachter viel tiefer ergreifen mußte, als Thränen und Klagen: Singen soll ich, liebe Lydia? o Du hast Recht, es gibt nichts Höheres als die Sprache der Töne! — komm."

Und die beiden schönen, jugendlichen Gestalten, in deren äußerer Erscheinung so viel Verschiedenheit und in deren Seelenleben so viel Harmonie vorwaltete, gingen Hand in Hand zum Instrument, wo man sie mit Jubel empfing.

Es war ein zahlreiches und gebildetes Auditorium, vor welchem heute Frau von Goldony und Helene L'Afont sangen; die Statuten dieser auserlesenen Gesellschaft beruhten auf Gegenseitigkeit, indem jedes Mitglied derselben verpflichtet war, nach Kräften das Seinige zum Vergnügen und geselligen Genuß des Ganzen beizutragen. An Frau von Goldony und Helene stellte man in dieser Beziehung die höchsten Ansprüche, weil man sie in der That stellen konnte; aber um so dankbarer war man dann auch, wenn dieselben so bereitwillig und vollgenügend erfüllt wurden.

Frau von Goldony trug an diesem Abend russische Nationallieder vor, um ihrem Gemahl, dessen Heimath Rußland war, eine Freude zu machen und Helene begleitete sie mit allem Wohlklang ihrer wunderschönen Stimme und der vollen Hingabe einer für Musik begeisterten Seele.

Der Oberst Goldony stand in einiger Entfernung von dem Flügel; die holden Heimathsklänge verbreiteten den Abglanz innerer Bewegung über sein männlich schönes Gesicht; sein geistvolles Auge leuchtete heller auf und dankbar zu Lydia hinüber, dieser Tochter des warmen, lieblichen Süden, die aus Liebe zu dem Gemahl das Lob des Nordens so beredt und zum Herzen dringend sang. Von der Gattin schweifte der Blick des Herrn v. Goldony zu deren Freundin über und ruhte auf ihr mit achtungsvoller und bewundernder Theilnahme.

„Ists doch, als hörte man ein silbernes Glockenspiel!" sagte er mit Bezug auf Helenens reine, melodische Stimme, halb zu sich selbst, halb zu einem jungen Manne sich wendend, der neben ihm stand, mit Auge und Seele in Helenens Anblick und in ihren Gesang verloren.

Der Angeredete erschrack fast vor diesem Laut des Lebens, der etwas störend in seine wachen Träume fiel; doch faßte er sich und entgegnete: „Der Himmel verlieh' Fräulein L'Afont in ihrer Stimme einen Freibrief fürs Leben und auf die Liebe einer Welt; ob er ihr ein Glück damit verliehen, steht noch dahin!"

Der Oberst sah ihn etwas befremdet an: „Ich verstehe Sie nicht vollkommen; liegt denn in Fräulein Helenens Talent nicht an und für sich ein Glück, das den Mangel jedes andern Glückes, falls dieser sie, was Gott verhüten wolle, je ereilen sollte, ihr weniger fühlbar zu machen, wohl geeignet wäre?"

*) Aus dem Wiener Taschenbuch „Gedenke mein!" für 1850.

„Das eben halte ich für ein Unglück, daß Fräulein Helene das Glück, welches die Musik ihr gewährt, überschätzt und jeglichen andern Glückes leicht entbehren zu können meint! — Des Weibes Bestimmung aber ist nicht, die Sonnenbahn des Ruhmes zu erklimmen und auf ihr zu glänzen, es soll im stillen Schatten der Häuslichkeit segensreich wirken und darin sein reichstes Glück finden. — Fräulein Helene würde die Hausfrau im weitesten und schönsten Sinn des Wortes, der Künstlerin unterordnen; die Liebe für Gatten und Kinder der Liebe für die Musik! — Dergleichen Ansichten aber stehen in so schroffem Widerspruch zu dem natürlichen Bedürfniß des weiblichen Herzens, welches die Liebe ist, oder doch seyn soll, daß sie mir eine unsichere Bürgschaft für die Zufriedenheit und das Glück von Fräulein Helenens Zukunft zu seyn scheint!“

Der junge Mann hatte mit einem Eifer gesprochen, der fast verleitete, auf eine nahe persönliche Betheiligung bei Aufstellung seiner Ansichten zu schließen.

Der Oberst beobachtete ihn eine Sekunde schweigend, dann sagte er: „Zu einem so abgeschlossenen und entschiedenen Urtheil muß man allerdings gewichtige Gründe haben; oder aber man läuft Gefahr, es ungerechter Weise zu fällen! — Das Frauenherz aber, mein liebster Herr v. Montbrillant, ist ein so tiefes Räthsel, daß ich wenigstens mich nie voreilig an die Lösung desselben wagen möchte!“

Ein flüchtiges Roth streifte das einnehmende Gesicht des jungen Offiziers: „Sie meinen, daß —“

„Ich meine,“ unterbrach ihn Herr von Goldony, „daß Sie, zur Strafe für das offenbare Unrecht der Verkennung, welches Sie gegen Fräulein Helene verschulden, sich jetzt mit mir zu ihr und meiner Frau begeben sollen, um Beiden nach beendetem Gesange Ihren Dank für den gehabten Genuß einer Kunstleistung auszusprechen, über welche Sie mit einem gewissen Grade, erlauben Sie, daß ich es frei herausjage, eifersüchtiger Befürchtungen sich zu äußern, bewogen scheinen.“

„Ich fürchte, Sie mißverstehen mich, Herr Oberst!“

„Bewahre, mein lieber, junger Freund! eher fürchte ich, Sie mißverstehen sich selbst! — doch die Zeit klärt ja viele Räthsel auf, — wir wollen ihr also vertrauen!“ Und die beiden Männer näherten sich Frau von Goldony und Helene.

Diese, besonders Letztere, waren umschwärmt von Herren und Damen, welche ihnen bald mit wenigen vielsagenden, bald mit vielen wenig sagenden Worten ihren Dank und ihr Entzücken für den ihnen gewährten Kunstgenuß auszudrücken bemüht waren.

Herr von Montbrillant beachtete aus kleiner Ferne Helenen; er schien mit einer gewissen, beherrschten Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo auch an ihn die Reihe kommen würde, sich ihr nähern und zu ihr sprechen zu dürfen; Helene war aber so vertieft in ein Gespräch über Musik, daß sie ihn nicht bemerkte, vielleicht nicht bemerken wollte, — sie hatte keinen Blick für ihn.

Ein Gemisch von Stolz, Schmerz, oder doch Unmuth prägte sich einen Augenblick in den Zügen des jungen Mannes aus; dann trat er schnell zu Frau von Goldony; sprach einige verbindliche Dankesworte zu ihr, welche die liebenswürdige Frau mit der unbefangenen Freundlichkeit und graziösen Natürlichkeit hinnahm, wodurch sie sich auszeichnete; und zog sich dann für diesen Abend aus der Nähe beider Damen zurück. Den Saal verließ er jedoch nicht; er liebte es, zu beobachten, und hatte, obgleich noch jung, einen scharfen Blick für Menschen und Verhältnisse; daß er dennoch zuweilen irrte, das liegt in der menschlichen Natur, aber er war wenigstens bestrebt, nach Kräften klar zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

„Als ich Dich, Herrliche, gestern verlassen und mit meinen Gedanken und meiner Liebe zu Dir wieder allein war, da tönte der Angstschrei des zertretenen Vaterlandes von Neuem wie Geisterruf in mein Ohr; die kalte, schwere Pflicht legte ihre eiserne Hand auf meine glühende Seele, zürnend sah Ungarns Schutzgeist auf mich hernieder, mit vorwurfsvollen Blicken auf mein Weib und meine Kinder deutend, die flehend die Hände zu ihrem Gatten und Vater erhoben . . . Ich liebe Dich, Valeska, Du warst und bist der Abgott meiner Träume seit dem ersten Augenblicke, wo ich Dich sah! Ermiß nach diesem Geständniß den furchtbaren Kampf, der meine Seele zerreißt! Aber laß uns den Heldenkampf auskämpfen, Theure, ewig Geliebte . . . Es gibt nur ein Mittel, den Kampf würdig zu vollenden, und es war der ursprüngliche Zweck meines Kommens, Dir dieß Mittel vorzuschlagen, als plötzlich die Laune des Schicksals mir das Geheimniß meines Herzens entriß und den Damm meiner Gefühle gewaltsam durchbrach. — — Der edle Meszari liebt Dich . . . reiche ihm Deine Hand, Du wirst ihn glücklich machen und im Gefühl der vollbrachten Pflicht selbst glücklich seyn! Deine Liebe zu mir sey eine schwesterliche, und wenn die Zeit die stürmischen Wellen geebnet, wirst Du mir diesen größten meiner Siege, den Sieg über mich selbst, danken, dessen Seligkeit dann der Anblick Deines Glückes seyn wir . . .“

Valeska sank, wie eine geknickte Lilie, weinend in die Kissen ihres Lagers zurück.

4.

„Sechsunddreißig Gulden! Es war das letzte Silbergeld, das ich seit lange gesehen . . . der Kerl haust

toller als in Feindes Land. Ich bin ein so guter Patriot, als irgend einer, aber sechsunddreißig blanke Gulden so mir nichts, dir nichts, — ohne Quittung und Schein . . . ich glaube bestimmt, der Kossuth weiß nichts von solcher Gewaltthat!“ —

„Der Teufel hole dieses heißblütige Magyarenpack und ihre verfluchte Revolution! Wenn ich nur einsähe, wozu das Alles noch führen soll! . . . O mein prächtiger Goldfuchs . . . das Thier war mir an die Seele gewachsen. Zwingt mich dieser schurkische Graf den Kapitalhengst für 100 Kossuth'sche Banknoten herzugeben! da half kein Maulziehen, Gevatter!“

„Es ist Niemand Herr seines Eigenthums vor diesem Szirmai.“

„Und diese blutriefenden Hinrichtungen! . . . Heute Mittag soll wieder ein armer Bursche auf offenem Markte gehängt werden, dessen ganzes Verbrechen es ist, daß er sich vor der Landsturmpresse geflüchtet. Und bei alledem, Gevatter, munkeln sie, dieser Würgengel sey doch ein Verräther und stehe mit Hayna in geheimer Unterhandlung.“

„Pst! Holmayer, die Wände haben Ohren in Kaschau! Die ganze Vorderstube ist mit Honveds gefüllt, . . . Die Kerls trauen uns Deutschen nicht weiter als sie uns sehen!“

Das Gespräch wurde im Hinterzimmer eines Weinhauses von zwei deutschen Einwohnern Kaschau's geführt.

Obgleich die deutschen Einwohner der Stadt, ihrer unverwüstlichen deutschen Natur nach, weit hinter dem glühenden Patriotismus der magyarischen Bevölkerung zurückstanden, so war doch auch die letztere über die Eigenmächtigkeiten und Bedrückungen verstimmt und entrüstet, welche der Kommandant Graf Szirmai in der Stadt und Umgegend theils geschehen ließ, theils selbst verübte.

Seit der Rückkehr des Grafen aus Debreczin war die tolle Wirthschaft wo möglich noch ärger, und der allgemeine Unmuth durch eines jener dunkeln, unbestimmten, leise geflüsterten Gerüchte noch erhöht worden, die in gefährlichen Zeiten so leicht geglaubt und so gern vergrößert werden.

Man flüsterte sich, wie wir bereits aus obigem Zwiegespräch erfahren, von einem geheimen Verkehr des Grafen mit den Kaiserlichen in die Ohren, die nur noch drei Meilen von Kaschau entfernt standen, und nur die Furcht vor des Grafen Spähern unterdrückte die laute Fortpflanzung des argen Verdachtes.

Unsere beiden ehrlichen Deutschen, die noch traulich beisammen saßen, hatten kaum den letzten Schluck ihres Morgengetränkes hinuntergespült, als das dumpfe Rasseln der Trommeln die Soldateska zusammenrief.

„Jetzt werden sie ihn hängen, den armen Burschen,“ sagte Holzmayer, „er hat manchmal meinen armen Goldfuchs zur Schwemme geritten; möchte wohl sehen, wie er sich ausnimmt zwischen Himmel und Erde, am hänfenen Halsband, der arme Michel!“

„Ich geh' nit mit, Gevatter . . . kanns Hängen nit leiden . . . will heim und nach meinen Mädels schauen, ohnehin schleicht mir immer so ein verdammter Husar um den Taubenschlag . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die Einquartierung.

Eine Anekdote, mitgetheilt von Dr. M. in F.

Der Studiosus Habermehl war ein „Bursch von echtem Schrot und Korn“, fleißig im Kolleg und bei seinen Büchern, munter und vergnügt unter seinen Freunden beim edeln Gerstensaft und immer bereit, den stolzen Hieber in der Hand, mit jedem einen ernsten Waffengang zu machen. Man pries ihn darum als ein echtes Muster eines fleißigen, fidelen und „forschen“ Studenten nicht bloß in Gießen, wo er selbst studirte, sondern auch auf manch anderer Universität nannte man mit Achtung seinen Namen und besonders in Marburg zählte er Bekannte, Freunde und Bewunderer.

Nachdem die Universitätsjahre vorüber waren, ward der kräftige Student ein tüchtiger Pfarrer in demselben Orte — Offenthal —, in dem auch sein Vater schon des Dienstes der Kirche gewartet hatte, und seit dem Tage, daß er — wer hätte es anders als bewegten Herzen gethan? — gesungen hatte:

Bemooster Bursche zieh' ich aus.
Behüt' dich Gott Philisterhaus,
Zur fernen Heimath zieh' ich ein,
Muß selber nun Philister seyn —

waren ihm schon zehn bis zwölf Jahre in seiner ländlichen Zurückgezogenheit vergangen. Stille war's aber bei Habermehl nicht, obgleich in seinem Pfarrhause keine Frau geschäftig waltete und keine Kinder lärmende Spiele trieben, denn es war die Zeit, wo sich Deutschland gegen den Korsen erhoben hatte und wo auch in den sonst ruhigsten Orten das wilde Kriegsgetöne wiederhallte.

Gerade jetzt war auch nach Offenthal wieder eine Abtheilung kaiserlich österreichischer Soldaten gekommen und das Pfarrhaus von unten bis oben mit den ungebetenen Gästen belegt. Nur allein sein Studirzimmerchen hatte der Pfarrer noch frei und in diesem saß er, der Zeiten Läufte überdenkend. Da klopfte man an der Thüre und auf des Pfarrers Herein! erschien ein Soldat, der ihm ankündigte, er sey gekommen, um Quartier zu machen für Seine Gnaden, den Hrn. Major. Es wollte diese neue Zumuthung den Pfarrer, der sich schon aufs äußerste eingeschränkt hatte, mit Unwillen erfüllen und schon hatte er eine barsche Antwort auf der Zunge, als

er sich schnell besann, daß dieselbe dem unschuldigen Quartiermacher gegenüber am wenigsten an ihrem Ort und jedenfalls ohne Nutzen für ihn seyn werde. Er sagte also so freundlich wie möglich: Aber, lieber Freund, wo soll ich den Herrn Major unterbringen? Sie sehen ja selbst, ich habe schon das ganze Haus voll und dieses kleine Stübchen ist der einzige Platz, den ich für mich selbst zurückbehalten habe. Wollte ich es auch an den Herrn Major abtreten, — wiewohl ich dann nicht wüßte, wo ich bleiben sollte, so würde derselbe schwerlich mit ihm zufrieden seyn.

O schon gut! schon gut! sagte der Soldat und ehe nur der Pfarrer noch ein Wort hinzufügen konnte, durch welches er sich über den Sinn dieser lakonischen Entgegnung hätte verlässigen können, war er verschwunden.

Nicht lange darauf klopfte es wieder an der Thüre und jetzt war es der Hr. Major selbst, der in die Stube trat. Er entschuldigte sich, daß er die Gastfreundschaft des Pfarrers auf eine so harte Probe stellen müsse, bemerkte, daß er nur einige Stunden vielleicht verweilen werde, und bat seinen Wirth, ihm in dieser Zeit Gesellschaft zu leisten, was denn auch geschah.

Man redete über dieses und jenes und unterhielt sich gegenseitig recht gut. Endlich sagte der Major: Ihren Namen, Herr Pfarrer, muß ich doch auch wissen, damit ich mich später um so besser der bei Ihnen traulich geführten Gespräche erinnern kann.

Der Pfarrer hatte keinen Grund, seinen Namen zu verschweigen und sagte: ich heiße Habermehl.

Habermehl! Habermehl! sprach der Major wie nachsinnend vor sich hin, während er das Wort in seine Brieftasche schrieb, des Namens hab' ich auch in meiner Jugend einen gekannt. Das war aber die nichtsnutzigste Kreatur auf Gottes weiter Welt und ein Galgenvogel, wo ihn's Hemd berührte.

Sichtbar war es dem Pfarrer verdrießlich, solche Dinge in Verbindung mit seinem Namen sagen zu hören, doch erwiederte er: i nun, Herr Major, auch ein Galgenvogel kann den Namen eines ehrlichen Mannes führen. Aber wann haben Sie denn einen Habermehl gekannt?

So um die Jahre 1804 und 1805.

Und was war er?

Er war Student und wenn ich nicht sehr irre, muß er wohl aus dem Hessenland gewesen seyn.

Aus dem Hessenland?

Ja aus dem Hessenland! Warten Sie, ich glaube Offenthal hat sein Heimathort geheißen.

Der Pfarrer wurde bald weiß, bald roth; kaum war er im Stande vor innerer Bewegung noch die Frage zu thun: und wo sollt Ihr Habermehl studirt haben, Herr Major?

In Gießen, so viel ich weiß.

Und war ein wüster Geselle?

O wie ich Ihnen sage, die nichtsnutzigste Kreatur auf der Welt und mit jeder Faser ein Galgenstrick.

Der Pfarrer stand auf und stellte sich vor seinen Gast: Herr Major, Sie müssen sich irren!

Nein, nein, ich irre mich nicht! Wie sollte ich mich irren? kannte ich doch den Satanskerl nur zu gut.

Herr Major, es ist nicht möglich, Sie müssen sich irren, bedenken Sie sich wohl.

Was ist da zu bedenken, ich sag' Ihnen ja, ich hab' den Kerl genau gekannt.

Da konnte der Pfarrer nicht länger an sich halten: Herr Major, Sie irren sich: es hat damals keinen andern Habermehl als mich auf Universitäten gegeben und mich kennen Sie ja doch nicht. Sagen Sie den Augenblick, daß Sie sich irren oder einen schlechten Spaß gemacht haben, oder — so wahr Gott lebt, ich — und damit griff er nach dem Stuhle — schlage Ihnen mit dem Stuhle da den Schädel entzwei.

In der drohendsten Stellung stand der Pfarrer vor dem Soldaten, des Widerrufs wartend. Ruhig hatte auch der Soldat sich von seinem Sitz erhoben und beide Gegner sahen Auge in Auge. Mit einem Male verklärte sich das Antlitz des Majors und lächelnd sagte er: ei Habermehl, kennst du denn den Schönhals nicht mehr, der dich nur einmal probiren wollte, ob du auch der alte tapfere Bursche wärest?

Jetzt tagte es in der Erinnerung des Pfarrers; weg warf er den Stuhl und stürzte dem Major an die Brust.

Lange hielten sich die beiden akademischen Freunde in stummer Umarmung umschlungen und als ihnen die Sprache wieder gekommen war, da haben Beide im Andenken vergangener Tage geschwelgt.

Pfarrer Habermehl ist längst schon zu seinen Vätern versammelt. Schönhals aber der frühere Marburger Student, ist jetzt eine der Personen, auf welche die Blicke von ganz Deutschland gerichtet sind, denn er ist der k. k. Feldmarschallieutenant, der nebst dem Baron Kübeck zum österreichischen Mitglied der provisorischen Bundeszentralgewalt in Frankfurt ernannt ist und nach den neuesten Nachrichten bereits seine Reise in diese freie Stadt angetreten hat. Wie würde jetzt Habermehl sich freuen, wenn er von Offenthal herüber nach Frankfurt gehen und seinen alten Commilitonen, der jetzt eine so hohe Stellung einnimmt, begrüßen und auch, wie würde es den letzteren erquicken, wenn er, auf Augenblicke abschütteln die Sorgen seines schweren Berufs, an der Seite seines Jugendfreundes in dem Rosengarten akademischer Erinnerungen sich ergehen könnte! Aber . . . sic eunt fata hominum.

(Frankfurter Konvers.-Bl.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 192 2. Dezember 1849

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Ihm war die Welt ein interessantes Buch, in dem fast jedes Blatt mit verschiedenen, oft fremdartigen Chiffern beschrieben ist; er studirte dieß Buch und hätte viel darum gegeben, alles Fremdartige darin entziffern zu können; aber sein liebstes Studium war Gottes größtes Werk und größtes Räthsel, der Mensch! obgleich er das Vermessene einer Forschung erkannte, die durchaus auf keiner sicheren Basis beruhte und deren Grundlehren eben so millionenfach einem Wechsel unterworfen, wie unter den Millionen Menschen dieser Erde nicht zwei einander völlig gleich sind.

Das buntbewegte Treiben dieses Salons stimmte den jugendlichen Beobachter unwillkürlich ernst; er sah ringsum fast nur heitere Gesichter und wußte doch, daß diese oft blutende Seelen deckten; gleichsam wie man Blumen auf Gräber pflanzt, um dem Tode durch so holden Schmuck etwas von seiner Trauer zu nehmen.

Montbrillant seufzte leise, während er dachte: „Ueberall Larven! Gaukelspiel mit Glück und Freude, die man nicht empfindet! vielleicht kein treuer Seelenspiegel, kein wahres Menschengesicht unter diesen hundert Menschen, deren höchste Tugend doch nach göttlichem Gesetz und Willen Wahrheit seyn sollte! — Muß dieß denn so seyn? — warum stehen die Satzungen Gottes und die der Welt sich oft so schroff gegenüber? — und wenn die letzteren, eine ewige Vorstellung, ein ewiges auf der Hut seyn vor sich selbst während der Reise durchs Leben uns zur Pflicht machen, wo findet da die Täuschung ihre Gränzen? woran soll sich da der Glaube halten, um sich vor gänzlichem Schiffbruch in den überstürzenden Wogen des Lebensmeeres zu retten? — Dort, dort!“ sein Blick blieb hier auf einer lieblichen jungen Frau haften, die erst seit Wochen die Gattin eines alten Mannes war, den sie nicht liebte, nicht lieben konnte! dennoch hatte sie sich ihm vermählt; und zwar ohne Zwang äußerer gebietender Verhältnisse, nach freier Wahl! — Montbrillant sah' ihr wehmüthig nach, wie sie in jetzt beginnendem Tanz fröhlich durch die Reihen hinschwebte, Lächeln im blauen Auge, Lächeln auf den rosigen Lippen und dennoch — dieß zu glauben, fühlte er sich stark versucht, — Sehnsucht nach einem frühen Grabe im jungen Herzen! — Was war es nun, was sie aufrecht erhielt? was sie befähigte, eine so ganz andere Seelenstimmung zu zeigen, als sie fühlte? — war es der Stolz eines gebrochenen Herzens? und kann denn in einem weiblichen Herzen der Stolz die Liebe überdauern? — oder leichter umgekehrt? — Und dennoch, — sie hat mich geliebt, — und sich dem ungeliebten Manne vermählt, — das ist Thatsache! was dazwischen liegt, — wer löst es?“

Montbrillant fuhr hier leicht mit der Hand über Stirn und Augen; plötzlich leuchteten diese heller auf; eine junge Dame schwebte im Tanz an ihm vorüber und blieb während der Pause desselben in seiner Nähe stehen. Er konnte den Blick nicht abwenden von dieser verkörperten Grazie, diesem Engelgesicht, dessen natürlich weichem und frommem Ausdruck ein hervorragender Geist zugleich Haltung und etwas pikant Kräftiges verlieh.

Der Tänzer der Dame unterhielt sie im gewöhnlichen Ton der Salonkonversation, untermischt mit etwas faden Schmeicheleien. Sie wies letztere ruhig ab, oder beobachtete sie nicht, sie war überhaupt durchaus natürlich; suchte nichts darin, geistreiche oder witzige Antworten geben zu wollen, gab sie aber unbewußt; Montbrillant ward gegen seinen Willen zum Lauscher und stand lange da, Auge und Ohr und Seele der schönen Unbekannten zugewendet. Sein Gesicht trug dabei sehr deutlich die Spuren seiner augenblicklichen Empfindung, denn noch war er kein vollkommener Weltmann.

„Wieder einmal ein bischen verliebt?“ fragte mit gutmüthigem Scherz Frau von Goldony, im Vorübergehen neben ihm stehen bleibend. Ein ihm eigenthümliches, flüchtiges Erröthen, das seinem jugendlichen, ansprechenden Gesicht sehr wohl stand, glitt darüber hin und gestand mehr zu, als seine Worte. „Gnädigste Frau!“ sagte er verbindlich: „es ist die Huldigung, welche ich allem Schönen und Liebenswürdigen, wo immer mir dieß auf meinem Lebenswege begegnen möge, unwillkürlich zollen muß; besonders wo sich dieß mit so viel holder Natürlichkeit vereint, wie z. B. in Ihnen und jener unbekannten jungen Dame dort!“

Frau von Goldony lächelte: „O bitte, bleiben wir einfach bei Letzterer stehen, ohne jeden überflüssigen Zu-

satz! und nun möchten Sie wissen, wer diese junge Dame sey? — man sucht das Schöne so oft in der Ferne, wo man es in der Nähe finden kann: jene liebliche Erscheinung mit dem Gesichtchen einer Madonna und Minerva zugleich ist ein Kind der Stadt, Ihrer derzeitigen Heimath, die Tochter des Präsidenten Mollani, welche eben heute ihr erstes Debüt auf der Bühne des geselligen Lebens feiert und wie mich dünkt, die Proberolle mit Glanz besteht."

„Doch dieser Glanz würde unfehlbar erblinden, wäre dieß unschuldsvolle, natürliche Auftreten wirklich nur eine Proberolle!" — warf Montbrillant hin.

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

Der Marktplatz in Kaschau bot in diesem Augenblick einen eigenthümlichen Anblick.

In der Mitte des Platzes, gegenüber dem Stadthause, wo Szirmai wohnte, war ein hoher Galgen aufgerichtet. Eine Kavallerieescorte umgab mit gezogenen Säbel den gefürchteten „Christbaum der Freiheit," während eine wogende Menge, untermischt mit Soldaten aller Farben und Waffen, neugierig das scheußliche Schauspiel erwartete.

Es ist ein eigenthümlicher und unerklärlicher Zug der Menschennatur, der sie, unter allen Verhältnissen, zum Anschauen der letzten Lebensmomente Verurtheilter treibt. Wollen sie dem Tode sein Schrecken ablauschen, der eins ihrer Mitgeschöpfe im vollen Genusse der Gesundheit gewaltsam und plötzlich aus ihrer Mitte reißt? Oder ist es jenes teuflische Etwas, das Satan in der Menschennatur zurückließ und das einen Genuß in den Qualm findet, welche die Opfer des Gesetzes zur Sühne der gesellschaftlichen Gebrechen der Menschheit erleiden?

Der Delinquent, ein hübscher Bursche von achtzehn Jahren, stand bereits unter dem Galgen, und träumte mit den letzten wirren Gedanken von der Möglichkeit, sein kurzes Lebensziel noch weiter hinauszustecken. Als jetzt der Nachrichter mit lächelnder Selbstzufriedenheit — denn die Henker gewinnen mit der Zeit ein leidenschaftliches Vergnügen an der Ausübung ihres gräßlichen Handwerks — die letzte Schleife an dem verhängnißvollen Halsband zurecht knüpfte, da zog ein plötzlicher Jubelruf, der sich brausend die Straße heraufwälzte, die Aufmerksamkeit der Menge von ihrem Opfer ab.

Ein tiefer Hoffnungsseufzer rang sich aus der gepreßten Brust des armen Burschen, der Apfel seines Auges erweiterte sich, ein leichtes Roth überlief die bleichen blutlosen Wangen.

„Hilft Dir nichts, guter Junge, Du mußt schon noch dran glauben!" sagte der Henker mit rohem Scherz, indem er die Schlinge um den Hals des Unglücklichen legte.

Aber in diesem Augenblick ertönte ein hundertfaches drohendes „Halt!" und fanatisches „Elsen Kossuth!" durchbrauste die Luft. Die gedrängten Massen wogten zur Seite und in wenigen Augenblicken hielt der Diktator an der Spitze einer glänzenden Suite vor dem in die Knie sinkenden Opfer.

Das Gesicht des Diktators war finster wie die Nacht.

„Das Verbrechen dieses Knaben? Er ist ein Magyar?" fragte der Präsident den diensthuenden Offizier.

„Er hat sich dem Aufgebot zum Landsturm entzogen."

„Wie, mein Sohn, ein so hübscher Bursch und ein so schlechter Patriot?" sagte der Diktator mit würdevoller Milde zu dem Verurtheilten.

„Er ist der letzte von fünf Söhnen! Vier von ihnen verlor der greise Vater bereits auf den Schlachtfeldern zur Ehre des Vaterlandes!" rief eine helle Stimme aus der Menge.

„Er ist frei!" rief der Präsident und seine helltönende Stimme durchdrang die lautlose Menge. „Noch ist die Gefahr des Vaterlandes nicht so hoch gestiegen, daß es des letzten Sohnes aus der Hütte des Greises bedürfte. Aber wenn sie kommen sollte, diese Stunde dann . . ."

„Legyunk Katonak!" (werden wir Soldaten!) brauste es aus tausend Kehlen und der arme Gefangene, der zu den Füßen seines Erretters niedergesunken war und demüthig seinen Steigriemen küßte, erhob sich bei diesem Rufe und jubelte mit den Uebrigen:

„Legyunk Katonak!"

. . . . . .

Graf Szirmai hatte im Fenster liegend, die blauen Rauchwölkchen aus seiner Zigarre gleichgültig durch die Luft blasend, bisher mit grausamer Behaglichkeit den Vorbereitungen zur Exekution zugesehen, als plötzlich Kossuths Erscheinen sein Opfer erlöste.

Die weinrothen Wangen des Kommandanten entfärbten sich, als er so unerwartet den Diktator unter dem Jubel der Bevölkerung heransprengen sah.

Es war noch ein anderes Gefühl als das des ingrimmigen Hasses, welches das Blut nach seinem Herzen zurücktrieb. Es war ein Gefühl der Furcht, das ihn zittern machte, ein Gefühl der Scham, dem Richter eines noch unausgeführten aber längst beschlossenen Verbrechens unter die Augen zu treten, es war das Gefühl einer furchtbaren Ahnung, die aus dem dunkelsten Winkel der Seele hervorkroch und, ihn eisig durchschauernd, kaum Worte finden ließ, den interimistischen Regenten, der dienstlichen Etiquette gemäß, am Portal des Stadthauses zu empfangen.

Auf Kossuths Gesicht lagerte noch immer eine dunkle Wolke. Er haßte jede unnütze Grausamkeit, die von ihm und der Sache des Vaterlandes die Herzen der

Bürger abwenden mußte, er hatte seinen Offizieren wiederholt die Vermeidung jeder, nicht durch die äußerste Nothwendigkeit gebotenen, harten Maßregel anbefohlen.

Obgleich ihm bisher weder durch Snaida noch auf anderem Wege zuverläßigere Nachrichten über den nur noch gemuthmaßten Verrath des Grafen zugegangen, — denn seit dem Ballabend in Debrezin waren erst zwölf Tage vergangen, während deren er in unzugänglichsten Landstrichen das Volk zur Erhebung und allgemeinen Bewaffnung aufgerufen, — so waren ihm doch schon in der Umgegend und selbst in den Vorstädten Kaschau's eben so viele und wohlbegründete Klagen über die Willkürlichkeiten und Grausamkeiten des Kommandanten zu Ohren gekommen, daß seine ohnehin ungünstige Meinung von Szirmai sich zur außergewöhnlichen Bitterkeit steigerte.

(Fortsetzung folgt.)

Tacitus' Germania in einer neuen Lesart.

(Aus der Würzburger Zeitung.)

In Halle (bei Schwetschke) aus einem „bisher noch nicht verglichenen Kodex" übersetzt, erschien dieß neuentdeckte Supplement zu Tacitus' Germania. Das Büchlein ist den Herausgebern der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, den verehrten Männern Pertz, Grimm, Lachmann, Ranke und Ritter gewidmet; der Herausgeber ist derselbe soziale Finder und Erfinder, dem wir die neue Sammlung lateinischer Episteln Virorum obscurorum verdanken. Wir geben einige Kapitel davon zur wesentlichen Bereicherung unserer Kenntnißnahme des theuern Vaterlandes. Von den Gränzen Germaniens handelt gleich Cap. I.

„Die Gränzen Germaniens anzugeben, ist wo nicht unmöglich, doch äußerst schwierig. Fragst du in Frankfurt, so antwortet man dir: Germanien werde in engerer Beziehung im Osten durch den Böhmerwald und die Donau bei Linz begränzt; in Wien sagt man: die östliche Gränze erstrecke sich weit über die ungarischen Steppen hinaus. In Berlin und Potsdam ist man der Meinung — und namentlich war ein weiser und begabter Minister Arnim dieser Ansicht: Germanien reiche nördlich nur bis zur Eider, während die Einwohner der letztern Gegend selbst behaupten, das germanische Land gehe bis zur Königsau. Am treffendsten wohl hat über den Umfang Germaniens ein deutscher Dichter Namens Arndt sich ausgesprochen, welcher sagt, das Land reiche so weit, als die deutsche Zunge klinge. Denn damit ist zugleich gesagt, daß Germanien kein bestimmtes Territorial-, sondern ein unbestimmtes Idealgebiet bilde."

Von der Herkunft der Bewohner handelt Cap. II. „Daß alle Germanen Ureingeborne seyen, ist schwer glaublich. Denn in der That würde ein Blick auf viele Mitglieder sogenannter Volksversammlungen dich gewaltsam von einer solchen Annahme zurückdringen. Höchstens könnte die Muthmaßung gerechtfertigt erscheinen, es sey in neuester Zeit das intergermanische Stammelement durch innere politische Hitze auch äußerlich in ursprünglicher orientalischer Brunst bei vielen besonders scharf wieder hervorgetreten. Denn so finster sind die Blicke, so dunkel und starrend Bart und Haar und so in aqua tinta die Hautfarbe. Zu dem gelehrten Werk des Hallischen Hochschullehrers Pott über jene Einwanderer aus Indien, welche die Gallier Bohémiens nennen, würden schätzbare Corollarien bei solchen Anlässen begründet werden können. Die Germanen betrachten den Michel und die Philosophie als das Stammpaar ihres Volkes und legen jenen fast unzählige Söhne und Töchter bei."

Von den Regenten der Germanen heißt es: „Bis in die neueste Zeit gehörten die Regenten nur alten edlen Geschlechtern an. Seitdem sie aber — und dieß ist schon lange her — festhaltend an alten liebgewordenen Vorstellungen die Wünsche der germanischen Völkerschaften nach vernünftiger Freiheit und ersprießlicher Staatseinheit fortwährend gering achteten und selbst zu bestrafen unternahmen, haben sie das Bittere erfahren müssen, das kürzlich an einem Orte des Suevenlandes, Namens Stuttgart, fünf Germanen aus schlicht bürgerlichem Stande, wenn auch nur auf kurze Zeit und ohne Erfolg, zu Regenten über ganz Germanien ausgerufen worden sind. Besonders mag die Demüthigung den Fürsten der Sueven selbst am härtesten getroffen haben, welcher doch noch unlängst in arger und wahrhaft empörender Verblendung ausrief, nie und nimmer werde er sich einem Mitgliede aus dem Fürstenstamme des Brennus unterordnen! Und nun stellten sich fünf bürgerliche Regenten auf einmal über ihn. Nicht allein aber zur Prüfung müßte ein solches Ereigniß gereichen; vorzugsweise müßte es dazu dienen, daß die Regenten aus altem edlem Geschlecht von nun an recht darnach trachteten, altes Uebel durch neue Tugenden auszugleichen, eingedenk des Dichterwortes aus den germanischen Befreiungskriegen:

„Jugend, mach' gut, was die Alten versah'n;
Der Ehre Thor ist weit aufgethan!"

Von den Frauen der Germanen. „Ehrbare und verständige Frauen werden immer noch von den Germanen hochgehalten, und als kostbare Güter werden der Besitz und die Liebe solcher Geschöpfe geschätzt, welche durch geeibliche Ordnung des Hauswesens und milde strenge Zucht des heranwachsenden Geschlechtes ihren Platz in der

Familie passend ausfüllen. Einzelne aber deßhalb um so glänzendere Beispiele von Frauen mit staatsmännischem Urtheil und gediegener wissenschaftlicher Bildung werden angetroffen; dagegen ist aber auch nicht zu verschweigen, daß ein anderer Theil — es ist oft schrecklich zu lesen und anzuhören — schriftlicher und mündlicher Beurtheilung wissenschaftlicher und staatlicher Verhältnisse ohne innere Berechtigung sich hingibt. Diese werden Blaustrümpfe genannt. Ein noch kleinerer Theil gehört zu den sogenannten freien oder emanzipirten Frauen und es dürfte für einen verständigen Mann nicht rathsam seyn, auch nur auf kurze Zeit sich ihnen anzuvertrauen. Einen Unterschied in der Nationalität achten diese Emanzipirten nicht, so daß sie mit gegenseitiger Vorurtheilslosigkeit über alle Länder sich zerstreuen."

Von der Führung der allgemeinen Angelegenheiten Germaniens. „Nichts ist kläglicher und unerquicklicher als die Führung der allgemeinen Angelegenheiten Germaniens. Von den hervorragendsten Fürstengeschlechtern will sich ein Theil in trauriger Selbstsucht stets vor oder neben den andern geltend machen. Freiwillige und großherzige Unterordnung wird selten angetroffen, obgleich die Worte: „Ehre und Gedeihen Germaniens" in aller Munde sind. — Wenn Auopferungen für das Ganze verlangt werden, dann heißt es bei den Einzelnen: Zuvörderst müsse ihnen Rechnung getragen werden für ihre auf geschichtlichem Boden erwachsene und entwickelte Eigenthümlichkeit, für ihre Bierzölle, für die verschiedenfarbige Kleidung ihrer Priester, ob dieselben bunte oder schwarze Oberröcke trügen, und anderes dergleichen. Dazu kommt der leidige Streit über Phrasen und Theorien, so daß bei vielen Germanen schon längst der Wunsch im Busen entbrannt ist, es möchte der große Kriegs- und Friedensfürst aus brennischem Stamme, welchen sie unter dem Namen des alten Friedrich in höchsten Ehren halten, aus seinem Grabhügel auferstehen und das ganze uneinige Germanien mit eiserner Faust zu einem einigen zusammenhämmern und schweißen. Die Freiheit, so meinen jene Wünschenden, werde sich später dann von selbst einfinden. Wie es jetzt geht, so müsse Trauer und Wehe die Gemüther aller Gutgesinnten erfüllten, und jedes Mittel, ernste Rüge und scharfer Spott, müsse angewendet werden, um jene Uneinigkeit zu schwächen und so weit als möglich zu vertilgen."

Von der Faulheit der Germanen. „Was die Vorfahren einst auf der Bärenhaut gepflegt und gethan, das führen jetzt viele Nachkommen auf den Sesseln und Bänken der Bier- und Weinstuben beharrlich aus. Doch so ist auch hier die Bildung gestiegen, daß, während früher das Geschäft des Nichtsthuns unter Schnarchen und Träumen ungekünstelt vollzogen wurde, die heutigen Germanen den Zustand des Faullenzens künstlich zu verbergen wissen. Anscheinend sind sie in den tiefsinnigsten Unterredungen über die wichtigsten und anziehendsten Gegenstände des bürgerlichen und politischen Lebens begriffen, in der Wirklichkeit dient aber diese Unterhaltung, die mit einem Kunstausdrucke „Wirthshausschnack" bezeichnet wird, einfach dazu, die Trägheit des Geistes zu verhüllen und das Hinuntergießen großer Quantitäten trinkbarer Flüssigkeit weniger thierisch erscheinen zu lassen."

Von dem Vereinswesen bei den Germanen. „Der Assoziationstrieb ist bei dem germanischen Volke besonders stark und es gibt fast nicht einen Gegenstand oder Zweck des menschlichen Lebens, für welchen sich nicht Vereine bildeten; so daß sogar erzählt wird, es sey ein eigener Verein „zur Bildung von Vereinen" zusammengetreten. Mit dieser Uebertreibung des Vereinswesens zersplittern sich aber besonders im staatlichen Leben großartige Auffassungen und große Kräfte. Es wird dadurch, daß jede Regung und Richtung des öffentlichen Lebens in Vereinen sich darzustellen und zunächst geltend zu machen sucht, eine kleinliche Prinzipienreiterei hervorgerufen und befördert, über welche die großen allgemeinen Standpunkte und Zwecke übersehen und vernachlässigt, ja gerade untergraben und vernichtet werden. Die Ausgleichung und der Uebergang nahestehender und oft dasselbe Ziel verfolgender Bestrebungen mit- und ineinander scheitert an den prinzipiellen, theoretischen Klippen, auf welchen die politischen Vereine Germaniens meistens errichtet sind; und gewiß hat ein praktischer germanischer Staatsmann, mit Namen Soiron, völlig das Richtige getroffen, indem er sagt: „Wenn die Germanen so viel Verstand hätten, wie sie Prinzipien haben, dann wäre dem Vaterlande längst für alle Zeit geholfen."

Von den verschiedenen Ständen bei den Germanen. „Daß die Geburt einen Unterschied der Stände begründe, sollte eigentlich bei dem Volke, welches mehr als alle übrigen gewagt hat, weise zu seyn, längst außer Geltung gekommen seyn. Wunderbar erhält sich aber, trotz aller Weisheit, jenes Vorurtheil immer noch und namentlich sollen die Seufzer innerhalb der Hallen mancher Edelsitze im Cheruskerlande ob freventlicher Anmaßungen der Neuzeit im letztverflossenen Sommer an den Marmorwänden wahrhaft herzbrechend wiedergetönt haben. Sogar sagt man, daß, als eine Verfeinerung der Haidschnucken von mehreren Nationalökonomen beabsichtigt wurde, um möglicher schädlicher Konsequenzmacherei vorzubeugen, bei vielen edlen Cheruskern eine Protestliste im Umlaufe gewesen sey für Reinerhaltung des Haidschnuckenstammes als eines uralten erb- und landesgesessenen Geschlechtes."

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg

Erheiterungen.

Dienstag № 193 4. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

„Da haben wir wieder den unseligen Zweifler, der mit seinen, entschuldigen Sie, etwas überspannten Forschungen im Gebiet der Welt- und Menschenkunde sich und Andere nutzlos quält! — O liebster Montbrillan! ich gäbe den schönsten meiner poetischen Träume darum, könnte ich Sie dadurch mehr der Realität des Lebens, dem freien, heiteren, glücklichen Reich des Glaubens zuwenden! — der Durst nach Wissen bleibt nach den ewigen Gesetzen der Allmacht hienieden nun einmal ungestillt; — wir müssen ihn nicht absichtlich nähren! im Wissen liegt oft Schmerz, im Glauben Friede! — darum wählen Sie das bessere Theil und Sie werden zu Ihrem und Anderer Glück heller sehen, als jetzt! — Deutlicher aber darf ich, im Interesse zartfühlender Freundschaft nicht sprechen! — verstehen Sie mich jetzt nicht; so muß ich fürchten, Sie wollen es vielleicht nicht?"

Montbrillant verstand den Sinn der Worte von Helenens Freundin nur zu gut, aber mit einem Blick auf dit Engelgestalt der jungen Mollani und von dort in sein eigenes, erst so leicht erregbares und dann so zweifelsüchtiges Herz, sagte er sich selbst, nicht ohne Schmerz: „Die Mahnung kommt wohl zu spät?! aber das Unrecht ist ganz auf meiner Seite."

Während zweier Jahre hatte der Lieutenant Guido von Montbrillant Fräulein Helene L'Afont, deren Eltern in derselben Stadt leben, wo Montbrillant in Garnison stand, umschwärmt und ihr und ihrem glücklichen Talent für Musik mit Herz und Seele gehuldigt; bis eben dieß Talent die Klippe wurde, an welcher über der Bewunderung für die Künstlerin, der Glaube an das Herz der Frau und an ihre Fähigkeit: die Liebe in diesem Herzen über Alles zu stellen, scheiterte.

Diese Zweifel waren schweres Unrecht gegen Helenen: bei Weitem mehr Frau als Künstlerin, stand ihrem weichen Herzen die Liebe wirklich höher, als die von ihr so hochgeliebte Kunst; aber eben so weiblich stolz, als edel, verletzte sie der Zweifel Montbrillant's tiefer, als mit ihrem Frieden verträglich war und sie erschwerte ihm sein Forschen nach Wahrheit in ihrer Seele mehr vielleicht, als sie gesollt. — So mißverstanden sie sich mehr und mehr und standen sich bereits ziemlich fremd gegenüber; als ein Auftrag seines Hofes den Obersten von Goldony für längere Zeit in Helenens Vaterstadt führte. Seine Gemahlin, die ihn auf dieser Reise begleitete, lernte Helene kennen und vermöge des Zuges gleichgestimmter Seelen lieben, und da auch Montbrillant in den Kreisen heimisch war, denen der Oberst und seine Gemahlin sich anschlossen und in welche die Liebe der Frau von Goldony auch Helenen wieder mehr zurückführte, als man sie in letzterer Zeit darin sah, so konnten dem Auge der Freundschaft die zarten Beziehungen zwischen Helene und Montbrillant nicht lange Geheimniß bleiben. Es wurde ihr Herzensbedürfniß: diese allmälig, doch nicht ohne Schmerz von beiden Seiten, sich lösenden Beziehungen wieder fester zu knüpfen, weil sie dadurch das Glück zweier Menschen zu begründen hoffte, die ihrem Herzen sehr werth waren, obgleich sie dieselben erst seit kurzem kannte; — und sich selbst oft wunderte: ein so inniges, unabweisliches Interesse für sie empfinden zu müssen; denn wie liebenswerth Beide auch unstreitig waren, so hatte Frau von Goldony in ihrem reichbewegten Leben doch viele Menschen kennen gelernt, die eben so liebenswerth waren und hatte sich dennoch nicht in so hohem Grade zu ihnen hingezogen gefühlt, wie zu Helenen und mehr noch zu Montbrillant. Vielleicht war es die gleiche Heimath, die gleiche südliche Natur, das Geheimnißvolle in den frühen Lebensschicksalen Beider, was Frau von Goldony und ihren jungen Freund wie ein magisches Seelenband umschlang, was ihr sein Glück theurer als ihr eigenes machte, vielleicht auch fand dieß lebhafte Interesse für ihn seine Stütze in der Hinneigung zu allen hervorragenden Erscheinungen des Lebens und der Welt, in einer leicht erregbaren, mitunter sogar etwas überspannten Seelenrichtung der liebenswürden Frau.

Welches nun auch die Gründe dieses gegenseitigen, regen Wohllebens seyn mochten; dieß Wohlwollen war nun einmal da und für Frau von Goldony gab es so leicht keine angenehmere Beschäftigung für Herz und Geist, als die, über Zukunftspläne für das Glück Montbrillant's nachzudenken und daran zu arbeiten.

Aus ihren hellen und dunklen Träumen in dieser Beziehung weckte Frau von Goldony, die sich eben etwas

Digitized by Google

traurig von Montbrillant abgewendet, ein jäher Donnerschlag, der unvorbereitet den Frieden der Natur störte. Der Himmel, dessen allmälige Verdüsterung von der Gesellschaft im Salon bisher nicht bemerkt worden war, ergoß sich in Regenströmen; leuchtende Blitze zuckten durch schwarze Wolken und warfen jähe Streiflichter in die brillant erhellten Räume des Gesellschaftshauses; die Donnerschläge wiederholten sich häufiger, die Wogen der nahen See thürmten sich mit dumpfem Brausen auf, die ganze Natur schien in Aufruhr.

Die Menschenbrust wird nun einmal ewig, bei dem Einen mehr, dem Andern minder, unter dem Einfluß der Elementargeister stehen: die laute, wahre, oder zur Schau getragene Fröhlichkeit im Salon verstummte allmälig vor der lauteren Stimme dieser Geister; der Tanz hörte auf, die Musik weckte kein Echo mehr in der Menschenseele; da die ergreifenden Konsonanzen und Dissonanzen dort draußen, die zu einer großartigen Harmonie verschmolzen, alles übertönen! und dieß ganze Erdenleben gleich einem verschwimmenden Akkord erscheinen ließen.

Lange währten der rollende Donner, die Stürme der Luft und des Meeres, die einander überbieten zu wollen schienen. Endlich schien die Natur des Kampfes müde, augenblickliche Stille trat ein; da unterbrachen diese Laute, die etwas irdisch Erschütterndes hatten, Nothschüsse von der See! Signale menschlicher Todesangst und Lebensgefahr! „Hülfe, schnelle, wirksame Hülfe!“ wurde das Losungswort für jedes fühlende Herz; und wer sich irgendwie befähigt fühlte, diese Hülfe leisten zu können, verließ schnell den Saal; unter diesen natürlich der Oberst von Goldony und Herr von Montbrillant.

Denken wir uns über diese bange Nacht fort. — Die aufgehende Sonne des schönen, friedlichen Morgens, welcher ihr folgte, beleuchtete die Trümmer eines gescheiterten Schiffes, die, ein Spiel der ruhig schaukelnden Wogen, dem Strande zugetrieben wurden, an welchem der freundliche Badeort liegt, in dessen schönen Salon wir uns Abends zuvor befanden.

Zwischen Trümmern ruderten drei Böte, welche in Folge der Nothschüsse dem bedrängten Schiffe zu Hülfe geeilt waren, mit möglichster Schnelle dem Ufer zu; denn Eile war allerdings dringend erforderlich, da sich in den Böten die von dem gescheiterten Schiffe gerettete Mannschaft und unter derselben schwer Erkrankte befanden.

Der Oberst Goldony und Montbrillant, welche mit in die See gefahren waren, um durch Beispiel und Rath den Muth der Leute zu beleben, welche sie für das Rettungswerk gewonnen hatten, handhabten mit Kraft und Gewandtheit die Ruder ihres Bootes und landeten endlich mit einem innigen „Gelobt sey Gott! welche Worte ihre Deutung in einem Blick auf einen alten todtkranken Mann in ihrem Boot und in der Aussicht auf nahe Hülfe für denselben zu finden schienen.

Die armen Schiffbrüchigen fanden eine liebevolle Aufnahme und Abhülfe ihrer augenblicklichen, so dringenden Noth, doch das weitere Schicksal dieser Armen liegt unserm Gesichtskreise fern, und unser besonderes Interesse wird nur für einen der verunglückten Reisenden ausschließlich in Anspruch genommen.

Dieser eine ist eben der alte kranke Mann, dessen Rettung hauptsächlich das Werk Goldony's und Montbrillant's war, und welchen Beide jetzt sorgsam in die Wohnung des Ersteren führen, wo Lydia's aufmerksame und liebreiche Sorgfalt ihn empfängt und um ihn waltet wie ein tröstender Engel.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Highland.

Der Korrespondent von und für Deutschland theilt einen Brief seines früheren Mitarbeiters Heinrich Börnstein (derselbe war längere Zeit Korrespondent der hiesigen Zeitung zu Paris) aus Highland (Madison County, im Staate Illinois), vom 16. Oktober 1849 mit, aus welchem wir folgende interessante Nachrichten herausziehen.

Am 6. Februar l. J. verließ ich, in Folge eines lange gehegten und vorbereiteten Vorsatzes, Europa, indem ich mich in Havre auf dem trefflichen amerikanischen Dreimaster Espindola einschiffte. Nach einer ziemlich langweiligen, aber sonst glücklichen Fahrt trafen wir am 8. April in New-Orleans ein. Nach einem Aufenthalte von acht Tagen setzte ich, den Mississippi hinauf, meine Reise nach St. Louis fort, wo ich die herzlichste Aufnahme und wahre, theilnehmende Freude fand. Das deutsche Element ist in St. Louis, wenn nicht vorherrschend, doch gewiß mit dem anglo-amerikanischen auf gleicher Stufe und die deutsche Bevölkerung ist hier in den größten merkantillen und industriellen Unternehmungen an der Spitze der Bewegung und des rüstigen Vorwärtsschreitens. St. Louis, vor zehn Jahren noch kaum 10,000 Einwohner zählend, hat jetzt eine Bevölkerung von 80,000; Hunderte von Dampfschiffen kommen und gehen täglich oder liegen im Hafen vor Anker und es unterliegt keinem Zweifel, daß St. Louis binnen Kurzem der Sitz der Zentralregierung der Union werden muß, so wie es jetzt schon bei der steigenden Wichtigkeit von Kalifornien, den dadurch bedingten direkten Schifffahrtsverbindungen mit China und Indien und seiner Lage am Mississippi oberhalb der Ohio- und unterhalb der Missouri-Mündung auf dem Wege ist, nicht nur der wichtigste Handelsplatz der Union, sondern eine Welthandelsstadt ersten Ranges zu werden. Weder die Verheerungen des großen Brandes (im Mai d. J.)

noch die der hier furchtbar wüthenden Cholera haben den geringsten hemmenden Einfluß gehabt; die Gebäude sind, wie durch Zauberei, in wenigen Monaten wieder fester und schöner als früher erstanden, und die durch die Cholera dezimirte Bevölkerung hat durch Zuflüsse aus dem Osten und aus Europa sich eben so schnell wieder um zwanzig Prozent vermehrt. Es ist unglaublich, was hier gebaut wird, von Tag zu Tag dehnt sich die Stadt aus, — jeden Monat kommen Ackerfelder außer den Stadtgränzen unter den Auktionshammer, werden als Haus-Bauplätze zu 5 bis 50 Dollars der Fuß der Straßenfronte (bei 110 bis 140 Fuß Tiefe) verkauft, und ein halbes Jahr darauf steht ein neuer Stadttheil mit schönen Häusern, riesigen Magazinen und dampfenden Fabriken da, wo im vorigen Herbste noch das Vieh die Stoppeln der eben abgemähten Kornfelder abweidete. Es wird aber keineswegs aus Spekulationswuth oder leidenschaftlicher Bauluft so gebaut, sondern aus purem dringenden Bedürfniß; denn mit dem täglich in geometrischer Progression zunehmenden Handel (von dessen riesenhaften Dimensionen man in Europa kaum einen Begriff hat) steigt die Zahl der Bevölkerung, Wohnungen mangeln und sind, wo sie zu haben, theuer. Nach St. Louis gehe der tüchtige und arbeitsame Professionist, gleichviel, welches Handwerk er treibe. Hat er etwas Kapital, so kann er sich leicht und vortheilhaft selbst etabliren und braucht nie um Arbeit verlegen zu seyn; ist Dieß nicht der Fall, so wird er bei jedem Meister seines Gewerbes Beschäftigung finden und täglich mindestens anderthalb Dollars (4 Gulden rheinisch), aber auch 2 und 3 Dollars verdienen. Fenster- und Thürenanstreicher z. B. (gewiß die leichteste Arbeit) werden mit $1\frac{1}{2}$ Dollars per Tag bezahlt und bekommen die Farben schon gerieben und angemacht aus den betreffenden Fabriken. Nach St. Louis gehe der Fabrikant, der seine Maschinen und einiges Kapital aus Europa mitbringen kann, und er wird, ist er anders so thätig und unternehmend wie die Amerikaner und die amerikanischen Deutschen, binnen Kurzem aller Sorgen enthoben und in einer kurzen Reihe von Jahren ein wohlhabender Mann seyn. Dagegen rathe ich Künstlern, Literaten, Musikern ꝛc. ꝛc. nicht, nach St. Louis zu kommen; hier ist in dieser Hinsicht wenig zu holen, und die Hafenstädte des Ostens, so wie die größten Zentralpunkte der Pflanzerstaaten im Süden sind ihnen jedenfalls eher anzurathen. Angelrodt (preußischer Konsul und einer der Direktoren der solidesten aller amerikanischen Banken, der Missouri-Bank), Adolph Meier, Abeles und Taußig (aus Prag), Theodor Kimm, Palm, Karl Mügge, Bremermann, Schneider und unzählige andere deutsche Namen, die hier zu den geachtetsten Firmen gehören, zeigen, was Fleiß, Thätigkeit und richtige Spekulation in kurzer Zeit leisten können. Bei der herzlichen Aufnahme die ich in St. Louis fand, und den wirklich lockenden Aussichten, die sich mir mehrfach darboten, wäre ich fast in St. Louis geblieben, als der plötzliche Todesfall meines geliebten Bruders (an der Cholera am 3. Mai gestorben), — um so schmerzlicher für mich, da wir uns seit unserer Kindheit nie von einander getrennt und stets zusammen gelebt und gewirkt hatten, — mir den Aufenthalt in der lärmenden und rastlos bewegten Handelsstadt verleidete und die alte Sehnsucht nach stiller, ländlicher Zurückgezogenheit, die mich eigentlich von Europa nach Amerika getrieben hatte, mit gedoppelter Macht erweckte. Ohne festes Ziel brach ich auf nach dem Innern, fand aber schon in der Nähe von St. Louis, im Staate Illinois, ein so freundliches Wohn- und Ruheplätzchen in dem schnell aufblühenden Landstädtchen Highland, daß ich mich entschloß, hier zu bleiben und dieses kleine irdische Paradies wahrscheinlich nicht mehr verlassen werde. Highland, nur 28 englische Meilen (ungefähr 6 deutsche) von St. Louis entfernt, liegt an der großen Poststraße, die von St. Louis und dem Westen nach New-York und den übrigen großen Städten des Ostens führt, in der überaus reizenden, vom Silver-Creek (Silbach) durchströmten Looking-Glaß-Prairie (Spiegelprairie) zwischen der Rich-Prairie und der Shoal-Creek-Prairie. Die Gegend ist gesund und sehr reizend, die schönsten waldbewachsenen Hügel und Höhenreihen wechseln mit üppigen, unabsehbaren Wiesen ab, und allenthalben beurkunden schöne Maierhöfe (farms) und reiche Kornfelder den steigenden Wohlstand der mit Fruchtbarkeit gesegneten Gegend. Highland, erst seit zehn Jahren entstanden, steht noch auf keiner Karte von Amerika, und doch lebt hier schon eine thätige und wohlhabende Bevölkerung von circa 3000 Seelen, theils im Städtchen selbst, theils auf den Farms in der nächsten Umgebung; doch sind bereits eine Dampfmühle, eine Destillerie und eine Menge anderer Gewerbe in vollster Thätigkeit, täglich kommt die Postkutsche (staga) aus St. Louis hier an und geht weiter nach New-York, und drei Kirchen (eine protestantische, eine katholische und eine Methodisten-Kirche), eine englische und eine deutsche Schule, zwei große Einkehrwirthshäuser, zehn große Handlungen, Leihbibliothek, Liebhaber-Theater, eine Miliz-Artillerie-Kompagnie, so wie die hübschen und freundlichen Häuser in den regelmäßig, nach den vier Punkten der Windrose angelegten, breiten Straßen zeugen von dem raschen Emporblühen dieses kosmopolitischen Settlements. Der Raum dieser Blätter gestattet mir nicht, hier eine ausführliche Beschreibung von Highland und seinen Umgebungen zu liefern; wer Näheres darüber wissen will, Den verweise ich auf eine, in diesem Jahre in der Haller'schen Buchdruckerei in Bern erschienene Brochure des eidgenössischen Obersten Rilliet-Constant: »Ueber die Kolonie Highland bei St. Louis«, ursprünglich in französischer Sprache geschrieben, später aber von Albert Ludwig ins Deutsche übersetzt. In diesem (leider etwas unvollständigen) Büchlein finden Auswanderungslustige ziemlich richtige Angaben über die Reiseroute, die Preise der Lebensbedürfnisse und Waaren hier und in St. Louis, Berechnungen und Ueberschläge über die Kosten einer Ansiedlung und deren Erträgnisse manche andere interessante Details. Ich habe Highland

ein kosmopolitisches Settlement (Niederlassung) genannt, und, wie ich glaube, mit vollem Rechte. Nicht leicht möchte man eine Ansiedlung finden, wo die Bevölkerung so bunt gemischt, so kraus zusammengewürfelt ist. Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Schweizer und Italiener sind die Bewohner Highland's und leben in der größten Eintracht, in einer noch nie durch Nationalitäts-Reibungen gestörten Harmonie. Daß die Deutschen und Schweizer die Majorität bilden, alle Beamte Deutsche sind und die deutsche Sprache die herrschende ist, versteht sich von selbst; zugleich aber spricht fast Alles auch englisch und französisch und die Predigten werden deutsch und französisch gehalten. Vielleicht ist es für Ihre Leser nicht ohne Interesse, noch Einiges über die Bewohner von Highland zu erfahren, um so mehr, als so manche mehr oder minder bekannte Namen hier leben. Hecker's Farm (am andern Ende der Prairie) ist jetzt wieder bevölkert, seitdem Hecker von seiner übereilten Reise nach Deutschland zurückgekehrt ist und seine Familie mitgebracht hat. Er schafft und arbeitet unermüdet, hat den deutschen Händeln nun für immer Lebewohl gesagt und genießt hier allgemeine Achtung. Von der Höhe des Jura (so ist eine an Highland stoßende Höhe, wie eine andere: der Rigi von dort angesiedelten Schweizern getauft worden) sieht man Hecker's Farm und gerne macht man zu Pferd über die üppige Prairie dahinstreifend eine Wallfahrt nach seinem Hause. Auf dem Sonnenberge, einer andern Höhe, wohnt Rilliet-Constant, der Sohn und einstmalige Adjutant des eidgenössischen Obersten, jetzt mit einem hübschen Weibchen beglückt und ein thätiger, betriebsamer Farmer. An seine Farm stößt die des Herrn Bury, früher Stadtrath in Neufchatel, aber, so wie der an diesen gränzende Pastor Veuillez von Lausanne, durch die Revolution nach Amerika getrieben. Herr Chipron, einer der bedeutendsten Kommissionäre von Paris, der sehr ausgebreitete Geschäfte nach Spanien, Portugal, Südamerika machte, hat sich und sein Vermögen von der Februar-Revolution hierher geflüchtet und legt sich in diesem Augenblicke hier einen ebenso reizenden als geschmackvollen Landsitz an; mehrere ihm befreundete Pariser Familien treffen zu gleichem Zwecke im nächsten Frühjahre ein. C. L. Bernays, früher französischer Gesandtschafts-Attaché in Wien, dann Vize-Konsul in Jacmel (Hayti), hat der Politik Lebewohl gesagt, seinen Konsulposten an den Nagel gehängt und sich hier niedergelassen. Sein Drygoods-Hardware and Grocery-Geschäft ist im schönsten Flore, und Bernays, im Kreise seiner Familie, in seinem freundlichen Hause mit Garten, in einer behaglichen Existenz, dem Wohlstande zuarbeitend, blickt nur noch mit Lächeln auf seine publizistische und diplomatische Laufbahn zurück. Mein Kollege und nächster Nachbar, Dr. Rybiner (aus Baden), ein tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Arzt, lebt schon seit den Dreißiger Jahren, wo er sich freiwillig exilirte, hier und hat sehr schöne Besitzungen in und um Highland. So könnte ich Ihnen noch viele, mehr oder minder in gewissen Kreisen bekannte Namen nennen, doch will ich diesen Brief nicht zu sehr ausdehnen und bemerke nur noch, daß ich gerne bereit bin, Auswanderungslustigen, falls sie sich an mich wenden, spezielle Aufschlüsse über diese oder jene Verhältnisse hier zu geben und ihnen nach meinem besten Wissen zu rathen. — Leben Sie wohl! — Die Oktobersonne scheint mild und freundlich durch die Fenster meines Arbeitskabinets, es zieht mich ins Freie. Ach! wenn ich so zu Pferde, die Jagdflinte auf dem Rücken, mit meinen Söhnen über die Prairie dahinfliege und im vollen Genusse frischer Luft, freier Bewegung und unablässig wechselnder Naturschönheiten schwelge, bedauere ich die hinter dem Schreibtische verlorenen Jahre; — indessen, sie waren das Mittel zum Zwecke und sind Gottlob! vorüber. Ihnen, so wie allen meinen Freunden herzliche Grüße und die Versicherung, daß Herz und Gesinnung stets bei mir dieselben sind. Sollte Einen oder den Andern sein Weg über den Ozean und in meine Nähe führen, so wird er stets in meinem Häuschen einen gastfreien Platz und in mir den alten Freund finden. — Leben Sie wohl und so zufrieden, wie ich und die Meinigen."

Mannigfaltigkeiten.

Der Sprecher der Demokraten in Ratibor hätte billig eine so feine Nase haben sollen, um Klapka von dem österreichischen General Langenau zu unterscheiden. Dieser kommt nach Ratibor und übernachtet da, der französische Gesandte trifft mit ihm in demselben Gasthof zusammen. Beide Herren besuchen sich eben, da wirds auf der Straße hell und laut von einem Fackelständchen, eine Deputation naht und der Sprecher tritt ein. Er hält eine begeisterte Anrede an den Pseudo-Klapka und wird immer wärmer, ohne sich von Langenau unterbrechen zu lassen. Endlich holt er Athem und nun fällt Langenau lächelnd ein: „Ich bin nicht Klapka, ich bin österreichischer General, und verdiene daher Ihre Bewunderung nicht." Der unglückliche Sprecher macht so wunderliche Grimassen, daß der Franzose lacht und immer lauter als der Sprecher herauspolterte: „wahrscheinlich sind Sie einer jener übermüthigen Aristokraten, welche das Vorrecht zu haben glauben, über Alles zu lachen, da nimmt Langenau für den Franzosen das Wort: „Mein Herr, Sie haben Unglück, dieser Herr ist kein Aristokrat, sondern Republikaner, es ist der Vertreter der Republik Frankreich." — Das war zu viel Unglück auf einmal, Hals über Kopf stürzte der Unglückliche zur Thüre hinaus.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 194 6. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Und wieder war es ein geheimnißvoller Zug der Seele, jedenfalls mehr als Nächstenliebe und Menschlichkeit, was Lydia Goldony zu ihrem Pfleglinge zog. — Sie wurde nicht müde, das ehrwürdige Greisenhaupt, diese hohe, von der Krankheit etwas, mehr wohl von langem Lebenskummer gebeugte Gestalt, zu betrachten; sie studirte die Geschichte seines Lebens und Herzens aus diesem durchaus edlen, höchst ansprechenden, aber traurigen Gesicht, aus diesen noch schönen, obgleich umwölkten Augen; aber nicht müßige Neugier leitete sie zu diesem Studium hin; auch nicht gewöhnliche Theilnahme; ihr war, als habe sie ein Recht, in der Seele dieses Mannes zu lesen, als müsse sie mit ihm nach den verblühten, sparsamen Blumen an seinem Lebenswege in wehmüthiger Freude zurückblicken, und an den vielen schwarzen Kreuzen, wodurch die Schmerzen auf der zurückgelegten Laufbahn dieses Mannes bezeichnet waren, mit ihm weinen. — Und wirklich kniete sie in einer stillen Nacht, wo Lydia allein neben dem Krankenlager ihres Gastes wachte, an demselben nieder und weinte; weinte tief aus der Seele quellende Thränen, über die sie selbst sich keine Rechenschaft geben konnte.

Da schlug der Kranke plötzlich die Augen auf; er war nicht erwacht, denn der Schlummer war ein seltener Gast für ihn, aber Lydia hatte ihn schlafend geglaubt, da er lange geschlossenen Auges, regungslos dagelegen; er schloß die Augen so gerne dem äußeren Licht und lenkte sie ins Innere, in die Welt abgeschlossener Träume, die von der Sehnsucht nach einem andern Leben, wo er wieder zu finden hoffte, was er hier verloren, genährt wurden. — Lydia's Thränen, ihre leisen, unterdrückten Laute innerer Bewegung riefen ihn zur Wirklichkeit zurück; er richtete den ersten aufmerksamen Blick auf seine Pflegerin; (bisher hatten Krankheit und Abspannung ihn achtlos für Alles gemacht, was ihn umgab); aber dieser eine, lange forschende Blick schien auf den Greis tiefen Eindruck zu machen; er richtete sich vom Lager auf, faltete unbewußt die Hände und das Auge mit einem verklärten Ausdruck auf Lydia's vor ihm knieende, wie in Schmerz versunkene Gestalt heftend, rief er aus: „Ja, so, eben so habe ich sie gesehen! — es war im Augenblick unserer Trennung, der nur ein so kurzes schmerzliches Wiedersehen folgte!“

Lydia erhob fast verwirrt den Kopf von den vor sich gehaltenen Händen, was mußte der fremde Mann von ihrer betenden Stellung neben seinem Lager, von ihren Thränen denken?

Sein Auge fiel auf ihr Gesicht, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Freude breitete er ihr beide Arme entgegen; doch plötzlich sanken sie matt nieder: „Verzeihen Sie!“ sprach der alte Mann kaum verständlich und weinte laut.

„Verzeihen? o mein Gott! was denn?“ rief Lydia, außer sich bei diesem Gefühlsausbruch des Kranken, den sie irgendwie veranlaßt zu haben fürchtete.

„Ach es ist gewiß nur ein wunderbares Spiel des Zufalls, — aber Sie erinnern mich lebhaft an Jemand, der nicht mehr ist! — Sie tragen die Züge, den Seelenausdruck, die Gestalt einer theueren Verklärten; selbst Ihre Bewegungen sind die ihren; — wären Sie ihre Tochter, Sie könnten ihr nicht ähnlicher seyn! — und so rief Ihr Anblick mir alles Weh' herber Verluste zurück und die Erinnerung überwältigte mich schwachen Mann! — Aber Sie, o, wie soll ich Sie nennen? Sie liebes Engelsbild! Sie weinen neben dem unbekannten Manne und ich fühle, mir gelten Ihre Thränen; — doch womit habe ich diese wohlthuenden Beweise von Theilnahme verdient?“

„O lieber Herr! fragen Sie mich um nichts! alle meine Gefühle sind etwas Unwillkürliches und eben jetzt weine ich, weil ich muß! weil meine ganze volle Seele sich zu Ihnen wendet; weil alle Ihre vergangenen und gegenwärtigen Leiden mir im tiefsten Herzen nachhallen! — Dieß Alles sind Räthsel in der Menschennatur, aber ich kann sie nicht lösen.“

In dem Augenblicke trat Montbrillant ins Zimmer. Er hatte sich mit Lydia in die Pflege des von ihm Geretteten getheilt und kam eben, sie in ihrer nächtlichen Wache abzulösen.

Als er den Kranken in aufgerichteter Stellung fand, freute er sich dieses scheinbaren Zeichens eines erkräftigten Befindens; denn auch seinem Herzen stand der fremde Mann näher, als wie gewöhnliche Theilnahme, ja selbst

Digitized by Google

das wohlthuende Bewußtseyn, sich mit als Lebensretter des Greises betrachten zu können, ihn demselben stellen könnte; und wie unerklärlich ihm selbst dieß erschien, er mußte auch in diesem Gefühl die vollkommene Harmonie seiner und Lydia's Empfindungen anerkennen.

Freudig erregt trat er zum Krankenlager; der alte Mann reichte seinem Retter die Hand. „Wie mir heute ist? möchten Sie fragen; — o, mir ist so wohl, so wohl! mein verarmtes Herz findet hier einen Haltpunkt in der Theilnahme dieses Engels und in der Ihrigen, mein lieber, junger Freund! und jeder Balsam auf Herzenswunden ist ein wunderbares Stärkungsmittel der Lebenskraft! ich darf nun hoffen, so weit zu genesen, um mein vorgesteckes Ziel, die Gräber meiner Kinder, erreichen zu können."

„Aber Sie regen sich mehr auf, als Ihnen zur Zeit zuträglich ist! bitte, legen Sie sich nieder! gönnen Sie sich die Ruhe der Nacht!" erinnerte Montbrillant sorgsam und fügte beruhigend hinzu: „Und morgen, nicht wahr? dann sprechen Sie zu uns über Alles, was Sie uns vertrauen möchten und dürfen dabei auf innig theilnehmende Herzen bauen."

Einige Tage waren seitdem vergangen. Ein milder Augustabend breitete einen leichten Silberschleier über das Meer, die Wälder, Berge und Thäler, welche die Umgebung unseres reizenden Badeortes bilden. Alle, die durch einen heißen Tag in den kühlen Häusern zurück gehalten worden, strömten jetzt in das erquickende Freie; strömten, kann man wörtlich sagen, denn ganz im Kontrast mit dem tiefen Frieden, der fast lautlosen Stille der Natur, wo sich kein Blättchen regte, kein Vogel mehr sang, wo selbst die Wolken des Himmels an den Bergen ausruhten und sich vom Abendgold und Rosenschimmer der scheidenden Sonne durchglühen ließen, schwärmten und wogten laute, fröhliche, singende Menschen in größeren und kleineren Gruppen auf allen Wegen und Stegen der Landschaft. Jeder wollte seinen Theil von der wundervollen Schönheit des Abends genießen und Jeder nach seiner Eigenthümlichkeit. Stillere, zu sanfter Schwärmerei sich hinneigende Gemüther suchten die ferneren stillen Berge und so finden wir denn, ob nun aus dieser, oder einer andern Ursache, auf dem Wege zu einem der letzteren, dem ein gebrochenes Vaterherz einst den Namen „mont perdu" gegeben, einen Greis, zwei jüngere Männer und eine junge Dame; sämmtlich Bekannte von uns, nämlich: unsern armen, von Goldony und Montbrillant geretteten Schiffbrüchigen, Goldony und Montbrillant selbst und die holde Lydia.

Sie hatten den Fuß des Berges, ihres heutigen Zieles erreicht; da schallte ein helles Stimmchen in einer fröhlichen Weise durch den Wald; noch wenige Schritte und die Sängerin stand unseren Wanderern gegenüber: ein junges Mädchen, nicht eben schön und von hervorragendem Aeußern, dennoch aber sehr anziehend und ein unwillkürliches Interesse für sich erweckend: es war der Ausdruck reinster Gutmüthigkeit und regen Geisteslebens, welcher dieser jugendlichen Erscheinung einen Anmuthhauch verlieh, den nichts verwischen konnte.

Die Sängerin verstummte, sobald sie unsere Gesellschaft erblickte; aber sie eilte auf Lydia zu, während ihr sie begleitender Vater zurückblieb und rief mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit in französischer Sprache: „O das ist herrlich! herrlich! daß Sie da sind! nun können wir dieses Wunderabends gemeinsam genießen und ihm ein Loblied singen, oder Jean-Paulisiren, wie es uns gefällt!"

Lydia schloß das junge Mädchen in ihre Arme. „Meine liebe Annika!" gab sie französisch zurück: „heute dürfen wir weder singen, noch schwärmen, sondern müssen hübsch still und vernünftig seyn! — wir haben einen ernsten Gang vor. — Jener arme Mann dort," fügte sie leise hinzu, sich mit Annika etwas von ihren Begleitern entfernend, „will das Grab seiner Kinder besuchen, er ist der unglückliche General Andrée! — Sie werden von ihm und seinem tragischen Schicksal gehört haben?"

„Ob ich davon gehört? ach Lydia, als ich noch klein war, war diese traurige Geschichte in Jedermanns Munde! aber mein Vater hörte nicht gerne darüber sprechen, so trat sie denn allmälich in den Hintergrund meiner Erinnerungen."

Die etwaigen weiteren Mittheilungen Annika's erlitten hier eine Unterbrechung, indem das junge Mädchen in seiner lebhaften, nur den Eingebungen des Augenblickes folgenden Weise, mit einem entschuldigenden: „Ach bitte: nur einen Moment!" von Lydia fort und einer alten Frau in der schlichten Kleidung des Bürgerstandes nacheilte.

Diese Frau, welche, nachdem sie längere Zeit von Allen unbemerkt, hinter dem Schutz eines Baumes die hier versammelten betrachtet, wobei ein seltsames Gemisch von Ueberraschung, Freude, Schmerz, Scheu, in ihren bleichen Zügen und matten Augen lesbar war, nun hervortrat und in kleiner Entfernung von Lydia und Annika leise wie ein Schatten durch den Wald hinglitt, erschrack sichtlich, als sie plötzlich ihre Hand ergriffen fühlte, und wurde erst wieder ruhiger, als sie Annika's freundliches Gesichtchen erblickte und deren weiche Stimme sie mit Worten der Liebe und Theilnahme begrüßte.

„Marianne, liebe Marianne! erkanntest du deine Annika nicht, daß du so ohne Gruß an mir vorüber wolltest? — und wie lange warst du nicht bei mir!" —

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

Das Geheimniß der Allgewalt dieses mächtigen Volksmannes besteht nicht allein in dem Imponirenden seiner Erscheinung, und der zauberhaften Gewalt einer Beredsamkeit, welche die Wogen des magyarischen Patriotismus nach Willkür ebben und fluthen macht, es besteht nicht allein in der Unerschöpflichkeit seines reichen Geistes, dessen Thätigkeit alle Sphären des Staatslebens durchdringt — es besteht eben so sehr in der Kunst, selbst der stolzen magyarischen Aristokratie gegenüber, sein Ansehen zu behaupten und in jenem eigenthümlichen Gemisch von Strenge und Milde, das seinem Verfahren, ohne zu verletzen, den Stempel glänzender Gerechtigkeit überzeugend aufprägt.

Dem Rufe dieser unbeugsamen Gerechtigkeitsliebe, die Jedem zu jeder Zeit und an jedem Orte Gehör vergönnt, dem Zeugnisse einer gewissenhaften Unparteilichkeit, welche dem durch die Revolution emanzipirten Magyaren Recht gegen seine früheren Bedrücker gewährt, verdankt Kossuth vor Allem mit die Dauer einer Herrschaft, die unter den obwaltenden Umständen wie ein Mährchen erscheint.

. . . . . .

Ohne vom Pferde zu steigen, ersuchte er den Kommandanten, ihn auf einem Inspektionsritt durch das Lager und die Verschanzungen zu begleiten.

Kossuth wußte bereits durch Ueberläufer vom Kaiserlichen Heer, daß dessen Stellung oberhalb Kaschau noch unverändert dieselbe war, nur hatte sich südlicher in der Gegend der Güter Valeska's in aller Stille ein bedeutendes Truppenkorps zusammengezogen, in der Absicht, die Magyaren in die Flanke zu nehmen, weßhalb der umsichtige Diktator denn auch bereits den Grafen Meszari an der Spitze eines starken Observationskorps in jene Gegend beordert hatte.

Als jetzt Kossuth an der Spitze seiner glänzenden Suite durch die Stadt zurückritt, um nach genommener Rücksprache mit den städtischen und Militärbehörden eilend nach Debreczin zurückzukehren, wurde er auf der Straße durch die Erscheinung eines Greises aufgehalten, der sich knieend und mit aufgehobenen Händen vor die Hufe seines Pferdes niederwarf.

„Gerechtigkeit, Herr!"

Der Kommandant, den ein unangenehmes Vorgefühl durchschauerte, gab seinem Rosse die Sporen und suchte den Präsidenten, dem er zur Linken ritt, mit sich fortzureißen, indem er ihm zurief:

„Tolles Volk! Sie haben immer den Mund zur Beschwerde offen, seitdem die Revolution ihr Gehirn mit Freiheits- und Gleichheitsideen verwirrte. Ich versichere Dir, ich könnte vom Morgen bis zum Abend auf offener Straße zu Gericht sitzen, und würde nicht fertig . . ."

„Gerechtigkeit, Herr!"

Ein strenger Blick des Diktators machte den Kommandanten verstummen.

„Stehe auf, Vater, und sprich! Die Ohren Deines Freundes sind offen für Deine Klage!"

„Du hast meinen Sohn von der Schande des Galgens gerettet, und zum Danke sattelt er jetzt sein Roß, um, gleich seinen Brüdern, den Tod in den Schlachten des Vaterlandes zu suchen. Damit aber der Greis nicht ganz allein stehe, heiliger Befreier, errette jetzt auch seine Tochter!"

Eine große Menschenmenge hatte sich schnell versammelt und einen Halbkreis um die Scene gebildet. Es war ein rührender Anblick, den stehenden Greis mit schneeweißem Haar und wallendem Barte knieend vor der glänzenden Erscheinung des ritterlichen Befreiers zu sehen.

„Deine Tochter?" fragte mild der Diktator.

„Sie wurde mir vor drei Tagen geraubt, um vor diesen Barbaren —" die Augen des Greises wendeten sich mit zornigen Blicken dem Kommandanten zu — „aufs Stadthaus geschleppt zu werden und die Augen des Vaters haben sie nicht wieder gesehen!"

Ein dumpfes, unheilvolles Gemurmel erhob sich unter der Menge.

In diesem Augenblick, noch ehe der Präsident ein Wort sprechen konnte, machten die gedrängten Zuschauer einem Mädchen Platz, das sich mit einem wilden Freudenschrei an die Brust des alten Magyaren stürzte.

„Vater," rief sie in wildem Entzücken, „Du hast mich wieder . . . ich verlasse Dich nicht mehr . . . und der Bruder lebt . . . o es war schrecklich, Vater, schrecklich . . . diese Folter . . . Und dieser Szirmai — er versprach mir das Leben des Bruders . . . Deines letzten, einzigen Sohnes, wenn ich . . . o ich wehrte mich, Vater . . . aber der Bruder sollte sterben, nicht im heiligen Kampfe, nein, schimpflich am Galgen, und ich konnte ihn retten und . . . ich — — — rettete ihn . . ."

Und indem sie das Auge erhob, fiel ihr Blick auf das höhnisch lächelnde Gesicht Szirmai's. Sie sank lautlos zur Erde.

Der Moment war für Kossuth nicht minder peinlich wie für Szirmai. —

Vor ihm auf dem kalten Pflaster der Straße, zu den Füßen ihres Vaters, der unbeweglich wie eine Bildsäule stand, lag das schöne leblose Mädchen, während die Menge in gebannter Erwartung der Entwicklung der Scene entgegensah.

Eine lautlose Stille lag über der Masse.

Kossuth aber las in den Augen der Umstehenden, was man von ihm erwartete; er wußte, daß nur eine augenblickliche strenge Strafe des Schuldigen die Gemüther der empörten Menge versöhnen konnte, aber Szirmai gehörte einem der edelsten ungarischen Magnaten-

Geschlechter an, und der Präsident hatte Rücksichten zu nehmen.

Noch entschlossen, wie dieser peinliche Auftritt zu befriedigendem Schluß zu bringen, fühlte er sich plötzlich durch die Gewandtheit eines Priesters des fernern Nachsinnens erhoben.

Mit priesterlicher Würde feierlich in den Kreis tretend, hob der Mönch das eben zum Bewußtseyn erwachende Mädchen von dem Pflaster auf, und führte sie an die Seite des Diktators.

„Möge denn der heilige Befreier seine Hand segnend auf das Haupt dieses Opferlamms legen, wie ich es jetzt thue," sagte der Priester, indem er die Hand über sie faltete, „und sie der Vater, gereinigt durch Priesters Hand und des heiligen Befreiers Segen, als schuldlose Jungfrau zurückempfangen!"

Und der Präsident begriff alsbald die fromme Improvisation des Priesters, und berührte, sein Schwert entblößend, mit feierlich herabgesenkter Klinge die Stirn des zitternden Mädchens, während seinen beredten Lippen begeisterte Worte entströmten, deren wunderbare Wirkung noch durch den Ausdruck seiner eigenen Rührung erhöht wurde.

„Magyaren! Mit der Berührung dieses geweihten Schwertes entsündige ich diese Jungfrau! Empfange sie gereinigt zurück, edler Magyar! Sie soll fortan eine Lieblingstochter des Vaterlandes, und von mir ausgestattet, ihre Hand ein Preis der höchsten Tapferkeit seyn! Und Dir, Vater, der alle seine Hoffnungen auf dem Altare des Vaterlandes zum Opfer gebracht, weihe ich hier öffentlich den Dank der Nation. Sey mein Freund, wie der Freund Deines Landes, ich werde Dich niemals vergessen! Magyaren, Euch soll Gerechtigkeit werden!"

Und langsam sein Pferd an die Seite des Greises lenkend, der noch auf derselben Stelle stand, drückte er dem Alten die Hand, die dieser ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen berührte. Und so zauberhaft wirkten die Worte aus dem Munde dieses gewaltigen Redners, und so würdevoll war der Verlauf der Handlung vor den Augen des ihn lautlos umkreisenden Volkes, daß erst als der Diktator zum Abschied die Spitze seines Schwertes zur Erde neigte, das tiefe Schweigen all' der Tausende sich in einem begeisterten, jubelnden:

„Eljen Kossuth!" Luft machte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Seit etwa zehn Jahren machte in den vereinigten Staaten die „Sekte der Mormonen" großes Aufsehen. Man warf ihr vor, daß sie das Eigenthum ihrer Mitbürger nicht achte und aller Sittlichkeit Hohn spreche. Die Mormonen hatten Anfangs im Staate Missouri eine Niederlassung gegründet, geriethen mit ihren Nachbarn in Streit und wurden von denselben „ausgeräuchert", d. h. mit Waffengewalt vertrieben. Sie zogen dann in den Staat Illinois und bauten bei Nauvoo am Missisippi einen prächtigen Tempel. Auch hier „räucherte" man sie aus. Gehetzt, und verfolgt in den Vereinigen Staaten ihres Lebens nicht mehr sicher, beschlossen sie, wie weiland die Kinder Israel, in die Wüste zu ziehen und ein neues Kanaan zu suchen. Und so brachen vielleicht zehntausend, wenn nicht gar fünfzehn- bis zwanzigtausend vom Missisippi auf, um fern im Westen, am stillen Weltmeere, in Kalifornien, eine Heimath zu finden, wo sie Gott in ihrer Weise ungestört würden verehren können. Damals dachte man in den Vereinigten-Staaten noch nicht an die Eroberung Kaliforniens. Die Mormonen durchpilgerten muthig die weite Wüste auf dem Karawanenwege, drangen, umschwärmt von feindlichen Indianern, über die mächtig hohen Felsengebirge und schickten sich an, eine neue tausend Meilen breite wüste Einöde zu durchwandern, als sie, unfern des großen Salzsees, ein schönes fruchtbares Land mit mildem Klima entdeckten. Das soll unser Kanaan seyn! riefen sie, und fällten Bäume und bauten Hütten und brachen den Acker um. Die Welt wußte nichts von ihnen. Als dann aber der Zug der Auswanderung sich nach Oregon hinlenkte und auf den Zügen viele Männer und Thiere verschmachteten, da brachten die Mormonen Fleisch und Mehl und rettende Hülfe an die Karawanenstraße. In wenigen Jahren war von den einst so bitter Verfolgten ein blühendes Gemeinwesen in einer vor wenigen Jahren kaum den Trappern bekannten Einöde gegründet worden. Dort um den großen Salzsee hat man nun den neuen Staat Deseret gebildet.

Der österr. Soldatenfreund erzählt: „Ein junges, schönes Mädchen aus Wien, Hermine Pschik, folgte ihrem Geliebten, einem Korporal vom Grenadierbataillon, Möller, nach Ungarn ins Feld, und trug den Soldaten unermüdlich und ohne Furcht, selbst in die heißesten Gefechte, Lebensmittel und Erquickung zu. In der Schlacht bei Pered waren drei schwer verwundete Kanoniere und Kürassiere liegen geblieben; Hermine Pschik trug diese Männer auf ihrem Rücken auf den Verbandplatz. Das heldenmüthige schöne Kind machte sonach siebenmal den weiten Weg durch den gefährlichsten Kugelregen. Hermine Pschik wurde im Armeebefehl belobt und erhielt ein Geschenk von 50 fl. K. M."

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 195 8. Dezember 1849

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen, Fräulein Annika, wie schwer mir es wird, meine Einsamkeit zu verlassen!“ erwiederte die Frau mit einer Stimme, die von Natur oder durch Gewohnheit leise, fast schüchtern klang, und zum Geflüster herabsank, während sie fortfuhr: „Und warum ich sie jetzt weder grüßte noch ansprach? — ach — sie waren ja nicht allein!“ —

„Du meinst Frau von Goldony? sie ist ein Engel an Güte! Du solltest sie nur kennen, Marianne, lieben müßtest Du sie, aber scheuen könntest Du sie nicht mehr!“ —

„Glaubs gerne! — sie erinnert auch mich an einen Engel!“ sagte Marianne mit einem Blick zum Himmel und tiefer Betonung. „Und der alte vornehme Herr? — verzeihen Sie die Frage, Fräulein!“

„Es ist der arme General Andrée, der gekommen ist, die Gräber seiner Kinder zu besuchen.“

„Also doch! also doch! — aber freilich, dreiundzwanzig Jahre konnten nicht spurlos vorübergehen!“ rief Marianne fast laut, und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Annika sah voll Bestürzung zu ihr auf. Die alte Frau faßte sich bald wieder: „Fragen Sie mich um nichts! ich darf nicht sprechen, ach, ich darf ja nicht! und vielleicht nützt es nun auch zu nichts Gutem mehr!“ — sagte sie gleichzeitig ängstlich und geheimnißvoll und eilte, so schnell sie vermochte, von dannen.

Annika kehrte voll unruhiger Empfindungen zu Lydia zurück, die sie im Gespräch mit ihrem Vater fand. Dieser hatte durch Lydia den Namen ihres Gastes und den Zweck des heutigen, gemeinsamen Spazierganges erfahren; Annika hörte ihn noch sagen: „Da wollen wir nicht stören!“ — „Komm, Annika!“ fügte er hinzu; und forderte durch eine verabschiedende Verbeugung gegen Lydia seine Tochter auf, ihm zu folgen. Annika drückte zärtlich Lydia's Hand, richtete einen langen mitleidsvollen Blick auf den General Andrée, der sich mit den andern Herren in eine kleine Entfernung zurückgezogen, wo sie Lydia erwarteten, und verschwand flüchtig wie ein lieblicher Waldgeist mit ihrem Vater in den Bergen.

General Andrée sah Beiden mit einer inneren Erregung nach, die seine Begleiter sich nicht zu deuten wußten; endlich fragte er: „Wer ist dieser Mann? ich sollte ihn kennen! — und doch ist er ein anderer geworden, als der er einst war! — oder das Ganze ist Täuschung von meiner Seite!“ —

Montbrillant, als derjenige, welcher hier die umfassendste Auskunft zu geben im Stande war, (denn Lydia und deren Gemahl hatten Annika's Vater bisher nur zuweilen im Salon gesehen, wo er ihnen viel eher mit einer gewissen Zurückhaltung, als mit annähernder Zuvorkommenheit begegnet war,) erwiederte dem General: „Dieser Mann ist der Kommerzienrath Steinau aus meiner Garnisonstadt; doch soll er, unerachtet seines deutschen Namens, kein Deutscher seyn; wie denn überhaupt ein geheimnißvoller Schleier über seiner Vergangenheit und auch über seinem spätern Thun und Treiben ruht. So gilt er z. B. für sehr reich, und da er es früher eben nicht war, und sogar das bedeutende Vermögen seiner Frau durch ungünstige Konjunkturen und Handelsverhältnisse gleich in den ersten Jahren der Ehe verloren haben soll, so ist man über die Quellen dieses späteren Reichthums nicht recht im Klaren; nach Einigen ist er Folge einer Erbschaft, die Herrn Steinau's Tochter schon im zartesten Alter gemacht haben soll, nach Andern das Ergebniß glücklicher Spekulationen. Uebrigens ist Herr Steinau ein gewandter, sehr gebildeter Mann, in jedem Gebiet des Wissens zu Hause, er spricht fünf bis sechs lebende Sprachen und versteht es vollkommen, sich interessant darzustellen. Dennoch würde dieser Mann, ohne seine Tochter, wenig Eingang in der Gesellschaft finden, denn man scheut ihn etwas wegen seines verschlossenen Charakters und wegen des Dunkels, das auf seiner Vergangenheit ruht.“

„O, er ist es, er muß es seyn!“ fiel der General sehr erregt ein, und fügte traurig hinzu, „aber es liegt für mich so viel Schmerz in der Erneuerung dieser Bekanntschaft, daß ich sie nicht suchen würde, — wenn — nicht die Tochter wäre.“ —

„Die eben,“ ergänzte Herr von Montbrillant seine frühere Aufklärung über Herrn Steinau, „hilft ihm mit durch; sie ist sehr beliebt und in der That allerliebst; — heiter und harmlos, wie ein Kind, und dabei eine kleine Gelehrte ohne daß sie dieß zur Schau trägt; der Vater hat seinen Sprachenreichthum auf An-

nika vererbt; sie hat eine wahre Nachtigallenkehle; kurz, um ihrer Willen wird auch der Vater überall empfangen, und sein Haus gehört zu einem der ersten der Stadt."

„Und Annika ist die belebende Seele desselben," schallte Lydia ein, und fügte etwas schwärmerisch hinzu: „ich möchte in Bezug auf sie mit Tiedge sagen:

„Kind der Lust, du leicht beschwingte Seele,
Die durch lauter Rosenhaine fliegt!
Dein Gefühl ist eine Philomele,
Welche sich auf vollen Aesten wiegt."

„O, so war ihre Mutter auch, eben so, das heißt vor ihrer Verheirathung und als sie noch glücklich war!" rief General Andrée, wie außer sich; doch plötzlich sich besinnend, fuhr er traurig fort: „Wenn dennoch nur die Gleichheit der Namen, zufällige Aehnlichkeiten mich täuschten? — es dringen so viele Räthsel auf mich ein, seit der Sturm mich an diese Küste verschlug, und dadurch in den Kreis so lieber Menschen führte, die ich vielleicht nicht kennen gelernt, wenn ich, wie es meine Absicht war, auf gewöhnlichem Wege hier gelandet wäre, als Zweck meiner Reise hierher das Grab meiner Kinder besucht hätte und still davon geschieden und dahin zurückgegangen wäre, von wannen ich gekommen! — und wenn nun in all diesen scheinbaren Zufällen, in all diesen zur Zeit noch ungelösten Räthseln ein höheres Walten läge? — O Gott! laß mich fest an diesem Glauben halten! nie vergessen, daß du unser Schicksal in deiner Hand hältst und Alles aufklären kannst! — Und wäre Annika wirklich ihre Tochter!" — sprach er in höchster Erregung des Gefühls weiter: „Vater im Himmel! wie würde ich das Glück tragen, da ein junges, mir verwandtes Leben zu finden, wo ich nur Gräber suchte."

Man hatte währenddeß die Höhe des mont perdu erreicht. Ein wunderliebliches Bild stellte sich dar. Auf der Spitze des Berges lag ein geglätteter Granitwürfel, in welchem die Worte eingegraben waren:

„Besitzer von mont perdu,
Wer Du auch seyn mögtest,
Ehre die Gräbstätte meiner Kinder,
Wenn du wünschtest, daß man dereinst die deinige ehre."

Das Erdreich um diesen einfachen Grabstein war mit Blumen bepflanzt; zwei Kinder, wahre kleine Engelgestalten, weilten, wie Schutzgeister der Gräber und der Blumen, neben denselben und tränkten sie aus kleinen blanken Gießkannen. Unfern der Kinder standen ein Herr und eine Dame von vornehmem und sehr gefälligem Aeußern und sahen der lieblichen Blumenpflege der Kinder mit einer gewissen Rührung zu; es waren der Baron von Bielar und seine Gemahlin, die derzeitigen Inhaber der Besitzung, zu welcher der mont perdu gehörte; welche, von einer wahren Pietät für Alles erfüllt, was Gott und Menschen heilig ist und ihre Kinder frühzeitig zu einer gleichen Pietät hinleitend, diesen die Pflege der Grabesblume auf dem mont perdu vertraut.

Die Kinder hatten ihr Geschäft beendet; da gewahrten sie die Gruppe der Fremden, welche eben den Gipfel des Berges erstiegen, und mit all der fröhlichen Lebhaftigkeit, welche sie auszeichnete, warfen sie ihre Gießkannen ins Gras und liefen den Ankommenden entgegen. Frau von Goldony umarmte die Kleinen; General Andrée aber, den der Anblick dieser holden, blühenden, lebenden Kinder neben den Gräbern seiner todten Kinder tief ergriff, konnte sich der Thränen nicht erwehren; er breitete ihnen die Arme entgegen; doch sie traten etwas befremdet und ängstlich zurück und fragten Lydia: „Was fehlt dem fremden Mann?" —

„Umarmt ihn, meine liebe Louise und Hedwig, er möchte Euch danken, daß Ihr die Gräber seiner Kinder so freundlich geschmückt habt und so treu pflegt! dieser Herr ist der General Andrée."

Da sanken Louise und Hedwig dem General um den Hals und ihn liebkosend, flehten sie: „O weine nicht so, Du armer Mann, weine nicht!"

Es war ein eigenthümlich rührend schönes Bild, wie die Kinder ihre rosigen Gesichter an das schneeweiße Haupt des Greises schmiegten und seine bleichen Wangen mit ihren Händchen streichelten.

Herr und Frau von Bielar sahen der ihnen räthselhaften Scene aus kleiner Ferne schweigend zu, dann traten sie näher.

„Das ist der General Andrée, Papa und Mama!" riefen die Kleinen. Etwas befremdet freilich über die unerwartete Gegenwart desselben, aber mit all der hervorragenden Achtung, welche edle Gemüther dem Unglück zollen, begrüßten Louisen's und Hedwig's Eltern den General und wechselten dann Worte freundlicher Begrüßung mit den ihnen bekannten und befreundeten Begleitern desselben.

Von nun an wurde General Andrée ein gern und oft gesehener Besucher in dem reizenden Landsitz des Barons; sein verarmtes Herz fühlte sich unbeschreiblich wohlthuend angeregt in diesem liebenswürdigen Familienkreise, und besonders war ihm die Zuthunlichkeit der holden Kinder des Hauses ein wahrer Herzensbalsam. Da nun auch Herr und Frau von Goldony und Montbrillant in den freundlichsten Beziehungen zu der Familie von Bielar standen, und viel mit derselben zusammen waren, so vermißte General Andrée's Herz nichts, und war so glücklich, wie es nach allem, was es zu leiden gehabt, hienieden überhaupt noch werden konnte.

Die Erneuerung der früheren Bekanntschaft mit Herrn Steinau hatte der General eben nicht gesucht, denn wiewohl er kaum mehr zweifelte, daß der Kommerzienrath derselbe Mann sey, der ihm einst nahe und

gleichzeitig so fern gestanden, so scheute er sich doch, an alten Wunden zu rühren; — um so mehr, da das, was ihn einzig dazu bestimmen könne, Herrn Steinau sich zu nähern, die Sehnsucht, dessen liebliches Kind öfter zu sehen, dadurch fortfiel, daß Annika Lydia's Freundin war und diese häufig besuchte. Ohne daß es zur Erörterung irgend einer Art zwischen Beiden gekommen wäre, walteten doch, vermöge ihrer gegenseitigen zarten und weichen Gefühle Beziehungen zwischen dem General und Annika ob, die etwas Rührendes und sehr Wohlthuendes hatten. Herr von Andrée schien an Annika einen neuen Lebenshalt gewonnen zu haben, und sie vergalt sein rührendes und zärtliches Wohlwollen mit der vollen Hingabe ihres jungen dankbaren Herzens, welches gleichzeitig ehrerbietige Liebe und tiefes Mitleiden mit den vergangenen Schmerzen des alten Mannes erfüllten.

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

Zitternd vor innerer Wuth und zähneknirschend über wahnwitzigen Racheplänen brütend, folgte Szirmai dem Befehle Kossuths, der ihn vor sich beschieden hatte.

Der Diktator war allein. In der Mitte des Zimmers stehend, erwartete er den Grafen.

Szirmai, der stolze Magnat, fühlte sich wie vernichtet, als er dem Todfeinde in der demüthigenden Stellung eines Angeklagten gegenüber stand. Im Sturme der wüthendsten Leidenschaften zuckte jede Muskel seines bleichen Gesichtes.

Einige Minuten standen die beiden Männer sich stumm gegenüber.

Kossuths Auge ruhte streng und finster auf den wilden Zügen des Kommandanten, dessen Wuth durch dieses ruhige Anschauen nur um so maßloser emporwirbelte.

„Nun, was beliebt, Herr — Advokat — Kossuth?“ stammelte endlich, fast besinnungslos, der stolze Magnat heraus, indem er die Hand an sein Schwert legte.

Ein kaum bemerkbares krampfhaftes Lächeln flog über Kossuths Lippen.

„Ja Advokat, Advokat einer großen, freien Nation im Kampfe gegen ihre Unterdrücker,“ fiel er ein, mit dem Tone und dem würdevollen Anstande eines Königs; „und als Solcher habe ich Euch, kraft meines Amtes, als Präsident der ungarischen Nation, Herr Graf, hierher beschieden! — Stoßet nur ruhig Euer Schwert in die Scheide zurück, daß ich nicht ein Kriegsgericht über Euch zusammenberufe.“

Szirmai schwieg, sein Säbel sank rasselnd in die Scheide zurück.

„Sie werden begreifen“ — fuhr Kossuth ruhig fort — „daß eine Handlungsweise wie die Ihre, die Bürger selbst unserer Sache abwendig machen muß, und glaubte ich nicht, daß ein ungarischer Magnat des Verrathes unfähig sey, so müßte ich Ihr Verfahren als darauf berechnet ansehen, unsern Bürgern die Ankunft der Oesterreicher als die ihrer Erlöser erscheinen zu lassen.“

Szirmai senkte erbleichend die Augen zur Erde.

„Bis zum Eintreffen Ihres Nachfolgers, werden Sie die Kommandanturgeschäfte hier noch fortführen und dann unverweilt zu dem Bem'schen Korps abgehen, wo Ihrer Tapferkeit und militärischen Umsicht sich ein weiteres Feld bietet.“

Der Diktator verbeugte sich leicht und Szirmai entfernte sich mit einem Blicke, der, wenn er von Kossuth bemerkt worden wäre, gewiß des Grafen augenblickliche Entfernung von Kaschau zur Folge gehabt hätte.

5.

Die Zimmer, welche der Kommandant im Stadthause bewohnte, waren trotz der bedrängten Zeit und der ungewissen Dauer seines Aufenthalts mit orientalischem Luxus ausgestattet. Reich mit Gold verzierte Ledertapeten hingen, von vergoldeten Leisten gehalten, an den Wänden herab, kostbare Teppiche bedeckten den Boden, seine Divans nahmen die Seiten ein.

Der Magnat, von frühester Jugend an sardanapalischen Luxus gewöhnt, während die Bewohner der Hütten in der Nähe seines Schlosses in Schmutz und Elend vergehen, bedarf dieses Luxus zu seiner Existenz. Chevalereske Tollkühnheit und verschwenderische Ueppigkeit begegnen sich in seinem Charakter. —

Mitternacht war vorüber.

In einem Zimmer von der beschriebenen Einrichtung, nur matt von einer krystalnen Lampe erleuchtet, lehnte das lockige Haupt einer schlanken weiblichen Gestalt an der Spalte einer Tapetenthür, die zu einem Nebenzimmer führte.

Sie hielt den Athem zurück, und in ihren Zügen drückte sich die gespannte Erwartung aus, mit der sie das Gespräch im Nebenzimmer belauschte.

Es war Snaida. Dem scharfen Ohr der Zigeunerin entging kein Wort des fast flüsternd geführten Gespräches.

Snaida hatte ihr Ziel schnell erreicht. Durch des Grafen Kammerdiener dem Wüstling vorgestellt, war sie alsbald in den glänzenden Zimmern des Grafen als Favorite heimisch worden. Aber während sie alle ihre zauberischen Reize entfaltete, und den wilden, leidenschaftlichen, verliebten Magyaren in ihrem Netze hielt, wußte sie doch schlangenglatt seinen stürmischen Liebkosungen zu entschlüpfen, und den Preis ihrer Gunst mit reizender Koketterie in die Zukunft hinausrückend, ver-

folgte sie ein bestrickender Dämon der Rache, jeden seiner Schritte, unverdrossen den günstigen Moment erlauernd.

Das Gespräch im Nebenzimmer war jetzt lebhafter geworden.

„Entweder jetzt oder niemals!“ tönte vernehmlich die Stimme Szirmai's. „Ihr habt die Wahl zwischen einer Plünderung durch die doch zuletzt siegenden Oesterreicher . . . und dann, guter Bürgermeister, dürftet Ihr leicht an der Stelle des davongekommenen Burschen den fertigen Galgen zieren. Zwischen einer solchen Belohnung und glänzenden Ehrenstellen, über welcher Ihr leicht die Bürgermeisterei in Kaschau vergessen könntet, kann die Entscheidung nicht schwer seyn!“ —

„Sie haben vergessen hinzuzufügen, Herr Kommandant, die Wahl zwischen den Kaiserlichen Gnadengeschenken und zwischen der Möglichkeit, bei lebendigem Leibe in Stücke zerrissen zu werden — falls der Verrath mißglückt.“

„Verrath?“ antwortete der Graf, „Verrath? Meint Ihr, Graf Szirmai werde zu einem Verrathe die Hand bieten? Die reuige und freiwillige Rückkehr zu unserm angestammten Königshause nennt Ihr Verrath?“

„Das Ding, Herr Kommandant, hat zwei Seiten. Die Ungarn werden uns nicht weniger hängen, weil die Oesterreicher unsern Verrath einen Akt „pflichtgemäßer Unterthanentreue“ nennen. Außerdem, Herr Graf, obgleich ich der magyarischen Wirthschaft und heillosen Kossuththeuerei herzlich satt bin, möchte ich mich doch auf ein so gefährliches Unternehmen nicht einlassen, ohne vorher zu wissen, welcher Lohn meiner harrt.“

„Sie sind ein vorsichtiger Mann, aber . . .

„Feldmarschall Graf Haynau könnte vielleicht diesen Akt der Loyalität als eine so unerläßliche Pflicht eines guten Unterthanen betrachten, daß er es gar nicht für nöthig halten dürfte, besondere Anerkennung . . .“

„Was verlangt Ihr für Eure Betheiligung an — diesem Werke der Pflicht?“ fragte der Graf kurz und kalt.

„Nun denn — Arbeit und Lohn müssen in richtigem Verhältniß stehen; die Bürgermeisterstelle in Ofen und 20,000 Gulden in klingender Münze oder in sichern Papieren praenumerando, dürften ein nur mäßiger Preis meiner Aufopferung für das Haus Habsburg seyn.“

„Sie sind nicht wohlfeil, guter Bürgermeister . . . und Ihr Antheil an der Arbeit?“

„Ich stelle einen sichern Zwischenträger, stimme meinen Anhang für eine kampflose Uebergabe und überreiche nach leichtem Scheinangriff die Schlüssel der Stadt. Schriftlich gebe ich nichts von mir.“

Der schlaue Bürgermeister hatte den Magnaten überlistet.

Szirmai fühlte das. Ein Gefühl von Scham überkam ihn. Er stützte die erröthende Stirn in die Hand und versank ohne zu antworten in grübelndes Sinnen.

Die Rachepläne dieses wilden, leidenschaftlichen Charakters waren weit und umfassend. Mit dem Verrath Kaschau's öffnete er den Oesterreichern den Weg nach Debreczin und vielleicht zu Kossuth's Vernichtung.

Aber er wollte auch an Miszari und Valeska Rache nehmen.

Er wußte bereits, daß Meszari in Scholczno, dem Gute der Gräfin Valeska, sein Hauptquartier hatte, und daß Valeska dort anwesend sey. Nach der Uebergabe Kaschau's wollte er dem österreichischen Korps, das Meszari gegenüberstand, zu Hülfe kommen, Meszari mit überlegenen Kräften angreifen, ihn vernichten und die Gräfin, es koste was es wolle, in seine Gewalt bringen.

Nachdem er noch einmal die Ausführbarkeit dieses Planes überdacht und die kurze Zeit bis zu seiner Abberufung, die er dem Bürgermeister weislich verschwiegen, wohl in Anschlag gebracht, nahm er den Faden des Gespräches wieder auf.

„Gut,“ sagte er, „ehrlicher Bürgermeister, ich gehe auf Eure Bedingungen ein, und binnen hier und drei Tage werdet Ihr wieder ein guter Oesterreicher seyn!“

Und mit diesen Worten sich erhebend, schloß er eine kleine, kostbar ausgelegte Kassette auf, und zählte 20,000 Gulden halb in gewichtigen Goldrollen, halb in Banknoten, vor dem erstaunten Bürgermeister hin.

Die Augen des habsüchtigen Mannes funkelten beim Anblick des Goldes, während die Nähe des vorgesteckten Zieles ihn zittern und unsicher machte.

Endlich siegte die Geldgier über das letzte Bedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man erzählte in Wien als erfreulichen Beweis der Schnelligkeit der Kommunikation durch den Telegraphen, daß in dem Augenblicke, wo die kaiserliche Familie bei der Anwesenheit Ihrer Majestät der Königin von Preußen auf die Gesundheit des Königs trank, eine telegraphische Depesche von Berlin die Anzeige brachte, daß der preußische Hof einen Toast auf das kaiserliche Haus gebracht habe. (Didaskalia.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 196 9. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Es war große Soirée im Salon unseres Badeortes. Wir finden in der glänzenden Versammlung viele bekannte Gesichter. Montbrillant unterhält sich eben mit einer jungen, sehr schönen Dame, fast möchte ich sagen, mit einem reizenden Kinde, denn Ilda Mollani ist noch Kind, wenn man hiermit den höchsten Ausdruck von Unschuld und Seelenreinheit bezeichnen will; aber sie tritt in ein reiferes Lebensstadium, sobald man sie sprechen hört und einen Blick in diesen klaren und tiefen Geist richten darf.

Montbrillant hat bereits einen so tiefen Blick in diesen Geist und in dieß schöne Herz gethan, daß er dadurch unfähig geworden ist, ihn wieder abzuwenden. — „Diese, oder Keine!“ ruft in ihm das leicht erregte Herz. Da schwebt die junge Frau mit dem lächelnden Auge und der trauernden Seele, über welche wir schon früher Montbrillant seine Selbstbemerkung machen hörten, am Arm ihres alten Mannes vorüber. — Es war wohl ein ganz zufälliger Blick, den sie auf Montbrillant richtete; jeder Unbefangene vermochte nichts von Bedeutung darin zu lesen; — Montbrillant war, als riefe dieser einzige Blick ihm zu: „Diese, oder Keine! so dachtest Du auch einst in Bezug auf mich!“ — Er erröthete unbewußt: Arme Alice! Du hast leider recht! — vergib — ich kann wohl nicht dafür! — Das Menschenherz ist ein unergründliches Element! — seine Wogen schwellen — und senken sich.“ —

Er glaubte sich hiermit zur Ruhe sprechen zu können, — ein kleiner wunder Fleck blieb indeß in der Erinnerung zurück, — er scheute die Berührung desselben und flüchtete Seele und Gedanken aus der getrübten Vergangenheit in die helle Gegenwart, indem er seine Unterhaltung mit Fräulein Mollani belebt fortführte.

Etwas tiefer im Saale erblicken wir in einer bewegten Gruppe die Familie Goldony, Bielar, den General Andrée, Helene L'Afont, Annika. Lydia ist wieder, wie so oft, die belebende Seele dieses erlesenen Zirkels; sie hat heute einen ihrer schönsten Tage an äußerem Liebreiz und glücklichem Humor den bezaubernden Eindruck ihrer Erscheinung hebt noch die vorzügliche Sorgfalt ihrer immer einfachen, immer geschmackvollen Toilette, und ein Kranz von Heliotropen und Pelargonien, der diesen herrlichen Kopf wundervoll kleidet. Sie trägt diesen durch seinen feinen Duft und seine lieblichen hochrothen Blüthen gleich schönen Kranz ihrer Annika zu Ehren; er ist deren Geschenk, Lydia heute zu ihrem Wiegenfeste überreicht; Annika fühlte wohl, daß sie nicht sinniger hätte wählen können: Heliotropen waren Lydia's Lieblingsblumen; sie sagte in Bezug hierauf: „Was im Reiche der Vögel die Nachtigallen, das sind für mich im Reiche der Blumen die Heliotropen. Beide verhüllen unter einem unscheinbaren Aeußern den innern Reichthum! sie blenden nicht das Auge, aber sie gewinnen das Herz und thun wohl durch Klang und Duft! darum, dem bescheidenen Verdienst seine Krone!“ — Und so verflocht Annika denn heute das bescheidene Blümchen mit der strahlenderen Schwester zum Schmuck für Lydia, in Annika's Augen und Herz die Krone der Frauen!

Eben jetzt führt Lydia Annika zum Flügel, und Annika singt auf ihre Bitte das bekannte, liebe, rührende Lied: „Den lieben langen Tag u. s. w.“ Dieß Lied, es gab einst Veranlassung zur näheren, vertrauten Bekanntschaft zwischen Lydia und Annika. Letztere interessirte sich im Stillen schon länger für die liebenswürdige Frau und kannte in ihrer schwärmerischen Seele keinen lieberen Wunsch, als den: O möchte sie dich auch bemerken! möchte sie dich ein wenig lieb haben!“ — Da wurde sie einst in Lydia's Gegenwart zum Singen aufgefordert; das junge Herz bebte; „sie liebt die Musik, — heute wird sie dich bemerken!“ — Von diesem Wunsch, dieser Hoffnung beseelt, sang sie und sang so hinreißend schön, so tief gefühlvoll, legte so ganz ihre volle Seele in das einfach rührende Lied, daß alle Zuhörer tief davon ergriffen wurden; als sie geendet, erblickte sie Lydia, in einen Stuhl gesunken, die Augen mit beiden Händen bedeckt; sie weinte, weinte heiße, selige Thränen tief innerster Rührung; plötzlich erhob sie sich, umarmte in ihrer lebhaften Weise die junge Sängerin: „Sie haben aus meiner Seele und für meine Seele gesungen, ich danke Ihnen!“ rief sie und wer war seliger als Annika! — Lydia hatte sie nicht nur bemerkt, sie wurden von diesem Augenblick Freundinnen; sie musizirten, sangen und sprachen miteinander

Digitized by Google

in der Sprache des lieblichen Süden, dieser Heimath von Lydia's Jugendtagen, bis sie im kalten Norden der Heimath ihres Gatten, auch für ihr Herz die wahre, sonnige Heimath fand. Aber die holden südlichen Töne in Wort und Klang blieben ihr die liebsten. „In der Sprache des Süden hat mir mein Mann den Hof gemacht, darum liebe ich sie so sehr,“ — sagte sie in ihrer lieblich naiven Weise; — und da hier im Bade nicht viele so mit ihr harmonirten, daß sie sich mit ihnen so recht von Herzen hätte aussprechen mögen, wie mit Annika, und da sie dieß so gerne in den weichen Klängen des Südens that, so war Annika's glücklicher Sprachenreichthum für Lydia eine immer neue Quelle des Genusses, und das Seelenband zwischen Beiden wurde nur fester geschürzt. Annika war glücklich und Lydia war es auch, weil sie sich gefunden. Beide gedachten dankbar der nächsten Veranlassung, die sie zusammengeführt, und darum hörte die Eine so gerne „den lieben langen Tag,“ und die Andere sang so gerne das liebliche Lied.

Jetzt eben, an unserm Salonabend, hatte Annika es beendet; Lydia strich ihr liebkosend mit der feinen Hand über die Stirn; dann gingen Beide zu Helenen, deren Aufmerksamkeit und Seele etwas getheilt schien zwischen den Tönen der Kunst, die sie so sehr liebte und dem Interesse, welches sie unabweislich an der Unterhaltung zwischen Montbrillant und Ilda Mollani nehmen mußte. Die Worte dieser Unterhaltung konnte sie freilich wegen der Ferne und Musik nicht fassen, aber es bedurfte dessen für sie auch nicht; — so, eben so, mit diesem Ausdruck lebhafter Seelen- und Herzenserregung, mit dieser gewinnenden Gesichtstiefe, dieser durchleuchtenden, liebenswürdigen Heiterkeit, diesem Wechsel von hellen und dunklen Lebensanschauungen, die jede in sich etwas eigenthümlich Ansprechendes und Rührendes hatten, — so hatte Montbrillant einst auch zu ihr gesprochen, eben in dieser Weise sich gegen sie benommen. — Und Ilda? — nun, sie ist eben noch ein unschuldsvolles Kind mit offenem, unbewachtem Herzen! das eben wird ihr Unglück, — oder auch — ihr Glück seyn! — denn weiß sie ihn dauernd zu fesseln, so — ich zweifle nicht, daß er in einem solchen Falle eine Frau glücklich, sehr glücklich machen kann! sollte indeß auch sie nur als ein Irrstern an seinem Lebenshimmel aufgegangen seyn, dann — arme Ilda! — armes junges Herz!“ —

So ungefähr waren Helenens Gedanken, während ihre Augen auf Montbrillant und Ilda nicht ruhten, aber doch unbewußt öfter zu ihnen zurückkehrten; ihre Gefühle dabei? — sie verschloß sie so tief in sich, daß nur Gott sie kannte und höchstens theilnehmende Freundschaft sie ahnete; wenigstens unterdrückte Lydia den Wünsch, mit welchem sie und Annika sich Helenen nahten und sprach, nach einem traurigen Blick auf Helene, die Bitte um ein Lied nicht aus. —

Einige andere Personen der Gesellschaft aber, völlig uneingeweiht in die kleine, ach und doch so viel umfassende Welt der Herzen, — bestürmten Helenen mit dringenden Bitten um ein Lied und zwar um jenes schöne, tiefgefühlte Lied, welches eine liebenswürdige, unglückliche Frau und Fürstin über dem Grabe ihres früh gestorbenen Glückes dichtete und sang. Dieß Lied, unter dem einfachen Titel „Musik“, war eben damals bekannt geworden, doch der Mehrzahl der hier Versammelten noch fremd, und da die allgemeine Theilnahme für die fürstliche Dichterin und Komponistin desselben sehr rege, ach und sehr natürlich war, so steigerte sich der Wunsch der Einzelnen bald zu einem der gesammten Gesellschaft, und von allen Seiten drang man bittend in Helene, sie möge durch den Vortrag dieses Liedes Alle zum Danke verpflichten.

Helene kannte und liebte diesen warmen Seelenerguß ihrer fürstlichen Namensschwester; sie sang ihn wunderschön! ihre eigene Seele verschmolz dabei mit den Worten und Tönen der unglücklichen Frau, deren tragisches Schicksal aufs Neue beweist: „daß Kronen nicht vor Thränen schützen!“ aber sie hatte dieß Lied bisher nur gesungen, wenn sie mit ihren Gefühlen allein war; — jetzt sollte sie es vor Fremden, sie sollte es vor Montbrillant singen! — Sie rang vergeblich nach einem Vorwande, der ihre Weigerung schicklich entschuldigen könnte; fand aber keinen; und die stürmischen Bitten der Gesellschaft ließen ihr keine Wahl; — endlich aber hat das gebrochene Herz auch seinen Stolz und zeigt sich gerne stark. Helene wollte stärker scheinen, als sie war, sie sang, und lautlose Stille verbreitete sich durch die weiten, eben noch so belebten Räume.

Helenens Lied.

Wer einsam steht im bunten Lebenskreise,
Und was das Leben theuer macht verlor,
Wie bebt sein Herz, trifft eine liebe Weise
Aus ferner Jugendzeit sein lauschend Ohr.
Willkomm'ne Töne! Eures Hauches Fächeln
Weckt eine schlummernde Gedankenwelt! —
Verweinte Augen lernen wieder lächeln,
Die düstre Stirn wird plötzlich aufgehellt. —
Der Zephir, der in reichen Blüthendüften
Des Orients sich hin- und hergewiegt,
Verbreitet Balsamhauch noch in den Lüften,
Wenn schon die Blume welk am Boden liegt.
So lebt, ist auch der Traum des Glücks verschwunden,
Erinnerung im Hauche der Musik! —
Ein kleines Lied aus jenen besseren Stunden
Bringt uns die alte Seligkeit zurück.
Musik, du Mächtige! vor dir verschwindet
Der armen Sprache ausdrucksvollstes Wort.
Warum auch sagen, was das Herz empfindet?
Tönt doch in dir die ganze Seele fort! —
Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe durch Beredsamkeit —
Musik allein hat nie ein Herz betrogen
Und viele tausend Herzen hocherfreut.

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

„Wohlan," sagte er flüsternd, während er die Goldrollen, sie vorsichtig nochmals überzählend, in seine Tasche schob, „ich bin der Eure und werde meine Vorbereitungen schnell treffen Wann soll die sichere Person, die ich zu stellen versprach, zu Euren Diensten seyn?"

„Ich werde meinem alten Freunde Schlick sofort die nöthigen Mittheilungen machen!"

„Sofort? Es ist fast Ein Uhr in der Nacht!"

Der Graf stampfte ungeduldig mit dem Fuße. „Gut beritten, kann der Bote gegen acht Uhr Morgens zurück seyn! Lassen Sie ihn sogleich abgehen!"

„Wenn Sie sofort schreiben, nehme ich die Briefe gleich selbst mit, um sie ihm persönlich zu übergeben ... wir ersparen damit jedenfalls Zeit."

Des Grafen scharfes Auge ruhte durchdringend auf dem Gesicht des verrätherischen Stadthauptes.

„Sie mißtrauen mir, Graf?"

„Nein. Aber meine Briefe in ihre Hand . . ."

„Ich denke, Herr Kommandant," antwortete mit ironischem Lächeln der Bürgermeister, „der von mir gestellte Bote könnte sie mir ebenfalls ausliefern. Leute unseres Schlages, Herr Graf, dürfen einander nicht mißtrauen!"

„Ich möchte den Boten doch zuvor sehen und ihm selbst die nöthigen Instruktionen geben."

„Wies beliebt!"

Der Bürgermeister schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Warten Sie, Claudi, es ist doch am Besten, Sie nehmen die Briefe selbst mit!" rief der Kommandant sich besinnend, und begann eifrig nieder zu schreiben, was längst im Voraus bedacht und überlegt worden war.

Als das Gespräch verstummt war, erhob sich Snaida.

Ein triumphirendes Lächeln zog über ihr schönes Gesicht.

„Endlich!" flüsterte sie, und aus ihrem Busen ein kleines Beutelchen ziehend, nahm sie einen Pergamentstreifen und einen kleinen Bleistift daraus hervor, zeichnete hastig und geläufig Reihe um Reihe nur den Auserwählten ihres Stammes bekannte Charaktere darauf, rollte es zusammen und öffnete leise und vorsichtig das Fenster.

Ein schriller Eulenruf, so natürlich, daß eine Bewohnerin der Kuppel des Stadthausthurmes ihn instinktmäßig beantwortete, unterbrach die tiefe Stille der Nacht.

Eine dunkle Gestalt erschien unter dem Fenster Snaida's, empfing die hinabgeworfene Rolle und verschwand lautlos, wie sie gekommen.

Ein dichter Nebel lag auf der weiten Horiobagyer Pußta. Der Wind pfiff unbehaglich durch die einzelnen lautlosen Büsche, die Vögel der Haide erhoben sich von ihren nächtlichen Ruhestätten und begrüßten den Morgen durch ihr schrilles Geschrei.

Am Eingang einer niederen Schonung von Birken und jungen Erlen, dem einzigen Gebüsch, welches die Einförmigkeit der endlosen Steppe unterbrach, hielt in dieser frühen, dämmernden Morgenstunde ein Reiter auf einem kräftigen, wohlgenährten Rosse und untersuchte, bevor er sich dem verrätherischen Gehölz anvertraute, mit ängstlicher Vorsicht die Ladung seiner beiden Sattelpistolen, während er den gewichtigen Fakosch aus der Scheide zog und für alle Fälle am Handgelenk seiner Rechten herabhängen ließ. Dann griff er noch einmal in die Satteltaschen, zog eine ziemlich umfangreiche Korbflasche hervor und ließ deren wärmenden Inhalt langsam seine Kehle hinabgleiten.

„Das war ein tüchtiger Ritt," sagte er leise vor sich hin und klopfte den Hals des sichtbar ermüdeten Thieres. „Wollte, könnte Dir auch ein Glas Wein in die Kehle hinabgießen, armer Hans, sind Beide dergleichen Parforcetouren nicht mehr gewohnt. Ha, ha! guter Herr Graf, werde kein Narr seyn und mich einem Dritten in die Hand geben, . . . für 20,000 Gulden kann selbst der Bürgermeister von Kaschau schon einmal einen Botenritt machen . . . Wollt', hätte die verfluchte Schonung schon hinter mir... 's ist mir, als sollt ich in die Hölle reiten . . . ah, pah! will mich nicht fürchten . . . bin so manche Nacht durch die Steppen galoppirt . . . Horch? . . ."

Ein breiter, schlüpferiger Rasenweg führte durch die Schonung.

Der ehrliche Bürgermeister war nur erst wenige Minuten im kurzen Galopp auf diesem unheimlichen Wege geritten, als er deutlich auf beiden Seiten Hufschlag rasch heransprengender Rosse vernahm, und wirklich sah er wenige Sekunden später, mit pochendem Herzen zwei Reiter auf einem, die Schonung durchschneidenden Kreuzwege mit Windesschnelle herangeflogen kommen.

Ein heftiges Zittern durchschauerte ihn, als er sein Pferd zum raschesten Laufe trieb. Es war ein treffliches Thier, von guter ungarischer Zucht, aber es hatte bereits viele Meilen auf dem schlüpfrigen weichen Boden durchlaufen, und die Elastizität seiner Sprunggelenke wurde von Sekunde zu Sekunde geringer, während die Reiter, welche jetzt in den breiten Hauptweg eingelenkt hatten, ihm mit wachsender Eile näher kamen.

Mit Todesangst stieß er dem schnaufenden Thiere die scharfen Sporen in die Flanken, es raffte noch ein-

mal seine letzten Kräfte zusammen, als auch schon die Verfolger mit gewaltigen Sprüngen an seiner Seite waren; er hörte den Lasso pfeifen, er fühlte, wie die Schlinge um seine Schultern fiel, und lag in der nächsten Sekunde bewußtlos am Boden.

Als er wieder zur Besinnung kam und seine Verfolger, die mit gewandter Hast seine Taschen durchsuchten, näher in Augenschein nahm, wurde sein Muth von Neuem belebt.

Es waren Zigeuner, und er kannte die braune Raçe gut genug, um nicht für sein Leben zu fürchten.

„Wo kommst Du her?“ fragte der Eine nach einer scheinbar fruchtlosen Untersuchung.

„Laß mich machen, Eli!“ sagte der Andere, ohne dem Bürgermeister Zeit zur Antwort zu geben. „Das ist ein pfiffiger Hallunke. Du kennst ihn nicht, aber ich kenne ihn wohl, er hat mich mehr als ein Mal durchpeitschen und ins Hundeloch stecken lassen . . . es ist der Bürgermeister von Kaschau in eigener Person.“

Bei diesen Worten des Zigeuners sank die Hoffnung des Bürgermeisters wieder auf den Gefrierpunkt hinab.

„Wo hast Du den Brief, den Du vom kaiserlichen General für unseren sauberen Kommandanten Szirmai empfangen?“

„Ich habe keinen Brief — ich weiß von keinem General — ich — ich . . .“

„Bind' ihm die Hände.“

Im Nu waren die Hände des Unglücklichen festgebunden.

Nachdem der Zigeuner, der die Rolle des Inquisitors übernommen, das Halstuch des Opfers entblößt, zog er sein langes Messer und begann damit an der Kehle des Bürgermeisters hinzustreichen, daß das Blut in hellen Tropfen hervorquoll.

„Schenkt mir das Leben und ich will Euch reich machen.“

„Den Brief, guter Herr!“

„Ich habe keinen Brief!“ antwortete hartnäckige der Bürgermeister.

„Gib mir das Feuerzeug, Eli, und knöpfe ihm die Weste auf.“

Der Gefährte gehorchte.

Der Inquisitor zündete ein gewaltiges Stück Schwamm an, legte es brennend auf die nackte Brust des Gefangenen und, die Gelegenheit zum Anzünden seiner kurzen Pfeife benutzend, erwartete er ruhig schmauchend dessen Geständniß.

Fast eine Minute hatte der Bürgermeister diese höllische Qual ertragen, ohne zu sprechen. Als aber jetzt der Zigeuner mit dem Stiel seines Messers den brennenden Schwamm fester auf die Brust niederdrückte, vermochte er nicht länger zu widerstehen.

„Unter der rechten Klappe meines Sattels ist eine Tasche . . . aber nehmt mir das Feuer von der Brust!“

Eli untersuchte den Sattel und überreichte seinem Gefährten in ein Wachsleinwand gewickeltes Packet.

„Jetzt ists gut!“ sagte dieser nach einer sorgfältigen Prüfung, und entfernte den Schwamm.

Eine kurze Unterhaltung folgt jetzt unter den beiden Zigeunern.

Der Bürgermeister lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, er ahnte, daß es sich um sein Leben handle, aber die Unterhaltung wurde in der Zigeunersprache geführt, die er nicht verstand.

„Es ist so wie so,“ sagte der Zigeuner, der die Hauptrolle spielte. „Er ist ein elender Verräther, er hat die Armuth stets mit Füßen getreten . . . es würde gefährlich seyn, uns mit ihm zu schleppen, und da er einmal sterben muß, so denke ich, es wird am Besten seyn, ihn ohne weitere Umstände sofort in die Hölle zu schicken. Nimm die Knotenschlinge von meinem Rappen und beeile Dich!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Korrespondenz der Berliner Konstitutionellen Zeitung aus Köln erzählt von der dortigen Anwesenheit des Prinzen von Preußen (am 12.) unter Anderm: Zum Empfange des hohen Gastes hatte sich auch der Präsident der Kölnischen Dampf-Schifffahrts-Gesellschaft am Bahnhof eingefunden. Der Prinz erscheint, und der Präsident beginnt seine Rede, die von Loyalität und der durch Besiegung der Revolution wiedergekehrten glücklichen Zeit überfließt. Plötzlich unterbricht der Prinz den glücklichen Redner mit der Frage: „Aber, Herr Präsident, was macht denn mein Pathe?“ (Die Kölnische Dampf-Schifffahrts-Gesellschaft hatte sich früher bekanntlich die Erlaubniß erbeten, eines ihrer Schiffe Prinz von Preußen taufen zu dürfen, und hatte dann, als im März 1848 der Prinz nach England reiste, nichts Eiligeres zu thun, als diese Inschrift auf dem Radkasten zu übertünchen und das Schiff „Germania“ zu taufen!) Der arme Präsident fing an, einige klägliche Entschuldigungen zu stammeln von aufgeregten Zeiten, Angst und Noth, — bis ihn der Prinz lachend mit den Worten unterbrach: „Nun, geben Sie sich zufrieden; ich hoffe, daß der Name durch Thaten wieder zu Ehren gekommen, und daß man sich desselben nicht zu schämen braucht!“ (Karlsr. Z.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 197 11. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Helene schwieg; todtenblaß, aber ruhig erhob sie sich. Lydia drückte innig ihre Hand. — Die lautlose Stille im Saal währte noch einige Minuten fort, gleichsam als wehe der feierliche Nachhall der verklungenen Töne durch alle fühlenden Herzen; dann verbreitete sich ein Geschwirr von Beifall, Dank, Entzücken, das fast betäubend auf Helene einwirkte.

General Andrée hatte sie schon lange und nun besonders während des Gesanges unbemerkt beobachtet. „Die gehört auch nicht zu den Glücklichen dieser Erde! — und so kann nur ein gebrochenes und dennoch starkes Herz singen!“ Dieß etwa waren die Resultate seiner Forschungen; mit der Sympathie des Unglücks für das Unglück näherte er sich ihr und das ehrwürdige weiße Haupt sanft zu ihr niederbeugend, sagte er: „Ich vor Allen, mein theures Fräulein! habe Ihnen meinen Dank zu sagen für das schöne Lied! es rief Erinnerungen in mir wach, freilich wehmuthsvolle, aber dennoch Erinnerungen an mein liebes, armes Vaterland! — an jene Zeit, wo mein Frankreich noch nicht, wie eben jetzt, unter dem unseligen Kampf der Parteiungen zu leiden hatte; wo ein Fürst auf seinem Throne saß, der wenigstens den besten und redlichsten Wille hatte, sein Volk zu beglücken, wo in den edlen Söhnen des Fürstenhauses schöne Hoffnungen für die Zukunft des Landes erblühten. In jener Zeit sah' ich zuweilen die erhabene Verfasserin des eben von Ihnen gesungenen Liedes; sie war damals strahlend von Glück, ein Engel an Liebe und Güte! — das Glück schied treulos von Der, die es so würdig trug; aber das Unglück konnte das Engelhafte ihres Naturels nicht mindern, es steigerte sich eher unter dem Einfluß der Schmerzen. — Das Unglück ist der erste Prüfstein der Seele! meine theure Fürstin hat sich auf ihm bewährt, früher — und jetzt neuerdings! — und was auch dazwischen liegt, was auch geschehen, was auch Einzelne gegen sie verschuldet, wie viel ihr edles, weiches Herz zu leiden gehabt unter dem Einfluß der Undankbarkeit, — die Besseren meiner Landsleute — und ich rechne zu diesen mit Stolz die große Mehrzahl des großen Frankreichs, — werden nie, nie vergessen, was Helene von Orleans ihnen war! und ihr Andenken wird ein geliebtes und gesegnetes bleiben bis in die fernste Zukunft!“

„O Herr General!“ erwiederte Helene bewegt: „könnten Sie der Fürstin diesen Trost als innige Ueberzeugung mitgeben für ihre künftigen Tage, es möchte dadurch das unausbleibliche Dunkel ihrer Erinnerungen doch zuweilen etwas heller werden; denn es muß schön und tröstlich seyn, sich da geliebt zu wissen, wo man diese Liebe so wohl erworben! und nicht da über Undankbarkeit und Verkennung klagen zu dürfen, wo man so gerne richtig erkannt und verstanden seyn möchte. — Aber selbst ohne diesen Trost würde die, auch mir theure Fürstin nie ganz unglücklich werden können: bleiben ihr doch ihre lieblichen Kinder, neben vielen trüben Erinnerungen auch viele sonnenhelle, — der Reichthum ihrer inneren Welt und die Liebe für die göttliche Kunst, die schon allein ein Herz und Leben auszufüllen vermöchte!“

Helene hob diese letzteren Worte etwas hervor und sprach sie überall mit einer Kraft der Ueberzeugung, die doch bei weitem mehr der weibliche Stolz, als das weibliche Herz ihr gab.

Montbrillant, mit dem außerordentlich schnellen und lebhaften Wechsel augenblicklicher Empfindungen, mit der wenigen Selbstbeherrschung, die ihm eigen, war von Helenens Lied, von der Art und Weise, in der sie es vortrug, endlich von dem Zauber, den sie und ihre so unbeschreiblich melodische Stimme ihm unbewußt noch immer über seine Seele übte, so ergriffen, daß er darüber selbst Ilda's Nähe, über welcher er noch vor wenig Minuten die ganze Welt vergaß, nicht beachtete und sich noch fast zu flüchtiger Verabschiedung von Ilda entfernte, um sich allmälig, mit zerstreuter Ansprache an diesen und jenen Bekannten, in Helenens Nähe zu bringen.

Ilda sah ihm, mehr verwundert über diesen plötzlichen Wechsel seines Benehmens gegen sie, als eben traurig darüber, nach; ein leichter Anflug sinnigen Ernstes schwebte über dem kindlichen, rosigen Gesicht und der klaren Stirn, doch nur momentan; dann beantwortete sie vollkommen ruhig, in der unbefangenen Weise, die ihr natürlich war, die Ansprache ihrer Mutter und blieb heiter, wie immer.

Helene indeß bemerkte sehr wohl Montbrillant's

Annäherung; aber sie kannte ihn zu gut, um auf diese Aufwallung des Gefühls irgend welche Hoffnung für ihr Herz zu bauen; — sie wollte, daß er ihre letzten, an den General gerichteten Worte hörte und er hörte sie wirklich. Unmuthig wendete er sich ab und zu Lydia.

„Geben sie auch hierin Fräulein L'Afont Recht? gnädige Frau!“ fragte er, sich mehr und mehr mit Lydia von Helenen entfernend.

„Daß sie so sprach, wollen Sie und ich ihr verzeihen, mein lieber, junger Freund! — daß sie nicht so fühlt, weiß ich — und Sie — sollten es wenigstens wissen.“

„Aber womit wollen Sie es rechtfertigen, daß Helene mich absichtlich in dieser Beziehung über ihre Ansichten zu täuschen bemüht ist?“

„Haben Sie ein Recht, ja, verdienen Sie es wohl, daß sie Ihnen ein Herz offen darlegt, welches Sie nicht zu würdigen verstehen? — würde sich eine solche Darlegung in Zusammenstellung mit Ihrem derzeitigen Benehmen wohl mit Ihren, sonst so richtigen Begriffen von Frauenwürde vereinen lassen?“ erwiederte Lydia, nicht ohne sanften Vorwurf in Ton und Blick.

„O Sie haben Recht! — leider Recht! — an mir liegt alle Schuld! und doch — auch wieder nicht! — ich bin nun einmal so geschaffen, ein Spielball meiner wechselnden Gefühle! — mein Herz gleicht einem Nachen, der steuerlos umhertreibt auf den Wogen des Lebensmeeres! — wo er Anker werfen wird? — Gott allein weiß es!“

„Mein lieber, junger Freund! wir müssen es uns nicht so bequem machen, uns nicht so leicht durch mögliche Trugschlüsse mit uns selbst abzufinden suchen! — der Schöpfer gab uns neben dem empfänglichen Herzen auch eine starke Willenskraft, — sollten wir vermöge dieser das Steuer unseres Lebensschiffes nicht mit fester Hand zu lenken vermögen? — so viel dieß überall in menschlicher Macht steht.

„O Lydia, Sie haben wieder Recht! — aber Sie machen mich dadurch nur unzufriedener mit mir selbst, — glücklicher — nicht!“

„Wäre es nicht wenigstens eines ernsten Versuches werth? — lieber Montbrillant, machen Sie sich vor Allem klar, was Sie eigentlich wollen und wünschen?“ —

„Ja, wenn ich das vermöchte! — das ist eben mein Unglück: was ich heute möchte, möchte ich morgen vielleicht nicht! und übermorgen möchte ich es wieder!“

„Sie übertreiben, mein Freund! aber ist es wirklich so, oder ähnlich, so sind Sie noch lange nicht würdig, zu Hymens heiliger Fahne zu schwören!“ schloß Lydia, in den scherzenden Ton eingehend, welchen Montbrillant in seine letzte Worte gelegt.

„Ich verehre in Demuth die Weisheit meiner Gebieterin, die mir dieß harte Strafdekret zuerkannt!“ — Und ehe Lydia antworten konnte, war er zum Saal hinaus.

General Andrée sprach noch mit Helene; von der Herzogin von Orleans kam er wieder auf sein Vaterland; von dem Schicksal der Staaten endlich auf sein eigenes und die traurige Geschichte seines Lebens. Und was er hier und früher und später bei verschiedenen Veranlassungen darüber mitgetheilt, eben so, was ich aus anderen Quellen davon weiß, wollen wir zusammenfassen und ihm einen eigenen Abschnitt weihen, unter dem Titel:

Geschichte des General Andrée.

Auch er gehörte einst zu den Glücklichen dieser Erde, insofern das Glück durch den Besitz der besten und liebenswerthesten der Frauen, zweier Kinder wie Engel, reicher äußerer Glücksgüter und die Fähigkeit, das Leben froh zu genießen, bedingt wird. Zu den Unglücklichen gehörte er in sofern, als politische Verhältnisse ihn zwangen, sein Vaterland zu verlassen und wer sein Vaterland liebt, wie General Andrée es liebte, der wird fern von demselben, ewig etwas vermissen, wie günstig sein Schicksal außerdem sich auch gestalten möge. Das des Herrn von Andrée blieb indeß, diesen einen Schmerz abgerechnet, immer noch so freundlich und hell, daß er sich der Sünde gefürchtet haben würde, sich zu beklagen. Endlich ist ja auch die Erde überall des Herrn und seine Welt überall schön, wenn man nur das Seelenauge dafür hat; und scheint eben diesem die Sonne nie und nirgend klarer, wärmer, als über dem eigenen Vaterlande, sie scheint doch überall! ein mehr, oder minder des Schönen muß man hinnehmen, wie es der Himmel fügt.

So dachten General Andrée und seine Gattin damals, als sie aus dem Vaterlande flüchten mußten; in diesem Sinne lebten sie während einiger Zeit bald hier, bald dort, bis sie in die Nähe unseres Badeortes kamen und sich in den ihn umgebenden Bergen ein dauerndes Asyl zu gründen hofften.

Nicht der Zufall hatte sie hierher geführt. Die Schwester der Frau von Andrée war mit ihrem Gatten unlängst aus dem fernen Frankreich nach der großen Handelsstadt gekommen, die nur eine Meile von unserm Badeort liegt und wohin denselben Geschäftsverhältnisse riefen. Die junge Frau war nicht glücklich; — die Wahl ihres Gatten war ein großer Herzensirrthum gewesen, den sie nur zu bald erkannte und beklagte; die Zeit einer wohlthuenden Täuschung war leider eine sehr kurze! die vielen glänzenden Eigenschaften ihres Gatten konnten ihr weder den Mangel der einen, die für sie unerläßliche Bedingung zu häuslichem Glück war, verbergen, noch sie darüber zu trösten: ihr Gatte hatte kein Herz! Je tiefer die junge getäuschte Frau diesen schmerzlichen Mangel empfand, um so lebhafter wurde ihre Sehnsucht nach dem einzigen Herzen, das ihr von allen, die die Natur ihr einst nahe gestellt, geblieben,

nach dem ihrer Schwester! — Sie bat flehentlich und in Folge dieser Bitten siedelte der General Andrée mit den Seinen sich in ihrer Nähe an.

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Fortsetzung.)

Auf dem kalten, feuchten Rasen saß aufgerichtet der gefesselte Bürgermeister. Sein Gesicht war aschgrau, seine Lippen waren blau geworden, seine Zähne schlugen klappernd an einander. Er fühlte nicht die eisige Kälte, die seine Glieder erstarrte, er fühlt nicht die Schmerzen der Brandwunden an seiner Brust, er hatte nur noch einen einzigen Gedanken, und dieser eine Gedanke war . . . leben, leben, unter welcher Bedingung es auch sey. . . .

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit . . . laßt mich nicht sterben an diesem furchtbaren Orte . . . führt mich mit Euch, bindet mich fest auf den Rücken meines Pferdes . . . ich will Euch reich machen, ich gebe Euch 20,000 Gulden . . . hört Ihr . . . 20,000 Gulden . . .“

„Hast Du jemals Mitleid gegen uns gezeigt? Bist Du nicht ein Verräther an Deinem eigenen Vaterlande? Du mußt sterben, bete Dein letztes Gebet!“

„Reicht mir die Flasche aus meinem Sattelholster . . . meine Zunge brennt . . . ich kann nicht beten . . . Barmherzigkeit . . . ich will noch nicht sterben . . . ich will nicht!“

Der Zigeuner holte die Flasche. Der unglückliche Bürgermeister wollte seine Hand darnach ausstrecken, aber seine Hände waren gebunden.

Der Zigeuner beugte sich nieder, um ihn trinken zu lassen. Aber bevor er noch die Flasche an die blauen zitternden Lippen des Opfers gebracht, warf ihm der Andere die Schlinge um den Hals — stemmte den Fuß zwischen seine Schultern — ein kurzes Röcheln — und der Bürgermeister, der noch gestern sein Vaterland aus schnöder Geldgier verrieth, lag todt unter den blattlosen Gesträuchen der Steppe, während seine Mörder in gestrecktem Galopp, das erbeutete Pferd an der Hand, über den feuchten Grund der Steppe dahinsprengten.

6.

In einem alten verfallenen Jagohause, das etwa eine Meile südlich von der Stadt in einem dichten Gehölz am Abhange eines Hügels verborgen lag, hatten sechs bis acht Stammverwandte der schönen Snaida ihr Lager aufgeschlagen.

Sie standen sämmtlich im besondern Dienste des Diktators, der die unermüdlichsten Boten, die gewandtesten Späher und treuesten Unterhändler an ihnen hatte. Untaglich zum regelmäßigen Dienst, erfüllten sie auf diese Weise ihre Pflicht gegen ein Vaterland, das sie, trotz vielfältiger Bedrückungen, durch die Macht der Gewohnheit und die Anziehungskraft seiner weiten wilden Steppen liebgewonnen.

Um ein gewaltiges Feuer, das lustig im alten verfallenen Kamin prasselte, saßen sie rauchend umher. Aber ihre gewöhnliche quecksilberne Heiterkeit wurde dießmal durch den Ernst einer gespannten Erwartung gemäßigt. Die furchtbare Zeit hatte ihre eiserne Hand selbst auf die herzlosen Kinder der Wüste gelegt.

„Die Rose der Steppe bleibt lange aus,“ sagte der Eine der beiden Bursche, der am Morgen die Expedition gegen den Bürgermeister geleistet. „Sind die Pferde gesattelt, Eli? Gib ihnen den ganzen Hafer, der noch in unsern Beuteln ist . . . sie werden noch manchen Sprung über die Haide machen, bevor sie . . .“

Der schrille Ruf eines Kibitz unterbrach den Sprechenden.

„Das ist sie! Auf, Bursche, die Königin zu empfangen!“

Und mit dem Anstande einer Königin trat Snaida durch die zerbrochene Thür des verfallenen Gemaches. Ihre Wange war von der Anstrengung des raschen Gehens leicht geröthet, während ihr schönes Auge von innerer Aufregung strahlte.

Die Bande hatte sich bei ihrem Eintritt erhoben.

„Was befiehlt unsere Königin?“ fragte unterwürfig der Anführer, indem er ihr mit gesenktem Haupte entgegentrat und ehrfurchtvoll den Saum ihres Kleides mit seinen Lippen berührte.

„Hört!“ sagte sie nach einer kurzen Pause, um ihren fliegenden Athem sich beruhigen zu lassen, in den weichen Lauten der Sprache ihres Stammes: „Besteiget Eure Rosse und reitet einzeln durch verschiedene Thore in die Stadt. Und wenn der Sturm sich erhebt, wenn die Menge den Verräther umringt, dann stürzt Euch auf ihn und bringt ihn lebendig hierher. Bei den Gebeinen meiner Mutter habe ich geschworen, daß mein Dolch sich im Blute des Mörders meiner Schwester baden soll.“

Und mit diesen Worten leicht ihr Haupt zum Gruße neigend, verschwand sie in einem kleinen Nebengemach, das zu ihrem besondern Gebrauche eingerichtet war, um sich durch einen kurzen Schlummer für die Anstrengungen der vergangenen Nächte zu stärken.

. . . . . .

Snaida hatte vom Präsidenten die Weisung empfangen, sich vorkommenden Falles an den Oberst Polocki, als den höchsten Offizier im Kommando nach dem Grafen Szirmai, zu wenden, auf dessen Umsicht und Treue er sich vollkommen verlassen konnte.

Die Dislokation der Truppen, welche Szirmai am Morgen anbefohlen, hatte den Obersten, der die Hon-

veds kommandirte, schon frühzeitig aus der Stadt entfernt.

Als Snaida den Brief des kaiserlichen Generals aus der Hand des Anführers ihrer Bande erhalten, war sie deßhalb genöthigt gewesen, den Oberst Potocki außerhalb der Stadt auf dem Lagerplatze seiner Honveds aufzusuchen.

So waren mehrere Stunden vergangen, und der Oberst, der durch den Inhalt des Briefes sich genöthigt sah, die bereits getroffenen Dispositionen sofort zu ändern, konnte, da Snaida auf einem nähern und direkterem Wege nach dem Jagdhause geeilt war, nicht wohl vor Ankunft der Zigeuner in der Stadt seyn.

Der Brief des österreichischen Generals enthielt außer den Verabredungen über die Einnahme Kaschau's noch die Nachricht, daß der General Schlick unter den angegebenen Umständen es für besser erachtet, die Position Meszari's bei Scholczno sofort mit überlegener Truppenmacht anzugreifen, um das ganze ungarische Armeekorps in dieser Gegend mit einem Schlage zu vernichten.

Snaida hatte dem Obersten versprochen, eine Abtheilung Honveds in der heutigen Nacht auf dem kürzesten Wege zur Unterstützung Meszari's nach Scholczno zu führen.

. . . . . .

Von der peinlichsten Unruhe gequält, jede Minute zählend, ging inzwischen der Graf Szirmai in seinem Zimmer auf und ab.

Schon begann es zu dunkeln.

Das geheimnißvolle Verschwinden des Bürgermeisters, das Ausbleiben des Boten erfüllte seine eiserne Seele mit einem Entsetzen, das ihr bisher fremd gewesen war.

Die ganzen Sünden der Vergangenheit, die unglücklichen Opfer seiner Leidenschaft und Grausamkeit standen gegen ihn auf und gingen drohend an seinem Gedächtniß vorüber.

„Pah!“ sagte er endlich, sich ermannend, „man hat mir prophezeit, daß ich einst von der Hand eines Weibes sterben würde . . . dieser Katastrophe werde ich also im schlimmsten Falle entgehen . . . nur wer den Kopf verliert, ist verloren!

In diesem Augenblicke meldete der eintretende Adjutant, daß die heute Morgen anbefohlenen Positionen der Truppen, soeben verlassen und abgeändert würden, er wisse nicht, auf wessen Anordnung.

„Wer wagte, meinen Befehlen entgegen zu handeln?“ herrschte ihn Szirmai an.

Der Adjutant, in demselben Augenblicke eine ungewöhnliche Bewegung auf der Straße vernehmend, deutete schweigend mit der Hand nach dem vor ihnen liegenden Marktplatz.

Eine furchtbare Ahnung durchschauerte alsbald den Grafen, als er Bürger und Soldaten in buntem Gewirr sich aus den Mündungen der Straßen auf den Markt stürzen sah.

Die Kunde des Verraths war bereits ins Volk gedrungen.

Mit einem kräftigen Entschlusse griff der Graf nach seinem Schwerte, warf den Czako auf's Haupt und verließ eiligst das Zimmer.

Vor dem Stadthause stand bereits ein gesatteltes Pferd und eine Eskorte ergebener Honveds für ihn bereit. Er hoffte sich unter dem Schutze der hereinbrechenden Nacht kühn durch die Menge zu schlagen, das freie Feld zu gewinnen und so noch die österreichischen Vorposten zu erreichen.

Aber bevor er noch im Stande war, das Pferd zu erreichen, sah er sich von dem heandrängenden Volke umringt und unter furchtbaren Flüchen und Verwünschungen mit fortgerissen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Oldenburg, 19. Nov. Aus Iver schreibt man: Am 13. Nov., Morgens 4 Uhr, wurde hier ein auffälliges Meteor gesehen. Der Himmel war sternhell und klar, Nebel war nicht da. Wie von einem Blitze wurde plötzlich die Umgebung so erhellt, daß man fast alle Gegenstände erkennen konnte, und man erblickte in Osten des Himmels ein hellleuchtendes Meteor, welches sich allmälig nach Norden zog. Es bestand aus einer hellen Kugel und einem mehrere Ellen lang erscheinenden Schweife von geringerer Helle, durch welchen die Sterne sichtbar waren. Als das Meteor zuletzt sichtbar war, war der Schweif gebogen und die Kugel wahrscheinlich nicht mehr zu sehen. Das Auffallendste ist die lange Dauer der Sichtbarkeit man schätzt sie auf mindestens eine Viertelstunde. Ein Geräusch beim Verschwinden der Erscheinung hat man nicht wahrgenommen. — Wahrscheinlich gehört dieselbe zu den „Feuerkugeln“, welche von den neuen Naturforschern mit den Aerolithen und den „Sternschnuppen“ in Verbindung gebracht werden. Dieß wird durch das Datum, an welchem sie gesehen wurde, bestätigt. Für die periodischen Sternschnuppen- und Aerolithenströmungen sind: 10. August und 12. bis 14. November bekanntlich die Haupttage.

Den großen Treffer der am 16. v. M. stattgehabten Ziehung des Kasimir Esterhazy'schen Anlehens mit 30,000 fl. K.-M. hat ein Schuhmacher in Pesth, Vater von zehn Kindern, gewonnen.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 198 13. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Die Schwester der Frau von Andrée war nun viel im Hause derselben; der Schwager selten; — er hatte keine Sympathien für das Familienleben und Niemand hatte Sympathien für ihn; es waren nur die lockeren Bande konventioneller Höflichkeit, die dieß verwandtschaftliche Verhältniß zusammenhielten. Die beiden Schwäger stießen einander ab, wie Süd- und Nordpol; ihre Charaktere waren zu verschieden; der General war die Offenheit und Biederkeit selbst, sein Schwager Steinau zeichnete sich durch den strikten Gegensatz dieser Eigenschaften aus; — so sahen sie einander also nur, wenn es eben seyn mußte und dieß war zur Erleichterung für Beide, selten.

Ein Jahr etwa ging darüber hin; da riefen Nachrichten von politischer und gleichzeitig von Familienwichtigkeit den General Andrée nach Frankreich zurück; hoffend, die Gefahr, welche seine persönliche Sicherheit dort einst bedroht und seine Flucht veranlaßt, werde nun im Laufe der Zeit und durch den Wechsel der Verhältnisse beseitigt seyn, — entschloß er sich zur Reise in die Heimath; ließ jedoch vorläufig Gattin und Kinder in ihrem geschützten Asyl, unter der Obhut ihrer Verwandten zurück. Wohl drang die Erstere bittend in ihren Gemahl, ihn auf dieser Reise begleiten zu dürfen, ach, ihre Seele war erfüllt von bangen Ahnungen und Befürchtungen! — er tröstete sie liebevoll beruhigend, machte sie aufmerksam auf das Unzweckmäßige, ja Hinderliche ihrer Begleitung auf dieser Eilreise, versprach baldige Heimkehr und reiste unter Gebet und Thränen seiner trauernden Gattin ab.

Indeß verging der zu seiner Rückkehr bestimmte Zeitpunkt; ihm folgte mancher bange Tag; der General kam nicht, seine Briefe waren schon lange ausgeblieben; endlich brachte ihr Schwager Steinau der bekümmerten Frau die durch seine Agenten in Frankreich eingezogene Nachricht, daß der General Andrée, bezüglich früher über ihn verhängt gewesener Verhältnisse, sich in gefänglicher Haft befinde; und wenn es auch unzweifelhaft sey, daß sich endlich Alles günstig für ihn aufklären müsse, so dürfte unter den obwaltenden schwierigen Zeitverhältnissen doch längere Zeit bis zur Wiedererlangung seiner Freiheit hingehen.

Dieß war entscheidend für das Herz und die stets durch dasselbe bedingte Handlungsweise der treuen Frau, die nächst Gott, ihren Gemahl über Alles liebte; sie übergab ihre Kinder, ein Mädchen von etwa drei Jahren und einen um ein Jahr jüngeren Knaben, deren zarte Jugend jedenfalls die Eile ihrer Reise behindert haben würde, dem Herzen und der Sorge ihrer Schwester und eilte zu ihrem Gatten, um, wie das Glück, so nun auch das Leid mit zu theilen. Wohl stand ihr die Hoffnung auf seine baldige Befreiung und die ihr folgende Rückkehr mit ihm zu ihren Kindern, ihrer einzigen Schwester, tröstend zur Seite und milderte den Schmerz der Trennung; aber die Gemüthserregungen der letzten Zeit, dann die unausgesetzte Eilreise nach dem fernen Frankreich, hatten doch sehr erschütternd auf ihre, ohnehin zarte Gesundheit eingewirkt; dazu kam die Freude und der Schmerz des Wiedersehens ihres Gemahls im Kerker, zu dem sie sich mühsam den Weg gebahnt; — kurz, ihr und ihrem Gemahl war nur noch eine kurze Zeit des Glückes vergönnt, ihr folgte eine lange des herbsten Grames, Frau von Andrée starb am Nervenschlage in der ersten Stunde des von ihr so heißersehnten Wiederfindens; und der arme Mann im Kerker hielt die entseelte Hülle der treuesten Gattin an seinem erstarrenden Herzen.

Lange, lange blieb dieß arme Herz todt für jeden andern Eindruck als den der Schmerzen; — endlich erwachte in ihm die Erinnerung, daß noch zwei kleine Herzen in dieser Welt für ihn schlugen, die ohne ihn so verlassen seyen und für die zu leben nunmehr seine höchste und heiligste Pflicht sey; — und als nach Jahresfrist seine Kerkerpforte sich öffnete, da eilte er von dem Grabe seiner unvergeßlichen Gattin zu dem Orte, wo er seine Kinder lebend und liebend zu finden hoffen durfte.

Seine Besitzungen in den uns bekannten Bergen fand er von seinem Schwager Steinau bewohnt; dieß war nur in der Ordnung und der General dankte im Stillen Steinau für die Sorgfalt, mit der er sich hierdurch augenfällig der Verwaltung seines Eigenthums unterzogen. Seine erste Frage war nach seinen Kindern. Herr Steinau sah' ihn etwas befremdet an: „So haben meine Briefe Sie also nicht erreicht? — nun,

dergleichen kommt in diesen unruhigen Zeiten wohl öfter vor.“

„Und diese Briefe?“ rief Herr v. Andrée, von einer fürchterlichen Ahnung durchschauert.

„Sie meldeten Ihnen den Tod ihrer beiden Kinder, die leider das Opfer einer hier grassirenden Kinderkrankheit wurden und Beide noch vor dem Tode ihrer Frau, bald nach deren Abreise, starben.“

„O Erbarmen! Erbarmen! das ist zu viel!“ und der unglückliche Mann sank ohnmächtig zusammen.

Ueber die versteinerten Züge seines Schwagers zuckte doch etwas, wie menschliche Regung, — aber es verschwand eben so schnell wieder und als der verwaiste Vater die Augen öffnete und sich etwas erholt hatte, fragte Herr Steinau mit der Ruhe eines Mannes, den weder Schmerz noch Freude berühren können: „Wünschen Sie, daß ich Sie zu den Gräbern Ihrer Kinder führe?“

Der General schwankte neben ihm her und Beide gelangten auf einen, zu der Besitzung des Generals gehörigen Berg, auf dem sich neben einander zwei kleine, mit Blumen bepflanzte Grabhügel befanden.

„Die Kinder spielten vorzüglich gern auf diesem Berge, darum glaubte ich nur Ihren Wünschen, Herr Schwager zu entsprechen, wenn ich die Kleinen dort beerdigen ließ, wo sie lebend so gerne weilten!“ sagte Herr Steinau.

„Ich danke Ihnen!“ erwiederte der arme Vater fast tonlos.

Sie waren währenddeß den Gräbern ganz nahe gekommen; neben denselben saß eine Frau in der Kleidung des Mittelstandes, mit dem Rücken gegen die Kommenden gewendet; sie saß gebeugt, den Blick starr auf die Gräber gewendet, aber abwechselnd zum Himmel erhoben; ein kleines, etwa einjähriges Kind spielte vor ihr mit den Blumen der Gräber.

Herr Steinau rief mit seiner strengen Stimme: „Marianne! Du kannst Dich mit der Kleinen entfernen!“

Diese Frau schrack zusammen und stand mit dem Kinde auf; dabei fiel ihr Blick auf die Ankommenden, ein lauter Schrei, ob nun des Schreckens, oder Schmerzes, vielleicht beides, — glitt über ihre Lippen, sie ergriff und küßte die Hand des Generals, sagte leise und unbeschreiblich traurig: „Armer, armer Herr!“ Thränen rollten über ihr bleiches Gesicht, sie eilte schnell mit dem Kinde den Berg hinab.

„Es war die Wärterin meines einzigen, mutterlosen Kindes!“ erläuterte Herr Steinau.

Der General sah ihn wie betäubt an, er fragte nichts weiter und sank auf dem Grabhügel seiner Kinder nieder.

Lange weilte er hier; Herr Steinau war gegangen und wieder gekommen; die Nacht brach herein; er mahnte endlich den unglücklichen Vater an die Rückkehr ins Haus. Der General richtete sich auf; sein Auge suchte unbewußt den Himmel, — da kamen ihm irdische Thränen und in ihnen eine himmlische Wohlthat, eine Erquickung für das todesmüde Herz.

Am andern Morgen fragte General mit trauriger Ruhe: „Also Ihre gute Frau ist nun auch mit der meinigen und meinen lieben Kindern vereint? — wenn ich Sie recht verstanden habe.“

„Leider habe ich sie sehr früh verloren!“ erwiederte Herr Steinau ziemlich kalt.

„Gönnen wir ihr die Ruhe! sagte Herr v. Andrée mit einem Blick der Sehnsucht nach Oben.

„Freilich, man muß sich in das Unabwendbare zu finden wissen!

Und dieß gelingt uns zuweilen ohne Kampf!“ bemerkte der General, weniger durch die Worte, als durch die ganze herzlose Art und Weise seines Schwägers verletzt.

„Mir blieb als Trost das Kind!“ sagte Herr Steinau mit mehr Gefühl als er bisher gezeigt; damit fuhr er fort: „Seit der Abreise Ihrer Frau, Herr Schwager! fing auch die meinige an zu kränkeln, — dazu kam der Tod Ihrer Kinder, die bald darauf folgende Geburt meiner Tochter, kurz die kleine Annika war im Alter von vier Wochen eine mutterlose Waise; — und nur die treue Sorgfalt Mariannens, die auch schon die anhängliche Pflegerin meiner Frau gewesen, macht dem Kinde den frühen und allerdings harten Verlust, den es erlitten, weniger fühlbar.“

„O ich entsinne mich ihrer sehr wohl! sie war auch gegen meine Familie immer anhänglich und bewies mir am Grabe meiner Kinder eine aus dem Herzen kommende Theilnahme; — ich möchte ihr danken, wozu ich gestern unfähig war.“

„Ich bedauere, daß Sie dieß Ihr Dankgefühl noch etwas zurückhalten müssen: Marianne bat mich heute Früh um Urlaub für unbestimmte Zeit, um zu einer Verwandtin eilen zu können, welche in einem fernen Orte plötzlich zum Tode erkrankt ist; — ich habe ihr die so natürliche Bitte erfüllen müssen.“

„Nun, so werde ich sie später sehen.“

„Es wird mir eine Freude seyn, wollen Sie für längere Zeit mein werther Gast bleiben!“

Der General sah ihn etwas befremdet an: „Ich wünsche nur in meinem eigenen Hause, in der Nähe der Gräber meiner Kinder zu bleiben.

Es ist begreiflich, daß Sie, Herr Schwager, im ersten Schmerz nicht daran gedacht, wie diese Ihre ehemalige Besitzung, mit dem Vermögen Ihrer Frau erkauft, nach dem Tode derselben und Ihrer Kinder, die noch vor der Mutter starben, meiner Frau, und nach deren Ableben meinem einzigen Kinde als gesetzmäßiges Eigenthum zufiel; — es sey denn, daß Ihre Gemahlin ein Testament zu Ihren Gunsten hinterließ?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag aus Appenzell zur Geschichte der Hinrichtungen.

St. Gallen, 4. Dez. Ich schreibe Ihnen heute unter dem Eindruck einer entsetzenvollen Hinrichtung einen neuen Beitrag zur Beurtheilung derselben, der sich in der That den von Ihnen aus der „Times“ entnommenen Boz'schen Betrachtungen genau anschließt. Das fürchterlichste Schauspiel, das sich denken läßt, ist so eben gewissermaßen unter unsern Augen an uns vorübergegangen: ein Mensch, der sich für sein junges Leben aufs Aeußerste wehrt, von der erbarmungslosen Gerechtigkeit unter und vermöge furchtbarer Anstalten zum Tode gebracht. Doch halten wir die Geschichtserzählung, wie wir sie aus den lebendigen Schilderungen tief erschütterter Augenzeugen zusammenzustellen vermögen, nicht länger zurück. Gestern wurde bei Appenzell, dem Hauptflecken des Kantons Appenzell-Inner-Rhoden, ein Mädchen Namens Koch wegen Mords enthauptet — unter Umständen enthauptet, welche diese Hinrichtung vielleicht zu der gräuelvollsten die je mit dem Schwerte vollzogen worden, stempeln. Im Laufe vergangenen Sommers war eine junge Bauerntochter erschlagen und ertränkt gefunden worden. Der Besitz von Silbergeräthen, welche derselben bei Lebzeiten unzweifelhaft zu eigen gewesen waren, führte bald die Spur auf jene Koch, welche jedoch im gütlichen Verhör den Verdacht so geschickt auf einen jungen Mann, ihren „Geliebten“, zu lenken wußte, daß dieser auf Verweigerung des Geständnisses hin, der Folter unterworfen ward (in unsern Bergen hat sich die Tortur neben vielen andern Justizgräueln bis auf den heutigen Tag fortgeerbt). Dieser, ein starker Bursche, bestand die Probe, wogegen dasselbe Mittel der schwächern Jungfrau sehr bald das (unzweifelhaft richtige) Geständniß ihrer That abzwang. Sie hatte, wohl hauptsächlich von Eifersucht bethört, ihr unglückliches Opfer unter heuchlerischer Freundlichkeit an einen Teich verlockt, dort durch einen Streich betäubt und die Ohnmächtige sofort im Teiche ertränkt. Nach erfolgtem Geständniß konnte es einem Zweifel nicht mehr unterliegen, daß der Mörderin das Leben werde abgesprochen werden. Sie wurde daher von der hiesigen Geistlichkeit fleißig besucht, um auf ihr nahes Ende vorbereitet zu werden. Allein die Unselige, weniges über zwanzig Jahre alt, konnte sich mit dem Gedanken, sterben zu müssen, so gar nicht vertraut machen, daß sie alle Tröstungen der Religion verzweifelnd von sich wies und erklärte nicht sterben zu können. Der große Rath, gestern versammelt, um über Begnadigung oder Urtheilsvollzug endgültig zu entscheiden, verwarf die erste und ordnete nach Landessitte auch ohne weiteren Verzug die Hinrichtung an, zu welcher eventuell schon alle Vorkehrungen getroffen waren. Die dem Tode Geweihte, nahm die Nachricht ihres Schicksals so auf, wie nach allem Vorhergehen zu erwarten gewesen. Sie widersetzte sich den Bütteln, welche sie in die öffentlichen Schranken vor das hochnothpeinliche Gericht führen sollten, mit Aufbietung aller Kräfte, mußte daher von vier Männern aus der Gefangenschaft auf den Markt hinuntergeschleppt werden, und wurde dort bei fortgesetztem Widerstand unter herzzerreißendem Geschrei, welches die Vorlesung des Urtheils völlig unverständlich machte, auf einen Schlitten gebunden. Unter gleichem Tumult und Ablehnung alles Beistandes eines Pfarrers, ward sie nunmehr, nachdem der Stab über sie gebrochen worden, fortwährend betheuernd, daß sie nicht sterben könne und wolle, auf den Rabenstein geschafft, wo ein junger Scharfrichter sein „Meisterstück“ an ihr verrichten sollte. Allein dieß machten ihm die unablässigen leidenschaftlichen, ja verzweiflungsvollen Bewegungen der Arme unmöglich, so, daß endlich der Reichsvogt (auch diese uralthergebrachte Benennung des Blutsgerichtsvorsitzers hat sich selbst offiziell erhalten) an den Rath berichten mußte, mit der Frage, was unter solchen Umständen zu thun sey. Der Bescheid lautete lakonisch: der Nachrichter sollte sehen, wie er mit ihr fertig werde. Also neue Versuche, neues Sträuben und betäubendes Geschrei des Justizopfers; bis endlich ein alter grauer Mann hinzutrat, rathend es sollte der Zopf der Unglücklichen um eine lange Stange gebunden, vermittelst derselben ihr Kopf straff emporgerissen, zugleich aber unten der Körper festgehalten werden. Gesagt, gethan! Unter solchen Anstalten ward im Jahre 1849 ein schwaches Mädchen glücklich enthauptet. Was soll man zu einer solchen Geschichte sagen? Soll man mit Boz vor Allem wenigstens darauf dringen, daß dergleichen empörende, entmenschende Schauspiel nicht, wie gestern geschah, vor vielen Tausenden jedes Alters und Geschlechtes aufgeführt werden? Oder soll man zur wahrlich nicht nöthigen Verstärkung dieses neuesten Warnungsexempels alle frühern von mißglückten Enthauptungen wieder hervorziehen? Oder endlich seinem entrüsteten Erstaunen Worte leihen, daß ein Rath es wagt und über sich nimmt einen Menschen ohne Bekehrung, ohne Trost, ohne alle Vorbereitungen unter tumultuarischen Formen erbarmungslos hinrichten zu lassen? Ich gestehe, daß mir bei Anhörung solcher Erzählung die Haare gegen Berge gestanden und die Worte im Hals erfroren sind. Und welche Rohheit muß dazu gehören oder dadurch erzeugt werden, wenn einem Todeskampf, wie der gestern ausgekämpft war, während anderthalb Stunden zugeschaut werden kann! Gehört das vielleicht zur sittlichen Erziehung des Volkes, oder kann ein derartiger Auftritt dazu dienen, seinen Abscheu vor dem Verbrechen zu vermehren? Zu einiger Genugthuung habe ich denn auch vernommen, daß sich alle nicht ganz allem Gefühl Abgestorbenen vielmehr mit Abscheu vor der Unmenschlichkeit menschlicher Satzungen hinweggewendet haben. Braucht es, um aus diesem neuen und erschütternden Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Hinrichtungen eine Geschichte zu machen, wohlgeeignet das Blut im Herzen zu erstarren und Gesetzgeber aus

ihrer ſchauderhaften Indolenz aufzuſchrecken, noch des Beiſatzes: daß der unſchuldig gefolterte Jüngling in einem Zuſtand ſich verſetzt ſieht der ſeine Wiederherſtellung billigen Zweifeln unterſtellt! Machen Sie, wenn Sie wollen, zu dieſem Aufſatz die Ueberſchrift: „Ein Stück Kultur des 19ten Jahrhunderts!“

(Allg. Ztg.)

Mannigfaltigkeiten.

Liebhabern von Pferden und Wettrennen ſteht ein intereſſantes Ergebniß in Ausſicht. Der Paſcha von Aegypten hat durch Herrn C. Murray, den dortigen engliſchen Generalkonſul, dem engliſchen Jockey-Klub eine Ausforderung geſchickt, um zu erproben, welches Land beſſere Renner liefere, Aegypten (reſp. Arabien und die Berberei) oder England. Der Paſcha iſt ſeines Sieges ſo ſicher, daß er den Engländern 300 Ellen Raum vorausgeben will. Dieß wird das Ehrgefühl der engliſchen Renner- und Rennbubenbeſitzer natürlich nicht annehmen, aber Herr C. Grenvill, dermaliger Vorſtand des Jockey-Klubs, hat Hrn. Murray einige andere Bedenken vorgelegt: ob dem Paſcha zu trauen ſey, daß er, wenn beſiegt, auch den Einſatz zahlen würde, ſo daß man die Gefahren und Koſten des Pferdetransports von England nach Aegypten nicht vergebens übernähme; wie der Boden zum Rennen bei Kairo beſchaffen ſey; ob Pferde durch den weiten Seetransport nicht allzuſehr angegriffen werden. Auf die erſte Frage hat Hr. Murray befriedigend geantwortet: der Paſcha ſey bereit 10- bis 50,000 Pf. Sterl. (120—600,000 fl.) zu wetten und das Geld in die Hände eines europäiſchen Konſuls niederzulegen. Den zweiten Punkt betreffend, ſo gibt es in Aegypten keine eigentliche Rennbahnen, ſondern der Paſcha beſtimmt für den Wettlauf eine leicht anſteigende Ebene bei Kairo von etwa zwölf engl. Meilen in die Länge, welche freilich ſteinichter iſt als der „Turf“ in Yorkſhire. Die ägyptiſchen Pferde ſind mit Eiſen beſchlagen, welche den ganzen Huf ſchützen; da die engliſchen Pferde einen ſolchen Beſchlag nicht gewohnt ſind, ſo räth Hr. Murray ihnen das engliſche Hufeiſen zu laſſen, aber lederne Vorſtöße anzufügen. Auf die letzte Frage antwortet er: man ſolle die Pferde in Marſeille einſchiffen, um ihnen die ſtürmiſche Fahrt durch die Bay von Biscaya zu erſparen, und ſie dann in Aegypten einige Monate ruhen laſſen, ſo daß das Wettrennen im Februar ſtattfinden würde. Eben wegen des rauhen Bodens räth Hr. Murray ferner: nicht eigentlicher Renner „von Profeſſion“, ſondern Steeplechaſe-Pferde der vorzüglichſten Gattung, 8 bis 10, nach dem Lande der Pharaonen einzuſchiffen. — Daily News hofft: nachdem das Ungethüm der Revolution auf dem europäiſchen Feſtlande gebändigt, und den höhern Ständen ihr otium cum dignitate glücklich wieder hergeſtellt ſey, ſo werde gewiß ein ſtattliches Kontigent prinzlicher und kräftiger Amateurs bei dieſem edlen Pferdeſchauſpiel in der alten Kalifenſtadt ſich einfinden. (Allg. Z.)

„Nun, was bringſt Du ſchon wieder?“ fragte der Zuchthausaufſeher einen Bauern, der erſt vor Kurzem ſeiner Haft entlaſſen, wegen wiederholter Dieberei ihm wieder zugeführt wurde. — „Ich bringe nichts,“ war die heitere Antwort, „ich werde gebracht.“

Am Sarge des Fürſten

Karl zu Löwenstein.

Am 8. November 1849.

Sein edles Herz hat aufgehört zu ſchlagen,
Geſchloſſen iſt das Aug' auf immerdar,
Das ſo in heitern, wie in trüben Tagen
Ein milder Stern für all' die Seinen war.
Und ach! — die Seinen, die jetzt trauernd klagen,
Sind wenig nicht — ſind eine große Schaar.
Denn ſein war jedes Herz, das ihm ſich nahte
Auf ſeines Lebens ſegensvollem Pfade.

So reich ſein Herz, ein Quell der reinſten Güte,
D'rin Menſchenliebe glänzt', als ſchönſter Zug.
So hell ſein Geiſt, ein Baum, der immer blühte,
Und gold'ne Frucht in reicher Fülle trug.
So ſtark ſein Muth, der ſtählend ihn durchglühte,
Als das Geſchick ihm tiefe Wunden ſchlug.
So feſt ſein Glaube an ein Auferſtehen!
Wer könnt' gerüſteter von dannen gehen?

O ſchlumm're ſanft nach Deinen ird'ſchen Mühen,
Geliebter Fürſt, — nach treu erfüllter Pflicht.
Die Stürme, die ob Deinem Haupte ziehen,
Sie ſtören Deine tiefe Ruhe nicht.
Mag auch die Zeit auf raſchem Strom entfliehen —
Den heil'gen Kranz, den Dir die Liebe flicht,
Wird keine Zeit, kein Erdenſturm verderben,
Er wird von Herz zu Herzen ſich vererben! —

. . . . . .

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 199 15. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Herr von Andrée hatte Schwereres zu tragen gehabt, als den Verlust irdischer Güter; — der größere Schmerz machte diesen kleineren fast unfühlbar; traurig, aber vollkommen ruhig, erwiederte er: „Da Sie wissen, wie unvorbereitet, wenigstens in Beziehung auf weltliche Angelegenheiten, meine arme, unvergeßliche Gattin starb, so ist Ihnen auch bekannt, daß sie ein solches Testament nicht hinterlassen konnte; — nach dem Gesetz fällt also nicht nur diese Besitzung; sondern auch das sämmtliche Vermögen meiner Frau Ihrer Tochter zu; — ich werde dadurch arm, doch nur um wenig ärmer, als ich schon ohnehin war; — und bedauere dieſen Verlust nicht! — ich habe ja Niemand auf der Welt, dem ich Reichthümer hinterlassen zu können wünschte! — sie seyen Ihrem Kinde von Herzen gegönnt; — möge der kleinen Annika das Glück in keiner Weise fehlen! — Er küßte das liebliche Kind, welches die einstweilige Wärterin eben ins Zimmer trug, mit unbeschreiblicher Wehmuth. „O liebe Du mich! ich habe ja kein Herz auf der weiten Welt!“ rief er, drückte die Kleine heftig an sich und eilte überwältigt von seinem Gefühl und um nicht vor fremden, kalten Augen und Herzen zu weinen, zu den Gräbern seiner Kinder.

Tage und Wochen weilte er noch in dieser Gegend. Während derselben ließ er seinen verlorenen Lieblingen den einfachen Denkstein mit der früher erwähnten Inschrift setzen; gab dem Berge den Namen: „mont perdu;“ dann, nachdem inzwischen auch alle Geschäftsbeziehungen mit seinem Schwager zu dessen voller Zufriedenheit gelöst waren, — wobei der General es jedoch vermieden, in mehr Berührung mit der Außenwelt zu kommen, als durchaus erforderlich, — schied er von dem Orte, der ihm, nächst dem Grabe seiner Gattin, der zugleich liebste und schmerzlichste in der Welt war; und zog seine öde Lebensstraße weiter, nichts mit sich nehmend, als am Herzen die Todtenscheine seiner Kinder, die ihm sein Schwager ungefordert eingehändigt, — ein Paar kleine Grabesblumen vom mont-perdu; und im Herzen einen nie endenden Gram.

Die arme Marianne kehrte erst am Tage nach des Generals Abreise in das Haus des Herrn Steinau zurück! der General hatte also keine Gelegenheit gehabt, sie zu sprechen und ihr für ihre Theilnahme an seinem Schmerz zu danken.

Von dem ferneren Leben des General Andrée läßt sich wenig und viel sagen; er weihte es ganz dem Vaterlande und in dieser Beziehung war es bewegt und reich an Ereignissen und wohlerworbenem Ruhm; aber der äußere Glanz leitete keinen Strahl des Glückes in seine arme, öde innere Welt; er konnte nicht vergessen! darin liegt Alles! — — Viele Jahre gingen über seinem Haupte hin; sie brachten seinem armen, treuen Herzen einen wehmuthsvollen Frieden, — Glück nie mehr. — Da gab er endlich der Sehnsucht, noch einmal vor seinem, wie er hoffte, nahen Tode, am Grabe seiner Kinder zu beten, nach; — wir begrüßten ihn bei seiner Ankunft und verloren ihn seitdem nicht wieder aus unserm Gesichtskreise.

Eines muß ich jedoch noch bemerken, obgleich es nicht durchaus zur Geschichte des General Andrée gehört, sondern sich nur auf seine ehemalige Besitzung bezieht.

Herr Steinau nämlich fühlte sich nie recht wohl und heimisch in derselben, — und so war sie denn zur Zeit, als der General den traurigen Besuch auf dem mont-perdu machte, schon seit Jahren aus Herrn Steinau's Besitz in den des Baron von Bielar käuflich übergegangen, dessen holde Kinder wir mit wahrhafter Pietät der rührenden Bitte auf dem Grabstein nachkommen sahen.

Hiermit schließt vorläufig die Geschichte des General Andrée; und was auch im Verlauf dieser Lebensskizzen und Herzensräthsel dem Gebiet der Phantasie und dem der Realität angehören möge, so viel kann ich versichern, die Geschichte des General Andrée beruht auf trauriger Wahrheit.

Vierzehn Tage waren vergangen, seit wir dem General Andrée und seinen Begleitern zu dem mont-perdu folgten. Es war eine stille Mitternachtsstunde. Der Tag ruhte aus und räumte dem folgenden sein Recht; auch die Mehrzahl der Menschen und alles Geschaffenen

Digitized by Google

ruhte und der Schöpfer des Alls wachte mit gleicher Liebe über Glücklichen und Leidenden, über Reichen und Armen, über Großen und Kleinen! Seine Erde war in Dunkel gehüllt, aber der Sternenschleier, den er darüber gebreitet, schien verheißungsvoll zu künden, einst kläre sich jedes Erdendunkel auf.

Wenden wir den Blick von den Lichtern des Himmels, so begegnet er einem einsam, irdischen Flämmchen, das durch die geschlossenen Laden eines kleinen Hauses in den uns bekannten Bergen glimmt. Ein so einsames Licht, wenn jedes andere ringsum erloschen, erweckt unwillkürlich Nachdenken und ein Gefühl von Theilnahme: leuchtet aus dem stillen Fleiß, der treuen Krankenpflege, einem Lebensauf- oder Untergang? Hier trat wohl letzterer Fall ein: in dem kleinen Hause legte ein gequältes, müdes Herz dem Geistlichen die letzte Beichte ab; — und erhielt die Absolution.

Aber mit der Hoffnung auf ewigen Frieden schienen noch nicht alle Sorgen der Erde von der Kranken genommen; der Geistliche verstand sie: „Ruhig, nur ruhig!“ sagte er sanft: „ich gehe und kehre bald wieder!“

Bald darauf sehen wir ihn an der Thüre des Hauses klopfen, welches derzeitig in dem Badeort der General Andrée bewohnt. Man öffnet; der Geistliche bittet um Zutritt zum General, erhält ihn; und in so kurzer Zeit, als dieß möglich ist, treten beide Männer wieder an das Lager der Kranken.

Diese streckt dem General matt die Hand entgegen: „Dank, Dank, daß Sie gekommen, mein theuerer Herr! und Vergebung mir Sünderin!“

Herr von Andrée drückte ihr beruhigend die Hand; sprechen kann er vor innerer Bewegung nicht; sein Herz schlägt fast hörbar, seine Züge sind krampfhaft angespannt, an seinen Wimpern zittern Thränen: „O sprich, um Gottes willen, sprich, Marianne!“ Dieß ist Alles, was sich endlich aus seiner Brust hervorringt. Die Kranke deutet auf den Geistlichen: „Meine Beichte!“ — sagte sie flehend; Beide verstehen sie, der Prediger hebt an:

„Die Zeit drängt, sie erlaubt mir keine vorbereitende Einleitung; auch bedarf es dieser nicht; — Sie ahnen, Herr General, um was sich hier handelt: ein unwürdiger Betrug, den man sich einst gegen Sie erlaubte, soll durch das Geständniß dieser Kranken aufgeklärt werden! — Ihre Kinder, — Sie betrauern dieselben seit langer Zeit für todt, — ob sie noch leben? — ich wage es nicht diese Hoffnung in Ihnen zu erwecken, da ich dieß zur Zeit nicht mit Zuversicht kann, — soviel aber ist gewiß, damals, als man Sie dieß glauben machte, waren Ihre Kinder nicht gestorben, — die Gräber auf dem mont-perdu — sie sind die der Kinder dieser unglücklichen Frau.“

Der General sank wie gebrochen von der Schwere dieses Geständnisses mit seinem gewichtigen Gefolge von vergangenen Schmerzen und Zukunftshoffnungen, zusammen; endlich ermannte er sich: „Und meine Kinder?“ fragte er zwischen Angst und Bitte.

(Fortsetzung folgt.)

Valeska Carolyi.

(Schluß.)

In diesem verhängnißvollen Moment erschien Oberst Franz Potocki an der Spitze einer Eskadron in der gegenüberliegenden Straße. Aber während die wogenden Massen sich auseinander drängten, um ihm Platz zu machen, galoppirten, wie aus der Erde emporgestiegen, sechs dunkle Gestalten auf flüchtigen Pferden durch die Gasse und umringten den Grafen; . . . die verhängnißvolle Schlinge fiel wie der Blitz über seinen Nacken, zog sich um seine Schultern zusammen, und ehe die Menge noch zur Besinnung kam, waren der Graf und die Reiter spurlos verschwunden.

. . . . . .

Bis zum Gürtel entkleidet, wie ein Gekreuzigter mit den Armen an die Mauer gefesselt, stand der Graf aufrecht in einem Gemach des verfallenen Jagdhauses. Eine einzige Fackel erhellte spärlich das weite Gemach und warf ihre Schatten auf die unheimlichen, dunkeln Gestalten der Zigeuner, welche den Gefesselten schweigend in einem Halbkreis umstanden.

Eine geraume Zeit war in diesem tiefen, feierlichen Schweigen verflossen, während der Graf alle Arten der Todesangst durchkostete. Der Indianer am Marterpfahl weiß, was ihm bevorsteht, er wird durch die Hoffnung des seligen Zustandes, der jenseits des Grabes, als Lohn seiner stolzen Unempfindlichkeit, sein wartet, emporgetragen.

Szirmai aber fühlte seinen Muth unter den Schlägen des erwachten Gewissens zusammenbrechen, und aus dem wirren Strom seiner peinigenden Gedanken tauchte immer nur wieder die gräßliche Frage auf,: „Welchen Tod werde ich sterben?“

Da öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers, Snaida trat mit langsamen, feierlichen Schritten heraus und blieb vor ihm stehen.

Eine Weile betrachtete sie schweigend sein entsetztes Gesicht, dann sprach sie langsam feierlich, als wollte sie jedes Wort wie einen Dolchstoß in seine Seele senken:

„Ich bin der Racheengel Zenaidens. Du hast Deine Bauern wie Hunde gehetzt, meine Schwester geraubt, entehrt und dann zu Tode gepeitscht, Du hast zuletzt auch noch Dein Vaterland verrathen! Wisse, daß ich es war, die Deine Unterredung mit dem Bürgermeister belauschte, die Deinen Spießgesellen tödten und ihm den verrätherischen Brief abnehmen ließ . . . daß ich es

war, die diesen Brief dem Oberst Potocki übergab, die Dich hierher bringen ließ, um ihren Schwur der Rache zu lösen. Ich schwur, diesen Dolch, das einzige Andenken der ermordeten Schwester, in Deinem Herzblut zu baden!"

„Ich sollte den Tod von der Hand eines Weibes erleiden!" murmelte er halb bewußtlos vor sich hin.

„So stirb ihn, diesen Tod!" sagte sie ruhig, erhob langsam den blitzenden Dolch und senkte ihn mit fester Hand in das Herz des Verräthers.

7.

Noch spät in derselben Nacht saß Valeska in demselben Zimmer, auf demselben Sopha, wo sie vor wenigen Tagen mit Kossuth das Geständniß einer leidenschaftlichen Liebe ausgetauscht hatte.

Und heute?

Sie war nach dem Willen Dessen, der fortan der ferne Abgott ihrer Seele bleiben sollte, seit diesem Morgen die Gattin des glücklichen Meszari.

Und der junge Gemahl saß neben ihr, und seine Hand drückte schmeichelnd die ihre und seine Lippen stammelten Worte der Liebe.

Valeska war bleich, sie hatte einen harten Kampf gekämpft. Wohl zuckte ihr Herz noch unter den Schauern der Erinnerung, wenn Meszari's Lippe die ihre berührte, aber ein heiteres, friedliches Lächeln lag auf ihrem Antlitz — sie konnte hoffend in die Zukunft blicken. Sie hatte ja ihm das Opfer ihrer Liebe gebracht.

„O wie glücklich werden wir sein, Geliebte," flüsterte er, den Arm um ihren Nacken legend und sie sanft an sich ziehend, „wenn das Vaterland einst erlöst seyn wird und wir wieder uns selbst leben können!"

„Ich hoffe es, theurer Meszari. Aber nicht im Geräusch der nichtigen Welt . . . auf unsern Gütern wollen wir leben und Glückliche machen . . . und der edle Kossuth soll unser Bruder seyn . . . Ich habe mit der Welt abgeschlossen . . . aber horch! Hörst Du Nichts?"

„Ich höre Nichts, als Deine süßen Worte! — O dürfte ich Dich nimmer wieder verlassen!"

In diesem Augenblicke drang das Geräusch einer anrückenden Schwadron an das geübte Ohr des Offiziers. Er sprang auf und eilte ans Fenster. Der Trupp sprengte bereits den Hügel zum Schlosse heran, an seiner Spitze auf ihrem kleinen muthigen Renner Snaida, eine Depesche in der Hand schwingend.

„Snaida!" rief er verwundert. „Ich will sehen, was sie bringt," — und in raschen Sprüngen eilte er die Schloßtreppe hinab, nachdem ihm Valeska, mit einem herzlichen Kusse entlassend, noch nachgerufen, ihr Snaida heraufzuschicken.

Snaida erschien.

Und während noch Meszari, mit der Depesche in der Hand zurückkehrend, die innere Bewegung zurückzudrängen sich bemühte, hatte Valeska bereits deren Inhalt aus dem Munde der schönen Zigeunerin vernommen.

„Ich muß Dich verlassen, Geliebte . . . das Vaterland ruft . . . In einer Stunde stehe ich dem Feinde gegenüber. Beruhige Dich . . . Du bist eines Soldaten Weib und mußt Dich an die Zeiten gewöhnen, ihn von Dir zu lassen!"

Valeska's Gesicht hatte plötzlich den gewohnten Ausdruck verändert. Eine hohe Begeisterung strahlte von ihrer Stirn.

„Ja, ich bin eines Soldaten Weib!" rief sie enthusiastisch, „und eine treue Tochter des Vaterlandes . . . Ich begleite Dich in den Kampf . . . wir feiern unsere Brautnacht auf dem Schlachtfelde! . . . Keinen Widerspruch, theurer Meszari . . . Du darfst Deiner Gattin die erste Bitte nicht verweigern!"

Es lag etwas Ueberwältigendes in der Begeisterung Valeska's — er vermochte ihren Bitten nicht zu widerstehen. Und sie? Sie dachte mit Entzücken an einen Tod, um den sie oft die Helden beneidet, an die erlösende Kugel von den Qualen eines gebrochenen Herzens.

. . . . . .

Meszari führte die von ihm befehligten Reserven in stürmender Eile dem Hauptkorps zu. Er kam eben zur rechten Stunde. Schon wüthete die Schlacht auf allen Punkten mit abwechselndem Glücke; der linke Flügel der Magyaren, von einem dreifach überlegenen Feinde in die Flanke genommen, begann schon zu wanken, als Meszari mit seinen frischen Schwadronen ins Gefecht kam; seine Ankunft entschied, und nach sechsstündigem blutigen Kampfe waren die Magyaren Herrn der Wahlstatt. Der Graf, an der Seite seiner heldenmüthigen Gemahlin hatte Wunder der Tapferkeit gethan.

Aber als die Sonne seit jenem Brautnachtsabend zum dritten Male niedergesunken war, standen in demselben Zimmer des Schlosses ihrer Ahnen, von silbernen Kandelabern beleuchtet, zwei prachtvolle Todtenbetten. Meszari und seine jungfräuliche Gemahlin schlummerten darin. Zu ihren Füßen weinte Snaida, zu ihren Häuptern kniete der Diktator und beugte sein Haupt dem unerforschlichen Willen des Allmächtigen. —

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

Von H. Bertholdi.

1.

Am Saume der Wüste, wo sie im Süden der Provinz Blad-el-Dscherid die Regentschaft Algerien begränzt, wenige Meilen südöstlich von dem alten mauriſchen

Schlosse Tafrua, dem letzten Zufluchtsort Abd-el-Kaders in allen kritischen Momenten, stand am Fuße einer reizenden Hügelkette ein einsames Haus.

Ein breiter und tiefer Graben, auf der innern Seite durch eine doppelte Pallisadenreihe befestigt und mit einer leicht beweglichen Zugbrücke versehen, umschloß das kleine aus rothen Backsteinen errichtete Gebäude und einen größeren halb zum Garten, halb zum Tummelplatz einiger Pferde, Ziegen und gezähmter Gazellen bestimmten Raum.

Mächtige Palmen steckten ihre riesigen Blätter über das Dach dieser einsamen Festung, der gigantische Weinstock der heißen Zone rankte seine dunkeln Laubgewinde an dem rothen Gemäuer umher, während Rosenbäume mit ewigen Blüthen die Luft mit süßen Gerüchen erfüllten.

Eine tiefe, melancholische Stille, nur selten durch den Hufschlag einer Heerde flüchtiger Antilopen, das donnernde Gebrüll des Wüstenkönigs oder das lebhafte Geplapper einer Affengesellschaft, die sich lustig in den Zweigen der Adamsonia jagte, unterbrochen, ruhte auf dieser reizenden Einsamkeit.

Die afrikanischen Landschaften haben vorzugsweise den eigenthümlich melancholischen Charakter, der sich in ihrer düsteren, schweigsamen Bevölkerung wiederspiegelt. Kein Gefühl jener unbezwinglichen Heiterkeit, jener üppigen, entzückenden Lebenslust, die unter dem Anschauen der paradiesischen Landschaften des tropischen Amerika in uns aufquillt und sprudelnd die Seele emporreißt. Eine geheimnißvolle Atmosphäre wehet uns an und drückt den Aufschwung zur Freude mit unerklärlicher Zaubermacht nieder. Es liegt etwas Ahnungsvolles in der Luft der geheimnißreichen afrikanischen Welt. Unser Auge fliegt ängstlich spähend umher, wenn wir die blühende, üppig fruchtbare Ebene Metidscha, aber die romantischen prachtvollen Landschaften des Atlas durchziehen, der die Regentschaft von Norden nach Süden und von Westen nach Osten durchschneidet. Wir schaudern unwillkürlich zusammen, wenn der Wind durch die mächtigen Aloe's rauscht, oder ein unschädliches Thier die dichten Akazien und Piniengebüsche bewegt.

Ueberall ahnt die umdüsterte Seele Gefahren, unheimliche Abenteuer, und selbst in seinen Träumen wird der Sohn der europäischen Zivilisation durch wilde, wüste Erscheinungen erschreckt.

Wer wohnte in dem einsamen Hause am Saume der Wüste, unter dem Einfluß dieser geheimnißvollen Atmosphäre, unter den Schauern dieser reizenden aber furchtbaren Wildniß, die allnächtlich durch das heisere Gebrüll des Löwen, aber nur selten durch den Laut einer menschlichen Stimme belebt wurde?

Der Bewohner dieser Wildniß, dessen eiserne Nerven nicht zuckten und zitterten, wenn die bunte, glänzende Cobra Capella sich gegen ihn aufringelte, die leuchtenden Augen der Tigerin durch dunkle Gebüsche blitzten oder der glühende Sirocco den Sand der unfernen Wüste an seine Fenster schleuderte, war nicht unter diesem Himmel geboren. Seine Wiege stand im Brennpunkte der europäischen Kultur und seine Jugend und sein erstes Mannesalter wurden unter dem Brausen einer stürmischen Zivilisation, in den Genüssen einer verführerischen Hauptstadt verlebt.

Abu Obaida, oder der Arzt der Wüste, wie die maurische Bevölkerung ihn ehrfurchtsvoll nannte, hatte einst in den Pariser Salons seine Rolle gespielt. Liebe und Freundschaft hatten ihm ihre entzückenden Früchte geboten, ein reizendes Weib hatte ihm die Hand gereicht, Achtung und Liebe waren überall dem genialen Arzte entgegengetragen worden.

Was hatte ihn aus dem zivilisirten Paradiese, aus der glänzenden, prachtvollen Hauptstadt getrieben, was hatte sein Herz mit so bitterem, glühendem Hasse erfüllt, daß er lieber den Thieren der Wüste, als einem Europäer begegnete?

Wenn er allein über die Schlachtfelder schritt, um dem verwundeten Beduinen ärztliche Hülfe zu bringen — weßhalb wandte er sich kalt und hart mit höhnischen Lachen von dem verwundeten Franzosen, der flehend die brennenden Hände zu ihm erhob? Warum fuhr seine Hand unwillkürlich nach dem blitzenden Dolche, wenn das blasse Antlitz eines gefallenen Landsmanns düstere Erinnerungen in ihm weckte?

Wir werden die Antwort aus seinem eigenen Munde hören, hören, wie die verfeinerte Welt mitleidlos an seinem Herzen gerissen und seine kräftige Seele mit dem furchtbaren Hasse erfüllt, der ihn zum treuen und einflußreichen Verbündeten Abd-el-Kaders und der maurischen Stämme gemacht.

Es war Nacht.

Das große Gemach, welches die ganze linke Seite des Gebäudes einnahm, wurde nur spärlich von einer einsamen Kerze erhellt.

Es bot einen eigenthümlich düstern und unheimlichen Anblick. Die eine Hälfte des Zimmers, durch einen Vorhang von der andern getrennt, enthielt eine Art von Laboratorium. Aber zwischen Schmelztiegeln, Phiolen und Glaskolben standen große Käfige von Drahtgitterwerk, in welchen Schlangen der verschiedensten Gattungen ihren Aufenthalt hatten. Sie wanden sich phlegmatisch durch die herabhängen Eisenringe oder schauten aufgerichtet und züngelnd mit ihren kleinen glänzenden Augen nach der flackernden Flamme.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 200 16. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Marianne schüttelte traurig das Haupt; der Geistliche erwiederte: „Diese arme Frau vermag Ihnen nichts darüber zu sagen, als daß Herr Steinau bald nach der Abreise Ihrer Gemahlin Ihre Kinder in der Stille fortsendete, wohin? — hat er Niemand vertraut! — Als Herr Steinau dann später Mariannen mittheilte: Ihre beiden Kinder, Herr General, seyen in der Ferne gestorben, — da zweifelte sie nicht daran. Erst später, als Herr Steinau nach dem Tode seiner Gemahlin und dem bald darauf an einer damals grassirenden bösartigen Kinderkrankheit erfolgten Hinscheiden der beiden eigenen Kinder dieser armen Frau, in sie drang, die eigenen Kinder unter dem Namen der Ihrigen, Herr General, in den Todtenlisten aufnehmen und auf dem mont-perdu begraben zu lassen, — da stiegen in ihr, die den Zweck dieses Truges nicht fassen konnte, — die ersten Zweifel an der Wahrheit der früheren Todesnachricht Ihrer Kinder, Herr General, auf. — Dennoch ging sie auf diesen Trug ein."

Die Kranke erhob Augen und Hände flehend zu dem General und der Geistliche fuhr fort: „Sie werden milde richten, wenn Sie alles wissen! — doch muß ich hier nothwendig einen Rückblick auf die früheren Lebensverhältnisse unserer Kranken richten. Diese Verhältnisse waren einst die eines wohlhabenden Bürgerstandes; leider ging dieser blühende Haushalt später einen traurigen Rückschritt, veranlaßt durch Unglücksfälle, wohl auch durch eigene Schuld des auf Abwege gerathenen Hausvaters; — der Verarmung folgten die Schrecken des Schuldthurms; — Frau Marianne sah sich gezwungen, um ihren und ihrer beiden Kinder Lebensunterhalt zu sichern, ein dienstliches Unterkommen zu suchen und fand für sich und die Kinder Aufnahme im Hause des Herrn Steinau; wo man ihr die Führung des Hauswesens und die Pflege der leidenden Gemahlin des Hrn. Steinau vertraute; der sie sich bis zum Tode der jungen, unglücklichen Frau mit Liebe und ausdauernder Treue unterzog. Sterbend empfahl Madame Steinau ihr kleines Töchterchen der Sorgfalt Mariannens und diese erfüllte treulich die übernommene Pflicht.

Während des fing Mariannens Gatte, den sie noch immer zärtlich liebte, an, im Schuldthurm zu kränkeln; — ihre beiden Kinder starben, ihr Herz erbebte zum Tode bei dem Gedanken: ihr Vater könne ihnen bald folgen! — da machte Herr Steinau der gebeugten Mutter und Frau den oben erwähnten Vorschlag; — sie wies ihn voll Erstaunen und Unwillen zurück; — Herr Steinau stellte ihr den, durch zu langen Aufenthalt im Gefängniß herbeigeführten Tod ihres Mannes in Aussicht und erklärte sich bereit: die sämmtlichen Schulden desselben zu decken und ihm und seiner Gattin eine gesicherte, sorgenfreie Zukunft zu begründen; falls Marianne auf seinen Vorschlag ohne allen Vorbehalt eingehe und außerdem über diesen Punkt ein unverbrüchliches Schweigen feierlich gelobe.

Marianne kannte kein anderes Mittel, den Gatten zu retten, — sie ergriff das ihr gebotene, — aber sie that es mit großem Mißtrauen in die Redlichkeit ihres scheinbaren Wohlthäters! — und dieß Mißtrauen war nur zu begründet durch die Dringlichkeit, mit welcher Herr Steinau sein Vorhaben, das durch gänzliche Abgeschiedenheit seiner Lebensweise begünstigt wurde, verfolgte und durch die Opfer, die er zur Erreichung dieses Vorhabens brachte. — Herrn Steinau's Versicherung, es sey ihm nur darum zu thun, den Schmerz seines Schwagers durch eine wohlthätige Täuschung milder zu gestalten, indem er ihm wenigstens die Stätte zeigen könne, die dessen letztes Erdenglück umschließe, — konnte Mariannen weder täuschen, noch den stillen Harm lindern, den sie in Folge des Bewußtseyns begangenen Unrechts empfand; — doch sie trug dieß innere Leid schweigend und fragte Herrn Steinau um nichts, wovon sie nur zu gut wußte, daß er ihr die Wahrheit nimmer eingestehen werde.

Auf die Zustimmung ihres Mannes zu ihrer Handlungsweise durfte sie übrigens rechnen, wenn er nur den Preis kennen würde, der sie dazu vermocht; — und die völlige Abgeschiedenheit, in der die Familie Steinau und mit ihr Marianne nun schon seit lange lebte, sicherten diesen Trug vor jeder Entdeckung, da durch jene sowohl die im Stillen bewirkte Fortsendung der Kinder des Generals unbekannt geblieben war, wie sich auch Niemand um Leben, oder Tod der Kinder Mariannens kümmerte: um so weniger, da in jener Unglücksperiode Kinder zu Hunderten an einem Tage

in jener Gegend starben und Jeder die Seinigen, nach einfacher Anzeige ihres Todes bei dem betreffenden Geistlichen, in aller Stille beerdigen lassen konnte.

Dieß Alles schützte Marianne indeß nicht vor tiefem Schmerz; — der leider sehr bald noch vermehrt wurde: wenige Tage später, nachdem Mariannen's Kinder unter dem Namen der Kinder des General Andrée auf dem mont-perdu begraben worden und nachdem ihr Gatte durch Herrn Steinaus Vermittlung seine Freiheit erlangt, starb dieser Gatte, für den sie viel geopfert; ein Schlagfluß machte seinem längeren Unwohlseyn ein schnelles Ende. — Er starb im Besitz von Steinau's und Mariannens Geheimniß, doch glaubten damals Beide, daß er es unverbrüchlich mit hinüber genommen. — Marianne sah' in diesem plötzlichen Tode ihres Mannes die Strafe des Himmels, die dem von ihr begangenen Unrecht auf dem Fuß folge; — sie wurde durch die Qualen des Gewissens noch um Vieles unglücklicher, als ihre zerstörten Lebensverhältnisse, der Verlust ihrer Kinder, ihres Mannes sie ohnehin machen mußten. Dazu kam die Qual der heilig übernommenen Verpflichtung des Schweigens bis zum Tode, die sich fast bis zur Verzweiflung steigerte, als Sie, Herr General, zurückkehrten, Marianne Sie an dem Grabe, welches Sie für das Ihrer Kinder hielten, im Todesschmerz zusammensinken sah und mit dem unabweisbaren Gefühl, daß Ihre Kinder, unerachtet aller Versicherungen des Gegentheils von Herrn Steinau's Seite — dennoch lebten, — als sie mit diesem ahnungsvollen Gefühl schweigen mußte, Ihnen nicht den Trost geben durfte, den Ihnen geben zu können sie sich für befähigt hielt. —

Herr Steinau mochte wohl eine Ueberwallung des Gefühls von Mariannens Seite und in Folge davon möglichen Verrath seines Geheimnisses fürchten; — genug, er wußte Marianne bis nach Ihrer Abreise, Herr General, zu entfernen. — Nach derselben kehrte sie in Herrn Steinau's Haus zurück. Es gab fortan nur noch ein Band, welches sie an das Leben fesselte, die Liebe und Sorge für die kleine Annika Steinau. Sie blieb bei ihr, bis sie erwachsen war; dann veranlaßte sie ihre innere, immer zunehmende Schwermuth und ein unüberwindlicher Hang zur Einsamkeit, Herrn Steinau's Haus, das mit dem Erblühen der Tochter wieder lebhafter und besuchter wurde, zu verlassen und diese kleine, abgeschiedene Wohnung, in der wir uns eben befinden, zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Dann und wann ein Besuch bei ihrem ehemaligen Pflegling, oder einer des jungen Fräuleins in Mariannens stiller Klause waren der armen Frau einzige Freude und wenigstens momentane Zerstreuung; ihr liebster Gang aber blieb der tägliche zum mont-perdu und zur Kirche, und gleichzeitig fand sie hierin den besten Trost. Von einem solchen Gange kehrte sie auch vor vierzehn Tagen heim; sie hatte fromm zu Abend gebetet und ging still durch den Wald ihrer Wohnung zu. Fröhliche Menschenstimmen berührten ihr Ohr; sie erkannte die Stimme ihrer Annika und wollte näher treten, als sie neben dem Fräulein eine junge Dame erblickte, deren Erscheinung ihr Herz mit Freude und Schmerz erfüllte, denn sie erinnerte sie so lebhaft an eine Heimgegangene, daß sie deren holdes Ebenbild vor sich zu sehen glaubte."

„Lydia!" rief hier der General: „nicht wahr, Marianna, Lydia wars? o freilich, freilich, es ist ihr Ebenbild, meiner verklärten Gattin treues Ebenbild!" —

„Wenn es Ihre Tochter wäre, mein General?" fiel die Kranke ein: „o, der Gedanke hat mich seitdem keinen Augenblick verlassen! — die innere Aufregung warf mich aufs Krankenlager, der nahe Tod löste meine Zunge, ich konnte nicht sterben, ohne Ihnen Alles zu sagen, was ich weiß, was ich ahne! — forschen Sie nun weiter, fragen Sie Herrn Steinau, bewegen Sie ihn, hierher zu kommen: — ein Sterbebette ist ein ernster Anblick und bleibt wohl selten wirkungslos."

(Fortsetzung folgt.)

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Fortsetzung.)

In der einen Hälfte des Zimmers befand sich eine ansehnliche Bibliothek, astronomische und chirurgische Instrumente lagen im gelehrten Chaos unter einander auf großen schwarzen Tischen umher, Schränke mit Medikamenten und Präparaten bedeckten abwechselnd mit einer reichen Waffensammlung die Wände und verbreiteten im Verein mit den widerlichen Ausdünstungen der Thiere einen unangenehmen, fast betäubenden Geruch.

In ein weites morgenländisches Gewand gekleidet, ein schwarzes Fez mit eingestickten weißen kabbalistischen Figuren auf dem Haupte, ruhte Abu Obaida in halbliegender Stellung auf einem einfachen Polster.

Er schien sichtbar erschöpft.

Von Zeit zu Zeit führte er eine kleine Phiole, mit einer klaren braunen Flüssigkeit angefüllt, an seine Lippen, während die Linke mit einem Tuche den Schweiß abtrocknete, der in großen Tropfen von der hohen Stirn über die magere gebräunte Wange hinabrieselte. Er hielt die Augen geschlossen, momentweis überfiel ihn ein krampfhaftes Zittern, seine Lippen murmelten unverständliche Worte, während der Ausdruck seines Gesichtes abwechselnd vom höchsten Entzücken zur furchtbarsten Wildheit überging.

Abu Obaida stand in diesem Augenblicke unter dem Einfluß einer jener düstern Visionen, die ihn von Zeit zu Zeit zu beherrschen pflegten. Die Vergangenheit schlich aus ihrem Grabe bei irgend einer unvorhergesehenen Veranlassung hervor und rollte ihre wechselnden Tableaux vor ihm ab, er durchlebte in dem träumerischen

Halbschlummer, dessen phantastische Lebendigkeit durch den Genuß des geheimnißvollen Elixirs erhöht wurde, das die orientalischen Chemiker aus nur ihnen bekannten Kräutern zu bereiten verstehen, noch einmal die köstlichsten, erheiterndsten Momente seines Lebens, bis er, angelangt an die Sterbestunde des Glückes, mit neuen glühenden Racheschwüren erwachte.

Heftiger Lärmen, Schüsse, Rossegewieher, das von dem weiten ebenen Felde vor der kleinen Festung hinüberschallte, endlich drei schnell hintereinander abgefeuerte Pistolenschüsse an der aufgezogenen Zugbrücke, ersparten Abu Obaida dießmal den tragischen Schluß seiner Verzückungen.

Nachdem er mit kräftiger Energie sich aus den Armen der künstlichen Betäubung gerissen, stand er auf, bestrich Stirn und Schläfe mit einer aromatischen Essenz, um seinen Sinnen die volle Stärke wieder zu geben, nahm eine Büchse von der Wand und verließ, noch einmal vorsichtig die Ladung prüfend, das Zimmer, um von der Thüre aus die lärmenden Ankömmlinge zu beschauen.

Nach wenigen Sekunden kehrte er eilig zurück und traf mit ruhiger Umsicht die nöthigen Anordnungen, um dem Gemache den mysteriösen Anstrich des Studierzimmers eines Magiers zu geben, eine kluge Maxime, die viel dazu beigetragen hatte sein unbegränztes Ansehen bei den Stämmen zu begründen und zu erhalten. Bald brannte eine wunderbar geformte Lampe mit einer klaren, bläulichen Flamme, die Kohlen auf dem Heerde des Laboratoriums wurden angezündet und mit stark riechenden Kräutern bestreut, und nachdem er selbst das weiße bequeme Hauskleid mit einem schwarzen persischen Kaftan vertauscht, nahm er am Tische vor einem gewaltigen Folianten mit wunderbaren Hieroglyphen Platz.

„Halt," murmelte er leise mit einem höhnischen Lächeln vor sich hin, „bald hätte ich die Hüterin des Allerheiligsten vergessen!" Und indem er sich abermals erhob, öffnete er die Thür eines Gitterkastens, und auf seinen Ruf schoß eine große schwarze Schlange blitzschnell daraus hervor, und ringelte sich, nachdem sie in langen Windungen einen Umzug durchs Zimmer gehalten, auf einem Teppich zwischen der Oeffnung des Vorhangs zusammen.

Abu Obaida nahm seinen Platz wieder ein und noch einmal einen wohlgefälligen Blick über die Zurüstungen werfend, ließ er lebhaft ein silbernes Glöckchen erschallen.

Ein schwarzer Sklave, stumm, denn man hatte ihn der Zunge beraubt, trat herein und verneigte sich, die Hände über die Brust gekreuzt, mit zitternder Demuth.

„Oeffne die Pforte, Hemavi, und laß die Fremdlinge eintreten, wer sie auch seyen!"

Der Sklave verschwand.

Nach wenigen Augenblicken wurde die Thüre von Neuem geöffnet.

Eine hohe Gestalt, mit dem arabischen Burnus bekleidet, nur mit dem kurzen krummen Damascener bewaffnet, erschien auf der Schwelle, sichtbar von dem Eindruck dieser düstern Klause bewegt.

Die schwarze Schlange hatte sich zischend erhoben, die Thiere in den Käfigen fuhren beim Eintritt des Fremdlings rasselnd gegen die Gitter.

Abu Obaida, in tiefes Sinnen versenkt, rührte sich nicht.

„Salem Aleikum! . . . Verzeihe dem Störer, der in Dein Heiligthum eindringt, den Rath Deiner Weisheit zu erflehen!"

Beim Tone dieser Stimme wendete der Arzt das Haupt und erhob sich dann mit ruhiger Würde.

„Ah, El-Hadschi . . . Du überraschest mich . . . ich glaubte Dich fern an den Ufern der Tafna! — Tritt herein, es verlangt mich, die Gründe Deiner Ankunft zu hören!"

El-Hadschi Abd-el-Kader, denn er war es selbst, schüttelte mit einem melancholischen Lächeln das Haupt, indem sein großes dunkles Auge einen Blick seitwärts zur Erde warf.

Die große Schlange hatte unbemerkt ihr Lager verlassen und sich sprungfertig, nur wenige Schritte von dem mächtigen Häuptling entfernt, züngelnd erhoben.

„Zurück Hekate!" rief gebieterisch Abu Obaida, indem er sie mit einem elektrischen Stabe berührte, während eine plötzliche Bläße sein Gesicht überlief, denn eine Minute später, wäre der Fürst ein Kind des Todes gewesen.

Die stählernen Nerven Abd-el-Kaders hatten nicht gebebt, noch schwebte das melancholische Lächeln um seine Lippen, als die Schlange, gehorsam dem Befehl des Gebieters, in ihren Käfig zurückkroch.

„Verzeihe, mein Freund, die Hüterin der Schwelle that ihre Schuldigkeit. Aber setzt tritt näher . . . was begehrst Du?"

„Ich habe viel und lang mit Dir zu berathen," entgegnete El-Hadschi in geläufigem Französisch, „aber nicht hier . . . diese Luft betäubt meine Sinne. Ich verehre die Wissenschaft und die Weisheit, aber," fügte er mit sardonischem Lächeln hinzu, „die Atmosphäre der Werkstätten verursacht mir Pein!"

Abu Obaida lächelte in gleicher Weise.

„Sey nicht undankbar, Hadschi! Diese Werkstätte hat Deine Heere rekrutirt; die Emirs beugen sich nur vor den Mysterien, nicht vor der Wissenschaft und ihrer Weisheit. Nur in der Umhüllung liegt das Geheimniß der Macht. Nimm dem Fürsten des Abendlandes den Glanz ihrer Herrlichkeit und ihr Ansehen verschwindet, wie der Rauch vor dem Winde!"

. . . . . .

Wenige Minuten später saßen die beiden Männer in einem einfachen, im orientalischen Geschmack eingerichteten Zimmer auf der andern Seite des Hauses.

Mit der Behaglichkeit eines Mannes, der lange jeder Bequemlichkeit entbehrte, streckte sich El-Hadschi auf

das schwellende Polster, sog in langen Zügen den duftenden Rauch aus der gewundenen Pfeife und benetzte die trockenen Lippen mit dem arabischen Lieblingsgetränk, das der stumme Sklave, der einzige Gefährte des einsamen Arztes, servirte.

Das Verhältniß dieser beiden Männer zu einander, deren einer durch die kühne Energie patriotischer Bestrebungen seinen Namen zur Berühmtheit in zwei Welttheilen erhoben, war ein innigeres, als man nach dieser Empfangsscene erwarten sollte. Abu Obaida und der Napoleon der Wüste waren Freunde in einer höheren und edleren Bedeutung des Wortes, als die zivilisirte Welt mit dem Begriffe verbindet.

Seit den ersten Jahren des französischen Krieges hatte sich der Arzt in dieser Wildniß niedergelassen und durch die glänzenden Erfolge, mit denen seine Kunst zu wiederholten Malen verheerenden Seuchen unter den Stämmen ein Ziel gesetzt, durch den geheimnißvollen Anstrich, mit dem er sie übte, durch die Zuverlässigkeit seiner Rathschläge, die er als weiser Magier den Fürsten der Bevölkerung in ihren Kriegen gegen die Franzosen ertheilte, sich eine hohe und unantastbare Achtung erworben.

Abd-el-Kaders Scharfsinn erkannte die Bedeutung dieses Mannes, dessen imponirendes Wesen, dessen überlegene Klugheit, dessen eigenthümliche Stellung ihm mehr als irgend Etwas geeignet schien, ihm zur Erhaltung der Einigkeit unter den leicht verletzlichen Häuptlingen behülflich zu seyn.

El Hadschi's kühner und energischer Geist fühlte sich außerdem sympathetisch durch die gleich kühne und energische Seele des Arztes angezogen, dessen Franzosenhaß dem seinigen gleich kam, dessen überlegene Bildung ihm den Vortheil eines ungenirten Unterrichts bot.

Und in der That ist der Umgang mit dem französischen Arzte die Quelle der europäischen Bildung gewesen, die Abd-el-Kader ausgezeichnet, und einen großen Theil seiner Erfolge begründete.

In dem kleinen Hause am Saume der Wüste, würden die Pläne zu Razzias's und Feldzügen entworfen und während El Hadschi im Felde war, bemühte sich der Arzt mit unermüdlicher Thätigkeit die Bewegung für Abd-el Kader unter den Stämmen zu erhalten und die Organisation des Krieges zu leiten.

Mit der französischen Taktik vertraut, von früher her mit dem Charakter einer Menge von Persönlichkeiten im französischen Lager bekannt, war es Abu Obaida, der das ausgedehnte Bestechungssystem einführte, das im Jahre 1840 Abd-el-Kader zu glänzenden Resultaten verhalf.

Unsere Geschichte fällt in die Zeit der Frühjahrs-Monate des Jahres 1841.

Der Marschall Bugeaud hatte das Kommando des Marschalls Valée übernommen, und durch eine veränderte Taktik Abd-el-Kaders glücklichen Fortschritten Einhalt gethan. Maskara, lange Zeit hindurch die Wiege der Macht des Emirs, war bereits in den Händen der Franzosen, die mit unerhörter Grausamkeit gegen die Bevölkerung vordrangen und die Stämme durch Versprechungen und Bestechungen zum Abfall verlockten.

Abd-el-Kader, in die Nothwendigkeit versetzt, seine Armee nach besten Kräften zu rekrutiren, hatte sich nach dem Schlosse Tafrua, seinem alten Waffenplatz, begeben, und war von hier aus nach dem rothen Hause geeilt, um sich mit Abu Obaida in diesen kriegerischen Momenten zu berathen.

. . . . . .

Nachdem sie eine Zeitlang schweigend geraucht, zog der Emir ein Päckchen mit Briefen hervor, die der Arzt mit Begierde durchflog.

„Ha!“ rief er, während eine drohende Wolke seine Stirn überflog, „wer hat ihnen ein Recht gegeben, ihre Entsittlichung unter Mord und Brand in fremde Welttheile zu tragen, fremde Nationen mit dem Pestgift ihrer Verdorbenheit anzustecken! Eure gerühmte Zivilisation, die Millionen Opfer mit raffinirter Grausamkeit im Anblick raffinirter Genüsse verschmachten läßt, der Nichts heilig ist, als das elende Ich, — welche ekelhafte Ueberhebung, sie als ein Glück der Unkultur aufdringen zu wollen! O, nur noch eine kurze Geduld, ein elendes Jahrhundert und diese stolze Zivilisation erstickt im Schmutze der Laster und des Elends, das sie erzeugte!“

„Du hassest bitterer und ingrimmiger als ich mir dachte!“ entgegnete mit dem Ausdruck aufrichtiger Bewunderung der Emir.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Sir James Roß' Polarfahrt. — Zu den merkwürdigsten Gefahren, welche Sir James Roß auf seiner eben beendigten Nordpolfahrt bestanden, gehört folgendes: nachdem die Schiffe vom 11. Septbr. 1848 bis zum 15. August 1849 fest eingefroren gewesen, setzte sich die Eismasse — ein Feld von mehr als 50 englische Meilen im Umfang — mit dem immer noch fest zwischen ihr eingeklemmten Schiffen in Bewegung, und trieb 23 Tage lang, täglich 8—10 Meilen weit längs der Südküste des Lancaster-Sunds vorwärts, wobei das ganz hülflose Schiffsvolk in jedem Augenblick an verborgenen Klippen oder Eisbergen zu scheitern fürchten mußte. Da, gegenüber der Pond's Bay, mit einer Reihe hoher Eisberge im Gesicht, auf welche man gerade zutrieb, zerschellte wie durch ein Wunder das ungeheure Eisfeld auf einmal in unzählige Bruchstücke, und die Schiffe waren frei und gerettet.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 201 18. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Marianne schwieg erschöpft; es trat eine lange Pause ein; endlich sagte der General traurig: „Steinau wird nicht hierher kommen, — er wird nichts eingestehen, — ich kenne diesen Mann nur zu gut.“

„Nun,“ tröstete der Geistliche, „wenn er sich selbst den Weg der Milde und Schonung verschließt, so bleibt uns ja doch immer das Zeugniß dieser Kranken, im Angesicht des Todes und in Zeugen-Gegenwart abgelegt; — und eine hierauf zu gründende Untersuchung im Rechtswege. — Wir werden Herrn Steinau des Truges in Bezug auf die Gräber des mont-perdu überführen und er wird dann nachzuweisen haben, wohin er Ihre Kinder damals gesendet und welches deren späteres Geschick geworden. — Wollen Sie mich zu ihm begleiten, Herr General?“

Der tief erschütterte Mann schien wie neu belebt von diesem Hoffnungsfunken; er ging dankbar auf den Vorschlag des Geistlichen ein und Beide wollten sich entfernen; da streckte Marianne noch einmal flehend dem General die Hand entgegen: „O gehen Sie nicht so von mir! sprechen Sie das Wort der Verzeihung aus, das mir den Frieden der letzten Stunden und den Muth zum Sterben geben kann!“

„Arme Marianne!“ erwiederte Herr von Andrée mit all der Milde, die ihm so sehr eigen war, „Ihr waret bei weitem unglücklicher als schuldig; — ich beklage Euch von ganzem Herzen, aber ich zürne Euch nicht! — ach, wie könnte ich auch? — Danke ich Euch doch vielleicht ein Glück, das, würde es mir zu Theil, jeden Schmerz der Vergangenheit aufzuwiegen vermöchte! Der gütige Gott gebe Euch Frieden und friste Euer Leben! — ich gehe jetzt, — aber ich kehre wieder, — wolle der Himmel, mit tröstlichen Nachrichten für mich und Euch!“

Hiermit endete die Einleitung zu der Entwickelung eines Dramas, welches, von den Grundelementen niederen Eigennutzes und unwürdigen Verrathes ausgehend, bis hierher fortgeführt war; jetzt aber, seinem Schluß zueilend, seinen bisherigen traurigen Charakter änderte und für die, so lange darunter Leidenden einen helleren annahm.

Es würde zu weit führen, wollten wir diesem Drama von Anbeginn Scene für Scene folgen; auch dürfte uns dadurch zum Theil schon Bekanntes vorgeführt werden; es genüge uns daher, das Strafdekret und Urtheil zu lesen, welches die Landesgerichte, durch mehrere Instanzen mit geringen Abweichungen gleichlautend, über den Kommerzienrath Herrn A. N. Steinau wegen Betruges der unwürdigsten Art gegen seinen Schwager, den General Andrée, und an dessen Kindern verübt, gefällt und für rechtskräftig erklärt hatten.

Ehe wir jedoch den Inhalt dieses Urtheils erfahren, muß ich Einiges bemerken. Erstens, daß General Andrée nur nothgedrungen und nach schwerem Kampf mit sich selbst dahin zu bringen war, gerichtlich gegen seinen Schwager einzuschreiten; aber Herr Steinau zeigte sich eisern im Ablängnen aller gegen ihn, auf Grund von Mariannens Zeugniß erhobener Anklagen; nicht seines würdigen Schwagers rührendste Bitten, nicht dessen feierliches Versprechen, das, seinen Kindern widerrechtlich entzogene mütterliche Erbtheil in keiner Weise zu beanspruchen, nichts von ihm zu fordern, als seine Kinder! — konnte dieß harte Herz rühren und zu einem Zugeständniß bewegen; er glaubte sich vollkommen geschützt, indem er die Anklage Mariannens für das Ergebniß einer kranken Phantasie ausgab und ließ es, obgleich gewarnt, auf die Untersuchung im Wege Rechtens ankommen.

Zweitens. Diese Klagesache, diese harte Anschuldigung eines, wenn auch nicht geliebten, so doch im Allgemeinen geachteten Mannes, erregte ein ungewöhnliches Aufsehen und wurde in allen Kreisen nah und fern besprochen; und wie dieß so oft zu gehen pflegt, daß es nur des ersten Anlasses bedarf, um Zeugen hervorzurufen, die bis dahin nach dem Grundsatz: „Was kümmerts am Ende dich? — und du wirst nicht der Erste seyn, der da zum Kläger wird, wo ohne Kläger kein Richter ist!“ — geschwiegen, so traten nun auch hier Zeugen in Masse gegen Herrn Steinau auf. Sie gehörten größtentheils dem niedern Bürgerstande an und gaben ihre übereinstimmenden Aussagen dahin ab: Ma-

riannens verstorbener Gatte habe am Abende vor seinem Tode in einer munteren Gesellschaft, in welcher er seine wiedererlangte Freiheit durch reichlichen Genuß geistiger Getränke gefeiert, ein Geständniß abgelegt, dem sie damals, eben des Zustandes wegen, in dem der Mann sich befunden, kein großes Gewicht beigelegt; daß aber jetzt dieß Gewicht in ihren Augen gewinne, indem dasselbe mit der, zur Zeit gegen Herrn Steinau erhobenen Anklage völlig gleichlautend sey.

Diese Zeugenaussagen verbunden mit denen Mariannens und des Geistlichen; endlich ein Schreiben eines Mannes, welcher durch die in den Zeitungen mitgetheilten Verhandlungen dieses Prozesses und durch die öffentliche Aufforderung an Alle, welche Licht in dieß Dunkel zu bringen vermöchten, es im Interesse der guten Sache nicht zu unterlassen, aufmerksam geworden, solches den betreffenden Behörden eingereicht, fielen schwer in die Waage, welche sich zu Steinaus Nachtheil tief senkte.

Der Verfasser des erwähnten Briefes war der Direktor eines Waisenhauses in Elsaß. Er zeigte darin an, daß vor dreiundzwanzig Jahren, zu eben der Zeit, in welcher die Kinder des General Andrée aus ihrem bisherigen Aufenthaltsort verschwunden, in einer Nacht zwei schlafende Kinder, ein Mädchen von etwa drei, und ein Knabe von ungefähr zwei Jahren, vor der Thüre des seiner Leitung untergebenen Waisenhauses ausgesetzt, gefunden worden seyen. Nach Kleidung und Wäsche seyen sie dem höheren Stande angehörig gewesen, doch habe man kein weiteres Zeichen ihres Herkommens, keine Spur entdecken können, von wem und weßhalb man sie dem Schutze des Waisenhauses übergeben. Natürlich habe man sie nach den Pflichten der Menschlichkeit aufgenommen und verpflegt. Die Kleinen haben Anfangs geweint in der fremden Umgebung und oft über die Mama, die Tante, zuweilen auch den Namen „Marianne“ gerufen. Um ihre eigenen Namen befragt, habe das kleine Mädchen sich „Lydia“ und den Knaben „Guido“ genannt; ein Mehreres jedoch sey von Beiden nicht zu erfahren gewesen; selbst nicht einmal mit Bestimmtheit, ob sie Geschwister seyen.

Allmälig haben die Kinder sich an das traurige Waisenhaus gewöhnt, und bald durch ihre ungewöhnliche Lieblichkeit aller Herzen gewonnen; so daß man sie nur mit Schmerz hatte scheiden sehen. — Es habe nämlich ein guter Stern über dem Schicksal der liebenswerthen Kinder gewaltet! eine vornehme französische Dame, welche auf der Durchreise dem Waisenhause einen Besuch gemacht, habe die kleine Lydia in ihr Herz geschlossen und an Kindesstatt mit sich nach Paris genommen. Er, der Schreiber dieses Briefes nämlich, habe jedoch ein lebhaftes Interesse für das holde Kind und sein Schicksal, sowohl das vergangene dunkle, wie das fernere, bewahrt und sich in Kenntniß des letzteren zu erhalten gewußt. So habe er denn erfahren, daß sein ehemaliger Pflegling, nachdem er eine vortreffliche Erziehung genossen, die mütterliche Freundin durch den Tod verloren, von derselben zur Erbin eines reichen Vermögens eingesetzt sey und sich mit dem russischen Obersten Goldony vermählt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Fortsetzung.)

„Ich verachte und hasse und ich habe zu Beidem hinreichenden Grund! Mein Weib verhöhnte meine Liebe und meine Treue in der verbrecherischen Umarmung eines Mannes, der sich meinen Freund nannte, eines Mannes, der mir zu unendlichem Danke verpflichtet war; und derselbe Mann, den ich nach den Gesetzen unseres Landes tödten konnte, derselbe Mann, mein langjähriger Freund, ging zum Danke für die letzte Nachsicht hin und denunzirte mich als Theilnehmer an einer Gesellschaft, die zum Zwecke hatte, die furchtbaren Leiden des armen Volkes, Leiden, die nur ein Arzt zu beurtheilen im Stande ist, den sein Beruf in die Höhlen der Armuth, in die Spelunken des Elends und des Verbrechens führt, durch die Begründung einer neuen, besseren Organisation der Gesellschaft zu lindern. Um nicht im Kerker zu verschmachten, mußte ich fliehen, und ich floh mit Entzücken, denn ich entfloh der Hölle einer ausgearteten Zivilisation!“

Schweigend hatte der Emir zum Erstenmale die Ursachen des tiefen unerschütterlichen Hasses Abu Obaida's gegen sein Geburtsland gehört, eines Hasses, der ihm bisher oft unbegreiflich erschienen war, den er eine Zeit lang sogar für den Deckmantel einer kühnen französischen Spionage gehalten hatte, bis die Zuverläßigkeit der Rathschläge des sonderbaren Mannes ihn eines Bessern belehrte.

„Es schmerzt mich,“ sagte er nach einem achtungsvollen Schweigen, „Deinem Herzen einen neuen Schmerz zufügen zu müssen!“

„Meinem Herzen? . . . mein Herz ist todt!“

„Ich empfing traurige Nachrichten über Haschem und Zoraida!“

Das harte Antlitz Obeida's wurde bleich, sein Auge ruhte erwartungsvoll auf dem ruhigen Gesicht des Emirs.

„Man schrieb mir, die Treue Al Haschems fange an, zweifelhaft zu werden, und Zoraida's Herz neige sich ihren Landsleuten zu!“

„Wer schrieb's? Ist nicht der Schreiber vielleicht auch ein Verräther?“ rief Obaida mit zitternder Stimme und große Schweißtropfen perlten von seiner Stirn.

„Ibu Batatu!“

„Ach!“ sagte der Arzt mit dem Ausdruck eines tiefen Schmerzes und begann eifrig den Brief zu durchblicken,

den ihm der Emir mit seinem gewöhnlichen melancholischen Lächeln gereicht.

Nachdem er die arabischen Zeilen wieder und wieder gelesen, erhob er sich und ging mit hastigen Schritten im Gemach auf und ab.

Endlich schien sein Entschluß gefaßt.

„Ich will nicht ungehört verdammen, Hadschi — ich will nicht die Sünde meiner Feinde begehen, die den Schuldlosen mit dem Schuldigen morden.“

„Wir müssen klar in die Karten des Feindes sehen,“ fuhr er fort, „wenn wir mit Glück operiren wollen. Die Nachrichten in diesen Briefen sind so widersprechend, daß ich anfange an der Zuverläßigkeit unserer Spione zu zweifeln. Sie wenden sich mit dem Kriegsglück . . . Weßhalb keine Briefe von Haschem und Zoraida? . . . Ich will selbst sehen und hören, ich will mich in den Rachen des Löwen stürzen, und wehe ihnen, wenn es wahr ist, was ich befürchte!“

„Das ist es, warum ich Dich bitten wollte. Du allein wirst im Stande seyn, klar durch die Nebel zu sehen. Gehe und möge Allah Dich schützen!“

Und nach einer langen und umfassenden Berathung scharrten die Rosse vor der Thüre, die Freunde ritten schweigend über die herabgelassene Zugbrücke, und das einsame Haus blieb unter der einzigen Obhut des stummen, demüthigen Schwarzen.

2.

Algier bot schon damals den eigenthümlichen Anblick der Vermischung der orientalischen und europäischen Kultur. Häuser im französischen Styl wechselten mit maurischen Gebäuden und von den Minarets der Moscheen riefen die Imams die Stunde, die von den Glocken der christlichen Kirchen verkündet wurde, Turbans und Hüte, französische und morgenländische Damentoiletten gingen auf den Straßen aneinander vorüber und betrachteten sich mit gegenseitigem Vergnügen.

Bereits begann der Einfluß der französischen Sitten die strenge Zucht der Harems zu untergraben, die schönen Verehrerinnen des Islams erschienen, wiewohl noch immer verschleiert, im Theater, statteten Besuche bei französischen Damen ab und benutzten nur zu gern jede sich darbietende Gelegenheit zu Liebeshändeln mit den jungen französischen Offizieren, die den Abschied von Paris nur in der Hoffnung auf morgenländische Abenteuer verschmerzt hatten.

In der großen und breiten Straße, die Algier von Osten nach Westen durchschneidet, promenirten sie in den kühlen Morgen- und Abendstunden, um Blicke zu wechseln und Einladungen zu den gefährlichen Stelldicheins zu empfangen, von denen Mancher niemals zurückkehrte.

An einem prachtvollen Morgen, einige Tage nach den Scenen, die wir im ersten Kapitel beschrieben, schlenderten zwei junge Offiziere vom Regimente der Spahis an den glänzenden Läden und Kaffeehäusern der Straße Almansor plaudernd auf und nieder.

„Albert,“ sagte der Aeltere von ihnen zu seinem Begleiter, „ich rathe Dir, vorsichtig zu seyn. Diese verdammten Türken, wie freundlich sie sich auch anstellen, vertragen in diesem Punkte dennoch keinen Scherz. Ich erinnere Dich an Delavigne und Juft — sie sind spurlos verschwunden, und wer weiß, in welchem Sumpfe ihre Leichname modern!“

„O Du steinherziger Weiberfeind! Wenn diese hübschen Kinder uns so sehnsüchtig anlockend mit ihren großen schmachtenden Augen ansehen, ist es nicht Christenpflicht, sie für die Leiden ihrer unbarmherzigen Gefangenschaft zu trösten? Aber beruhige Dich! Die Schönheit, die ich anbete, zu der mich bereits eine Leidenschaft zieht, heißer, glühender, als ich sie jemals empfunden, diese Schönheit, obgleich sie Zoraida genannt wird und in türkischer Tracht erscheint, ist dennoch so wenig in einem Harem geboren, wie ich und Du . . . Dieses Französisch, so rein, so echt parisisch elegant, diese sprühende Elastizität des Geistes, diese umfassende und vielseitige Bildung, wie man sie nie bei den schwerfälligen Türkinnen findet . . .“

„Du hast eine Braut in Paris, eine Braut . . .“

„Schweige . . . erinnere mich nicht an diese verhängnißvolle Verbindung! . . . sie lockt mich nicht wieder in die Heimath zurück, diese flatternde, herzlose Kokette. Denke Dir unsern Abschied. Ich war zärtlich, fast wehmüthig gestimmt: sie heiter und ausgelassen, als sollte ich eine Spazierfahrt auf der Eisenbahn machen. „„Kein Jeremiasgesicht, Albert . . . das steht Ihnen nicht . . . schicken Sie mir nächstens ein Bündchen Straußfedern herüber . . . und jetzt Adieu — Sie wissen, ich hasse die Scenen und bin eben genöthigt, an meine Toilette zu denken!““ Und damit nickte mir meine Zukünftige gleichgültig zu und verschwand an der Hand ihrer eben so koketten und einfältigen Mama! . . . Was meinst Du dazu?“

„Hm! . . . Aber woher schreibt sich Deine neue Bekanntschaft mit der französirenden Türkin?“

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung im Mai und Junius 1849.

Von Ludwig Bamberger.

Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1849.

Unter den zahlreichen kleinen Flugschriften, welche die badische und pfälzische Revolution zu beleuchten angefangen haben, sind die meisten von versprengten Frei-

schälern mit vieler Leidenschaftlichkeit geschrieben. Eine sehr ehrenwerthe Ausnahme macht aber die Schrift von Bamberger. Sie befleißigt sich nämlich der strengsten geschichtlichen Treue und der naivsten Aufrichtigkeit. Zwar bekennt sich der Verfasser warm und unumwunden zur Republik, und will auch nicht einen der Grundsätze aufgeben, für die er im Mai zu den Waffen gegriffen hat; allein für wie unumstößlich richtig er diese Grundsätze hält, eben so fest ist er von der Erbärmlichkeit der Fähigkeiten und Mittel überzeugt, durch welche sie in der Pfalz und in Baden haben zur Geltung gebracht werden sollen, und seinen eigenen Gesinnungsgenossen zur Warnung entwirft er das schmachvolle Bild der Pfälzer Revolution, einzig in der Absicht zu zeigen, wie man eine Revolution nicht machen soll. Diese seine Offenherzigkeit und treue Berichterstattung kommt nun auch allen den Lesern zu gute, die seine Grundsätze nicht theilen. Sein kleines Buch hat den Werth eines geschichtlichen Aktenstückes, einer unverwerflichen Zeugenaussage.

Bamberger ist ein Rheinhesse, und war im vorigen Frühjahr im engsten Einverständniß mit Zitz. Am 9. Mai kam nach Rheinhessen die Nachricht aus der Pfalz, daß daselbst 30,000 Mann schlagfertig stünden, und daß bereits ein preußisches Bataillon auf dem Wege nach Landau zur Umkehr gezwungen worden sey. Darauf beschloß die demokratische Partei auch in Rheinhessen loszuschlagen und den Pfälzern Zuzug zu leisten. Etwa 1500 hessische Freischärler sammelten sich in Wörrstadt, aber ohne Geld, zum großen Theil ohne Waffen und ohne irgend ein Kommando. Nur der Zufall verschaffte ihnen einen provisorischen Befehlshaber von sehr geringen Fähigkeiten. Dabei befand sich ein Anhang von etwa hundert Bassermann'schen Gestalten, „wie sie der ehrenwerthe Reichskommissarius wohl kaum so schrecklich auf der gefährlichsten seiner nächtlichen Wanderungen gesehen hat." Bamberger verhehlt nicht, ihm selber sey bei ihrem Anblick „etwas Bassermännisch" zu Muthe geworden. Er und die Bessern der kleinen Armee suchten gleich Anfangs sich dieses Gesindels zu entledigen, das war aber nicht möglich. Nun galt es wenigstens einige Disziplin bei diesen unbotmäßigen Republikanern zu handhaben, und mit Beschämung gesteht der Verfasser, daß alle Ermahnungen im Geist der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nichts gefruchtet hätten, bis der provisorische Befehlshaber des Korps seine Zuflucht zu echt soldatischer Grobheit genommen habe, das habe dem Gesindel imponirt. „Ich habe," fügte der Verfasser hinzu, „nach der Hand tagtäglich so schlagende Beweise von der verderblichen Wirkung der Höflichkeit und der vortrefflichen der Grobheit erlebt, daß ich mich mit einem Theil der Mißbräuche des stehenden Heeres ausgesöhnt habe."

Das Korps bewegte sich über Alzei und Pfeddersheim nach der Pfalz, wo es sich bereits angekündigt und um Instruktionen gebeten hatte. Da empfing es einerseits von dem damaligen Pfälzer Oberkommandanten Fenner von Fenneberg den Befehl nach Dürkheim zu marschiren und sich bis Neustadt auszudehnen, andererseits vom damaligen Pfälzer Landes-Ausschuß den Befehl nach Kirchheim-Bolanden zu marschiren. Um zu erfahren, welcher von diesen beiden einander widersprechenden Befehlen denn gelten solle, wurde Bamberger nach Kaiserslautern geschickt, wo der Landesausschuß tagte. Da erfuhr er aber, daß man gar keinen Operations- oder Defensionsplan habe, und daß es ebenso gleichgültig sey, wohin das rheinhessische Korps sich wenden, als in welchem Wirthshause er einkehren wolle. Was ihn aber am meisten erschreckte, war die Nachricht, daß das preußische Bataillon, welches auf dem Wege nach Landau gewesen war, nicht etwa vor der Kriegsmacht der Pfälzer, sondern nur vor einem Befehl des Reichskommissärs Eisenstuck zurückgewichen sey. Bamberger sagt: er habe sich bald überzeugt, daß, wenn sich jenes Bataillon Preußen um Eisenstuck nichts bekümmert hätte und vorgerückt wäre, es siegreich durch die ganze Pfalz hätte ziehen können, so wenig sey die Pfälzer Volkswehr irgend eines Widerstandes fähig gewesen. „Ein patriarchalischeres Treiben als bei dem Landesvertheidigungsausschuß und bei der provisorischen Regierung, bemerkte der Verfasser, habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Da saßen die fünf oder sechs Männer beisammen von Morgens bis Abends und beriethen durcheinander und miteinander, alles was vorkam, vom Höchsten bis zum Geringsten." Jeder Hereintretende konnte mitreden und mitrathen. Alle Augenblicke kamen Leute. Der Justizminister mußte mit dem Stockmeister über die Atzung von drei eingebrachten Gefangenen weitläufig unterhandeln; der Finanzminister mußte ein Paar Ellen schwarzrothgoldenes Band kaufen; der Konseilpräsident mußte auf die Straße hinunterlaufen und sich eine halbe Stunde lang damit beschäftigen, zwei Streitende zu beruhigen ꝛc." In eben solchen Kleinlichkeiten trieb sich Fenner herum, der auch bald aller Verantwortung durch eine schnelle Abdankung sich entledigte. Man hatte unterdeß nach Paris geschickt um irgend einen Franzosen oder Polen aufzutreiben, der die große Sache der deutschen Nation als Obergeneral verfechten sollte. Außerdem hatte man eine Kommission nach Belgien geschickt und für 20,000 Gulden Gewehre aufkaufen lassen; aber die Gewehre mußten in Lüttich liegen bleiben, weil Frankreich sie nicht durch seine Gränzen passiren ließ. Die Kommissäre kamen wieder ohne Gewehre und ohne Geld, belastet mit dem gerechten Vorwurf, daß sie wenigstens das letztere nicht vorher hätten hergeben sollen, ehe sie sich eines sichern Transports nach der Pfalz versichert haben würden.

(Schluß folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 202 20. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Auch für den Knaben Guido habe die Vorsehung gütig gesorgt, wenn gleich sie ihn dabei mehr auf Uebung eigener Kräfte angewiesen. Er sey nämlich aus dem Waisenhause, mit Berücksichtigung seiner vorwaltenden Neigung für den militärischen Stand, in eine Militär-Erziehungsanstalt gekommen; und habe sich durch Talent und ausdaurnden Fleiß bald zum Range des Offiziers emporgeschwungen. Da der wahre väterliche Name des jungen Mannes nicht zu ermitteln gewesen, so habe er den, welchen man dem lieblichen aufgeweckten Knaben im Waisenhause Anfangs scherzweise beigelegt und dann aus Gewohnheit fortgeführt, beibehalten und stehe zur Zeit unter dem Namen „Guido Montbrillant," als Lieutenant in königlich ..... schen Diensten.

Dieß sey Alles, was der Berichterstatter mit Bestimmtheit über jene beiden Kinder zu sagen wisse; aber im Herzen zweifle er kaum mehr daran, daß dieselben die vermißten und schmerzlich gesuchten Kinder des General Andrée seyen; und er wünsche im Interesse seiner ehemaligen Schützlinge sowohl, wie in dem des Vaterherzens, der eingeleiteten Untersuchung den glücklichsten Erfolg."

Dieser Brief war eben bei den Gerichten eingegangen, als ein neuer Zeuge gegen Herrn Steinau auftrat und zwar in Gestalt eines ehemaligen Dieners desselben. Er gab zu Protokoll:

„Vor dreiundzwanzig Jahren habe Herr Steinau ihm den Auftrag gegeben, die Kinder des Generals Andrée vor dem Waisenhause zu ..... in Elsaß (es war dasselbe, von dessen Direktor der oben erwähnte Brief eingereicht worden war) auszusetzen; da beide Eltern desselben todt seyen und auf diese Weise am Besten für die Waisen gesorgt werden könne. — An diesen Auftrag habe Herr Steinau jedoch die Bedingung strenger Verschwiegenheit geknüpft, und als Preis derselben reichen Lohn verheißen. Er habe hinzugefügt: daß er seine Gründe zu diesem Verfahren habe, dieselben jedoch nicht näher erörtert; und der Diener habe sich nicht für befugt gehalten, darnach zu forschen. Herr Steinau habe ihm in Aussicht gestellt, wie er mit der von ihm zu erhaltenden Summe in fernen Landen, etwa in Amerika, sein Glück machen könne. — Diese Aussicht habe ihn gelockt, sein Hang zu einem abenteuernden Leben sey hinzugekommen; kurz, er habe das geforderte, feierliche Versprechen des Schweigens geleistet, den Auftrag ausgeführt, den Lohn empfangen und sich im Besitz desselben in die neue Welt übersiedelt.

Herrn Steinaus Verheißungen von dort zu findendem Glück seyen für ihn über Erwartungen in Erfüllung gegangen; d. h. was den Erwerb irdischer Güter anbelange. — Im Uebrigen haben ihn Gewissenszweifel: ob jene geheimnißvolle Aussetzung der Kinder des General Andrée auch wirklich eine rechtliche Handlung gewesen? oft gequält; — auch habe ihm die aufgegebene Heimath durch die neue nicht vollkommen ersetzt werden können; kurz, er habe seines äußeren Glückes nie recht mit innerem Frieden genossen. Indeß seyen Jahre auf Jahre hingegangen; er habe im Laufe derselben wohl oft an die Heimkehr gedacht, zur Ausführung seyen diese Gedanken indeß nie gekommen, und er darüber ein alter Mann geworden. Da endlich sey er zu einem entscheidenden Schritt veranlaßt worden. Als natürliche Folge seines rege bewahrten Interesses für sein Geburtsland habe er auch im fremden Lande die europäischen Zeitungen gelesen und in ihnen endlich Etwas gefunden, was seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, die Verhandlungen des Andrée-Steinau'schen Prozesses nämlich und die gerichtliche Aufforderung: „Alle, welche zur Aufklärung dieser in Dunkel gehüllten Angelegenheit irgendwie mitzuwirken im Stande seyen, möchten dieß unverweilt thun! Dieser Prozeß und diese Aufforderung haben ihm plötzlich Manches klar gemacht — und sein Entschluß sey schnell gefaßt worden; um so mehr, da die Ausführung desselben ihn in die oft schmerzlich vermißte Heimath zurückgerufen, und er Gelegenheit zu finden gehofft habe, sich da, wo man ihn einst als armen Bedienten gekannt, jetzt als reicher Mann zeigen zu können. — Es waren also Rücksichten der Gerechtigkeit für Andere sowohl, wie Rücksichten für sich selbst; sodann die Erwägung, daß er Herrn Steinaus Auftrag einst nur in der Voraussetzung vollführte, daß die Kinder des General Andrée wirklich vater- und mutterlose Waisen seyen; und auch nur in diesem Glauben und gleichfalls nur über das, was er zu jener Zeit wisse, nicht aber auch

Digitized by Google

darüber, was er später erfahren könne, Schweigen gelobt, was seinen Entschluß zur Rückkehr nach Europa und seiner vorliegenden Anklage gegen Herrn Steinau zur Reife gebracht. Jeder etwaige Einwand des Gewissens über ein gebrochenes Versprechen sey in ihm durch die Thatsache widerlegt, daß der General Andree zur Zeit noch lebe; Herr Steinau also nicht berechtigt sey, die Heiligbaltung eines Gelöbnisses zu erwarten, welches er nur durch trügerisches Vorgeben erschlichen habe." —

Auf Grund aller dieser Zeugenaussagen (obgleich der Angeklagte auch jetzt zu keinem Zugeständnisse zu bewegen war), lautete das über denselben gefällte Urtheil folgendermaßen:

„Herr A. N. Steinau sey der gegen ihn erhobenen Anklage schmählichen Truges als schuldig zu erkennen und zur Abbüßung dieser Schuld einer Gefängnißstrafe von fünf Jahren verfallen; ingleichem zur Erstattung des den Kindern des General Andrée geraubten mütterlichen Erbtheils verpflichtet und mit seinem ganzen Vermögen dafür haftend."

Indeß hatte es eines längeren Zeitraumes bedurft, um dieser Angelegenheit eine feste Gestaltung zu geben, als ich hier gebraucht, um den Verlauf derselben wiederzugeben; und Jahr und Tage lagen zwischen dem Beginn des Prozesses und der Entscheidung desselben.

In Folge der hier berührten Ereignisse waren natürlich Veränderungen in den gegenseitigen Beziehungen der uns vorgeführten Personen eingetreten. General Andrée war aus einem trauernden ein glücklicher Vater geworden; Frau von Goldony und Guido (Montbrillant) seine glücklichen Kinder! das Dunkel, welches über der Vergangenheit Beider geschwebt, war nun aufgeklärt, sie wußten nun dem Zuge der Seele, der sie zu einander und zu dem ungekannten Vater zog, Deutung zu geben! und Alle verehrten mit innigem Danke Gottes Walten, seine väterliche Güte, welche allendlich jedes Dunkel aufklärt und die hier so lange Getrennten wieder vereinte.

Auch in dem äußern Leben dieser uns befreundeten Personen war eine Veränderung in sofern eingetreten, als der Oberst Goldony in sein Vaterland zurückkehren müssen, wohin seine dienstliche Pflicht ihn rief; seine Gemahlin aber hatte er, da alle erkannten, daß dieß zweckdienlich und wünschenswerth seyn möchte, bis zum Schluß der angeregten Untersuchung unter dem Schutz des wiedergefundenen Vaters und Bruders an dem Ort der Handlung zurückgelassen; nur daß man mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit unsern freundlichen, nun aber öde gewordenen Badeort mit der nahen Stadt vertauscht und hier dauernd Wohnung genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Fortsetzung.)

„Französirende Türkin? . . . Ich verzeihe Dir, Fernel, bis Du sie selbst gesehen. Ich werde Dich einführen . . . Kennst Du Haschem, den reichen Türken, der einen Salon eröffnet hat, wo der Luxus des Orients sich auf die unnachahmlichste Art mit dem ausgesuchtesten Luxus der vorzüglichsten Häuser der Chaussé d'Antin verbindet, und der liberal genug ist, die Frauen seines Harems an diesen Gesellschaften Theil nehmen zu lassen?"

„Nein . . . Du weißt, ich war stets nur wenige Tage in Algier. Aber ich hörte vor einer Zeit, dieser Haschem, der schlaueste, pfiffigste Patron, der jemals in einem Turban gewandelt, sey der Regierung dringend verdächtig gewesen?"

„Gewesen, allerdings . . . aber er hat sich jetzt auf die eleganteste Weise von diesem Vorwurf gereinigt. General Damremont sagte mir selbst, daß Haschems Einfluß unter den Stämmen wesentlich zu den günstigen Erfolgen des Marschall Bugeaud beigetragen habe. Die Regierrng läßt ihm dafür ungeheuere Vergünstigungen . . ."

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch der beiden Freunde durch die Annäherung zweier Damen unterbrochen, die, von schwarzen und weißen Dienerinnen gefolgt, langsam die Straße heraufgewandelt kamen.

Albert Dujardin erröthete lebhaft.

„Das ist sie!" flüsterte er dem Freunde zu, mit den Augen auf die Eine der Damen deutend, die jetzt zur Rechten ihrer Begleiterin in unnachahmlich geschmackvoller, halb französischer, halb orientalischer Toilette vorüber trippelte.

Eine Sekunde später bückte sich der junge Offizier, um ein kleines Bouquet aufzuheben, zwischen dessen duftenden Blumen ein zierliches Briefchen verborgen war.

„Ich warne Dich noch ein Mal vor diesen Thorheiten! Wir sind hier nicht in Paris und jedenfalls nicht nach diesem verteufelten Algier gekommen, um verliebte Abenteuer zu bestehen. Es sollte mir leid thun, auch noch den dritten Freund einer maurischen Schönen willen zu verlieren. Denk' an die Aufgabe, die Du Dir stelltest . . . Du wolltest Deinem Vater nachforschen, wenn ich nicht irre?"

„Ich habe sie noch keinen Augenblick aus dem Gedächtniß verloren . . . aber kann mich das hindern, nebenbei meinem Herzen zu folgen? Ich sage Dir, Fernel, es ist hier nicht von einer Galanterie, von einem leichtfertigen Abenteuer, sondern von einer Leidenschaft die Rede, die meine ganze Seele erfüllt . . . Es steckt ein Geheimniß hinter dieser bezaubernden Erscheinung, das ich noch nicht zu ergründen vermochte, obwohl ich

seit länger als einem Monat in tägliche Berührung mit ihr komme. Sie theilt meine Gluth, ihr ganzes Wesen drängt sich mir entgegen . . . Nun, vielleicht erfahre ich heute den Zusammenhang ihres Schicksals, vielleicht kann ich heute . . .“

„Mäßige Dich, Freund, das Straßenpflaster von Algier ist ein unwürdiges Podium für Deine überschwenglichen Deklamationen!“

Die beiden Offiziere waren jetzt vor dem Portal des Gouvernementsgebäudes angelangt. Der Kapitän Fernel zog den Arm aus dem seines Freundes, und eine Zeit des Wiederfindens im „Caffé Montblanc“ bestimmend, eilte er die breiten Marmorstufen hinauf, während Albert Dujardin mit geflügelten Schritten verliebter Ungeduld seinem Quartier zueilte, um in der Einsamkeit seines Zimmers den Inhalt des Briefes der geheimnißvollen Geliebten zu studiren.

In dem Augenblicke, wo die Freunde sich trennten, kehrte ein elegant gekleideter, vornehm aussehender Mann, der ihnen unbemerkt Schritt für Schritt gefolgt war und das ziemlich laut geführte Gespräch fast Wort für Wort mit angehört hatte, hinter ihnen um und nahm, in tiefes Sinnen versunken, ein halblautes: „Um fünf Uhr im Caffé Montblanc“ vor sich hinmurmelnd, den Weg zurück, den er eben gekommen. An der Ecke der Straße hielt ein Diener ein prächtiges, reich geschirrtes arabisches Roß, der Fremde warf sich graziös in den Sattel und ritt im kurzen Galopp die Straße nach der Metidscha hinab.

3.

Es war ein prachtvolles orientalisches Zimmer zu ebner Erde. Ueppige Polster zogen sich an den Wänden entlang, weiche persische Teppiche bedeckten den Boden, der durchdringende Geruch des feinsten Rosenöls erfüllte die Luft, angenehm abgekühlt durch die frischen Wasser des Springbrunnens, der dicht vor den geöffneten Flügelthüren plätscherte.

Zoraida, noch in demselben Kostüm, das sie auf ihrem Morgenspaziergange getragen, stand angelehnt an die marmornen Säulen des Portals und schaute gedankenvoll auf den krystallhellen Wasserstrahl, der in Myriaden glitzernder Perlen herniederfiel.

Zoraida war eine Schönheit eigenthümlicher Art. Schlank, fast mager, wurde die runde Wellenlinie bei ihr durch die Grazie der Bewegung ersetzt. Gleich den spanischen Tänzerinnen konnte sie ihre feine Nattertaille rechts und links, vorwärts und rückwärts biegen, sich wie eine Schlange winden lassen, während ihre Hüften kaum unter dem wollüstigen Wiegen schwankten.

Ihr Teint war für europäische Schönheitsansprüche vielleicht etwas zu dunkel gefärbt, aber die sammetartige Haut, die feinen inkarnatrothen Lippen, die großen, schwimmenden und doch wieder durchdringenden, Geist und Leben sprühenden, gebieterischen Augen, verliehen ihrer Erscheinung einen doppelten Zauber, den Zauber hingebender Weiblichkeit und umsichtiger und kräftiger Energie.

„Warum hat die Natur meine Seele in dem Körper eines Weibes gefesselt . . . o welche Ohnmacht, welche vernichtende Abhängigkeit! Ueberall beschränkt und gedemüthigt, machtlos im Handeln, selbst da, wo das Herz uns gebieterisch drängt . . . ich kann und will nicht länger gehorchen, ich will nicht länger die Verrätherin meiner Landsleute werden . . . ich fliehe mit ihm . . . Er, die Freiheit und eine Wüste, und ich werde zum ersten Male leben!“

Wer war Zoraida, deren Schicksal den finsteren Obaida aus seiner Wildniß nach Algier gelockt?

Wer war sie, selbst er wußte es nicht. Weder den Namen ihrer Eltern, noch den Ort ihrer Geburt sollte sie jemals erfahren.

Auf der Reise nach Konstantine waren ihre Eltern von einer Razzia überfallen und getödtet worden, sie selbst, damals ein fünfjähriges Kind, wurde weinend auf der Leiche ihrer Mutter vom „Arzte der Wüste“ gefunden, der sie mit sich führte in sein einsames Haus.

Abu Obaida hatte eine Magd aus ihr machen wollen; ihre Schönheit, ihr überraschender Verstand hatten ihn anders bestimmt. Von Zeit zu Zeit in der einsamen Wildniß das Bedürfniß gebildeten Umgangs fühlend, gab er ihr eine umfassende Bildung, dem Instinkt der weiblichen Natur ihre Entwicklung nach der andern Seite hin überlassend.

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung im Mai und Junius 1849.

(Schluß.)

Man setzte nun seit der großen Militärrevolution in Rastatt in der Pfalz alle Hoffnung auf Baden, sein Heer, seine Kriegsvorräthe. Bamberger wurde nach Karlsruhe geschickt, aber Brentano wollte nichts von einer politischen Einverleibung der Pfalz in Baden wissen, und obgleich eine militärische Verbindung zwischen beiden Staaten beliebt wurde, so weigerte sich doch der badische Kriegsminister Eichfeld den Pfälzern Waffen verabfolgen zu lassen, wie sehr sie auch daran Mangel litten und welcher Ueberfluß daran in Baden zu finden war. Uebrigens erzählt der Verfasser, im badischen Kriegsministerium habe dieselbe Verwirrung und Kleinigkeitskrämerei geherrscht, wie im pfälzischen; Eichfeld habe seine Zeit damit vergeudet, Privatbeschwerden abzuhören, dem ein Paar Schuhe, jenem eine Flinte zu geben ꝛc. Siegel brachte mehr Schwung in die Armee,

und beschloß eine kühne Offensive gegen Rheinhessen, aber theils hemmte Brentano seinen Eifer, theils beging man den Fehler, erst den Erfolg der Odenwälder Insurrektion abzuwarten, um dann siegreich vorzuschreiten, anstatt mit der ganzen disziplinirten badischen Kriegsmacht vorzugehen. Bamberger bedient sich des Ausdruckes; die Hessen hätten für die Badner die heißen Kastanien aus dem Feuer langen sollen. Er selbst, so wie das ganze rheinhessische Korps in der Pfalz war gegen diesen badischen Plan und versagte die Theilnahme, wohl wissend, daß Odenwälder allein, ohne die kräftigste Unterstützung von badischer Seite, nichts ausrichten könnten. Hätten sie etwas ausrichten können, so würden die 1500 Mann, die nach der Pfalz gerückt waren, von vornherein in Rheinhessen geblieben seyn. Genug, in dem Gefecht von Oberladenbach wurde die rheinhessische Bewegung unterdrückt, und der Eindruck davon war der badischen und Pfälzer Sache in hohem Grade ungünstig. Vorher hatte man noch gehofft, durch den Odenwald werde sich die Bewegung nach Franken und Thüringen fortpflanzen, seit dem Gefecht von Oberladenbach sah sich der pfälzische und badische Aufstand abgeschnitten und isolirt.

Jetzt kam der alte polnische General Sznaide in der Pfalz an, um den Oberbefehl zu übernehmen. „Ich kann mir, schreibt Bamberger, keine Erscheinung denken, welche weiter von dem Bilde entfernt wäre, das man sich von einem politischen Insurrektionschef macht, als die des Generals Sznaide.“ Der kleine dicke alte Herr hätte, wenn ihn die Jahre auch nicht schon so sehr gebeugt hätten, doch nichts ausrichten können, da den Pfälzern Geld, Waffen und Disziplin gebrachen. Sznaide äußerte sich daher gleich in den ersten Tagen gegen Bamberger: nichts in der Welt hätte ihn hierher gebracht, wenn er gewußt hätte, wie es hier aussähe. Die Versuche, das Landvolk aufzubieten, fielen kläglich aus; zwang man auch hie und da einige Dörfer ihre Mannschaft zu stellen, so lief sie beim ersten Anlaß wieder davon. Requirirten die Republikaner Pferde, so schafften die Besitzer derselben sie heimlich über die Gränze. Die große Masse des Volkes war renitent. Die Freiheitsarmee litt sogar Mangel an Offizieren, daß ein preußischer Unteroffizier, der sich nach der Pfalz verlaufen hatte, weil ihm sein allerunterthänigstes Gesuch um eine Zivilanstellung vom König von Preußen abgeschlagen worden war, sofort Major in der pfälzischen Armee, aber schon zwei Tage nachher total betrunken auf der Straße liegend gefunden wurde. Auch der Chef, den Sznaide dem rheinhessischen Korps gab, war gänzlich unfähig. Von der Konfusion, die in der Pfalz herrschte, macht man sich einen Begriff, wenn man erfährt, wie einmal ein Kommissär der provisorischen Regierung in einer wichtigen Sendung unterwegs von der Volkswehr, weil sie ihn nicht kannte und er keinen Ausweis hatte, arretirt und von zwei Mann weitertransportirt wurde, diese seine beiden Wächter aber und er selbst abermals im nächsten Orte wieder von einer andern Volkswehr, weil sie sich nicht ausweisen konnten, festgenommen wurden. Bei einer so großen Unordnung und Befehlsunfähigkeit, war es nicht möglich, die Festungen Landau und Germersheim zu nehmen, wie leicht es auch damals noch gewesen wäre. Der kühne Versuch, den Blenker auf Landau machte, scheiterte, wie Bamberger ausführlich berichtet, weniger an der Festigkeit der Besatzung,*) als an der Unzuverläßigkeit und Feigheit seiner eigenen Leute. Wie hätte sich das Pfälzer Freiheitsheer nun erst gegen die Preußen wehren können, als diese zur Offensive schritten! Es kam zu gar keinem Kampf. Eine Kompagnie, welche die Ebernburg an der Nahe besetzt hielt, verließ diesen Posten, noch ehe der Feind kam. Andere detachirte Korps machten es ebenso, weil sie voraus wußten, daß man sie im Stiche lassen würde. So trafen die Freiheitsschaaren unvermuthet wieder zusammen, nachdem sie kaum auf ihre verschiedenen Posten entsendet worden waren. Als eine Pfälzer Kompagnie bei Morschheim von 15 preußischen Soldaten, die sich im Korn versteckt hatten, beschossen wurde, nahm sie sogleich die Flucht. Die andern ließen es auf ein so zufälliges Zusammentreffen gar nicht ankommen, sondern liefen noch zu rechter Zeit davon, und hatten die Freude, von Mieroslawski den Befehl zu empfangen, sich nach Baden zu ziehen. So konnten die Preußen die ganze Pfalz besetzen, ohne irgendwo einen nennenswerthen Widerstand zu finden. Bamberger meint, sie seyen viel zu spät und viel zu vorsichtig eingerückt. Bei dem Zustande, in welchem die Pfalz sich befand, hätten die Preußen ihren Zweck viel schneller und gründlicher erreichen, und dem badischen Heere durch einen Uebergang über den Rhein viel früher in den Rücken kommen können. Mit Recht wundert sich der Verfasser, warum Mieroslawski und das badische Kriegsministerum, wenn sie doch die Pfalz im Stich lassen wollten, nicht wenigstens die Rheinübergänge gewahrt hätten; aber nirgends war dieß geschehen. Daß unter diesen Umständen das rheinhessische Korps an jedem Erfolg verzweifelte und sich auflöste, erscheint gerechtfertigt. Der Verfasser macht am Schluß noch einige sehr praktische Bemerkungen über den s. g. Widerstandsformalismus, d. h. über die Thorheit der Menschen, sich dann noch wehren zu wollen, wenn ihre Sache ganz gewiß verloren ist. Der Verfasser spricht überall nur von dem, was er selbst gesehen und erlebt hat; es ist daher zu bedauern, daß er nur auf einem kleinen Schauplatz thätig war, und wäre sehr zu wünschen, daß sich gleich aufrichtige und klarblickende Referenten für die größern Scenen des badischen Aufstandes möchten finden lassen. (Allg. Zeitung.)

*) Es befand sich übrigens ein Kern treuer Soldaten in Landau, geführt von entschlossenen Offizieren.

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 203 22. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Die liebliche Annika war viel bei Lydia, die ihr noch theurer geworden, seit sie wußte, wie nahe die Natur Beide gestellt; aber auch dieß Verhältniß hatte eine Veränderung erlitten; es war noch wärmer geworden, als früher, aber weniger glücklich! — das einst so unbefangene, beseligende Vertrauen fehlte! — Lydia fühlte neben der Liebe ein zärtliches Mitleid für Annika, ihr war, als könnte sie ihr nie schonend genug begegnen, — sie konnte ihrer jungen Kousine nicht mehr ohne Rückhalt all ihre Gefühle hingeben, wie sie es der ihr fern, nun dem Herzen so Nahestehenden gethan. — Und Annika? — auf ihr, der Unschuldigen, lastete schwer des Vaters Schuld! — Lydia's Anblick war für sie stets in Verbindung mit jener! — das machte sie nur noch liebevoller, aber scheu und traurig. — Ach, sie war überhaupt verändert die einst so glückliche Annika! die liebliche Philomele sang keine Lieder der Freude mehr, jeder Hauch derselben war in dem Gefängniß ihres Vaters erstorben; wo sie ihn während der Untersuchungshaft so oft besuchte, als man dieß ihren dringenden Bitten gestattete. Wie gerne hätte Annika an seine Unschuld glauben mögen, aber diese Wohlthat wurde ihr nicht! — neben allen dagegen sprechenden Zeugnissen lag für sie das redendste Schuldbekenntniß in den Augen, dem Benehmen ihres Vaters, ihr gegenüber. — Als sie die erste Kunde von dem Ereigniß erhielt, das sie so unglücklich machte, umarmte sie den Vater schmerzlich und bat: „Vater, sage deinem Kinde, ob es hoffen darf, oder fürchten muß? — ob man dich verleumdet, oder" — sie konnte nicht vollenden. Da hatte Herr Steinau, der seinem einzigen Kinde gegenüber ein durchaus anderer und besserer Mensch war, als er sich gegen jeden andern Sterblichen bewies, traurig geschwiegen und den Blick langsam abgewendet von dem unschuldigen und kummervollen Gesicht der Tochter. Als nun diese noch einmal fragte: „Hast du keinen Trost für deine Annika?" — da hatte er sie auf die Stirn geküßt und gesprochen: „Segne und beschütze dich Gott, mein Kind! — und nun geh, frage mich um nichts, — gegen dich war ich stets wahr! — und was ich auch gethan, ich that es mit um deiner willen! — frage mich nichts weiter und schweige." —

Annika schwieg. — aber ach, sie wußte genug, um nichts mehr zu hoffen, weder für ihren Vater, noch für ihren eigenen Frieden. Das Brandmal der Schmach konnte nichts in der Welt von der Stirn ihres Vaters und die schmerzvolle Erinnerung daran keine Zeit aus ihrem Herzen verschwinden machen. — So wähnte sie wenigstens damals.

Die arme Marianne sollte den Ausgang des Prozesses, zu dem ihr letztes Bekenntniß den ersten Anlaß gegeben, nicht erleben; aber sie nahm wenigstens die beruhigende Hoffnung auf eine glückliche Lösung eines Ereignisses mit hinüber, unter dessen Einfluß ihr Leben eine dunkle Färbung bis zum Grabe behalten. Lydia's und Annika's Erscheinen an ihrem Sterbebette war der letzte Lichtpunkt ihres verschatteten irdischen Daseyns und unter dem stillen Gebete Beider drückte Annika die müden Augen der treuen Pflegerin ihrer Kindheit zu.

Außer diesen zunächst betheiligten Personen dieser Lebensskizzen haben einige Andere Anspruch auf unsere Beachtung und mehr oder minder auf unsere Theilnahme.

Vielleicht entsinnen wir uns noch der jungen Frau, der Gattin eines alten Mannes, welche wir an jenem ersten Soirée-Abend, an dem wir uns im Salon unseres Badeortes zusammen fanden, flüchtig kennen lernten? es war dieselbe, über welche wir Guido Montbrillant, oder vielmehr Guido von Andrée, wie wir ihn jetzt nennen müssen, damals ein inneres Selbstgespräch führen hörten, bezüglich auf Schein und Wahrheit in der äußern Darstellung der Menschen und namentlich in der dieser jungen Dame. — Wenn damals seine Ansicht eine begründete war, daß dieß heitere Gesichtchen, diese lächelnden Augen nur einen Schleier über die Sehnsucht dieses jungen Herzens noch einem frühen Grabe breiteten, — so hatte diese Sehnsucht nun ihr Ziel und ihre Erfüllung gefunden. — Die Blumen jenes Sommers waren die letzten, welche die junge Frau blühen sah! — die Scheidestunde des Jahres wurde für ihre Seele der Auferstehungsmorgen. — Guido folgte ihr in der Ferne auf dem letzten Gange, und als die Erde dumpf auf das kleine stille Haus der Todten niederrollte, da verhüllte der Lebende das bleiche,

Digitized by Google

von Thränen reichlich bethaute Antlitz tief in seinen Mantel, lautlaus sprechend: „Ruhe sanft, armer Engel! mögest du nun den Frieden gefunden haben, den du hier, wohl mit durch meine Schuld verloren! — aber Gott weiß es! ich habe dich einst geliebt, wie nichts auf Erden! — später — ja freilich — da verstanden wir uns nicht mehr — und du selbst lösest alle Beziehungen zwischen dir und mir! — aber ich weiß es, das kann mich nicht freisprechen! — vergib, vergib, arme Alice!“ —

Es war Nacht, als Guido vom Friedhofe in die Stadt zurückkehrte. Sein Weg führte ihn am Hause des Präsidenten Mollani vorüber. Heute war es nur ein zufälliger Blick, den er hinaufwarf; — alle Fenster waren strahlend erleuchtet; vor dem Portal hielten Wagen, um die Gäste fortzuführen, welche hier zu einem Fest versammelt gewesen waren. Einzelne Theilnehmer des Festes verließen zu Fuß das Haus, eben als Guido an demselben vorüberging. Er erkannte einige seiner Kameraden und hüllte sich tiefer ein, denn er war nicht in der Stimmung, sich erkennen zu lassen, und man erkannte ihn auch wirklich nicht, während man im halblauten Gespräch neben ihm herging.

„Nun, was sagt Ihr zu der Neuigkeit, Sternow?“ fragte einer der Offiziere den Andern.

„Vor allem, daß ich nicht der Erste seyn möchte, der diese Hiobspost dem armen Jungen, dem Guido überbringt! denn wie viel er auch geliebt haben mag in seinem jungen Leben, die Mollani, davon bin ich überzeugt, liebt er wirklich.“

Guido wurde aufmerksam; der erste Sprecher erwiederte auf die Aeußerung des zweiten: „Ob er sie liebt? das ist schwer zu entscheiden! — ich möchte eher behaupten, die L'Afont sey seine einzige wahre Liebe und seine Neigung für die schöne Ilda nur Selbsttäuschung wie so manche frühere; — so viel steht fest, die Mollani wird eine ganz hübsche kleine Gräfin! und Morenstein ist so überselig in seinem Glück, daß man sich mit ihm freuen muß! — übrigens kam diese Verlobung mir nicht überraschend!“

„Hatte Morenstein sie dir vertraut?“

„Das nicht eben, aber er schwärmte schon im Sommer für seine jetzige Braut und war etwas jalour auf Guido und dessen Aufmerksamkeiten für seine kleine Göttin! — doch sie, die liebliche Ilda, war, meine ich, eher, als Guido mit sich und seinen Gefühlen für sie einig werden konnte, darüber im Klaren, welchem von beiden Anbetern sie die Siegeskrone reichen möchte; zu Guido neigte sich ihr lebhafter Geist; sie unterhielt sich gerne mit ihm; aber ihr volles Vertrauen, ihr Herz gehörten dem ernsten, beständigen, innigen Morenstein.“

„Möge sie glücklich werden! sie ist ein liebenswürdiges Wesen!“ sagte Sternow, und die Freunde bogen in eine andere Straße ein.

„Möge sie glücklich werden!“ sprach auch Guido lautlos und brachte den übrigen Theil der Nacht wachend in wechselvollen schmerzlichen Gedanken und Gefühlen hin.

(Fortsetzung folgt.)

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Fortsetzung.)

Der natürliche Scharfblick dieses seltsamen Mädchens ließ sie aus der Lektüre der französischen Literatur einen Blick in die gesellschaftlichen Verhältnisse des Abendlandes werfen. Sie begriff die Sphäre des Weibes in der europäischen Welt, und so groß war der angeborne Takt, der sie instinktartig führte, daß sie Obaida's Hauswesen nach und nach den Komfort der französischen Einrichtungen verlieh, daß sie, als sie im neunzehnten Jahre zum ersten Male das einsame Haus am Saume der Wüste verließ und in Haschems eleganten und gebildeten Zirkeln erschien, sich in wenigen Tagen zur Beherrscherin derselben erhob.

Trotz der väterlichen Fürsorge, die er ihr widmete, trotz der Annehmlichkeiten und des Komforts, den er in ihrem Umgange fand, hatte Abu Obaida sie doch stets mit zurückstoßender Härte und Rauhheit behandelt. Sein Unterricht, seine belehrenden Unterhaltungen wurden stets in einem Tone geführt, der zu brutal war, um noch herablassend zu seyn.

Wenn in den ersten Jahren seine verbitterte Stimmung, sein krankhafter Menschenhaß, seine gallige Gereiztheit, eine Folge klimatischer Einflüsse, die Gründe dieser rauhen, demüthigenden Behandlung waren, so kamen später, als Zoraida bereits zur reizenden Jungfrau herangewachsen, andere Ursachen zur Fortsetzung dieses, eines tiefgebildeten Mannes unwürdigen Benehmens hinzu.

Der einsame Arzt fühlte in seinem Herzen eine wachsende Zuneigung zu Zoraida erwachen. Es war dieß vielleicht nur das väterliche Gefühl, das natürlich aus den Verhältnissen hervorging. Aber nachdem er einmal den Grundsatz angenommen: daß Liebe und Zuneigung zu einem weiblichen Wesen eine des verständigen Mannes unwürdige Lächerlichkeit sey, suchte er sich durch eine noch höher gesteigerte Rauhheit gegen die Rückwirkungen eines Gefühles zu bewahren, das er nicht aufkommen lassen wollte.

Zoraida, die den verschlossenen Charakter und die tiefer liegenden Gründe ihres Adoptivvaters natürlich nicht zu durchschauen vermochte, litt lange und schmerzlich unter einer Behandlungsweise, die von der erträglichen Rohheit oft in unerträgliche höhnische Bitterkeit überging.

Nachdem sie Alles gethan, durch die zuvorkommendste

Aufmerksamkeit diese Härte in eine mildere Stimmung zu verwandeln, wandte sich endlich ihr Herz ganz von ihm ab, sie gehorchte seinen Befehlen, aber ihr Herz schlug vor Entzücken, als er ihr wenige Monate vor dem Beginn dieser Erzählung ankündigte, daß er sie nach Algier führen werde.

Um diese Zeit war die Zuverläßigkeit Al Haschems, eines Verwandten des Emirs, der in Algier eine nicht unbedeutende Rolle spielte und durch seine Mittheilungen den Arabern die wichtigsten Dienste leistete — Dienste, die ihm außer der natürlichen Theilnahme, die er an der Sache seiner Landsleute nehmen mußte, von Abd-el-Kader noch mit bedeutenden Summen bezahlt wurden — dem Emir und seinem Freunde verdächtig geworden.

Obaida war daher auf den Gedanken gekommen, dem verrätherischen Haschem in Zoraida eine zuverläßige Wächterin zu geben.

Mit Haschem und der Art seines Haushaltes hinreichend bekannt, bat er, unter dem Vorwande, seine Tochter von der französischen Zivilisation profitiren zu lassen, um Gastfreundschaft für dieselbe, und führte Zoraida selbst in die französisch-afrikanische Residenz.

Am Anfange erfüllte Zoraida, deren Scharfsinn die Verhältnisse vollkommen begriff, ihre Aufträge mit überraschender Umsicht. In ihren Gesprächen mit Offizieren und Beamten erfuhr sie, da man keinen Grund hatte, einem so reizenden Mädchen zu mißtrauen, Alles, was ihrem Adoptivvater und seinen Freunden zu wissen nützlich seyn konnte.

Aber sobald sie über die Motive dieses Krieges sich klarer wurde, die Nothwendigkeit des Fortschrittes der europäischen Gesittung begriff, als die instinktartige Theilnahme für ihre Landsleute erwachte, denen sie sich durch Geist und Bildung verwandt fühlte, als endlich die Liebe in ihrem Herzen emporwuchs und ihre Seele mit neuen, unbekannten Gefühlen erfüllte, da schauderte sie vor der Rolle zurück, welche zu spielen ihr bisher Vergnügen gemacht hatte, bebte bei dem Gedanken, einst in Obaida's Haus unter seine rauhe Oberherrschaft zurückkehren zu müssen.

Mit der kräftigen Energie, welche ein Grundzug ihres Charakters, beschloß sie, daß dieß niemals geschehen solle. Sie wollte ihm ihr Schicksal erklären und im schlimmsten Falle mit ihm entfliehen.

Der Brief, den sie ihm am Morgen in die Hände gespielt, enthielt die Einladung zu einer geheimen Besprechung, welche die Beschleunigung der Katastrophe herbeiführen sollte.

Die Stellung Zoraida's im Hause Al Haschems war nicht die einer Dame des Harems. Obaida hatte ihr für seine Zwecke eine ungewöhnliche Freiheit verschafft, indem er das Geheimniß ihrer Geburt durchschimmern ließ und ihr eine vornehme französische Abkunft unterschob.

Aber der Reiz der ungewöhnlichen Selbstständigkeit, deren sie sich im vollen Maße bediente, die kecke Energie, die über ihr ganzes Wesen ausgebreitet war, hatten auf Haschems Herz einen größern Eindruck gemacht, als die Schönste seiner Sklavinnen dieß jemals vermochte.

Und Haschems tückische türkische Natur, unbändig und zügellos, dachte daran, sich ihren Besitz um jeden Preis zu verschaffen.

Vergangenheit und Zukunft, Bilder der Liebe und des Entsetzens, Hoffnungen und Befürchtungen, vom lebhaften Temperament einer kräftigen Jugend verkleinert, flogen eben am Horizont ihrer Seele vorüber, als der Anblick Haschems, dessen Annäherung sie bei dem Geräusch der Fontaine nicht wahrgenommen hatte, sie unangenehm berührte.

Haschem war klein und häßlich; in seinen kleinen wollüstigen Augen brannte ein unheimliches Feuer — er hatte etwas katzenartiges in seinem Wesen — ein kluger Physiognom würde ihm niemals getraut haben.

„Perle von Schiraz," sagte er mit dem süßlich höhnischen Tone des verachteten Siegers, möge es Dir gefallen, die Worte Deines Sklaven zu hören!"

Zoraida antwortete nicht. Ihre Augen ruhten mit dem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung auf ihm.

„Ich liebe Dich, schönes Frankenkind . . . hörst Du . . . und Al Haschem ist nicht gewohnt, wie ein Hund zurückgestoßen zu werden!"

„Was mich anbetrifft . . . so wird es Al Haschem gewohnt werden müssen!" antwortete sie schneidend, und zeigte boshaft lächelnd eine Reihe kleiner prächtiger Zähne.

Eine Reihenfolge vergeblicher Versuche hatten Haschems kurze Geduld bereits vollständig erschöpft.

„Du vergißt, daß Du in meiner Gewalt bist, Zoraida, ein Wink von mir und . . ."

„Du vergißt, daß Du in meiner Gewalt bist, Al Haschem; ein Wink von mir und . . ."

„Und?"

„Die Wächter meines Vaters, die Kinder der Wüste und meine Landsleute würden fürchterliche Rache an Dir nehmen! Ich sage Dir: Hüte Dich, Haschem!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Temeswar.

Temeswar, 6. Nov. Szegedin und die Theiß-Ebene wird bloß von Slockmagyaren bewohnt; wogegen Temeswars Bevölkerung aus einem Gemisch von Deutschen, Serben, Romanen und Magyaren besteht. Deutsche Sprache und deutsche Bildung herrscht jedoch unter allen diesen Nationalitäten vor. Eine politische Revolution die sich stets mit dem Wort „Freiheit" brüstete, und doch einer ganzen Nation eine ihr gänzlich fremde Sprache, die höchstens von einigen magyarisirten Edelleuten

verstanden wurde, aufdringen wollte, konnte sich keiner großen Sympathie erfreuen. Als die hiesigen guten Stadtbürger nachgerade fanden, daß man ihnen Getreide, Heu, Vieh, Pferde und Schafe, Kriegsbedarf, Zucker und Kaffee abnahm, und ihnen dafür die Seifenblasen-Banknoten aufzwang, und wenn sie sich weigerten, das Geld anzunehmen, mit Standrecht drohete — da schüttelten sie bedenklich die Köpfe und hielten sich von der weiteren Bewegung ziemlich fern. Doch zur Sache: Kaum hatte Bem Hermannstadt genommen und Puchner geschlagen, als das Korps des Grafen Leiningen, welches diesem tapfern aber unglücklichen General zu Hülfe eilen wollte, nun den weiteren Weg versperrt fand, und sich rasch nach Temeswar zurückzog. Bem traf jedoch seine Dispositionen so richtig, daß dieses Korps abgeschnitten worden wäre, wenn Graf Vecsey, ein hochmüthiger Magyar, die Befehle Bems, dem er als poln. Abenteuerer keinen Gehorsam schuldig zu seyn glaubte, genau befolgt hätte. Dieser Ungehorsam sicherte dem Leining'schen Korps den Rückzug nach Temeswar. Gleichzeitig umwölkten im Norden Ungarns schwarze Gewitter die weiteren Fortschritte des Fürsten Windisch-Grätz. Nach der zweitägigen Schlacht bei Kapolna folgten mehrere harte Schläge, und erhöhten die Begeisterung der ungarischen Armee im Süden, so daß sie endlich am 25. April Miene machte, Temeswar zu nehmen, und es auch eng einschloß. Die Garnison bestand aus 8659 Mann, Leiningens Korps inbegriffen, von denen 4494 Rekruten waren, und wurde von dem achtzigjährigen Rukavina, der vor 60 Jahren in derselben Festung als gemeiner Soldat Schildwache stand, befehligt.

Die Seele der Vertheidigung waren — unbeschadet des ehrwürdigen Veteranen — Graf Leinigen und Oberst Stankovich. Großer Mangel zeigte sich bald an tüchtigen Genie-Offizieren, an Artilleristen und sogar an Artillerie. Anstatt zehn Ingenieurs, wie es der Gebrauch mit sich bringt, waren nur drei, und anstatt 390 Kanonen, waren nur 213 vorhanden. Unter der Garnison waren 1500 Magyaren, von denen ein Bataillon von 600 Mann aus Szeklern bestand, die zwar für ihr Vaterland im höchsten Grad fanatisirt, sich jedoch, während der ganzen Belagerung mit musterhafter Treue benahmen. Die erste Unternehmung war gegen das Wasser gerichtet, welches die Garnison von Außen bekam, und die Wasserleitung wurde vernichtet; die Brunnen mußten daher schnell gesäubert werden, und auf diese Weise gelang es ein ziemlich trinkbares Wasser zu erhalten. Die Bega bildet einen Einschnitt im Süden, und damals hatten die Kaiserlichen auf der dazwischen liegenden Wiese ein von den Kanonen der Festung bestrichenes festes Lager angelegt. Die Ungarn wußten jedoch durch Schleußen das Wasser abzulenken, und es blieb natürlich ein höchst ungesunder Sumpf zurück.

Mittlerweile wußte die Garnison nicht, was in der Außenwelt vorging, und machte verschiedene Plane, sich Nachrichten von Außen zu verschaffen, die aber keinen Erfolg hatten. Ein Scharfschütze erbot sich, wenn ihm einige Mann anvertraut würden, gewisse Kunde zu bringen. Wirklich brachte er auch einen Kurier, der mit Depeschen ins magyarische Lager reisen wollte, gefangen in die Festung. Aus denselben erfuhr man endlich, daß die Republik in Debrezin proklamirt worden war, und der tapfere Rukavina beschloß daher einen energischen Ausfall zu machen. Am 12. Mai um 3 Morgens marschirte General Leiningen mit 1700 Mann Infanterie, 620 Mann Kavallerie und mit 14 Kanonen aus der Festung, um die Fabrikvorstadt zu überfallen. Die Magyaren hatten jedoch ihre Späher in der Festung die ihnen durch das eigenthümliche Wehen eines Taschentuches von einem verabredeten Dachfenster, welches durch ein gutes Fernrohr gesehen werden konnte, ein Verständigungszeichen über den Plan der Garnison, der überdieß nicht hinlänglich geheim gehalten worden war, gaben, so daß der Ausfall nicht unerwartet kam, und auch gänzlich mißlang.

Da hörte plötzlich am 16. Juni das Bombardement auf; indessen waren die Spitäler überfüllt, die Lebensmittel begannen abzunehmen. Die Offiziere lebten in der peinlichsten Ungewißheit über das Schicksal der Monarchie, und wußten nicht, ob Wien noch immer die Hauptstadt des rechtmäßigen Monarchen, oder ob es bereits die Hauptstadt einer demokratisch-socialen Republik sey. Ein Spion, welcher sich bei den magyarischen Vorposten als Ueberläufer angekündigt, wurde ausgeschickt, um zu erfahren, welche Wendung die Verhältnisse mittlerweile genommen haben. Er ließ sich als Pionier einreihen und arbeitete in den Laufgräben. Da belauschte er eines Tages das Gespräch zweier Offiziere, welche von der russischen Intervention sprachen. Er hatte nicht Rast noch Ruhe bis er seine Kameraden getäuscht und seine Flucht in die Festung glücklich vollführt hatte. Seine Nachrichten bestärkten die Garnison in dem festen Entschluß, auszuharren, wenn gleich eine andere Nachricht, die er brachte, daß dreißig Mörser, aus welchen die Festung neuerdings bombardirt werden sollte, im ungarischen Lager ankomen, eben nicht geeignet war, die Aussicht auf einen glänzenden Erfolg zu steigern. Vor dem Beginn des Bombardements wurde indessen ein Waffenstillstand abgeschlossen, wonach eine große Anzahl von Bürgerfamilien die Stadt verlassen durfte. In der Nacht vom 3. Juli begann endlich wieder ein so furchtbares Bombardement, daß man oft 13—14 Bomben gleichzeitig durch die Luft fliegen sah. Die noch übrigen Familien flüchteten sich wieder in die Kasematten.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 204 23. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Fortsetzung.)

Sehr bleich trat Guido am andern Morgen zu Lydia ein. Der Vater und Annika waren da; die Geschwister konnten sich nicht durch Worte verständigen; aber es bedurfte deren auch nicht. — Als er ging, begleitete Lydia ihn ins Vorzimmer: „Ruhig, nur ruhig, armer Guido! Schmerzen der Art lindert in einem so jungen Herzen die Zeit und heilt sie endlich!“ — Er sah sie mit einem dankbaren Blick für diese Trostesworte, an deren Erfüllung er indeß damals noch nicht glauben konnte, an, und schied. —

Die Zeit ging darüber hin. Wir haben sie bereits bis zur Entscheidung des Prozesses mit durchlebt; aber wir blieben seit lange ohne Kunde von dem Ergehen und den Schicksalen der liebenswürdigen Helene L'Afont.

Ach, auch ihr gab das Leben einen bitteren Schmerzenskelch zu leeren; sie hatte beide, von ihr so innig verehrte Eltern in kurzen Zwischenräumen durch den Tod verloren und in Folge dessen, vielleicht auch noch um anderer Rücksichten willen, von denen sie nur ihrem Herzen Rechnung legen durfte, — ihre Geburtsstadt, den Schauplatz ihrer hellen und dunklen Stunden, verlassen und sich nach Leipzig zu einer verwandten Familie begeben. Hier lebte sie in stiller Zurückgezogenheit nur ihren Erinnerungen und der von ihr so hochgeliebten Kunst und trat zu ihrer Vervollkommnung in derselben in das Musik-Konservatorium. Ob sie im Vollgenuß der Kunst auch für ihr Herz Genüge fand? — wer vermöchte hierüber zu entscheiden! —

Wenden wir uns zu Herrn Steinau zurück.

Er empfing sein Urtheil mit einer äußern Ruhe, welche zu beweisen schien, daß er auf das Härteste gefaßt gewesen war; — und bat nur noch, seine Tochter noch einmal sehen zu dürfen, ehe das Urtheil in Kraft trete. Die Bitte wurde ihm gewährt, und als Annika nach einer langen Unterredung mit ihrem Vater sein Gefängniß verließ, sank sie vor der Thür desselben ohnmächtig zusammen, und mußte fortgetragen werden. Der Vater hatte einen ahnungsvollen traurigen Abschied von ihr genommen und konnte sie im Innern auch schon lange nicht mehr an seiner Schuld zweifeln, in diesen schmerzvollen Stunden war sie ihr zur unumstößlichen Gewißheit geworden; und alle Erinnerungen und Folgerungen, die sich daran knüpften, wirkten fast tödtlich auf Annika's junges Herz ein. —

Am nächsten Morgen, als man in das Gefängniß trat, in welchem Herr Steinau während der Zeit der Untersuchung eine leichte Haft erlitten, um ihn von dort an den Ort abzuführen, der ihm zum Aufenthalt während der nächsten fünf Jahre bestimmt war, — fand man ihn — todt. —

Das strenge Niederhalten und in das Innere Zurückdrängen seiner Empfindungen; der Aerger über das Verfehlen seines regsten Strebens, irdische Schätze in Ueberfülle für sein einziges Kind zu erbeuten! — die Furcht, Scham, vielleicht auch die — Reue! — dann der ergreifende Abschied von seinem Kinde — hatten zu nachtheilig auf seinen körperlichen Zustand zurückgewirkt und die Folge dieser heftigen inneren Aufregung war ein Schlaganfall, der zur Stelle tödtlich wurde.

Breiten wir den Schleier christlicher Nächstenliebe und Vergessenheit über Steinaus Grab; und denken uns dann über den Zeitraum eines Jahres hinfort.

Es ist wieder Sommer geworden. Die Gräber auf dem mont-perdu blühen wieder, wie kleine Friedensgärten; denn, wenn gleich es nun bekannt ist, daß nicht die Kinder des General Andrée, vielmehr die der armen Marianne darunter ruhen, so ist doch die Pflege dieser Grabesblumen den lieblichen Kindern des Baron von Bielar eine so liebe und heilige Gewohnheit geworden, daß es für sie keinen Unterschied macht, ob es ein gebrochenes Vater- oder Mutterherz war, dessen Thränen diese Gräber einst bethauten; — waren es immer doch die Schmerzens- und Liebesopfer eines leidenden Menschenherzens.

Zudem hatten die kleinen Schutzengel dieser Gräber die arme Marianne oft an denselben weinend und betend gefunden und die traurige, freundliche Frau liebgewonnen, die für sie immer Worte der Liebe und des

Digitized by Google

Dankes hatte und ihnen manches schöne und lehrreiche Mährchen in ansprechender Weise erzählte. So behielten sie also die Gräber ihrer Kinder ihr und sich selbst zu Liebe in ihrer treuen Obhut und die edlen Eltern der Kleinen freuten sich dieser weichen Sympathien für fremdes Unglück, dieser reinen Theilnahme und Dankbarkeit in den jungen Herzen, in denen ihr Beispiel und ihre Lehre gute Früchte getragen.

Im Uebrigen beklagte die Familie von Bielar den Verlust lieben Umganges, der für sie durch die Beendigung des André-Steinau'schen Prozesses und seine Folgen herbeigeführt worden ist: der liebenswürdige, von Allen, die zu ihm in Beziehung getreten, innig verehrte General André und seine holde Tochter Lydia haben Abschied von ihnen genommen, einen wahrscheinlich langen Abschied! Lydia folgt dem natürlichsten Gebot ihres Herzens, indem sie zu ihrem Gemahl nach Rußland zurückkehrt; und der General eben so nur dem des seinigen, indem er sein theures wiedergefundenes Kind dahin begleitet, um sich für dieß Leben nicht mehr von ihm zu trennen. Auch Guido André glaubt fortan eine Heimath nur dort finden zu können, wo Vater und Schwester weilen; — außer dem warmen Gefühl für sie hält er sein Herz erstorben für jede warme Regung; — er ist ein ernster, stiller Mann geworden in einem kürzeren Zeitraum, als man dieß noch vor zwei Jahren, wo er ein so lebensfroher und heiterer war, für möglich halten konnte. — Da ihn nun nichts mehr an den Ort fesselte, wo er bisher gelebt und ein unüberwindlicher Hang nach allem Fernen — in ihm erwacht war, so hatte er seine Entlassung aus dem . . . . . schen Militärdienst erbeten und erhalten und sehr in Uebereinstimmung mit ihren Wünschen, den Entschluß gefaßt, Vater und Schwester nach Rußland zu begleiten und dort seine militärische Laufbahn wo möglich in dem Regiment seines Schwagers Goldony, fortzusetzen.

(Schluß folgt.)

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Fortsetzung.)

Zoraida sagte dieß mit einer so sichern Ruhe, mit einem so verächtlichen Ausdruck in Ton und Geberde, daß Haschems wilde Leidenschaft die Gränzen der Klugheit zu überschreiten begann. Sich wie eine Tigerkatze zusammenziehend, stürzte er mit kaum unterdrücktem Stöhnen auf sie los.

Zoraida entging ihm mit einer gewandten Bewegung.

„Hüte Dich, Haschem!“ rief sie noch einmal, stolz aufgerichtet mit funkelnden Augen und flammenden Wangen: „Er ist hier!“

„Wer?“

„Abu Obaida!“

Die Arme Haschems sanken, seine von wilder Leidenschaft geröthete Wange wurde bleich, der Name dieses gefürchteten Mannes hatte ihn wie ein Blitzstrahl getroffen.

Triumphirend weidete sich Zoraida an seinem Schrecken.

Das junge Mädchen fühlte instinktartig die Gefahr. Sie hatte bereits Gelegenheit gehabt, die brutale Leidenschaft dieses Mannes kennen zu lernen, der äußerlich sich aus pfiffigem Eigennutz den französischen Sitten anschmiegend doch Türke geblieben war und Haus und Harem mit despotischer Grausamkeit beherrschte.

Aber Zoraida kannte den Talisman, diese gemeine Natur in Schranken zu halten, und bediente sich desselben mit um so größerer Sicherheit, als sie bereits durch die Vermittlung des Zufalls von der doppelten Verrätherei Haschems Kenntniß erhalten hatte.

Dieser Talisman war der Name Abu Obaida's, des Magiers, von den Anhängern Abd-el-Kaders fast mehr gefürchtet, als dieser selbst.

Obgleich der pfiffige Haschem den Volksglauben rücksichtlich Obaida's nicht theilte, so hatte er doch hinreichende Gelegenheit gehabt, den Scharfsinn, die Energie und die eiserne Konsequenz dieses Mannes kennen zu lernen, der mit unumschränkter Gewalt selbstständig handelnd in den Angelegenheiten des Emirs auftrat. Nach der jedesmaligen Anwesenheit des Arztes in Algier waren die Verräther an der Sache Abd-el-Kaders spurlos verschwunden, und in der Stille erzählte man sich abenteuerliche Gerüchte von furchtbaren Martern mit denen sie ihre Untreue gebüßt.

Das war die Ursache des plötzlichen Schreckens, der Haschem bei der Nachricht von der Anwesenheit dieses gefürchteten Mannes mit ahnungsvollem Entsetzen erfüllte.

Mit dem vernichtenden Lächeln eines Racheengels stand Zoraida dem zitternden Verräther gegenüber.

Aber Haschem war nicht der Mann, der Furcht einer drohenden Gefahr ohne Rettungsversuche zu erliegen. Nach einem kurzen Kampf kehrte die ruhige Ueberlegung zurück, und sein erster Gedanke war, Obaida früher zu vernichten, als er von ihm vernichtet werden konnte.

Haschems Gesicht nahm seinen gewöhnlichen Ausdruck wieder an. Eine häßliche Freundlichkeit verbarg die Gefühle eines plötzlich emporgeschossenen Hasses gegen Zoraida, die ihn gedemüthigt hatte, und fester als jemals beschloß er, nach der Beseitigung Obaidas an ihr eine grausame Rache zu nehmen.

Aber vor Allem mußte er jetzt Gewißheit über die wirkliche Anwesenheit Abu Obaidas und die Art seines Auftretens haben.

Der Arzt der Wüste war zu verschiedenen Malen in verschiedenen Gestalten in Algier gegenwärtig gewesen.

„Und haben die Gazellenaugen Zoraidas den weisen Freund des mächtigen Emirs gesehen?“

Zoraida, die, mit instinktartigem Scharfsinn den geistigen Bewegungen Haschems folgend, die Absicht dieser Frage begriff, antwortete mit ironischem Lächeln:

„Gesehen? . . . Und muß ich ihn sehen, um seine Gegenwart zu wissen? Erscheinen nicht geheimnißvollen Boten meines Vaters in der Luft, um der Tochter seine Annäherung und sein Hiersein zu verkünden?“

Haschem schauderte von Neuem.

Zoraida hatte Obaida auf ihrer Morgenpromenade erkannt, ohne von ihm bemerkt zu werden, als er in Gedanken versunken den jungen Offizieren gefolgt war. Sie wußte, daß die französische Tünche den unverwüstlichen Aberglauben des Muselmannes nicht gänzlich zu vernichten vermocht hatte, dieses Aberglaubens, der die Grundlage des Einflusses ihres Pflegevaters ausmachte. Und indem sie versuchte, diesen Aberglauben geheimnißvoll anzuregen, hatte sie den doppelten Zweck, Obaida zu schützen und sich selbst zugleich mit unter den Schutz dieses Ansehens zu stellen.

„Und was sind es für Boten, die Dein Vater Dir sendet?“ fragte Haschem in neugierigem, mit Furcht untermischtem Staunen, sich vergeblich bemühend, dem Tone seiner Stimme den Anstrich französischer Ungläubigkeit zu geben, die er so gern affektirte.

„Die Geister der Luft, die unsichtbar seinen Befehlen gehorchen, ihm die geheimsten Gedanken seiner Feinde verkünden, den Dolch von seinem Herzen und das Gift von seinen Lippen abwehren!“

Haschem erzwang ein ungläubiges Lächeln.

„Und schützen auch Dich die Geister der Luft?“ fragte er mit tückischem Lächeln, indem er blitzschnell den Dolch aus der Scheide riß und nach dem Herzen des Mädchens zielte.

Zoraida zitterte nicht. Ihr Auge folgte ruhig jeder Bewegung des Türken. Sie glaubte nicht, daß er es wagen werde, den Dolch nach ihrem Herzen zu schleudern. Sie wollte die Probe bestehen. Aber als die blitzende Waffe dennoch zischend die Luft durchschnitt, bog sie mit ungeheurer Kaltblütigkeit die schmiegsame Taille zur Seite, die Waffe fuhr an ihrem Herzen vorbei durch die Scheiben der Glasthür, an welcher sie lehnte, und blieb im Getäfel der Wand mitten in einem Spruche des Koran stecken, der mit goldenen Buchstaben dort angeschrieben stand.

„Sie schützen auch mich!“ sagte sie langsam und feierlich in den tiefen Gutturaltönen der arabischen Sprache, und wie eine Tigerkatze, die ihr Ziel verfehlt, schlich Haschem gesenkten Hauptes davon.

4.

Neben der rohen und gemeinen Sinnlichkeit des moralisirten Orientalen war unersättliche Habsucht der hervorstechendste Zug im Charakter Al Haschems.

So lange die Erfolge der Franzosen die Möglichkeit der Behauptung Algeriens zweifelhaft ließen, hatte er es in seinem Interesse gefunden, der Sache Abd-el-Kaders seine ausschließlichen Dienste zu weihen. Und sich als eifriger Franzosenfreund zeigend, war er durch seine ausgedehnte Bekanntschaft mit französischen Offizieren, deren Neugier er sogar die ehernen Thore des Harems erschloß, stets im Stande gewesen, Abd-el-Kader zuverlässige und nützliche Nachrichten zu geben. Als aber unter Bugeaud die französischen Waffen glänzendere Fortschritte zu machen und Abd-el-Kaders Sterne mehr und mehr zu erbleichen begannen, vermochte seine Habsucht den glänzenden Anerbietungen der Regierung nicht länger zu widerstehen, und eine Zeitlang beiden Parteien dienend, beschloß er, endlich beiden verdächtig, Abd-el-Kader, seinen Verwandten und Stammgenossen, zu opfern.

Die letzten Siege der Franzosen waren die Früchte dieses Entschlusses.

Als Haschem Zoraida verlassen hatte, prüfte er mit ruhigem Blicke die Schwierigkeit seiner Lage. War Abu Obaida wirklich gekommen, so konnte er über den Zweck dieser Reise nicht wohl im Unklaren seyn. Er hatte eine furchtbare und grausame Rache zu nehmen.

Die Morgenscene mit Zoraida, der nicht ganz unterdrückte Glaube an die geheimnißvolle Macht Obaidas erhöhten die Schwierigkeit seiner Lage.

Dennoch war sein Weg ziemlich klar vorgezeichnet Er mußte einer Begegnung Zoraidas und ihres Pflegevaters zuvorkommen und Abu Obaida den Händen der Franzosen überliefern.

Aber die Geister der Luft, die geheimnißvollen Boten des gefürchteten Mannes?

Al Haschem war nicht ohne Energie. Er mußte handeln und handelte. Und nachdem er mit dem Chef der Polizei eine vorläufige Unterredung gehabt, begab er sich nach dem Orte, wo er sicher seyn konnte, die Anwesenheit Obaidas zu erfahren, vielleicht ihn selbst anzutreffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Temeswar.

(Fortsetzung.)

General Vecsey, der die Magyaren kommandirte, hatte sein prachtvolles Zelt im sogenannten Jagdwäldchen aufgeschlagen, und lebte dort mit seinen Offizieren

auf ziemlich lustigem Fuße. Früher Offizier bei der ungarischen Nobelgarde, verdankte er seinen gegenwärtigen Rang mehr seiner persönlichen Stellung und seinem großen Muth, als seiner kriegerischen Tüchtigkeit. Anstatt Bresche zu schießen und dann einen Sturm zu wagen, wodurch die Häuser geschont worden wären, begnügte er sich mit dem weit bequemeren Bombardement. Dem mißbilligte das Verfahren mehrfach, und und war während dieser Zeit von den tapfern k. k. Truppen anderweitig beschäftigt, um abhelfen zu können. Als die Beschießung begann herrschte in der Stadt panischer Schrecken; man verließ die Häuser, und die Keller wie die Kasematten füllten sich mit den erschreckten Menschen. Anfangs waren sie so furchtsam, daß das Zischen einer Granate sie mit unendlichem Jammer erfüllte; später wurden sie an diese Musik so gewöhnt, daß sogar Frauen des Abends aus den Kasematten hervorkrochen um die interessante Beleuchtung einer vorbeifliegenden Bombe zu bewundern, und wenn die Kugel in der Nähe eingeschlagen hatte, leichtfüßig weghüpften um wieder in ihren alten Versteck zurückzukehren. Die Garnison erwiederte mit großer Ausdauer die feindliche Kanonade, und hatte überdieß mit den Spritzen vollauf zu thun, um das Feuer zu löschen. Die Feuerleute waren jedoch mit den Spritzen so gut vertheilt, daß jede Feuersbrunst gleich im Keim erstickt werden konnte.

Die ungarischen Batterien rückten immer näher, und die Laufgräben waren in denselben Linien, aus welchen Prinz Eugen bei der Belagerung von 1716 die Stadt endlich erobert hatte. Ein neuer Ausfall wurde unternommen, welcher dießmal weit besser gelang, denn sieben Kanonen und eilf Mörser wurden vernagelt; dafür verlor jedoch die Garnison sechzig Mann an Todten und Verwundeten. Der Monat Julius war, wie ich früher erwähnte, bereits zur Hälfte verstrichen, und die Hitze war nachgerade unerträglich geworden. Man denke sich so viele Menschen bei einer Hitze von 30° in dumpfen Kasematten eingepfercht! Dazu kam, daß die äußeren Fenster mit Holzspänen und Sandsäcken dicht verstopft waren; denn obgleich die Festungswerke den Belagerern in der Front standen, und also, jeden horizontalen Schuß auffangend, die Kasematten flankirten, so waren diese doch immerhin in Gefahr, wenn die feindliche Kugel einen zu großen Höhenwinkel beschrieb und die Kraft derselben schwächer wurde, daß dieselbe eine Ellipse bildend, einschlagen werde.

Der Dunstkreis war in diesen Räumen durch Mangel an frischer Luft so erstickend heiß, daß viele Kinder in den Armen der Eltern starben. „Ich werde zeitlebens daran denken", sagte mir ein Bürger seufzend. Lange nachher träumte mir immerfort, es gehe wieder an, und ich freute mich dann gewöhnlich so kindisch, wenn ich beim Erwachen fand, daß alles vorüber sey. Wie mein Begleiter mir erzählte, konnten die Uhlanenpferde nicht vermocht werden, in den Stallungen zu verbleiben. Sie liefen in Gruppen von zwanzig bis dreißig auf den Straßen herum, als ob sie in den südamerikanischen Savannen weideten; Niemand wurde von ihnen verletzt, weil außer den Spritzenleuten die Straßen rein wie ausgefegt waren. Die feindlichen Kugeln räumten unter den Thieren gewaltig auf, welche dann der Garnison als leckeres Mahl dienten. Getreide war zwar noch immer in genügender Menge vorhanden, und selbst die Mühle blieb unbeschädigt, aber an Fleisch war großer Mangel. Fast alle Soldaten fanden ziemlich Geschmack an diesem Surrogate; die Romänen allein hegten lange einen Widerwillen dagegen, und weigerten sich standhaft das Pferdefleisch zu essen. Ein Offizier sagte einmal scherzend zu einigen Italienern: ihr esset aber gar zu viel Pferdefleisch, während die andern zu verzärtelt sind, daran Geschmack zu finden. Dieser Vorwurf wirkte, denn die anwesenden Romänen riefen sogleich: „O ja, wir können es auch essen." Seit jener Zeit aß die ganze Besatzung Pferdefleisch. Die Italiener wußten sogar aus einigen Kräutern, die sie auf den Festungswerken sammelten, einen genießbaren Salat dazu zu bereiten, und machten die spärliche Portion dadurch nicht selten zum wahren Leckermahl.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In einem Thale des Odenwaldes, das etwa eine Stunde von Zwingenberg entfernt liegt, ist in diesen Tagen ein seltener antiquarischer Fund gemacht worden. Auf dem sogenannten Tags- oder Dachsberge waren noch die Reste eines Schlosses zu bemerken, das man gewöhnlich die Tannenburg nannte, eine Burg, welche schon um das Jahr 1390 gewaltsam zerstört wurde. Die zerstörende Hand oder die nach ihr kommende zerstörende Zeit (Witterung, Waldkultur ꝛc.) hatten die Trümmer fast der Erde gleich gemacht, so daß Niemand dort einen Fund vermuthete. Zufällige Nachgrabungen haben nun eine Menge Rüstungen und Geräthe des Mittelalters zu Tage gefördert, welche in der Nähe auf einem großherzoglichen Schlosse aufgestellt worden sind. Einige kleine Räume, die bisher bloß aufgegraben worden, haben allein einige Hundert Gegenstände geliefert. Bei Weitem der größere Theil ist noch auszugraben. Es steht zu hoffen, daß die Regierung die Nachgrabungen fortsetzen läßt, welche noch bedeutende Funde versprechen, die über Sitte und Kunst des 13ten Jahrhunderts in Deutschland Kunde geben können.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Dienstag № 205 25. Dezember 1849.

Herzensräthsel.

(Schluß.)

Annika aber? — Wir wissen, wie innig Lydia sie schon lange in ihr Herz geschlossen; — als nun das Unglück über das junge, unschuldige Wesen fast vernichtend hereinbrach, da bot Lydia mit verdoppelter Liebe Annika eine Freistatt in ihrem Herzen und in ihrem Hause. Annika ließ damals willenlos alles geschehen, was Andere über sie bestimmten; später aber, als Lydia fragte: „ob Annikas Liebe für sie so stark genug sey, um ihr selbst die Heimath opfern zu können?" — da warf sich das trauernde Mädchen stürmisch an das Herz der Freundin und bat mit schmerzlichem Ungestüm: „Ja, ja, führe mich fort von hier, weit fort von dem Schauplatz des Unglückes! — nimm mich mit dir, du, mein Ein und Alles auf der Welt!"

So finden wir sie denn losgerissen von der Muttererde, dem kalten Norden sich zuwendend! doch auch er steht ja unter dem Schutze des Ewigen und die Menschenherzen pulsiren dort nicht minder warm und weich, als in glücklicheren Zonen.

Ehe jedoch die Personen, die uns durch längeren Umgang befreundet wurden, ihre Uebersiedlung nach Rußland antreten, machen sie einen Abstecher nach dem freundlichen Leipzig. — Ihr Zweck dabei? — Lydia liebt ihren einzigen Bruder sehr und wünscht sein Glück! — und da möchte sie so gerne thun, was an ihr ist, ihm dieß gründen zu helfen! nun liegt aber Guidos Herz offener vor dem liebenden Schwesterauge, als vor seinem eigenen Blick; — darum führt sie ihn nach Leipzig und er folgt ohne Widerstreben, obgleich er ohne Lydias aufmunternden Zuspruch sich wohl nicht zu diesem Schritt entschlossen haben dürfte.

Es ist ein Tag, der Himmel und Erde näher zu bringen scheint, so voll Licht und Wärme, Glanz und Duft, voll Himmelslächeln und Erdenglück! General Andrée und seine Nichte Annika machen einen Spaziergang durch die freundlichen Umgebungen Leipzigs. Guido und Lydia sehen wir in ein schönes Haus in einer der Hauptstraßen der Stadt treten. Lydia übergibt einem Diener zwei Karten; er führte die Besucher in ein elegantes Vorzimmer und bittet sie, zu verziehen. Wenige Minuten später tritt Helene L'Afont ein. Sie ist sehr blaß und diese Blässe wird noch mehr hervorgehoben durch das Trauergewand, welches sie seit dem Tode ihrer Eltern trägt. Helene eilte in Lydias ihr geöffnete Arme und Lydia fühlt den lauten Schlag des jungen Herzens; — dann verneigt sie sich, ihn begrüßend vor Guido und das feine, freudige Erröthen, welches dabei ihr liebliches Gesicht überzieht, ist eine schöne, aber in diesem Antlitz selten gewordene Erscheinung, — Guido gewahrt dieß wohl, er steht ihr schweigend, sehr bewegt gegenüber; — in seinem vielsagenden Blick liegt ein langes, aufrichtiges Bekenntniß von Reue, Rückkehr des Herzens zu der Verkannten und von Gefühlen, die nun endlich mit sich einig geworden und in der Liebe für Helene den wahren Impuls des Lebens erkannt haben.

Sie versteht ihn wohl, ihr langes trauerndes Herz möchte aufjubeln vor seligem Entzücken, — aber sie fühlt auch, daß sie ihn ohne ein gesprochenes Wort nicht verstehen darf — und Lydia fühlt dieß mit ihr.

Sie tritt zu ihnen: „Darf die Schwester, die Euch Beide so innig liebt, für ihren Bruder bei dir bitten, meine Helene?"

Guido fügt mit liebenswürdiger Innigkeit hinzu: „Zunächst um Vergebung für jede Kränkung, die ich Ihnen oft willenlos zugefügt und dann um das Höchste, was Sie geben können, Ihr Herz und diese geliebte Hand!"

Helene war in diesem Augenblicke unbeschreiblich schön! ihr volles, reiches, jetzt so seliges Herz lag in ihren Zügen und Augen! aber sie hielt ihr überwallendes Gefühl zurück, während sie mit einem reizenden Gemisch von Wehmuth und neckendem Scherz die bekannten Strophen rezitirte:

„Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe durch Beredsamkeit,
Musik allein hat nie ein Herz betrogen,
Und viele tausend Herzen hocherfreut!"

Aber Guido zog mit einem glücklichen Lächeln ihre Hand an sein Herz und erwiederte:

„Geheilt bin ich von allen Zweifels Qualen,
Seit ich Dich wieder sah!"

Digitized by Google

und Lydia fügte, mit schwesterlicher Wärme Helenens andere Hand ergreifend, die Worte aus dem schönen und rührenden Gedicht von Ries hinzu:

„Auch dem größten Sünder Liebe,
Sieh', Allvater liebt auch ihn!"

Da hielt Helene sich nicht länger; unter Lächeln und Thränen sank sie in die wechselnden Umarmungen des Geliebten und der Freundin und gestand endlich: wie sie stets bemüht gewesen, Guidos ungerechte Vorwürfe zu keinen gerechten werden zu lassen, es aber auch stets tief gefühlt, daß die Kunst wohl eine glückliche Zugabe zur Verschönerung des Lebens, zur Veredlung des Gefühls, ein Trost in dunklen Stunden, die Liebe allein aber die wahre Heimath des weiblichen Herzens sey.

„Aber, meine Helene!„ fragte der glückliche Guido etwas zögernd: „darf ich auch hoffen, der kalte Norden dürfte dir eine sonnige, willkommene Heimath werden? — oder würde es dich einen Kampf kosten, mir nach Rußland zu folgen?"

„Ich kenne nur eine Heimath! — diese werde ich überall finden, wo du bist!" erwiederte sie lieblich und aufrichtig; und es gab wohl in diesem Augenblick keinen seligeren Sterblichen als Guido Andrée, keine glücklichere Braut als Helene L'Afont und keine frohere und zufriedenere Schwester und Freundin als Lydia Goldony.

Was soll ich noch von unserm alten Freunde, dem General Andrée sagen? Er verjüngte sich noch einmal im Glück seiner Kinder und sein Auge erhob sich oft, ein treuer Spiegel der Seele, im stillen Dankgebet zu dem großen und gütigen Lenker menschlicher Schicksale, der die seinigen am Abend seines Lebens so über alles Hoffen schön gestaltet und zu einem guten Ende geführt.

Annika aber? ach, sie ist ja noch so jung! da dürfen wir hoffen, die Zeit werde auch an ihr ihre gesegnete Allmacht bewähren und ihr armes Herz den Frieden, wohl auch das Glück wiederfinden! wir dürfen hoffen, Lydia werde ihre kleine Philomele noch einmal Lieder der Freude singen hören.

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Fortsetzung.)

Abu Obaida, denn er selbst war es gewesen, der, ihnen folgend, die vertraulichen Herzensergießungen der jungen Offiziere mit angehört hatte, war mit eiliger Hast einem maurischen Landhause zugesprengt, das außerhalb der Ringmauern der Stadt nicht weit von der Küste entfernt lag.

Hier wohnte Ibn Batatu, ein alter arabischer Gelehrter, in stiller Zurückgezogenheit.

Ibn Batatu war der Gastfreund Obaidas. Seit Jahren mit einander vertraut — denn der fränkische Arzt hatte nach seiner Flucht aus Frankreich bei dem arabischen Gelehrten eine dauernde Zufluchtsstätte gefunden — waren sie durch eine gleich innige Theilnahme an der Sache Abd-el-Kaders und einen gleich ingrimmigen Franzosenhaß noch herzlicher mit einander verbunden.

Ibn Batatu war ein Greis, dessen Lebenssonne zum Untergang neigte. Liebe zur Ruhe und zum ungestörten Genuß der letzten Lebenstage, obgleich noch im Besitze fast ungeschwächter Körper- und Geisteskräfte, hatte ihn seit lange vom Schauplatze der politischen Bewegung entfernt.

Nichts desto weniger war er stets nicht allein mit dem Gange der Ereignisse, sondern auch mit den geheimsten Triebfedern derselben bekannt. Sein großer Reichthum und seine Anhängerschaft verschafften ihm die Kenntniß manches Geheimnisses, das den beargwohnteren Persönlichkeiten verborgen blieb.

Auf weichem Divan ausgestreckt, mit behaglicher Ruhe dem langen Chibuk duftende Wolken entsaugend, von Zeit zu Zeit nachdenklich das lange silberweiße Barthaar glättend, bot er ein prachtvolles Bild patriarchalischer Würde.

„Er ist ein Verräther, das Gold der Fremden hat seine feile Seele verlockt. Allah akbar! So möge er fallen!"

„Ich glaube es! Die Einnahme Mascaras wäre ohne die falschen Nachrichten, die er dem Emir gab, niemals möglich gewesen! antwortete Abu Obaida.

„Ich will Dir noch mehr sagen, Obaida! Vor einer Stunde hat er Deinen Kopf den Franzosen verhandelt!"

„Meinen Kopf?" fragte erstaunt Obaida. „Und woher sollte ihm meine Ankunft bekannt seyn?"

„Bist Du nicht durch die Straßen der Stadt gegangen und geritten?"

„Aber in dieser Tracht, mit verändertem Barte?"

„Die Augen des Verräthers sehen durch eiserne Thore, sagt der Prophet. Mein Sklave hat auf der Präfektur Deinen Namen von seinen Lippen gehört! Zügle Deine Geduld noch wenige Minuten, und, bei Allah! ehe der Imam die Stunde des Gebetes gerufen! wirst Du ihn hier sehen."

„Dann wird die Stunde des Gebetes seine Todesstunde seyn."

„Wir wollen ihn hören! Aber höre, Obaida: Ruhe und Vorsicht sind die ältesten Töchter der Weisheit. Das Blut des Verräthers soll nicht vergossen werden innerhalb der Schwelle Ibn Batatus!"

Der Greis hatte kaum ausgesprochen, als ein Sklave die Ankunft Al Haschems verkündete.

Al Haschem, in französischer Tracht, ein rothes Fez

statt des Turbans auf dem Haupte, trat mit dem Anstand eines Dandy ins Zimmer.

„Bon jour“ sagte er in französischer Sprache mit affektirter Nonchalance grüßend. „Ihr seht, wir haben uns vollständig französirt, um unsern Freunden mit Erfolg dienen zu können. Ich hörte die Ankunft meines Freundes, des weisen Magiers von der Gränze der Wüste und eilte, ihn willkommen zu heißen. Die Rose von Schiraz erwartet den Kuß ihres Vaters!“

„Ich danke Dir, Haschem, im Namen des Emirs für Deine Bereitwilligkeit und die wichtigen Dienste, die Du mir seit lange geleistet,“ antwortete Obaida nicht ohne ironische Färbung.

„Dein Sklave that, was seine geringen Kräfte vermochten. Bei Allah! Es wird mir schwer, gegen das Gesetz des Propheten zu sündigen und in den Kleidern der Ungläubigen zu wandeln!“

„Es scheint mir doch, als ob Du Dich ziemlich wohl in diesen Kleidern befändest?“ antwortete lächelnd der Arzt der Wüste, während seine Augen forschend das Antlitz Al Haschems studirten.

„Il faut faire bonne mine à mauvais jeu! Sagt nicht der Prophet, daß es den siebenten Himmel erschließe, den Christenhunden nach Kräften zu schaden? Aber ich habe noch viel mit Dir zu sprechen, weiser Obaida, rechte Hand des gesegneten Emirs. Wie lange gedenkst Du im Heerlager des Unglaubens zu weilen und wann wird der Boden meines Hauses durch den Tritt Deiner Füße geheiligt werden?“

Obaida entging der lauernde Ausdruck nicht, der bei diesen Worten sich in den Augen Al Haschems offenbarte.

„Ich werde die Sonne noch öfter über die Masten des Hafens hinabgehen sehen, bis die Razzia, die meine Tochter zurückführen soll, die Ebene der Metidscha durchstreift. Ich hoffe, Du wirst mich wissen lassen, wenn dieß mit Sicherheit geschehen kann?“

„Dein Sklave kennt seine Pflicht.“

„Und Zoraida, sehnt sich nicht zurück nach der einsamen Wohnung des Vaters?“

Haschem lächelte pfiffig.

„Sie ist eine Tochter der Mutter des Paradieses,“ antwortete Haschem, „sie liebt Gesellschaft und ihre Augen ruhen mit Wohlgefallen auf den schmucken Uniformen der jungen Offiziere.“

Obaidas Stirn umwölkte sich finster.

„Und hast Du niemals bemerkt, daß sie Einem mit besonderer Huld zugelächelt?“

„Zoraida ist klug — sie erbte die Weisheit ihres Vaters!“ antwortete Haschem mit verbindlichem Lächeln. „Aber ich glaube, mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß mein Haus ihr nicht mißfällt und daß sie nicht ungern mir . . .“

„Dir? Ich verstehe Dich, Haschem, aber Zoraida ist ein zu kostbares Juwel . . . doch wir sprechen noch weiter davon, wenn ich erst Zoraida gesprochen.“

„Wie Du willst! Sie würde ein neues unzerreißbares Band zwischen uns anknüpfen!“

Haschem hatte die Frage in doppelter Absicht gestellt.

Einmal hatte er gehofft, aus der Antwort Obaidas auf dessen Gesinnungen rücksichtlich seiner schließen zu können, auf der andern Seite ihn vollständig sicher zu machen.

Aber Obaida durchschaute die Absicht dieses pfiffigen Verräthers. Und jede mißtrauische Aeußerung unterdrückend, hoffte er Zeit zu gewinnen, um seine Maßregeln nehmen und sich Haschems mit Sicherheit bemächtigen zu können.

„Und wird Dein Sklave Dich noch heute in seinem Hause begrüßen? Ich sehe Gesellschaft bei mir — eine Soirée à l'Europe — Du wirst viele Offiziere der Armee bei mir finden und manche wünschenswerthe Aufschlüsse empfangen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Temeswar.

(Schluß.)

Am 11. Julius erfolgte wieder ein Ausfall, der kein günstiges Resultat hatte. Die Kaiserlichen verloren dabei 93 Mann. Das Bombardement war um diese Zeit so anhaltend und heftig, daß die Häuser einstürzten und selbst die Keller keinen sicheren Zufluchtsort mehr boten. In der ersten Zeit der Belagerung war von Seiten des Festungskommandos die Einrichtung getroffen worden, daß die Mannschaft in drei Theile getheilt wurde. Ein Drittel war im Dienste bei den Batterien, auf den Wällen und bei den Spritzen, ein zweites Drittel mußte sich dann gewöhnlich in den Kasematten für dringende Fälle bereit halten, und der Rest der Mannschaft durfte schlafen und ausruhen. Seit dem 14. Julius hörte diese Eintheilung auf. Jeder mußte beständig Dienst leisten, und konnte nur gelegenheitlich eine freie Stunde zur Erholung benützen. Man schlief, so gut es anging. Um diese Zeit mußte auch das befestigte Lager am Begafluß aufgegeben werden. Das große Pulvermagazin, welches im Bereich der Bastei liegt, wurde fortwährend beschossen. Die Kugeln prallten jedoch wie Spielbälle ab. Die Decke desselben war durch ein fünf Fuß dickes Mauerwerk gewölbt, und hatte überdieß noch eine Lage festen Sandes, wodurch es glücklicherweise bombenfest geworden ist. Gegenwärtig sieht man es noch mit dem halben Dache abgeschossen.

Ein Offizier erzählte mir eine sonderbare Geschichte von der Wirksamkeit der Wurfgeschütze. Eine Granate

hatte einem Pferde den Fuß abgerissen und das arme Thier an die wenigstens zwanzig Fuß entfernte Mauer eines provisorischen Pulvermagazins geschleudert. Hier schlug die Kugel in die dort liegenden Pulverfässer, zertrümmerte dieselben, ohne jedoch das Pulver zu entzünden. Bloß 25 Granaten explodirten. Am 25. Julius war bereits der vierte Theil der Garnison durch die mit immer größerer Heftigkeit auftretenden Fieber aufgerieben, ein ebenso großer Theil lag im Spital, und ein ähnlicher Theil war schwach und dienstunfähig geworden; nur ein Viertel der Besatzung war dienstfähig. An diesem Tage starben fünf Aerzte am Typhus. Die Wirkung des Bombardements auf die Kranken, war eine höchst eigenthümliche; diejenigen, welche sich während der schwächeren Beschießung etwas erholt hatten, hörten kaum das Platzen einer Bombe oder den Einsturz eines benachbarten Daches, als sie in rasender Wuth aus dem Bette sprangen und mit glanzlosen, stieren Augen unters Bett kriechen wollten, um sich dort zu verstecken. Nach einigen Stunden erlagen sie gewöhnlich dem Anfall des Nervenfiebers. Trotz der unendlichen Mühe des Pompierkorps wurde um diese Zeit ein Haus nach dem andern ein Raub der Flammen. In der Nacht des 30. Julius brannte das Kloster der barmherzigen Brüder ab; es wurde bis jetzt als Nothspital benützt, und war ein ebenso fühlbarer Verlust als das Niederbrennen zweier bei dem Peterwardeiner Thor gelegenen Kasernen, die nicht mehr gerettet werden konnten, weil die Feuermannschaft durch einen zwölfstündigen unablässigen Dienst zu sehr erschöpft war. Zum Unglück für die Garnison wurde bei dieser Gelegenheit der tapfere Oberst Simunich, einer der drei Ingenieure, von einem Granatensplitter schwer verwundet, was auf die Thätigkeit der Löschanstalten nicht ohne nachtheiligen Einfluß war. Das Spital war jetzt nicht nur überfüllt, sondern es herrschte darin eine so verpestete Luft, daß die Kranken lieber ohne ärztliche Hülfe auf der Straße sterben wollten, als sich in diesem Dunstkreise einsperren zu lassen.

Die Ungarn glaubten mittlerweile, daß die Garnison bereits erschöpft sey, und wollte einen Entsatz um jeden Preis verhindern. Sie stürmten mit äußerster Tapferkeit beim Peterwardeiner Thore heran, wurden jedoch mit eben solcher Tapferkeit zurückgeschlagen. Eine kleine Kriegslist der Kaiserlichen beschleunigte noch den Rückzug der Magyaren. Hauptmann Metz schlich sich nämlich mit einigen Soldaten und Trommelschlägern aus dem Thore und ließ seine kleine Schaar ein furchtbares Hurrahgeschrei ausstoßen und die Trommeln rühren, so daß die Ungarn sich von einem bedeutenden feindlichen Armeekorps in der Flanke angegriffen glaubten und ihren Rückzug beschleunigten. Am folgenden Tage brach die Cholera mit großer Heftigkeit in der Stadt aus, wodurch die Garnison nur noch mehr zusammenschmolz. An manchen Tagen zählte man 160 Leichen. Die Garnison befand sich nun in einer sehr mißlichen Lage, und von der Außenwelt wußte sie gar nichts; es war ihr nicht einmal bekannt, daß Haynau bereits zum Entsatz heraneile und schon in Szegedin war. Am 5. August, gerade am hundertsten Tage der Belagerung, bot Graf Vecsey der Garnison den Abzug mit allen kriegerischen Ehren an, wie er sagte, in Berücksichtigung der so tapfern Vertheidigung. Dieser Antrag wurde geradezu abgeschlagen, und der Gouverneur erklärte, daß sich die Garnison bis auf den letzten Mann vertheidigen wolle. Als der wachthabende Offizier am andern Morgen vom Observationsthurm ins feindliche Lager hinübersah, bemerkte er, daß mehrere feindliche Batterien verlassen standen, und als er genauer horchte, vernahm er zu seiner großen Freude, das Rollen eines entfernten Kanonendonners, woraus die Garnison mit Recht auf das Herannahen einer Erlösung schloß. Der tapfere Rukavina hätte nun gern einen raschen kräftigen Ausfall gemacht, aber die einst so starke Besatzung zählte nicht mehr als 1233 Mann Infanterie und 388 Mann Kavallerie; es wäre daher mehr als tollkühn gewesen, diese kleine Mannschaft und mit ihr zugleich die Festung aufs Spiel zu setzen. Am 9. August hörte man die Kanonade schon in geringerer Entfernung, und am selben Abend war Haynau, nach dem Siege bei Becskerek, unter lauter unendlichem Jubel in Temeswar eingezogen. So endete die denkwürdige Belagerung nach 101 Tagen. (Lloyd.)

Mannigfaltigkeiten.

Wien. Im k. k. Kriegsministerium beschäftigt man sich dermalen sehr lebhaft mit einer Anwendung der Gutta-Percha für militärische Zwecke, und nur die strenge Jahreszeit verhindert das Vornehmen größerer Versuche von Seiten des Pionierkorps. Die Sache betrifft die Birago'schen Kriegsbrücken, deren hölzerne oder blecherne Pontons durch eine Unterlage von Gutta-Percha ersetzt werden soll, indem die Eigenschaft dieses Harzstoffes selbes ganz dazu eignen dürfte.

In Frankreich hat man ein Schiff, das früher „die Krone“ hieß, im Februar 1848 „die Barrikade“ taufen lassen. Jetzt hat dieser gefährliche Name wieder fort müssen, und das Schiff heißt „die Verfassung“; ist also geborne Krone, verwittwete Barrikade und verehelichte Verfassung.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 206 27. Dezember 1849.

Der Schiffskobold.

Eine Seegeschichte von James Hogg, genannt der „Ettrick-Schäfer."

Seit unvordenklichen Zeiten und bis vor etwa vierzig Jahren wurden die schottischen Wollentuch-Fabriken hauptsächlich aus den Hütten und Küchen des Landvolkes mit Garn versehen. Im ganzen schottischen Niederlande drehte sich das Spinnrad von Früh bis Spät. Die älteren Frauen kartätschten und die jüngeren spannen, was eine der graziösesten Beschäftigungen für ein junges Mädchen ist. Der Lebensunterhalt vieler von den Hüttenbewohnern hing fast einzig vom Verkaufe dieses Garnes ab! der Verdienst des Hauswirthes wurde zum Ankauf von Wolle verwendet, die seine Frau und Töchter zu Garn verspannen, wofür stets sichere Nachfrage und baare Bezahlung zu finden war, denn es wimmelte im Lande von Garnhändlern, die mit einander rivalisirten, so daß der Eigenthümer selten Gefahr lief, nicht den vollen Werth dafür zu erhalten.

Einer von diesen herumziehenden Krämern war ein gewisser John Robson, ein sehr alter Mann, aber großer Liebling der Frauen. Er besaß ein reichliches Quantum Geld, eine Menge von langen Gebeten und eine Fülle von langen, romantischen Geschichten, von Schlachten und Abenteuern zu Land und Wasser, und durch diese Vorzüge gelang es John, die besten Geschäfte im ganzen Lande zu machen, und er war einer guten Herberge sicher, wo immer ihn auch die Nacht überfallen mochte. Unter seinen Geschichten befand sich eine, die ich ihn zwei bis drei Mal erzählen hörte, und auf die ich mich noch recht gut besinne, außer, daß ich mich nicht erinnern kann, aus welchem Hafen das Schiff auf seiner Heimreise nach dem Clyde absegelte. Ich glaube aber, es war eine spanische Seestadt. Ich werde sie mit Johns eigenen Worten, oder wenigstens auf seine eigenthümliche Weise erzählen.

Wir segelten und segelten so sanft vor einer leichten Brise hin, wie nur je eine die See gekräuselt, als wir eines Morgens nach Tagesanbruch Etwas leicht über die Wellen hinschwimmen sahen, wie eine Boye, und als es dem Kapitän gezeigt wurde, war er neugierig, zu sehen, was es sey, und ließ uns darauf zuhalten. Und was war es? — ein Junge, der in einem Weidenkorbe saß und heulte! — Wir waren alle entsetzlich erstaunt, wie es die Kreatur so aushalten konnte, denn der Korb war gemacht, wie jeder andere, das Wasser ging durch und durch, so schnell es Lust hatte, er wurde aber durch seine Leichtigkeit flott erhalten. Wir zogen das arme Ding herauf, ohne einen Augenblick zu verlieren, und dann schrie er nach seinem Korbe, bis wir uns genöthigt sahen, diesen ebenfalls an Bord zu bringen.

Als wir Zeit fanden, ihn anzusehen, gefiel er uns eben nicht sehr. Er war eine Kreatur von etwa vier Fuß Höhe mit einem alten verwitterten Gesichte, wie ein Elf oder ein anderes jener halb irdischen, halb höllischen Wesen. Wir gaben ihm verschiedenartige Nahrung, und er aß wie toll darauf los und schien kaum satt zu bringen zu seyn. Er sprach sehr gern und sehr hübsch dazu, es war aber in einer Sprache, von der Keiner von uns ein Wort verstehen konnte, so daß wir weder erfuhren, was er war, noch wo er her kam.

Ich glaube, er war aber noch keine zehn Minuten an Bord, als wir eine Art von Krachen in der Topmasttakelage hörten, und zu gleicher Zeit fing das Schiff zu schaukeln an wie eine Wiege.

„Was zum Teufel ist das?" schrie der Kapitän.

Wir Alle erklärten, daß wir es nicht begreifen könnten, denn wir fühlten zu jener Zeit noch keinen Windwechsel auf dem Verdeck, und während wir uns Alle noch umschauten, um zu entdecken, woher der Stoß komme, hörten wir in den Segeln eine Art von Aechzen, als ob der Wind eine Stimme erhalten hätte, und nach wenigen Minuten krachte die Topmasttakelage zum zweiten Male, und das Schiff fing mit verdoppelter Heftigkeit zu schaukeln an.

Der Kapitän war jetzt über dieß, Allem, was er je gesehen, so Zuwiderlaufende entsetzlich beunruhigt, er befahl uns jedoch, mit aller Schnelligkeit die Segel zu reffen, da eine Art von Wirbelwind auf uns herabzukommen scheine. Ich werde jenen Morgen nie vergessen, denn ohne das geringste Vorspiel oder Anzeichen eines Sturmes kam der Wind Schlag nach Schlag auf uns herab, und immer der letzte am lautesten, bis wir uns in einem Aufruhr befanden, wie ihn noch nie ein menschliches Auge erblickt. Der Wind ohrfeigte uns und

knuffte uns bald auf die eine, bald auf die andere Seite, bis ich einmal wirklich glaubte, das Schiff werde in die Luft hinaufgewirbelt. Der Steuerbaum schleuderte von einer Seite zur andern und schlug Alles nieder, was ihm in den Weg kam, das Takelwerk ächzte und das Bugsegel zerriß in Fetzen; Alles war in der größten Konfusion, und wir liefen zuweilen in einer Richtung und augenblicklich darauf wieder in der andern. Die Meereswellen gingen nicht geradeaus vor dem Winde her, sondern kochten und schlugen gegeneinander. Der Donner rollte, die Blitze flammten und der Hagel raffelte, und einmal gingen wir bis an die Wolken in die Höhe und das andere Mal tauchten wir in den tiefsten Ozean hinab. Einmal kamen wir so tief, daß ich unsern Kiel gegen den Sand und Schlamm auf dem Meeresgrunde scheuern hörte.

Kurz, wie der Orkan seinen unnatürlichen Anfang hatte, so war überhaupt auch gar nichts Natürliches darin, und es war das größte Wunder, das ich je gesehen, wie wir mit dem Leben davon kamen. Aber was sage ich da? — Unsere Zeit war noch nicht gekommen und die Zahl unserer Tage noch nicht erfüllt. Endlich kommt ein alter Mann nach hinten und sagt:

„Kapitän M'Nicol, es ist mir, als befände sich ein Achan im Lager, ein Jonas auf dem Schiffe, und es ist besser, daß er das Loos des Propheten theilt, als daß wir Alle umkommen. Glaubt einem alten Matrosen aufs Wort, Kapitän; dieß ist kein natürlicher Kampf der Elemente, und ich bin der festen Ansicht, daß das Geschöpf, welches wir in einem Korbe segelnd aus den Wellen holten, entweder ein Mörder oder ein Teufel, oder allerwenigstens ein Wasserkobold ist.“

Die Worte gingen dem Kapitän zu Herzen, denn als er sich mit beiden Händen festhielt, sprach er kein Wort, sondern starrte wild um sich her. Es ist nicht zu bezweifeln, daß alle Umstände zusammengenommen ihm als höchst ominös auffielen. Er war aber doch noch bestürzter, als ich hätte erwarten können; endlich sagte er:

„Was zum Teufel sollen wir thun? Wenn das so fortdauert, müssen wir in wenigen Minuten oder vielleicht Sekunden zu Grunde gehen, denn die See treibt es wie ein siedender Kessel.“

„Werft nur den Kobold über Bord in sein einheimisches Element,“ sagte der alte Mann, „wenn Ihr nicht wollt, daß jede Menschenseele an Bord umkommen soll. Ihr braucht seinetwillen keine Furcht zu haben, er wird sich über dem Wasser erhalten, wie ein leeres Faß.“

„Es ist ein schlechtes, feiges Ding,“ sagte ich, „einen armen kleinen Burschen, den wir schon aus seinem Wassergrabe errettet haben, in diese unbarmherzigen Wellen zu werfen. Laßt uns auf die Vorsehung vertrauen, und versuchen, ob wir den Sturm abwettern können. Der Allmächtige kann uns retten oder vernichten, wie es ihm gut dünkt, denn sind ihm nicht Winde und Wellen unterworfen, und welchen Einfluß kann ein armes Ding, wie jenes, darauf haben?“

Der Kapitän wußte nicht, was er thun sollte, denn die Verwirrung an Bord hatte ihn fast ganz verdummt, und von dem Beginn des Orkans an schien er mir kaum mehr derselbe Mann zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Fortsetzung.)

„Du machst mich lüstern! So wenig ich die Gesellschaft meiner ehemaligen Landsleute liebe, so will ich doch heute eine Ausnahme machen und um neun Uhr unter dem Namen eines Marquis d'Argout erscheinen.“

„Bravo! Inkognito, wie ein europäischer Fürst! Wir machen Fortschritte! Also um neun Uhr!“ fügte er abschiednehmend hinzu und sprang, zufrieden mit sich und seiner Pfiffigkeit, in ein elegantes französisches Gefährt.

„Armer Thor!“ murmelte Ibn Batatu, der ohne zu sprechen in scheinbarer Apathie die Unterhaltung mit angehört hatte, „morgen zur selbigen Stunde wirst Du als Gefangener auf Deinem Dromedar nach Tafrua reiten! Allah akbar! Tod dem Verräther!“

5.

Das Café Montblanc war damals einer der interessantesten Orte in Algier, der Sammelplatz der politischen und fashionablen Welt. Offiziere, Gelehrte, Kaufleute, Künstler, den vornehmsten Nationen zweier Welttheile angehörend, schlürften hier den arabischen Trank, und Trachten, Sprachen und Sitten kontrastirten grell mit dem friedlichen, kosmopolitischen Verkehr.

Wenn man den leichten, graziösen, quecksilbernen Franzosen neben dem ernsten, phlegmatischen Orientalen betrachtete, so fühlte man unwillkürlich die Unmöglichkeit der Vermischung dieser beiden widerstrebenden Elemente, man fühlte, daß nur die Vernichtung der Eingebornen die Herrschaft der Eroberer sichern könne. Die Ersteren fühlten dieß auch, und der aufmerksame Beobachter konnte leicht den innigen Widerwillen gegen die Gesellschaft ihrer Unterdrücker bemerken, der sich hinter dem gravitätischen Phlegma und dem verächtlichen Ernste der beturbanten Anhänger des Islam verbarg.

In einem der kleineren Zimmer dieses glänzenden Café führten die beiden Offiziere vom Regimente der Spahi's, deren Morgenunterhaltung wir bereits mitgetheilt, eine laute und lebhafte Konversation. Sich der

englischen Sprache bedienend, glaubten sie nicht eben nöthig zu haben, den delikaten und gefährlichen Gegenstand ihres Gesprächs in leisem Geflüster zu verhandeln.

„Und du willst also wirklich diese abenteuerliche Farce mit einem romantischen Theaterkoup schließen?“ fiel der Kapitän Fernel seinem jüngern Waffengefährten ins Wort. „Bedenke, Albert, daß die „Heirathen vor der Trommel“ ein Nachspiel haben, das in der Regel reicher an tragischen Momenten, als . . .“

„Sey ruhig, Fernel! Mein Entschluß ist gefaßt, und ist dieß einmal geschehen, so weißt Du, daß ich eisenköpfiger bin, als ich scheine. Uebrigens hat der General Damremont, dem ich diesen Brief mit den nöthigen Erläuterungen mitgetheilt, bereits seine Einwilligung gegeben. Ich gehe noch in dieser Nacht mit einem Kommando zur Deckung eines Transportes nach Konstantine, debütire zuvor in der „Entführung aus dem Serail“ und gehe sobald als möglich nach Frankreich zurück. Alle Vorbereitungen sind getroffen, der General . . . “

„Der General Damremont, allen Respekt vor seinem militärischen Talent, ist ein eben so abenteuerlicher Tollkopf, als Du... Aber, ich will gar nicht von der Zukunft sprechen, denkst Du, daß eine solche Entführung sich so leicht arrangirt, als wenn Du eine Pariser Aktrice als Kavalier über die Gränze begleitest?“

„Lies!“ antwortete Albert, seinem Freunde den Brief Zoraidens überreichend.

Fernel las, man bemerkte das steigende Interesse in seinen Zügen. „Merkwürdiges Schicksal, an der Gränze der Wüste zu einem hohen Grad abendländischer Bildung erzogen — erzogen von einem wunderlichen Einsiedler, den das Schicksal zum erbitterten Feind seiner Landsleute gemacht . . . und dieser Haschem . . . sie muß schön seyn, wenn das Aeußere dem kühnen und gebildeten Geiste entspricht . . . ich glaube, daß ein solches Wesen im Stande ist, den wollüstigen Türken mit glühender Begierde zu erfüllen — dieser Mordversuch und diese kaltblütige Ruhe . . . Nach ihren Anweisungen scheint die Entführung nicht gerade unmöglich . . . ich werde Dich begleiten, Albert, trotz meiner Antipathie gegen romantische Thorheiten.“

Indem die Freunde die Details der erotischen Expedition weiter beriethen, wurden sie durch die Einmischung Obaida's unterbrochen, der, unbemerkt wie am Morgen, ihre Unterhaltung mit angehört hatte.

„Nicht so laut, meine Herren!“ sagte er, Albert leicht auf die Schultern klopfend, mit dem vornehmen Lächeln des überlegenen Mannes. „Die Sprache der Engländer ist eine Weltsprache, und in allen Winkeln der Erde finden sich Menschen, die dieses knurrende Gemurmel verstehen. Der Zufall ließ mich nicht allein jetzt, sondern auch am heutigen Morgen Ihre Unterhaltung belauschen, und da . . .“

„Mein Herr,“ fuhr Albert erbleichend heraus, „das ist eine . . .“

Er hielt inne. Das Auge Obaidas ruhte mit magnetischem Ausdruck auf dem seinigen. Er fühlte eine wunderbare, unerklärliche Ahnung in seinem Herzen hervorquellen, er suchte unwillkürlich im Schatz seiner Erinnerungen: es war ihm, als habe er dieß ausdrucksvolle, adelige Antlitz schon einmal gesehen. Und so imponirend war die Erscheinung dieses sonderbaren Mannes, daß selbst Fernel davon ergriffen wurde.

„Sie werden von unserer Unvorsichtigkeit keinen Gebrauch machen, dürfen wir hoffen?“ sagte halblaut der Kapitän unter dem Einfluß der unbehaglichen Stimmung, die gewöhnlich der Ueberzeugung von einer Unklugheit folgt.

„Sehe ich aus, wie ein Verräther?“ antwortete Obaida mit seinem Lächeln. „Ich interessire mich im Gegentheil lebhaft für den kleinen Roman, und wenn Sie den Marquis d'Argout Ihres Vertrauens nicht unwürdig halten,“ fuhr er, bei den Offizieren Platz nehmend, fort, „so würde ich, ein Abenteurer von Profession à la Byron, mich sogar glücklich schätzen, an dieser romantischen Expedition Theil nehmen zu dürfen.“

Der Zufall hatte Obaida zum Theilnehmer des Geheimnisses gemacht, es schien nichts dabei zu riskiren, ihn an der Ausführung Theil nehmen zu lassen.

„Wohlan denn,“ sagte er mit verbindlichem Lächeln, als die jungen Offiziere ihre Einwilligung halb freiwillig, halb durch Obaida's Auftreten gezwungen, gegeben, und die nöthigen Verabredungen genommen waren, „wohlan denn, meine Herren, wir wollen das Lamm dem Rachen des Tigers entreißen. Ich verlasse Sie jetzt, mein Roß zu satteln und meine Pistolen zu laden. Um zwölf Uhr an der bezeichneten Stelle, und möge Allah gnädig den Mond mit einem Wolkenschleier verhüllen!“

„Und vornehm grüßend verließ Obaida das Zimmer.

„Wer mag er seyn?“ fragte der Kapitän nach einem langen sinnenden Schweigen.

„Ich weiß es nicht, aber mir sagt eine Ahnung, daß diese Begegnung mich meinen Vater finden lassen wird.“

* * *

In dem Herzen des finstern Arztes der Wüste hatte der Anblick Alberts ebenfalls eine lebhafte Theilnahme hervorgerufen. Das Bild der ungetreuen Gattin stahl sich wider seinen Willen auf das Proscenium der Seele. Er hatte einen Sohn zurückgelassen, einen Sohn, den er nicht als den seinigen erkennen wollte, und der jetzt das Alter des jungen Offiziers erreicht haben mußte. Wenn dieser Albert sein Sohn wäre? Er hatte es nicht gewagt, nach dem Namen und den Verhältnissen des Jünglings zu fragen: er bebte vor den Folgen dieser Möglichkeit zurück. Seine Rechnung mit der Vergangenheit war ja abgeschlossen, seine vom Haß gegen die ausgeartete Zivilisation des Abendlandes angefressene Seele zitterte vor neuen Berührungen der schmerzlichen Wunde.

Eine Beute stürmischer Gedanken, die er nicht abzuschütteln vermochte, die abwechselnd sein Herz mit fremdgewordener Wehmuth und finstern Racheplänen erfüllten, sprengte er, fast den Zweck seines eiligen Rittes vergessend, dem Walde von Togrua zu.

Den Warnungen Ibn Batatus Gehör gebend, hatte er nicht gewagt, länger in Algier zu verweilen. Aber fest entschlossen, Zoraida der Willkür Haschems zu entreißen und diesen selbst in seine Gewalt zu bringen, hatte er den kühnen Entschluß gefaßt, die Gelegenheit zu benutzen, Zoraidas Flucht durch seine Anwesenheit zu verhindern und zugleich Haschem im eigenen Hause gefangen zu nehmen.

Im Walde von Togrua, in den Schluchten des Atlas, drei Stunden südlich von den Marken der Hauptstadt, lagerte ein Korps auserlesenen Beduinen, von Abd-el-Kader zu seiner Eskorte bestimmt. Er kam jetzt, ihnen den Befehl zum Aufbruch zu bringen und einige zuverläßige Reiter zur Unterstützung seines Vorhabens mit sich zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine der in England am meisten der Unterstützung bedürftigen Klassen ist die der Nähterinnen, welche für die zahlreichen Kleidermagazine arbeiten. Von dieser Ansicht gingen Lord Ashley und Sidney Herbert aus, als sie am 5. Dezember eine Versammlung solcher Arbeiterinnen veranstalteten. Es erschienen bei 1200 derselben, von denen 500 Kleider entlehnen mußten, um anständig erscheinen zu können. 151 dieser Unglücklichen hatten kein Bett und über 200 hatten das ihrige verpfänden müssen, um dem Hungertode zu entgehen. Dieses läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß 7 Schillinge (Bei uns wäre das sehr viel, nämlich 4 fl. 12 kr.; in England bei den hohen Lebenspreisen ist es sehr wenig) die allerhöchste Bezahlung ist, welche eine solche Arbeiterin wöchentlich erhält, wovon sie noch ihre Kost, Wäsche, Heizung u. dgl. bestreiten muß, was bei den in England üblichen hohen Preisen dieser Artikel keine Kleinigkeit ist. Dazu kommt noch, daß sie oft Wochenlang ohne Arbeit sind, ihnen die Arbeit bei dem geringsten Fehler heimgeschlagen wird und sie für das Material theuer zu zahlen haben; öfters erhalten sie die Bezahlung nicht einmal baar oder müssen lange darauf warten u. s. w. In Folge ähnlicher Unglücksfälle hatten 464 von ihnen die Unterstützung ihres Kirchspiels nachsuchen müssen und 232 waren genöthigt, ihre Wohnung zu verlassen, weil sie dieselbe nicht mehr bezahlen konnten. Unter diesen Unglücklichen befinden sich auch viele Wittwen, die eine große Anzahl Kinder zu ernähren haben. In Betracht dieser traurigen Verhältnisse hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche sich die Beförderung der Auswanderung solcher Arbeiterinnen zur angelegentlichen Sorge macht. In den englischen Kolonien sehen sie wohl auch einem besseren Schicksale entgegen, da bei dem großen Mangel an Frauenzimmern daselbst (es sind dort 500,000 mehr Männer als Frauenzimmer) ihre Arbeit auch besser bezahlt wird.

Die „Moskauer Ztg." berichtet vor Kurzem über ein seltenes Naturereigniß, welches sich in dem Dorfe Sparkie Telszewo (Minskisches Dep.) zugetragen. Am 12. Okt. fiel des Abends und in der Nacht ein starker Platzregen, während der Thermometer auf Null zeigte und ein ziemlich starker Südwest wehte. Am Morgen des 13. Okt. bot sich ein schwer zu beschreibender Anblick dar: Alles war mit einer dicken Eiskruste bedeckt, Baumstämme, Zweige, Blätter. Dabei bildete das Eis die wunderlichsten Figuren und im Walde war ein Lärm und Rasseln zu hören, als würde darin Holbein's Todtentanz aufgeführt. Baumstämme von 5 Fuß im Durchmesser bogen sich unter ihrer Last zur Erde wie welke Blumenstengel. Ein ¼ Pfund schwerer Birkenzweig hatte 6 Pfund Eis auf sich. Die ältesten Einwohner erinnern sich eines so wunderbaren Phänomens nicht.

Hemdschneider in Paris. — Die Anfertigung von Männerhemden gehört zu den gewinnreichsten Zweigen der Pariser Industrie, seitdem es Mode geworden, Hemden zu tragen, die genau dem Körper anliegen. Man zählt gegenwärtig in Paris an 300 chemisiers (Hemdschneider). Die Leinwandfabrikanten beginnen jetzt die Falten, welche sonst am Brusttheil des Hemdes genäht wurden, mit der Maschine täuschend nachzuahmen. Man nennt solche Zeuge Indeplissables (weil sich die Falten daran nicht auflösen lassen). Damit ist das Macherlohn eines Hemdes um mehr als die Hälfte reduzirt worden.

Ein Fleischer in Paris bringt gegenwärtig eine neue Art des Schlachtens von Vieh in Anwendung. Er durchsticht dem Thiere mit einem Schneideinstrument, ähnlich einer Lanzette, den Theil des Rückgrats, welches nach dem Halse zu ausläuft, indem er sich jedoch bemüht, das Rückenmark zu treffen. Das Vieh ist auf der Stelle todt.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 207 29. Dezember 1849.

Der Schiffskobold.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke entstand aber ein großer Aufruhr vor dem Maste, und eine vermischte Menge von Seesoldaten und Matrosen, kamen zu dem Kapitän auf das Hinterdeck gestürzt und schrieen:

„Wir haben den Teufel gefangen, Sir! wir haben den Teufel gefangen! — Dieser kleine Kerl hier ist der Teufel, Sir!"

„Wie so der Teufel?" fragte der Kapitän.

„O Sir," sagte der Eine, „er rannte und sprang wie eine Katze mitten unter den Blitzen auf allen Vieren im Takelwerk umher und kreischte und lachte vor Freuden."

„Und, Ew. Ehren," sagte ein Anderer, „ich habe ihn wie einen geschwänzten Affen auf der Topmastraae sitzen und lachen und Gesichter schneiden und den Sturm herbeiwinken gesehen."

„Ueber Bord mit ihm! — fort mit ihm, fort mit ihm!" schrieen fünfzig Stimmen zugleich, und trotz meiner und einiger Anderer Anstrengungen dagegen, trugen sie ihn bis an die Brustwehr, während die Kreatur auf eine Weise, die Alle in Erstaunen setzte, um sich schlug und schnatterte, und Viele von ihnen bewußtlos auf das Verdeck warf und ein Wort Batta, Batta! oder so etwas Aehnliches wiederholte, bis Einer sagte, er rufe nach seinem Korbe.

„Bringt ihm seinen Korb! Behaltet Nichts, was ihm gehört!" rief der Kapitän.

Und das war das einzige Wort der Beistimmung, welches er zu dieser entsetzlichen That laut werden ließ. Sobald das Geschöpf seinen großen Korb in die Hand bekommen, hielt es sich an diesen fest, wie der Tod an einem Neger und wurde mit ihm zusammen über Bord geworfen. Das Schiff mußte, trotz aller Beschädigung, die es erlitten, mit furchtbarer Geschwindigkeit segeln, denn ich sah ihn nur ein einziges Mal mit seinem Korb schnell wie der Wind auf dem Kamme einer Welle hinter uns zurückgehen. Er stieß, sobald er den Rand derselben erreicht hatte, ein durchdringendes gespenstisches Kreischen aus, tauchte in den Abgrund jenseits und war nicht mehr zu sehen.

Die Leute standen und schauten einander an, wie erstaunt über Das, was sie gethan; wir hatten jedoch bald größern Grund zum Erstaunen, da eine Minute darauf sich der Sturm zu legen anfing und es in fünf bis sechs Minuten zu einem so herrlichen Nachmittage wurde, als der Morgen schön gewesen war. Wir sahen uns überall um, und der Ozean schien nie bewegt gewesen zu seyn. Und was noch merkwürdiger, wenn auch nicht wunderbarer, war: wir fanden das Takelwerk und die Segel, die während dem Wüthen des Sturmes zerfetzt um unsere Ohren zu schlagen geschienen hatten, alle in der besten Ordnung stehen, so, daß die ganzen Ausbesserungen nicht mehr als zwei Stunden wegnahmen, worauf wir unsere Fahrt weiter fortsetzten.

Das Seltsamste aber von Allem war, daß wir mehr als hundert Meilen weit zurück verschlagen worden waren, was ich nicht zu glauben vermochte, obgleich es der Kapitän sowohl als der Bootsmann behaupteten. Ich sagte, wenn so etwas stattgefunden hätte, so müßten wir aus der See emporgehoben und durch die Luft getragen worden seyn, und ich hätte einmal ein derartiges Gefühl gehabt. Die Seeleute sind so abergläubisch, und alle in ihrer Natur glimmenden Funken waren an jenem Morgen so furchtbar angefacht worden, daß man vor Einbruch der Nacht im ganzen Schiffe davon sprach und daran glaubte, daß wir aus der See gehoben und hundert Meilen weit durch die Luft getragen worden seyen.

Nun, ich weiß, daß Ihr meint, des alten John Robsons Geschichte sey zu Ende, und vielleicht ist es mehr als Zeit, daß sie zu Ende kommt, aber weit entfernt davon, ist sie kaum erst angefangen; denn seht Ihr, um die zweite Wache am nächsten Morgen schrie der Mann im Mastkorbe: „Ein Segel! ein Segel! — Helm zu Port, Du Dummkopf! — Ahoi! krach, da geht es!" — und andere unzusammenhängende Schreckenslaute. Alle eilten vor den Mast, und Lieutenant Jones, der auf Wache war, kam mit zuerst, da er aber Nichts erblickte, schrie er dem Manne im Mastkorb zu und fragte, was los sey.

„Wir sind angefahren worden, Sir! — dort geht ein Segel unter!" lautete die Antwort.

Der Lieutenant fluchte und sagte, der Mann sey toll, da man keinen Anstoß gefühlt hatte, er legte jedoch bei. Alles war aber ruhig, man hörte weder Stimmen, noch

sah man Trümmer, und als der Mann ausgefragt wurde, behauptete er, daß er ein leichtes Schiff mit vollen Segeln in einem Winkel von sechs Graden auf uns zukommen gesehen und daß es gerade gegen unsern Bug gerannt und untergegangen sey; er habe einen Mann an Bord bemerkt und einen leichten Stoß gefühlt. — Man flüsterte sich zu, daß der Kapitän M'Nicol bei diesen Worten blaß und bekümmert ausgesehen habe; aber alle Uebrigen auf dem Schiffe lachten nur über die Geschichte. Man hörte ihn zu sich selbst sprechen:

„Es scheint also, daß wir nicht über diese Breite, diese verfluchte Stelle hinauskommen sollen.“

Seht aber, gegen Tages Anbruch zeigte es sich, daß sich das Schiff mit Wasser füllte. Das Bug senkte sich, es gehorchte dem Steuer nicht mehr und schien schnell unterzugehen. Alles war jetzt in Bewegung und Schrecken, denn als der Schiffsraum durchsucht wurde, fand sich kein Wasser und die Pumpen waren bald trocken gezogen. Dann wurde so viel Zeug aus dem Vorderkastell hervorgezogen und so eifrig gesucht, aber es führte Alles zu Nichts, der Leck war nicht zu finden. Und unterdessen fuhr das Schiff fort, tiefer und tiefer zu sinken, die Mannschaft wurde unlenkbar und hatte bereits das Langboot in das Wasser gelassen, als Einer von den Nachsuchern den Kopf aus dem Vorderkastell herausstreckte und rief:

„O Gott, kommt und seht, was es hier gibt!“

Es eilten bald eine Menge Leute nach der Stelle hin, und seht, da lag, was sie den Teufelsfond nannten, dieselbe Maschine, welche sie mit einem elenden menschlichen Geschöpfe aus den Wellen gezogen und den Wellen wieder übergeben hatten! — und als die Gruppe einander in tiefster Bestürzung anstarrte, wurde sie durch ein überirdisches Schnattern und Lachen hinter sich erschreckt, und als sich die Leute umwandten, saß das Geschöpf selbst mit einem Gesichte voll strenger, furchtloser Herausforderung auf einem Fasse.

Die ganze Mannschaft floh jetzt vor dem Anblick der Kreatur, sie deutete aber immer noch unten auf das Faß, worauf sie saß, und machte Zeichen und Bewegungen, als ob sie wünsche, das Faß für sich zu haben, oder doch untersucht zu sehen. Keiner wagte sich in ihre Nähe; sie fingen aber nach ihren Zeichen und Geberden zu denken an, daß das Geschöpf ein Wort mit dem Kapitän zu sprechen verlange. Als ihm dieß gesagt wurde, schien er außer sich zu gerathen und rief, daß man das Ding erschießen, es über Bord werfen und dann das Langboot aussetzen und ihn entfliehen lassen solle. Dem widersetzten sich Lieutenant Jones und der Bootsmann, und erboten sich, ihn zu dem seltsamen Besuche zu begleiten, da es vielleicht ein Mittel seyn könne, um das Schiff Seiner Majestät zu retten, und dann führten sie ihn halb mit Gewalt zu dem versteckten Winkel, wo das Ungethüm auf seinem Fasse saß.

Nun hatte Keiner von uns vorher dieses Faß gesehen, es war mit Gerümpel und Koffern in seinem Winkel bedeckt gewesen, bis es an jenem Abende bei der Suche nach einem Leck, der nicht vorhanden war, ans Licht geschafft wurde. Das Geschöpf schnatterte und sprach und deutete auf das Faß, und seine Augen hatten ein seltsames, triumphirendes Funkeln angenommen, und es winkte dem Kapitän fortwährend, sich zu nähern. Als er endlich nahe genug gedrängt worden war, sprang es von seinem Sitze auf und flüsterte nur ein Wort oder vielmehr einen Namen in sein Ohr und nahm dann wieder seinen Sitz auf dem Fasse und schüttelte drohend gegen ihn den Kopf.

(Schluß folgt.)

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Fortsetzung.)

6.

Das Haus Al Haschems lag an der Westseite der Stadt, ein großer Garten, von einer hohen Mauer eingeschlossen, umgab das Gebäude. Das freie Feld hinter der Mauer war mit dichten Akazien und Feigengebüschen bedeckt.

In diesem Gebüsche hatten die jungen Offiziere, zur Sicherung gegen die Möglichkeit eines Verrathes durch Obaida, einen Theil des nach Konstantine bestimmten Kommandos aufgestellt.

Auf ein von Zoraida, die aus ihrem Zimmer leicht in den Garten gelangen konnte, gegebenes Zeichen, sollte die Mauer mit Strickleitern überstiegen und Zoraida unter dem Schutze des Geliebten hinabgelassen werden.

Die bestimmte Stunde war vorüber, die jungen Männer und Obaida, von zwei dunkeln Gestalten begleitet, erwarteten mit fieberhafter Unruhe das verabredete Zeichen.

Alles blieb still.

Der eintönige Ruf der Imams, die hellen Glockentöne der christlichen Kirchen verkündeten die erste Stunde des neuen Tages, aber kein leichter, flüchtiger Schritt, kein lockendes Pfeifen des Thouraco ließ durch die Stille der Nacht sich vernehmen.

„Auf, meine Herren! Dieses Warten ist schlimmer als Folter — das kühne Mädchen muß irgend einen Widerstand gefunden haben... Bei Entführungen lassen die Damen nicht warten! Uebersteigen wir die Mauer und nähern wir uns dem Gebäude. Sollte auf den Terrassen sich irgend ein Widerstand finden, so — Sie verstehen mich, ein sicherer Stoß und die Seele fährt lautlos zum Himmel!“

Mit diesen Worten stieg Obaida die Leiter hinan. Die Andern folgten, und bald schritten Alle, Obaida an der Spitze, die Terrassen hinan.

Ein mattes Licht drang durch die Fenster und Glasthüren, die zum Zimmer Zoraidens führten.

Ein schwarzer Wächter, den Karabiner im Arm, schritt gemächlich und schläfrig vor der Thür auf und ab.

Das laute Plätschern des Springbrunnens hinderte ihn, die Schritte der Kommenden zu vernehmen.

Obaida stand still.

„Einen Moment, meine Herren, wir müssen zuerst den schwarzen Gesellen unschädlich machen.“ Und auf seinen Wink warf sich eine der dunkeln Gestalten, die in bescheidener Entfernung den Nachtrab bildeten, zur Erde, wand sich wie eine Schlange durch die schattigen Gebüsche und kehrte nach wenigen Minuten eben so lautlos zurück.

„En avant, messieurs! der Weg ist jetzt frei!“

Obaida und die beiden Offiziere stiegen die Stufen der letzten Terrasse hinauf, und näherten sich, über den Leichnam der Wache hinwegschreitend, dem erleuchteten Zimmer.

Zoraida war eben beschäftigt, ihre Toilette zur Reise zu verändern, nachdem sie vorher, wie dieß schon öfter geschehen, die Erlaubniß zu einem Abendspaziergang im Garten von der Wache erkauft, als die Thür des Zimmers sich öffnete und Haschem, ein Licht in der Hand, leise hereintrat.

Sie erschrack, aber schnell die entfesselten Reize durch einen übergeworfenen Shawl verhüllend, erwartete sie, all' ihren Muth zusammenraffend, ruhig den boshaften Türken.

Mit höhnischem Lächeln blieb Haschem vor ihr stehen.

„Was haben Dir jetzt die Geister Deines Vaters ins Ohr geflüstert, reizende Houri?“

Zoraida antwortete nicht. Ihr Auge ruhte kalt, starr und stechend auf dem Antlitz Al Haschems.

„Du bist jetzt mein . . . weißt Du das, stolze vornehme Schönheit? Dein Vater jagt flüchtig über die Berge des Atlas . . . Du hast keine Wahl mehr, mich oder . . . den Tod!“

Ein verächtliches Lächeln war die einzige Antwort Zoraidens.

„Du sträubst Dich umsonst . . . sey kein Närrchen! . . . Haschem legt seine Schätze zu Deinen Füßen nieder — warum wolltest Du ihn nicht lieben?“

„Die Geister meines Vaters haben mir ins Ohr geflüstert, daß der Dolch schon nach dem Herzen des Verräthers zielt!“

„Haben sie das? Ich fürchte mich nicht mehr vor Deinen Geistern! Aber komm, laß Dich küssen, meine Geduld geht zum Ende. Fürchte Dich nicht, süße Rose — Haschems Zärtlichkeit wird ein Paradies um Dich schaffen . . .“

Er näherte sich ihr und bemühte sich, sie in seine Arme zu ziehen.

Wie eine Schlange fuhr Zoraida zurück — ihre Hand erhob sich und fiel klatschend auf Haschems Wange.

„Ha!“ rief er aus und sein Auge flammte in grimmiger Wuth. „Ich werde Dich strafen, die Qualen der Hölle, die scheußlichen Früchte des Zakkum sollen ein Paradies dagegen seyn!“

Haschem klatschte laut in die Hände.

Vier schwarze Sklaven traten herein.

„Ergreift sie und bindet sie fest!“

Die Sklaven gehorchten. In wenigen Minuten war Zoraida mit Händen und Füßen fest an ein Polster gebunden, das in die Mitte des Zimmers gelegt war.

Auf einen Wink Haschems entfernten sich die Diener des Harems.

Zoraida, bleich wie der Tod, hatte ohnmächtig die Augen geschlossen, als Haschem ihr mit brutaler Gewalt das Tuch von den Schultern riß, um seine gierigen Blicke an ihren reizenden Formen zu weiden.

„Nun, so rufe doch die Geister des weisen Magiers, des allmächtigen Obaida,“ stammelte er mit von Leidenschaft fast erstickter Stimme, „rufe sie doch, Dich von der Umarmung des verhaßten Haschem zu erretten?“

Ein dumpfes Stöhnen rang sich aus der Brust Zoraidens.

„Obaida ist hier!“ tönte plötzlich eine tiefe Simme. Haschem drehte sich um und blickte erbleichend in die blitzenden Augen des gefürchteten Arztes.

Haschem hatte in der Raserei seiner Leidenschaft die leisen Schritte der Männer nicht gehört, die durch die unverschlossene Thür über den weichen Teppich hereingetreten waren.

Im Nu waren die Fesseln Zoraidens gelöst und sie selbst auf den Armen des Geliebten aus dem Zimmer getragen.

Das Geschrei Haschems, den die Leute Obaidas zu Boden geworfen, um ihn zu knebeln und zu binden, rief die Diener des Hauses herbei. Nach einem kurzen Kampfe flohen Sklaven und Knechte. Aber als Obaida nach dem Vereinigungspunkte zurückgekehrt war, waren Zoraida und die Franzosen spurlos verschwunden.

7.

Eine Razzia! Welch ein Anblick! über die glühende Ebene fliegen die Rosse, das Kameel streckt die Füße zum schwankenden, blitzschnellen Lauf — die weißen Mäntel flattern im Winde, die langen Flinten und die glänzenden Waffen der Beduinen blitzen im Sonnenschein. Und immer gehts vorwärts in geflügelter, unveränderter Eile — kein Wort entschlüpft der brennenden Lippe — der Staub der Ebene wirbelt in die Höhe —

wie ein Gespensterzug in Wolken gehüllt, fliegt die Razzia dahin! Verwundert hebt die scheue Antilope das Haupt und knurrend kriecht der Panther in das Dickicht zurück, wenn der schweigende Zug vorüberbraust.

Drei Tage hindurch war die Razzia Obaidas dem französischen Kommando gefolgt, das er endlich überholte und in den prachtvollen Ruinen vor Konstantine erwartete.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein in Australien ansäßiger Engländer schrieb an seinen Freund in London in diesem Jahr:

Adelaide, 14. Juni. Wir machten innerhalb 49 Tagen die Reise von Plymouth hieher, waren aber zuerst mit unserm neuen Aufenthaltsorte durchaus nicht zufrieden, da bei der damaligen Hitze uns der Staub und eine gräßliche Menge Fliegen unaussprechlich belästigten. Dazu kam noch, daß wir nur mit der größten Mühe eine Wohnung finden konnten, denn man kann nicht schnell genug Häuser für die täglich wachsende Bevölkerung bauen; die Wohnungen werden vermiethet, ehe sie vollendet sind; derartige Unternehmungen werfen daher großen Nutzen ab, auch die betreffenden Handwerker, wie Steinhauer, Zimmerleute, Pflästerer u. dgl. finden ihre Rechnung, sie erhalten mehr denn 7 Schillinge (4 fl. 12 kr.) des Tages. Am besten stehen aber die Ackerbautreibenden; sie sind immer gesucht, während viele Handwerker sich lange nach Arbeit umsehen müssen, da in der letzten Zeit so viele eingewandert sind; vor dieser Zeit war das Verhältniß ein ganz anderes. Kaufleute und studirte Personen sind oft genöthigt, wieder nach England zurückzukehren oder Arbeiten zu verrichten, denen sie sich in der Heimath nicht unterziehen würden; denn wer hier sein Fortkommen finden will, muß hart arbeiten oder Geld haben, dieses trägt hier immer 15 — 20 Prozent. Es fehlt hier an Kapitalisten, aber lächerlich ist die so oft in England gehörte Behauptung, daß die Regierung eine große Anzahl von Personen zusammen ausschicken sollte; diese Massen von Ankömmlingen würden vielleicht darben müssen, bis man Arbeit für sie gefunden hätte; in jedem Falle würden sie den Arbeitslohn noch mehr herabdrücken; Mädchen wären am willkommensten hier, denn es finden sich sehr wenige Hände zum Nähen u. dgl.

Die Stadt Adelaide ist 7 engl. Meilen vom Hafen entfernt, der sich in einer engen kleinen Bucht in kleiner Entfernung von dem Meere befindet. Große Schiffe müssen im Meere auf der Rhede liegen, da die Bucht nicht tief genug ist; von dort aus werden die Waaren auf Schleifen und Karren in die Stadt gebracht. In Kurzem werden wir auch eine Eisenbahn haben, schon ist eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gebildet. Adelaide ist keine Stadt, die den Europäern gefällt; sie nimmt sehr vielen Raum ein, da die Häuser meistens sehr zerstreut liegen. In der Hauptstraße findet man alle Arten Häuser; hölzerne Schoppen, große Backsteingebäude stehen neben einander ohne die geringste Regelmäßigkeit. Die Straßen sind sehr schlecht, von Fußwegen ist keine Rede; jeder Hausbesitzer kann vor seinem Hause pflastern lassen, was und wie er will; so sind ganze Strecken in den Straßen gar nicht gepflastert, in der Regenzeit übersteigt daher der Schmutz allen Begriff: man kann nur mit großen, hohen Stiefeln durchkommen. Wir sind nun tief im Winter und haben daher fortwährend Regen, wodurch aber das so sehr ausgebrannte Gras wieder ganz frisch geworden ist. Um die Stadt schließt sich eine 6 Meilen weite Hügelreihe, und gibt der Gegend ein sehr romantisches Aussehen. Der Boden ist meistens sehr fruchtbar; die um die Stadt herumliegenden Felder sind umzäunt und meistens sehr gut gebaut. Die Güter, welche in der Nähe der Stadt sind, steigen sehr im Preise; der Morgen gilt 25 Pfund; dasselbe wird auch in der Stadt für einen Bauplatz bezahlt und das nicht einmal in einer Hauptstraße. Lebensmittel sind hier sehr billig, das Brennholz aber ziemlich theuer. Die Stadt hat wenige Brunnen; das Wasser muß daher in großen Fässern vom Flusse geholt und theuer bezahlt werden. Viele Personen haben Aktien in den Bergwerken und befinden sich sehr gut dabei; bei unserer Ankunft kostete eine Aktie des Burra Bergwerkes fünf Pfund, jetzt 160. Fabrikwaaren sind sehr theuer, besonders eisernes und irdenes Geschirr, eben so auch Baumwollenwaaren. Außer den vielen Deutschen, welche hier sind, gibt es auch eine große Anzahl Juden. Der schlimmste Umstand für Kaufleute ist, daß sie oft lange auf Waaren von England warten müssen, wenn ihr Vorrath erschöpft ist; nützliche und verhältnißmäßig wohlfeile Artikel werden besser als Luxusgegenstände verkauft. Sehr schwer hält es, einen Kaufladen in einer Hauptstraße zu bekommen.

Um diese Zeit muß man sich hier so warm wie in England kleiden, da der Regen die Nächte und Morgen sehr kühl macht; scheint aber die Sonne, so ist es sehr heiß. Im Sommer regnet es oft länger als vier Monate gar nicht; die Hitze trocknet dann Alles aus. Um die Stadt herum liegen zehn bis zwölf Dörfer, die zum Theil sehr bevölkert sind, wie der ganze Distrikt; doch finden noch viele Platz, wenn sie sich nur ausbreiten wollen und nicht in größerer Anzahl kommen, als sie mit Arbeit versehen werden können.

* * *

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Sonntag № 208 30 Dezember 1849.

Der Schiffskobold.

(Schluß.)

Der Schrecken des Kapitäns war jetzt unaussprechlich; er war von Entsetzen so überwältigt, daß sich seine Offiziere wunderten, wie ein so muthiger Mann so angegriffen seyn könne. Er war wie wahnsinnig, und auf dem Schiffe herrschte unbeschreiblicher Schrecken und Verwirrung. Das Schiff bewegte sich in den Wellen wie ein unlenkbares Wrack, und die Seeleute und Seesoldaten liefen unordentlich unter einander umher. Jones that Alles, was einem wackern Offizier möglich war, um die Subordination zu erhalten, denn er lief umher und fluchte entsetzlich und prügelte die Einen und schlug die Andern zu Boden.

Was den Kapitän betraf, so bezogen sich alle seine Kommandos auf den Bösen oder das Gespenst, wie er es jetzt nannte, dem Keiner entgegentreten wollte. Diese neue Benennung war ein Unglück. Die Matrosen fürchteten sich nicht so sehr, dem Teufel entgegenzutreten, denn sie waren in dem Bewußtseyn erzogen, daß er ihr schlauer und gefährlicher Feind sey, gegen den sie kämpfen müßten; die Idee aber, daß ein Gespenst bei ihnen spuke, machte sie alle zu feigen Memmen. Der Kapitän suchte zuerst Zuflucht in der Kajüte, aber die Beschränktheit derselben beängstigte ihn und der Gedanke, daß das gespenstische Wesen in die Thür treten und ihm den Rückzug abschneiden könne, erschütterte seine Nerven, und von dort flog er bis zum Kompaßhäuschen, wo er mit vor Bewegung zitternder Stimme beide Boote auszusetzen und das Schiff anzuzünden befahl.

„Heraus mit den Booten, heraus mit den Booten!“ erscholl es jetzt von einem Theile der Mannschaft, und: „Nein, nein!“ vom andern. Und inmitten dieser Verwirrung kommt das Geschöpf aus dem Vorderkastell mit seinem Faß auf dem Rücken und einem Beile in der Hand, als fordere es, daß es aufgebrochen werde, und ging mit fest auf den Kapitän gehefteten Augen geradewegs auf ihn zu. Die Mannschaft floh davor zum Theil in das Takelwerk, zum Theil an verschiedene andere Plätze, der Kapitän aber sprang mit einem wahnsinnigen Schrei des entsetzlichsten Schreckens auf das Verdeck, warf sich über Bord und verschwand in den Wellen.

Hierauf stürzte sich das Geschöpf mit koboldigem Lachen auf seinen Korb und sprang mit diesem in beiden Händen über Bord, unserm unglücklichen Kapitän nach. Die Jolle ward ausgesetzt und mit dem Bootsmann und noch zwei Andern bemannt, ehe sie aber vom Schiffe loskommen konnten (denn sie fanden nicht eben sonderliches Vergnügen an ihrem Auftrage), sahen Diejenigen, welche sich an Bord befanden, wie das dämonische Geschöpf Kapitän M'Nicol aus dem Wasser und in den höllischen Korb zog und mit ihm in diesem wie ein Schiff mit vollen Segeln dahin trieb; wir hörten einige abgebrochene kurze Schreie von dem Unglücklichen, und das war Alles. Sie waren uns bald aus dem Gesichte, und man hat weder zur See noch zu Lande je wieder Etwas von ihnen gehört.

In dem Augenblicke, wo der Kapitän und sein Verfolger das Schiff verließen, erhob sich dasselbe zu seiner früheren Wasserlinie, und zwar nicht allmälig, sondern mit einem Sprunge, was ich sowohl sah als fühlte, und daher für die Wahrheit Zeugniß ablegen kann. Das Merkwürdigste von Allem aber war Das, was ich nicht behaupten kann, da ich dergleichen Dinge nicht verstehe, es scheint aber, daß wir von dem Orkane sehr weit südlich geführt worden waren, und daß wir am Tage darauf wieder dieselbe Strecke durchsegelt hatten, so daß sich die letzte Katastrophe gerade an demselben Flecke ereignete, wie die erste, und der Kapitän wußte dieß ohne Zweifel, als er sagte:

„Es scheint also, als sollten wir nicht über diese Breite, diese verfluchte Stelle hinauskommen.“

Was hier in früherer Zeit geschehen war, mußte der Vermuthung überlassen bleiben, und damit Ihr Alle vermuthen könnt, so gut wie Diejenigen, welche sich an Bord befanden, so muß ich Euch erzählen, daß das Erste, was wir thaten, nachdem wir das Schiff wieder in segelfertige Verfassung gebracht hatten, war, das Faß zu öffnen, von dem unser höllischer Besuch so viel Wesens gemacht hatte. Dieß geschah auf dem Verdeck vor mehr als hundert Zeugen, und Alles, was es enthielt, war der Körper eines jungen Weibes, dem die Eingeweide ausgenommen und der in zwei Stücke zerschnitten und in ein Salzfleischfaß gesteckt worden war;

Digitized by Google

und es zeigte sich ferner, daß das Frauenzimmer durch Kehlabschneiden ermordet worden, und dieß ist Alles, was ich davon gewiß weiß. Ich hörte später, das war aber lange, nachdem ich nach Aprshire gekommen war, daß Kapitän M'Nicol einmal ein hübsches junges ausländisches Paar, das nach Liverpool ging, an Bord gehabt. Der junge Mann verschwand, und so viel war gewiß, daß der Kapitän von seiner Geliebten Besitz nahm. Ob dieß aber ihr Körper war oder nicht, kann ich nicht sagen. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß eine große schreiende Sünde auf oder nahe bei der Stelle auf dem hohen Meere begangen worden war, wo unsern Kapitän ein so furchtbares Schicksal betroffen hatte. Und es sollte Euch jungen Leuten allen, die Ihr die Welt noch vor Euch habt, eine Warnung seyn, nie eine gottlose That zu begehen, in der Hoffnung, daß sie im Dunkel begraben bleiben werde. Wenn Ihr nur an die Möglichkeit denkt, daß sie ans Tageslicht kommen könnte, und welche Schande und Ruin daraus entspringen würde, so wird es Euch zurückhalten, wenn Ihr nicht vollkommen Sklaven Eurer eignen gottlosen Neigungen seyd. Auf alle Fälle könnt Ihr Euch aber darauf verlassen, daß ein Tag erscheint, wo jede im Fleische verübte böse That offen dargelegt und dem Spotte der Menschen und Engel überliefert werden wird.

Abu Obaida, der Arzt der Wüste.

(Schluß.)

Unter dem Bogen einer alten Wasserleitung, durch eine Wand von üppigen Weinreben geschützt, stand Obaida unruhig und beobachtete die Straße, die, ein weißer, glänzender Streifen, sich mondbeleuchtet von den unfernen Hügeln herab nach Konstantine vorüberschlängelte.

Eine tiefe Ruhe lag über der Landschaft, die schlanken Minarets, die weißgetünchten Häuser glänzten im Mondschein und gewährten einen prächtigen Anblick.

Aber die friedliche Ruhe dieser üppigen und großartigen Natur wirkte auf Obaidas Gemüth nicht wohlthätig und beruhigend zurück. Seine Gedanken stürmten wild durcheinander, Vergangenheit und Zukunft kämpften einen wilden, verzweifelten Kampf. War dieser kühne, kräftige Jüngling wirklich sein Sohn? Ein Gefühl von Freude strebte in seiner kräftigen Seele empor — ein leises Lächeln zuckte bei diesem Gedanken um seine Lippen. Und Zoraida — er hatte niemals gedacht, daß sein vereistes Herz so an ihr hänge! . . . Aber dieser furchtbare Undank! . . . Nein! Er hatte sie streng, hart, grausam behandelt, durfte er hoffen, daß ihr Herz mit Liebe an ihm hänge? . . . Und so mächtig war der Einfluß dieser Gedanken, daß er sich fast fürchtete, in die Einsamkeit des Hauses am Saume der Wüste zurückzukehren! Er wollte und mußte sie wieder haben — sie, die Undankbare, und ihn, den Entführer!

Bei der Unmöglichkeit, ein vierfach überlegenes Kommando anzugreifen, hatte Obaida einen andern, ausführbareren Plan entworfen. Er wußte, daß die in der Nacht anlangenden Transportzüge gewöhnlich einige Meilen vor der Stadt liegen blieben, um am andern Morgen die Waarenballen gleich an Ort und Stelle abladen zu können; er wußte auch, daß in der Regel einige der begleitenden Offiziere nach der Stadt ritten, theils um dort ein bequemeres und besseres Quartier nach den Strapazen der Reise zu finden, theils um die Ankunft der Karavane zu melden.

Obaida erwartete mit Sicherheit, daß Albert zu Gunsten Zoraidens von diesem herkömmlichen Vorrecht Gebrauch machen werde, und er täuschte sich nicht. Nach kurzem Harren erschien ein kleiner Reiterzug auf der Spitze des Hügels und bewegte sich in langsamem Trabe der Stadt zu.

Die Pferde und Kameele waren getränkt und gefüttert, der unglückliche Haschem von Neuem auf den Rücken eines Dromedars angeschnürt, als die Reiter den Ruinen gegenüber angelangt waren und Obaida das Zeichen zum Aufbruch gab.

Mit Windesschnelle flogen die Rosse der Beduinen über den ungleichen Boden. Nach einem kurzen, unblutigen Kampfe waren die arglosen Reiter überwältigt, und erst, als die Razzia eine weite Strecke nach der entgegengesetzten Seite hin zurückgelegt hatte, erkannten die Gefangenen den neuen Herrn ihres Schicksals.

„Obaida!“ hauchte Zoraida, und ihr schönes Haupt senkte sich erbleichend zur Erde.

„Der Marquis d'Argout!“ flüsterte Albert, „also doch ein Verräther!“

Schluß.

Auf der Ebene vor dem einsamen Hause herrschte ein reges, lebendiges Treiben.

Eine Abtheilung des Leibregiments Abd-el-Kaders hatte hier ihre Zelte aufgeschlagen. Der Emir hatte seine Großoffiziere hierher berufen, um gemeinschaftlich mit ihnen und Abu Obaida einen größern Kriegsrath zu halten, wie er stets in schwierigen Lagen zu thun pflegte.

In dem unheimlichen Studierzimmer saßen der Arzt und der Emir beisammen und schauten mit ernsten, trüben Blicken den blauen Wölkchen nach, die sie in langen Zügen dem Chibuck entflogen.

„Und dieser Haschem,“ sagte der Emir, zornig die

schwarzen Brauen zusammenziehend, „dieser Elende, den ich mit Wohlthaten und Geschenken überschüttet, mich und die Sache seiner Landsleute so schändlich zu verrathen! Du fluchst der französischen Demoralisation, Obaida . . . Du thust unrecht daran, die Menschen sind überall Ungeheuer und Bestien! Aber dieser Undank empört mich . . .“

„Du hättest die Scene zwischen ihm und Zoraida mit ansehen sollen, diese viehische Rohheit, verübt an der Tochter eines Mannes, dessen Kunst ihm zweimal das Leben gerettet! Sie verdient eine grausame Rache!“

„Allah akbar! Sie soll vollzogen werden! Aber, Obaida, ich möchte wissen, wie weit sein schändlicher Verrath sich erstreckt. Ich sandte ihm noch nach Deiner Abreise Depeschen, deren unvermeidliche Andeutungen uns jetzt, unter veränderten Umständen, unendlich nachtheilig werden können.“

„Wir wollen ihn wohl zum Geständniß bringen!“ antwortete der Arzt und ein unheimliches Lächeln zuckte um seine Lippen.

Er rührte ein silbernes Glöckchen und nach wenigen Augenblicken stand Haschem vor seinen Richtern.

Bis zu diesem Augenblick hatte Niemand zu Haschem gesprochen. Dieses furchtbare Schweigen hatte seine Angst fast bis zum Wahnsinn gesteigert. Er wußte, daß sein Schicksal in der Hand unerbittlicher Richter ruhte.

„Wir haben Dich nicht rufen lassen, Haschem, um Deine Verbrechen von Dir rechtfertigen zu lassen, die klar und erwiesen sind. Du bist ein doppelter Verräther gewesen . . . aber Du kannst Dein Schicksal erleichtern, wenn Du uns offen gestehst, wie weit Du Deinen Verrath rücksichtlich der letzten Mittheilungen des Emirs getrieben und welches die Pläne Deiner neuen Freunde sind.“

So feig Haschem war, so tückisch und boshaft war er. Einmal dem Tode geweiht, kitzelte es ihn, den Wunsch seiner unerbittlichen Richter unerfüllt zu lassen.

Er schwieg hartnäckig.

„Du willst nicht antworten, Haschem?“

Ein trotziger Hohn spielte um die Lippen des Türken . . . er schwieg.

Der Arzt der Wüste erhob sich mit einem gräßlichen Lächeln.

Ich frage Dich zum letzten Mal . . . Du stirbst eines fürchterlichen Todes!“

Haschem zitterte, aber er antwortete nicht.

Obaida verschwand hinter dem Vorhang.

Man hörte das Rasseln eines eisernen Gitters.

„Auf, Hekate!“

Auf den Ruf ihres Herrn kroch die Schlange langsam und träge aus ihrem Käfig hervor und durchzog in langen Windungen das Zimmer, aber kaum hatte sie Haschem erblickt, dessen rothes Oberkleid ihre Wuth reizte, als sie sich zischend und züngelnd emporrichtete.

Haschem zitterte heftig. Entsetzen malte sich in seinen Blicken. Aber bevor er noch ein Wort hervorbringen konnte, hatte die wüthende Bestie ihn mit ihrem feuchten, kalten Körper umschlungen. Mit der Kraft der Todesangst hielt er sie unterhalb des Rachens gepackt . . . ihr giftiger Athem wehte ihn an . . . immer schwächer wurde die Kraft seines Armes . . . immer näher kam ihr Rachen seinem aschgrau gewordenenen Gesicht.

„Willst Du jetzt antworten, Haschem?“

Er hatte nicht mehr die Kraft zu sprechen, die Schlange hatte ihre letzte Windung erstickend um seinen nackten Hals geschlungen, aber er machte ein bejahendes Zeichen.

„Zurück, Hekate!“ rief Obaida und berührte sie mit dem elektrischen Stabe. Aber Obaida hatte zu lange gezögert. Der Arm Haschems sank erschöpft zurück, die Schlange schlug ihr scharfes Gebiß in seine fleischigen Halsmuskeln, ein krampfhaftes Zittern durchzuckte den Körper des Opfers und nach wenigen Sekunden fiel er entseelt auf den Boden.

In der nächsten Stunde bot das andere Zimmer des Hauses den Anblick einer freundlicheren Scene. Eine wehmüthige Freude hatte den düsteren Ernst vom Angesicht Abaidas verdrängt. Thränen perlten aus seinen Augen, während seine Hände segnend auf den Häuptern Alberts und Zoraidens ruhten, die vor ihm knieten.

Albert hatte den Vater gefunden, den er so lange und so sehnsüchtig gesucht. Der Tod der treulosen Gattin hatte Obaida versöhnt. Eine Welt neuer Gefühle erblühte in seinem Herzen, in diesem Herzen, das seit Jahren ertödtet, keiner freudigen Rührung mehr fähig zu seyn glaubte.

Als nach wenigen Wochen Abd-el-Kader gezwungen wurde, ins marokkanische Gebiet zu fliehen, verließ auch Abu Obaida das einsame Haus. Nach einem kurzen Aufenthalt in Oran, nachdem Albert und Zoraida den Segen der Kirche empfangen, verließ der Doktor Dugardin mit seiner Familie für immer die alte Welt, um in der neuen ein neues Leben zu beginnen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Das Augsburger Anzeigeblatt berichtet folgendes Jagdresultat vom Kellerberg an der Südbahn: Bei der unlängst in hiesiger Umgegend abgehaltenen Bauernjagd wurden folgende Stücke erlegt: 4 Geisen, 1 Bock, 3 Füchse, 2 Hasen, 11 Hennen, 2 Katzen, 14 Tauben, 3 Dachshunde, 8 zahme Enten, 1 Haushahn, 1 Gränzsäule und 2 Ortstafeln; dagegen nur angeschossen: 1 Metzgerknecht, 4 Schützen, 1 Bahnwart, 2 Dienstbuben, und 1 Gemeindediener.

Ein Sträußchen

Seiner kaiserl. Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzog

Johann von Oesterreich

in tiefster Ehrfurcht geweiht.

Näher und näher rückt sie heran die Stunde des Scheidens,
Dir und den Deinen zur Lust, Vielen der Deutschen zum Schmerz.
Als bei Beginn des vorigen Jahres der Sturm sich in Westen
Unheilbringend erhob, und sich nach Deutschland gewälzt;
Als die Monarchen am Iser, wie an der Spree ihren Völkern
Jenes köstliche Gut, goldene Freiheit verlieh'n;
Da erschallten die Stimmen mit tausendfältigem Echo;
„Alles was deutschen Geblüts, reich' sich zum Bunde die Hand!
Hoch sollt' Germania als eine Macht ersten Ranges erstehen,
Und zu dem mächtigen Bau ein' sich zersplitterte Kraft.
Rasch entsandten die freien Völker Germaniens Männer,
Die für des Vaterlands Wohl, eilten vom heimischen Heerd.
Als die Vertreter der Völker sich freundlich und herzlich begrüßten,
Schritten sie ernstlich zum Werk, aber noch fehlte der Hort.
Lange schwankte die Waage — wird ein Mann aus dem Volke?
Oder von höherem Stand, hier an die Spitze gestellt?
Plötzlich doch fiel die Wahl auf den Fürsten aus Habsburgs Geblüte,
Nicht weilzer Fürst, galt die Wahl, sondern obgleich er ein Fürst!
Als nun die treffliche Wahl nach allen Winden gedrungen,
War des Jubels kein End', Alle erkannten den Werth.
Bald erschien er, der würdige Fürst, in Germaniens Gauen,
Reich in des Wissens Bezirk, hoch durch Geburt und im Rang.
Nun wurd' berathen, es meinten es viele Vertreter recht ehrlich,
Lange verbarg sich der Schalk, wühlte nur heimlich im Volk.
Große Debatten erschwerten das Werk von Deutschlands Verfassung,
Denn nach verschiedenem Ziel, strebten die Männer des Volks.
Monden an Monden verstrichen, immer verwirrter und schlimmer
Stellte der Kampf sich heraus, durch die Parteien geführt.
Manche Vertreter erkennend, daß auf vulkanischem Boden
Schwanke das schwindelnde Werk, traten bei Zeiten zurück.
Immer lichter und lichter wurden die Reihen der Guten,
Dreister die linke Partei, toll durch fanatischen Geist.
Ganz vollendet ward die Verfassung auf breitester Basis,
Alle Rechte dem Volk, aber den Fürsten nur Schmach.
Oestreich zog sich zurück, der Süden zerfiel mit dem Norden.
Wem einst das Szepter zu Theil, deckte der Schleier noch zu.
Als noch die Fürsten vermittelnd die neue Verfassung erkannten,
Stürmt verheerend Brand über Germanien los.
Ein anarchischer Zustand hätte ganz Deutschland zerstöret.
Hätten die Heere vereint, nicht mit dem Muthe gekämpft.
Alle die Gräuel eines fanatisch zerstörenden Kampfes
Hat unser Auge geschaut, haben das Inn're empört.
Was wär' aus Deutschland geworden! im jeglichen Sinne zersplittert,
Hättest Du würdiger Fürst! nicht in der Stellung verweilt.
Ernst sprachst Du — fest — „eine Würde, die mir die Völker vertrauten,
Lege ich dann erst zurück, wenn es Germania frommt."
Denn so ist es gekommen! — Erst die Hyder zertreten.
Einten die Fürsten sich bald auf diplomatischem Weg.
Was auch die Zukunft noch birgt, wir wollen das Beste nur hoffen!
Aus der Asche verjüngt, steigt ja der Phönix empor.
Dir erhabener Prinz! Dir zollen Tausend von Völkern
Dank! unendlichen Dank, der auch im Leth nicht erstirbt.
Hoch stehst Du als Fürst — in allen Fächern bewandert,
Durch den gemüthlichen Sinn, fesselst Du jegliches Herz.
Wenn im Strome der Zeit, manche fürstliche Größe verschwunden,
Stehet in Achtung und Ehr'n, Johann von Oesterreich noch.
Wenn Du im Schooße des häuslichen Glückes, am heimischen Heerde,
Jener stürmischen Zeit, jener Epoche gedenkst.
Schließe die Guten der Völker, Deine heißen Verehrer
Aus dem Gedächtniß nicht aus, denke mit Liebe an sie!
Lebe wohl! als Fürst, als glücklicher Gatte und Vater."
Was hier der Barde gesagt, fühlt auch Deutschland mit ihm.
Heiße Wünsche für Deine Gesundheit, — sie seyen Begleiter.
Heil Dir würdiger Prinz! denke oft huldreich zurück.

Joh. Bapt. Edler von Rettich.

Druck und Verlag bei Wailand's Wittib zu Aschaffenburg.

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google